Digitized by Google

P Germ 183.1

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

IN MEMORY OF
FRANKLIN TEMPLE INGRAHAM
CLASS OF 1914

SECOND LIEUTENANT
COAST ARTILLERY CORPS
UNITED STATES ARMY

WELLESLEY, MASSACHUSETTS
MAY 23.1891 APRIL 11.1918

Digitized by Google

Die Fackel.

Literaturblatt

zur

Förderung geiſtiger Freiheit.

Redigirt und herausgegeben

von

Samuel Ludvigh.

Achtzehnter Jahrgang.

Cincinnati, O.

1866.

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE LIBRARY
INGRAHAM FUND
MAY 5 1943

Senſualismus.

Von Dr. Heinrich Czolbe.

Einleitung.

Wir beginnen den **achtzehnten** Jahrgang der Fackel. Jene der vielen Leſer des Blattes, die uns im Geiſte von Anbeginn gefolgt ſind, erkennen es, daß die Tendenz, nämlich: Förderung geiſtiger Freiheit, ſtets dieſelbe iſt; daß aber ein ſtufenweiſer Fortſchritt uns im Gebiete der Forſchung von der Beſprechung der Bibel, ihrer Heroen und ihrer Widerſprüche, von der Erörterung und Widerlegung der chriſtlichen Dogmen auf das Feld der **Negation** geführt hat, wo wir ſo oft hören mußten: „Du ſchütteſt das Kind mit dem Bade aus.“ Ja, dieſer Vorwurf der Halbheit iſt gerecht, aber auch völlig zu rechtfertigen. Das **Kind** iſt ja nichts Anderes als die in chriſtlich dogmatiſche Windeln gewickelte überſinnliche Religion und ſpeculative Philoſophie. Dieſe aber muß mit dem Bade der craſſen Superſtition ausgeſchüttet werden, um den Menſchen zu einem ſelbſtſtändigen höheren Weſen heranzubilden, das über jeden Zweifel erhaben unerſchütterlich feſt ſteht auf ſeinem Standpunkt der auf das Stoffliche der Natur baſirten Wahrheit. — Thomas Paine, Strauß, Bruno Bauer und Feuerbach, die den Leſern der Fackel nicht nur dem Namen, ſondern auch den Principien nach bekannt ſind, kömmt das Verdienſt zu, aus Gläubigen Zweifler gemacht zu haben, das Ueberſinnliche zu negiren und bei Vielen ſogar Widerwillen dagegen zu erwecken. Obigen Männern des Fortſchritts reihten wir, gleichſam an eine geiſtige Perlenſchnur, die Namen eines Vogt, Büchner und Moleſchott an, indem wir den Leſer mit dem Weſen ihrer gehaltvollen Schriften vertraut machten. Vom Leichten gingen wir zum Schwereren über. Die Pfaffengeißelung wurde als unzureichend bei Seite gelegt, und auf dem Wege der Negation und Bekämpfung theologiſcher Syſteme und Irrthümer kamen wir bei jener Station des Fortſchritts an, wo weder uns ſelbſt, noch andren gebildeten Leſern die ſpeculative Philoſophie genügt, wo wir uns nach etwas Neuem, nach etwas Poſitivem ſehnen und dieſe Sehnſucht kann blos durch den **Senſualismus**, durch die Kenntniß unſerer Sinne und der Sinnenwelt befriedigt werden. Um Dieſes zu erreichen, haben wir das ernſte Feld der **Pſychologie** u. der **Phyſiologie** zu betreten, ſo wie auch die **phyſiſchen u. chemiſchen** Kräfte zu erklären. Mag da nun wieder hie und da ein Leſer ſagen: „Die Fackel war früher beſſer als jetzt; dieſe gelehrten Abhandlungen verſtehe ich ja kaum;“ ſo erwiedre ich einem Solchen: „Ueben Sie Ihre Verſtandeskräfte, leſen Sie das Unverſtandene oder kaum Verſtandene zwei Mal, drei Mal und Sie werden bald das Ganze verſtehen und im Geiſte vorwärts ſchreiten.“

Das Grundprincip des Senſualismus iſt, bei allem Denken die Annahme überſinnlicher Dinge auszuſchließen. Wir haben nach klaren Begriffen zu ſtreben, um über den Zuſammenhang der Dinge richtig zu urtheilen, und da muß denn aus der Wiſſenſchaft alles Unklare überſinnlicher Glaubensduſeleien von Myſterien, Geiſtern und Göttern ausgeſchloſſen bleiben. Der Senſualismus läßt keine Phantaſiegebilde zu; er ſtrebt nach einer Erkenntniß der Welt, welche anſchaulich iſt und plaſtiſch wie die antike Religion der Griechen. Die Griechen **vergötterten** die Naturkräfte und gaben ihnen Form durch Kunſt. Die moderne Naturwiſſenſchaft **entgöttert** die Natur und heiligt ihre ſchöpferiſchen Kräfte durch Erkenntniß ihrer Wirkung. Die Verbreitung des Chriſtenthums emancipirte zuerſt die Naturwiſſenſchaften und ſo gab es ſeinem ſchlimmſten Feinde die Fähigkeit, ſich zu der Macht zu erheben, welcher es endlich ret-

Digitized by Google

tungslos wird unterliegen müſſen. Galiläi, Kepler und Baco von Verulam legten den Grundſtein zu dieſer Macht die gehemmt, doch nicht unterdrückt werden kann. Das Chriſtenthum hat unbedingt das Fundament zu einer atheiſtiſchen Naturwiſſenſchaft, ſo wie zu einer atheiſtiſchen Politik und Moral gelegt, die trotz Inquiſition und Concilien Wurzel gefaßt hat, aus denen ſich der herrliche Baum der Erkenntniß entwickeln wird. — Nach dieſer Einleitung beginnen wir nun den neuen Band der Fackel mit der neuen Lehre des Senſualismus, wie er von *Dr.* Czolbe dargeſtellt und erklärt wird.

Pſychologie.

Die Nerven als poſitives Subſtrat.

Für ſinnlich wahrnehmbare Bedingungen der geiſtigen Vorgänge im Menſchen und ſeiner Handlungen hält man einerſeits das Nervenſyſtem, andrerſeits diejenigen phyſikaliſchen Agentien, welche auf die Sinnesnerven wirken.

In den fünf Sinnesorganen beginnen die Nervenfäden, verlaufen zur Schädelhöhle, wo ſie, wie es ſcheint, mit eigenen Fäden des Gehirns und Anhäufungen von Ganglienzellen zu den Organen deſſelben zuſammengelegt ſind. Daraus treten wieder Nervenfäden hervor, um in den Muskeln zu enden. Die phyſikaliſchen Agentien, welche direkt auf die Sinnesnerven wirken, ſind theils einfache mitgetheilte Bewegungen in ihren verſchiedenen Modificationen z. B. Berührung, Druck und und Stoß, theils Vibrationen. Ebenſo wie der Schall werden von Faraday u. A. ſämmtliche Imponderabilien als Vibrationen, oder ähnliche mitgetheilte Bewegungen betrachtet und in den Umfang dieſes Begriffes ſcheinen auch Geſchmack und Geruch zu gehören, indem ſie bei atomiſtiſchen oder molecularen Proceſſen z. B. dem chemiſchen, der Auflöſung — ähnlich entſtehen dürften, wie Licht, Wärme und Elektricität.

Da wir nun wahrnehmen, daß dieſe phyſikaliſchen Agentien auf die Sinnesnerven eine Wirkung ausüben und da als ihre verbreitetſte, oder allgemeinſte Wirkung auf die Körper ihre Fortpflanzung in dieſelben bekannt iſt, müſſen wir vorläufig ſchließen, daß ſie ſich auch in die Sinnesnerven und deren Verlauf fortpflanzen. Gegen dieſen Schluß iſt nämlich die Thatſache, daß die Anwendung von Druck Stoß und Elektricität auf den Seh- und Hör Nerven Wahrnehmungen von Licht und Schall (feurige Scheine, Blitze, Kreiſe) bewirkt, als Einwand erhoben worden, da doch bei mechaniſcher Fortpflanzung, wie es ſcheint, Wahrnehmung von Druck, Stoß und Elektricität entſtehen müßte. Die folgende Betrachtung wird zeigen, daß dieſer Einwand ganz unzureichend iſt.

Eine der Bedingungen zur Fortpflanzung von Vibrationen iſt die Elaſticität des Mediums. Es iſt namentlich nach Wertheim's Unterſuchungen über Cohäſions- und Elaſticitäts-Verhältniſſe der Nerven kein Grund ihnen Elaſticität abzuſprechen, die freilich nicht der Elaſticität ähnlich ſein wird, wie ſie z. B. in Glocken, dem Kautſchuk, der Luft ſtattfindet. Dubois-Reymond nennt die Nerven elaſtiſch weich. Aus der Thatſache, daß ſich dieſelbe Vibrationsbewegung in verſchiedenen elaſtiſchen Körpern mit ſehr verſchiedener Geſchwindigkeit fortpflanzt, in manchen ihre Fortpflanzung wahrnehmbar wenigſtens gar nicht ſtattfindet, folgt nun, daß es Körper von ſo eigenthümlicher Elaſticität geben kann, daß ſie nur für e i n e beſtimmte Art von Vibrationen das Subſtrat bilden, oder dieſelbe fortpflanzen. Wenn ſolche Körper durch irgend eine andere Art einfacher oder vibrirender Bewegung von gewiſſer Intenſität einen Anſtoß erhalten, können ſie hiernach dieſe Bewegung zwar nicht fortpflanzen: indem dieſelbe aber reflectirt wird, werden ſie dennoch durch den in der Spitze des Reflexionswinkels erfolgten Anſtoß, weil die Beſchaffenheit deſſelben bei ſämmtlichen einfachen und vibrirenden Bewegungen, oder Imponderabilien wegen ihrer oben erwähnten von Faraday anerkannten weſentlich gleichen Beſchaffenheit ganz identiſch ſein muß, in der ihrer eigenen Elaſticität angemeſſenen, ſo zu ſagen vorherbeſtimmten Vibrationsbewegung ſchwingen.*) Vergleicht man mit der Annahme ſo beſchaffener Körper die Thatſache, daß wir durch jeden Sinnesnerven nur e i n e Art von Erſcheinungen wahrnehmen, was man ſeine ſpecifiſche Energie nennt, ſo wird man ſchließen können, daß jeder Sinnesnerv durch ſeine atomiſtiſche, oder moleculare Struktur eine ſo eigenthümliche Elaſticität beſitze, daß er ſtets nur eine Art der ihn treffenden phyſikaliſchen Agentien mechaniſch fortzupflanzen im Stande iſt, und auch dann in der ſeiner Elaſticität angemeſſenen, oder durch dieſelbe vorherbeſtimmten Vibration ſchwingen muß, wenn er durch irgend eine andere Art einfacher, oder vibrirender Bewegung von gewiſſer Intenſität einen Anſtoß erhält. Die Thatſache, daß Anwendung von Druck, Stoß und Elektricität auf den Seh- und Hörnerven Wahrnehmungen von Licht und Schall bewirkt, widerlegt alſo keineswegs den oben gebildeten damals nur vorläufigen, jetzt aber definitiven Schluß, daß die phyſikaliſchen Agentien ſich mechaniſch in die Sinnesnerven fortpflanzen. Dieſe ſind paſſives Subſtrat, können aber trotzdem in Folge eines fremdartigen Anſtoßes die ihnen angemeſſene Thätigkeit bewirken. Darin liegt durchaus kein Widerſpruch.

Da auch Lotze in der Thatſache, daß ein Nerv durch die verſchiedenartigſten Reize ſtets nur in dieſelbe Art phyſiſcher Zuſtände verſetzt wird, nichts Wunderbares, oder Geheimnißvolles findet, indem der Reiz ſein Subſtrat ja nicht als leeren Raum, ſondern in ſo ſpecifiſch gearteter Form vorfinde, daß es die Form der Wirkung des

*) Helmholtz ſagt in ſeiner Schrift über die Wechſelwirkung der Naturkräfte (Königsberg 1854): „Wärme, Elektricität, Magnetismus, Licht, chemiſche Verwandtſchaft ſtehen mit den mechaniſchen Kräften in enger Verbindung. Von jeder dieſer verſchiedenen Erſcheinungsweiſen der Naturkräfte aus kann man jede andere in Bewegung ſetzen, meiſtens nicht blos auf einem, ſondern auf mannigfach verſchiedenen Wegen."

Digitized by Google

Reizes nothwendig mitbeſtimmen müſſe, da er dieſen Vorgang als den Anſtoß eines elaſtiſchen Körpers veranſchaulicht und auch auf das Identiſche in dem bloßem Anſtoß aller verſchiedenartigen Imponderabilien hindeutet — ſo iſt wahrlich nicht einzuſehen, weshalb er die mechaniſche Fortpflanzung der phyſikaliſchen Agentien in die Nerven in Abrede ſtellt. Einen Grund hat er dafür nicht angegeben. Wenn man bedenkt, wie die Annahme der Nichtfortpflanzung ſofort ganz unklare Begriffe über die Nerventhätigkeit bedingt, die in gar keinem Zuſammenhange mit unſerer Empfindung des Lichtes, Schalles ꝛc. ſtehen und eine ſpeculative oder überſinnliche Pſychologie, mögen wir uns auch noch ſo ſehr dagegen ſträuben, zur nothwendigen Conſequenz haben —, wenn man erkannt hat, wie hier ganz unzweifelhaft der tiefſte Differenzpunkt des Senſualismus und einer ſpeculativen Weltauffaſſung liegt: ſo iſt die Oberflächlichkeit unbegreiflich, mit welcher ſelbſt ſenſualiſtiſche Phyſiologen z. B. Vogt und Moleſchott das Dogma von der Nichtfortpflanzung der phyſikaliſchen Agentien in die Nerven unbeſehen hinnehmen und ſich dadurch jede befriedigende Entwickelung ihrer ſenſualiſtiſchen Grundanſicht abſolut unmöglich machen. Sie iſt allein möglich bei der Anerkennung, daß die phyſikaliſchen Agentien ſich in der auseinandergeſetzten Weiſe in die Nerven mechaniſch fortpflanzen.

Daß beim Neugebornen die Beſchaffenheit der verſchiedenen Sinnesnerven ganz dieſelbe ſei und erſt dadurch, daß jedes Sinnesorgan wegen ſeines eigenthümlichen Baues nur ein beſtimmtes Agens auf ſeinen Nerven wirken läßt, allmählig die ſpäter thatſächlich verſchiedene Beſchaffenheit, oder ſpeciſiſche Energie der Sinnesnerven entſtehe, ſcheint unrichtig zu ſein. Denn die Haut z. B. iſt ſo gebaut, daß die Licht- und Schallwellen ſich ganz gut hindurch in die zugehörigen Nerven fortpflanzen könnten; trotzdem nehmen wir Licht und Schall nicht durch die Haut wahr. Die Sinnesorgane können nur dazu dienen, gewiſſe Bedingungen, bevor ſie den Nerven treffen, zu verſtärken, ſie ſicher zum Nerven zu leiten und durch eine paſſende Lagerung des Nerven ſeine Berührung recht leicht und vollſtändig zu machen. Das Auge regelt den Gang der Lichtſtrahlen zum Sehnerven, ſo daß auf denſelben ein deutliches Bild fällt. Die überſinnliche ſpecifiſche Energie der Sinnesnerven, für welche wir nach dem Grundprincipe des Senſualismus einen **anſchaulichen** Begriff: ihre ſpecifiſche Elaſticität gefunden haben, wäre hiernach nicht allmählig entſtanden, ſondern den Nerven angeboren.

Die von Dubois Reymond u. A. in den Nerven erwieſenen elektriſchen Ströme dürften durch den Proceß entſtehen, welcher, wie wir annehmen müſſen, einen Wiederersatz der Nerven fortdauernd bewirkt. Damit ſtimmt zuſammen, daß die Ganglienzellen einerſeits von vielen Phyſiologen mit Grund für Apparate zum Wiederersatz der Nerven gehalten werden, indem dieſe als feine Röhren vielleicht den Inhalt der Ganglienzellen capillar, oder auch endosmotiſch ſehr langſam anziehen — andrerſeits die elektriſchen Lappen des Zitterrochens bloße Aggregate von ſehr großen multipolaren Ganglienkörperchen ſind, welche von einem ſehr reichen, weitmaſchigen Gefäßnetze durchwirkt werden.

Wir beobachten genug Räume, in denen gleichzeitig Licht, Schall, Elektricität, Duft ꝛc. ſtattfinden; es können ferner gleichzeitig eine unendlich große Zahl von Wellenſyſtemen ſich in demſelben Raume fortbewegen und ſich kreuzen, ohne ſich gegenſeitig zu ſtören: man denke an die große Zahl verſchiedener Tonwellenſyſteme, welche ein Orcheſter gleichzeitig in Bewegung ſetzt, an die tauſend Lichtſtrahlen, welche in einem erleuchteten Saale ſich kreuzen und deren jeder richtig und unverändert zu ſeinem Ziele kommt; ſoll doch kürzlich das Wiener Telegraphenamt außer Zweifel geſetzt haben, daß ein und derſelbe Draht in entgegengeſetzten Richtungen zu derſelben Zeit zur Beförderung telegraphiſcher Depeſchen verwendet werden kann, indem die elektriſchen Ströme ſich nicht kreuzen, ſondern an beiden Endpunkten anlangen. Aus dieſen Gründen darf es nicht für unmöglich gehalten werden, daß auch in den Nerven elektriſche Strömungen zugleich mit den andern Imponderabilien vorkommen. Daß in dem Momente der Reizung eines Nerven ſeine elektriſche Strömung eine **Schwächung** (Schwankung, oder Unterbrechung) erfährt, dürfte ein entſchiedener Beweis dafür ſein, daß Empfindung nicht auf Elektricität beruhe. In dieſem Falle müßte ja die permanente Strömung durch Reizung **verſtärkt** werden. Zwei verſchiedenartige Thätigkeiten aber, die gleichzeitig in demſelben Körper ſtattfinden, müſſen ſich ſtets einigermaaßen ſtören. Sollte es ſich auch für die Sinnesnerven beſtätigen, was nach Helmholtz für die Bewegungsnerven ſicher zu ſein ſcheint, daß die Geſchwindigkeit der Nervenaction ſehr viel geringer iſt, als die Geſchwindigkeit der bekannten Imponderabilien, ſo würde dies nicht widerlegen, daß das Licht im Sehnerven und deſſen Fortſetzung ins Gehirn, der Schall im Hörnerven ꝛc. thätig ſind. Es dürfte ihre gewöhnliche Geſchwindigkeit durch irgend einen Umſtand gehemmt werden und es liegt nahe, daß dieſe Hemmung wenigſtens zum Theil die gleichzeitig in den Nerven waltende Elektricität iſt. Dieſe Anſicht wird dadurch beſtätigt, daß nach Helmholtz die Geſchwindigkeit des Nervenproceſſes keineswegs eine conſtante, ſondern eine mit inneren Zuſtänden des Nerven wechſelnde iſt. Im geſunden Menſchen iſt ſie dreimal raſcher, als im Froſche.

Ich wiederhole es, daß die Schwächung oder Unterbrechung des elektriſchen Stromes in den Nerven durch Empfindung und Bewegung (die ſogenannte negative Stromesſchwankung) mir für einen entſchiedenen Beweis gilt, daß die Thätigkeit, welche Empfindung und Bewegung bedingt, etwas anderes als Elektricität iſt, daß dieſe nicht als die vollſtändige Nerventhätigkeit, ſondern nur als etwas **nebenherlaufendes** anzuſehen iſt.

Digitized by Google

Eine Erklärung der Empfindung iſt abſolut unausführbar, wenn man, wie einige exacte Naturforſcher z. B. Ludwig, Eckhard aus du Bois's gewiß ausgezeichneter Entdeckung den gar nicht nothwendigen, oder exacten, ſondern den ſehr willkührlichen Schluß macht, daß die Nervenaction allein elektriſch ſei. Du Bois ſelbſt hat dies nicht gethan. Ebenſo unexact iſt es, wenn Ludwig aus dem Reſultate der elektriſchen Unterſuchung du Bois's, nach welchem all e Orten die Nerven dieſelbe elektriſche Anordnung darbieten, auf eine vollſtändige Identität aller Nerven ſchließt. Indem Ludwig zugiebt, daß die chemiſche Unterſuchung der Nerven noch ſehr unvollkommen ſei und bei einer vollkommen identiſchen Form innerhalb des Nerven dennoch die mannigfaltigſte Anordnung der kraftentwickelnden Elemente beſtehen kann, ſo daß die Anatomie hier entweder gar nicht oder nur ſehr bedachtſam zur Entſcheidung herbeigezogen werden darf, ſcheint es mir eine Inconſequenz, wenn er zugleich deshalb die Nerven für überall identiſch erklärt, weil man durch phyſikaliſche, oder chemiſche Prüfungsmittel ihre Verſchiedenheit nicht erweiſen kann. Iſt denn eine richtige auf ſinnliche Wahrnehmung baſirte Logik nicht auch ein ſehr weſentliches Prüfungsmittel bei phyſiologiſchen Unterſuchungen? Mit Hülfe derſelben mußten wir oben auf eine verſchiedene innere Elaſticität der Sinnesnerven ſchließen. Da Ludwig vielfach auf die Exiſtenz von Atomen und eine Atomſtruktur ſchließt, Dinge, die noch kein Mikroskopiker geſehen hat und jemals ſehen wird, ſo dürfte es auch wohl wiſſenſchaftlich erlaubt ſein, auf eine durch verſchiedene Atomſtruktur bedingte verſchiedene innere Elaſticität der Sinnesnerven zu ſchließen. Wir beharren dabei und in der oben damit entwickelten Ueberzeugung, daß ſich die phyſikaliſchen Agentien mechaniſch in die ihnen angemeſſenen Nerven fortpflanzen.

Die phyſikaliſchen Agentien als Sinnesqualitäten.

Bilden die in den Sinnesnerven ſtattfindenden Bewegungen: einfacher Stoß in ſeinen verſchiedenen Modificationen, Schall, Licht, Wärme, Geſchmack und Geruch ganz allein die in uns zum Bewußtſein kommenden Sinnesqualitäten —, oder ſind ſie nur quantitativ verſchieden (verſchiedene Quantitäten der einen mitgetheilten Bewegung) und kommen von anderswoher gewiſſe Quantitäten hinzu z. B. zu den Lichtbewegungen Farben, zu den Schallbewegungen Töne? Die Phyſiologen ſetzen dies letztere gewöhnlich als ſich faſt von ſelbſt verſtehend voraus, ohne indeß trotz der ungemeinen Wichtigkeit der Frage die darin vorliegenden Begriffe genauer zu analyſiren und zu vergleichen. Der Werth ihrer Vorausſetzung dürfte deshalb ſehr zweifelhaft ſein.

Die verſchiedene Quantität eines in beſtimmtem Dichtigkeitszuſtande befindlichen Körpers entſteht theils durch die verſchiedene Zahl gleicher Volumina, theils durch Volumina deſſelben von verſchiedener Länge, Breite und Dicke. Der Begriff „Quantität" beſteht alſo in Bezug auf die Körper allein aus zwei Elementen der Mathematie: der verſchiedenen Zahl und den verſchiedenen Dimenſionen des Volumens, zu welchen in dieſer Wiſſenſchaft als ihr drittes Element noch die Form des Volumens kommt.

Mitgetheilte Bewegungen müſſen, da wir keinen Grund haben, ſie für unendlich zu halten, eine Begrenzung, wie die Körper haben, man muß auch bei ihnen von Volumen ſprechen, welches verſchiedene Dimenſionen hat. Sie ſind deshalb auch verſchieden an Zahl. Soweit kann man alſo den Begriff Quantität, wie wir ihn bei Körpern fanden, auch auf die mitgetheilten Bewegungen ausdehnen. Wenn nun aber zunächſt aus ihrem Verhältniſſe zur Elaſticität des Subſtrates, in welches ſie ſich fortpflanzen ihre Geſchwindigkeit reſultirt (wie z. B. die Geſchwindigkeit des Schalles von der Elaſticität ſeines Subſtrates abhängt), ſo gehört dieſe offenbar nicht in den Umfang jenes Begriffes. Man nahm deshalb außer der erörterten Quantität, welche man extenſive nannte, noch eine intenſive an, zu welcher unter andern die Geſchwindigkeit der Bewegung gehöre. Das Gemeinſame beider Quantitäten ſollte die Meßbarkeit ſein. Iſt nicht aber Alles in der Welt meßbar? Da man ſich auch die Sinnesqualitäten als Einheiten und begrenzt vorſtellen muß, würde bei einer ſo großen Ausdehnung des Begriffes Quantität Alles nur quantitativ verſchieden ſein. Es dürfte deshalb derſelbe ſehr viel enger, als ein rein mathematiſcher zu faſſen und nur eine extenſive Quantität anzunehmen, die verſchiedene Geſchwindigkeit der mitgetheilten Bewegungen aber *a priori* als qualitativ oder ganz ſpecifiſch verſchieden anzuſehen ſein.

Wenn es ferner heißt, die wahrnehmbare verſchiedene Geſchwindigkeit der ſich bewegenden Körper ſei mit den Sinnesqualitäten nicht im mindeſten zu vergleichen, ſo iſt darauf zu erwidern, daß weil die letzteren ja nicht durch die Geſchwindigkeit der Körper, ſondern durch die der mitgetheilten Bewegungen an ſich erklärt werden ſollen, jener Vergleich nichts beweiſe. Da die Ortsveränderung der Körper eine Wirkung der ihnen mitgetheilten Bewegung iſt, ſind beide weſentlich zu unterſcheiden, ſo daß man von der Beſchaffenheit der einen durchaus nicht auf die Beſchaffenheit der andern ſchließen darf. Die mitgetheilten Bewegungen an ſich können wie uns allein durch einen Akt bewußt werden, welcher der vollſtändigen ſinnlichen Wahrnehmung vorhergeht und den man wohl am beſten die innere Erfahrung im Gebiete der ſinnlichen Wahrnehmung nennt (im Gegenſatze zu den Vorſtellungen, Begriffen, Urtheilen ꝛc., welche auch innere Erfahrung heißen). Dieſe innere Erfahrung iſt nicht etwa durch den Ort der Entſtehung verſchieden von der ſogenannten äußeren, denn beide finden innerhalb des Gehirns ſtatt; der Unterſchied beſteht darin, daß die äußere Erfahrung, oder die vollſtändige Wahrnehmung überhaupt nur dadurch möglich iſt, oder es als das

Digitized by Google

einfachere nothwendig vorausſetzt, daß Sinnesqualitäten in uns entſtehen, aus welchen ſie zuſammengeſetzt iſt, namentlich Farben, aus denen die Bilder der uns umgebenden Körper beſtehen. Der Proceß des Sehens läßt ſich eben geiſtig zerlegen erſtens in das Bewußtwerden der Farben an und für ſich, welches innere Erfahrung genannt werden kann, weil wir dadurch noch nichts von äußeren Dingen erfahren, zweitens in das Bewußtwerden der aus den Farben zuſammengeſetzten Bilder äußerer Dinge die ſogenannte äußere Erfahrung. Durch letztere allein nehmen wir nun, wie bemerkt, verſchiedene ſchnelle Bewegungen von Körpern (oder den denſelben entſprechenden Bildern) wahr, von denen wir aber wegen des erörterten Unterſchiedes keinen Grund haben auf die Beſchaffenheiten der mitgetheilten Bewegungen an ſich in ihrer verſchiedenen Geſchwindigkeit zu ſchließen. Die Beſchaffenheit der mitgetheilten Bewegung an ſich kann uns allein durch die innere Erfahrung zum Bewußtſein kommen. Dieſe ſagt uns aber, daß mitgetheilte Bewegungen von verſchiedener Geſchwindigkeit uns als ſpecifiſch verſchiedene Sinnesqualitäten bewußt werden. Durch Analyſe des Begriffes „Quantität" erkannten wir *a priori*, daß die verſchiedene Geſchwindigkeit der mitgetheilten Bewegung nicht quantitativ, oder mathematiſch, ſondern qualitativ, oder ſpecifiſch verſchieden ſei; daſſelbe beweiſt die innere Erfahrung, die einzige, welche hier entſcheiden kann.

Die Vorausſetzung der Phyſiologen, daß die in der Phyſik als mitgetheilte Bewegungen erkannten äußeren Agentien der Sinne nur quantitativ verſchieden ſeien und von anderswoher gewiſſe Qualitäten im Gehirne ſich mit ihnen verbinden, dürfte hiernach erſtens auf einer mangelhaften Analyſe des Begriffes Quantität und zweitens auf einem gar nicht anwendbaren Vergleiche beruhen, welcher durch Verwechſelung der Bewegung an ſich entſtanden iſt. Wir erkennen deutlich, daß die verſchiedenen Geſchwindigkeiten der mitgetheilten Bewegungen uns als etwas qualitativ, oder ſpecifiſch verſchiedenes bewußt werden müſſen: dies iſt das befriedigende Ziel der Erklärung. Weshalb ſie uns nun aber gerade als Farben, Töne, Gerüche ꝛc. ꝛc. zum Bewußtſein kommen, ſcheint eine Frage zu ſein, welche über dieſes Ziel hinausgeht.

Aus der Thatſache, daß dieſelbe Bewegung eines Körpers gleich dichten Körpern von verſchiedenem Volumen Bewegungen mittheilt, deren Geſchwindigkeit ſich umgekehrt, wie ihre Volumina verhalten, kann man ſchließen, daß aus dem Verhältniſſe einer beſtimmten Bewegung zu dem Volumen, in welches ſie ſich verbreitet hat, dasjenige reſultirt, was man die Intenſität der mitgetheilten Bewegung nennt. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß von dieſer alles das gilt, was von der Geſchwindigkeit geſagt worden iſt. Da dieſe durch die innere Erfahrung als das Material der Sinnesempfindungen erkannt wird, folgt nothwendig, daß wir uns auch der verſchiedenen Intenſität der Bewegungen in verſchiedener Weiſe durch die innere Erfahrung bewußt werden müſſen, was auch wirklich der Fall iſt. Wir werden uns ſowohl der Verhältniſſe bewußt, welche zwiſchen der verſchiedenen Intenſität und Geſchwindigkeit jener Bewegungen ſtattfinden, als auch der verſchiedenen Intenſität an und für ſich.

Was zunächſt das Verhältniß der Intenſität zu den Bewegungen von verſchiedener Dauer, wie den Farben, Tönen ꝛc. ꝛc. betrifft, ſo wird daſſelbe uns als eine verſchiedene Deutlichkeit derſelben bewußt. Licht- und Schallwellen von ſehr geringer Intenſität werden uns als blaſſe Farben, matte und klangloſe Töne bewußt, ihre Deutlichkeit wächſt in geradem Verhältniß zur Intenſität der Bewegungen. Daß das Verhältniß der Intenſität zur Geſchwindigkeit uns als eine Einheit zum Bewußtſein kommt, iſt nicht wunderbar, da es auch objektiv eine Einheit iſt.

Was zweitens die Intenſität an ſich betrifft, ohne Rückſicht auf die verſchiedene Dauer der Bewegungen, ſo wird ſie uns in verſchiedenen Graden, wie die innere Erfahrung lehrt, als verſchiedene Qualitäten bewußt, welche hier Gefühle genannt werden und in drei Gruppen zerfallen: Bedürfniſſe, angenehme Gefühle und Schmerzen. Wenn nämlich phyſikaliſche Agentien von ſehr geringer Intenſität auf unſere Sinnesnerven wirken, ſo werden wir uns des quälenden, beunruhigenden Gefühls bewußt, welches wir Bedürfniß nennen. So entſtehen Hunger und Durſt durch zu ſchwache Reizung der ſie bedingenden Nerven (nicht etwa durch gänzlich fehlende, welche eben gar nichts bewirken würde), Geſchlechtstrieb durch denſelben Zuſtand der Geſchlechtsnerven. Durch zu geringe Erleuchtung entſteht das Bedürfniß nach Licht, durch zu geringe Wärme das Bedürfniß nach Wärme. Die auf zu geringer Intenſität beruhende Undeutlichkeit der mehr zuſammengeſetzten Wahrnehmungen, der Vorſtellungen und Begriffe iſt zugleich mit dem Bedürfniſſe nach Klarheit, oder Deutlichkeit derſelben verbunden. Dagegen bewirken Reize von zu großer Stärke verſchiedene Grade des Schmerzes, was ſchon vor längerer Zeit Henle ſpecieller erörtert hat. Haben die in unſere Sinnesnerven ſich fortpflanzenden Bewegungen eine mittlere Intenſität, ſo kommen mit der hinreichenden Deutlichkeit auch die verſchiedenen Grade des Angenehmen der Luſt oder Freude zum Bewußtſein.

Bei zuſammengeſetzten, oder ſich zuſammenſetzenden mitgetheilten Bewegungen z. B. Bildern, die aus Farben beſtehen, Toncombinationen — reſultirt aus der Art der Zuſammenſetzung der Theile entweder Gleichgewicht, oder Mangel deſſelben. Gleichgewicht dürfte z. B. durch Zuſammenſtellung in einem mathematiſchen Verhältniſſe, was man Regelmäßigkeit nennt, entſtehen; oder durch Zuſammenſtellung zweier gleicher Dinge in entgegengeſetzter Richtung ihrer Theile: die Symmetrie. Der Begriff der Symmetrie dürfte mit dem des Gegenſatzes oder Contraſtes identiſch ſein. Durch Zuſammenſtellung verſchiedener Dinge, wel-

Digitized by Google

che in einem, oder mehreren weſentlichen Theilen übereinſtimmen, oder die etwas Gemeinſames haben, mag dies nun Zweck, Stoff, Form, Thätigkeit, Urſprung ꝛc. ſein, dürfte dasjenige Gleichgewicht entſtehen, welches wir Harmonie nennen. Unregelmäßigkeit dagegen, Aſymmetrie und Disharmonie dürften Mangel des Gleichgewichts bedingen.

Das Gleichgewicht der zuſammengeſetzten Bewegung gehört offenbar auch nicht unter den Begriff der Quantität, ſondern iſt etwas Qualitatives, ein Verhältniß, welches, wie oben von dem Verhältniſſe der verſchiedenen Deutlichkeit bemerkt wurde, eine objektive Einheit iſt, deshalb auch als ſolche zum Bewußtſein kommen muß. Die innere Erfahrung lehrt, daß es als ein Gefühl des Angenehmen bewußt wird. Mangel des Gleichgewichts, ebenfalls ein Reſultat der Zuſammenſetzung der Bewegung, kann aber erſtens dadurch entſtehen, daß Theile darin fehlen. Dann kommt der Mangel des Gleichgewichts als das Gefühl des Bedürfniſſes zum Bewußtſein. So wird die unvollſtändige, oder mangelhafte Beſchaffenheit von Wahrnehmungen, Vorſtellungen und Begriffen als Bedürfniß nach vollſtändigen bewußt; unvollſtändige Vorſtellungscomplere im Cauſalverhältniſſe bewirken das Bedürfniß nach vollſtändigen. Mangel des Gleichgewichts zuſammengeſetzter mitgetheilter Bewegungen entſteht aber nicht blos durch Unvollſtändigkeit der Theile, ſondern auch theils durch die eigenthümliche Art der Combination ſelbſt, theils durch ein Zuviel von Theilen, durch Theile, die z. B. eine regelmäßige, oder ſymmetriſche, oder harmoniſche Combination nicht hineingehören, ſie verwirren. Solcher Mangel des Gleichgewichts, lehrt die Erfahrung, kommt als ein unangenehmes, ſchmerzliches Gefühl zum Bewußtſein.

Wie die verſchiedene Intenſität der mitgetheilten Bewegungen in drei Gruppen von Qualitäten: den Bedürfniſſen, den angenehmen Gefühlen u. den Schmerzen bewußt wurde, ſo iſt es auch mit dem Gleichgewicht zuſammengeſetzter Bewegungen. Daraus, daß jede der drei Abtheilungen der Intenſität verſchiedene Grade hat und dies auch bei dem Gleichgewichte und den beiden Arten des mangelnden Gleichgewichts der Fall zu ſein ſcheint, ſind die verſchiedenen Grade der Bedürfniſſe, Luſtgefühle und Schmerzen erklärlich; wenn jede dieſer drei Gefühlsarten aber noch außer der verſchiedenen Gradation eine ſehr mannigfaltige Beſchaffenheit zu haben ſcheint, ſo dürfte dies daher kommen, daß theils Gefühle verſchiedener Grade und verſchiedener Arten, theils Gefühle mit den unzähligen Arten der durch die Geſchwindigkeit bedingten einfachen und combinirten Qualitäten (den Empfindungen), welche wiederum verſchieden deutlich ſind, ſich miſchen. Dadurch entſteht eine unendliche Menge von Combinationen, die wir irrthümlich für einfache Gefühle halten.

Da die Geſchwindigkeit und Intenſität der mitgetheilten Bewegungen ſtets verbunden und auch die zuſammengeſetzten Bewegungen ohne eine gewiſſe Geſchwindigkeit und Intenſität undenkbar ſind, ſo folgt, daß das Bewußtſein der durch die verſchiedene Geſchwindigkeit bedingten Qualitäten: der Töne, Farben ꝛc., mögen ſie einfach ſein, oder als Bilder, Melodien ꝛc. zuſammengeſetzt — ſtets von einem Gefühle des Bedürfniſſes, oder einem angenehmen, oder einem ſchmerzhaften Gefühle begleitet ſein muß und daß umgekehrt dieſe Gefühle niemals ohne jene andern Qualitäten exiſtiren. Damit ſtimmt die Erfahrung überein und die Ausnahmen ſind nur ſcheinbar. Denn wenn es zuweilen ſcheint, daß gewiſſe Wahrnehmungen, oder Vorſtellungen mit keinerlei Gefühl von Bedürfniß, oder Luſt, oder Schmerz verbunden ſind, ſo kommt dies wohl nur daher, daß die ſie begleitenden Gefühle ſich mit andern ähnlichen, oder gleichen in uns zu dem ſogenannten Gemeingefühl, oder der Stimmung miſchen und nicht als beſondere, ſpeciellen Wahrnehmungen und Vorſtellungen entſprechende unterſchieden werden können. Wenn andrerſeits Gefühle für ſich zu beſtehen ſcheinen, namentlich jenes Gemeingefühl, ſo dürften dieſelben doch niemals ganz rein, ſondern ſtets mit Empfindungen gemiſcht ſein; das Gemeingefühl dürfte vorzugsweiſe durch Bewegungen entſtehen, die zu allgemein im Nervenſyſteme verbreitet und einzeln zu ſchwach, um geſondert zum Bewußtſein zu kommen, eben nur als unbeſtimmte Summe, oder Reſultante bewußt werden. Dabei iſt zu bemerken, daß die Gefühle, weil ſie viel weniger unvergleichbar ſind, als die Empfindungen, ſich viel eher, als dieſe zu einer Summe, oder Reſultante vereinigen können.

Die noch nicht hinlänglich feſtgeſtellte Thatſache, daß nach Einathmungen von Aether, oder Chloroform bei chirurgiſchen Operationen zuweilen die gleichgiltige Wahrnehmung der Operation fortbeſteht, während der Schmerz unterdrückt iſt, könnte dahin erklärt werden, daß allein die Intenſität der in gleicher Geſchwindigkeit fortbeſtehenden Thätigkeit in den verwundeten Nerven ſo gemindert iſt, daß der Reſt des ſpeciellen Gefühls in dem Gemeingefühle untergeht. Denn wenn in ſolchen ſeltenen Fällen kein Schmerz gefühlt wurde, ſo kann doch nicht behauptet werden, daß auch das Gemeingefühl erloſchen war.

Für die Fackel.

Meine Luftfahrt in Paris am 18. Oktober 1863.

Von Dr. A. Janiſch.

Es war am Nachmittage des 18. Okt. 1863, als ich am *Boulevard Italien* vor meinem Caffe ſitzend meine Cigarre ſchmauchte, und behaglich meine Taſſe Mocca ſchlürfte. — Das Gewühl der Menge war außergewöhnlich, und hatte wirklich Urſache darüber nachzudenken ob wohl die fröhlichen Stimmungen, welche ſich heute auf allen Geſichtern der Pariſer ausprägten denjenigen gleichkamen

als vor 49 Jahren an demſelben Tage die große Völkerſchlacht bei Leipzig geſchlagen wurde und ſo unheilbringend und verderblich für die Franzoſen ausfiel. — Ich gedachte freudigen Herzens der freudigen Stimmung, welche jenſeits des Rheins ſich in allen deutſchen Herzen heute kund gibt und manifeſtirt. — Aber auch in Paris der Metropole des heute ſo gewaltigen Frankenlandes wurde ein Feſt begangen; es war dieß das Schauſpiel, welches der berühmte Photograph Charles Nudar den Pariſern bereitete, daß er mie ſeinem rieſigen Luftballon „Jean“ vom Marsfelde aufſtieg, und ſeinen zweiten Verſuch machte, den Pariſern und ſohin Frankreich zu zeigen, daß das Problem der Lenkbarkeit des Luftballons keine Fabel ſei.

Die größten Vorbereitungen waren zu dieſem Ende getroffen, und dieß umſomehr als dem Publikum bekannt wurde, daß der Kaiſer ſelbſt, in Begleitung des neuen Königs von Griechenland, welcher ſich auf ſeiner Durchreiſe in ſeine neue Heimath eben in Paris befand, ſammt der Kaiſerin und dem ganzen Hofſtaate dieſes Volksfeſt mit ihrer Gegenwart illuſtriren ſollten.

Auch ich wollte nicht fehlen und begann mich auf die Lauer zu legen, um einen deren Tauſenden von Omnibuſſen, welche heute nach dem Marsfelde fuhren, zu occupiren; aber vergebens, Alles war beſetzt und die Conducteure machten die ihnen ſo eigenen ernſten und ſtolzen Mienen, mit denen ſie gewöhnlich ſagen wollen: „armer Chevalier bei mir kommſt du heute nicht unter.“

Da auf einmal trat mein Freund Bonſard, Redacteur des Siecle, auf mich zu und fragte mich, warum ich ſo ſpekulire, und als ich ihm mein Vorhaben mittheilte, den heutigen Nachmittag am Marsfelde zuzubringen, ſchob er mich mit beiden Händen in ſeine Equipage, und dirigirte ſeinen Kutſcher dahin, herzlich froh einen Compagnon gefunden zu haben.

In einer kleinen Viertelſtunde waren wir am Eingange des Marsfeldes, auf dem ſich ſchon eine Zuſchauermenge von circa 80—90,000 Menſchen eingefunden hatte. — In der Mitte dieſes ungeheuren Platzes war von Soldaten eine große Kreisſpaliere gebildet und der rieſige Ballon „Jean“ ſtand 4½ Uhr bereits gefüllt da. — Um die Größe des „Jean“ recht zur Anſchauung zu bringen, hatte man den ebenfalls rieſigen Luftballon der, „Adler“, den Gebrüdern Godard gehörig, gefüllt, welchen ich bereits in Wien geſehen hatte, und der auch heute dazu beſtimmt war, eine Aſcenſion zu machen. — Mein Begleiter ſtellte mich Godard vor, u. als ich den Wunſch äußerte auch einmal eine ähnliche Fahrt zu machen, lud uns Derſelbe augenblicklich ein, dieſes Vorhaben gleich heute zu verwirklichen, was wir uns nicht zweimal ſagen ließen und ſogleich entſchloſſen waren. — Da dieſe Fahrt nun glücklich überſtanden, ſo liegt mir nur noch die journaliſtiſche Pflicht ob, meine Erlebniſſe vor das leſende Publikum zu bringen.

Ich bin auf ſtürmiſchen Meeren gefahren und auf leiſe hingleitenden Nachen im Strome; ich habe das Dampfroß benutzt in ſeinem raſendſten Extrafluge und den ſchleichenden Bauernwagen in melancholiſch-murmelndem Sande, ich habe auf elenden Kleppern mich humpelnd durchgebracht und bin in Ungarn auf weitausholendem Roße, dem Sturme gleich, über Haiden gejagt.

Nur Eines war mir neu und wie ein ſüßes Geheimniß räthſelhaft, wie ein verſchloſſener Gnal zu entſiegeln u. den zaubriſchen Kelchduft in mich zu ſaugen — das war eine Fahrt in den Lüften, eine Reiſe hoch über allen Häuptern der Menſchheit, allen Giebeln- und Thurmzinnen, allen Bergſpitzen und horizontalumſchließenden Nebeln dieſer Erde.

Frage mich Keiner erſt, wie ſo ein Ballon ausſieht, wie er eingerichtet iſt und ob er wohl nicht für „Balken im Waſſer“, aber in der Luft ſorgt.—Das ſind Dinge, die man in einem techniſchen oder anderen Lexikon nachſehen möge. Auch erlaſſe mir Jeder die Beſchreibung der Vorbereitung. — Da ſtanden die faſt oval runden, ob ihrer Form eigenthümlichen, eleganten „Säcke voll Luft“ im mächtigen Umfange, „Jean“ heute nicht weniger als 180,000 und „Adler“ 18,000 Kubikfuß Gas faſſend, und von ſtrotzender Fülle zeugend. — Bei dem leiſeſten Luftſtoße ſchüttelten und rüttelten ſie die Arbeiter, die ihn bändigend zur Erde hielten.

Die Menge guckte die Ballons neugierig an, und da ich mich bis zur Abfahrt von ihnen entfernt hielt, thaten mir Freunde und Bekannte im Hintergrunde den Gefallen fortwährend zu fragen: „Haben Sie keine Angſt?“ — Haben Sie für Ihr Teſtament geſorgt? — Wenn Sie fallen? und derlei liebliche Fragen mehr, die äußerſt geeignet ſind, den Muth zu erhöhen; auf mich aber glücklicherweiſe den Eindruck machten, wie der Schaum der Wellen auf den Matroſen.

Die losgelaſſenen kleinen Probeballons zeigten eine nordöſtliche Richtung, nach dem Gewirre der Stadt zu, und gingen unſere großen Ballons ihnen nach, ſo war unſere Fahrt vorausſichtlich eine — wie ich ſie mir träumeriſch erſehnt — über dem Babel, in deſſen wirrem Gewinde mein Fuß ſo oft durch eine Reihe von Jahren herumgeirrt.

Freund Godard tummelte ſich wacker um die Peripherie der Ballons, regulirte die Gasröhren, legte und hob die Ballaſtſäcke prüfte und knüpfte die Taue, ſchalt und ermunterte die Arbeiter, ließ die Umgethüme endlich um mehr als eine Klafter heben, um die Fahrzeuge daran zu binden; ich ſah einen runden Korb von circa 3 Fuß Durchmeſſer, bis zur Hälfte reichend und aus Tauen ſo durchſichtig u. ſo luſtig gefügt, wie etwa die Stahlkugeln, in denen die Damen ihre Strickwolle tragen. — Das war das Neſt der neueſten Frühlingsvögel, und es ſah in der That luſtiger aus als irgend ein Vogelneſt.

„Jetzt! rief Godard mir zu. Kommen Sie!“

Es war die beſtimmte Stunde — halb 5 Uhr — ich ſprang raſch ein. — Wir zogen die Taue an uns — ein Klingeln der Signalglocke — ein Schuß — und Hurrah! ſchrie die Menge, denn wie ein

Pfeil in die Höhe geſchoſſen waren wir ſchon über ihren Lüften.

Ob ich zitterte? Ob ich Angſt hatte? fragt gewiß Einer oder der Andere. — Heute iſt es vorüber und ich könnte, wie der junge Soldat nach der Schlacht geſtehen: „Anfangs iſt mir's ſchlimm gegangen." Aber nein, meine Bruſt ſchwellte nur Sehnſucht, den großen Anblick zu genießen, und die Menge, der ich zum Abſchied zugrüßte, ja Freunde, denen ich mich noch in der erſten Sehweite zuneigte und mit meinem weißen Taſchentuche ein beſonderes Valet zuwinkte, werden mir bezeugen, daß nur Freude mich bewegte. — Ich habe die Pyramiden von Aegypten in die Höhe und Tiefe erſtiegen, ich habe vom Rigi und Montblanc über die Welt Runtſchau gehalten, ich bin in 13 Schlachten geſtanden, aber nie hat ſich meinem nimmer müden Auge ein ähnliches Panorama aufgerollt.

Klingeln, Schuß, Hurrahgeſchrei und Hochſchweben in der Luft waren gleichzeitig das Werk eines Augenblickes. Wir ſtiegen wie die Flamme eines ruhig brennenden Lichtes gerade in die Höhe und das entzückte die Menge ſo ſehr, daß ſie in gewaltiges Schreien ausbrach. — Im erſten Augenblicke ſuchend, wohin ich über all' dieſe Weite mein Auge wenden ſollte, fiel der Blick unwillkührlich auf die ſchreiende Menge; ſie umſtand uns nach einer Seite im weiten Halbkreiſe über die breite Straße und lief hinein über die Militärſchule. — Als ich aus dem ſchwarzen Kreiſe dieſe emporgereckten, weißgelben Geſichter, eines an dem andern, und die Totalität der tauſend und tauſend offenen Mäuler, aus denen das Schreien kam, das mir in der Höhe vielleicht zehnmal ſtärker und ſonderlicher klang, als unten, durch mein ſcharfes Opernglas ſah, mußte ich unwillkührlich in Lachen ausbrechen. — Und nun nahm ich einen vollen Athemzug der reinen Luft, und ſah weit, weit hinaus! — Mein ſchönſtes Hoffen war erfüllt, der Zufall, der mir hundertmal hätte ungünſtig ſein können, begünſtigt uns dießmal, denn wir trieben nicht ins Feld, ſondern Paris zu.

Die Luft war ruhig, majeſtätiſch ſchwammen wir dahin, wie ein Schwan, der nur unſichtbar leiſe rudernd durch die klaren Fluth n langſ m vorwärts kömmt — Wir verſuchten vorerſt die Schnelligkeit; die ausgeworfenen Papierſtreifen entfernten ſich verhältnißmäßig nur langſam von uns; wir begannen den Ballaſtſand auszuwerfen, und höher, immer höher ſtiegen wir dem Firmamente zu, das ſich immer weiter über uns breitete. Was mich oben zuerſt überraſchte, war das Toſen, Sauſen, Surren, Schnurren, Klappern, Brummen und Rollen unter uns. — Sie haben ſicherlich ſchon aus geringer Entfernung zwei aneinanderfahrende Eiſenbahnzüge gehört; denken Sie ſich dieſes ſchauerliche Lärmgewirre fortgeſetzt, immer fort und fort von unten heraufſtönend, und Sie haben die Sprache der Menſchheit, das Thun der großen Menge, die Harmonie einer Groß- und Culturſtadt in den Ohren.

Es gewinnt an Verſtändniß, wie da unten Einer den Anderen nicht verſteht, nicht hören mag, und nur ſich ſelbſt gehorchen mag.

Es iſt ferner ein ſchlechter Witz, wenn ich ſage, daß die Allmacht Gottes da unendlich gewinnen muß, im Bedenken, daß er aus all dieſem ſchauerlichen Lärm nicht nur von Paris, ſondern aller Städte und Dörfern den Einzelnen heraushören ſoll!

Freund Godard wollte haushälteriſcher mit den Sandſäcken umgehen als ich; aber ich benutzte die volle Gelegenheit, dieſer Gleiches gewohnten Menge einmal Sand in die Augen zu ſtreuen und dadurch empor zu kommen — und herab mußte eine Portion um die andere — wir ſtiegen und ſtiegen. — Es war ein über alle Beſchreibung entzückender, erhabener Anblick! — Es war ein zweifelhafter Tag geweſen, und die Abendſonne zerſtreute die Nebel, die heute nicht ſo dicht ſtiegen, weil eben der Tag nicht heiß war. — Dieß ließ uns alles klar erſcheinen. — Die ganze große Stadt mit ihrer meilenweiten Umgebung lag vor und unter mir wie ein aufgeſchlagenes Buch, deſſen Zeilen ich mit Einem Blick überſah. — Eine auslaufende Straße war mir eine Pauſe und ein Dorf ein Strich- oder Schlußpunkt. — Die Leute erzählten mir ſpäter, der Ballon hätte ein lange nicht geſehenes prachtvolles Schauſpiel geboten, indem er geraume Zeit, ſcheinbar unbeweglich, eine Handfläche groß über der Stadt ſchwebte, während Nadar's Rieſenballon „Jean" gleich über *pere la chais* durch die Lappen ging.

Ich ſelbſt kam mir vor wie ein Falter, der über einer farbenreichen Blume ſchwebt. — Jede Häuſergruppe war mir ein Blatt in der Centifolie und die Thürme und Zinnen waren mir die begehrenden emporgeſtreckten Staubfäden. — Mir war wohler als dem Falter; ich durfte nicht einmal die Schwingen regen. — Paris iſt weit ſchöner, wenn man darüber hinweg, als wenn man darinnen iſt. — Die kleinen Krümmungen für die Gehenden beſtehen da oben nicht, da liegt faſt Alles gerade, in rechten Winkeln; und denken Sie ſich nun dieſe, ich möchte faſt ſagen, Harmonie der Confuſion! — Die größten Baudenkmale, zu denen ich unten den Kopf emporſtreckte, ſchienen mir nun unten vom Zuckerbäcker gefertiget; ich hätte mögen das Tragant *port St. Mathieu* oder *Notre Dame* Kirche in den Korb hereinheben.

Ich hatte vor mehreren Jahren ein Modell von Paris geſehen, das ein Invalide zur Schau ausſtellte und das er in langen Mußejahren — Haus für Haus getreu gefertigt. — Da lag wieder das Modell des Invaliden vor mir.

Der Lärm von vorhin verminderte ſich, er ward immer ſchwächer und ſchwächer, er drang immer weniger empor, ich hörte endlich gar Nichts. — Wir waren über alle Schallwellen und alles Tonreich von unten, wir zogen nun ſtetig dahin; und das ſo leiſe, ſo unfühlbar gleitend, daß nicht einmal die Taue zitterten, oder beim Durchſchneiden der Luft wie nachhallende Saiten hauchend ſich regten. Wir

Digitized by Google

waren dem Fußweg in geeader Richtung gerechnet eine halbe Stunde vom Vendomeplatze entfernt, ich ſah doch mitten hinein auf dieſes Säulchen, auf dem der große Cäſar ſteht. Und die ſchwaezen Fleckchen noch tiefer, das waren unzweifelhaft Gruppen von Hunderten im Gucken ſo vielfach geübter nimmeemüder Pariſer. Der Straßbueger Eiſenbahntrain kroch mühſam dahin, und der ſchwarze Wuem, Waggonzug geheißen, machte mich ſo dünken, als ein von einem müden Gaule gezäderter Omnibus, odee eine längere Droſchke. Von einem Pferde oder gewöhnlichen Wagen, die ſich tummelten, will ich gae nicht eeden, das wae vergeblichee Wälzen vorwäets zu kommen. Ueber das Alles breitete ſich nun der Thalnebel und begann es grau zu machen.—Wie ſelbſt ſtrichen duech eine Nebeſchichte, von unten als eine Wolke geſehen.–Was ich ſah? Ich habe ſchon Nichts geſehen in meinem Leben! Ich habe eine Menge neuer Journale und Romane geleſen — das iſt ſicher Nichts; ich habe geſchriebene Betheuerungen, auch gedruckte — ganz gewiß Nichts; aber ſo total Nichts, ſo klar und deutlich Nichts, — das iſt mir noch nicht vorgekommen. – Wenn dieſes Nichts nicht einmal voehanden war, als das Nichts in der Welt geweſen, ſo kann ich mir erſt einen Begeiff machen, warum das Alles in der Welt ſo nichtig iſt, das aus jenem Nichts gemacht wurde.

Doch nur eine kurze Zeit und der entzückende, ungehemmte Ausblick kehrte wieder. – Wir waeen durch und übee die Nebel weggekommen. – Die Abendſonne, die längſt ſchon unten verſchwunden war, veeglühte purpurn noch für uns hinter den Bergen und unſere Augen düeften heute noch die einzigen geweſen ſein, welche ſie ſcheidend grüßen konnten.

Fortwährend Ballaſt hinaus, um, trotz der in den Ballon dringenden atmosphäriſchen Luft, auf gleichee Höhe zu bleiben. Wir zogen leiſe und ſelig übee die Gewäſſer. – kein Vogel in unſeree Nähe, denn ſie waeen in ihrem höchſten Fluge unſichtbar unter uns.– Ich holte das Meßinſtrument hervor und wollte beſtimmen – da rann mir das Queckſilber in die Hand; ich hatte es wahrſcheinlich beim Einſteigen zeebeochen. Wir waeen nach beiläufigee Berechnung, welche Godard anſtellte, 10,000 Fuß hoch, alſo tief in der Schneehöhe. Kälte empfand ich trotzdem wenig; ich wae warm gekleidet und dee Himmel übee mie war bedeckt.

Es darf ſich Niemand wundeen; ich wae ſicherlich in gehobener Stimmung!

Wir bogen nun wiedee, vom ſanften Zuge geleitet, nach rechts übee *pere la chaise* ab. Was ich ſpeach, leiſe ſprach, klang ſo hell und rein. – Ach Gott, warum gibt man den Tenors nicht kleinere Gagen, und pumpt liebee Luft aus den Theateen um dieſelben dünnee zu machen; ich verſichere, ein Tenoe ſingt dreimal ſo lange, zu 85 Jahren, den Melchthal oder Papageno auch der Tannhäuſee; ja, er beaucht nur leiſe zu tremolieen und es klingt wie Ander und Roger in Schreifloeibus.

Ich veeſuchte zu ſchreien, ich glaubte in der That, ich ſei ein hoher Tenor. Kein Echo, kein Wiedeehall. Es ſchauderte mich einen Augenblick an, mir wae es als ſänke dee Ton voe meinen Lippen todt niedee, als ſtürbe er ſelbſt. Und wahrlich, ich weiß nicht was mich überkam; mir wae es, als müßte ich mein Echo haben, als wäee ich ſo etwas vom traueigen Peter Schlemihl ohne Schatten, und ich erkannte das Süße des Wiedeehalls in der Menſchenbruſt! Ich ſang nochmals zue Probe.– Ich ſang. – Was glauben Sie? — „Wo iſt des Deutſchen Vateeland!?“ – So hoch hat das ſicher noch kein Menſch in der Welt geſungen; auch ohne Wiedeehall in den höheeen Schichten; und gibt es einen beſſern Ort, das zu ſingen als in dee Luft, und dazu in der franzöſiſchen Luft! – Vielleicht war ich ſo närriſch zu glauben, da ich nun dem lieben Gott ſo viel nähee ſei, daß ee mir Antwort auf dieſe ſondeebaee Frage geben und, beſondees da wir ſo allein und ohne Zeugen waeen, etwas daeübee anvertrauen weede. – Aber ſo weit die deutſche Zunge auch da reichte – o, nein! nein! nein! – Ich empfand nue ein Drücken in den Ohren, als ob mir etwas in den Ohren, oder an den Ohren läge. – Wer weiß was das bedeutete! Warf auch Sand hinunter. – Ich mußte doch wieder mein Auge von den weiten Ausſichten nach Weſten zurückwerfen, nach Südweſt – Ich ſah nach Paris. – Mein Gott! iſt jene tieflagernde, fahlgraue, ſchmutzige, flache, faſt an der Eede klebende Staubwolke Paris?

Mein Eindruck wae wahrhaft Bangen und Schrecken. – In jener Athmosphäee athmen 1,800,000 Menſchen, lebte auch ich! In jenee qualmdicken Luftſchichte wachſen Hunderttauſende kleinee Weſen groß – ſollen und mögen alt werden – lechzen Tauſende von Kranken um Geneſung und herzerquickende Luft! – Es war wahrhaft peinlich, das Bild eines Tiſchchens blieb mir ein beſteckter Tiſch im großen Gaſthof der Schöpfung, auf dem die Gäſte allmählich den Tod zehren. – In dieſer Pein ſchwellte ich doppelt ſo ſtark meine Bruſt, um den reinen, herrlichen Aether, in dem ich ſchwamm, mit vollen Zügen in mich zu ſaugen. – Ich konnte mein Auge lange nicht von dem länglichen, dicken, flachen Dunſtkreis wenden.

Das waren 1,800,000 Herzen – Menſchenherzen! Das trieb und drängte im ſelben Augenblicke nach ſeinen hohen Zielen da unten; das gebar eben und ſtarb, hochzeitete und begrub, ſah neidiſch auf ein Kleid, auf ein Equipagen-Wüermchen, ein Haus – Ha! Ha! Gelächtee! Gelächtee! Herr Godard thut gut, zwei geladene Taſchenpiſtolen vor der Fahrt zu ſich zu ſtecken – er weiß nicht, was aus ſeinem Gefährten für ein toller Geſelle wird und ihm eine Kugel in's wirre Hirn iſt beſſer, als mit ihm zerſchmettert zue Erde zu gehen, in dem Glauben, wie ſeien alle nur ſchrecklich komiſche Ameiſen in einem verdammt muffigen und eckligen Ameiſenhaufen!

Doch fürchte Niemand – ich lebe und bin geſund, ſchreibe dieſe Zeilen in der anmuthigſten Gegend Amerika's, und die Taſchenpiſtole habe ich und mein Gefährte ſehr gemüthlich mit einander auf Erden entladen.

Ueber der grünen Saat war nur ſchwer unſer Fortkommen zu merken; nur ein verſchwindendes Dorf, eine große entronnene grüne Fläche, das waren unſere Kennzeichen und Wegzeichen. – Ich hatte ſchon lange einen Druck in den Ohren empfunden, wollte aber nichts ſagen, und hatte nur immer „noch höher! höher!“ gerufen und Sand ausgeworfen. – Ich hätte gar zu gern wenigſtens die Bekanntſchaft der Venus gemacht.

Doch der Ballon hegte irdiſche Neigungen und begann endlich allmählich etwas tiefer zu gehen. Plötzlich, nach einiger Zeit war es mir als wie im Bade, wenn ſich das waſſererhaltene Ohr von ſeinen Banden löst, das Waſſer ſinkt und man mit Vergnügen wieder, wie in einer neuen Welt, zu hören beginnt. Das war ganz ähnlich, nur ohne jene begleitende Wärmeempfindung. Ich lauſchte faſt mit Entzücken, – und horch! Wir ſchwammen über einem Meere von Geſang – erſt leiſe ziehende, dann immer deutlichere, hellere, reine Töne.

Es war Abend und die Lerchen gingen zu Neſte! Jedermann weiß es, daß ſie den trauten Ort lange umſchwirren, ſich abermals und abermals erheben, und hoch in den Lüften ihr Lied ſchmettern.

Der Wanderer auf Erden ſieht in die erſtaunenswerthe Höhe empor, und ſieht einen zitternden Punkt, nämlich die Lerche. Wie oft that ich das! Hier aber hatte ich die gefiederten Sänger tief, tief unter mir, und ſo wie ich dahin zog über ein förmliches Netz von Sängern, über einen wahren See von entzückenden Klängen, – dazu ſchlugen auch Wachteln den Tackt – und ſo viel ich mir dabei Mühe gab, einen Vogel zu entdecken, es war vergebens.

Langes, entzückendes Dahingleiten. Ich empfand wahrhaft wie in höheren Regionen.

Und endlich – nach geraumer Weile – tiefer und deutlicher, Häuſer und Saaten und die Menſchen und die früheren Wagenpunkte. – Dorfbewohner zu Wagen fuhren ſchon in aller möglichen Eile der Gegend zu, wo ſie unſer Niederkommen vermutheten. Die Guten hatten vergebens ihre Gäule angeſtrengt; der Horizont täuſcht gewaltig.

Aber was mich bald in aller höheren Stimmung lachen machte – waren die Haſen. – Wir waren noch in ſolcher Höhe, daß wir die hohen Gebüſche ſahen wie aus der Erde gekeimte Saatenſpitzen, und ſchon hatten die Haſen das hoch über ihnen ſchwebende Ungethüm erblickt, und liefen wie Meiſter Campe in merkwürdiger Menge und Verwirrung kreuz und quer durch die Gaue, im buchſtäblichen Sinne das Haſenpanier ergreifend!

Da wir aber ſahen, daß wir in Saatenfelder kämen und bedeutenden Schaden anrichten könnten, warfen wir den letzten Ballaſt aus – wir hoben uns blitzſchnell wieder – noch Ein entzückendes Aufleuchten der Wonneflamme – wir ſchwebten in Kurzem wieder in der Nähe eines Dorfes und ſahen nicht ferne eine brach liegende Fläche. Ein bedeutender Wind fing an ſich zu heben; wir durften nicht lange laviren – glücklicher Weiſe trug er uns dem erwünſchten Ziele entgegen, und aus dem Ventil entbrauste das frei gemachte Gas. Wir ſtrichen quer über die große Landſtraße – ich entdeckte einen Wanderer, der mir noch immer keine Beine zu haben ſchien, hölte meine Hände und ſchrie mit aller Kraft feſtgefügter Lunge: „Wo ſind wir?!“ Nach mehrmaligem Rufen verſtand der gute Mann oder errieth was wir wollten und freute ſich, ſo ſeltſamen Reiſenden Auskunft geben zu können. Er ſchrie mehrmals mit aller Anſtrengung, und ich hörte endlich „Maue“, das war 4 Stunden von Paris.

Nochmalige zahlreiche Haſenretirade – der günſtige Wind trieb uns weiter in's Brachfeld. – Den Anker hinaus! – Er ſtrich am Seile dahin und faßte endlich an einem Rain – Zwei Bauern, die ſchon eine geraume Weile nachliefen, faßten unſere ausgehängten Seile. Wir zogen mit aller Kraft am Ventile – die Dorfbewohner, die ſchon eine Viertelſtunde ihre Beine tüchtig ausgeholt hatten, gelangten endlich in's Feld hinaus, griffen nach den ausgeworfenen Seilen, und hielten das Ungethüm. Wir waren im Menſchenkampfe und – erſchrecken Sie nicht, wenn ich ſage, denn ich ſchreibe ja noch hinterher – auf demſelben Platze gefallen, wo vor der Einnahme von Paris durch die alliirten Truppen Kaiſer Franz, Alexander und Friedrich Wilhelm *III.* ihr Hoflager gehalten. Welche Erinnerung an dieſem Jahrestage für einen aus den Wolken gefallenen Deutſchen und Wiener! Seeliges Zugrundegeh'n!

Was ſoll ich die Leſer mit der Beſchreibung unſerer nun beginnenden Arbeit auf Mutter Erde mit der Zähmung des Ballonungethüms und der Landleute hinhalten, die erſchreckt losließen und davonliefen wenn ſie der ſeidene, dickleibige Koloß ein wenig in die Höhe riß? Kaum waren wir auf der Erde, ſo erhob ſich ein heftiger Wind, und fünf Minuten länger hätten uns wer weiß wohin getrieben, das Niederlaſſen auf unbeſtimmt unmöglich gemacht, und in der Stadt hegte man bereits Beſorgniſſe. Der Ballon lag nach einer halben Stunde, wie ein Waſchbündel zuſammengerollt, ſchwer am Boden; es war bereits dunkel, die Dorfbewohner gingen mit ihrer Entſchädigung in's Wirthshaus und brachten einen Leiterwagen auf, der uns aus der unabſehbaren, bereits ſternbedeckten Ebene zur Erquickung nach dem Dorfhotel und noch der Stadt brachte. Denken Sie, mit einer ſo ſeltenen, ſtolzen und hohen Equipage hinaus und mit einem Leiterwagen herein! Ja, ja, wir waren tief geſunken und ganz herabgekommen. Anderthalb Stunden hatten wir uns ſüß gewiegt und vier volle Stunden ſtolperte nun der Wagen über die Erde hin.

Aber, wenn das ganze Lebensgeſchick an mir rüttelt und zehrt, dieſe anderthalb Stunden in höherer Sphäre werde ich nie und nimmer vergeſſen.

Der Ballon zur Krönung des ruſſiſchen Kaiſers gefertigt, hieß „Adler“.

Nicht gleiches Geſchick hatte Charles Nadar mit ſeinem „Jean“; denn wie bekannt fiel er in Deutſchland bei Hannover und richtete großes Unheil an.

Digitized by Google

Nach dem Original-Manuſcript.

Briefe an Gräfin Cſaky Skerletz.

Von E. Ludvigh.

Wartburg, bei Eiſenach. 6. Juni 1834.

Bis hierher, erhabene Freundin, war das Ziel meiner Reiſe in Deutſchland geſetzt, bis zur Wartburg, wo jener merkwürdige Mönch, deſſen Proteſt dem geiſtigen Fortſchritt eine neue Bahn gebrochen hat, durch Friedrich den Weiſen gegen ſeine Feinde in Sicherheit gebracht wurde. Von hier aus ſende ich Ihnen dieſe Skizze. Ein herrliches Panorama breitet ſich vor meinen Blicken aus, und ich bedaure, wie ſo oft, auch hier, daß ich alle dieſe Schönheiten der Natur nicht mit Ihrem empfänglichen, poetiſchen Geiſte zu theilen vermag. Heftiger Wind ſauſt durch den Thüringer Wald und ſanft ſchlägt mein Herz in den Trümmern der Burg.

Was Griechenland und Italien dem Alterthum waren, das iſt der von mir durchſtreifte Theil des ſchönen Deutſchland, ein wahrhaft claſſiſcher Boden. Die ſächſiſche Schweiz — wie reich an Reiz und Erhabenheit! Dresden, welch' freundlicher Sitz der ſchönen Künſte! Leipzig, welch' ein Emporium des deutſchen Buchhandels! Jena, Weimar, Gotha, Eiſenach welch' intereſſante Städte! Endlich alle jene Schlachtfelder, welch' ſprechende Zeugen der blutigen Größe des fränkiſchen Eroberers, Zeugen heldenmüthiger Thaten! Ich ſah die Gräber eines Tſchirner, Jakobi, Arndt, Plattner, Schiller, Göthe und Wieland. Wie in einem Zauberſpiegel ziehen nun alle dieſe ideenreichen Momente meinem Geiſte vorüber.

Was wäre aus Griechenland ohne einen Miltiades, was aus Europa ohne einige Männer, wie Friedrich der Weiſe, Luther und Calvin geworden, die Kraft beſaßen, ſich an die Spitze der Ideen zu ſtellen, kühn jene Feſſeln zerſprengend, welche Rom einer chriſtlichen Welt anzulegen geſonnen war! Ein zweites China, unter noch weit drückenderen Verhältniſſen des Despotismus. Und dennoch, wie weit iſt die Menſchheit noch zurück; wie viele Miſſionäre und Reformatoren ſind noch nothwendig, um die einfachen Grundſätze einer auf Natur und Vernunft baſirten Moral geltend zu machen!

Die Gegend um Erfurt hat wenig Reiz; die Stadt iſt großartig gebaut und hat einige anſehnliche Paläſte und Plätze. Gotha iſt eines der freundlichſten Städtchen in Deutſchland. Menſchen und Gefilde tragen den Typus einer höheren Cultur an ſich. Die Stadt iſt mit Alleen und Gärten umgeben, in denen geſchmackvolle Sommer-Reſidenzen den Reiz der Landſchaft erhöhen. Gotha, die größte Stadt des Herzogthums Sachſen Coburg, hat 12,000 Einwohner, liegt an der Leina, an einem Canal und hat verſchiedene Fabriken; überhaupt reges Leben und blühenden Handel. Die Reſidenz der Herzoge daſelbſt, Friedrichſtein genannt, erhebt ſich auf Teraſſen, welche Aehnlichkeit haben mit denen von Windſor in England. Ein ſchönes Luſtſchloß iſt Friedrichsthal, in einer der Vorſtädte. Sehenswerth ſind auch das Haus des Prinzen Friedrich, in italieniſchem Styl gebaut, und das Landſchaftshaus. Ich habe im Teraſſenſchloß das Muſeum beſucht. Außer der Bibliothek und dem Münzcabinet intereſſirten mich vorzüglich im erſten Zimmer chineſiſche Vorhänge und Tapeten, im zweiten Pieren aus Alabaſter und Elfenbein, Haus- und Taſchengötzen und Thierſtücke; im dritten Cabinete eine große Sammlung von chineſiſchem Porcellain, beſonders ſchöne Vaſen; im vierten verſchiedene Chatoullen aus lackirter Baumrinde; im fünften eine Sammlung von Götzenbildern, aus Speckſtein; von Fächern und chineſiſchen Laternen.

Im erſten Gemach der Bildergallerie ſind meiſt Thierſtücke von Löber; im zweiten Landſchaften von Hacker; im dritten Landſchaften von Vogt; im vierten perſpectiviſche Gemälde und eine ſchöne Landſchaft von Van Goyen; im fünften Rembrand's Mutter u. Rembrand, Rubens, als Schäfer, mit ſeiner Gattin; im ſechsten die altdeutſche Schule von Dürer, Cranach; beſonders ſchön Luther's Portrait; im ſiebenten Lindenau's Portrait, von Craſſt; im achten Cabinet iſt die flammäniſche Schule; im neunten Loth's liederliche Töchter, von Van der Velft; ferner claſſiſche Werke von Veroneſe, Caracci, Paulo Veroneſe und Pordenone.

Der herzogl. Park iſt herrlich, die Orangerien werden von wenigen in Deutſchland übertroffen. Felder, Wieſen, Gärten wechſeln mit Ebenen, Wäldern, Hügeln, Ruinen und hohen Häuptern des Thüringer Waldes.

Die Reiſe von Gotha nach Eiſenach habe ich zu Fuß gemacht. Dieſe Stadt hat 9000 Einwohner, iſt von waldigen Höhen und Hochflächen umgeben, hat mehrere Fabriken, ein Gymnaſium, ein Forſtinſtitut, einen botaniſchen Garten. Das Fürſtenhaus und die Hauptkirche ſind anſehnliche Bauten.

Wenige Burgen ſind ſo gut erhalten wie die Wartburg, dieſe vormalige Reſidenz der Landgrafen von Thüringen. Erwähnenswerth iſt da die Kapelle, mit einem Altarblatt, und der große Saal mit einer Sammlung denkwürdiger Rüſtungen. Impoſant der Anblick geharniſchter Ritter, z. B. Friedrich der Erſte, Landgraf von Thüringen, Heinrich der Zweite, König von Frankreich, Schönfele, Albrecht mit ſeinem Sohne, Friedrich mit der gebiſſenen Wange, Kunz von Kaufingen, mit den beiden von ihm geraubten Prinzen Ernſt und Albert; Ludwig, der Springer, der Gründer der Wartburg, vom Jahr 1067 und mehre Andere. Auch ſind da Fahnen aus dem 30jährigen Krieg, Feldſchlangen und mehre andere Geſchütze. Im großen Ritterſaal ſind die älteſten Bildniſſe: Ludolfus, 843, und Bruno, 880. In dieſem Saal wurde das Reformationsfeſt gefeiert, wobei ſich meh-

re Jünglinge dee Burſchenſchaft politiſch compromittirt hatten.

Das Zimmer, wo Luther verborgen war und wo er die Bibel überſetzte, iſt ein kleines Gemach. Ein Tiſch u. ein Mammuth-Rückenwirbel, welcher Luther als Fußſchemmel gedient haben ſoll, ſind das Geräthe. An der Wand drei Oehlportraite des Reformatoes; Eins aus Beonz mit einem Mooskranz umſchlungen und eine Büſte aus Gyps, im Jahr 1817 ihm von den Burſchen gewidmet.

Welch' eine denkwürdige Stube! Welche Folgen der Feſtigkeit eines kühnen Mönches, ſo noch bedeutendee ſein könnten, wäre des Mönches Kutte frei von ſcholaſtiſchem Staub und ſeine Vernunft einee f r e i e r e n Richtung fähig geweſen!

Ueber der Thür des Stübchens lieſt man:

Hier iſt's, wo Luther einſt der große deutſche Mann,
Als er zu Worms entging den drohenden Gefahren,
Den Schutzort fand, entführt, um vor des Papſtes Bann
Und vor des Kaiſers Zorn ihn ſicher zu bewahren.
Bis ihn dann Carlſtadt's Wuth, die durch die Schranken brach,
Zurück nach Sachſen rief, die Heerde ſelbſt zu weiden.
Die Wohnung war zwar ſchlecht; betrachte das Gemach;
Doch hat es Werth durch ihn, betracht es, Freund, mit Freuden!

Von hier, gute Gräfin, werde ich meine Wanderung heimwärts nach dem ſchönen L i e b e n ſ t e i n fortſetzen und in Liebe zeichnet ſich einſtweilen, bis auf baldiges Wiederſehen

der Freund und

Verehree Adorinen's.

Für die Fackel.

Wunder in der Inſektenwelt.

Von Lehrer Funke,

Mitglied des entom. Vereins zu Stetin.

Nun wollen wir zuerſt an den . . Bach gehen und ſehen, was ſich etwa unſerer Aufmerkſamkeit darbieten wird.

Wenn wir nicht fiſchen oder krebſen wollen, wozu übrigens das Waſſer zu klar iſt, weiß ich nicht, was da zu holen ſein wird.

Doch vielleicht Etwas, was du bewundern wirſt. Gehen wir nur noch ein Stück. — So, nun ſieh einmal recht aufmerkſam in dieſes helle Waſſer, und ſag' mir, was du auf dem ſandigen Grund wahr nimmſt.

Ich ſehe gewiß nichts! Hie und da wird ein bischen zuſammengeklebtes Holz vom Waſſer fortgeſpielt und bleibt auch wieder hängen!

Nun, dieſes ſollteſt du geade ſehen. Laß' uns einige heraus nehmen. — Da ſind Holzſplitter, Sand, kleine Stückchen von Blättern in eine längliche Hülſe zuſammengeklebt. Da drinnen lebt ein Thier, eine Larve. Jetzt kommt ſie mit dem Kopf und den Vorderbeinen heraus, und möchte gar fort. Waete noch ein wenig.

Dieſe Larve iſt ſchwerer als das Waſſee, und müßte ſonach immer auf dem Grunde leben — denn im Waſſer muß ſie leben, weil ſie von Waſſerinſekten ſich nährt, — und würde dann wohl oft eine kärgliche Mahlzeit zu halten gezwungen ſein. Da lehrte die Natur ſie ein Mittel, ſich ein größeres Volumen zu verſchaffen, und ſo, zu bleiben, wer ſie iſt, odee mit dem Waſſer fortzutreiben auf einen beſſeren Weideplatz. Und ſo leben ſie Monate, ja manche Jahre lang in dieſem Zuſtande.

„Das iſt eeſtaunlich!“

Zuweilen klettern ſie auch an Waſſerpflanzen empor und lauern, ob Beute an ihnen vorüberſchwimmt. Kommt ihnen etwas nahe genug, ſo ſchnellen ſie die Fangzangen vor und erhaſchen ihee Nahrung. Manche verpuppen ſich in dieſer Hülſe, ſind aber kaum von der Larve zu unterſcheiden. Manche aber kriechen in die Uferlöchee und verpuppen ſich da. Viele leben in klaren fließenden Wäſſern, viele auch in ſtagnirenden Gräben oder Sümpfen.

„Was wird ſpäter daraus? Etwa ſolche ſchwarze Waſſerkäfer?“

Keineswegs, ſondern ein Thier mit 4 Flügeln, das ſich nur in dee Luft wiegt, — die W a ſ ſ e r j u n g f e r n oder L i b e l l e n und A f t e r j u n g f e r n (*Libellula* und *Phrygaena* ꝛc.)

„Die langleibigen Waſſerjungfern? Ja, wie kommen die heraus?“

Iſt die Zeit gekommen, ſo kriecht das Waſſergeſchöpf, die Puppe, an einer Pflanze in die Höhe bis über das Waſſer; es dehnt und reckt ſich, bis der vordere Theil der Haut berſtet und das vollkommene Thier kommt heraus. Wie es bei den Schmetterlingen geht, ſo auch hier. Die Flügel müſſen ſich erſt ordentlich entfalten und trocknen, ehe es ſeine Wiege verlaſſen kann. Dieſe Thiere nennt man N e t z f l ü g l e r (*Neuroptera*), weil ihre Flügel netzförmig geadert oder gegittert ſind. Sie haben auch, wie die Vorheegehenden 6 Füße. Wie ſie als Larven Raubthiere waeen, ſo ſind es d i e auch jetzt noch, welche überhaupt Nahrung genießen, und zwar fangen ſie ſich Inſekten im ſchnellen, unſtäten Fluge. Oft ſehen wir ſie nahe der Oberfläche des Waſſers gleichſam ſtille ſtehen in der Luft. Dann laſſen ſie ihre Eier in das Waſſer fallen.

„Es iſt doch ganz merkwürdig, dieſe Mannigfaltigkeit zu finden unter dieſer Klaſſe kleiner Thiere!“

Allerdings iſt der Unterſchied ungleich ſtärker, als in einer andern Thierklaſſe. Hier haben wir aber auch Hunderttauſende von verſchiedenen Arten, abgeſehen von den Hunderttauſenden, die wir noch nicht kennen, weil ſie noch von Niemand entdeckt und beobachtet wurden.

„In unſerer Gegend abee kennen ſie doch wenigſtens Alle.“

Du biſt ſehr im Irrthum. Ich habe in meinem früheren Wohnorte 20 Jahre, in dieſem jetzigen 10 Jahre gewohnt, und habe jene 20 und dieſe 10 Jahre geſucht und beobachtet, und habe an beiden Plätzen jedes Jahr neue Entdeckungen gemacht. Man müßte das ganze Jahr an jedem Tage und in jeder Stunde, — denn die Nacht verbirgt uns noch Manches — an jedem Platze ſein, und gleichzeitig Pflanzen, lebende und todte Thiere, Miſt, trockene und ſumpfige Erde, alte und neue Gebäude, altes und junges geſchnittenes Holz, Ameiſen-Colonien, Kehricht, Waſſer und Stein ꝛc. ꝛc. unterſuchen können, dann dürfte man vielleicht nach langen Jahren behaupten können, in der Gegend könne nichts Neues mehr gefunden werden. Und ſelbſt dann nicht, denn Wind und Waſſer und Umſtände bringen es doch.

„Da gibt es aber ja gar kein Ende, und es wird Niemand damit fertig!"

Das ſoll auch ſo ſein. Der Menſch ſoll nicht aufhören, ſeiner Mutter-Natur die ſorgfältigſte Aufmerkſamkeit und Beobachtung zu widmen. Sie, dieſe Mutter-Natur iſt das Allbelebende, Allaustheilende, Alldurchdringende. Sind wir Menſchen ihre mehr begabten Kinder, ſo ſoll n wir doch nicht die übrigen Geſchöpfe der Thierwelt verächtlich aus dem Auge laſſen. Alles Weſende, alles Seiende gehört zu ihren Kindern u. verdient von uns gekannt und geſchätzt zu werden. Mit dem Einen ihrer Kinder hat ſie dieſen Zweck mit andern einen andern; ohne Zweck hat ſie keines geboren und beſtellt! Leider kennen wie dieſe Zwecke erſt zum kleinſten Theile, und noch ſchlimmer, die meiſten Menſchen verſtopfen Augen und Ohren, um ſie nicht kennen lernen zu müſſen.

O, was für herrliche, den Geiſt erhebende, aber auch zugleich demüthigende Betrachtungen könnten die Menſchen, welche in ihrer Selbſtliebe, in ihrem Eigennutze, Pflanzen und Thiere, namentlich Inſekten wegwerfend mit dem Fuße fortſtoßen, oder leichtſinnig oder auch grimmig zertreten, wie der Elephant im Reisfeld, das ihn nährt; welchen Genuß könnten ſie haben, welche zur Nächſtenliebe anſpornenden Beobachtungen könnten ſie machen.

Da gehen ſie wohl hinaus, ſehen und erfriſchen ſich im Wald; da gehen ſie hinaus auf die Jagd, morden muthwilligerweiſe, nur aus Mordluſt, die nützlichſten Thiere; da gehen ſie wohl hinaus und ſehen ihre Saatfelder ꝛc. an; wie Wenige ſind aber unter ihnen, die nur den Muthwillen und den durch ihn verübten Schaden, kennen, den ſie üben; wie Wenige ſind unter ihnen, die ja an den großen Haushalt der Natur denken, an die große Kette aller Glieder, worin eins das andere halten, eins das andere ſtützen muß? O, ihr Thoren und trägen Herzens, thut eure Augen und Ohren auf, und benutzt ſie, und ſagt nicht ſo kindiſch, „der fängt Fliegen un Hummeln und könnte doch unterdeß Geld machen."

„Es iſt wahr, ich habe früher auch ſo gedacht; doch ſeit ich ſo viel von Ihnen gelernt habe, ſehe ich mit anderen Augen. Wahrlich, wenn ich nicht ſo alt wäre, ich finge auch noch an, mir eine Inſektenſammlung anzulegen."

Das iſt durchaus nicht nothwendig; du kannſt auch ohne Sammlung die Wunder der Natur, insbeſondere der Inſektenwelt ſehen und kennen lernen.

Mich trieb ein Unglück. Von früheſter Jugend auf war ich ein Freund ſchöner, bunter Steine und die ich fand, trug ich heim und ergötzte mich, von Schu ſtunden frei, an Farbe und Geſtalt derſelben. Später, in den Stand dazu geſetzt, und mit den nöthigen Vorkenntniſſen ausgerüſtet, legte ich mir eine Mineralienſammlung an.

Da ſtarb meine Geliebte, meine zukünftige Gattin. Was konnte meinen Schmerz ſtillen? Was konnte Balſam auf die, jetzt noch in meinem 54. Jahre, blutende Wunde träufeln?

Ich ſuchte die Einſamkeit. Ich ging in den düſterſten Wald, warf mich aufs Angeſicht und raufte ſchmerzerfüllt Gras und Kraut aus. Da kommt eilig ein Raubkäfer (im engeren Sinne, *Staphilynus*) daher, einen andern Käfer der ſich genug wehrte, in ſeinen Zangen haltend. Ich mußte unwillkührlich meine Aufmerkſamkeit auf ihn richten. Das ließ mich eine Minute lang meinen entſetzlichen Schmerz vergeſſen Nun hatte ich aber ein Mittel gefunden, meine Leiden, als ein Mann, in den Hintergrund zu drängen. Wenn meine Geſchäfte beendiget waren, ſo ging ich in die freie Natur, ich beobachtete, ich ſammelte, und — fand allmählich Ruhe, wenn auch nie ganze Heilung. Wunden des Herzens laſſen ſich durch kein Mittel ganz heilen.

Doch, mein Lieber, ich hatte unſern Zweck ganz außer Augen gelaſſen. Laß uns weiter!

„O, laſſen Sie es ſich nicht gereuen! Viele, und ich ſelbſt, dachten, Sie hätten für diese gar nichts Sinn, als, wie Sie ſich ſelbſt ausdrückten, für Fliegen und Hummeln. Ihre Auslaſſung hat mich nur mit viel tieferer Achtung für Sie erfüllt, als ich ſchon hatte!"

Gut, laß uns nun aber zu unſern Netzflüglern zurückkehren. Da iſt ein Thier, das du in meiner Sammlung, jetzt aber nicht lebendig ſehen kannſt, es iſt der „Aeſt" (Auguſtfliege) (*Ephemera*). Dieſes merkwürdige Thier lebt an Flüſſen, aber nur an einigen, in Deutſchland, und an dieſen in ungeheuren Maſſen, wieder nur an beſonderen Plätzen. An einem meiner früheren Wohnorte ſchwärmte dieſe Eintagsfliege den 22. und 23. Auguſt jeden Jahres in ſolchen Unmaſſen, daß man, da ſie weiß ausſieht, in einem Schneewetter zu ſtehen glaubte. Die Fliege lebt nur wenige Stunden. Sie kommt aus, begattet ſich, läßt ihre Eier ins Waſſer und ſtirbt.

Die Knaben an jenem Orte machen am Flußufer Feuer an, wodurch eine Menge dieſer Thiere herbeigelockt und getödtet wird. Mehr Nutzen hat dieſes Treiben dadurch, daß die Knaben die geſtorbenen Thiere dem Feuer überliefern, wodurch gefährliche Ausdünſtungen verhindert werden. Obwohl dieſes Thier als vollkommenes Inſekt nur wenige Stunden lebt, ſo lebt es doch als Larve und Puppe Jah-

Digitized by Google

re lang, man behauptet 6 Jahre, im Waſſer und in Uferlöchern.

„Da hat aber die Fliege auch gar nichts vom Leben!"

Wahrſcheinlich deſto mehr im unvollkommenen Zuſtande.

„Doch hier kommen wir auf einen ſandigen Hügel, der nur ſparſam mit Bäumen bewachſen iſt, da werden Sie nicht viel finden!"

Nicht viel; aber doch eins, welches deine Aufmerkſamkeit ganz gewiß feſſeln wird. Verſuche eine Ameiſe oder eine kleine Wanze oder dgl. zu fangen und bringe ſie mit.

Jetzt komm' behutſam hieher, — ſiehe dieſen kleinen Trichter; er iſt kaum 2 Zoll im Durchmeſſer und kaum ſo tief. Nun laß deine Ameiſe, oder was du haſt, an den Rand des Trichters laufen. Nöthige ſie mit einem Halme dazu. Gib recht Achtung!

„Nun, jetzt iſt ſie dort, — noch ein wenig, — ſie wird jetzt hinabgleiten, — nein, ſie wehrt ſich. — Aber, was war jetzt das? Wie kam der Sandregen aus der Grube herauf auf die Ameiſe? Jetzt rutſcht ſie weiter hinunter. — Noch einmal ein ſolcher Sandſtrahl. Jetzt iſt ſie unten! Jetzt iſt ſie verſchwunden! Aber wohin iſt ſie? Was iſt das?"

Zu deiner Belehrung wollen wir dieſer Mörderei hier ein Ende machen. Wir finden noch mehr ſolcher Mordgruben. Ich habe zu dieſem Ende dieſes kleine löffelähnliche Grabſcheit mitgenommen. Ich ſteche es hier ſeitwärts ein und hebe damit Mördergrube, Mörder und Opfer mit einander auf.

Hier flog früher ein den Waſſerjungfern ähnelndes Thier die Ameiſenmotte (*Myrmeleon*) umher, und ließ in den Sand hier ein Ei fallen. Aus dem Ei entwickelt ſich dieſe Larve hier.

„Das iſt ein garſtiges Thier!"

Vor dem, etwa wie eine kleine Kaffeebohne, großen Leibe ſitzt das ſehr bewegliche Bruſtſtück, das ſie wie eine Schaufel gebrauchen kann. Da am Kopfe ſiehſt du die großen, ſtarken Kiefern. Sie ſind hohl. Jetzt wollen wir dieſe Larve einmal laufen laſſen.

„Ah, ſie geht rückwärts!"

Nöthige ſie, vorwärts zu gehen!

„Sie thut es nicht!"

Nun, ſie kann nicht. Sie iſt aber ein Raubthier; wovon ſoll ſie ſich nun nähren? Siehe nun dies Wunder! Die Larve gräbt ſich eine kreisrunde trichterförmige Grube in den Sand. Unter dem untern engen Ende des Trichters hat ſie ein kleines Gemach für ſich. In dieſem ſitzt ſie, hat aber die Zangen in der Grube. Kommt nun ein Inſekt an die Grube, ſo weicht der Sand, und es gleitet hinab. Kann es ſich, wie vorhin die Ameiſe, noch etwa am Rande erhalten, ſo gebraucht dieſe Larve, Ameiſenlöwe genannt, ſeine Schaufel und ſchnellt Sand nach ſeinem Opfer, ſo daß es hinunter in ſeine Zangen muß. Ich ſagte ſchon, dieſe ſeien hohl, damit nun ſaugt der Ameiſenlöwe ſeine Opfer aus.

Wenn er ſich verpuppen will, ſo geht er noch tiefer in den Sand. Im Spätſommer kommt dann der Netzflügler aus.

„Das iſt ein äußerſt merkwürdiges Thier!"

Du ſiehſt daraus, wie unſere Allmutter-Natur auch für das geringſte ihrer Kinder geſorgt hat. Das eine hat ſie mit dieſer, das andere mit jener Kunſt ausgeſtattet aber gerade ſo, wie es für ſeine Lebensweiſe und ſeine Umſtände nöthig und paſſend iſt.

„Im Spätſommer, wenn man des Abends Licht anzündet, kommt oft auch eine ſolche Fliege in das Zimmer. Es iſt ein ſehr feines Thierchen mit grünen Flügeln. Was iſt denn das?"

Sie iſt auch ein Netzflügler, unter dem Namen Florfliege, Kameelfliege oder Hofdame (*Hemerobius*) bekannt. Dieſe Fliege iſt in der That ſehr ſchön. Durch ihre dünnen, glasartigen, grünen Flügel ſchimmert noch ihr grüngoldſpielender Leib hindurch! Und wie ſchön ſind die großen rothgolden glänzenden Augen. Die Larve dieſer Fliege wird uns als Blattlauslöwe, alſo Blattlausfreſſer, ziemlich nützlich.

Doch es wird uns gut thun, wenn wir uns hier im duftigen Graſe ein wenig lagern und der herrlichen Ausſicht genießen. Ich will dir dabei von einem Netzflügler erzählen, den ich zwar ſelbſt nicht geſehen, der aber von Reichenbach in ſeinem Buche der Thierwelt nach Smeathmann ſehr intereſſant beſchrieben wird, wie ich jetzt erzähle.

Die Termite (*Termes*) oder weiße Ameiſe, wie man ſie früher nannte, wird jetzt zu den Netzflüglern gezählt. Dann ſollte man aber auch mehrere Arten unſerer Ameiſen dazu zählen, die in ihrem ganzen Weſen den Termiten ähnlich, und wie dieſe zu gewiſſen Zeiten auch mit Netzflügeln verſehen ſind; oder aber man hätte ſie bei den Hautflüglern laſſen ſollen, wozu man die Ameiſen rechnet. Doch gleichviel, ich fühle mich nicht berufen, neue Syſteme zu machen, deren es ſchon zu viele gibt; ich wollte es eben nur erwähnen.

Die Termiten leben, wie die Ameiſen, gemeinſchaftlich und führen auch, nur feſter, ſolche Baue auf, wie dieſe, und theilen ſich auch ſo ein, wie dieſe.

Es gibt Geſchlechtsloſe, die nie Flügel haben, und Geſchlechtliche mit Flügeln und dann die ſogenannten Königinnen. Man bedient ſich auch oft techniſcher Bezeichnungen: Arbeiter, Soldaten und Königin. (Leider ſind der Beobachtungen durch Sachkundige noch wenige).

Sie leben innerhalb der Wendezirkel und errichten in baumarmen Gegenden Wohnungen aus Lehm und Sand, welche ſie mit einer leimartigen Subſtanz zuſammenkitten und die ſehr feſt und mehre Fuß hoch ſind, je nach der Stärke der Colonie.

„Gewöhnlich (ſagt Smeathmann) ſind ſie 12 Fuß hoch und ſind nach Verhältniß dick, ſo daß ſie den Wohnungen der Wilden gleichen. Zuerſt errichten ſie 2 oder 3 faſt einen Fuß hohe Erdthürmchen in der Geſtalt eines Zuckerhutes. Dieſe bilden gleichſam das Gerüſte oder vielmehr den Grund des Gebäudes. Sie nehmen ſchnell an Zahl und Höhe zu, werden dann unten erweitert, oben zu einer

Digitized by Google

Kuppel verbunden und ringsum durch eine Erdwand befeſtiget. Hat nun das Ganze die oben erwähnte kegelförmige Geſtalt erhalten, ſo werden die inneren Thürmchen weggenommen und die Erde davon wird anderweitig verwendet. Nur diejenigen Thürmchen bleiben, welche als Gipfel hervorragen. Blos der untere Theil des Gebäudes wird von den Einwohnern eingenommen. Der obere Theil, oder die Kuppel bleibt leer und dient vorzüglich als Schutz gegen ungünſtige Witterung, gegen Feinde und um den untern Theilen die gehörige Brutwärme und Feuchtigkeit zu erhalten, weshalb dieſe Kuppel auch ſehr ſtark und feſt iſt. Der bewohnte Theil enthält das königliche Zimmer, in dem König und Königin wohnen, die Ammenſtube für die Jungen, das Vorrathshaus oder die Niederlage für das Futter und unzählige Gänge, Durchgänge ꝛc. In der Mitte des Gebäudes, gerade unter dem Gipfel und ziemlich auf gleicher Höhe mit der Erde liegt das königliche Zimmer, ein Gewölbe von halbovaler Geſtalt oder der Form eines Backofens. Es iſt anfangs nicht über 1 Zoll lang, wird aber auf 8 und mehr Zoll vergrößert, ſo wie die Königin an Größe und Dicke zunimmt. In dieſem Zimmer ſind König und Königin gefangen; denn die Eingänge ſind ſo eng, daß kaum ihre kleinſten hindurch, König und Königin aber gar nicht wieder heraus können. Unmittelbar an dieſes Gemach und rundherum nach allen Seiten, auf die Entfernung von ein und mehr Fuß, ſind unzählige Räume verſchiedener Geſtalt und Größe, jedes in das andere geöffnet und zur Bequemlichkeit der Soldaten und Dienerſchaft eingerichtet, von denen immer mehre Tauſend bereit ſind auf die Befehle des königlichen Paares zu warten. (Die Unterthanen müſſen für dieſe bloße Fortpflanz-Maſchine denken und thun, wie in der Monarchie!) Nächſt dieſen Zimmern kommen die Ammenſtuben oder Nähranſtalten und Magazine. Erſtere ſind immer von Eiern und Jungen angefüllt, und ſind beim Beginn des Neſtes dicht an dem Königszimmer; wenn aber die zunehmende Größe der Königin ein größeres Zimmer erfordert, und die Beizimmer für die vermehrte Dienerſchaft die Wegräumung der Eier nöthig machen, ſo werden die kleinen Ammenſtuben abgebrochen und in einiger Entfernung größere und in vermehrter Anzahl gebaut. In dem Baumaterial unterſcheiden ſie ſich dadurch von den übrigen, daß ſie aus Holzſplittern gebaut ſind, die durch einen klebrigen Schleim verbunden werden. Eine Anzahl dieſer dichten, unregelmäſſigen nicht ½ Zoll weiten Zimmer ſind wieder in eine gemeinſchaftliche Kammer von Erde eingeſchloſſen, die manchmal die Größe eines Kinderkopfes hat. Die Magazine liegen mit den Ammenſtuben untermiſcht und ſind immer mit Vorrath wohlverſehen aus Erde gebaute Kammern. Der Vorrath beſteht aus Holzſplittern, Gummi und eingedickten Pflanzenſäften. Dieſe Magazine und Nährzimmer ſind durch kleine leere Kammern und Gänge, die mit einander in Verbindung ſtehen, oder rings herum laufen, von einander abgeſondert, ſetzen ſich an allen Seiten nach der äußeren Wand des Gebäudes fort und reichen darin bis ⅔ der Höhe hinauf. Sie füllen jedoch nicht den ganzen unteren Theil des Hügels aus, laſſen vielmehr unter der Kuppel ein offenes Feld, das dem Schiffe einer alten Kirche gleicht, indem ſein Dach von 3 oder 4 gothiſchen Bogen getragen wird, von denen der mittelſte manchmal 2—3 Fuß hoch iſt, die andern aber ſchnell an Größe abnehmen, wie eine Bogenreihe in der Perſpective.

Die Kammern, Nährzimmer ꝛc. werden von einem flachen Dache bedeckt; zum Abhalten der Näſſe, wenn etwa die Kuppel ſchadhaft werden ſollte, und jenes Feld, das etwas höher als das Königszimmer iſt, hat auch eine waſſerdichte flache Diele, und iſt ſo angelegt, daß ſie allen etwa eindringenden Regen in die unterirdiſchen Gänge laufen läßt. Dieſe Gänge ſind von bedeutender Größe, manche von 1 Fuß im Durchmeſſer und vollkommen walzenrund, u. dienen urſprünglich als die Anbrüche, aus denen die Baumaterialien genommen werden, und nachher zu den großen Ausgängen, durch welche die Termiten ihre Räubereien ausführen, die ſie in einiger Entfernung von ihrer Wohnung vornehmen. Sie laufen in ſchiefer Richtung unter dem Boden des Hügels zur Tiefe von 3—4 Fuß, verzweigen ſich dann ſächtig nach jeder Seite hin und laufen unter der Erde nahe an der Oberfläche ungemein weit fort. Bei ihrem Eingange in das Innere ſtehen ſie mit andern kleinen Gängen in Verbindung, welche an der Innenſeite der äußeren Hülle ſpiralförmig aufſteigen, ſich rund um die ganze Wohnung bis zum Gipfel winden u. vielfach durchkreuzen u. ſich theils durch die Kuppel, theils in den untern Theil des Gebäudes öffnen.

Da die Termiten nicht gut ſenkrecht aufſteigen können, ſind eben jene Gänge ſpiral- oder ſtufenförmig gebaut und um dieſelbe Schwierigkeit in den innern ſenkrechten Theilen des Gebäudes zu vermeiden, wird ein oft 1½ Zoll breiter Fußpfad gemacht, der ſtufenweiſe ſich aufwindet, gleich einer Bergſteige. Ja, zur Abkürzung ihrer Arbeit haben ſie auch eine Art Brücke gebaut, mit einem ungeheuren Bogen, der von der Diele des Feldes zu den obern Zimmern an der Seite des Hauſes geht, und die Zeit zur Wegſchaffung der Eier in die oberen Erdzimmer abkürzt, indem dieſe Brücke die Stelle einer bequemen Treppe vertritt. Smeathmann maß eine von dieſen Brücken. Sie war ½ Zoll breit, ¼ Zoll dick, 10 Zoll lang und bildete die Seite elliptiſchen Bogens. Welch' ein unglaublicher Fleiß, welche große Ausdauer und Geſchicklichkeit gehört aber dazu, ein ſolches Rieſenwerk aufzuführen! Denn bei der Kleinheit des ½ Zoll langen Thieres müſſen wir es ein Rieſenwerk nennen. Welche Einheit muß bei dieſen Thierchen herrſchen, wenn ſo viele Tauſende beiſammen leben, unaufhörlich hin und hergehen und einander doch nicht ſtören.

„Da könnten ſich die Menſchen, un-

Digitized by Google

ter deren Raub und Mord herrſchen, ein ſchönes Beiſpiel nehmen!"

Ein anderer Reiſender erzählt: Auf der Mitte des erſten Termitenbaues ſtand eine Eſche und auf ſeiner Seite auch der rothe Beeren trageade Strauch, den die Negerinnen lieben, um ihre Zähne damit zu poliren. Es iſt ein nicht ungewöhnlicher Anblick, einen wilden Ochſen, der der Führer und Hüter der Heerde iſt, ſeine Stellung auf der Spitze eines Termitenkegels zu ſehen, wie auf einem Wartthurm. Da mich die Neugier trieb, das Arbeitsgetriebe der Gemeinde eines großen Kegels zu ſehen, ſo befahl ich den mich begleitenden Negern, einzubrechen. Entweder aus religiöſer Scheu vor den böſen Geiſtern, oder aus Furcht vor den ſcharfen Kiefern der Thiere, weigerten ſie ſich, ſo daß ich ſelbſt mit langen Stangen das Gebäude angreifen mußte, und da die Erdrinde, obgleich dicht, doch brüchig war, ſo wae bald eine beträchtliche Oeffnung in den Außenwerken zuwege gebracht. Bei dem Einbruche in den erſten Gang ging ein lautes Ziſchen von den Tauſenden aus, welche ſo überfallen wurden; eine Menge rachedürſtiger Köpfe zeigten ſich; die Avantgarden ſchickten unzählige Kämpfer nach allen Richtungen vor, welche zeitigen Rückzug räthlich machten. In wenigen Minuten, als die Ruhe wieder hergeſtellt war, brach ich tiefer in den Kegel ein, und ſah nun deutlich zwei Abtheilungen von Termiten, von denen die eine ſich zurückzog, die andeee kühn vorrückte. Die Erſteren waren die Arbeiter, die Letzteren die Soldaten.

Merkwürdig iſt, fügt Reichenbach bei, daß die Köaigin, wenn ſie im Begriff iſt, Eier zu legen, einen ungeheuren Umfang erlangt hat; denn ſie übertrifft wohl an 30,000mal den Umfang dee Arbeiter und iſt mehre Hundertmal größer, als ihr königlicher Gemahl. Ihr Körper iſt nämlich außerordentlich ausgedehnt, da ſie an Einem Tage an 80,000 Eier legen ſoll.

Dee Reiſende erzählte weiter: In einem an die Ebene anſtoßenden Holze fand ich von der andern Art das größte Thurmneſt, das ich in Afrika ſah. Es war 4—5 Fuß hoch und hatte faſt 2 Fuß im Duechmeſſer. Ein kegelförmiges Dach bedeckte es mit ſtumpfer Spitze, deſſen Rand abee mehre Zolle über den Säulenſchaft heevorragte. Dieſe Dächee ſind bewundernswürdig eingerichtet, um den Unterbau von dem heftigen Schlage des Regens in der Regenzeit zu ſichern. Ein mäßiger Stoß kann das Neſt in zwei Stücke trennen und die einfache Einrichtung der inneren Räume zu Tage legen, die wie ein Bündel perpendiculäeer Kanäle erſcheinen und von geringem Duechmeſſer ſind. Die Bewohner dieſer Thurmneſter ſind kleiner als ihre Anverwandten in den kegelföemigen Neſtern. Der zum Baue ihrer, einem Pilze ähnlichen Gebäude von ihnen verwendete Thon iſt von blaugrauer Farbe, die kegelförmigen dagegen ſind aus rother Erde gebaut.

Smeathmann erzählt weiter: Schlägt man mit einer Hacke oder einem Beile ein Loch in den Hügel, ſo kommt nach wenigen Secunden ein Soldat heraus, um zu ſehen, was vorgeht; bald folgen mehre und endlich ſo viele, als nur irgend die Breſche durchlaſſen will. Ihre Hitze und Wuth läßt ſich nicht beſchreiben. Sie verlieren in der Eile oft ihr Gleichgewicht und ſtürzen an den Seiten des Hügels herunter, helfen ſich aber bald wieder auf und beißen, weil ſie b l i n d ſind, in jedes Ding, an das ſie rennen, wodurch ein lautes Geräuſch entſteht, wie das Picken einer Taſchenuhr. Bekommen ſie ein Bein zu packen, ſo ſaugen ſie gleich 6mal ſo viel Blut aus, als ſie ſelbſt wiegen, und der Blutfleck auf dem Strumpfe wird zollgroß. Sie ſchlagen ihre Kiefern ſo tief ein, daß ſie ihren Platz nicht verlaſſen, auch wenn man ſie entzwei reißt.

Weicht man ihnen aber aus, ſo ziehen ſie ſich nach einer halben Stunde wieder zurück; nun kommen die Arbeiter zu Tauſenden mit einem Klümpchen Mörtel im Maule, um die Breſche auszubeſſern; in ſehr kurzer Zeit ſieht man, ungeachtet der Verwirrung einen Wall emporſteigen, der die Breſche wieder ausfüllt.

Unter tauſend Soldaten ſieht man hie und da einen Soldaten herum laufen, der ſich nie um den Mörtel bekümmert; er ſtellt ſich dicht an den Wall, dreht ſich gemächlich nach allen Seiten ein, wie ein Polier und beißt alle zwei Minuten auf das Gebäude, wodurch ein Schall entſteht, der von den Arbeitern mit einem lauten Geziſch erwiedert wird. Sie verdoppeln dann ihre Scheitte und arbeiten ſchneller als vorher. Stört man ſie wieder, ſo ziehen ſich plötzlich die Aebeiter zurück und die Soldaten ſind in wenig Secunden wieder da, um ſich zu wehren. Dies kann man wiederholen, ſo oft man will. Der innere Bau iſt ſehr ſchwer zu unterſuchen, weil die Gemächer feucht und daher ſehr zerbrechlich ſind, man aber auch die Biſſe der Soldaten zu fürchten hat, und die Arbeiter, während man unterſucht, alle Gänge ſo ſchnell verſtopfen, daß man nur unförmliche Lehmklumpen findet. Hackt man in einem Hügel gerade auf das königliche Gemach zu und legt die zahlreichen Zimmer und Gänge offen, ſo ſind ſie ſchon am nächſten Morgen mit Lehm zugeſchloſſen. Zerſtört man auch das ganze Gebäude, läßt aber nur König und Königin, ſo wird dennoch bald jeder Raum zwiſchen den Räumen, wo der Regen eindringen könnte, wieder bedeckt und das Gebäude erreicht binnen Jahr und Tag wiedee ſeine vorige Größe. Nimmt man das königliche Zimmer heraus und thut es unter eine große Glasglocke, ſo laufen dennoch die Aufwärter immer um König und Königin herum, bleiben bei der letzten zuweilen ſtehen, als wenn ſie ihr etwas darreichten, nehmen ihr die Eier ab, tragen ſie weg und legen ſie irgendwo in der Kammer zuſammen. (In dem Termitenſtaate iſt nämlich immer zur Wegſchaffung der Eier, welche die Königin legt, und dies ſind in einer Minute wohl 60, eine Menge Aebeiter im königlichen Zimmer und den anſtoßenden Gängen, um ſie in die Ammenſtube zu tragen.) Nur einige wenige verlaſſen das Zimmer und laufen im Glaſe umher, als wenn ſie es unteeſuchen wollten, kehren aber dann wieder zur Königin zurück, und bleiben dort, bis endlich alle ſterben. Einige fangen auch an,

Digitized by Google

Lehm von anſtoßenden zerbrochenen Kammern zu nehmen, denſelben mit Saft aus ihrem Munde zu befeuchten, um ein dünnes Gewölbe über die Königin zu machen, das am andern Morgen ſchon ganz fertig iſt. Der König kommt faſt nie zum Vorſchein, ſondern wird, wegen ſeiner Kleinheit, von der Königin faſt immer bedeckt!

Im ſüdlichen Amerika iſt eine Termite, welche, wie die ſchwarze Ameiſe (*Formica fusca*), häufig in alten hölzernen Bauernhäuſern in Deutſchland thut, unter den unterſten Holzbalken ſich eingraben, und von da aus alles Holzwerk im Hauſe durchfreſſen, ſich aber wohl hüten, die Außenſeite des Holzes zu zerſtören. Später füllt dieſe Termite die hohlgefreſſenen Balken und Pfoſten wieder mit Thon aus, und läßt nur die nothwendigen Gänge und Kammern. Daß die leichtgebauten Häuſer in dieſen warmen Ländern, ſo behandelt, oft zuſammenſtürzen, läßt ſich leicht begreifen. So legt ſie ihre Neſter oft auch in abgeſtorbenen nachſtehenden oder auch liegenden Baumſtämmen an.

Bettziech-Beta erzählt von den Termiten:

In jeder Geſellſchaft gibt es blos zwei geſchlechtlich vollkommen entwickelte Exemplare, einen geflügelten König und eine geflügelte Königin, die jedoch ſpäter auch ihre Schwingen verlieren.

Jede Geſellſchaft beſteht aus 4 Klaſſen oder Kaſten:

1) dem König und der Königin; 2) Arbeitern; 3) Nymphen u. 4) geſchlechtsloſen Vaterlandsvertheidigern.

König und Königin ſind unter den Millionen jedes Staates die einzigen Vertreter der privilegirten Klaſſen, die nicht arbeiten, mit allen Ehren und Rückſichten bedient werden, allein im großen Staate, mit zwei großen hervorragenden Augen, ſehen können (alle anderen ſind blind) und allein für die fabelhafte Maſſe von Nachkommenſchaft ſorgen.

Die Arbeiter bilden die zahlreichſte, die Soldaten hundertfach an Zahl übertreffende Klaſſe und ſind kleiner als letztere, die wieder etwas kleiner ſind, als das Königspaar.

Die Arbeiter haben alle Bauten und ſonſtige Künſte zu beſorgen, bei Hofe aufzuwarten, die Tauſende von Eiern der Königin in die von ihnen verbreiteten Gemächer zu ſchaffen, die ausgekrochenen Jungen zu warten und zu pflegen und Staat, Straßen, Wege, Stege, Zimmer und Gemächer zu reinigen.

Die Soldaten, deren Uniform aus langen ſpitzigen Kiefern beſteht, haben den Staat und die Geſellſchaft gegen äußere Angriffe zu vertheidigen und reſp. Krieg zu führen.

Aeußerlich ſind die Nymphen wenig von ihnen unterſchieden, hauptſächlich durch Flügel, die aber zunächſt in Flügelbehältern ganz verſteckt liegen und den erſten Beobachtern ganz entgingen. Erſt in einer beſtimmten Periode ſpringen die Flügel raſch und groß heraus, von denen ſie ſich myriadenweiſe in Luft und Leben, Häuſer und Menſchengeſichter, Licht verfinſternd, Wolken bildend, tragen laſſen. Dies geſchieht jedesmal nach dem erſten Sturm zu Ende der trockenen Jahreszeit, ſo daß ſie mit ihren erſten Schwärmen die naſſe Jahreszeit verkünden. Dieſe beſchwingten Nymphen ſchwärmen eines Abends in zahlloſen Myriaden hervor; vom Winde und ihren leichten, großen Schwingen getragen und verſchlagen, füllen die Luft und Häuſer, löſchen die Lichter darin aus, und überſäen ſelbſt ganze Schiffe in Häfen. Am Morgen bedecken ſie, flügellos, die Oberfläche von Erde und Waſſer, unbeholfen wie große Maden und werden Menſchen, Ameiſen, Vögeln, Reptilien ꝛc. zur wehrloſen Beute, ſo daß wohl kaum ein Paar von Millionen entkommt und zu dem Acte der Fortpflanzung gelangt, um welchen ſich die männlichen Exemplare oft in rückſichtsloſer Wuth zerkratzen und zerbeißen, wenn je zwei Eine Geliebte verfolgen. Der Inſektenkundige König ſagt, daß in Oſtindien alte und ſchwache Perſonen die Königinnen als rückenſtärkende Medicin einnehmen. Die Art, die ſchwärmenden Maſſen vor dem Ausfluge zu fangen und zuzubereiten, ſei: Sie machen zwei Löcher in den Bau derſelben; vor das eine ſtellen ſie einen mit einem wohlriechenden Kraute geriebenen Topf und machen vor dem andern ein ſtinkendes Feuer. So füllt ſich der Topf mit Termiten, die ſie röſten und mit Mehl zu allerlei Paſteten kneten. Zu reichlich genoſſen, ſollen dieſe aber eine in 2—3 Stunden tödtende, epidemiſche, cholikartige Krankheit erzeugen.

Die Africaner machen es ſich bequemer und verzehren ſie einfach geröſtet. Nach Livingſtone ſchmecken ſie angenehm, doch nicht ſo ſüß, als die Delicateſſe weſtindiſcher Epicuräer, die Larve des Palmenrüſſelkäfers.

„Da muß man in der That ſtaunen, wenn man ſolche Dinge von ſo kleinen Geſchöpfen hört und ſieht. Doch hat mich Vieles in Ihrer Erzählung an unſere Ameiſen und Bienen erinnert."

Sie haben auch wirklich viel Aehnliches, obſchon dieſe zu einer andern Ordnung der Inſekten gehören, zu der wir uns auch bald wenden wollen. Es ſind die Hautflügler (*Hymenoptera*).

Für die Fackel.

Streifzüge.

Von S. Ludvigh.

November, 1865.

Endlich iſt die Maſchine, nach dem läſtigen, Zeit und Geld raubenden Umzug, wieder im Gange. Ich habe mir meinen Aufenthalt in Cincinnati, im ſelben Raume wo die Fackel geſetzt wird, Office genannt, ſo bequem wie möglich gemacht. Ein Bett, ein Kanapee, ein Schreibtiſch, ein Toilettentiſch, zwei Stühle, ein Bücher- und ein Junggeſellen-Küchenſchrank, für Kopf und Magen, ein Ofen und die weißen Wände mit Gemälden decorirt — iſt das nicht Alles,

Digitized by Google

was ein Philoſoph für ſich wünſchen kann, um in ſtiller Zurückgezogenheit von der kalten Außenwelt ſeinen Idealen, ſeiner Muſe, ſeinen Erinnerungen, ſeinem Geſchmacke in Beſchäftigung, die langſam ſchafft und nie zerſtört, leben zu können?!

Unbemerkt und unbeachtet von Volk und Preſſe, als hätte ich für das Volk nicht das Geringſte geleiſtet, als gäbe es kein Echo für die lauten Hurrahs die meinen Reden in Cincinnati oft zugerufen wurden, ſaß ich vier Wochen da in meinem Sanctum, ohne Beſuch, ohne Willkomm, ohne die Frage eines Radikalen oder freien Mannes: „freut mich, Sie hier zu ſehen, wie geht es Ihnen, kann ich mit Etwas behilflich ſein? —" Hilf dir ſelbſt — ſcholl es mir bei jedem Schritt in meiner comfortablen Stube entgegen und — ich werde mir auch ſelbſt helfen; ganz beſonders dazu gedrängt durch Lug und Trug ſogenannter politiſcher Freunde weiland in Baltimore und jüngſt zu St. Paul. Jene waren hervorragende Demokraten zur Zeit Van Buren's, Dieſe hervorragende Republikaner zur Zeit Lincoln's — Drahtzieher von der gemeinſten hervorragenden Klaſſe.

Ueber alles Das ſich ruhig erheben, beſeelt mit einem ganz eigenthümlichen, diaboliſch ſüßem Gefühl und macht ſelbſtſtändig, ſtark und ſtolz. Ueber ein Kleines wird es im großen Rath des ſouverainen Volkes heißen: „Mohr, du haſt uns ſeit achtundzwanzig Jahren gute Dienſte geleiſtet, biſt alt geworden — du biſt entlaſſen."

Eine ausgepreßte Citrone, eine zerbrochene Geige, ein zerriſſener Rock ſind Rokokkos ohne Werth; eben ſo werthlos ſind ein lahmer Tanzmeiſter, eine alte Sängerin, ein abgenützter Schauſpieler, ein alter Reformer, ein Volksredner mit gebrochener Stimme — für Dieſe giebt es keine Penſion; man wirft ſie weg und ſchickt ſie, mit Lorbeeren bekränzt, zur Hölle oder, aus Dankbarkeit, in's Hoſpital. *Sapienti pauca.*

Mein getreuer Setzer, Herr Chriſtian Begler, iſt endlich, nachdem ich ihn ſchon aufgegeben und es mit einem Andern verſucht hatte, von St. Paul angekommen und ſo kann ich denn in Hinſicht des Satzes der Fackel beruhigt ſein und ihm während meiner Abweſenheit mit vollem Vertrauen die Führung des Geſchäftes überlaſſen. Der alte Adler mag denn wieder, leider ſchon mit etwas gelähmten Schwingen, ſeine Ausflüge fortſetzen nach Oſt und Weſt, nach Nord und Süd, bis er endlich die ewige Ruhe finden wird im Schooße der Mutter alles Seins, am ſtoffwechſelnden Buſen des Lebens und des Todes, der an und für ſich ja nichts Anderes iſt, als neues Leben unter anderer Form.

Auf denn, alter Junge, ſtreiche dir muthig den Bart, reinige dich vom Kohlenruß der Königin des Weſtens und ziehe hin nach Oſten, um jenen Lumpenſtoff, Geld genannt, einzuſammeln, der abſolut nothwendig iſt, um unter civiliſirten Menſchen kein Lump zu ſein.

Es war am 9. November, dem denkwürdigen Sterbetag Robert Blum's, des edlen Mannes, als ich mich in einem Expreß Wagen nach dem großen Depot der Michigan Centralbahn fahren ließ, um — meiner eigenen Freiheit eine Gaſſe zu öffnen. Der nächſte Weg nach Detroit wäre *via* Toledo geweſen; doch die ſeltene Zuvorkommenheit des General-Ticket-Agenten Wendworth von der Michigan Central-Bahn, eine Freikarte anzubieten, veranlaßte mich über Chicago zu reiſen. Auch Herr Whitman, von der Grand-Trunk-Bahn, verſah mich mit einem Paß durch Canada nach Buffalo.

Wir verließen halb nach 5 N. M. Chicago und kamen früh des Morgens in Detroit an. So ungerne ich auch mein altes Abſteigquartier im Hotel Mauch aufgab, ließ ich mich doch nach dem neuen deutſchen Hotel Erichſen bringen, wo ich freundliche Menſchen, ein prachtvolles Zimmer und guten Tiſch fand.

In Detroit verſucht man wieder die Mauleſel-Ordonanz, genannt Sonntags-Geſetz, mit Strenge zu handhaben, um den Tag des jüdiſchen Herrn, Jeſus Chriſtus, nicht durch profane Concerte und Theater zu entheiligen. *A bas* mit der Vernunft! Es lebe das Muckerthum! Das Volk iſt ſouverain und es iſt ein gläubiges Volk, ein demüthiges Volk, geführt und angeführt von Heuchlern und Demagogen. Zehn Stunden Arbeit iſt zu viel — nach acht Stunden ſehnt ſich der Proletarier — die Freuden des Sonntags opfert er gerne der Kirche und gegen dieſen ſchändlichen Mißbrauch der Freiheit giebt es keine Agitation der Arbeiter, keine Sturmpetitionen, keine Indignations-Verſammlungen, keine Revolution. Von Menſchenrechten hat der große Lümmel kaum eine Ahnung. Brod und Fleiſch auf Erden, *plenty* Lagerbier dazu, und Manna im Himmel, das iſt das große Loſungswort.

Johnſon reconſtruirt die Union durch Werke der Barmherzigkeit, die *de facto* politiſchen Selbſtmord begehenden Staaten der Rebellen wählen Hochverräther für den Congreß und die Bonzen des Muckerthums conſtruiren die Freiheit nach dem Maaßſtab des Glaubens und der Dummheit. Wir ſind ein großes Volk, ein freies Volk in dieſer Muſterrepublik! Es lebe die Gnade und das Pfaffenthum!

Trotz alledem ſind wir noch nicht reif genug für die „blauen Geſetze." Noch fahren die Eiſenbahnwagen auch in Detroit am heiligen Schaboth in der breiten Jefferſon Avenue auf und nieder und einige „gottvergeſſene" Deutſche feierten ſogar am 12 November das letzte Schützenfeſt A. D. 1865, zum Hohne des Sonntagsgeſetzes, und zum Verderben von Preiſenten und Welſchhühnern. Auch Behr und Strehlinger erkühnen ſich, ihre frequenten Lokale zur Erfriſchung der „Gottloſen" offen zu halten, zum Aerger der Frommen, der Heuchler und der Phariſäer. Man hat vor Kurzem Tauſende in Sonntags-Schlachten hingemordet; es iſt alſo Zeit, im „gottgeſandten" Frieden Buße zu thun und den Zorn des Königs im Himmel und des Präſidenten im weißen

Digitized by Google

Hauſe durch ſtrenge Kirchenzucht zu ſühnen. Alſo arbeitet 8 Stunden per Tag und am Sabbath gebt Gott, was Gottes iſt und dem Pfaffen, was des Pfaffen iſt: das beſte Viertel von des Volkes Eſelsbraten!

Detroit iſt eine intereſſante Stadt der jungen Republik, die blos den Fluß zu paſſiren hat, wenn ſie freiheitsmüde mit der Monarchie kokettiren will, oder *vice versa*. Detroit iſt nicht mehr jener bretterne Häuſercomplex, wie ich ihn vor circa 25 Jahren ſah; es iſt eine compacte Großſtadt von Paläſten u. großen Geſchäftshäuſern. Die erſten Einwohner der Stadt waren meiſt Franzoſen, vom *ancient regime*. Die wenigen Amerikaner waren meiſt Beamte des General- oder des Territorial-Gouvernements, mit ihren Freunden und Verwandten, die es gewagt hatten, über Buffalo hinaus zu gehen. Die Emigration hatte ſich noch nicht ſo weit nach dem fernen Weſten erſtreckt und der Unternehmungsgeiſt beſchränkte ſich auf den Pelzhandel. Detroit war damals nicht mehr als eine oſtindiſche Compagnie, ſtationirt zu Hindoſtan. Da bewegten ſich der Gouverneur des Territoriums und ſeine hohe Familie, die Militär-Functionäre und Juſtiz-Beamten, wie Nabobs, und die untergeordneten Klaſſen von Traders, Franzoſen, Indianern und Halfbreeds. Das geſellige Leben war ſehr angenehm; es fehlte nicht an Bällen und Parties und es tanzte Jedermann mit Jederfrau und Jungfrau. Wo das franzöſiſche Element vorherrſchend iſt, dort giebt es keinen ſteifen Ton. Die Geſchäftsläden jener Zeit waren mit Pelzwaaren gefüllt, und die Luxusartikel beſtanden aus hellgefärbten Calicos, Hirſchfellen, Moccaſins und Indianer-Handarbeiten; freilich noch lange nicht in dem feinen Geſchmack wie man ſie jetzt z. B. im Bazar des Herrn Max Brooks zu Niagara findet. Die Holztrottoirs, wo ein tettowirter Pottwattimie, ein ſchlanker Sac oder Fox Indianer ſtolz wie ein König promenirte, haben ſich in breite Steintrottoirs verwandelt und wo Gruppen von Winnebagos und ihre *squaws*, mit ihren blauen Blankets geſchmückt, ſich herumtummelten, bewegen ſich jetzt civiliſirte *Dandies* und *Ladies*, die in ihrer Suffiſance mit derſelben hochnäſigen Anmaßung auf die untere Schichte der Kaukaſier und die *inferior race* der Neger und Mulatten herabblicken, wie jene edlen Rothhäute mit Silbergeräthen am Arm und an der Naſe auf die verachteten Mennomonies herabblickten, auf dieſe nordamerikaniſchen Kinder von Judah. Die Ariſtokratie iſt ſo alt wie das Menſchengeſchlecht und ſie wird ſich zu jeder Zeit, bei jeder Kulturſtufe geltend zu machen ſuchen, ſo lange es Menſchen giebt! Wo vormals am Ufer des Detroit-Fluſſes coniſche Zelte, aus Birkenrinde aufgeſchlagen waren, in deren innerem Raume die Indianerin ihr Succotaſch in eiſernen Keſſeln kochte, um welche herum hungrige, halbnackte Kinder ſich bewegten, indeß wölfiſche Hunde, auf den Abfall lauernd, ſich vor den Zelten ſonnten; wo der Wilde ſeine Pfeile abſchoß, und Matronen in Hängmatten von Häuten und Rinden ihre Papoos ſchaukelten, dort braut man jetzt Lagerbier, dort rauchen die Schornſteine von Fabriken, dort zieht eine Eiſenbahn durch ein breites Avenue hin und der Fluß iſt belebt mit Segeln und mit Dämpfern. Wie hat ſich Detroit in dieſer kurzen Zeit verändert! Anſtatt der Indianer *Squaws* ſieht man jetzt elegante Damen, gekleidet in Sammt und Seide. Das franzöſiſche Patois iſt verdrängt durch das Idiom der Amerikaner und Deutſchen. Der große Geiſt des „rothen Mannes" mußte dem dreieinigen Gott des „blaſſen Geſichtes" weichen. Jener betete im Geiſte an; dieſer ſchließt ſeinen Gott in Kirchen ein und quält ihn mit Weihrauch und langen Gebeten. Die Stelle der Wigwams nehmen Paläſte ein und Kirchen mit hohen Thürmen. Der Indianer hatte keine Preſſe, keine Literatur, keinen Schinderhannes u. keinen Kosmos; keine italieniſche Oper und keine Minſtrels. Wie verſchieden iſt die Phyſiognomie des alten Detroit von der wie ſie jetzt iſt! und dieſe Phyſiognomie iſt bedeutend markirt durch deutſche Züge. Ja, zu Handel, Wandel und Gewerkthätigkeit liefern die Germanen ein bedeutendes Contingent. Da findet man deutſche Hotels, deutſche Aerzte und deutſche Apotheken, von denen die des Hrn. Leuſchner und *Dr.* Scherer beſonders erwähnenswerth; Bernhard, Stroh, Strehtinger, Brenner und Andere brauen gutes Lagerbier; Henkel und Mehling machen große Geſchäfte in Groceries; Diedrich und Braiſacher liefern Feuerwaſſer, Wein und allerlei Liqueure; Kanter vermag eine ganze Flotte mit den nöthigen Schiffsrequiſiten zu verſehen, die Gebr. Wolff fabriciren und verſchicken nach mehren Staaten ausgezeichnete Koffer und Valiſen; H. Weber hat ein großartiges Meubelgeſchäft; Reichle fabricirt ſchöne Kutſchen und Buggies, der Kunſtgärtner Gladewig verſieht die ſchöne Welt mit Bouqueten und wenn im Sommer Alles über Hitze klagt, iſt Lahrmann da, der mit ſeinem Eiſe (ohne *cream*) Alt und Jung abkühlt und labt. Detroit hat gute deutſche Schulen und zwei tägliche deutſche Zeitungen. Die Kunſt hat eine retrograde Richtung genommen und ein Tempel Thalias wurde in Aſche gelegt. Herr Straßburger, ſagt man, wird den Platz kaufen und ein Lokal für Bälle eröffnen. Auch der Turnverein hat gegenwärtig keine eigene Halle und verſpricht, wie der Phönix ſich aus der Aſche zu regeneriren. Der deutſche Buchhandel wird durch Hrn. M. Böhnlein verſehen u. ſeinen Bruder, als thätiger reiſender Agent im Staate.

Von Detroit fuhr ich auf der Grand Trunk Bahn, durch Canada, nach Buffalo. Die Bahnſtrecke bis Port Huron iſt diſpeptiſchen Perſonen zu empfehlen; denn ſolche Stöße auf holprigen Schienen müſſen unbedingt auf die Verdauungswerkzeuge wirken. Paſſirt man da den St. Clair, ſo findet man gute Schienen und bequeme Waggons. Die Gegend iſt monoton; doch nicht ohne hübſche Farmen, einzelne ſchöne Reſidenzen und man paſſirt mehre recht freundliche Städtchen.

Digitized by Google

Am ſelben Tage als ich zu Buffalo in Gruener's Hotel ankam, ſind auch meine Gattin und Tochter nebſt Gatten von einem Beſuche in New-York angekommen. Und das war denn wieder ein angenehmes Wiederſehen für Ahasverus, den ewigen Juden.

Ich machte einen flüchtigen Abſtecher nach Niagara und fuhr von Buffalo, nach einem dreitagigen Aufenthalt, *via* Rocheſter, Rom und Syrakus, nach Troy. Die Fahrt dahin iſt ſehr angenehm und die Lage von Troy, am Hudſon-Fluſſe, prachtvoll. Indeß meine alten Freunde hier, in *specie* die Herren Rupp, Bonn, Hilke und Kirchner vom Beginn der Fackel bis zum Erlöſchen derſelben auszuharren ſcheinen, iſt hier wenig Propaganda für Wiſſenſchaft und freie Principien zu machen; noch weniger aber im nahen Albany mit ihren vielen Deutſchen, wo die Fackel nicht einen einzigen Abonnenten hat.

Die Fahrt nach New York machte ich auf der Harlem-Bahn. Das Wetter war ſehr unfreundlich und die in finſtern Abendſchleier gehüllte majeſtätiſche Gegend am Hudſon bot mir dieſes Mal keinen Genuß. Die Tauſende von Gaslichter funkelten wie Sterne als wir die Weltſtadt erreichten und ein Omnibus brachte mich den brillant erleuchteten Broadway entlang nach dem Prescott Houſe des Hrn. Diez.

Welches Jagen! welches Treiben! Welcher Luxus! Welcher Schmutz in manchen Quartieren und welche Spuren von Armuth! — Das iſt eben das Bild der freien Concurrenz und über dieſe hinaus ſcheint es der Menſch im Allgemeinen mit allen ſeinen Freiheitsbeſtrebungen nicht zu bringen; denn Egoismus und Leidenſchaften aller Art machen Socialismus und Communismus in *praxi*, leider, zur Chimäre. Am Mark unſerer Capitaliſten und Arbeitsgeber zehren jetzt die hohen Tarif und Steuern, und die Arbeiter verlangen nach hohem Lohn und acht Stunden Arbeit. Ich halte dafür, daß der Abſatz der Waare den Preis der Arbeit regulirt, daß die Geſetzgebung ſich nicht in zopfalterliche Bevormundung der Arbeiter, reſpective Geſellen, einmiſchen ſollte, die in einem freien Staate ſouverain ſind; daß bei kürzerer Arbeitszeit alle ſonſtigen Preiſe den Arbeiter indirecte beſteuern müßten und Derſelbe, in der Regel, anſtatt die Mußeſtunden der Bildung ſeines Geiſtes, oder dem Wohle ſeiner Familie zu widmen, nur noch mehr zum Bummler würde. Uebrigens möget Ihr Arbeiter agitiren ſo viel Ihr wollt; ich habe Nichts dagegen. Auf fünfhundert meiner Abonnenten kommen höchſten 10 Arbeiter per excellentiam; wir ſtehen alſo ſeit lange her in keinem engeren geiſtigen Verkehr zuſammen und ich erlaube mir euch jungen Leuten blos einen wohlgemeinten Rath zu geben, welcher iſt: Lernet irgend ein Geſchäft tüchtig, damit Ihr keine Pfuſcher ſeid; arbeitet 6 Tage fleißig und amüſirt euch am 7.; ſeid jedoch hübſch ſparſam und ſuchet mit dem Erſparten ſelbſtſtändig und unabhängig zu werden! Haltet Ihr ehrgeizige junge Demagogen, die an eure Leidenſchaften appelliren, für beſſere Freunde als den alten durch Erfahrung gereiften Fackler, ſo folget ihnen. An Täuſchung wird es euch nicht fehlen und wohl euch, wenn Ihr nicht zu ſpät enttäuſcht werdet und zu rechter Zeit eure Jugendkraft, eure Stellung in der Geſellſchaft, eure Rechte und Anſprüche kennen lernt! — Geht zu „den alten Geſellen" Weitling's in die Schule, macht euch mit unſeren früheren Beſtrebungen, zu Kriege's und Arnold's Zeit, etwas vertraut, und Ihr werdet euch vor ähnlichen Blamagen bewahren! Neben der Arbeiter-Frage höre ich eben in der Großſtadt viel von der Fenier-Bruderſchaft ſprechen. Eine Bruderſchaft ſetzt Brüder voraus und Brüder ſollen ſich ja lieben und einig ſein. Ach, habe faſt den Glauben an Bruderliebe verloren. Doch ich will ſie nicht abſolut negiren und zugeben, daß die Fenier durch dieſe ſeltene Eigenſchaft beſeelt ſind. Und was iſt ihr Streben? Irland frei zu machen, eine iriſche Republik zu gründen, und — Canada an die Ver. Staaten zu annectiren. Nun, das iſt allerdings ein großartiges Streben, ausgeheckt in einem „ſmarten" iriſchen Gehirn; aber, ach, d i e M a ſ ſ e des irländiſchen Gehirns, von dem wir Theile hier zu Land in politiſcher und ſocialer Activität ſehen, giebt mir wenig Hoffnung auf Erfolg dieſer revolutionären, weit verzweigten Bewegung. Wohlan, verſucht euer Heil! Der Baum fällt mit Einem Hiebe nicht, kann jedoch wiederholten Schlägen nicht widerſtehen. So mit den Thronen; doch kann die Republik nur dann auf permanenten Sieg rechnen, wenn ſie durch ein intelligentes und tugendhaftes Volk mit Blut getauft errungen wird. — Aber, mag mich etwa ein Revolutionär fragen, haben wir denn in den Vereinigten Staaten ein intelligentes und tugendhaftes Volk? Intelligenz und Tugend ſind allerdings nicht Gemeingut der Maſſen; die Maſſe ſtimmt ja blos, ſchreit Hurrah, läßt ſich im glücklichen Glauben der Souverainetät regieren und die Zahl Jener, die eigentlich regieren, iſt, in der That, ſehr gering. Nun, Dieſes zugegeben, könnte wohl auch Irland als Republik beſtehen — und wollen wir auch, um conſequent und principientreu zu ſein einigen Millionen ungeſchulten Schwarzen das Stimmrecht unbedingt ertheilen, ohne Fiasko zu machen, ſo wäre am Ende wohl jedes Volk reif für die Republik. Die Form iſt freilich noch lange nicht der Geiſt; doch bietet ihm die freie Form weiteren Spielraum zur Entwickelung und iſt die rohe Maſſe auch weder intelligent, noch beſonders tugendhaft, ſo will ſie doch frei ſein dem Inſtinkt nach.

An Kirchen und Freiſchulen leidet unſere Republik nur nicht keinen Mangel, ſondern überbietet damit alle anderen Völker. Die Kirchen ſind jedoch keine Schulen der Moral, ſondern Verdummungsanſtalten und Schauplätze für den täglich mehr überhandnehmenden Luxus in Kleidern. In den Schulen wird bloß das Gedächtniß in Anſpruch genommen und Tauſende von Eltern entziehen ihren Kindern ſelbſt dieſe ſpärliche Quelle. Die ungezogenen Straßenjungen, wenn ſie das Glück haben dem Loaferthum zu entgehen,

Digitized by Google

werden in Fabriken geſteckt, oder lernen ein Handwerk, oder ergreifen den Pflug. Jene Wenigen, die einen Drang fühlen nach Wiſſen, erziehen ſich ſelbſt und machen zuweilen ſogar eine politiſche Carriere. Indeß die Meiſten der beſſer gebildeten durch Pfaffen-, Kirchen- und Sonntagsſchul-Dreſſur zu Frömmlern, Geldjägern u. Heuchlern werden, bildet der ungebildete Gegenſatz ein Element der craſſeſten Unwiſſenheit und flegelhaften Impertinenz und Rohheit.

Halten wir nun Revue über die Parteipreſſe, über die Broſchüren, welche dem Volke geboten werden, und über das Theater, ſo wird ſich uns das Reſultat von ſelbſt ergeben. Die Schauſpielhäuſer, engliſche und deutſche, ſind zu förmlichen Maſchinen herabgeſunken, um durch triviale und ſittenverderbende Stücke Geld zu machen. Beſonders iſt Dies der Fall gegenwärtig in New-York. In dem Maaße aber als die Bühne entartet, vermehrt ſich das Verbrechen; anſtatt die Schule des Wahren, des Schönen, des Edlen zu ſein, iſt ſie die Lehrerin des Laſters. Der elegante Verführer einer armen Frau, die ihre Tugend dem Geſchenk von Seide und Sammt hinopfert, ein ſchlauer Meuchelmörder werden beklatſcht, und wollüſtig exponirte Brüſte ſchöner Mädchen-Gruppen erhitzen die Phantaſie der Jugend und verlocken ſie nach den Freudenhäuſern. Ein Schurke, wie Jack Sheppard, wird als Held dargeſtellt und ſpornt Jünglinge an, ihm ähnlich zu werden. „Der Anfang Nothzucht; das Ende ein Duell" — das iſt der Angel, der zieht; das iſt das Thema, das dem zügelloſen Janhagel gefällt. *Hinc illae lacrymae.* Uebrigens kann man mit dem Franzoſen ſagen: *c'est tout come chez nous.* Das hieſige Volk iſt ja weiter Nichts als ein Ableger der alten Madame Europa und New-York hat der Verbrechen nicht mehr als Paris oder London. In Großen Städten gehen überall Luxus, Elend und Laſter Hand in Hand. Die republikaniſchen Tugenden muß man auf dem Lande ſuchen und trotz aller Corruption und geiſtiger Verkommenheit haben wir noch immer Intelligenz, Tugend und politiſchen Takt genug, um die republikaniſche Staatsmaſchine im Gang zu erhalten. Der Menſch iſt ein Abklatſch ſeiner Verhältniſſe, ein Spielball der Leidenſchaft und man muß Menſchen eben nehmen wie ſie ſind, nicht wie wir ſie haben wollen. Am lächerlichſten aber iſt es ſich ſelbſt allein für vollkommen, für das *non plus ultra* von Tugend und Intelligenz zu halten. *Nosce te ipsum!* (Kenne dich ſelbſt!)

Ich habe zwei Opern geſehen: Sonnambula und die Afrikanerin. Daß mir, als vorherrſchend Gefühlsmenſchen, Jene mehr Genuß gewährte als Dieſe, iſt ſelbſtverſtändlich. Der Bau der Academy of Muſik macht dem Architekten, der ſie gebaut, nicht nur keine Ehre, ſondern entehrt ihn ſogar. Enge Paſſage und ſchlechte Akuſtik machen das Haus eher für eine Scheuer als für ein Opernhaus geeignet. Einen Erſatz für dieſen verunglückten Bau wird in Bälde ein neuer Tempel des franzöſiſchen Theaters bieten, nach dem Plan der *Opera Comique* in Paris.

Die Sterne der jetzigen italieniſchen Oper in New-York, unter Direction des unverwüſtlichen Max Maretzek, ſind: Signor Ilfre, Herr Müller, Signor Antonucci, Mlle. Ortolani und Mde. Reichart. Sterne erſcheinen am Horizont der Kunſt und verſchwinden, um andren Platz zu machen. Mit der verlorenen Stimme geht die Leiſtung des Sängers, der Sängerin verloren; indeß Schriftſteller, Dichter, Bildhauer und Maler fortleben in ihren Werken und beitragen zur Unſterblichkeit des Geiſtes, in ſo weit dieſe ſich eben mit dem Begriff des Endlichen alles Irdiſchen, mit dem das Geiſtige eng und unzertrennlich verknüpft iſt, vereinigen läßt. Künſtlerleben iſt auf jeden Fall das ſchönſte, das intereſſanteſte, das höchſte. Der Geiſt des Künſtlers altert nie und ſeine Schöpfung begeiſtert die Nachwelt, wenn Nabobs längſt vergeſſen und die Paläſte der Reichen in Trümmer zerfallen ſind. Iſt Das kein Lohn, des Schweißes, der Sorgen und der Kämpfe der Edlen werth? Iſt das nicht der einzige Adel, der an u. für ſich dem Geweihten Werth u. Vorzug verleiht? Welches Verdienſt kann die Geburt, als ſolche, dem Ariſtokraten verleihen? Und welchen inneren Werth kann Reichthum geben, von deſſen Nimbus umſtrahlt Dummköpfe und Schurken nicht ſelten prangen?! —

Das Opernhaus führte mich der Marmorfront eines palaſtähnlichen Gebäudes vorüber; es iſt: Steinway's Piano-Niederlage. Wo iſt der Pianiſt in Amerika und in Europa, der den Namen Steinway nicht kennt!? Elegant an Form und unübertrefflich an Ton ſind Steinway's Inſtrumente, anerkannt durch Preiſe zweier Welttheile. Und ihnen zunächſt ſtehen Chickering's Pianos, in Boſton, und die der Gebrüder Decker. Es macht mir beſonders Vergnügen, dieſer letztern Firma, in New-York, zu erwähnen; denn ich kenne ſie ſeit dem Jahr 1844, als ſie noch ſchlichte Arbeiter und eifrige Mitglieder meines damaligen Nationaliſten-Vereins waren. Anſtatt ſich der Agitation der malcontenten Arbeiter hartnäckig hinzugeben, anſtatt zu bummeln, oblagen ſie mit Fleiß ihrem Berufe, lebten frugal, begannen mit ſehr geringen Mitteln auf der ſelbſtſtändigen Bahn der Concurrenz, um jetzt, nach wenigen Jahren, mit den hervorragendſten Pianofabriken in die Schranken treten zu können. Dem geſchickten Arbeiter ſtehen alle Wege offen, die zu gutem Erfolge, zu Wohlſtand und zu Anſehen führen, wenn er mit Eifer ſein Ziel verfolgt; indeß der Stümper, der von Neid geplagte Raiſonneur, in Schimpfen und in Bummeln ergraut, nie das Ziel der Selbſtſtändigkeit erreicht, zum gerechten Lohn ſeiner meiſt grundloſen und ungerechten Unzufriedenheit. Das iſt wenigſtens die Regel; das Nichtvorwärtskommen des Geſchickten, des Fleißigen, des Sparſamen gehört zur Ausnahme, da auch Accommodation, der ſich Manche mit Recht nicht fügen wollen, und das Glück ihren Einfluß

auf der Rennbahn des Lebens beanſpruchen.

„Ich wallfahrtete den Broadway auf und nieder und ſah der Schönen und des Schönen gar Vieles wieder.“ Elegant gekleidete Herren und Damen, die den ſtolzen Pfau an Pracht und Farbenſchmelz bieten. Aber ich ſah auch das tolle Treiben und Rennen und Jagen, wo man ſtets Angſt hat überfahren zu werden, und wo Omnibus-Pferde hinſtürzen auf dem glatten Steinpflaſter und gepritſcht werden vom chriſtlichen Treiber, bis ſie ſich erheben, um weiter hin fortzuſchleppen den Troß im vollgeſtopften Wagen. — Dieſe Omnibus-Treiber ſind Thier- und Menſchenquäler zugleich. Nicht Ein Sitz iſt für Einen Paſſageur beſtimmt; die Wagen werden zum drücken — das zuweilen ſeine angenehme Seite hat in *puncto puncti* — ja, faſt zum erdrücken vollgepackt, damit die Compagnie ſo viel wie möglich mache, um todtgeſchundene Pferde mit friſchen zu erſetzen. Auch in dieſer Hinſicht iſt der Türke ein beſſerer Menſch als der Chriſt; denn Thierquälerei iſt ihm ein Greuel.

Germania-Life-Inſurance-Company las ich an Einem der Geſchäftspaläſte am Broadway. Bei dem „ſchnellen Leben“ und den häufigen Eiſenbahn-Unglücksfällen hier zu Lande ſind die Lebensverſicherungs-Anſtalten eine Nothwendigkeit und große Wohlthat für die Menſchen. Ich ſelbſt hatte bis jetzt mein Leben, aus purer Oekonomie und Fatalismus-Duſelei, bei den unſichtbaren Göttern gratis verſichert und ſie haben mich bei allen meinen Fahrten und Irrfahrten oft — ohne an Wunder zu glauben, auf das Wunderbarſte beſchützt; ſo, daß ich jetzt mich beinahe fürchte, durch irgend eine irdiſche Aſſecuranz den Zorn dieſer nie geſehenen und Nichts ſehenden *nonentia* zu reizen und ihre Rache auf mich herabzubeſchwören. Herab — denn noch kein Menſch hat die Götter unten geſucht; folglich müſſen ſie folgerecht auch ganz gewiß oben ſein. Uebrigens iſt Gott, oder ſind die Götter nicht allen Menſchenkindern ſo geneigt wie dem Fackler, der ihn und ſie nie in ihrem allmächtigen Wirken tadelt, noch mit Gebeten und Bitten beläſtigt. Daher wäre es Thorheit, den Grundſatz aufzuſtellen, daß man ſich einzig und allein nur auf den Himmel, das heißt blos nur auf das blinde Glück verlaſſen müſſe. Klugheit und auch Pflicht gebieten es, das Bischen Leben, das ſo vielfältig bedroht wird, zu verſichern und die Koſten nicht zu ſcheuen, ſo damit verbunden ſind. Wem alſo ſein Leben werth iſt, oder vielmehr, für wen das Leben ſeiner Deſcendenten einen Werth hat, der verſichere es. Die Germania hat ein Activ-Capital von circa einer Million Dollars und ſo kann es denn für ſie ein Leichtes ſein, Verſicherungsſcheine pünktlich zu honoriren. Die Geſellſchaft bezahlte vom 1. Januar bis zum 30. Juni dieſes Jahres für Todesfälle $110,000. Da möchte man ja, wahrlich, beinahe verſucht werden, *per steam* in die Luft geſprengt zu werden, um ſeiner Familie ein Capital zu ſichern!

Ich machte einen Abſtecher nach Newark, wo ich weiland docirte und advocirte. Auch dieſe Stadt im Staat New-Jerſey, mit ihren vielen Fabriken, iſt ſeit jener Zeit zur Großſtadt geworden. Daß das deutſche Element hier ſtark vertreten, verſteht ſich wohl von ſelbſt. Dem Staat gebührt die große Ehre, aus Liebe zur Negerſklaverei, gegen das Amendement der Conſtitution geſtimmt zu haben; indeß Süd Carolina, der Herd der Seceſſion, dafür geſtimmt hat. Nichtsdeſtoweniger iſt New-Jerſey ein freier Staat, wo im ſandigen Boden gute Pfirſiche wachſen. — Das Amendement zur Conſtitution durch drei Viertheile der Geſammtſtaaten endlich angenommen, iſt nun ein weſentlicher Theil der Verfaſſung ſelbſt und — die Sklaverei iſt — den Seceſſioniſten ſei es gedankt — für immer todt. Was Vernunft und Reform nicht vermocht hatten, das hat der mörderiſche Krieg vollbracht. Der Preis iſt wohl des Opfers werth.

Von New-York reiſ'te ich nach New-Haven, Norwich und Boſton. Die Neuengland-Staaten haben einen ſehr ſterilen Boden für den Pflug; doch findet der Touriſt hier recht hübſche Scenerien, mitunter auch pittoreske Bergpartien, und wer das Fabrikweſen ſtudiren will, ſei es in techniſcher oder ſocialer Hinſicht, der findet da ein ſehr ergiebiges Feld.

Sämmtliche Städte der Neuengland-Staaten zeichnen ſich beſonders aus durch breite, mit ſchattigen Bäumen bepflanzte Straßen, durch ſchöne Gebäulichkeiten, Gartenanlagen, und exemplariſche Reinlichkeit. Wie die Ritter von *olim* wohnen ſelbſtverſtändlich auch unſere modernen Raubritter, die nicht im Schweiße des Angeſichtes arbeiten, ſondern vom Schweiß der Arbeiter leben, in Paläſten, gebaut in allerlei, oder vielmehr in keinem Styl; ein planloſes Moſaik von Gothiſch, Doriſch, Corinthiſch, Schweizeriſch und Amerikaniſch. — Das Ameublement dieſer Reſidenzen iſt fürſtlich mit ariſtokratiſchem Gepräge; u. dem Baumwollen-Molaſſes-Stockfiſch- und *Shoddy*-Adel fehlt Nichts, um ſich von der plebejiſchen Maſſe auszuzeichnen, als — die höhere Bildung des europäiſchen Geburts-Adels.

Von Norwich nach Boſton hatte ich über eine Stunde an der Worcheſter-Station auf den Zug zu warten. Im Sitzzimmer der Gentlemen, das ziemlich unfreundlich und ſchmutzig, ſaßen einige Herren am Ofen und rauchten Cigarren. Ich ſtopfte denn auch meinen kleinen Meerſchaumkopf, (der große wurde kürzlich in einem Depot aus der Reiſetaſche geſtohlen.) *Beware of pickpockets!* Kaum machte ich einige Züge, als ein Etiquettes-Wächter zu mir trat und ſprach: Es iſt hier nicht erlaubt aus Pfeifen zu rauchen. Nun, das bietet doch Alles. Cigarren darf man rauchen; aber keine Pfeifen. Ich moquirte mich laut über dieſe Albernheit und Geruchsnerven-Feinheit der Yankees und verließ die Stube. Dem Depot gegenüber, hoch gelegen, iſt das *Asylum for the Insane.*

Insane heißt, nach der lateiniſchen Ableitung von *sanus*, ungeſund, nach dem engliſchen Idiome überſetzt man es mit unſinnig. Nun aber iſt dieſes Aſyl kein Aſyl für Unſinnige, ſondern für Wahnſinnige, ein Irrenhaus, oder wie es in Oeſterreich gewöhnlich genannt wird, ein Narrenhaus. Narren ſind ungeſund, dem Gehirn nach, und unſinnig, der Sprache nach; doch nicht alle Ungeſunden und Unſinnigen ſind Narren, ſonſt müßte man ja alle Kirchen in Narrenhäuſer umtaufen, in denen die Prieſter und Prediger als Wächter und Aufwärter fungiren; denn ihr Gehirn iſt in der Regel geſund genug, um die Dummheit als ſolche zu erkennen, welche ſie dem gläubigen Volke gegen guten Gehalt amtspflichtig vorpredigen. „Der Menſch betrügt und will betrogen ſein." „Hütet Euch vor Taſchendieben!" lieſ't man in allen Räumen der Depots und ſelbſt das Schloß meiner Reiſetaſche in einer Gepäck-Kammer vermochte es nicht, mir meinen theuren Pfeifenkopf zu bewahren.

In Boſton ſtieg ich dieſes Mal im Gaſthauſe des Herrn Deichert ab. Es waren da eben einige intereſſante Perſönlichkeiten vom franzöſiſchen *Vaudeville*-Theater und ein vielgereiſter Jude, Namens Heinemann. Das Männchen iſt 54 Jahre alt, machte Reiſen nach Egypten, nach China, Japan, Braſilien und auf 40 Seereiſen hat ihn Jehova ſtets liebreich beſchützt. Sein Vater ſagte er mir, ſei Leibarzt am bairiſchen Hofe bei Max dem I. geweſen.

Nach der Uebergabe Lee's erbot ſich des k. Leibarztes leiblicher Sohn, Herr Heinemann, mit einer Ver. Staaten-Flagge in der Hand zu Fuß von Boſton nach Waſhington (600 Meilen) zu gehen. Der Mayor von Boſton gab ihm denn wirklich eine Flagge, welche er nach einem ſechzehntägigen Triumphmarſche, an den Stationen überall jubelnd begrüßt, dem Präſidenten im weißen Hauſe überreicht hat. General-Major Grant verehrte ihm eine ſiebenläufige *Spencer Rifle*, welche der Schnellläufer natürlich als Trophäe ſeines Ruhmes in großen Ehren hält. So ſind die Wege nach dem Tempel des Ruhmes verſchieden. Der Eine geht hinein, der Andere läuft hinein; Dieſe tanzen, Jene ſingen, Bildhauer meißeln, Maler malen, Dichter dichten, Feldherren hauen ſich hinein; indeß Brutus einen Cäſar und Booth einen Lincoln mordet, um ſie und ſich ſelbſt mit dem Nimbus der Unſterblichkeit zu umgeben. Schinderhannes nicht zu vergeſſen; denn wenn es ſich blos darum handelt, noch lange nach dem Tode im Gedächtniß der Nachwelt zu leben, ſo wäre es wohl Eins, Cartouche oder Alexander geweſen zu ſein. „Der Sterne moraliſcher und geiſtiger Größe giebt es am Horizonte des Unſterblichkeitshimmels nur Wenige." Der großen Todtſchläger, der Eroberer und Helden, der Scheuſale von Päpſten und nichtswürdigen Kaiſer und Könige deſto mehr. Leſet die Geſchichte! Sie iſt durch Klio mit Blut aus dem Tintenfaß der Schande geſchrieben.

Durch Herrn Sommer im Orpheus-Club — jetzt unter Zerrahn's Direction — introducirt, entſchwand mir bei Geſang und „geiſtreichem" Domino-Spiel im neuen und eleganten Salon des Herrn Hausmann ein ſehr vergnügter Abend in Geſellſchaft intelligenter junger Männer. Und, ſiehe da, wer ſuchte mich hier auf? Herr Rentſchler, der Schreiner und Pianomacher, mit dem ich im Jahr 1837 die Zwiſchendeckfahrt über den Ocean machte und mit dem und deſſen Gattin ich ſechs Wochen lang in Einem Bette ſchlief; wenn man anders berechtigt iſt, einen Bretterverſchlag, ohne Bettgewand, ein Bett zu nennen. Es war hart, ſehr hart, aber ich ſchlief gut und hatte ſo herrliche Träume, als läge ich in einem Thronbett auf Eiderdunen. O, die Träume der Kaiſer und Könige ſind, wahrlich, nicht immer angenehm! Das innere Glück, die Seligkeit der Phantaſie, werden am allerwenigſten durch Prunk und Glanz äußerer Dinge bedingt.

Rentſchler ſuchte, ſo wie ich eine bleibende Heimath in St. Paul, hatte dort ſein eigenes Haus und nun folgte er mir gleichſam auf dem Fuße nach, um wieder nach Boſton zurückzukehren, das er vor mehren Jahren, die ſehnſuchtsvollen Blicke nach dem Eldorado des fernen Weſtens gerichtet, verlaſſen hatte.

Eine bleibende Heimath — ja, ich hoffte ſie in Minneſota zu finden, und ſang dort, gleich nach meiner Ankunft — auf Commando von Politikern und feilen Aemterjägern mit einem Fackelzug begrüßt —

Erfreut hat mich der Fackelzug
Ob des Princips wohl ſehr;
Doch, ach, wo iſt der ſchönſte Kranz,
Der nicht vergänglich wär?!

Die Freiheit lebt im Ideal
Die Welt treibt Politik —
Und wer der Wahrheit ſich empfahl,
Dem bricht ſie das Genick.

Hinausgebannt vom Vaterland
Ruh hier der Wanderſtab!
Wo ich Natur und Herzen fand,
Sei einſt des Dichters Grab.

Das war, in der That, ein prophetiſcher Sang! Die Vermittler jenes Fackelzuges konnten die Wahrheitsliebe des Facklers nicht vertragen und ließen ihn nicht nur bald im Stich, wie man zu ſagen pflegt, ſondern wurden ſeine offenen Feinde. Und ſo war denn der Kranz, von Politikern geflochten, von kurzer Dauer. — Auch der Wanderſtab ſollte nicht ruhen und das ſchöne, das kalte Minneſota nicht des alten Dichters Grab werden.

Und die Herzen? Ach, laſſen wir dieſes Thema unberührt; es thäte mir das Herz nur weh, wollte ich über Herzen ſchreiben.

Das Sonntagsgeſetz iſt ein beſſeres Thema, da es höchſtens die unterſten Ganglionnerven berührt u. bei vernünftigen Menſchen blos etwas Eckel erregt. Auch in Boſton u. überhaupt in den Städten der frommen Yankees wird es ſtreng aufrechterhalten. Alle Boutiquen geſchloſſen, nur nicht die Apotheken für Kranke und Connaiſſeurs von gutem Brandy, und die Buden der Ehrwürdigen Sonntagsarbeiter im Weinberg des Herrn für das fromme Volk im Allgemei-

Digitized by Google

nen. Es wohnen wohl in Boſton viele Deutſche, einem Lande des Gemüths entſproſſen, wo es keine Freiheit giebt, die ſich ſelbſt in Ketten ſchlägt; auch erſcheinen hier zwei deutſche Wochenblätter und ein echt teutſches Journal, Heinzen's Pionier; doch ſagt: wie viele Pioniere, in teutſcher und engliſcher Sprache wären wohl nothwendig, um dieſe Republik von all dem geiſtigen Schund zu ſäubern, ſo ihren Tempel wie Ruß den Schornſtein beflecke?!

Der Sonntagszwang, der dem Volk zur Erholung blos die Thüren der Kirchen offen hält, iſt übrigens das beſte Mittel, neben den Pfaffen auch Kupplerinen „ein volles Haus" zu machen. So ſoll es auch, wie man mir ſagte, in der That ſein, indem die jungen Leute beſonders an Sonntagen in Freudenhäuſern Erholung ſuchen, Erholung, von welcher ſich Mancher Jahre lang nicht wieder erholen kann. O, Civiliſation, du haſt es weit gebracht! *A bas* mit der freien Liebe! Es lebe die chriſtliche Ehe und H—i!

In Boſton erſcheint ſeit vielen Jahren der Inveſtigator, ein freiſinniges, antikirchliches Wochenblatt, herausgegeben von Seaver und Mendum. Ich empfehle es den Leſern der Fackel, die für ſich, ihre Freunde, oder Kinder ein freies Blatt in engliſcher Sprache zu haben wünſchen.

Eine engliſche Fackel unter ſo vielen Kirchenlichtern und Traktat-Verdummungs-Lampen in einem Lande, wo die Preſſe frei iſt! Iſt Das nicht charakteriſtiſch? Iſt Das nicht ein Zeichen, daß der große Lümmel, das Volk, ſelbſt wenn es frei und ſouverain iſt, nicht vernünftig, nicht geiſtig ſelbſtſtändig werden will und ſtatt des Königs des Pfaffen und des Demagogen bedarf, um ſich am Gängelbande führen zu laſſen?!

Es war Sonntags, als ich des Abends Boſton verließ. Um mich, vor Abgang des Zuges nach Springfield, zu reſtauriren drängte ich mich, mit meiner Reiſetaſche in der Hand, durch einen Schwall von elegant „gedreßten" Herren und Damen, die faſt alle intelligente Geſichter hatten, nach Reichert's Reſtauration in Waſhington-Straße. Er iſt, wie er mir ſagte, der Einzige, der *per fas* und *nefas* Sonntags offen hält. Ich warf die Taſche in eine Ecke, nahm Platz an einem der gedeckten Tiſche, ſah auf die unten vorüberziehenden Pilgrime, die aus der Kirche kamen, u. ſprach zu mir ſelbſt: Menſchen, die zur Kirche gehen können blos Dummköpfe, Heuchler, Gewohnheitsthiere, oder Schurken ſein. Und ich laſſe mir es nicht nehmen: die große Mehrheit der civiliſirten Ebenbilder Gottes beſteht aus Wölfen und aus Eſeln. Hie und da begegnet man einem Löwen, einem Adler und unter dem weiblichen Geſchlechte giebt es der Gänſe weit mehre als der Schwäne — der modernen Kleidung nach kann man ſie füglich alle, die Füße abgerechnet, in das Geſchlecht der männlichen Pfauen verſetzen.

Waiter — das heißt auf Teutſch: Kellner — ein hier zu Land verpönter Titel — alſo *Waiter*, bitte um ein Glas Rheinwein. „Müſſen auch Etwas eſſen, ſonſt dürfen wir keine Getränke verabreichen." So? Nun, da hat man die germaniſirte Yankee-Weisheit wieder in beſter Form. Ich bin gekommen, um zu eſſen; doch iſt es mir noch ein wenig zu früh! „So können Sie denn auch ſpäter Etwas trinken." Das iſt logiſch richtig. Indeſſen ſetzte ſich der freundliche Wirth zu mir und alsbald iſt auch der Wein erſchienen; aber — aber aus einer Pfeife rauchen, war auch hier verboten. Von Cigarren habe ich mich gänzlich entwöhnt und will mich auch bei dem hohen Preis für meiſt elenden Stoff nicht mehr daran gewöhnen.

In meiner Jugend habe ich mich oft über die Thorheit der Mönche gewundert, die ſich von der Welt zurückziehen und in Kloſtermauern einſperren. Je mehr ich jetzt mit nüchternem Verſtand die Welt, das heißt, die Menſchen analyſire deſto weniger ſehne ich mich nach ihrem Umgang, nach ihrer Geſellſchaft und wenn das nüchterne Studium noch einige Jahre ſo fort geht, ſo dürft' ich, der einſt feurige Jüngling, dem die Welt zu klein war, ſelbſt auch das enge Narrenhaus des Kloſters dem großen Narrenthurm der Welt, das heißt, in der Einſamkeit ein contemplatives Leben dem Geräuſch des geſelligen Lebens nach Außen vorziehen.

Einſtweilen wollen wir noch reiſen und auf Löwen und auf Schwäne Jagd machen, und ſo möge denn auch ſogleich die Reiſe nach Springfield, im Staat Machaſſuſetts, gehen, um dort einige Löwen und einen Schwan zu ſehen. Ich bin im United States Hotel des Herrn Burbach abgeſtiegen und nach flüchtigem Aufenthalte ungerne ausgeſtiegen; denn es gefiel mir da. Was ſoll ich von Springfield ſagen? Es iſt eben auch eine ſehr hübſche Stadt mit Neu-Englands Gepräge. Unter den vielen Fabriken ſind die Piſtolenfabrik und eine, wo Goldketten gemacht werden, beſonders zu erwähnen. In der großen Ver. Staaten-Waffenfabrik arbeiten jetzt, nachdem der mörderiſche Krieg vorüber iſt, blos 900 Perſonen. Hörſt du, Geiſt von Pythagoras, blos 900 Perſonen! —

Eine photographiſche Anſtalt liefert ausgezeichnete Arbeiten und iſt wohl die größte des Staates. Doch größer als der Größte iſt der kleine, nicht kopf-, doch beinloſe „*Pop Corn man*. *Pop* heißt Knall; auch Pfuff, *Corn* heißt Korn und *man* heißt Mann. Alſo: ein Knallkorn-Mann, oder ein Mann, der verpufftes Welſchkorn verkauft. Doch das iſt noch immer ein Myſterium, und kennt man dieſen amerikaniſchen Lecker-Artikel — der faſt in allen Eiſenbahn-Waggons, neben Zuckerwerk und Butternüſſen, feilgeboten wird — nicht *a poſteriori*, ſo iſt es unmöglich, Jemand davon einen richtigen Begriff *a priori* beizubringen.

Kurz und gut, man denke ſich den belebten Rumpf eines Menſchen, der in einem Wägelchen ſitzt, gezogen von einem Eſelchen von Morgen bis Abend durch alle Straßen fährt mit dem tauſend und tauſendmal wiederholten Rufe: *Pop Corn!* und man hat einen annähernd richtigen

Digitized by Google

Begriff von dem intereſſanten Original. *On dit*, daß der Mann jeden Tag nicht weniger als für 10 Dollars Werth von ſeinem verpufften und nun, *sine stola*, gepufften Welſchkorn abſetze. Und Das iſt gewiß ein gutes Geſchäft, das blos Einen Eſel, ohne Betriebs-Capital, erfordert, indeß manches Geſchäft, trotz vieler Eſel, mit großem Capital ſich ſchlecht oder gar nicht rentirt. Und hierin liegt eben die Größe des genialen kleinen Knallkornmannes von Springfield. Ich wollte ihm, nachdem ſein öffentliches und gemeinnütziges Leben verpufft ſein wird, ein Monument aus der Staatskaſſe, mit der Inſchrift „*Here lies the Pop Corn man, dead, and gone — alike his Corn in atoms poped and blown*". Das Hautrelief ſeiner Equipage nicht zu vergeſſen. Es werden ſo manchen Eſeln Monumente errichtet und Mauſoleen erbaut; warum ſollte nicht ein freier Staat einem braven Mann ein Denkmal errichten, der ſo viele Männer, Frauen und Kinder geſpeiſet hat, und der bei ſeinem Genie blos eines Eſels bedurfte, um — reich zu werden. — Reich ſein aber iſt hier zu Lande der Güter Höchſtes. *Ergo.* —

Von Springfield ging es nach Hartford. Gott Lob, der ſchreckliche Doctor, der mir bei meinem letzten Hierſein ſo viel zu ſchaffen machte, war fort; fort nach New-York, um ein größeres Feld für ſein nobles Wirken zu ſuchen! Auch ſtreckte mir dieſes Mal keine Kupferſchlange ihre giftige Zunge entgegen und auch das Collectiren machte mir ſehr wenig Mühe; denn die Abonnenten ſind auf Sechs herabgeſchmolzen. Frau Brehm aber iſt noch immer die heitere, geſprächige Frau und ihr Haus ſehr gut. Beten und trinken machen hier ſichtbare Fortſchritte. Herr Harold hat eben eine neue große Brauerei vollendet und ihr gegenüber iſt eine deutſche lutheriſche Kirche in Bau. Endlich wird alſo auch dieſem, lange gefühlten, „geiſtigen" Bedürfniß abgeholfen. — Möge ſie gedeihen die fromme Gemeinde und ihr Hirt die ihm anvertraute Herde bewahren vor dem Gifte des gottloſen Unglaubens! *Sela.*

Eine halbe Stunde zu früh im Depot ankommen, iſt beſſer als Eine Minute zu ſpät. Dieſes Mal iſt mir dieſe meine Maxime von beſonderem Nutzen geweſen. Dem Depot gegenüber las ich in großer Schrift: „*Travelers Life Insurance.*" Ich ging, am unſichtbaren Gottesfaden ſchwebend u. beſchützt, gleichgültig vorüber. Endlich, des Wartens müde drängte ſich mir der Gedanke auf: ſollſt doch ſehen, ob du da keine Anzeige bekommen kannſt. Zufällig hatte ich ein Circular und ein Fackelheft in der Reiſetaſche und — nicht vergebens. Der Amerikaner läßt ſich äußerſt ſelten übereden und wo er ſeinen Vortheil wahrnimmt, handelt er raſch und macht wenig Worte. Kann ich die erſte Seite des Umſchlages haben, frug der Secretär? Ja. „Was koſtet es?" Hundert Dollars per Jahr. „Das iſt viel." Das ſind die Bedingniſſe. „Wohl, Sie mögen ſie haben — gehen Sie indeſſen in's Nebenzimmer, wenn Sie ein Freund von Gemälden ſind; die Anzeige ſoll ſogleich geſchrieben werden." Ich fand da wirklich eine ſehr werthvolle Sammlung von Oehlgemälden, bei denen ich ganz abgeſehen vom Geſchäfte, gerne den Zug verpaßt haben würde. Und — um nicht abſolut und blind dem unſichtbaren Faden zu vertrauen, werde ich am Ende ſelbſt noch mein junges Leben verſichern laſſen.

Via New-York nach Philadelphia gefahren. Ich machte hier die Bekanntſchaft mit einem intereſſanten Schriftſteller, 72 Jahre alt, der unter dem Namen, Philadelphia manches Gediegene und Freiſinnige geſchrieben hat. Ich bin kein Freund von Anonymität und will ihn denn auch bei ſeinem rechten Namen Herr Porſch nennen. Da Derſelbe, mir einige Beiträge für die Fackel gab, wird nun auch der Leſer mit ſeinem Geiſte bekannt werden. Ich beſuchte mit ihm einen Vortrag des Hrn. Schünemann-Pott, der wie alle ſeine Arbeiten ſchulgerecht ausgearbeitet, aber durchaus nicht geeignet war, ein Publikum zu begeiſtern und zuwecken, ſondern vielmehr durch das in kalte Form gegoſſene geſchichtliche Thema von einigen 80 der Zuhörer 6 *de facto* in ſüßen Schlaf gelullt hat. Das Thema war Proteſtation. Porſch wunderte ſich mit mir, daß die ſeit Jahren beſtehende freie Gemeinde noch immer nicht über Luther's Proteſtation hinaus iſt und der Hunderten von Reden über das Chriſtenthum nicht überdrüßig wird. Ich habe alle Achtung vor Hrn. Schünemann's Talent und gediegenen Kenntniſſen; doch als Reformer wird er nie einen Einfluß üben, der Kirche keinen Abbruch thun und ſtets nur Prediger eines auserkornen Häufleins bleiben.

Wir beſuchten auch Hrn. Ginal, den eigentlichen Pionier freier Ideen in Philadelphia. Es gab eine Zeit, wo Ginal Epoche machte, ſie war von kurzer Dauer, und jetzt giebt „Pegaſus im Joche" Unterricht in Sprachen. Für eine ſolche Stellung hat die Natur vergebens ihren Genius an ihn verſchwendet. — Die freien Principien über Liebe u. Ehe, die er mit Begeiſterung ſeine Gemeinde gelehrt hat, waren die Falle, in welcher er ſich ſelbſt gefangen hat, um — von ſeinen beſten Freunden getödtet zu werden. Mit ſtürmiſchem Beifall oft beklatſcht, von Bewunderern und Verehrern über Luther erhoben, dem Clerus ein Greuel, mit allen Eigenſchaften ausgerüſtet, ſo einen Redner zum Reformer qualificiren, in der Geſchichte vielſeitig bewandert, hinreißend, wenn über Liebe und edle Gefühle redend, hat die Theorie der Vernunft die Praxis der Unvernunft und Befangenheit zum Opfer gebracht. Lachen Sie, edler Freund über Ihren Verſuch, die Menſchen aus dem Schlamm der Vorurtheile in das ätheriſche Reich der Vernunft erheben zu wollen; lachen Sie, wie Mephiſto lacht, und ſeien Sie glücklich im Bewußtſein, das Wahre gelehrt, das Edle empfohlen zu haben. Der Saame, den Sie geſtreut, iſt zum Theile dennoch auf fruchtbaren Boden gefallen; er iſt aufgegangen in Kopf und Herz von Tauſenden und wird ſeine Früchte tragen. Was wir im Geiſte ſäen, das muß und wird im

Geiſte reiſen. Indeß ſo manche durch Haß ſiegen, mußten Sie durch Liebe unterliegen. Auch ich habe viel geliebt und viel genoſſen, weit mehr als Sie, u. wenn Liebe und Zärtlichkeit vor dem Richterſtuhle der Orthodoxen-Dummheit ein Verbrechen, ſo mag man mich, nach meinem Tode, zum Verbrecher ſtempeln. Ich bereue keinen Genuß und bedaure blos, daß die Zeit des Genießens im Reich der Liebe vorüber iſt. Ich hatte mir aus Liebe ein Weib genommen, das ich noch immer vor allen andern Weſen liebe; doch die geſetzliche Monogamy der Chriſten konnte meinen freien Geiſt nie in Sklavenketten ſchlagen. Ich folgte ſtets dem Drang der Gefühle und habe nie Pflichten verletzt, die mit Vernunft und Natur ſich vertragen. Mein Bewußtſein iſt mein Himmelreich und das Urtheil von Thoren hat mich nie gekümmert.

In Baltimore hatte ich das Vergnügen, General Sigel in der jetzigen Qualität eines Mitherausgebers und Redacteurs des „Wecker" zu begrüßen. Eine ſchwere Stellung, in der That, für ſeinen freien Geiſt und zugleich eine viel zu beſchwerliche für ſeine ſchwache, körperliche Conſtitution. Ein ſolcher Beruf zündet die Lebenskerze an beiden Enden an.

Baltimore iſt nicht mehr die Rowdy-Stadt, die ſie vor dem Kriege war. Das deutſche Element nimmt mit jedem Jahr größere Dimenſionen an. Der Turnverein iſt in principieller Beſtrebſamkeit nicht mehr Das, was er zu einer früheren Zeit war; doch iſt Hoffnung da für allmählige geiſtige Erholung. Die Concordia, durch ſchlichte Handwerker und Kaufleute gegründet, iſt bis achthundert Mitglieder herangewachſen. Das Gebäude, das der Verein errichtet hat, imponirt durch eine ſchöne, maſſive Front, die innern Räume, Leſezimmer, Billiardſaal, Speiſeſaal u. ſ. w. ſind elegant und der Salon für Theater und Concerte iſt prachtvoll. Dennoch haben ſich, beſonders in Bezug auf Corridor, Küche, Keller u. Heizung, Baufehler eingeſchlichen, welche das Baucomitee und der Architekt nicht leicht verantworten können.

Ich ſah eine Theater-Vorſtellung: „Jeaneton", unter Direction Bach, in der Turnhalle, und eine: „Thereſe Krones", Direction Maupert, in der Concordia. Beide Geſellſchaften haben gewandte Kräfte und ſpielten ſehr brav. Die Sitze in der Concordia-Halle, welche ſechzehnhundert Perſonen faſſen, waren alle beſetzt. Das Orcheſter iſt gediegen, und im Ganzen lag, der äußern Brillanz die Kunſtleiſtungen entſprechend, eine Harmonie, ſo höchſt angenehm auf mich gewirkt und mir endlich wieder ein Memento des deutſchen Geiſtes geboten hat.

Auch Speiſen und Getränke ſind gut und die Preiſe ſehr billig.

Die Expanſion des deutſchen Geſelligkeits-Triebes offenbart ſich eben auch wieder durch Ankauf eines Parkes für den Schützen-Verein. Der Grund faßt zwanzig Acres, mit einem geräumigen Gebäude und herrlichen Schattenbäumen. Herr Schmitz wird nicht nur als alter beliebter Wirth von Baltimore für den materiellen Genuß ſeiner Gäſte ſorgen, ſondern auch, als Gärtner, den Park verſchönern. Die Lage iſt ſehr anmuthig, in der Nähe des Baltimore Cemetery, und Omnibuſſe ſind da im ſteten Verkehr. Die Zahl der Mitglieder des Vereins iſt 450 und vermehrt ſich ſeit Ankauf des Schützen-Parkes mit jedem Tag. *Vis-a-vis* dem Parke an der Heerſtraße befindet ſich Georg Roß's Brauerei, eine der größten und betriebſamſten der Stadt. Die Dampfmaſchine iſt von 16 Pferdekraft. Die Keller ſind 42 Fuß tief in der Erde, 700 Fuß lang, gewölbt, und faſſen 12,000 Fäſſer. Herr Roß hat 15,000 Dollars Taxen zu bezahlen. Das muß Brauern in Deutſchland, in der That, fabelhaft klingen. Eben ſo fabelhaft erſcheint ja auch die Urſache der hohen Taxen, der vierjährige Krieg mit ſeinen coloſſalen Dimenſionen, mit ſeiner Million Soldaten im Kampfe gegen die Rebellen, mit ſeinen extemporirten tüchtigen Generälen Grant, Sherman, Thomas, Sheridon, Bohlen, Blenker, Shimmelpfennig, Oſterhaus, Sigel, Schurz, Stahel u. m. Anderen; der raſche Uebergang zum Frieden, die ruhige, ſchwierige, doch ſichere Reconſtruction, überhaupt ein durch den Fortbeſtand der Republik gelöſ'tes Problem, an das weder gekrönte Häupter, noch Staatsmänner in Europa geglaubt haben.

Als ich die Hannover-Straße paſſirt, überraſchte mich höchſt angenehm die Firma: *M. Treiber, Importer of Hardware.*

Herrn Treiber kannte ich als er noch Lehrling war. Später fungirte er eine Zeit lang zu Cumberland, Md., wo er das Revier Houſe eignet, als Agent der Fackel und ich hegte für ihn ſeines reinen Gemüthes wegen ſtets die höchſte Achtung. Ich hatte ihn ſeit Ausbruch des Krieges nicht wiedergeſehen. In einem Sklavenſtaat von Seceſſioniſten umgeben, blieb ihm, wenn ihm ſein Leben und Eigenthum lieb war, keine andere Wahl als ſelbſt auch Seceſſioniſt zu werden. Seit Kurzem hat er ſich in Baltimore etablirt. Durch ihn erfuhr ich, daß ein alter Freund von mir, *Dr.* Reichard, zu Cumberland, vor Kurzem geſtorben iſt. Nun aber hört! Reichard hatte eine gewählte Bibliothek. Als dieſe, nebſt ſeinen Meublen verſteigert wurde, waren einige Prieſter anweſend, denen einige Bände der Fackel von beſonderem Intereſſe zu ſein ſchienen; denn — ſie ſteigerten „die ketzeriſchen Werke" bis zu dem enormen Preiſe von achtzig Dollars. Und warum? Um ſie auf der Straße öffentlich zu verbrennen. Alſo ein *Autodafe* im neunzehnten Jahrhundert, in der freien Republik von Amerika! Wahrlich, das iſt die größte Ehre, ſo der Fackel von Seiten fanatiſcher Pfaffen bis jetzt noch erwieſen wurde. Ja, es fehlt dieſen Cannibalen nur die Macht, um alle Greuel des Mittelalters herbeizuführen. Den Fackler, und viele andre Ketzer auf dem Scheiterhaufen verbrennen — das wäre ſo ein Werk zur Ehre Gottes, ein Hochgenuß für die geiſtlichen Herren der alleinſeligmachenden Kirche. Iſt Das die Liebe, die Euch Chriſtus gelehrt? Iſt Das die

Freiheit der Republik, von der Ihr Gebrauch macht, um mißliebige Schriften zu verbrennen? *O, sanctas gentes!* O, Ihr heiligen Quackſalber! Heiliget doch vor Allem das Palladium der Republik: Gewiſſensfreiheit! Treibt nach Belieben und Amtspflicht Hokus Pokus; doch gönnt auch andren Leuten nach ihrer Weiſe zu denken, zu leben und ſelig zu werden.

Nachdem ich einen Abſtecher nach Washington gemacht, die neue Freiheitsgöttin auf der Kuppel des Capitols und den Präſidenten im weißen Hauſe geſehen, fuhr ich, mit flüchtigem Aufenthalt zu Wheeling und Zanesville, nach Cincinnati zurück, um endlich wieder, nach dem Miſere des Umziehens, ein Heft der Fackel in alle Welt zu ſchicken. Regelmäßigkeit hat noch nie zu den Tugenden meines Lebens gehört und da die Fackel ein Theil meines geiſtigen Lebens iſt, gehemmt und barrikadirt durch allerlei materielle Schwierigkeiten, ſo muß ſie ſich begnügen, auf Nachſicht bauend, zwanglos zu erſcheinen, und ſomit zum Schluße den Leſern ein glückliches Neues Jahr!

Für die Fackel.

Materialismus gegen Spiritualismus,

oder:

Spiritualiſtiſche Offenbarungen.

Von Dr. Porſch.

So ſollte man eigentlich — nach der Gleichbedeutung des lateiniſchen *Spiritus* — mit dem menſchlichen Geiſte jede Erfahrung nennen, durch welche es gewiß wird, daß eine menſchliche, oder menſchenähnliche willkührliche Kraft dabei thätig ſein müſſe, wenn das, was uns dadurch zur Erſcheinung wird, weder ein Produkt lebloſer Dinge, noch eines nicht menſchlichen Thieres ſein kann.

Zur richtigen Entſcheidung über die Urſachen der Naturerſcheinungen waren indeſſen mehr Kenntniſſe nöthig, als dem menſchlichen Schöpfer des göttlichen Spiritus zu Gebot ſtanden. Gott iſt freilich nur ein Wortgeſpenſt, deshalb aber nothwendig auch ein menſchliches Hirngeſpinnſt, welches die frommen Kinder als ihren Seligmacher u. ihre Seele verehren: folglich durch Atheismus um ihre Seele und Seligkeit zu kommen fürchten. Dieſe Furcht iſt mindeſtens zur Hälfte berechtigt; denn durch die Entgötterung der Natur verliert man die „ſüße Hoffnung“ ſich einen vollkommenen Seligkeitszuſtand, als Vorherbeſtimmung des Naturſchöpfers, durch frommes Leben, Leiden und Sterben zu erwerben. Die gottloſen Naturforſcher ſetzen an die Stelle Gottes ewige Geſetze, die den bewußtloſen ewigen Materien inwohnen und vergaßen bisher in ihrem Widerwillen gegen den Prieſterbetrug, in ihrem heiligen Eifer für die gute Sache der Befreiung von allem Aberglauben, an die richtige Methode der Volksaufklärung zu denken. Statt zu belehren und zu verſöhnen mit dem natürlichen Schickſale, erſchrecken ſie die lebensluſtigen Kinder Gottes durch die Gewißheit der Vernichtung des Bewußtſeins und gehen in ihren Angriffen auf die Prieſterkaſten zu weit, indem ſie überall nur abſichtlichen Betrug und Heuchelei vorausſetzen; dadurch die aufrichtigen Verehrer des Wortes Gottes beleidigen, die wirklichen Heuchler und Halbaufgeklärten unter ihnen aber nur mit neuen Waffen zur Fortſetzung des Betruges verſehen. Denn es iſt ein allgemeiner Fehler der Halbdenker, daß ſie es unterlaſſen, über die natürliche Entſtehung des Wunderglaubens weiter nachzudenken, ſich in die eigne Kindheit zurückzuverſetzen und zu bedenken, wie es in dem jetzigen Zuſtande der Welt für die große Mehrheit der Erwachſenen noch unmöglich geworden, ſich von allen falſchen, angezogenen Vorurtheilen zu befreien.

Meine Erfahrungen überzeugten mich, daß der jetzt noch obwaltende hitzige Streit unter den ſogenannten Spiritualiſten und Materialiſten auch von den Letztern nicht immer mit derjenigen Ruhe und Sicherheit geführt wird, welche die Gegenwart des wiſſenden Geiſtes in ihnen bekunden würde. Die Kunſt, dem Gegner Widerſprüche gegen die Vernunft, oder falſche Folgerungen aus vernünftigen Erfahrungen nachzuweiſen, iſt unzulänglich für Belehrung der Spiritualiſten, weil die Materialiſten ſich deſſelben Widerſpruches ſchuldig machen, ſobald ſie die vernünftige Erfahrung verläugnen, daß das Leben in Menſchengeſtalt eine naturgeſetzliche Erſcheinung für Jeden wird und folglich auch in Zukunft wieder werden müßte. Allein ehe wir zu der Löſung des Widerſpruchs in den Glaubenslehren der Materialiſten und Spiritualiſten nicht auf verſöhnliche Weiſe gelangt ſind; ehe wir nicht in beiden Gegnern die Anerkennung ihres Irthums in der Auffaſſung der Naturerſcheinungen bewirkt haben, iſt auch kein Frieden in der Gattung und keine Verbeſſerung der beklagenswerthen Zuſtände der Menſchheit zu hoffen; denn der Glaube an die Nothwendigkeit oder Möglichkeit dieſer Verbeſſerung kann allein den Menſchen beſtimmen, dieſelbe auch zunächſt in ſich ſelbſt zu beginnen. Beide Gegner ſind jedoch ſo feſt von der Wahrheit ihrer eignen Schickſalsanſicht überzeugt, daß keiner derſelben auf andre Weiſe mit dem Gegner ſich vereinigen will, als durch deſſen Uebertritt zu den Fahnen des Widerparts.

Dem ungeachtet fanden wir, daß die Materialiſten ſchon den erſten und nothwendigſten Schritt zur möglichen Vereinigung gethan haben, indem ſie die menſchliche Vernunft als die einzige natürlich gegebne Grundlage aller Erkenntniß anerkennen, den natürlichen Zweck des Lebens in der vollkommnen Befriedigung der perſönlichen Bedürfniſſe finden und weder Gott, noch Teufel, noch Menſch zu ehren, zu achten oder zu fürchten für Pflicht halten, wenn es darauf ankommt ſich von Noth und Leiden zu befreien.

Aus ihren Reihen ſind die Naturforſcher und radikalen Politiker hervorgegangen und ſie haben ſich auch ſtark ver-

mehrt durch Ueberläufer aus den Lagern der Gegner. Ich lernte hier einen von denſelben kennen, der ſchon viel älter war als ich, auch bereits den wahren Schickſalsglauben gefunden hatte und ſo lange er lebte, mit mir in freundſchaftlichem Verkehre blieb. Er hatte ſich die rechte Methode angeeignet, den Wundergläubigen u. beſonders auch den abſichtlichen Gauklern zu begegnen, welche durch die, jetzt ausſchließlich „ſpiritualiſtiſch“ genannten, Offenbarungen noch immer viele ſchwache Geiſter bethören.

Man verſteht jetzt als ſpiritualiſtiſche Offenbarungen ſolche Begebenheiten, aus denen ſich die Wahrheit der gelehrten Unſterblichkeit des Geiſtes ergeben ſoll. Natürlich können dergleichen Gaukeleien nur bei Leuten Anklang finden, welche noch im Gottesglauben befangen und dennoch von den kirchlichen Wundererzählungen und katholiſchen Wunder-Produktionen nicht ganz befriedigt ſind. Sowohl der große Anhang den die kirchlichen Sekten aller Art hier finden, als die vorherrſchende Neigung des Volkes, ſich durch die natürliche Magie täuſchen und im Unſterblichkeitsglauben befeſtigen zu laſſen, ſind natürliche Folgen der Unkenntniß der Naturgeſetze, deren Verbreitung erſt gegenwärtig begonnen und ſich nur auf Diejenigen beſchränkt hat, welche durch Vorbildung und Neigung zur Aufnahme fähig geworden. Eine von einem Staate authoriſirte Schule, worin der Atheismus als eine nothwendige Ergänzung und Berichtigung des Chriſtenthums gelehrt und durch Geſchichts- und Naturphiloſophie begründet wird, giebt es noch nirgend und ſelbſt die franzöſiſche Revolution hat ein ſolches Reſultat noch nicht zu Tage gefördert.

Da die Gottesgläubigen und Spiritualiſten ſämmtlich in der Ueberzeugung leben, daß die Unſterblichkeit der Seele — die ewige Fortſetzung des perſönlichen Empfindens und Wiſſens nach dem Tode — wirklich das höchſte Gut ſei, welches der Menſch, mit Gottes Hilfe, ſich erwerben könne; ſo hat man ſchon früher verſucht, die Todesfürchtigen zu überzeugen, daß ſie hierin im großen Irthum ſich befinden und daß dies in der That das größte Unheil für uns wäre. Weil jedoch das denkende Prüfen der Folgen ihrer Wünſche durchaus nicht Sache derjenigen iſt, welche im Leben unbefriedigt bleiben und den vorzeitigen Tod fürchten, ſo bleiben alle materialiſtiſchen Anpreiſungen des ewigen Todes fruchtlos. Gegen die ſpiritualiſtiſchen Wunderthäter aber kann man am Sicherſten wirken, wenn man die von ihnen producirten Thatſachen als wirkliche anerkennt; ſich auch die Miene gibt, als glaube man an die Richtigkeit der daraus gezognen Folgerungen; ſodann aber durch neue Experimente jene Folgerungen als unrichtige und entweder als unbedachtſame Selbſttäuſchung, oder als abſichtliche Täuſchung durch Andre nachweiſet.

Mein oben erwähnter Freund war hierin ziemlich gewandt und da ich noch einen ſchriftlichen Bericht von ihm beſitze, worin er ſeine anti-ſpiritualiſtiſchen Feldzüge mir einſt mittheilte, ſo wird es eine kleine Erheiterung für Sie ſein, wenn ich Ihnen einen Auszug daraus mittheile und den Verſtorbenen ſelbſt reden laſſe, wodurch er gleichſam ein wiedererſcheinender, verſtorbener Geiſt wird für Alle, welche den Geiſt der Schrift verehren — wie er geehrt zu werden verdient, als ein ſichtbares und vergängliches Denkmal eines lebendig geweſnen Menſchen in welchem der wahre und gute Geiſt der menſchlichen Natur ſich thätig bewieſen.

„Als ich noch im Vaterlande im Familienkreiſe behaglich lebte und meinen herangewachſnen Töchtern geſtattete, ältere Schulgenoſſen und Freundinnen zur gegenſeitigen Unterhaltung um ſich zu verſammeln, trat ich eines Tages in dieſe Verſammlung, nachdem ſich die Geſellſchaft eben damit amuſirt hatte, die Tiſchbegeiſterung an einem kleinen zierlichen Dreibein zu verſuchen.“

„Der Beſuch war, nach dem mir abgeſtatteten Berichte, ausgezeichnet gelungen. Nicht nur hatte der Tiſch ſehr bald die Bewegung der ihn umkreiſenden Mädchen nachgemacht; er hatte ihnen auch durch Erhebung der Füße und wiederholtes Aufklopfen, Antworten auf Fragen gegeben, die ihm vorgelegt worden, welche richtig waren und folglich — nach der Meinung der Kinder — unwiderleglich bewieſen, daß der Tiſch einen menſchenähnlichen Geiſt — ein unſichtbares Weſen — in ſich berge, welches Vernunft und freien Willen hat.“

„Als ich meine Zweifel hierüber kund gab, wollten die Mädchen ſogleich ihren Begeiſterungs-Prozeß wiederholen, um mich gläubig zu machen. Allein ich lehnte das ab, mit dem Erſuchen, ſich allſeitig ruhig niederzulaſſen und mir allein den Verſuch zu geſtatten, mich mit der Tiſchſeele in Correſpondenz zu ſetzen. Man willigte ein und ich ſetzte mich nun in der Entfernung einige Schritte vor den bezauberten Dreibein auf einen Stuhl, ſtreckte ihm meine Hand entgegen u. ſprach zu ihm, wie wenn ich ihn in der That für ein beſeeltes Kunſtprodukt hielte.“

„Ich erſuche Dich, mein lieber Tiſchgeiſt, zu mir zu kommen und mir eine Deiner hölzernen Pfötchen zu reichen, damit ich die Gewißheit erlange, daß Du menſchliche Sprache verſtehſt und Dich willkührlich bewegen kannſt. Denn, wenn Du Dich nur bewegſt, nachdem ein Kreis lebendiger Menſchen Dich umtanzt und berührt hat; ſo kann ich daraus noch nicht ſchließen, daß Du ſelbſt die Urſache Deiner Bewegung biſt, oder ſie in Deinem hölzernen Leibe haſt. Du warſt vorher in Ruhe, biſt jetzt wiederum ganz ruhig und ſcheinſt mir alſo allen andern Tiſchen ganz gleich, von denen mir noch keiner eine Spur ſeiner ſelbſtbewegenden Kraft zeigte. Es iſt zwar ganz verſtändig, daß man die bewegende Urſache eines ſich bewegenden Gegenſtandes in demſelben ſucht, ſo lange man nicht entdeckt, daß lediglich äußere Berührungen, Stoß- oder Wurf-Kräfte von Menſchen oder Thieren die Bewegung veranlaſſen; doch ebenſo verſtän-

dig iſt es, die Kraft der Selbſtbewegung denjenigen Dingen abzuſprechen, deren äußere Bewegungs-Urſachen man kennt. Dieſe Urſachen liegen bei Dir in den Bewegungen und Berührungen der Mädchen vor. Dieſe konnten in Deiner darauf folgenden Bewegung nur etwas Wunderbares vorausſetzen, weil ſie nicht wußten, oder auch nicht daran dachten, daß Erde und Himmelsluft in beſtändiger Bewegung ſind; daß man bereits längſt das Vorhandenſein elektriſcher und magnetiſcher Strömungen im Menſchenkörper, wie in dem Erdkörper entdeckt und ſogar erfahren hat, daß menſchliche Kräfte ſolche Strömungen auch in andern Körpern willkührlich hervorrufen, durch Reibung, Berührung und Rotations-Bewegungen in den an ſich unbeweglichen Dingen zeitlich verurſachen können. Selbſt dieſe elektriſchen, magnetiſchen u. organiſchen Kräfte u Bewegungs-Urſachen ſind *unwillkührliche*. Des Menſchen Wille iſt nicht die Urſache der unaufhörlichen Blut- und Nerven-Strömungen in ſeinem Köper. Seitdem man die ewige Bewegung der Weltkörper kennt, hat man es für verſtändig gehalten, die Bewegungen von Dingen, deren Bewegungs Urſachen man nicht kennt, nicht mehr, wie ehemals, als Beweiſe ihrer Willkührlichkeit zu betrachten; man ſchreibt weder der Luft, noch dem Licht, dieſe Eigenſchaft zu und glaubt nicht mehr, daß ein willkührliches, unſichtbares Weſen die Weltkörper in Bewegung geſetzt habe und ſie in Ordnung erhalten müſſe. Das untrügliche Merkmal einer *Willkühr* beſteht jetzt vielmehr darin, daß der *Willkührliche nicht* nach dem Beiſpiele der Weltkörper in ununterbrochnen und in denſelben Bahnlinien ſich bewege, ſondern in der Richtung ſeiner Bewegung beliebige Aenderungen machen, ſeine Geſchwindigkeit beliebig mäßigen und beſchleunigen und bald vorwärts, bald rückwärts gehen, ſogar ſtille ſtehen und ruhen kann. In alten Zeiten, wo die Scheinbewegungen der Planeten noch nicht von den wahren unterſchieden werden konnten, wurden die Himmelsbeobachter einigermaßen berechtigt, aus ihrem ſcheinbaren Rücklaufen und Stillſtand auf Willkühr in ihnen zu ſchließen und die aſtrologiſchen Dichtungen von dem Einfluſſe der Planeten auf die Schickſale der Menſchen ſind leider noch jetzt in dem falſch belehrten Volke ſehr beliebt; doch aufgeklärte Chriſten haben ſich von dieſem Aberglauben befreit und glauben mit Recht, daß der menſchliche Geiſt und ſeine Willkühr an die menſchliche Geſtalt gebunden ſei. Man kann zwar im Scherze noch Wohlgefallen an den kindlichen Dichtungen der Griechen finden, welche menſchliche Gefühle und menſchlichen Willen in alle lebloſen Geſtalten und in alle nicht menſchlichen Thiergeſtalten hineindichteten; doch genau erwogen wäre es ja das grauſamſte aller Schickſale, wenn durch irgend eine herrſchende Naturmacht die Seelen geſtorbner Menſchen, mit allen ihren, dem menſchlichen Organismus allein entſprechenden, Fähigkeiten und Wünſchen in ſolche Körper verſetzt werden könnten, welche die Mittel zur Erfüllung dieſer Wünſche nicht geſtatten. Solchen grauſamen Naturgeiſt kennen wir nicht und glauben nicht an ihn. Wenn ich mir denke, daß Du eine menſchliche Seele in Dir haſt, die der meinigen ähnlich und daß Du nicht einmal im Stande biſt, Dich ſelbſt zu bewegen, ſondern warten mußt, bis lebende Menſchen Dich umtanzen; ſo muß ich Dich herzlich bedauren und ziehe es alſo vor, Dich für ein ſeelenloſes, todtes Weſen zu erklären. Sollte aber wirklich Willkühr und Verſtändniß meiner Sprache Dir inwohnen; ſo würdeſt Du doch mindeſtens im Stande ſein müſſen, jetzt meine Frage: ob dem ſo iſt, auf ähnliche Weiſe zu beantworten, wie Du — nach der Ausſage der Kinder — ihre Fragen beantwortet haſt, ohne unmittelbare Berührung derſelben, durch Aufheben eines Fußes und einmaliges Niederlaſſen deſſelben. Sollte dies nicht erfolgen, ſo bin ich berechtigt, anzunehmen, daß auch Deine früheren Antworten keine Beweiſe Deines Verſtandes und freien Willens waren, ſondern durch äußere Einwirkungen derſelben Willführkräfte erzeugt wurden, welche die Fragen an Dich richteten und auch allein vorher beſtimmten, welche Deutung man Deinen Fußtritten zu geben habe."

„Hier bemerkte ich, daß ein Paar der anweſenden Mädchen verlegen wurden und errötheten. Nachdem der Tiſch meine Bitte unerfüllt gelaſſen und von mir mit komiſchem Pathos für einen „Lügengeiſt" — das heißt für einen erlognen, nicht wirklichen Geiſt, — erklärt worden, wandte ich mich wieder an die Mädchen und ermahnte ſie, ihren geſelligen Unterhaltungen einen würdigen Inhalt zu geben und ſich von der unſittlichen Leichtfertigkeit zu befreien, welche ſich ein Vergnügen daraus macht, Andre zu täuſchen, oder auch ſich ſelbſt — lediglich um die Mühe zu ſparen, ſich durch weiteres Lernen und Forſchen und Denken, die klare Einſicht in das wahre Verhältniß des Menſchen zur Natur und zu ſeiner Gattung zu verſchaffen. Ich erbat mich, ihnen ſonntäglich, ſtatt der kirchlichen, wiſſenſchaftliche Andachtsſtunden in meiner Wohnung zu verſchaffen und ihnen eine würdigere Interpretation des Wunderglaubens zu geben, als die prieſterliche bisher war. Dies Anerbieten wurde dankbar adoptirt, jedoch nur von Denen benutzt, deren Eltern es geſtatteten, weil ſie ſelbſt nicht mehr orthodox — im pſeudochriſtlichen Sinne — waren."

„Hier in Amerika lernte ich auch unter den kirchlich geſinnten Sekten Spiritualiſten kennen, welche ſich regelmäßig verſammeln, um zu beweiſen, daß die heiligen Geiſter der Verſtorbnen mit den Lebendigen verkehren können. Man glaubt durch gemeinſames Andenken u. Sehnen die Seelen der Geſtorbnen in den Verſammlungsſaal locken zu können. Die Seligen inkorporiren ſich dann gewiſſen Mitgliedern, — die man Media — Mittel — nennt weil durch ſie die ſpiritualiſtiſche Offenbarung vermittelt wird. In der Regel ſind dieſe Media zugleich die Vorſteher — Leiter der Verſammlung —

hier meiſtens Prieſter oder mindeſtens Schriftgelehrte — die mehr oder weniger Betrüger und Heuchler ſind, wie ich aus der Mittheilung eines Bekannten ſchloß. Derſelbe hatte ſich den Spiritualiſten angeſchloſſen, weil er den Betrug noch nicht durchſchaute. Das präſidirende Medinm hatte eines Abends die Inſpiration eines Geiſtes geſpürt, war in einen ſchlafähnlichen Zuſtand verfallen und hatte mit geſchloſſnen Augen eine lange Rede in einer Sprache gehalten, welche keiner der Anweſenden verſtand und von deren Inhalt auch das inſpirirte Medium ſelbſt, nach dem Auffahren des fremden Geiſtes, nichts zu wiſſen behauptete. Ein andres geiſtliches Medium hatte hierauf der Verſammlung erklärt, daß die unbekannte Sprache wahrſcheinlich eine der vielen untergegangnen indianiſchen Stammſprachen geweſen. Man könne nicht verhüten, daß auch ſolche Geiſter ſich inkorporiren, welche kein perſönliches Intereſſe für uns haben. Dieſer Umſtand erſchien ſogar als eine weiſe Fügung Gottes; weil ein inſpirirtes Medium, welches Sprachkenntniſſe verräth, die es weder vor, noch nach der Inſpiration hat, dadurch den Zuhörern den unzweideutlichen Beweis liefere, daß es unſterbliche Geiſter giebt, die ſich uns offenbaren. Die Unwiſſenheit des Mediums ſei eine gründliche Abwehr des gehäſſigen Verdachtes einer Täuſchung!"

„Wohl ausgeſonnen, Pater Lamennais", dachte ich und lächelte, als der Bekannte mir dieſen Vorfall erzählte und ſich zugleich als Mitglied jener Verſammlung kund gab."

„Mich — bemerkte ich — „könnte die ſchlaue Argumentation des Reverend nicht an die Inſpiration glauben machen. Wenn ich einen Menſchen mit geſchloſſenen Augen und ohne andre als Lippenbewegung ſprechen ſehe und höre, ſo glaube ich entweder, daß er ein lebhafter Träumer oder Spaßvogel iſt, welcher etwas, was er auswendig gelernt hat, ſpricht, wie ein Träumender und mir nachher erzählt, er wiſſe nichts davon, was er geſagt, es ſei der Geiſt eines Verſtorbnen, der aus ihm geſprochen habe. – Doch wenn ich auch zugeben wollte, daß verſtorbne Seelen ſich uns durch Inkorporirung in die Geſtalt den Lebendigen offenbaren könne, ſo würde hieraus keineswegs zu ſchließen ſein, daß ein menſchl. Geiſt ohne menſchliche und lebendige Geſtalt, Leben und Bewußtſein behalten könne. Sprechen die Seligen nur durch lebendige Media, ſo iſt es viel wahrſcheinlicher, daß ſie weder vor, noch nach der Inkorporirung Bewußtſein haben und behalten, weil wir von einem Empfinden und Wiſſen ohne Geſtalt weder Erfahrung noch Begriff haben. Um die Seelenunſterblichkeit zu beweiſen, müſſen alſo körperloſe, reine, durchſichtige Luftgeiſter, ſich uns auf eine unzweideutige Weiſe, als menſchlich fühlende u. handelnde Weſen offenbaren und dieſe Aufgabe iſt noch zu löſen.'

„Mein Bekannter hatte dieſe Bemerkung ſeinem Reverend hinterbrache und ich erhielt bald nachher eine Einladung zu einer andren Verſammlung, worin mir der verlangte Beweis geliefert werden ſollte."

„In dieſer Verſammlung erklärte der Vorſitzende, daß ein trauernder Bräutigam unter ihnen ſei, der vor wenigen Tagen ſeine geliebte Emilie in die Gruft verſenkt ſah. Die Sehnſucht des Ueberlebenden habe wahrſcheinlich die unſterbliche Seele der Verſtorbnen bereits angezogen; allein, als eine jungfräuliche müſſe ſie Anſtand nehmen, ſich einem männlichen Leibe zu inkorporiren. Es ſei aber ſehr wahrſcheinlich, daß die unſichtbaren Körper der Seligen auch Mittel haben, ſich ohne Einverleibung in ſterbliche Leiber durch Handlungen zu offenbaren, welche über ihre Anweſenheit und ihr Leben keinen Zweifel zulaſſen. Ein ſolches Mittel würde z. B. die Handſchrift ſein. — Darauf zog der Redner ein Blättchen weißes Papier aus ſeiner Bruſttaſche, zeigte es den Anweſenden als rein von jeder Schrift vor und hielt es, nebſt ſeiner Hand, unter die Tiſchdecke, während er die Verſtorbne laut erſuchte, ihren Namen auf das Blatt zu ſchreiben, wenn dies nicht etwa außer dem Bereiche der den Geiſtern geſetzten Schranken liege. Nach einer Minute etwa brachte er das Papier zum Vorſchein, machte auch durch Aufheben der Tiſchdecke Jedem fühlbar, daß kein ſterblicher Gehilfe etwa dort ſich verborgen hat. Er überbrachte das Blatt mit lächelndem Blicke dem ſehnlich danach haſchenden Trauernden. Dieſer brach in Thränen der Freude aus, als er auf dem Blatte deutlich den Namen Emilie und zwar genau in der eigenthümlichen Form erblicke, welche er in *billet doux* ſo oft geſehen u. geküßt hatte. Dieſe Freude des Bräutigam-Wittwer's ſteckte viele Anweſende an und mancher Zweifler erklärte ſich ſogar gläubig. Ich aber trat vor, legte ein weißes Blatt und Bleiſtift aus meiner Brieftaſche auf den Tiſch und erſuchte die anweſende ſelige Emilie höflich und dringend, noch einmal ihren Namen vor meinen Augen auf das Papier zu ſchreiben, damit ich im Stande ſei, dies Document meinen ungläubigen Freunden als einen klaren Beweis vorzuzeigen, daß die Seelen nicht ſterben, daß ſie ſogar mit durchſichtigem Leibe menſchliche ſichtbare Namen ſchreiben können. — Ich fügt hinzu, daß ich die bereits gelieferte Namensſchrift meinen Freunden nicht als ſolchen Beweis anführen könne, weil dieſe mir ſofort entgegnen würden, daß die Nachahmung von Namenszügen längſt ein vielgeübtes Kunſtſtück ſei; daß man ſchon lange durch Entdeckung der Eigenſchaften chemiſcher Flüßigkeiten im Stande ſei, Namen oder Worte auf Papier zu ſchreiben, welche anfangs unſichtbar bleiben, bei oberflächlicher Anſchauung jedoch durch Wärme, oder Annährung an andre Körper, oder ans Licht, farbig hervortreten. Der Vorſitzende hätte vorher das von ihm gewählte Blatt uns zur genauren Unterſuchung übergeben, oder

einem von uns die Papierlieferung überlaſſen müſſen, um den Verdacht abzuwehren, daß die producirte Namensſchrift ein menſchlich präparirter und nicht ein Werk der Seligen ſei.“

Der Vorſitzende wurde roth und zornig u. hielt mir im Eifer eine Strafpredigt, worin er mich einen Antichriſten nannte. Er behauptete, daß ich lange werde warten müſſen, ehe die Selige ſich entſchließe meine Bitte zu erfüllen; denn es iſt nicht die Pflicht, oder die Neigung der ſeligen Geiſter, ſich zur Bekehrung ſolcher Ketzer herzugeben, die nicht einmal an die Unſterblichkeit der Seele glauben.

„Nun hatte ich erreicht, was ich eigentlich wollte. Der Paſtor hatte ſich eine Blöße gegeben in ſeinem Zorne, welche ich zu ſeiner Niederlage benutzte.“ „Ei, erwiederte ich, Sie ſtellen da ſelbſt ſo unchriſtliche Behauptungen auf, daß ich die Anklagen der Ketzerei auf Sie zurückwerfen und mich als echten Chriſten legitimiren kann vor der Verſammlung.“ — Die Mehrheit derſelben wurde ſehr geſpannt auf meine weitere Erkundigung. — „Mein Zweifel an dem Leben der verſtorbnen Emilie, als körperloſer Geiſt, iſt allerdings ſo groß, daß ich hier die abſolute Unmöglichkeit behaupte, dieſelbe habe die vorgezeigte Schrift hier im Saale geſchrieben. Dieſer Zweifel iſt orthodox-chriſtlich; denn die Kirche, wie das Evangelium lehren nicht Auferſtehung des Geiſtes ohne Leib, ſondern Auferſtehung des Leibes mit dem Geiſte. Die Lehre von Fortſetzung des Bewußtſeins ohne Körper iſt nicht nur eine Naturketzerei, ſondern auch eine Kirchen-Ketzerei. Ich will indeſſen auch zugeben, daß der unerforſchliche Rathſchluß Gottes die frühern Geſetze für die Geiſterwelt geändert und den Seelen ſolche „verklärte Körper“ gegeben habe, welche von ſterblichen Augen nicht geſehen werden können. Meine Bitte an die Selige wäre dennoch gerechtfertigt und ich müßte ſie ſelbſt für eine unchriſtliche Seele erklären, wenn ſie dieſelbe aus dem Grunde abſchlüge, weil ich nicht an ihre Auferſtehung glaube. Solche Leute, welche an Fortdauer des Bewußtſeins und an Verkehr mit geſtorbnen Geiſtmenſchen glauben, bedürfen ja gar keiner Offenbarung darüber; am wenigſtens ſollten ſie die Seligen durch ihre Klagen und Thränen in ihrer reinen Seligkeit ſtören. Wenn aber Gott die Bekehrung der Menſchen zu dem Glauben ſeines Sohnes beabſichtigt und die abgeſchiedenen Seelen zu dieſem Zwecke bevollmächtigen will, ſo wird es ſicherlich nur auf dieſelbe Art geſchehen, wie zur Zeit der Auferſtehung des Heilandes. Dieſer wußte, daß Thomas — ſein eigener Jünger, — an der Auferſtehung des Herrn zweifle und darum zeigte ſich ihm Chriſtus mit ſeinem verklärten Leibe und erſchien ihm bei verſchloſſenen Thüren, plötzlich, ließ ihn ſeinen Leib als einen wirklichen, und noch mit Narben bedeckten, ſichtbaren und taſtbaren erkennen, worauf Thomas gläubig wurde und nur mit Unrecht noch in Volkes Munde als der Ungläubige bezeichnet wird. Die ſelige Emilie ſollte ſich ein Beiſpiel an dem Heilande nehmen und auch mich überzeugen. Wenn ſie es nicht thun ſollte, ſo erkläre ich öffentlich, daß hier eine abſichtliche Täuſchung des jungen Bräutigams vorgegangen.“

„Der Reverend beſchloß nunmehr, die Verſammlung aufzuheben und künftig keine unglaubigen Gäſte mehr zuzulaſſen.“ Soweit der Bericht meines Freundes!

Bald nachher gab mir ein andrer Spiritualiſt ein Buch von einem gewiſſen Andrew Jackſon Davis geſchrieben, aus welchem ich mit Erſtaunen entnahm, daß dieſer Amerikaner den, bei uns längſt vergeſſnen, Swedenborg'ſchen Himmel ſich zum Ideal erwählt; jedoch ſein Machwerk mit großem Aufwande von Gelehrſamkeit durch Benützung der naturwiſſenſchaftlichen Fortſchritte in der Aſtronomie, Phyſik und Chemie, zu einem naturphiloſophiſchen Syſtem vervollkommnet hat, welches den engliſchen Amerikanern als eine ganz neue Offenbarung erſcheinen konnte und großen Anhang ſelbſt unter allen halbgebildeten Deutſchen gefunden hat, die noch der göttlichen Phantaſie das Majeſtätsrecht über die Natur und Vernunft andichten und durch Rede und Schrift unbedenklich — u. ſo ohne an den Urſprung der Worte und Gedanken zu denken — zu ihrer Befriedigung nachweiſen können. Mit weiteren Experimenten um Geiſter zu citiren, geben ſie ſich nicht ab und begnügen ſich mit den ſchriftlichen und mündlichen Offenbarungen ihres Meiſters und ſeiner Eingeweihten.

Sie ſagen: der Tod iſt nur eine Trennung der unſichtbaren geiſtigen Subſtanzen von dem ſchweren undurchſichtigen Leibe und folglich behält die ſterbende Seele ihren materiellen Zuſammenhang und ſogar alle Formen des lebendigen Leibes, nebſt allen Fähigkeiten und Bedürfniſſen deſſelben. Sie wird nur freier in ihrem Wirkungskreiſe, welcher ſich — gleich den menſchlichen Gedanken — nicht auf die Erde allein beſchränkt. Die verklärten Leiber haben ihren Wohnſitz in verſchiednen Regionen des Erdenhimmels, deren Entfernung bis auf 40 Meilen Höhe ſteigt, ſind aber inſofern ewige Erdengeiſter, als ſie ihre leiblichen Bedürfniſſe, ihre Nahrung, von dem Erdboden entnehmen müſſen, ohne jedoch ſelbſt für die Erzeugung von Nahrungsmitteln und Kleidungsſtoffen etwas thun zu dürfen; denn „die himmliſchen Geſtalten bedürfen keiner „Kleider und Falten“ und ſie begnügen ſich mit rohen Natur-Produkten. „Sehet die Vögel unter dem Himmel; ſie ſäen nicht, ſie ernten nicht, und der himmliſche Vater ernährt ſie doch.“ — Sie leben aber in Geſchlechtsverſchiedenheit und begatten ſich und haben endlich auch das Bedürfniß des täglichen Schlafes. Ihre höhere Beſtimmung und Seligkeit beſteht in der Erwerbung größerer Gottes- und Welt-Kenntniß durch Reiſen auf die Weltkörper unſers Stern-Syſtems, wo ſie, theils durch Anſchauung, theils durch Unterricht von Seiten der ſchon erfahrener n und weiſeren Weltgeiſter, zu ei-

Digitized by Google

ner genauern Kenntniß des Schöpfungs- oder Bildungs-Prozeſſes der Natur im Großen gelangen und ihre erlangte Kenntniß ſodann ihren irdiſchen und „noch nicht aufgefahrnen" ehemaligen Lebensgefährten in nächtlichen Beſuchen durch Viſionen, Träume ſchon ſeit Jahrtauſenden offenbart haben und noch immer offenbaren, damit dieſe, (die der Offenbarung Gewürdigten) ſie weiter verbreiten u. dadurch die ganze lebende Menſchheit in einem ſolchen Glauben an das ewige Leben vereinigen, welcher Jeden befriedigt und damit auch zur Beendigung der Feindſeligkeiten führen kann, die bisher noch durch die entgegengeſetzten Meinungen über das Schickſal des Menſchen nach dem Tode, und vorzugsweiſe durch die atheiſtiſche Verzweiflung am ewigen Leben, entſtanden.

Die wohlwollende Abſicht dieſer „modernen Spiritualiſten" — wie ich ſie benennen hörte — iſt unverkennbar; aber, nachdem ich von einigen Mitgliedern ihrer Verbindung zum Beitritt aufgefordert war, erbat ich mir die Erlaubniß, mich ſchriftlich darüber erklären zu dürfen, weil ich damals ſchon die naturgeſetzliche Wiederholung des menſchlichen Geiſteslebens und Geiſtestodes als Endurtheil aus der Kombination aller wiſſenſchaftlichen Errungenſchaften unſers Zeitalters gewonnen hatte und in den Lehren dieſer modernen Spiritualiſten einige Anhaltepunkte entdeckte, welche mir die Möglichkeit gaben, ſie zu Profeſſoren des wahren Glaubens zu machen, weshalb ich es vermeiden wollte, die nothwendig ſcharfe Kritik ihrer Abweichungen von der vernünftigen Methode des Denkens ihnen mündlich vorzutragen und ſie unabſichtlich zu beleidigen und zu nutzloſen Unterbrechungen des Vortrages zu reizen. Meine Erklärung laſſe ich hier folgen. —

„Die Beſchäftigung mit Nachdenken über die Möglichkeit einer beſſern Zukunft erkenne ich als ein natürliches Bedürfniß des Menſchen an, der bei dem die mannichfachen Uebel des Lebens und die großen Mängel aller frühern Glaubenslehren erkannt und auch in der Theilnahme an der erweiterten Erkenntniß der Naturgeſetze die Materialien beſitzt, um eine befriedigendere Löſung der Schickſalsfrage ſich ſelbſt und Andern verſchaffen zu können. Unterläßt man es jedoch, ſich ſelbſt zuvor von dem chriſtlichen Gottesglauben zu befreien und die Willkühr im Denken, wie im Handeln, für immer und in jeder Geſtalt den Naturgeſetzen der Vergänglichkeit der Geſtalt und des Wiſſens zu unterwerfen; ſo muß das offenbarte Produkt der Gedankenarbeit nur immer den Werth einer willkürlichen Dichtung haben, die uns allenfalls einige Stunden amuſirt, wenn das darin ausgeſprochne Wunderbare auch ein Verräther der kindiſchen oder göttlichen Gelüſte des Dichters wird; ſobald wir aber wahrnehmen, daß darin wiſſenſchaftliche Erkenntniß und Sprachkunſt verwendet ſind, um dem herrſchenden Wunderglauben neue Unterſtützung zu geben; ſo darf ein Wiſſender ſolche Lügen-Poeſie nicht mehr für unſchädlich halten, ſondern er muß ſich bemühen, ihre ſchädlichen Einflüſſe durch ſcharfe Kritik zu neutraliſiren."

„Eine ſolche verderbliche Tendenz ſpricht ſich in dem Beſtreben aus, den unſterblichen Leibern die Vogelfreiheit auf Erden zu ſichern und ſich ohne irgend eine menſchliche Arbeit, zu nähren und zu befriedigen. Daß man ſich nicht [illegible] bloß, den Vogelfreien auch einen unſichtbaren Vogelkörper zu geben, will ich gerne als eine Verbeſſerung der griechiſchen Seelenwanderungslehre erkennen und der Erkenntniß zuſchreiben, daß menſchliches Empfinden und Denken auch in einem menſchengleichen Körper entſtehen und beſtehen bleiben kann. Doch bei dem Verſuche, dieſe Gleichheit auch in einem unſichtbaren, alſo durchſichtigen, luftartigen Körper glaublich zu machen, verlor man die Möglichkeit, dieſelbe auf andre Weiſe, als durch gleiche Benennung zu vollziehen; denn eine vernünftige Vorſtellung von der Haltbarkeit der unſichtbaren Organe, welche die Möglichkeit des Eſſens, Trinkens und Verdauens bedingen, kann man ſich nicht machen. Das leere Wort bleibt alſo die einzige Wahrheit der durchſichtigen Menſchenkörper im Himmel."

„Die luftförmige Körperlichkeit war vielleicht nothwendig, um die Möglichkeit eines Wohnortes der Seligen in 40 Meilen Höhe mit der wiſſenſchaftlichen Erkenntniß zu verſöhnen, daß alle irdiſche Luftwärme dort in Eiskälte übergegangen ſein muß. Die Luftigen können wenigſtens nicht zu Eis werden und Oben erfrieren. Allein die Vernichtung der Schwere, welche mit dem Reiſen auf andre Planeten ſich wohl verträgt, wird wiederum unverträglich mit der nothwendigen Herablaſſung zur Erde, als Vorrathskammer u. Wirkungskreis unter den Lebendigen. — Die Nichtbeachtung ſolcher Widerſprüche beweiſet deutlich, daß der moderne Spiritualismus nur ſolchen Perſonen ſchmackhaft gemacht werden ſollte, die Alles für möglich halten, was ihr Gott will."

„Man könnte ſolche poetiſche Beſchönigung des Aberglaubens allenfalls überſehen und ſogar entſchuldigen, wenn in den Offenbarungen höherer Weisheit und Wiſſenſchaft, die von den höheren Welten entlehnt werden, irgend eine Spur von Uebermenſchlichkeit im Dichten, Denken und Wiſſen zu entdecken wäre. — Daß Davis mehr geleſen und gedacht hat, als viele Andre, kann zugegeben werden, aber Alles, was er offenbart, iſt — inſofern es wahr iſt — nicht von ihm oder ſeinen himmliſchen Meiſtern neu entdeckt oder erdacht, ſondern ſtimmt nur mit denjenigen Offenbarungen überein, welche unſere deutſchen Naturforſcher längſt gemacht haben. Alles, was man als neu erdacht, oder combinirt anerkennen darf, iſt dagegen keine erkennbare Wahrheit, auch kein ſolches wahres Urtheil über natürliche und menſchliche Vergangenheit und Zukunft, welche man als möglich, oder nur erwünſchenswerth erkennen kann, ſobald man über die Folgen einer Erfüllung ſeines Glaubens nachdenkt."

Digitized by Google

„Als ein gelungener Verſuch, das künftige ewige Leben zu einem ewig ſeligen zu machen und dabei noch die Erinnerung an das irdiſche Leben und die Verbindung mit den Sterblichen zu bewahren, den feindlichen Kampf der Sterblichen gegen das Unſterbliche und den Kampf dergleichen Geiſter unter ſich zu beſeitigen, iſt der Swedenborgianismus nicht anzuerkennen. Die gänzliche Entkörperung und Entkleidung von allen leiblichen Bedürfniſſen, welche den reinen Geiſt durch beſtändige Vermehrung der Erkenntniß im Fluge durch die Unendlichkeit des Weltalls zu beflügeln trachtete, war eine vollkommnere Dichtung, die ſich freilich weder mit den Naturgeſetzen, noch mit dem, zu ihrer Begründung erdichteten, Schöpfer und Herrn der Welt vereinigen läßt. Aber ſchon die kindliche Dichtung von dem himmliſchen Leben der chriſtlichen Heiligen, in Gemeinſchaft mit ihrem Gottvater, war äſthetiſch ſchöner und wird ſelbſt in der lächerlichen, ironiſchen Form, welche ihr den Dichter des bekannten „bayriſchen Himmels“ gegeben, wohlgefällig für unbefangne Leſer und Hörer. Die Heiligen beiderlei Geſchlechtes ſpielen, wie geſättigte Erdenkinder, mit ihren erlernten Sprach- und Ton-Künſten. Cäcilie — die chriſtliche Muſe der Muſik — „läßt ein ſanftes *Adagio* ſtreichen“, Alle ſingen u. tanzen u. „treiben ſogar allerhand Poſſen u Schnacken“; „Petrus kneipt St. Urſula in die Backen“ „u. der heilige Geiſt giebt ihr 'nen Kuß u. Alles ruft: bravo zum Schluß.“ Alle ihre Freuden ſind ungetrübt durch die Beſeitigung des Geſchlechtstriebes und des Ernährungs- und Verdauungs-Prozeſſes, denn es ſchließt einer der Verſe: „und Eines vor Allem iſt ſchön, man darf nicht auf's Häuſel mehr geh'n.“

„Nehme ich den Himmel der modernen Spiritualiſten dagegen als ein mögliches Schickſal aller menſchlichen Geiſter an und vervollſtändige das daraus entſtehende Phantaſiebild, um mich von der Dauer der verſprochnen Seligkeit zu überzeugen; ſo wird mir ſogleich klar, daß der Verkehr der Seligen mit den Lebenden ſehr bald ein offner Krieg werden muß, weil die Seligen ſich zu einer übermenſchlichen Mehrheit ausbilden müſſen und doch von den ſterblichen Erdenkindern ernährt werden wollen. Wenn ich auch annehmen will, daß die himmliſche Begattung unfruchtbar bleiben u. der Geſchlechtstrieb blos zur Luſt befriedigt werden ſoll, ſo muß doch ſchon durch die fortgeſetzte Sterblichkeit der Irdiſchen, die Zahl der nicht arbeitenden Müeſſer des Himmelreiches auf viele tauſend Millionen geſtiegen ſein; denn, nach der ſtatiſtiſchen Berechnung, ſterben in einem Jahrhundert drei Mal ſo viel als die Zahl der gleichzeitig Lebenden beträgt. Die lebenden Landarbeiter und Gärtner und Hausökonomen haben nicht allein eine Menge Nichtarbeiter, Kinder, Weiber, Beamte und reiche Müſſiggänger zu ernähren; ſie haben ſich unaufhörlich gegen Würmer, Inſekten, Mäuſe und Ratten und geflügelte Keimbeißer und Kornfreſſer zu wehren. Sie könnten ſich mit vollem Rechte bei dem himmliſchen Papa darüber beklagen, daß er ihnen noch die Ernährung derjenigen Kinder zumuthet, welche er wieder zu ſich genommen hat. Dieſe Beſchwerde der ſterblichen Kinder wäre jedoch nur in dem Falle gerecht, wenn die bisherigen Erfahrungen dafür ſprächen, daß die unſterblich gewordnen Erdenhimmelsbewohner wirklich die Speiſekammern den Lebenden berauben. Bisher ſind aber ſolche Beraubungen immer nur als Diebſtähle hungriger oder lüſterner Lebenden ermittelt; daher denn auch die Zahl der Swedenborgianer und modernen Spiritualiſten ziemlich unbedeutend geblieben gegenüber den Orthodoxen, welche von einer Fortſetzung der leiblichen Bedürfniſſe nach dem Tode durchaus nichts wiſſen wollen. Die Unſterblichkeit der Leiber wär offenbar eine unkluge, unbedachtſame Erfindung und könnte nur aufrecht erhalten werden, wenn man ſich erlaubt, der alten Vorausſetzung zu folgen, wonach die ganze unendliche Welt nur zur Luſt des Menſchengeſchlechts geſchaffen und, auf unzähligen Sternen, mit Paradieſeswohnungen für die gehorſamen, fromm gebliebnen Nachfolger Chriſti verſehen worden, wohin die verklärten Leiber der Seligen (vermittelſt des Luftballons ihres Glaubens an die übernatürliche Macht des ewigen Geiſtes) ſich ſchwingen — ſo lange ſie mit irdiſchen, ſchweren Leibern noch ſprechen, ſingen u. ſchreiben — oder wie ſie lieber ſagen — dichten und denken können.

Weit entfernt, es tadeln zu wollen, daß Jeder, nach Maaßgabe ſeiner Kraft, ſich von der Furcht vor dem ewigen Leben ohne Seligkeit zu befreien trachtet, bin ich vielmehr auf die Unſterblichkeits- und Seligkeits-Vorſtellungen der modernen Spiritualiſten gerne eingegangen, weil ich darin eine Abweichung von dem kirchlichen Unſterblichkeitsglauben entdeckte, die vielleicht zu unſrer Vereinigung auf dem rechten Wege zum wahren Schickſalsglauben führen kann. Das Zugeſtändniß des Schlafbedürfniſſes der Seligen enthält offenbar ſchon die Verzichtleiſtung auf ein geiſtiges, bewußtes Leben ohne Unterbrechung. Ein ſchlafender Geiſt iſt kein Geiſt für ſich, weil er ſeines Daſeins ſich nicht bewußt iſt. Indem ich mich ſelbſt fragte: warum warſt du, einſt ſo hartnäckig beſtrebt, die Vernichtung des Bewußtſeins durch den Tod und die Verweſung des Leibes als eine natürliche Nothwendigkeit zu beſtreiten? erinnerte ich mich ſehr wohl, daß meine jugendliche Treue im Glauben an die Wahrheit Gottes nur dadurch genährt wurde, daß ich keinen andern Weg kannte, um dem Glauben an ewige Vernichtung des perſönlichen Bewußtſeins zu entgehen. Es fehlte mir die Erkenntniß derjenigen Naturgeſetze, welche den Wunderglauben nicht nur widerlegen, ſondern in deren Erkenntniß auch die Wahrheit hervortritt, welche der Gottesglaube in ſich enthält. Es iſt eine Ungerechtigkeit und unwiſſenſchaftliche Halbheit, wenn die Gegner der Kirche ſich damit begnü-

Digitized by Google

gen, den Mißbrauch zu rügen, welcher mit den Glaubenslehren getrieben wird, um die Ungerechtigkeiten in der menſchlichen Geſellſchaftsordnung zu heiligen. In der chriſtlichen Kirche wird der Glaube an Gottes Daſein auch als eine nothwendige Folgerung, als ein Poſtulat, aus der Erfahrung der Entſtehung des perſönlichen Geſtalt- und Seelen-Lebens gelehrt. „Gott iſt alſo auch die ewige Urſache des menſchlichen Geiſtes. Dieſe Identifikation Gottes und des Menſchen wird zwar nicht klar ausgeſprochen, aber das Gefühl derſelben verräth ſich bei jedem Gottesgläubigen ſobald man es verſucht, ihm den Glauben an das Daſein Gottes, als Schöpfers der Welt, zu widerlegen. – Er folgert dann ſogleich, daß mit Gott auch das Weſen ſeiner Seele vernichtet ſei. Der Glaube an das ewige Weſen Gottes, welches uns ewig unbekannt bleiben muß, wird durch den Glauben an die ewige und unſichtbare Kraft gerechtfertigt, welche Leben und Geſtaltung in der irdiſchen Natur werden vergeben und wieder werden macht. Mit der Anerkennung dieſer Wahrheit kann man beginnen und ſodann die Belehrung folgen laſſen, wie die menſchlichen Irthümer vom Weſen des Natürlichen entſtehen konnten; wie die myſtiſchen, irthümlichen Worterklärungen und Glaubens-Satzungen der Kirche nach u. nach ſich gebildet haben und auf welche Weiſe man ſie auf ihren natürlichen Grund, auf ihre Grundwahrheit, zurückführen kann. Die Nothwendigkeit des Wieder-Lebens in menſchlicher Perſon, wie des Wiederſterbens, kann man füglich als allgemeines Reſultat der Erfahrungs-Wiſſenſchaft und als Ergänzung und Berichtigung der falſchen Dogmen vom ewigen Leben oder ewigen Sterben, jedem Wundergläubigen begreiflich machen, ſobald er nur bereitwillig zuvor die moraliſche Unzuverläſſigkeit des Willens Gottes anerkannt und das Unabänderliche, Naturgeſetzliche, Bewußtlosewige als eine wohlthätige Beſchränkung jeder Willkühr eingeſehen hat."

Auf dieſem Wege habe ich manchen Wundergläubigen bereits zur wahren Religion bekehrt. Nur bei den alten Schriftgelehrten fand ich eben ſo unbelehrbare Subjekte wie unter den ganz rohen, ſprachunkundigen Kindern der Natur. „Die Selbſtverdummung iſt ein göttliches Privilegium."

Dieſe gelehrte Selbſtverdummung war für viele Millionen ein unvermeidliches Schickſal, weil kein Menſch im Anfange ſeines Lebens ſich den Einflüſſen derer entziehen kann, welche ihn durch Erziehung, Beiſpiel und Lehre zu einem Gattungsgliede ausbilden und dies immer nur nach Maaßgabe ihrer eignen, auf gleiche Weiſe erworbnen, Erfahrungen und Erkenntniſſe thun konnten. In dem zerriſſnen Zuſtande der Menſchheit, welcher leider noch beſteht, und Krieg, Noth und vorzeitigen Tod zur täglichen Erfahrung macht, war es nicht zu verwundern, daß das Streben nach Vermehrung der wiſſenſchaftlichen Hilfsmittel zur Abwendung aller Lebensnoth, zu einer Zeit, wo die unerläßlichen Vorkenntniſſe noch nicht erworben waren, ſehr bald zur Verzweiflung an dem Gelingen vollkommner Selbſtbefriedigung führte und daß man alſo Phantaſie und Erdichtung zu Hilfe nahm, um die lebendige Seele von dem ewigen Tode zu erlöſen. Das kühnſte und bequemſte Mittel hinzu, war durch die Sprachkunſt gegeben. Der Tod des Leibes wurde Fortſetzung des Seelenlebens in andrer, oder auch ohne irgend eine Geſtalt. Chriſtus dagegen hatte in ſeinem himmliſchen Vater die Bürgſchaft für die Wiederherſtellung des menſchlichen Leibes mit der Seele gefunden, ohne ſich dabei an dem Widerſpruche zu ſtoßen, daß die Erſchaffung eines ausgewachſnen menſchlichen Körpers dem bisher von Gott gewählten Mittel, Menſchen zu machen, durchaus nicht conform ſei. Seine Jünger waren vernünftiger, u. dachten ſich das Menſchwerden in Zukunft nicht anders, als es jetzt geſchehen. Deshalb zweifelten ſie auch an der Auferſtehung und dem ewigen Leben im Himmel; denn ihr Selbſtbewußtſein war mit dem Körper ſo identiſch, daß ſie die Vergänglichkeit des Leibes für eine Vernichtung ihres Selbſt, ihres Weſens, annahmen; um ſich die Möglichkeit eines neuen Menſchenlebens mit demſelbem Bewußtſein vorzuſtellen, glaubten ſie, es müſſe dann der ganze Menſch wieder in den Leib derſelben Mutter zurückkehren und wieder geboren werden. Sie bezweifelten dieſe Möglichkeit mit Recht und der Heiland war unfähig, ihnen das Irrige in ihren Vorſtellungen von der Wiederbelebung und die Wahrheit der Lebenswiederholung begreiflich zu machen. Heute würde ein neuer Meſſias ſie auf andre Weiſe belehren.

„Kann man mit Wahrheit behaupten, daß der Menſch geboren wird? Iſt ein neugebornes Kind ein Menſch, d. h. ein ſich ſelbſt regierendes, ſeiner Sinne und Glieder mächtiges Weſen? Und warum verlangt man, um ſich einſt wieder als menſchlich bewußtes Weſen zu erkennen, die Wiederholung derſelben Formen und Farben und Lebensſchickſale? Entdecken wir nicht in allen verſchiedenen Raçen und ſonſtigen Ungleichheiten in Größe, Farbe und Phyſiognomien dieſelben menſchlichen Entwickelungsgeſetze und die gleichen Bedürfniſſe und Triebe? Ja, kann ein alt gewordner Menſch nicht wiſſen, daß das, was er ſein Weſen nennen darf, nicht die ganze Geſtalt ſein kann, weil er, ohne ſein Wiſſen und Wollen, ſeine kindliche, jugendliche Leibesbeſchaffenheit verloren, ſich äußerlich verändert hat und dennoch im Stande iſt, ſich ſeiner jugendlichen Gefühle und Thaten zu erinnern? Liegt jener Identification des Bewußtſeins mit der perſönlichen Leibesbeſchaffenheit nicht das Vorurtheil zum Grunde, daß jede Verſchiedenheit in Farben, Mienen u. Form-Verhältniſſen die Möglichkeit einer Gleichartigkeit im Weſen ausſchließe? Daß andres componirtes Blut in den Adern des Mannes und Weibes, des Mohren,

Negers, Chineſen, Kaukaſiers und Tartaren fließe?

Doch wäre es ungerecht, die Vorurtheile der Anfänger in der Religions- und Schickſals-Philoſophie ſtrenge zu rügen, wenn dieſelben nicht noch immer von den unwiſſenſchaftlichen Anhängern der alten Götter- oder Geiſter-Lehrer als die höchſte Weisheit behauptet würden. Es ſind nicht die Prieſter der Kirche allein, welche noch fortfahren, den Wunderglauben durch die geheim gehaltne Wiſſenſchaft zu nähren. Die neuren Entdeckungen der Chemie und Optik — in den Geſetzen des Lichtes, — die Erfindung von Brenn- oder Hohl-Spiegeln, welche das Spiegelbild vor ſich werfen, haben den Aberglauben an ſichtbare Luftgeiſter — verklärte Geſtalten — vielfach unterſtützt und nicht blos zu Betrügereien verleitet, wie ſie in Schiller's „Geiſterſeher“ geſchildert wurden; ſondern auch, durch Duldung des Gewerbes der ſogenannten natürlichen Magiker, der Aufklärung geſchadet, weil es den Gewerbetreibern nicht zur Pflicht gemacht wird, das Publikum zu belehren, durch welche Hülfsmittel ſie ihre Kunſtſtückchen ausführen.

Die Geſetzlichkeit in der Reflektion — der Zurückwerfung — der Lichtſtrahlen von ebnen, Metall- und Glas-Spiegelflächen ſind Ihnen von der Schule her bekannt. Das Licht wird ſtets unter demſelben Winkel zurückgeworfen, unter welchem es auf die Ebne fällt. Bei Hohlſpiegeln concentrirt ſich aber das Bild des Gegenſtandes, von welchem die Lichtſtrahlen auf den Spiegel fallen, in einem beſtimmten Punkte, den man Brennpunkt nennt, focus, — und zwar ſtets in einer genau zu wiſſender Entfernung, die durch die mehr oder minder concave Schleifung des Spiegels bedingt wird. — Ein ſehr ſchönes Exemplar ſolchen Hohlſpiegels kann man im Muſeum zu Caſſel ſehen. Der Spiegel iſt ſo aufgeſtellt, daß man beim Eintritt in das Zimmer zuerſt das farbige Spiegelbild einer ſchönen Blumen-Vaſe in einer Entfernung von 10—12 Fuß vor ſich erblickt und daſſelbe für das Original hält, bis man ſich ſelbſt vor den Spiegel ſtellt, wodurch das Licht- und Luft-Bild natürlich verſchwindet und dagegen das Original in weiterer Entfernung ſichtbar wird.

Sie werden leicht begreifen, daß man durch bewegliche Spiegel alſo auch den Luftbildern Beweglichkeit verleihen kann. Die Phantasmagorien dieſer Gattung waren eine Zeit lang ſehr beliebt. Könnten ſie nicht die Mängel der Volksſchulen ergänzen und als Experimental-Phyſik gemeinnützig werden?

Doch die Fortſchritte in der Chemie führten auch bald zu neuen Entdeckungen im Gebiete der Theorie vom Lichte, wovon ich ſpäter etwas mehr zu ſagen haben werde und hier nur die von Daguerre zuerſt erfundne Photographie als eine Offenbarung unſichtbarer und bis dahin unbekannt gebliebner Thätigkeiten des Luft- und Licht-Aethers berühren will. Die photographiſchen Bilder ſind keine Spiegelbilder, vielmehr Schattenriſſe, denn ſie zeigen nicht die Farben des Originals. Das Bild des Gegenſtandes ätzt ſich auf chemiſch präparirten Metall-, Glas-, Knochen-, Feder- oder auch Papier-Platten ein und die Licht- oder Luft-Atome müſſen ihren Weg durch geſchliffnes Glas nehmen; bewirken dennoch in wenigen Sekunden die correkte Zeichnung der Formen des Originales, von denen ſie reflektirt werden. Dieſe Reflektion geſchieht nicht etwa durch unmittelbaren Sonnenſchein, vielmehr iſt das gemilderte Tageslicht das zuträglichſte für die Lichtmalerei. Nicht um lebendige und organiſche Körper auch lebloſe und unorganiſche Objekte müſſen daher beſtändig nach allen Seiten hin dieſe feinen Lichtwellen zurückwerfen und da dieſelben kräftig genug ſind ihre Wirkung auf die photographiſchen Platten ſichtbar zu machen, kann man ihnen ſicherlich die Wirklichkeit, — die Materialität — nicht abſprechen und wird zugleich genöthigt die Poroſität des Glaſes und die minutiöſeſte Theilbarkeit der durchſichtigen Materie anzuerkennen — ohne dabei die Wunderkraft des Herrn der Welt als ſchaffende Urſache uns in den Kopf zu ſetzen; denn wir haben ſämmtliche Urſachen dieſes Wunders in den natürlichen Gegenſtänden in dem Menſchen und in ſeiner wiſſenſchaftlichen Kunſtfertigkeit vor uns. Allein die Poeten der Tagesliteratur waren damals noch Liebhaber des Unmöglichen in dem Sinne, daß für ſie nichts unmöglich ſei, was Gott will. In einer Zeitſchrift las ich eine Abhandlung über die Daguerre'ſche Erfindung, worin behauptet wurde:

„Wenn es erwieſen iſt, daß von allen irdiſchen Geſtalten Lichtſtrömungen ins Unendliche ſtrömen, ſo ſei es auch denkbar, daß dadurch auf andern Planeten oder auf Sternen in weiterer Entfernung Lichtbilder von irdiſchen Begebenheiten geſehen werden könnten, welche ſchon ſeit Jahrtauſenden vergangen ſind, weil die Fortpflanzung der Lichtſtrömung — wie die Aſtronomen bereits damals ermittelt hatten — trotz ihrer großen Geſchwindigkeit doch mehrere 1000 Jahre verbraucht, um von den Sternen der Milchſtraße zu uns zu gelangen. Mit dem reflektirten Erdenlichte müßte alſo für jene Welten der gleiche Fall eintreten. Er erwähnte ausdrücklich dabei der Kreuzigung Chriſti!“

Gerne laſſe ich es dahin geſtellt, ob der unbekannte Skribent wirklich die Abſicht gehabt hat, auf ſo originelle Weiſe die Geſchichte menſchlicher Verirrungen zu einer allgemeinen Weltgeſchichte — „im des Wortes verwegenſter Bedeutung“ — zu erheben. Doch der wiſſenſchaftliche Kritiker kann die verborgnen Motive ſolcher Irrlehren nicht als Entſchuldigung eines offenbaren Mißbrauches der Sprachgelehrſamkeit gelten laſſen, ſo lange es noch ſo viele Leſer giebt, denen die Fähigkeit abgeht, das Mögliche und Unmögliche in dergleichen poetiſchen Offenbarungen zu unterſcheiden. — Es ließe ſich auf ſolche Vorausſetzung ſofort der Beweis gründen, daß die uralte Meinung richtig ſei, nach welcher die Erde der Haupbeſtandtheil der Welt und der einzige von lebenden Geſchöpfen bewohnten Weltkörper ſei. Denn, wenn die Lichtbilder menſchlicher Thaten auf andren Sternen

Digitized by Google

ſichtbar werden, müßten auch für uns ähnliche Bilder von jenen her uns ſichtbar werden. Da dies nicht der Fall iſt; ſo könnte ein Frommer folgern: Gott habe die übrigen Sterne nur geſchaffen, um ſie einſt ſeinen irdiſchen Ebenbildern zu Wohnungen zu geben. — Freilich habe ich mir ehemals wohl ſelbſt den Spaß gemacht, unwiſſende Leute durch geſprochne Möglichkeit von unmöglichen Dingen zu myſtificiren, doch nachdem ich das Schädliche ſolcher Frivolität und den Ernſt der ganzen Wahrheit in der Schickſalslehre erkannt habe, bin ich ein entſchiedner Gegner aller Sprachbeluſtigungen, die nicht mit ſofortiger Aufklärung des Myſtificirten verbunden ſind.

In dem hier erwähnten Falle müßte alſo der Publiciſt hinzugefügt haben, man könnte an ſolche Welt-Photographie glauben, wenn man nicht bedenkt, daß die freien Lichtwellen keine Portrait-Maler ſind. Daß hiezu der von menſchlicher Künſtlerhand geſchaffne photographiſche Apparat erforderlich iſt, daß die Wirkung der reflektirten Lichtwellen nur in geringer Entfernung und auf beſonders präparirten Platten möglich wird, weil das Objekt in dem focus des Glaſes ſich befinden muß. An eine gradlinige Fortpflanzung des Lichtſtroms außerhalb der irdiſchen Atmosphäre kann man ſchon wegen der unaufhörlichen Rotation und Gravitation der Erde und aller andren Weltkörper nicht glauben.

Doch bevor wir uns in der Aſtronomie und Phyſik etwas näher umgeſehen haben, wird es paſſend ſein, die natürlichen Offenbarungen, welche Jeder an ſich ſelbſt machen kann zur Prüfung und Aburtheilung der ſpiritualiſtiſchen Offenbarungen heranzuziehen.

Zur Vorbereitung für die Seelen- oder Geiſter-Lehre war die anatomiſche Zerlegung der menſchlichen Seh-Organe belehrend, weil hierdurch zunächſt die Einheit des Sehens erklärt wurde, nachdem man die Erfahrung in Erwägung gezogen, daß der Menſch doch gewöhnlich jedes Objekt mit zwei Augen betrachtet, dennoch nicht mehr als Ein Bild davon ſieht, obgleich doch in jedes Auge das ganze Lichtbild fallen muß, da man auch nur Eines Auges ſich bedienen darf, um es ganz zu ſehen.

Durch Sektionen des Kopfes entdeckte man, daß jedes Auge mit dem Gehirne durch einen Sehnervenſtrang verbunden iſt, daß jedoch beide Nervenſtränge im Gehirn ſich ſelbſt vereinigen, daher man mit Recht den Sitz des ſehenden Geiſtes in dieſem Theile des Organismus vermuthet. Die Blindheit des Auges durch Trübung der Pupille, — der graue Staar — und die Möglichkeit, durch Entfernung der unbrauchbaren Pupille, die Sehkraft wieder herzuſtellen, war ein Beweis, daß das Sehenkönnen durch das Eindringen der leuchtenden Materie in das Auge bewirkt werde. Doch bald erfuhr man, daß der geſunde äußere Augapfel keineswegs allein hinreiche, um das Erblinden zu verhüten. Die Krankheit, welche ſchwarzer Staar genannt wird, läßt in dem äußern Auge keine Abnormität wahrnehmen; allein die Sektion des geſtorbnen Staarblinden ergab, daß in den Sehnerven eine Art Fäulniß, eine Verrottung der Nervenfäden eingetreten war und ſonach wurde es klar, daß der Sehprozeß, durch unmittelbare Berührung und Mittheilung der Lichtwellen in dem Innern des Gehirns vor ſich geht; daß das äußere Auge zwar unerläßlich iſt, um uns die äußern Gegenſtände ſichtbar zu machen, jedoch nicht hinreichend, um das Sichtbare zum Bewußtſein zu bringen.

Demnach mußte das Sehen, ebenſo wie das Hören, in die Reihe der materiellen Berührungen, der Empfindungen, welche durch Kontakt mit der Außenwelt entſtehen, zugeſchrieben werden und man konnte dem Lichte ſo wenig, wie der Luft die Stoffhaltigkeit abſprechen, nachdem es Erfahrung geworden, daß der Menſch durch zu ſtarke und dauernde Einwirkung des Sonnenlichtes erblinden; durch zu heftige Lufterſchütterungen die ſich dem Trommelfell im Ohre mittheilen, taub werden kann.

Die Erfahrung, daß Blinde Traumbilder ſehen, daß ſie ſogar die Farbenverſchiedenheiten durch Betaſten mit den Fingern richtig unterſcheiden lernen; daß ſie überhaupt belehrbar bleiben, wird von Spiritualiſten gerne als ein Beweis der Unabhängigkeit der Seele von den leiblichen Organen angeführt, um unerfahrne Kinder von der Möglichkeit eines körperloſen freien und wiſſenden Geiſtes an ſich zu überführen.

Man muß ihnen zugeben, daß durch die Belehrbarkeit blinder und tauber Kinder jedenfalls die beſondre Weſenheit des Bewußtſeins erwieſen iſt; doch deshalb wird die abſolute Unmöglichkeit des Bewußtwerdens ohne organiſche Einverleibung nicht ins Reich des Möglichen gezogen. Im Gegentheil erhalten die leiblichen Organe erſt ihre volle und gerechte Würdigung, wenn wir die Wirkungen der Verkrüppelung durch Blindheit und Taubheit auf das Schickſal der Perſonen betrachten und dabei eine Vergleichung zwiſchen den Blindgebornen und Taubgebornen anſtellen, wozu wir in den, leider ſich ſtets mehrenden Blinden- u. Taubſtummen-Inſtituten Gelegenheit finden. Schon längſt hat die Vermehrung der Mißgeburten ernſte Mahnungen von Seiten denkender Menſchenfreunde veranlaßt, daß man in der Befriedigung des Fortpflanzungstriebes ſich die Thierkeuſchheit zum Geſetze machen ſollte, um Fehlgeburten und Verkrüppelungen zu verhüten. Die Emancipation des weiblichen Geſchlechts von der lebenslänglichen Beiſchläferinknechtſchaft hat bereits Zungen und Federn in Bewegung geſetzt; doch ſie finden wenig Gehör bei den menſchlichen Geſetzgebern, welche der Allmacht u. Freiheit des Manngottes huldigen und ſich verſchworen haben, den Sitten der Väter treu zu bleiben — „es gehe, wie es gehe, wohl oder ewig weh.“ — Dieſe Verſchwörung nennt man Eidestreue und höchſte Tugend-Pflicht, welcher ſich ſelbſt die heidniſchen Olympier nicht entziehen durften, wenn ſie „beim Styx“ gelobt hatten, die Wünſche der Menſchenkinder zu erfüllen. Darum mußte Zeus ſeine geliebte Seme-

le durch göttliche Umarmung tödten — in Wonne verſchmelzen laſſen. Solche unmenſchliche Götter Poeſie wäre gegenwärtig nur lächerlich und verächtlich, wenn nicht Millionen von pſeudo chriſtlichen Männern und Frauen noch als Opfer der ehrlichen Pflichtleiſtungen vorzeitig dahin ſtürben und verzärtelte, verkrüppelte Nachkommen, als ſchlechte Erbſchaft zurückließen.

Einen Blinden hält man in der Regel jetzt für bedauernswerther als einen Taubſtummen, weil dem letztern freiere Selbſtbewegung und überdies der Anblick der mannigfachen und zur Verſtandesbildung unentbehrlichen Naturerſcheinungen geblieben, die der Blindgeborne entbehrt und niemals kennen lernt. An Taubſtummen habe ich auch allerdings mehr Lebensluſt und Heiterkeit bemerkt als an Blinden — doch ſind ſie, in Bezug auf wiſſenſchaftliche Belehrung für Alles, was auch dem Sehenden unſichtbar bleibt, durch den Mangel des Gehörs, größtentheils unempfänglich und bleiben geiſtige Kinder, weil es ihnen zu ſchwierig wird, die Harmonie des ewig Unſichtbaren in Menſch und in Natur im Reiche der Töne zu empfinden. Sie haben große Freude an mikro-tele-kaleido-ſtereo-ſkopiſchen Bildern, ohne den Urſprung dieſes, ſoeben von mir dem Sanſcrit nachgebildeten Wortes zu kennen; auch fehlt ihnen nicht das Wohlgefallen an rhythmiſchen Bewegungen, Tänzen und ſogar an dem Anblicke muſikaliſcher Kunſtübungen; doch werden ſie meiſtens traurig und wehmüthig geſtimmt durch den Ausdruck der Freude in den Geſichtern der Hörenden, weil ihnen die Empfindung des Geiſtesgenuſſes der Muſik abgeht. Dennoch muß man den Taubſtummen gewiſſermaßen glücklicher nennen als den Blindgebornen, dem keine Harmonie, keine Melodie und keine gelehrte Beſchreibung den Verluſt des Anblicks des Ewigen und Unendlichen erſetzen kann. Ich halte es für eine grauſame Sünde, Geburten ohne Geſichtsſinn am Leben zu erhalten; dagegen habe ich das Vertrauen auf die Gattung, daß in Zukunft alle Mißgeburten gänzlich vermieden werden — gar nicht mehr vorkommen werden; da es bereits zur Einſicht gekommen iſt, daß die menſchliche Vorſehung allein im Stande iſt, Naturſtrafen zu vermeiden durch Ablegung ſchlechter Sitten. Um in Ihnen das gleiche Vertrauen zu erwecken, werde ich aber noch lange meine ſpiritualiſtiſchen Offenbarungen fortſetzen müſſen; denn das zu Tage geförderte Material der Erfahrungswiſſenſchaft iſt ſo reichhaltig und mehrt ſich gegenwärtig faſt täglich ſo ſtark, daß ſelbſt die Beſchränkung auf das Wichtige und Zweckmäßige mehr Zeit beanſprucht, als mir vielleicht noch vergönnt ſein wird. In der Ueberzeugung, daß bereits viele Andre in gleichem Sinne wirken, habe ich aber die Beſorgniß verloren, daß mein vorzeitiger Tod ihren Fortſchritt auf der rechten Bahn zur Erkenntniß der ganzen Wahrheit hemmen könnte und werde mich nicht übereilen — aus Todesfurcht. —

Römiſche Geſchichte.

Herrſchaft der Triumvirn.

Krieg von Peruſia.

Das Gericht war vollzogen, der Mord gebüßt, Cäſar's Geiſt geſühnt. Brutus ruhte in einem ehrenvollen Grabe, das ihm Antonius gewährte; die Trümmer des geſchlagenen Heeres ergaben ſich unter ihrem Führer Meſſala den Siegern, die ohne Berückſichtigung des unbedeutenden Lepidus das Reich unter ſich theilten. Nur der ſeebeherrſchende Pompejus und die Flotten unter Statius und Ahenobarbus waren noch zum Widerſtande entſchloſſen und mußten vorläufig außer Acht gelaſſen werden; die übrigen Provinzen und Kräfte ſtanden den Triumvirn zur Verfügung. Octavian wandte ſich gemäß der geſchloſſenen Uebereinkunft nach Italien, 41 v. Chr. wo bisher die unternehmende und herriſche Gemahlin des Antonius und deſſen Bruder Lucius in unumſchränkter Weiſe die Meiſter geſpielt hatten. Der Sieger von Philippi war nicht geſonnen, ſich mit der zweiten Stelle zu begnügen; daher gab es bald Mißhelligkeiten mit den Stellvertretern ſeines Bundesgenoſſen. Noch größer, faſt nicht zu überwältigen waren die Schwierigkeiten, welche ihm die Heeresmaſſen bereiteten, mit deren Hülfe er ſeine Siege erfochten hatte. Geld und Aecker waren ihnen verſprochen, und ihre Schwerter duldeten keine Ausflüchte. Die vorräthigen Summen reichten nicht hin; daher mußten immer mehr Ländereien angewieſen werden auf Koſten der friedlichen Einwohner, die mit Weibern u. Kindern ohne Barmherzigkeit vertrieben wurden. Die Unglücklichen wanderten ohne Obdach, ohne Heimath auf den Landſtraßen; ſie erfüllten die Thore, die öffentlichen Plätze, die Hallen und Tempel der Hauptſtadt. Die ſchreiende Ungerechtigkeit erbitterte alle Bürger, man hörte überall Verwünſchungen, Drohungen gegen die Urheber der Gräuel, und doch wurde das unerſättliche Kriegsvolk nicht zufrieden geſtellt. Es durchzog, die Hand am Knaufe des Schwertes, unter Mord und Plünderung Städte, Dörfer und Höfe.

Octavian ſuchte hin und wieder einzuſchreiten, das Eigenthum der Senatoren, der Frauen und geringen Leute ſicher zu ſtellen; allein dieſes Verfahren half wenig und machte ihm die Veteranen abhold. L. Antonius aber und ſeine ränkevolle Schwägerin Fulvia nährten geſchäftig die Unzufriedenheit gegen den Triumvir, indem ſie alle Schuld auf ihn wälzten. Darüber kam es endlich zum offenen Bruch zwiſchen beiden Parteien. Aber Octavian verfuhr mit gewohnter Vorſicht und Schlauheit; er zeigte ſich zum Frieden geneigt, ließ das Kriegsvolk auf eigene Fauſt zuſammentreten, Bedingungen ſtellen, nahm ſie zum Scheine an, während die Gegner, alle Vorſchläge zurückweiſend, ſogar eine Zeit lang Rom beſetz-

Digitized by Google

ten. Er gewonn dadurch einen großen Theil der Veteranen. Sein trefflicher Feldherr M. Vipſanius Agrippa, ein Mann von geringer Herkunft, aber ausgezeichnet durch wiſſenſchaftliche Bildung und kriegeriſche Talente, drängte darauf die Feinde nach Hetrurien, wo er ſie in der Stadt Peruſia einſchloß. Mehrere Feldherren des Antonius, die mit anſehnlichen Heerhaufen in Gallien ſtanden, rückten zwar zum Entſatz heran, da ſie aber von ihrem Gebieter weder Befehl noch überhaupt Nachricht erhielten, ſo wagten ſie kein entſcheidendes Vorgehen. Nun ward natürlich die von Hunger bedrängte Stadt zur Uebergabe gezwungen. Der Sieger entließ den L. Antonius ſowie Fulvia und ihre vornehmſten Anhänger ungefährdet. Unter vielen Flüchtlingen kam zu Antonius auch Julia, ſeine Mutter, die bei Pompejus in Sicilien Schutz gefunden hatte und dem Sohne Bund und Freundſchaft ihres Beſchützers antrug.

M. Antonius ſtand jetzt an der letzten Stufe, die zu der erſehnten Höhe führte. Noch ein Schritt, dann war er auf dem Gipfel, und alle Herrlichkeiten der Welt lag vor ihm ausgebreitet. Denn Ahenobarbus mit ſeiner Flotte hatte ſich ihm unterworfen, Pompejus ſtand zu ſeiner Verfügung, Aſien gehorchte ihm, die Legionen ſeines Gegners zeigten ſich ihm geneigt. Dennoch that er den Schritt nicht; denn er war nicht mehr derſelbe Mann, wie nach dem Tode Cäſar's. Ein Weib, die Königin von Aegypten, hielt ihn in Feſſeln, die Genüſſe des Orients hatten ſeine Kraft geſchwächt; nur ſelten loderte die Flamme der alten Thatkraft in ihm auf, um bald wieder in dem Hange für erbärmlichen Zeitvertreib zu verglühen. Darum berennte er zwar Brunduſium zu Waſſer und zu Lande und ermunterte den Pompejus zu verheerenden Einfällen in Campanien und in das bruttiſche Gebiet; aber er ließ ſich doch bald in Unterhandlungen ein, die zum Abſchluß eines neuen Vertrages, des Brunduſiſchen, führten. Durch denſelben wurden ihm alle Provinzen öſtlich von Skodra in Illyrien, dem Octavian die weſtlichen Länder zugetheilt. Lepidus mußte ſich mit Afrika begnügen, zu deſſen Behauptung er ſechs wenig zuverläſſige Legionen erhielt. Da unterdeſſen Fulvia, gekränkt durch die Vorwürfe ihres Gemahls, in Athen geſtorben war, ſo willigte Antonius in eine Eheverbindung mit der liebenswürdigen Octavia, der Schweſter ſeines Nebenbuhlers, deren geiſtige und körperliche Vorzüge wohl geeignet waren, einen würdigen Mann zu feſſeln, nicht aber den ſchwelgenden Lüſtling, der ſich Triumvir nannte.

Freudig begrüßte das Volk den Vertrag, der ihm Sicherheit und Frieden zu bringen ſchien. Als aber neue Steuern zum Kriege gegen Pompejus ausgeſchrieben und durch die Corſaren dieſes Seekönigs die Getreidezufuhr gehemmt und grauſame Hungersnoth verurſacht wurde, da trieb die Verzweiflung zur Empörung. Sie war zwar in Strömen Bluts gedämpft, allein die furchtbare Noth und die deshalb überall herrſchende Gährung nöthigten dennoch die Machthaber zu einem Vergleiche. Auf dem Hafendamm zu Miſenum wurden die Unterhandlungen gepflogen, da kam man überein, daß Pompejus die See frei geben, jährlich eine beſtimmte Menge Getraide nach Italien liefern, dafür aber im unumſchränkten Beſitz von Sicilien, Sardinien und ſelbſt von Achaia, (Griechenland) bleiben ſolle. Die Verlobung des M. Marcellus, Stiefſohns des Antonius, mit der Tochter des Pompejus, und die üblichen Gaſtmähler vollendeten die Verſöhnung. Nunmehr trafen zuerſt die Herren der römiſchen Welt auf der gewaltigen Hexere (Sechsruderſchiff) des Pompejus zuſammen. Sie lagerten friedlich in den Polſtern des Tricliniums's beim leckern Mahl im Angeſichte des herrlichen Golfs, der Stadt, der Villen und vielgeſtaltigen Berge. Sie leerten die Becher köſtlichen Weines und heitere Reden erhöhten die Freude, gleich als ob niemals ein Streit zwiſchen ihnen beſtanden hätte. Da trat der Freigelaſſene Menodorus, ein kühner Corſaren-Capitän des Pompejus, zu ſeinem Herrn. Er flüſterte ihm zu, wenn er Luſt habe, Herr des geſammten römiſchen Reiches zu werden, ſo ſolle er jetzt eilends die Anker lichten. Nach kurzem Beſinnen verſetzte Pompejus, Menodorus hätte beſſer gethan zu handeln, ſtatt zu ſchwatzen, er ſelbſt dürfte nicht die Ehrloſigkeit des Meineides auf ſich laden. Ein Gaſtmahl, das die Triumvirn an der Küſte veranſtalteten beſchloß die Feſtlichkeiten. Darauf zogen die Letztern, überall mit faſt göttlichen Ehren gefeiert, nach Rom, wo Senat und Volk ſchon gelernt hatten, vor ihren Gebietern den Staub zu küſſen. Sie ergänzten den Senat mit ihren Creaturen: Ausländer, Soldknechte, Freigelaſſene; ſie vergaben Aemter und Provinzen nach Willkür, ernannten Conſuln oft nur auf Monate und erhielten Beſtätigung dieſer und anderer Verfügungen.

Die Frauen der franzöſiſchen Revolution.

Von Jules Michelet.

Die Vendeerinnen im Jahre 90 und 91.

In dem Augenblick, wo die Ausgewanderten, den Feind an der Hand führend, ihm am 24. u. 25. Auguſt, am Jahrestage der Pariſer Bluthochzeit, die öſtlichen Grenzen Frankreichs geöffnet hatten, war im Weſten der Krieg der Vendeer ausgebrochen.

Sonderbar! Dies geſchah am 25. Auguſt, an jenem Tage, wo der Bauer der Vendee die Revolution angriff, jene Revolution, die, in ihrer großmüthigen Parteilichkeit, den langen Prozeß der Jahrhunderte zu Gunſten des Bauernſtandes entſchied und die Rechte des Herrenſtandes aufhob ohne Entſchädigung.

In demſelben Augenblick nahmen alle Nationen, Savoyen, Italien, Belgien, das deutſche Rheinland u. die Städte, deren Thore ſind, Nizza, Chambery, Lüttich, Brüſſel, Antwerpen, Mainz, die dreifarbi-

Digitized by Google

ge Fahne an; Alle geizten nach der Ehre, franzöſiſch zu werden. Und trotzdem findet ſich im Herzen Frankreichs ſelbſt ein dergeſtalt verblendetes Volk, daß es gegen ſeine Mutter, gegen das Volk, dem es ſelber angehört, zu den Waffen greift. Dieſe armen, unwiſſenden und verführten Vendeer rufen, ihre weißen Fahnen erhebend: Tod der Nation!

Alles iſt geheimnißvoll in dieſem Kriege der Vendee. Es iſt ein Krieg der Finſterniß u. des Räthſels, ein Krieg der Phantome und unergreifbarer Geiſter. Im Volke kreiſen darüber die widerſprechendſten Gerüchte. Nach irgend einer tragiſchen That langen die abgeſchickten Commiſſäre der Nationalverſammlung unerwartet am Orte jener That an und finden die Gemeinde im tiefſten Frieden. Der Bauer iſt bei ſeiner Arbeit. Die Frau ſitzt vor der Thür in der Mitte ihrer Kinder und ſpinnt, den Roſenkranz am Halſe. Und der Gutsherr? Man findet ihn bei Tiſche; er ladet die Abgeordneten ein und trinkt mit ihnen auf das Wohl des Vaterlandes. Beruhigt und entzückt kehren die Commiſſäre nach Paris zurück; doch ſchon am andern Morgen beginnen die Morde u. Brandſtiftungen von Neuem ihre Schrecken zu verbreiten.

Vergebens fragte ſich die Nationalverſammlung, wo und wie der flüchtige Geiſt des Bürgerkrieges zu fangen, zu ergreifen iſt.

Blicken wir näher um uns. Aber wir ſehen nichts, als dort unten auf der Steppe, in der Heide, eine graue Schweſter, eine Nonne, die niedergebeugten Hauptes dahinſchleicht. Weiter unten, zwiſchen zwei Gehölzen, erblicken wir eine Dame zu Pferde, begleitet von ihrem Diener; ſie reitet blitzſchnell, überſpringt die Gräben, verläßt die Fahrſtraße und reitet, unbekümmert, ob ihr Jemand begegnet, querfeldein.

Auf derſelben Landſtraße wandert, den Korb am Arme, Eier oder Früchte tragend, eine ehrbare Bäuerin. Auch ſie eilt, denn auch ſie will noch vor Anbruch der Nacht die Stadt erreichen.

Doch wohin geht dieſe Nonne, dieſe Dame, dieſe Bäuerin? Sie gehen auf drei verſchiedenen Wegen und langen deſſenungeachtet an einem und demſelben Orte an. Alle drei pochen an die Thür eines Kloſters. Und warum nicht? Die Dame beſucht ihre junge Tochter, die hier erzogen wird; die Bäuerin verkauft hier ihre Waare, die fromme Schweſter ſucht hier Obdach, nur für eine Nacht.

Wer will ſagen, daß ſie gekommen ſind, um ſich Befehl zu holen vom Prieſter? Heute iſt Keiner da! — Ja, aber geſtern war er hier. Doch wer kann es verfänglich finden, wenn er Sonnabends kommt, um hier die Beichte der Nonnen entgegenzunehmen. Beichtvater und Leiter der frommen Schweſtern, leitet er durch ſie die Herzen ihrer unermüdlichen Zunge, vertraut er ein Geheimniß, das alle Welt erfahren ſoll, ein falſches Gerücht, das man verbreiten will, ein Signal, nach dem ſich Jeder richten ſoll. Unbeweglich in ſeiner Zurückgezogenheit ſetzt er mit Hilfe dieſer gleichfalls unbeweglichen Nonnen die ganze Umgegend in Bewegung.

Frau und Prieſter, da iſt Alles, da iſt die Vendee, da iſt der Bürgerkrieg! Ohne Beiſtand der Frau vermochte ſelbſt der Prieſter nichts!

— Ah! Ihr Räuberinnen! rief eines Abends ein republikaniſcher Anführer, in einem Dorfe angelangt, in welchem die Frauen allein zurückgeblieben waren zu einer Zeit, als dieſer ſchreckliche Krieg das Leben ſo vieler Männer verſchlungen hatte. Ihr Weiber, ſagte er, ſeid an allem Unglück ſchuld. Ohne Euch Frauen ſtände die Republik ſchon lange feſt! Geht, Ihr Alle, Alle ſollt ſterben. Morgen ſchießen wir Euch nieder, und übermorgen kommen Eure Männer, die Räuber, um uns dafür niederzuſchießen.*)

Er ſchoß ſie nicht nieder, dieſe Frauen. Aber er hatte ein wahres Wort geſagt. Er kannte die geheime Urſache, die Triebfeder des Bürgerkrieges, beſſer als jeder Andere; denn dieſer republikaniſche Offizier war Prieſter geweſen und hatte ſeine Kutte abgeworfen; er wußte, daß jedes Werk der Finſterniß nur durch das tiefſinnige Einverſtändniß zwiſchen Frau und Prieſter gelingen könne.

Denn die Frau iſt das Haus; aber ſie iſt auch mehr als dies allein: ſie iſt Kirche und Beichtſtuhl. Dieſer düſtere Eichenſchrank, wo die Frau, knieend unter Thränen und Gebeten, den fanatiſchen Funken empfängt und mit ſich fortträgt, dieſer Beichtſtuhl iſt der wahre Herd des Bürgerkriegs.

Und außerdem iſt die Frau das Bett, der mächtige Einfluß der ehelichen Gewohnheiten, die unbeſiegbare Gewalt der Seufzer und Thränen. Der ermüdete Mann iſt eingeſchlafen. Sie aber, ſie ſchläft nicht. Sie dreht und wendet ſich ſo lange, bis er aufweckt. Sie ſtöhnt, ſie ſeufzt, ſie weint. — Was haſt du wieder? fragt der Mann. — Ach, unſer guter König ſitzt gefangen im Tempel! Sie haben ihn geohrfeigt, wie die Phariſäer unſern Herrn und Heiland Jeſus Chriſtus! Und wenn der Mann, nachdem er ſie beruhigt, wieder einzuſchlafen verſucht, weckt ſie ihn von Neuem mit den Worten: Man ſagt, man wolle die Kirche verkaufen und das Pfarrhaus. Fluch Jedem, der's zu kaufen wagt!

Und auf dieſe Weiſe hatte jedes Haus, jede Familie in der Vendee einen glühenden, eifrigen, unermüdlichen, keineswegs verdächtigen, aufrichtigen und naiv-leidenſchaftlichen Prediger der Contre-Revolution, einen Prediger, welcher weinte und litt und kein Wort ſprach, dem nicht anzuhören war, daß ihm dabei das Herz brach.

So begann ſich, nach und nach, dieſes grenzenloſe Unglück, dieſe grauſame Scheidung zu offenbaren. Die Frau ward das Hinderniß und der Widerſpruch des revolutionären Fortſchritts, den der Mann begehrte.

Dieſes Factum das ernſte und ſchrecklichſte jener Epoche, war bisher wenig oder gar nicht bemerkt und hervorgehoben worden.

Das Eiſen zerſchnitt den Lebensfaden

*) Wörtlich aus den: Denkwürdigkeiten der Frau von Sapinaud. E. M. D.

Digitized by Google

vieler Männer. Dies aber war nicht das Schlimmſte. Weit ſchlimmer noch war jenes unſichtbare Eiſen, das die Bande der Familie zerſchnitt und das Weib zum Gegner ihres Mannes machte.

So war es gegen 92. Die Frau ward, ſei's aus Liebe zur Vergangenheit, Macht der Gewohnheit, ſei's aus Schwäche des Herzens und aus leider nur allzu natürlichem Mitleid für die Opfer der Revolution, ſei's endlich aus Abhängigkeit und Gehorſam für den Prieſter, der nimmer ruhende, ewig klagende Anwalt der Contre-Revolution.

Es war auf dem materiellen Gebiete der Erwerbung der Nationalgüter, auf dem ſich hauptſächlich der moraliſche Kampf zwiſchen Mann und Frau entſpann.

War dies eine materielle Frage? Man kann Ja und Nein ſagen.

Für die Revolution war es eine Frage auf Leben und Tod. Da die Abgabe nicht einging, blieb ihr kein anderes Mittel, als der Verkauf der Nationalgüter. Wenn dieſer ſich nicht verwirklichte, dann war ſie entwaffnet und den Gefahren der Invaſion bloßgegeben. Das Heil der moraliſchen Revolution, der König der Principien, beruhte auf der finanziellen Revolution.

Kaufen iſt ein bürgerliches Geſchäft, eine Sache der Hoffnung und des Vertrauens. Jeder Kaufende gab zu erkennen, daß er ſich und ſein Gut dem Gefahr laufenden Staatsſchiff anvertraue und entſchloſſen ſei, darauf zu landen oder unterzugehen. Der gute Bürger kaufte, der ſchlechte hingegen verhinderte zu kaufen.

Auf der einen Seite die richtige Zahlung der Abgaben, auf der andern Seite den Verkauf der Nationalgüter verhindern, der Revolution alle Lebensmittel abſchneiden und ſie ſterben laſſen durch Hunger: das war der ſehr einfache und ganz gut berechnete Vorſatz der kirchlichen Partei.

Der Edelmann zog den Fremden heran und der Prieſter verhinderte, daß man ſich gegen den heranrückenden Feind vertheidigte. Dieſer entwaffnete, Jener erdolchte Frankreich.

Wodurch war's dem Prieſter möglich gemacht, das Rad der Revolution zu hemmen? Dadurch, daß er ſie in den Schooß der Familie überpflanzte, die Frau dem Manne gegenüberſtellte, indem er mit Hilfe der Frau die Börſe des Mannes zu den Bedürfniſſen des Staates ſchloß.

In dieſem Sinne arbeiteten vierzigtauſend Kanzeln, hunderttauſend Beichtſtühle — eine ungeheure Maſchine, von unberechenbarer Kraft, ohne Schwierigkeit ankämpfend gegen die revolutionäre Maſchine der Zeitungspreſſe und Clubbs, denen nun ihrerſeits, wenn ſie ſiegen wollten, kein anderer Ausweg blieb, als den Schrecken zu Hilfe zu rufen.

Der kirchliche Schrecken hatte ſchon 89, 90, 91 und ſogar ſchon 92 in den Predigten und Beichten gewüthet. Die beichtende Frau wurde gebeugt, erſchreckt, zerknirſcht nach Hauſe geſchickt. Von allen Seiten hatte ihr der Prieſter nichts als Hölle und ewige Flammen gezeigt. Man konnte nichts mehr thun, ohne ſich dafür verdammt zu ſehen. Der Prieſter hatte ihr gerathen, dem Geſetze den Gehorſam aufzukündigen und der Revolution keine Abgabe zu zahlen. Wer anders handelte, war verdammt. Aber die Tiefe dieſes Abgrunds, der Schrecken der Qualen ohne Heilmittel, die ſpitzeſte Kralle des Teufels war Jenem beſtimmt, der ſich ſo weit vergaß, Nationalgüter anzukaufen. Wie hätte die Frau es wagen ſollen, mit einem ſolchen Menſchen fortzuleben? Sein Brot war ja nur Aſche! Welche Frau hätte den Muth gehabt, noch länger das Bett eines ſolchen Verſtoßenen zu theilen?

Wer iſt im Stande zu ſagen, auf wieviel Arten der Mann verfolgt, bedroht und gequält ward von Seiten ſeiner Frau, kein Nationalgut zu kaufen!

Und ſo kam's daß der Ankauf dieſer Güter dem Staate wenig einbrachte, Keiner wollte ſie ſich aneignen, weil ſeine Frau ihm tauſendmal wiederholte: es ruhe der Fluch der Kirche darauf.

So ſtanden die Sachen in faſt ganz Frankreich, vor Allem aber in der Vendee, in Anjou, in Maine und in der Bretagne, überall, wo die Frau mit dem Prieſter eng verbunden war. Das Weib verhinderte den Mann, Nationalland zu kaufen. Dieſe vom Bauer ſo ſehr erwünſchte und ſeit Jahrhunderten erſtrebte Erde war in dem Augenblick, wo der Staat ſie ihm gewährte, nicht vorhanden für ihn, weil die Frau ihn, im Namen Gottes, vom Ankaufe derſelben zurückhielt.

Nach unſerer Anſicht waren die Frauen noch aufrichtiger, noch heftiger fanatiſch als die Prieſter ſelbſt. Sie riſſen jene fort, die ſie zu leiten ſchienen. Die Frauen waren es, welche ihre Beichtväter beherrſchten und ihre Männer in dem Bürgerkrieg.

Der Bauer, der bis 1789 mit der Kirche, wegen des Zehnten, in beſtändigem Kriege gelegen hatte, ſtand jetzt auf der Seite des Prieſters. Wer hatte ihn ſo ſchnell ausgeſöhnt? Die Revolution ſelbſt, indem ſie den Zehnten aufhob. Durch dieſe mehr großherzige als politiſche Maßregel gab ſie dem Prieſter all' ſeinen ganzen Einfluß auf das Land wieder. Hätte der Zehnten fortbeſtanden, nie hätte er die Waffen gegen die Revolution ergriffen.

Die widerſpenſtigen Prieſter kannten vollſtändig den Zuſtand der ihnen ergebenen Landbevölkerung, das tiefe Schmerzgefühl der Frauen, die düſtere Empörung der Männer. Und daraus ſchöpften ſie große Hoffnungen und unternahmen es, ihre Hoffnungen dem Könige mitzutheilen. In einer Menge von Briefen die ſie im Frühjahre 92 theils ſelber ſchrieben, theils ſchreiben ließen, ermuthigen ſie ihn, ſtandhaft zu bleiben, keine Furcht vor der Revolution zu haben und jede Maßregel, welche Thron oder Kirche gefährden könnte, durch das conſtitutionelle Hinderniß, durch ſein Veto, zu beſeitigen. In allen Tonarten und nach den verſchiedenartigſten Beweisgründen predigt man ihm Widerſtand gegen das Andrängen der Revolution. Bald ſind es Biſchofsbriefe

Digitized by Google

angefüllt mit Phraſen von Boſſuet: Sire, Sie ſind der allerhöchſte König ... erinnern Sie ſich Ihrer glorreichen Vorfahren ... was hätte Ludwig der Heilige gethan? Bald ſind es Briefe, geſchrieben von frommen Schweſtern oder in deren Namen. Dieſe klagenden Tauben, herausgeriſſen aus ihrem Kloſterneſte, verlangen vom Könige die Erlaubniß darin bleiben, darin ſterben zu dürfen. Sie wollen, anders ausgedrückt, daß der König die Vollſtreckung der Geſetze, die ſich auf den Verkauf der Kirchengüter beziehen, aufhalte.

Die kühnſten Briefe aber kommen vom Prieſterſtande.

„Sire," ſchreibt Einer, „Sie ſind ein frommer Mann. Wir haben dies nicht vergeſſen. Sie werden thun, was Sie können. Aber Zeit iſt es, daß Sie erfahren, was Sie nicht zu wiſſen ſcheinen: das Volk iſt müde der Revolution. Sein Geiſt hat ſich geändert ... ſein frommer Glaube iſt zurückgekehrt ..., Kirchen und Beichtſtühle werden wieder beſucht. Den Liedern der Revolutionen ſind die Geſänge der Kirche gefolgt. Das Volk iſt auf unſerer Seite!"

Einer dieſer Briefe, ganz geeignet, den König zu täuſchen, zu ermuthigen und ihn deſto ſchneller an den Abgrund zu drängen, iſt der, den die in Angers vereinigten Prieſter welche den Eid zu leiſten ſich geweigert, am 9. Februar 92 an Ludwig *XVI.* geſchrieben. Offen und kühn verkündigt er den Bürgerkrieg. Sie brüſten ſich mit einer Armee, mit einer Jacquerie von Bauern, die zu ihrer Verfügung ſteht. Dieſe blutigen Zeilen ſcheinen niedergeſchrieben von der Hand, von dem Dolche Berniers, eines jungen Pfarrers zu Angers, ſie durch Verbrechen beſudelt, durch ſeinen Ehrgeiz geſpalten und zu ſeinem eigenen Vortheile ausgebeutet hat.

„Man ſagt," heißt es in ſeinem Briefe, „daß wir die Bevölkerung aufreizen. Wir thun aber gerade das Gegentheil. Was würde aus dem Königreiche, wenn wir das Volk nicht zurückhielten? Ihr Thron würde ſich dann nur auf einen Haufen von Leichnamen und Trümmern ſtützen. Sie wiſſen, Sire, Sie wiſſen es zu gut, was ein Volk, das ſein Vaterland liebt, zu thun im Stande iſt. Aber Sie wiſſen nicht, was dieſes Volk im Stande ſein wird, wenn man ihm ſeine Religion, ſeine Altäre anzutaſten oder zu zertrümmern wagt."

In dieſem Briefe liegt eine kühne Drohung. Dieſes *Va-tout* eines Prieſters iſt, man merkt es, ſein letzter Schrei vor dem Bürgerkriege. Er zögert nicht, die geheime Urſache ſeiner Verzweiflung zu offenbaren: den Schmerz, losgeriſſen zu werden von Jenen, deren Gewiſſen er leitet. „Man wagt es," fährt dieſer Brief fort, jene Mittheilungen zu unterbrechen, welche die Kirche nicht allein erlaubt, ſondern ausdrücklich vorſchreibt."

Dieſe Propheten des Bürgerkrieges waren ihrer Sache nur zu gewiß. Sie liefen nicht Gefahr, ſich zu täuſchen, indem ſie vorausſagten, was ſie ſelber thun würden. Die Haushälterinnen u. Wirthſchafterinnen der Pfarrer und anderer Prieſter waren die Erſten, die mit mehr als ehrlicher Heftigkeit gegen die beeidigten Prieſter losbrachen. In Servan, bei Saint-Malo, kams zu einer wahren Weiber-Meute. Im Elſaß war die Haushälterin eines Pfarrers, die Erſte, welche die Sturmglocke läutete, um Jagd zu machen auf die Prieſter, welche den Bürgereid geleiſtet hatten. Die Frauen der Bretagne läuteten nicht, aber ſie ſchlugen zuerſt los. Mit Beſen bewaffnet ſtürmten ſie in die Kirche und jagten den beeidigten Prieſter vom Altare weg. — Noch weit ſicherere Schläge wurden von den Nonnen geführt. Die Urſulinerinnen brüteten in den ihrer Leitung anvertrauten Mädchenſchulen den Krieg der Chouans aus. Die *Filles de la sagesse*, deren Mutterhaus ſich zu Saint-Laurent, bei Montagu befand, blieſen den Funken zur Flamme an. Dieſe frommen Kranken-Pflegerinnen impften Jedem ihrer Patienten die Wuth gegen den tollen Hund der Revolution ein.

— Laßt ſie laufen, ſagten die Philoſophen, die Freunde der Duldung. Laßt ſie weinen und ſchreien und ihre alten Kirchenlieder abheulen. Was kann das uns ſchaden?

Ja, aber tretet Abends in dieſe Dorfkirche ein und ſeht wie das Volk hineinſtrömt. Hört Ihr dieſe Geſänge und ſchaudert Ihr nicht? Dieſe alten Litaneien und Hymnen werden durch die Art und Weiſe, wie man ſie ſingt, eine andere Marſeillaiſe. Und dieſes „*Dies irae*", mit Wuth gebrüllt, was iſt es anders als ein Gebet des Mörders, ein Ruf an die ewigen Feuer göttlicher Rache?

— Laßt ſie gewähren, ſagte man, ſie ſingen, aber thun nichts!

Und unterdeſſen ſammelten ſich große Haufen. Im Elſaß verſammelten ſich achttauſend Bauern, um zu verhindern, daß man die Gerichtsſiegel lege auf ein Kirchengut. Dieſe guten Leute, ſagte man, hatten freilich keine andere Waffe, als ihren Roſenkranz. Andere aber hatten ſie Abends, als der conſtitutionelle Pfarrer, nach ſeiner Behauſung heimgekehrt, Steinwürfe erhielt durch die Fenſterſcheiben.

Man wandte nicht kleine, ſchüchtern angelegte Intriguen, ſondern kühn und keck die gröbſten Mittel an, um den Fanatismus der Leute anzufachen: man ſchenkte ihnen Irrthum und Mord in vollen Zügen ein. Die gute Jungfrau Maria erſchien und verlangte, daß man jeden Feind der Kirche ihres gekreuzigten Sohnes tödte. In Apt und Avignon bewegte ſie ſich, that Wunder und erklärte, ſie wolle nicht länger in den Händen der Conſtitutionellen bleiben, und man entriß ſie nach blutigem Kampfe der Hand des beeidigten Prieſters. In der Provence aber iſt zu viel Sonne. Die Jungfrau erſchien lieber in der Vendee, in den Nebeln, in den dichten Geſtrüppen, in den undurchdringlichen Hecken. Sie benutzte den alten localen Aberglauben und zeigte ſich auf drei verſchiedenen Orten und immer in der Nähe einer alten druidiſchen Eiche. Aber ihr Lieblingsaufenthalt war jenes Saint-Laurent, von wo die „Töchter der Weisheit" die Wunder der heiligen

Jungfrau und ihren Ruf nach Rache verbreiteten.

Alle dieſe Vorbereitungen zum Bürgerkriege, dies tiefe Einverſtändniß der Frauen mit den Prieſtern, der Prieſter mit dem Könige und des Königs (damals blos vorausgeſetzt und ſpäter erſt bewieſen), mit den Feinden Frankreichs, deren Heere er ſeit 1791 herbeigerufen, dies Alles verfehlte ſeine Wirkung nicht. Die conſtitutionellen Royaliſten, welche geglaubt hatten, die Freiheit und das Königthum mit einander auszuſöhnen, fanden ſich grauſam getäuſcht durch den König ſelbſt und durch die Geiſtlichkeit. Gebrochen, machten ſie Platz der Gironde, welche das Königthum, und endlich den Montagnards, die den König tödteten, die aber, eben dadurch, im Gefühle des Volks und in den Herzen der Frauen das gefährlichſte Werkzeug der Gegen-Revolution hervorriefen: die Legende Ludwigs *XVI*.

Pſychologiſches.

Von Dr. J. E. Erdmann.

Gegenſatz der Geſchlechter-Stellung in der Liebe, Ehe, Familie, Emancipation der Frauen, ihr Einfluß u. ihre Macht.

Um ein wirkliches Unterſchiedenſein der Menſchen zu denken, werden wir ihn ſo denken müſſen, daß nicht nur für die Beobachtung oder Vergleichung ſeine natürliche Beſchaffenheit die Negation einer andern iſt, ſondern daß ſie dies an ſich iſt. Dies aber findet nur dort Statt, wo Eines wirklich ſich ſelbſt von dem Andern unterſcheidet, indem es an dieſem ſein Unterſchiedenes oder Negatives, d. h. ſein Gegentheil hat, dem es entgegengeſetzt iſt. (Wenn ich den Tiſch mit dem Briefbogen vergleiche, ſo iſt jedes nur für mich ein Anderes, weil ich ſie auf einander beziehe; dagegen aber hat das Gute an dem Böſen ein Anderes, von dem es nicht nur unterſchieden wird, ſondern ſich ſcheidet.) „Unſer Begriff vom Menſchen iſt erſt dann vollſtändig, wenn wir ihn in einem von Natur geſetzten Gegenſatz denken."

Das Verſtändniß der männl. u. weiblichen Natur wird ganz unmöglich, wenn man meint, dieſelben ſeien nur unterſchieden, anſtatt anzuerkennen, daß ſie ſich ganz entgegengeſetzt ſind, wie die beiden Elektricitäten, und darum ſich polariſch zu einander verhalten. Nur das Mißkennen dieſes Punkts hat dazu geführt, daß man von einem Vorzug des einen Geſchlechts vor dem andern hat ſprechen können. Im Alterthum iſt die Anſicht von einer Rangordnung der Geſchlechter allgemein, und ſelbſt der griechiſche Philoſoph, welcher das Weib höher ſtellt als irgend Einer unter ſeinen Landsleuten, und ſogar ſo weit geht, daß er in der Ehe die Gleichberechtigung der Gatten ausſpricht, Ariſtoteles, ſelbſt dieſer kann ſich noch nicht davon losmachen, daß das Weib nur ein unvollendeter, unreifer Mann ſei. Hält man dagegen feſt, daß eine Polarität zwiſchen den Geſchlechtern Statt findet, ſo kann von dergleichen Abſurditäten ebenſo wenig die Rede ſein, als in dem eben angeführten Beiſpiel von einem Vorzug der einen Elektricität vor der andern. Da der Gegenſatz überhaupt in dem Verhältniß des Poſitiven zum Negativen beſteht, ſo iſt es nicht ein bildlicher, ſondern ein ganz exacter Ausdruck, wenn wir ſagen, der Mann ſtehe als das Negative der Frau als dem Poſitiven gegenüber. Dagegen ſind es allerdings nur bildliche Ausdrücke, oder vielmehr Vergleichungen, wenn einige Naturphiloſophen das Weib mit dem Waſſerſtoff oder dem Baſiſchen oder der Pflanze, den Mann mit dem Sauerſtoff oder der Säure oder dem Thiere zuſammengeſtellt haben. Je höher eine Form des Gegenſatzes ſteht, deſto eher kann man ſich einen ſolchen Vergleich erlauben, je niedriger dagegen, um deſto mehr nähert man ſich der bloßen Spielerei. Schon ein ganz flüchtiger Blick auf eine normale männliche und weibliche Geſtalt läßt in jener eine gewiſſe Starrheit und Eckigkeit erkennen, weil die Umriſſe ſich in gerade Linien zerlegen laſſen, während bei dieſer Alles ſich abrundet und an die Kreislinie erinnert. Das Vorherrſchen dieſer beiden Linien hat hier eine ſymboliſche Bedeutung, die ins Unendliche verlängerbare Gerade zeigt das Aus-ſich-herausſtreben, der Kreis iſt Sinnbild des In-ſich-zurückgekehrt-ſeins, und in der That iſt es dieſer Gegenſatz der Excentricität und Centralität, den uns die beiden Geſchlechter nicht nur in den äußeren Umriſſen ihrer Geſtalt, ſondern auch in ihrem innern Leben zeigen. Die breitern und ſtärkern Schultern des Mannes, die eigenthümliche Weiſe, wie ſich bei ihm das Bein an die ſchmalere Hüfte ſchließt, macht ihn geſchickter zu einem mächtigen Gebrauch der Gliedmaßen, womit der Menſch die Erde angreift und von ſich ſtößt. Rouſſeau macht die Bemerkung, es gebe eine Bewegung, die der ſchönſten Frau ſchlecht ſtehe. Dies ſei ſchnelles Laufen. Er hätte ganz daſſelbe ſagen können von allen Armbewegungen, die eine ſehr große Anſtrengung verlangen, z. B. den Bewegungen beim Ringen oder Fechten. Sie ſind bei einer Frau unſchön, weil es nicht ſchön von ihr iſt, wenn ſie vor uns flieht oder gegen uns kämpft. Sie iſt dazu beſtimmt, ſich einholen zu laſſen und ſich zu ergeben. Die Verhältniſſe der ganzen Geſtalt und der einzelnen Theile weiſen immer auf dieſes Eine hin, daß beim Manne die Richtung nach Außen vorwiegt. So hat die Frau einen verhältnißmäßig größern Kopf als der Mann — der des Apoll von Belvedere iſt nur $^{13}/_{16}$ von dem der Mediceiſchen Venus —, weil bei ihr der Centraltheil des Nervenſyſtems, die Gehirnmaſſe, im Verhältniß zu der Maſſe der herantretenden Nerven größer iſt, als beim Manne, bei welchem gerade die letztere vorwiegt. Auf andere Functionen überzugehen, ſo eignet der Mann ſich mehr Stoff an als die Frau, er ißt und trinkt viel mehr, er athmet viel ſtärker, ſie kann länger hungern, iſt ſchwerer zu erſticken als er, weil bei ihm

Digitized by Google

die Aſſimilation, bei ihr die Reſimilation mächtiger iſt. Der Kreis der ſinnlichen Wahrnehmungen iſt beim Manne weiter, dagegen nimmt in ihrem engern Kreiſe die Frau ſchärfer wahr als er: das in der Nähe leiſe Geſprochene entgeht ihrem Ohr viel weniger als ihm, und in der Dämmerung lieſt ſie beſſer als er. — Alles dies iſt ein Fingerzeig, daß von Natur die Frau beſtimmt iſt, das in ſich Einige, mit ſich Identiſche und innerlich Gehaltene darzuſtellen, was eben mit dem Begriff des Poſitiven zuſammenfällt, während der Mann den Menſchen von ſeiner negativen Seite zeigt, indem in ihm das Unbefriedigt- und Zerriſſenſein fällt, welches überhaupt zur Thätigkeit nach Außen führt. Iſt nun die Wirkſamkeit nach Außen das, wonach die Stärke gemeſſen wird, und nennt man andrerſeits harmoniſche Einheit mit ſich Schönheit, ſo iſt es begreiflich, daß die Bezeichnungen ſtarkes und ſchönes Geſchlecht entſtehen konnten, daß man von dem Manne vor Allem Muth verlangt, von der Frau beſonders keuſche Schamhaftigkeit. Das Gräulichſte, was es giebt, iſt ein feiger Mann und ein freches Weib. Die Verkehrung der Natur fühlen und rügen wir wenn wir jenen ein Weib, dieſe einen Dragoner nennen, Worte, die an und für ſich doch gewiß keine Scheltworte ſind, hier aber dazu werden. Da am Ende doch das äſthetiſche Wohlgefallen nicht das Widernatürliche fordern kann, ſo iſt es auch begreiflich, warum Männer und Frauen am meiſten gefallen, wo ſie ſich ihrer Natur gemäß zeigen. Der Ausdruck des Muthes verſchönert jeden Mann, ja ſelbſt der Exceß ſeiner Bethätigung, der Zorn kann es; dagegen iſt ein zorniges Weib immer häßlich, und wenn alle Frauen wüßten, wie die ſelbſt bis zur Blödigkeit gehende Schüchternheit ſie verſchönert, ſie würden die Zeit zurückwünſchen, wo dieſer zarte Blüthenſtaub noch nicht abgeſtreift war. Der Mann, den nichts ſo häßlich macht, wie die Angſt, verliert in kosmetiſcher Hinſicht nichts, ja er gewinnt ſogar, wenn er die Schüchternheit und Aengſtlichkeit ablegt; daraus iſt aber für das andere Geſchlecht kein Schluß zu ziehen.

Laſſen Sie mich jetzt nach dieſen mehr allgemeinen Bemerkungen über den Gegenſatz der beiden Geſchlechter ihn in ſeinen einzelnen Beziehungen ſichtbar werden. Da die Natur den Mann zum Hinaustreten aus ſich prädeſtinirte, ſo iſt er mehr als die Frau auf die Außenwelt angewieſen. Daher die größere Genußbedürftigkeit und die größere Genußſucht, daher auf der andern Seite eine Energie, die ſich nur im Handeln bethätigt, während die Frau weit leichter entbehrt, und eine Energie im Dulden zeigt, die uns Bewunderung abzwingt. Sie tritt nie in die äußerſten Extreme des leidenſchaftlichen Arbeitens und des bis zum Exceß gehenden Genuſſes, zwiſchen denen das Leben des Mannes ſo leicht ſchwankt, weil ſie ſich nicht, wie er, zu verlieren, ſondern zu behaupten beſtimmt iſt. Daher auch die faſt abſolute Unmöglichkeit für den Mann, ſich in Verarmung zu ſchicken, in fremde Verhältniſſe, höhern Stand u. ſ. w. einzuleben, während die Frau wegen ihrer innerlichen Unabhängigkeit von ihnen, dies viel leichter vermag. Aus ſich ſelbſt ſchöpft die Frau, darum bleibt Alles bei ihr objektiv, gründet ſich auf ein unmittelbares Gefühl, auf einen für uns bewundernswürdigen Takt, mit dem ſie Alles intuitiv auffaßt. Anders der Mann, er abſtrahirt fortwährend von aller Subjectivität, darum verknüpft er nach objectiven Gründen, verfährt discurſiv, läßt ſogar ſein Gefühl vor dem verſtändigen Raiſonnement zurücktreten. Daher die ſtete Forderung des Mannes, man ſolle conſequent ſein, die ihn ſo oft zur Einſeitigkeit, zum Extrem führt, während die Frau mit ihrer angebornen Antipathie gegen Logik dennoch, weil ſie ſtets das Ganze ins Auge faßt, in der Praxis ſo oft Recht behält. Darum iſt ſie, obgleich ſie ſehr oft in den allercomplicirteſten Verhältniſſen, was uns ein gordiſcher Knoten ſcheint, nicht zerhaut, ſondern löſt, dennoch für das Raiſonnement völlig untauglich, und wenn Frauen raiſonniren, d. h. auf durch Abſtraction gewonnene Allgemeinheiten kommen, ſo geſchieht es in der Regel ſo, daß gewiſſe Sentenzen, die aus Büchern oder Geſprächen aufgeleſen wurden, *à tort et à travers* eingeſtreut werden, zum Grauen aller Männer, die nicht wiſſen, wie das hierher gehört, und keinen Menſchenverſtand darin ſehen. Wenn ſie ſagten Männerverſtand, ſo hätten ſie auch Recht, ſie vergeſſen aber, daß ein ſubjectiver Zuſammenhang da iſt, indem dieſe Sentenz ſich in demſelben Kopf findet wie das, wovon eben geſprochen wurde und daß dieſer Zuſammenhang der Frau genügt. Dieſe ſubjective Richtung im Gegenſatz gegen den männlichen Objectivismus zieht ſich nun auch in das Gebiet des Wollens und in alle ethiſchen Verhältniſſe. Die Frau will gefallen und geliebt ſein, der Mann dagegen will geachtet ſein und ſucht Ehre, d. h. jene will daß die Zuneigung, die ihr geſchenkt wird, ſich auf ſubjective, dieſer, daß ſie ſich auf objective Gründe ſtütze. Unter Ehre verſtehen daher Männer und Frauen etwas ganz Verſchiedenes; bei letztern ſteht ſie immer in näherer oder entfernterer Beziehung zur Liebe, während beim Manne es ſich um objective Beſtimmungen, wiſſenſchaftliche oder politiſche Verdienſte handelt. Eben weil der Subjectivismus den Frauen, die Richtung auf die Sache uns angeboren iſt, eben deswegen ſoll man nicht tadeln, ſondern als eine Thatſache gelten laſſen, daß die Unterhaltungen der Frauen ſich nur um den lieben Nebenmenſchen drehen, während Männergeſpräche oft ganz Anderes betreffen. Es iſt ſo, und den Männern, welche ſtets über die Klatſchereien in Damencafé's den Mund ſo voll nehmen, denen möchte ich zu bemerken geben, daß die Geſpräche über neu angekommene Weinſorten, über eine merkwürdige Domino- oder L'hombrepartie eben auch keinen ſublimen Charakter haben. Mit Recht aber fordere ich dieſelbe Billigkeit von den Frauen; Weinſorten und Karten, Witzanekdoten und die ganze leidige Politik, ſie ſind Sachen und keine Perſonen, und darum iſt es erklärlich, wenn Männer ſich ſtundenlang davon unterhalten. Ebenſo zeigte ſich ein

Gegenſatz hinſichtlich der Zuneigung, die ſie ſchenken. Die Frau erreicht, ja übertrifft vielleicht den Mann an Intenſität der Liebe — (der Mutterliebe möchte keine gleichkommen) — dagegen iſt ſie faſt unfähig zur Freundſchaft, wenigſtens überdauert dieſe nie einen Conflikt mit der Liebe, ſo daß es begreiflich iſt, daß die Freundſchaften junger Mädchen ſo oft durch Heirathen, ja nur durch Verlobungen, einen Stoß erleiden. Nicht anders iſt es mit den verſchiedenen Aeußerungen der Abneigung. Vergleichen Sie z. B. den Mann und die Frau in der Eiferſucht. Da richtet ſich der Hauptzorn der Frau auf die Nebenbuhlerin, die beneidet, der vielleicht in Tracht und Putz nachgeahmt wird; die Liebe zum Ungetreuen kann dabei gleich intenſiv bleiben. Umgekehrt beim Manne. Ganz beſonders zürnt er der Frau, welche einen ſo Erbärmlichen u. ſ. w. ihm vorziehen konnte. Sehen Sie bei Beiden den Haß, ſo wird er im äußerſten Grade beim Manne zum brutalen Morde, bei der Frau zur langſamen Grauſamkeit führen, und wenn es einmal erlaubt iſt, den Mann mit dem Thiere, die Frau mit der Blume zu vergleichen, ſo wird uns der haſſende Mann den blutdürſtigen Tiger, die haſſende Frau die giftige Blume darbieten, die immer — *bella donna* bleibt. Fort aber von dieſem Gebiete in ein erfreulicheres.

Es hieße in denſelben Fehler verfallen, den ich an Ariſtoteles tadelte, wollte ich hinſichtlich der höchſten Erſcheinungen im Menſchenleben, ich meine der Sittlichkeit, der Erhebung im Kunſtgenuß und in der religiöſen Andacht, einem der beiden Geſchlechter eine größere Fähigkeit zuſchreiben, als dem andern, wie denn die Kirche auch keinem der beiden Geſchlechter einen Vorzug giebt. Damit aber iſt nicht ausgeſchloſſen, daß auch hier ſich ein ſehr großer Unterſchied zeigen wird. Zur richtigen Beurtheilung dieſer Unterſchiede muß als leitender Geſichtspunkt feſtgehalten werden, daß das weibliche Geſchlecht uns den Menſchen in ſeiner Einheit und harmoniſchen Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt zeigt, und daß wir es darum als ein Unnatürliches anſehen müſſen, wenn in den Geiſt und das Gemüth des Weibes die Widerſprüche und Gegenſätze hineingebracht werden, deren ſich der Mann nicht erwehren kann und nicht erwehren ſoll. Eben darum verleugnet der Mann wenigſtens nicht ſein Geſchlecht, wenn er in ſittliche Verirrungen geräth, und es giebt für ihn leichter eine Rettung aus denſelben, nach welcher ſeine Kraft, wenn auch vielleicht geſchwächt, doch nicht gelähmt iſt. Was er that, war, obgleich ſchlimm genug, doch nicht eine Verleugnung der Natur. Anders bei der Frau; weil ſie dazu beſtimmt iſt, in innerer Harmonie zu bleiben, deswegen iſt es ein unnatürliches Vergehen, wenn ſie ihr Gemüth von ſchwarzen Leidenſchaften zerreißen, wenn ſie ſich dahin bringen läßt, keck der Sitte Hohn zu ſprechen. Sie wird es mehr und länger zu büßen haben als der Mann, denn wer die höchſte Seligkeit verſcherzt, deſſen Strafe iſt um ſo härter. Ein ähnlicher Unterſchied zeigt ſich in der Kunſt. Nur aus inneren Widerſprüchen, um ſie los zu werden, wird nicht nur Göthe's Werther ſondern jedes andere Kunſtwerk geboren; dann aber iſt es begreiflich warum wir die Schöpfer großer Kunſtwerke nur unter den Männern zu ſuchen haben. Wäre nun die Kunſt nichts als das Hervorbringen des Kunſtwerks, ſo müßte ich allerdings ſagen, die Kunſt iſt nur Sache der Männer. Dies aber iſt nicht ſo, vielmehr da die Kunſt die beſeligende Himmelstochter nur darum iſt, weil ſie Himmliſches, Ewiges, Ideales offenbart, ein Offenbarer aber ohne Einen, dem offenbar würde, nicht denkbar iſt, ſo iſt jenes Hervorbringen nur erſt das Mittel und das Kunſtwerk iſt vollendet, d. h. ſein Zweck erreicht erſt da, wo vor dem vollendeten Jupiter der Anbetende niederfällt, und wäre es auch, wie in dieſem Falle, zunächſt nur der Künſtler ſelbſt. Indem es genoſſen wird, wird erſt das Kunſtwerk vollendet, und zu dieſer Vollendung trägt das Weib ebenſo viel, wenn nicht mehr bei. Am deutlichſten wird dies bei den Künſten, wo das Werk des Künſtlers nur in der Compoſition beſteht, zu welcher dann die Ausführung hinzukommt. Das Tonſtück, die Tragödie iſt erſt vollendet, wo ſie aufgeführt werden, und beide Geſchlechter liefern dazu die Virtuoſen. Es iſt deshalb nicht blos ein Gallicismus, der einen Talma ſagen läßt: *j'ai cree ce role.* Als Schiller zum erſten Male Fleck den Wallenſtein ſpielen ſah, ſoll er geſagt haben, jetzt erſt lerne er ſeinen Helden kennen. Hätte Shakeſpeare ſeine Julia ſo ſehen können, wie ich ſie das erſte Mal in meinem Leben ſah, er hätte in Mme. Crelinger (damals Stich) mit einem Händedruck die Mitſchöpferin ſeines ſchönſten Werkes begrüßt. Aber auch in den andern Künſten iſt es ebenſo. Das Kunſtwerk, das nicht genoſſen wird, iſt unvollendet, und im Genießen deſſelben thun es uns die Frauen zuvor. Unſer Privilegium iſt, es zu erzeugen, ihres, es zu empfangen, zu pflegen und damit zu vollenden. Ja es iſt eigentlich ſeltſam, dies ein Privilegium zu nennen, da ſie ja vollenden, während wir nur — die Anfänger ſind. (Vielleicht aber werden Sie in den letzten Worten ein Bei-Seite-ſetzen der Erfahrung ſehen, welche uns doch zeige, daß Frauen wirklich Kunſtwerke erzeugten. Betrachten Sie aber die Fälle genauer, ſo werden Sie finden, daß der lyriſche Erguß, ſei es nun als Dichtung oder Compoſition ſubjectiver Zuſtände, und das Portrait, wie es theils der Pinſel, theils Briefe liefern, das Einzige iſt, was Frauen gelang, was wiederum für die Richtigkeit meiner Charakteriſtik ſpricht. Wo ſie Objectiveres darſtellen, wo ſie den Conflikt ſittlicher Mächte ſchildern wollten, da mißlang es, ja Annäherungen an den Erfolg, wie in manchen von Frauen verfaßten Tendenzromanen, wurden mit, nicht unverdienten, Spottnamen beſtraft, die auf die Ueberſchreitung der von der Natur gezogenen Grenzen hinweiſen.) — Wie die Frau im Gebiete der Kunſt dem Manne gleich ſteht, ſo auch im Gebiete der Religion. Auch hier werden die innern Kämpfe, welche dem

Digitized by Google

vorausgeben, daß das geſchaute und gefühlte Göttliche geoffenbart werden kann, in männliche Gemüther fallen, und nur das männliche Geſchlecht wird Religionsſtifter aufzuweiſen haben; aber ſchon unter den erſten Gläubigen und Glaubensmärtyrern finden ſich Frauen und Männer, und zur Ausbreitung der Religion haben auf dem leiſen Wege der frommen Erziehung ſie vielleicht mehr beigetragen, als die Männer; ganz wie hinſichtlich der Erhaltung und Verbreitung des Sinnes für Schönheit dies ihnen nicht abgeſprochen werden kann. Dem Sittlichen alſo, dem Schönen und dem Heiligen, ſind beide Geſchlechter gleich zugänglich. Derſelbe Unterſchied aber, auf welchen bei Gelegenheit der erſten Offenbarer des Schönen und Religion hingewieſen wurde, dieſer zeigt ſich auch noch weiter in der Art, wie es in den beiden Geſchlechtern lebt. In der Frau geſchieht dies normaler Weiſe nur in der Form des Gefühls, ihr äſthetiſcher Sinn und Geſchmack, ihr religiöſes Gemüth und ihr frommer Sinn, darin beſteht ihr Dienſt der Schönheit und ihr Gottesdienſt. Wie ihre Sittlichkeit ſtets den Charakter ſeliger Unſchuld behält, weil ſie verſenkt iſt in die Subſtanz der Sitte, ihr angehört, wie das Kind dem Vaterhauſe, ganz ebenſo iſt es die unbefangene (ſubſtanzielle) Religioſität und der nie getrübte, ſich hingebende Genuß des Schönen, den ſie vor uns voraus hat. Von jenen innern Widerſprüchen, jenem Irrewerden, welche den Mann, der über ſeinen Genuß reflektirt, zur Kritik und zur wiſſenſchaftlichen Aeſthetik, zum Zweifel und zur Religionswiſſenſchaft führen, von dieſen weiß die Frau Nichts, darum intereſſirt ſie ſich für dergleichen nicht, höchſtens um ihres Mannes willen, dem dergleichen von Werth iſt. Daß, was ſo begeiſtert und anſpricht, unter der Loupe des Verſtandes zerlegt wird, das erſcheint ihr als eine Art Profanation, und als eine proſaiſche Betrachtung die, welche nach Gründen ſucht, warum es ſchön iſt.

Bis jetzt iſt der Gegenſatz der Geſchlechter nur ſo dargeſtellt, wie er ſich augenblicklich dem Beobachter kund thut. Es iſt aber kein Gewicht darauf gelegt, was doch auch oben geſagt war, daß beide in polariſchem Verhältniß zu einander ſtehen, u. hierin gerade liegt, wie ſie ihren Gegenſatz gegen einander bethätigen. Das Wort Polarität, mit welchem allerdings in der deutſchen Wiſſenſchaft lange Zeit Mißbrauch getrieben wurde, iſt neuerdings ſo in der Achtung gefallen, daß bei Manchen der Geruch deſſelben hinreicht, um für einen unwiſſenſchaftlichen Phantaſten zu gelten, ganz wie in einem andern Gebiete der Mißbrauch des Wortes Freiheit ähnliche Folgen gehabt hat. Nichts deſto weniger drückt dies Wort auf die kürzeſte und prägnanteſte Weiſe ein ſehr wichtiges Verhältniß aus. Wir ſprechen nämlich von Polarität dort, wo zwei nicht nur einander entgegengeſetzt ſind, und alſ beim Einswerden ſich aufheben, ſondern wo zugleich jedes darnach trachtet, mit dem Entgegengeſetzten Eins zu werden; ſo daß es alſo in dieſem Zuſtande des Widerſpruchs ſich befindet, daß es alle ſeine Kraft anwendet, um entkräftet zu werden, daß ſein Sein darin beſteht, dem Nichtſein entgegen zu ſtreben. Dieſen Zuſtand pflegt man, weil ein Aehnliches bei dem geſpannten Bogen Statt findet, als den der Spannung zu bezeichnen, und ſagt alſo z. B., daß die Säure und Baſis gegen einander geſpannt ſind, weil jede nur mit Gewalt von der andern entfernt gehalten werden kann, indem ihr innerer Drang darauf geht, die andere zu abſorbiren und zugleich ſich von ihr abſorbiren zu laſſen. In dieſem ſelben geſpannten oder polariſchen Verhältniß ſtehen nun auch die, welche, mit Ariſtoteles zu ſprechen, nicht ohne einander leben können, Mann und Weib, und dem ſchon im Magnetismus und der Electricität ſich zeigenden Geſetze gemäß, nach welchem das Ungleichnamige ſich anzieht, das Gleichnamige ſich abſtößt, verlangt Eines nach der Vereinigung mit dem Andern. Dieſes Sich-ſuchen iſt, wie es ſchon die älteſte Urkunde des Menſchengeſchlechts ſagt, und wie es ſpäter Plato, freilich mehr ſcherzhaft, wiederholt, ein Streben nach der verloren gegangenen Hälfte, mit der ſich der einſeitige Menſch zum ganzen Menſchen ergänzt, es iſt wirkliche Wahlverwandtſchaft, welche zu der völligen Vereinigung bringt, die wir mit dem Worte Liebe bezeichnen, indem wir ſo das Wort, welches überhaupt das Gegentheil von Egoismus bedeutet, auf diejenige Erſcheinung beſchränken, in der zuerſt die Trennung der ſpröden Herzen aufhört, indem Zwei ein Herz und eine Seele werden, weil der Gegenſatz von Ich und Du, Mein und Dein verſchwunden iſt. Es liegt übrigens eben darum auch auf der Hand, warum die gegenwärtige Liebe zur Ehe, d. h. zur ewigen Liebe, und zwar zur Monogamie werden muß. Ein Vorbehalt hinſichtlich der Zeit, ein Vorbehalt, ſein Herz auch mit Andern zu theilen, wäre das Bekenntniß: man habe nicht ſein ganzes Herz hingegeben, d. h. man liebe nicht.*) . . .

Indem ich nun zur rein pſychologiſchen Betrachtung der Liebe übergehe, muß zuerſt das Entſtehen derſelben ins Auge gefaßt und die Frage beantwortet werden, was den Mann an der Frau anzieht und was der Frau an dem Manne gefällt. So richtig es nun wäre, wenn ich antwortete: dort die Weiblichkeit, hier die Männlichkeit, ſo muß dies doch näher beſtimmt werden. Nach dem, was ich vorhin ſagte, dürfen Sie ſich nicht wundern, wenn ich es als das allein Normale ausſpreche, daß den Mann die Schönheit des Weibes zur Liebe bringt. Eben darum wird es kaum vorkommen, daß ein Mann die Geliebte nicht ſchön fände; und wäre auch nur die Haarfarbe, wäre es die Hand oder die Naſenſpitze, gleich viel, mindeſtens Etwas wird ihm ſchön erſcheinen, denn ohne Wohlgefallen an der Schönheit einer Frau entſteht einmal normaler Weiſe keine Liebe bei dem Mann.**) Ich

*) Der Verfaſſer ſollte Liebe vom ſinnlichem Genuß unterſcheiden — jene iſt geiſtig dieſer körperlich. — L.

**) Kein Verliebtſein. L.

Digitized by Google

habe es ſehr oft, namentlich von Frauen ausſprechen hören, dies ſei an dem Manne eine unbegreifliche, ja verächtliche Seite, daß die Geſcheidteſten manchmal ſich in eine Gans verliebten, blos weil ſie hübſch iſt. Ob verächtlich, ob nicht, es iſt einmal, und es liegt in der Natur. Uebrigens ſollten die Frauen doch nicht ſo ſtolz auf uns herabblicken, denn ſie unterliegen ganz wie wie einem Naturgeſetz. Was ihnen an den Männern ſo gefällt, daß es ſie zur Liebe bringt, iſt zunächſt nichts als der Ausdruck der Kraft und des Kraftgefühls, der Muth.*) Hierin der unwiderſtehliche Reiz, den die Söhne des Mars nicht nur für Kindermägde, ſondern für den größten Theil des ganzen Geſchlechts haben, welches gerade ſo denkt, wie jene Dame, welche von der Civil-Ehe nichts wiſſen wollte, weil ſie die Militär-Ehe vorzog. Wer einer Frau in jeder Beziehung als Schwächling erſcheint, den wird ſie nicht lieben, umgekehrt aber iſt darüber nichts zu mäkeln, wenn eine geiſtreiche Frau ſich in einen Mann verliebt, nur weil er eine herkuliſche Geſtalt, ein martialiſches Anſehen hat. Es iſt eben natürlich. Der Einwand, den man machen könnte, daß nach dieſer Anſicht die Liebe aufhören müſſe, wenn die Frau häßlich, der Mann kränklich oder ſchwach würde, dieſer trifft mich gar nicht, da ich nur vom Entſtehen der Liebe ſpreche, die einmal entſtandene Liebe aber durch ſich ſelbſt dauert, ganz wie eine Feuersbrunſt nicht aufhört, wenn die Kerze verliſcht, die ſie hervorrief.**) Wichtiger iſt ein anderer, daß ſehr viele Fälle vorkommen, wo wahre (d. h. Liebes-) Ehen geſchloſſen werden, und erwieſener Maaßen das Wohlgefallen nur durch Vorzüge des Herzens und Geiſtes hervorgerufen wurde. Ich leugne dieſe Fälle nicht, allein bei näherer Betrachtung zeigt ſich, daß bei ihnen (wenigſtens am Anfange) das Band auch immer einen andern Charakter hat als den der eigentlich ſo zu nennenden Liebe. Wo der Mann von einem Weibe, das er nicht ſchön findet, gefeſſelt wird, weil ſie geiſtreich iſt, iſt Hundert gegen Eins zu wetten, daß ſie älter iſt als er. Da iſt es eine faſt filiale Verehrung, die ihn an ſie kettet, die dann von ihrer Seite mit einer faſt mütterlichen Sorgfalt erwiedert wird. Gewinnt dagegen ein Mann ein Mädchen lieb, das er häßlich findet, die aber ein Engel von Gemüth iſt, ein Fall, der faſt nur Statt finden wird, wo der Mann ſehr viel älter iſt als die Frau, da hat ſeine Liebe jenen Beiſchmack von Mitleiden oder wenigſtens väterlicher Neigung, die ſie als Ausnahme ſtempelt. Analog, aber diametral entgegengeſetzt, verhält ſich's hinſichtlich der Frauen. Wenn ein junges Mädchen einen unkräftigen Mann lieb gewinnt, weil er der Gütigſte der Männer iſt, ſo iſt dies faſt immer ein Greis, und mit töchterlicher Hingebung ſchmiegt ſie ſich an ihn, auch wo er ihr Mann geworden iſt. Umgekehrt, Geiſtesgaben, intellectuelle Vorzüge des Mannes gewinnen die Liebe faſt nur in dem Fall, wo die Frau älter iſt als er, ihre Liebe bekommt dann Etwas von dem Stolz einer Mutter oder einer Gouvernante auf ihren Zögling, weil ſie ſo geſchickt war, dieſen Diamant, wenn auch nicht zu ſchleifen, ſo doch zu erkennen. Ich will alſo, wie geſagt, gar nicht leugnen, daß aus allen dieſen Verhältniſſen glückliche Ehen hervorgehen können, wie ſie ja auch oft dort Statt finden, wo ganz äußerliche Rückſichten, ſei es der Wille der Aeltern, ſei es die Rückſicht auf Vermögen, ſei es der Wunſch, unter die Haube zu kommen, ſei es die Sorge für die verwaisten Kinder, zur Ehe ſchreiten ließen. Da entſteht nämlich in der Ehe und durch die Ehe jene der Freundſchaft ähnlichere eheliche Liebe, die bei dem naturgemäßen Anfange der Ehe, aus dem ſie ſich normal entwickelt, auch nicht ausbleibt. Ich leugne eben nur, daß die eben charakteriſirten Fälle naturgemäße Anfangspunkte der Ehe abgeben. Eben weil ihnen die Natürlichkeit fehlt, eben deswegen lehrt auch die Erfahrung, daß, wo das normale Verhältniß dennoch endlich eintritt, dies nur nach heftigen Schwankungen des ehelichen Glückes geſchieht, die ihren Grund in der gewaltſam zurückgedrängten Natur haben. Wie viele Beiſpiele ſind mir bekannt, wo der jüngere Mann, der mit faſt knabenhafter Bewunderung an der geiſtbegabten Gattin hing, in jugendhafter Launenhaftigkeit zum Haustyrannen ward. Wie viel andere, wo die Frau ſo ſtolz auf ihren geiſtig ausgezeichneten Mann ſcheint, dabei aber, eben weil ihre Liebe dieſen Gouvernanten-Charakter hat, dazu gekommen iſt, Alles beſſer zu wiſſen und klarer zu durchſchauen als er, wo ſie in jeden vermeſſenen Plan des Mannes das Waſſer des Zweifels an ſeiner Kraft gießt, damit er ſich nicht überhebe, ihm gern die Bewunderung, die er erregt, verheimlicht, damit er nicht aufgeblaſen werde. Dabei lobt ſich die gute Seele noch ſelbſt, daß ſie ſo verſtändig iſt. Sie wäre es auch wirklich, wenn ſie zur Gouvernante engagirt wäre. Jetzt habe ſie ſich's ſelbſt zuzuſchreiben, wenn ſie allmälig im Hauſe die Stellung einer ſolchen bekommt. Bei manchen andern Ehen iſt bald nach der Hochzeit aus dem väterlichen Schützer ein wegwerfender Protector, aus der töchterlich verehrenden Gattin ein eigenwilliges Kind geworden. In dergleichen Rückſchlägen rächt ſich die mißhandelte Natur, und es bedarf der Kunſt des charakterſtarken Willens, damit das allendliche Reſultat ein geſundes eheliches Leben werde. Neben dieſen Beſtimmungen, die aus der Natur der beiden Geſchlechter folgen, und darum allgemeingültig ſind, wird bei dem Entſtehen der Liebe noch die individuelle Wahlverwandtſchaft eine wichtige Rolle ſpielen, welche ſich darauf gründet, daß jedes Individuum als nach ſeiner Ergänzung nach dem verlangen wird, was ihm abgeht, und was ihm die geſuchte Hälfte zubringt. Wenn ich nun auch hierbei nicht ſo weit gehe, zu behaupten, daß immer der Schwarze die Blonde, die Kleine den Langen lieben werde, ſo habe ich doch ſchon bei Gelegenheit der verſchiedenen Temperamente darauf hingewieſen, daß ein gewiſſer Contraſt hier nöthig iſt, und daß z. B. Eigenſinn und Eigenſinn ſchlecht zuſammenpaßt, iſt ebenſo wenig zu ver-

*) Alſo Sinnlichkeit.
**) Läßt ſich viel dagegen ſagen. L.

Digitized by Google

wundern, als dies, daß Stahl und Meſſing ſich weniger reiben, als Stahl und Stahl, oder Stein und Stein.

Wichtiger als die Regeln für den Moment, wo ſie am wenigſten befolgt werden, könnten die erſcheinen, welche das Verhältniß der beiden Geſchlechter betreffen, dort, wo die Liebe erwacht iſt und Erwiderung findet. Ich könnte ebenſo gut ſagen: ihre Stellung in der Ehe, da ich bereits erklärt habe, daß jede wahre Liebe zur Ehe werden muß, und Ehe mir nichts anderes iſt als unverbrüderliche und darum eben heilig geſprochene Liebe. Auch der Sprachgebrauch nennt die Verhinderung der Ehe eine unglückliche, d. h. verunglückte Liebe. Sieht man nun hier auf das Zu-Stande-kommen einer ſolchen Verbindung, ſo liegt es in der Natur des Mannes, als des negativen, determinirenden Momentes, daß die Initiative ihm zufällt, während das weibliche Herz vermöge ſeiner poſitiven Natur, dem differenten Körper gleich, erſt durch die Annäherung des elektriſch Geſpannten, ſelbſt in Spannung geräth. Es iſt nicht die ſchwächſte und nicht proſaiſchſte Liebe, ſondern vielmehr das Gegentheil, die in einem Mädchenherzen bewußtlos lebt und erſt im Momente der Erklärung ihr ſelbſt und dem Geliebten zugleich offenbar wird. Der Mann trägt ſeine Liebe an und das Mädchen nimmt ſie an, er bittet um die Hand und ſie gewährt ſie. Wer dies eine untergeordnete Stellung der Frau nennt, wird auch den Bittſteller, weil er die Initiative hat, über den Fürſten ſtellen müſſen. Daß die Erklärung von dem Manne ausgeht, hat dann aber noch weiter ſeinen Grund darin, daß mit beiden durch eine Verbindung vorgeht. Es iſt kein Zufall, daß man vom Manne ſagt, er binde ſich, während die Frau ge- (d. h. be) freit wird. Dieſe Worte drücken das Verhältniß ganz richtig aus. Er, der bis dahin ungebunden der Geſellſchaft angehörte, die er nach wechſelnder Laune ſich ſuchte, er, der bisher von Gaſthaus zu Gaſthaus ging, um ſeine Abende zuzubringen, er beſchränkt ſich jetzt auf ein Haus, und wird Glied einer Familie. Sie dagegen, die bisher in der Clauſur des Hauſes gehalten war, nur ein Glied der Familie, der ſie angehörte, ſie tritt jetzt in die Geſellſchaft, in die Welt, ſie bekommt Gäſte und waltet im eigenen Hauſe. Ihr Kreis hat ſich erweitert, der ſeinige verengt; eine nicht von ihm ausgehende Zumuthung dazu wäre ein Attentat gegen ſeine Ungebundenheit, die nur dann der wahren Freiheit Platz macht, wenn ſie aus eigenem Antriebe aufgegeben wird. Alles, was die Stellung des Hauſes nach Außen, zur Welt, betrifft, beſtimmt er, der den Hausſtand gründet, der ſeiner Familie den Namen und Stand giebt, und der in ſeinem Berufe nach wie vor ungebundener Alleinherrſcher bleibt. Innerhalb des Hauſes aber iſt das Verhältniß umgekehrt, da iſt ſie Herrin; den Geiſt und Ton des Hauſes, und wer zur nähern Intimität daſelbſt gelangen ſoll, das beſtimmt ſie. Mit Recht dies eiferſüchtig verlangend, daß in Hinſicht des häuslichen Lebens der Mann ſich ihr unterordne, trennt ſie ihn mehr oder minder von der Familie, der er bis dahin angehörte. Man braucht nur zu ſehen, welche ganz andere Rolle in jedem Hauſe die Mutter der Frau ſpielt, als die des Mannes und wie ſchnell die Annäherung des Letztern geſchieht an die Brüder und Schweſtern ſeiner Gattin, um die namentlich für jene Zeit, bewundernswerthe pſychologiſche Wahrheit des Buchs der Bücher zu bewundern, das, indem es den Mann als den Herrn des Weibes proclamirt, zugleich ihm weiſſagt, daß er Vater und Mutter verlaſſen werde, um an ſeinem Weibe zu hangen. Darin, daß ein Hausſtand immer den Geiſt ſeiner Herrin athmet, darin liegt die unermeßliche Gewalt, welche ſie über die Männer und ſo, indirect, aber um ſo ſicherer, über die Welt ausüben. Jeder Verſuch der directen Einwirkung ſchwächt ihre Macht, anſtatt ſie zu erhöhen oder rächt ſich ſonſt auf irgend eine Weiſe. Ich habe Ehen geſehen, wo der ſonſt nicht zur Geheimnißkrämerei geneigte Mann Alles, was ſeine Berufsgeſchäfte betraf, ängſtlich vor ſeiner Frau verbarg. Der Grund war leicht zu erkennen; geſcheidt genug, um zu wiſſen, daß ſie Nichts davon verſtand, worin ſie doch Rath geben wollte, ſich ſelbſt genug kennend, um zu wiſſen, was ſie ſage, mache immer einen Eindruck auf ihn, ſchnitt er die Gelegenheiten ab, wo Conflikte nicht ausbleiben konnten, und für ein ganzes Gebiet des Lebens waren getrennt die doch in Allem Eins ſein ſollten. Ich habe Andere geſehen, die, wenn ſie von Ehrgeiz und andern Leidenſchaften geſtachelt nach Hauſe kamen, anſtatt durch die friedliche Atmoſphäre, die ein klarer weiblicher Geiſt um ſich verbreitet, beruhigt zu werden, nur noch mehr aufgeſtachelt wurden, bitterer an den Kampf mit der Welt gingen, als ſie aus demſelben gekommen waren, und endlich, obgleich vom Glück überhäuft, an tantaliſchen Qualen zu Grunde gingen. Wer zählt und claſſificirt die Fälle, die alle auf das Eine zurückkommen, daß ſo viele Frauen den Zauberſtab ihrer Macht aus den Händen legten, der da iſt: Frau bleiben. Dies heißt nicht, den Frauen nur den Strickſtrumpf laſſen, oder ihnen die Küche als einzigen Schauplatz ihrer Thaten laſſen. Nein, die Frau theile Alles mit dem Manne, aber in ihrer Weiſe. Sie intereſſire ſich für Gebiete, die ihr fremd ſind, weil es ſeine ſind, ſie ſei ihm ein Troſt im Leiden, ſie beſchwichtige ſeinen Zorn, indem ſie ihn in ein Herz ſchauen läßt das niemals zürnt, ſie ſtreiche mit lindernder Hand die Wunden, die der Undank ſchlug, ſie ermuntere, wo er anfängt, an der Ausführung eines angefangenen Werkes zu verzagen, durch Appellation an ſeine Kraft, und ſie wird ſeine Gebieterin ſein ſo, wie ſie es ſoll und kann. Allein ich ſehe, daß ich faſt in den Predigtton verfallen bin. Verzeihen Sie, und laſſen Sie mich einlenken, indem ich die verſchiedene Stellung beider Geſchlechter im Hauſe von einer andern Seite her ins Auge faſſe.

Wenn ein Hausſtand die Erweiterung erfährt, welche nicht eigentlich als

Digitized by Google

die Vollendung, ſondern als beglückende Zugabe der Ehe angeſehen werden muß, ſo iſt die Liebe, welche die Glieder der Familie verbindet, eine ganz verſchiedene. Die Liebe der Mutter zu ihrem Kinde iſt ganz unmittelbar und natürlich, daher fehlt ſie auch in der Natur nirgends; die Mutter liebt in ihrem Kinde einen Theil ihrer ſelbſt. Anders iſt dies beim Vater. Dieſer liebt zunächſt in ſeinem Kinde das Kind ſeiner Frau. Nur unmittelbar, durch Vertrauen, wird jenes Kind ſein. Darum giebt es ſehr oft gute Stiefväter, ſelten — vielleicht nie — Frauen, die ihre eigenen Kinder nicht vorzögen. Daß dies nicht ſeinen Grund in beſſern Herzen der Männer hat, dafür liefert den Beweis, daß hinſichtlich der eigenen Kinder die Fälle viel häufiger ſind, wo ein Vater, als wo eine Mutter ſie verſtößt und vergißt. Wegen dieſes ganz andern Verhältniſſes iſt es kein Verdienſt, ſondern es liegt in der Natur, daß der Vater weniger blind iſt bei den Fehlern ſeiner Kinder, während bei der Mutter zur Liebe ſich die Selbſtliebe geſellt, um ſie zu verblenden, und daß eben darum in der Erziehung jener als der Strenge, dieſe als die Beſchwichtigende erſcheint. Wenn Einer, der vor ſeinem Vater ſich nie gefürchtet hat, wohl geräth, ſo iſt's des Himmels Wille. Dies aber ſchließt ſo wenig die Liebe des Kindes zum Vater aus, daß es vielmehr erklärlich macht, warum in den erſten Jahren die Kinder den Vater mehr zu lieben pflegen, als die Mutter. Abgeſehen, das dieſe es iſt, die dem Kinde die unangenehmen Empfindungen des Gewaſchen-werdens u. ſ. w. giebt, abgeſehen von dem Reize der Neuheit, den der ſeltener geſehene Vater gewährt, iſt bei dem Kinde eine gewiſſe Doſis Furcht zur Liebe nöthig; ſeine Liebe ſoll den Charakter des Dankes für unverdiente Liebe haben, hinſichtlich der Mutter fühlt es ſich von Anfang an mehr berechtigt; es fordert mit Recht ſeine Nahrung, und dieſe Nahrung iſt der mütterliche Theil, es iſt, als wiſſe das Kind ebenſo gut wie die Mutter, daß es Fleiſch von ihrem Fleiſch iſt und daß ſie von ihm nicht laſſen kann, während der Vater es als ſein Kind anerkennt, weil er ſeinem Weibe vertrauen will. So iſt das Kind erfreut und gerührt, Liebe zu finden bei dem, der ja auch ſein Stiefvater ſein könnte und deſſen Güte ihm nicht durch ſein unmittelbares Anrecht geſichert iſt. Dieſe vermittelnde Stellung zwiſchen Vater und Kind nimmt dann auch ſpäter die Mutter ein, indem ſie die Unarten theils vor dem Vater verbirgt, theils, was beſſer und eben darum auch klüger iſt, entſchuldigt. Hier tritt nun abermals ein ſehr merkwürdiger Unterſchied hervor, je nach dem verſchiedenen Geſchlecht der Kinder. Zwiſchen Vater und Tochter braucht die Mutter ſelten dieſe vermittelnde Stellung einzunehmen, ja wenn die Tochter älter wird, kann es kommen, daß deren Vermittlung manchmal von der Mutter in Anſpruch genommen wird. Warum? Weil der Vater in der Tochter immer mehr die Mutter aufblühen ſieht, und ſeine Liebe zu ihr darum eine Art Wiederholung wird der Zeit, wo jene ſein Herz zuerſt feſſelte, ſo daß wohl die Mutter manchmal neidiſch auf ihre jüngere Nebenbuhlerin blicken kann, über welche die alte Freundin zurückgeſetzt wird. Anders iſt's beim Sohn. Mit ihm geht's der Mutter ſo, wie dem Vater mit der Tochter, es miſcht ſich etwas faſt Bräutliches in ihre Liebe. Gerade das aber, was ſie doppelt an den Sohn feſſelt, die Aehnlichkeit mit dem, wie der Vater war, gerade dies bringt leicht Conflikte mit dieſem hervor, einmal, weil es Jedem etwas unangenehm iſt, ſich copirt zu ſehen, dann aber, weil man gerade dieſer Aehnlichkeit wegen leicht an den Jüngeren Forderungen ſtellen kann, deren Löſung nur das Alter möglich macht. Hier fühlt nun die Mutter vor dem ältern Manne den Prozeß des jüngern, und mancher Vater, der ſich darüber ärgert, daß die Mutter in ihren Jungen vernarrt iſt, weiß nicht, was ſie in ihm ſieht und liebt. Alle dieſe hier angedeuteten Unterſchiede, welche ſich jedem Beobachter leicht zeigen werden, folgen aus dem, was ich bisher geſagt habe, und können uns nicht befremden; allein eine ſehr häufig vorkommende Erfahrung kann ich aus dieſen Principien nicht ableiten, und ich geſtehe, daß ſie mir immer ein ſehr merkwürdiges Problem geweſen iſt. Da das Verhältniß zwiſchen Vater und Tochter immer ein viel zärtlicheres iſt, als zwiſchen Vater und Sohn, woher der ſo häufig vorkommende Wunſch gerade bei den Vätern nach Söhnen, der ja bekanntlich bei Manchen faſt bis zum Wahnſinn geht! Ich glaube, daß wir den Grund nicht in der Natur des Menſchen, ſondern in künſtlichen Verhältniſſen ſuchen müſſen. Daß in einer alten Familie der Wunſch herrſchend iſt, den Namen nicht ausſterben zu laſſen, iſt in der Ordnung. Wo es Mannslehen giebt, ebenſo. Daß aber, wo alles dies nicht Statt hat, ein Mann, wenn er nur ein Kind haben ſoll, durchaus ſich einen Sohn wünſcht, das halte ich für eine Folge davon, daß wir von Jugend auf dies bei den Männern ſo gefunden und uns gewöhnt haben, es für natürlich zu halten; die Tradition ſelbſt aber halte ich für einen Ueberreſt der barbariſchen Zeit, wo man die gleiche Berechtigung beider Geſchlechter nicht anerkannte, ſondern den Mann für etwas beſſeres hielt als das Weib. Das größte Glück für eine Familie ſind gewiß Kinder verſchiedenen Geſchlechts, damit alle Familienrelationen erlebt werden, die Schweſter erfahre, wie man den Bruder und wie man die Schweſter liebt. Soll aber nur ein Kind die Ehe beglücken, ſo halte ich es für einen Beweis geſunder, naturgemäßer Entwicklung, wenn ſich der Vater eine Tochter, die Mutter einen Sohn wünſcht; die Erfahrung lehrt, daß dieſer Wunſch ſich am ſeltenſten, der entgegengeſetzte ſehr oft durch ſchmerzliche Erfahrungen, als thöricht erweiſt.

Es iſt nicht die Furcht, in Ihren Augen ſonſt gar zu ſehr als Anhänger der alten Schule zu erſcheinen, ſondern

es iſt der Gang meiner Reflexionen, der mich dahin bringt, da ich es eben als eine Barbarei bezeichnet habe, wenn den beiden Geſchlechtern nicht gleiche Berechtigung eingeräumt wird, einige Worte über die ſo viel beſprochene Emancipation der Frauen zu ſagen. Ich will hier von jenen lächerlichen Uebertreibungen nicht ſprechen, welche die Lage unſerer Frauen ſo ſchildern, daß, wenn ein Türke ſie leſe, er glauben müßte, ſie würden bei uns noch ſchlimmer behandelt, als in einen Harem geſteckt, ſondern ich will nur das gar nicht abzuleugnende Faktum berückſichtigen, daß auch bei liebenswürdigen Frauen ſich das Verlangen zeigt, nicht nur in äußern Gewohnheiten den Männern ähnlicher zu werden, ſondern auch ſich direkt bei dem zu betheiligen, was bisher nur dieſe beſchäftigte, an der Direktion der Staatsangelegenheiten, der Literatur u. ſ. w. Bei dieſer Erſcheinung kann ich nun nicht, wie Viele meines Geſchlechts, meinen Zorn auf die Frauen werfen, nicht nur weil ich ihnen überhaupt nicht zu zürnen vermag, ſondern weil dieſe Erſcheinung in unſerer Zeit nothwendig iſt. Ich habe die Geſchlechter oben mit den beiden Elektricitäten verglichen und werde wegen des poſitiven Charakters des weiblichen Geſchlechts dieſem die Stelle anweiſen, die in der elektriſchen Reihe dem Waſſerſtoff zukommt, während das männliche Geſchlecht dem Sauerſtoff entſpräche. Aber ſelbſt der Waſſerſtoff kann negativ elektriſch werden, wenn anſtatt des Sauerſtoffes jenes in der Natur nie vorkommende, nur künſtlich darzuſtellende Kalium ſich ihm nähert. Was hier das Kalium wirkt, das bewirkt in unſerer weiblichen Generation das männliche Geſchlecht unſerer Tage. Es iſt ſo indifferent und kraftlos, daß es in dem andern Geſchlechte eine Energie hervorruft, die nicht in ſeiner Natur liegt. Wenn der Tyrtäus, der „mit ſeinem Gott gegrollt", ſich hinter ſeine Frau verkriecht, ſo iſt es begreiflich, daß ſie ihm kühn zur ſchützenden Barrikade dient. Wenn bei unſern Revolutionen die Männer, welche die Regierung leiten, zu Weibern werden, ſo iſt's kein Wunder, daß die einzigen, die ſich als Männer zeigen, königlich geſinnte Frauen ſind. Aber wozu auf Schlachten und krachende Throne blicken? Kommen Sie auf irgend einen Ball und überzeugen ſich, daß, wenn es nicht noch Schüler gäbe, nur die Touren getanzt würden, wo die Damen ſich ihre Tänzer auffordern; ſehen Sie hier unſere Lions — bärtig, aber haarhäuptig — wie ſie höchſtens Sinn haben für L'hombre oder religiöſen und politiſchen Skepticismus, und Sie werden es den ſchönen Kindern vergeben, wenn ſie anfangen, nach den Blicken des Spröden zu haſchen, der vielleicht auf nichts wartet, als auf eine Liebeserklärung von ihrer Seite. Alſo von einem Tadel iſt hier nicht die Rede, höchſtens fiele er auf uns Männer. Wie es aber oft geht, ſo auch hier: den Schaden trägt nicht der Schuldige. Niemand büßt hier ſo viel ein, wie die Frauen, ſie verlieren, was ſie bis dahin gehabt haben, die Herrſchaft der Welt. Wer nach dem bloßen Augenſchein urtheilt, das Kind oder der Wilde, glaubt, daß an der Uhr die Zeiger Hauptſache ſeien; wer den innern Mechanismus kennt, weiß das beſſer. In demſelben Maaße, als ſie die unſichtbare Feder waren, haben die Frauen Alles gemacht. — (ich bitte Sie, iſt in den Zeiten wo es noch keine Staatskunſt gab, das Lächeln einer Frau oder ein ſüßes Verſprechen nicht wichtiger geweſen, als gewonnene Schlachten?) — ſobald ſie äußerlich ihre Wirkſamkeit zeigen wollen, ſind ſie gleich den Zeigern der Uhr, und werden von Männern an den Fäden der Eitelkeit oder andern geleitet. Mir fällt in unſerer Zeit oft eine Poſſe ein, die ich vor Jahren im Königſtädter Theater ſah, wo durch die von einem Europäer hervorgerufene Revolution in einem Amazonenſtaat die Männer, die bis dahin das „ſchwache Geſchlecht" geweſen waren, zur Herrſchaft kommen, und nun ein junger Mann, zu deſſen Füßen bisher die Kriegsminiſterin geſeufzt hatte, genöthigt iſt, auf ihren Befehl ihr die Hand zu küſſen, weil, wie er ſeufzend ſagt, „wir das ſtärkere Geſchlecht" ſind. Wir gehen einer gleichen Revolution entgegen, nicht nur im figürlichen, ſondern im wirklichen Sinne, denn da die Zahl der jungen Männer, die keinen Tabaksrauch vertragen können ebenſo wächſt, wie die Cigarrenconſumtion bei den Damen, ſo kann es nicht lange währen, und jene werden es vorziehen die Hand anſtatt des Mundes zu bieten. Dann wird die Emancipation ihre Triumphe feiern und eine Gleichheit Statt finden, der gleich, die im Jahre 1848 eine Torfträgerin einer geſchmückten Dame weiſſagte: „Ja, Madamchen, Alles wird gleich. Sie werden Torf tragen und ich in Seide gehen." Was ich in unſerer Zeit bedaure, iſt der geringe Einfluß der Frauen, die Ohnmacht des Geſchlechts, welches die Penaten der Sitte und der Bildung hütet. Wie jener Antäus iſt es ſtark, iſt es unüberwindlich, ſo lange es auf dem Boden der Natur ſteht. Liſtige Feinde ſind ihm genaht und haben ihm gerathen, ſich zu erheben, und ihm die Hülfe zu ſolcher Erhebung angeboten. Armer Antäus! er ſteht nun noch mit den Fußſpitzen auf dem Boden und freut ſich des erweiterten Geſichtskreiſes, noch etwas höher und — ſeine Macht iſt dahin. Da mit der Macht der Frauen die Bildung der Welt wächſt und fällt, ſo iſt, was die Rückkehr der Barbarei, die wie ein drohendes Geſpenſt uns ängſtigt, verhindern kann, in ihre Hand gegeben. Mögen ſie ſich emancipiren und darum der Rohheit in die Arme werfen. Mögen ſie ſich beſinnen und zum beiderſeitigen Glück die ſimple Wahrheit wieder einſehen, daß es am Ende beſſer iſt, mit einem Kuß die Welt zu regieren, als mit Diſſertationen ihr zu dienen, und zwar oft nur zur Langeweile.

Die Gleichberechtigung der beiden Geſchlechter beſteht darin, daß jedes das Recht und die Pflicht hat, ſeine eigne Beſtimmung zu erfüllen. Wie dieſe bei dem Schließen des Bundes verſchieden war, wie ſie ſich als verſchiedene zeigte

innerhalb der Verbindung, dieß Beides habe ich zu zeigen verſucht. Es iſt nun endlich darauf hin zu weiſen, welches das Reſultat des Verbunden-ſeins für Beide ſein wird. Was dahin führte, ward mit dem Worte „Spannung" bezeichnet. Da nun darunter nichts verſtanden war, als der Zuſtand eines innern Widerſpruches, dieſer aber begreiflich auf eine Löſung ausgeht, ſo muß natürlicher Weiſe auch die Spannung der beiden Geſchlechter auf eine Ausgleichung hingehen. Dieſe wird nun eben in der gegenſeitigen Liebe, welche in ihrer wahren Offenbarung Ehe war, erreicht, in welcher, da der Mann und das Weib nur eine Seite der Menſchheit war, die ganze, volle Menſchheit exiſtirt. Es iſt darum ein ſinniger Gebrauch, daß erſt der verheirathete Mann als Mann, die Verehelichte als Frau bezeichnet wird, als wären ſie dies vor der Ehe noch nicht vollſtändig. Der Junggeſell iſt kein Mann, das Mädchen keine Frau, weil ſie ihre Beſtimmung noch nicht erfüllt haben. In einer naiven Weiſe, möchte ich ſagen, zeigt dies die Natur darin, daß die Hageſtolzen mit der Zeit etwas Weibiſches, die alten Jungfern dagegen etwas unnatürlich Mannhaftes bekommen, und dies iſt der Grund, warum beide Stände ſo oft zum Gegenſtand des Spottes werden. Wer ſich aber auch dieſen Spott nicht erlaubt, wer Rückſicht nimmt auf die oft ehrenwerthen, oft mindeſtens unverſchuldeten Gründe, welche im beſtimmten Falle die Eheloſigkeit hat, auch dieſem zeigt das Mitleid, womit ihn der Anblick des celibataire und der vieille demoiſelle erfüllt, daß ſein Gefühl hier auf ein verfehltes Ziel hinweiſt, auf ein Nicht-vollendet-ſein des Menſchen. Nicht nur Fouque's Undine und die ruſſiſchen Leibeigenen bekommen erſt durch Verheirathung eine Seele, ſondern eine ähnliche Veränderung geht durch die Liebe in Jedem vor. Es fragt ſich, da in dieſem Augenblick behauptet wurde, der Mann höre in ſeiner Verbindung mit dem Weibe nicht auf, Mann zu ſein, worin jene Veränderung beſteht? Offenbar in einer Ergänzung mit dem, was jedem von beiden in der Trennung abgeht, und ſo wäre der Ausdruck, den man wohl gebraucht hat, der Mann werde dadurch feinfühlender, taktvoller, die Frau dagegen verſtändiger, zuläſſig, wenn nur nicht mit demſelben ſich Vorſtellungen verbänden, die mit dem Feſthalten des Geſchlechtscharakters unvereinbar ſind. Will man ganz genau ſprechen, ſo wird man ſagen müſſen: der Mann lernt ſo denken, wie das Weib fühlt, das Weib ſo fühlen, wie er denkt. Es handelt ſich hier nicht um unnütze Spitzfindigkeiten, ſondern um das Praktiſche, was es giebt, um Liebes-, d. h. Lebensglück, was ohne ſolche Diſtinction Gefahr läuft. Was nämlich die beiden Geſchlechter ſo an einander feſſelt, iſt der ſtete Reiz der Neuheit, den ſie für einander haben, daß ſie einander ſtets unergründlich und darum intereſſant bleiben. Das Studium der Frauen wird nicht abſolvirt und jeder Fortſchritt bietet neue Aufgaben dar, und das iſt es, was es ſo ſüß macht. Ebenſo iſt das Wort, welches in einem ſchönen Munde ein Tadel ſein ſoll: „Nein, die Männer ſind doch unbegreiflich!" das iſt gerade ein Beweis, daß jener Mund einmal doch ſüße Worte flüſtern wird. Daß wir an uns zu ſtudiren haben, und nie damit zu Ende kommen, das iſt es, was uns anzieht. (Darum finden Sie auch nur unter den Verächtern der Frauen die, welche behaupten, die Frauen zu kennen.) Allein der große Unterſchied in dieſem Studium iſt, daß uns das Unbegreifliche das Frauenherz iſt, während die Frau immer wieder erſtaunt ſieht, was ein Männerkopf doch für Einfälle haben könne. Die Einſeitigkeit beider Geſchlechter macht, daß der Mann fortwährend reflektirt, in jedem Verhältniß die verſchiedenen Seiten hervortreten läßt und eben darum, da auch das geiſtige Auge nur einen Punkt zur Zeit ganz fixirt, leicht einſeitig wird, während die Frau durch ihren unmittelbaren Takt ſtets das Ganze im Auge hat, mögen auch darüber die einzelnen Seiten zu wenig beachtet werden. Jetzt denken Sie ſich Mann und Frau in dem Augenblick, wo etwas, was der Mann gethan hat oder thun will, beſprochen wird. Sie können ſicher ſein, er wird Gewicht legen allein auf die Gründe, die ihn leiten, ſie dagegen wird ebenſo gewiß die ganze Situation im Auge haben, das, was die Welt dazu ſagen, was dabei herauskommen wird, kurz Alles, was daran hängt. An eine eigentliche Verſtändigung iſt, wenn ſie verſchiedener Anſicht ſind, hier nicht zu denken, weil ſie auf ganz verſchiedenem Terrain ſtehen, und nur Nachgeben wird der Differenz ein Ende machen. Wenn nun, nachdem der Mann ſeinen Willen durchgeführt hat, die Erfahrung ihm zeigt, daß, woran er nicht, die Frau aber wohl gedacht hat, wirklich eingetreten iſt, und ſich dergleichen Erfahrungen mehren, ſo wird es begreiflich, daß nun ihm immer von Wichtigkeit wird, wie ſeine Frau ein Unternehmen anſieht. Dies iſt nicht eine Schwäche, ſondern das iſt vernünftig, denn die über alle Einſeitigkeiten gehende Vernunft lehrt, daß die Folgen ebenſo zur That gehören, wie die Gründe, woher auch das im Namen der Vernunft ſprechende Gewiſſen und das Geſetz (die auch beide neutrius generis ſind) auf Beides Rückſicht nehmen. Aber wohlbemerkt, nur da handelt er vernünftig, wenn er auf das Urtheil der Frau Gewicht legt, wo ſie wie eine Frau urtheilt. Kommt ſie mit Gründen, da ſoll er taub ſein, denn ſie ſind ſeine Sache. Er wird alſo, um ſeine Sache vollſtändig zu erſchöpfen, auch immer dies mit erwägen, wie ſie im Geiſte der Frau ſich ſpiegelt, und was ihr das Gefühl ſagt, wird ihm auf dieſem Umwege ſein Denken ſagen. Je mehr Beide ſich miteinander einleben, je ſchneller wird dieſes im eignen und der Frau Namen Handeln vor ſich gehen, welches ich oben ſein „Denken, wie ſie fühlt," genannt habe. Auf der andern Seite iſt Alles, was der abſtrahirende Verſtand hervorbringt, von Natur nicht Sache der Frauen. Hierher gehört nun Alles, was man mathematiſche oder buchſtäbliche Geſetzlichkeit und Correctheit nennen kann. Wenn ich auch weit davon entfernt bin, zu ſagen, daß alle Frauen ſchmuggeln, zu ſpät kommen und übertreiben, ſo iſt doch nicht zu

leugnen, daß die Befolgung einer vielleicht unvernünftigen, aber geſetzlichen Regel und die Präziſion auf die Minute ihnen leicht als pedantiſch vorkommt; ja ſelbſt daß ſie gern ein wenig ausſchmücken, kann ich nicht ganz leugnen, obgleich in meinen Augen ihre Beſtimmung ſie entſchuldigt, die ja eben iſt, unſer Leben — auszuſchmücken. Die buchſtäbliche Gerechtigkeit, welche in allen bloß rechtlichen Verhältniſſen waltet, iſt mehr unſere Sache, während ſie dagegen ein feineres moraliſches Gefühl haben. Hier wird nun die Frau oft erfahren, daß, was ſie für eine Kleinigkeit hält, vom Manne ſtreng getadelt wird, daß, wo ſie die Billigkeit in Anſpruch nimmt, er auf contraktliche Beſtimmungen hinweiſt u. ſ. w. Das Reſultat wird ſein, daß ſie zuerſt jeder Zumuthung, den bloßen Buchſtaben zu verletzen, entgegenſetzen wird: Mein Mann will das nicht. Indem ſie dies nicht nur Andern ſondern ebenſo den eignen Gefühlen entgegenſetzt, wird endlich die Belehrung des Mannes eigne Gewohnheit in ihr, und wenn ſie gleich ſich nie überzeugen wird von der Heiligkeit des Buchſtabens, ſo wird ſie ihn befolgen, wie ſie richtig ſpricht, ohne ſich der tiefern Gründe der grammatiſchen Regeln bewußt zu ſein. Dies meinte ich, wenn ich ſagte, ſie lernt, „ſo fühlen, wie der Mann denkt." In dieſem normalen Verhältniß, wie ich es eben beſchrieb, wird die Frau vom Manne die Belehrung empfangen, er dagegen von ihr die Bildung; er klärt ſie durch ſein Raiſonnement auf, ſie bildet und erzieht ihn durch ihr Sein und durch Offenbarung ihres Empfindens, beide aber empfangen dieſe Ausbildung nur durch die Liebe, welche ſagt: was mein iſt, das iſt dein, und in der das eine Ich ſich im andern findet. Eben darum aber iſt auch kaum irgend Etwas ein ſo gewöhnlicher Anfangspunkt für die Liebe, als dieſes in der Ehe ſich bethätigende Lehr- u. Erziehungsverhältniß. Es giebt ſehr wenige junge Männer, welche, wenn eine hübſche Coquette ſie zu Lehrmeiſtern nahm, nicht, um einen Jean Paul'ſchen Witz zu wiederholen, Mehrleiſter wurden, und ein Candidat der Theologie, der einer hübſchen Dame religiöſe Scrupel löſte, ohne ſich in ſie zu verlieben, iſt mir noch nicht vorgekommen. Umgekehrt aber, nichts gewinnt das Frauenherz mehr, als wenn man es zur Offenbarung ſeiner tiefſten Gefühle bringt, und ſeit der Wittwe von Epheſus hat es gar viele gegeben, die, während ſie um einen Verluſt weinten, dem verfielen, den ſie gewürdigt hatten, Zeuge ihrer Thränen zu ſein. Dagegen aber ſtößt Nichts den jungen Mann von einem Mädchen mehr ab, als wenn ſie ihn belehren will, wie ich auf der andern Seite nicht glaube, daß eine Dame dem Manne Etwas ſchwerer vergeben wird, als wenn er ihr eine Taktloſigkeit vorwerfen ſollte. (Wer war es doch, der geſagt hat, die größte Beleidigung für eine coquette Frau ſei, wenn man die Bemerkung mache, es werde dunkel? Wer es auch war, er hatte Recht.) Die Umkehrung des normalen Verhältniſſes wird nun der Stein des Anſtoßes für manche Liebe und manches eheliche Glück. Ich will es dem Manne nicht rathen, Erziehungsverſuche mit ſeiner Frau zu machen, indem er ſie auf Gewohnheiten aufmerkſam macht, die Mangel an feinem Gefühl oder Lebensart verrathen. Er wird ſchwerlich reuſſiren. Allein ſelbſt wenn es ihm gelänge, wozu am meiſten Hoffnung iſt, wenn er Hrn. Tout le monde als Alliirten auftreten läßt, indem er zeigt, daß dergleichen lächerlich mache, ſelbſt dann hat er mehr verloren als gewonnen. Die Wunde die er ſchlug, iſt nicht der Eitelkeit ſeiner Frau geſchlagen, ſondern in ihr ſchreit das Geſchlecht um Rache, und eben deswegen wird ſie kaum ausbleiben. Viel beſſer, er geht den objectiven Gang, er tadle nicht an ihr, ſondern im Allgemeinen, d. h. an andern Frauen, was ihm an der eignen nicht lobenswerth erſcheint; er wird zum Ziel kommen, ohne zu verletzen. Ganz ähnliche Rathſchläge möchte ich mancher Frau geben; das an Principien und Grundſätze ſich anlehnende Raiſonnement iſt einmal nicht ihre Sache, die allgemeinen Sätze und Axiome, die ſie anführen können, ſind von Andern gehört, meiſtens vom eignen Manne, wo nicht, doch aus Büchern geſchöpft, die er kennt, oder aus Geſprächen, denen er beiwohnte. Eben weil ſie nicht auf eignem Boden gewachſen ſind, eben deswegen bleiben ſie im Geſpräch der Frauen exotiſche Gewächſe und dienen in der Regel nur dazu, ihr liebenswürdiges und geiſtreiches Sich-gehen-laſſen zu unterbrechen, ſo daß die ſyſtematiſchen Männer ganz aus ihrem Concert kommen wegen dieſer Sprünge. Wenn die Frauen wüßten, wie gefährlich es für ihren Einfluß ſei, wenn der Mann ſich gewöhnt, irgend etwas, was ſie ſagen, zu einem Ohr hinein und zum andern hinaus gehen zu laſſen, ſie würden alle Sätze vermeiden, in denen die Worte Alle, oder Immer oder Nie vorkämen, denn dieſe pflegen immer das angedeutete Loos zu haben. Dergleichen iſt nämlich unſere Sache, nur uns gehören die Allgemeinheiten und damit iſt nicht etwa uns das Privilegium des Geiſtreich-ſeins zugeſprochen, ſondern gerade den Frauen, denn geiſtreich iſt, wer etwas Beſonderes zu ſagen weiß. Ich habe früher, wenn mich docirende Frauen ſo ärgerten, geglaubt, das habe nur perſönliche Gründe, und habe, wenn ich nach dieſen ſuchte, manchmal die arme Frau angeklagt, deren ſchauerliche Belehrungen über Tonarten und Takt, die ſie dem kleinen Jungen gab, mich heute noch mit ihrem Nachhall von Langeweile peinigen; ich habe dann in ſpäterer Zeit ſehr ernſthaft unterſucht, ob es nicht bloß verletzte Eitelkeit ſei, die mich beſtimmt, ich bin aber zu dem Reſultat gekommen, daß, wie in dem oben angeführten analogen Falle die Frau, ſo hier ich völlig in meinem Rechte bin, wenn ich mich erboße. Zu dem Gefühl nämlich, daß die Rechte unſers Geſchlechts angetaſtet werden, kommt bei mir noch etwas Anderes, was — wenn dies möglich wäre — mich bei dem andern Geſchlecht ſehr accreditiren müßte, das Intereſſe an den Frauen. Bewundernswerth, wie ſie in concreto urtheilen, unwiderſtehlich und von uns be-

Digitized by Google

neiwet gleichſam als Ueberreſte jenes intuitiven Erfaſſens der Dinge, nach dem manche Philoſophen vergeblich gerungen, haben ſie es vargezogen, den Pegaſus vor den Ackerpflug zu ſpannen, fördern nichts und werden, um zu ſein wie die Männer, trivial. Das Wort iſt heraus und ich will es nicht zurücknehmen. Die Sentenzen, die wir aus ihrem Munde vernehmen, die haben wir wirklich ſchon gehört, als wir noch im Trivia waren, Trivium aber und Quadrivium hat uns nicht dahin gebracht, mit ſolcher Sicherheit des Blickes Verhältniſſe zu überſchauen wie ſie, warum alſo wallen ſie nicht in dem Gebiete bleiben, wo wir uns vor ihnen beugen, anſtatt ſich der Gefahr auszuſetzen, daß wir unter einem verlegenen Lächeln, das ſpottende, ja vielleicht gar das Gähnen verbergen?

Sie könnten nun vielleicht bemerken, daß auf dieſe Weiſe eigentlich nie ein volles Verſtändniß zwiſchen beiden Liebenden Statt finden könne, indem Beide ſich in der Lage Zweier befänden, die verſchiedene Sprachen reden. Ich nehme das Gleichniß an, es iſt richtig; ſie verſtehen ſich wirklich nur, indem die Frau die Belehrungen des Mannes ins Schöne (Weibliche), er die Offenbarungen ihres Gefühls und ihrer geiſtreichen Einfälle ins Syſtematiſche (Männliche) überſetzt. Iſt dies ein Schade? Haben Sie mir doch ſelbſt geſtanden, daß es Ihnen ſtets Freude mache, in fremdem Idiam zu ſprechen, nicht nur um ſich darin zu üben, ſondern weil die geiſtige Anſtrengung, die es koſtet, ſich in eine Denkweiſe, in die ganze Logik einer andern Nation hinein zu verſetzen, Ihnen eine ſolche geiſtige Elaſticität gebe; daß Sie aft bemerkt hätten, ſie ſeien geiſtreicher, wenn ſie franzöſiſch ſprächen? Nun ich denke, dies iſt — wenn dies anders bei Ihnen noch möglich iſt — gewiß kein Unglück. Ganz Aehnliches aber geſchieht uns jedesmal im Geſpräch mit einer Frau, die uns intereſſirt, geſchieht im weit höhern Grade da, wa wir ſie lieben, geſchieht um ſo mehr, je mehr in unſern Geſprächen jene Solöcismen der weiblichen Natar hervortreten, die wir ſo wunderſchön finden, obgleich unſere plumpen männlichen Wendungen ſie nicht ganz wiederzugeben vermögen. Wir wollen nicht unnütz beſcheiden ſein. Aehnlich wird es den Frauen auch mit uns gehen, auch ſie werden manche Wendung des männlichen Denkens nur annäherungsweiſe überſetzbar finden; deſto beſſer für ſie und für uns. Gute Bücher lieſt man im Original, bei Fabrikwaare begnügt man ſich auch mit der Ueberſetzung. Könnten wir und die Frauen uns jemals ganz verſtehen, ſo hörte das Intereſſe an einander auf; in der gegenſeitigen Unergründlichkeit unſeres Weſens liegt die Macht, die uns an einander bindet. Man ſtudirt ſich, wie ich ſchon einmal ſagte, man ſtudirt immer weiter, wird alt und grau bei dieſem Studium und bedauert nicht, daß es zu keinem Ziele führte, ſandern nur — daß man nicht von Neuem anfangen kann.

Gerade heute, wo ich dieſen langen Brief zu ſchließen gedenke, leſe ich in mehrern Zeitungen von einer neuen Paſſion in Amerika, wo zu dem Goldfieber und Landfieber eine Journaliſtin ein anderes Fieber in die Welt bringt, indem ihrem Beiſpiel, Mannetracht anzulegen, die Mädchen und Frauen ſchaarenweiſe folgen ſollen. Warum auch nicht! Die Männer Amerikas ſind auch zum größern Theil Kinder des 19. Jahrhunderts, und wenn ſie nicht größere Energie zeigen, als die dieſſeits des Oceans Gebornen, ſa geſchieht ihnen ſchon Recht, wenn man ihnen zumutet, die abgelegten Roben der Frauen zur Kleidung zu nehmen. Thun es aber erſt die Amerikaner, ſo kann das ja bei uns nicht fehlen, denn *Ir eckon we are Germans*! Ehrliches Königſtädter Theater! wer hätte vor 18 Jahren gedacht, daß du der delphiſche Tempel, prächtiger Beckmann, wer hätte gewähnt, daß in Dir eine Pythia ſtäke! Die Einzigen, die ich bedaure, ſind nicht unſre Herculeſſe, die jetzt nur ſpinnen, dann aber auch die Kinder warten werden, ſondern unſere Omphalen. Denn jenes Räthſel, was mich als Knaben ſehr intriguirte, wo von dem Sarge geſagt ward: „wer es ficht, der braucht es nicht“ u. ſ. w., iſt auf das Symbol der Herrſchaft im Hauſe viel beſſer anzuwenden. *Qui la porte ne la porte pas et qui ne la porte pas la porte. Adieu.* Die Miß Bloomer hat ſich verſtimmt, ich ſehe ganz ſchauerliche Bilder vor meinen Augen. Ich gehe, um mich zu erheitern, zur Lekture eines Buchs, von dem Sie nicht glauben werden, daß ein Bücherfreſſer wie ich, es bisher noch nicht geleſen hatte — Hippel's Buch von der Ehe. Hätte ich es früher geleſen, ſo hätte ich vielleicht für dieſen Brief geplündert. Jetzt leſen Sie es wieder. Nachmals Adieu.

Aus den Memorien

der

Lola Montez,

Gräfin v. Landsfeld.

Tſching-Lai und ſeine Favoritin.

Neue Bekanntſchaft. — Ein engliſcher Naturforſcher. — Die Wildniß.

Am ſelben Tage, da ich Agra verlaſſen hatte, traf ich in einer der Stationen mit einem engliſchen Profeſſor zuſammen. Es war ein ganz eigenthümlicher Kaaz dieſer Profeſſor. Schan ſechs Jahre durchreiſte er zu wiſſenſchaftlichen Zwecken Indien. Er war Naturforſcher, und ich muß geſtehen, daß ich bei keinem Menſchen je eine größere Vorliebe für die Natur gefunden habe. Er hatte nur einen Bedienten und zwei Indianer bei ſich. Die beiden letztern trugen in einem Palankin nicht etwa den Profeſſor, welcher zu Fuße nebenher ging, ſondern verſchiedene Kaſten und Säcke, in welchen er verſchiedene merkwürdige Mineralien and Vegetabilien mit ſich führte. Ich fragte ihn, wohin er ſich zunächſt begeben wollte, und er ſagte mir, daß

er an dieſem Tage nur eine kleine Excurſion nach einem Walde machen wollte, der ſehr ſeltene Baumarten und Geſträuche enthalte.

Eine Excurſion nach einem Walde? fragte ich. Iſt das weit von hier, mein Lieber?

Nein, nur drei kleine Stunden.

Und wenn ich Sie nun dahin begleiten wollte, mein Herr? —

Der Profeſſor ſah mich mit großen Augen an.

Das möchte ich Ihnen nicht rathen, ſagte er dann, der Wald iſt den Damen ſehr gefährlich.

Deſto beſſer, deſto beſſer! rief ich.

So haben Sie alſo Sehnſucht, ſich von Schlangen beißen zu laſſen?

Wiſſen Sie denn nicht, mein Herr Profeſſor, daß wir Frauen ſchon ſeit Eva's Zeiten mit den Schlangen gut ſtehen und ſie alſo nicht zu fürchten haben?

So werden Sie aber doch wenigſtens den Tiger fürchten?

Auch den nicht, wir ſind gar ſehr vertraut mit dieſer Race.

Ich meine auch weniger die vierfüßigen, als die zweibeinigen, mein ſchönes Kind.

Ich habe auch gar keine anderen als die zweibeinigen gemeint, verſetzte ich.

Und darunter verſtehen Sie uns Männer im Allgemeinen?

Im Allgemeinen und im Beſonderen, mein Herr.

Nun, da müſſen Sie ſchon ſchlimme Erfahrungen gemacht haben. Ich meine aber, meine Liebe, daß die Tugenden und Laſter ſehr gleichmäßig beiden Geſchlechtern zugetheilt ſind. Wir Männer ſind in der That nicht mehr Tiger, als die Frauen Schlangen ſind.

Ich glaube, daß Sie den Frauen mit dieſem Ausſpruche Unrecht thun, und ich glaube überhaupt nicht, daß ein Mann gegen eine Frau je gerecht ſein kann.

Das iſt mindeſtens ſehr befangen ausgeſprochen, meine Liebe.

Das iſt es nicht, mein Herr, nur das Weib vermag dem Weibe die Tugenden und Leidenſchaften, die in ſeiner Seele leben, nachzuempfinden, und es iſt eine Ungerechtigkeit, daß über die Frauen Männer zu Gericht ſitzen.

Und nach demſelben Grundſatze iſt es auch ein Unrecht, daß die Frauen über Männer zu Gericht ſitzen! ſagte der Profeſſor lächelnd.

Das geſchieht ja auch nirgends.

Ich ſage Ihnen, daß es überall geſchieht, wo die Männer keine Tiger ſind, alſo in allen civiliſirten Ländern.

Das iſt mir etwas ganz Neues.

Das glaube ich nicht, denn Sie ſelbſt haben ſo eben ein ſehr ſchlimmes Urtheil über die Männer gefällt, und es giebt keine Frau, welche nicht geneigt wäre, den Männern das Allerböſeſte nachzuſagen.

Aber Beurtheilen und Verurtheilen oder Richten, das ſind ja ganz verſchiedene Dinge, mein Herr. Ein Ding oder einen Menſchen zu beurtheilen ſteht wohl Jedem zu, aber — —

Verzeihen Sie, meine Liebe, wenn die Männer beurtheilen, ſo verurtheilen ſie ſolche zugleich, und wenn ſie ſolche verurtheilen, ſo ſind ſie zugleich Richterin, ich meine Henkerin. Die Frauen ſind den Männern gegenüber Alles in Allem, und ich glaube, es geziemt ihnen am wenigſten, ſich über die Männer zu beklagen.

Ich muß nach dieſer Aeußerung annehmen, ſagte ich, daß Sie die Natur der Frauen weniger ſtudiert haben, als die der Steine und Pflanzen.

Mehr, mein liebes Kind, mehr. Die Menſchen hatten bei meinem Studirplane die Vorhand, dann die Thiere, dann endlich erſt die Pflanzen und Steine. Ich bin Naturforſcher im weiteſten Sinne des Worts. Ach, da kommen ſchon meine Indianer, es iſt Zeit zum Aufbrechen; haben Sie noch Luſt, mich zu meinem Abenteuer zu begleiten?

Weshalb ſollte ſie mir denn vergangen ſein? fragte ich.

Weil ich glaube, daß Sie keine große Vorliebe für die Tiger haben.

Ich liebe ſie nicht, aber ich fürchte ſie auch nicht, mein Herr! Aber welche Bewandtniß hat es mit dem Tiger?

Haben Sie nichts von dem Prinzen Tſching-Lai gehört?

Iſt er nicht mit dem Prinzen von Kaboul verwandt?

Ganz recht.

Nun, ich habe von ihm gehört, daß er den größten Weiberharem in Indien beſitzen ſoll.

Und daß ſeine Favoritin eine Engländerin iſt, wiſſen Sie das nicht?

Eine Engländerin, die er etwa gekauft hat?

Ich weiß nicht, auf welche Weiſe ſie in ſeinen Harem gekommen iſt, aber ſie ſcheint ſich da zu gefallen, ſonſt wäre ſie nicht darin.

Sie glauben alſo, es würde ihr leicht zu entfliehen werden, wenn ſie an dem wilden Prinzen keinen Geſchmack fände?

Sicher, ganz England würde ihr zu ihrer Befreiung behülflich ſein.

So iſt ihr dieſe Hülfe ſchon einmal angeboten?

Schon mehrere Male, und ich will eben ſehen, ob ihr es noch heute in dem Harem gefällt, im anderen Falle befreie ich ſie.

Sie? ſagte ich erſtaunt.

Ja, ich, meine Schöne, verſetzte der Profeſſor ſehr kaltblütig. —

Wie wollen Sie das anfangen?

Das werden Sie bald erfahren, wenn wir ſo weit ſind.

Wollen Sie aufbrechen?

Ja, gewiß.

Dann müſſen Sie aber Ihren Palankin zurücklaſſen und den Weg nach dem Walde zu Fuß machen.

Ich that, wie der ſonderbare Menſch verlangte, und einige Minuten ſpäter befand ich mich mit ihm, ſeinen zwei Indianern und ſeinem Bedienten auf dem Wege nach der Wildniß.

Der Profeſſor war, trotz aller ſeiner Sonderbarkeiten, ein ſehr geiſtreicher Mann. Unſere Unterhaltung war ſehr angenehm. Es ſchien mir, als fand er Gefallen an mir, und wir waren bald ſehr gute Freunde. Der gelehrte Herr war 25 Jahre alt und eine große ſtattliche

Figur, mit einer herrlichen und intelligenten Stirn. In ſeinem Geſichte lag etwas Gebieteriſches, ſein Auge ruhte durchdringend auf dem Gegenſtande, den es erfaßte. In Bezug auf ſeinen Charakter konnte ich nicht ſobald mit meinem Urtheile fertig werden. Bald ſchien er mir mehr ſtolz und kalt, bald mehr wohlwollend und menſchenfreundlich zu ſein.

Nach einigen Stunden hatten wir den Wald erreicht.

Es war in der That eine beſchwerliche Wanderung. Ueberreſte von Vegetabilien, hohes Gras, Lionen, verworrenes Geſtrüpp, Baumſtämme bereiteten uns die größten Hemmniſſe. Auf jedem Schritt und Tritt ſahen wir uns aufgehalten. — Die Bäume waren ſo dicht belaubt, daß Luft und Sonne nur mit der größten Mühe in die grünen Wölbungen eindrangen. Ein faſt erſtickender Dampf herrſchte in dieſer Wildniß welche von der Gährung der Pflanzenerde erzeugt wurde, die den Boden in ziemlich ſtarken Schichten bedeckte

Die durchdringenden Düfte der Tropenblumen ſättigten dieſe glühende Atmoſphäre. Ich ſpürte eine Art Trunkenheit und Schwere im Kopfe, daß ich im erſten Augenblicke faſt ganz theilnahmlos für die großartigen Reize wurde, welche die Natur in dieſer ſtolzen Wildniß entfaltete. Die belaubten Säulengänge, die ſich unabſehbar im Halbdunkel des Waldes ausdehnten; das bunte glänzende Gefieder der Papageien und Kolibris, die ihr luſtiges, heiteres Spiel unter dem Gezweig trieben, goldgeflügelte Inſekten pickten oder aromatiſche Kambeſchenholzbeeren zerknackten; die Affen, welche ihre grotesken Sprünge von Baum zu Baum machten oder ſich auf Blumengewinden ſchaukelten, dies Alles ſah ich in dieſem Augenblicke nur mit zerſtreutem Blicke an. — Ich dachte an das Serail des Tſching-Lai und ſeine engliſche Favoritin, und bemerkte gar nicht, daß meine Kleidung durchaus nicht dazu geſchaffen war, die Reiſe durch einen Urwald zu machen. Der Aſt eines ſtachligen Feigenbaumes hatte mir einen großen Riß in mein Kleid gemacht, trotzdem daß die beiden Indianer uns voran gingen und uns mit Aexten den Weg bahnten.

Der Profeſſor ging indeſſen Schritt vor Schritt weiter und ſah ſich dann und wann die Bäume mit großer Aufmerkſamkeit an, auch einzelne Straucharten betrachtete er mit großer Befriedigung. Er hatte ſchon eine große Büchſe voll geſammelt, die ihm ſein Bedienter nachtragen mußte.

Hat denn der Prinz Tſching-Lai keinen beſſeren Eingang zu ſeinem Weiberpalaſte? fragte ich.

Allerdings, meine Liebe, giebt es einen Pfad, der nach ſeinem Palaſte führt, aber ich wählte eben dieſen, der verſchiedenen merkwürdigen Baumarten wegen. Haben Sie nur noch ein wenig Geduld, wir werden bald den Pfad erreichen, und dann können Sie Ihre Füßchen ohne Scheu und Hinderniß gebrauchen.

Haben wir noch weit?

Hm, eine gute Stunde müſſen wir noch laufen, in einer halben erreichen wir den Pfad.

Der Profeſſor bemerkte eben wieder eine ſeltene Strauchart und wandte dieſer ſeine ganze Aufmerkſamkeit zu. Ich ſah ein, daß ich nicht eher wieder mit ihm eine Unterhaltung anknüpfen konnte, bis wir den Pfad erreicht hatten und ſeinen Naturforſchungen kein Stoff mehr geboten war.

Nach einer halbſtündigen mühſamen Wanderung gelangten wir endlich auf den Pfad, der Herr Profeſſor legte ſeine gelehrte Miene ab und wurde wieder galant.

Nun, meine Liebe, wollen wir hier unter dieſem Annanasbaum ein wenig ausruhen? fragte er. — Sie werden müde ſein und Hunger haben.

Das Letzte muß ich geſtehen, verſetzte ich, aber müde bin ich durchaus noch nicht, u. ich ſchlage vor, unſern Weg ungeſäumt bis zum Ziele fortzuſetzen.

Sie ſind wohl ſehr begierig, mit dem liebenswürdigen Tſching-Lai nähere Bekanntſchaft zu machen? ſagte er neckend.

O, ich habe ſchon genug wilde Prinzen kennen gelernt und finde ſie allerdings nicht ſo unliebenswürdig, aber ich muß geſtehen, daß ich mehr Verlangen darnach habe, eine Landsmännin von Ihnen als Sultanin zu ſehen, als den Tſching-Lai kennen zu lernen.

Als wir ſo ſprachen, erhob ſich vor uns eine gewaltige Staubwolke, und wir ſahen bald, daß ſich uns ein Trupp Reiter, welche auf Kameelen ſaßen näherten.

Sie kamen dicht an uns heran, und Einer von ihnen ſprengte hervor, u. fragte uns, wohin wir wollten und wer wir ſeien.

Iſt der Prinz Tſching-Lai unter Euch? fragte der Profeſſor in indiſcher Sprache.

Er iſt in unſerer Mitte.

So ſagt ihm, daß ein Engländer mit ſeiner Dame ihm die Aufwartung machen wollten.

Wir werden einen guten Empfang haben, ſagte der Profeſſor zu mir, denn Tſching-Lai iſt unſerer Nation ſehr ergeben und hat uns in der That manche Vortheile zu verdanken.

Es währte auch gar nicht lange, ſo ſtieg Tſching-Lai von ſeinem Kameele herab und kam uns zu Fuß entgegen.

Es war eine hohe, impoſante Geſtalt. Er mochte wohl nicht älter als 25 Jahre ſein, grüßte uns ehrerbietig und ich bemerkte, daß er etwas mehr von unſeren europäiſchen Sitten angenommen hatte, als die übrigen indiſchen Fürſten, die ich bisher kennen gelernt hatte.

Er führte uns in ſeinen Palaſt, und auf meinen Wunſch, ſeine Favoritin kennen zu lernen, führte er mich ſogleich zu ihr.

Es war eine hohe, ſtolze Geſtalt, ihr ganzes Weſen bekundete eine geiſtige Ueberlegenheit, die imponirte. Man merkte ihr nicht den geringſten Kummer an, ſie ſchien ſich in ihrem Harem durchaus wohl zu befinden. Das Geſpräch, welches ich mit ihr anknüpfte, war für mich vom größten Intereſſe.

Sie ſcheinen glücklicher zu ſein, als die morgenländiſchen Frauen, ſagte ich,

und doch ſind Sie als freie Engländerin geboren.

Als freie Engländerin? ſagte ich ſpöttiſch, in welchem Lande ſind die Frauen frei? — Im Morgen- oder im Abendlande, in der Barbarei oder im civiliſirten Staate, iſt das Weib überall mehr, als Sklavin ihres Mannes oder der Männer überhaupt?

Das iſt vollkommen auch meine Meinung. Wenn das Weib ſich dieſer Sklaverei, welche ein ungerechtes Geſchick über ſie verhängt hat, auf eine oder die andere Weiſe entziehen will, augenblicklich wird ſie moraliſch getödtet.

Ja, verſetzte ſie, und tödten ſie die Männer nicht, ſo ſind es die Frauen ſelbſt, welche wie Tigerkatzen über ſie herfallen. Es iſt ein Unglück für unſer Geſchlecht, daß die Frauen ſich ſo willig in ihre Knechtſchaft fügen, als wäre ſie von ihrem Daſein ihrem Leben und Wirken unzertrennlich.

Ich ſollte meinen, ſagte ich ganz erſtaunt, bei dieſen Ideen hätten Sie eher alles Andere, als die Favoritin eines wilden Prinzen werden müſſen.

O, ich bin hier freier, als irgendwo. Der Prinz liebt mich auf's Innigſte, es iſt mir gelungen, das von ſeiner indiſchen wilden Natur allmählig loszulöſen, was mir mißfiel. Ich genieße alle Freiheit, der ich mich bedienen will.

Wie? Sie ſind nicht zu dem einförmigen, nichtigen Leben verdammt, wie es die Frauen des Harems gewöhnlich führen?

Durchaus nicht. Der Prinz hat nur noch Sklavinnen und zwar zu meiner Beluſtigung und Bedienung in ſeinem Harem, ich aber bin ſeine einzige Frau.

Und Sie ſind von ſeiner Eiferſucht geſichert?

Vollkommen, wenigſtens vor den Ausbrüchen ſeines Zornes. Ich leite meinen wilden Mann wie ein Kind.

Und wenn nun dennoch ſeine Liebe erkalten ſollte?

So verlaß ich ihn mit Schätzen überhäuft und lebe als freies Weib wo und wie ich will.

Sind Sie deſſen ſo gewiß, daß Sie zu jeder Zeit die Macht haben werden, dieſen Aufenthalt gefahrlos zu verlaſſen?

Zu jeder Zeit. Es bedarf nur eines Winkes und Tauſende von Armen ſind zu meinen Dienſten bereit, um mich gegen jede Gefahr zu decken. Durch meinen Einfluß auf den Prinzen Tſching-Lai und ſeine Freunde und Verwandten, die Prinzen von Kaboul, habe ich meiner Nation unermeßliche Dienſte geleiſtet. Jeder Engländer hält ſich verpflichtet, für mich ſein Leben zu laſſen.

Ich weiß es, daß die Prinzen von Kaboul mit Tſching-Lai verwandt ſind.

Ja, ſie ſind Couſins.

Die Prinzen von Kaboul kenne ich ſehr gut. Ich war mit ihnen in Simla zuſammen und habe mir manchen Spaß mit ihnen gemacht.

Als ich kaum ausgeſprochen hatte, trat Tſching-Lai mit dem Profeſſor in's Gemach.

Ich muß geſtehen, dieſe ſo ſehr von den indiſchen Sitten, wie ſie in Bezug auf die Frauen beobachtet werden, abweichende Art verſetzte mich in nicht geringes Erſtaunen.

Der Prinz Tſching-Lai, dachte ich, muß durchaus auf dem Wege ſein, zum Chriſtenthume überzutreten, ſonſt hätte er ſich unmöglich ſchon von dieſen Sitten losgeſagt. Das Einzige, was noch daran erinnerte, daß wir uns in einem Harem befanden war, daß die Prinzeſſin Tſching-Lai, als der Profeſſor eintrat, ihren Schleier über's Geſicht fallen ließ, und ihn während der Unterredung vorbehielt.

Während er ſich mit ihr und Tſching-Lai ſich mit mir unterhielt, bemerkte ich, daß ihr der Profeſſor einen oder mehrere Briefe verſtohlen zuſteckte.

Es iſt doch eine merkwürdige Nation, dieſe engliſche. Jeder Bürger, auf welcher Stufe er auch ſtehen mag, iſt ein geborner Diplomat, und weiß, wo er ſich auch immer befinden mag, die Intereſſen ſeines Landes auf eine geſchickte Weiſe zu vertreten. Die Rolle, welche die Engländer in Indien, überhaupt in allen uncultivirten Ländern von einiger Wichtigkeit ſpielen, iſt eine eben ſo geheimnißvolle wie gut erſonnene und durchgeführte.

Hierin beſteht zum großen Theile mit die Stärke dieſer Nation.

Nachdem unſere Unterredung zu Ende war, wurde uns ein köſtliches Mahl vorgeſetzt, an welchem Niemand außer dem Profeſſor und mir Theil nahm.

Der Aufenthalt ſchien Erſterem ſehr zuzuſagen und ich ſelbſt fand, daß man ein Paar Tage an dieſem reizenden Ort ſehr angenehm verleben könnte, vorzüglich weil mir die Prinzeſſin Tſching-Lai ſehr gefiel und ich mir noch manche intereſſante Unterhaltung mit ihr verſprach.

Es wurde alſo beſchloſſen, auf den Vorſchlag Tſching-Lai's, noch einige Tage bei ihm zu verweilen, einzugehen.

Auf den andern Tag wurde eine große Jagd beſchloſſen, welche natürlich auch die jungen Prinzen von Kaboul, welche an dieſem Tage eine Ausflucht zu einem befreundeten Radja in der Nähe gemacht hatten, mitmachen ſollten.

Den Kopf voll von den ſonderbarſten Einfällen und Phantaſien begab ich mich erſt ſpät am Abend zur Ruhe. Der Herr Profeſſor ſchien noch bis ſpät in die Nacht hinein eine Unterredung mit Tſching-Lai zu haben.

Eine engliſche Sultanin. — Die Jagd. — Die Entführung.

Am andern Tage brachen wir wirklich zur Jagd auf. Die Prinzen von Kaboul waren ſchon ſehr früh am Morgen von ihrer kleinen Reiſe zurückgekehrt, ſie erkannten mich natürlich wieder und ſchienen ſehr erfreut zu ſein. Ich war der Meinung, daß Tſching-Lai's Gemahlin uns folgen würde, da ſie nicht ſelten mit dem Prinzen auf die Jagd ging, jedoch ſie blieb, da ſie nicht recht munter war, in ihrem Harem zurück. Der Profeſſor begleitete uns aber, und ich erkannte, daß er ein vortrefflicher Reiter war. Die

Digitized by Google

Prinzen hielten ſich ſtets an meiner Seite, und namentlich ſchien der Aeltere die feſte Abſicht zu haben, die Unterhandlung, welche ich in Simla auf eine für ihn ſo unangenehme Weiſe abgebrochen hatte, wieder anzuknüpfen.

Meine Vermuthung beſtätigte ſich ſehr bald und er begann von Neuem in mich zu dringen, ihm den Preis zu nennen, mit dem er meine himmliſche Schönheit, wie er ſagte erkaufen könnte.

Meine Lage hatte ſich allerdings jetzt weſentlich verändert. Als ich mich damals in Simla auf den Scherz einließ, war ich Gattin, mußte mich wenigſtens als ſolche betrachten, ſo unglücklich ich mich als ſolche fühlte. Jetzt aber hatte ich mit meinem Manne völlig gebrochen, denn der Entſchluß ſtand bei mir feſt, niemals wieder zu ihm zurück zu kehren, und doch konnte ich auch die Ueberzeugung haben, daß meine Mutter mich nicht aufnehmen würde. Das waren allerdings troſtloſe Ausſichten für eine Frau ohne Vermögen, die an jeden Luxus des comfortablen Lebens gewöhnt war. Der Prinz von Kaboul bot mir nun Schätze die Fülle, und es wandelte mich die Luſt an, in die Fußtapfen der Gemahlin Tſching-Lai's zu treten.

Vielleicht, ſo ſagte ich mir, gelingt es Dir ebenfalls, den wilden Prinzen zu bekehren und zu civiliſiren, und dann möchte das Leben einer Prinzeſſin von Kaboul kein unangenehmes ſein. Wie wäre es, wenn Du es einmal verſuchteſt?

Das könnte aber ein ſehr unglücklicher Verſuch werden, antwortete ich mir dann; und wenn mir die Bekehrung des Prinzen nicht gelänge, wenn er ſeine indianiſche und ich meine europäiſche Natur nicht abſtreifen wollte, könnte es eines ſchönen Morgens heißen:

Meine ſchöne Lola, Dein Kopf gehört mir.

Ich ſchauderte bei dieſem Gedanken, denn ein ſeidenes Schnürchen oder eine ſcharfe gekrümmte Degenklinge ſind keine angenehme Halsbänder.

Woran denkſt Du? fragte mich der Prinz von Kaboul.

Ich denke an den Preis, welchen ich für mich von Dir begehren will, ſagte ich lachend.

Nun ſo fordere! So fordere! rief er leidenſchaftlich.

Ich würde fordern, ſagte ich — höre! Wenn ich auch mit Dir gehen wollte, ich könnte mich niemals den Sitten des Harems fügen.

Wie willſt Du leben? rief er voll Gluth.

Ganz wie ich jetzt lebe — frei!

Wie? Ich ſollte Dich mit andern Männern verkehren laſſen? —

Gewiß, ich will leben wie die Frau Tſching-Lai's.

Die Frau Tſching-Lai's, ſagte der Prinz, die lebt wie ein Mann, ſie lebt mit ihm wie Bruder und Bruder, ſo mag ich mit Dir nicht leben.

Und ich nicht anders mit Dir, verſetzte ich, gab meinem Pferde die Sporen und galoppirte fort, um unſere Geſellſchaft hinter welcher wir ein gutes Stück zurückgeblieben waren, wieder zu erreichen.

Er folgte mir blitzſchnell und holte mich auch bald ein.

Aber warum willſt Du nicht in meinem Harem als erſte Sultanin leben, fragte er, wo Du Herrin biſt über alle meine Sklavinnen und Beſitzerin aller meiner Schätze, wo Du gebieten kannſt über Alles, was Dein Herz begehrt, und gepflegt wirſt wie eine Roſe des Paradieſes?

Darnach ſehne ich mich gar nicht, ſagte ich zu ihm, ich mag unter keinen andern Bedingungen, als die, welche ich Dir geſtellt habe, mit Dir ziehen.

Der Prinz wurde ſehr nachdenklich, er ſchien in der That über meinen Vorſchlag ernſtlich nachzudenken.

Ich will es mir bis Morgen überlegen, ſagte er darauf. Aber wenn ich dann auf Deine Bedingungen eingehe, wirſt Du auch nicht zurücktreten?

Das wird ſich finden, verſetzte ich, ich behalte mir allerdings ebenfalls vor, meinen Entſchluß noch einmal zu überlegen.

Der Prinz ſchien kein rechtes Vertrauen zu dieſem zu haben, denn er ſah ſehr niedergeſchlagen aus; doch hielt er mich diesmal nicht zurück, als ich wieder zu galoppiren anfing. Bald hatte ich die Geſellſchaft erreicht.

Na da ſind Sie ja, rief der Profeſſor, mit dem Finger drohend. Ich habe ſchon geglaubt, daß Sie ſich von dem Prinzen entführen laſſen wollten.

Da haben Sie faſt recht vermuthet, rief ich lachend. Was meinen Sie dazu, Herr Profeſſor, der Prinz von Kaboul will mich durchaus kaufen.

Ja, ja, ſagte der Profeſſor ſehr ernſthaft, wenn er, was ich übrigens nicht bezweifle, einen guten Preis bietet!

Rathen Sie, daß ich einſchlagen ſoll?

Gewiß.

Wollten Sie in dem Falle mein Leib-Mammeluck werden? fragte ich, denn ohne einen ſehr treuen und muthigen Beſchützer möchte die Sache ſehr gefährlich werden.

Nicht ſo gefährlich, wie Sie denken, verſetzte er. Sie ſehen es an Tſching-Lai. Dieſer Prinz war wirklich ein Tiger, ich habe ihm mit dieſer Bezeichnung nicht Unrecht gethan, und doch iſt es meiner liebenswürdigen Landsmännin geglückt, ihn zu einem Lamm zu machen.

Hat die engliſche Armee und Diplomatie nicht auch das Ihrige dabei gethan? fragte ich zurück.

Allerdings läßt es ſich England ſehr angelegen ſein, dieſes herrliche, paradieſiſche Land gänzlich zu civiliſiren, aber was die Armee betrifft, ſo leiſtet uns eine kluge und hübſche Frau oft beſſere Dienſte, als alle unſere Soldaten und Diplomaten.

Und welchen Ehrentitel würde ich von England empfangen, fragte ich lachend, wenn ich mich der ſchwierigen Aufgabe unterzöge, den Prinzen von Kaboul zu bekehren?

Ich glaube, daß dieſe Sache ſehr lohnend ſein würde, verſetzte er.

Nun, ich habe dem Prinzen die Bedingungen ſchon geſtellt.

Und die ſind, wenn ich fragen darf?

Digitized by Google

Er muß es mir geſtatten, wie eine Europäerin in ſeinem Harem zu leben.

Der Profeſſor lachte laut auf, als er das hörte.

Warum lachen Sie denn? fragte ich. Ich denke, daß Sie das als Gaſt eines Tſching-Lai's durchaus nicht befremden kann.

Sie irren ſehr, wenn Sie glauben, daß meine Landsmännin, ehe ſie den heroiſchen Entſchluß faßte, ſeine Favoritin zu werden, ihm derlei Bedingungen geſtellt hat. Kein indiſcher Prinz würde darauf eingehen, oder, wenn er es thäte, ſie halten können. Allein durch ihre geiſtige Ueberlegenheit und Charakterenergie hat meine Landsmännin den Tſching-Lai faſt zu einem Europäer umgewandelt.

Das iſt viel, ſagte ich, das traue ich mir nicht zu, ich verſpüre wenigſtens keine Luſt, es auf eine Probe ankommen zu laſſen.

Und warum nicht? Wenn es Ihnen nicht gelingt, ſo gehen Sie davon.

Und laſſe meinen Kopf zurück, nicht wahr?

Ich übernehme es, Sie jeder Zeit zu befreien.

Wenn Sie nicht etwa inzwiſchen eine ſehr intereſſante Baumart entdecken, die Sie erſt ſtudiren müſſen.

Thut nichts, thut nichts, meine Liebe, das läßt ſich Alles vereinigen. Eine ſchöne Frau befreien, eine merkwürdige Pflanze beobachten, das ſind Dinge, die ſich nicht allzuſehr widerſprechen.

Ein Sonderling, wie faſt alle dieſe reiſenden Engländer, dachte ich, und brach das Geſpräch ab, da eben jetzt Tſching-Lai an uns heranſprengte und mit uns eine Unterhaltung begann.

Die Jagd war beendet und wir kehrten nach Tſching-Lai's Palaſt zurück. Bei einem köſtlichen Mahle ſtillten wir unſern Appetit, und der Tag verging unter angenehmen Scherzen und Spielen. Es war ſchon Mitternacht, als wir uns zur Ruhe begaben.

Ich ſchlief in einem Zimmer, das eine köſtliche Ausſicht nach Tſching-Lai's Garten eröffnete, und welcher in den majeſtätiſchen Wald auslief, in dem wir gejagt hatten. Ich weiß nicht, was mich ſo ſehr bewegte und unruhig machte, aber ich vermochte trotz meiner Müdigkeit nicht einzuſchlafen. Es war mir als müßte mir in dieſer Nacht etwas zuſtoßen, obwohl ich mir über dieſe meine Befürchtung keine Rechenſchaft zu geben vermochte. Endlich überwand mich die Müdigkeit und ich ſchlief ein. Die ſonderbarſten Träume umgaukelten mich. Bald kämpfte ich mit einem Tiger, bald mit einer Schlange, bald tanzte mir ein Affe auf dem Leib herum, bald war ich wieder auf der Jagd und ſah mich von dem Prinzen von Kaboul verfolgt, als mich eine plötzliche ſehr heftige Berührung aus meinem unruhigen Schlummer weckte.

Wer iſt da? rief ich mit ſchwerer Zunge.

St! St! rief eine Stimme, die ich nicht gleich erkennen konnte.

Wer da? Wer da? ſchrie ich noch lauter.

Aber das war auch Alles, was ich noch zu meiner Vertheidigung thun konnte. Ein großes Tuch wurde mir über den Kopf geworfen, ein Paar nervige Arme umſchlangen mich, ſo wurde ich fortgetragen. Ich weiß nicht auf welche Weiſe man in und aus dem Zimmer gelangt war. Ich fühlte nur noch, daß ich auf ein Pferd gehoben wurde, die Arme des Räubers umſchlangen mich noch immer, ſo ging's im Gallopp vorwärts.

Wohin? Und was hatte man mit mir vor?

Der Verſteck. — Kampf und Niederlage. — Ein Rath Tſching-Lai's. — Das Verſprechen. — Ein gewagter Entſchluß.

Nachdem ich eine lange Strecke fortgeſchleppt worden war, wurde ich endlich im Dickicht eines Waldes zur Erde geſetzt, und ich gewann Muße meinen Entführer mir näher zu betrachten. Es war ein Indianer von rieſiger Größe und einem ſo ſtarken Körperbau, daß von meiner Seite an Widerſtand nicht zu denken war. Ich wollte daher vor Allem wiſſen, was man mit mir vor hatte, und dann mit der einzigen Waffe, die mir dieſem Menſchen gegenüber zu Gebote ſtand, der Liſt, mein Heil verſuchen.

Warum haſt Du mich aus meiner Ruhe geſtört? fragte ich den Indianer.

Es iſt mir ſo befohlen, verſetzte er.

Und wer iſt Dein Herr, der Dir ſolches befohlen hat?

Er wird bald hier ſein.

Hier? — Alſo hier ſollſt Du ihn erwarten? Iſt es der Prinz von Kaboul?

Der iſt es.

Nun gut, ſagte ich, ſo werde ich indeſſen weiter ſchlafen, bis er kommt. Willſt Du hier Wache halten?

Ich werde Dich beſchützen gegen alles Ueble, was Dir begegnen könnte, verſetzte der Indianer.

Iſt der Wald noch tief und lang? fragte ich.

Eine halbe Stunde gegen Mittag, 4 Stunden gegen Morgen.

Wir ſind alſo 4 Stunden von der Wohnung Tſching-Lai's entfernt?

So iſt es.

Ich legte mich nun auf den Raſen nieder und ſann hin und her. Meine Situation war eben nicht angenehm, denn wenn mich einmal der wilde Prinz in ſeiner Gewalt hatte, ſo war wenig Hoffnung für mich da. Dennoch war an ein Entrinnen nicht zu denken. Dieſe Indianer ſind noch ſchlimmer als die Jagdhunde, wen ſie verfolgen, der wird ihnen nur ſchwer entrinnen. Aber ich wollte den Verſuch machen und es auf einen glücklichen, rettenden Zufall ankommen laſſen. Für den Fall des Mißlingens traf ich meine Vorſichtsmaßregeln.

Ich holte mein Notizbuch hervor und ſchrieb auf alle Blätter, die ich noch vorräthig hatte:

„Lola Montez, von dem ältern Prinzen von Kaboul aus der Wohnung Tſching-Lai's entführt, hofft, daß Diejenigen, welche ſie ſuchen,

Digitized by Google

alles Mögliche zu ihrer Rettung aufbieten werden.“

Einen ſolchen Zettel heftete ich am Baum an, unter welchem ich jetzt lag, die übrigen hielt ich in Bereitſchaft.

Dann legte ich mich nieder.

Der Indianer ſetzte ſich etwas entfernt von mir ebenfalls nieder und ſummte ein Liedchen.

Ich glaube, ich höre jetzt Stimmen, ſagte ich zu ihm nach einer Pauſe.

Ich horchte auf.

Ich höre nichts, ſagte er dann ruhig.

Ich habe großen Durſt, kannſt Du mir nichts zu trinken ſchaffen? fragte ich nach einer Pauſe den unbeweglichen Cerberus. —

Die Blätter über Deinem Haupte ſind angefüllt mit Waſſer, ſagte er, trinke.

Für einen Durſtigen war allerdings genug Waſſer oder Thau in den großen zuſammengerollten Blättern, aber ich wollte nicht trinken, ſondern meinen Wächter entfernen. Ich trank, um ihn nicht argwöhniſch zu machen, ließ dann abermals eine kleine Pauſe verſtreichen und ſagte dann:

Ich möchte auch gerne etwas eſſen, Du wirſt mir eine Annanas pflücken.

Der Indianer erhob ſich. Es ſtanden genug Annanasbäume in dem Walde, aber glücklicher Weiſe war keiner in der nächſten Nähe. Er entfernte ſich und ich benutzte dieſe Zeit. Schnell erhob ich mich, lief einige Schritte zurück und kletterte auf den höchſten Wipfel eines Baumes, deſſen blätterreiche Krone mich völlig einhüllte.

Ich hatte das Klettern, welches ich in meiner Kindheit ſo gut verſtand, noch nicht verlernt. Schnell wie ein Eichkätzchen war ich hinaufgekommen und ſah mich in meiner luftigen Wohnung von einigen Affen umgeben, die mich ganz befremdet anglotzten und mir Fratzen ſchnitten. Sie ſchienen nicht recht einig darüber, ob ich eines ihres Gleichen oder ein anderes, ihnen feindlich geſinntes Geſchöpf ſei.

Um ihnen die letztere Meinung zu benehmen und ihre Freundſchaft zu erlangen, ſchnitt ich ihnen die freundlichſten Grimaſſen und trieb allerhand Kurzweil mit ihnen. Nach und nach wurden ſie zutraulich, ja ſogar zudringlich, und forderten mich immerfort zu neuen Spielen auf.

Indeſſen kam mein Indianer mit ſeiner Annanas zurück und machte ein pudelnärriſches Geſicht, als er mich nicht mehr vorfand. Er fluchte ganz entſetzlich und rief nach mir. Dann ſchien er eine Weile aufzuhorchen, um vielleicht den Hall meiner Fußtritte zu hören. Endlich lief er nach der Richtung zu, von der wir hergekommen waren.

Lauf Du nur zu, dachte ich, und liebkoſte vergnügt den Affen, der mir jetzt eben auf den Schooß ſprang und mit meinem Kleid ſpielte.

Ich konnte nun weiter nichts thun, als vorläufig ruhig in meinem Verſtecke zu verharren und das Ende meines Abenteuers abzuwarten. Denn an Flucht war noch nicht zu denken, ich wäre ſicher meinem Verfolger in die Arme gerannt. Auf der andern Seite war aber das Ende meiner gefährlichen Situation gar nicht abzuſehen.

Das, was ſich jetzt ereignete, ſchnitt mir indeſſen alle meine Reflexionen über meine Lage ab.

Ich hörte Tritte, und bald ſah ich den Prinzen von Kaboul mit mehreren Indianern ſich der Stelle nähern, wo ich im Verſtecke ſaß. Der arme Teufel, welcher mich entführt hatte, befand ſich in der Mitte zweier Indianer. Es war das Schlimmſte zu fürchten. Der Prinz von Kaboul ſah mehr traurig als zornig aus und warf ſpähende Blicke nach allen Seiten hin. In dieſem Momente führte ein unglücklicher Zufall zu meiner Entdeckung. Die Zudringlichkeit der Affen wurde nämlich ſo unausſtehlich, daß ich in Zorn gebracht, dem einen mit einem abgebrochenen Zweige einen derben Hieb überzog. Der Affe war weit entfernt, ſich hierfür freundſchaftlich zu bedanken, er biß mir vielmehr dergeſtalt in den Arm, daß ich laut aufſchrie. Der Prinz von Kaboul war der Erſte, welcher meine Stimme hörte, ſeine Blicke fielen jetzt auf die Blätterkrone, welche mich umhüllt, und ſofort beauftragte er einen Indianer, den Baum hinauf zu klettern und ihn zu unterſuchen. Es währte nicht lange, ſo glotzte mich ein häßliches bronzenes Geſicht an, und mit lauter Stimme ſchrie er dem Prinzen zu:

Zwei Affen und noch ein Weſen, das kein Affe iſt.

Bringe es herunter! befahl der Prinz.

Ich war entſchloſſen, mich auf das Aeußerſte zu vertheidigen, und forderte die Affen auf, mir ritterlich beizuſtehen.

Sag' Deinem Herrn, rief ich dem Indianer zu, daß er unverantwortlich gegen mich handelt, und daß ich die Rache ſeines Brahma auf ihn herabrufen würde, wenn er von ſeinem ſchlechten Beginnen nicht abſtände.

Sag' ihm das ſelbſt, verſetzte der Indianer trocken und ſuchte mich bei den Beinen zu packen. Ich war oben und hatte allerdings hierdurch einigen Vortheil über ihn, da mir aber jede Waffe fehlte, ſo wurde der Kampf, dennoch ſehr ungleich. Ich packte in meiner Verzweiflung einen der Affen, die mehr Neigung für den Indianer als für mich zu haben ſchienen, und ſchleuderte ihn auf den Indianer. Ebenſo machte ich es mit dem zweiten. Aber Alles, was ich hierdurch erlangte, war ein kleiner Aufſchub. Der Indianer entledigte ſich bald der Affen und packte mich ſo derb bei den Beinen, daß er mich ſicher in zwei Hälften geriſſen hätte, würde ich mit meinen Armen den Baum noch länger umklammert gehalten haben. Ich ließ nach, der Indianer nahm mich unter ſeinen Arm und ließ ſich mit dem andern allgemach zur Erde nieder.

Der Prinz von Kaboul trat mit einem freudigen Ausrufe an mich heran.

Tochter der Sonne, rief er, warum entfliehſt Du Deinem Freunde und ver-

Digitized by Google

birgſt Dich vor Denen, die Dich wie eine Göttin ehren?

Prinz, ſagte ich zornig, woher haſt Du den Muth, Dich meinen Freund zu nennen? Iſt das Freundſchaft, eine Frau mitten in der Nacht von dem Lager, auf welchem ſie ſich wehrlos der Ruhe hingiebt, aus dem Hauſe, welchem ſie ſich vertrauungsvoll der Gaſtfreundſchaft übergeben hatte, zu entführen?

Der Prinz wurde ſtutzig, als ich ihn ſo anredete. Aber er faßte ſich bald wieder und ergriff meine Hand.

Du zürnſt mir allerdings nicht mit Unrecht, ſagte er, aber beruhige Dich. Es ſoll Dir nichts geſchehen, was Dir mißfällig iſt. Ich will Dir einen Vorſchlag machen. Höre! Ich weiß, daß die Frauen Deiner Nation u. des Abendlandes andern Sitten huldigen, daß ſie neben dem Manne ſtehen, nicht unter ihm, und daß nur Eine Frau ſich zu einem Manne geſellt. Unſer Freund Tſching-Lai hat auch eine Favoritin aus Deiner Nation, und ich habe ihn geſtern ausführlich darum befragt, und er hat mir geſtanden, daß er recht zufrieden lebe, und daß er zu der Erkenntniß gekommen iſt, daß Brahma ſein jetziges Leben mit wohlgefälligeren Augen betrachten müßte, als ſein früheres. Er hat ſich ſeine Sultanin auch geraubt, und ſie lebt dennoch glücklich bei ihm und beklagt ſich nicht, und er rieth mir, es ihm nachzumachen. Das leuchtete mir ein, und ich that, was ich gethan habe. Willſt Du nun, Tochter des Paradieſes, mir folgen, und den Verſuch mit mir machen, ob Du bei mir ſo glücklich ſein wirſt, wie die Blume, welche Tſching-Lai in ſeinem Harem pflegt?

Und wenn ich nun „Nein“ ſagte, verſetzte ich nach kurzer Ueberlegung, würdeſt Du mich zu Tſching-Lai zurückführen?

Ich werde Dich dann zurückführen, ſagte er mit geſenktem Haupte.

Nun, wohlan denn, Prinz! fuhr ich nach einer kleinen Pauſe fort! ich will Dir nach Deiner Reſidenz und in Deine Wohnung folgen, aber nur unter der Bedingung, daß Du mich als Deine Freundin, nicht als Deine Favoritin betrachteſt. Ich will Dein Gaſt ſein, ſo lange es mir gefällt. Kurz, ich will mein eigner Herr bleiben und kein Menſch ſoll mich in meinen Handlungen beſchränken dürfen. Biſt Du damit zufrieden?

Topp, rief der Prinz vergnügt und reichte mir ſeine Rechte.

Ich habe Dein Wort und vertraue Dir, ſagte ich, ihm die Hand reichend.

Der Prinz legte ſeine Hand auf's Herz zur Beſtärkung ſeiner Worte, dann rief er ein Paar Indianer herbei, welche eine Tragbahre, aus Baumzweigen künſtlich geflochten, bei ſich führten. Ich ſetzte mich hinein. Ein Paar Indianer gingen voraus und ebneten uns den Weg, bis wir wieder auf die Landſtraße kamen. Hier wurde der Prinz von ſeinem ganzen Gefolge erwartet. Ein köſtlicher Palankin ſtand für mich bereit. Ich ſetzte mich hinein, und hatte nun, mir ſelbſt wieder überlaſſen, Muße genug über meine ſonderbare Lage nachzudenken.

Alſo Prinzeſſin von Kaboul, wenn ich will? ſagte ich zu mir. Es muß doch gar nicht übel ſein, Macht über Land und Leute zu beſitzen. Ja, wenn man eben nicht befürchten müßte, nur eine Harem-Prinzeſſin zu werden. Tſching-Lai hat einen ganz andern Charakter, als der Prinz von Kaboul. Was würde ich als Prinzeſſin von Kaboul ſein? — Eine Herrſcherin oder ein nichtiges Spielzeug?

Dieſe Gedanken gingen mir durch den Kopf, bis mich endlich die Müdigkeit übermannte und ich einſchlief. Allerlei phantaſtiſche Träume umgaukelten mich. Bald ſaß ich als Prinzeſſin im morgenländiſchen Koſtüm im Harem des Prinzen von Kaboul, bald auf einem europäiſchen Fürſtenthrone, und es war mir als riefe mir eine Stimme aus dem Himmel zu:

Du mußt gebieten!

Das ſind Menſchenträume. Die arme, verlaſſene und unglückliche Lola konnte noch träumen Gebieterin zu ſein, während ſie in Gefahr ſtand die Sklavin eines Wilden zu werden.

Indianer und Engländer. — Chriſtus und Brahma. — Der Fürſt von Maratta und ſeine 47 verbrannte Frauen.

Als ich erwachte, ſtand der Prinz von Kaboul an meinem Palankin, und forderte mich auf, auszuſteigen und einige Erfriſchung einzunehmen. Wir waren bei einer Station, und ich hatte in der That darnach Verlangen, mich ein wenig zu reſtauriren. Dabei fiel mir ein, daß ich hier wohl den Anfang mit meinen Verſuchen, den Prinzen zu civiliſiren, machen könnte. Ich forderte ihn alſo ohne Umſchweife auf, mit mir in Gemeinſchaft das Frühſtück einzunehmen, womit er mir einen großen Gefallen erweiſen würde. Giebt er Dir hierin nach, ſo dachte ich ſo iſt es ein gutes Omen für ſpätere Verſuche.

Ich hatte die Freude, daß er mir nach einigem inneren Widerſtreben nachgab.

Nachdem mir dieſes gelungen war, fuhr ich fort, ihn in unſere europäiſchen Sitten einzuweihen. Er hörte meine Mittheilung mit großem Intereſſe und aufmerkſam an, und ſprach den Wunſch aus, Europa zu bereiſen, und namentlich die Städte Paris u. London zu beſuchen, und fragte mich, ob ich ihn wohl auf dieſen Reiſen begleiten würde.

Ich hatte nichts dagegen, und auf ſeinen Wunſch machte ich ihm eine Beſchreibung von dieſen beiden Weltſtädten, welche das Verlangen, ſie zu beſuchen, bei ihm noch vergrößerten.

Ich hob namentlich bei meinen Mittheilungen das Leben der europäiſchen Frauen hervor, und ſeine Fragen waren in dieſer Beziehung oft ſehr naiv, daß ich nicht umhin konnte, darüber laut aufzulachen.

Wenn Eure Könige und Prinzen auch nur Eine Frau haben, ſo halten ſie doch wohl wenigſtens für dieſe Sklavinnen in ihrem Harem?

Unſere Fürſten, ſagte ich, haben weder Sklavinnen noch Harem. Sie leben mit ihren Frauen gewiſſermaßen wie zwei gleich berechtigte, vollkommen ebenbürtige Weſen in ihrem Palaſte zuſammen. Die Fürſten ſind von Herren, welche hohe Würden bekleiden, und die Prinzeſſinnen von großen Damen umgeben.

Und dieſe großen Herren und Damen ſind keine Sklaven, die der Fürſt prügeln oder tödten kann?

Die Sklaverei iſt bei uns nicht erlaubt. Jeder Menſch, ſelbſt der Aermſte Niedrigſte iſt frei, weil ihn Gott ſo erſchaffen hat, einen Menſchen wie den andern. Wer, und wäre es ſelbſt der Höchſtſtehende, einem Menſchen ſeine Freiheit rauben oder nur ſeinen Willen gewaltthätig unterdrücken wollte würde ſchwere Strafe erdulden. So kann auch der König ſelbſt ſeine Bedienten höchſtens aus ihren Aemtern entfernen, nie aber an ihrer Freiheit beſtrafen, wenn ſie ſich nicht ſchwer gegen die Geſetze vergangen haben. In dieſem Falle iſt es aber Sache des Richters, Schuld oder Unſchuld des Angeklagten zu unterſuchen. Der Fürſt kann nur begnadigen, nicht ſtrafen.

Aber wer wird Eure Könige daran hindern, wenn ſie es dennoch thun wollen?

Dieſe Frage brachte mich in nicht geringe Verlegenheit. Ich wollte einen wilden Prinzen eben in unſerm conſtitutionellen Mechanismus unterrichten, und ſchon legte er mir eine Frage vor, auf die ich ihm eigentlich, wenn ich wahr ſein wollte, antworten mußte:

Wenn die Fürſten bei uns den Willen haben, ungerecht und grauſam zu ſein, d. h. die Geſetze zu übertreten, kann ſie allerdings nur Derjenige daran hindern, welcher mehr Macht hat als ſie.

Der Prinz hätte mich dann gewiß gefragt:

Und wer hat bei Euch mehr Macht als die Fürſten?

Die Republikaner wären gar bald mit ihrer Antwort fertig geweſen, ſie würden nicht ermangelt haben zu ſagen:

Die Revolution!

Ich aber hätte mich wohl gehütet, dem Prinzen eine ſolche Antwort zu geben. Die Revolution! — Als wäre ſie etwas anderes als das Unrecht Aller gegen das Unrecht eines Einzigen!

Du giebſt mir auf meine Frage keine Antwort, ſagte der Prinz.

Du frägſt, wer die Fürſten daran hindern wollte oder könnte, das zu thun, was die Geſetze ihnen verbieten? — Laß mich Dir mit einer Frage antworten: Wer hat Dich bis jetzt gehindert, gegen die Geſetze Deines Landes zu verſtoßen?

Nun, die Sitte, ſagte er, der von unſern Vätern ererbte Sinn für Recht und Unrecht, die Religion.

Gerade ſo iſt es auch bei uns, verſetzte ich, die Sitte und Religion hat bei uns die Sklaverei verdammt, dem weiblichen Geſchlechte eine andere Stellung angewieſen als bei Euch. Die Religion und die Sitte beſchränken auch unſere Fürſten in ihren Handlungen.

Wie kommt es doch, fragte der Prinz mit einer ſehr nachdenkenden Miene, daß das, was unſere Religion heiligt, die Eure verbietet?

Weil Chriſtus ein größerer Gott als Brahma iſt, antwortete ich dreiſt.

Das ſagt Ihr immer, Ihr Europäer, rief der Prinz, und doch ſeid Ihr nicht beſſer als wir!

Dieſer Ausruf des wilden Prinzen frappirte mich ungemein, und ſoll ich die Wahrheit geſtehen, ich konnte ihm nicht ganz Unrecht geben. Was haben z. B. die Engländer gethan, um den Indiern Achtung vor ihrer Religion, vor ihrem Gotte einzuflößen? — Geht man die Annalen der Geſchichte von dem Augenblick, da ſie ſich in Indien feſtſetzten, bis auf die Gegenwart durch, ſo wird man ſie angefüllt mit Ungerechtigkeiten ſehen. Unter der ſchändlichen u. heuchleriſchen Maske der Humanität und Civiliſation haben ſie ein freies, ſanftes, liebenswürdiges u. tugendhaftes Volk zu ihrem Sklaven gemacht, und das Raffinement, welches ſie die Frechheit haben, „Civiliſation“ zu nennen, hat nichts anderes erzielt und erzielen wollen, als ein Volk, welches die Natur ſo reich geſegnet hat, auszubeuten und ihm den Segen des Herrn zum Fluche umzuwandeln. Ob die Indier den Brahma anbeten oder irgend einen Fetiſch verehren, das iſt ihren Unterdrückern eigentlich gleichgültig. Gebieter, Herren über ſie zu ſein, ſich in den ungeſtörten und unangefochtenen Beſitz ihres ſchönen und reichen Landes zu ſetzen, ihrem raffinirten Luxus zu fröhnen, die Mittel zu ſchöpfen, um die ungeheuren Steuern und Zinſen ihrer Staatsſchuld im Mutterlande zu decken, das iſt es, worauf es ihnen überall ankommt. Wo man das Chriſtenthum predigt, da geſchieht es, um die wilde kräftige Natur zu zähmen und zu bändigen, und um ſie nach europäiſcher Art beſſer regieren zu können. Ich bin aber überzeugt, daß ſich dieſe frommen und ſittenreinen Indier beſſer ſo wie ſie ſind regieren laſſen, als die ſtolze und aufgeblähte Bourgeoiſie in Frankreich und in England, als das von ihrem Luxus und ihrem Afterdünkel angeſteckte Volk.

Dieſe Betrachtungen, welche mir ſchwer auf die Seele fielen, gaben meinem Entſchluß, es der Favoritin des Tſching-Lai nachzumachen, eine ganz andere Richtung. Ich ſehe nicht ein, ſagte ich mir, welches Intereſſe ich daran habe, den wilden Prinzen für die Engländer zu civiliſiren und ihrem Schachergeiſt eine neue Stütze zu ſchaffen. Der Prinz gefällt mir gerade ſo wie er iſt, mit Ausnahme ſeines Harems und ſeiner Vielweiberei. Nur darin werde ich ihn zu verbeſſern ſuchen. Ich will ihn civiliſiren aber für mich allein. Das iſt in der That ein lockender Plan. Gelingt er mir, nun gut, dann iſt es doch immer ſchon etwas, Prinzeſſin von Kaboul zu ſein, und als ſolche werde ich ſicher eine andere Politik befolgen, als die Prinzeſſin Tſching-Lai. Wir werden das Joch Englands abſchütteln, wir werden uns nicht mehr von ihnen bei der Naſe herumziehen laſſen. Mein wilder Prinz wird ſich als Held zeigen und ich an ſeiner Seite kämpfen.

Wir Frauen haben doch eigenthümliche Momente in unſerem Leben. Wenn

wir uns einmal entſchließen, einen Mann lieben zu wollen, dann ſind wir im Stande, Alles aus ihm zu machen, natürlich nur in der Phantaſie. Das weibliche Herz, das ſich mit ſeiner Liebe oder ſeiner Neigung ſchmeicheln will, welches, je unerklärlicher ihm dieſe iſt, jemehr das Bedürfniß fühlt, den Gegenſtand ſeiner Neigung mit einem gewiſſen Nimbus zu umgeben, iſt erfinderiſch an Combinationen, welche ihm den geliebten Gegenſtand oft zu einem ganz anderen Weſen machen, als er iſt. Daher kommt es, daß die Liebe ſo oft allen denen als die größte Thorheit erſcheint, welche eben keine Neigung zu dieſem Gegenſtande falſcher Vergötterung haben.

Ich war alſo entſchloſſen, meinen Prinzen für mich ganz allein zu civiliſiren, und ich fuhr während unſerer Reiſe in meinen Verſuchen fort, die einen ſehr guten Boden fanden. Freilich war es bis jetzt noch bloße Theorie, und es mußte ſich erſt ausweiſen, ob der Prinz auch in der Praxis beſtehen würde.

Nach einigen Tagereiſen kamen wir nach der Stadt Patna, woſelbſt der Prinz einen befreundeten Radja beſuchen wollte. Aber er war am Tage zuvor geſtorben. — Wir hörten, viele Schritte von ſeinem Palaſte entfernt, ſchon das Geheul der Klageweiber. Der Prinz wollte dem Leichenbegängniſſe mit beiwohnen, und wir wurden von dem Sohne des verſtorbenen Radja auf das Freundlichſte aufgenommen. Aber der Aufenthalt wurde mir durch das unausſtehliche und widrige Geſchrei der Frauen, welches Tag und Nacht währte, ſehr verleidet. Die Ceremonie des Begräbniſſes ſelbſt hatte aber daſür nicht das Schauerliche, welches in früherer Zeit und ſelbſt noch heute bei Begräbniſſen indiſcher Fürſten vorkommt. Ich meine die Verbrennung der Weiber. Die Engländer, das muß man geſtehen, haben ſich die größte Mühe gegeben, dieſe ſchreckliche Unſitte völlig auszurotten. Aber es iſt Ihnen bis jetzt noch nicht vollkommen gelungen, und man hört bei dem Tode größerer indiſcher Fürſten von der oft wirklich freiwilligen Verbrennung der Weiber. Man iſt in Europa gewöhnt dieſe Handlung als einen Heroismus zu betrachten und zu bewundern. Es iſt aber nichts als Fanatismus, und oft genug ergreift die unglücklichen Frauen, ſobald ſie die Flammen berührt haben, die fürchterlichſte Verzweiflung. Die fürchterlichſte Scene, welche die indiſchen Annalen in dieſer Beziehung kennen, hat ſich bei dem Tode eines Fürſten von Maratta ereignet. Die Fürſten dieſes Landes waren bekanntlich den Engländern früher ſehr gefährlich und die mächtigſten und kriegeriſchſten in Indien. Die Intriguen, welche die Engländer ſpielten, um die Macht dieſer Fürſten zu brechen, würde eine Chronica ſcandaloſa der Diplomatie abgeben, wie ſie die Geſchichte keines andern Volkes vielleicht aufzuweiſen hat. In dieſem Lande der Maratten ſtarb ein 80jähriger Fürſt, und mit ſeiner Leiche ſollen nicht weniger als 47 Frauen lebendig verbrannt worden ſein. Die Ceremonien bei ſeiner Leichenfeierlichkeit waren folgende:

Außerhalb der Stadt war eine tiefe, zirkelrunde Grube verfertigt worden. Mitten in derſelben ſtand ein hoher hölzerner Pfahl, auf deſſen Spitze ein reich verzierter Kaſten angebracht war, in welchem der verſtorbene Fürſt in ſeinem größten Staate lag. Nachdem die Braminen ihre Gebete und Segnungen verrichtet hatten, wurde der Pfahl angezündet und die unglücklichen Frauen, reich mit Edelſteinen und Blumen geſchmückt, näherten ſich, Todtenlieder ſingend, in einem feierlichen Zuge. Sie gingen nun ſo lange um den Rand der Grube, bis das Bette mit der Leiche von den Flammen ergriffen und herunter geſtürzt war. Die Favoritin des verſtorbenen Fürſten, welche deſſen Schwert in ihrer Hand trug, reichte es dem Nachfolger mit folgenden Worten hin:

Nimm hin dieſes Schwert, mit welchem der verſtorbene Herrſcher, mein jetzt im Paradieſe einherwandelnder Herr und Gebieter, über ſeine Feinde triumphirt hat. Bewahre es wie eine theure Relique, verdirb, vertilge damit Deine Feinde, wie er es gethan, aber hüte Dich, es jemals mit dem Blute Deiner Unterthanen zu beflecken. Herrſche als Vater, wie er geherrſcht hat, und Du wirſt glücklich und lange leben wie er, und erſt ſpät, wie er, Dein ruhmvolles Leben beſchließen. Da er nicht mehr iſt, mag auch ich nicht länger in der Welt bleiben. Meine einzige Sehnſucht iſt, ihm zu folgen.

Nachdem ſie dieſe Worte geſprochen, überreichte ſie das Schwert dem neuen Fürſten, welcher durchaus nicht gerührt ſchien und wenig Theilnahme für das Geſchick der Fürſten zeigte. Dieſe ſchien zuerſt ſelbſt ſehr gefaßt zu ſein. Eine ihrer Dienerinnen, eine Chriſtin, hatte oft mit ihr über Religion geſprochen, aber ſie hatte nie den mindeſten Eindruck auf ſie machen u. ſie von ihrem Götzendienſt abziehen können. Jetzt mochte ihr wohl Manches von dieſen Unterredungen einfallen, denn mit einem Blick voll Verzweiflung ſchrie ſie, als ſie ſich dem Feuer näherte:

Ach! Muß ſo alle menſchliche Glückſeligkeit enden? Und ich ſoll mich mitten in dieſe furchtbaren Flammen ſtürzen!

Entſetzen und Angſt malte ſich in ihren Zügen, dann aber ſuchte ſie ſich zu faſſen, heftete ihre Blicke feſt auf den brennenden Pfahl, rief ihre Götter an u. ſtürzte in das Flammenmeer.

Die zweite Frau war die Schweſter eines Prinzen, der bei dieſem entſetzlichen Opfer zugegen war. Sie näherte ſich ihrem Bruder und gab ihm die Juwelen, womit ſie geſchmückt war. Der Schmerz übermannte ihn, er brach in Thränen aus, und umarmte krampfhaft ſeine unglückliche Schweſter. Sie hingegen blieb unbewegt, rang ſich von ihm los und ſah bald den Pfahl, bald die ihn Umſtehenden an. Mit dem lauten Rufe: Chiva! Chiva! (der Name eines ihrer Götzen) ſprang ſie in die Glut. Ihr folgten nun Eine nach der Andern. Einige gefaßt, aber die Mehrzahl voll Angſt und Verzweiflung. Eine von ihnen lief zu einem chriſtlichen Soldaten, den ſie unter der Wache gewahr wurde, umklammerte ihn, und bat ihn, ſie

zu retten. — Doch mitleidslos ſtieß ſie dieſer Abtrünnige mit ſolcher Gewalt vor ſich, daß ſie in die Grube und in die Flammen fiel. Dieſe Gräuelthat ſoll ihn aber gleich darauf mit ſolchen Gewiſſensbiſſen erfüllt haben, daß er darüber in ein heftiges Fieber verfiel und daran verſtarb.

Viele Frauen zeigten anfänglich die größte Seelenruhe, aber wenn ſie dem Pfahle ſo nahe kamen, daß ſie die Glut anhauchte, geriethen ſie in die ſchrecklichſte Angſt und wollten wieder umkehren. Dann aber wurden ſie von der Wache mit Stößen wieder zurückgetrieben, und ſo ſtürzte Eine über die Andere in das Feuer. Den Tag darauf ſammelten die Braminen die Knochen und verſenkten ſie in den See. Der Stumpf des Pfahls, der in die Erde geſenkt und vom Feuer nicht verzehrt war, wurde abgehauen und auf dem Platz ein Tempel errichtet. Der verſtorbene Fürſt und ſeine verbrannten Frauen wurden nun unter die Zahl der Götter und Göttinnen verſetzt.

Jetzt kommen, wie geſagt, dergleichen entſetzliche *Auto da fés* nur ſelten vor, und bei dem Begräbniſſe des Radja von Patna hatten ſeine Weiber nichts Anderes zu thun, als zu ſchreien und ſich das Haar auszuraufen.

Ich fand unter dieſen heulenden und ſcheinbar verzweifelnden Frauen auch eine Chriſtin, welche ſich mir näherte und mir in engliſcher Sprache in's Ohr raunte, daß ſie ſich ſehr unglücklich fühle, und nach einem Auswege ſuche, dem Elend, welches ihr bevorſtehe, zu entkommen. Da ich wußte, daß der Prinz von Kabul bei dem Sohne des verſtorbenen Radja übernachten wollte, ſo erſuchte ich dieſen, mich dieſe Nacht in Geſellſchaft der Chriſtin zubringen zu laſſen, was er mir auch gern geſtattete.

Die Unglückliche umarmte mich vor Freuden, als ich ihr die angenehme Mittheilung machte.

O, endlich, rief ſie, ſendet mir Gott ein Weſen, vor dem ich mein Herz ohne Scheu ausſchütten kann!

Ich war in der That neugierig, die nähere Mittheilung der Frau zu hören. Im Begriffe, einem wilden Prinzen unter deſſen Dach zu folgen, mußte mir jeder Aufſchluß über das Leben in einem Harem von Intereſſe ſein.

Für die Fackel.

Wunder in der Inſektenwelt.

Von Carl Kunke,
Lehrer in Louisville, Ky.

Wir wollen jetzt ſehen, daß wir Eichen- und auch Roſenbüſche finden.

„Nach Roſenbüſchen brauchen wir, denke ich, nicht weit zu gehen. Wenn ich nicht irre, ſtehen dort drüben an dem ſonnigen Abhange des nächſten Hügels genug Roſenſträucher." Aber was wollen Sie dort? Wollen Sie einen Roſenſtrauß pflücken?"

Nein, das nicht; aber komm nur. Haſt Du nicht an Roſenſtöcken hie und da ſtatt eine Roſe etwas anderes geſehen?

„Ich erinnere mich nicht — doch ja! Dann und wann wächſt ſtatt einer Roſe etwas, das faſt wie Moos ausſieht; was es aber iſt, weiß ich nicht, obſchon es Einem Verdruß macht.

Nun hier iſt ſchon ein Moosgewächs. Schneide mir es ab.

Siehe da, unterhalb dieſes moosartigen Gewächſes, das faſt ſelbſt wie eine fremdartige Blume ausſieht, iſt eine Anſchwellung. Schneide dieſe behutſam auf.

„Ach, da iſt eine Made darin!"

Ja, eine Made — eine Larve iſt darin; und ſie und ihre Mutter ſind die Schöpfer dieſer fremden Blume.

Ich habe die von den Schlupfweſpen, die zu dieſen Hautflüglern gehören, erzählt, als wir auf der Schmetterlings- und Raupenjagd waren. Ganz ähnlich jenen Schlupfweſpen, die ihre Eier in Larven und Raupen legen, ſind die Gallweſpen (*Cynips*). Dieſe aber legen ihre Eier, je eins, in die Blätter und Zweige von Pflanzen wahrſcheinlich in Begleitung einer reizenden Subſtanz, welche mehr Säfte nach dieſer verwundeten Stelle zieht, wodurch dann gewiſſe Auswüchſe entſtehen. Eine Gallweſpe iſt es nun auch, ein Thierchen, welches der gewöhnlichen Weſpe ziemlich ähnlich gebaut iſt, — nur kleiner — welche in die Roſenzweige ihre Eier legt. An der Stelle entſteht dieſer Auswuchs, oder dieſe Galle, und erſt auf dieſer wächſt die fremde Blume, die der Volksmund Schlafapfel genannt hat.

„Das hätte ich nun wohl ſelbſt finden können, da ich dieſe Schlafäpfel oft in meinem Garten geſehen habe."

O ja! Aber wie Du, ſo ſind gar viele Menſchen. Sie ſehen Erſcheinungen, allein ſie ſtreben nicht, die Urſache derſelben zu erkennen. Wäre es denn ſonſt möglich, daß — nicht blos in alten finſteren Zeiten — wie heute noch, von Behexungen, Hexerei, Hexen, Hexendoctoren, Teufelsaustreibungen ꝛc. die Rede ſein könnte?

Dieſe Roſengallen-Weſpe nützt und ſchadet uns nichts, wenn wir nicht allenfalls den Aerger eines Roſenzüchters zu dem Schaden zählen wollen. Aber es giebt deren, die uns großen Nutzen gewähren, und nicht weniger bewunderswerth ſind. Da iſt der Galläpfelwurm. Eine ſolche Gallweſpe in Syrien legt ihre Eier nieder an einer Eichenart. Wie hier am Roſenſtrauch entſteht eine Galle oder Kupper, und dieſe wird zur Bereitung der Tinte z. B. benützt. Eine ähnliche Gallweſpe lebt auch bei uns. Die Galläpfel (Eichäpfel) aber, die durch ihren Stich entſtehen, ſind nicht viel werth, werden aber doch in der Färberei benutzt.

In der Heimath der Feigenbäume giebt es eine Gallweſpe (*C. Benes*) de-

zen Stich merkwürdige Folgen hat, und die deswegen gehegt wird. Sie ſticht nämlich die Feigen an. Dieſe Früchte reifen dadurch einestheils früher und anderntheils werden ſie viel größer und ſaftiger, ſo daß ein Baum an welchem dieſes Inſekt beſonders thätig war, oft den vierfachen Betrag an Schwere der Frucht liefert, als ohne daſſelbe.

„Ich habe manchmal auch ſo kleine Wespen in die Löcher kriechen ſehen, die in den alten Fenſterſtöcken meines Hauſes ſind. Sind das auch ſolche Schlupf- oder Gallwespen? Oft haben ſie ein kleines Räupchen hineingeſtopft.“

Das ſind keine Schlupf- und keine Gallwespen, gehören aber auch zu den Hautflüglern. Es ſind Holzwespen oder auch Mauerwespen ꝛc.

Ich will Dir das Wunderbare von nur einigen erzählen, vielleicht finden wir auch noch mehre auf unſerem Wege. Alle zuſammen machen ſie entweder eine, oder auch mehre cylindriſche Höhlen in die Erde, oder in mürbes Holz, oder ſie bauen ſie aus Staub ꝛc. an andere Gegenſtände. In jede ſolche Röhre legen ſie ein Ei, und ſtopfen zugleich eine Larve, Raupe oder Honig hinein, worauf die Röhre von außen geſchloſſen wird. Das Junge muß von den Mitteln bis zur Entwickelung leben. Die Mutter täuſcht ſich auch nicht über die Größe des Vorraths.

Eine Art macht dieſe Höhle in Sand. Nachdem ſie das Ei hineingelegt, verſchließt ſie dieſelbe ganz locker. Dann fliegt ſie fort und holt eine Raupe, die oft mehrmal größer iſt, als ſie ſelbſt, oder ſie holt mehre kleine und ſtopft ſie in die Röhre. Sie ſcharrt dann Sand und Erdſtückchen in das Loch, ſo lange, bis es mit der andern Fläche des Bodens gleich iſt.

Eine andere, eben ſo häufige Art iſt die Mauerwespe, die in Mauern zwiſchen den Steinen eine mehre Zoll tiefe Röhre macht. Den herausgegrabenen Mörtel klebt ſie mit einer Feuchtigkeit zuſammen und ſetzt ihn um das gemachte Loch her an, ſo daß alſo auch außen eine Röhre entſteht. Auf den Grund der Röhre in der Mauer legt ſie ein Ei. Dann holt ſie oft an 12 Stück kleine Raupen, die ſie wie Tabacksrollen zuſammengeringelt, und ſo lebendig eine auf die andere hineinſchiebt. Die äußere Röhre wird nun von ihr demolirt, und mit dem Material die innere zugemauert. Und dann wiederholt ſie ihre Arbeit, bis ſie alle ihre Eier untergebracht hat.

Wir brauchen nicht die Merkwürdigkeiten der Thierwelt in Auſtralien, Afrika und Centralamerika zu ſuchen, unſere eigene Thierwelt giebt uns genug zu rathen auf. Wer aber auf Bildung Anſpruch macht, ſoll von dieſen, wie von jenen wiſſen.

Die Töpferwespe, eine andere Art, macht ihre Röhren in Holz, iſt aber damit noch nicht zufrieden, ſondern tapezirt, um es ihren Jungen recht wohnlich zu machen, dieſelben noch mit Thon aus.

Eine der merkwürdigſten Arten lebt in Kentuky, Indiana ꝛc. und baut gewöhnlich an die innern hölzernen Wände der geheimen Gemächer bei den Wohnungen der Menſchen. Sie trägt feuchte Erdklümpchen zuſammen und mauert ſie äußerſt glatt auf einander, bis ein Gebäude, und zwar Zelle an Zelle enthaltend, entſteht, daß etwa 1 Zoll tief, 1½ Zoll breit und 2—3 Zoll lang iſt. Jede der 8—12 Zellen iſt ½ Zoll weit und innen länglich eiförmig. Iſt ein Ei abgeſetzt und die zukünftige Larve mit einem kleinen Magazine verſehen, ſo wird über die Zelle ein Deckel gemauert.

„Ich habe dieſe Art ſelbſt oft beobachtet, und geſehen, wie ſie den Koth von naſſen oder feuchten Stellen holt.“

Weißt Du aber auch, daß es Wespen giebt, die Papierfabrikanten ſind, ohne daß ſie Lumpen gebrauchen?

„Die könnten wir jetzt bei dem hohen Preiſe der Lumpen recht gut brauchen; aber ich kenne ſie nicht.“

Hat Dich noch keine Wespe geſtochen, wenn Du in den Apfelkorb griffſt, oder wenn Du Trauben abſchnitteſt?

„Dieſe läſtigen Gäſte kenne ich ja wohl!“

Das ſind die genannten Papierfabrikanten. Es giebt Wespen, die ihre Colonien in der Erde anlegen; andere thun es in Mauerlöchern; andere an Hauswänden; andere unter Dächern und andere an Baumäſten. Alle Bewohner einer Wespencolonie ſind Weibchen, Männchen und Geſchlechtsloſe. Das Weibchen iſt bedeutend größer als das Männchen, wie faſt bei allen Inſekten; beide aber größer als die Geſchlechtsloſen. Sie fliegen aus an altes Holz, reißen mit ihren ſtarken Kiefern kleine Faſern los, befeuchten ſie mit ihrem Speichel und kneten eine Art Papier daraus. Davon bauen ſie ein äußeres Gehäuſe; in dieſem wird eine Etage mit faſt ſechseckigen Zellen angelegt, und zwar die Oeffnungen nach unten. Iſt die Colonie groß, ſo wird das äußere Haus vergrößert und immer neue Etagen werden gebaut, die mit eben ſolcher Löſchpapiermaſſe an die vorhergehende angehängt werden, doch immer ſo, daß ein gehöriger Raum zwiſchen zwei Etagen bleibt. Ich habe ſchon Neſter gefunden, wenn auch ſehr ſelten, die ſieben ſolcher Etagen hatten und mehr als 18 Zoll im Durchmeſſer hielten. Und ſie werden oft ſehr nothwendig gebraucht. Die Wespen haben jährlich dreimal junge Larven, ſo daß wohl an 30,000 Zellen gebraucht werden. Daß nun dieſe Brut nicht durch den Regen leidet, iſt erſtens die äußere Papiermauer gebaut worden. Doch die könnte erweicht werden, dafür iſt geſorgt worden. Es werden daher an der inneren Seite der Mauer noch etwas elliptiſche Anbaue gebracht. Und dann ſind auch die einzelnen Etagen nicht an die Außenmauern angeheftet.

Um aber dieſe ungeheure Brut zu ernähren, dazu gehört Arbeit. Die Wespen ſelbſt leben von ſüßen Früchten und auch von Fleiſch. Ihren Larven aber bringen ſie Inſekten und Inſektenlarven und füttern ſie, wie die Vögel ihre Jungen, äußerſt zärtlich.

Mit welcher Tapferkeit und Umſicht die Alten bei ihrem Raub umgehen, davon erzählt der Naturforſcher Darwin Folgendes:

Eine Wespe fuhr plötzlich auf eine

große Spinne los und flog dann fort. Die Spinne war augenſcheinlich verwundet, denn als ſie fliehen wollte, wollte ſie einen kleinen Abhang hinunter, hatte aber noch Kraft genug in einen dichten Grasbuſch zu kriechen. Die Wespe kehrte bald zurück und ſchien erſtaunt, als ſie ihr Opfer nicht gleich fand. Dann machte ſie eine regelmäßige Jagd und machte kurze Flüge im Halbkreiſe. Die Spinne, obſchon wohl verborgen, wurde bald entdeckt und die Wespe, offenbar noch in Furcht vor den Kinnladen des Gegners, ſtach ihn, nach vielem Manövriren, in die untere Seite des Bruſtſtücks. Endlich unterſuchte ſie ſorgfältig mit ihren Fühlern die jetzt bewegungsloſe Spinne und fing an, den Körper hinwegzuziehen, um ihn in ihr Neſt zu ſchleppen. Die Wespe kannte alſo ſicher die Gefährlichkeit des Gegners und ſeine Waffen. Hienach richtete ſie ihre Angriffe ein. Sie wußte aber auch, was ihre Waffe und ihr Gift werth ſei, in wie viel Zeit es wirken mußte, und flog darum weg.

„Nun, ihre Wuth und Tapferkeit hat wohl Jeder ſchon erfahren, der unverſehens in die Nähe ihrer Behauſungen kam. Man kann ſich ja wahrhaftig gar nicht vor ihnen retten. Aber ich wollte gern noch etwas wiſſen. Sie ſagten, daß in Einem Neſte 50,000 Junge jährlich ausgebrütet würden. Da könnte man ja aber gar nicht mehr vor Wespen exiſtiren!“

Nicht ganz ſo, ich ſagte, daß ſie für drei Bruten ſo viel Zellen bedürfen. Nun kommt aber die letzte Brut in den ſpäten Herbſt, zu einer Zeit, in welcher die Wespen ſ t e r b e n. Gewöhnlich bleiben nur einige trächtige Weibchen leben, die ſich ſo gut als es eben geht, gegen die Winterhärte zu ſchützen ſuchen. Ehe nun die Geſchlechtsloſen ihren Tod erleiden, ziehen ſie die Larven aus ihren Zellen und ſetzen ſie auf die Straße, wo ſie, wie ausgeſetzte Säuglinge oder alte Krüppel, über die ſich Niemand erbarmt, umkommen. — Im Frühling kommt das Weibchen aus ſeinem Aſyle, baut ſich ein kleines Haus und legt ſeine Eier. Die Geſchlechtsloſen kommen zuerſt aus, und helfen der Mutter nun aufs allereifrigſte ſowohl im Weiterbau des Hauſes, als auch als Ammen.

Im nördlichen Südamerika kommt eine Wespe vor (*Vietriata*), deren Neſtes äußeres Gehäuſe nicht blos aus Papier, ſondern aus einer feinen und ſehr feſten P a p p e beſteht. Die Colonien ſind aber nicht ſehr ſtark bevölkert.

„Ich kann die ganze Sippſchaft überhaupt nicht lieben, obgleich ich vieles Neue von ihnen erfahren habe, was höchſt merkwürdig iſt. Ich erinnere mich aber jetzt noch einer Art Wespenneſter, die ich in Wäldern Indiana's an Bäumen hängen ſah. Dagegen iſt das Neſt, welches Sie vorhin erwähnten, klein. Ich ſah Neſter (und nun fallen mir Ihre Papierfabrikanten recht wohl ein), die 2½ Fuß lang und 1½ Fuß dick waren. Ich habe ſie innerlich nicht geſehen, weil ich den Menſchenfeinden von Wespen aus dem Wege gehe; was ich aber von unten ſehen konnte, war mir auffällig. Dieſe großen Neſter, die wie Rieſenfrüchte ausſehen, hängen an ganz ſchwachen Zweigen, kaum ¼ Zoll ſtark, und dieſer Zweig eines jeden iſt in das Neſt mit hinein gebaut. Das Gehäuſe iſt aber nicht ſo rein von Papier gefertiget, ſondern es ſind ganze Baumblätter mit hinein gebaut. Ich habe ſie nur an Eichen geſehen.“

Ein ſolches Neſt habe ich. Da es aber das einzige iſt, ſo kenne ich es nicht im Querdurchſchnitt. Die Wespe muß, nach dem Eingangsthore zu ſchließen, ein ziemlich großes Thier ſein.

Die größte, maſſenhafteſte der Wespenarten iſt die H o r n i ſ ſ e, (*V. Crabro*). Unter Umſtänden werden ſie Menſchen und Thieren gefährlich. Sie bauen ähnlich Neſter wie die Wespen der geſchilderten Arten; doch ſind die einzelnen Zellen nicht ſo regelmäßig und ſo eng aneinander. Am liebſten bauen ſie in hohle Bäume und in alte hölzerne Gebäude.

In der Nähe meines früheren Wohnortes war in dem Nebengebäude eines Bauernhauſes ein ſolches Horniſſenneſt. Da in dieſen Neſtern ein gewiſſer ſehr ſeltener Raubkäfer lebt, der noch ſeltener zu finden iſt, ſo wollte ich dies Neſt durchſuchen. Ich verſtopfte zu dem Ende vorſichtig alle Zugänge in das Neſt und ſchüttete dann durch einen derſelben ſiedendes Waſſer in daſſelbe. Da kam ich aber ſchön an! Ich mochte wahrſcheinlich ein Thier nicht bemerkt haben, und indem ich anfing Waſſer zu ſchütten, ſchwärmte und brummte ein ganzes Chor Horniſſe um mich her. Ich hatte keine andere Rettung, als zum Fenſter hinaus auf den Düngerhaufen zu ſpringen. Allein auch das war vergeblich. Sie verfolgten mich in ihrer Wuth, und in der Angſt meines Herzens ſprang ich, ſo gut Beine und Athem wollten, immer mich mit dem Schöpfer vertheidigend, nach dem etwa 200 Schritte entfernten Fluſſe und ſtürzte mich hinein. Da ich etwa eine Minute untergetaucht hatte, war ich meine bösartigen Verfolger los. Ich kann aber verſichern, daß, da ich mit 2 Stichen davon gekommen war, ich nie wieder Käfer in Horniſſenneſtern geſucht habe.

Am nützlichſten von allen Hautflüglern, und am bewunderungswertheſten iſt die H o n i g b i e n e. Sie iſt wahrſcheinlich ein ächt europäiſches Thier. Nach Amerika wurde ſie 1675 verpflanzt. Hier wurde ſie, ſich über den ganzen Continent ausbreitend, bald wild, und baut, als ſolche, ihre Wohnung in alte hohle Bäume.

Man theilt eine ſolche Bienencolonie ebenfalls in männliche, weibliche und geſchlechtsloſe Thierchen, welch letztere aber Weibchen ſind, die nur nicht Eier legen können. Und ſie ſind die eigentlichen Arbeitsbienen, die mit ungemeinem Kunſtſinn und mit Ordnungsliebe und Fleiß uns Menſchen ſo manches Pfund Honig und Wachs bereiten.

Die Arbeitsbiene iſt am kleinſten, und kaum halb ſo groß, als die Königin, obgleich letztere keinen andern Urſprung hat, als jene. Die Eier ſind dieſelben, allein diejenigen, aus welchen Königinnen werden ſollen, werden mit viel beſſerer Koſt verſehen, als die der Arbeitsbienen, und

wohnen in größeren Zellen, werden auch überhaupt beſſer gepflegt.

„Iſt es nicht gerade, wie auch bei den Menſchen? Es läuft manch beſſerer General mit dem Kuhfuß einher, als die, welche Säbel tragen. Es geht manch beſſerer Philoſoph hinter dem Pflug her, als die in Hörſälen, auf Kanzeln ꝛc., ihr Bischen Witz auskramen. Es läuft manch beſſerer Präſident oder Fürſt im rußigen Werkeltagskleide herum, als die, welche auf Thronen oder jetzt in weißen Häuſern ſitzen.“

Bei den Menſchen bauen die Bienen in die bereit gehaltenen Körbe oder Bienenſtöcke. Wunderbar iſt es nun, wie emſig und geſchicklich dieſe Thierchen zu Werke gehen, wenn ſie eine neue Wohnung beziehen. Viele machen die neue Wohnung rein; Andere ſuchen alle kleinen Löcher und Ritzen auf und verſtopfen ſie aufs Genaueſte mit herbeigetragenem Wachs, um jeden Feind, jeden Wind ꝛc. abzuſchließen. Sodann fangen ſie an, ihre Wabben zu bauen, indem ſie oben am Deckel beginnen, und eine ſechsſeitige Zelle an die andere reihen. Dieſe Wabben aber haben auf beiden Seiten Zellen, und ſind von einander ſo weit abſtehend, daß die Bienen bequem dazwiſchen durchgehen können. Zwiſchen den einzelnen Zellen findet aber auch nicht der geringſte Zwiſchenraum Statt. Dieſe Zellen nun haben verſchiedene Zwecke. In ſehr vielen wird Honig aufgeſpeichert, und, wenn ſie gefüllt ſind, werden ſie mit Wachs vermauert. In anderen häufen die Bienen ihre eigene und die Nahrung der Brut, das ſogenannte **Bienenbrod** auf. Wieder andere ſind die Zellen, in welche je ein Ei von der Königin gelegt wird. — Nachdem dies geſchehen, kommt nach 2—3 Tagen aus dem Ei die kleine Larve, welche, da ſie nicht ſpazieren, auch nicht nach Nahrung zu gehen braucht, auch keine Füße von der Natur erhalten hat. Eine Menge Pfleger giebt es, die für ſie ſorgen und ſie füttern müſſen. Iſt die Zeit unter dieſer Macht ſo weit verfloſſen, daß die Larve in ein anderes Stadium des Lebens, in den Puppenſtand übergehen will, ſo werden auch dieſe Zellen von außen mit Wachs vermauert.

In dieſem Sarge von Wachs geht nun die Verwandlung in eine jung. Biene vor ſich. Iſt aber die Zeit zur Auferſtehung als ſolche da, ſo zernagt ſie den Deckel und kommt, aber ziemlich unanſehnlich und zerknittert, hervor. Sofort eilen aber dann die alten Ammen herbei, und zupfen und glätten das Kleidchen und die Schwingen zurecht daß die neue Bürgerin hofmäßig erſcheine. Und dies iſt auch ſehr nöthig. Häufig verläßt (ganz gegen die Gewohnheit ihrer menſchlichen Schweſtern), die alte Königin mit ihrem Anhange (Schwarme) den Stock kurz vor der Zeit, ehe die Brut auskommt. Dieſer junge Anwuchs ſchließt ſich nun einer neuen jungen Königin an, und verſucht ebenfalls eine Völkerwanderung. Werden zuletzt noch mehre Königinnen geboren, ohne daß die Völker für alle ausreichten, ſo müſſen jene es auskämpfen, wer die Herrſcherin ſein ſoll. Und hitzig ſind dieſe Kämpfe, da in keiner Colonie mehr als eine Königin ſein darf.

„Was machen denn unterdeß die Männchen?“

Ach, dieſe armen Geſchöpfe ſind eben nichts weiter, als Coburger, ich meine, nichts weiter, als die Männer ihrer Frauen! Den männlichen Bienen oder **Drohnen**, die größer und breiter als die Arbeitsbienen ſind, hat die Natur ſogar den Stachel verſagt, den alle Uebrigen haben. Fliegt die Königin einmal ſpazieren, ſo begleiten ſie dieſelbe. Doch auch dieſe Herrlichkeit dauert nur bis in den Hochſommer. Die Arbeiter bekommen dieſe faulen appanagirten Prinzen ſatt; die Verſchwörung kommt zum Ausbruch, und man mordet ſie unter ausgeſuchten Qualen. Man zerſticht ſie mit giftigen Stacheln, man zerkratzt ſie, beißt ihnen die Flügel ab und unter Wuthgeziſch werden die Verſtümmelten an die Luft geſetzt.

„Wie viel Bienen mögen wohl in einem ſolchen Stocke ſein?“

Auf großen Colonien rechnet man 30—40,000; doch ſind die meiſten kleiner. Vom Frühling bis Herbſt legt die Königin an 50—60,000 Eier, und zwar legt ſie nie ein männliches Ei in eine weibliche Zelle oder umgedreht. Die Zellen für die künftigen Königinnen ſind am Ende der Wabben und zwar ſenkrecht angebracht, während alle übrigen wagerecht liegen.

Wenn ein Schwarm die Colonie verläßt, ſo folgt Alles der Königin daher man ſie auch **Weiſer, Weiſel** nennt.

Gewöhnlich hängt ſie ſich dann an ein Baumäſtchen, eine Dachrinne und dergl. und alle ihre Begleiter hängen ſich an und um ſie, wie an einer Traube die Beeren. Von hier fängt man dann den Schwarm ein, entweder mit einem Sacke oder Kaſten, oder in einem Sieb, worin man ſie mit Waſſer beſpritzt, um ſie dann in ihr neues zukünftiges Haus bringt.

„Dieſe bauen nun wieder; aber woher bekommen ſie das Wachs, oder wie bereiten ſie es?“

Alle Arbeitsbienen haben an den hintern Schienbeinen der Länge nach eine Aushöhlung, die man die **Schaufel** nennt. Außerdem ſind dieſe, wie die ganze Biene, mit ziemlichen Haaren bedeckt, und Schaufel und Haare dienen ihnen zum Fortſchaffen des Blumenſtaubes. Haben ſie ihre Laſt geladen, ſo ſagt man, ſie tragen **Höschen**, und manche, die ihre Kräfte überſchätzte, wird dadurch ein Raub des Todes. Manche können verfolgenden Vögeln nicht ſchnell genug entrinnen, und manche fallen, namentlich bei ſtarkem Winde, auf Straßen und Wege, und werden von Menſchen und Thieren zertreten. Andere ſaugen die Honigſäfte aus den Blumen und Blüthchen, den ſie in einem beſonderen Honigmagen nach Hauſe tragen, dort durch den Mund wieder von ſich geben und in die Zellen füllen.

„Aber das Wachs?“

Digitized by Google

Wieder andere ſaugen auch Honigſäfte aus den Blumen, die ſie aber in ihrem Magen zu Wachs verarbeiten, welches dann in äußerſt feinen Blättchen zwiſchen den Hinterleibsringen gleichſam hervorſchwitzt. Andere Bienen, welche beim Bau beſchäftigt ſind, nehmen dieſe Blättchen jenen ab, und verwenden ſie ſofort. Endlich müſſen noch andere das Stopfwachs eintragen, welches ſie von den harzigen Knoſpen der Pappeln, Birken ꝛc. nehmen, um damit Löcher und Ritzen zu verſtopfen, oder auch Körper, die ſie nicht hinausſchaffen können, die ihnen aber ſchädlich werden würden, todte Mäuſe ꝛc. damit zu überziehen.

Der Mittelpunkt der ganzen Colonie iſt und bleibt die Königin; denn ſtirbt ſie, ohne daß ſie von einer andern erſetzt werden kann, ſo geht die Colonie zu Grunde. Es iſt eben ein geheimnißvolles Band zwiſchen ihnen. Die Bienen ſtellen alle Arbeiten ein, werden traurig und ſterben entweder oder verfliegen ſich.

Welches ſind aber die Früchte dieſer unermüdlichen Arbeiter? Ach, dieſelben, die der arme menſchliche Unterthan hat. Der Mächtige kommt und entreißt ſie ihm unter dem Schein des Rechtes, mit Liſt oder Gewalt.

Wenn die Bienen wieder friſch Honig und Wachs ſammeln können, kommt der rieſige Menſch, bricht in ihre Wohnung, und raubt die angeſammelten Schätze, die bei einer großen Colonie ſich auf 20—30 Pfd. Honig und 2—3 Pfd. Wachs belaufen. — Des Menſchen Macht ſchont weder des Walfiſches noch der kleinen Biene.

Doch wir wollen wieder in den Wald gehen und uns noch einmal nach Ameiſen umſehen. Einiges habe ich Dir von ihnen ſchon auf unſeren erſten gemeinſchaftlichen Wanderung erzählt.

Die Ameiſencolonien, die ſehr verſchiedenartig angelegt ſind, beſtehen ebenfalls aus Männchen, Weibchen u. Geſchlechtsloſen oder Arbeitern. Die erſten beiden ſind im Sommer geflügelt und ſchwärmen dann in Unmaſſen umher. Dies iſt die Begattungszeit. Iſt die Begattung vorüber, ſo gehen die Männchen zu Grunde. Den Weibchen aber beißen die Arbeiter die Flügel ab, oder, und namentlich die Weibchen, welche nicht mehr in ihren alten Wohnort zurückkehren, ſondern eine neue Stadt gründen, ſchlagen ſich dieſelben ſelbſt ab, und nun geht es ans Eierlegen. Jedes Weibchen legt 7—8000 weiße Eier, die ſo klein ſind, daß man ſie für klargeſtoßenen Zucker anſehen könnte.

„Legen nicht manche auch ziemlich große Eier? Ich habe doch ſchon viele für meine Nachtigallen und Sproſſer gekauft, ja auch ſogar ſelbſt davon eingetragen!“

Hätteſt Du ein ſolches vermeintliches Ei behutſam geöffnet, ſo hätteſt Du die vollkommene Ameiſe, allerdings noch von weißer Farbe darin gefunden. Was Du meinſt, ſind nicht die Ameiſeneier, dies ſind die Ameiſenpuppen.

„Da iſt ein Haufen von der großen rothbraunen Ameiſe!“

Gut denn, fangen wir bei der Holzameiſe (*F. rufa*) an. Es wird allerdings ſchon etwas dunkel, doch werden wir wohl noch Alles genugſam beobachten können, was uns wichtig iſt.

„Ach! Es ſind keine Ameiſen mehr da; es iſt ein verlaſſener Haufen!“

Im Gegentheil; es iſt eine ſehr bedeutende Colonie, obgleich Du jetzt keine laufen ſiehſt. Wie Du weißt und ſiehſt, iſt der ganze Haufen aus kleinen Holzſtückchen, Erdklümpchen, Blättern, Tannennadeln ꝛc. aufgebaut. Ueberall ſind kleine Oeffnungen in den Haufen, durch welche die Ameiſen aus- und eingehen können.

„Die ſehe ich aber eben ſo wenig, wie die Ameiſen ſelbſt!“

Geduld! Dieſe Holzameiſe iſt am lebhafteſten an warmen, ſonnigen Tagen. Kommt aber der Abend, oder auch ein Regen, ſo zieht ſich der ganze Schwarm zurück ins Innere. Nur einzelne Zimmerleute bleiben noch rührig, nehmen die ſtets bereitgehaltenen Baumaterialien, oder holen auch deren, und verbarrikadiren und verbauen die Eingänge ſo, daß ſie gar Niemand da vermuthet. Einzelne bleiben als Wachen an dieſen Thoren hinter Holzſtückchen und dergleichen verborgen. Kommt der neue helle Morgen, ſo werden die Thore wieder geöffnet.

„Wenn das wahr iſt, — es iſt aber doch gar zu merkwürdig, — ſo muß ich einmal hineinwühlen.“

Aber leicht und vorſichtig! — So, das war gut gemacht. Siehſt Du nun in dieſem Saale Ameiſen?

„Ja, es ſind aber doch nicht viele!“

Es ſcheint hier blos die Wachſtube zu ſein! Nun ſiehe Dir aber auch die vielen durcheinander gewundenen Gänge an. —

„Ach ja, das iſt bewunderungswürdig; und alle münden ſie in dieſem Saal. Es kommt mir vor, wie die Straßen einer Stadt, wenn man von einem hohen Thurme hernieder ſchaut.“

Nun nimm noch eine ſolche Schicht behutſam ab. — Siehe, da findeſt Du ein ganz anderes Volk beiſammen. Es wird aber nun zu dunkel. Würden wir noch mehr abnehmen und einen oder mehre Säle bloslegen, ſo würden wir auch die Puppen und die Männchen und die Weibchen finden. Die Larven und die Puppen werden von den Arbeitern jederzeit in das Gemach gebracht, wo die für dieſe hülfloſen Geſchöpfe zuträglichſte Temperatur herrſcht; alſo ſchaffen ſie dieſelben bei der Nachtkühle in ein von der Oberfläche entferntes Gemach. Am Morgen werden ſie der Sonnenwärme wieder näher getragen.

Die Ameiſen haben keine Vorräthe, wie die Bienen und dergl., ſondern ſie laſſen jeden Tag für ſich ſelbſt ſorgen. Haben ſie Hunger, ſo wandern ſie auf den Wegen, die ſtrahlenförmig von ihrem Haufen ausgehen, dahin, um Nahrung zu ſuchen, die ſie auch leicht finden, da ſie ſehr verſchiedenartige Dinge freſſen. Süßigkeiten, Honig, Zucker ꝛc. ſind ihre beſten Delicateſſen, dann ſüße Früchte, Leichname von kleinen Thieren, Larven, Würmer, Inſekten ꝛc. Zucker u. dgl. kann man kaum vor ihnen ſchützen. Ben. Franklin ging es nicht beſſer; wohin auch immer er ſeine Zuckerbüchſe ſetzte, er hatte Ameiſen darin. Endlich

hing er dieſelbe an eine Schnur an der Decke auf, und lachte die beharrlichen Räuber aus, als ſie allenthalben vergeblich ſuchend, umherliefen. Doch ſahe er nach einiger Zeit eine Ameiſe an der Decke hin, die Schnur herunter, und in die Zuckerbüchſe ſpazieren. Als ſie ihre Mahlzeit geendet, ging ſie deſſelben Weges zurück u. ſiehe da, es war keine Stunde Zeit verfloſſen, ſo kam von der Decke her ein ganzer Schwarm, und alle nahmen denſelben Weg, wie die erſte.

Will man Skelette von Vögeln, Fledermäuſen ꝛc. recht rein und ſchön abgefleiſcht haben, ſo darf man die Leichname nur in eine Schachtel, die mit mehren Löchern verſehen iſt, legen, und dieſe in einen Ameiſenhaufen ſtecken. Nach kurzer Zeit iſt auch nicht eine Faſer mehr an dem feinſten Knöchelchen.

„Sie laufen häufig äußerſt geſchäftig an Bäumen und Sträuchern auf und ab. Was mag ihre Abſicht wohl dabei ſein?“

Keine andere, als Naſchhaftigkeit. Hier ſuchen ſie die Blattläuſe und auch einige Käferlarven auf, die aus ihrem Hinterleibe einen ſüßen Saft ausſchwitzen, welcher für ſie ein ganz beſonderer Leckerbiſſen iſt. Sie warten aber, wenn ſie dieſe ihre Milchkühlein finden, gar nicht einmal darauf, daß dieſe ihnen den Mund ſüß machen, ſondern betteln es ihnen förmlich ab, indem ſie mit ihren Fühlern ihnen den Körper allenthalben zärtlich ſtreicheln. Das mag den Blattläuſen wohlthun und bald erſcheint ein ſolches erſehntes Tröpfchen, das ſorgfältig verzehrt wird.

„Das iſt wunderbar! Wie aber leben ſie denn im Winter?“

Sie bedürfen im Winter ſehr wenige Nahrung. Der Kälte halber gehen ſie ſehr tief in die Erde. Erlaubt es die Witterung, ſo gehen ſie wohl auf die Oberwelt. In der Regel aber melken ſie die erwähnten Milchkühe in ihrer Wohnung. Sie haben nämlich bei Zeiten Blattläuſe eingetragen und an noch nicht ganz dürre Stücke von Zweigen, die ſie ebenfalls als Winterfutter für jene hereingeſchafft haben, angeſetzt. Es nährt alſo ein Thier das andere.

„Kann das möglich ſein?“

Nicht nur möglich, mein Freund, ſondern wirklich; und iſt dies nicht ein wahres Wunder? Es giebt ſogar eine Ameiſenart, die gelbe (*F. flava*), die gar nicht nach Nahrung ausgeht. Sie hat eine Menge Blattläuſe in ihrer Wohnung, und an den Pflanzen und deren Wurzeln um dieſelbe. Und wie ich Dir früher von einigen Käfern erzählte, ſo auch hier. Bei einem feindlichen Angriffe werden zuerſt dieſe Wohlthäter und nach dieſen die Brut in Sicherheit gebracht. Ja, um dieſelben werden oft ſehr hitzige Schlachten gekämpft, wenn die Bewohner einer benachbarten Ameiſenwohnung kommen, um ſie zu rauben, da ſie vielleicht Mangel haben.

Auf dem nächſten Spaziergang will ich Dir noch einiges Wunderbare von dieſen ſo merkwürdigen Thierchen erzählen und zeigen.

Nach dem Original-Manuſcript.

Briefe an Gräfin Csaky Szerletz.

Von S. Ludwig.

Liebenſtein, den 16. Juni 1834.

Zu den angenehmſten Spaziergängen meines Lebens zähle ich den, von der Wartburg hieher in das ſchöne Liebenſtein. Entzückt ergreife ich die Feder, um Ihnen davon ein Bildchen zu ſkizziren.

Von den Zinnen der Wartburg folgte ich am Burgthore rechts den Fußweg durch einen lieblichen Eichenwald und kam bald durch ein Nadelholzwäldchen hinaus auf eine offene grüne Hochfläche, wo ſich in kleiner Entfernung die Meininger Straſſe gezeigt hat. Der Fußweg dehnte ſich rechts am Walde hinab und ſchien nicht einzulenken in die Heerwege; daher ich noch um ſo eher die gerade Richtung zur Straſſe hin verfolgte, indem Wetterwolken einherzogen. Ueber mir das Gewitter, unter mir die Straſſe mit Wegmachern, die Weiſung hätten geben können, ſtand ich am ſteilen Felsabhange der grünen Hochfläche, ſchnell mit Lebensgefahr mich entſchließend, nicht umzulenken, ſondern gerade fort hinab zu klettern in die richtige Bahn. Bis über die Mitte des Abhanges ging es ziemlich leicht, nun aber begann mein treuer Gefährte Almor zu winſeln, und mir nebelte vor den Augen. Ich ſetzte mich, rekognoſcirte das Terrain, ſchnallte den Torniſter vom Rücken herab, ließ ihn hinab rollen, wo er in einem Bächlein wohl eine ſichere aber für den Inhalt nicht ſehr erfreuliche Sieſta hielt, bis ich ihn nach einem kühnen Sprung, ein zweiter Ludwig der Springer, aus der Taufe nahm und in die Traufe des Himmels kam; dies währte nicht lange, ich fand Schutz in einem majeſtätiſchen Buchenwald unter einem Felsvorſprung. Hier ſtellte ich Betrachtungen an über den Sprung und die Irrwege meiner Jugend, welche oft im ſtolzen Bewußtſein des reinen Wollens, Hinderniſſe beſiegend, und ferne Schleichwege verachtend, vor Niemand als vor den Göttern u. dem Verdienſte ſich beugend, verwegen hinſtürmte, um am nächſten zu erreichen des Lebens rechte Bahn. Die Stürme zogen vorüber. Ich ſchnitt Namen in eine ſanfte Buche und weihte den Schönen Stein zur Betty Grotte*) ein.

Die Feuerſtrahlen des blauen Doms zückten in Millionen Funken durch die Kronen des Waldes, das Gefieder ſtimmte heitere Lieder und ich zog begeiſtert über die vielen Treppen hinauf zur Höhe des ſogenannten Sonnenſteins und wandelte hier durch den herrlichſten Buchenhain nach Hohenſonne. Auch hier ſtand einſt ein Ritterſchloß. Von Hohenſonne ſchlängelt der Weg wie in dem lieblichſten

*) *Comtesse Betty Sigray.*

Digitized by Google

engl. Parke hinab nach Wilhelmsthal. Hochſtämmige Buchen, abwechſelnd mit Kiefern und Fichten, gewährten heiliges Dunkel; das Rauſchen der Waldſtröme, das Raſſeln der Blätter und das Jubeln des Gefieders entzückten des Wanderers Bruſt.

Unter Hohenſonne überraſcht eine Felsgrotte, wo zwei weiß bemalte Kanapee's zur Ruhe winken. An beiden Vorderſeiten ſind künſtliche Hügel angelegt, zur Hälfte mit Gräſern, zur Hälfte mit Immergrün geſchmückt; vier majeſtätiſche Buchen am Saume einer Schlucht — aus welcher ſich ein Felsberg emporhebt — bilden gleichſam die Pforte dieſes melancholiſchen Plätzchens. Still vergnügt ſaß ich da und dachte: durch einen Pilger aus fernem Land, ſei dieſer liebliche Hain Adorinen's Grotte genannt. Links an dieſer Grotte führen Steintreppen, neben einer hohen, mit Moos maleriſch ſchattirten Felswand, hinauf zu dem Hirſchſtein. Ueber die Schlucht ſchlingt ſich eine Brücke, deren Geländer aus Baumäſten zuſammengefügt iſt. Tief im Thalſchooße ſchlängelt der Weg im Gehölze hinab nach Wilhelmsthal. Dies, mit ſeinen blumigen Geſtaden an einem See und mit den Sommerbauten des Großherzogs von Weimar, iſt eine ſehr anmuthige Landſchaft. Von hier kömmt man auf der Meininger Straße, meiſt in angenehmen Bergparthien, über Waldfiſch und Kumpeldorf, nach Altſtein und Liebenſtein. Hier iſt herrliche Gegend und das Thal mit den Bädern von Liebenſtein, welche zu Sachſen-Meiningen-Hildburghauſen gehören, iſt beſonders ſchön. Die Bauten im Schooße hoher Buchen und breitäſtiger Linden ſind großartig, obwohl nur leichtweg gebaut. Das Sauerwaſſer iſt lieblich zu trinken. Das Bad wird von zahlreichen Gäſten beſucht. Man erwartete hier ſoeben die Königin von England und andere hohe Herrſchaften. Die Gaſtwohnungen ſind rein und mehre davon elegant. Der untere Saal iſt groß, mit einem Tapeten-Tableaux der Stadt Lyon geziert. Eine Felsgrotte nächſt den Bädern gewährt ein angenehmes, kühles Plätzchen. Von da führen ſchattige Wege hinauf zur Ruine Liebenſtein, wo man über viele Hochflächen und Gebirge einer großartigen Ausſicht genießt. Alles athmet Luſt und Liebe in dieſem ſtillen Tempe; einſam durchzieht ich Berg und Thal, und der Liebe Sehnen und des Geiſtes Streben folgt dem Pilger überall.

Hildburghauſen, 18 Juni 1834.

Von Liebenſtein, gute Gräfin, ließ ich mir den Weg durch das Gebirg, über Steinbach u. Winterſtein, nach Ilmenau weiſen. In Steinbach ſind 2 Eiſenhämmer, 146 Meſſerſchmiede, 90 Schloſſer und 6 Schleifmühlen, welche einer von waldigen Höhen geſchloſſenen Wieſenſchlucht, romantiſches Anſehen geben. Aus dieſer Wieſenſchlucht kömmt man in einen Wald, wo man ſich rechts auf einem Fußſteige zu halten hat und tritt bald auf eine weite Hochfläche hinaus, in deren Mitte dem zweifelnden Wanderer mehrere Hände als Wegweiſer entgegenwinken. Links führt der Weg nach Ruhla, rechts nach Broterode und in gerader Richtung ſetzt geht man in tiefe Waldſchluchten hinab und folgt zwiſchen rieſigen Tannen und Fichten, an rieſelnden Quellen dem Fußweg nach Winterſtein. Von da ging ich über Tabocz, ſtets auf Gangſtiegen, wo es nirgend an Wegweiſern und freundlichen Menſchen fehlte, nach Reinhardsbrunnen. Hier iſt ein Luſtſchloß des Herzogs von Gotha, wo ein von Ludwig dem Springer geſtiftetes Benediktiner-Kloſter ſtand. Dieſes romantiſche Thal, ein wahres Tempe an Anmuth, iſt rings von Tannenbergen umkränzt. Ein großer Teichſpiegel vor dem Schloſſe, rings mit Blumen beſetzt, erhöht den Reiz dieſes feindlichen *sans souci*. Das Plätſchern der Wellen an einer Mühle, das Fällen des Holzes im Wald, der Jubel der Vögel beleben den Hain. Das Schloß in altgothiſchem Style iſt noch nicht ganz ausgebaut. Die ſogenannte *Belle Etage* iſt herrlich, die *alfresco* Malerei des Herrn Poſe aus Hamburg unübertrefflich; die Blumenguirlanden und Kränze ſind wie durch den Zauber der Natur an die Wände hingehaucht. Das Ameublement in dieſem Geſchoſſe wird gothiſch ſein. Zu ebener Erde ward eben an einem Saale gebaut. In der zweiten Etage ſind die Zimmer des Herzogs und der Herzogin; im dritten Stockwerke ſind die einfach eingerichteten, doch ſehr geſchmackvollen Wohnungen für Gäſte. Einige Plafonds malte Herr Blüfner aus Hannover.

Die Anlagen in den Wäldern ſind weit ausgebreitet.

Von Reinhardsbrunnen ging ich nach Friedrichsroda: ein kleines Städtchen im Thüringer Walde, mit guten Garn- und Leinwandbleichen; von da über Engelsbach, Altenburg, in einem reizenden Thale, nach Georgenthal. Hier verläßt man den intereſſanten Thüringerwald, man tritt aus den dunkeln Thälern und Hainen in einen freien Wieſenplan hinaus, wo den fernen Geſichtskreis Gebirgsketten ſchließen, unter denen der Inſelsberg majeſtätiſch ſich emporhebt.

Die Hauptgebirge der herzoglich-ſächſiſchen Länder ſind der Thüringerwald und das Rhöngebirge. Die höchſten Punkte bilden der 3133 Fuß hohe Beerberg, der 3113 Fuß hohe Schneekopf und der 2947 Fuß hohe Inſelberg. Sämmtliche Gewäſſer gehören entweder zu dem Stromgebiet der Elbe, oder der Weſer, oder des Rheins. Zu erſterem gehört die Saale, mit den Nebenflüſſen: weiße Elſter, Ilm und Unſtrut. Zum Flußgebiet der Weſer gehört die Werra, mit der Felda, Ulſter, Neſſe und Hörſel. Zum Letzteren gehören die Itz und die Blies.

Außer Georgenthal führt ein näherer Weg über Friedrichsanfang nach Ilmenau; doch iſt es beſſer den kleinen Umweg über Ohrdruf zu machen. Es iſt dies eine freundliche Stadt mit 4500 Einwohnern an der Ohra, mit einem Schloß, Lyceum und mit nambafter

Gewerkthätigkeit. Von hier geht man über eine Hochfläche hin nach Frankenhain und kömmt durch Fichtenwälder, Angelsberg und Pera vorüber, nach Elgersburg. Hier ſind Braunſtein-Bergwerke. Noch eine Stunde, hieß es da, iſt es bis nach Ilmenau. Ich hatte eine große Meinung von dieſer Stadt und durch ein Schreiben aus Leipzig ſogar Hoffnung an Buchhändler Vogt einen Verleger für meinen Pilger nach Syrakus und die Reiſe nach Belgrad zu finden. Die rauhen Nadelberge, ſammt allem übrigen Einklange dieſer Gegend, hatten jedoch ſo wenig Anziehendes für mich, ich fühlte mich kaum mehr im kultivirten Sachſen zu ſein, daß ich je näher zu Ilmenau, deſto mehr die Hoffnungen für meine Manuſcripte ſcheitern ſah; als ich aber erſt in das todte Städtlein mit ſeinen bunt bemalten Holzbauten trat, da konnt ich den Gedanken nimmer faſſen, daß hier mein Pilger das Licht der Welt erblicken ſoll. Nun, den Brief mußt du ja doch abgeben, dachte ich, nahm unwillig meine Schriften und ging — zu Vogt. Luden's Worte: „dort werden Sie Ihre Rechnung nicht finden" ſchwebten meinem Geiſte vor. Der gute Mann, Herr Vogt zu Ilmenau, wunderte ſich, wie ein Dichter aus Ungarn ſich in ſeine Berge verirrte u. bei Anbieten der Reiſe in Ungarn ſagte er: wer kümmert ſich in Deutſchland um Ungarn. Die Deutſchen gehen nur nach Ungarn, wenn ſie Pferde kaufen wollen — mit der Reiſe nach Syrakus ließe ſich allenfalls Etwas machen." Nun, da muß man freilich nur aus Ilmenau ſein, um in Ungarn nur Pferde zu ſuchen. Hättet Ihr, bereits allerdings ſchon kultivirtere Deutſchen, einen Plattenſee, ein Tokaier-Gebirg, ein Aszelch, einen Karpath, einen Banat, ein Kremnitz u. ſ. w. wie würden eure Dichter Lobgeſänge anſtimmen u. eure Pfennigmagazine ſtrotzen von Erhebungen ſolch herrlichen, ſchönen, majeſtätiſchen, geſegneten Landes; aber laßt nur einmal die Heroldſtimme der Bücherpreſſe tiefer eindringen in die Räume jenes Landes, laßt die Zeit kommen, wo das roſtige Princip des Ariſtokratismus mit ſeinen alles hemmenden Prärogativen wegfällt von den Fluren Pannoniens und man wird ſtaunen, was Ungarn wägen wird in der europäiſchen Wagſchale der Politik, des Handels, der Künſte und der Wiſſenſchaften.*)

Von Ilmenau führt eine herrliche Straße über einen hohen Berg, an deſſen Scheitel ſich dem Rückblick tief über Fichtenſchluchten hinab ein reizendes Panorama von Hochflächen eröffnet, das ſich in triangulärer Form gleichſam an den Aether zu lehnen ſcheint. Zwei Stunden führt jene vortreffliche Straße zwiſchen hohen Fichten, bis man endlich hinab zu einem Jägerhauſe kömmt, das in Ermangelung eines Gaſthauſes dem müden Wanderer Erfriſchung liefert. Man befindet ſich hier in Preußen, und das nahe Dorf Stützebach gehört halb zu Weimar, halb zu Meiningen. Armes, zerriſſenes Deutſchland! — Von da hat man eine halbe Stunde nach Frauenwald, u. zwei eine halbe Stunde nach Schleſſingen. Frauenwald, am Rücken eines Berges, in der Ferne über waldige Schluchten hin, von hohen Alpen umgeben, hat eine ſchöne evangeliſche Kirche; die Häuſer ſind ganz aus Holz gebaut. Von dieſem Orte beginnt einer der lieblichſten Spaziergänge, tief hinab im Schatten dickſtämmiger Nadelbäume nach Neudorf. Hier öffnet ſich ein freundliches Thal, durch das ein Fahrweg hinzieht, über Hinterau nach Schleſſingen. Die Berge ſind hier in ſaatenreiche Hochflächen umgeſtaltet, und beſonders ſchön iſt das Thal zwiſchen dem Städtchen und dem Dorfe Erlau. Freundlicher, eleganter und billiger traf ich auf der ganzen Reiſe noch keinen Gaſthof, als den zum grünen Baum in Schleſſingen. Von da führt eine vortreffliche Straße nach Hildburghauſen; ſie iſt breit, feſt gebaut und ſchlängelt in weiten Krümmungen um die Gebirge. Wenn man den höchſten Theil der Berge erreicht, bietet ſich eine überraſchende Perſpektive dar. In gerader Linie läuft die Straße hinab, an deren Saum, unter einem hohen koniſchen Berge, welcher bis zum Scheitel mit Saaten geſchmückt iſt, romantiſch eine kleine Kirche ſich darſtellt, indeß den Hintergrund in grauer Ferne die Gebirge von Baiern bilden. Dieſe entſchwinden dem Auge, wenn man der Stadt näher kömmt; man fährt zwiſchen fruchtbaren Feldern, hat vor ſich eine Reihe urbarer Hochflächen, deren ſchönſter Theil der ſogenannte Stadtberg iſt, an welchen ſich die Thürme und Häuſer des ſchönen Hildburghauſen zu ſchmiegen ſcheinen.

Durch eine breite Vorſtadt kam ich über den impoſanten Marktplatz zum Engliſchen Hofe. Ich wollte hier blos das bibliographiſche Inſtitut des Herrn Mayer anſehen und ſogleich nach Coburg abreiſen; allein es geſchah anders. Es war eben Sonntag. Die Predigt des Herrn Conſiſtorial-Rathes Nonne, des bekannten und würdigen Gelehrten und Redakteurs der vielgeleſenen Dorfzeitung, zog mich in die Kirche und die herrliche Rede bewog mich Herrn Nonne perſönlich meine Verehrung zu bezeugen. Die 3 Führer durch's Leben: Liebe, Glaube, Hoffnung, waren das Thema der kräftigen mit präciſer Kürze vorgetragenen Rede: Hoffnung, fröhlich im Hoffen, Geduld, ſtark und feſt im Wollen des Gerechten, Glaube, ausharrend im Kampfe, anhaltend ſein im Gebet.*)

Hildburghauſen iſt der Ort, ſagte Luden, wo Sie einen Verleger für Ihre Schriften finden werden, und dieſe Hoffnung nährte nun auch Nonne, indem er mir die Keſſelring'ſche Hofbuchhandlung beſonders vortheilhaft empfahl. Man erbot ſich dort auch wirklich, ſowohl die Reiſe in Ungarn, wie die nach Syrakus gegen das verlangte Honorar in Verlag zu nehmen, falls ich die Manuſcripte zur Einſicht zu übergeben

*) Dieſe Zeit rückt ſichtbar näher u. näher heran.

*) Schon damals betete ich nicht mehr; war jedoch begeiſtert von „Gott und Unſterblichkeit." L.

geneigt wäre. So ſchied ich denn, liebe Gräfin, fröhlich in Hoffnung, von hier; in Hoffnung, daß im freundlichen Hildburghauſen unter den Auſpizien eines allſeitig gebildeten Mannes und eines ſo gelehrten Directors Sigier, der ſich durch ſeine Reiſe nach Italien für Kunſt und Wiſſenſchaft hohes Verdienſt erwarb, auch der arme Pilger nach Syrakus endlich das Licht der Welt erblicken werde.

Angenehm entſchwand mir die Zeit in Hildburghauſen. Das bibliographiſche Inſtitut, in einem palaſtähnlichen Gebäude, hätte ich gerne an einem Wochentage geſehen an welchem gearbeitet wird. Es beſchäftigt 32 Kupferdruckerpreſſen, eine Schnellpreſſe, eine Columbia-Preſſe, von Stanhope und mehre andere gewöhnliche. Meyer iſt ein ſehr gebildeter, freundlicher Mann, dem es zu wünſchen wäre, daß ſein ſeltener Unternehmungsgeiſt mit gutem Erfolge gekrönt würde. Einen angenehmen Nachmittag genoß ich im Parke des vormaligen Reſidenzſchloſſes des Herzogs von Hildburghauſen und in der Schießſtätte; meiſt in Geſellſchaft des biedern Julius Hoffmann, Geſchäftsführers der Keſſelring'ſchen Buchhandlung.

Wenn Sie, gute Gräfin, dieſe Zeilen leſen, iſt längſt Hildburghauſen dem Auge entſchwunden; ſo wie Alles dahinſchwindet im ewigen Wechſel der Erſcheinungen, von denen nur Jene ſtets in der Erinnerung leben, die am mächtigſten zum Herzen ſprechen, und ſo vergeß ich denn auch Hildburghauſen nie, mit ſeinen freundlichen Bergen, mit ſeinen freundlichen Menſchen.

Im Geiſte grüßt Adorinen

Ludvigh.

Die Reiſe in Ungarn wurde gegen Honorar angenommen und gedruckt. Die Reiſe nach Syrakus erſchien 1844 in New York. L.

Senſualismus.

Von Dr. Heinrich Czolbe.

Das Bewußtſein als eine durch den Bau des Gehirns bewirkte Qualität.

Alle geiſtigen Thätigkeiten: Wahrnehmungen, Bedürfniſſe, Luſt- und Schmerzgefühle, Vorſtellungen, Begriffe ꝛc. haben eine gemeinſame Qualität, welche man Bewußtſein nennt. Worin beſteht dieſe Qualität?

Jede der genannten Erfahrungen iſt eine Einheit, in welcher der Ausgangspunkt einer gewiſſen Thätigkeit, den man das Ich, oder Subjekt nennt, und der End- oder Zielpunkt, den man das Objekt nennt, zuſammentreffen. In einer Wahrnehmung z. B. nehme ich — etwas wahr, in einem Gefühle fühle ich den Schmerz, oder die Luſt, oder das Bedürfniß, in einer Vorſtellung ſtelle ich mir etwas vor. Dieſes Ich iſt nicht etwa das Bild unſerer körperlichen oder geiſtigen Perſönlichkeit, das keineswegs in jeder Wahrnehmung, in den Gefühlen, den Vorſtellungen enthalten iſt, ſondern eben nur der inhaltsloſe Anfangspunkt des Wahrnehmens, Fühlens und Vorſtellens. Man hat dies Identität des denkenden Subjekts mit dem gedachten Objekte genannt. Eine ſolche Einheit aller Erfahrungen iſt anſchaulich nur zu begreifen, wenn die ſie bildenden Thätigkeiten eine in ſich ſelbſt zurücklaufende Richtung haben, ſo daß ſie gegen ſich ſelbſt gerichtet ſind, oder ſich ſelbſt zum Angriffspunkte dienen. Die Richtung einer Thätigkeit fällt aber nicht unter den Begriff der Quantität, wie ich ihn im vorigen § feſtſtellte. In der in ſich ſelbſt zurücklaufenden Richtung aller Erfahrungen, welche eine nicht weiter zerlegbare Einheit dieſer Thätigkeiten bildet, ſcheint mithin ihre gemeinſame Qualität „das Bewußtſein“ zu beſtehen.

Wenden wir uns nun zu den in den vorigen §§ auseinandergeſetzten phyſikaliſchen Thätigkeiten in den Sinnesnerven, ſo iſt experimentell bekannt, daß dieſelben erſt im Gehirne und allein darin zum Bewußtſein kommen. Das Gehirn iſt ein complicirter Apparat, der jedenfalls geeignet iſt, gewiſſen in ihn ſich fortpflanzenden Bewegungen eine in ſich ſelbſt zurücklaufende Richtung zu geben, mag dies nun durch einen kreisförmigen Faſerverlauf, durch Reflexion, Rotation, oder auf irgend eine andere phyſikaliſche Art geſchehen. Daraus, und aus dem Begriffe des Bewußtſeins, wie er ſich eben durch Vergleichung der Erfahrungen bildete, können wir mit Recht ſchließen, daß das Gehirn dem phyſikaliſchen Materiale diejenige Richtung giebt, in welcher wir das Weſen des Bewußtſeins erkannten. Dieſes iſt alſo durch die Conſtruktion des Gehirns bedingt.

Wenn der Wiederersatz der Nerven des Gehirns, wie es wahrſcheinlich iſt, langſamer ſtattfindet, als ihre Abnutzung und hierdurch eine phyſikaliſche Hemmung der Bewegungen des Gehirns periodiſch entſteht, ſo muß in dieſen Perioden auch die allgemeine Qualität, welche durch jene Bewegungen gebildet wird, das Bewußtſein — aufhören. Darin dürfte der Schlaf beſtehen. Weil der Herzſchlag, die Bewegung des Athems u. des Darms durch ihren kurzen rhytmiſchen Verlauf fortdauernde periodiſche Momente der Ruhe haben, bedürfen vielleicht die Nerven, von denen ſie ausgehen, nicht des Schlafes zur Reſtauration.

Man wird einwenden, daß wenn das Bewußtſein allein durch die angegebene Richtung der Thätigkeiten bedingt wäre, ſich daſſelbe theils ſehr leicht künſtlich darſtellen laſſen, theils auch außerhalb des thieriſchen Organismus in der Natur vorfinden würde. Ich finde keinen Grund, es in Abrede zu ſtellen, daß außerhalb des thieriſchen Organismus Thätigkeiten ſtattfinden können, welche die Qualität des Bewußtſeins haben. Sie ſind dann aber theils ſo vereinzelt, theils ſo ganz zufällig unter einander und mit andern Thätigkeiten combinirt, daß ſie

unmöglich unſern Sinnen ſo manifeſtiren können, als wir es an thieriſchen Organismen gewohnt ſind. Wenn bewußte Thätigkeiten ſich in dieſer gewohnten Weiſe manifeſtiren ſollen, ſo dürfte dies allein durch eine ſolche Combination derſelben möglich ſein, wie ſie durch den thieriſchen Organismus bewirkt wird; dieſer dürfte das einzige Mittel dazu ſein. Es kann aber nichts dem einfachſten thieriſchen Organismus in ſeiner weſentlichen Conſtruktion auch nur im entfernteſten ähnliches vom Menſchen künſtlich dargeſtellt werden, und findet ſich auch nichts derartiges ſonſt in der Natur. Dieſe Vorſtellung von der möglichen Exiſtenz bewußter Thätigkeiten auch außerhalb des thieriſchen Organismus dürfte wenigſtens kaum ſo phantaſtiſch ſein, als das, was Lotze a. a. O. § 11 u. 12 über die Beſeelung der Pflanzen und der unorganiſchen Natur z. B. die Gefühle der Luſt und Unluſt in den Atomen bemerkt.

Mit der Anſicht, daß das Bewußtſein ſtabiles, unveränderliches und unverrückbares Verhältniß: die in ſich ſelbſt zurücklaufende Richtung der phyſikaliſchen Thätigkeiten im Gehirne ſei, ſteht es ferner in ſcheinbarem Widerſpruch, daß die Beſchaffenheit des Bewußtſeins in demſelben Menſchen dem Sprachgebrauche nach ſehr veränderlich, bald klar, bald unklar iſt. Wenn daſſelbe vor Beginn des Schlafes unklar wird, ſo dürfte dies dadurch geſchehen, daß die Nerventhätigkeit durch die allmählig eintretende *Hemmung* langſamer und weniger intenſiv wird, auch nicht auf einmal, ſondern theilweiſe gänzlich aufhört, wodurch die Wahrnehmungen offenbar träger, blaſſer und fragmentariſch werden müſſen. Das Bewußtſein, wo es beſteht, iſt ganz daſſelbe geblieben, nur ſein Material hat ſich verändert. — Man ſagt ferner, daß bei der Entwickelung des Denkens, wie es beim Kinde und bei Erwachſenen ſtattfindet, das Bewußtſein anfangs unklar ſei und erſt allmählig klar werde. Die Entwickelung des Denkens beſteht aber nur darin, daß ſich das Material des Bewußtſein theils vermehrt, theils in ſeiner Zuſammenſetzung ändert; das Bewußtſein ſelbſt bleibt daſſelbe. — Man ſpricht drittens irrthümlich von Unklarheit des Bewußtſeins bei Wahrnehmungen, die, weil ſie am Anfange mit unſern andern Wahrnehmungen und Gedanken nicht zuſammenpaſſen, durch dieſen Mangel des Gleichgewichts ein unangenehmes Gefühl erregen und dadurch beſonders bemerkbar werden z. B. das Klappern einer Mühle, der Lärm einer großen Stadt, das Geräuſch einer Uhr. Wenn dieſe Wahrnehmungen ſich oft wiederholt und dadurch unſern andern Wahrnehmungen und Gedanken angepaßt haben, ſo daß der Grund zu jenem unangenehmen Gefühle wegfällt, werden ſie dadurch auch viel weniger bemerkt, oder man wird ſich ihrer weniger klar bewußt. Derartige unbeachtete Wahrnehmungen beweiſen aber keine Veränderlichkeit in der Qualität des Bewußtſeins, das ſich alſo auch hier als ein ſtabiles unveränderliches Verhältniß bewährt. — Ebenſowenig, als bei der ſinnlichen Wahrnehmung im ſtrengſten Sinne des Wortes von einer Unklarheit des Bewußtſeins die Rede ſein kann, ſondern das, was man ſo nennt, wie wir geſehen haben, in der Mangelhaftigkeit des Materials und ſeiner Zuſammenſetzung, ſowie in unbeachteten Wahrnehmungen beſteht, ebenſowenig iſt bei den complicirteren pſychiſchen Phänomenen die Qualität des Bewußtſeins, wie oft behauptet wird, eine veränderliche. Urſache des unklaren Denkens iſt mangelhaftes Material und fehlerhafte Zuſammenſtellung deſſelben. Damerow nennt (Kritik des polit. u. relig. Wahnſinns 1851) den Wahnſinn im Allgemeinen eine Verrückung des Bewußtſeins. „Der Wahnſinnige habe vergeſſen, wer er ſei und halte ſich in der Einbildung für einen ganz andern, als wofür er ſich früher bei noch ungeſtörter Geſundheit des Geiſtes anſah. Eine ſolche Verrückung des Bewußtſeins zeigt, wie das menſchliche Bewußtſein gar nichts ſo feſtes, unwandelbares, unverrückbares ſei, als man gewöhnlich glaubt.“ Eine ſehr zu bezweifelnde Behauptung! Von dem Materiale des Bewußtſeins kann man wohl ſagen, daß es im Wahnſinn in Unordnung gekommen ſei, das reine Verhältniß des Bewußtſeins aber, abgeſehen von ſeinem Inhalte, iſt wohl ganz daſſelbe geblieben. Es ſcheint der Wahnſinn den auseinandergeſetzten Begriff der bewußten Thätigkeit als einer gegen ſich ſelbſt gerichteten, welcher allerdings unverrückbar, oder ſtabil iſt, nicht zu widerlegen.

Nachdem Spieß*) in dem Bewußtſein diejenige Einheit der Seele gefunden, von der die Philoſophen ſo viele Worte machen, und bemerkt hat, daß auch die einfachſten Sinnesempfindungen in dem Bewußtſein erſcheinen (was doch ſoviel heißt, als daß es auch ein nothwendiger Beſtandtheil der Sinnesempfindungen ſei), — begeht er die wunderliche Inconſequenz, den ohne Zweifel empfindenden Thieren das Bewußtſein abzuſprechen. Durch die Phraſe, es fehle ihnen wenigſtens das höhere Bewußtſein, was den Menſchen erſt zum Menſchen mache, wird jener Widerſpruch nicht verdeckt. Wie wir keinen Grund zur Annahme einer größeren, oder geringeren Klarheit des Bewußtſeins fanden, ſo iſt auch keiner zur Annahme einer größeren, oder geringeren Würde deſſelben. Daß die menſchliche Seele gewiß unendlich höher ſteht als die der Thiere, bedingen die Objekte oder das Material ihres Bewußtſeins.

Man wird, wenn man gegen die Logik der bisherigen Auseinanderſetzung nichts auszuſetzen hat, ſie wahrſcheinlich unbefriedigend nennen. Sowie jede neue Anſicht erſt Ueberzeugungskraft erlangt, wenn man ſich außer ihrer logiſchen Begründung an ſie gewöhnt hat und ſie namentlich mit der ganzen Weltauffaſſung vergleicht, ſo wird es freilich der Gewöhnung und der Kenntniß unſerer ganzen ſenſualiſtiſchen Entwickelung bedürfen, um die obige Anſicht vom Bewußtſein befriedigend zu finden.

*) Ueber das körperliche Bedingtſein der Seelenthätigkeiten. Frankfurt a. M. 1854 S. 82 u. 83.

Digitized by Google

Sinnliche Wahrnehmung.

Wenn diejenigen Qualitäten, welche durch die verſchiedene Dauer der Bewegung bedingt ſind einfach zum Bewußtſein kommen, ſo nennt man ſie Sinnesempfindungen. So ſpricht man von Lichtempfindung, Tonempfindung, Empfindung eines Stoßes. Zuweilen nennt man aber auch die zweite Gruppe von Qualitäten, welche meiſtentheils als verſchiedenartiges Gefühl bezeichnet wird, Empfindung. So ſpricht man von freudiger, ſchmerzlicher Empfindung.

Aehnlich, wie dem Drucke auf einen elaſtiſchen Körper die entgegengeſetzte Bewegung folgt, ſo folgt auch nach der Einwirkung einer Lichtbewegung auf den ſpecifiſch elaſtiſchen Sehnerven die entgegengeſetzte: nach der Empfindung des Rothen die Ergänzungsfarbe „Grün“ und umgekehrt nach der Empfindung des Grünen das Roth *). Der phyſikaliſchen Thatſache aber, daß elaſtiſche Körper durch einen Anſtoß nicht blos momentan, ſondern eine Zeit lang ſchwingen, entſprechen die ſogenannten Nachbilder.

Was nun die ſinnliche Wahrnehmung von Körpern betrifft, ſo fallen zunächſt von den einzelnen Punkten der uns zugekehrten Oberfläche eines Körpers Lichtkegel mit ihrer Baſis auf unſer Auge und ihre Strahlen werden durch die Medien deſſelben ſo gebrochen, daß ſie ſich in der Axe jedes Kegels wieder in einem Punkte auf der Netzhaut vereinen. Dieſe farbigen Punkte ſtehen in derſelben Ordnung als die Punkte an der uns zugekehrten Oberfläche des Gegenſtandes, ſo daß die Form dieſes Bildes mit der einſeitigen Form des Gegenſtandes genau übereinſtimmen muß. Indem dieſes Bild parallel mit ſich ſelbſt im Sehnerven fortrückt, ſo daß es auch auf jeder Durchſchnittsfläche deſſelben bis zum Gehirn wiederkehrt, iſt es keineswegs nothwendig, daß je eine einen Farbenpunkt bildende Lichtbewegung eine ganze Nervenfaſer braucht, um von den benachbarten Lichtbewegungen iſolirt, oder geſchieden zu bleiben; nach Volkmann iſt es ſogar wahrſcheinlich, daß mindeſtens zehn Farbenpunkte getrennt in derſelben Faſer ſich fortpflanzen. Einer Vermiſchung der Farben, die doch nur auf zu großer gegenſeitiger Annäherung ſo daß die Grenzen der Lichtbewegungen in einander fallen, beruhen kann, dürften wir uns nur dann bewußt werden, wenn ſie gemiſcht die Netzhaut treffen, was z. B. bei fehlerhafter Akkommodation d. h. unangemeſſener Entfernung zwiſchen Linſe und Netzhaut ſtattfindet.

In dem Bewußtwerden mehrerer einzelner Farbenpunkte des Bildes liegt aber *implicite* auch das Bewußtſein nicht nur der Ausdehnung, Begrenzung, Größe und Form des einzelnen Punktes, ſondern auch das Bewußtſein der Anzahl, der gegenſeitigen Lage mehrerer Punkte d. h. ihrer Ruhe, oder Bewegung.

Die verſchiedenen Körper, welche gleichzeitig uns umgeben, kommen als Bilder zum Bewußtſein, welche ebenſo wie die Körper neben einander ſtehen müſſen. Wie die Unterſcheidung, oder Analyſe der Beſtandtheile eines Bildes, oder der Farbenpunkte unmittelbar in ihrem Bewußtwerden liegt und nicht durch einen weiteren Proceß bedingt iſt, da gar kein Grund vorhanden iſt, weshalb Verſchiedenes als Gleiches bewußt werden ſollte, ſo liegt auch die Unterſcheidung der Bilder, welche die verſchiedenen Körper in uns bewirken, oder einzelner Theile derſelben unmittelbar in ihrem Bewußtwerden. Die beſſere, oder ſchlechtere Unterſuchung aber iſt bedingt theils durch die oben erwähnte Akkommodation des Auges welche, wenn ſie der Entfernung der Gegenſtände angemeſſen iſt, ihre Bilder auseinanderhält, ſo daß ſie ſich nicht vermiſchen können, theils durch die Intenſität der Lichtwellen. Lichtwellen von zu geringer Intenſität bewirken nur ein blaſſes Bild, deutliche Farben entſtehen erſt durch eine gewiſſe größere Intenſität der Lichtwellen. Durch Bewegungen des Auges, Kopfes und ganzen Körpers ferner erhalten die Wahrnehmungen des Auges nicht nur die größte Ausdehnung, ſondern auch die größtmöglichſte Deutlichkeit, indem dadurch die Stelle des deutlichſten Sehens in der Netzhaut den einfallenden Bildern dargeboten werden kann.

Die Unterſcheidung der Bilder, welche, wie bemerkt, ihr Bewußtwerden in ſich ſchließt, dürfte man unwillkührliche Vergleichung nennen können. Unterſcheidung und Vergleichung ſind ganz dieſelben und keineswegs verſchiedene Vorgänge. Wenn aber das eine Bild deutlicher iſt und deshalb auch das Gefühl, oder Intereſſe mehr erregt, als die anderen, welche auch wohl, mit dem Gemeingefühl ſich miſchend, nicht mehr an ſich zu unterſcheiden ſind, oder gänzlich verſchwinden, ſo dürfte dies unwillkührliche Abſtraktion von den letzteren ſein. Durch Abſtraktion findet offenbar eine Trennung ſtatt und es dürften deshalb auch Abſtraktion und geiſtige Analyſe ganz dieſelben Vorgänge ſein.

Unter den nebeneinanderliegenden Bildern der Netzhaut muß ſich nun auch das unſeres eigenen Körpers, ſoweit Lichtſtrahlen von demſelben in unſer Auge fallen, befinden. Die Bilder der andern Körper liegen deshalb in unſerm Bewußtſein neben dem Bilde, oder was ganz daſſelbe iſt, außerhalb des Bildes unſerer eigenen Perſon, wir unterſcheiden uns „das Subjekt“ von den Dingen außer uns „den Objekten“. Hier werden die Ausdrücke Subjekt und Objekt freilich in ganz anderem Sinne gebraucht, als bei der Definition des Bewußtſeins wo ſie den Anfangspunkt und den Endpunkt jeder geiſtigen Thätigkeit bezeichneten. In dem Nebeneinander der Bilder, zu denen auch das unſerer Perſon gehört, liegt die einfache Löſung des Räthſels der ſoge-

*) Nach den neuen Unterſuchungen Brucke's entſtehen Gegenbilder nicht blos aus thätiger Reaktion der Netzhaut gegen ihre früheren Zuſtände, wie oben angedeutet iſt, ſondern auch aus Abſtumpfung der Netzhaut gegen die gegebene Farbe des Objekts. Sie iſt dann nämlich bei allgemeiner Lichtwirkung auf ſie nur noch fähig, alle andern Farben wahrzunehmen, welche zuſammen eben die Complementärfarbe bilden.

von der Projektion der ſinnlichen Wahrnehmungen des Gehirns nach Außen, welche mithin keines weiteren Vorganges bedarf. Daß wir ferner die Bilder der Gegenſtände, obwohl ſie verkehrt auf die Netzhaut fallen, dennoch aufrecht ſehen kommt daher daß beim gewöhnlichen Sehen auch das Bild unſerer Perſon verkehrt die Netzhaut trifft. Dadurch verlieren hier die Begriffe „aufrecht“ und „verkehrt“ offenbar allen Sinn. Wir werden uns der Körper außerhalb der Fläche unſerer Netzhaut in denjenigen Stellung zu unſerem Körper und zu allen andern Körpern bewußt, in der ſie ſich wirklich befinden. Iſt aber beim Sehen durch ein Fernrohr die Wahrnehmung unſeres Körpers durch das Auge gehindert, ſo bleibt doch neben dem Bilde des Gegenſtandes im Gehirne die Wahrnehmung der Lage unſerer Körpertheile durch Gemeingefühl, Haut und Muſkelempfindungen, welche uns unterſcheiden läßt, wenn das durch das Fernrohr iſolirte Bild in gewöhnlicher, oder umgekehrter Lage auf die Netzhaut fällt.

In derſelben Zeit in der wir durch das Auge ein Bild außer uns wahrnehmen, werden wir uns durch den bewegten Taſtſinn des größeren, oder geringeren Widerſtandes d. h. der Cohäſion und Schwere der Körper, indem dadurch die Hautnerven gedrückt, oder angeſtoßen werden, bewußt. Wie in der Empfindung verſchiedener Farbentöne *implicite* Mehrfaches lag, ſo liegt auch in der Wahrnehmung des verſchiedenen Widerſtandes der Körper durch verſchiedene Grade des Druckes *implicite* das Bewußtſein nicht nur der Ausdehnung des einzelnen Körpers nach verſchiedenen Dimenſionen, ſeiner Begrenzung, Geſtalt, Glätte und Rauhigkeit der Oberfläche, der wirklichen abſoluten Größe, des Aggregatzuſtandes, Gewichts und der Temperatur desſelben, ſondern auch das Bewußtſein der Anzahl, gegenſeitigen Anordnung und Entfernung und der Veränderung der gegenſeitigen Lage der Körper d. h. ihrer Ruhe und Bewegung. Wie durch Bewegungen des Auges die Wahrnehmungen desſelben mehr Ausdehnung und Deutlichkeit erhalten, ſo iſt namentlich, um alle jene Eigenſchaften der Körper vollſtändig kennen zu lernen, vielfache Bewegung der taſtenden Hautſtelle und intenſiv Bewegung, um ſie deutlich zu empfinden, nöthig.

Ferner werden wir uns bewußt daß die Wahrnehmung des Bildes allen Bewegungen korreſpondirt, welche wir mit dem Gegenſtande mittelſt der Hand ausführen. Ruht derſelbe, ſo ruht auch die Wahrnehmung des Auges wird er bewegt, ſo bewegt ſie ſich, wird er ganz aus der Richtung des Auges entfernt, ſo hört ſie auch auf. Wir ſchließen daraus auf einen Zuſammenhang beider Wahrnehmungen, oder daß ſie durch eine und dieſelbe Urſache, welche wir Körper nennen, bewirkt werden. Dadurch ſcheint zunächſt eine Uebereinſtimmung des ſehr kleinen Netzhautbildes mit der wirklichen Größe der Gegenſtände bewirkt zu werden, indem auf jeden Punkt jeder durch den Taſtſinn wahrgenommenen Körperfläche ein Farbenpunkt des Netzhautbildes bezogen wird. Dieſes dehnt ſich dadurch zu der Größe aus, in der wir ſeiner bewußt ſind. Indem wir uns ferner theils durch den Taſtſinn der Hand, theils den Raum mit dem Schritt durchdringend der wirklichen Entfernung und Größe eines beſtimmten Gegenſtandes bewußt werden, bemerken wir, daß je größer die Entfernung, deſto geringer die Lichtſtärke und die Größe des entſprechenden Bildes erſcheint und umgekehrt. Daraus folgt, daß die Größe des Flächenbildes nur eine ſcheinbare iſt, die ſich aber der wirklichen immer mehr nähert, je näher der Gegenſtand unſerem Auge ſich befindet. Wenn er ganz nahe iſt, nehmen wir ſeine wirkliche Größe mit dem Auge wahr. Nehmen wir dann ſpäter einen ſeiner wirklichen Größe nach bekannten Gegenſtand nur mit dem Auge wahr, ſo ſchließen wir von der Lichtſtärke und Größe ſeines Bildes auf ſeine wirkliche Entfernung. Iſt uns von einem Gegenſtande die wirkliche Entfernung bekannt, ſo ſchließen wir daraus und aus der ſcheinbaren Größe auf ſeine wirkliche Größe. — Da die einzelnen Theile des Flächenbildes in verſchiedenem Grade beleuchtet ſind ſo ſchließen wir, daß ſie in der Wirklichkeit verſchieden von einander entfernt, alſo nicht in einer Fläche ſind, daß wir einen Körper vor uns haben; wir ſchließen auf ſeine Geſtalt. — Das richtige Schließen auf die wirkliche Entfernung und Größe der Gegenſtände von der allgemeinen Lichtſtärke und Größe ihres Bildes kann aber nur ſtattfinden, wenn ſie uns im Taſtſinne bekannt ſind. Wo dies nicht der Fall iſt z. B. bei den Geſtirnen iſt ſolch ein Schluß mit Hülfe der Mathematik möglich.

Endlich werden wir uns bei der Wahrnehmung eines Körpers ſeines eigenthümlichen Tones, oder Klanges, ſeines Geruchs und Geſchmacks bewußt. Von dem Klange ſchließen wir auf Elaſticität, Dicke und Härte des Körpers; die Stärke des Tones tönender Körper, oder des Geruchs riechender leitet uns ebenſo, wie die verſchiedene Stärke ihres Lichtes, bei dem Schluß auf ihre Entfernung.

So etwa dürfte in frühester Jugend aus den verſchiedenartigen Wahrnehmungen und den daraus entſtehenden Schlüſſen im Gehirne das ſich allmählig zuſammenſetzen, oder reduciren, was man in ſpäteren Jahren für einfache Wahrnehmung der Körper hält. Wenn bei dem Menſchen die Selbſtbeobachtung beginnt, iſt jener Prozeß größtentheils längſt geſchehen und wir vermögen deshalb kaum beſtimmte Erfahrungen darüber zu machen. Bei Blindgebornen, die in ſpäteren Jahren durch eine Operation ſehend wurden, hat man ihn zum Theil beobachtet, obwohl er hier durch die vorhergehende Bildung des Geiſtes beſchleunigt und modificirt werden muß.

Nach dem Geſagten liegt in dem Bewußtwerden der Körper *implicite* das Bewußtwerden ihrer Begrenzung u. Anzahl. Durch die ebenfalls oben erörterte unwillkührliche Abſtraktion können wir uns aber der verſchiedenartigen Begrenzung und Zahl auch an und für ſich, oder

abgeſehen von den ſie ausfüllenden, oder bildenden Qualitäten (den Farben, dem Widerſtande ꝛc.) bewußt werden. Die mehr oder weniger große Ausdehnung der Begrenzung, welche man Volumen nennt, u. die Zahl – bilden wie ſchon in § 2 auseinandergeſetzt wurde, den Begriff der Quantität. Folgt man dazu noch die Form der Begrenzung ſo hat man den Gegenſtand der Mathematik. Man ſagt zwar gewöhnlich, die Mathematik beſchäftige ſich mit Raum und Zahl. Mit der Beſchaffenheit des Raumes beſchäftigt ſie ſich aber keineswegs (dies war immer ein Theil der Mathematik), deshalb ſcheint mir der Ausdruck Begrenzung, welcher zugleich auf ihren Urſprung hinweiſt, viel bezeichneneer. Daß der Gegenſtand der Mathematik nach der durch Nichts bewieſenen Behauptung vieler Mathematiker etwas nur im menſchlichen Geiſte vorhandenes (Speculatives, oder Ueberſinnliches) und die Mathematik deshalb von den Naturwiſſenſchaften, welche ſich allein mit ſinnlichen Wahrnehmungen beſchäftigten, weſentlich verſchieden — eine ſpeculative Wiſſenſchaft im Gegenſatze der empiriſchen — ſei, iſt hiernach durchaus zu bezweifeln. Sie iſt eine abſtrakte Wiſſenſchaft, da ſie von den Qualitäten der Körper abſtrahirt, ihr Gegenſtand iſt aber entſchieden ſinnlich, oder anſchaulich. Die mathematiſchen Axiome ſind nichts anderes, als ſinnliche Wahrnehmungen. Sätze, wie der, daß zwei grade Linien keine Fläche einſchließen können, ſind aus der Erfahrung hergenommen d. h. aus den vergeblichen Verſuchen, dergleichen auszuführen. Biot ſagt. „Die Mathematiker haben eine vollkommene Kenntniß des Kreiſes, obgleich ihnen weder die Natur, noch die Kunſt jemals eine vollkommene Kreislinie gezeigt haben.“ Die Behauptung iſt durchaus richtig. Aber ebenſo gewiß ſteht es feſt, daß der Menſch die Eigenſchaften des Kreiſes nur etwa durch Kreislinien im Sande, nur durch ſinnliche Wahrzeichen entdecken konnte. Aus den wahrgenommenen unvollkommenen Kreislinien entſtand durch Abſtraktion und als Begriff die Vorſtellung der vollkommenen, wie ja jeder Begriff befreit, oder gereinigt iſt von dem Individuellen, oder Unvollkommenen der ſeinen Umfang bildenden Dinge. Eine ſpecielle Begründung der Anſicht, daß die mathematiſchen Axieme ſtets aus ſinnlichen Wahrnehmungen entſtehen und eine Widerlegung Whewell's der ſie für etwas angebornes Ueberſinnliches hält, findet ſich in Mill's inductiver Logik (1849); ferner in Opzoomers Methode der Wiſſenſchaft (1852). Auch ſpricht ſich Drobiſch in ſeiner Logik (1851) dafür aus.

Was die Intenſität der ſinnlichen Wahrnehmungen betrifft, ſo beweiſt, wie ſchon früher auseinandergeſetzt wurde die Erfahrung, daß einfache Empfindungen zunächſt um ſo deutlicher ſind, je intenſiver die ſie bewirkende Bewegung. Außerdem ſind aber dunkele Empfindungen, die durch eine phyſikaliſche Thätigkeit von zu geringer Stärke entſtehen, von dem Gefühl des Bedürfniſſes noch deutlicher begleitet (Hunger und Durſt, Geſchlechtstrieb ꝛc.); Empfindungen, denen eine phyſikaliſche Thätigkeit von zu großer Intenſität zu Grunde liegt, ſind in verſchiedenem Grade und in verſchiedener Modifikation unangenehm, oder ſchmerzhaft, — angenehm endlich ſolche von mittlerer Intenſität. Da ich zu den einfachen Empfindungen die der Complementarfarben rechnete, iſt hier noch zu bemerken, daß das Angenehme derſelben wohl in dem Gleichgewichte der hier ſtatt findenden Zuſammenſtellung, welche eine Art Symmetrie ſein dürfte, beſteht. — Sind die einfachen Empfindungen zu Wahrnehmungen von Körpern zuſammengeſetzt, ſo wird die verſchiedene Intenſität dieſer Wahrnehmungen in derſelben Weiſe bewußt, wie bei den einfachen Empfindungen. Es kommen hier aber vorzugsweiſe die Gefühle in Betracht, welche als Gleichgewicht, oder Mangel deſſelben in der Form der Zuſammenſetzung bei mehr, oder weniger complicirten Wahrnehmungen bewußt werden. Dunkle und mangelhafte Wahrnehmungen, oder Wahrnehmungscomplexe ſind von dem Bedürfniß nach klaren und vollſtändigen begleitet, angenehme und unangenehme Gefühle begleiten zunächſt die ſchönen und häßlichen Wahrnehmungen. Schön nennen wir ſehr verſchiedenartige Gegenſtände: mehr oder weniger bedeutende, lebloſe und lebendige, ſolche, die nur auf die Sinne wirken und ſolche, die eine Welt von Gedanken und Gefühlen in uns anregen. Alle aber müſſen das Gemeinſame haben, daß darin die Begriffe: Regelmäßigkeit, Symmetrie, Harmonie, Plaſtik oder ſcharfe Begrenzung, Erhabenheit, Mannigfaltigkeit, Zierlichkeit, Grazie, Maaß ꝛc. ꝛc., von denen die erſteren erörtert wurden, vielfach combinirt ſind. Die Combination ihrer Gegenſätze ſcheint den Begriff des Häßlichen zu bilden. Wie die Welt aus Schönem und Häßlichem, Freude und Schmerz beſteht, ſo erregt auch wohl ein Kunſtwerk das lebhafteſte Gefühl, wenn darin das Häßliche, der Schmerz die Folie der Freude bilden; aber die letztere muß überwiegen, es muß eine Verſöhnung reſultiren. Damit ein Kunſtwerk auf uns Eindruck mache, bedürfen wir freilich zunächſt der Fähigkeit, es einigermaßen zu überſehen, oder das gegenſeitige Verhältniß ſeiner Theile zu erkennen.

Für die Fackel.

Eine Flug-Maſchine.

Von Th. Hletſcher.

Die Möglichkeit einer ſolchen, ihre Conſtruktion und ihre Umwandlung.

Schon im grauen Alterthum beſchäftigten ſich Menſchen, wie die Fabel von Dädalus und Icarus beweiſt, mit dem Gedanken des Fliegens. Die Mechanik

der neueren Zeit hat die Aufgabe durch die Erfindung des *Luftballons* zu löſen verſucht und die Theologie durch die Erfindung der Engel und Erzengel, denen ſie Gänſeflügel an die Schultern heftete. Vielerlei Verſuche ſind gemacht worden, den Luftraum zu durcheilen und Manche ſind auch wohl bei ſolchen Verſuchen verunglückt, bis endlich die Menſchheit dahingekommen zu ſein ſcheint, die ganze Geſchichte als lächerlich, oder unausführbar aufzugeben.

Und doch iſt der Gedanke der *Luft*ſchiffahrt ein ſo vollkommenberechtigter, wie es die *Seeſchiffahrt* nur ſein kann. Was war das erſte Schiff, das die Wellen trugen? Höchſt wahrſcheinlich ein *Baumſtamm*, an den bei einer Ueberſchwemmung ein Menſch ſich klammerte, um nicht in der Fluth zu verſinken und der denſelben in Sicherheit trug. Das *Aushöhlen* eines Baumſtammes, zuerſt durch Feuer und ſpäter durch Werkzeuge, war der nächſte Fortſchritt und andrerſeits das Verbinden mehrerer Stämme zu einem *Floß*. Und nun bedenke man, welche lange Reihe von Verſuchen und Verbeſſerungen ſeit jenen erſten unbeholfenen Anfängen es erforderte, ehe unſere heutigen Kriegs- und Handels-Flotten entſtehen konnten! Wer hätte z. B. früher daran gedacht, daß *Eiſen ſchwimmen könne*? Und doch gehen heut zu Tage die größten Eiſendampfer über den Ocean. Wie ſtolz mag dasjenige Volk geweſen ſein, aus deſſen Mitte ein Menſch, wahrſcheinlich durch Füße der Waſſervögel aufmerkſam gemacht, die *Ruder* erfand? Wie mag man dann ſpäter die Erfindung des *Segels* als Höhepunkt aller Vollkommenheit betrachtet haben! Und doch wurde auch dieſer Erfindung ſpäter eine noch größere entgegengeſetzt: die *Schaufelräder* und *Schrauben*, durch Dampfkraft bewegt. Hatten die Ruder das *Waſſer ſelbſt* zu Hülfe genommen, ſo machte das Segel die *Luft* unterthan und die Dampfkraft nahm das *Feuer* zum Bundesgenoſſen des Schiffes.

Grade ſo kann es auch mit der Luftſchiffahrt gehen. Allerdings iſt es noch nicht ſehr lange her, daß die erſten wirklichen Verſuche damit gemacht wurden, wenn man nicht etwa das Fliegen der Engel oder die „*Himmelfahrt*“ des Menſchenſohnes als ſolche bezeichnen will. Heut zu Tage ſcheinen indeß nicht allein die Wolken ihre Tragfähigkeit für Menſchen verloren zu haben, ſondern die Aſtronomie hat den ganzen Himmel zertrümmert u. uns ſtatt deſſelben den Weltraum mit ſeinen Millionen von Erden und Sonnen geſchenkt. So mußte ſich alſo auch *Montgolfier* an das Wirkliche halten und der *Luftballon* war die Folge ſeines Nachdenkens und ſeiner Kühnheit. Das iſt aber noch nicht länger her, als etwa hundert Jahre und während ſchon zu Xerxes Zeiten, alſo fünfhundert Jahre vor Chriſto, und viel früher noch bei den Phöniziern, große Flotten auf den Meeren ſchwammen, während deſſen iſt der Luftballon erſt das Ei, aus dem der Vogel auskriechen wird. Und er *wird* auskriechen.

Gab es doch unter den Thieren im Meer auch erſt *Seeblaſen*, ehe es Krebſe, Fiſche oder gar Seevögel gab. Warum alſo, wenn ſelbſt die Natur erſt das *Unvollkommnere* und ſpäter dann das Vollkommnere hervorbrachte, warum ſollte der Menſchengeiſt von dieſem allgemeinen Geſetze des Fortſchrittes abweichen?

Was die Seeblaſe für das Schwimmen im Waſſer, das iſt der Ballon für das Schwimmen in der Luft. Die Seeblaſe, Seeneſſel oder auch Qualle genannt, iſt ſo rund wie der Ballon. Oben ſchwebt eine häutige, runde Blaſe und unter dieſer hängen die Fangarme und der Körper des eigentlichen Thieres. Dieſes Thier nun ſchwimmt wohl auf dem Waſſer aber *lenken kann es ſich nicht*, ſondern es wird nur von der Strömung mit fortgeführt. Bei herannahendem Sturme ſenkt ſich die Seeblaſe auf den Grund des Meeres oder ſie ſcheitert. Und ganz eben ſo geht es mit unſerm heutigen unvollkommenen Luftſchiff.

Aber bei all dieſer Unvollkommenheit, bei aller Unbeholfenheit Unlenkbarkeit und Hülfloſigkeit hat doch der Ballon die erſte Hauptbedingung für das Gelingen der ganzen Aufgabe gelöſt. Er iſt wenigſtens doch eine *Schwimmblaſe* und wird erſt als ſolche aufgefaßt, ſo iſt auch der weitere Fortſchritt gegeben. — Wie? — Das wird uns der Fortſchritt in der Natur, von der Seeblaſe aufwärts, zeigen.

Wie dies Thier an ſeiner Blaſe, ſo hängt der Luftſchiffer in ſeiner Gondel am Ballon. Die Schwimmblaſe des Thieres iſt noch *außerhalb* des Thieres ſelbſt, der Ballon *außerhalb der Gondel*. — Betrachten wir uns dagegen den *Fiſch*.

Hier iſt die Schwimmblaſe *inwendig* und ſtatt des willenloſen Treibens im Waſſer hat der Fiſch durch die Floſſen *willkührliche Bewegung* erhalten, die noch durch das Aufgeben der kreisrunden und die Einführung der *länglichen Geſtalt* gefördert, ja bedingt wird. Die Rückenfloße hält ihn im Gleichgewicht. Die Vorderfloſſen allein heben den Vorderkörper nach oben, die Afterfloſſen allein den Hinterkörper, alle zuſammen ſchieben ihn grade vorwärts, während die Schwanzfloße als Steuerruder die Wendungen nach rechts und links möglich macht.

Aehnlich muß das Luftſchiff verändert werden, wenn es *lenkbar* werden ſoll. Es darf:

1) *nicht mehr rund* ſein, ſondern *länglich*, wie der Fiſchkörper;
2) der Ballon, die Schwimmblaſe muß *inwendig* angebracht werden;
3) *Bewegungs-Werkzeuge* ſind nothwendig;
4) ein *leichtes*, aber *feſtes Material* muß gefunden werden, und endlich
5) eine *bewegende Kraft*.

Betrachten wir dieſe Punkte der Reihe nach.

1) So lange die runde Geſtalt beibehalten wird, iſt es unmöglich, daß das

Luftſchiff lenkbar ſei. Wird es aber erſt in *länglicher* Geſtalt, oval oder vorn und hinten ſpitz zulaufend, gebaut, ſo wird der Fortſchritt ungefähr ſein, wie wenn ein Knabe, der ſich früher eines Waſchzubers zu ſeinen Fahrten auf einem Teiche bedient hätte, einen Kahn bekäme, oder wie der Fortſchritt in der Seeſchiffahrt von den rundbäuchigen Holländerſchiffen des 16. Jahrhunderts zu den heutigen Klippern. Ein ſolcher amerikaniſcher Klipper fuhr im 1852 von New York nach London, von da nach Calcutta, von da nach Canton, von dort nach San Franzisco, und endlich ums Kap Horn herum wieder nach New-York. Und das Alles in 151 Tagen, die Zeit des Ladens in den Häfen inbegriffen, während jene alten Holländerſchiffe 9 Monate zu einer Fahrt von Europa nach Amerika brauchten. Grade ſo würde ein fiſchförmiges, vorn und hinten zugeſpitztes Luftſchiff, der Makrele ähnlich, ganz andere Schnelligkeit und Lenkbarkeit beſitzen, als die Luftblaſen, die man heut zu Tage benützt.

2) Der Ballon in ſeiner jetzigen Geſtalt, der größer als das eigentliche Luftſchiff, nämlich die Gondel, iſt, würde ſelbſtverſtändlich nicht inwendig in der Gondel angebracht werden können. Das verbeſſerte Luftſchiff muß dieſe Schwierigkeit zu heben ſuchen, ſo groß ſie auch ſcheinen mag. Aber man bedenke wohl, daß der Ballon in ſeiner jetzigen Geſtalt das Luftſchiff *nicht blos mit der Luft ins Gleichgewicht bringt*, ſondern es auch zu einer bedeutenden Höhe *emporhebt*. Der Kraftaufwand für dies Letztere, das *Emporheben* nämlich, kann und muß bei dem verbeſſerten Luftſchiffe wegfallen, und es wird alſo künftig nur noch ſo viel Kraft erforderlich ſein, als zum *Gleichgewicht* des Luftſchiffes mit der Luft nöthig iſt oder nur ein Geringes mehr. So viel *Kraft* aber erſpart werden kann, um eben ſo viel kann der *Umfang des Ballons* vermindert werden.

Dieſe Erſparniß würde ſich auf vielleicht *fünf Sechstel* des jetzigen Raum-Inhalts belaufen. Wahrſcheinlich würde ſich dann auch ein länglicher, doppelter Ballon, der doppelten Schwimmblaſe des Fiſches ähnlich, als nothwendig erweiſen, ſo daß das Gas nach Bedürfniß entweder im Vordertheile oder Hintertheile des Luftſchiffes vermehrt werden könnte, je nachdem daſſelbe ſteigen oder fallen ſollte. Zum *praktiſchen* Gebrauche, und darauf kommt es in der heutigen Zeit vor Allem an, iſt es durchaus nicht nöthig, daß das Luftſchiff ſich bis 10,000 Fuß durch die Luftblaſe allein erhebe; in den meiſten Fällen möchte eine Erhebung von 2000 Fuß vollkommen genügend ſein. Dieſe Erhebung aber zu gewinnen, dazu müſſen auch die Bewegungs-Werkzeuge helfen, nicht allein die Luftblaſe, und Alles, worauf es noch ankäme, wäre, den Unterſchied im Gewichte des Luftſchiffes mit dem Gewichte der Luft aufzuheben. Natürlich iſt dazu keine ſo große Luftblaſe wie bisher erforderlich und dieſelbe könnte dann ganz bequem im *Innern* des fiſchförmigen Luftſchiffes angebracht werden. Eine ſolche Flug-Maſchine würde dann auch ganz andere Reſultate erreichen, in Bezug auf Lenkbarkeit ſowohl wie auf Schnelligkeit, als man bis jetzt mit den *runden* Blaſen und der *unten* angehängten Gondel erreichen konnte.

Damit ſoll übrigens den heutigen Luftſchiffern nicht zu nahe getreten werden. Sie haben mit großer Ausdauer und Kühnheit die *Idee* der Luftſchifffahrt aufrecht erhalten, grade ſo wie die Seiltänzer und Athleten die Idee der Ausbildung des Menſchenkörpers, im Gegenſatz zu der verweichlichenden Erziehung des vorigen Jahrhunderts lebendig erhielten, bis heut zu Tage endlich die Turnkunſt vom ganzen Volke als nothwendig erkannt wird. Die Aſtrologen gingen den Aſtronomen voran; die Alchymiſten den Chemikern; die Zauberer und Taſchenſpieler den Phyſikern und die alten Chronikenſchreiber den Geſchichtsforſchern. „Hoher Sinn“ liegt ja ſogar oft im „kindiſchen Spiele“ und die Luftſchifffahrt war ſchon bei ihrer erſten Entſtehung durchaus kein harmloſes kindiſches Spiel, ſondern eine halsbrechende Wirklichkeit und es müßte ſonderbar zugehen, wenn ſie der Menſchheit nicht noch reiche Früchte brächte.

3) Um aber dahin zu gelangen, daß die waghalſige, gefährliche Fahrt durch die Luft der Menſchheit wirkliche Früchte bringe und obendrein ihre Gefährlichkeit verliere: dazu gehört auch, daß das Luftſchiff *Bewegungs-Werkzeuge* erhalte. Dieſelben werden ſich natürlich dem Elemente in welchem es ſich bewegen ſoll, anpaſſen müſſen. Wenn die Segel das Schiff *vor* dem Winde treiben, ſo muß das Luftſchiff die Luft oder den Wind *unter* ſich fangen und wie den Zugvögeln ein *Gegenwind* der liebſte iſt, weil er ihnen die Laſt ihres Körpers tragen hilft: ſo wird auch die neue Flugmaſchine darauf berechnet ſein müſſen, ſich dieſen Umſtand zu Nutze zu machen. Welches wird aber die beſte Form dieſer Luftruder ſein? — Fiſchfloſſen ſind für ein Element berechnet, das 800mal ſchwerer iſt als die Luft; ſie ſind viel zu klein. Außerdem haben ſie den Fiſch nicht zu tragen, ſie ſind nur Ruder, die das Waſſer nicht *unter* ſich faſſen, ſondern *hinter* ſich ſchieben. Der Flügel des Vogels hingegen *faßt wirklich die Luft unter ſich* und außerdem iſt dem Vogel auch in ſeinem Schwanze ein *Fallſchirm* gegeben, wie Jeder, der eine Taube oder einen anderen Vogel ſich niederlaſſen ſieht, leicht beobachten kann. Ein beſonderes Steuer-Ruder braucht der Vogel nicht mehr, da er durch Zuſammenziehen der Schwungfedern des einen oder des andern Flügels jede Seitenbewegung mit Leichtigkeit ausführen kann. Indeß möchte es bedeutend ſchwer halten Vogelflügel nachzumachen. Aber es giebt ein anderes Thier, deſſen Flügel und Schwanz ſehr wohl zum Modell für die Bewegungs-Werkzeuge des Luftſchiffes dienen können. Es iſt die *Fledermaus*, ein Thier das, obgleich zu den Säugethieren gehörig, dennoch faſt nie den Erdboden berührt, ſondern ſeine Nahrung, Käfer und Nachtſchmetterlinge (und kei-

Digitized by Google

neswegs Speck, wie die Unwiſſenheit öfters behauptet) im ſchnellen Fluge in der Luft fängt. Selbſt ſchlafend kommt die Fledermaus (eigentlich Flattermaus) nicht auf den Boden, ſondern hängt ſich mit den Nägeln ihrer Daumen in irgend einer dunkeln Höhlung, in einem Baumloche oder Schornſtein auf, damit ſie ſich nur fallen zu laſſen braucht, wenn ſie wieder fliegen will. Man könnte die Fledermaus einen lebendig gewordenen Fallſchirm nennen.

Wer je eine Fledermaus im Fluge betrachtet hat, wird ſich gewiß über ihre Schnelligkeit verwundert haben. Kein Vogel ſelbſt die Schwalbe nicht, kann ſolche kurze Wendungen machen, wie die Fledermaus. Indem ſie den einen Flügel ruhig ausgebreitet hält und den andern bewegt, iſt ſie im Stande, ſich äuſſerſt ſchnell in einem engen Kreiſe umzuwenden. Wie ſie das macht — das zeigt ein Blick auf ihre Flügel und ihren Schwanz. Die Flügel ſind Häute, in denen Arme Finger, Beine und Schwanz nur wie Adern erſcheinen. Die Finger ſind ſehr lang, nur der Daumen iſt eine kurze Kralle zum Aufhängen und Fortrutſchen auf dem Boden. Jeder Flügel bildet einen halben Fallſchirm und ebenſo der Schwanz, ſo daß der ganze Flug-Apparat aus drei verbundenen Fallſchirmen beſteht. Nur nach dem Kopfe zu iſt keine Flughaut, die Flügel ſind aber dafür nach vorn am längſten.

Wenden wir nun dieſe Conſtruktion auf das Luftſchiff an, ſo ſehen wir, daß die Luftſchiffer bereits mit richtigem Takte den Fallſchirm neben dem Ballon benutzt haben, aber beide getrennt von einander. Es kommt nun darauf an, das Luftſchiff mit fallſchirmähnlichen Bewegungs-Werkzeugen zu verſehen und die bisher nur zur Verzögerung des Ballons benutzten Schirme zum Mittel der Bewegung und Erhebung zu machen. Natürlich wird das Luftſchiff dann auch nicht mit ganzen Schirmen, ſondern mit ſchirmförmigen Flügeln verſehen ſein und je länger es iſt, deſto mehr ſolcher Flügel muß es zu beiden Seiten haben. Vielleicht wäre die Anwendung einer gewölbten feſten Flughaut zu beiden Seiten, mit weiter nach vorn angebrachten beweglichen Flügeln, die beſte Conſtruktion. Der Bauch des Luftſchiffes müßte möglichſt flach, der Rücken gewölbt ſein und ſelbſtverſtändlich würde man es nicht vom Boden aufſteigen, ſondern von einem erhöhten Standpunkte ſeine Fahrt antreten laſſen, ſo daß alſo dann ſelbſt der Schneider von Ulm, der gar nicht ſo dumm geweſen zu ſein ſcheint, wieder zu Ehren käme. Hinten müßte die Flughaut vollſtändig geſchloſſen ſein.

Das Luftſchiff würde alſo dann ein etwas langgeſtreckter ovaler Körper ſein, mit flachem Bauch, ſcharfgewölbtem Rucken und inwendig angebrachter Schwimmblaſe. An den Seiten und nach hinten eine ausgebreitete, ſchirmartige Flughaut; nach vorn Flügel mit beweglichen Strahlen, der Schwerpunkt des Ganzen zwiſchen den Flügeln.

4) Ein Hauptpunkt in der ganzen Sache iſt das Material, der Stoff, aus dem das Ganze zu machen iſt. Es muß ein Stoff ſein, der dünn, aber feſt iſt, und der nicht in ſich zuſammenfällt, wie der jetzige Ballon. Die Wandung kann alſo nicht mehr aus luftdichtem Taffet beſtehen, ſondern aus ſehr dünnem Metallblech, Stahlblech. Der Ballon, die Schwimmblaſe im Innern würde einfach die gewölbte Decke ſein, durch eine Scheidewand vom untern Theile, getrennt, die Flügel und die Flughaut würden wiederum aus feſterem Material als der jetzige Fallſchirm beſtehen müſſen, ſo daß an ein Umklappen, wie es manchmal zum Aerger der Beſitzer von Regenſchirmen bei letzterem der Fall iſt, nicht zu denken wäre. Außerdem müßten, wie im Vogelkörper die Knochen, alle Stäbe und Stützen hohle Röhren ſein, um auch auf dieſem Wege das Gewicht möglichſt zu verringern. Die Fenſter könnten aus Glimmer (*Isinglass*) beſtehen und der Fußboden im Innern aus ſtarkem Blech.

5) Wir kommen nun zum Wichtigſten, der bewegenden Kraft. Menſchenkraft — davon kann keine Rede dabei ſein, ebenſo wenig iſt die Dampfkraft anwendbar, weil die Erzeugung des Dampfes Brennmaterial erfordert, welche natürlich die Schwere des Ballons bedeutend vermehren würde. Auf Luftſtömungen allein könnte ſich ebenfalls der Luftſchiffer nicht mehr verlaſſen, denn es iſt ja grade die Frage, wie der Ballon, unabhängig von dieſen Strömungen, ſich künftig bewegen könne. Kommen ſolche Strömungen dem Luftſchiffer dann zu Hülfe, — um ſo beſſer. Aber verlaſſen kann er ſich nicht darauf; er wird ſogar oft gegen die Strömungen fahren müſſen, da ein Gegenwind das Luftſchiff tragen hilft, wie die Zugvögel ganz wohl wiſſen.

Wo aber nun eine ſolche Kraft hernehmen, die gar kein Material zu ihrer Unterhaltung bedarf? Es giebt nur eine ſolche Kraft, die Federkraft nämlich, dieſelbe die unſere Taſchenuhren treibt. Denken wir uns ſo viele aufgewundene ſtarke Federn, als das Luftſchiff Flughäute hat und dieſe Federn mit requiſitenden Räderwerken verbunden und die Flugmaſchine iſt da. Die Federkraft iſt auch vollkommen verläßlich und durchaus ungefährlich und Alles was noch nöthig ſchiene, wären einige Reſervefedern und Reſerveflügel, welch letztere bequem an die Seiten des Luftſchiffes flach oder zuſammengefaltet angelegt werden konnten, ſo lange man ſie nicht braucht. Würde außerdem noch die Methode der Wandervögel benützt, die ſich auch ſtets erſt zu einer beträchtlichen Höhe erheben und dann mit ausgebreiteten Flügeln, gleichſam auf der Luft ſchwimmend, ſich langſam ſenkend weiter bewegen, bis ſie wieder aufs Neue zu ſteigen beginnen: ſo wäre auch ſofort die Möglichkeit, die Federn aufzuziehen gegeben.

Das wäre alſo ungefähr die Einrichtung des lenkbaren Luftſchiffes.

Digitized by Google

Abee wozu ſoll ein ſolches dienen? wird man vielleicht fragen. Die Antwort darauf kann nur ſein: das Luftſchiff wird dazu dienen, um Höhen zu erreichen und zu überwinden. Auf dem Ocean und auf dem Fluße geht das Schiff, auf dem Lande fährt den Reiſenden der Eiſenbahn-Wagen weiter — wie wäre es nun, wenn ihn am Fuß der Gebirge ein Luftballon aufnähme und drüber hinwegtrüge. Wie wäre es, wenn der Luftballon über eistreibende Ströme, wo kein Schiff es mehr wagen darf, die Verbindung der Ufer herzuſtellen u. ſtatt daß der Menſch den Qualen des Durſtes faſt erliegend, auf halbverſchmachtendem Laſtthier durch die Wüſte irrt, wie wäre es, wenn ihn das Luftſchiff ſicher in die reine blaue Höhe hinauftrüge und majeſtätiſch mit ihm über die tief unter ihm liegende brennende Sandfläche hinüberſegelte? Was im Kriege mit ſolchen Luftſchiffen zu erreichen wäre: davon braucht kaum die Rede zu ſein, indem wahrſcheinlich die ganze jetzige Kriegführung dann entweder total verändert oder vollſtändig aufhören würde. Eben ſo wenig brauchen wir den Gewinn für alle Zweige der Wiſſenſchaft aufzuzählen, der aus einer ſolchen Verbeſſerung des Luftſchiffes folgen würde. Eins aber iſt gewiß: ein neues Verbindungsmittel für die Menſchen wäre gefunden und viele Gefahren und Mühſeligkeiten hätten ihr Ende erreicht.

Der gottloſe Humor.

Von Philadelphia.

---

1. Selbſtbefreiungs-Mittel.

Geboren ſind wir nach dem Sündenfalle, und kommen nur zum Himmel durch die Hölle. Das Leben hier wird bitter wie die Galle, wenn ſich der Teufel aufdrängt als Geſelle und immerfort die menſchliche Natur darſtellt als göttliche Karrikatur. Doch ſucht Herr Satan ärgerlich das Weite, erfaßt man ſeine lächerliche Seite. Verfolgt man ihn bis zum höchſten Sitze des Herrn der Welt, der auch ſein Vater iſt, ſo wird „Gott ſei bei uns“ zum ſchlechten Witze und der befreite Geiſt wird Humoriſt.

Humor aber liefert kein Zerrbild; er zeichnet nicht Karrikatur. Wird dennoch der gnädige Herr wild, ſo iſt Er die böſe Natur.

2. Nichts, Gott und Welt.

Spruch u. Widerſpruch. Paradoxa.

„Aus Nichts hat Gott die Welt geſchaffen.“ Herr Luther ſchrieb's; die Schüler gaffen die Worte an und blieben ſtumm; doch blieben ſie nicht alle dumm. „Wenn Nichts vor Gott geweſen, bevor die Welt er ſchuf, (wie deutlich hier zu leſen,) ſo fühle ich Beruf,“ ſprach einer von den Knaben, zunächſt Nichts kennen zu lernen, „um Gott gewiß zu haben. Ich will mich von Schule und Kirche entfernen, anſtatt der Schrift die Welt ſtudiren, in welcher Gott Nichts konnte realiſiren; denn, daß er ſelbſt Nichts gewußt hat, als er von Nichts umgeben war, das wird bald jedem Kinde klar, wenn es zum Denken Luſt hat. Die Welt iſt mein einziger Gegenſtand, ſie wird auch Gottes Gegenſatz genannt; doch Gottes Weſen blieb uns unbekannt; wir glauben nur, daß wir mit ihm verwandt; demnach muß ich die Welt analyſiren, Alles auf Nichts reduciren; ſodann von Nichts abſtrahiren; das heißt die Welt ignoriren; was dann noch bleibt iſt Gott allein, und dieſes kann ich ſelbſt nur ſein.“ Und nun beginnt die Geſchichte des Spottes der ſtets vermehrten Ebenbilder Gottes.

3. Menſch, Fiſch u. Teufel.

a. Der angelnde Menſch.

„Es zuckt!“ Er hat angebiſſen! Ho, welch ein ſtattlicher Hecht! Bald hätt er die Schnur mir zerriſſen. Komm Bürſchchen, Dir geht es nun ſchlecht! Dein trauriges Ende, es gleichet dem menſchlichen Untergang, wenn ihn das Verderben erreichet, weil er ſeine Luſt nicht bezwang.

b. Der Fiſch.

Schweig, alberner Moraliſirer, und lerne vom ſterbenden Fiſch! Du warſt ja ſelbſt der Verführer des Opfers für Deinen Tiſch. Du kannteſt die Macht meiner Triebe und übteſt abſcheuliche Liſt. So handelte göttliche Liebe auch gegen Dich, gläubiger Chriſt!

c. Der Angler.

Stirb Burſche! Du ſprachſt ja vermeſſen; natürliche Fiſche ſind ſtumm; Dich hatte der Teufel beſeſſen, doch macht der den Frommen nicht dumm.

d. Der Teufel.

Die Mühe konnt ich erſparen; das that ſchon mein ſeliger Papa und ſeine himmliſchen Schaaren von Engeln, Halleluiah! Es iſt mein fürſtliches Sorgen, daß fromm Ihr bleibet und treu; dann bleibt Euch die Wahrheit verborgen, die Lüge beherrſchet Euch frei. Wie ſoll ich die Kirche nicht lieben und ihren Rokoko-Staat? Ich bin ja der Fiſcher im Trüben, der älteſte Ariſtokrat. Zech-Brüder und Kaffee-Schweſtern, ſeid fruchtbar und mehret Euch! Wer's ferner noch waget zu läſtern das göttliche Himmelreich, dem ſag' ich: „Gott läßt ſich nicht ſpotten!“ Der Herr ſprach: „Die Rache iſt mein; wo Ketzer zuſammen ſich rotten, da haut mit dem Schwerte drein!“

4. Der Teufels-Pact.

Tod und Teufel zanken ſich an des kranken Doctors Bette, ob man ihm das

Digitized by Google

Leben rette oder nicht. „Ich wundre mich,“ ſprach der finſtre Senſenmann, daß du dieſes argen, alten Sünders Lebens willſt erhalten. Sicher denkſt du nicht daran, daß ihn Gottes Strafgericht, Dir ſogleich zum ew'gen Leben in der Hölle übergeben wird, weil er die Pflicht „nicht zu tödten“, übertrat und ſich obenein die Qualen ließ mit ſchwerem Gold bezahlen, die er als Allöpath, zugefügt, ſelbſt wo Natur, trotz der giftigen Arzneien, noch Geneſung konnte verleiben. Ihm ſchlägt jetzt die Todten-Uhr!

Ei Du ſprichſt ja wie ein Kind, rief der Satan, ſchier verdroſſen, weißt Du nicht, daß ſolche Poſſen längſt für uns vorüber ſind? Seit man glaubt, daß Gottes Wort Tod und Teufel überwunden, iſt mein Todtenreich verſchwunden, doch im Leben herrſch' ich fort, bis man Dich und mich erkannt, uns nicht mehr als Schreckgeſpenſter mal't an Kirchenthür und Fenſter oder an den Kirchhof bannt. Dann erſt wird mir ew'ge Ruh, und mein Wirkungskreis wird enger. Jetzt ſind wir noch Doppelgänger. Du biſt ich, und ich bin Du! Größer zwar iſt deine Macht, aber ich bin aufgeklärter, darum höre nun, mein Werther; was ich klüglich ausgedacht. Während Du Dich amuſirt mit Abſchlachten und Verweſen, ließ ich mir Kollegia leſen, habe Politik ſtudirt. Laß nur Deine Senſe ruhn! Soll es fein beim Alten bleiben, müſſen wir es anders treiben, Wiſſe, was wir fortan thun! „Aerzte, Prieſter laſſen wir, (auch die Themis-Prieſter) leben, möglichſt lange; denn ſie eben ſorgen eifrig nur dafür, daß wir Beide, feſt vereint immer, was wir wünſchen, haben. Du haſt Freude am Begraben; ich, wenn Menſchheit klagt und weint.“

Grinſend fiel der Tod hier ein: nimm die Knochenfauſt zum Bunde! Feierlichſt in dieſer Stunde ſoll er feſt geſchloſſen ſein:

„Allen Guten frühes Grab! Langes Leben allen Böſen! Will ſich einer ſelbſt erlöſen; hol' ihn mir, ich thu' ihn ab!“

Als der Patient erwacht und ſich frei gefühlt von Schmerzen, hat er gleich vom ganzen Herzen Tod und Teufel ausgelacht.

5. Grablied des deutſchen Humors. 1851.

Nun iſt er begraben, der deutſche Humor, des Verſtandes Sohn und der Liebe; es jubelt darüber ein frecher Chor politiſcher Tagediebe. Der Selige hatte die derbſte Natur und einen vortrefflichen Magen, doch konnt' er die deutſche Regierungs-Mixture und Diät nicht länger ertragen. Er iſt geſtorben an fauler Luft der Höfe von Gottes Gnaden und an dem giftigen Leichenduft von Wien, Berlin und von Baden. Sein ſchriftlicher Nachlaß iſt confiscirt, (er pflegte Satyre zu ſchreiben,) die Narren können jetzt ungenirt die alten Kreiſelchen treiben. Erwachen wird wieder des Volkes Durſt zum Bier, zum Wein und zum Lachen; es werden Herr Casperle und Hans-Wurſt die fadeſte Späße machen. Hoch ſchlagen die Herzen dann unter dem Stern, doch unter den Sternen giebts Lumpen! Vergeſſen der Armuth und loben den Herrn, des Lebens ſich freuend beim Humpen. Denn er blieb ja Sieger, der alte Patron, des göttlichen Staats-Mechanismus. Sein Leben friſtet die innere Miſſion, die Bibel, der Katechismus. Es mehren ſich Schätze und Seelenzahl, doch auch Verbrechen und Laſter. Man baut dann Kirchen, Zuchthäuſer, Spital, als lojale Gewiſſenspflaſter. Das „*Suum cuique!*“ welch köſtlicher Spruch! „O Herr! laß mir nur das Meine! Ich hab's ja erworben durch Deinen Fluch und meine Sünde iſt Deine!“ Hiſtoriſche Baſis hat feſtgeſetzt, das heilige Recht, unverletzlich, doch wenn der Herr es ſelber verletzt, dann iſt die Verletzung geſetzlich! „Was Gott thut iſt immer auch wohl gethan,“ das lernen wir ſchon aus der Fibel. Und ſteht es den Menſchen auch übel an, ſo bleibt es nothwendiges Uebel. Drum ohne ein herrliches Kriegsheer, kann Kirche und Staat nicht beſtehen. Der Waffengewalt ſoll immer mehr das Glück des Volkes erhöhen. Ein jedes lobt ſeinen *esprit du corps* und ſchreibt davon lange Geſchichten. Einſt wird der auferſtandne Humor darauf ſeine Nothdurft verrichten!

6. Königsberger Standbilds-Enthüllungs-Feierlichkeits-Gedanken-Sünden.

1852.

Friedrich Wilhelm *III.* und *IV.*

Wer ihn gekannt in Fleiſch und Bein und ſieht ſein Bild enthüllen, ſo koloſſal in Erz und Stein, der ſchweigt und denkt im Stillen: Er war ein guter Patriarch im Staats- und Ehebette, doch mein' ich daß er, als Monarch, zuviel gebetet hätte. Er wollte ſeiner Kinder Wohl, im Hauſe wie im Lande, doch es verdarb ihm ſeinen Kohl die Demagogenbande. Ergriffen hatte ihn die Zeit doch er ſie nicht begriffen. Er dachte dran, die Ewigkeit als König zu durchſchiffen. Zu frühe macht er Teſtament; zu ſpät iſt er geſtorben, und dennoch hat das Regiment ſein Sohn zu jung erworben. Der erbte uns, wir erbten ihn, den Sohn vom heil'gen Vater, der heil'ge Geiſt ward nicht verliehen; Will's Gott, kommt der wohl ſpäter. Sie ſchloſſen einen neuen Bund mit ihrem Gott die Sünder, denn Denken iſt zu ungeſund, für ſolche alten Kinder. Wir haben jetzt ein Standbild mehr! Iſt das nicht zum Entzücken? „Ein todter König.“ O, wie ſehr kann die Idee beglücken!

7. Der Fürſtenſpiegel.

1854.

Vergeſſet nie des Dankes Schuld, Ihr Könige von Preußen! Ihr exiſtirt nur durch die Huld des Kaiſers aller Reußen. So huldigt ganz ihm, tauft Euch um, auf ſeines Volkes Namen. Ihr habt ein *jus historicum* hiezu, und er ſagt Amen! Ihr ſeid ja Ruſſen und nichts mehr! Po-Ruſſen hießen Preußen. Ihr könntet Euch zu größrer Ehr' auch Po-Po-Ruſſen heißen. O möchten alle Fürſten ſo nach Nameneinheit ſtreben! Wir würden dann

Digitized by Google

die Völker froh und einig ſich erheben, und, wie die Enten auf dem Teich, im Schlamme luſtig zehren, indeſſen ſie zum Himmelreich den Fürſten Spiegel kehren!

8. *Frederick le grand.*

Eine Geiſterſtimme.

Ich hielt es für höchſte *raison* als Herr und König auf Erden, daß Jeder nach ſeiner *façon* im Staate kann ſelig werden. Doch habe ich lang mich geplagt, die Unterthanen zum Glücke zu zwingen mit Zopf und Perücke. Hab manchen Narren verjagt, mit Zunge, Feder und Krücke, all in ihre Zahl war zu groß, die Narrheit ſcheint menſchliches Loos. Drum hab' ich auch ehrlich geſagt: ‚ich würde am Ende vom Liede der Sklavenbeherrſchung müde.“ Es ſcheint vom ganzen Fürſten-Orden nach mir noch Keiner klug geworden. Wird die Despotenluſt uns ferner angezogen, ſo bleib's beim Spruch der Theologen: „Das Seligwerden iſt den Todten vorbehalten.“ Wer's glaubt, der läßt das blinde Schickſal walten. Den Glücklichen iſt's Gott in kindlichem Behagen; die Andern haben mit dem Teufel ſich zu vertragen. Zwar war ich viele Jahre Atheiſt, doch ſterbend wurde ich ein guter Chriſt, ‚Unſterblich wollt' ich werden durch den Tod;“ zur Sonne fahren aus der Erdennoth. Es ward mir bange auf dem Sterbekiſſen, ein ew'ger König ſein zu müſſen. Doch käme ich jetzt wieder auf den Thron, begänne ich von Oben Revolution!

9. Mephiſtopheles an die Unions-Demokraten.

Ich acceptire den Titel als böſer Lügen-Prophet und leſe Euch gleich ein Kapitel, wie Lüge als Wahrheit beſteht. Ihr fürchtet wie Himmelseinfall die reine Demokratie und fühlt Euch nur glücklich im Schweinſtall der göttlichen Monarchie; denn Ihr ſeid Scheindemokraten, die unter dem Freiheitspanier die Rechte des Menſchen verrathen und Sklaven erziehen, wie Ihr! „Was ſchadet's, wenn unter dem Hiebe der Peitſche ein Neger weint? Er hat ja die chriſtliche Liebe, er liebt ja ſogar ſeinen Feind. Er weiß ja, die liebſten der Kinder, hat Gott ſich zu Opfern beſtimmt, die er vom Altare der Sünder, höchſtgnädiglich zu ſich nimmt.“ Was Ihr von dem Chriſtenthume behalten, iſt Arbeiters Fluch, geſchmückt mit dem göttlichen Ruhme, durch plumpeſten Prieſterbetrug. Von mir wollt Ihr nimmer was hören, ich bin der geſunde Verſtand der göttlichen Freiheitslehren, die ich als Lügen erkannt. Ich bin Euer Gott der Geſchichte, die immer zur Blutſchule führt. Eure Klage und Strafgerichte, ſie laſſen mich ungerührt. Ihr lebt wie die Blinden im Lichte, verderbt durch die Seele den Leib; Eure Tugenden ſind nur Gedichte, Euer Leben iſt Zeitvertreib!“

10. Stimme von unten, aus dem Grabe eines katholiſchen Selbſtmörders.

Da ich ein Leben verwarf, das lieblos, kalt mich zurückſtieß
hat man mich ungeehrt, hier an der Seite verſcharrt.
Weib und Kinder, beklagt nicht jammernd mein ferneres Schickſal,
weil mich die Kirche verdammt, richtend nach falſchem Geſetz.
Was mir das Leben entzog, hab' ich vom Tode erobert,
Freiheit von menſchlicher Qual, Freiheit von irdiſchem Wahn.
Hab' neu-römiſch gelebt und bin alt-römiſch geſtorben,
fürchte die Hölle nicht mehr; habe mich ſelbſt abſolvirt.
Einſt, wenn Jeder den Tod vorzieht unwürdiger Knechtſchaft,
wird das Leben ein Gut ohne den himmliſchen Herrn!

11. Theſen und Antitheſen.

Ergänzungen.

1.

Alſo hat Gott die Welt geliebt, daß er den einz'gen Sohn hingiebt, um Sünder zu beglücken!

Das mag die Sünder wohl erfreu'n, allein ſein Sohn will ich nicht ſein. Ich kehre ihm den Rücken.

2.

„Wer nicht liebt Wein, Weib und Geſang der bleibt ein Narr ſein lebenlang.“

Doch, wer ſie liebt und macht ſich krank, der ſitzt auch auf der Narrenbank!

3.

„Eines ſchickt ſich nicht für Alle! Sehe Jeder, wo er bleibe, ſehe Jeder, wie er's treibe, und, wer ſteht, daß er nicht falle!“

Solche Fürſtendichter meinen, Alles ſchicke ſich für Einen und die auserwählten Seinen. Es erreget ihre Galle, ſucht man gleiches Wohl für Alle. Meidet dieſe Mauſefalle! Schickt ſich Eines nicht für Alle, weil wir ungleichzeitig leben, kommt doch Jedem gleiches Streben mit der Zeit und auch die Weihe für das Schickliche an Jeden, ſtellt ſich Jeder nur in Reihe. Doch wer ſich will unterſcheiden, es ſei recht ſich auszuſchließen vom Geſchicke der Gemeinen; will Unſchickliches genießen, und es kann ihn dann verdrießen, will der Wahrheit Sonne ſcheinen.

4.

„Der Menſch denkt, aber Gott lenkt.“ Alſo: Gott denkt nicht, und der Menſch lenkt nicht? Aber das göttliche Lenken, wider menſchliches Denken, muß Menſchen kränken. Wie iſt das abzulenken? Der Menſch muß göttlich denken, dann Gott menſchlich lenken!

12. Nothdurft des auferſtandnen deutſchen Humors.

Februar 1855.

Europa hat wiederum böſe Zeit. Der Weſten kämpft gegen den Oſten, und jeder politiſche Zinngießer ſchreibt: Herr Gott, wieviel Geld wird das koſten! „Das heilige ruſſiſche Reich iſt blokirt, von vorn ſowohl wie von hinten. Nicht's

Digitized by Google

weiter wird ein . aber ausgeführt, als Diplomaten und Finten. „Die Oſtſee das weiße, das ſchwarze Meer, ſind von Blockadeſchiffen; der Hanf und Kaviar, Juchten und Theer, ſind gänzlich bei uns ſchon vergriffen." „Die Noth in Rußland iſt ſchrecklich groß, man kann ſie ſich deutlich malen; denn wird der Menſch ſeine Güter nicht los, ſo kann er nicht Steuern bezahlen. Was nutzen ihm alle Produkte der Welt, wenn er von ſeinem Kapital zehrt? Es iſt ja ausgemacht, daß nur das Geld der menſchlichen Arbeit equal werth."

Der Krieg iſt Vater der Speculation; der Glücksritter, Millionäre, doch giebt er auch Vielen die Lection: das Kapital ſei Chimäre.

Held *Napier* zerſtörte Bomarſund, recognoscirte auch Cronſtadt; dann aber verzog er den Heldenmund, weil Niemand ihn darum Pardon bat. Lord Punch in ſeinem parteiiſchen Grimm, will Preußen jetzt karrikiren, weil ſie ihm nicht helfen, in der Krim die Ruſſen zu engliſiren. Deshalb iſt in Preußen verboten der Punſch. Ihn trinket und lieſt kein Miniſter. Es dürfen die Ruſſenfreunde nach Wunſch verſpotten die Punſch-Philiſter.

„John Bull ward einſt geboren auf See, wird ſeekrank nur auf dem Lande, betrinkt ſich in Porter und Rum und Thee, iſt folglich ein Mann von Stande. „Das „*Rule Brittannia*," „*God save the Queen*" iſt ſeine ewige Leier. Sein böſes Gewiſſen nur dränget ihn zur nüchterſten Sonntagsfeier. Er iſt philologiſches Kraftgenie, denn, wahrlich, er ſpricht unbeſchreiblich, und ſchreibt unausſprechlich; die Ironie verfolgt ihn daher unausbleiblich. Einſt war er im theologiſchen Fach recht brav, als Puritaner. Dem eignen Könige bot er Schach und wurde Republikaner. Allein das iſt ſchon zu lange her; er kann ſich nicht mehr drauf beſinnen. Jetzt liebt er ſeine Victoria ſehr, und lernte fein weben und ſpinnen. Mit ſeinen Lord's und der Klerikei iſt er ſchon innig verwachſen. Sie ließen den Glauben ihm ſteuerfrei, für Sonnenlicht nehmen ſie Taxen. Feſt glaubt er, daß er kein Sklave ſei, damit er's jedoch nicht vergeſſe, ſchreibt's täglich die Preſſe; die iſt ſehr frei, das heißt die Matroſ norſe." Den Sklavenhandel, den hängt er auf; denn Menſchen zu kaufen iſt ſündlich; doch treibt er mit Geldern Soldaten zuhauf und macht ſie gleich Sklaven verbindlich. Der Britte erbarmet ſich ſeines Vieh's. Sein Eſel führt keine Beſchwerde. Man quält in dem brittiſchen Thierparadies Engländer wohl, aber nicht Pferde. Viele Marmorbilder mit Lorbeerkranz enthalten St. Paul's und Weſtminſter; doch blieb es, trotz allem Ruhmesglanz, in brittiſchen Köpfen noch finſter. Geſchichte erzählte Sir Walter Scott wie eine romantiſche *story*. Wir lernen daraus, daß „der liebe Gott" die Welt regiert, wie ein *Tory*; Geſetze, Sitten und Religion des brittiſchen Staatsverbandes ſind offenbare Proſtitution des ſchwachen Menſchenverſtandes.

Doch leider, was ich jetzt ſage, es gilt von allen Völkern und Ländern. Die eignen Fehler nur Jeder ſchilt am Andern; ſich will er nicht ändern. Vergöttert wird von der Literatur das Krankhafte, Nationale. Der Witz, die Kritik ſelbſt, nagen nur an der Oberfläche und Schale! Die ewige Waffen-Execution beweiſet die Wahrheit der Klage, daß die gerühmte Civiliſation nicht Wohlthat ſei, ſondern Plage. Und dennoch lobet die Chriſtenwelt den himmliſchen Schickſalsgeber als guten Vater, zu gleicher Zeit als Henker und Todtengräber. „Am wenigſten iſt mir der Schalk verhaßt," erklärt er den Schalk Mephiſtophel, verdammt uns zu ſelbſtgeſchaffnem Kontraſt und ſchließt ſeinen Himmel. Wie ſchofel!

Europa ſtellt uns als Jungfrau dar ein phantaſiereicher Pinſel. Der Kopfputz der alten Prinzeſſin war bisher die brittanniſche Inſel. Unſichtbar an der Figur iſt der Kopf; er ſteckt in dem ſchottiſchen Helme. Grün Irland hängt hinten, als dicker Zopf, drin irren viel römiſchen Schelme. Das Herz Europa's wird Frankreich genannt, die Deutſchen bewohnen den Magen, der Fuß ſteht warm in dem Stiefelland, die Schleppe muß Rußland tragen. Die lange und ſchwere Schleppe fegt beſtändig der Freiheit Gaſſen, was unter ihr kriechend ſich bewegt wird kläglich im Dunkeln gelaſſen. Vom Podagra iſt der Fuß geplagt, Pantoffel nur darf er tragen, und wenn er ſich zu erheben wagt, beſteigt er den Leichenwagen. Das große Herz iſt mit Blut überfüllt, Blutegel ſind ihm unentbehrlich; doch deren Appetit wird nimmer geſtillt, ſie wurden dem Herzen gefährlich. Der Magen hat auch ſchon revoltirt, denn die Prinzeſſin war ſehr krank, weil ſie ſich bei Hofe zu enge geſchnürt; bleichſüchtig auch gar zu viel Thee trank. Man fürchtet ſehr für ihr Gleichgewicht. Sie balancirt auf dem Halbmond, und leidet am Schwindel, wie man ſpricht, weil in ihr das goldene Kalb thront. Der Kopf ward ihr ſchwer, von dem langen Druck altmodiſcher Staatsperrücken. Sie liebt aber dieſen häßlichen Schmuck, geduldig läßt ſie ſich drücken, und ſchleicht, nachtwandelnd, im Völker-Chor als Lady Macbeth vorüber. Der auferſtandne deutſche Humor erweckt ſie durch Naſenſtüber!

Der deutſche Humor war begraben ſchon, doch hatt' ihn nur Scheintod bezwungen. Ein Wunder that er, der Wunderſohn; im Grabe ſelbſt hat er geſungen. Als Wunderdoctor jetzt practicirt er origineller Weiſe, indem er den Wunderglauben kurirt, mit homöopathiſcher Speiſe.

13. Des böſen Wortes Rechtfertigung.

Der gute Witz iſt gleich einer friſchen Roſenblüthe. Freimuth in Rede und Schrift iſt nur ſein Blüthenduft, iſt ſeines kräftigen, innern Lebens ſchönes Zeugniß. Der Dorn umgiebt die Roſe, daß er ſie behüte vor frevelhafter Hand, vor Tod in Kerkerluft, und Roſendornen ſind erlaubter Waffen Gleichniß, daher vergleich ich ihnen jetzt das böſe Wort, und ſetze ſcherzend die Vergleichung weiter fort. Zu ſchwach ſind Roſendornen und des Wor-

tes Spitzen, um gegen den verwegnen, ſtärkern Feind zu ſchützen. Der Teufel holt die Seelen, wie der Ziegenbock die Roſe frißt; er ſchont den kahlen Dornenſtock. Gefährlicher wie Ziegenböcke iſt der Wurm, der an den Dornen ſelbſt empor ſich hilft zur Blume, die Lebenskraft verzehrt in ihrem Heiligthume, die Blüthe ſchon im Lenz hingiebt dem rauhen Sturm. Der Wurm iſt jener ſupernaturale Wahn der morgenländiſchen, erkankten Phantaſie, die einſt, ſich ſelbſt nicht kennend, ihre Kraft verlieh dem Worte. „Alles," ſprach ſie, „hat das Wort gethan." Man rühmt dies noch, als den erhabnen Dichterſchwung, der jugendlichen höheren Begeiſterung und ſpielt mit ſolchen falſch verſtandnen Redensarten, in denen Trug-Orakel längſt ſich offenbarten, die uns zu jeder Zeit verderblich ſchon geworden. Der Wahnſinn dominirt im Süden wie im Norden. In Wahrheit hatte Satan Chriſtum überwunden, doch umgekehrt erzählt man's in den Andachtsſtunden. Indeß, „am Baum der Menſchheit drängt ſich Blüth' an Blüthe." Nicht alle Blüthenopfer fielen ganz vergebens. Es zeigte ſchon ſich in der alten Teufelsmythe die Spur des guten und nur halb verirrten Strebens. Was Wunder! Wer beſtändig Geiſtesblüthen ſpeiſt, wird *nolens volens* endlich ſelbſt ein ſchöner Geiſt. In Säue fuhr der Satan vor 2000 Jahren, zu Luthers Zeit war er in Gottes Wort gefahren und ward gebannt durch den berühmten Dintenklecks. Allmählig iſt er „ordentlicher Menſch" geworden, iſt weder Luther's Feind, noch der des Dr. Eck's; er liebt ſogar die höchſten Staats- und Kirchenorden. Man nennt am paſſendſten ihn Herrn von Multipler, denn er wird Fürſt, Soldat, auch Kaufmann und Juriſt, Biſchof und Jude, Türke oder Fataliſt; lebt pünktlich nach der Uhr u. hält auf ſeine Sitten; im Unterrock iſt er auf Thronen ſelbſt gelitten. Dabei iſt ihm die Armuth herzlich lieb und werth; wohlthätig ſorgt er, daß ſie ſich vermehrt und nährt. Ihr lacht. Ihr merket wohl die Myſtification? Die haſſe ich und ſpreche gleich aus anderm Ton.

Zur Aufklärung des Volks in Proteſtantenlanden, iſt früher ſchon gelehrt und ſchweigend zugeſtanden, daß Teufel nur Symbol für böſer Menſchen Willen und nie Entſchuldigung ſei für unſre Uebelthaten. Doch ſcheuten ſich die Herren, hieraus die Folgerung auf's Wörtchen „Gott" auch zuzulaſſen. Ganz im Stillen zurück zu lenken fanden ſie ſehr bald gerathen. „Das Volk iſt noch nicht reif für Wahrheit, iſt zu jung," „wir können's nur durch Furcht und Aberglauben „zügeln."

Wer ſelbſt nicht klug geworden, kann nur immer klügeln.

„Die Geiſter aufzuklären bringt dem Leib Gefahren, wir wollen alſo alten Sprachgebrauch bewahren." „Der gute Geiſt iſt Gott, der böſe iſt der Teufel.", Die Dichter ließen gerne Gott u. Teufel fahren; denn Jener hat nur einen guten Reim, den Spott, den Dieſer gar nur einen ſchlechten Reim, den Zweifel. So blieb der Teufel ungereimter ſtets als Gott, wiewohl ſie beide wahrlich böſe Worte ſind, wenn man ſie nicht als Menſchenſchöpfungen erkennt und ihren Schöpfer auch den Kindern richtig nennt. Wer Kinder will betrügen, iſt noch ſelbſt ein Kind, und wär' er auch an Jahren ein Methuſalem. Er holte aus der Chronik von Jeruſalem die Weisheit ſich von David und von Salomon, und macht es wie der Jugendgott zu Babylon, verwirrt die Sprachen, fürchtend, daß die Menſchenkinder ſich ſonſt verſtändigen und ihm zu trotzen lernen. Er theilte, um allein zu herrſchen. Zu entfernen die Himmelsſtürmer, wurde er ein Spracherfinder. Durch neue Worte weiß er Reden ſo zu drechſeln, daß Viele Böſes mit dem Guten leicht verwechſeln. „Der Worte Mißverſtand, das iſt der Teufel eben! So lange Gott noch lebt, wird auch der Teufel leben." Das heißt, der Fromme lernet nie das Böſe meiden, weil er's in Gottes Wort nicht wagt zu unterſcheiden. Die Wortvergötterung hat ihm den Sinn verrückt; denn hört er nur, „Gottwill's" ſo wird er gleich entzückt, bewaffnet ſich mit Flinte, Schwerdt und Pickelhaube und giebt den jungen Leib dem Zufallstod zum Raube. „Mit uns iſt Gott!" Der Teufel alſo iſt der Gegner, doch Der ſchreit ebenſo; Der Kampf wird ſtets verwegner. „Es iſt ja ehrenvoll für's Vaterland zu ſterben." Ein ſchmählicher Betrug! Doch dies glaubt weder Sieger noch der Beſiegte. Dieſer nimmt als Gottes Krieger, die Knechtſchaft hin als Strafe. Reuig und mit Wehmuth begräbt er ſeine Todten, preißt ſie betend, ſelig und hofft auf künft'gen Sieg. Die chriſtlich fromme Demuth verwandelt ſich in Muth. Die Kampfluſt wächſt allmählig und ſiehe da! „Der Weg des Herrn bleibt wunderbar." Zum Herrſcher wird oft heut, wer geſtern Knecht noch war!

Doch gegen ſolche pſeudo-göttliche Extreme erhebt ſich ſtrafend des Verſtandes heil'ge Vehme. Wer Lebensopfer will als Tugendprobe lehren, der ſpricht den menſchlichen Naturgeſetzen Hohn. Wer nicht ſein Leben liebt, wie lange wird er's ehren in Andern? Fort mit ſolcher Reſignation! Sie iſt des Menſchenſohnes ew'ge Marterkrone, verſchafft nur längre Friſt dem alten Teufelsthrone. Der übermüth'ge Lord bekam den Ehrenſpleen, als ihn das Volk umringte mit gerechten Klagen. Die böſe Wahrheit war zu bittre Medicin für den durch Lob und Dank geſchwächten alten Magen. Sich zu verſüßen jene *aſſafoetida*, erfand er die *Epitheta ornantia* und läßt von Niemand ſich Unangenehmes ſagen, in andern als in unterthänigen, leeren Phraſen. Die Grobheit bleibt Regal für allerhöchſten Styl. Vermiſcht mit Selbſtlob, füllt ſie Unterthanennaſen. Auch mit den Schriftgelehrten „fackelt man nicht viel." Wer „unbeſcheiden" ſchreibt und ſpricht, heißt Hochverräther, und wird mißhandelt wie ein andrer Uebelthäter. Dies iſt die Sünde wider unſern heil'gen Geiſt, die man mit Recht für immer unverzeihlich heißt. Ja, könnten die böſen Lehren unſer Herz vergiften, ſo thäten's die Geſetze und die heil'gen Schriften. Sie ſind Gerichte aus der alten Hexenküche; betäubende Opiate, gift'ge Wohlgerüche. Zur Tugend ſtempeln ſie das ärgſte der Verbrechen, durchs Recht, ein böſes Wor

durch böſe That zu rächen. Durch die Erfindung der Verbalinjurien verwandelten ſich Menſchen ſchon in Furien. Man kann den Schriftgebrauch deshalb gewiß nicht loben, allein das Aergerniß kam offenbar von Oben. Wer zu mir ſpricht: „Du Narr," der iſt des Feuers ſchuldig," ſagt Gottes Wort, und macht die Furchtſamen geduldig.

Geſetzt, Ihr nennt mich „Satan," um mich zu beſchimpfen, ſo werd ich deshalb nicht mit Horn und Bocksfuß hinken. Geſetzt ich ſchrieb „Popo," Ihr könnt die Naſe rümpfen, doch bleibt es ausgemacht: das Wörtchen kann nicht ſtinken. Wer zu mir „Eſel" ſagt, macht mir nicht lange Ohren, nicht Eſelsfell; er lügt nur und er iſt viel dümmer als ich, wenn er noch an die Macht des Wortes glaubt. Doch, dümmer wie der Eſel wird der Menſch geboren deshalb vergeb' ich ihm und denk' von ihm nicht ſchlimmer als von mir ſelbſt, da ich mir Gleiches einſt erlaubt, wenn ich als Knabe beim Spaziergang um die Wette mit andern ſtritt, wer von uns größre Weisheit hätte. Jetzt nenn ich den nur dumm, der nichts mehr lernen will, hochmüthig ſpricht: weiß Alles beſſer, ſchweiget ſtill! So macht es leider jede hohe Staatsregierung und übt durch Strafgewalten den Gewiſſenszwang den ſie moraliſch nennt, doch macht es geiſteskrank und iſt der Unterthanen „göttliche Verführung" zum innern Widerſpruch, zur Freiheitsſchwärmerei. Was man verhüten ſollte führt man ſelbſt herbei. Den Schwachen knechtet man, den Starken läßt man frei. Es hießen darum Ironie, Satyre, Hohn, der Dummheit und der Bosheit wahrer Sündenlohn. Durch's Wort poetiſche Gerechtigkeit zu üben, iſt unſer gutes Recht und darf Niemand betrüben. Wer's übel nehmen will, der denk' ans Lied vom Zopf, das uns Chamiſſo ſang, und werd' ein Tituskopf. Doch Zopfabſchneiden und Jeruſalems Zerſtörung war noch kein Anfang radikaler Selbſtbekehrung. Um einzuſehen, daß Bekehrung nöthig ſei, bedurfte es Belehrungen ganz andrer Art, als der gegebnen von der Götzen Tyrannei. Sie fehlen noch den Meiſten in der Gegenwart. Ein Weiſer braucht kein Lob, kann auch den Herrn nicht loben, doch bleibt er über das Parteigezänk erhoben. Ihm iſt nicht alles ſchlecht, was Royaliſten tadeln, doch auch nicht Alles echt, was Demokraten adeln. Im ganzen Leben, wie in der Literatur, in Staat und Kirche, in Geſchichte wie in Dichtung, verfolgt er überall des böſen Feindes Spur und deckt den Irthum auf, wie die verkehrte Richtung. In dem Erhabenſten zeigt er das Gräßliche; in mancher ſchön genannten Kunſt, das Häßliche. Die Unzucht weiſt er nach in Glaubenszucht und Treue, ſowie in Gottes Lieb' und Bajaderenreue. Wer ſich noch einbildet, daß er ein Volk regiere, den wirft er in die heiße Hölle der Satyre, allwo ihm der Humor ein komiſch Grablied ſingt, den Fürſtenſpiegel zeigt und Priapsopfer bringt. Da wird gehenkt, allein es thut nicht weh, denn Delinquenten giebt's nur in *effigie*. Zwar hört er laut noch über Ehrverletzung ſchrein, doch macht ihm dies Geſchrei nicht mehr Gewiſſenspein. Es war nur frevelhaft mit altem Wahn zu ſcherzen, ſo lang die Wiſſenſchaft der Wahrheit neue Schmerzen und keine Heilung für die friſchen Wunden brachte. Jedoch das böſe Wort, was Gott, als Herrn beleidigt, indem es zeigt, daß ihn der gute Geiſt verachte; es wird ſogleich ſein Freund, der ihn als Menſch vertheidigt. Wir Alle leiden durch die Sünden unſrer Väter, und wurden, ihnen gleich, betrogne Uebelthäter. Wir können ferner auch die ſchönſte Kraft vergeuden, wenn wir die höheren, die geiſt'gen Lebensfreuden, die Wiſſenſchaft und Kunſt, den Völkern vorenthalten; ſie ſtets in Nothwehr ſetzen, durch gemachte Noth. Nothwehr iſt kein Gut; iſt eines von den alten und nicht nothwend'gen Uebeln, denen leicht zu wehren durch Nothvertilgung, ohne Zwang und Strafgebot, wenn wir uns zu dem Seligkeitsprinzip bekehren. Was Allen wohlthut, werde allgemeines Gut, und bleib' nur ſo genannt, ſo lange es gut thut. Vergänglichkeit des Wohlſeins, ſei und ſtifte das Böſe, ſobald das Neue, Andre, was entgegenkommt, nicht neues Wohl bringt. Dies iſt richt'ge Exegeſe des Buches der Natur, die Jedem wirklich frommt, denn ſie erhebt und jede ſchmerzliche Erfahrung zur unzweideutigen und ſichern Offenbarung des Irthums, welchen wir in Zukunft meiden müſſen, wenn wir nicht alte Schmerzen ſtets erneuern wollen. Daß dieſes Keiner will, kann Jeder an ſich wiſſen, drum ſpricht der Weiſe jetzt nicht mehr von müſſen, ſollen, als ſo, wie es für Jeden die Gerechtigkeit, die Gleichheit Aller im Geſchick, verſtändlich macht: als allgemeine und natürliche Bedingung der möglichen und der vollkommnen Seligkeit. Die alten Pflichten, Lehren hat der Wahn erdacht, ein kleiner Theil der Gattung nur ſei zur Erringung und zum Genuß desjen'gen Glücks vorher beſtimmt, was ſeine Kraft durch Uebermacht und Liſt erreichen und durch die Unterjochung ſchwächrer Seinesgleichen als Recht behaupten kann. In unſrer Zeit vernimmt der Menſch erſt ganz die Schwere der Verirrung, nachdem er ſich befreit von aller Sprachverwirrung und in Naturgeſetzen Recht und Pflicht erkannt. Verlorne Liebe giebt ihm wieder der Verſtand. Er wirft das närriſch herriſche Befehl- und Drohwort verächtlich wie das abgedroſchne leere Stroh fort, denn ſondert er die Spreu von reinem Weizenſamen, ſo werden Ehrentitel ihm zu Eſelnamen. Sobald man in ſich ſelbſt die Herrſchſucht überwunden, iſt auch der rechte Sprachgebrauch ſehr bald gefunden. Der letzte böſe Vers wird lachend dann geſungen: „Von Gottes Gnaden Wir, Wir laſſen euch verkunden, das neue Strafgeſetz für die begangnen Sünden: Von Gottes Gnaden Wir, Wir waren dumme Jungen!"

14. Philadelphia an Georg Herwegh.

Einſt hab' ich Deinem Muth Bewunderung gezollt
und liebe Dich noch jetzt, weil Du den Herrn verrathen
zu meinem Heil, wiewohl nicht ſo, wie Du gewollt.

Du hatteſt noch nicht g'nug mit Deinem Gott gegrollt
und warſt ihm allzutreu in Worten, wie in Thaten,
als Deine Muſe ſang, wie wenn der Donner rollt
und ſtreute Drachenzähne aus, Meteor-Saaten.
Jedoch Dir war das Schickſal durch Verſagung hold.
Zwar trieb der neue Philipp Dich aus ſeinen Staaten,
weil ihn verdroß des Dichters grobe Briefesproſa,
doch ſtarbſt Du nicht wie Napoleon bei Jena;
doch auch nicht mordete, wie Jenen, Dich Helena.
Gleich Paris konnteſt Du ein beſſer Schickſal wählen,
durch Liebe mit dem ſchönen Weibe Dich vermählen,
in's neue Troja fliehn und kleine Neu-Trojaner,
Pariſer, zeugen, junge Deutſch-Republikaner.
Du zogſt als Troubadour in's Land der muntern Franken,
wo man den Calembourg erfand, die Ritterſchranken,
Champagner, Guillotine; wo die Republik
als Vorſpiel nur erſcheint zum großen Heldenſtück:
„Der kleine „Corporal" als Kaiſer ohne Charte,
worin zum Dritten Mal agirt ein Bonaparte.
Das ſouveraine Volk iſt ſtreng im Dirigiren,
es pfeift die Helden aus, wenn ſie ſchlecht memoriren,
und beſſert ſie das nicht, ſo folgt das Relegiren,
zuweilen auch das Operiren, Trepaniren.
Dem Monde gleicht der Franzmann, leuchtet mit der Sichel,
im Auf- und Niedergange ſcheint er roth wie Blut
und kulminirend bringt er Ebbe uns und Fluth.

Doch ein Polarſtern iſt der fromme deutſche Michel:
als treuer Landsknecht ſteht er bei des Nordens Bären,
wer ihn verlocken will, den weiß er abzuwehr'n.
Für deutſche Freiheit haſt Du Waffen ſelbſt getragen
und biſt dafür von Deutſchen in die Flucht geſchlagen,
doch glücklicher als Kinkel und als Robert Blum,
entgingſt Du noch dem Kerker und Märtyrerruhm.
Wenn Feinde Dich verſpotten, Freunde Dich verklagen,
weil Du für's Vaterland Dein Leben nicht gelaſſ'n,
als Du für Freiheit kämpfteſt in den Herrengaſſen,
bin ich deß froh und will noch nicht an Dir verzagen.
Wie ein beſiegter Ritter fielſt Du in den Sand
ich reiche deshalb Dir zuerſt als Freund die Hand,
und will Dich werben für ein neues Siegs-Panier.
Erhebe Dich vom Staube, öffne Dein Viſir
und reinige Dein Antlitz von den Lanzenſplittern,
die Du empfingſt in dem Turnier mit „todten Rittern"
Friſch! kämpfe in Dir ſelbſt den Ritterſtolz erſt nieder;
dann blicke unparteiiſch auf das Schlachtfeld wieder!
Dort wollen wir als freie Geiſter, uns begegnen
und nicht mit Dichterzungen fluchen, oder ſegnen.
Der ſtarke Arm des Herrn das iſt der hohe Galgen
an welchem viele Menſchenherzen blutend hängen,
indeſſen unter ihm ſich Köpfe, Fäuſte balgen,
mit Opfern zu dem Hochgericht des Herrn ſich drängen.
O höre, wie Jehovah's Donnerſtimme ſchreit!

Aus Volkes Munde ruft ſie laut: Gerechtigkeit!
Was meint ſie mit dem Wort? den Mord, die blut'ge Rache!
Das nennt man ſchmeichleriſch „der Menſchheit heil'ge Sache,"
verehrt das Götzenbild der Souverainetät
des Volk's, des Fürſten, der an ſeiner Spitze ſteht;
Doch Fürſten, Pfaff'n ſind des Volkes Götzenbilder
für welche es im Wahn erhebet ſeine Schilder,
weil es in ihnen glaubt das höchſte Glück zu ſehn
wonach die Unterthanen ſtets vergebens flehn,
das Glück zu ernten, ohne ſelbſt zuvor zu ſä'n.
Des Volkes Freiheit iſt das Recht, durch Uebermacht,
im Rath wie in der That, die Freiheit zu verkümmern
der Schwächern Minderzahl. Das Recht iſt nicht erdacht,
es iſt nicht Geiſtes Recht! Er muß ſein Glück zertrümmern,
wenn er Naturgeſetze der geiſtloſen Maſſen
ſich ſelbſt zur Regel macht; ſie da will gelten laſſen,
wo Willkür, freie Wahl, naturgeſetzlich bleibt
und wenn er jenen Maſſen den Verſtand zuſchreibt,
den ſie nicht haben konnen, der ihm ſelbſt noch fehlt,
ſo lang' er ſich mit Fragen nach Beſtimmung quält.
Der Wiſſende erkennt in dem Sonnen-Nimbus
des alten Maſſengottes den Infanten-Limbus.
Biſt du es müde in dem Herrſchafts-Koth zu patſchen?
Im Traum der Pflicht zu leben unter Schädelſtätten?
zu ringen nach der großen Kinder Beifallklatſchen?
Und, möchteſt du was thun; die Kleinen zu erretten?
So ſuche mich nur auf in Nordamerika,

Digitized by Google

Du findeſt überall hier Philadelphia.
Hier iſt für den befreiten Geiſt Elyſium,
denn fromme Väter zogen aus dem Chriſtenthum
cosmopolitiſch-demokratiſche Moral.
Gedankenfreiheit iſt des Volkes Ideal!
Zwar Kinder Gottes kamen her aus allen Zonen
und hielten gläubig feſt an „Moſen und Peepheten."
doch lernten ſie hier ſchon, bei Heiden friedlich wohnen;
es kann das Wort des Herrn den Geiſt nicht wieder tödten,
weil gleiche Freiheit allen Irrthumslehren bleibt
und aus dem Irrthum neue Wahrheits-Keime treibt.
Hier bauen Enkel einſt das neue Paradies,
aus welchem Adam klüglich Gott, den Herrn verſtieß,
weil der ihm wehren wollte, von der Frucht zu eſſen,
die Gutes lehrt behalten, Böſes lehrt vergeſſen.
Hier rüſten wie bereits den Arm zum letzten Siege,
der zu erringen iſt in dem Titanenkriege.
Dann opfern hier nicht mehr, der Cain und der Abel
und Neid und Brudermord verſchwinden mit der Fabel!

Oden.

Von Friedrich, dem Großen.

Die Verläumdung.

Welch ein Phantom, welch ein Ungeheuer, verfolgt unaufhörlich meine Schritte? Es iſt den Grenzen des Schattenreichs entflohen; ſeine Blicke drohen mir den Untergang. Ströme von Bitterkeit und Galle ſchießen aus dem läſternden Munde dieſes bleichen wüthenden Geſpenſtes. Es hatte niemals einen andern wirklichen Körper, als nur Lügen, Betrug, Bitterkeit, Meineid und Liſt.

Ich erkenne deine niederträchtigen Geſichtszüge, barbariſche Tochtee des Neides. Ich erkenne dich an der nimmer geſtillten Begierde nach Verrätherei und Schandthaten; an der Unverſchämtheit deiner Handlungen; an deinen Schlangen und Drachen, welche die Wuth geſäugt; an dem Schleier, welcher dein Haupt verhüllt, und an dem Schalle der falſchen Trompete, dieſem deinem Werkzeuge der Unbilligkeit.

Indem du den trüben Schimmer der ſchwarzen Fackeln der Tiſiphone wieder auffachſt, ſchüttelſt du ſie nah am Thron, der unter ihrem Dampfe verſchwindet. So wie deine Wuth ihn belagert hält, dringen die Klagen der Unſchuld die er beſchützte, nicht mehr zu ihm hinauf; bald wird er ein Mitverbrecher in deinen Laſtern; dient dir, und unterdrückt alles, was dein Haß verdammt hat.

Mit der Laeve der Politik bedeckeſt du dein ſcheußliches Geſicht. Die Verwegenheit deiner unbilligen Zunge erhob ſich wider die Könige. Mit einem ſchrecklichen Gebrüll ſchreit wider mich an allen Höfen der ſtrafbare Haß. Du wirſt Allein die Seele des Staatsbedienten, und verwandelſt ſeine lachenden Tage in traurige Nächte.

Und ſo vergiftet das flüchtige Gerücht, voll von deinen Schmähungen, mit ſeiner Wuth den ganzen Weltkreis. Europa, welches nach Neuigkeiten dürſtet, verſchlingt den Rauch, welchen dein vergifteter Athem aushaucht; und in dem Irrthum, worein du es geſtürzet, hält es die Orakel der Lügen für den Ausſpruch der Wahrheit.

Dein Roſt heftet ſich beſtändig an hohe berühmte Namen. Ihre zu ſehr ſtrahlende Schönheit verletzt deine ſchielenden finſtern Augen. Der ſchreckliche Dämon, von welchem du beſeſſen biſt, befleckte Cäſars Ruhm beim Nikomed, und verſchonte nicht der Scipionen. Du verwieſeſt den Beliſarius ins Elend und verkehrteſt durch deine Zauberei ihre Lorbeern vor den Augen des Pöbels in Diſteln.

Wo ſind jemals große Verdienſte geweſen, gegen die du dich nicht erbittert haſt? Du verfolgteſt den Therſites nicht, Deine grauſamen Anhänger waffneten ſich in Griechenland mit dem Oſtracismus, allen Heldenmuth zu erſticken. Nur große Männer ſind deine Opfer, und noch raucht ihr Blut, welches deine Laſter vergoſſen, auf deinen ſchwarzen Altären.

In deiner thörichten Trunkenheit wurde Luxemburg der Zauberei beſchuldig. Selbſt Eugen trug in ſeiner Jugend*) die Kennzeichen deiner Zähne. Colbert, dieſer ehrwürdige Staatsmann macht, daß ſich Frankreich noch jetzt der Schande ſchämt, mit der es ihn belaſtet; durch dich ward ſelbſt die Bildſäule des großen Ludwigs gleich einem Augenblick nach ſeinem Tode entehrt.

Dein Dolch, der die Ehre durchbohrt, macht daß die Helden wieder aufſtehen. Mehr als ein berühmter Heerführer war ſeine Triumphe den Nebenbuhlern ſeines Ruhms ſchuldig, indem er alle Hinderniſſe überwindet, dient ſein Name nach ſo vielen Wundern, deinem Gifte zum Gegengifte, und da du dich nur wider große Namen verbitterſt, verblendet ihr außerordentlicher Glanz die Augen der Sterblichen in deinen Finſterniſſen nur deſto mehr.

Ich fürchte alſo nicht weiter den Vorwurf, daß auch Ich unter deiner Wuth gelitten, da alle Pfeile, die du abſchießeſt, nur die Tugend treffen. Vergeblich ſtellt man ſich deiner Liſt entgegen. Selbſt Minerva mit der Meduſa bewaffnet, würde dich nicht verſteinern können. Die glückliche Wohlthat der Zeit allein, kann deine Bosheit entdecken und uns vor der Welt rechtfertigen.

Und ihr, ihr Treuloſen, welche das

*) Man nannte ihn zu Paris Dame Claude, wie man Cäſarn zu Rom die Frau aller Männer nannte.

Ungeheuer aufgezogen und ſelbſt genährt hat; ihr, deren mörderiſche Zungen ihre Bosheit aufgeſogen; miſcht eure läſternde Stimme, das Werkzeug des niederträchtigſten Betrugs, zu ihrem wilden Geheule, ſchlaget viel mehr die Wellen des Meers, nichts ſtört mich in meiner tiefen Ruhe.

Indem in unſern blühenden Gärten die Biene von Blume zu Blume fliegt, und zu ihrem Nektar Süßigkeit einſammelt, ſaugt indeß der unfruchtbare Schwarm der Wespen auf ſchädlichen Kräutern, und bereitet ſeinen Gift zu. Wenn gegen den arbeitſamen Bienenkorb die neidiſche Wespe hinſummt, nimmt das Heer der Bienen ſeinen Flug gegen die Wolken.

Eben ſo, wenn jetzt die immer nützende Unſchuld, glücklich und ruhig, und mit ihrem Schickſal zufrieden, für das Wohl des menſchlichen Geſchlechtes arbeitet, ſieht man in deinen barbariſchen Händen den ſchneidenden Stahl, von Eifer geſchärft bis auf die kleinſte Spur das neue Denkmal zerſtören, welches die Weisheit und Glückſeligkeit aufgerichtet.

Unzähligmal hab ich geſehen, daß deine undankbaren Hände den Todten geſchmeichelt, um die Lebenden deſto mehr zu verletzen. Deine Laſter hüllen ſich in die Nacht ein, und ſcheuen den Tag, der ſie entlarven würde; gleich den traurigen Raben, welche ſich in den dicken Cypreſſen um die Gräber verſammeln, und mit ihrem Geſchrei die Schatten erſchrecken.

Und du, giftige Natter, die du mit deinem Schlangenbiß jenen gütigen Regenten, jenen für das allgemeine Beſte gebornen Prinzen, verwundet; wildes blutdürſtiges Tigerthier! Ich entſage der undankbaren Arbeit, deine wilden Sitten zu mildern. Eher würde der Mohr unter der brennenden Linie die Wuth der afrikaniſchen Ungeheuer bändigen können.

Sei der Nacheiferer Virgils, u. herrſche auf dem gedoppelten Berge; das Geheule des Zoilus wird dich doch vom Helikon herabſetzen; der verwegne Adler, welcher in ſeinem Fluge bis zum Palaſte des Gottes des Tags ſich erhob, läßt die Schwingen ſinken, und wird plötzlich zum Raubvogel, und zum gefräßigen Geier verwandelt.

Indem du die Verläumdung mit einem von ihrem Gift aufgeſchwellnen Herzen beſligſt, beſchimpfſt du das Genie, deſſen Geſang, und deine göttlichen Harmonien. Mißbrauche die Begeiſterung nicht; die Galle der Verläumdung vergiftet die Quellen der Hyppokrene; ich ziehe deiner Beredtſamkeit das weiſe tugendhafte Stillſchweigen des Bernard vor, welcher die Liebesgötter beſang.

So ſieht die troſtloſe Najade, wenn die aufrühriſchen Winde ihr ſtilles Gewäſſer empört, aus dem Schooße ihrer tiefen Grotten den ſteinigen Grund in die Höh wallen; der Sand vermiſcht ſich mit den Wogen, und trübt die kriſtallnen Fluthen. Aber wenn die Stille wieder herrſcht, wird die Quelle durchſichtig, folgt viel klarer dem ſanften Abhange, und nichts unreines trübt ihre Wellen.

Eben ſo treffen die bekanntgemachten Schandthaten, indem ſie noch neu ſind, nur die Luſt; man verachtet ſie, man vergißt ſie, und die Schmähſchrift wird von den Würmern zernagt. Nur das wahre Verdienſt findet in ſich ſelbſt einen dauerhaften Schutz; ohne ſich zu betrügen ſetzt es der Unbilligkeit des frechen Verläumders, welches es anklagt, die billige Nachwelt entgegen.

Zuletzt triumphirt die entſtellte Wahrheit über den Irrthum. Julian findet wider die heillige Verläumdung einen Vertheidiger; wenn der Haß u. ſein Gefolge, und der Neid im Staube liegt, erſcheint die Tugend ohne fernere Schutzwehr nöthig zu haben; und wir ſehen in der ehrwürdigen Geſchichte die Lorbeern des Ruhms wieder grünen, welche der Neid entblättert gehabt.

An Greſſet.

Göttin der Dichtkunſt, Göttin der denkenden Weſen, neige von dem Palaſte der Geiſter, aus welchem deine Blitze ſchießen, von dem ſtrahlenden Heiligthum, in welchem dir die Sterblichen räuchern, zu meinen Tönen dein Ohr herab.

Nichts kann deiner mächtigen Gewalt widerſtehen; du rührſt die Seelen; du machſt, daß unſre Thränen fließen; deine Rednerſtimme, welche bezaubert und niederdonnert, iſt die Siegerin der Herzen.

Deine hellen Strahlen ſchmücken die Natur. Deine Hand bevölkerte das Meer, die Luft, die Erde und die Himmel. Pallas iſt dir ihre Aegide, und Venus ihren Gürtel ſchuldig; du erſchufſt alle Götter.

Die kühne Erdichtung verbarg unter einer zaubriſchen Larve die anmuthigen Lehren der Tugend; die ſtrenge Wahrheit ſchien dadurch verſchönert, und rührte deſto beſſer unſre Sinnen.

Du beſangſt die Helden; dein erhabnes Genie, in ſeiner Unermeßlichkeit wohlthätig und fruchtbar, erhob ihre Thaten, verſchönerte ihr Leben, und machte ſie ganz zu dem, was ſie ſind.

Auguſt iſt ſeinen Ruhm der Leier des Horaz ſchuldig; Virgil widmete ihm ſeine edlen Erdichtungen. Durch ihre ſchönen Lieder verſüßt, verzeihen ihm die Sterblichen die Verfolgungen und den Mord ſeiner Mitbürger.

Indem die gemeinen Sterblichen, ſchwer, durch die Materie unterdrückt, müßig, und ohne zu denken, den Pflanzen gleich, wachſen, und ihre Augen nur durch den Trieb der Sinnen eröffnen;

Indem die gefallne Beredtſamkeit der Schriftſteller am Fuße des Helikons im Sumpfe krächzet, nach Schlangenart fortſchießt, oder den Schildkröten gleich; fern von den Schritten des Apollo ſich hinſchleppt;

Nimmſt du, o Sohn der Götter, du Lehrling der Grazien, deinen Flug zu dem Himmel, welchen die neun Schweſtern bewohnen und auf deinen Fußtapfen entſtehen wechſelsweiſe Blumen und Früchte.

Deine harmoniſchen Lieder, zierlich ohne Schmuck, und in ihrer Einfalt weit von der pedantiſchen Kunſt entfernt pre

digen als Kinder des Gottes des Geſchmacks und der Natur, die Wolluſt.

Deine arbeitſamen Bemühungen rühmen uns die Faulheit und jeder deiner Verſe ſcheint das Gegentheil davon zu zeigen. Nein, ich erkenne die ſchwere Weichlichkeit nicht in dem, was ſie mich empfinden machen.

Im Mittelpunkte des guten Geſchmacks, eines neuen Athens, erndteſt du in Ruhe die Ehre der Talente, indem der Weltkreis, neidiſch auf die Seine, deinen Geſängen Beifall zuruft.

Berlin iſt dadurch gerührt; komm auf ſeine Stimme, die dich ruft, die Seufzer der Muſen der Elbe zu erregen; komm, und ſing unter dem ſüßen Ton deiner unſterblichen Leier die Liebe und den Scherz.

Die Standhaftigkeit.

Blinde Mordſucht! Zerſtörerin der Sterblichen; nicht deine verdienrete Raſerei iſt es, der ich Altäre errichte: Es iſt jene ſtandhafte, feſte, heroiſche, geduldige Tugend, die allen Stürmen des Schickſals trotzt, und unempfindlich bei dem Geſchrei des Neides, voll von Liebe zum Leben, aus Tugend den Tod erachtet.

Der aufgebrachte Zorn der Götter über die freche That des verwegenen Prometheus, welcher ihnen das Feuer des Himmels geraubt, ließ aus dem verderblichem Geſchenke der Pandora den hölliſchen Schwarm der Uebel ſich über den Erdkreis ausbreiten; nur blieb durch einen Ueberreſt ihrer Gnade die Hoffnung auf dem Boden dieſes verderblichen Geſchenkes zurück.

Die Natur ſcheint auf dieſem erſtaunlichen Schauplatz, worauf die Sterblichen die ſpielenden Perſonen ſind, als ihre Stiefmutter, ſich nur an ihrem Unglück zu ergötzen. Verdienſt, Würden, Geburt, nichts befreit uns vom Leiden, und das Unglück waltet in allen unſern Schickſalen vor. Ich ſehe den Galiläi in Ketten, die Medicis ins Elend verwieſen, und Carl*) auf der Blutbühne. — Hier feuert ein dir geraubtes Glück deine Rache an; dort durchbohren die Pfeile des Neides dein ſchuldloſes Herz; bald gießt der ſcharfe ſchneidende Schmerz ſeine grauſamen Schrecken über deine blühende Geſundheit aus; bald iſt es dein Weib, deine Mutter, dein getreuer Achat, oder dein Bruder die dich durch ihren Verluſt zu Thränen zwingen.

So ſchweben zerbrechliche Schiffe, ungeachtet der gewaltſamen Wuth der Tyrannen der Wogen, auf dem ſtürmiſchen Meer. Die von den Winden empörten Fluthen werfen ſie an die Wolken, und ſtürzen ſie wieder bis zur Hölle hinab; der Himmel kündigt ihren Schiffbruch an, aber durch ihren Muth geſtärkt, trotzen ſie dem Wüthen des Meers.

So ſind in dieſen unruhigen Tagen Muth und Standhaftigkeit der Schild und die Waffen, die ich der Widerwärtigkeit entgegen ſtelle; das Schickſal mag mich verfolgen, mag meinen Fall vorbereiten, oder beſchleunigen; keine Gefahr wird mich erſchüttern. Wenn dem furchtſamen Pöbel alle Hoffnung verſchwunden ſcheint, muß der tapfere Mann ſich hervor thun.

Der Gott der Zeit entflieht mit eilendem Fittig, und kehrt nie wieder zurück. Im Entfliehen ſcheint er uns ſelbſt ſeine Flucht zur Wohlthat anzurechnen; alle Uebel, die er verurſacht und auslöſcht, nimmt er bis auf die geringſte Spur mit ſich hinweg; aber er kann das Schickſal nicht ändern. Warum ſollten wir denn über ein kurzes Unglück, das im Augenblick vorüber iſt, ſeufzen, oder uns unaufhörlich beklagen?

Ich erkenne den Ovid; der traurige in ſeinem Elend kriechende furchtſame Schmeichler ſeines Tyrannen, hat in ſeinem Herzen nichts Männliches mehr. Nach ſeinen Klagen ſollte man glauben, daß außer den ſtolzen Mauren von Rom, für Sterbliche keine Hoffnung mehr übrig ſei. Wie glücklich, wenn er in ſeiner Verbannung wie Horaz hätte ſagen können: Ich trage mein Glück in mir ſelbſt.

Ihr ſtarken philoſophiſchen Geiſter, ihr irdiſchen Bürger der Himmel, ihr Sterne der ſtoiſchen Schulen, aus Sterblichen, werdet ihr Götter. Eure Weisheit, euer unerſchütterter Muth, triumphiren über die Menſchheit. Was vermag Schmerz und Widerwärtigkeit über ein entſchloſſenes feſtes Herz, welches unfähig iſt, zu leiden?

Regulus überliefert ſich Carthago, verläßt Vaterland und Freunde, in der Gefangenſchaft die Wuth ſeiner wilden Tyrannen zu beſänftigen. Ich ſchätze den Beliſarius in der Verachtung und im Elende höher, als im Schooße der Glückſeligkeit; und wenn ich den großen Ludwig bewundre, ſo iſt es da, wenn das Unglück ihn niederdrückt, und er ſeine Nachkommenſchaft verliert.

Eine gemeine Seele ruht im Schooße des Glückes, ohne ſich anzuſtrengen; der Menſch genießt des Glückes, welches ihm allein der Zufall gegeben. Nicht im günſtigen Schickſal kann ſich ein edler Geiſt hervorthun; er wird mit der Menge vermiſcht; aber dies iſt die Probe der Tugend, wenn ſein Herz mitten unter den Stürmen des Schickſals wächſt, und ſich erhebt.

Das blinde Verhältniß iſt unerbittlich, vergeblich ſucht man es zu beſänftigen; welcher Sterbliche darf ſich ſeinem unüberwindlichen Schickſal entgegen ſetzen? Nein, alle Stärke Alcidens hätte ihn nicht wider den Strom eines reißenden Fluſſes ſchwimmen gemacht. Mit ſtandhafter Seele muß man die Wuth des Unglücks ertragen, welches ſich nicht ändern läßt.

Die Schmeichelei.

Welch eine heilige Wuth? Welch ein Gott begeiſtert mich? Welch ein Feuer bemächtigt ſich meiner Sinnen? Komm, o Muſe; laß mich die Leier wieder nehmen, und deinen Bezauberungen folgen. Unterſtütze mich, tugendhafter Alcid, du,

*) Carl der Erſte, König in England.

Digitized by Google

deſſen unerſchrockner Muth die ſchrecklichſten Ungeheuer bekämpfte! Eben wie du muß ich, als ein Rächer der Erde, mit noch viel gefährlichern Ungeheuern kriegen.

Stürme, die mit ihrer Wuth die Schiffe an Felſen zerſchmettern, und die Meere mit dem Schiffbruch von tauſend verwegnen Seeleuten bedecken; Lüfte, die mit ihrem verpeſteten Aushauch aus der verwüſteten Erde einen ſchrecklichen Schauplatz des Atropos machen; ſind weniger auf dieſem Erdballe zu fürchten, als der feile Schmeichler, welcher das Herz der Helden verdirbt.

Die gefällige Schmeichelei iſt die Tochter des Eigennutzes; die Verſtellung, welche ſie erzogen, hat ihr den Aufputz der Tugenden gegeben. Sie ſitzt beſtändig am Fuße des Throns, und ihr ſtrenger Weihrauch, der ihn umringt, berauſcht die Könige und Großen; die Larve der Höflichkeit bedeckt die kriechende Niederträchtigkeit ihres falſchen Beifalls.

So verbirgt eine Schlange, die unter dem Graſe verdeckt liegt und ihre verwickelten Ringe zuſammengerrungen, ihr ſtolzes Haupt dem verwegenen Afrikaner. Sie kriecht, um ihn zu überfallen, und der Betrug mit dem ſie ihn zu verderben ſucht, iſt unter dem Schmelze der Blumen verdeckt. Oder ſo verführt ein leichtes Irrlicht den unachtſamen Wanderer in dem Augenblicke, da es leuchtet.

Ein verſchlagner Schmeichler verbirgt unter dee falſchen Süßigkeit ewiger Lobreden ſein verderbendes Gift. Seine Lippen ſind falſch und betrügeriſch, ſeine Zunge iſt ein tödtender Pfeil, der unvermerkt trifft und durchbohrt; ſo wie der grauſame Geſang der Sirene mit dem Vergnügen den Tod bringt.

Himmel! welch eine Verwandlung macht aus einem Rohrſtab eine Ceder, aus der Diſtel eine Roſe, und aus einer Mücke einen Stier! Nevius wird Virgil; Therſit iſt der Nebenbuhler Achills; alles wird mit einander vermiſcht. Könige! lernt die Schmeichelei kennen, ſie iſt es, deren Vergötterung euer Laſter zu Tugenden macht.

Oft betete ihre Niederträchtigkeit verabſcheuenswürdige Tyrannen an, billigte ihre Schandthaten, und verkaufte ihnen ihren Weihrauch theuer; das ſtolze Glück, die Verrätherei, und die glückliche Verwegenheit, fanden ihre Verehrer. Würde Cartouche, wenn ihn eine Krone geziert, oder Catilina auf dem Throne, ſeiner Schmeichler gemangelt haben?

Wenn mein erhitztes Blut von Ader zu Ader getrieben, ſich entzündet, und die plötzliche Gluth bis zu meinem zitternden Herzen bringt; wenn meine trübe Seele mich ſchon ſeiner Raſerei überläßt; vergebens würde da ein unverſchämter Schmeichler mit einer betrügeriſchen Beredtſamkeit die Schönheit meiner Farbe und die Vollkommenheit meiner Geſundheit rühmen.

Anſtatt daß die niedere Schmeichelei unſere Fehler verſchönern ſollte, befleckt dieſe ſtrafbare Vergötterung nur den Ruhm der Helden. Die Menſchen mögen uns loben oder tadeln, wir bleiben was wir ſind, krank oder geſund, offen oder verſchloſſen. Nein, nicht eure Beredtſamkeit, die Stimme meines Gewiſſens iſt es, die meine Tugenden entſcheiden.

Ludwig, der die Erde beben machte dieſer König, deſſen Arm man ſo ſehr gefürchtet, war ſehr groß im Kriege, und ſehr klein in der Oper. Alle die Denkmäler der Ehre, die ein König ſeinem eignen Gedächtniß heiligt, machen ſeine Triumphe verhaßt; und ich verkenne auf dem Thron den Eroberer Babylons, als er ſich für einen Sohn der Götter ausgab.

Erwachet aus eurer Trunkenheit, Könige, Fürſten, Weiſe und Helden, und bezwingt eine Schwachheit, die eure herrlichſten Lorbeern welk macht! Seht das Meer des Irrthums, in welches aus Eitelkeit eure blinde Selbſtliebe ſich ſtürzt. Empört euch wider die Schmeichler, und zerbrecht den untreuen Spiegel, der euch die Wahrheit verbarg.

O reine glänzende Wahrheit, unſterbliche Tochter des Himmels! Steige hernieder zu dieſen Gegenden aus deiner ſtrahlenden Wohnung. Licht iſt dein Theil, zerſtreue die finſtre Wolke, womit der Stolz die Vernunft verdunkelt; ſo wie vor den ſanften Strahlen des Morgenroths der dicke Nebel entflieht, welcher ſich über den Horizont verbreitet.

Staatsmänner, die ihr dem Beiſpiel des Cinnas, oder Morray folgt, ihr allein verdient den Tempel, welcher nur großen Namen geweiht iſt. Ihr, deren ſcharfer Tadel, indem er erinnert, ſich gefällig zu machen weiß, ihr allein ſeid wahre Freunde; Schmeichler, gebraucht nicht mehr eurer Liſt, glaubt nicht, daß ſie mich betrügen werde, ich kenne eure feindlichen Pfeile.

Ceſarion, du getreuer Freund, zärtlicher als Pirithous, in dir finde ich das Beiſpiel von der erſten aller Tugenden. Laß die kühne Freundſchaft, ohne Schwachheit uns unſere Irrthümer und Fehler enthüllen. So reinigt und ſcheidet ſich im Feuer das Gold vom Blei, und den niedrigſten Metallen.

Die Frauen der franzöſiſchen Revolution.

Von Jules Michelet.

Madame Roland (1791–1792).

Es bedurfte, um die Republik zu wollen, um ſie zu ſchaffen, nicht blos eines edeln Herzens, eines großen Geiſtes, es bedurfte außer dieſen beiden Eigenſchaften noch einer dritten: man mußte jung ſein, jene Jugend der Seele, jene Gluth der Leidenſchaft, jene Art von Verblendung beſitzen, die ſchon erzeugt glaubt das, was noch in der Seele ſchlummert. Man mußte den Glauben dazu haben.

Es bedurfte einer gewiſſen Uebereinſtimmung, nicht blos des Willens und der Gedanken, ſondern auch der Sitten und Gewohnheiten der Republik: man mußt

in ſich tragen die moraliſche Republik, die Einzige, die berechtigt iſt, die politiſche Republik zu gründen. Man mußte, um uns klarer auszudrücken, die Herrſchaft über ſich ſelbſt errungen haben und ſeine Freiheit in der Erfüllung ſeiner Pflichten ſuchen.

Mehrere Deputirte und Journaliſten holten ſich nach den Tagen der Erſchöpfung und Entmuthigung, in Stunden, in welchen ihr republikaniſcher Glaube zu ſchwanken und zu fürchten begann, Muth und Kraft in einem Hauſe, in dem dieſe beiden Stützen niemals fehlten. Es war ein kleines beſcheidenes Haus: das britiſche Hotel in der Guenegaud-Straße in der Nähe des Pont neuf. Dieſe düſtere Straße, die nach der Rue Mazarine führt, welche noch weit ſtiller iſt, hat keine andere Ausſicht als die langen Mauern des Münzgebäudes. — Man ſtieg 3 Treppen hinauf und war jederzeit gewiß, zwei Perſonen anzutreffen, die ſich in ihren Arbeiten gegenſeitig unterſtützten. Herrn und Madame Roland, die erſt kurz vorher von Lyon nach Paris gekommen waren. Im kleinen Salon befand ſich ein großer Tiſch, an dem beide Gatten ſchrieben. Die halbgeöffnete Thür, die ins Schlafzimmer führte, zeigte zwei Betten, deren ganzer Luxus in ihrer blendenden Reinlichkeit lag.

Roland war ein Sechziger. Seine Frau zählte ſechsunddreißig Jahre und ſah noch viel jünger aus als ſie es wirklich war. Roland ſchien der Vater ſeiner Frau. Seine Geſtalt war groß und mager, ſeine Miene ernſt und leidenſchaftlich. Dieſer Mann, den man allzuſehr dem Ruhme ſeiner Frau aufgeopfert hat, war ein einfacher Bürger, der ſein Vaterland in der tiefſten Tiefe ſeines Herzens trug, einer jener alten Franzoſen von der Race der Vauban und Boisgilbert, die, unter dem vollſten Glanze des Königsthums, den Muth beſaßen, ihr Leben der heiligen Idee des allgemeinen Wohls zu weihen. Inſpektor der königlichen Manufakturen hatte Roland ſein ganzes Leben unter Arbeiten und Reiſen verlebt, keine andere Sorge als die: Frankreichs Induſtrie auf jede Weiſe zu verbeſſern und zu heben. Er hatte bereits mehrere ſeiner Reiſen und verſchiedene Abhandlungen und Denkſchriften, wie ſich auf einzelne Handwerke bezogen, erſcheinen laſſen. — Seine ſchöne, muthige Frau, nicht zurückgeſchreckt durch die Trockenheit dieſer Gegenſtände, copirte, überſetzte und machte allerhand Auszüge für ihn. Die Kunſt, Torf zu ſtechen, die Kunſt geſchorene Wolle zu verarbeiten, das Wörterbuch der Manufakturen hatten lange Zeit die ſchöne Hand der Madame Roland beſchäftigt, ihre beſten Jahre abſorbirt und ihr keine andere Zerſtreuung, als die Stillen ihres einzigen Kindes gewährt. Eng verbunden mit den Arbeiten und Plänen ihres Gemahls, beſaß ſie für ihn eine Art töchterlicher Anbetung, die ſo weit ging, daß ſie häufig ſogar für ihn kochte, was ſie um ſo mehr für ihre Pflicht hielt, weil der Magen des Greiſes ſchwach und von der Arbeit dergeſtalt angegriffen war, daß er nur leichte Speiſen zu verdauen mochte.

Madame Roland miſchte ſich, wenn die Freunde ihres Mannes kamen, nie unaufgefordert in deren Geſpräch. Sie ſetzte ihre Arbeit fort und ſprach nur dann mit, wenn ſie veranlaßt wurde. Dann aber entwickelte ſie die Gründe ihrer Anſicht mit ſo vielem Geiſte, mit ſo vielem Scharfſinn, daß bald Jeder, der ſie hörte, ihrer Meinung war.

Beim erſten Anblick war man verſucht, in ihr Rouſſeau's Julie zu ſehen. Aber nur mit Unrecht! Sie war weder Julie, noch Sophie; ſie war Madame Roland.

Manon Philippon (ſo hatte ſie als Mädchen geheißen) war die Tochter eines Kupferſtechers. Auch ſie ſelbſt ſtach im väterlichen Hauſe. Ihr friſches Aeußere verrieth die Tochter aus dem Volke. Sie hatte eine ſchöne, aber keineswegs kleine Hand, einen etwas großen Mund, ein etwas aufgeſtülpten Kinn, eine ſchön gewölbte Taille und jenen Reichthum an Hüfte und Buſen, der bei den ſogenannten „Damen der höhern Stände“ nur zu den Ausnahmen gehört.

Von allen Heldinnen Rouſſeau's unterſchied ſich Manon dadurch, daß ſie nicht deren Schwächen beſaß. Madame Roland war tugendhaft, nicht verweichlicht durch Unthätigkeit und Träumerei, worin die Frauen langſam hinſchmachten; ſie war im höchſten Grade arbeitſam und thätig. Die Arbeit ſchützte ihn vor Untugend. Auf ihrem ſchönen ausdrucksvollen Geſichte lagerte von der Geburt bis zum Tode das Glühen einer heiligen Idee: Pflicht genannt. Sie ſelber giebt ſich dieſes Zeugniß in einem Augenblicke, wo man nicht mehr lügt. — Niemand ſagt ſie, hat weniger als ich das Gefühl der Wolluſt gekannt; jederzeit habe ich meine Sinne zu beherrſchen gewußt.

Der leichtſinnige Lebenswandel ihres Vaters, der ſich dem Trunke ergeben, hatte ſie genöthigt ſich in ein Kloſter zu flüchten. Es lag in der Straße Neuve-Saint-Etienne, die nach dem Pflanzengarten führt; eine kleine, durch die Erinnerung an Pascal, Rollin und Bernardin de Saint-Pierre berühmt gewordene Straße. In dieſem Kloſter lebte ſie, nicht als Nonne, ſondern als Schützling in ihrer ſtillen Zelle zwiſchen Plutarch und Rouſſeau, heiter und muthig in der drückendſten Armuth, mit einer mehr als ſpartaniſchen Mäßigkeit. Schon hier fand ſie Gelegenheit, ſich in den Tugenden der Republik zu üben.

Und ſo rein ſie das Haus am Quai de l'Horloge verlaſſen hatte, ſo rein war ſie in das Haus ihres Gatten eingetreten, und noch eben ſo rein ſaß ſie an der Wiege ihres Kindes, das ſie trotz heftiger Schmerzen ſelber ſtillte. Und nicht minder rein iſt ſie in den Briefen, die ſie an ihre jungen Freunde ſchreibt, die ihr zugethan ſind mit leidenſchaftlicher Freundſchaft, die unter Andern bei Bosc nicht ganz frei von Liebe iſt. Sie beruhigt ſie, ſie tröſtet ſie und erhebt ſie über deren Schwäche. Und daher kommt es, daß Keiner von allen ihren Freunden erkaltet und daß Alle ihr treu blieben bis zum Tode, nicht wie einem Weibe, ſondern wie der Tugend ſelbſt, der man ewige Treue geſchworen hat.

Einer dieſer Freunde weiß ſich, mit-

Digitized by Google

ten in einer Zeit, wo ringsumher Schrecken herrſcht, Eingang in ihren Kerker zu verſchaffen, und nicht bedenkend die Gefahren, die ihm drohen, aus ihren Händen jene unſterblichen Blätter zu empfangen, die ſie in den Mauern ihres Kerkers geſchrieben, jene Blätter, worin ſie ihr Leben erzählt.

Er ſelber, verbannt und verfolgt, durch den Schnee flüchtend, ohne Obdach, rettet dieſe heiligen Blätter, die er auf ſeiner Bruſt mit ſich forträgt, dieſe Blätter, die ihn vielleicht gerettet haben, weil die Gluth jenes großen Herzens, das ſie geſchrieben, ſich ſeinem eigenen Herzen mitgetheilt haben mag.

Er war es, derſelbe würdige Bosc, der, im Augenblicke des Scheidens ſich über ſich ſelbſt erhebend, ihr den edlen Rath ertheilt hatte, ſich nicht zu vergiften, ihren Tod nicht den Blicken des Volkes zu entziehen, das Schaffot vorzuziehen öffentlich zu ſterben und durch ihren Muth die Republik und die Menſchlichkeit zu ehren. Und ſie befolgte ſeinen Rath und ſchreitet mit ruhig-lächelnder Miene, Hand in Hand mit ihrem finſtern Gemahle, umgeben von jeter Gruppe junger, vorwurfsfreier Freunde, wie Bosc, Champogneur und Bancal des Iſſarts, der Unſterblichkeit zu.

Neidiſche Menſchen, die nicht fähig ſind, an eine vollkommene Tugend zu glauben, haben ſich bemüht, irgend eine Schwäche, irgend einen Fehltritt in dem Leben dieſer Frau aufzuſuchen, und dieſe Leute haben ohne den mindeſten Grund, ohne irgend ein kräftiges Anzeichen, zu behaupten gewagt, ſie habe am Ende des Dramas, im Momente ihres höchſten Aufſchwungs, mitten unter den Schrecken und Gefahren der Septembergräuel, Zeit und Muth gefunden, Galanterien anzuhören und ſich lieben zu laſſen. Das Einzige, was dieſe Verläumder in Verlegenheit ſetzt, iſt, daß Keiner von ihnen den Namen des begünſtigten Liebhabers zu nennen weiß*).

Noch einmal geſagt: Nichts iſt da, wodurch ſich jene Verläumdung beweiſen ließe. Madame Roland war immer unbeſchränkte Herrin ihres Willens, ihrer Handlungen. — Aber hatte dieſe ſtarke und dennoch leidenſchaftliche Seele niemals eine Verſuchung zu beſtehen? Dieſe Frage iſt eine ganz andere, und ohne Zaudern beantworten wir ſie durch: Ja!

Dieſe bis jetzt noch wenig aufgeklärte Thatſache iſt eine keineswegs unwichtige Epiſode aus ihrem Privatleben. Dieſe Thatſache übte im Jahre 91 auf Madame Roland einen tiefen Einfluß aus, und die mächtige Thatkraft, die ſie ſeit jener Zeit entwickelte, würde Manchem weit weniger erklärbar ſein, zeigte man ihm nicht nackt und ungeſchminkt die geheimen Urſachen, die damals jene Seele bewegten, welche bis dahin ruhig und ſtark, aber nur ſtark in und durch ſich ſelbſt, ohne Thätigkeit nach Außen geweſen war.

Im Jahre 89 hatte Madame Roland arbeitſam, unbemerkt, in ihrer öden traurigen Hecke zu La Platiere, in der Nähe von Villefranche, nicht weit von Lyon gelebt. Hier hört ſie, wie ganz Frankreich, die Kanonen der Baſtille. Ihr Buſen ſchwellt, ihr Herz erhebt ſich. Das wunderbare Ereigniß ſcheint alle Träume ihrer Jugend, Alles zu verwirklichen was ſie von den alten Helden geleſen und ſich eingebildet hatte. Mit Einem Male hat ſie ein Vaterland. Die Revolution breitet ſich über ganz Frankreich aus. Lyon, Villefranche, die ganze Umgebend, das Land und die Dörfer erwachen. Das Verbrüderungsfeſt ruft die Hälfte des ganzen Königreichs, alle Abgeordneten der Nationalgarde von Corſika bis Lothringen nach Lyon. Seit frühem Morgen ſteht Madame Roland in unbeſchreiblicher Extaſe auf dem wunderbar ſchönen Rhone-Quai, ſich berauſchend an dieſem Volke, an dieſer Brüderlichkeit, an dieſer glänzenden Morgenröthe einer neuen, über ganz Frankreich heraufgezogenen Zukunft. Am Abende deſſelben Tages ſchreibt ſie ihren Bericht darüber für ihren Freund Champagneur, einen jungen Mann von Lyon, der ohne Vortheil, blos aus reiner Vaterlandsliebe, ein Journal ſchrieb, an welchem ſie Mitarbeiterin war. Von der Nummer, in welcher ihr Bericht (ohne ihren Namen) erſchien, wurden ſechszigtauſend Exemplare verkauft. All' dieſe Nationalgarden tragen, nach ihrer Heimath zurückkehrend, ohne es zu wiſſen, die Seele der Madame Roland, deren begeiſterte Liebe für das Vaterland mit ſich fort.—Und auch ſie kehrte heim; nachdenkend in ihrer Einſamkeit, die ihr jetzt, viel mehr als bisher, trocken, dürr u. unheimlich vorkam. Wenig geeignet für die techniſchen Arbeiten, die zu jener Zeit ihren Gatten beſchäftigten, las ſie, um ſich zu beſchäftigen und zu zerſtreuen, den intereſſanten *Procès verbal* der Wähler von 89, die Revolution des 14. Juli, die Erſtürmung der Baſtille.

Der Zufall fügte es, daß einer der Wähler, Bancal des Iſſarts, an die Rolands empfohlen war und einige Tage in ihrem Hauſe verlebte. Bancal, Sohn einer Fabrikantenfamilie, die ſich von Montpellier nach Clermont übergeſiedelt hatte, war dort Notar geweſen; erſt vor Kurzem hatte er dieſe einträgliche Stellung aufgegeben, um ſich uneingeſchränkt den Studien ſeiner freien Wahl, den ſtaatswiſſenſchaftlichen und menſchenfreundlichen Beſtrebungen, den Pflichten des Bürgers zu widmen. Ungefähr vierzehn Jahre alt, beſaß er nichts Glänzendes, aber ungemein viel Milde, ein gutes, mitleidiges Herz. Er hatte eine ſehr religiöſe Erziehung genoſſen und nachdem er einen politiſch philoſophiſchen Abſchnitt, den Nationalconvent, und eine lange Gefangenſchaft in Oeſterreich zurückgelegt hatte, ſtarb er in tiefſter Frömmigkeit über der Bibel, die er in hebräiſcher Sprache zu leſen verſuchte.

Bancal ward durch einen jungen Arzt, Lanthenos, einen Freund der Rolands, nach La Platiere gebracht, wo er ſelber ganze Monate zubrachte, um mit ihnen

---

*) Weit entfernt, den Nimbus der Mad. Roland verkleinern zu wollen, ſei es uns erlaubt, an ein zu jener Zeit viel verbreitetes Gerücht und an den Antinous der Gironde, an Charles Barbaroux, zu erinnern.

E. M. D.

und für ſie zu arbeiten und deren Aufträge zu beſorgen. Lantheras Milde, das gefühlvolle Weſen Bancals, die ernſte und dennoch feurige Güte ihres Gemahls, ihre gemeinſchaftliche Liebe zu allem Guten und Schönen, ihre Anhänglichkeit an dieſe Frau, die ihnen das Bild jeder Vollkommenheit war, das Alles bildete natürlicherweiſe eine vollſtändige Harmonie. Sie vertrugen ſich ſo gut, daß ſie ſich fragten, ob ſie nicht ſo mit einander fortleben könnten. Von welchem dieſer drei Männer dieſe Idee ausging, man weiß es nicht; doch ſo viel iſt gewiß, daß ſie von Roland mit Wärme aufgefaßt, mit Eifer feſtgehalten ward. Beide Gatten konnten, wenn ſie Alles, was ſie beſaßen, zuſammennahmen, vielleicht ſechszigtauſend Francs herbeiſchaffen. Lanthenas hatte zwanzigtauſend oder etwas mehr, wozu dann noch an hunderttauſend von Bancal's Seite hinzukamen. Dies zuſammen machte eine ziemlich runde Summe, die den Freunden erlaubte, Nationalgüter, welche damals zu Spottpreiſen zu haben waren, für gemeinſchaftliche Rechnung anzukaufen.

Es giebt nichts Rührendes, nichts Würdigeres und Anſtändigeres als jene Briefe, welche Roland in Bezug auf dieſes Vorhaben an Bancal ſchrieb. Dieſes edle Vertrauen, dieſer Glaube an Freundſchaft und Tugend, giebt uns einen hohen Begriff von Roland und ſeinen beiden Freunden.

„Kommen Sie, mein lieber Freund, kommen Sie, ſchreibt er. Ach, warum Sie? Sie kennen mein Haus und mich und wiſſen, daß man in meinem Alter ſich nicht ändert. Wir, meine Frau und ich, predigen Vaterlandsliebe; auch der Doctor thut ſeine Schuldigkeit. Meine Frau iſt die Apothekerin der Armen des Cantons. Wir Beide, Sie und ich, werden die andern Geſchäfte beſorgen."

Die große Aufgabe Rolands war die, die Bauern der Umgegend aufzuklären u. ihnen das neue Evangelium zu predigen. Trotz ſeines Alters ein bewundernswerther Fußgänger begleitete er ſeinen Freund Lanthenas häufig bis nach Lyon, unterwegs überall ausſtreuend das Samenkorn der Freiheit. Der edle Mann hoffte in Bancal einen würdigen Hülfsgenoſſen, einen neuen Miſſionär zu gewinnen, deſſen mildes, ſalbungsvolles Wort Wunder wirken würde. Gewohnt, den uneigennützigen Eifer des jungen Lanthenas zu ſehen, der Madame Roland in ihren menſchenfreundlichen Beſtrebungen unterſtützte, kam es ihm nicht in den Sinn, zu ahnen, daß Bancal, älter und ernſter als Lanthenas, etwas anderes als Frieden bringen könne in das ihm gaſtfreundlich geöffnete Haus. Er hatte vergeſſen, daß ſeine Frau, die er ſo innig liebte, ein Weib war, während er in ihr nur den unwandelbaren Gefährten ſeiner Arbeiten ſah. Madame Roland, arbeitſam, mäßig, friſch und züchtig, mit ihrem durchſichtig reinen Teint, mit ihrem feſten, klaren Blick, war, Alles in Allem, das beruhigendſte Bild der Kraft und Tugend. Mit der Anmuth des Weibes verband ſie den Geiſt und das ſtoiſche Herz eines Mannes. Viel eher hätte man ihr gegenüber, die Freunde, die ſie umgaben, für ſchwächliche Frauen halten können: Bancal, Lanthenas, Boſc, Champagneur, ſie Alle hatten weiche, faſt weibliche Züge. Doch der Allerweiblichſte, der Allerſchwächſte war, durch ſein Herz, gerade der, der ſich für den Feſteſten hielt, der ernſte, ſtrenge Roland, ein ſchwacher Greis, deſſen Herz mit tiefer Leidenſchaft von dem Herzen ſeiner Frau abhing.

Dieſe Lage war, wenn auch nicht gefährlich, doch wenigſtens voll Kampf und Sturm. Roland glich Rouſſeau's Volmar, welcher Saint-Preux in die Nähe ſeiner Julie ruft: er glich der auf den Felſen von Meillerie in Gefahr gerathenen Barke. Er hat, wir glauben es, nicht Schiffbruch gelitten; klüger aber wär's geweſen, ſich dieſer Gefahr gar nicht auszuſetzen.

Das iſt's, was Madame Roland ſelbſt in einem ihrer Briefe an Bancal ſchrieb. Dieſer wunderbar unvorſichtige Brief iſt, gerade durch ſeine Unvorſichtkeit, ein unſchätzbares Denkmal der Reinheit, der Unerfahrenheit, der Jungfräulichkeit ihres Herzens geblieben. Man kann ihn nur knieend leſen.

Es giebt nichts Rührendes, als dieſen Brief! Dieſer Held war alſo doch ein Weib! Hier alſo iſt der Augenblick, (der Einzige in ihrem Leben), wo dieſer ſtarke Muth ſich gebeugt fühlt. Der halbgeöffnete Harniſch des Kämpfenden zeigt uns ein Weib mit Clorinden's blutendem Herzen.

Bancal hatte an Roland einen Brief voll zarter Freundſchaft geſchrieben. Er ſprach darin von der beabſichtigten Verbindung. „Sie wird den Reiz unſeres Lebens ausmachen, ſagt er darin, wir werden Eine Familie bilden von dem Wunſche beſeelt, Andern nützlich zu werden."

Roland, der ſich in Lyon befand, ſchickte dieſen Brief an ſeine Frau. Sie war mutterſeelenallein auf ihrem Landgute: die Hitze war, ob man ſich gleich ſchon im Oktober befand, unerträglich. Der Donner grollte und das Gewitter hielt mehrere Tage an; Sturm am Himmel und auf Erde: in ihrem Herzen wogte der Sturm der Leidenſchaft; draußen wüthete der Sturm der Revolution. Alles deutete auf große Unruhen, auf eine Fluth von Ereigniſſen, beſtimmt, manches Herz zu brechen. In dieſen großen Augenblicken unheimlicher Erwartung glaubt jeder mit ſich ſelbſt abrechnende Menſch, Gott laſſe ſeine mahnenden Donner nur für ihn erſchallen.

Madame Roland las den Brief und zerfloß in Thränen. Sie ſetzte ſich an den Tiſch, ohne zu wiſſen, was ſie darauf antwortete; ſie ſchrieb von ihrer Unruhe und verbarg ihm ſogar nicht, daß ſie weine. Wohl war dieß mehr als blos Freundſchaft. Und doch fand ſie in ſich den Muth und die Seelenſtärke, ſich ſelbſt und ihm jede Hoffnung abzuſchneiden. „Nein, ſchrieb ſie ihm, ich glaube nicht an Ihr Glück und werde mir nie verzeihen können, es beunruhigt zu haben. Aber ich halte es für Pflicht, Ihnen zu geſtehen, daß Sie Ihr Glück an Mittel und Ausſichten knüpfen, die ich für falſch halte, an eine Hoffnung, die ich Ihnen unterſagen muß." — Alles Uebrige, was ſie ihm ſchreibt, iſt ein rührendes Gemiſch von Tugend, Leidenſchaft und Seelenkampf.

Digitized by Google

Von Zeit zu Zeit entſchlüpft ihr ein wehmüthiger Gedanke und ein düſteres Vorgefühl ihrer Beſtimmung. — „Wann werden wir uns wiederſehen? — das iſt die Frage, die ich oftmals an mich richte, ohne daß ich ſie zu beantworten wage. — Wozu auch verſuchen, in die Zukunft zu ſchauen, welche die Natur uns wohlweislich verhüllt hat? — Laſſen wir ſie alſo in jenem dichten Schleier, der ſie deckt, weil es uns nicht gegeben iſt, ihn zu lüften.“ —

Bancal war klug und ehrlich. Traurig und niedergeſchlagen reiſte er, trotz des Winters, nach England und blieb dort lange Zeit, länger vielleicht, als Madame Roland ſelbſt es gewünſcht haben mag. So inconſequent iſt das Frauenherz, ſelbſt das tugendhafteſte! Ihre Briefe bieten, aufmerkſam durchgeleſen, eine ſeltſame Ebbe und Fluth ſich oft widerſprechender Gefühle dar. Bald entfernt und bald nähert ſie ſich wieder. In einzelnen Augenblicken mißtraut ſie ihrem eigenen Herzen; bald aber iſt ſie deſſen wieder ganz gewiß.

Wer kann ſagen, ob ſie nicht eine geheime Freude empfand, als im Februar die Angelegenheiten der Stadt Lyon ihren Gemahl nach Paris riefen, wohin ſie ihn begleitete. Trug ſie kein Verlangen, in dieſem großen Mittelpunkte Bancal wiederzufinden? Aber gerade Paris gab ihren Gedanken eine andere Richtung. Sie wandte ihre Leidenſchaft den öffentlichen Angelegenheiten zu. Madame Roland liebte jetzt nichts Anderes mehr als Frankreich. —

Handelte es ſich um eine andere Frau, dann würden wir ſagen, daß ſie durch die Revolution, durch die Republik, durch den Kampf, durch den Tod vor ſich ſelbſt gerettet ward. Ihr ernſtes Zuſammenleben mit Roland ward in Paris noch feſter geknüpft durch deren gemeinſchaftliche Theilnahme an den Ereigniſſen der fieberhaft aufgeregten Zeit. Dieſe Heirath gemeinſchaftlicher Arbeit ward eine Heirath gemeinſchaftlicher Kämpfe, Anſtrengungen und heldenmüthiger Aufopferungen. So geſchützt, gelangte ſie, rein, unbefleckt, ſiegreich zum Schaffot und von dort zum Tempel des Nachruhms.

Sie kommt nach Paris im Februar 91, am Vorabende jenes wichtigen Moments, wo die Frage der Republik ihrer Entſcheidung entgegengeht. Sie bringt zwei mächtige Bundesgenoſſen mit: Tugend und Leidenſchaft! Die Jugend ihres Geiſtes, die Friſche ihrer Idee, Eindrücke und Gefühle ſind geeignet, ſelbſt die ermüdeten Kämpfer zu verjüngen und von Neuem anzufeuern zur Erreichung ihres großen gemeinſchaftlichen Zieles.

Der erſte Blick, den Madame Roland auf Paris wirft, macht einen tiefergreifenden Eindruck auf ihr Herz. Die Nationalverſammlung flößt ihr Schauder ein; ihre Freunde erregen ihr Mitleid. Ihr ſcharfes Auge durchſchaut dort, wie im Clubb der Jakobiner, auch Charactere; ſie ſieht die Falſchheit, die Feigheit, die Niedrigkeit, mit Einem Wort das Puppenſpiel der conſtitutionellen Partei ihrer ganzen ekelerregenden Nacktheit. Sie ſieht die Ausflüchte, die Umſchweife, das unentſchloſſene Hin- und Herſchwanken der Freunde der Freiheit. Sie ſchont weder Briſſot, den ſie liebt, noch Condorcet, den ſie für doppelzüngig hält, noch Fauchet, in dem ſie nur den Prieſter ſieht. Kaum läßt ſie Petion und Robespierre Gerechtigkeit widerfahren. Die Mäßigung, das Zaudern und Zögern derſelben, genügen ihrer Ungeduld nicht. Jung und feurig, verlangt ſie Rechenſchaft von Allen und will nichts von Aufſchub, nichts von Hinderniſſen hören. Die Frau ermahnt ſie, Männer zu ſein und als ſolche zu handeln.

Bei dem traurigen Anblick der kaum geborenen, längſt erſehnten und, nach ihrer Anſicht, ſchon wieder verlorenen Freiheit, vergießt ſie blutige Thränen und will nach Lyon zurückkehren.

Wir brauchen (ſagt ſie am 4. Mai) eine neue Inſurrection, oder unſere Freiheit, kaum errungen, iſt verloren. Aber ich fürchte, daß es dem Volke dazu an Kraft und Muth gebricht. Selbſt der Bürgerkrieg, wie ſchrecklich er auch immer ſein mag, würde dazu beitragen, unſern Character und unſere Sitten neu zu geſtalten. — Man muß auf Alles gefaßt ſein, ſelbſt auf den Tod, ohne Bedauern.

Dieſe Generation, die Madame Roland ſo tief gefallen glaubte, beſitzt deſſenungeachtet große, bewunderungswürdige Eigenſchaften: einen unerſchütterlichen Glauben an den Fortſchritt, den aufrichtigen Wunſch, das ganze Menſchengeſchlecht frei und glücklich zu wiſſen; ſie hat durch die Größe der Opfer, die ſie dieſem Glauben, dieſem Wunſche gebracht, die Welt in Staunen geſetzt; zu jener Zeit aber wohl iſt dies wahr! fehlte es ihr noch an Muth zum Handeln; es fehlt ihr — wir nehmen ſelbſt Mirabeau, trotz ſeines rieſenhaften Talentes, nicht davon aus — der Anſtoß des Genie's.

Die großen Männer jener Zeit hatten unendlich viel geſchrieben, geſprochen und debattirt. Das Leben all' dieſer Männer der Nationalverſammlung, die ungeheure Thätigkeit der Zeitungspreſſe ſcheint uns ein Problem ein Räthſel. Die Nationalverſammlung hielt täglich zwei Sitzungen, raſtlos wie die Sitzungen der Jakobiner und der andern Clubbs, oft bis um Mitternacht; dann die Reden, die für den folgenden Morgen vorzubereiten waren, die Zeitungsartikel, die Geſchäfte und Intriguen die Sitzungen der Ausſchüſſe, die politiſchen Verabredungen ... der ungeheure Anſtoß des erſten Augenblicks, die unbeſtimmte Hoffnung, die ſie belebte hatte ihnen die Kraft verliehen, all' dieſe Anſtrengungen mu big zu ertragen. Dieſer Anſtoß hatte fortgedauert: überall Arbeit ohne Ende, ohne Grenze. Kein Wunder alſo, wenn mancher dieſer Kräfte allmählig erlahmten.

Am 22. Juni, inmitten der allgemeinen Unſchlüſſigkeit der Parteien, war Madame Roland die Einzige, die nicht zauderte. Sie ſchrieb und ließ ſchreiben an die Provinzen, um ſie aufzufordern, einfach durch Ja oder Nein zu entſcheiden, ob die monarchiſche Regierungsform beizubehalten ſei oder nicht.

Und zwei Tage ſpäter bewies ſie, daß das Fortbeſtehen der königlichen Gewalt Ludwigs *XVI.* unmöglich geworden ſei.

Digitized by Google

Faſt Alle noch wichen zurück, ſchwankten und zögerten. Im Jahre 89, ſagte Camille Desmoulins, gab's in ganz Frankreich nicht mehr als zwölf Republikaner. Im Jahre 91 hatte ſich die Zahl derſelben, Dank der Flucht des Königs nach Varennes, bedeutend vermehrt, und ſehr Viele waren ſeitdem Republikaner geworden, ohne es zu wiſſen. Man mußte ſie darüber aufklären. An der Spitze dieſer Vorhut ſtand Madame Roland. Sie warf in die unentſchloſſene Wage das goldne Schwert ihrer Ueberzeugung, ihres Muthes, und die Idee des Rechts. Und ſo war ſie es, von der das Loſungswort ausging: *Republik!*

Für die Fackel.

Der weiße Mann im weißen Haus.

Von E. *Ludvigh.*

Das weiße Haus, in dem unſre Excellenzen, bald vier, bald acht Jahre lang, als erekutive Gewalt die Rechte der Republik wahrzunehmen und zu überwachen haben, befindet ſich in der Stadt Washington und heißt eben „*weißes Haus*", weil es *weiß* iſt; wogegen ſich vernünftigerweiſe gewiß Nichts einwenden läßt. Daß man aber dem Diener des Volkes, dem Präſidenten, deſſen *höchſte* Ehre in getreuer Pflichterfüllung beſteht, den monarchiſchen Rattenſchwanz „*Excellenz*" anhängt, um ihm mit etwas Nimbus zu umgeben, dagegen läßt ſich wohl „vernünftigerweiſe" Etwas einwenden. Ob die Gründer der Republik, das von britiſcher Herrſchaft befreite Volk der Coloniſten, repreſentirt im Congreß durch ſeine Abgeordneten, für weniger vernünftig und tugendhaft hielten als Eine Perſon die ſie, obſchon ohne Scepter und Krone, mit der Gewalt des *Veto*, wenn gleich beſchränkten *Veto's* bekleidet, dies wollen wir hier dahingeſtellt ſein laſſen; ſo wie auch die *Frage*: ob es überhaupt in einem demokratiſchen Staate nothwendig und erſprießlich ſei, an die Spitze des „*Zwei*- oder *Einkammer-Syſtemes*, einen *König* in ſchlichtem Bürgerrock zu ſtellen? Wir wollen uns bei dieſer kurzen Discuſſion vorzugsweiſe an das *Weiß*, an dieſe Farbe der *Unſchuld* halten, da das „*weiße Haus*", der Tradition und dem Volksglauben nach, blos für *weiße*, wenn auch nicht immer zugleich *weiſe*, Excellenzen gegründet wurde. Ein ſchwarzer Präſident im weißen Hauſe wäre für unſere „hochgebildete" Zeit ganz gewiß eine ſchreckenerregende Erſcheinung, eine Erſcheinung, die freilich für den Augenblick aus zureichenden Gründen eine poliſche Unmöglichkeit iſt. Daß übrigens ſchwarze *Sklaven* vor nicht lange her das weiße Haus fegten, war ein eben ſo ſchöner Farben-Contraſt, wie Licht und Schatten und Perſpektive bei einem Gemälde und eine *conſtitutionelle* Conſequenz, wie die Aufhebung der ſchwarzen Sklaverei als *militäriſche* Conſequenz, zur Ehre der Weißen und Schwarzen auf hundert Schlachtfeldern, betrachtet werden kann. Der Menſch wird frei geboren; aber er wurde eben, bis jetzt der „Farbenmannigfaltigkeit" wegen, nicht auch zugleich politiſch und ſocial gleich geboren und daß *dieſe* Gleichheit nicht in der Republik, für *Menſchenrechte* gegründet, Geltung bekommen möge, daß iſt jetzt das Hauptſtreben vieler unſrer hervorragenden Staatsmänner und des unweiſen weißen Volkes im Allgemeinen.

Der Schwarze, heißt es, iſt eine untergeordnete Raſſe. Zugegeben. Doch läßt ſich die von Natur weniger begünſtigte Raſſe durch Erziehung bilden und veredlen: das iſt bewieſene Thatſache. Der Schwarze, ſagt man, iſt *faul* und muß mit der Peitſche getrieben werden. Angenommen. Doch warum? Ganz gewiß blos darum, weil Leibeigenſchaft und Sklaverei durchaus nicht das Mittel in ſich beſitzen, dem Leibeigenen und Sklaven die Arbeit angenehm zu machen und ihn zum Fleiße anzuſpornen.

Der Weiße ſoll Herr ſein; der Schwarze aber Sklave! Welche Humanität! Welche Freiheit! Welche Gerechtigkeit! Dennoch gab es und giebt es auch der weißen Parias und Sklaven noch gar viele. — Eben weil Humanität, Freiheit und Gerechtigkeit auf Erden alluberall nur hie und da ſich geltend zu machen beginnen.

Der Schwarze mag in Livree am Bock des weißen Herrn die Pferde lenken; der Schwarze mag den Weißen raſiren, an der Tafel ihn bedienen, für ihn kochen; die ſchöne, die reizende Quarteroне mag dem weißen Pflanzer als Maitreſſe dienen; die ſchwarze geſunde Amme das Kind der ſchwachen Mutter des ſonnigen Südens ſäugen; die weißen Cavaliere mögen das Bett mit ſchwarzen Sklaven-Mädchen theilen und die Mulatten, ihre Kinder, auf dem Markt verkaufen; die Schwarzen möge man als Chriſten für den Himmel erziehen, wo alle Seelen weiß ſind: alles Das vertrug ſich (trotz des Klauenfußes der Unabhängigkeits-Erklärung) mit der Conſtitution. Doch ein weißer Kutſcher für einen ſchwarzen Herrn — welche Ironie auf die edle Haut eines Kaukaſier-Amerikaners! Ein weißer einen ſchwarzen raſiren, ihn bedienen, für ihn kochen — welche Entehrung der edleren Raſſe! Eine weiße Dame als Maitreſſe eines ſchwarzen Gentleman; eine weiße Amme eines ſchwarzen Kindes — welche Verkehrtheit der Natur, welch' verdorbner Geſchmack! Mit Farbigen chriſtlich eheliche Kinder zeugen — welche Entheiligung des amerikaniſchen Chriſtenthums; welche Entwürdigung der Ehre! An der Tafel mit Farbigen ſpeiſen, in Waggons mit Schwarzen reiſen; ſchwarze Kinder mit weißen in Eine Schule ſchicken; in Kirchen, Theatern und Concerten mit Farbigen auf Einer Bank ſitzen — das hieße unſere ſocialen Rechte mit Füßen treten; das wäre zu viel verlangt von Chriſten, von Republikanern, von

Digitized by Google

Demokraten, von einem hoch und fein gebildeten weißen Volk des Jahrhunderts eines Humboldt. —

Es iſt wahr, ich konnte mich bei meinen oftmaligen Reiſen im Süden überzeugen, daß die Sklaven, beſonders die Hausſklaven, im Allgemeinen glücklich waren; eben ſo glücklich, wie ihre Pferde und Mauleſel, die bei gutem Stallfutter ungehindert ihren Geſchlechtstrieb befriedigen konnten und bei der geringſten Krankheit den Thierarzt zu Hilfe bekommen. Ja, die Sklaven, Sache und Eigenthum wie ſonſtige Thiere, hatten über dieſe und ſogar auch über unſere bei 12 Stunden täglicher Arbeit in die Fabriken des freien Nordens geſperrten Arbeiter den Vorzug, im Alter, unfähig zur Arbeit, das Gnadenbrod des Meiſters zu genießen. Dieſe Erfahrung hatte mich oft bewogen, zu ſagen und zu ſchreiben: daß ich bei freier Wahl lieber Sklave im Süden wäre als freier Neger im Norden, ein Paria, politiſch und ſocial geächtet. Dieſe Alternative war jedoch für mich nie zureichender Grund, der Sklaverei das Wort zu ſprechen; ſondern ich opponirte ſie vielmehr, ſelbſt mit Lebensgefahr, nach beſten Kräften; denn ich ſah ja auch den ſcheußlichen Handel mit Menſchen auf den Sklavenmärkten; ich ſah Sklaven der brutalen Willkühr und Peitſche der Aufſeher preisgegeben und das Tödten eines Sklaven ungerächt und ungeſtraft bleiben; ich ſah durch den Dünkel der Oligarchie die Grundſätze der Demokratie verhöhnt und den weißen Arbeiter verachtet; ich ſah, wie man dem Sklaven bei ſchwerer Strafe, das Leſen- und Schreiben Lernen, verboten, und es ſo wie die Verbreitung abolitioniſtiſcher Schriften mit Zuchthausſtrafe geahndet, oder ſummariſch durch Theeren und Federn, oder Hängen beſtraft hatte; und alles Das und noch mehr mit der „Inſtitution" unzertrennlich verbundene Grauſame und Entehrende geſchah und wurde geduldet im Namen der Conſtitution und der die allgemeine Freiheit verhöhnenden Souverainitäts-Rechte der Staaten. Dieſe *State Sovereignity* war die Mutter und Pflegerin der Sklaverei; dieſe Staaten-Souverainität veranlaßte Calhoun das Recht der Nullification und Seceſſion zu lehren; dieſe heilloſe Sonderbündelei geſtattete und ermöglichte es, auf hochverrätheriſche Weiſe dem Norden den Krieg zu erklären, Waffen zu ſtehlen und nach ſüdlichen Feſtungen zu bringen unter den Auſpicien des damaligen Präſidenten Buchanan und auf dieſem morſchen Steckenpferde der Staats-Rechts-Souverainität reitet auch der geiſtig-lahme Ritter Johnſon, der jetzige weiße Mann im weißen Hauſe. Daß dieſer Mann ein guter Schneider war, kann ihm vor dem Tribunale der Vernunft nur zur Ehre gereichen, welche um ſo größer ſein müßte, würde er ſeiner frühern unbedeutenden Stellung und des Arbeiterſtandes eingedenk, jetzt bis zur höchſten politiſchen Stelle emporgehoben „das Wohl der großen Republik und die Freiheit für Alle" im Auge haben, anſtatt die Fortſchrittspartei, die ihn gewählt, zu verrathen; den mit Waffengewalt beſiegten Rebellen nicht nur großmüthig verzeihen, ſondern ſogar ſie begünſtigen; Alles aufbietend, auf haarſplitteriſche Demagogenweiſe ſich an das todte Geſpenſt der Conſtitution und Staaten-Souverainität klammernd, den Congreß, als den eigentlichen Repräſentanten des Volkes, mit dictatoriſchen Geberden bedrohend und Maßregeln der beiden Häuſer mit ſeinem Veto belegend, zum Jubel der Rebellen, und ihrer Freunde im freien Norden.

Dieſer weiße Mann im weißen Hauſe iſt in der That eine, obſchon ſehr anrüchige Celebrität geworden. Von den Rebellen — die er *par tout* in alle ihre frühern Rechte der Union einzuſetzen ſtrebt — und von Jenen des Volkes, die während des Krieges mit ihnen ſympathiſirten, den Neger haſſen und ſeine Gleichberechtigung verabſcheuen, geprieſen, verdammen ihn ſämmtliche Journale und Stimmen der freien Richtung, welche die Humanität, die Einheit der Republik, der Gerechtigkeit und höhren Staatsklugheit huldigen; ſo ſehr, daß Einige ihm das Loos jenes Königs wünſchen, dem ſein Veto den Kopf gekoſtet, Andere ihn als Verräther am Siege über die Rebellion für den Galgen reif halten und die Gemäßigteſten ſich dahin ausſprechen, daß man ihn in Anklageſtand verſetze und ſeines Amtes verluſtig erkläre.

Dieſer weiße Mann im weißen Hauſe, mit ſeinen ſchwarzen Tendenzen im Herzen, nannte ſich in einer humaniſtiſchen Anwandelung von Stumpbegeiſterung den Moſes der Sklaven, der ſie, deren Viele an der Seite der Weißen für die Union kämpften, bluteten, ſtarben, aus der Knechtſchaft in das Land der Freiheit führen werde und dieſer Pſeudo-Moſes belegt die im Haus und Senat paſſirte Civilrechts-Bill zum Sturze der Farbigen in den ſecedirten Staaten, mit ſeinem Veto; worüber die Rebellen jubeln und die Freunde der Freiheit trauern; dieſer Moſes frägt jetzt, ob auch die Indianer und hier gebornen Zigeuner neben den Negern Bürger ſein ſollen, die alle insgeſammt mehr Freiheits-Inſtinkt beſitzen als er ſelbſt; dieſer weiße Mann im weißen Hauſe erklärt in einer Botſchaft, als wäre er Paſcha von drei Roßſchweifen ohne das Volk durch ſeine Repräſentanten im Congreß zu fragen, daß die Rebellion beſiegt, der Friede wieder hergeſtellt ſei, folglich das Militär aus den ſecedirten Staaten (die nach ſeiner Theorie ſtets in der Union waren, die aber dennoch der Reconſtruction bedürfe) zurückgezogen und die Freigegebenen (*Freedmen*) durch die dortigen Civilgerichte gerichtet, die Abgeordneten der Staaten früher in Rebellion im Congreſſe zugelaſſen werden müſſen, um Das praktiſch durchzuführen, was dem Süden von Intereſſe und Nutzen iſt und wäre es, nach den Worten des umſichtigen Rebellengenerals Lee, eine wiederholte Seceſſion. — Wahrlich, man kann dieſem Herrn Johnſon, wie einſt die Römer dem Catilina, die Frage ſtellen: *quamdiu abuteris patientia nostra*? (Wie lange wirſt du unſere Geduld mißbrauchen?)

Digitized by Google

Die heilloſe Reconſtruktions-Politik dieſes weißen Mannes hat ihn das feindliche Heer, das Haß im Inneren nährt und nach Rache ſchnaubt, zum Buſenfreund und Lobredner gemacht; dieſe Politik ſendet ihren Sonnenſtrahl der Hoffnung in den Kerker des Jeff. Davis; bei dieſer Politik mag Lee ſich ſchmeicheln, von ſeinen loyalen Mitbürgern als Präſidentſchafts-Candidat aufgeſtellt zu werden; bei dieſer Politik mit einem weißen Mann im weißen Hauſe wie Johnſon, Lee oder Jeff. Davis und einem Congreß aus loyalen Rebellen und ſtaatsrechtlich geſinnten, guten Demokraten aus der alten Schule, ſind wahrhaftig, alle Dinge möglich, ſelbſt die Wiedereinführung der Sklaverei, oder factiſche Trennung der Union. Doch dem Zeitgeiſt und dem geſunden Sinne des Congreſſes und des Volkes in den ſchwergeprüften Staaten ſei es gedankt, daß wir hoffen dürfen, daß die Stimme des freien Volkes die Stimme des weißen Mannes im weißen Hauſe und ſeiner Satelliten übertönen und ihre Pläne und Rathſchläge zu Schanden machen werde. Schon äußern ſich Symptome dafür: beſonders die Wahlen in Connecticut und die Paſſirung der zum zweiten Mal vorgelegten Civilrechts-Bill, trotz des Veto's der Erſten.

Die Republik hat auf der mit Blut geweihten Bahn noch einen gewaltigen Gährungsprozeß durchzumachen, bei dem der weiße Mann im weißen Hauſe als ekliges Präcipitat zu Boden geſchlagen und die Göttin der Freiheit ſich in einer edleren Geſtalt präſentiren wird, um nicht länger von andern Völkern als feile Metze verhöhnt zu werden. *Sela.*

Für die Fackel.

Benutzet die Zeit.

Von Samuel Ludvigh.

Die Zeit beſteht aus Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft. Des Menſchen Eigenthum iſt blos der gegenwärtige Moment, der nach einem anderen Moment ſchon der Vergangenheit verfällt und keine ſichere Garantie hat für die Zukunft. Den ausgeſchlagenen Augenblick giebt dir kein Gott zurück. So manche Zeit, wo man etwas Nützliches leiſten könnte, wird uns entzogen, ſo manche entwiſcht uns durch Trägheit, Leichtſinn, Tändelei und Völlerei, und das: „Aufgehoben iſt nicht aufgeſchoben" hat meiſt Reue im Gefolg. Verſchiebe nicht auf Morgen, was du heute verrichten kannſt und thue Nichts halb, ſondern ruhe nicht bis das Ziel erreicht iſt.

Die meiſten Menſchen kennen den Werth der Zeit nicht; ſo wie die meiſten Menſchen Kinder an Verſtand ſind, weil ſie in der Jugend ſich nicht Zeit nahmen, ihre Verſtandeskräfte zu üben, ihren Geiſt zu bilden. Der Menſch iſt ein vorherrſchend ſinnliches Produkt der Erde; Genuß ſein Streben. Wir ſollen genießen. Genießen heißt ja eigentlich leben; aber das Leben hat auch ſeine ernſten Forderungen an den Menſchen: er ſoll thätig ſein, ſoll etwas Nützliches lernen, ſoll arbeiten und geiſtig thätig ſein. Arbeit ſoll ſo wenig ausſchließlicher Zweck des Lebens ſein wie ſinnlicher Genuß: wir leben nicht, um blos zu arbeiten, doch ſollen wir arbeiten, um zu leben und zu genießen. Arbeit iſt Mittel; Nutzung und weiſer Genuß ſind Zweck. Der Menſch arbeitet des Lohnes wegen und einem Arbeiter den Lohn entziehen, iſt höchſte Ungerechtigkeit. Nur die Tugend iſt über materiellen Lohn erhaben; ſie kann man mit Geld nicht kaufen, noch verkauft ſie ſich für Geld. So iſt auch der höchſte Lohn für geiſtige Arbeit nicht Geld, ſondern geiſtiger Genuß und das freudige Bewußtſein treu erfüllter Pflicht gegen ſich ſelbſt und ſeine Nebenmenſchen. Der Handarbeiter zieht jenen Arbeitsgeber vor, der den höchſten Lohn bezahlt; der geiſtige Arbeiter von Princip und ſelbſtſtändigem Charakter, wird nie ſein Bewußtſein, nie ſeine Arbeit an den Meiſtbietenden verſchachern. Er wird nie ein Amt ſuchen, oder annehmen, dem er entweder nicht gewachſen, oder dem er nicht ohne Aufopferung ſeiner Ueberzeugung vorſtehen kann; er wird nie dem König dienen, wenn er Republikaner im Herzen iſt; nie einer Partei, wenn er nicht ihre Grundſätze vollkommen theilt; er wird nie die Rednerbühne beſteigen, um ſich gegen ſeine Grundſätze emporzuſchwingen auf den Schultern des Volkes, das der Demagog durch Sophismen, durch Lügen oder Accommodation betrügt; er wird nie die Kanzel für ſeinen Beruf erwählen, wenn er nicht an die Dogmen glaubt, die er da predigen ſoll. Aber, aber — ſolche Menſchen ſind mit der Laterne des Diogenes zu ſuchen, weil es, der Selbſtſucht und Indolenz wegen mehr charakterloſe als charakterfeſte Menſchen giebt: Das beweiſen hochgeſtellte Perſonen in Monarchien, die den Staub des Thrones leckend wie Würmer ſich vor dem Popanze krümmen, um eine Rolle zu ſpielen; das beweiſen Demagogen und feile Aemterjäger in Republiken, die durch Dick und Dünn mit der Partei gehen, und ſollte die Freiheit ſelbſt dadurch zu Grunde gehen; dies beweiſen Prieſter und Prediger, die, mit aller Gelehrſamkeit ausgerüſtet, Das lehren und predigen, was ſie ſelbſt nicht glauben und die nicht nur Dogmen ſondern Gott ſelbſt verläugnen würden, ſobald ſich die Gemeinde geneigt zeigte, ſie dafür gut zu bezahlen. Es iſt ſo u. daß es ſo iſt, haben wir der Schlechtigkeit der menſchlichen Natur zuzuſchreiben, welche, dem Egoismus verfallen und irrige Begriffe von Glücklichſein hegend, nicht fähig iſt, dem Univerſalismus, der Menſchheit, Opfer zu bringen. Ich könnte als Illuſtration ſelbſt ſo manchen Namen von Perſonen nennen, die mit allen Fähigkeiten für Entfeſſelung der Menſchen ausgerüſtet Parteien, Gemein-

Digitized by Google

den und Lügen blindlings dienen, anſtatt deren Irrthümer und Fehler zu rügen. Doch der Dienſt nützt ihnen, und die Rüge würde ihnen materiell ſchaden; alſo huldigen ſie als bereitwillige Betrüger dem heilloſen Satze: „die Welt will betrogen ſein.“ Hätten dieſe Leute den Werth der Zeit beſſer kennen gelernt und ſie auf Studien und Arbeiten angewendet, welche nicht ihnen allein, ſondern auch ihren Nebenmenſchen wahrhaft nützen; hätten ſie die Wahrheit geſucht und feſtgehalten: daß man wenig bedarf, um zu leben und Jener nicht arm iſt, dem noch Etwas übrig bleibt; würden ſie ihrer inneren, beſſeren Stimme folgen, die ihre Heucheleí, ihre Schwenkungen, ihre Lügen, ihre Accommodation in nüchternen Momenten rügt und ſie nicht wahrhaft glücklich ſein läßt; ſie wären gewiß einem Berufe nicht gefolgt, den ihr beſſeres Ich ſelbſt verdammen muß; ſie würden lieber Taglöhner als Miniſter, lieber ſchlichte Arbeiter als Prieſter ſein.

Benutzet die Zeit, ihr Knaben und Jünglinge, in der Schule; denn was Hänschen verſäumt, kann Hans nur mit ſehr ſchwerer Mühe nachholen!

Benutzet die Zeit, Ihr Lehrlinge in dieſem oder jenem Geſchäfte; damit Ihr tüchtig und geſchickt werdet in eurem Fache! „Den Geſchickten hält man werth; den Ungeſchickten Niemand begehrt.“ Stümper, Pfuſcher und Quackſalber ſind Peſtbeulen der bürgerlichen Geſellſchaft.

Benutzet die Zeit, Ihr Mädchen zur Erlernung von ſolchen Gegenſtänden, die unbedingt nothwendig für den Beruf und das Glück einer Hausfrau und Mutter! Huldiget Reinlichkeit, Ordnung, Sparſamkeit, gutem Geſchmack in Kleidung u. Wohnung; doch hütet euch vor Putzſucht und übertriebenem Luxus, der Familien zu Grunde richtet und ſelbſt Staaten ruinirt.

Benutzet die Zeit, Ihr Alle, die Ihr in der kurzen Zeit des Lebens glücklich zu ſein wünſcht, damit Ihr, wenn der Tod euch ruft, ſagen könnt: „ich habe gelebt; ich habe gewirkt und genoſſen; ich bin bereit zu ſterben; Tod, ich folge dir!“

Doch wie kann ich Das? mag ſich wohl ſo Mancher fragen, der es nicht gelernt hat, die Zeit zu benutzen, der ſein inneres Glück zu ſehr von äußern Dingen abhängig gemacht, dem das Leben wenig Genuß und viele Sorgen, viele Leiden bereitet und der ſich mit dem Tode nicht vertraut gemacht hat. Ich will es Euch ſagen, wie Ihr es könnt. Alſo, wenn Ihr Ohren habt zu hören, ſo höret und befolget den Rath der Weisheit. Bildet euren Geiſt durch Leſen vernünftiger Werke. Glaubt nicht, daß Ihr im Vielwiſſen das Lebensglück findet, ſondern in der guten Verdauung ſolcher Grundſätze, die euch weiſe Männer bieten. Man muß ſich mit wenigen guten Schriftſtellern vertraut machen und nicht Bücher als Schau in Schränken aufhäuſen. Wer überall iſt, der iſt nirgends. — Wer an einem Platze verweilt, findet eher intime Freunde, als der ſo immer auf Reiſen iſt. Es nützt die Speiſe dem Körper nicht, welche der Magen unverdaut auswirft. Eben ſo iſt es mit Büchern. Wenn du einen Roman nach dem andern verſchlingſt, ſo wirſt du darin ſehr wenig ſtärkende, geiſtige Nahrung finden. Wenn du Einen heidniſchen Philoſophen ſtudirſt und geiſtig in dir als Freund und Tröſter aufnimmſt; wenn du Ein Werk leſeſt und wieder leſeſt, das dich frei von Vorurtheilen macht, dich logiſch denken lehrt und dein Herz veredelt, ſo wird es dir von größerem Nutzen ſein, als wenn du die Namen aller Autoren kennſt und Tauſende von Büchern oberflächlich geleſen. Für mich hat blos jenes Buch einen Werth, in dem ich Gedanken finde, die werth ſind excerpirt, verdaut und nachgeahmt zu werden. Wie unzufrieden, wie unglücklich würde ich, nach ſo vielen Sorgen u. Täuſchungen des Lebens, jetzt im Alter ſein, hätte ich nicht ſchon in der Jugend an alten Claſſikern Geſchmack gefunden, die ich jetzt erſt auf ihrer hohen geiſtigen Stufe richtig zu würdigen verſtehe; Claſſiker, die uns über Reich und Arm, über Tugend und Laſter, über Leben und Tod richtige Begriffe beibringen, die über das Urtheil der nach Scheingütern jagenden Maſſe erheben, ſelbſtſtändig und innerlich glücklich machen.

Ihr jaget nach Reichthum und macht euch gewöhnlich dadurch blos elend, indem Ihr entweder vergebens darnach jaget, oder im glücklichen Falle, euch durch die Angſt das Gewonnene, das Zuſammengeſcharrte oder Geſtohlene zu verlieren weit ärmer macht, als Ihr es früher bei der ſogenannten Armuth geweſen ſeid. Es iſt eine ehrliche Sache um die heitere Armuth; wer eben heiter und fröhlich iſt, der kann nicht arm ſein — ſagt Seneca. Nicht wer wenig hat, ſondern wer mehr und immer mehr wünſcht, iſt arm.

Ihr ſehnet Euch nach Titeln und ſogenannten Ehrenſtellen, und beneidet Jene in hohen Aemtern. — Wüßtet Ihr, daß kein Titel einen Menſchen ehren kann, wenn ihm als Menſch nicht Ehre gebührt; wüßtet Ihr, auf welchen Wegen durch welche Mittel Ehrenſtellen und hohe Aemter gewöhnlich erreicht werden; bedächtet Ihr, daß man auf hohen Bergen mehr Stürmen ausgeſetzt iſt als in Thälern, Ihr würdet weder Könige noch Fürſten beneiden; Ihr würdet die Mittel verachten, durch welche man zu hohen Aemtern kömmt, wenn Ihr anders Euch ſelbſt zu achten im Stande ſeid; Ihr würdet das Strohdach im friedlichen Thale dem auf Bergzinnen gebauten Palaſt vorziehen. Doch Alles Das wißt Ihr nicht; denn Ihr ſeid große Knaben, die Knaben bleiben ſelbſt mit grauen Haaren am Kopfe, denn Ihr nie in Anſpruch genommen habt, um den Menſchen und die Welt zu ſtudiren; um zu forſchen, zu vergleichen zu beſtimmen. Ihr ſeid Kinder, die in Angſt und Furcht leben, wo Nichts zu fürchten iſt als euer eigenes rohes, ungemodeltes Ich, das auf offener See herum treibt, ohne zu wiſſen, daß Ein Moment hinreicht, um das ſtillwogende Meer in Sturm und Aufruhr zu verſetzen. Ihr jagt nach Dem, was ferne von Euch iſt, und Das, was nahe liegt, verſteht Ihr nicht zu würdigen, nicht zu genießen. Die meiſten Menſchen ſchweben als elende Creaturen zwiſchen der Laſt des Lebens,

Digitized by Google

welche ſie ſich meiſt ſelbſt durch verkehrte Begriffe auferlegen — und der Furcht vor dem Tode.

So rennt der Alltagsmenſch, wie ein vom Hunger Geplagter, oder vom Feinde gehetztes Thier, auf der ſchönen Bahn des Lebens hin, immer ſuchend und faſt nie findend; oft bei voller Tafel hungernd, weil Kopf oder Magen verderben; an Roſen keinen Reiz findend, oder aus Furcht vor den Dornen ſie fliehend. Die Meiſten arbeiten, weil ſie arbeiten müſſen, nicht weil Arbeit ein Genuß iſt u. ſie beten nicht um für das Wenige, das ihnen beſchert, zu danken, ſondern um Das zu erhalten, was meiſt außerhalb dem Bereiche der Möglichkeit liegt; oder um für ihre Schlechtigkeiten von ihrem Gott Vergebung zu erhalten u. nach ihrem elenden Daſein auf Erden im Himmel ſelig zu werden. So kömmt das Alter herbei und man klagt über Nichtigkeit und Kürze des Lebens. Es naht der Tod und ſie zittern vor ihm zwiſchen Furcht vor der Hölle und Hoffnung der Seligkeit im Himmel; denn ſie haben ſich im Leben nie mit ihm vertraut gemacht, um ihn als Freund zu begrüßen, der ſie nach vielen Leiden und wenigen Freuden der gemeinſchaftlichen Mutter „Erden“ zuführt, aus der ſie entſproſſen, die ſie ernährt hat und in ihren Schooß aufnimmt, um aus ihren Stoffen neue Formen, neues Leben zu ſchaffen.

Die Natur iſt gerecht; lernet ſie und ihre Geſetze kennen! Mit dem Tag ſchuf ſie auch die Nacht und kein Licht ohne Schatten. Auch keine Freude frei von Schmerz: Genießet jene und vertraget dieſen ohne Murren; denn er hört auf Schmerz zu ſein, wenn er unerträglich iſt und — endet das Leben. Alſo benutzet die Zeit, ſo euch beſchert iſt zum Leben! Genießet das Leben und fürchtet den Tod nicht, des Menſchen Freund und Erlöſer! —

Für die Fackel.

Ueber Blutegelzucht.

Von C....

So viel dem Einſender dieſes bekannt iſt, exiſtiren in den Ver. Staaten von Nord-Amerika keine Anſtalten, in welchen die Blutegel gezüchtet werden. (Belehrung über etwaigen Irrthum wäre dem Einſender ſehr lieb.) Es iſt dies um ſo auffallender, als für dieſes Land die Blutegelzucht jedenfalls nicht allein ein Bedürfniß iſt, ſondern auch ohne Zweifel ſehr lucrativ ſein dürfte. Wir wollen dieſe Behauptungen in der Kürze etwas näher beleuchten.

Die hier zu Lande benützten Blutegel werden unſers Wiſſens von Europa, namentlich von Deutſchland und Frankreich, importirt und ſchon dies, und weil die weite Verſendung über See vielen dieſer Thiere den Tod bringt, macht den Gebrauch derſelben zu einem ſehr koſtſpieligen, ſo daß nur Bemittelte ſie anzuwenden vermögen. Nun weiß jeder Sachkenner, daß in den Krankheitsfällen, wo von den Blutegeln Gebrauch gemacht zu werden pflegt, kein Surrogat gleich gute, namentlich gleich raſche Dienſte leiſtet, ſeien es Schröpfköpfe oder Aderläſſe oder künſtliche Blutegel. Es liegt alſo im Intereſſe eines jeden reſp. Kranken, daß ihm der Gebrauch der Blutegel möglichſt erleichtert werde.

Die künſtliche Blutegelzucht iſt in Deutſchland und Frankreich ſchon ſeit längeren Jahren nothwendig und üblich geworden, weil die ohne Zuthun menſchlicher Hülfe vor ſich gehende Blutegelproduction in Folge eines durchaus irrationellen Wegfangens der in der freien Natur lebenden Thiere, wobei man auf die Zuchtperiode keine Rückſicht nahm, faſt gänzlich ausgerottet wurde. Namentlich war Deutſchland, ſonſt eins der reichſten Blutegelländer, ſo arm daran geworden, daß es das Bedürfniß durch Bezüge aus dem Auslande, in welchem der Mangel an dieſem Artikel ſich ebenfalls immer fühlbarer macht, (ſo in Rußland, Polen, Afrika), zu decken gezwungen war.

Dieſelbe Erſcheinung bietet ſich auch in Frankreich dar, was zur Folge gehabt hat, daß in deſſen ſüdlichen Theilen ſich unter beſonders günſtigen Verhältniſſen die künſtliche Blutegelzucht zu einem Lieblingsfache der Landwirthe in neuer Zeit um ſo mehr heranbildete, als zum Theile der dort ſumpfige Boden geringe Erträge abwirft. Die Blutegelzucht fand aber im ſüdlichen Frankreich in dem Maße höhere Beachtung, als die Erträge derſelben ſtiegen und glänzende Erfolge zur Nachahmung reizten. Kaum dürfen wir in der Geſchichte der Induſtrie und Landwirthſchaft ein Seitenſtück zu den Vorgängen entdecken, welche die franzöſiſche Blutegelzucht ſeit den letzten Decennien charakteriſiren. Aus den ſchüchternen Verſuchen Einzelner gingen großartige Unternehmungen hervor, die ſchon jetzt im Stande ſind, ganz Frankreich und noch andere Länder mit Blutegeln zu verſehen. Zu den auch von der Regierung ermunterten und unterſtützten Schöpfern der Blutegelzucht in der Gironde, namentlich in dem Terrain von Bordeaux, gehört vor Allen ein Herr Bechade, der von einem kleinen Landwirthe ein reicher Mann wurde. Er verwandelte magere, moraſtige Landſtrecken, auf denen man bisher nur Binſen ſchnitt die kaum den darauf verwandten Arbeitslohn ausglichen, in ſachgemäß conſtruirte Blutegelcolonien; ja, was gewiß einzig in der Geſchichte der Induſtrie daſteht, nach Verlauf einer kurzen Zeit konnte er dieſe faſt werthloſen Strecken an den Eigenthümer derſelben, Hrn. Pichon, von welchem er ſie für jährlich 300 Fr. gepachtet hatte, für jährlich 25,000 Fr. zurückverpachten. — Die Umgegend von Bordeaux iſt freilich in ein Blutegelproductionsland verwandelt, wenigſtens geben dort etwa 4000 Hectaren ſchlechten Landes einen jährlichen Umſatz von 40 Millionen Francs und doch wiſſen Kenner recht gut, daß dieſe Production verzehnfacht werden müßte, wenn den ſtar-

Digitized by Google

ſen, namentlich überſeeiſchen Nachfragen ein Genüge geleiſtet werden ſollte.

In Deutſchland befinden ſich gleichfalls an verſchiedenen Orten Anſtalten für künſtliche Blutegelzucht von bedeutendem Umfange, ſo namentlich im Königreich Hannover ſeit etwa 20 Jahren, von wo ab eine große Maſſe Blutegel ins Ausland, nach Schweden, England ꝛc geſandt werden.

So viel uns bekannt iſt, befinden ſich in den Gewäſſern der Ver. Staaten keine, bei Krankheiten der Menſchen brauchbare Blutegel, und es würde alſo hier, da, wie oben geſagt, jedenfalls das Bedürfniß derſelben nicht wegzuläugnen iſt, durch künſtliche Züchtung dem Mangel abzuhelfen ſein. Die Bodenverhältniſſe ſind hier zu Lande für die Blutegelzucht in hohem Grade qualificirt, es finden ſich hier ja unzähliche Bäche und Teiche, überhaupt Gewäſſer, die ſich zur Anlegung von Blutegelcolonnien benutzen laſſen. Und gewiß würde die Zucht höchſt rentabel ſein, weil theils das dazu zu verwendende Land, insbeſondere ſumpfiges oder quellen- und waſſerreiches, zu einem verhältnißmäßig geringen Preiſe zu haben iſt, theils die Anlage ſelbſt und deren Unterhaltung im Allgemeinen ſehr wenig Koſten verurſacht, dagegen, da ohne allen Zweifel für unzähliche Krankheitsfälle die Anwendung von Blutegeln wünſchenswerth erſcheint, ein großer Abſatz der producirten Blutegel nicht ausbleiben kann.

Es würde zu weit führen, hier die Conſtruction der anzulegenden Blutegel-Colonien näher zu beſchreiben, jedenfalls leitet der geſunde practiſche Sinn auf die richtige Bahn. Nur ſo viel ſei uns zu bemerken erlaubt, daß bei ſolchen Anlagen, wenn ſie profitabel ſein ſollen, vollſtändig ausgewachſene, alſo neunjährige Blutegel benutzt werden müſſen, weil erſt mit dem neunten Jahre die Zeugungsfähigkeit eintritt. Hierbei ſind Betrügereien leicht möglich, indem man durch Blut ſtark aufgefütterte Egel als Mutter-Egel an den Mann zu bringen ſucht und ſo den Käuſer in die Lage bringt, ein Capital jahrelang unverzinslich angelegt zu haben. —

Es ſollte uns freuen, wenn dieſe Bemerkungen anregend wirken würden; unſer Zweck wäre dann erreicht.

Die Nahrungsmittel.

Von Dr. J. F. G. Moleſchott.

„Die Geſchichte der Erzeugniſſe des Erdbodens iſt tief und innig in die Schickſale der Menſchen und in den ganzen Umfang ihrer Empfindungen, Gedanken und Handlungen verwebt."

Georg Forſter.

Der Begriff von Nahrungsſtoff und Nahrungsmittel.

Aus dem Blut werden die Gewebe und die Beſtandtheile der Abſonderungen. Zu dem Blut kehren die Stoffe der Gewebe zurück, nachdem ſie einen gewiſſen Grad von Zerſetzung erlitten haben, der ſie untauglich macht für die den verſchiedenen Werkzeugen eigenthümliche Verrichtung. Dieſe Erzeugniſſe der Zerſetzung ſind es, welche die ausſcheidenden Drüſen dem Blut entziehen und aus dem Körper entleeren.

Die Ausſcheidungen vermindern das Gewicht des Körpers und verändern die Ernährung der Gewebe. Die Zuſammenſetzung bedingt die Verrichtung, und für eine große Abtheilung der Nerven unſeres Körpers beſteht dieſe Verrichtung in der Empfindung. Die Nerven der Empfindung vermitteln die Wahrnehmung aller inneren und äußeren Eindrücke. Im Gehirn werden wir uns dieſer Eindrücke bewußt.

Hunger und Durſt ſind die Empfindungen, welche die Verarmung des Bluts durch Vermittlung der Nerven dem Hirn verkündigen. In der Sprache des Volks heißt jeder Stoff ein Nahrungsmittel, der Hunger und Durſt zu ſtillen vermag. Die wiſſenſchaftliche Beſtimmung des Begriffs der Nahrungsmittel ergiebt ſich aus der Urſache jener Empfindungen. Was dem Blute ſeine verloren gegangenen weſentlichen Beſtandtheile erſetzt und vom Blute aus den Kreislauf durch die Gewebe beginnt, das iſt im weiteſten Sinne als Nahrungsmittel zu betrachten.

Nahrungsmittel, die dem Blute die Chlorverbindungen und Salze, Fett und Eiweiß wieder erſetzen, ſtillen den Hunger. Der Durſt wird gelöſcht, wenn dem Blut das fehlende Waſſer wieder zugeführt wird.

Hunger und Durſt ſind Anzeichen, daß durch die Lebensthätigkeiten ein Theil unſeres Körpers aufgerieben wurde. Den aufgeriebenen Theil müſſen die Nahrungsmittel erſetzen.

Die Nahrungsmittel ſind aus Nahrungsſtoffen zuſammengeſetzt.

Unter letzteren ſind alle diejenigen Verbindungen zu verſtehen, welche entweder den weſentlichen Blutbeſtandtheilen gleich oder ähnlich genug ſind, um ſich durch die Verdauung in dieſelben umzuwandeln. Weſentliche Beſtandtheile des Bluts ſind aber alle diejenigen, welche nicht von der Rückbildung der Gewebe herrühren.

Dieſer allgemeinen Begriffsbeſtimmung ſteht als beſondere die Unterſcheidung der Nahrungsſtoffe von den Nahrungsmitteln gegenüber. Durch einfache Löſungsmittel, wie Waſſer, Weingeiſt, Aether, kann man aus den Nahrungsmitteln einfachere Beſtandtheile ausſcheiden, aus den Nahrungsſtoffen nicht. Jene einfacheren Beſtandtheile der Nahrungsmittel, die ſich nicht mehr durch einfache Löſungsmittel in mehre Beſtandtheile trennen laſſen, ſind die Nahrungsſtoffe ſelbſt.

Wenn man nun auch die Nahrungsſtoffe häufig als die Grundbeſtandtheile der Nahrungsmittel bezeichnen hört, ſo ſind ſie doch keineswegs mit den Grund-

Digitized by Google

ſtoffen in chemiſchem Sinne zu verwechſeln. Dieſe laſſen ſich nicht mehr in Theile zerlegen, die außer der Form und der Farbe verſchiedene Eigenſchaften beſitzen; die Nahrungsſtoffe wohl, jedoch nur durch Mittel, welche heftiger eingreifen, als die einfachſten Löſungsmittel: das Waſſer, der Weingeiſt und der Aether.

Aus weniger als zwei Grundſtoffen iſt kein Nahrungsſtoff zuſammengeſetzt. Die einfachſten Nahrungsſtoffe, wie Waſſer u. Kochſalz, ſind Verbindungen zweier Grundſtoffe; jenes beſteht aus Waſſerſtoff und Sauerſtoff, dieſes aus Natrium und Chlor.

Sehr viele Nahrungsſtoffe, Fett, Zucker, die meiſten Pflanzenſäuren, enthalten Kohlenſtoff, Waſſerſtoff und Sauerſtoff, die anorganiſchen Salze beſtehen aus einer Baſis und einer Säure, in welchen der Sauerſtoff mit einem verſchiedenen Grundſtoff verbunden iſt. Alle dieſe Nahrungsſtoffe werden durch drei Grundſtoffe gebildet.

Vier Grundſtoffe finden ſich in den Seifen, die außer dem Kohlenſtoff, Waſſerſtoff und Sauerſtoff der fetten Säure noch das Metall enthalten, welches mit Sauerſtoff das Alkali der Seife bildet.

Diejenigen organiſchen Nahrungsſtoffe endlich, in denen ſich Stickſtoff und Schwefel zum Kohlenſtoff, Waſſerſtoff u. Sauerſtoff geſellen, ſind aus fünf, andern, die außerdem noch Phosphor enthalten, aus ſechs Grundſtoffen zuſammengeſetzt. Zu jenen gehört der Leim, zu dieſen das Eiweiß.

Es giebt nur eine natürliche Eintheilung der Nahrungsſtoffe. Sie zerfallen in anorganiſche, organiſche ſtickſtofffreie und organiſche ſtickſtoffhaltige.

Zu den anorganiſchen Nahrungsſtoffen gehören die Chlorverbindungen, wie das Kochſalz, und die aus anorganiſchen Säuren und Baſen zuſammengeſetzten Verbindungen, die der Chemiker, den gewöhnlichen Sprachgebrauch verlaſſend, mit dem Namen der Salze bezeichnet.

Die ſtärkmehlartigen Körper, die Fette, bei weitem die meiſten Säuren unſerer Nahrungsmittel ſind ſämmtlich ſtickſtofffreie organiſche Nahrungsſtoffe.

Stickſtoffhaltig ſind unter den organiſchen Nahrungsſtoffen die eiweißartigen Körper, der Farbſtoff des Bluts und der Leim.

Die aus Nahrungsſtoffen zuſammengeſetzten Nahrungsmittel laſſen ſich nicht in ähnlicher Weiſe nach chemiſchen Gründen in verſchiedene Gruppen eintheilen. Denn dieſelben Nahrungsſtoffe kommen in den verſchiedenſten Nahrungsmitteln vor, in denen entweder das Mengenverhältniß der übereinſtimmenden Beſtandtheile oder einzeln neu hinzukommende Stoffe den Unterſchied bedingen. Allein nicht nur die verſchiedenen Mengen, in denen die Nahrungsmittel die gewöhnlichen Nahrungsſtoffe mit einander verbunden enthalten, ſondern auch jene neuen Stoffe ſind ſo zahlreich, daß die Nahrungsmittel, wenn man einen chemiſchen Eintheilungsgrund befolgte, nur zu ſehr kleinen Gruppen vereinigt werden könnten, keineswegs geeignet, die Ueberſicht des Ganzen zu erleichtern.

Deshalb iſt hier keine andere Eintheilung gewählt, als eine, die von jeher im Munde des Volks gelebt hat. Es werden nach einander die Speiſen, die Getränke und die Würzen behandelt. Keine von dieſen Abtheilungen bedarf einer Worterklärung.

Vor Einem Irrthum will ich indeß warnen, dem man nicht ſelten begegnet. Wenn man glaubt, die Speiſen ſtillten nur den Hunger, während die Getränke nur den Durſt löſchten, ſo vergißt man, daß ein einziger Nahrungsſtoff, das Waſſer, den Zuſtand des Bluts aufhebt, der den Durſt bedingt. Waſſer iſt aber in allen Speiſen ſo reichlich vorhanden, daß im Durchſchnitt mehr als die Hälfte des Gewichts derſelben aus Waſſer beſteht. Andrerſeits enthalten alle Getränke auch andere Nahrungsſtoffe neben dem Waſſer. Denn ſelbſt in dem einfachſten Getränk, dem Trinkwaſſer, ſind immer Chlorverbindungen und Salze enthalten, und die Milch iſt alles in allem, indem ſie aus Waſſer, Chlorverbindungen, Salzen, Käſeſtoff, Fett und Zucker zuſammengeſetzt iſt.

Auch die Würzen ſind in der Beſchränkung, in der ich ſie hier behandeln will, vorzugsweiſe aus Nahrungsſtoffen zuſammengeſetzt. Nur einzelne derſelben enthalten Beſtandtheile, welche zwar die Geſchmacksnerven kitzeln, die Verdauungsorgane zu größerer Thätigkeit reizen, nicht aber als Erſatzmittel zu betrachten ſind für die Ausgaben des Körpers.

Wie ſich die einfachſten Nahrungsſtoffe in der Natur nicht finden, ſo reicht auch keiner derſelben allein hin, um den Körper zu ernähren. Nicht einmal eine ganze Gruppe, wie deren oben drei aufgeſtellt wurden, iſt, wenn ihre Glieder ausſchließlich genoſſen werden, im Stande das Leben zu unterhalten, das ſelbſt zwei jener Abtheilungen mit Ausſchluß der dritten nicht zu friſten vermögen.

Weder Zucker allein, noch Salze allein, noch Eiweiß, wenn es ohne Nahrungsſtoffe der anderen beiden Abtheilungen genoſſen wird, ſind fähig, die Folgen zu vernichten, welche der Stoffwechſel erzeugt, wenn er dem Körper die Ausſcheidungen entzieht, ohne die Gewebe zu ernähren.

Ohne phosphorſauren Kalk können keine Knochen gebildet werden, wenn wir auch noch ſo viel reines Eiweiß und Fett genießen. Kein Muskelgewebe kann entſtehen ohne Eiweiß, wenn man auch den Magen mit Zucker und Salz überladen wollte. Ohne Fett endlich kein Gehirn.

Aber Knochen, Hirn und Muskeln, alle drei ſind gleich weſentliche Werkzeuge des menſchlichen Körpers.

Kein Grundſtoff läßt ſich in einen anderen verwandeln. Dies iſt die ganze Löſung des Geheimniſſes. Aus Phosphor wird kein Sauerſtoff, aus Sauerſtoff kein Kohlenſtoff, aus Kohlenſtoff kein Stickſtoff, aus Stickſtoff kein Schwefel. Keine Macht iſt im Stande, eine Ausnahme von dieſer Regel zu bewirken. So wenig aus Nichts etwas geboren wird, ſo wenig vermag eine ſchöpferi-

Digitized by Google

ſche Kraft des Körpers Eiſen in Waſſerſtoff, oder Chlor in Calcium zu verwandeln.

Die ſtickſtofffreien organiſchen Nahrungsſtoffe können ſich nicht in ſtickſtoffhaltige umſetzen, die ſtickſtoffhaltigen nicht in anorganiſche Salze, die noch andere Grundſtoffe als Stickſtoff, Kohlenſtoff, Waſſerſtoff, Sauerſtoff, Schwefel und Phosphor enthalten.

Es bliebe denkbar, daß ſich Eiweiß in Fett verwandelte, da das Eiweiß, ſo gut wie das Fett, Kohlenſtoff, Waſſerſtoff und Sauerſtoff enthält. Es wäre ebenſo denkbar, daß kohlenſaure Alkalien und Waſſer, in denen Kohlenſtoff, Waſſerſtoff und Sauerſtoff vertreten ſind Zucker erzeugten. Allein die Erfahrung hat gelehrt, daß der thieriſche Körper das Erſtere nicht in hinlänglicher Menge und das Andere gar nicht vermag.

Deshalb können vollſtändige Erſatzmittel, Nahrungsmittel, die auf die Dauer das Leben erhalten, nur durch ein Gemenge aus allen drei Gruppen der Nahrungsſtoffe gebildet werden.

Je leichter dieſe Nahrungsſtoffe in den Verdauungsflüſſigkeiten gelöſt und in Blutbeſtandtheile umgewandelt werden können, um ſo größer iſt ihre Verdaulichkeit. Denn die Verdauung erfordert nicht blos Auflöſung, ſondern auch Umwandlung in die weſentlichen Stoffe des Bluts. Beide Bedingungen ſind gleich wichtig.

Wenn alſo zwei Stoffe mit gleicher Leichtigkeit oder Schwierigkeit gelöſt werden, dann wird derjenige der verdaulichere ſein der mit irgend einem Beſtandtheil des Bluts die größere Aehnlichkeit hat. Talgſtoff u. Perlmutterfett zum Beiſpiel beſitzen beinahe gleich geringe Löslichkeit in den Verdauungsſäften; da ſich nun Perlmutterfett im Blute findet, Talgſtoff aber nicht, ſo ergiebt ſich daraus, daß das Perlmutterfett den Talgſtoff an Verdaulichkeit übertrifft.

Iſt aber bei zwei Nahrungsſtoffen die Uebereinſtimmung mit Beſtandtheilen des Bluts gleich groß, dann iſt der löslichere der verdaulichere. Lösliches Eiweiß und Faſerſtoff ſtehen dem Blute gleich nahe; denn beide ſind im Blute enthalten. Weil nun das lösliche Eiweiß in den Verdauungsſäften leichter gelöſt wird als Faſerſtoff, ſo iſt dieſer ſchwerer verdaulich als lösliches Eiweiß.

Daraus folgt, daß die Schwierigkeit, mit welcher die Nahrungsſtoffe gelöſt werden, in vielen Fällen ausgeglichen werden kann durch die Uebereinſtimmung mit fertigen Stoffen des Bluts. Obgleich zum Beiſpiel Stärkegummi viel leichter löslich iſt als Fett, ſo kann doch Fett, wenn es nicht in zu großer Menge in einen geſunden Magen gelangt, eben ſo leicht, unter Umſtänden ſogar leichter verdaut werden als Stärkegummi. Denn Stärkegummi iſt im Blut nicht vorhanden, während Fett zu deſſen weſentlichen Beſtandtheilen gehört. Stärkegummi muß ſich erſt in Zucker, dann in Milchſäure, endlich in Butterſäure und andere Fettſtoffe verwandeln, während im Fett ein Stoff des Bluts fertig gebildet vorliegt; Oelſtoff und Perlmutterfett ſind in unſerem Blut enthalten.

Wenn aus Stärkemehl Fett gebildet wird, ſo muß es erſt in Stärkegummi, dann in Zucker, der Zucker in Milchſäure, die Milchſäure in Butterſäure übergehen. Daraus ergiebt ſich, daß von dieſen Stoffen, ſelbſt wenn ſie alle gleich löslich in Waſſer wären, die Milchſäure am verdaulichſten iſt, und der Milchſäure folgen Zucker, Stärkegummi, Stärkmehl, unter denen jeder folgende Stoff ſchwerer verdaut wird, als der nächſt vorhergehende. Nun ſind überdies noch Milchſäure und Zucker löslicher als Stärkegummi, Stärkegummi löslicher als Stärkmehl. Letzteres iſt alſo aus doppeltem Grunde der unverdaulichſte der genannten Nahrungsſtoffe. Es iſt ein Beiſpiel für die Regel, daß ein Stoff, der zugleich leichter in den Verdauungsſäften gelöſt und leichter in Beſtandtheile des Blutes verwandelt wird, als ein zweiter, dieſen doppelt an Verdaulichkeit übertrifft.

Unter den Nahrungsmitteln ſind diejenigen am verdaulichſten, welche am meiſten leicht lösliche und leicht in Blutſtoffe übergehende Nahrungsſtoffe enthalten.

Drei Verhältniſſe bedingen die Nahrhaftigkeit der Speiſen und Getränke. Die Nahrhaftigkeit hängt nämlich ab von der Verdaulichkeit, von der Menge und von der richtigen Miſchung der in einem Nahrungsmittel enthaltenen Nahrungsſtoffe.

Wenn ein Nahrungsmittel viel verdauliche Nahrungsſtoffe enthält, die ungelöſt mit dem Koth wieder ausgeleert werden, dann muß es um ebenſo viel an Nahrhaftigkeit verlieren. Denn nur was als weſentlicher Beſtandtheil in das Blut übergeht, iſt überhaupt als Nahrungsſtoff zu betrachten. Darum iſt ein Nahrungsmittel um ſo nahrhafter, je verdaulicher es iſt.

Bei der Beurtheilung des Werthes eines Nahrungsmittels, nach der Menge der in demſelben vorhandenen Nahrungsſtoffe, wird der Waſſergehalt nicht berückſichtigt. Das Waſſer iſt in den gewöhnlichen Lebensverhältniſſen ſo leicht zu haben, daß es den Nahrungswerth der Speiſen und Getränke nicht mitbedingen kann. In einer waſſerloſen Wüſte, da würde freilich das Waſſer zum wichtigſten Nahrungsſtoff, u. ein waſſerreiches Nahrungsmittel wäre die nahrhafteſte Speiſe. Wo es an Waſſer nicht fehlt, da iſt das Nahrungsmittel am nahrhafteſten, welches am meiſten feſte Nahrungsſtoffe enthält und deshalb dem Blut die größte Menge ſeiner weſentlichſten Beſtandtheile zuführt.

Außer der Verdaulichkeit und dem Reichthum an feſten Beſtandtheilen, iſt aber auch die Miſchung eines Nahrungsmittels von der größten Bedeutung. Da nämlich das Blut mehr Eiweiß als Salze und mehr Salze als Fett enthält, ſo muß ein entſprechendes Verhältniß dieſer Nahrungsſtoffe ein nahrhaftes Nahrungsmittel auszeichnen. So wie gleich lösliche Nahrungsſtoffe um ſo verdaulicher ſind, je vollkommener ſie mit einzelnen Beſtandtheilen des Bluts übereinſtimmen, ſo iſt ein Nahrungsmittel im Ganzen um ſo nahrhafter, je genauer die Miſchung ſeiner

Digitized by Google

Nahrungsſtoffe der Zuſammenſetzung des Bluts entſpricht. Ein nahrhaftes Nahrungsmittel muß mehr ſtickſtoffhaltige organiſche Stoffe als anorganiſche, und mehr anorganiſche als ſtickſtoffreie organiſche Nahrungsſtoffe enthalten. Mageres Fleiſch iſt das Nahrungsmittel, welches dieſen Anforderungen am vollkommenſten entſpricht.

Allein, wie ſchon oben bemerkt wurde, Stoffe aus jeder der drei Gruppen ſind gleich unentbehrlich, obgleich ſie in verſchiedener Menge erfordert werden. Chlorverbindungen und Salze, Fett oder Fettbildner ſind ebenſo unerläßlich nothwendig wie Eiweiß oder Leim. Deshalb iſt es immer einſeitig, wenn man von irgend einem Nahrungsmittel ſagt, es ſei nicht nahrhaft. Allerdings ſind Kartoffeln weniger nahrhaft als Fleiſch; denn letzteres iſt dem Blute ſehr ähnlich, während Kartoffeln ſehr wenig Eiweiß und ſehr viel Stärkmehl enthalten. Behauptet man aber in Bauſch und Bogen, Kartoffeln ſeien nicht nahrhaft, ſo vergißt man, daß Stärkmehl ſich durch die Verdauung in Fett verwandelt und daß Fett einen weſentlichen Beſtandtheil des Bluts darſtellt. Kartoffeln mit etwas Eiweiß vermiſcht werden ebenſo nahrhaft wie Milch oder Fleiſch.

Will man mit Einem Worte die Verdaulichkeit von der Nahrhaftigkeit unterſcheiden, ſo drückt jene die Schnelligkeit aus, mit welcher die Nahrungsſtoffe eines Nahrungsmittels ſich in Beſtandtheile des Bluts verwandeln; die Nahrhaftigkeit aber bezeichnet die Menge der Nahrungsſtoffe, welche eine Speiſe oder ein Getränk dem Blute zuführt. Die Verdaulichkeit bezieht ſich auf die Zeit, in welcher das Blut mit neuen Beſtandtheilen bereichert wird; die Nahrhaftigkeit auf die Menge, um welche ein Nahrungsmittel das Blut in regelrechter Miſchung zu bereichern vermag. Es geht hieraus hervor, daß von Verdaulichkeit auch bei Nahrungsſtoffen, von Nahrhaftigkeit dagegen nur bei zuſammengeſetzten Nahrungsmitteln die Rede ſein kann.

Naturlehre.

Von C. G. Rau.

Von dem ſpecifiſchen Gewicht.

Vermöge der Schwere übt ein jeder Körper auf ſeine Unterlage einen Druck aus, der um ſo größer iſt, je mehr der Körper Volumen hat. Die Größe dieſes Drucks heißt das (abſolute) Gewicht des Körpers. Daß die feſten, wie die flüſſigen Körper bei gleichem Volumen, doch ſehr im Gewicht von einander abweichen iſt bekannt. Gibt man nun das Verhältniß der Maſſentheile, die in Körpern von gleichem Volumen enthalten ſind, in Zahlen an, ſo nennt man dieſe Zahlen das ſpecifiſche oder eigenthümliche Gewicht des Körpers.

Durch Deſtillation möglichſt gereinigtes Regenwaſſer iſt als Einheit (Grundlage) angenommen, nach welcher das Verhältniß der Maſſentheile für Körper von gleichem Volumen angegeben wird.

Weiß man, daß ein Kubikzoll Gold 19, Queckſilber 13½, Korkholz ¼mal ſo viel wiegt, als ein Kubikzoll reines Waſſer, ſo geben die Zahlen 19, 13½, ¼ das ſpecifiſche Gewicht des Goldes, Queckſilbers und Korkholzes gegen das reine Waſſer an. Bimsſtein, friſches Eichenholz, Buchen, Tannen, und Korkholz ſind ſpecifiſch leichter als Waſſer. Die Kenntniß des ſpecifiſchen Gewichts der Körper iſt darum für die Naturforſchung ſo ſehr wichtig, weil es das einzige Mittel iſt, durch welches die Dichtigkeit der Körper mit einander verglichen und bezeichnet werden kann. Obgleich nun das ſpecifiſche Gewicht nichts anderes iſt als das Zahlenverhältniß zwiſchen den abſoluten Gewichten der Körper bei gleichem Volumen, ſo hat doch die Auffindung deſſelben mehr Schwierigkeiten, als man dem erſten Begriffe nach vermuthet u. die Vergleichung des ſpecifiſchen Gewichts feſter und flüſſiger Körper gegen einander, würde in vielen Fällen mangelhaft ausfallen, wenn nicht die Geſetze vom Gleichgewicht des Waſſers einfachere Mittel für dieſe Beſtimmungen darböten.

Wird nämlich ein feſter Körper in Waſſer, das im Gleichgewicht iſt, eingetaucht, ſo muß er eine Waſſermaſſe verdrängen, deren Volumen vollkommen dem ſeinigen gleich iſt. Das Waſſer, das ihn umgibt, wird daher von ihm ebenſo ſtark gedrückt, als es vorher von der Waſſermaſſe, deren Stelle der eingetauchte Körper eingenommen hat, gedrückt worden iſt. Da nun im Zuſtand des Gleichgewichts die verdrängte Waſſermaſſe einen ebenſo großen Gegendruck erlitt, als die ihrige ausmachte, ſo iſt jetzt dieſer Gegendruck gegen den eingetauchten Körper gerichtet. Hieraus geht hervor, daß der eingetauchte Körper von zwei Kräften getrieben wird, die einander entgegen wirken. Die eine Kraft, welche in dem Gewicht des Körpers liegt, treibt ihn abwärts, die andere aber, welche in dem Gegendruck des Waſſers liegt, treibt ihn aufwärts. Hier ſind daher 3 Fälle möglich:

1. Der eingetauchte Körper wiegt gerade ſo viel, als die Waſſermaſſe, deren Stelle er einnimmt — er ſchwebt.

2. Er wiegt mehr; in dieſem Fall muß er ſinken und zwar mit einem Gewicht, das übrig bleibt, wenn man das Gewicht der verdrängten Waſſermaſſe von ſeinem Gewicht abzieht.

3. Er wiegt weniger als die Waſſermaſſe, deren Stelle er einzunehmen ſtrebt — er ſchwimmt.

Man drückt dieſes Geſetz allgemein für alle drei Fälle ſo aus: Jeder feſte Körper, den man in eine Flüſſigkeit taucht, verliert darin von ſeinem abſoluten Gewichte gerade ſo viel, als die Flüſſigkeit wiegt, die er aus ihrer Stelle verdrängt.

Von dieſem Geſetze ausgehend, laſſen ſich die ſpecifiſchen Gewichte der Körper mit Hilfe einer hydroſtatiſchen Wage beſtimmen. Dieß iſt jede gemeine, aber höchſt empfindliche Wage, die an der einen Schale unten ein Häkchen hat, um die Körper etwa an einem Pferdehaar daran zu hängen.

1. Das ſpecifiſche Gewicht eines Körpers zu beſtimmen, der im Waſſer unauf-

Digitized by Google

lösbar und groß genug iſt zum Aufhängen an die hydroſtatiſche Wage, dabei im Waſſer untergeht.

Man beſtimmt zuerſt das abſolute Gewicht des Körpers, ſodann deſſen Gewichtsverluſt im Waſſer. Mit dieſem dividirt man in jenes, ſo gibt der Quotient das ſpecifiſche Gewicht gegen Waſſer an. Das abſolute Gewicht eines Körpers ſei 1240 Gran; ſein Gewichtsverluſt im Waſſer 118 Gran; demnach iſt ſein ſpecifiſches Gewicht:

$$\frac{1240}{118} = 10\tfrac{1}{2}.$$

2. Ein Körper ſei ſpecifiſch leichter als Waſſer.

Das abſolute Gewicht des Körpers, der ſpecifiſch leichter als Waſſer iſt, ſei 100 Gran und das abſolute Gewicht des ihm verbundenen Körpers, der ſpecifiſch ſchwerer iſt als Waſſer, ſei 2700 Gran. Für ſich allein verliere dieſer 500 Gran und mit jenem verbunden, ſei der ganze Gewichtsverluſt 700 Gran. Der ſpecifiſch leichtere Körper hat demnach für ſich allein 200 Gran verloren. Daher iſt ſein ſpecifiſches Gewicht gegen Waſſer gleich 100 : 200 = ½. Außer dieſen giebt es noch mehrere Fälle.

Nicht allein dem Naturforſcher iſt die Unterſuchung über das ſpecifiſche Gewicht höchſt wichtig, ſondern auch dem Technologen, Handelsmanne und Oekonomen, indem ſie ihn in den Stand ſetzt, den Gehalt flüſſiger Körper, z. B. des Weingeiſtes, Branntweins, des Biers, der Säuren, Laugen u. ſ. w. prüfen zu können. Man hat aber hiezu eigene Inſtrumente erfunden, deren Gebrauch ſehr einfach iſt. Sie führen allerlei Namen: Soolwagen, Salzſpindel, Laugenwagen, Bier- und Branntweinwagen, und werden allgemein **Aräometer**, hydroſtatiſche Senkwagen genannt. Die Aräometer ſind hohle, verſchloſſene Kugeln oder Cylinder von Glas oder Metall, die unten beſchwert ſind, damit ſie ſenkrecht ſtehen und die entweder mit einer Skala verſehen ſind oder mit Gewichten beſchwert werden.

Branntwein und Alkohol ſind deſto gehaltreicher, je weniger Waſſertheile ſie enthalten, je leichter ſie ſind, je tiefer ſich demnach das Aräometer darin einſenkt. Damit man nun die Grade an dem hervorſtehenden Theil wahrnehmen kann, ſind ſie von unten nach oben aufgetragen von 0—100. Bei Salzauflöſungen, bei Laugen u. dgl. iſt es umgekehrt. Dieſe Flüſſigkeiten ſind deſto gehaltreicher, je ſchwerer ſie ſind, je weniger demnach das Aräometer darüber einſinkt; daher geht hier die Gradleiter von oben nach unten.

Beſſer als das graduirte iſt das Gewicht-Aräometer, das nach ſeinem Erfinder das Fahrenheit'ſche genannt wird. Dieſes Aräometer beſteht aus einem hohlen Cylinder, auf deſſen oberem Ende eine kleine Schale ſitzt, in die ſich Gewichtchen einlegen laſſen. Die Tiefe, bis wohin das Inſtrument in die leichteſte Flüſſigkeit, die man haben kann, für ſich allein einſinkt, iſt am Halſe des Cylinders markirt. In jeder andern Flüſſigkeit ſinkt es erſt dann bis an die Marke ein, wenn hinlänglich Gewichtchen in die Schale gelegt werden. Je mehr Gewichtchen nun dazu erforderlich ſind, deſto ſchwerer iſt die Flüſſigkeit und eben hierauf beruhet ſein Gebrauch.

Vom Schwimmen.

Die Aräometer zeigen, daß feſte Körper von größerem ſpecifiſchen Gewicht als Waſſer darin ſchwimmen können, weil ſie wegen ihrer hohlen Beſchaffenheit mehr Flüſſigkeit verdrängen als ſie wiegen. Es hängt alſo häufig von der Geſtalt der Körper ab, ob ſie ſchwimmen. Anwendung hievon geben die Schiffe, das Schwimmen mit Blaſen Schwimmgürtel u. ſ. w.

Holz ſchwimmt im Waſſer, obgleich es ſpecifiſch ſchwerer iſt, wegen ſeiner poröſen Beſchaffenheit. Die Zwiſchenräume ſind mit der 800mal leichteren Luft angefüllt. — Salzwaſſer iſt ſpecifiſch ſchwerer als ſüßes Waſſer, darum ſinkt ein Hühnerei in ſüßem Waſſer unter, in genugſam geſalzenem Waſſer kann es ſchweben.

Von den luftförmigen Körpern.

Die Erdkugel iſt von einer ſehr feinen, nicht einmal ſichtbaren, äußerſt leichten Materie umgeben, die nach allen Seiten hin verſchoben und getrennt werden kann und die man zum Unterſchied von andern luftförmigen Körpern, **atmoſphäriſche Luft** nennt. Jeden andern luftförmigen Körper nennt man eine Luftart oder ein Gas.

Die atmoſphäriſche Luft umgibt die Erde auf etwas über 10 Meilen ſenkrechter Höhe und bildet eine Dunſtkugel um dieſelbe. Von den tropfbar flüſſigen Körpern unterſcheiden ſich die luftförmigen hauptſächlich dadurch, daß ſie nie Tropfen bilden, dagegen das Beſtreben haben, ſich in einen immer größern Raum auszudehnen und überall hin zu entweichen, wenn das Gefäß in dem ſie enthalten ſind, nicht von allen Seiten her dicht genug verſchloſſen iſt. Man nennt dieſe Eigenſchaft Expanſibilität. Auch Dünſte und Dämpfe ſind expanſibel, können aber durch Abkühlung tropfbar werden, was bei keinen luftförmigen Körpern der Fall iſt und eben darin liegt der Unterſchied beider.

Von den chemiſchen Eigenſchaften der atmoſphäriſchen Luft.

So lange man keine andere luftförmige Körper als allein die atmoſphäriſche Luft kannte, war man der Meinung, daß dieſe ein **Element**, d. h. ein einfacher, nicht zerlegbarer Grundſtoff ſei. Genauere Unterſuchungen der Chemie haben aber gezeigt, daß die atmoſphäriſche Luft aus einer Miſchung von 21 Theilen Lebensluft, durch welche allein das Athemholen warmblütiger Thiere und das Verbrennen der Körper möglich iſt, und 79 Theilen Stickſtoff, in welcher weder ein Feuer brennen, noch ein warmblütiges Thier athmen kann, in Verbindung mit etwas wenigem kohlenſaurem Gas beſtehe. Außer dieſen Beſtandtheilen enthält dieſelbe noch eine Menge zum Theil überaus feiner **Dünſte**. Hiezu gehören außer ſehr

Digitized by Google

vielen Gasarten, die im Innern und auf der Oberfläche der Erde erzeugt werden, auch noch die zahlloſe Menge von Ausdünſtungen, die ſowohl von feſten als tropfbaren Körpern in die Luft emporſteigen und ſich mit ihr vermiſchen. Daher iſt es leicht begreiflich daß die Dunſtkugel der Erde ein Gemiſch äußerſt vieler, höchſt feiner Flüſſigkeiten ſein muß. Mag es auch ſein, daß die größere Menge dieſer Stoffe nur den unteren Luftregionen beigeſellt iſt, die höheren Gegenden aber eine einfachere und reine Luft genießen, ſo beweiſen doch Feuerkugeln, Nordlichter, Sternſchnuppen und andere ähnliche Erſcheinungen, daß auch in dieſen Gegenden die atmoſphäriſche Luft nicht ganz rein ſein kann, ſondern daß auch hier noch viele Stoffe, über deren Weſen wir noch nicht einmal begründete Vermuthungen aufſtellen können, mit ihr verbunden ſein müſſen.

Von den mechaniſchen Eigenſchaften der atmoſphäriſchen Luft.

Jeder Raum, den man gewöhnlich leer zu nennen pflegt, iſt es deßhalb nicht, weil er von Luft erfüllt iſt. Eben hieraus ergibt ſich, daß die atmoſphäriſche Luft farblos und unſichtbar iſt. Man kann aber durch ſie hindurchſehen, ſie iſt durchſichtig, und da ſie jedem Körper, der in den Raum, den ſie erfüllt, eindringen will, einen Widerſtand entgegenſetzt, ſo iſt ſie undurchdringlich; ſie iſt ferner zuſammendrückbar, ungemein elaſtiſch und wie alle andere Erdkörper auch ſchwer.

Weder durch Kälte noch durch Druck kann man die Elaſticität aufheben oder auch nur vermindern, daher die atmoſphäriſche Luft beſtändig und bleibend (permanent) elaſtiſch iſt; ſelbſt dann, wenn man eine Portion Luft Jahre lang zuſammengepreßt erhält, iſt dennoch keine Abnahme ihrer Elaſticität wahrzunehmen.

Daß die atmoſphäriſche Luft ſchwer iſt und darum auf ihre Unterlage drückt, wurde vor alten Zeiten bezweifelt. Den Eintritt des Waſſers im Pumpen oder Spritzen glaubte man in der Urſache ſuchen zu müſſen, daß das Waſſer den leeren Raum verabſcheue. Erſt im Jahre 1643 verfiel der Naturforſcher Toricelli auf einen Verſuch, aus welchem hervorgeht, daß die ganze Erſcheinung lediglich dem Druck der Luft zuzuſchreiben iſt.

Dieſer für die Phyſik ſo wichtige Verſuch beſteht in Folgendem:

Eine gläſerne Röhre von wenigſtens 30 Zoll Länge, die an einem Ende zugeſchmolzen iſt, wird vermittelſt eines papiernen Trichters durchaus mit Queckſilber gefüllt. Wenn ſie ganz voll, mithin gar keine Luft mehr darin iſt, hält man die Oeffnung mit dem Daumen zu und bringt ſie ſo geſchloſſen in ein Gefäß mit Queckſilber und zieht alsdann den Daumen weg. Da nun das Queckſilber in der Röhre mit dem im Gefäße communicirt, ſo müßte es ſo lange aus der Röhre ausfließen, bis es mit dem Gefäße gleiche Höhe hat. Statt deſſen bleibt aber eine Queckſilberſäule in der Röhre, die ungefähr 28 Pariſerzoll hoch über dem Queckſilberſpiegel im Gefäße hervorſteht.

Nur der Druck der Luft auf dem Waſſerſpiegel im Gefäße vermag die Säule in der Röhre 28 Zoll hoch zu erhalten. Oeffnet man die Röhre oben, ſo findet der Druck einen Gegendruck und die Säule fällt herab, bis ſie mit der Fläche im Gefäße communicirt. Der obere Raum iſt völlig luftleer. Die ganze Vorrichtung nennt man die Toricelliſche Röhre und den obern leeren Raum die Toricelliſche Leere.

Je ſpecifiſch leichter die Flüſſigkeit iſt, die man zu dieſem Verſuche nimmt, auf einer deſto größeren Höhe kann ſie natürlich durch den Druck der Luft erhalten werden. Da nun Waſſer beinahe 14mal ſpecifiſch leichter als Queckſilber iſt, ſo muß derſelbe Luftdruck eine Waſſerſäule von 28mal 14 = 392 Zoll, ungefähr 32 Fuß hoch erhalten.

Der Verſuch mit der Toricelliſchen Röhre ſteht mit der Weite der Röhre nicht in Verbindung. Wie weit dieſelbe auch ſein mag, immer müßte eine Queckſilberſäule von 28 Zoll Höhe darinnen ſtehen bleiben. Iſt die Grundfläche dieſer Säule 1 Pariſer-Quadratzoll groß, ſo beträgt die ganze Säule 28 Kubikzoll, dieſe wiegen etwas über 15 Pariſerpfund. 1 Quadratfuß = 144 Pariſer-Quadratzoll hält demnach 144 mal 28 = 4032 Par.-Kubikzoll. 28 : 15 = 4032 : 15 = 4032 ; 2160 Par.-Pfund gleich 20 Centner.

Die Oberfläche eines ausgewachſenen Menſchen zu 15 Par.-Quadratfuß angenommen, ſo iſt der Luftdruck 15mal 20 = 300 Ctr. auf einen Erwachſenen. Dieſer Druck iſt aber: 1) gleichförmig auf alle Theile des Körpers, 2) iſt in jedem Körper Luft enthalten, die der äußeren entgegen drückt, 3) Muskeln und Nerven, überhaupt alle Theile unſeres Körpers ſind dicht geſpannt genug, um dieſen Druck zu erwiedern. Auf hohen Bergen iſt die äußere Luft viel dünner und daher nicht geeignet, dem Druck von innen das Gleichgewicht zu halten, — daher das Ausfließen des Blutes aus Augen, Ohren, Naſe.

Vom Barometer.

Nicht nur an verſchiedenen Orten der Erde, ſondern auch an einem und demſelben Orte iſt die Höhe der Queckſilberſäule in der Toricelliſchen Röhre nicht immer dieſelbe; daraus geht hervor, daß der Druck der Luft veränderlich iſt. Die Toricelliſche Röhre, welche mit einer Zollſkala verſehen iſt, dient dazu, dieſen Druck zu meſſen und heißt deßhalb Barometer, Druckmeſſer. Ein vollkommen gutes Barometer zu verfertigen, hat unüberwindliche Schwierigkeiten.

Die Urſachen auszumitteln, welche einen ſtärkern oder ſchwächern Luftdruck erzeugen, iſt ſchwer. Von großem Einfluß mag wohl der Zug und die Stärke der Winde, ſo wie der größere und geringere Grad der Wärme ſein, weil dadurch die Dichtigkeit und Elaſticität der Luft erhöht oder vermindert werden kann. Ebenſo wird man ſich leicht überzeugen, daß die größere und geringere Menge von Dünſten, die in der Luft ſchweben oder

Digitized by Google

aus ihr niedergeſchlagen werden, auf den Druck der Luft von groſſer Wirkung ſein muß. Die Regel, daß ein hoher Barometerſtand ſchönes, ein niedrigee aber ſchlechtes Wetter andeute, trifft daher nur unter ſehr vielen Ausnahmen zu. Nur wenn das Barometer anhaltend u. langſam ſteigt, läßt ſich einigermaßen auf heiteres, ſo wie im Gegentheil, wenn es anhaltend und langſam fällt auf regneriſches Wetter ſchließen.

Von der Luftpumpe.

Die Ehre der Erfindung kommt Otto v. Gucrike zu und fällt in das Jahr 1650. Die meiſten Luftpumpen, die man jetzt verfertigt, ſind ſo eingerichtet, daß ſie ſowohl zur Verdünnung als Verdichtung der Luft gebraucht werden können; ihrer urſprünglichen und vorzüglichen Beſtimmung nach iſt aber die Luftpumpe als bloße Verdünnungspumpe zu betrachten.

Die weſentlichſten Theile bei der einfachſten Einrichtung ſind: der Stiefel, ein hohler Cylinder, in welchem der Stempel oder Kolben vermittelſt der Kolbenſtange auf- und niedergezogen wird, der Stempel iſt mit in Oel getränktem Leder umwunden, damit er vollkommen luftdicht an die innern Wände des Stiefels anſchließt. Mit dem Stiefel iſt eine gebogene Röhre in Verbindung, die an ihrem obern Ende offen und mit einem Gewinde verſehen iſt, an welchem ein metallener Teller angeſchraubt iſt. Bei den meiſten Verſuchen wird dieſer Teller dazu benützt, um eine Glasglocke, einen Recipienten luftdicht darauf anzudrücken. Am Boden des Stiefels befindet ſich eine Klappe (Ventil), die ſich nach dem Innern des Stiefels öffnet, ſo daß ſie durch die aus der Röhre kommende Luft aufgeſtoſſen wird, wenn der Stempel in die Höhe gezogen wird. Wird nun der Stempel wieder niedergedrückt, ſo ſchließt ſich dieſe Klappe, dagegen öffnete ſich ein anderes an der Seite des Stiefels angebrachtes, nach außen geöffnetes Ventil und die Luft entweicht. So wird fortgefahren, bis die Glasglocke (beinahe) ganz luftleer iſt. Unterhalb des Tellers hat die Röhre einen Hahnen, durch den man nach Belieben wieder Luft hinzulaſſen kann, nachdem die Luft aus der Röhre fortgeſchafft worden iſt.

Ein völlig luftleerer Raum wie in der Toricelliſchen Röhre kann nicht entſtehen, weil die Luft im Recipienten endlich nicht Gewalt genug beſitzt, das Ventil aufzudrücken. Stellt man ein Barometer unter die luftleere Glocke, ſo fällt das Queckſilber. Waſſer braucht nur mäßig erhitzt zu werden, um ſogleich zu ſieden und in völlig durchſichtigen, elaſtiſchen Dämpfen aufzuſteigen.

Holz gibt eine Menge Luft von ſich und ſinkt dann im Waſſer unter. Schießpulver entzündet ſich nicht und brennendes Licht verliſcht; den Schall hört man gar nicht; alle warmblütigen Thiere ſterben ſogleich, kaltblütige, z. B. Fröſche erholen ſich wenn bald Luft zugelaſſen wird.

Aeroſtatiſche Erſcheinungen und Verſuche.

Bekannt mit den Geſetzen über den Druck und die Ausdehnſamkeit der Luft iſt man im Stande, eine große Menge aeroſtatiſcher Erſcheinungen und Verſuche zu erklären. Hier nur einige:

1. Der Heber. Dieſen Namen führt eine jede gebogene, an beiden Enden offene Röhre, wie unſere Küfer ſie haben. Setzt man einen Heber mit der Mündung in Waſſer und ſaugt durch die andere Oeffnung die Luft aus, ſo wird nicht nur der ganze Heber mit Waſſer angefüllt, ſondern es lauft auch das Waſſer von ſelbſt beſtändig ab.

2. Der Stechheber. Ein ziemlich bekanntes Gefäß, um aus dem Spundloche eines Faſſes eine Portion der darin enthaltenen Flüſſigkeit auszuſaugen. Die untere Oeffnung des Stechhebers verläuft ſich in eine feine Spitze, die obere iſt größer, kann aber mit dem Finger geſchloſſen werden. Iſt der Heber mit einer Flüſſigkeit erfüllt und die obere Oeffnung geſchloſſen, ſo kann aus der untern engen Oeffnung, auf welche die äußere Luft jetzt vielſeitig drückt, nichts ausflieſſen. Oeffnet man oben, ſo fließt die Flüſſigkeit und ſtehet ſo wie man ſchließt wieder ſtill. Eine Menge von Spielſachen: das magiſche Tintenfaß, die magiſche Schreibfeder, der Zaubertrichter, der Oelkrug der Wittwe u. ſ. w. beruhen auf derſelben Wirkung wie beim Stechheber.

3. Das Spundloch in einem Faſſe. Wozu dieſes dient, wenn das Faß durch das Krahnenloch geleert werden ſoll, iſt leicht einzuſehen. Soll es nemlich durch dieſe Oeffnung geleert werden, ſo muß das Spundloch offen ſein, ſonſt wird durch den einſeitigen Druck der Luft auf die Oeffnung am Krahnen, wenn ſie nicht weit genug iſt, der Ausfluß zurückgehalten. Thee- und Kaffeekannen bekommen aus demſelben Grunde oben im Deckel ein kleines Löchlein.

4. Das Athemholen. Beim Einathmen erweitert ſich die Bruſthöhle; dadurch wird die Luft in den Lungen verdünnt und die äußere Luft ſtrömt nun hinein. Beim Ausathmen verengt ſich die Bruſthöhle und die dadurch verdichtete Luft ſtrömt nun in die äußere hinein. Das Trinken, das Saugen mit dem Munde, beruht auf denſelben Gründen. Ebenſo beim Tabakrauchen.

5. Die Saugpumpe. Sie beſteht aus einer Saugröhre, die im Waſſer ſtehet und aus einem Stiefel, in welchem der Kolben vermittelſt der Kolbenſtange auf- und niedergezogen werden kann. Die Saugröhre und der Kolben haben ein Ventil, das ſich aufwärts öffnet. Wird nun der Kolben in die Höhe gezogen, ſo entſteht unter ihm im Stiefel ein luftleerer Raum. Die Luft in der Saugröhre drückt nun das Ventil auf und breitet ſich in dem Stiefel aus, wodurch ſie verdünnt wird, und der ſtärkere Druck der äußern Luft treibt das Waſſer durch die Saugröhre. Wird der Kolben niedergelaſſen, ſo wird dadurch das Ventil an der Saugröhre zugedrückt, die dichter gewordene Luft öff-

Digitized by Google

net dann das Kolbenventil und entweicht aus dem Stiefel. Auf dieſe Weiſe kann das Waſſer mit jedem folgenden Zug durch die Saugröhre in den Stiefel und endlich durch das Kolbenventil dringen und fließt ſonach durch die Ausgußröhre ab. Setzt man mehrere Pumpen über einander, ſo kann man das Waſſer zu einer bedeutenden Höhe heben. Die Feuerſpritze iſt unter andern ebenfalls ein Druckwerk. Sie hat meiſtens zwei Stiefel, die im Waſſerkaſten ſtehen. Die Kolbenſtange iſt an einem Hebebaum ſo befeſtigt, daß immer der eine Kolben niedergeht (drückt), wenn der andere in die Höhe geht (ſaugt). Wenn der Kolben ſaugt, geht das Ventil auf das Waſſer u. tritt in den Stiefel. Wenn der Kolben drückt, ſchließt ſich das Ventil wieder, das Waſſer im Stiefel öffnet das Ventil der Seitenröhre und geht in den kupfernen Keſſel, den Windkeſſel. Auf dieſelbe Weiſe wirkt auch der andere Kolben. Hiedurch wird die Luft in dem Windkeſſel immer mehr verdichtet und drückt nun das unter ihr liegende Waſſer in die Röhre oder in einen Schlauch hinein. Die Mündung der Röhre oder des Schlauches hält man, bis ſie voll Waſſer und die Luft im Keſſel gehörig verdichtet iſt, mit dem Daumen feſt geſchloſſen, wo dann, wenn ſie geöffnet wird, die verdichtete Luft einen langen und ſtarken Waſſerſtrahl heraustreibt, der durch anhaltendes Pumpen ununterbrochen unterhalten wird.

6. Der Schröpfkopf. Dieſer beſteht aus einer kleinen gläſernen Glocke, welche man über ein Licht hält, um die Luft darin zu verdünnen. In dieſem Zuſtand wird er auf die kleinen Oeffnungen, die man in der Haut mit dem Schröpfſchnäpper gemacht hat, geſetzt und durch die äußere Luft angedrückt, durch die dann auch das Blut in den Schröpfkopf hineingetrieben wird.

So wie man die Wirkung des Luftdrucks dadurch vergrößern kann, daß man die in einem gewiſſen Raume enthaltene Luft immer mehr zuſammenpreßt, ſo kann man dieß auch dadurch, daß man zu der Luft, die einen gewiſſen Raum ausfüllt, noch andere hineinſchafft, um eine größere Elaſticität zu erzeugen. Man nennt dieſes Verfahren die Compreſſion und bedient ſich dabei eigener Compreſſionspumpen. Hierauf gründet ſich die Einrichtung und der Gebrauch der Windbüchſen. Bier, das in Krügen gährt, bringt ebenfalls eine ſolche Wirkung hervor. Beim Gähren entwickelt ſich viel Gas, das ſich zwiſchen dem Bier und dem Pfropfen anhäuft und dadurch verdichtet wird. Iſt es hinlänglich verdichtet, ſo wirft es entweder den Pfropfen heraus und entweicht mit einem ſtarken Knalle und wenn dieſer ſo feſt ſitzt, daß er nicht weicht, ſo zerſprengt es den Krug.

Da die Wärme die Luft ausdehnt, ſo drückt dieſe die kältere Luft, von der ſie umgeben iſt, zurück und ſteigt, da ſie leichter als dieſe iſt, in die Höhe. Durch die Wärme wird daher ein doppelter Luftſtrom bewirkt; oben ſtrömt die wärmere Luft ab und unten ſtrömt die kältere zu. Man kann dieſes an der Thüre eines geheizten Zimmers wahrnehmen wenn man dieſe etwas öffnet und ein brennendes Licht an die Oeffnung hält. Oben wird die Lichtflamme auswärts, unten einwärts ſpielen. Auf dieſe Art entſteht der Luftzug in Oefen und Kaminen und ſo werden durch Erwärmung und Abkühlung einzelner Luftregionen, heftige Winde erzeugt.

Von den Gasarten.

Durch die Erfindung des Barometers und der Luftpumpe lernte man die mechaniſche Eigenſchaften der Luft kennen. Die Entdeckung der Gasarten verbreitete Licht über die chemiſchen Eigenſchaften der Luft. Legt man Queckſilber, das in einer Schale ſich befindet, ein kleines Stückchen Phosphor und ſtürzt einen gläſernen Recipienten darüber, deſſen Rand ringsum durch das Queckſilber geſperrt wird, daß von außen keine Luft hineindringen, von innen keine entweichen kann; ſucht man den auf dem Queckſilber liegenden Phosphor zu entzünden, etwa durch einige glühende Kohlen, die man äußerlich an den Recipienten hält, ſo ſteigt — wenn der Phosphor zu brennen aufhört, die Dämpfe, die ſich dabei gebildet haben, wieder niedergeſchlagen ſind und der Recipient wieder erkaltet iſt — das Queckſilber ziemlich hoch in den innern Raum des Recipienten hinauf. Hebt man den Recipienten jetzt ab, und hält man eine brennende Kerze in denſelben hinein, ſo erliſcht ſie auf der Stelle, und ſtreut man von der verbrannten Phosphormaſſe etwas auf einen blauen Pflanzenſaft (Lakmustinktur, Veilchenſaft, Kornblumentinktur), ſo wird dieſer roth davon gefärbt. Stellt man den Verſuch mit einem ſchicklich eingerichteten Apparat ſo an, daß man das Gewicht der eingeſperrten Luft und das des Phosphors vor der Entzündung deſſelben genau bemerken kann, ſo findet ſich nach der Verbrennung zwar im Ganzen daſſelbe Gewicht wieder, aber die Luft hat für ſich allein einen Gewichtsverluſt erlitten, und um ebenſo viel hat die verbrannte Phosphormaſſe an Gewicht zugenommen. Da der Phosphor nach dem Verbrennen die Eigenſchaft einer Säure (blaue Pflanzenſäfte roth zu färben) angenommen hat, ſo muß er der Luft einen Sauerſtoff entzogen haben und alſo Sauerſtoffgas einen Beſtandtheil der atmoſphäriſchen Luft ausmachen. Die Luft, die nach dem Verbrennen noch in dem Recipienten zurückblieb, war aber untauglich zur Unterhaltung des Verbrennungsprozeſſes und ein warmblütiges Thier muß in ihr erſticken; dieſes iſt demnach ein Stickſtoff, u. Stickſtoffgas iſt demnach der andere Beſtandtheil der atmosphäriſchen Luft. Außerdem enthält ſie noch einen kleinen Theil (etwa 1 Theil) Kohlenſäure.

Der Sauerſtoff der eingeathmeten Luft verbindet ſich mit dem Kohlenſtoff in den Lungen zu einem kohlenſauren Gas und dieſes wird nebſt dem größten Theil des eingeathmeten Stickgaſes wieder ausgeathmet. Man kann ſich hievon überzeugen, wenn man ein warmblütiges Thier, z. B. eine Maus unter den genannten Verrichtungen unter einen Re-

Digitized by Google

cipienten ſetzt. Das Thier bekommt Verzuckungen und ſtirbt. Früher als das erſte ſtirbt ein zweites, das man darauf unter denſelben Recipienten ſetzt, wieder etwas früher ein drittes und endlich ſtirbt eines augenblicklich. Die Menge Luft in dem Recipienten iſt dabei nicht, wie bei dem Verbrennen des Phosphors, merklich vermindert worden, daher auch kein Queckſilber in den innern Raum der Glocke eingedrungen. Die Thiere, die athmend den Sauerſtoff verzehrt haben, müſſen daher eine ebenſo große Menge andere Luft ausgeathmet haben. Legt man jetzt ein Stück friſch gebrannten Kalk unter den Recipienten, ſo wird ſich die Luft in demſelben faſt in eben dem Verhältniß, wie bei der Verbrennung des Phosphors, vermindern und nur noch Stickgas in dem Recipienten zurückbleiben. Da es nun aus Verſuchen bekannt iſt, daß friſch gebrannter Kalk die Kohlenſäure anzieht, ſo muß kohlenſaures Gas von den Thieren ausgeathmet worden ſein.

Anmerk.: Es iſt eine ſehr wichtige Geſundheitsregel, täglich, ſelbſt bei kalter Witterung, Wohn- u. Schlafzimmer auszulüften.

Die Verwandlung der Metalle in eine kalkige, erdige Haut (Roſt, Grünſpan ꝛc.), welche, wie man aus Verſuchen weiß, dadurch geſchieht, daß ſie aus der Luft den Sauerſtoff anziehen, nennt man die Oxydation.

Oxygeen gleich Sauerſtoff, Sauerluft.

Die Maſchine, welche dazu dient, die Gasarten, die man künſtlich bereitet, bei ihrer Entbindung aufzufangen, nennt man Gaswanne.

1. **Das Sauerſtoffgas** (Lebensluft) erhält man aus Metallkalken (Metalloxyden), die in einer luftdichten Retorte glühen, beſonders aus gepulvertem Braunſtein, aus rothem Queckſilberkalk, aus Salpeter und aus allen Säuren, deren Dämpfe durch glühende irdene Röhren ſtreichen. Es iſt völlig geſchmack- und geruchlos, es hat auch keine Farbe, iſt unſichtbar, durchſichtig und permanent elaſtiſch. Mit Waſſer iſt es nicht vermiſchbar. Im Sonnenſchein wird dieſes Gas von den Pflanzen ausgehaucht; daher befindet man ſich im Sommer, wenn die Sonne ſcheint, im grünen Walde ſo wohl, was nicht blos von dem kühlen Schatten, ſondern vorzüglich von der Lebensluft herrührt, welche der blätterreiche Wald aushaucht.

2. **Das Stickſtoffgas** (Stickluft) erhält man, wenn man einen Körper in einem geſperrten Raum atmosphäriſcher Luft verbrennt, wie bei dem Verſuche mit dem Phosphor. Der Rückſtand iſt Stickſtoffgas. Im reinen Zuſtand iſt es geruch-, geſchmack- und farblos und permanent elaſtiſch. Es findet ſich dieſes tödtliche Gas in den Schwimmblaſen der Fiſche, in Zimmern, die friſch mit Oelfarbe überſtrichen worden ſind oder lang verſchloſſen waren, in Höhlen, in Kellern, die keinen Luftzug haben, in Brunnen, an Sümpfen Kirchhöfen und überhaupt an allen Orten, wo organiſche Körper verweſen.

3. **Das Waſſer-Stoffgas** (brennbare Luft). Das Waſſer iſt kein Element, ſondern läßt ſich in ſeine Beſtandtheile zerlegen. Man bedient ſich beim Verſuche eines eigenen Gefäßes, bei welchem der Waſſerdampf durch eine glühende Röhre über einen Metalldraht wegſtreicht, der in der Röhre iſt. Läßt man den Waſſerdampf in Waſſer gehen, ſo ſteigt er nicht als Dampf, ſondern als Luftblaſen auf, welche ſich durch einen brennenden Fidibus entzünden laſſen und mit einem leichten Knalle verpuffen. Aus dieſem Verſuche zog man den Schluß, daß der Waſſerſtand, der über glühenden Eiſendraht ſtreicht, in zwei Beſtandtheile zerlegt werde. Der eine Beſtandtheil iſt der Sauerſtoff; dieſer verbindet ſich mit dem Eiſendraht in der Röhre und oxydirt denſelben. Der andere Beſtandtheil iſt der eigentliche Waſſerſtoff; dieſer bildet mit Wärme verbunden die entzündlichen Luftblaſen. Dem aus dem Waſſerſtoff entbundenen Gas gab man den Namen Waſſerſtoffgas, bernnbare oder entzündbare Luft.

Ganz daſſelbe Gas erhält man in noch weit größerer Menge, wenn man Eiſenfeile und Zink in verdünnter Schwefelſäure (Vitriol) oder Salzſäure auflöſt. Hundert Gran Waſſer enthalten 85 Gran Sauerſtoff und 15 Gran Waſſerſtoff, und obgleich das Waſſer eines der wohlthätigſten Naturprodukte iſt, ſo gehört doch das Waſſerſtoffgas zu den mephitiſchen Luftarten, d. h. zu denen, in welchen kein Feuer brennen, kein warmblütiges Thier athmen kann. Es iſt farb- und geſchmacklos, hat aber oft einen eigenen, höchſt unangenehmen Geruch, obgleich es auch bei gewiſſen Entbindungsarten geruchlos ſein kann. Für ſich ſelbſt untauglich, den Verbrennungsprozeß zu unterhalten, entzündet es ſich doch an der Stelle, wo es mit der atmosphäriſchen Luft in Berührung iſt, woher es auch den Namen brennbares Gas erhalten hat. (Gasbeleuchtung.) Mit Schwefel verbunden, heißt es Schwefel-Waſſerſtoffgas, mit Phosphor, Phosphor-Waſſerſtoffgas ꝛc. Letzteres hat die Eigenſchaft ſich von ſelbſt zu entzünden, ſobald es mit der freien Luft in Berührung kommt und findet ſich auf Plätzen, wo thieriſche Körper verweſen. Wahrſcheinlich entſtehen daher die Irrlichter.

4. **Das kohlenſaure Gas** (fixe Luft) erhält man, wenn man auf gepulverte Kalkerde (Marmor, Kreide, Kalkſpath, gemeinen Kalkſtein) irgend eine Säure, am beſten verdünnte Schwefelſäure gießt. Den Namen Kohlenſäure hat ſie dadurch erhalten, daß man entdeckt hat, daß ſie durch Verbrennung der Holzkohle in einem Sauerſtoffgas erzeugt wird und die Eigenſchaften einer Säure hat. Am reinſten findet ſich der Kohlenſtoff im Diamanten. Das kohlenſaure Gas iſt farblos, in kleinen Portionen von angenehmem Geruch und hat einen ſäuerlichen Geſchmack. Feuer kann in ihm nicht brennen und warmblütige Thiere können in ihm nicht leben. Darum iſt Kohlendunſt ſehr ſchädlich, in vielen Fällen tödtlich. Wo Kohlenſtoff mit Sauerſtoff ſich verbindet, entſteht kohlenſaures Gas, wie dieß beim Prozeß des Athemholens der Fall iſt. In manchen Gegenden, beſon-

Digitized by Google

ſers in der Nähe von Vulkanen und mineraliſchen Quellen, ſteigt es oft in großer Menge aus der Erde hervor. Weil das kohlenſaure Gas ſo bedeutend ſchwerer als die atmosphäriſche Luft iſt, ſo kann man es frei aus einem Glaſe in ein anderes gießen, oder über ein Licht ſchütten, das dann davon erliſcht, oder über ein kleines Thier, das dann davon ſtirbt, obgleich das Glas anſcheinend leer iſt. Mit dem Waſſer läßt es ſich durch Schütteln vermiſchen und ertheilt ihm einen ſäuerlichen und erquickenden Geſchmack, daher es ein Hauptbeſtandtheil aller Sauerbrunnen iſt.

An allen Orten, wo Gährungen vor ſich gehen, beſonders in Kellern, wo Wein und Bier gährt, entwickelt ſich kohlenſaures Gas in großer Menge. Die Kohlenſäure widerſteht der Fäulniß und unterdrückt ſie, wenn ſie eben erſt angefangen hat. Fleiſch, das in einem Gefäß mit kohlenſaurem Gas hängt, kann lang friſch erhalten und ſogar bei angefangener Fäulniß wieder ſchmackhaft gemacht werden. Auf langen Seereiſen dienen daher Fäſſer, die inwendig verkohlt ſind, zur Aufbewahrung von Fleiſch u. Waſſer. Uebelriechende oder mit Krankheitsſtoffen geſchwängerte Luft, kann durch Kohlenſäure gereinigt werden.

Römiſche Geſchichte.

Von Dr. W. Wägner.

Antonius im Morgenland.

Nach dem Siege bei Philippi und der Vertheilung des Reiches hielt ſich Antonius einige Zeit in Griechenland, beſonders in Athen auf, wo ihm die Schmeicheleien der gewandten Hellenen gar wohl behagten. Er nahm an Spielen, Feſtlichkeiten und philoſophiſchen Disputationen Theil, desgleichen an Trinkgelagen, wo er es gerne hörte, wenn man ihn mit Dionyſos verglich. Noch beſſer gefiel es ihm in Aſien, wohin er ging, um Geld aufzutreiben und die Parther zu bekriegen. Da buhlten Könige und Königinnen um ſeine Gunſt, da klangen Flöten und Harfen, und Tänzerinnen und Gaukler erfreuten ihn mit ihren Künſten. In Epheſus kamen ihm die Frauen als Bacchantinnen, Männer und Knaben als Satyrn entgegen. Sie nannten ihn den gnadenreichen Dionyſos und geleiteten ihn in die mit Weinlaub und Epheu geſchmückte Stadt. Er war auch in der That gnadenreich gegen Schmeichler und Diener, verſchenkte Schätze und Häuſer an Tänzer, Köche, Trinkbrüder. Das Alles verhinderte ihn nicht, ſchonungslos Geld einzutreiben, das er wieder in Maſſe verſchleuderte. Etwas vorſichtiger ſoll er geworden ſein, als ihm ein freimüthiger Mann offen erklärte, wenn er doppelte Steuern fordere, ſo ſolle er auch in einem Jahre zwei Ernten ſchaffen.

Auf ſeiner Rundreiſe kam der Triumvir nach Tarſus in Cilicien, wohin er die ägyptiſche Königin Kleopatra zur Verantwortung beſchieden hatte. Voll Ungeduld über ihr langes Ausbleiben ſaß er einſt auf dem Forum zu Gericht, da verbreitete ſich die Nachricht, Aphrodite (Venus), die meerentſtiegene Göttin, ſei gekommen, den Bacchus zu beſuchen, ſie ſei in goldner Barke mit Purpurſegeln den Fluß Cydnus heraufgefahren und erwarte ihn, auf glänzender Muſchel ruhend. Alles Volk lief ſogleich dem Fluſſe zu, wo das Wunder ſich ſehen ließ. Der Triumvir wartete noch einige Zeit, dann machte er ſich ſelbſt auf den Weg. Was er nun ſah, grenzte in der That an das Wunderbare. Es war Abend geworden; aber Fluß und Ufer erhellte ein zauberiſcher Lichtglanz, der von einem reich vergoldeten Fahrzeug ausging. Nereiden und Grazien führten das Steuer und handhabten die Purpurſegel; Liebesgötter umſtanden ein Ruhebett unter einem reich geſchmückten Baldachin, und darauf war die Göttin der Schönheit ſelbſt anmuthig gelagert. Sie winkte dem glücklichen Feldherrn, der nicht zögerte, an Bord zu kommen, während Flöten- und Harfenſpiel und liebliche Geſänge ihn begrüßten. So erblickte er zum erſten Mal Kleopatra, ein Weib, deſſen natürliche Schönheit durch den geiſtigen Reiz der Unterhaltung, durch die Anmuth in jeder Bewegung, ſelbſt durch den melodiſchen Klang der Stimme ſo hinreißend war, daß nicht leicht ein Mann den Eindruck vergeſſen konnte. Schon der große Cäſar, der ſie als junges, unerfahrenes Mädchen erblickte, ward von ihr eingenommen; jetzt war ſie 24 Jahre alt, in der üppigen Fülle entwickelter Formen und ihrer Vorzüge ſich bewußt; wie hätte ihr Antonius widerſtehen können? In der That entſchied dieſe erſte Begegnung über ſein ganzes Leben; er ward ihr unterthan, wie nur ein leibeigner Knecht ſeinem Herrn. Obgleich die Mißverhältniſſe in Italien und ein drohender Einfall der Parther ſeine Gegenwart und Thätigkeit forderten, folgte er ihr doch nach Aegypten, wo er im Rauſche ſtets wechſelnder Vergnügungen Herrſchaft, Nebenbuhler und den Reichsfeind vergaß.

Unſere Erzählung führt uns alſo nach Aegypten, dem Wunderlande, dem Lande uralter Weisheit, wie die Sage ging, über welches ſchon vor Jahrtauſenden mächtige Könige geherrſcht hatten. Aber dieſe Herrlichkeit war längſt vergangen, wie die Pracht der hunderthorigen Hauptſtadt Theben, wo der Memnons-Koloß, die Königsgräber und andere Denkmäler dem Wanderer noch von der alten Zeit erzählen. Noch erheben ſich in ihrer uralten Majeſtät die Pyramiden und Obelisken in Mittel- und Unterägypten; ſie geben Zeugniß von den Werken und Thaten der ehemaligen Bewohner, deren Nachkommen in der von uns dargeſtellten Zeit dem griechiſch-macedoniſchen Königsgeſchlechte der Ptolemäer unterthan waren. Der letzte Sprößling deſſelben, die Königin Kleopatra, träumte ſich Beherrſcherin des römiſchen Reichs, weil ſie den mächtigſten Mann, den Triumvir Antonius, zu ihrem erge-

benen Sklaven gemacht hatte. In der Weltſtadt Alexandrien, in der Ueppigkeit des Hoflebens wußte ſie durch immer neue, ausgeſuchte Luſtbarkeiten den Feldherrn an ſich zu feſſeln. Sie ging auf ſeine ſoldatiſchen Manieren ein, ſchmauſte, zechte mit ihm, begleitete ihn auf die Jagd, zog Nachts verkleidet mit ihm durch die Straßen, wobei er friedliche Bürger auf pöbelhafte Art neckte, dafür auch manchmal eine Tracht Prügel mit in den Kauf nahm. Bei den Schmauſereien galt es, die ausgeſuchteſten Leckereien herbeizuſchaffen. Nicht weniger ſuchte man die Genüſſe durch Muſik, Aufführung von Tänzen, Spielen, Athleten- und Gauklerkünſten und allerlei Kurzweil zu erhöhen; Gondelfahrten, Reiſen zu den Pyramiden bei Memphis und Beſichtigung anderer Monumente, Jagdzüge u. ſ. w. füllten die Zwiſchenzeit aus. Im Fiſchfang mit Angeln und Haken dagegen zeigte der Triumvir wenig Geſchick. Kein Fiſch wollte anbeißen, während die Königin und ihre Begleiter gewöhnlich anſehnliche Beute machten. Er kam daher auf den Einfall, durch Taucher das ſcheue Gethier an ſeinen Haken heften zu laſſen. Zum Erſtaunen der Theilhaber ſchien er bald der glücklichſte Fiſcher. Einſtmals aber that er einen beſonders merkwürdigen Fang. Er zog nämlich einen großen geſalzenen Fiſch vom pontiſchen Meere heraus, den die Königin, ſeinen Kunſtgriff durchſchauend, durch ihren Taucher hatte anhängen laſſen. Ein ſchallendes Gelächter brachte den unglücklichen Fiſcher in Verzweiflung; wie er aber voll Unmuths ſich erhob, rief ihm die Aegypterin mit ſchmeichelnder Rede zu: „Die Angelruthe, o Imperator, überlaſſe uns kleinen Fürſten; du aber fange Städte, Länder und Könige!“

Antonius verharrte in dem Taumel der Luſt, wie berauſcht von Zauber- und Liebestränken, womit ihn, wie man glaubte, Kleopatra berückt hatte, bis ihn Nachrichten von den Wirren in Italien und von einem Heereszuge der Parther von ſeinem Lotterbette aufſcheuchten. Letztere, geführt von dem Königsſohne Pacorus und dem römiſchen Flüchtlinge Labienus hatten Syrien, Phönicien, Cilicien mit großer Macht überzogen. Städte und Kriegsvolk waren zu ihnen übergegangen und ſelbſt das wichtige Antiochien war eingenommen worden, weil man den Schwelger in Alexandrien verachtete und ſeiner Mißhandlungen überdrüßig war. Dieſer ſegelte nun endlich mit ſeiner Flotte gen Tyrus; allein das Hülfsgeſchrei ſeiner Partei in Italien rief ihn eilends dorthin. Während er nun mit Octavian kämpfte, bald aber ſich vertrug, überließ er ſeinem wackern Legaten Ventidius den Krieg in Aſien. Er hatte den rechten Mann ausgewählt; denn derſelbe ſchlug die Parther durch Benutzung der gebirgigen Oertlichkeit in zwei Schlachten, erlegte den Labienus u. trieb den parthiſchen Prinzen mit den Trümmern ſeines Heeres über den Euphrat zurück. Im folgenden Jahre verſuchte Pacorus nochmals ſein Glück; allein ſtatt mit ſeinen Reiterſchaaren die Ebene zu behaupten, beſtürmte er den auf einer Höhe ſtehenden Feind. Da fiel er ſelbſt mit dem größten Theile ſeiner Macht unter den Geſchoſſen und den würgenden Schwertern der Legionen. Ventidius feierte darauf einen glänzenden Triumph über die bisher unbeſiegten Parther.

Weniger entſcheidend war der folgende Feldzug, obgleich Antonius ſelbſt vorübergehend daran Theil nahm. Indeſſen ſchien der Feldherr zu größerer Thätigkeit erwacht zu ſein. Die edle Octavia, welche gemäß dem Brundusiſchen Vertrag als Gattin mit ihm verbunden war, ſuchte in ihm die beſſere Geſinnung, die oft erprobte Kraft früherer Jahre wieder zu wecken. Er lebte längere Zeit mit ihr in Athen. Das niederträchtige Volk daſelbſt trug ihm, als dem jungen Bacchus, ſeine Göttin Pallas Athene zur Ehefrau an, was er nicht ausſchlug. Er forderte dagegen eine Million Denare als Brautſchatz; denn er brauchte Geld zu ſeinen umfaſſenden Rüſtungen gegen die Parther.

Nachdem dieſe vollendet waren, ſandte er Octavia nach Rom zurück, wo ſie als würdige Matrone ſeinem Hauſe vorſtand, ſeine Kinder aus früherer Ehe und ihre eigenen erzog und den Frieden zwiſchen Gatten und Bruder zu erhalten ſuchte. Er ſelbſt rückte mit Heereskraft in Syrien ein; aber ſtatt ſogleich nach dem Euphrat aufzubrechen, verbrachte er wiederum koſtbare Zeit mit Kleopatra, die er nach Laodicea beſchieden hatte. So gerieth er wieder in den alten Bann und trieb Thorheiten, welche ihn allgemein verächtlich machten. Das Jahr war ſchon weit vorgerückt, als er endlich an der Spitze eines mächtigen Heeres von 100,000 Mann, darunter 60,000 Römer den Feldzug eröffnete. Er überſchritt den Euphrat, zog, ohne Widerſtand zu finden, in nördlicher Richtung durch Meſopotamien und ſuchte dann in das innere Land vorzudringen, wo er durch einen entſcheidenden Sieg dem Krieg ein Ende zu machen hoffte. Er ſehnte ſich nach Alexandrien zurück, alle ſeine Sinne waren von den ägyptiſchen Wohllüſten umnebelt, wie einſt die des Craſſus von der Begierde nach Gold. Deswegen eilte er, den Feldzug zum Schluſſe zu bringen; er ließ ſogar ſein Belagerungsgeräth unter dem Schutze von zwei Legionen zurück und zog in Eilmärſchen vorwärts. Als er die feſte und wichtige Stadt Perasta erreichte, wartete er auf die Maſchinen; anſtatt ihrer kamen verſprengte Reiter mit der Botſchaft, die Legionen ſeien von dem König Phraates niedergehauen und das Geräth verbrannt worden. Obgleich man in der baumloſen Gegend den Verluſt nicht erſetzen konnte, unternahm der Triumvir dennoch die Belagerung.

Antonius lag bis in den Spätherbſt vor der Stadt; da jedoch die parthiſchen Reiter das ebene Land beherrſchten und die Zufuhr erſchwerten; mußte er ſich zum Rückzug entſchließen, der, wie gewöhnlich, ringsum von Reiterſchwärmen bedrängt, nur unter beſtändigen Gefechten und mit ſchwerem Verluſte ausgeführt werden konnte. Daß etwa die

Hälfte des Heeres den römiſchen Boden erreichte, verdankte man ſeiner in der Zeit der Gefahr wieder erwachten Thatkraft, womit er den Marſch leitete, und durch kluge Anſtalten ſicherte.

In Phönicien hielt ſich der Triumvir ſchadlos für die ausgeſtandenen Mühſeligkeiten; denn daſelbſt begrüßte ihn Kleopatra und erſann mit erfinderiſchem Geiſte Feſte und Schwelgereien neuer Art, die den geſchlagenen Feldherrn bald trösteten. Er vertheilte Kleider und Geld an das Kriegsvolk; dann folgte er der lockenden Circe wieder nach Alexandrien, welches er nur auf kurze Zeit verließ, um den abtrünnigen König von Armenien, dem er allen Verluſt während des parthiſchen Feldzugs zuſchrieb, in ſeine Gewalt zu bringen und in ſilbernen Ketten nach ſeiner Reſidenz zu führen. Die edle, hochherzige Octavia, welche ihm alle Kränkungen vergeſſend, auserleſenes Kriegsvolk, Rüſtzeug und Geld zuführte, hieß er auf dem Wege umkehren; dagegen verſchenkte er an Kleopatra und ihre Kinder Provinzen des Reichs und nannte ſie Königin der Könige. Sich ſelbſt und ſeiner Aegypterin legte er göttliche Ehren bei. Sie erſchienen nämlich beide öffentlich mit den Abzeichen des Dionyſos und der Iſis, während ihre zwei älteſten Kinder als Helios (Sonnengott) und Selene (Mondgöttin) ſie begleiteten. Vornehme Römer mußten die Mummerei mitmachen, das Volk aber Geſchenke und Opfer darbringen. Alle dieſe Tollheiten wurden nach Rom berichtet, wo bereits Octavian, erbittert über die Zurückſetzung ſeiner Schweſter und nach Alleinherrſchaft begierig, auf den Untergang ſeines Mitregenten ſann.

Für die Fackel.

Das Sonntagsgeſetz.

Von E. Endrigs.

> Es hat vernünftige Könige gegeben, die ihr Volk bilden und frei machen wollten; in unſrer Republik ſchmiedet ſich das unvernünftige Volk ſelbſt die Ketten.

Nicht unter wilden Indianern, unter civiliſirten Chriſten ſitze ich an einem März-Sonntag im Jahre unſeres Herrn Jeſus Chriſtus 1866 im Staat Indiana, in der Stadt Madiſon. Ich bin hier in Geſellſchaft eines deutſchen Oculiſten, der für hundert bis tauſend Dollars Blinde ſehend, und Halbſehende blind macht, angekommen und in einem und demſelben Hotel abgeſtiegen. Der Doctor, der in Parentheſi geſagt, ein jovialer Geſellſchafter, zu jenen Freigeiſtern gehört, die weder Religion haben noch das Sittengeſetz ehren, deren höchſtes Streben Geld iſt — Geld *à tout prix*, dieſer Doctor iſt des Morgens zum Prieſter gegangen und in die Kirche, um zu ſehen, ob es in der Stadt keine phyſiſch Blinden zu operiren giebt; ich aber ging zu meinen helleſehenden Abonnenten, um zu collectiren.

Apotheken und Tabaksgeſchäfte waren vorne offen, die Trinklokale blos von hinten zugänglich; die Fenſter mit Vorhängen bedeckt gegen die Blicke von verdächtigen Gäſten und chriſtlichen Verräthern; die Thüren geſchloſſen und nur nach Anklopfen „bekannten und verläſſigen Stimmen" geöffnet. Die breiten ſommerwarmen Straßen, öde und menſchenleer; die vielen Kirchen mit elegant gekleideten Herren und Damen gefüllt, die zum Theile ſtumm, zum Theile ſchlecht ſich bei dem Hokus-Pokus des Prieſters bekreuzen, oder bei den Schilderungen der Höllenqualen, bei dem ſüßen Namen Jeſus, und der Gnade Gottes, ſeines Vaters, der da mit dem heiligen Geiſt Eins iſt, ſich beugen, auf die Kniee ſich werfen, ſtöhnen, beten, ſingen und brüllen.

Iſt Das das Land, das einſt durch Revolution die monarchiſchen Feſſeln zerbrach, frug ich mich, iſt Das das Land, wo man einſt die Menſchenrechte proklamirt und der ſtaunenden Welt erklärt hat, daß die Menſchen gleich geboren werden, begabt mit unveräußerlichen Rechten? Iſt Das das Land, wo man ſeit beinahe einem Jahrhundert des Segens der freien Preſſe ſich erfreut, deren Stentorſtimme in Monarchien durch gekrönte Häupter ſyſtematiſch überwacht und gehemmt wird? Sind Das die Errungenſchaften der politiſchen und geiſtigen Freiheit in einem Land, wo der Menſch Geltung haben ſoll; nicht vorzugsweiſe der Chriſt, der Jude, der Heide, der Atheiſt; der Kaukaſier, der Mongole, der Malaye, der Neger, der Amerikaner? Sind Das die Geſetze einer Majorität von Menſchen, baſirt auf eine bombaſtiſche Unabhängigkeits-Erklärung, welche Geſetze den Juden u. Nichtchriſten zwingen, unter Strafe einen Tag zu feiern, ſich von Geſchäften zu enthalten, Trinklokale, Theater u. ſ. w. zu ſchließen? Heißt Das den Staat von der Kirche trennen, oder iſt es nicht vielmehr ein ſichtbarer, wenn auch indirecter, Eingriff der chriſtlichen Kirche in die Rechte des Staates, für Menſchen gegründet? Hat überdies euer Herr und Meiſter, der Jude Chriſtus, ein Sonntagsgeſetz anbefohlen? Hat er gelehrt, daß Ihr lange Geſichter ſchneiden ſollt, wie die Heuchler und plappern wie die Heiden? Hat er euch geſagt, Ihr ſollt Tempel bauen von Menſchenhänden gemacht, oder vielmehr Ihr ſollt euch in euer Kämmerlein ſperren, wenn Ihr beten wollt und euren Gott im Geiſte anbeten?! Hat dieſer euer Lord Jeſus das Papſtthum eingeführt mit ſeinen Satelliten von Cardinälen, Biſchöfen, Prieſtern, Mönchen und Nonnen, oder wollte er nicht vielmehr in ſeinem übertriebenen Eifer und ſeiner beſchränkten Weltanſchauung ein Reich Gottes gründen, in dem Alles das Fleiſch tödtet und ſich

Digitized by Google

kaſteiet?! — Habt Ihr eure Feinde geliebt, wie er lehrte, als der Süden ſeceoiren wollte mit ſeinem „bibliſch göttlichen Inſtitut der Sklaverei," die Ihr, Heuchler u. Phariſäer des Nordens, ſchlecht oder dumm genug waret als „conſtitutionelle Berechtigung" jahrelang anzuerkennen und zu dulden? Habt Ihr ſie als Brüder in Frieden ziehen laſſen, oder im angebotenen Kriege als Feinde hingemordet? War der Zweck eures „geſetzlichen" Mordes Befreiung von vier Millionen Sklaven, oder der, die Union *statu quo* zu erhalten und euch die Herrſchaft der Aemter zu ſichern? Waren jene Seceſſioniſten, im beleidigten Wahnſinn ihrer bedrohten Rechte Rebellen? Für ſolche habt Ihr ſie ja in allen Zeitungen erklärt; indeß Ihr ſie dennoch durch die Art und Weiſe des Kriegführens als „kriegführende Macht" behandelt habt; indeß Ihr weder Galgen noch Beil hattet für Rebellen; indeß Ihr kein competentes Gericht findet zur Richtung eures Erzrebellen Jeff. Davis, indeß der, *ci devant* Schneider, Präſident Johnſon im weißen Hauſe dictatoriſch Gnade ertheilt, ohne gerichtlich vorhergegangenem Urtheilsſpruch; confiscirtes Eigenthum zurückerſtattet; hervorragende Rebellen in hohe Aemter einſezt; auf das verjährte Geſpenſt der demo-ſklavokratiſchen Conſtitution ſich mit wüthendem Demagogen-Eifer berufend, überhaupt alles Das thut, was ein wahrhaft demokratiſcher und republikaniſcher Staatsmann in ſeiner hohen Stellung im Geiſte der Unabhängigkeits-Erklärung und in Folge der Rebellion nicht thun könnte, oder nicht thun würde, um nicht vor dem Richterſtuhle der Vernunft und der Freiheit als Ignorant oder politiſcher Schwindler zu erſcheinen. Ja, Ihr ſeid ein großes, humanes Volk; Ihr ſeid die fleiſchgewordene Conſequenz aller Dummheiten und Schlechtigkeiten, die ſich je auf Erden ein ſchlechter Regent zu ſchulden kommen ließ.

Theorien ſind noch lange keine Praxis und wie das Volk, ſo die Regierung. Wehe der Minorität einer Republik, wo die Majorität mit Eſeln, Schaafen u. Wölfen ſich categoriſiren läßt! Die Theorie lehrt uns, daß alle Menſchen gleich geboren: die Praxis zeigt, daß Ihr die Neger im Sklavenjoch entmenſcht und den, gegen euer Wollen und Hoffen, befreiten Sklaven die Rechte des Menſchen verweigert. Menſch iſt, wer ſich in der organiſchen Naturproduktion als äußerſten Ring an den Affen reiht, aufrecht geht, Sprachorgane und Denk- und Urtheilsfähigkeit beſitzt; gleichviel, ob in Europa weiß, in Aſien gelbbraun, in Afrika ſchwarz, in Amerika kupferfarbig, in Auſtralien ſchwarzbraun geboren. Oder iſt der deutſche Ochs weniger ein Ochs wie der ungariſche, weil jener braunroth und dieſer weißgrau iſt; oder iſt er etwa, neben Katzen, Ziegen, Pferden u. ſ. w., blos der Farbe wegen gar kein Ochs? Wahrlich, nur ein Menſch, dem blos die Hörner fehlen, um ſich geiſtig mit dem Ochſen zu meſſen, kann ſolche Behauptung aufſtellen, ſo mit Natur und Vernunft in offenem Widerſpruch ſteht.

Ja, würdet Ihr ſagen: der plötzlich befreite Sklave ſoll jetzt noch keine politiſche Rechte erhalten, weil er gänzlich verthiert iſt; ſo könnte man mit Euch argumentiren u. allenfalls erwiedern: öffnet dem Entmenſchten die Schule u. beſtimmt eine Zeitfriſt, innerhalb welcher er ſeine Rechte als Menſch und Bürger haben ſoll, ſo wie Ihr es für uns Fremdgeborne beſtimmt habt. Raſſenunterſchied oder vielmehr „Raſſenverachtung und Entrechtigung" beruht blos auf Unwiſſenheit und Vorurtheil. Doch hier liegt eben der Haas im Pfeffer: Unwiſſenheit und Vorurtheil! Nicht nur in Europa's deſpotiſchen Staaten, auch in unſerer hieſigen Republik. Individuelle u. National-Thorheiten und Fehler ſind europäiſche Ableger und obſchon hier der Fremde gerade nicht mehr ein Elender heißt und der Jude nicht, wie noch immer in manchen Ländern Europa's, in fremden Gaſſen leben muß, ſo ſind wir Fremde doch auch hier noch, trotz aller Theorien und Phraſen, durch den Dünkel der Eingebornen, oft elend daran; und die große demokratiſch-republikaniſche Heerſtraße der Farbigen kann man füglich jetzt und wohl noch lange hin: „*the road of misery*" nennen. Der vor nicht lange her beendigte Bürgerkrieg ſcheint Lotosfrüchte zu tragen und dieſes Vergeſſen „der Folge von Urſache" dürfte, leider, höchſt wahrſcheinlich auch noch mit Blut geſühnt werden zur Strafe der Corruption und der Unwiſſenheit. *Thus we go.* Verſteht es der Schneider nicht, richtiges Maas zu nehmen; ſo kann daraus nur ein verpfuſchter Rock entſtehen. Eben ſo mit politiſchen Fehlern; nur daß es ſich bei dieſem nicht um Tuch handelt, ſondern um Menſchenleben und Staatenuntergang.

Um am Sonntag zu Madiſon nicht den Sonntag aus den Augen zu verlieren, muß ich einlenken und ſage: Gewiſſensfreiheit gehört ganz beſonders zu den unveräußerlichen Rechten eines Menſchen; „doch wie weit uns, bei einem theils trüben, theils hüben verdummten Volk, u. deſſen Führern, Pfaffen, Heuchlern, Achſelträgern und Demagogen, die geprieſene Religionsfreiheit gebracht hat, das zeigen die Millionen Bibeln und geiſtverpeſtenden Traktätchen; ferner die wie Pilze aufſchießenden Schaafſtälle, genannt Kirchen, die faſhionablen Kleiderausſtellungsmagazine, wo Eins das Andere und der Pfaffe Alle betrügt; das zeigen die zahlreichen, ſtets ſich vermehrenden Verbrechen, aus Ueberfluß an Religion und Mangel an Moral und ſelbſtſtändiger Tugend; das zeigt uns die Wucherpflanze des Katholicismus und des Methodismus im Garten der Superſtition und des Fanatismus; das zeigt die unſinnige Verwechſelung der Mäßigkeit, als Tugend, mit der gänzlichen Enthaltſamkeit, als Gehirnverrücktheit; das zeigt uns endlich das ſchändlichſte, das frechſte, das ungerechteſte, das Menſchen- und perſönliche Rechte verhöhnende Sonntagsgeſetz; dieſe jüdiſche chriſtliche Zwitter, dieſes Gebot des Fabel-Gottes Jehova: daß am Sabbath „Menſch und Eſel" ruhen müſſen; denn es ſei der Tag des Herrn.

Digitized by Google

Nun, dies angenommen: iſt es der Samſtag oder der Sonntag, wo Menſch und Eſel den Schabbes heiligen ſollen? —

Mag ein Moſes es für klug erachtet haben, ſeinem in Knechtſchaft verthierten Volke, im Namen einer unſichtbaren Gewalt, ein ſolches Geſetz zu geben; mag ein chriſtlicher Monarch, deſſen Wille Geſetz iſt, aus irgend einer Abſicht gebieten, den Sonntag zu heiligen, oder ein türkiſcher Sultan, im Glauben ſeines *Mahomed* befangen, den Freitag als türkiſchen Schabbes, anbefehlen; ſo läßt ſich Dieſes mit dem Willen eines Autokraten in Einklang bringen, ohne uns jedoch zu berechtigen, das Geſetz ein vernünftiges, ein für ein politiſch freies Volk paſſendes und gerechtes zu nennen. In einer auf Menſchenrechte baſirten Republik iſt ſolch ein Geſetz unvernünftig und ungerecht zugleich; denn es widerſpricht und verletzt die Verfaſſung ſelbſt und iſt ein Beweis, daß die Majorität eines republikaniſchen Volkes für Vernunft und Verfaſſung eben ſo wenig eine ſichere Garantie iſt, wie der *Name* der Executive, weil ſie *Präſident* und nicht *König heißt*. — Wohl, die Menſchheit liegt eben noch in den Windeln; der Gährungsprozeß der Vernunft und der Freiheit wird noch ſehr lange dauern und der große Lümmel, das ſouveraine Volk, hat noch einen ſchweren Curſus der Erfahrung durchzumachen, ehe es zur Einſicht kömmt, was es heißt: *in einem demokratiſchen Staate frei zu ſein.*"

Für die Fackel.

Streifzüge.

Von S. Ludvigh.

März, 1866.

Ich habe die Leſer der Streifzüge gegen Ende des vorigen Jahres zu Waſhington verlaſſen, ohne ihnen auch nur ein Wörtchen von den großen politiſchen Tugenden des Präſidenten *Andreas Johnſon* zu ſagen; von ſeiner *eiſernen* Conſequenz, die ſich wie ein ſchwarzer Faden durch das Unterfutter eines neuen Rockes hinzieht; von ſeiner Verheißung, als radikaler Republikaner, und ſeinem Schwur, daß die Regierung auf den „ewigen Grundſätzen der Gerechtigkeit und politiſchen Gleichheit" reconſtruirt werden müſſe; von ſeiner Anhänglichkeit zu Chaſe, Sumner und Wade, dieſe hervorragenden Radikalen im Congreſſe; von ſeiner Miſſion, die er als Moſes zur Befreiung der Farbigen beanſpruchte. Doch, ach und wehe, in welch' ganz anderem Lichte erſcheint nun nach wenigen Monaten dieſer gewandte Schneider; dieſer afterrepublikaniſche Vice-Präſident; dieſer durch Booth's meuchleriſche Kugel zum Präſidenten gemachte Heros unſerer Zeit; dieſer moderne Pſeudo-Moſes; dieſer durch das Gnadebetteln der hochgeſtellten Rebellen aufgeblähte Thor, jener Rebellen, die ihn einſt als Plebejer verachteten; dieſer vormalige Sklaven-Demokrat von Tenneſſee; dieſer durch Weihrauch verblendete geheime Anbeter des ſüdlichen goldnen Kalbes; dieſer Renegat und politiſche Bajazo! . . . .

Man mag einen, von nördlichen Klaſſen gehetzten und conſequenten Seceſſioniſten achten; aber ſolch ein Kameleon! „Das Laſter iſt ſo ſchrecklich ſeinem Weſen nach, daß es blos geſehen werden darf, um ſich davor zu entſetzen; doch wird man erſt mit ihm vertraut, ſo mildert ſich ſein Schrecken; man bedauert es und endlich umarmt man ſogar das ſchreckliche Geſpenſt." Dies paßt ganz auf Johnſon, dieſen Wetterhan, der nach dem geheimen Takte ſeines Mephiſto im Kabinete, Seward, kackert und kräht.

So unmöglich es iſt, einen Mohren weiß zu waſchen; einen Sklavenbeſitzer in ſeinem innern Weſen für Humanismus und Menſchenrecht zu gewinnen; einen Rebellen durch irgend ein Mittel im Herzen loyal zu machen, oder von ihm Liebe gegen Jene zu hegen, gegen die er im Kampfe war und beſiegt wurde: eben ſo unmöglich iſt es anzunehmen, daß die Zulaſſung der jetzigen Rebellenbevölkerung zum Stimmkaſten (mögen auch einzelne freie Männer in ihrer Mitte ſich befinden), daß die Zulaſſung ihrer Repräſentanten im Congreſſe, unter dem durch Gewalt abgedrungnen Eid der Treue, der allgemeinen Freiheit einen Segen bringen könne; oder daß ein Partei-Phalanx, der ſeit Jahren die Sklaverei indirect vertheidigt und als conſtitutionelles Recht beſchützt hat, der den Neger haßt und keiner gleichen Rechte mit den Weißen würdig hält, ſich je für Realiſirung radikaler Grundſätze wird gebrauchen laſſen und nur dann in ſeinen retrograden Wirkungen total unſchädlich gemacht werden kann, wenn ihm der Boden durch den Sieg einer Majorität der Menſchenrechts-Freunde gänzlich entzogen und die verjüngte Republik in ein neues, dauerndes Stadium der allgemeinen Freiheit getreten ſein wird. Ach, das wird noch eine Weile dauern! Da wird noch viel Tinte und auch nicht wenig Blut fließen.

Möge denn Herr Johnſon in ſeinem brutalen Trotze dem Congreſſe und Jenen die ihn erwählt gegenüber beharren; möge er ſeinen Reconſtructionsplan zu Gunſten der in ſeiner verrückten Idee plötzlich zu loyalen Bürgern umgezauberten Rebellen hartnäckig verfolgen; deſto beſſer! Doch, genug hierüber.

Nach der Seceſſion von Zweien meiner Töchter habe auch ich die ſchwere Aufgabe, meine kleine Union zu reconſtruiren, aus der ich die Unionsmüden freiwillig austreten ließ, um ihr Glück nicht zu hindern. Als hätte der Blitz in das Haus geſchlagen; ſo waren die Glieder meiner Familie vier Monate lang in alle Winde zerſtreut und ich ſaß einſam und allein als alter Bachelor im Sanctum meiner Office. Endlich fand ſich nach vielem Suchen eine Wohnung; endlich wurde wieder Stück für Stück neu angekauft und die Räume durch Comfort und Geſchmack zum angenehmen Aufenthalt gemacht.

Freilich giebt es da keine majeſtätiſchen Eichen, wie zu St. Paul in meinem temporären Eden, keinen Garten zu be-

Digitized by Google

ſtellen, wo mir die Stürme des Krieges in ſtiller Beſchäftigung vorüberzogen; keine Blumen zu pflegen, dieſe ſchuldloſen Kinder der Natur; keine Hühner zu füttern; keine Kuh zu melken; keine Hausthiere, deren Umgang mir weit lieber iſt, als der Contact mit rohen, unwiſſenden, anmaßenden, falſchen, frömmelnden und heuchleriſchen Gabelthieren. Doch darum keine Klage. Iſt nicht die Erde ein großer Garten; hat nicht Cincinnati eine prachtvolle Lage, pittoreſke Berge, einen ſchönen Fluß, den Ohio? Blühen hier nicht die herrlichſten Blumen, deren man ſchon im April für fünf oder zehn Dollars eine ganze Ladung kaufen kann? Wächſt hier nicht der edle Catawba und Virginia Seedling? Dieſe rothen Thränen Chriſti, (*lacryma Christi*), welche ſelbſt der verſtockteſte Ungläubige ſich gerne täglich als heiliges Abendmal würde reichen laſſen! Giebt es hier nicht der öffentlichen Vergnügungsplätze aller Art und neben der Hefe des geiſtigen Pöbels auch intelligente Menſchen, wo man Vergnügen und Ideenaustauſch finden kann, wenn man ſich dieſem nicht ſelbſt aus Myſanthropie oder ſonſtigen Urſachen entzieht? Freilich riecht es in Cincinnati nicht blos nach Blumen; es ſtinkt auch in manchen Quartieren ganz entſetzlich nach Mephitik von Schlachterhäuſern u. Seifenfabriken, welche da errichtet worden, als man noch nicht geahnt, daß die Stadt eine ſolche Dimenſion annehmen werde. Nun wäre es freilich an der Zeit, wenn es auch nur durch das Bockshorn der Cholera geſchehen könnte, das Volk — das ſich leichter an Geſtank als an Peſtilenz gewöhnen läßt — zu bewegen, dieſe für das gefräßige und unſaubere Menſchengeſchlecht unentbehrlichen Etabliſſements zu entfernen. Nun, wer weiß, was noch geſchehen wird durch die Angſt vor der Cholera! *Esperons*, hoffen wir!

Wie gefällt es Ihnen in Cincinnati? werde ich ſehr häufig von meinen Freunden und Abonnenten gefragt. Ich will hier die Antwort ſummariſch geben: nicht ſo gut wie zu St. Paul; denn hat man dort nur Geld genug, um ſich ein ſolides Haus anzuſchaffen und Holz für ſieben monatliche Heizung zu kaufen; ſo ſind die intenſive Kälte, der anhaltende Schnee, die reine Luft, der blaue Himmel, das geſunde Clima jedenfalls dem ſteten Witterungswechſel, der feuchten Kälte, den bald gefrornen, bald kothigen Straßen der Mittelſtaaten vorzuziehen, und ein ſo idylliſches Plätzchen, wie ich dort hatte, werde ich wohl ſchwer oder nie wieder finden. Der Vorzug jedoch, ſo mir durch den Tauſch geworden, liegt in der centralen Lage der Stadt, von wo aus ich leicht meine Excurſionen machen und in kurzer Zeit wieder zu Hauſe ſein kann, und im Geſchäfte ſelbſt, der Anzeigen und des leicht zu findenden Setzerperſonales wegen. So habe ich denn auch ſchon bereits ſehr viel durch Anzeigen gewonnen und ſeit Januar ein halbes Dutzend Streifzüge gemacht. Da hat ſich aber des Intereſſanten ſo wenig dargeboten, daß ich das Notizbuch nur ſelten in Anſpruch nahm und jetzt wie nach einer mageren Erndte Nachleſe halte, um ſolche Beeren aufzuleſen, die einigen Saft enthalten.

Nachdem ich den heiligen Sylveſter-Abend einſam im Reiche der Ideenwelt zugebracht und am erſten Tage des Jahres 66 keine Glückwünſche erhielt, noch Andern von Haus zu Hauſe trug, wie es die chriſtliche Sitte mit ſich bringt, deren gemüthliche Seite nicht ganz außer Acht zu ſetzen, machte ich mich für den erſten Jahres-Streifzug reiſefertig, das heißt, ſteckte ich reine Wäſche und Subſcribenten-Liſte in die Reiſetaſche und fuhr an Bord eines eleganten Steamers der U.-St.-Mail-Line nach Louisville, im angrenzenden Staate Kentucky. Hier zählen Fackel und Fackler der Freunde viele, bei denen ich, wie gewöhnlich, freundliche Aufnahme fand und von denen auch nicht Einer ſagte: „ſind Sie denn ſchon wieder da?“ wenn es ſich um das große radikale Opfer handelt, das als Jahresabonnement für eine freie Zeitſchrift gebracht werden ſoll.

Bruſtbeſchwerden und Huſten, als Folge des Kohlenfeuers in geſchloſſenem Raume und des fatalen Witterungswechſels, hinderten mich, einen öffentlichen Vortrag zu halten, um nicht nur durch Schrift, ſondern auch durch Rede das freie Wort zu verkünden. Es giebt jetzt Leute, die blos Jene für Patrioten halten, die mit dem Säbel und dem Bajonet in der Hand gegen die Rebellen kämpften. Nun, nach dieſer Meinung bin ich freilich ein ſchlechter Patriot, um ſo mehr, da ich durchaus nicht geneigt bin, dem barbariſchen Kriegshandwerk das Wort zu ſprechen und nur dann es zu billigen mich gedrungen fühle, wenn die Gabelthiere ſich anmaaßen, ihre Nebenmenſchen zu knechten, jeder Reform ſich entgegenſtemmend, das letzte Mittel brutaler Gewalt zur Nothwendigkeit machen, um die Entſcheidung den blinden Chancen des Krieges zu unterwerfen. — So wurde denn auch, durch eine glückliche Wendung, über die Inſtitution der Sklaverei endlich rechtsgültig entſchieden, was mit weniger Koſten, ohne Menſchenopfer, ohne fürchterliche Leiden auf Schlachtfeldern und in Spitälern hätte geſchehen können, würden die Menſchen, durch Schrift und Wort geleitet, auf dem Wege der Reform vorwärts ſchreiten, anſtatt dem Inſtinkte, der Herrſch- und Habſucht folgend, ſich der friedlichen Entwickelung zu widerſetzen und an den brutalen Kriegsgott zu appelliren. Nicht nur Könige, auch die Völker lernen wenig aus der Geſchichte und vergeſſen bald das Wenige, das ſie gelernt. So wird es auch mit Klio's jüngſter Lehre geſchehen. Ihr habt durch Waffenüberlegenheit des Nordens den Süden beſiegt; doch Ihr ſeid zu ſchlecht, um den Sieg für die allgemeine Freiheit auszubeuten; indeß einzelne Radikale das allgemeine Stimmrecht der Bürger, ohne Unterſchied der Farbe, beanſpruchen, eifern die Meiſten eurer loyalen Bürger dagegen, verſagen die meiſten der ſchon früher frei geweſenen Staaten dieſes Recht dem Farbigen, verweigert man ihm den Zutritt in Theater u. dergl., um neben den Weißen zu ſitzen; behandelt ihn noch immer, trotz

Digitized by Google

Emancipations-Proklamationen, trotz moſaiſcher Verheißungen, trotz ſeiner Theilnahme am errungenen Siege über die Seceſſion, als entehrten P a r i a u. glaubt, daß alles Dieſes geſchehen könne ohne böſe Folgen, ohne die Folgen eines Raſſenkrieges, vor welchem euer Gott im Himmel euch, eure Weiber und Kinder bewahren möge. Doch dieſer euer Gott iſt ja der Abklatſch ſeiner Ebenbilder auf Erden; ſchlecht und dumm wie dieſe, in Maſſe, lechzt er wie ſie nach Blut und ächtet Vernunft und Gerechtigkeit die friedlichen Hebel der Reform. Alſo ſchlagt euch in Gottes Namen todt und ehrt dann Jene als Patrioten, die im Norden die größten und die glücklichſten waren. Wie Einzelne, mit der Waffe der Stahlfeder in der Hand, machen keinen Anſpruch in dieſer Weiſe Patrioten zu ſein, gegen Bounties und hohe Offiziers-Gagen, das Leben in die Schanze ſchlagend; wir begnügen uns euch über Urſachen und Folgen zu inſtruiren; euch vom Wahn der Vorurtheile zu befreien; euch mit dem Begriff von Menſchenrechten vertraut zu machen; euch von der coloſſalen Dummheit oder Schlechtigkeit zu befreien, die da glaubt, man könne ungeſtraft Andern Rechte abſolut und für immer vorenthalten, die man ſelbſt beanſprucht und genießt. Ihr habt durch Tyraden dem im Wahn des Sklaveneigenthumsrechtes vergezognen Süden gegen euch empört und den Sklaven, gegen euren Willen, durch militäriſche Nothwendigkeit, frei gemacht: hütet euch, die Conſequenzen der befreiten Neger durch hartnäckige Vorenthaltung der Rechte, welche von der Freiheit nicht ungeächt getrennt werden können, zu mißachten, die Befreiten im Süden ſchutzlos und der Gnade der Rebellen zu überlaſſen und die Freien im Norden ſyſtematiſch als Parias zu behandeln. Habt Ihr Ohren und höret nicht, Augen und ſehet nicht, ſo werdet Ihr fühlen müſſen, was es heißt, eure Schuld im Blute zu ſühnen, das fließen wird durch Rache der rohen ſchwarzen Maſſe geführt durch intelligente Farbige u. freie Weiße, die Ihr gegen euch empört. Der Fortſchritt auf der Bahn des raſtloſen Zeitgeiſtes hat blos zwei Wege: R e f o r m und R e v o l u t i o n. Wählet!

Ich hatte dieſes Mal mein früheres Abſteigquartier „zur Jägerhalle", mit dem Metropolitan-Hotel vertauſcht. Ein deutſches Haus erſter Klaſſe, ſeit Kurzem durch Hrn. Auguſt Johnſon eröffnet und ſehr gut geführt. Gute Häuſer kann man zum Beſten der Reiſenden nicht oft genug empfehlen; ſo wie es Pflicht iſt Jene deutſche Landsleute zu rügen, die es nicht begreifen wollen, daß man außer einem „r e i n e n Bett" auch einen Waſch-Apparat, ein Tiſchchen, einen Stuhl, einen Spiegel und ganz beſonders einen „nächtlichen Blumentopf" haben müſſe, um einigermaßen als civiliſirter Menſch zufriedengeſtellt zu werden. Die Küche der Deutſchen iſt gewöhnlich gut beſtellt; an Reinlichkeit und Comfort ſind jedoch viele noch Rivalen der Wallachen.

Die Rückreiſe machte ich *via* Aurora über Lawrenceburg per Eiſenbahn. Aurora iſt noch immer ſchön wie die aufgehende Sonne, wenn ſie ſich in den Wellen des Ohioſtromes ſpiegelt und mit den Nymphen der pittoresken Berge kokettirt. Weniger reizend iſt die Lage von Lawrenceburg; doch iſt dieſe Stadt rühriger als das nahe Aurora.

Im Waggon kam ich da hinter zwei junge Frauenzimmer zu ſitzen, denen die Natur Reize verlieh, um ſie zu entwürdigen und denen Schneider und *Marchant des Modes* die Form verlieh, um für Damen zu paſſiren. Himmel, welche Creaturen! Beide Göttinnen von Paphos, alſo beide P a v i a n e, wetteiferten ſich an Gemeinheit zu überbieten. Sie ſprachen laut; machten dem B r e m ſ e r förmlich den Hof; kokettirten mit den neben ihnen ſitzenden Paſſagieren, die ſie jedoch, zu ihrer Ehre ſei es geſagt, keiner Antwort auf Blicke und Fragen würdigten; würzten ihre trivialen Phraſen mit *God damns*, kauten Tabak und ſpuckten die eklige Brühe weit von ſich weg. Als die Eine der Zügelloſen ſich auch an mich gewendet, ſprach ich: *Want of modesty is want of sense.* Frappirt wiederholte die Hetäre den Satz zu wiederholten Malen ganz leiſe und da ſie den Sinn herausgefunden hat: „Mangel an Beſcheidenheit, iſt Mangel an Verſtand," gab ſie ſich wirklich Mühe beſcheiden zu ſein, wodurch der Bremſer am meiſten verloren zu haben ſchien. Ich habe des Gemeinen viel im Leben geſehen und mich oft überzeugt, daß das Weib, wenn es ein Mal die Grenze der Schamhaftigkeit und Tugend überſchritten, tief unter den gemeinſten Mann herabſinkt; doch ſolche amerikaniſche Prachtexemplare, für 5 Dollars per Stück, finden ſich ſelbſt kaum im Prater zu Wien, auf dem Schloßberg zu Preßburg, auf dem Berg in Hamburg, oder in der *Strada Cavalcada* zu Neapel. Die Proſtitution, dieſe Ausgeburt der Civiliſation, kann, leider, bei den beſtehenden Eheverhältniſſen, bei der großen Anzahl der im Cölibate Lebenden theils Lebenmüſſenden; ferner bei der Putzliebe der Frauenzimmer und dem irrigen Begriff von Ehre und Schande betreff der Arbeit unmöglich verbannt werden und es fallen mir hier die Worte einer jungen Amerikanerin ein, der ich als ſie Mädchen war den Hof machte und die jetzt an einen wohlhabenden Deutſchen verheirathet die Rolle der Dame zu ſpielen verſteht. Dieſe Dame, die Tochter eines engliſchen *ci devant* reichen Handwerkers, ſagte mir eines Tages, als es ſich um Muſik-Unterricht ertheilen handelte, wie ich erwarten könne, daß eine M u ſ i k l e h r e r i n in einer r e ſ p e c t a b l e n Geſellſchaft introducirt werden könne und daß ſie ſich nicht wundere, daß viele arme Amerikanerinen lieber der Proſtitution ſich in die Arme werfen, als ſich durch Unterricht oder Arbeit ernähren. Hört, Ihr gebildeten jungen, a r m e n Damen, die Ihr auch ohne den Pfauenſchmuck des Kleides und der Schminke auf dieſen Namen vollen Anſpruch habt, hört die Stimme einer verbildeten Anglo-Amerikanerin und ſtaunet über ſolche coloſſale Dummheit und Ver-

Digitized by Google

kehrtheit der Begriffe in einer Republik von Krämern und Handwerkern, deren politiſches Schibolet es iſt und in der That es ſein ſollte: „die Arbeit ehrt den Menſchen.“ Das mußte ich, aus Freiheitsliebe des Vaterlandes beraubt, wo ich in der Jugend ſelbſt noch ein Thor unter Thoren war, hier in einer Republik erfahren, wo auch meine eigene Tochter einer reſpectablen Geſellſchaft nicht würdig ſein ſoll, weil ſie Piano-Unterricht ertheilt. Hört dies auch, Ihr Freiheitsbewunderer in Europa, und ſtaunet! Daß im Süden neben der Sklavenarbeit auch die Arbeit der Weißen entehrt wurde, iſt eine natürliche Folge der oligariſchen Inſtitution, daß es aber auch in den Staaten, die ſich mit Demokratie und Freiheit brüſten, ſo weit gekommen, das iſt zu beklagen, daß iſt Folge einer einſeitigen, verkehrten Hauserziehung durch „unerzogene Mütter“, u. Boarding-School Dreſſur. —

Einen zweiten Streifzug machte ich nach Portsmouth und Chillicothe, einen dritten nach Dayton, Columbus, Toledo, Sandusky, Cleveland, Erie und Buffalo; lauter Ausflüge, die lohnend in geſchäftlicher Hinſicht, doch dieſes Mal arm an intereſſanten oder pikanten Ereigniſſen waren.

Zu Portsmouth wurde noch immer kein neues Eiſenbahnbahndepot gebaut; die Waggons ſind noch ſo zerlumpt und ſo ſchmierig wie voriges Jahr; Chillicothe, die Bergbekränzte, iſt ſchön wie immer; Dayton ſcheint das außerordentliche Bedürfniß zu fühlen, eine deutſche Zeitung mit freier Tendenz zu beſitzen; zu Columbus florirt der Staatsbote, ohne eine Oppoſition von Seiten der Radikalen befürchten zu müſſen; Toledo verſchönert ſich mit jedem Jahr und Peter Lenk kann mit den beſten Brauern des Landes in die Schranken treten; Sandusky City, gegenüber Kelly's Island u. Put in Bay liefern ausgezeichneten Wein und wer daran zweifelt, der laſſe ſich Proben ſenden von den Herren: Geiersdorf, Rinckleff, Schraidt, Moos, Frepenſee und Lorch; deutſche Männer, die der geiſtigen Freiheit huldigen, die wiſſen, daß im Weine Wahrheit und der echte ſchwarze Traubenſaft dem ſauren weißen Fuſel vorzuziehen iſt, ſo wie der geiſtig und moraliſch gebildete Farbige dem weißen verkommenen Lumpen, oder dem unwiſſenden anmaaßenden Menſchenvieh, dem blos die Hörner fehlen, um ſich *de jure* und *de facto* mit dem Ochſen meſſen zu können. Cleveland, unbedingt die ſchönſte Stadt im Staat Ohio, hat eine große deutſche Bevölkerung und intelligente Kräfte, die jedoch zerſtreut und brach liegen, ohne durch „gemeinſames“ Streben für Geſelligkeit, ſo für Kunſt und Wiſſenſchaft etwas Erfreuliches zu liefern. Erie, eine der älteſten Landſtädte in Pennſylvanien, hatte das Loos lange Zeit zu ſtagniren; bis es endlich einen Aufſchwung nahm und jetzt ſichtbar vorwärts ſchreitet. Buffalo, ihre Nachbarin im Staate New-York, iſt indeſſen zur Großſtadt geworden. Hierher war ich dieſes Mal gekommen, um meine Gattin aus ihrer langen Hotelgefangenſchaft zu erlöſen und nach ihrer neuen temporären Heimath, nach Cumminsville zu bringen. Ja, nach Cumminsville, mit Cincinnati durch eine Straßen-Eiſenbahn in directer Verbindung. Ein hübſches, man dürfte ſagen deutſches Städtchen, in einem von Höhen bekränzten Thale gelegen, durch das ein Bach hinfließt, genannt Mill Creek. Eine breite, mit Doppel-Alleen bepflanzte, macadamiſirte Straße, an welcher von beiden Seiten die einſpännigen Eiſenbahn-Wagen, in der Entfernung von circa 2 Meilen verkehren, bildet den eigentlichen *Corso* von Cincinnati. Bei günſtiger Witterung, beſonders in der wärmeren Saiſon, wo Roſen duften und Schlachterhäuſer ſtinken, jagen da Hunderte von Zweiſpännern und *Buggies* in raſendem Wettrennen dahin, um zu ſehen und geſehen zu werden, und ſich in den öffentlichen Localen der Amerikaner und Deutſchen von Cumminsville mit *Cock Tails*, *Julaps*, Wein und Bier zu erfriſchen; indeß die ſchweißtriefenden Gäule ſich zu friſchem Galoppe erholen. — Himmel, wie muß das Blut dieſer edlen weißen Pferdeſchinder wallen, wie muß es in ihrem tollen Gehirne brauſen und toben; indeß ich da oft im ſtillen Betrachtungen zu Fuß hinwandle bis zum Brighton Hauſe, um mich in freier Luft zu bewegen und die Natur zu genießen! Die ganze Thatſache iſt Ein großer Gemüſegarten, auf dem meiſt durch Deutſche von einigen Geldprotzen gepachteten Grund und Boden. Von Deutſchland bis nach Batavia iſt des Deutſchen Vaterland; überall Spuren deutſchen Fleißes, deutſche Gewerbthätigkeit, deutſche Religiöſität, deutſche Intelligenz — nirgends ein einiges, großes, freies teutſches Volk. Zerriſſenheit dort und Zerſtückelung hier: überall Mangel an wahrem Stolz: ſich einen Teutſchen zu nennen. Ja, nicht Teut's würdige Abkömmlinge ſeid Ihr; Ihr ſeid verkommene Deutſche, die ſich in ruſſiſche, ungariſche, franzöſiſche, amerikaniſche und ſonſtige Formen fügen, ohne ſelbſtſtändiges, inneres stolzes, männliches Gepräge; ein Combaben-Geſchlecht, beherrſcht und benutzt durch gekrönte Häupter und feile Aemterjäger. Soll es denn noch lange ſo bleiben? Soll es ſich denn wirklich blos darum handeln, ob nachdem Polen zerriſſen, Preußen oder Oeſterreich Schleswig-Holſtein beſitzen, ob das Haus Hapsburg den italieniſchen Raub gegen Eintauſch der Donaufürſtenthümer fahren laſſen; ob Rußland ſeine Macht aufrechterhalten u. vergrößern; ob der „kranke Mann“ zu Conſtantinopel auf europäiſchem Boden geduldet werden; ob England perfid calculiren und Frankreich ungerächt intriguiren ſoll? — Nein, nein, es kann nicht immer ſo bleiben: es hat Alles ſeine Zeit, Alles ſeine Grenzen und wenn das Maaß voll iſt, dann geht es über. Alles Endliche iſt dem Wechſel, iſt der Zerſtörung, der Stoffumwandlung unterworfen; auch Throne, Kronen und Kirchen ſind endlich — endlich werden auch ſie fallen, werden fallen müſſen; denn die Naturgeſetze ſind unabänderlich

Digitized by Google

und der Zeitgeiſt iſt wie Queckſilber, das ſich mit Fingern nicht halten und nicht bannen läßt.

Es geht doch Nichts über eine Heimath, ſagte meine Sarah, und wäre ſie auch noch ſo klein, fügt meine Adorine hinzu und Alles ſchmeckt zu Hauſe am beſten, intonirt der alte Fackler, der ſeit zwanzig Jahren blos als Gaſt zu Hauſe iſt. Und ſo wollen wir denn nach einer Sirſta von einigen Wochen in der Nähe des prachtvollen Friedhofes von Spring Grove, nahe Cumminsville, aus deſſen Gräbern keine Wanderung mehr ſtattfindet, abermal einen andern Streifzug antreten und zwar einen längeren; nach Madiſon, Columbus, Indianapolis, Terrehaut, South Bend, Laporte, Fort Wayne, Logansport, Lafayette, im Stoate Indiana, genannt Huſierſtaat; *via* Chicago nach Lockport, Joliet, Peru, Peoria, Bloomington, Decatur, Springfield, Quincy, im Prärie-Staat Illinois, nach Hannibal und St. Louis, im Staat Miſſouri und zurück *via* Cairo, Evansville und Tell City nach Cincinnoti; auch Porkopolis genannt, der großen Schweineſchlachtereien wegen, von *porcus*, das Schwein, *polis*, die Stadt.

Es war eines Tages im rauhen März als ich an Bord eines Dampfers der „U. States Mail Line“ auf den Wogen des Ohioſtromes nach Madiſon fuhr und da eines Sonntags überliegen mußte und unſrer Freiheit wegen an Weltſchmerz leidend einen Aufſatz über das Sonntags-Geſetz ſchrieb. Hinten offen, vorne geſchloſſen; vorne das Geſetz, hinten die Umgehung deſſelben; vorne die Kirche, hinten das Gefängniß; vorne der Roſenkranz, hinten der Sektenhaß; vorne das Volksgehirn und weder vorne, noch hinten Verſtand und Gerechtigkeitsſinn: das iſt ſo die lümmelhafte Flegels-Phyſiognomie unſerer „Glorreichen.“ Hätte mich nicht Herrn Schmidt's Prämium-Seedling von der Lethargie befreit, ich wäre, wahrlich, ein Opfer des Spleens geworden, von dem mich nur Gott Morpheus hätte retten können. Ach, welch' herrliche Medicin iſt der Schlaf! Man träumt von Idealen, von Menſchenrechten und Freiheit, die man beim Wachen bei jedem Schritte entehrt ſieht.

In Jeffersonville, der Stadt Louisville gegenüber, durch den gefälligen Superintendenten mit einer Freikarte, Paß genannt, verſehen, fuhr ich nach Columbus. Die freiſinnigen Deutſchen haben hier mit großen Opfern eine Schule gegründet, die unter Leitung des Hrn. Seyfferth im beſten Gedeihen iſt. Aus dieſen Zöglingen wird wohl ſchwerlich ein Präſident hervorgehen, der armen Seelen den Himmel verheißt und ſie in's Fegfeuer ſendet; noch ein Bremſer, der, dieſem Burſchen auf dem Zuge nach Indianapolis gleich, nach Willkühr männlichen Paſſagieren, die ihm gefallen, im Harem des Damenwaggons Zutritt geſtattet und Mißfällige dictatoriſch zurückweiſ't. Würde man den Demon der Vorurtheile ſchon bei Kindern erſticken, würde man die Jugend richtig denken lehren, ſo ſtünde es beſſer um die Menſchheit, als bei der religiöſen Humbug- und Freiſchulen-Gedächtniß-Dreſſur unſeres aufgeklärten Jahrhunderts der chriſtlichen Civiliſation. Vermag die Schule auch nicht Alles, ſo vermag ſie doch ſehr viel zur Veredlung des Menſchen. Sind auch viele Laſter, Schlechtigkeiten u. Verbrechen Folge der Leidenſchaften; ſo wurzeln doch auch ſehr viele in den Gebrechen des Staates und der Erziehung.

Zu Indianopolis erſcheinen 2 deutſche Zeitungen: die Eine nimmt Johnſon's Politik, in der ſich die politiſchen und ſocialen Phyſiognomien der Maſſe des Volkes ſpiegeln, in Schutz und die Andere opponirt und verdammt ſie. So ſind eben „die Geſchmäcker“ verſchieden. Humboldt und Tamerlan waren beide Menſchen; aber welche geiſtige Kluft zwiſchen dieſen beiden Individuen! Ein gewandter Advokat kann die ſchlechteſte Sache plauſibel machen und ihr den Schein des Rechtes und der Wahrheit geben: die Wahrheit ſelbſt kann, trotz aller Scheingründe, nur Eine ſein. Daß man zu ihrer Beurtheilung nicht den Maaßſtab des ſtupiden Plebs anlegen muß, iſt ſelbſtverſtändlich und nur jene Republik wird die beſte ſein, wo Stupidität und Rohheit in der Minorität ſind. Eine Republik mit allgemeiner Intelligenz und Tugend iſt vor der Hand und wird noch lange, lange bleiben — ein frommer Wunſch. —

Man kann eher eine Kupferſchlange bewegen, mit einem Neger an Einem Tiſche zu ſitzen, als einen Superindententen der Terrehaut-Bahn, einem deutſchen Editor eines andern Staates einen Paß zu geben. Alſo erſparet euch die Mühe; da giebt es weder eine Anzeige, noch Courtoiſie. Charaktere u. Intereſſen ſind eben verſchieden und hat man dieſe lange genug ſtudirt, ſo hört man auf ſich über irgend Etwas zu wundern — ſelbſt über das Gräßlichſte; denn was die Natur wilden Thieren an Grauſamkeit verſagt hat, das hat der liebe Gott ſeinem Ebenbild, dem König der Schöpfung, in reichem Maaße beſchert. Man darf ſich gar nicht wundern, daß ein unbekannter Verfaſſer den Jahoo und Kotzebur die „Verzweiflung“ geſchrieben haben. Und dennoch ſollen wir wirken und hoffen, und nicht verzweifeln, da eben der Menſch ein progreſſives Geſchöpf iſt, das den Lauf der Geſtirne berechnet und wiſſenſchaftliche Syſteme ſchafft; das Rad und Galgen, Tortur, Guillotine und Kanonenböte erfindet und das zugleich der edelſten Handlungen, der größten Tugenden und Aufopferung für Andere fähig iſt. Seltſames Geſchöpf! Zu gut für einen Teufel zu ſchlecht für einen Engel; ein Mittelding zwiſchen einem idealen Gott der Liebe und dem Satan.

Indianapolis hat während des Krieges einen großen Aufſchwung genommen; jetzt ſind die Geſchäfte ziemlich flau. Die Hotels bieten jetzt Raum genug für Reiſende und in Eiſenbahn-Waggons braucht man um keinen Sitz verlegen zu ſein. Am meiſten vermiſſen jedoch die Trinklokale die Greenbacks der Soldaten, bei denen, mit wenigen Ausnahmen, Sparſamkeit keine militäriſche Tugend war.

Herr Emmenegger, der bekannte frühere Eigenthümer der Union-Hall, hat

vor Kurzem ein niedliches Hotel eröffnet, das ſich durch ſchöne Zimmer und gute Tafel auszeichnet. Unter den vielen Salons gehört wohl Deſcher's zu den ſchönſten und beſten.

Die deutſche freie Schule, ſagte man mir, erfreut ſich eines guten Gedeihens. Auch giebt es der freiſinnigen Elemente hier viele, denen, wie allen andern hier zu Lande, blos das Organiſations-Syſtem der katholiſchen Kirche und die Opferbereitwilligkeit der Gläubigen fehlt, um Zwecke zu erreichen, die durch vereinzelte Kräfte theils ſchwer, theils nie zu erreichen ſind.

Von Indianapolis nach Terrehaut gefahren. Eine rührige, kerngeſunde Prairieſtadt. Ich wohnte im Cincinnatihaus u. hatte Urſache zufrieden zu ſein. Seit Kurzem erſcheint hier ein neues Blatt, die „Bürgerzeitung“ von Wittenberg und Gerſtenhauer. Möge ſie gedeihen und echte Bürgertugenden verbreiten!

Unverhoffte Genüſſe ſind die ſüßeſten. Dies erfuhr ich auch zu Terrehaute in der Turnerhalle durch eine Vorſtellung des Trauerſpieles: Lucretia Borgia, von Victor Hugo. Ich erwartete wie gewöhnlich in Landſtädten etwas ſehr Mittelmäßiges, wobei ein Akt genügt, um die Vogelſcheuche zu bekommen. Ein weniger als mittelmäßiges Orcheſter im geräumigen Lokale machte als Vorſpiel einen ſchlechten Eindruck; doch, ſiehe da, als der Vorhang ſich hob und die Vorſtellung begann, fühlte ich mich ganz freudig überraſcht, ſo trefflich zuſammenwirkende Kräfte zu finden.

Fräulein E. Böller, die vor Kurzem mit ihrer Mutter aus Californien kam, als Lucretia, hat mich durch ihre ſchöne Bühnenfigur, ihre correcte Sprache, ihre Geberden und Auffaſſung der Rolle ſo ſehr gefeſſelt, daß ich mit Vergnügen um ſo mehr der ganzen Vorſtellung beiwohnte, da auch die Herren Hohlfelder, als Alphonſo, Penner, als Gennaro, und Hr. Seemann, als Gubitta, ſich als ſehr gewandte Schauſpieler bewährt hatten. Nächſten Tag hatte ich das Vergnügen den Damen Böller vorgeſtellt zu werden. Möge die Beſcheidenheit und ihre Bühnenleiſtungen jene Anerkennung finden, ſo ihnen gebührt und von Intriguen verſchont bleiben, welche dem Talente ſo oft ungerecht entgegenwirken! Die Mutter Böller ſpielte in Deutſchland zur Zeit Birchpfeiffer und hatte einen guten Ruf.

Am heiligen Charfreitag fuhr ich über die noch mit Schnee bedeckte Prairie nach Chicago. Oſtern fiel am erſten April, einem würdigen Tage, an dem ſeit Jahrhunderten Kinder u. gläubige Narren „in den April geſchickt werden.“ Drei Tage war der Meſſias todt; er ſtand vom Grabe auf und — fuhr hinauf in den Himmel! Alles Das wird durch evangeliſche Zeugen beſtätiget; wer ſöllte alſo die Wahrheit der Fabel bezweifeln, um ſo mehr, da Chriſtus Gott und Menſch in Einer Perſon war, und bei Gott alle Dinge möglich ſind!? — Trotz alledem ging ich unverbeſſerlicher Ketzer nicht in die Kirche, um mich durch eine ſalbungsreiche Predigt über die Auferſtehung zu erbauen, ſondern promenirte des Morgens hinaus zum Leuchtthurm am Michigan-See, über deſſen Licht Herr Lobſtein die Hochwacht hält. Wie der Pharus dem Schiffbrüchigen tröſtend und erhebend mit ſeinem Lichtſtrahle zuwinkt; ſo blickt der Unglückliche, der im Sturm des Lebens Beängſtigte nach dem Himmel hinauf, wo ein guter Vater thront, in deſſen Hände er ſeinen Geiſt empfiehlt und von dem er Erlöſung von ſeinen Leiden erfleht u. hofft. Für uns, die an keinen Vater im Himmel glauben, an keine perſönliche Vorſehung, iſt der Himmel kein Pharus; wir müſſen Troſt und Kraft ſuchen in eigener Bruſt und uns den unabänderlichen Geſetzen der Natur ohne Murren unterwerfen; unſer Erlöſer iſt nicht Jeſus, noch Allah oder Mahomet, unſer Leuchtthurm im Sturme des Lebens iſt die Vernunft, die uns als Atome des Univerſums Beſcheidenheit lehrt und zur Reſignation führt, die weder betet noch flucht, wenn es ſtürmt, ſondern ſchweigend der Allmacht der Natur ſich unterwirft. —

Vom Leuchtthurm zurückgekehrt nahm ich in einem der Straßen-Eiſenbahn-Wagen Platz und fuhr nach Camp Douglas. Oede und leer ſtehen jetzt die vielen Barracken da, in denen ſich vor nicht lange her Tauſende von Soldaten bewegten und Hunderte von Gefangenen dem Ende ihrer Leiden entgegenſahen.

Nach einem guten Oſtermal in Kadiſh's Reſtauration, fuhr ich des Nachmittags hinaus in die Turnhalle, wo im großen Saale ein Paar tauſend Menſchen *utriusque generis* in Tabaksrauch gehüllt bei Lagerbier und Concert ſich vergnügten. Die Muſik war ausgezeichnet; doch der Rauch verſcheuchte mich nach ſehr kurzem Aufenthalt. Neben der Halle befindet ſich ein Lokal, das ich ebenfalls gut beſucht fand. Es wurde da muſicirt und comödiſirt. Von der Muſik konnte ich mich nur mit Mühe überzeugen, daß ſie aus einem Klavier herausgehämmert wurde und auf der Bühne trug ein an dreihundert Pfund ſchwerer deutſcher Amateur engliſche Poſſen vor, die lauten Beifall geerndet haben. Ich aber ging bald ſeufzend fort und ſprach in der Nähe bei einem alten Freund, Apotheker Claß ein, wo eben einige deutſche Herren ſich befanden und ihrer Seelenvergnügtheit durch allerlei triviale Witze Luft machten. Der Eine meinte, er könne nach dem vielen Bier etwas Magenſtärkung vertragen, worauf der Andere ſagte, er habe erſt 15 Glas getrunken und ſehne ſich nach mehr. Es geht Nichts über einen wohlhabigen Deutſchen in Amerika, der es, als ſtolzer Demokrat, im Sauſen zum Virtuoſen gebracht hat. Daß es zu Oſtern an deutſchen Bällen nicht fehlte, iſt ſelbſtverſtändlich. Ich hatte weder nach Ball, noch nach Theater Verlangen.

Außer den beiden hieſigen deutſchen Zeitungen: Illinois Staatszeitung und Union, wird nächſtens auch ein norwegiſches Blatt erſcheinen, mit deſſen Herausgeber Herren Trane, ich Gelegenheit hatte, Bekanntſchaft zu machen. Zeitungen entſtehen hier zu Lande wie Pilze, von denen einige die Herausgeber zu

Digitized by Google

reichen Männern gemacht haben, aber die Zahl der freien Zeitungen im freien Lande, die es wagen, den Moloch des Pfaffenthums u. die Verkommenheit der Parteien anzugreifen, ſteht unter Null. Geldmenſchen die auf die Dummheit der Maſſe, auf die Gunſt der Pfaffen und Drahtzieher ſpeculiren, die nur ihren eigenen Vortheil im Auge haben, ſind nicht nur nicht fähig, principielle Opfer zu bringen, ſondern hemmen den Fortſchritt im geiſtigen, politiſchen und ſocialen Leben eben ſo ſehr durch Accommodation und Halbheit wie Jene, die ihn offen bekämpfen. Wie wäre es ſonſt möglich, daß K i r c h e n und V e r b r e c h e n ſeit den letzten Decennien ſolche Fortſchritte hätten machen können und wir uns, als Frucht der Siege auf dem Schlachtfeld, nun im Frieden, in Folge craſſer Vorurtheile und intenſiver Stupidität, von einem Raſſenkriege bedroht ſähen?! Anſtatt die Freiheit der Preſſe zur Bildung des Volkes, zur Hebung der Maſſe zu benutzen, iſt ſie der geſchmeidige Hebel zur ſyſtematiſchen Verdummung, Aufhetzung und ſichtbarer Demoraliſirung im Allgemeinen herabgeſunken. Schmach über euch, Ihr Demagogen und Heuchler, die Ihr eure beſſere Ueberzeugung dem Dollar oder dem Amte zum Opfer bringt! Mögt Ihr euer Ziel erreichen; euer w a h r e r Lohn kann doch kein anderer ſein, als: Selbſtverachtung, wenn Ihr zuweilen in Euch ſelbſt zurückkehrt und da über eure Inconſequenzen und moraliſche Schlechtigkeiten Selbſtſchau haltet. Verbrechen, die dem äußern Richter verborgen und unzugänglich bleiben, entgehen dem inneren Richter nicht und dieſer richtet gerecht in gleichem Maaße über Gläubige und Ungläubige. —

A p r i l, 1866.

Am 3. April auf den guten Schienen der Michigan Southern Bahn nach South Bend gefahren und in einem amerikaniſchen Hotel abgeſtiegen. Man frug mich, ob ich, da Alles beſetzt, mit einem Andern in Einem Bett ſchlafen wolle. *No*, ſagte ich, *I sleep only with my wife in one bed*, nahm meine Taſche und wollte weiter gehen. Man hielt mich jedoch zurück und überraſchte mich mit einem freundlichen Zimmer. Nächſten Tag fand ich mich, ohne darüber in Kenntniß geſetzt zu werden, ausquartirt. Es giebt eben nicht nur Staats-, County- und Stadtrechte, ſondern auch Hotelrechte und das Unrecht wird nicht ſelten durch Gebrauch zum Recht geſtempelt. Es wohnte daneben auch ein Arzt, ein deutſcher Jude aus Ungarn, der zu Jenen gehört, die der „Elendgaſſe" in ihrer Heimath vergeſſend, ihre hieſige Freiheit dazu benutzen, um Andere zu knechten und zu ächten. Der rohe weiße Erdenkloß und der halbgebildete, anmaaßende Weiße ſchmeicheln ſich mit Superiorität über die ſchwarze Raſſe und glauben ſich ſelbſt zu adeln, wenn ſie ſich in ihrem Dünkel über Andere erheben. V i e h b l e i b t V i e h, ob weiß oder ſchwarz; den wahren Adel und Menſchenwerth verleihen weder Haut, noch Pergament, weder Beſchneidung noch Taufe, weder Geld noch Amt, u. dieſe einfache Wahrheit begreifen, leider, ſo Viele nicht! —

Neben dem Turn- und Geſangverein hat ſich vor Kurzem im kleinen South Bend unter Regie des Dr. Sack ein dramatiſcher Verein gebildet, der am Oſtermontag zum erſten Male die Teufelsmühle gab. Wäre wohl gerne in der Mühle geweſen; aber noch lieber in Wien, dem gemüthlichen Wien. Die Brücke dahin hat der Teufel abgetragen und es wird mir wohl ſchwerlich ein Gott eine neue Brücke nach der Heimath bauen. Nun, d i e ſ e Sehnſucht quält mich nicht: „wo ich bin, dort iſt die Welt." Der Heimath enge Schranken überflügelt der G e i ſ t und das H e r z ſchließt die „Gräber der Liebe" in ſich.

Endlich iſt es Frieden im Lande geworden; denn ſo verkündet es Paſcha Johnſon zu Waſhington; die Rebellen ſind loyal geworden und würdig im Congreß ihre alten Sitze einzunehmen; der Wolf liegt friedlich neben dem Schaaf, der Geier fraterniſirt mit der Taube und der Weiße umarmt den Schwarzen, als Bruder. Sind das nicht erfreuliche Zeichen der Zeit!? *Te Deum laudamus*. Heil dem Präſidenten! Heil der Friedensbotſchaft! Heil allen großen und guten Geiſtern! Nun beginnt das tauſendjährige Reich. Gleiche Rechte für Alle und — friedliche Reform! Hörſt du, Mephiſto: friedliche Reform iſt unſer Looſungswort. Schalk, du lächelſt? Wir kennen deine Kniffe; *apage*, hebe dich weg von uns! — Es ſoll dir nicht gelingen, das große Werk der Reconſtruction zu vernichten und ſollten alle Teufel auf Erden und in der Hölle mit dir ſein. Geſchmeidiger Böſewicht, du zuckſt die Achſel, und grinſeſt mir zu: „die Dummheit iſt ſouverain und Satan iſt ihr Prophet!" Schrecklicher, deine Stimme iſt der Hölle entſproſſen, ſelbſt wenn ſie Wahrheit ſpricht. Heb dich weg von mir, du Verführer der Menſchen! Nur Einer Macht wird es gelingen, dich endlich möglichſt unſchädlich zu machen: „d e r W i ſ ſ e n ſ c h a f t, gepflegt durch Erfahrung und veredelt durch Weisheit."

Zu La Porte beſuchte ich die Maſchinen-Werkſtätte der Michigan-Southern-Bahn, wo eben zweihundert Arbeiter beſchäftigt waren, unter denen ein Viertel Deutſche. Ich machte die Bekanntſchaft mit Hrn. W. Schröder, der vor Kurzem für Verbeſſerung einer Korn- und Saamen-Pflanzmaſchine ein Patent erhielt. Der Vorzug über die früheren Maſchinen beſteht darin, daß man die Furchen nicht aufzuwerfen braucht, wodurch die Hälfte an Arbeit erſpart wird. Was wird aus den Fuhrleuten werden, war das Geſchrei, als man ihre ſchwerfälligen Fahrzeuge mit der Lokomotive erſetzt hat, welche mit einer langen Reihe von Karren hinjagt? Was ſoll aus den armen Arbeitern werden, wenn ſie durch Maſchinen in der Arbeit beeinträchtigt werden?, war lange das Geſchrei.

Was ſoll aus uns Weißen werden, verlautet es jetzt ſehr häufig, wenn uns die Schwarzen das Brod nehmen? Alle dieſe Fragen ſind Ergüſſe der Beſchränktheit und Engherzigkeit, die einfach durch „Verbeſſerung der ſocialen Zuſtände" beantwortet werden können. Welcher Farmer würde es wünſchen von der Maſchinenarbeit zum alten Syſteme zurückzukehren? Wer könnte noch ſo thöricht ſein, die Erfindung der Lokomotive zu verdammen u. in Hinſicht des Schwarzen ſage ich euch Engherzigen, daß er daſſelbe Recht auf Leben, Arbeit und Freiheit hat wie Ihr ſelbſt und daß er als freier Arbeiter durch Conſumtion das Gleichgewicht der Concurrenz aufrecht erhält.

Via Plymouth das rührige Städtchen, das vor Kurzem durch Feuersbrunſt bedeutend gelitten hat, nach Fort Wayne gefahren und im Meyer-Houſe Quartier genommen. Herr Leßmann iſt ein vortrefflicher Wirth, ſeine Zimmer rein, ſeine Tafel gut und die hübſchen Aufwärterinnen haben ſeit meinem letzten Hierſein bedeutende Fortſchritte gemacht in Hinſicht prompter Bedienung. Die Stadt verſchönert ſich mit jedem Jahr und aus den vielen Kirchen kann man auf eine frommе Bevölkerung ſchließen. Der goldene Engel auf einem Kirchlein, deſſen ich bei einem frühern Streifzug Erwähnung that, hat ſeine Poſaune geſenkt und eine beſcheidene, knieende Poſition eingenommen, um nicht nur für die Todten zu blaſen, ſondern auch für die Lebenden zu beten. Wahrſcheinlich wird er auch meiner nicht vergeſſen, da ich auch ſeiner gedenke.

Der Turnverein zählt gegenwärtig 75 Mitglieder und verſpricht durch Einwirkung einzelner Kräfte tüchtiger Jünglinge aus dem Stadium der fatalen des großen *C.* in eine Criſis überzugehen, welche das geiſtige Turnen nicht ganz außer Acht ſetzt: eine ſchwere Aufgabe bei dem überall vorherrſchenden Knotenthum unſerer jungen Leute; doch nicht eine unbeſiegbare.

Sonntags traf ich in einem Garten-Lokal zu Blumenthal viele Gäſte, bei Bier und Kartenſpiel; indeß in der Stadt alle Trinklokale geſchloſſen waren. Ein verrücktes Volk, in der That, dieſes freie Volk von Amerika, das die abſurdeſten Geſetze macht, um ſie großentheils mit Füßen zu treten. Eine Inconſequenz wie man ſie nirgends in der Welt zu finden vermag.

Am 9. fuhr ich *via* Huntington, einer ſehr rührigen jungen Stadt, nach Loganeport. Dieſe Stadt nimmt ſichtbar an Dimenſion zu und iſt ein guter Geſchäftsplatz, durch Eiſenbahnen und den Wabaſh- und Erie-Kanal begünſtigt. In Geſellſchaft des Hrn. Wachter, eines ſehr tüchtigen Muſikers, Jakob Klein's neue Brauerei beſucht. Nach abgewickelten Geſchäften eilte ich zum Depot; doch dieſes Mal hat Eile Nichts geholfen. Ein Zug in der Nähe war aus den Schienen gelaufen und ich hatte da faſt ganzen Tag über zu laviren. Nun, ſo läſtig Das auch iſt, ſo iſt es doch immer beſſer als durch Colliſion verſtümmelt oder verbrüht zu werden. Durch die Verzögerung mußten wir zu Richmond überliegen; einer Stadt mit vielen Deutſchen, wo ich blos Einmal die Ehre hatte einen Tag lang zu verweilen und von einem Whiskey-Faß herab im Freien den unfreien Zuhörern, zur Zeit der Fremont Campagne, die damals neue Doctrin der „Nichtausdehnung der Sklaverei" zu lehren. Ach, das war eine gefährliche Arbeit, die jedoch durch indirecten Einfluß der mächtigen Ereigniſſe ſehr lohnende Früchte trug. Mit der Ausdehnung der Sklaverei hat es ein Ende u. die Aufgabe der republikaniſchen Partei iſt jetzt, die Ausdehnung der Rechte der Farbigen in Schutz zu nehmen und zur Wahrheit zu machen.

Via Hamilton, eine ſehr freundliche Stadt im Staat Ohio, am 14. in Cincinnati angekommen. Des Turnvereins und der guten deutſchen Schule zu Hamilton that ich ſchon früher Erwähnung. Von der großen Brauerei des früheren Eigenthümers, Hrn. W. Sohn, iſt jetzt Herr Jacobi Miteigenthümer, früher Theilhaber an dem Cincinnati Volksblatt, wo jetzt ſeit Kurzem Herr Haſſaurek an der Herausgabe und Redaktion betheiligt iſt.

Im Waggon hatte ich Gelegenheit, ein Weſen glücklich zu machen. Als ein ungariſcher Bauer weiland von dem König ſich eine Gnade erbitten konnte, bat er um Speck für ſeine ganze Lebenszeit. Jenes Weſen, das ich im Waggon glücklich machte, ſaß mit drei Kindern mir gegenüber und betrachtete mich, da ich eben rauchte, mit einer leeren irdenen Pfeife in der Hand, mit glühendem Verlangen und ich glaube, daß ihr der präſentirte türkiſche Tabak von eben ſo hohem Werth war, als jenem Bauer der Speck. Eine intereſſante Dame mit einer Cigarette in der zarten Hand laſſe ich mir gefallen; doch ein gewöhnliches Weib mit einer ordinären Pfeife im Mund iſt eben kein äſthetiſcher Anblick. Wenn übrigens das Weib die Tugenden des Mannes theilt, ſo mag ſie ſich wohl auch ſeine Untugenden zu Schulden kommen laſſen; es von bürgerlichen Rechten ausſchließen iſt jedenfalls ein ungerechtes Ueberbleibſel der männlichen Ungerechtigkeit u. Barbarei. Sollten die Frauen in der Republik das Stimmrecht beanſpruchen; ich würde unbedingt zu ihren Gunſten ſtimmen. Eine Frau Roſe, oder Lilienthal, zwei begabte Rednerinnen, würden jedenfalls die höchſte Stelle im Staate beſſer ausfüllen als ein Herr Andreas Johnſon. Und die freie Liebe? *La voila! Je suis d' acord.*

Nach kurzem Aufenthalt in Cincinnati fuhr ich nach Lafayette, im Staat Indiana. Ich war ſeit mehren Jahren nicht da geweſen und fand nun die Stadt bedeutend verſchönert und ein ganz anderes deutſches, mehr gebildetes Publikum. Da eben ein Preisſchießen ſtattfand, war das Haus des Hrn. März, wo ich abſtieg, beſetzt und der Wirth war ſo freundlich mir ſein eignes Zimmer anzuweiſen.

Es beſtehen zu Lafayette eine Turngemeinde, deren gegenwärtiger Sprecher, Herr L. Kimmel, den richtigen Geiſt eines Turners beſitzt, eine Liedertafel und

Digitized by Google

eine freie deutſche Schule. Ein engliſches Theater iſt eben im Bau. Es ſind da drei Brauereien von denen die beiden von Thieme und Newman die größten. Die Herren Michel, Kreis, Zeeburgh, Scheible und Capt. Wetſchbillig haben ſich durch geſchmackvoll eingerichtete Salons verdient gemacht. Das frühere Lahr Houſe wurde vergrößert und nimmt, unter Führung eines Amerikaners, den erſten Rang ein. Das alte Courthaus ſteht noch. Möge es doch bald zuſammenſtürzen ohne einen Menſchen zu beſchädigen! das iſt gewiß ein gerechter Wunſch zur Verſchönerung der Stadt.

Lafayette liegt am Wabaſh Fluß und Wabaſh- und Toledo-Canal. Es ſind da drei Bahnhöfe, vier Maſchinenwerkſtätte. Die Einwohnerzahl iſt bereits auf 18,000 herangewachſen. Was mich da, neben der regen Theilnahme an der Fackel, am meiſten freute, war der Umſchwung der Ideen und die freundliche Aufnahme von Solchen, die mich früher meiner politiſchen Principien wegen haßten. Das große Dilemma, in dem ſich auch hier, ſo wie überall in Indiana, die freiſinnigen Deutſchen befinden, beſteht im Muckerthum und Temprenz-Fanatismus, mit dem ſo viele Republikaner u. ſich radikal nennende Amerikaner behaftet ſind und das Manche der Freiſinnigen ſchwankend macht. Solche Fanatiker findet man jedoch in beiden Parteien und der beſte Damm, welchen wir ihnen ſetzen können ſind: ein rechtlicher Lebenswandel mit würdiger Oppoſition gegen das Pfaffenthum, und Mäßigkeit im Trinken. Das übertriebene Bummeln und Saufen muß jeder vernünftige und anſtändige Menſch um ſo mehr verdammen, da eben dieſes Extrem das andere hervorruft und in ſeinen hirnloſen Beſtrebungen zu größrer Thätigkeit ermuntert.

Von Lafayette *via* Chicago nach Joliet. Es war Nacht, als ich im großen Michigan Centralbahnhof ausſtieg. Die Straße war mit Kutſchen und Omnibuſſen blockirt, unverſchämt und zudringlich, wie gewöhnlich an Stationen. Zwei Kerle verſuchten es, mir die Reiſetaſche aus der Hand zu reißen und nahmen Reißaus als ich laut nach der Polizei rief. Joliet iſt für katholiſche Blätter ein beſſeres Feld als für die Fackel. Bei dem Schatzmeiſter, Hrn. Sehring, wie gewöhnlich eine Taſſe Kaffee getrunken. Er bekleidet ſchon zu wiederholten Malen das Amt und iſt es der Mittel wegen müde, ferner ſich dafür zu beſtreben, da ſie für den freien Mann entehrend ſind. Kürzlich verſuchte ein Dieb eine Eiſenkiſte in der Schatzkammer-Office zu erbrechen, in welcher eben 60,000 Dollars ſich befanden; konnte jedoch ſeinen Zweck nicht erreichen. Es iſt entſetzlich, wie Diebſtahl, Einbruch, Mord u. ſ. w. überhand nehmen! Nicht nur Einzelne, ganze Familien werden ermordet. So wie Kirchen die ergiebigen Pflanzſchulen von Luxus und Heuchelei ſind, ſo iſt der Krieg, die Schule des ſyſtematiſchen Raubmords, eine ergiebige Quelle von allerlei Laſter und Verbrechen auf ungeſetzlichem Wege zur Zeit des Friedens.

In Lockport bei der Familie Kornmeier übernachtet und nach Peru gefahren, im Staate Illinois. Bei dem unverbeſſerlichen Demokraten und jovialen Wirth Wohlwend abgeſtiegen; *all went well.*

Von Chicago aus über unüberſehbare Prärien mit dem Eiſenroſſe hinjagend, bin ich am 19. in Peoria angekommen; eine der größten Städte genannten Staates. Der Name dieſes Staates iſt franzöſiſchen Urſprunges; von *isle des nois* (das Eiland der Nüſſe). Ein ſolches Eiland mit Nüſſen trafen nämlich olim franzöſiſche Abenteurer in der Nähe des Miſſiſſippi Fluſſes, in welchen der Illinois-Fluß mündet, und nannten den Fluß in ihrer Sprache Nuß-Eiland. Neben den zahlreichen Trinklokalen hat Peoria wohl auch einige deutſche Tavernen; aber, trotz der großen Bevölkerung, noch immer kein deutſches Hotel. Es erſcheinen hier zwei deutſche Zeitungen. Eine geht für Menſchenrechte in die Schranken; die Andere für Rechte der Weißen. Ich las z. B. in dieſer eine Stelle, welche deutlich genug iſt, um für ſich ſelbſt zu ſprechen. Am 19. April, hieß es da, hielten die Nigger (!) in Washington einen großen Hallo über ihre Befreiung im Diſtrikt Columbia, welche dem Lande ſo etwa 100 Millionen gekoſtet. — Der Präſident hielt eine Rede und erklärte ihnen, wer ihre falſchen und heuchleriſchen Freunde ſein. Wirklich? — So wenig ich auch geneigt bin, den Humanismus der republikaniſchen Partei, als ſolcher in Bezug auf die Farbigen zu preiſen; ſo iſt es aber doch, wahrlich, der tölpelhafteſte Jeſuitenkniff, den ſich Jene zu Schulden kommen laſſen, die da ſagen, Herr Präſident Johnſon und die Copperheads ſeien die aufrichtigſten Freunde des Negers. 100 Millionen Dollars für die Befreiung von blos 4 Millionen Neger! Iſt das nicht eine grenzenloſe Verſchwendung eines chriſtlichen Volkes? Menſchen ſind Nullen; alſo Opfer an Menſchenleben ſind gar keiner Erwähnung werth! — Ich wohnte einer engliſchen Vorſtellung des Stückes Octoroon bei. Der Saal, wo die Bühne aufgeſchlagen, iſt groß; bedarf jedoch des Kalkes, um ein reſpektables Anſehen zu erhalten. Das Orcheſter war erträglich; die Akuſtik ſo ſchlecht, daß ich nur durch Combination die Handlung auffaſſen konnte. Ich habe das auf allen Bühnen ſo oft gegebene Characterſtück hier zum erſten Male geſehen. Die Scene handelt auf einer ſüdlichen Plantage der Wittwe des Richters Peyton. Ihr Sohn erhielt ſeine Erziehung in Europa. Zurückgekehrt verliebt er ſich in Zoe, eine ſchöne Octoroone, die ſein Vater mit der Freiheit beſchenkt und der Wittwe überlaſſen hat. Der vormalige Aufſeher der Plantage, Mc Closky, jetzt Miteigenthümer des Gutes, verliebte ſich ebenfalls in das Fräulein. Der junge Peyton erklärt ihr ſeine Liebe und wünſcht ſie zu heirathen; doch das ihn ebenfalls liebende Mädchen verweiſ't ihn auf die Unmöglichkeit einer Ehe zwiſchen ihnen, indem ſie ihm durch

Digitized by Google

das Weiße im Aug und durch die Farbe der Nägel an den Fingeen Beweiſe ihrer Abkunft von der ſchwarzen Raſſe zu geben ſucht. Den Nebenbuhier Peyton's verabſcheute ſie. Als eines Tages ein Indianer in Begleitung ſeines kleinen Sohnes einen Poſtſack brachte, tödtete Jener den Knaben, erbrach den Sack and bemächtigte ſich des Inhaltes. Der Indianer raſ't bei dem Anblick ſeines todten Kindes, ſchwöet dem Thäter Rache und verfolgt ſeine Spur. Schulden wegen kömmt das Gut der Wittwe nebſt den dazu gehörigen Sklaven zum Verkauf. Closky beweiſ't nun, daß die Octorpone Sklavin ſei, indem bei ihrer Freilaſſung auf der Plantage des Richters ein Judgement ruhte, demnach er nicht berechtigt war, ihr die Freiheit zu ſchenken. So wird denn das Fräulein auf dem Markte mit den übrigen Sklaven verkauft and an das Scheuſal Closky für 25,000 Dollars abgeſchlagen. Ehe er ſeiner Beute ſich bemächtigen konnte, kam der Beweis, daß er den Knaben ermordet habe. Der Indianer findet ihn endlich und tödtet ihn. Die reizende Quaderoone zog den freiwilligen Tod durch Gift der Sklaverei vor.

Wer dieſer Handlung ungerührt beiwohnen kann und noch länger dee Sklaverei das Wort zu ſprechen vermag, der iſt werth mit Tigern claſſificirt zu werden.

Miß Buchanan, als Zoe, zeigte ſich als gewandte Künſtlerin. Mr. Buchanan, als Indianer, ſpielte die Rolle des Wilden ausgezeichnet. So ſpielten auch die Herren W. J. Huriey, als George Peyton, und Feaak Witcher, ein Yankee, als Sklavenaufſeher, ſehr brav.

Das deutſche Theater unter Direktion des Hrn. Schröder iſt ſehr gut. —

Sonntags bei Hrn. Ph. Bender dinirt und mit ihm *post pransum* einen Spazlergang nach einer Gartenwirthſchaft im Freien gemacht. Wir kennen uns ſeit länger als zwanzig Jahren und er iſt Abonnent der Fackel ſeit meheen Jahren; doch war es ihr nicht möglich, ihn zu — entdemokratiſiren. Trotz unſerer divergirenden politiſchen Anſchauungen und Grundſätze, blieben wir aufrichtige Freunde.

Indeß in der Stadt georgelt, wurde vor der Stadt gekegelt. Heil dem Humbug des Sonntagsgeſetzes! Unter den Keglern befand ſich auch ein General, Herr Funk, der im 11. Illinois-Regement als Major in's Feld zog u. aus vielen Schlachten unverſehrt nach Peoria zurückkehrte. Auch ich verſuchte es, ob ich noch kegeln kann; aber — „es ging halt nimmer mehr;" die Kugel lief bald rechts, bald links ab und die Kegel blieben ſtehen. Es hat ſo Alles ſeine Zeit: ſelbſt das Kegeln, in dem ich mich in der Jugend mit Jedem meſſen konnte.

Auf der Fahrt nach Bloomington mußte ich zu El Paſo überliegen, und die Langeweile bewog mich Raſtloſen an einige dortige Deutſche die ganz proſaiſche Frage zu ſtellen: Wollen Sie für die Fackel abonniren? Zwei *Yes* und vier *No* war die lakoniſche Antwort. Es ſind in dieſem kleinen Stadtembryo zwei deutſche Kirchen, eine Schule, ein Muſikcorps, ein Liebhabertheater und eine Brauerei des Hrn. Huber.

In Bloomington habe ich vernommen, daß gegenwärtig die deutſchen Vereine „in beſter Harmonie leben."

Die nächſte Station war Decatur. In dem Maaße als zu Bloomington der freie Geiſt abnimmt, hat er zu Decatur zugenommen. Zeitungen u. Zeitſchriften, ſo an einem Platze vorherrſchend geleſen werden, ſind der beſte Maaßſtab der öffentlichen Meinung.

Von Decatur nach Sprinfield. Hiee ward mir das Vergnügen, in Geſellſchaft des Hrn. Jörger die Brauerei des Hrn. Hermann und Lincoln's Grab zu beſuchen. Hier trafen wir eben einen betrunkenen Amerikanee aus Californien, der in doppelter Begeiſterung dem Verſtorbenen Weihrauch ſtreute. Endlich iſt es beſtimmt, daß das Monument hier errichtet wird.

In Springfield hat vor Kurzem Herr Adolph Meyer ein deutſches Gaſthaus eröffnet, das Jefferſon Haus, das gut geführt wird. Es iſt hier ein neues Theatergebäude im Bau, das Herr Brauer Rudolph bauen läßt.

Im Waggon bei der Abfahrt nach Quincy überraſchte mich ein Abonnent, Herr Hermann, Frachtagent der Toledo- und Wabaſhbahn, mit einer Freikarte. Quincy iſt eine der gcößten Städte des Staates Illinois, mit einer ſehr hübſchen Lage am Miſſiſſippi. Das deutſche Element, beſonders das katholiſche iſt ſtark vertreten: alſo fehlt es auch nicht an Bet- und Trinklokalen. Die neue Brauerei der Gebrüder Dick gehört zu den ſchönſten und beſten im Lande. Bei Senger (Nr. 9) ißt man gut und trinkt man ausgezeichneten Wein. Im Sommer findet man da unter einer geoßen Weinlaube erquickenden Schatten.

Via Hannibal, im Staate Miſſouri, einem ſehr freundlichen Städtchen, am Terminus der Hannibal- und St. Joſeph-Bahn gelegen, fuhr ich pee Steamer nach St. Louis.

Der Frühling hatte bereits ſich in ſeiner vollen Schönheit und Friſche entfaltet und ich liebkoſ'te *con amore* das reizende Mädchen im grünen Kleide, das ich ſchon ſo oft aus dem langen Winterſchlafe erwachen ſah. Des Menſchen Frühling blüht ein Mal; mir hat er abgeblüht; doch iſt der Geiſt noch jung und empfänglich für alles Schöne und im magiſchen Dunkel des Phantaſienhains ſingt noch immer Philomele.

Mai, 1866.

St. Louis hat ein ſehr empfehlenswerthes deutſches Hotel, Lang und Co. und die engliſchen Hotels wurden vor Kurzem mit einem neuen vermehrt, dem Metropolitan, das an Größe, innerer Eleganz und an Comfort Paris und London Ehre machen wüede. Von den vielen hübſchen Salons kann ſich jedoch an geſchmackvoller Einrichtung keiner mit de-

Digitized by Google

nen in Boſton meſſen. Der Walhalla gebürt wohl der erſte Rang und der Eigenthümer verſteht es, ſein Lokal in jeder Hinſicht anziehend zu machen. Am erſten Mai wurde da zum erſten Male Bockbier kredenzt und durch die Zeitungen „die deutſche *Intelligenz* und *Nobleſſen*“ zur Eröffnung des dreitägigen Bockfeſtes eingeladen. Am Eingang begrüßte uns ein mit Bändern decorirter Bock, zuweilen mit den Hörnern ganz diaboliſch an ein Bierfaß ſtoßend, zur Beluſtigung der Gäſte. Der Saal war mit Blumen und grünen Gewinden ausgeſchmückt und das Ganze zeigte, daß der Eigenthümer unter den Wirthen der Bock der Böcke iſt. St. Louis iſt eine deutſche Stadt, die an Vergnügen Alles bietet, was man in der alten Heimath findet und ich halte dafür, daß es hier der intelligenten und gebildeten Deutſchen verhältnißmäßig mehr gibt als in irgend einer andern Stadt der Union.

Unter meinen hieſigen Freunden vermißte ich hier dieſes Mal einen der freiſinnigſten und beſtrebſamſten Deutſchen, Hrn. Gottſchalk, den Gründer der noch beſtehenden freien Schule in dem *Bremen* genannten Stadttheile. Ehre und Achtung dem Andenken des Edlen! Das bei einem frühern Streifzug erwähnte Teſtament des Hrn. Andre, durch welches die freie Schule zu Bremen ein namhaftes Legat und der Hochwächter, der Inveſtigator und die Fackel, ſo lange ſie beſtehen, jährlich 50 Dollars beziehen ſollen, befindet ſich in den Händen eines Executors, und es wird in Bälde ſich zeigen, ob dieſes höchſt ſeltſame Document eines Sterbenden den bevorzugten Lebenden, die ſeinem Geiſt werth und verwandt waren, zu Gute kommen wird!

Eines Sonntags beſuchte ich einen alten Freund, Hrn. M. *Stritz*, deſſen Sohn in Deutſchland Montaniſtik ſtudirte und nun eben im Begriff iſt, die große Reiſe nach Montana anzutreten, wo er als geologiſcher Ingenieur angeſtellt *ein* großes Feld für ſeine Kenntniſſe und jugendliche Thätigkeit finden wird. Es traf mich wieder das Loos im Concordia-Park einem großen Pic-Nic beizuwohnen, das zum Beſten der Turnzöglinge gegeben wurde. Ich ging in Geſellſchaft des Hrn. Fr. Gottſchalk dahin und fand wie voriges Jahr eine Maſſe Menſchen, gute Muſik und ſehr ſchlechte Bedienung. Auch ſprachen wir auf dem Wege bei Brauer *Köhler* ein, einem unſerer freiſinnigſten Deutſchen im Weſten und beſonderen Verehrer Carl Heinzen's. Ich bedauerte, nicht einige Tage länger in der Stadt verweilen zu können, um in Böhm's Washington-Garten der Eröffnung ſeiner neuen Bühne beizuwohnen, für welche er die beſten Kräfte für die Saiſon engagirt hat.

Bei Carl Seitz entſchwand mir eine ſehr angenehme Stunde. Sein Sohn kehrte vor Kurzem von einer Reiſe in Deutſchland, Schweiz, Frankreich u. England zurück, brachte ſchöne Mementos mit, erzählte viel Intereſſantes und rühmte ganz beſonders ſeinen Aufenthalt in Wien und das gemüthliche öſterreichiſche Volk. Ja, es giebt nur Eine Kaiſerſtadt, es giebt nur Ein Wien — dort möcht ich wohl hin. Die Reiſeluſt der Amerikaner wird bald jener der Engländer gleichen und Jeder bringt eine gute Meinung von Deutſchland zurück.

Im Theater ſah ich den „Viehhändler aus Oeſterreich“, welche Rolle Herr *Scherer*, als Gaſt, ausgezeichnet geſpielt hat. Das Haus iſt nicht ſehr geräumig; doch ziemlich geſchmackvoll und das Orcheſter ſehr gut beſetzt.

Die Deutſchen üben einen großen Einfluß auf das geſellige Leben und bei dem namhaften Gewicht, das ſie in die Wahlurne legen, könnten ſie auch noch größern Einfluß auf die Politik üben, wenn ſämmtliche Journale der entſchiedenen freien Richtung folgten. — Nachtkronik giebt es jetzt keine; aber Nachtvögel giebt es, leider, noch genug, deren Weſenheit ſich mit dem Sonnenlichte nicht verträgt. Am ſtärkſten, glaube ich, ſind die Deutſchen in St. Louis bei der Polizei vertreten; denn ich erfuhr, daß hier 162 deutſche Poliziſten in Activität ſind. Der Chef, Oberſt Laibold, iſt ein Deutſcher, ebenſo der Capitain, Herr Romee und der Clerk, Herr Neudorf.

Am 2. Mai ging ich, von Hrn. Peter begleitet, an Bord eines Memphis-Boots und fuhr nach Cairo. Auf der monotonen Reiſe wurde mir die Geſellſchaft des Hrn. Lingenau, Agent der Germania-Lebensverſicherungs-Geſellſchaft, zu Theil. Ich war ſeit mehren Jahren nicht zu Cairo, das dem Areal nach, am Einfluß des Ohio in den Miſſiſſippi niedrig gelegen, mir nie die Hoffnung abgewinnen konnte, daß es ſich zu einer großen Stadt erheben werde. Ich erinnere mich wie man dort vor 25 Jahren neben wenigen Bretterhäuſern ein großes Hotel gebaut u. ſogar eine Bank errichtet hat. Das Hotel ſteht noch; die Bank, eines der vielen zu jener Zeit gebrochenen Schwindel-Inſtitute, iſt gebrochen. In den Damm, welchen man zum Schutz der projectirten Stadt in Embryo gebaut hatte, machte der Strom ſolche Breſchen, daß ihre Beſchützung an das Unmögliche zu grenzen ſchien. Und dennoch iſt Cairo während der Dauer des Krieges zu einer Stadt von 10,000 Einwohnern herangewachſen, die in mir ein Staunen hervorrief, ähnlich dem, als ich vormals nach einer Pauſe von circa vier Jahren Chicago wieder ſah. Beide Städte haben mit der coloſſalen Schwierigkeit des Terrains zu kämpfen; beide haben ſie ſchon zum Theil überwunden und wenn man Jemand, der mit den hieſigen Verhältniſſen, der Zähigkeit und Ausdauer der Amerikaner nicht vertraut iſt, erzählte, daß viele Straßen von Chicago acht bis zwölf Fuß hoch aufgefüllt, ſolide Häuſer, Hotels und Kirchen zu dieſer Höhe empor geſchraubt wurden und das ſchlechte Holztrottoir, wo man Treppe auf, Treppe ab zu ſteigen hatte, in ein ebenes *Pavement* von ſoliden Steinplatten umgewandelt wurde, ſo würde man von ihm als Lügner betrachtet werden. Die afrikaniſche Raſſe hat zu Cairo über 2000 Ableger, von denen die meiſten während des Kriegs hier durch die Regierung beſchäftigt waren. Unter den Deutſchen giebt es viele wohlhabende Geſchäftsleute. Es iſt hier eine freie

Schule unter der Leitung des Lehrers Appel, auf den das Publikum mit Recht ſtolz iſt. Der junge Turnverein zählt 40 durchaus freiſinnige Mitglieder. Für Gambrinus ſind drei Throne erbaut. Die Waſhington-Halle des Hrn. Scheel hat einen Garten und großen Tanz-Saal. Das Muſik-Chor, *Brass Band*, ſpielt ſehr brav. Es ſind hier zwei deutſche Aerzte und die Apotheke des Hrn. Schuh iſt ſchön und reich ſortirt. Auch eine radikale Zeitung erſcheint, herausgegeben von Hrn. Joh. Schneider. An der belebten Levee ſteht eine lange Reihe von Geſchäftshäuſern, unter denen mehre ſolid und in gutem Style gebaut ſind. Die Straßen ſind breit und regelmäßig ausgelegt, die meiſten mit Bäumen bepflanzt und die Rieſenarbeit der Ausfüllung von 4 bis 14 Fuß hat bereits große Fortſchritte gemacht, indeß zugleich eine Dampfpumpe per Minute 360 Barrel des Sumpfwaſſers dem Ohio zuführt. Von Ueberſchwemmung, ſagte man mir, ſei ſelbſt bei hohem Waſſerſtand Nichts mehr zu fürchten. Sollten je alle dieſe Straßen, die jetzt großentheils durch brückenartige Holztrottoirs verbunden ſind, aufgefüllt werden, ſo dürfte man wohl dieſen amerikaniſchen Straßenbau eben ſo bewundern, wie den Bau der Pyramiden in Egypten.

Auf dem Ohio lagen eben 6 Kanonenböte, die für den mexikaniſchen Golf als Moniteurs beordert ſind.

Nach dem die Herren Mehner und Lingenau die Liſte der Fackel mit 18 Abonnenten, meiſt Turnern, vermehrt hatten, fuhr ich auf dem Ohio weiter hinauf nach Evansville, Ind. Die Fahrt koſtet $5.00; gewiß ſehr wenig, angenommen, daß man Bett und vier ſehr gute Mahle erhält. Nach Memphis koſtet die Fahrt von Cairo elf, nach New Orleans 35 Dollars. Es waren viele Paſſagiere an Bord, die mich ebenſo unberührt ließen, als wären ſonſtige zwei- oder vierbeinige Gabelthiere um mich herum geweſen.

Trotz der großen deutſchen Bevölkerung von 10,000 Seelen giebt es zu Evansville kein deutſches Hotel. An Salons mangelt es nicht und der ſchönſte und frequenteſte darunter iſt die Courthouſe Exchange von Wehnſtert und Ehrhardt. Auch findet man da zwei große Gartenwirthſchaften mit Schattenbäumen. Ich beſuchte ſie mit E. Biſchof, der vor Kurzem ſeine journaliſtiſche Carriere mit der Eſſigfabrikation vertauſcht hat, eines Sonntags. In der Stadt Sonntagsgeſetz — außerhalb der Stadt Nichtachtung deſſelben, durch Trinken, Kegeln, Muſiciren und Tanzen. Am ſelben heiligen Tag der Chriſten hat auch ein Pic-Nic ſtattgefunden, wo es ſehr lebhaft hergegangen ſein mag; denn es kam zu einer allgemeinen Keilerei, bei welcher ein Mann drei gefährliche Stiche erhielt. Ich habe hier überhaupt intereſſante, doch nichts weniger als erfreuliche Studien gemacht, welche ich durchaus nicht als auf Rechnung des deutſchen Publikums mitgetheilt wiſſen will, ſondern als Beiſpiel der vielen Verbrechen in dieſer „frommen" Republik, neben den vielen Inconſequenzen, Dummheiten und Albernheiten, welche bei dem denkenden Beobachter blos ein Lächeln erregen. Ich will denn mit dieſer Categorie des Lächerlichen beginnen, ehe ich das Scheußliche erwähne. *Relata refero.* Das heißt, ich ſage, was mir von Hrn. B. mitgetheilt wurde.

Eine deutſche proteſtantiſche Gemeinde führte bei dem Vorſtand Klage gegen ihren Prediger und wollte ihn von ſeinem Amte entlaſſen, weil Se. Ehrwürden weiße Hoſen tragen und ſeine Gattin einen *Bonnet* (Hut), der für die Frau eines Paſtors zu theuer ſei. Welches Vergehen! Ein Glück war es für den Ehrwürdigen, daß der Vorſtand Verſtand hatte, ſonſt hätte er der weißen Hoſen wegen über die Klinge ſpringen müſſen. Ein chriſtlicher Prediger in profanen weißen Hoſen auf der Straße — welche Entwürdigung des Chriſtenthums! — Ferner: in einem Trinklokale war ein Plakat angeſchlagen, mit der Warnung: „Hier darf nicht über Politik geſprochen werden." In einem Lande, wo das Volk ſouverain iſt, darf nicht über Politik geſprochen werden. Hört Ihr es, Ihr Unterthanen von Rußland u. Oeſterreich? Ein freier Mann eines freien Staates iſt berechtigt und ſogar moraliſch verpflichtet, an der Politik Theil zu nehmen. Ein vernünftiger Bürger weiß es, daß kein freier Staat ohne Oppoſition ſein kann, weil die Anſichten und Intereſſen des Volkes verſchieden ſind; daher er Jedem ein Recht auf ſeine Meinung giebt und ſeine Gegner mit Argumenten zu überzeugen und zu gewinnen ſucht. Unvernünftige Menſchen kennen keine Argumente; ſie werden nicht durch Principien, ſondern durch Inſtinkt geleitet; daher vor Wahlen ganz beſonders ſo viele Keilereien, Schlägereien und mitunter blutige Köpfe. Dieſes mag jener Wirth beſagter Plakete wahrſcheinlich gewußt haben; daher ſeine an Befehl grenzende Warnung, um ſein Haus nicht zum Rauf- oder Schlachterhaus des ſouverainen Bengels zu machen.

Nun zum Scheußlichen. „Vor Kurzem ſpielten einige Knaben auf einem Raſenplatz nahe dem Bahnhof und ſiehe, ſie ſtießen auf Zehen eines Fußes, welcher aus dem Boden hervorragte. Entſetzt darüber ergriffen ſie die Flucht, brachten die Kunde nach der Stadt und man fand alsbald den Leichnam eines jugendlichen Frauenzimmers, dem der Kopf abgeſchnitten war." Alle Nachforſchungen ſind bis jetzt fruchtlos geblieben.

Ein anderer Fall, ſo ſich nicht lange her ereignet hat. „Ein Neger begegnet einer Frau auf der Fahrſtraße, nahe der Stadt, überfällt ſie, ſchleppt ſie über einen Zaun, verſetzt ihr einige Schnittwunden am Halſe und ſchändet ſie. Durch einen Vorübergehenden aufgeſchreckt ergreift er die Flucht und wird alsbald ergriffen und nach dem Gefängniß gebracht. Auf Verdacht hin wurde auch ein anderer Neger verhaftet. Die Frau erzählte in vollem Bewußtſein den Hergang der ſchändlichen That, mit dem Bemerken, daß ſie den Neger erkennen würde, u. daß er allein war. Nächſten Tag verſammelte ſich eine Rotte vor dem Courthauſe, erbrach die Thüren

des Gefängniſſes, ohne darin Widerſtand zu finden, ſchleppt die beiden Neger auf die Straße, wo ſich bald Tauſende verſammelt hatten, ſchlägt ſie mit Knütteln todt, hängt ſie auf einen Laternenpfahl und ſteckt ihnen Cigarren in den Mund.“

Die Menge jauchzte über die Execution der Volksjuſtiz und Frauen mit Kindern auf dem Arm hoben dieſe hoch empor, um die Gehenkten zu ſehen. Nun, ſo ſcheußlich auch und ſo ſtrafbar jene That war, ſo iſt es doch immer ein Zeichen der Brutalität, wenn die rohe Maſſe jenes Amt auf ſo abſcheuliche Weiſe ausübt, was der Staat der Juſtiz im Sinne der Geſetze übertragen hat. Doch da hilft eben keine Rüge; der Menſch iſt an und für ſich ein durch Leidenſchaft beherrſchtes Weſen und je roher der Menſch, deſto wilder ſeine Leidenſchaft, deſto ſchrecklicher ſeine Rache. Solche Scenen erinnern zugleich an das Lynchgeſetz des Südens, das dort ſo häufig an Weißen vollzogen wurde, die ſich eine Schuld gegen die „göttliche Inſtitution der Sklaverei“ zugezogen hatten oder „*not sound on the goos*“ waren, wie man dieſe Schuld in ihrem geringſten Stadium irgend einer Mißbilligung der Inſtitution zu nennen pflegte. Iſt es nicht ſchade, daß jene glorreiche Zeit „vor der Hand“ vorüber iſt? Möge ſie nicht wiederkehren! —

Referent, der die Menſchen nicht nimmt wie ſie ſind, ſondern wie er ſie zu haben wünſcht, war noch weit mehr entrüſtet über jene Volksjuſtiz als ich; beſonders, da der eine Neger unſchuldig war. Iſt Erſteres auch ſtreng zu rügen, ſo iſt Dieſes doch beſonders zu verdammen und beweiſt blos, daß die Rache bei ſolchen Fällen keine Grenzen kennt und der Schein genügt, um ihr zum Opfer zu fallen.

Evansville hat vier proteſtantiſche Gemeinden, und jede derſelben baute ihrem Seelſorger ein ſolides Wohnhaus. Ganz in der Ordnung. Ihr möget zum Theile in ärmlichen Hütten wohnen; euer Seelenhirt, der euch den Himmel aſſecurirt, muß Comfort haben, um mit Muße ſeinem Berufe zu obliegen. Ihr möget acht, oder ſogar zwölf Stunden arbeiten, für ihn ſind zwei Stunden genug. Der Hirt ſteht ja über den Schaafen und wacht über ſie; alſo ehret den Ehrwürdigen und bezahlet ihn gut, damit er keine Sorgen habe; er mag mit euch kneipen, das kann ihn hier zu Lande nur um ſo populärer machen; er mag als Menſch auch ſeine Schwächen und Fehler haben; aber er hüte ſich, wie andere p r o f a n e Leute, w e i ß e Hoſen zu tragen!

Trotz der vier proteſtantiſchen Gemeinden und der katholiſchen Chriſten giebt es zu Evansville auch viele intelligente Leute, die auf ihre eigene Façon, ohne Seelſorger und Schaafhirten, ſelig werden wollen auf Erden, und denen einſt der Himmel eben ſo gut wie den Gläubigen offen ſtände, wenn er mehr als Hirngeſpinſt wäre.

Auch nicht übel. Es war während meines Aufenthaltes zu Evansville durch Mons. von Roy eine g r o ß e Abendunterhaltung angezeigt auf einem n e u e n (!) Inſtrument, genannt die Cither.

Am 8. an Bord des großen Dampfers Tarascon 80 Meilen nach Tell City gefahren. Ich hatte früher noch nie hier angehalten und der Leſer der Streifzüge wird ſich etwa noch meiner letzten Aeußerung erinnern, als ich in Hinſicht ausſchließlich deutſcher Städtchen ſagte, es ſei ſchwer zu ſehen und keine Satyren zu ſchreiben. Nun aber habe ich Tell City geſehen und keine Urſache Satyren zu ſchreiben, ſondern meine Ueberraſchung zu äußern über den Aufſchwung dieſer von Arbeitern mit ſehr geringen Mitteln gegründeten Stadt, dieſem jungen und verheißenen Sprößling des Schweizer-Anſiedlungs-Vereins.

Es war ſpät Abends, als wir landeten. Im Wharfboot traf ich Hrn. Keller, Eigenthümer des Bootes, der ſo freundlich war mir mit ſeiner Laterne nach dem nahen deutſchen Gaſthaus an der Levee zu leuchten. Ordnung u. Reinlichkeit machten da den erſten guten Eindruck auf mich.

Das regneriſche Wetter verleidete mir einigermaßen den Aufenthalt in der Stadt, die erſt im Straßenbau begriffen, noch keine Trottoirs hat. Trotz deſſen ging ich, in Begleitung des Hrn. Hartmann, eines braven Schweizers, die hoch gelegene deutſch-engliſche Freiſchule beſuchen. Ich fand da 350 Schüler, unter Leitung von fünf Lehrern, die ſämmtlich deutſche und freiſinnige Männer ſind. Hieraus mag der Leſer ſchließen, daß die junge Stadt berechtigt iſt, auf einen intelligenten Nachwuchs zu zählen. Der Turnverein hat 60 Mitglieder, bei denen das geiſtige Turnen Hauptſache. Es wird hier überhaupt ſehr viel geleſen; ſo hat z. B. das radikale Louisviller Volksblatt 140 Abonnenten. Ich vernahm, daß Herr Alexander Koch hier nächſtens ein deutſches Blatt herausgeben wird. Möge das Unternehmen gelingen! Die Einwohnerzahl gab man mit zu 4000 an. Es ſind da bereits mehre ſolide Backſteinhäuſer. Würden die auswärtigen Eigner von Bauplätzen ihre ſitzige Speculation dem Gemeinwohl opfern und dieſelben verkaufen anſtatt brach liegen laſſen, ſo würde die Stadt ſich um ſo raſcher entwickeln und vergrößern.

Da man hier zu Lande nirgends ohne Vereine auf Erden glücklich u. ohne Kirchen im Himmel ſelig werden kann, ſo hat man auch hier bereits eine Druiden- und Oddfellow-Loge; ein katholiſches Kirchlein, leider noch ohne Prieſter, und die Hoffnung, bald auch ein proteſtantiſches „Gotteshaus zu erhalten.“ Ohne Gott will es eben nicht gehen und damit der liebe Gott gegen ſchlechtes Wetter ein Obdach habe und die Gläubigen in ſeiner unmittelbaren Nähe ihn verehren mögen, iſt es ganz folgerecht Gotteshäuſer zu bauen, die manche Gottloſe mit dem Namen Schaafſtälle entehren, als ob ſie ein Recht hätten, die Gemeinde mit Schaafen zu vergleichen, da ſich ihr geiſtlicher Führer auch P a ſ t o r, das heißt Hirt nennt. Uebrigens giebt es hier auch viele Anti-Kirchenleute, deren Tempel

Digitized by Google

die Natur iſt, die ſämmtliche Dogmen mit dem des Glaubens an einen perſönlichen Gott abgeſtreift und die gottloſe Fackel mit ihren ſenſualiſtiſchen Tendenzen freudig in ihrer Mitte aufgenommen haben.

Es beſtehen hier auch ein Geſangverein, ein Schützenverein und zwei gute Muſikbanden. Ferner ſind da bereits 3 Sägemühlen, 1 Mahlmühle, 2 Meubel- und 2 Stuhlfabriken, 1 Blaſebalg-Fabrik, 1 Ackerbaumaſchinen-Fabrik, 1 Eiſengießerei, 5 Schindelmaſchinen, 1 Thür- und Fenſterrahmen-Fabrik, 3 Ziegelbrennereien, 3 Brauereien und 1 Wollenfabrik. Iſt das nicht außerordentlich für eine ſo junge Stadt, von deren Gründern keiner über 200 Thaler Capital beſaß und von denen ſo manche Familie Anfangs mit Nahrungsſorgen zu kämpfen hatte? Ein ſicheres Zeichen, was Ausdauer, feſter Wille und Fleiß vermögen. Ich fand auch, daß hier viel gearbeitet, viel geleſen und ſehr wenig gebummelt wird.

Die Lage von Tell City iſt ganz für eine Fabriksſtadt geeignet und es kann nicht fehlen, daß ſich aus dieſem Embryo ein namhafter Platz entwickeln wird.

Ich traf hier Männer, die mich vor 10 und 20 Jahren gekannt haben und ſich meiner Vorträge erinnern.

Von Hrn. Schöttlin begleitet verließ ich Tell City, nachdem es in jeder Hinſicht meine Erwartung übertroffen. Schöttlin und Co. ſind in Beſitz eines Patentes für Zapfen zu Fäſſern u. fabriciren auch Nürnbergerſpielwaaren. Der Export der Fabrikate von Tell City geht meiſtens nach dem Süden, beſonders nach Memphis.

An Bord der *Ellen Faber* (*yellow fever*), 130 Meilen nach Portland gefahren. Paſſagierpreis $3.50. Der monotone untere Ohio nimmt einige Meilen oberhalb Tell City, bei Canelton, intereſſantere Conturen an.

In Portland angekommen fuhr ich per Eiſenbahn nach Louisville, wo ich *en passant* im Laden eines alten Bekannten, Hrn. J. H. Schröder, mein Reiſefläſchchen mit Bourbon füllte und an Bord des Gen. Buel Paſſage nahm nach Cincinnati. Buel iſt ein großes elegantes Boot der U.-States-Line und führt, wie alle zwiſchen Louisville u. Cincinnati täglich verkehrenden Boote, ausgezeichneten Tiſch. Mit uns zugleich ging auch der General Grant, von der People's Linie, ab, und es begann bald zwiſchen den beiden Helden ein Wettrennen, in dem Grant den Buel geboten hat. Das Wetter war mild und die Fahrt auf dem Belle Riviere eine ſehr angenehme. Ja, der Ohio iſt ein hübſcher Strom; doch reich an Scenerien iſt er durchaus nicht. Der obere Miſſiſſippi iſt ſchöner; der hat großartige Bluffs und einige erhabene Perſpectiven, doch beide übertrifft an Schönheit und Mannigfaltigkeit der Hudſon. Das Impoſante, das Schaurige, das Majeſtätiſche der Natur muß man in Californien ſuchen. Ich las vor Kurzem eine Beſchreibung des Yoſemite-Thales in den Sierras, deſſen 3000 Fuß hohe Granitfelſen wohl an die Schweiz erinnern mögen.

Der letzte Abend dieſer Tour war prachtvoll. Die Sonne ſenkte ihr Strahlenhaupt, einer Feuerkugel ähnlich, in den grünen Hügelſchooß hinab. Der weſtliche Horizont glühte in Purpur und die Fluth glich einem Strome von geſchmolzener Lava. Heſperus ſchwebte einſam am blauen Dome; jener herrliche Stern, der mir auf meinen einſamen Wanderungen in Europa ſo oft als „Müdem" zugewunken, und ſchweigend in der Abenddämmerung-Schleier ſaß ich bis ſpät vor meiner Cajüte, ein iſolirter Punkt im großen All, fühlte inniglich wohl und pries meinen Stern, der mich auf ſo vielen, oft gefährlichen Reiſen ſtets glücklich in den ſicheren Hafen begleitet hat. Möge er mir auch künftig leuchten; bis endlich der müde Wanderer an der letzten Station angelangt, Styx und Lethe paſſirend, ſeine Atome der guten Mutter Tellus zurückgiebt, um daraus im ewigen Stoffwechſel neues Leben zu ſchaffen!

Ein Feſt im Himmel.

Mitgetheilt von C. Strumel.

Es ſtarb einmal ein Bäuerlein;
Sein Engel, hell wie Sonnenſchein,
Mit einem goldnen Stabe wies
Dies Bäuerlein ins Paradies.
Es ging an den beſtimmten Ort
Auf einer Morgenröthe fort,
Kam an das Thor von Diamant,
Und klopfte ſittſam mit der Hand.
St. Peter hütete die Thür,
Und ſchrie: „Nun, wer iſt wieder hier?"
Ich bin ein armer Bauersmann,
Der auf der Erde nichts gethan
Als ſeine Felder angebaut
Mit einem Weibe ſich getraut,
Die mir zum Stecken und zum Stab
Ein Dutzend derbe Buben gab.
In meinem Leben gab ich gern
Die Steueren meinem gnäd'gen Herrn.
Ich glaubte was der Pfarrer ſprach,
Kam treulich ſeinen Lehren nach,
Und zahlt ihn redlich, wie mich deucht,
Für ſeine Predigt, Meß und Beicht.
Ich ſtarb. Er ſalbte mich mit Oel,
Ein Engelein wies meine Seel
Zu dir ins Paradies herauf:
O, heil'ger Peter, mach mir auf!
Nun öffnete die Pforte ſich.
St. Peter ſprach: ich lobe dich,
Du guter Mann verdienſt gewiß
Ein Plätzchen in dem Paradies.
Du ſollſt's auch haben, aber heut',
Mein Bäuerlein, fehlt mir die Zeit.
Wir feiern heut ein großes Feſt,
Was mich an dich nicht denken läßt.
Geh' dort in jene Laube hin,
Gewölbt von himmliſchem Jasmin,
Und warte bis ich komme da,
Bei Nektar und Ambroſia!
Das Bäuerlein ſprach: Hab' Dank!
Setzt' ſich auf eine Veilchenbank,
Und wartete bis Peter rief.
Erhabne Stille herrſchte tief.
Doch plötzlich ſprang das goldne Thor,
Der ganze Himmel war ein Chor.
Es ſchwammen ſüße Symphonien
Durch den entzückten Himmel hin.
Der Schatten eines Prieſters ſchwebt
Herauf, vom Lobgeſang erhebt,
Der Himmel leuchtet wie ein Stern.

Digitized by Google

Komm, du geſegneter des Herrn.
Mit Abraham und Iſaak ſaß
Der Selige zu Tiſch und aß
Zum erſten Mal Ambroſia;
Und Amen und Halleluja
Sang laut der Seraphinenchor
Um des entzückten Prieſters Ohr. —
Und erſt am Himmelsabend kam
St. Peter vor das Thor und nahm
Mit ſich den armen Bauersmann,
Und wies ihm auch ſein Plätzchen an.
Der Bauer faßte wieder Muth,
Und ſprach: „Herr Peter, ſei ſo gut,
Und ſage mir, warum denn heut'
Im Himmel ſolche große Freud?
Sahſt du's denn nicht, ſagt Peter drauf,
Ein frommer Prieſter ſchwebt herauf?
„Drum hat ob ſeiner Seligkeit
Der Himmel ſolche große Freud!
So müſſen — fiel der Bauer ein,
Im Himmel lauter Feſte ſein,
Weil's ja viel tauſend Prieſter giebt,
Und jeder ſeinen Herrgott liebt?"
St. Peter lachte laut dazu,
Und ſprach: du liebe Einfalt du!
Ich, der ich bald zweitauſend Jahr
Thürhüter in dem Himmel war,
Hab' vor den Pfaffen gute Ruh;
Doch ſolche Bauernkerls wie du,
Die kommen oft ſo häufig an,
Daß ich ſie ſelten zählen kann.

Gottloſe Lieder

von Philadelphia.

Nr. 1.

Befiehl Du Deine Wege
auf dieſem Wanderſtern
und deines Leibes Pflege
nicht Knechten, auch nicht Herr'n.
Sie ſind nicht wohl berathen
durch ihre Religion;
denn alle ihre Thaten
begleitet Paſſion.

Sie reden, wie im Traume,
von einem „Herrn der Welt,"
der „über der Zeit und dem Raume"
ſie ſchuf und auch erhält;
und, wie in Leichentüchern
das modernde Gebein,
verhüllen ſie in Büchern
der Wahrheit Sonnenſchein.

Sie plagen ſich mit Pflichten,
ſie plagen ſich mit Recht;
die Plagen zu vernichten
verſtehen ſie ſehr ſchlecht.
Sie bauen neu — Ruinen
aus Trümmern alter Zeit.
Es ſpricht aus ihren Mienen
Schmerz der Vergänglichkeit.

Die Trauer heißt „erhaben,"
die Freude „lächerlich."
Den Schwächlingen, den Knaben,
erſcheint es fürchterlich,
wenn auf dem hohen Meere,
im leichten Rettungsboot,
nach ſeiner Kompaß Sphäre
kühn ſteuert der Pilot

Geheimnißvoll, in Stille,
komm Leben, Schlaf und Tod!
war dies des Herren Wille?
Es war des Menſchen Noth!
Kein guter Gott, in Wahrheit,
wär's, der uns Noth erſann;
doch — geiſtige Unklarheit,
ſie beten fürchtend an.

Erkannt iſt jetzt das Walten
der Kräfte der Natur,
die uns in den Geſtalten
verbergen ihre Spur.
Ich bin nicht, was ich ſcheine
und weiß nicht, was ich bin;
doch weiß ich wohl dies Eine:
Das Forſchen bringt Gewinn.

Auf freier Liebe Wegen,
gebahnt durch eigne Kraft,
erringen wir den Segen
der Kunſt und Wiſſenſchaft.
Mag Schlaf, mag Tod begraben
des alten Schickſals Pein!
Wir wollen Gott nicht haben;
wir wollen Götter ſein!

Nr. 2. An die Sänger.

Die Tonkunſt iſt die Schöpfung ohne Tadel,
wodurch der Menſch ſich gleichſtellt im Adel
den höchſten Kräften der Natur,
Sie weckt Geiſter auf, die lange ſchliefen,
wenn ihre Stimmen ziehn durch Höhn und Tiefen;
„durch Nacht zum Licht," durch Moll zu Dur.

Wo Farben glühn, wo bunte Formen wogen
wird unſer Auge mächtig angezogen;
im Wonnewechſel ſchwelgt der Blick;
jedoch die reinſten Freuden in dem Leben
ſind uns von unſichtbarer Macht gegeben
im Geiſtergruße der Muſik.

Des Virtuoſen Töne, ohne Worte,
eröffnen ſchnell ſich unſrer Seele Pforte,
erfüllen uns mit ſüßer Luſt;
geſungne Worte aber ziehn, wie Düfte,
getragen von dem Hauche reiner Lüfte,
beſeligend in unſre Bruſt.

Wenn durch den Zauber lieblicher Geſtalten
der Sehnſucht Regungen ſich raſch entfalten,
erquillt dem Buſen Melodie.
Bald findet ſie den freundlichen Geſellen
und in des Duo's ſanft verſchlungnen Wellen
erklingt dann — Seelenharmonie.

Ach, warum ward der heitern Kunſt Verehrer
der eignen Schöpfung wüthender Zerſtörer?
warum ertönte Schlachtgeſang?
Vermögt ihr nichts, ihr lichtumfloſſ'nen Geiſter,
der Tonwelt, über euren rohen Meiſter,
der euch zum Dienſt der Mordluſt zwang?

Nein! Machtlos ſeid ihr gegen taube Ohren,
die an die Leidenſchaft ſich ſelbſt verloren
und die kein Orpheus mehr belebt.
Es klagen nur elegiſche Geſänge,
daß fort und fort der Drachenleib der Menge
Den Geiſt der echten Kunſt begräbt.

Der freie Sänger ſtrebt zum ſchönen Ganzen,
indem er alte Dichter-Diſſonanzen
als Text der Melodie verſchmäht.
Das Volk wird nie von ſeinem Wahn geneſen
durch Bacchus-Lieder, oder Marſeillaiſen,
auch nicht durch Meſſen und Gebet.

Digitized by Google

O, laßt im Kampfe feindlicher Gewalten
das heil'ge Feuer nicht in Euch erkalten;
bewahrt die Liebe zu der Kunſt!
Sie heilte Saul mit David's Harfenklän-
gen, —
ſie kann auch unſern Herrſcherwahn ver-
drängen,
uns wiederbringen Schickſals Gunſt.

Der todte Stoff ſelbſt fügte ſich zum
Schönen,
als Chladni's Bogen ihn in Scalatönen
erheben ließ an Glaſes Rand.
Die Harmonie des ewig Unſichtbaren
in Menſch wie in Natur zu offenbaren,
erſchien die Tonfigur in Sand.

Nr. 3. Ein Lied von der Lerchenſeele.

„Lerchenſang im Vogelbauer!“
Ja, die Götter-Poeſie
ſchafft ſich Luſt an Andrer Trauer.
Bittre Schickſals-Ironie!
Wißt, vor allen wilden Sängern
liebe ich die Lerche mir
und beſchloß, von ihren Drängern
zu befrei'n das arme Thier.
Hörte lieber wohl das Flöten
einer Nachtigall einſt an;
doch, mich ſtört es, daß durch Tödten
Leben ſie nur friſten kann.
Bin deshalb kein frommer Schwärmer
welcher Fleiſchgenuß verſchmäht;
aber auch nicht freudenärmer
ohne Lerchenfleiſch-Paſtet.
Oft, wenn Nordens Winter drohte
zu verlängern Menſchenweh,
ſpäht' ich, ob der Frühlingsbote
niſte unter kaltem Schnee,
und die Furcht vorm Todtenhemde
der Natur ſogleich verſchwand
wenn „mein Mädchen aus der Fremde,“
wenn die Lerche Heimath fand.
Meine freie Sängerliebe,
Feindin aller Diebs-Moral,
machte mich zum Lerchendiebe
ohne Schuldbewußtſeins Qual.
Dies Vergehen ward ein Segen
für den Vogel, wie für mich;
denn auf unſichtbaren Wegen,
— ohne Wunder ſicherlich! —
ging mir aus der Lerchenkehle
ein Offenbarung zu,
welche mancher Sünder-Seele
ſtören wird Gewiſſensruh.
Langſam ſteigend auf zur Höhe,
blieb die Sängerin bemüht,
dankbar, in des Retters Nähe
zu verweilen, und ihr Lied
tönte zwar nach alter Weiſe,
aber — ſonderbar! — ich fand
Text im Melodien-Kreiſe
den ich früher nie verſtand. —
Seit dem Tage mußt' ich wandern
aus der Lerchen Heimathland
in die Länder, in die andern,
wo der Text noch unbekannt.
Wenn die Leutchen mich verſtehen
weile ich im Furchen-Neſt;
eile fort, zu fernen Höhen
wenn die Herzen, gläubig-feſt,
unempfindlich ſind für Töne
meiner Lerchen-Melodie,
unempfänglich für die ſchöne,
wahre Freiheits-Poeſie.
Mag mein Lied im Sturm verklingen!
Bis mich deckt der Erde Schoos
werd' ich unverdroſſen ſingen:
„Lerchen-Glück iſt Geiſtes Loos!“
Die gefurchten grünen Hügel
feſſeln, nährend, Dichters Leib;
ſeine Seele — ohne Flügel —
iſt des Erdenhimmels Weib.
Und je höher der Gedanke
ſich erhebt zum ew'gen Licht,
deſto tiefer ſinkt die kranke
Ehrfurcht vor dem Weltgericht.
Prüfet eure Herrſcher-Rechte,
ihr Regierer dieſer Welt,
ob ſie gute, oder ſchlechte,
ehe ihr ein Urtheil fällt!
Eure Feſſeln freier Liebe,
Todesfurcht und Hungersnoth,
wecken Räuber-, Mörder-Triebe
gegen den, der damit droht.
Lüftet kühn der Wahrheit Schleier!
Nicht zu Sais ſtand ihr Bild;
denn ein weiſer Geiſt, ein freier,
braucht nicht Schleier, auch nicht Schild.
Nimmer aus der Wahrheit Schranken
ſchweiſe fortan Dichters Kraft;
immer ohne durch Gedanken
ſie das Meer der Leidenſchaft,
Irrend ſucht man „über Sternen“
ſeiner Freiheit ew'ges Glück;
wiſſend kehre man aus den Fernen
zu der Erde gern zurück.
Ewigkeiten zu erfüllen
ſteht in keines Geiſtes Macht!
Neues Leben zu enthüllen
braucht Natur des Todes Nacht.
Wechſel iſt das Loos des Lebens;
zeitlich nur iſt Geiſtes Luſt
und das Einerlei des Strebens
füllt mit Schmerzen unſre Bruſt.
„Ewig ſterben — ewig leben“
war ein kindiſches Geſchwätz.
Aus dem Schlafe ſich erheben
bleibt dem Geiſt Naturgeſetz.
Aber ach! für lange Zeiten
ſind wir noch zum Streit verdammt;
Wahn als Wahrheit zu verbreiten
iſt noch Schriftgelehrter Amt!

Nr. 4. Ein Abendlied für künftige Emi-
granten auf dem Meer zu ſingen.

Nun ſchlafen viel menſchliche Wehn;
die Nacht hat den Himmel umzogen;
im Phosphor-Licht glänzen ſo ſchön
des Oceans ſchäumende Wogen;
ein günſtiger Oſt hat die Segel geſchwellt;
wir ſind in der Nähe der beſſern Welt.

Wir wiſſen, die beſſere Welt,
ſie iſt nicht die vollkommen gute,
doch giebt ſie ein freieres Feld
dem ſtrebenden Jugendmuthe.
Die Erde dort harrt noch des Schöpfers
Hand
und wird den Verſtänd'gen – gelobtes Land.

Es fehlte auch uns nicht an Muth,
für Gleichheit im Rechte zu kämpfen;
doch fließet vergebens das Blut
in Bürgerkriegs häßlichen Krämpfen.
Wo Irrthum nur gegen Irrthum kriegt,
iſt's leider ein Irrthum, der immer ſiegt. —

Wir laſſen hochmüthige Herrn,
im Bunde mit gierigen Knechten,
um Titel, um Ordensſtern,
um Schätze, noch rechten und fechten;
wir machen die Arbeit der Freude gleich,
und dienen nicht weiter in Mammons
Reich!

Uns ködert kein Schlummerlied
der Ablaßkrämergewiſſen.
Das Herz iſt Europa müd',
doch ſucht es kein Ruhekiſſen;
die Lebensliebe, die in ihm ſchlägt,
ſie gleichet der Kraft, die die Welt bewegt.

Nr. 5. Der nächtliche Eislauf.

Wo jüngſt noch auf ſchaukelnder Welle,
fortſegelnd mit Windes Schnelle,

Digitized by Google

wir lenkten den zierlichen Kahn;
da bietet zu künſtlichem Tanze
der Strom uns in ſilbernem Glanze
nun ebne, kryſtallene Bahn.

Wir ziehen auf blinkendem Eiſe,
gleich Sternen, elliptiſche Gleiſe
und Sterne beleuchten die Luſt.
Wir blicken hinauf zu den Hohen,
beſeligen, denkend, mit frohen
Gefühlen die ſchwellende Bruſt.

Wir fürchten nicht Gott und nicht Teufel'
uns quälen nicht lindiſche Zweifel,
nicht Sorgen um Leben und Tod;
wir wiſſen die menſchlichen Blüthen
vor tödtlichem Froſt zu behüten,
zu wenden die irdiſche Noth.

Wir ſehen, daß, irrend auf Erden,
die Brüder ſich vielfach gefährden
auf ſteilem und ſchlüpfrigem Pfad.
Mitfühlend die Leiden der Andern,
die ſeufzend das Leben durchwandern,
beginnen wir rettende That.

Wir dringen mit ſonnigem Strahle
hinab zu den Schäfern im Thale
der alternden, mythiſchen Nacht;
wir löſen die eiſige Rinde
vom Herzen; vom Auge die Binde,
bis lächelnd der Träumer erwacht.

Die Kinder ägyptiſchee Nächte —
die alten barbariſchen Rechte —
wir laſſen für immer ſie ruhn!
Befreit von den läſtigen Geiſtern,
folgt Segen geordnetem Thun.

Nr. 5. Der eeſte Tod.

Ein Wechſelgeſang.

1.

Der erſte Tod
dringt raſch ins erſte Leben:
ins Morgenroth,
von dichten Nebeln umgeben
Kein Machtgebot
kann ſiegreich ſchützend widerſtreben
wenn er das Leben,
das Morgenroth, mit Nacht bedroht, dee erſte Tod.

2.

Willkommen Tod,
mir armen, Lebensmüden!
Kein Morgenroth
ſuch' ich im Grabe, nur den Frieden,
Kein Machtgebot
erſchallt dann herriſch, daß hienieden
mir nur beſchieden,
für Arbeit — Brod, in Schweiß und Noth.
Willkommen Tod!

3.

Verſtand Pilot!
Wer ſtrafte falſches Streben,
aus Wiſſens-Noth,
die er allein vermag zu heben,
durch frühen Tod?
Wee hat dem erſten, kurzem Leben
den Fluch gegeben,
daß Machtgebot denGeiſt bedroht mit ew'gen Tod!

4.

Du frageſt wer?
Er, der die Welt erſchaffen
und auch das Heer
von Menſchen, welche ſie begaffen.
Such ihn nicht mehr,
und fluche nicht den Gottes-Affen,
den Füeſten, Pfaffen!
Das Wort iſt — leer, der Wahn iſt — ſchwer; du ſelbſt biſt — Er!

5.

Der erſte Tod
weicht einſt dem zweiten Leben!
Kein Machtgebot,
Natur, die ew'ge muß es geben.
Doch wenn die Noth
ſtets hemmt des Geiſtes freies Streben,
bleibt jedes Leben
nur Morgenroth, mit Nacht bedroht, durch frühen Tod.

6.

Vertilgt die Noth!
Verſtummen laßt die Klage!
Das Morgenroth
verwandle ſich zum hellen Tage!
Gebt ihr den Tod,
der alten frechen Lügen-Sage
von ew'ger Plage
durch Machtgebot des Zebaoth. Gebt ihr den Tod!

Schwanengeſang.

Noch einmal erfüllet die Bruſt
das heimwehmüthige Sehnen
nach ſelbſt erſchaffener Luſt
an ſüßen Klängen, — an Thränen
der Freude, welche Erinn'rung giebt
der Seele, die lange gelebt, geliebt.

Schon dringet aus nächtlichem Flor,
durchbrochen vom Schimmer der Steene,
ein dichter, buntfarbiger Chor
von Eiſen, geſtaltend das Ferne.
Es ſind die Gefährten der Jugendzeit,
entſtiegen dem Grab der Vergeſſenheit.

Sie treiben ein wunderlich Spiel,
wetteifernd im Jagen und Ringen,
ſie ſchmauſen und plaudeen auch viel
vom „Tanze dee Horen," ſie ſingen
Erlkönigslieder und laden ein:
„o ſelig, o ſelig, ein Kind zu ſein!"

Ein jeder erhebt ſeinen Schild,
worauf ſeines Höchſten Name;
daneben, gemalet, das Bild
der angebeteten Dame;
und „honny soit, qui mal y pense,"
iſt Schluß des Ritterorden-Geſangs. —

„Voeüber, ihe Schäfchen!" Dem Weh,
der Wonne, romantiſcher Minne,
enthob mich Sophia, ich ſteh'
auf „höherer Warte," ich ſinne
nicht weiter auf Ehre und Liebesruhm,
ich koſtetete ſattſam dies Opium!

Einſt ſpielte' ich am Bernſteinſtrand —
der Wiege Perkuns und Potrimpos —
um Preiſe aus göttlicher Hand,
um Freuden vom hohen Olympos
und fand, an der Grenze der Jugendkraft
im göttlichen Streben nur Leidenſchaft.

Oft ſah ich ein Engelgeſicht
Treuliebend zu frühe verbleichen;
ich zählte viel Opfer der Pflicht, —
verſtümmelte, blutige Leichen;
auf Siegesfeldern, in Schlachten, ward
die Lüge des Himmels mir offenbart.

Da faßt ich Titanenmuth
die heidniſchen Götzen zu ſtürzen,
die, grauſam, mit Menſchenblut
des Mahles Freuden ſich würzen.
Der gekreuzigte Gott ward Ideal
des Menſchen in ſeiner Schickſalsqual.

Ich hab' ihn bezwungen, den Feind,
den eingebildeten Schöpfee,
der ſtets ſeine Weisheit verneint,

Digitized by Google

gleich einem unwiſſenden Töpfer,
der ſeiner Werke Zerſtörung liebt,
weil ſie zum Schaffen Urſache giebt.

Die göttliche Selbſt-Ironie
im menſchlichen Sünden enthüllen,
die Leere der Trugpoeſie
von geiſtiger Allmacht erfüllen
und zeigen, was Schickſal iſt, was nicht;
das wurde des heiligen Geiſtes Pflicht!

Bald ſchweiget der ſingende Schwan
und ſenket die Flügel, die müden,
doch endet er nicht ſeine Bahn
im Sehnſuchtszuge gen Süden;
er ſuchet ein Grab ſich im Frühlingsſchnee,
in nördlicher Heimath, am ſtillen See!

Die Union.

1. Teleskopiſche Anſicht.

Kennt ihr das Land, wo Mais und Pfirſich blühn?
Der Büffel graſ't in ungemähtem Grün?
Wo breite Ströme und meergleiche See'n
Urwald umfluthen und Gebirges Höhn?
Kennt Ihr es wohl? Dahin, dahin
möcht' ich mit Euch, Ihr Kinder! Laßt uns ziehn!

Kennt Ihr das Volk, das ſeinem Geiſt vertraut?
Dem freien Worte keine Kerker baut?
Das mit Gewiſſenszwang ſich nicht mehr plagt;
den Wandrer nicht nach Paß und Heimath fragt?
Kennt Ihr es wohl? Dahin, ꝛc.

Kennt Ihr das Haus? Es zeigt kein Prunkgemach;
der Gleichheit Banner weht vom hohen Dach.
Kein Söldling ſchildert da vor goldnem Thron.
Das iſt das weiße Haus der Union.
Hoch Washington! und hoch Franklin!
Dahin, dahin, Ihr Kinder, laßt uns ziehn!

2. Mikroskopiſche Anſicht.

Wir ſahen das Land. Wohl iſt es groß und reich;
doch, die Bewohner, ſind nicht frei und gleich
die Habſucht hat die Köpfe längſt bethört,
in Bruderhaß hat Liebe ſich verkehrt;
die Knechtſchaft iſt der fleiß'gen Armuth Lohn
und nur ein Name blieb die Union!

3. Natürliche Anſicht.

Noch in der Wiege liegt das Götterkind,
der junge Herkules, — am Geiſte blind.
Die Hydra hat den Helden-Leib umſtrickt;
er ahndet nicht den Feind, der ihn erdrückt.
Liebkoſend ſtreichelt er das Schlangenhaar
und ſpielt mit der ihm drohenden Gefahr.

Dem ſichern Untergang iſt er geweiht
wenn ihn ſein treuer Wächter nicht befreit.—
Die Hydra iſt des Aberglaubens Macht,
ſie hüllet die Vernunft in ew'ge Nacht. —
Der Wächter iſt der höhere Verſtand,
der nur als Flüchtling hier ſein Obdach fand.

Er untergräbt, als wackrer Pionier
das alte Fundament der Dummheit hier.
Den Götzendienern iſt er tief verhaßt,
nur Wenigen iſt er willkommner Gaſt,
weil furchtlos er für Recht und Wahrheit zeugt
und keiner Leidenſchaft den Nacken beugt.

Ihn ſchrecket nicht der Baſiliskenblick
der Freiheit in der jungen Republik,
noch ihre Frucht, das Baſilisken-Ei!
der ſchwarzen wie der weißen Sklaverei.
Er naht ſich ihr als der verlorne Sohn,
dem ſie im Liebeswahnſinn einſt entflohn.

Erkennt ſie ihn; ſo weichet auch ihr Wahn.
Sie glaubt nicht mehr zu müſſen, was ſie kann
Sie ſucht nicht mehr in der Vergangenheit
das Bild unmöglicher Vollkommenheit.
Sie ſieht der Zukunft wahres Ideal
und wendet ſich ihm zu aus freier Wahl.

Römiſche Geſchichte.

Von Dr. W. Wägner.

Octavian gegen Sextus Pompejus.

Ehe der kluge Rechner in Rom, der Herr des Abendlandes, gegen ſeinen Genoſſen im Triumvirat ſich wendete, mußte er den Beherrſcher des Meeres zu beſeitigen ſuchen. Die Machthaber begehrten Krieg, da hatten Eid und Vertrag, Gut und Blut der Völker wenig Werth. Menodorus, der kühne Corſaren-Capitän des Pompejus, erkannte den Zwieſpalt der Oberhäupter, und da ſein Gebieter ihm Mißtrauen bezeugte, ging er zu dem Gegner über. Er überlieferte ihm zugleich ſein Geſchwader ſammt der Inſel Sardinien. Pompejus forderte Auslieferung des Verräthers, die aber verweigert wurde. Auf gleiche Weiſe kamen andere Streitpunkte zur Sprache, deren Löſung dem von beiden Seiten gezogenen Schwert überlaſſen blieb. Octavian rüſtete zwei Flotten aus, die eine zu Oſtia, die andere zu Ravenna, um in Sicilien zu landen. Erſtere wurde jedoch von dem tapfern Menekrates in der Bucht von Cumä durch einen ſtürmiſchen Angriff zu Grunde gerichtet; letztere, bei der Octavian ſelbſt war, durch Demochares, den Nachfolger des im Treffen gefallenen Menekrates, und darauf durch einen nächtlichen Sturm in der Meerenge von Meſſina faſt gänzlich zerſtört. Nur der ſeekundige Menodorus rettete ſein Geſchwader, indem er die hohe See gewann. Ringsum auf den Meeren wehte ſiegreich die Flagge des Pompejus, und ſeine Corſaren verbreiteten Verwüſtung an den italieniſchen Küſten. Anſtatt aber ſeinen Sieg zu verfolgen, feierte derſelbe fröhliche Feſte, nannte ſich einen Sohn Neptuns und trug forthin einen meerfarbenen Mantel.

Octavian dagegen unternahm unverdroſſen neue Rüſtungen. Er berief aus Gallien ſeinen erprobten Agrippa, da er die eigene Unzulänglichkeit erkannte. Ihm übertrug er den Bau ſowie die Leitung der Flotten. Nach dem Plane des neuen Admirals ward nun zuerſt eine ſichere Schiffswerfte geſchaffen In dem Meerbuſen von Cumä, wo nördlich vulkaniſche Berge den von Landhäuſern und Gärten bedeckten Strand umgränzen und der Luc-riner-See ausmündet, ließ er dieſen mit dem entfernteren Averner-See durch einen Kanal verbinden. Das hierdurch gewon-

neue Baſſin diente zur Aufnahme der Schiffe, die ringsum an den Ufern erbaut und vom Stapel gelaſſen, oder vielmehr in's Waſſer geſchoben wurden. Ferner wurde Antonius bewogen, 120 Schiffe zu den Geſchwadern ſtoßen zu laſſen, wofür er einige erprobte Legionen erhielt. Sogar der träge Lepidus machte ſich auf, nicht um als treuer Bundesgenoſſe Octavian's den Kampfplatz zu betreten, ſondern um wo möglich die Perle des Mittelmeers, das geſegnete Eiland Trinakria (Sicilien) für ſich ſelbſt zu erbeuten. Dagegen ging der verrätheriſche Menodor wieder zu ſeinem früheren Gebieter über und kreuzte mit einem anſehnlichen Geſchwader um die lucaniſche und bruttiſche Küſte.

Im Frühjahr verließ Agrippa mit der neu geſchaffenen, mächtigen Flotte den Hafen. Seine Fahrzeuge waren hochbordig, geräumig, zum Theil mit kleinen Thürmen und griechiſchen Enterhaken verſehen. Stolz ſchwamm die ſtattliche Armada auf den Wellen daher; aber am lucaniſchen Vorgebirge Palinurum kam ein Sturm über ſie, der ſie übel zurichtete, und am folgenden Tage überfiel ſie Menodor, verbrannte mit Feuergeſchoſſen dieſe Schiffe und zerſtreute die übrigen. So ſtrahlte noch einmal dem Herrn des Meeres ein glückliches Geſtirn; leider wußte er es nicht zu benutzen, und während er ſeinen Waffenplatz Meſſana zu ſichern ſuchte, gewann ſein rühriger Gegner den wankelmüthigen Corſaren wieder, der wie Wenige mit den Wellen vertraut war. Nun konnte Agrippa bei Lipara vor Anker gehen, Octavian aber bei Rhegium die Legionen zum Angriff auf Sicilien ſammeln. Unfern von der Stadt und Landzunge Mylä und der Nordküſte entbrannte bald eine wüthende Schlacht zwiſchen den beiderſeitigen Flotten. Auf der einen Seite führte Agrippa, auf der andern der nicht minder tapfere Seeheld Demochares den Oberbefehl. Erſt am ſpäten Abend mußte ſich der Letztere mit bedeutendem Verluſte nach dem Vorgebirge Pelorum zurückziehen, wohin ihm der Feind wegen der unbekannten Sandbänke nicht zu folgen wagte. Während dieſer Zeit war Octavian mit drei Legionen übergeſetzt und ſüdlich von Tauromenium gelandet. Er ſah ſich jedoch bald von allen Seiten bedroht und eingeſchloſſen. In der Nacht verſuchte er eine günſtige Stellung einzunehmen; allein er gerieth in unwegſame Gegenden. Der Sturm heulte, die Erde bebte, vom Aetna herüber leuchtete eine Feuerſäule; die Geiſter der Elemente ſchienen ihre Macht vereinigt zu haben, um den Sohn Neptuns zu beſchützen, ſeinen Feind aber zu verderben. Solchen Schreckniſſen war der Triumvir nicht gewachſen. Er beſtieg am Morgen ein Boot, das ihn zu den noch immer vor Anker liegenden Schiffen führte. Als er eilends durch die Meerenge ſteuerte, überfiel ihn der zurückkehrende Demochares. Seine Fahrzeuge wurden theils verſenkt, theils an Klippen getrieben, wo ſie ſcheiterten, ſodaß er ſelbſt kaum das nackte Leben retten konnte. Ohne jedoch durch die gehäuften Unfälle entmuthigt zu ſein, ſammelte er überall ſeine Streitkräfte und ertheilte namentlich dem Agrippa Befehl auf jede Gefahr hin Kampf und Landung zum Entſatze der auf der Inſel verlaſſenen Legionen zu wagen. Solche Beharrlichkeit erzwang zuletzt die Gunſt des Glückes, das ſo lange dem Gegner gelächelt hatte. Agrippa landete, eroberte Mylä, nahm die Legionen auf, ſoweit ſie nicht Wunden und Krankheiten erlegen waren, und ſiegte in einer Hauptſchlacht bei Naulochus, zwiſchen Mylä und Pelorum, während am Ufer nicht nur die Völker des Pompejus und Octavian zuſahen, ſondern auch der zweideutige Lepidus, der mit bedeutender Macht vorgerückt war. Demochares ſtürzte ſich in ſein Schwert; ſein Gebieter entfloh mit wenigen Schiffen nach Aſien, wo ihn Antonius bereitwillig aufgenommen hätte, wenn er nicht mit den Parthern in heimliche Verbindung getreten wäre. Voll Zorn über ſeinen verunglückten Feldzug ließ ihn der Triumvir wegen dieſer Umtriebe aufgreifen und hinrichten, was er freilich bald bitter bereuen ſollte.

Auf Sicilien erntete zunächſt Lepidus die Früchte der Siege. Das Kriegsvolk des Pompejus ſchloß ſich ihm an, und er ſah ſich an der Spitze einer ſo bedeutenden Macht, daß er ſeinem Genoſſen im Triumvirat Trotz bieten konnte. Allein Octavian wußte die Legionen für ſich zu gewinnen. Er kam zwar in die äußerſte Gefahr, als er ſich mit geringem Gefolge in das feindliche Lager wagte; allein beim erſten Angriff gingen die Cohorten, eine nach der andern, zu ihm über. Dem verrathenen Feldherrn blieb kein anderer Ausweg, als ſeine Gnade anzuflehen, die er auch ſammt der Oberprieſterwürde erhielt, nachdem er auf die Theilnahme an der Herrſchaft verzichtet hatte. Octavian war nun alleiniger Gebieter aller abendländiſchen Provinzen.

Kampf der Triumvirn.

Seeſchlacht bei Actium.

Die beiden noch übrigen Machthaber ſchienen ſich einträchtig in die Herrſchaft getheilt zu haben; denn Octavian ließ ſeinem Mitregenten im Morgenland für ſeine geringen Erfolge Ehrenbezeugungen zuerkennen, die den ſeinigen gleich kamen, was dieſer als gerechte Würdigung ohne großen Dank hinnahm. Während aber Antonius am Born der Freude ſich berauſchte, drang jener in die Hochgebirge im Norden und Oſten Italiens, deren trotzige Bewohner noch nicht den freien Nacken unter das Joch beugten, ſondern oft wild und zerſtörend wie ihre Bergwaſſer aus den Schluchten hervorbrachen und Italien mit Verwüſtung heimſuchten. Die klug entworfenen und beharrlich fortgeſetzten Unternehmungen gelangen; die kriegeriſchen Stämme wurden mehr oder minder bezwungen. Unter dieſen würdigen Kämpfen blieb Italien in Frieden; das Volk fing an, ſich von den ſchweren Leiden zu erholen, da Octavian Alles aufbot, um es mit ſeiner Verwaltung zufrieden zu ſtellen. Indeſſen bald erſchienen Anzeichen, daß neue Stürme im Anzuge ſeien. Die Stimme des Unwillens gegen Antonius erhob ſich immer lauter, immer

Digitized by Google

allgemeiner, ſein Nebenbuhler aber ſchürte erſt heimlich, dann aber, als die Spaltung unvermeidlich war, ohne Hehl den verderblichen Brand. Beide Männer wechſelten Vorwürfe und Schmähungen. Octavian erhielt den Scheidebrief und mußte das Haus ihres Gatten verlaſſen. Die hierauf erfolgte Kriegserklärung erging nicht gegen Antonius, ſondern gegen Kleopatra; Rüſtungen in umfaſſendem Maaße wurden von beiden Seiten veranſtaltet. Während aber Octavian mit Mühe und durch harte Erpreſſungen die nöthigen Mittel aufbrachte und den Widerſtand, der ſich dagegen erhob, mit Waffengewalt bezwang, ſtanden ſeinem Gegner die an Geld und Menſchen reichen Oſtprovinzen zu Gebote. Könige und Fürſten von Mauritanien, Arabien, Judäa, Medien, Cappadocien, Pontus u. a. folgten ſeinem Aufgebote, die Land- und Seemacht von Aegypten, die Flotten der Inſeln und Städte des öſtlichen Mittelmeers ſammelten ſich zu Epheſus, wohin der Triumvir, eine Zeitlang ſein ſchwelgeriſches Hoflager verlegt hatte. Den Kern ſeiner Macht bildeten neunzehn römiſche [illegible] die noch an ſeinen [illegible] glaubten, während ſchon mancher Waffenbruder, Genoſſe früherer Kämpfe, und ſeine eigene Thatkraft von ihm gewichen war.

Antonius zog von Epheſus nach Samos, dann nach Athen, überall ſchwelgend, trinkend, ſpielend, wie ſein Vorbild Dionyſos. Er verſammelte hierauf ſeine Seemacht bei Corcyra, um nach Italien überzugehen, wo ſein Gegner noch keineswegs hinlänglich gerüſtet war; allein bei ſeiner Läſſigkeit kam der Herbſt herbei. Nunmehr vertheilte er ſeine Macht in verſchiedene Städte von Achaia, das anſehnlichſte Geſchwader nahm bei dem Vorgebirge Actium am Eingange des Meerbuſens von Ambrakia (Arta) Stellung. Er ſelbſt hielt zu Paträ an der Nordküſte des Peloponneſes Hof, ohne ſich um Heer und Flotte zu bekümmern, obgleich der kühne Agrippa noch während des Winters die griechiſchen Küſten umſchwärmte und beunruhigte.

Im Frühjahr landete Octavian erſt auf Corcyra, darauf ſüdlich von den akrocerauniſchen Bergen. Seine Legionen marſchirten der epirotiſchen Küſte entlang in gleicher Linie mit der Seemacht. Auf einer Höhe am nördlichen Ufer des ambraciſchen Golfs bezogen ſie ein feſtes Lager. Sie konnten die Flotten und das in der Ebene aufgeſtellte Landheer des Gegners überſehen, auf welches, weithin über Land und Meer ſtrahlend, der Marmortempel des Apollo von dem Gipfel des Vorgebirges herabſchaute. Anfangs verfuhr Antonius vertheidigungsweiſe, als aber ſeine ganze Macht vereinigt war, ging er über den Golf und ſuchte den Feind einzuſchließen. Indeſſen wurde ſeine Reiterei aus dem Felde geſchlagen. Da nun auch Agrippa Korinth und andere Städte in ſeinem Rücken eroberte und ein abgeſandtes Geſchwader vernichtete, zog er ſich entmuthigt in ſeine vorige Stellung zurück. Der Mangel an Zufuhr nöthigte ihn jedoch, eine Schlacht anzunehmen. Er wählte, wie man ſagt, auf den Rath der Kleopatra, das Meer zum Schauplatz der Waffenentſcheidung; allein er hatte wohl noch andere Gründe, als den Willen ſeiner Gebieterin; denn wenn er die Seemacht des Gegners vernichtete ſo konnte er den Krieg überall hin, auch nach Italien verlegen, wo ihm keine Legionen entgegen ſtanden. Auch vertraute er auf ſeine rieſigen Galeeren von fünf bis zu zehn Ruderbänken, die er mit 22,000 Schwergerüſteten und Schützen beſetzt hatte.

Am 2. September verließ die ganze Flotte die Meerenge; ſie nahm dicht geſchloſſen eine bogenförmige Stellung und war mit den hohen Verdecken und den hölzernen Thürmen anzuſehen wie eine feſte Stadt. Octavian führte ſeine viel kleineren, aber gewandten Schiffe gleichfalls in halbmondförmiger Linie dem Feinde entgegen. Als er aber die feſte Stellung deſſelben wahrnahm, ließ er die Ruder ſenken, denn er ſah keine Möglichkeit, den Angriff auf die hochragende Burg zu beginnen. Gegen Mittag dehnte er ſeine Linien weiter aus, um auf beiden Seiten dicht am Lande die unbeweglichen Koloſſe zu überflügeln. Jetzt ging der feindliche linke Flügel vor; es entſtanden Lücken und der Kampf entbrannte, während die Legionen von beiden Ufern herab dem ſchrecklichen Schauſpiele zuſahen. Leicht u. ſchnell unternahmen die Galeeren Octavian's ihre Angriffe, oder zogen ſich zurück, fielen die Koloſſe von verſchiedenen Seiten an, ſtreiften die Ruder ab, durchbohrten mit ihren Eiſenſchnäbeln die Flanken, wurden dagegen mit einem Hagel von Katapultenpfeilen und jeder Art von Geſchoſſen überſchüttet, mit Enterhaken ergriffen, wobei ihrer viele zu Grunde gingen.

Noch dauerte der fürchterliche Kampf ohne Entſcheidung; da brach Kleopatra, die Sache des Antonius aufgebend, oder von weiblicher Furcht ergriffen, mit ihren 60 ägyptiſchen Galeeren, welche die Nachhut bildeten, durch die geöffneten Linien. Ein friſcher Landwind blähte die aufgehißten Segel und führte die flüchtige Königin aus dem wilden Getümmel in die Ferne. Antonius erkannte die Purpurſegel ſeiner Herrin. Sie zurückzuführen, mit ihr zu ſterben, ſie noch einmal zu ſehen — er wußte nicht, was er wollte — eilte ihr der Triumvir in einem ſchnell rudernden Böote nach. Als er an Bord genommen wurde, rang er nach Worten, der Königin Vorwürfe zu machen; allein ihr Anblick, ihre Stimme raubte ihm Rede und Beſinnung; er ließ ſich, wie ein Kind, nach dem tänariſchen Vorgebirge, dann nach Aegypten führen. Unverdroſſen kämpfte indeſſen die Flotte fort, bis die Flucht des Feldherrn bekannt und Feuerpfeile gegen die Schiffe geſchleudert werden, da ergiebt ſie ſich, und ſieben Tage ſpäter folgt das Landheer dieſem Beiſpiele. Die Schlacht bei Actium entſchied über das Reich; der Sieger weihte eroberte Schiffe und Spiele dem actiſchen Apollo; auf der Stelle aber, wo ſein Lager geſtanden hatte, befahl er die Gründung einer Stadt, die er Nikopolis (Stadt des Sieges) nannte.

Folgen der Schlacht bei Actium.

Octavian verfolgte nach erfochtenem Siege die Flüchtlinge nicht ſogleich. Den Uebermuth der Veteranen fürchtend, löſte er mehrere Legionen auf, indem er ſie auf die ägyptiſche Beute vertröſtete. Nach Italien, wo ſein kluger Rathgeber Mäcenas die Ordnung erhielt, ſandte er zu deſſen Unterſtützung ſeinen bewährten Agrippa. Dennoch entſtanden meuteriſche Bewegungen, während er Griechenland und Kleinaſien lohnend, ſtrafend und ordnend durchzog. Wie im Fluge eilt er nach Brundusium, wo ihm Senatoren und Ritter ihre Unterthänigkeit bewieſen. Er beſchwichtigt die dringendſten Forderungen der Veteranen und bietet zu dem Ende ſogar ſeine und ſeiner Freunde Güter aus. Bald iſt er wieder in Aſien, um nach Aegypten vorzurücken.

Antonius hatte unterdeſſen vergeblich einige ſchwache Verſuche gemacht, ein Heer aufzubringen. An Göttern, Menſchen, an ſich ſelbſt verzweifelnd, zog er ſich nach Alexandrien in eine einſame Wohnung zurück, die er ſich auf einem abgelegenen Hafendamme hatte erbauen laſſen. Doch Kleopatra wußte ihn zu tröſten; an ihrer Seite berauſchte er ſich wieder im ſchäumenden Becher der Luſt, obgleich der Verderber ſchon an die Thore ſeines Freudenhimmels pochte. Freilich verſuchte er, ſowie Kleopatra, Unterhandlungen; auch machten beide mancherlei Entwürfe, auf dem rothen Meere in ferne Länder zu fliehen, oder auch in Hiſpanien eine neue Herrſchaft zu gründen. Dergleichen Anſchläge kamen jedoch nicht zur Ausführung, weil Octavian wenigſtens der Königin die Ausſicht auf gänzliches Vergeſſen und Vergeben nicht benahm. Inzwiſchen rückte der Sieger unaufgehalten weiter, nahm Peluſium und erſchien vor Alexandria. Die Aegypterin täuſchte ſich nicht über das Schickſal, das ihr bevorſtand. In goldenen Ketten den Zug des Triumphators zu ſchmücken, das wollte, das konnte ſie nicht ertragen. In das von ihr ſchon längſt errichtete feſte Grabmal barg ſie die königlichen Schätze und Brandſtoff jeder Art; da wollte ſie, wenn alle Hoffnung fehl ſchlüge, in den lodernden Flammen mit den Koſtbarkeiten untergehen. Doch vertraute ſie noch auf ihre Schönheit, auf ihre Kunſt, Männer zu berücken vielleicht — was freilich ihre Schande vollendet — auf verrätheriſches Preisgeben des Antonius.

Der unglückliche Triumvir dachte dagegen an Widerſtand. Mit verzweifeltem Muthe warf er ſich an der Spitze einiger Reiterſchaaren auf die anrückenden feindlichen Geſchwader, zerſprengte und verfolgte ſie bis in's Lager. Am folgenden Tage rückte er mit geſammter Macht aus; allein die Reiterei ging zum Feinde über, und als er die Flotte zum Angriffe auslaufen ließ, fand er ſich auf gleiche Weiſe verlaſſen und verrathen. Er kehrt in die Stadt zurück, wo man ihm hinterbringt, Kleopatra habe ſelbſt Hand an ſich gelegt. Nun iſt ſein Schickſal entſchieden; denn ohne ſie hat das Leben, auch das glänzendſte, keinen Werth, wie viel weniger das elende Daſein, das er noch durch Vertheidigung der Stadt kurze Zeit friſten kann! Er kehrt das mörderiſche Eiſen gegen die eigene Bruſt. Wie er in ſeinem Blute bewegungslos am Boden liegt, verkündigen laute Stimmen: Kleopatra lebe, ſie habe ſich in ihr Grabmal eingeſchloſſen. Der ſüße Name dringt durch die Schauer des Todes, er erwacht zum Bewußtſein, er wird auf ſeine Bitten an das feſt vermauerte Monument gebracht und mit Stricken hinaufgewunden. Noch einmal erblickt er das geliebte Angeſicht, hört er den Klang ihrer Stimme, dann beſchließt er in ihren Armen ſein trauriges Daſein

Octavian zog mit ſeinen Legionen in die Stadt ein; aber es lag ihm mehr an den Schätzen und der Perſon der Königin, als an dem Zujauchzen der feilen Menge. Er hatte der ſchuldigen Frau freundliche, aber unbeſtimmte Zuſicherungen gegeben, da ſie jedoch ihr Monument nicht verließ, ſo erkannte er wohl, daß, ſobald er Gewalt gebrauche, ein Flammengrab ſie mit ihren Reichthümern aufnehmen werde. Da ſandte er zwei vertraute Männer zu ihr, die ſie durch Verſprechungen täuſchten und ſich hierauf ihrer Perſon bemächtigten. Nun wurde ſie wieder in den königlichen Palaſt gebracht, wo man ſie ſammt ihren Frauen und ergebenen Dienern ehrenvoll behandelte. Als ſie daſelbſt beruhigt ſchien, ließ ſich Octavian anmelden. Er fand ſie auf ihrem Ruhebette gelagert, umgeben von Bildern des großen Cäſar. Noch vertraute ſie auf ihre Reize, auf die Macht ihrer Rede, ihrer Klagen und Thränen; konnte nicht der dritte Gebieter des römiſchen Reiches hierdurch dienſtbar gemacht werden? Aber ihre Schönheit war jetzt, in ihrem neun und dreißigſten Jahre, verblüht, und der Mann, der vor ihr ſaß, war ſo klug, ſo berechnend, ſo leidenſchaftslos, daß ihn alle Weiber der Welt weder mit Bitten, noch mit verführeriſchen Reizen in ſeinen Entwürfen irre gemacht hätten. Er gab ihr die freundlichſten Zuſicherungen und blieb doch verſtändig, kalt, ungerührt, als ob er kein Herz unter dem Purpur trüge. Sie erkannte nun ihr Schickſal; daher flehte ſie beim Abſchiede, man möge ihr ein gemeinſchaftliches Grab mit Antonius gönnen; ſie wünſche auch im Reiche der Schatten an ſeiner Seite zu wandeln. Octavian begriff ihren Entſchluß; er ließ ſie ſorgfältig bewachen und alle gefährlichen Werkzeuge entfernen. Durch dieſe Maßregeln hoffte er ſeiner Beute ſicher zu ſein; allein der erfahrene Rechner hatte den Stolz des königlichen Weibes nicht in Anſchlag gebracht. Er empfing bald nachher einen Brief von ihrer Hand, worin ſie die Bitte um ein gemeinſchaftliches Grab mit Antonius wiederholte. Er ſchickte ſogleich zuverläſſige Leute zu ihr, kam auch ſelbſt, um, wo möglich, die glänzendſte Zierde ſeines Triumphzuges zu erhalten; allein Kleopatra war den goldenen Ketten entronnen. Sie ruhte im königlichen Schmucke auf ihrem Lager; Iras, eine ihrer Frauen, ſterbend zu ihren Füßen; die andere, ſchon wankend, war beſchäftigt, das Diadem ihrer Gebieterin zu befeſtigen. Sie ſoll durch den Biß einer Natter geſtorben ſein, die man ihr in einem Blu-

Digitized by Google

menkorbe heimlich zugebracht habe; nach anderen Nachrichten trug ſie das tödtende Gift in einer Haarnadel bei ſich.

Von den Kindern der Königin wurden die zwei älteſten auf Octavian's Befehl zum Tode geführt, eine Tochter erhielt ein mauretaniſcher Fürſt zur Ehe, zwei Söhne nahm die edle Octavia zu ſich und erzog ſie, ſowie die Kinder der Fulvia, wie ihre eigenen.

Kleopatra war die letzte Beherrſcherin Aegyptens; ihre Schönheit, ihre Regierung, ihre Schickſale geriethen in Vergeſſenheit; nur zwei Obeliske (die zwei Nadeln der Kleopatra,) deren einer aufgerichtet bei Alexandrien ſich erhob, während der andere in ſeiner Nähe Jahrhunderte lang am Boden lag, bewahrten ihren Namen. Aegypten ward römiſche Provinz und einem von dem Staatsoberhaupte ernannten Präfekten untergeordnet.

Nachdem Octavian die nöthigen Verfügungen getroffen hatte, ging er nach Aſien, wo er die Streitigkeiten mit den Parthern zum Abſchluß brachte und überall als Richter und Geſetzgeber ſtrafte, belohnte, ſchlichtete und beruhigte. In Rom erkannte man ihm natürlich die höchſten Ehren zu. Gelübde, Dankfeſte, goldene Kränze, Standbilder wurden ihm zu Ehren vom Senate und Volke dekretirt, die tribuniciſche Gewalt und das oberſte Richteramt ihm zugetheilt.

Nun nahte er endlich ſelbſt mit Trophäen, Schätzen und Gefangenen der Hauptſtadt. Der glückliche Mann, deſſen Schlauheit und Berechnung ihn zum Sieger über alle Mitbewerber um die Weltherrſchaft machten, hielt ſeinen dreitägigen Triumph über dalmatiſche und nordiſche Stämme, über die Völker des Oriente, die bei Actium ſeinem Schwert erlegen waren, und über die Unterjochung Aegyptens. Nach dieſer Feier ging er an das Geſchäft, die Legionen zu befriedigen. Schon in Aegypten hatte jeder anweſende Kriegsknecht den rückſtändigen Sold und außerdem 250 Denare erhalten, die Oberſten das Vierfache; jetzt wurden ſämmtliche Kriegsleute mit Geld, mit Staatsländereien, oder, wo dieſe nicht ausreichten, mit angekauften Grundſtücken befriedigt. Ferner verabreichte das Staatsoberhaupt den Bürgern Geſchenke, bezahlte ſeine Schulden, erließ dagegen ſeine eigenen Ausſtände. Durch dieſe Freigebigkeit wurden ſo bedeutende Summen in Umlauf geſetzt, daß der Zinsfuß auf vier Prozent herabſank. Solche Gaben brachten die überſtandenen Leiden in Vergeſſenheit, und da noch feſtliche Spiele hinzukamen, bei welchen nie geſehene Beſtien, wie Rhinoceroſſe und Nilpferde, vorgeführt wurden und barbariſche Fechter auftraten, ſo war des Jubels kein Ende. Octavian war der Freudeſpender, der Friedensbringer; er ſchloß zum Zeichen der allgemeinen Ruhe den Tempel des Janus. Während er aber den Staat mit Wohlthaten überhäufte, forderte er für ſich ſelbſt weder Geld noch Gut, weder Dictatur noch Diadem, ſondern begnügte ſich mit dem, was er wirklich erſtrebt hatte, mit der wirklichen Macht. Die republikaniſchen Formen ließ er fortbeſtehen, aber er war Conſul Cenſor Volkstribun, nach des Lepidus Tode auch Oberprieſter; die Beamten dienten ihm als Legaten, der gereinigte Senat als Reichsrath, die Legionen als Stützen ſeiner Gewalt. Die Monarchie ſtand aufgerichtet, vollendet an der Stelle der Republik.

Nach dem Original-Manuſcript.

Briefe an Gräfin Esky

Von Samuel Ludvigh.

Regensburg, 18. Juni 1834.

Einem ſchönen Augenpaare gegenüber, liebe Gräfin, fuhr ich mit dem Eilwagen nach Coburg, und ohne mich hier um die Sternwarte, Bibliothek, Reſidenzſchloß, Ehrenburg, Moritz-Kirche und Zeughaus umgeſehen zu haben, zog ich wacker in der Gegend am Fichtelgebirge *per pedes* nach Beureuth dahin. Wenn man fährt, verliert man Vieles, wenn man ſchönen Augen gegenüber fährt, Alles, oder eigentlich gar Nichts, denn man iſt ja im Beſitze von dem Höchſten, was das Sehorgan zu entzücken vermag. Mit dieſer paradoxen Idee pilgerte ich wohlgemuth an der in ein Luſtſchloß umgewandelten Feſtung Coburgs vorüber, und ward einige Schritte vor der Stadt durch eine hübſche tempelförmige Baute überraſcht. Der Eigenthümer davon, Herr Hofapotheker Donauer, hieß mich freundlich eintreten in ſein kleines Paradies, wo wir zuſammen ein angenehmes Viertelſtündchen verplauderten. Die Umgebungen von Coburg präſentiren ſich da allerliebſt.

Indem nach Beureuth keine Poſtſtraße führt, ließ ich mir genaue Weiſung geben über Seitmansdorf, Ebersdorf, Waldhauſen, Zedlitz und Burgundſtadt. Beſonders ſchön iſt die Lage von Waldhauſen. Eine Stunde von hier iſt zwiſchen Coburg-Gotha und dem Königreiche Baiern. Das erſte Dorf in Baiern heißt Leitenreuth. Hier öffnen ſich herrliche Thäler, durchſchlängelt vom Main, in der Ebene wechſeln üppige Wieſen mit Aeckern, welche die höchſten Scheitel der Berge durchſchneiden. Die namhafteſten Ortſchaften ſind Altenbergſtadt und Burgundſtadt, wo überall der Fleiß der Bewohner ſichtbar iſt. Von Mainrod fuhr ich mit einem Einſpänner durch Culenbach, der einſtmaligen Feſtung Plaſſenburg vorüber, nach Beureuth. Es iſt dies eine ſchön gebaute, lebhafte Stadt mit 13,600 Einwohnern, im Ober-Mainkreiſe am rothen Main, mit einem Gymnaſium, einem Irren- und Strafhaus, worin eine Marmor- und Fayenz-Fabrik ſich befinden; das Opernhaus iſt eines der größten in Deutſchland; die Stadtkirche, die Schloßkirche, und die Kaſerne ſind impoſante Bauten. Die Luſtſchlöſſer in der Nähe von Beureuth: Phantaſie, Eremitage,

Digitized by Google

und Sanspareil konnte ich nicht beſuchen. Von Beureuth fuhr ich nach Amberg; die Lage dieſer Stadt, von anmuthigen Hügeln umgeben, iſt ſehr freundlich, doch iſt die Bauart nicht ſo ſchön, als zu Beureuth. Von Amberg nach Regensburg hat die Gegend keinen Reiz, einen Punkt ausgenommen, bevor man nach Schwandorf kommt. Hier bieten Böhmens Grenzgebirge ein großartiges Panorama. Dort in jener Richtung ſind Eger und Carlsbad, wohin ich ſo gernegegangen wäre; allein allein Zeit und Börſe, zwei mächtige Hebel im Leben, zwingen mich zum zweiten Male, die Donaufahrt nach Wien zu zu machen.

Wie ſo viele tauſend Hoffnungen im Leben täuſchen, ſo täuſchte ich mich auch hinſichtlich des Poſtſchiffes, welches wöchentlich von Regensburg nach Wien zu gehen pflegt. Geſtern ging es ab, hieß es bei meiner Ankunft, und ſo blieb mir denn nichts anderes übrig, als zu Fuß nach Straubing zu ziehen. Dreizehn Jahre ſind es, ſeit ich in Regensburg war. Es iſt ein eigenes Gefühl, die Räume zwiſchen Einſt und Jetzt in fernen Gegenden zu betrachten. Gerne erinnere ich mich der Zeit meiner erſten Wanderſchaft, und ſo iſt mir auch dieſe Stadt doppelt werth in der Erinnerung. Die ſteinerne Brücke mit fünfzehn Bogen über die Donau, welche hier den Regen-Fluß aufnimmt, die Domkirche mit dem ſchönen Monumente Dalberg's und ſeltener Glasmalerei, das Rathhaus, berühmt durch den einſt hier gefeierten Reichstag, das Regierungsgebäude und das Palais des Fürſten Turn-Taxis, der botaniſche Garten, die Sternwarte, die Bibliothek und das Muſeum, Alles erſchien mir noch ſo, als hätte ich es vor wenigen Tagen geſehen; freundlich wie einſt ſprach mich der Obelisk in den ſchönen Anlagen und Alleen an, mit der beſcheidenen Inſchrift: Carl Anſelm, Fürſt von Thurn-Taxis, ohne zu erwähnen, daß Er es war, der ſo Vieles beitrug zur Verſchönerung der Umgebungen von Regensburg. Mehrere Gartenhäuſer haben ſich neu erhoben, und es überraſchte mich ein geſchmackvolles, einfach großes Monument, geſchmückt mit einer coloſſalen Büſte, unter welcher man lieſt:

„Euſtach Ch. v. Schultz-Göritz.“

An der Vorderſeite des Denkmals iſt geſchrieben:

„Familientreue, Wohlthätigkeit, Bürgerſinn, Geſelligkeit, Frömmigkeit, Vaterlandsliebe.“

Unter der Büſte an der Vorderſeite des Monuments:

„Ihm und ſeinen Tugenden von ſeinen Freunden und Verehrern. 1824.“

Zur linken Seite:

„Geboren zu Schlitz, den 5. April 1737. Geſtorben zu Regensburg, den 7. Auguſt 1821.“

Zur rechten Seite:

„Ausgezeichneter Staatsmann und Bürger.“

Unten:

„Demmelmeyer.“

Rückwärts ſind:

drei Wappen.

Im Theater ſah ich Beliſar. Der gefeierte Mime, Herr Kunſt, gab eben ſeine erſte Vorſtellung im zweiten Cyklus ſeines Gaſtſpiels. Der Charakter des Römers, ſowie das unübertreffliche Spiel des Künſtlers Kunſt haben mich ſo ſehr ergriffen, daß ich wie betäubt das Haus verließ. Herr Waldmann als Juſtinian, Madame Kalies-Padjera als Antonia ſpielten ſehr brav und vortrefflich war Demoiſelle De Druin in der Rolle Irene's.

Paſſau, den 18. Juni 1834.

Fröhlich ſoll der Menſch in Hoffnung ſein, ja feſthalten muß man am Anker und nur der Muthige ſinkt nicht. So zog ich denn heiter bis hieher nach Paſſau, wo endlich ein Schifflein aus Tyrol ankam, mit dem ich, wenn es die Winde wollen, bald gegen Wien ſteuern werde.

Neun Uhr ſchlägt die Glocke; auf des Abends heiteren Schwingen wogen melodiſche Töne militäriſcher Muſik von dem Feſtungsberge herab; ſüß bewegt, wie einſt ſo oft in meiner friedlichen Klauſe, wenn der Wächter neun Uhr rief, ergreife ich die Feder, um Adorinen kürzlich die Reiſe hierher mitzutheilen.

Die Straße nach Straubing iſt nichts weniger als lobenswerth, aber deſto herrlicher die Gegend. Fruchtbare Äcker in in unüberſehbaren Ebenen, und jenſeits der Donau maleriſche Berggruppen mit Dörfern und Schlöſſern entzücken des Wanderers Auge. Straubing iſt ein hübſches Städtchen an der Donau, mit 6,700 Einwohnern, der Sitz des Appellationsgerichtes für den Unterdonaukreis hat ein Gymnaſium, ein Schullehrer Seminar und lebhaften Handel.

Von Straubing fuhr ich nach Bogen. Plötzlich zogen ſchwarze Wetterwolken einher, und bald ſtürzten ſie furchtbar herab. Die Blitze kreuzten ſich, die Donner rollten im Gebirge, zitternd flog das Gefieder durch die empörte Natur. Wir mußten landen, und wenige Minuten vergingen, als mich ein Schauſpiel entzückte, wie es keine Fee zu gewähren vermöchte. Wie himmelanragende Obelisken ſtanden die Thürme von Straubing in weſtlicher Nebelferne, die Sonne tauchte aus einer Wolke hervor, gen Oſten deckte Dunſtſchleier die maleriſchen Berggürteln, und unter zwei Triumphpforten, durch Iris fünffarbigen Gürtel geſpannt, lag wie magiſch hingedacht, die Landſchaft des Marktes Bogen, mit dem Cap des Bogenberges und ſeiner berühmten Wallfahrtskirche. Schweigend ſtand ich am äußerſten Theile des Nachens, durchſchiffte den himmliſchen Bogen der Iris, und das Entzücken löſte ſich in ein lautes: Herrlich! — Von Bogen nach Pfollingen und Welchenberg ſind abwechſelnd fruchtbare Thäler. Nach Deggendorf führte mich ein Bäcker, der unter anderen naiven Bemerkungen ſagte, daß Deggendorf und Raupila die bedeutendſten Wallfahrtsorte für Baiern ſeien,

Digitized by Google

denn dorthin wären im Jahre 1813 des Himmels wegen 34,000 Pilger gekommen, und nach Griechenland, meinte er, zogen wohl auch ſchon eben ſo viele der lieben Erde wegen; ich bin neugierig, welche von Beiden in ihren Hoffnungen beſſer fahren werden.

Von Degendorf ſpazierte ich in anmuthiger Gegend zur Fähre nach Pleintling. Schön iſt die Lage dieſes Marktes an der Donau, von pitteresken Bergen umgeben, wo das morſche Gemäuer der Felsruine Ikeleberg den Reiz der Landſchaft erhöht. Eines der lieblichſten Thäler iſt das von Vielshofen, in der Länge einer Meile. Von beiden Seiten ſind Hügel mit Nadelgehölz, nahe zur breiten Straße zieht der alte Iſter dahin, indeß an der anderen Site der Thalfläche ſchöne Saaten ſich erſtrecken. Von dem freundlichen Städtchen Vielshofen geht täglich Abends um ſechs Uhr eine Stallfuhr nach Pauſſau. Es ſind drei Meilen.

Die Geſellſchaft im großen Wagen war klein, aber auserwählt: ein Mann aus Paſſau, der als Original des Tölpels paſſiren dürfte; ein übertragenes Stubenmädchen, in der Hand ein Bouquet blühender Blumen haltend; ein Hund, der in treuen Dienſten des Poſtillions ergraute, und ein Bauer aus der neuen Welt, verſehen mit fünfzehn Schweifen, ſage fünfzehn Pfauenſchweifen, mit denen er Handel trieb. Ein Bauer aus der neuen Welt? Ja, doch nicht aus Amerika, wohin ſo viele Deutſche wandern, daß ſchon von den Kanzeln herab dawider gedonnert worden, indeß auch nicht von Otto's neuem Hellenenſtaare, aus einer viel intereſſanteren neuen Welt, zwiſchen Böhmen und Oeſterreich, wo ſich am Fuße des Dreiſeſſelberges eine unternehmende Colonie niedergelaſſen hat. Auf der Spitze jenes Berges ſollen drei ſeſſelförmige Felsblöcke ſein, von denen die Sage geht, daß ſich drei Könige aus der alten Welt an der Gränze ihrer Reiche die Hände bieten können. Jene Neuweltmenſchen im Winkel zwiſchen Baiern, Böhmen und Oeſterreich treiben ſtarken Schleichhandel mit Taback, Pfauenfedern, Schnittwaaren, Zucker und Kaffee, und nach Baiern hinüber mit Leinwand, beſonders aber mit Eiſen.

Die Gegend um Paſſau iſt ſehr romantiſch. Man fährt auf guter Straße, meiſt an der Donau, neben ſchönen Geſtaden und Ufern. Hier iſt die Donau am gefährlichſten für die Schifffahrt, indem da viele Felsſpitzen und Sandbänke ſind.

Vor dem Dorfe Wörth überraſcht ein gigantiſcher Löwe aus Stein mit der Inſchrift:

„Maximilian *I.*, König der Baiern öffnete hier über von keinem Menſchen je betretenen Felſen dem öffentlichen Verkehre dieſe ſichere Bahn.

„Zum Denkmal ſeiner Fürſorge von den Bewohnern des Unterdonaukreiſes, im Jahre 1823.“

Das Denkmal wurde durch Jordan verfertigt. Melancholiſch ſchwebte der Mond über dem Löwen, magiſches Licht über die reizende Gegend verbreitend.

Bei den Dörfern Hof, Scheibing, Heining verliert ſich das fichtenbewachſene Felsgeſtade, das Thal erweitert ſich, geſchmückt mit Aeckern u. Wieſen.

Bei Steinbach erblickt man zuerſt die herrlich ſituirte Stadt, mit ihren Thürmen und Häuſern. Dies große Panorama im Schleier des Abends, dieſe Gärten und Alleen vor der Stadt, benahmen mir den Vorſatz, noch in der Nacht abzureiſen um das Poſtſchiff zu erreichen.

Dem Inn, welcher hier in die Donau fließt, dem Theatergebäude und der biſchöflichen Reſidenz vorüber, kam ich über den Hauptwachplatz hinab in den Gaſthof zum wilden Mann, wohin ich Sie, liebe Gräfin, gleichſam Schritt für Schritt geführt habe. Nun folgen Sie mir noch zu der Umgebung von Paſſau und ſeinen merkwürdigen Bauten, und fort dann, ach — fort, der Heimath zu! Das Wort Heimath ſpricht ſo zauberiſch zum Herzen; o, dieſer Zauber iſt für mich nur ein Grab — nichts, nichts ſonſt! Traum nur, zerſtörter Traum! Zerſtörte Träume ſind ein ſchrecklich Nichts! Das Schiff geht ab; im Geiſte küſſet Adorinen

Ihren

Ludvigh.

Für die Fackel.

Wunder in der Inſektenwelt.

Von Carl Funke,
Lehrer in Louisville, Ky

Wir wollen heute den Weg noch einmal nach der Ameiſen-Colonie nehmen, die wir das letztemal ſahen. Gehen wir aber dort oben am Bergrande hin nach den beiden großen Pappeln. —

„Da laufen unten am Stamme ziemlich viel große ſchwarze Ameiſen.“

Nun, größer ſind ſie auch nicht, als die, welche wir ſchon ſahen, die Holz-Ameiſe; aber ſie leben anders. Du findeſt hier herum keine Haufen. Nehme ich nun meinen Meiſel und ſteche hier am Fuße des Baumes das Moos und den Raſen weg, ſiehe, ſo kommſt du in einen Theil der Wohnung dieſer ſchwarzen Ameiſe (*F. fusca*). Dieſe Familie aber hat, wie ich ſehe, ihre Hauptwohnung in der verrotteten Höhlung des Baumes, wie ſie es gar ſehr lieben, zu wohnen. Oft gerathen ſie auch in alte hölzerne Häuſer. Und ob da oder in Bäumen zernagen ſie das Holz und machen Tauſende von Gängen neben einander auf- und abwärts.

„Iſt das dieſe Ameiſe? O, ich habe in R. ein Haus geſehen, deſſen ganzen unteren Stock man mit neuen Balken verſehen mußte. Alle alten Schwellen und Säulenbalken waren ſo durchzogen, daß man ſie mit der Hand zuſammendrücken konnte. Um aber auch die Amei-

ſen mit zu vertilgen, ſetzte die im Hauſe wohnende Frau an verſchiedenen Stellen Untertaſſen, die ſie mit ſtarkem klebrigen Syrup ausgeſtrichen hatte. Alle Stunden konnte ſie in jeder Taſſe eine ſehr bedeutende Menge Ameiſen mit kochendem Waſſer todt brühen.“

Dies kommt hie und da vor, aber doch nicht ſehr häufig. Ich kenne auch einen, aber auch nur Einen derartigen Fall. Nun aber, Freund, unterſuche einige Fuß vom Baume rings um ihn her den moſigen Boden.

„Ah! Hier iſt unter dem Mooſe ein Gang, der ziemlich glatten Grund hat!“

Hier ſind noch mehre dergleichen. Unterſuche einmal, wie lang er ſich fortzieht. —

„Er geht bis hieher an dieſe Eiche, die doch wenigſten 25 Fuß von der Pappel entfernt iſt.“

Dies ſind ihre Straßen, auf denen ſie ausgehen, um ihre Geſchäfte zu beſorgen und wieder ungefährdet heimzukehren.

„Das habe ich noch nicht geſehen, ſo merkwürdig es auch iſt.“

Und ſo wir du, Millionen, weil ſie ſich nicht die Mühe nehmen, dieſe kleinen verachteten Geſchöpfe zu beobachten, die ſo viel Wunderbares uns darbieten. In der Kirche hat man es bequemer, da thut ein Anderer die nutzloſe Arbeit für uns; und iſt das Geſalbader zu kraft- und ſaftlos, ſo kann man doch wenigſtens ein ungeſtörtes Schläfchen machen. Auch kann man bei ſolchen Beobachtungen durchaus nicht nachdenken, ſo wie man es bei einer Predigt in der Kirche kann, wie man durch ein Linſengericht ſeinen Bruder und Nächſten über's Ohr hauen kann. O Wahrheit! O Ehrlichkeit! Doch wir wollen weiter und die Prediger der Gnade ihres Gewiſſens empfehlen. — In alten Baumſtumpfen oder umgeworfenen Bäumen lebt auch, wie die ſchwarze, die Roßameiſe (*F. Herculanea*), aber in kleinen Familien. Auch ſie meiſelt eine große Menge ſtets unter einander verbundener neben einander liegender ſenkrechter Gänge aus.

Nun hier kommen wir wieder zu unſerer *F. rufa*.

„Aber ich habe doch das Neſt ziemlich zerſtört, und jetzt iſt es wieder wie unbeſchädigt! Können ſie das ſo ſchnell wieder herſtellen?“

Viele Hände geben Ende, und Morgenſtunde hat Gold im Munde. Am frühen Morgen iſt Alles herzugeeilt und Alles hat mit Eifer und raſtloſem Fleiß zugegriffen. Uebrigens hatteſt du nur einen kleinen Theil des Neſtes zerſtört. Solcher Sääle, wie du zwei blos gelegt, gibt es in dieſer Wohnung vielleicht an 16 — 18. Dann kommen erſt die Kellerwohnungen, deren es wohl eben ſo viele unter einander gibt.

„Das iſt erſtaunlich! Ich möchte es ſehen und doch will ich ſie nicht noch einmal ſtören!“

Dann will ich es thun, um dir noch etwas Anderes zu zeigen. Stelle dich hieher, der Sonne gegenüber. Nun wühle ich ein — —

„Ich ſehe ganz feine Dampfſtrahlen in Bogen nach allen Richtungen hinfallen.“

Siehe, das iſt die Ameiſenſäure, die den äußerſt ſtarken angenehmen Geruch giebt u. auf unſerer Haut als ein Gift wirkt. denn wühlt man einigemal hinter einander in den Ameiſenhaufen herum, ſo ſchält ſich die Haut von den Händen ab. — Jetzt kribbelt und wibbelt aber Alles, jetzt ſind ſie wüthend. Nimm einmal dieſe Ameiſe von meinem Finger!

„Sie läßt nicht los!“

Nein, ſie läßt nicht los, ich muß ſie zerreißen. — Jetzt können wir auch die Colonie ganz unterſuchen, denn dieſe Familie verläßt nun doch ihren Platz. Wenn ſie 2—3mal geſtört werden, ſo legen ſie in einiger Entfernung eine andere Wohnung an, und tragen ihr Eigenthum nach und nach dahin. Oft thun ſie dies auch ohne Störung freiwillig, wenn ſie ſich bei der erſten Anlage geirrt haben, daß z. B. der Platz zu düſter und feucht, oder daß er zu nahe am Wege oder dergl. iſt.

„Jetzt ſehe ich die vielen Sääle und Gänge und Scheidewände. Es iſt merkwürdig!“

Es iſt nicht blos merkwürdig, es iſt wunderbar, wenn man bedenkt, welch' kleine Thiere es ſind, die ſo große und zweckentſprechende Baue ausführen, es wird aber noch wunderbarer, wenn man daran denkt, daß Tauſende von Baumeiſtern einen ſo geordneten Bau ausführen, während es bei den menſchlichen Baumeiſtern mit Recht heißt: Viele Köche verderben den Brei.

Wenn zwei Ameiſen-Colonien ſich einander zu nahe kommen, wenn ſie auch derſelben Art angehören, ſo entſteht zwiſchen den aus beiden ſich Begegnenden ſtets ein Kampf auf Leben und Tod, indem ſie ſich zu zerbeißen und zu vergiften ſuchen. Sie ſtecken dabei den Hinterleib zwiſchen den Beinen vor. Sind andere von der einen oder der andern Colonie in der Nähe, ſo eilen ſie zu Hülfe. Ob aber jene regelrechten Kämpfe, wie ſie der alte Ameiſenkundige, Huber und nach ihm Oken beſchreiben, vorkommen können, laſſe ich dahingeſtellt, da mir in meiner mehr als 20jährigen Praxis nichts der Art zu Geſicht gekommen iſt.

Erwähnen will ich noch der Wanderameiſe (*F. Captratotes*), die uns ein Fräulein von Merian verführt. Sie lebt in 6—8 Fuß tiefen Höhlungen in der Erde; verläßt dieſe aber jährlich und wandert aus. In Cayenne werden ſie Jägerameiſen genannt und ſind für die Bewohner, deren Häuſer ſie der Reihe nach beſuchen, ſtatt einer Plage, eine Wohlthat, denn ſie ſäubern das Haus vollſtändig von allem Ungeziefer, das in dieſem „geſegneten“ Lande gewiß in nicht geringer Menge vorhanden iſt. Da giebt es Ratten, Mäuſe, Scorpionen, Spinnen, Tauſendfüße, Kakerlaken, Schaben, Mosquitos und wie dieſe lieben Geſellſchafter des Menſchen alle heißen. Aber Nichts von alledem wird von der Wan-

Digitized by Google

derameiſe verſchont. 1—2 Tage vorher wird ihre Ankunft von einer Art Ameiſen-Droſſel verkündiget. Dann öffnen die Bewohner Kiſten und Kaſten und verlaſſen das Haus, welches ſie, wenn nicht die Ameiſen kämen, des Ungeziefers wegen ganz verlaſſen müßten. Kommen dieſe aber, ſo reinigen ſie es in Zeit von 5—6 Stunden. Keine Fuge und Spalte ꝛc. wird von ihnen ununterſucht gelaſſen, und was darin verborgen iſt, wird hervorgezogen und als gute Beute behandelt. Nachdem ſie alles Gefundene getödtet und vor das Haus geſchafft haben, ſo halten ſie ihr Mahl. Aber nun kommen auch die Vögel auf ſie herab, und verzehren Tauſende. Endlich ſetzen die Ameiſen ihren Weg fort und das geſäuberte Haus iſt wieder bewohnbar.

Nun, glaube ich, könnte es uns nach unſerer ermüdenden Wanderung nichts ſchaden, wenn wir im Bache dort ein erfriſchendes Bad nähmen.

„Ich werde auf Sie warten, da ich der Bremſen wegen nicht gern im Freien bade!“

Nun dann lernſt du gleich eine neue Ordnung der Inſekten und mit ihr manches Wunderbare kennen. Ich meine die Zweiflügler (*Diptera*), welche einen Saugrüſſel, 6 Füße und 2häutige Flügel haben. Die meiſten von ihnen ſind durch die Orte merkwürdig, und wie ſie dahin gelangen, wo ſie ihren Larvenzuſtand verleben.

Da ſind zuerſt die Bremſen, hie und da auch Bremen genannt.

„O ja, die die Kühe und Pferde ſo arg ſtechen und plagen.“

Dieſelben; nur plagen ſie nicht durch einen ſchmerzhaften Stich, ſondern ſie plagen durch ihre Nachkommenſchaft. Da iſt die Ochſenbremſe; dieſe legt ihre Eier auf den Rücken des Rindviehes. Die ſpäter ausgekommene fußloſe Larve kehrt ſich nun in die Haut des Thieres. Dadurch entſteht ein eiterndes Geſchwür, und eben der Eiter iſt die Nahrung der Larve.

„O, ich erinnere mich, daß wir als Knaben, wenn wir an unſeren Kühen Buckel bemerkten, dieſelben von zwei Seiten ſtark drückten, und daß dann eine große Made, faſt ſo groß, wie ein Engerling heraus kam. Aber wie wird denn aus dieſer Larve eine Bremſe?“

Wenn die Zeit der Verwandlung gekommen iſt, ſo verläßt die Larve ihre zeitherige Speiſekammer und läßt ſich auf die Erde herabfallen und verpuppt ſich hier und liefert dann die ſpätere Bremſe.

Allerdings giebt es auch einige andere Arten, die dem Rindvieh und den Pferden das Blut ausſaugen. Ihre Larven aber leben in der Erde oder im Miſte.

Noch merkwürdiger, als die Ochſenbremſe, ſuchen die Pferdebremſen ihre Brut an den rechten, paſſenden Ort zu bringen. Ihre Larven leben nämlich im Magen der Pferde.

„Nun, darüber würde ich lachen, wenn Sie mir nicht ſchon ſo viel Wunderbares erzählt hätten! Die Bremſe kann doch nicht bis in den Magen kriechen?“

Deſſen bedarf es nicht. Die Pferde lecken oft ihre Naſenlöcher ſowohl, als auch die Knie ꝛc. Dahin nun legt die Bremſe ihre Eier, und iſt nun ſicher, daß ſie in den Magen kommen. Iſt endlich ihre Zeit gekommen, ſo gehen ſie mit dem Kothe ab.

„Da ſtaunt man in der That über die merkwürdigen Verbindungen, welche die Natur zu Wege bringt.“

Auch die Schaafe und Ziegen haben derartige Einwohner; zwar nicht im Magen, ſondern in den Naſenhöhlen, wo ſie ſich von dem Naſenſchleim nähren und oft ſchmerzhafte und gefährliche Krankheiten erzeugen.

In dieſe Ordnung gehören auch die vielen Arten Fliegen, von den Süddeutſchen fälſchlich „Mucken“ genannt.

„Da möchte ich aber nur wiſſen, wo dieſe unzähligen Schwärme von den Stubenfliegen herkommen.“

Das Räthſel kann ich dir löſen. Wenn vor 14—16 Tagen eine Fliege ihre Eier legte und ſie lebt noch, ſo kann ſie heute ſchon mit ihren Kindern aus Einer Schüſſel eſſen. Ihre ganze Verwandlung vom Ei an braucht nicht mehr Zeit. Nimm nun blos die Nachkommenſchaft einer einzigen Fliege in einem Sommer an und du wirſt Millionen haben.

„Es iſt aber doch ein unausſtehliches Geſchöpf, und wo die Weisheit der Natur bei ihrer Schöpfung geweſen iſt, weiß ich nicht!“

Da haben wir's wieder! Weil ſich dir zuweilen eine auf die Naſe ſetzt oder im Mittagsſchläfchen ſtört, möchten ſie mit einem Schlage aus der Schöpfung verbannt werden, ohne zu bedenken, daß wenn ein Glied in der großen Kette der Geſchöpfe verbrochen wird, die ganze Kette nachfolgen muß. Warum aber legeſt du in deinem Zimmer kein Fliegengift auf?

„Ach, das hilft auch nichts! Ich kann es thun, und am Abende ein Quart todter Fliegen hinauswerfen, ſo ſind doch am andern Tage gerade ſo viel wieder da.“

Du haſt recht! So viele Fliegen auch durch das Gift getödtet werden, ſo werden andere doch erſt recht durch den Gebrauch wieder in das Zimmer gelockt. Das beſte Gift gegen ſie iſt ſtrenge Reinlichkeit gepaart mit etwas Dunkelheit in den Gemächern. Im Zimmer, wo Koth und Unflath herrſchen, Ueberbleibſel von allen Arten Eßwaaren umherſtehen oder kleben und dergleichen, von ungereinigten Kindern gar nicht zu ſprechen, wird man auch ſtets einen Fliegenſchwarm finden, und wenn man ſie täglich auch Buſchelweiſe vertilgte. Es wäre aber auch entſetzlich, wenn man ſie völlig vertilgen könnte, und vertilgte. Dieſe unzähligen Millionen, allerdings ekelhafter Thiere ſind doch ungemein große Wohlthäter des Menſchengeſchlechtes. Sie verzehren ungeheure Maſſen ſtinkenden und die Luft verpeſtenden Unflathes. Ohne ſie und die aasfreſſenden Vögel und die Todtengräber (*Necroph*) und die Miſtkäfer wäre das Menſchengeſchlecht längſt an peſtartigen Krankheiten abgeſtorben.

Digitized by Google

„Wunderbar! Sie ſind ſo widerlich und doch unſere Wohlthäter!"

Ja ſo iſt es. Und die Natur ſelbſt hat durch die ungeheure Vermehrung derſelben dem Menſchen einen Riegel vorgeſchoben, ſie auszurotten.

„Wo legt denn die Fliege ihre Eier hin; man findet doch nirgend deren ſo groß, daß eine Fliege daraus kommen könnte?"

Die Fliege legt ſehr kleine Eier an ſchmutzige Orte, am liebſten in Ställe. Daraus kommen von Kothe lebende kleine Larven, die ſich in braune Puppen verwandeln. Aus ihnen werden die Fliegen geboren. Und merke dir ein für allemal, daß alle Inſekten, welche eine vollkommene Verwandlung durchmachen, nicht wachſen im vollkommenen Zuſtande. Sie bleiben ſo groß oder klein, als wie ſie aus der Puppe ſich befreiten. Nur diejenigen Inſekten, welche im vollkommenen Zuſtande aus dem Ei kommen, wachſen, wie z. B. die Laus. Doch davon auf einem ſpäteren Spaziergange. Dies nur einſtweilen, damit es dir nicht geht, wie einſt dem *Dr. med. B.* Er beſah eines Tages meine Käferſammlung. In einem Kaſten, worin die Mai- und Brachkäfer ꝛc. ſtaken, ſchien er ſich bekannt zu fühlen. „Da ſind Maikäfer, ſagte er; ach da haben Sie auch junge, fügte er bei, als er den Gartenkäfer (*Anisoplia horticola*) ſah! Ich ſchämte mich für ihn als *Dr. Med.* vor meinen jungen Kindern, die ſich einander lächelnd anſahen und verwundert, daß ein ſo großer Mann ſolch albernes Zeug rede. Siehe, durch einige Beobachtungen kann Jeder ſolchen Fatalitäten ausweichen.

„Ich danke Ihnen, wie für ſo vieles Neue, auch beſonders für dieſe Mittheilung. Ich habe wirklich bis hieher geglaubt, die Käfer, Fliegen ꝛc. wachſen auch, da ich doch oft ſehr kleine Fliegen ſah."

Dieſe ſind keine Stubenfliegen, ſondern andere und kleinere Arten, trotz ihrer Aehnlichkeit. Doch jetzt laß uns in dies Farmhaus gehen und ein Glas Milch trinken. Da kommt ganz gelegen der Farmer aus der Erndte. Nun, Herr, wie fällt dies Jahr die Waizenerndte aus?

„Kaum eine Mittelerndte wirds. Die Heſſenfliege hat zu arg gewirthſchaftet!"

„Ich habe nun doch ſo viel ſchon von der Heſſenfliege gehört, und weiß doch nichts Näheres!"

Es iſt dies eine ſehr kleine Fliege, deren Flügel auch ſchwarz und nur an der Wurzel rothbraun ſind. Sie iſt ein wirklich amerikaniſches Thier, ein *native*, und hat mit den Heſſen oder deren Lande auch nicht die Spur zu ſchaffen. Freilich war ſie früheren Zeiten nicht beachtet worden, da ſie weniger häufig, weil auch ihre Nahrung nicht ſehr häufig war. Ich Jahr 1788 aber hatten ſie den Waizen gar mitgeſpielt. Es heißt, daß in der Erndte die Häuſer von ihnen ſo voll waren, daß jede Schüſſel jedes Trinkgefäß damit angefüllt war. Sie verbreitete ſich nach und nach von der Küſte aus über das Land und die in den Naturwiſſenſchaften ſehr jungen Amerikaner waren, und ſind wohl heute noch zu einem guten Theil, der Ueberzeugung, daß dieſes Thierchen mit den 1776 bei New York gelandeten heſſiſchen Landeskindern eingeführt worden ſei. Sie iſt aber, wir ſchon bemerkt, ein ſpecifiſch amerikaniſches Thier. 1789 war ſie ſchon gegen 200 Meilen weit ins Innere des Landes vorgedrungen und jetzt macht ſie dem Farmer allenthalben großen Verdruß. Der ſchändliche Name „Heſſenfliege" bleibt. —

Nun aber laß uns weiter wandern. Unterwegs erzähle ich dir noch von einer andern, und zwar von allen Menſchen gehaßten Zweiflügler, ich meine die „Singmücke, Stechſchnacke, Mosquito.

„Nun, wenn ich auch Alles glaube, ſo kann ich doch nie glauben, daß Sie dieſe ſchändlichen Blutſauger in Schutz nehmen können. Ich wollte dieſem Ungeziefer allenfalls noch das Tröpfchen Blut verzeihen; allein ihr jämmerliches Geſinge nie. Dies kann Einen zur Verzweiflung bringen."

Wenn ich ſie nun aber doch in Schutz nehmen würde?

„Neugierig wäre ich darauf doch!"

Dieſe Neugierde hätteſt du ſchon befriedigen können, wenn du den Artikel: Moos und Muskiten von C. Hering *pag.* 55 Januarheft 1864 der deutſch-amerikaniſchen Monatsheft von C. Butz geleſen hätteſt. Es heißt dort: „Als ich im Lande der Muskiten war, da bemerkte ich, daß die Stubenfliegen — ſie ſind ganz dieſelben wie hier, und gerade ſo unverſchämt, und die Muskiten auch dieſelben wie hier — ein ſonderbare Wahl treffen. Hängt man einen ſchwarzen Hut an die Wand, und einen weißen daneben, ſo ſetzen ſich die Muskiten an den ſchwarzen Hut, die Fliegen aber an den weißen; die letzten ſind alſo Lichtfreunde, und ſtören uns daher in unſerem Mittagsſchläfchen, die andern ſind Gefährtinnen der Nacht. Nun wollte ich wiſſen, weil ich dem Gegenſatz in den Dingen der Schöpfung nachforſchte, der ſich z. B. bei den Raupen in der Farbe zeigt, wo die Gegenfarbe ſehr oft zum Vorſchein kommt, das Roth bei der Raupe wird ſehr oft grün bei den Faltern und eben ſo umgekehrt; aber ſehr oft iſt noch keine Regel — doch darüber ein andermal. Alſo weil die Stubenfliegen Lichtfreunde ſind, ihre Maden aber, wenn man ſie beobachten will und unterſuchen und hat halb überſchattete Gefäſſe, mit großem Eifer ſich immer ins Finſtere hineinarbeiten, das Licht ſcheuen wie ächte Dunkelmänner, weil alſo die Fliegenmaden das Finſtere lieben, und die fertigen Fliegen das Helle, ſo wollte ich wiſſen, ob das auch bei den Mücken ſich umkehre, und ob da die Maden ſich nach dem Lichte ziehen. So wars denn auch. Ich ſtellte eine Reihe halbverdunkelter Gläſer auf den Tiſch in die Sonne, die Gläſer waren mit Waſſer aus ſtehenden Lachen gefüllt und jedes Glas enthielt ein Menge Mückenwürmchen oder Schneckenlarven, oder Waſſermaden, aus

Digitized by Google

denen ſich die Muskiten entwickeln. Alle ruderten eifrig nach dem ſonnigen Lichte.

Als ich nun eine halbe Stunde darauf wieder zu den Gläſern kam, bemerkte ich zu meinem Erſtaunen: das unreine Waſſer war hell und klar und rein geworden. Das konnte nun aber nicht geſchehen durch Abſchmelzen und Verbinden des Abgeſchmolzenen mit je dem Waſſer beigemengten Theilen, denn die Maden ſind wie die Raupen, ſie haben eine geronnene erſtarrte Hautoberfläche; wenn ihnen dieſe durch das Waſſer zu enge wird, ſo zerſprengen ſie dieſelbe, und kriechen mit einer neuen, weichen, zarten, ausdehnſamen Haut verſehen heraus — wäre nicht eine hübſche Einrichtung, wenn unſere Mädchen auch ſo mit neuen ſeidenen Kleidern aus den alten herauskriechen? — Die Mückenmaden ringen und ſtrecken ſich wie die Kinder beim Aufwachen, und freſſen dann wieder deſto eifriger fort. Meine kleinen Maden mußten alſo das, was das Waſſer unrein machte, verzehren, etwa wie die Raupen die Blätter. So wie dieſe den unbrauchbaren Abgang von den Zweigen hinabfallen laſſen, ſank ihr Abgang im Waſſer und blieb auf dem Boden liegen. Nun machte ich noch eine Menge Verſuche und überzeugte mich bald: zerſetzte Pflanzenſtoffe waren ihre angewieſene Nahrung. Die kleinen grünen, ſchleimigen, faſrigen Pflanzen, vielleicht mitſammt jener kleinen darin ſich bildenden Urthierchen, kurzum das, was uns das Waſſer der Sümpfe untrinkbar macht, eben das verzehren ſie; und man muß nur nicht etwa meinen, das wäre wenig. Ein einziges thätiges Würmchen reinigt in etwa einer Stunde mindeſtens eine halbe Pint Waſſer. Jeder Arzt weiß, daß thieriſche faulende Stoffe, ſo ſehr ſie auch die Naſe kränken und ſo ſehr ſich die Lungen darüber entſetzen, doch nicht ſo weſentlich der Geſundheit ſchaden, wie man aus dem Widerwillen vor dergleichen ſchließen könnte. Zwar, daß ein ſolcher Geſtank erſticken kann, wenn er gar zu dick wird, verſteht ſich; geſund iſt er keineswegs, aber man weiß, daß die Anatomen gewöhnlich alt werden, ebenſo wie die Lohgerber und Leimſieder. Dagegen iſt bekannt, wo Pflanzen faulen und beſonders nachher, wenn dergleichen durch die Sonne beſchienen wird, und zu trocknen anfängt, was da ſich der Luft mittheilt. Was dann aus dem Zeuge für Gaſe kommen mögen, iſt auch eine große Rückſicht. Allerdings wiſſen wir es noch nicht hinreichend mit der Wiſſenſchaft zu erreichen, aber deſto ſicherer durch die Erfahrung. Aus den Sümpfen kommen die Seuchen. Das ſtehende Waſſer in Pfuhlen und Lachen iſt es, mit ſeinen faulenden, ſich zerſetzenden Pflanzen, was die Lüfte verpeſtet; obendrein durch die Sinne nicht wahrnehmbar, ſteigt es alle Nächte tückiſch aus dem Boden auf und bildet Luftſchichten, die ſich mit großer Zähigkeit an alle Pflanzen anhängen und an alle ſich darbietenden Oberflächen, den mehrſten Thieren verderblich, den Menſchen aber am allerärgſten.

Unermüdlich nun zerſtören dieſe kleinen Thiere das Faulende im Sumpfwaſſer. Nehmen wir das Allergeringſte als Maaßſtab: eine halbe Pint in der Stunde für ein Würmchen; ein Jeder kann ſich davon überzeugen, daß ein ſolches Thier jeden Tag, auch wenn wir ihm acht Stunden Ruhe zugeſtehen, eine Gallone reinigt. Das macht in ſeinem kurzen Leben, was etwa 3 Wochen währet, ſchon 21 Gallonen für jedes. Daß es Millionen Muskiten giebt, räumt Jeder ein, den ſie einmal im Schlafe ſtörten. Die Hauptſache aber, die wißt Ihr nicht und ſolltet es doch wiſſen. Alle die Muskiten, die Euch nächtliche Beſuche machen ſind junge ganz unſchuldige Mädchen. Darum ſind ſie auch ſo artig und ſingen. Da kommen ſie denn mit einander, und wollen jedes nur etwas Oel auf ihre Lampen, ein ſo winziges Tröpfchen, daß ihrer ein ganzes Dutzend mit einander Euch noch keinen ganzen Tropfen Blut rauben. Und nur einmal in ihrem ganzen Leben thun ſie's! Haben ſie ihr Theil, ſo ſetzt ſich eine jede ſtill und beſcheiden irgendwohin an die Wand. Sie hat als Made 21 Gallonen Sumpfwaſſer unſchädlich gemacht. Vergeßt es nicht, Ihr Undankbaren, ſie hat ſich Verdienſte erworben! Wenn ſie ſtill und ruhig ihre winzige Mahlzeit verdaut hat, fliegt ſie fort, im Abendſonnenſchein wird Hochzeit gehalten, hernach fliegt ſie weiter, bis ihr zartes Näschen Sumpfluft wittert. Dort entledigt ſie ſich ihrer anwachſenden Bürde mit einer Kunſt und einer Vorſicht, wie ſie die Menſchen bewundern ſollten, u. legt Euch 300 Eier u. – ſtirbt. Aus dieſen Eiern ſchlüpfen aber 300 Maden. Dieſe reinigen an der giftigen Quelle der Sumpfluft in ihrem Lebenslaufe 6000 Gallonen. Das iſt es, wozu das 1/12 Tröpfchen Blut, ja kaum die Hälfte iſt's, dieſelbe befähigte. Nun rechnet Euch das Weitere aus.

Eine einzige erſchlagene Jungfrau an der Wand würde, wenn es nicht noch andere Hinderniſſe gäbe, möglicherweiſe, da ſie jeden Sommer 6, ja 7mal ihren Beruf erfüllen, und Geſchlechter auf Geſchlechter ſich drängen, 6000 Billionen Gallonen Waſſer durch ihre Nachkommen unſchädlich haben machen können. Freilich iſt nur die Möglichkeit gegeben; aber das iſt's gerade, was Ihr zerſtört! Zerſtört mit einem Schlage eine ſolche Möglichkeit, und warum? Barbariſche Rachſucht iſt's! und Unwiſſenheit! Eine einmal vollgeſogene Mücke thut Euch nichts mehr zu Leide. Darum laßt ſie ruhig verdauen und nachher davon fliegen und ihren Beruf erfüllen.

„Nun, wahrhaftig, ich weiß gar nicht, was ich daran denken oder dazu ſagen ſoll! Mir ſteht ordentlich der Verſtand ſtill!“

Nein, nein, jetzt nicht; er hat früher ſtill geſtanden. Jetzt iſt er in Bewegung geſetzt und du biſt auf Beobachtungen hingewieſen, die du ſelbſt leicht machen kannſt. Nun für heute leb' wohl!

„Wenn aber machen wir die nächſte Excurſion? Ich kann es kaum erwarten.“

Den erſten freien Tag.

Digitized by Google

Für die Fackel.]

Theologie und Moral.

Von S. Ludvigh

Unſere Hrrren Doktoren der Gottesgelehrtheit behaupten, daß die „Erleuchtung der Menſchen in unſerer Zeit" einzig und allein die Folge der chriſtlichen Religion, folglich dieſe die einzig wahee und heilbringende ſei. Abgeſehen davon, daß der Begriff von Gott ein Begriff iſt ohne Object, der blos in der Subjectivität des Menſchen liegt und auf die verſchiedenſte Weiſe gemacht wird, iſt es eitle Anmaaßung, der chriſtlichen Theologie und Moral einen Vorzug vor der heidniſchen zu geben. Der Glaube an eine Sache iſt noch lange kein Beweis für die Exiſtenz oder Wahrheit derſelben. Und haben auch alle civiliſirten Völker irgend eine Religion und Theologie; glaubten und glauben auch hervorragende Gelehrte an einen Gott; ſo ſind doch alle dieſe Religionrn ſo ſehr von einander verſchieden, und der Gottesglaube ſolcher Gelehrten ſo ganz des erforderlichen Beweiſes bar, daß der kühne Forſcher ſich unmöglich von ſolchen Dingen überzeugen laſſen kann, die blos „auf Glauben" beruhen. Uebrigens wollen wir zeigen, daß es längſt vor dem Chriſtenthume Menſchen gab, die an Einen Gott glaubten und Moral lehrten.

Herr Voß ſagt: Ein wohlunterrichtetrr Chriſtenknabe weiß mehr von Gott und Tugend als Sokrates. In der That? — Auch der Kirchenvater Tertullian ſetzt die Kenntniſſe eines Handwerksmannes, der ein Chriſt iſt weit über die Kenntniſſe der berühmteſten Philoſophen des Heidenthums. Ich abee ſage: der Chriſtenknabe, der Handwerksmann, der Chriſt iſt, und der berühmteſte heidniſche Philoſoph wiſſen ſo viel von Gott als der Affe von Metaphyſik weiß. Wir wollen hiee jedoch blos nachweiſen, daß die Menſchen im Punkte dee Religion durchaus nicht erleuchteter ſind, als ſie es vor der Ankunft des Fabelkönigs Jeſus Chriſtus waren.

Vom Daſein Gottes.

Grotius, ſagt Freret, der eine große Beleſenheit in den Schriften der Alten hatte, zeigt in ſeiner „Wahrheit der chriſtlichen Religion," daß die Heiden über die Gottheit ebenſo gedacht haben, wie die Juden, und daß die chriſtliche Moral den vernünftigen Heiden lange vor Chriſto bekannt geweſen. Die poliziſirten Nationen erkannten alle eine Gottheit. Aber Ariſtoteles, und nach ihm Cicero, ſcheeiben, daß alle Menſchen darin einig wären, daß ein Gott exiſtirte. Sie gingen ſogar ſo weit, daß ſie dieſen Begriff von einer Gottheit für angeboren hielten. Dieſer Meinung war auch Dio Chryſoſtomus, Jamblich und der Kaiſer Julian. Die berühmteſten Geſetzgeber waren überzeugt, daß der Glaube an eine Gottheit ein Fundament-Artikel wäee, ohne den kein Staat beſteben könne. Zaleukus fing ſeine Geſetze damit an, daß alle Lokeier von dem Daſein einer Gottheit müßten überzeugt ſein. Plato glaubte, daß kein vernünftiger Menſch an der Exiſtenz Gottes zweifeln könne. Xenophon hielt keine Wahrheit für ſo evident, wie die vom Daſein Gottes. Cicero ſchreibt, daß keine einzige Nation, ſie möge ſo wild ſein, wie ſie wolle, das Daſein eines Gottes verleugnen könne, womit auch Seneka einſtimmt. Die Kirchenväter, als z. B. Irenäus, Arnobius, Gregorius von Nazianza, Clemens von Alexandrien, Laktanz, haben ebenſo von den Heiden gedacht.

Gott iſt ein Geiſt.

Plato war einer der vornehmſten Philoſophen von denen, welche behaupteten, daß Gott unkörperlich wäre. Man darf nur ſeinen Timäus leſen, um ſich vollkommen davon zu überzeugen. Er hält den Körper für ein Zeichen der Unvollkommenheit und folgert daraus, daß, da Gott das vollkommenſte Ding ſei, er nothwendig unkörperlich ſein müſſe. Eben ſo dachten ſeine Schüler. Dieſe Philoſophen, ſchreibt Auguſtin von ihnen, deren Anſehen und Verdienſte alle übrigen übertreffen, haben ſehr wohl eingeſehen, daß Gott nicht körperlich ſein könne. Der höchſte Gott, ſagt Porphyr, iſt unkörperlich und untrennbar. Eben dieſe Immaterialität ſuchte auch Ariſtoteles zu beweiſen. Anthiſtenes wollte nicht, daß man ſich von Gott ein Bild machen ſollte, und ſchon vor ihm hatte Numa Pompilius ſolches durch ein Geſetz verboten. — „Gott," ſchreibt Cicero, „kann nicht anders als ein von aller Materie abgeſonderter Geiſt, der Alles weiß, Alles bewegt, und von Ewigkeit her ſich ſelbſt bewegt, vorgeſtellt werden." Delion verſichert in ſeinen Reiſen, daß in den heiligen Büchern der Indianer enthalten ſei, daß Gott ein Geiſt ſei, unermäßlich und ewig.

Einigkeit Gottes.

Die Einigkeit Gottes erkannte Plato und alle ſeine Schüler. Plotin ſetzt überall einen einzigen Gott voraus, und eben das thun Jamblich, Porphyr und andere. Ariſtoteles und ſeine Anhängee waren gleichfalls dieſer Lehre zugethan. Er ſagt, es giebt nur einen Gott, dem man aber verſchiedene Namen gegeben hat. Ee führt die Verſe vom Orpheus an, worin Gott der Urheber aller Dinge genannt wird. Die Heiden, welche weder die Chriſtan diſputirten, waren in dem Artikel von der Einigkeit Gottes mit dieſen einverſtändig. „Welche Wahrheit habt ihr uns gelehrt," ſagt Laktanz zu einem von ihnen? „Ihe wollt das Heidenthum verfechten und ihr werfet es ſelbſt übern Haufen, da ihr den höchſten Gott lobt, den ihr den Herrn der Herrrn, den Gott der Götter, den Schöpſer Himmels und der Erden, den Urquell aller Güter, und den Vater aller Menſchen nennt. Derjenige Heide, der wider den Arnobius ſchrieb, er-

klärte es für eine Verläumdung, wenn Chriſten behaupteten, daß die Heiden Götzendiener wären.

Nicht alle Philoſophen, ſondern auch ganze Völker hielten die Einigkeit Gottes für eine ausgemachte Wahrheit. Tertullian behauptet, daß es eine allgemeine Meinung der Heiden ſei, daß es ein höchſtes Weſen gäbe, welcher der Fürſt der Welt und deſſen Gewalt und Anſehen vollkommen wäre. Seneca trägt kein Bedenken die den Göttern beigelegten verſchiedenen Namen von verſchiedenen Eigenſchaften des höchſten Weſens zu erklären. Maximus von Tirus behauptet daß der unter den Völkern eingeführten verſchiedenen Glaubensartikel ohngeachtet, ſie doch darin einig wären, daß ſie ſämmtlich nur einen Gott einen Vater der Götter glaubten. Einige Gelehrte behaupten, daß in den Myſterien der Heiden die Einigkeit Gottes als ein Fundamental-Artikel ſei gelehrt worden.

Die Aegypter hatten ihres Aberglaubens ohngeachtet, doch nur einen Gott, welcher der Vater aller übrigen Götter und Creaturen war. Die Slaven und andere nordiſche Völker glaubten nur an einen Gott. Die Indianer haben einen oberſten Gott. Die Einwohner des Königreichs Jugarethe glauben an einen Schöpfer und Erhalter Himmels und der Erden, jedoch beten ſie auch den Teufel an, weil ſie ihn für den Statthalter Gottes auf Erden halten Die Jnguianner meinen, daß der höchſte Gott viele Götter unter ſich habe, daß alles Gute auf der Welt von ihm und alles Böſe vom Teufel herkomme. Eben das war der Glaube der Bewohner von Formoſa. Sie glaubten an einen allmächtigen Gott, den ſie aber für ein böſes Weſen hielten, welches ſich jedoch durch Opfer beſänftigen ließe. Die Amerikaner hatten gleichfalls einen Begriff von einem höchſten Weſen, welches Schöpfer Himmels und der Erden war, und verſchiedene Namen führte. Endlich hatten die Einwohner von Madagaskar, die Malabaren und ſelbſt einige Wilden in Canada eine Idee von einem höchſten Weſen, von dem ſie glaubten, alles abhienge.

Die Dichter waren mit den Philoſophen einverſtanden, daß es nur Einen Gott geben könnte. Homers Jupiter iſt ſtärker als alle andere Götter und Menſchen zuſammengenommen. Virgils Gott regiert die Götter und die Menſchen.

Aufgeklärte Heiden hielten die Vielgötter für eine Entehrung der Gottheit Tertullian geſteht es ſelbſt, wenn er frägt: „Seid ihr nicht überhaupt genommen darein einig, daß es ein Weſen giebt, welches mächtiger iſt, als alle übrige, das man den Herrn der Welt nennen kann und unter deſſen Befehlen die andern Gottheiten ſtehen? Maximus der Heiden erklärt es gegen Auguſtin für eine Narrheit die Einigkeit Gottes zu leugnen. Er entſchuldigt den Götzendienſt der Heiden damit, daß die verſchiedenen Gottheiten blos die verſchiedenen Tugenden des höchſten Weſens andeuten ſollten.

Unveränderlichkeit Gottes.

Plato beweiſet aus der Vortrefflichkeit der göttlichen Natur ihre Unveränderlichkeit. „Gott," ſagt er, „der ganz vollkommen iſt, muß immer der nämliche ſein." Seine Schüler haben dieſen Satz beſtändig behauptet. „Sie ſehen wohl," ſchreibt Auguſtin, „daß der höchſte Gott dem Wechſel nicht unterworfen ſein könne." „Sich verändern oder etwas bereuen," ſagt Maximus von Tirus „iſt nicht nur dem Weſen eines Gottes, ſondern ſogar eines weiſen Menſchen zuwider. Der, welcher das Beſſere erwählte, war vorher im Irrthum, und der, welcher das Schlimmere wählte, iſt gar nicht zu entſchuldigen. Gott iſt dieſen Veränderungen nicht unterworfen, weil er nicht Böſes thun kann." Das göttliche Weſen behauptet Jamblich iſt unveränderlich. Proklus und Philolaus hielten die Unveränderlichkeit für eine nothwendige Eigenſchaft Gottes. Der Philoſoph Salluſtius ſucht die Unveränderlichkeit Gottes aus ſeiner Ewigkeit und Unabhängigkeit zu erweiſen. Nach dem Seneca iſt Gott unveränderlich, weil er immer das Beſte thun muß.

Ewigkeit Gottes.

Kann man wohl einen Gott gedenken, der nicht von Ewigkeit geweſen wäre: ſagt Cicero? Thales antwortete auf die Frage, welches das älteſte Ding ſei, daß es Gott wäre, welcher ohne Anfang und Ende exiſtire. Plato's Gott iſt von Ewigkeit her. Plotin und Proklus glauben, daß dieſe Wahrheit von keinem vernünftigen Menſchen bezweifelt werden könne. Ariſtoteles behauptet, daß die Ewigkeit Gott eben ſo weſentlich ſei, als die Wirklichkeit. Plutarch beruft ſich zum Beweis dieſer Wahrheit auf die Uebereinſtimmung aller Völker. Er glaubt, daß es zwar wohl möglich ſei ein Volk zu finden, das keinen Gott glaube, aber er hält es für unmöglich eines zu finden, welches einen Gott glaube, aber ſeine Ewigkeit und Unſterblichkeit leugne.

Unermeßlichkeit Gottes.

Die berühmteſten Philoſophen hielten dafür, daß Gott allenthalben wäre. „Gott ſieht euch überall, – bei allen euren Handlungen fürchtet die Gegenwart Gottes, dem nichts verborgen iſt," predigt Demophilus. Wie könnte ſich die Natur in einer ſo ſchönen Ordnung erhalten, wenn Gott nicht überall wäre. Die Sonne hat die Kraft eines Erdballs zu erleuchten, und ſollte der, der die Sonne gemacht hat, nicht überall ſein? ſagt Epiktet. Aus dem Lehrſatze, daß Gott überall iſt, folgerten Themiſtius und Simplicius, daß die Wallfahrten zur Ehre Gottes ſehr unnütz wären. „Gott," ſagte ſie, „den ihr in entfernten Tempeln anbeten wollt, iſt bei euch und überall."

Allwiſſenheit Gottes.

Daß Gott eine Wiſſenſchaft ohne Grenzen beſitzt, war faſt eine allgemeine Lehre aller heidniſchen Philoſophen und Dichter Ein alter Philoſoph, dem die Frage vorgelegt wurde, ob die Menſchen ihre Handlungen nicht der Gottheit verbergen könnten, antwortete, daß Gott alles wiſſe,

ſelbſt die Gedanken, der Menſchen. Valerius Maximus und Clemens von Alexandrien legen dieſe Antwort dem Thales bei. Sokrates lehrte, daß die Götter alles wüßten, was die Menſchen ſagten, was ſie thäten und ſelbſt ihre Gedanken. Plato hielt es für unmöglich, daß die Götter nicht wiſſen ſollten was auf Erden geſchähe. „Man muß zuförderſt wiſſen," ſchreibt Arian, „daß es einen Gott und eine Vorſehung giebt, die ſich über alle Dinge erſtreckt, vor welcher wir weder unſere Handlungen noch unſere Gedanken verbergen können." „Wir wenden uns mit unſern Gebeten zu den Göttern, denen alles bekannt iſt," ſagt Seneca. Dieſe Allwiſſenheit Gottes erſtreckten auch die Heiden nicht allein auf das Vergangene, ſondern auch auf das Zukünftige. Die Orakel ſind hievon dee beſte Beweis. „Griechen und Barbarrn, ſchreibt Xenophon, glauben, daß Gott das Zukünftige eben ſowohl wiſſe, als das Vergangene." Auch das, was wir das Ohngefähr nennen, wüßten die Götter. Plato hielt es für abgeſchmackt zu leugnen, daß Gott das Zukünftige wiſſe, und Proklus bewies die Abweſenheit Gottes aus den nämlichen Gründen, aus denen die chriſtlichen Philoſophen zu beweiſen pflegen. „Gewöhnliche Menſchen, ſagte Apollonius von Tiana, wiſſen dasjenige was geſchieht, Weiſere ſehen auch wohl einige zukünftige Begebenheiten voraus, aber Gott ſieht alles was geſchehen ſoll, vorher." Ammomus Hermias ſucht den Einwurf aus dem Wege zu räumen, den man aus der Freiheit der menſchlichen Handlungen, wider die Allwiſſenheit Gottes zu machen pflegt.

Allmacht Gottes.

In Sokrates Schule war es eine ausgemachte Wahrheit, daß Gott allmächtig ſei. Xenophon ſagt, die Macht Gottes erſtreckt ſich über alles. Linus ermunterte die Menſchen niemals in ihren Widerwärtigkeiten alle Hoffnung aufzugeben, weil Gott kein Ding unmöglich ſei. „Wenn ihr einen Gott glaubt, ſo wiſſet auch, ſagt Callimachus, daß er alles thun kann was möglich iſt." Virgil, Ovid und andere Dichter nennen den Jupiter ſehr oft den Allmächtigen.

Güte Gottes.

Zaleukus befahl ſeinen Bürgern die Götter zu ehren, weil ſie die Urheber alles Guten wären, das uns begegnete. Proklus und die Platoniker lehrten einmüthig, daß alles Gute von Gott herkomme. Jamblich widerlegte diejenigen, welche ſich einbildeten, daß Gott böſes könnte. „Der Menſch nähert ſich der Vollkommenheit der Götter, wenn er Gutes thut, ſagte Dio Chriſoſtomus." Seneca iſt über die Behauptung der Epikurer, daß ſich Gott um die Regierung der Welt nicht bekümmerte, und alſo auch den Menſchen, das Gute, was ihnen widerfährt, nicht erzeigte, ſehr böſe. Aus der Gewohnheit der Menſchen Gott um Gnade anzurufen, glaubt er einen unumſtößlichen Beweis führen zu können, daß Gott den Menſchen hold ſei. Gott iſt ſeiner Natur nach wahrhaftig gut, lehrt Plato. Weil Gott gut iſt, ſo regiert er auch die Welt durch ſeine bewunderungswürdige Vorſehung, ſchrieb Alcinous. Nach der Meinung des Numenius iſt Gott die Güte ſelbſt, womit Arrian, Hierokles, Proklus und Seneca übereinſtimmen. Numa ſuchte den Römern die Götter deswegen als liebenswürdig vorzuſtellen, weil ſie beſtändig über das menſchliche Geſchlecht wachten, und ſelbige alles Gute von ihnen bekämen. Die Menſchen ſind dann Gott am ähnlichſten, wenn ſie unter einander Liebe üben, ſagt Cicero. Die Seithen redeten Alexandern ganz dreiſt an; „wenn du willſt ein Gott ſein, als wofür du dich ausgiebſt, ſo mußt du den Menſchen Gutes thun, nicht aber ihnen nehmen, was ihnen gehört." Pithagoras hielt es für unmöglich, daß die Götter Böſes thun können, und Plato behauptete dieſe Lehre mit vieler Wärme. Salluſtius hielt das Böſe in der Welt, wie unſere neuen Philoſophen, für die Abweſenheit einer Realität, und bewies daher, daß das Böſe nichts poſitives, ſondern blos etwas negatives ſei.

Von der Vorſehung.

Was können die Menſchen ohne Gott thun, bricht Aeſchilus aus. Ohne den Willen Gottes kann den Menſchen nichts widerfahren, ſagt Theognis. Cicero führt den Ennius an, welcher den Balbus alſo reden läßt. „Wer kann den Himmel anſehen, ohne vollkommen überzeugt zu werden, daß er von einem höchſten Weſen regiert werde..... Wer daran zweifeln will, der muß auch an dem Daſein der Sonne zweifeln, denn dieſe iſt nicht ſichtbarer als die Vorſehung, die ſie regiert. Dieſe Meinung, fährt er fort, iſt auch ſo allgemein, daß ſie durch nichts aus den Gemüthern der Menſchen geriſſen werden kann, obgleich ſonſt viele Vortheile mit der Zeit ihren Untergang finden." Wenn ſich die Venus beim Virgil an Jupiter wendet, ſo redet ſie ihn alſo an: „O Gott dein Reich erſtreckt ſich über die Menſchen und über die Götter." Pithagoras bewies dem Abaris, daß alles, was in der Welt geſchehe, ein Beweis der Vorſehung wäre Architas glaubte, daß Gott in der Welt das wäre, was ein General bei der Armee iſt. Plato behauptete, daß die Vorſehung ſich auch auf Kleinigkeiten erſtreckt. Das Weltall iſt ſeine Erhaltung der Vorſehung ſchuldig, ohne welcher es zertrümmern würde. Attikus hielt es für eine große Bosheit die Vorſehung zu leugnen. Hierokles ſchrieb zum Beweis der Vorſehung ein eigenes Buch. Plotin bewies, daß die Vorſehung ſich auch auf diejenigen Dinge erſtreckte, welche die Menſchen der Vorſehung unwürdig hielten, als auf die verachteſten Thiere, Gewürme und Blätter. Proklus ſchrieb ein eigenes Werk über die Vorſehung, worin er die zwölf damals bekannten Einwürfe mit aller Scharfſinnigkeit widerlegte und ſo raiſonnirte, als wenn er in der wolfiſchen Philoſophie wäre unterrichtet worden. Ariſtoteles ſetzt die Vorſehung Gottes als eine allgemein anerkannte Wahrheit vor-

Digitized by Google

aus. Seneca hat ein Buch über die Vorſehung geſchrieben, worin er unter andern die Schwierigkeit zu heben ſucht, wie das guten Menſchen ſo oft in dieſer Welt angethane Böſe mit der Vorſehung beſtehen könne. Er ſagt, Gott laſſe ſolches zu, um die Tuzend zu prüfen. Antonin berief ſich zum Beweis der Vorſehung auf alles was um und neben uns iſt. Alexander ſagte zu ſeinen Soldaten, da er der Nachſtellung des Philotas entgangen war, daß er ſolches der göttlichen Vorſehung zu danken habe. Varro behauptete, daß blos diejenigen eine wahre Idee von Gott hätten, welche behaupteten, daß er alles regierte. Dionis von Halikarnaß iſt über diejenigen ſehr ungehalten, welche die göttliche Vorſehung leugnen. Plinius fängt ſeine Lobrede auf Trajan damit an, daß er nach alter Gewohnheit die Hülfe der Götter anrufen wolle, weil ohne ihren Willen nichts geſchehe. Cicero fängt ſeine Geſetze folgendergeſtalt an. „Die Bürger müſſen zuförderſt überzeuget ſein, daß alles darin von ihrer Macht, von ihren Willen und von ihrer Vorſehung abhänge; — daß ſie die Völker mit Wahlthaten überhäufen; — daß ſie die geheimſten Gedanken der Menſchen wiſſen, — das Innerſte ihres Herzens ihnen nicht verborgen iſt, und daß ſie das Gute belohnen und das Böſe beſtrafen.“

Alle polieirte Völker, welche einen Gott glaubten, zweifelten auch nicht an der Vorſehung, da ſie ſolche für eine nothwendige Eigenſchaft hielten. Bei den Griechen und Perſern war dieſe Lehre nach Plutarchs Zeugniß ganz allgemein. Im Leben des Timoleon ſagt er von dem Tyrannen Dianis, daß viele Menſchen ihn blos deshalb geſehen hätten, um an ihm zu lernen, was das Glück der Sterblichen ſei, und wie die Varſehung am Ende doch immer das Böſe beſtrafe. Eben dieſes ſagt Livius von den Römern, da er die Geſchichte des Appius Claudius und des Virginius erzählt. Die Indianer, die Celten, die Aegypter, die Aethiopier, die Caldäee, kurz alle polieirte Nationen, glaubten eine göttliche Vorſehung, die alles regierte.

Gerechtigkeit Gottes.

Homers Jupiter ſagt mit Verachtung auf die unwürdigen Richter herab, welche ungerechte Urtheil fällen. „Ihr Könige, ſagt Heſiodus, bedenkt was ihr thut, da die unſterblichen Götter eure Handlungen benutzen und eure Königsſprüche erwägen.“ Euripides bezeugt, daß Gott diejenigen beſtrafe, die ſich von dem Wege der Gerechtigkeit entfernen. Gott ſieht mit einem gnädigen Auge an die Gerechten, und mit einem zornigen die ungerecht handeln. Gott wird einem jeden vergelten, nachdem er gehandelt hat, es ſei gut oder böſe. Charondons ermunterte ſeine Bürger gerecht zu ſein, weil Gott gerecht wäre. Je gerechter die Menſchen ſind deſto mehr ähndeln ſie Gott, ſagte Plato, Als Apollonius von Tiana erſucht wurde, Fürbitte bei Gatt einzulegen, antwortete er, daß ſolches nicht nöthig wäre, weil Gott das Gebet der Gerechten erhörte. Gott iſt Gerechtigkeit ſelbſt, ſagt Plutarch. Wer Gott liebt, iſt auch gerecht, ſagte Dio Chriſoſtonus. Antonin, Jamblich, Marimus von Tirus, Simplieus, Plinius der Jüngere, lehren einmüthig, daß die Gerechtigkeit eine weſentliche Eigenſchaſt Gottes ſei. Proklus ſagt, daß Gott das Böſe aus dem Grunde nicht auf den Fuß beſtrafe, weil er den Menſchen Zeit zur Beſſerung geben wolle. Der Glaube, daß Gott das Gute nach dieſem Leben belohne und das Böſe beſtrafe, iſt nach Plutarchs Meinung ſo alt, daß man keinen Anfang deſſelben weiß. Die älteſten Bücher und Traditionen erwähnen des Tartarus und der eliſäiſchen Felder. Orpheus lehrte nach Plutarchs Bericht, daß die Seelen der Gerechten eine unausſprechliche Freude genöſſen. „Ihr könnt verſichert ſein, ſagte Sextus, daß ihr, wenn ihr ungerecht geweſen ſeid, ewige Strafe leiden werdet, ſo wie ihr, wenn ihr die Gerechtigkeit geliebt habt, ahne Ende werdet belohnt werden.“ „Ob man gleich den Ort der Beſtimmung der frommen Seelen nach dieſem Leben nicht weiß, ſagt Plato, ſo iſt es doch gewiß, daß ſie glücklich ſein werden.“ Laktanz behauptet daß Zeno einen Himmel und eine Hölle gelehrt habe. Cicero ſagt, daß Diejenigen, die auf Erden Gutes gethan haben, in Ewigkeit dafür belohnt werden. Makrobius gibt den Gerechten den Troſt, daß ſie ewig leben und mit Freud erfüllt werden. Kurz alle Völker, welche eine Unſterblichkeit der Seelen glaubten, waren auch überzeugt daß Gott nach dieſem Leben belohne und das Böſe beſtrafe. Seneka behauptet, daß alle Völker einen Himmel und eine Hölle glauben. Plutarch ſucht ſogar zu beſtimmen, worin die Qual der Gottloſen nach dieſem Leben beſtehen werde. Die Braminen lehrten, daß es in Anſehung der ewigen Strafen ſowohl, als auch der ewigen Belohnungen, gewiſſe Stufen gäbe.

Von der Seele.

Plato hielt die Seele für eine geiſtige Subſtanz, die ſich ſelbſt bewegte. Xenokrates für ein Weſen, das ohne allen Körper exiſtirte. Aleinous erklärte ſie durch eine unkörperliche Subſtanz; Ammonius und Nemeſius ſchrieben Bücher zur Widerlegung der Materialiſten; Proklus bewies aus den Eigenſchaften der Seele, daß ſie unkörperlich ſein müſſe; Porphyr hielt die Seele für eine Subſtanz ohne Ausdehnung, ohne Materie und für unzerſtöebar; Ariſtoteles behauptete, daß ſie nicht körperlich; Cicera hält den für ſehr einfältig und unwiſſend, der an der Immaterialität der Seele zweifelt.

Die Kirchenväter hingegen, als Irenäus, Tertullian, Hilarius, Ambroſius u. ſ. w., hielten die Seele für ein körperliches Weſen.

Unſterblichkeit der Seele.

Phöreeides war, ſo viel man weiß, der erſte, der die Unſterblichkeit der Seele zu beweiſen ſuchte. Pythagoras lehrte ſie ebenfalls, und Zamolxis und ſeine Schüler breiteten ſie öffentlich aus. Thales, Emſterokles, Anaxagoras, Alkmeon, Iſokrates und die berühmteſten Männer des

Digitized by Google

Alterthums waren von dieſer Lehre überzeugt. „Wir ſind einig," ſagt Plato in ſeinem Phädon, „daß die Seele unſterblich iſt. Wiſſet ihr nicht," ſagt er in ſeiner Republik, „daß die Seele weder ſterben, noch ein Ende nehmen könne?" In ſeinem Buche von Geſetzen ſchreibt er: „Man muß glauben, daß die Seele eines jeden Menſchen unſterblich iſt, und daß ſie dereinſt von allen ihren Handlungen Gott Rechenſchaft geben muß. Phädon iſt blos in der Abſicht von ihm geſchrieben, um die Unſterblichkeit der Seele zu beweiſen. Xenophon läßt ſeinen Cyrus als einen Prinzen reden, der von der Unſterblichkeit der Seele vollkommen überzeugt iſt. Cicero hielt die Stelle für ſo ſchön, daß er ſie überſetzte. Nicht allein Platoniker, ſondern auch Cyniker glaubten an eine Unſterblichkeit der Seele. Cicero ſucht ſie aus der Immaterialität zu erweiſen. Seneka berief ſich zum Beweis auf das einſtimmige Zeugniß aller Menſchen. Der Verfaſſer des Buches *de secretiore parte divinae sapientiae secundum Aegyptios* lehrte die Unſterblichkeit der Seele und glaubte, daß daran unter den Alten niemals gezweifelt worden. Es bedarf keiner Zeugniſſe mehr, da die Heiden eine Belohnung und Beſtrafung nach dieſem Leben lehrten, woraus unwiderſprechlich der Glaube und Unſterblichkeit folgt.

Bei den Griechen und Römern machte dieſe Lehre einen ſehr wichtigen Theil ihrer Theologie aus. Man erinnere ſich nur ihrer Myſterien. Es war eine gemeine Meinung, daß die Initiirten nach dieſem Leben viel glücklicher ſein würden, als die Profanen Nach Pauſanias Berichte waren die Magier, Kaldäer und Indianer die erſten, welche eine Unſterblichkeit behaupteten. Herodot hingegen verſichert dieſes von den Aegyptern. Die Gallier waren ſo gewiß davon überzeugt, daß ſie ihren Todten ein Stück Geld mitgaben, um es in der Ewigkeit zu gebrauchen. Cicero und Seneka ſind einverſtanden, daß alle bekannten Völker eine Unſterblichkeit behaupten. Die Braminen predigen beſtändig, wer Gutes thut, wird es gut finden, und wer Böſes thut, wird es böſe finden. Die Bewohner von Formoſa, die Talapen in Siam, die Oſt- und Weſt-Indier, ja ſogar die Kaffern, die ſonſt gar keine Religion haben ſollen glauben eine Unſterblichkeit.

Die Heiden hatten alſo, ob ſie gleich nichts von der Bibel wußten, ſehr reine Begriffe von Gott, von ſeiner Vorſehung und von der Unſterblichkeit der Seele. Laſſen Sie uns nun unterſuchen, ob ihre Grundſätze in der Moral eben ſo gut und richtig geweſen ſind.

Die Freiheit des Willens lehrten die berühmteſten Philoſophen. Sie glaubten, wie unſere Theologen, daß ohne Freiheit keine Moralität der Handlungen ſtattfinden könne. Proklus ſchrieb ein ganzes Buch, um die Freiheit mit der Vorſehung Gottes zu vereinbaren. Ariſtoteles ſucht in einer Moral gleichfalls die Freiheit zu beweiſen. Simplicius ſagt: „Bedenkt ihr Menſchen, daß es blos von euch abhängt, ob ihr gut oder böſe handeln wollt, weil ihr von Gott die Kraft erhalten habt, frei zu handeln." Seneka behauptet, daß die Tugend mit der Freiheit ſtehe und falle.

Die berühmteſten Philoſophen glaubten einſtimmig, daß unſere Handlungen an ſich entweder gerecht oder ungerecht wären, und daß es ein ewiges unveränderliches Geſetz gäbe, nach welchem wir unſere Handlungen normiren müßten. Dieſes ewige Geſetz war nach Pythagoras und Plato's Meinung Gott ſelbſt, dem wir ſo ähnlich zu werden ſuchen ſollten, als es unſere Schwachheit zuließe. Ariſtoteles verſichert, daß alle Menſchen darin übereinſtimmten, daß alle Handlungen an ſich entweder gerecht oder ungerecht wären. Eben das lehrten die Stoiker, und Cicero Gellius erzählt, daß ihn oft die Neugierde nach Athen zu dem berühmten Philoſophen Peregrinus, der ſich in der Gegend aufhielt, getrieben, und daß ihm dieſer große Mann einſtens geſagt, daß der Weiſe niemals ſündigen würde, auch dann nicht, wenn auch ſeine Sünde Gott und Menſchen unbekannt bleiben könnte, weil ihn nicht Furcht vor der Strafe, ſondern die Liebe zu dem, was Recht iſt, abhielte. Schon vor ihm hatte Horaz einen ähnlichen Gedanken.

Dieſe Männer ſahen auch ſehr wohl ein, daß unſere Handlungen erſt dadurch ihre Vortrefflichkeit erhalten, wenn ſie ſich auf die Quelle aller Vollkommenheiten, auf Gott, beziehen. Pythagoras ſagte daher, daß wir Gott beſtändig vor Augen haben müßten. Die größte menſchliche Vollkommenheit beſteht nach Plato's Anweiſung in der Aehnlichkeit mit Gott. Dio Chryſoſtomus, Plotin, Hierokles, Jamblich, Arrian, Porphyr, Seneka, Plutarch, Mark Antonin, u. ſ. w., unterweiſen alle zur Nachahmung Gottes und zum Beſtreben, ihm ähnlich zu werden. Das iſt der Zweck der ganzen Philoſophie, ſchreibt Themiſtius. Dieſe vortrefflichen Männer machten aber auch zugleich bekannt, daß man nie hoffen müſſe, Gott jemals vollkommen ähnlich zu werden, weil er zu ſehr über uns erhaben wäre, worin ſie alſo viel vernünftiger waren, als manche Lehrer des Chriſtenthums, welche verlangen, daß die Menſchen vollkommen Gott gleich ſein müſſen.

Von der Liebe des Nächſten.

Die Liebe des Nächſten war im Alterthume eine Tugend, ohne welche alle übrigen nichts waren. Cicero genehmigt von ganzem Herzen den Grundſatz des Antipaters, daß jeder Menſch aller Menſchen wegen da ſei. Dieſe Tugend wohnte auch damals nicht allein bei den Philoſophen, ſondern war überall zu Hauſe. Einige hundert Jahre vor Jeſu Ankunft lehrte Konfuzius, daß wir alles dasjenige unſeren Nebenmenſchen thun müßten, was ſie wünſchten, daß ſie uns thun möchten. In Folge dieſer Wahrheit war die Gaſtfreundſchaft unter allen Völkern eingeführt. Alle Menſchen hielten ſich für Brüder untereinander, und derjenige, der dieſe allgemeine Pflicht vernachläſſigte, wurde mit eben dem Abſcheu betrachtet, mit dem wir einen Vater anſehen würden, der ſeinem Sohne die Herberge verſagte. Die Sache iſt ſo

Digitized by Google

bekannt, daß ich keine Zeugniſſe anführen will. In Lieta hatte man öffentliche Häuſer für Fremdlinge, und die Lukamer beſtraften den hart, der nach Sonnenuntergang einem Reiſenden ſein Haus verwehrte.

Von der Dankbarkeit.

Die Geſetze der Perſer, ſagt Marcellin, ſind ſehr ſtrenge, beſonders gegen diejenigen, die ſich undankbar bezeigen. Die Geſandten von Kampanien ſagten zu dem römiſchen Senate, daß die Undankbaren des Schutzes der Götter unwürdig wären. Seneka hält die Undankbarkeit für das größte Laſter.

Von der Barmherzigkeit.

Aus dem Gebote, ſeinen Nächſten zu lieben, entſpringt auch dieſe Tugend. — Warum leideſt du Reicher, daß der ehrliche Mann darbet! ſchreibt Horaz. Zuförderſt, ſagt Plinius, muß man mit dem Seinigen zufrieden ſein, und hernach denjenigen helfen, die unſerer Hülfe bedürfen. Nigrinus glaubte, daß wie unſere Reichthümer zu keinem anderen Behufe hätten, als dem Anderen zu helfen.

Von der Liebe dee Feinde.

Pythagoras rieth ſtatt der Rache die Freundſchaft der Feinde zu ſuchen, und Sixtus, der Pythagoräer, ſagte, daß wir die Rache Gott überlaſſen müßten. Pittakus gebot, daß man von ſeinen Feinden nichts Böſes reden und ihnen nichts Böſes wünſchen ſollte. Kleobul, Ariſton und Chion wollten, daß man für die Wohlfahrt ſeiner Feinde ſorgen müßte. Als Sokrates einſt ſagen hörte, daß man ſeinen Freunden Gutes und ſeinen Feinden Böſes thun müßte, ſo antwortete er, daß dieſer Satz halb wahr wäre, man müßte nämlich ſeinen Freunden Gutes thun, keineswegs aber ſeinen Feinden Böſes. Aus der Tugend der Gerechtigkeit folgerte Plato, daß man ſich nie rächen dürfte. Der, welcher ſich rächet, ſagte Hierokles, handelt eben ſo böſe, als der, welcher ihm vorher Unrecht gethan hat. Maximus von Tyrus hält ſchon den Gedanken, ſich rächen zu wollen, für böſe. Mark Antonin war überzeugt, daß man ſeinen Feinden Gutes thun müßte. Nichts iſt einem großen Manne anſtändiger, als gegen ihn begangene Fehler zu verzeihen, ſagte Cicero. Wahrheit und Gerechtigkeit müſſe uns immer begleiten, und wer uns Unrecht thut und haſſet und verfolget, dem müſſen wir Gutes erzeugen, lehrte Confuzius.

Von der Lüge.

Man muß immer die Wahrheit ſagen war eins von den vornehmſten Geboten des Pythagoras, und überhaupt unter den Philoſophen eine ausgemachte Wahrheit. Die Perſer hielten die Lüge für ein ſehr großes Verbrechen. Charondas ermahnt ſeine Bürger, beſtändig die Wahrheit zu ſagen. Apollonius von Tyan lehrte, daß der ehrliche Mann niemals lügen könnte. Plutarch rieth allen Eltern, ihren Kindern in der früheſten Jugend das Schändliche dieſes Laſters recht lebhaft vorzuſtellen. Die Perſer machten dieſen Rath zum Geſetz. Der heilige Hieronymus hingegen rechtfertigt die Lüge mit dem Beiſpiele Jehu's, der durch eine Lüge die Baalspriester verleitete und ſie nachher umbringen ließ. Wie ſehr die Chriſten dieſe nicht heidniſche, ſondern chriſtliche Lehre ausgeübt haben, iſt leider mehr als zu wohl bekannt.

Vom Eide.

Pythagoras wollte, daß man niemals bei Gott ſchwören müßte, um ſeinen Namen nicht zu entheiligen, und ſeine Schüler verloren lieber, was ihnen Andere ſchuldig waren, als daß ſie ſchwören ſollten. Therikles ſagte, daß man niemals ſchwören müßte, und Menander, daß unſere Reden Ja Ja und Nein Nein ſein müßten. Ein Meineidiger wurde für einen großen Verbrecher gehalten, auf den außer der menſchlichen Strafe auch noch die göttliche Rache wartete.

Vom Geiz.

In der gar zu großen Anhänglichkeit an Reichthümern liegt ſo etwas niedriges, daß man ſich nicht wundern darf, daß Jedermann ſolches leicht bemerkt. Die Philoſophen redeten daher von dieſem Laſter immer mit der größten Verachtung. Die Pythagoräer waren beſonders geſchworne Feinde des Geizes, und wie weit die Ciniker gingen iſt überall bekannt. Anthiſtenes behauptete, daß ein Geiziger kein rechtſchaffener Mann ſein könne, weil der, welcher Gold und Silber für ſeinen Gott halte, ſich auch verpflichtet halte, dieſem alles aufzuopfern. Cicero ſagt, daß nichts ſo ſehr die Niedrigkeit des Gemüths verrathe, als der Geiz, und daß den ehrlichen und rechtſchaffenen Mann nichts beſſer charakteriſire als Freigebigkeit u. Anwendung ſeines Vermögens zum allgemeinen Beſten. Seneca nennt die Armuth ein Gut, das wenige Menſchen kennen. Menander hält den Geiz für die größte Sünde. In Lacedämonien hielt man den Reichthum für etwas Böſes, und die Babiloner hielten den Geiz für die Wurzel alles Uebels und alles Verbrechen.

Von dem Reſpekt gegen Eltern.

Die Eltern ſind die Vornehmſten, die wir nach Gott lieben und ehren müſſen, ſagt Plutarch. Euripides verſichert, daß derjenige, welcher Vater und Mutter ehrt, im Himmel beſonders belohnt, und auf Erden ein fröhliches Leben führen werde. Antiphanes glaubte, daß derjenige Gott verachte, der ſeine Eltern nicht ehre. Die Pythagoräer behaupten, daß die Verachtung der Eltern ſowohl in dieſem, als in jenem Leben beſtraft würde. Plato bedrohet die Verächter der Eltern, ſo wie auch diejenigen, welche ſie nicht unterſtützen, mit der Strafe nach dem Tode. Er will, daß man ſie aus der Geſellſchaft verbannen ſoll. Epiktet ſagt: „Kinder, wenn euch euer Vater Unrecht thut, ſo bedenkt doch immer, daß es euer Vater iſt.“ Solon machte ein Geſetz, das diejenigen mit der Infamie belegte, die ihren Eltern in der Noth nicht beiſtänden. In Athen konnte Niemand Archont werden, ehe er nicht das Zeugniß ſeiner El-

Digitized by Google

tern beigebracht hatte, daß er ſich gut aufgeführt hätte. Romulus machte kein Geſetz wider den Vatermord, weil er ein ſolches Verbrechen für unmöglich hielt. Eben das erzählt man auch vom Solon, der deshalb von den zwei größeſten Köpfen des heidniſchen Roms dem Cicero und Seneca gelobt wird. Es war in Rom ein ausdrückliches Geſetz, daß Kinder ihre Eltern nicht vor Gericht verklagen durften. Die Chineſen ſind dieſer Tugend wegen überall berühmt.

Von der Verläumdung.

Die Heiden glaubten, daß die Verläumdung ein eben ſo großes Verbrechen ſei, als der Todſchlag. Chilon machte es einem verſtändigen u. tugendhaften Mann zum Grundſatz, von keinem Menſchen Böſes zu reden. Artabanus ſagte, daß bei der Verläumdung eine doppelte Ungerechtigkeit begangen würde, eine von Seiten des Verläumders, und eine andere von Seiten desjenigen, der ſogleich das Böſe, was man ihm von einem dritten erzählt, glaubt. Eben ſo dachte auch Apollonius von Tyana. Da die Heiden überhaupt einſtimmig glaubten, daß ein Menſch des andern wegen geboren wäre, und daß ein jeder dasjenige dem andern thun müßte, was er wolle, daß er ihm thun möchte; ſo mußten ſie nothwendig die Verläumdung für ſchändliches Ding halten.

Von der Mäßigkeit.

Die weiſe Lehre des Plato, daß wir nicht leben des Eſſens willen, ſondern, daß wir eſſen des Lebens willen, iſt jedermann bekannt. Hierax hielt die Mäßigkeit für das ſicherſte Kennzeichen eines geſunden Verſtandes. Jamblich glaubte, daß die Mäßigkeit der Grund der Tugend und eine äußerliche Zierde wäre, womit alle Philoſophen übereinkommen.

Von der Keuſchheit.

Der heilige Auguſtin giebt den Heiden das Zeugniß, daß es keine Nation unter ihnen gegeben habe, welche ſich nicht geſchämt nackend zu gehen. Er ſagt, daß ſogar die Wilden ſich im Bade begürteten. Zaleukus ſetzte die Mäßigkeit und Keuſchheit unter die vornehmſten Tugenden ſeiner Bürger, und Pythagoras lehrte die Weiber Schamhaftigkeit und Gehorſam gegen ihre Männer, und dieſe Mäßigkeit und Beſcheidenheit. Er brachte es durch ſeinen Unterricht dahin, daß die vornehmen Frauen die ſteffene Kleider und die übrigen Zierathen als Werkzeuge der Wolluſt und der Ueppigkeit ablegten, und ſie der Juno zum Geſchenk machten, weil ſie überzeugt waren, daß die wahre Zierde der Frauen nicht ihre Kleider, ſondern ihre Tugenden wären.

Mark Antonin dankte Gott, daß er ihm Beiſtand gegeben hätte, in ſeiner Jugend ſeine Keuſchheit zu bewahren. Die ſchlüpfrigſten Dichter rühmen die Tugend der Keuſchheit.

Ariſtoteles will die jungen Leute, die ſich angewöhnen Zoten zu reißen, geſtraft, und die Alten, die ſich dergleichen ſchuldig machen, mit Verachtung angeſehen wiſſen. Er meint, daß die Fertigkeit Böſes zu reden, auch zur Fertigkeit Böſes zu thun verleite. Eine eheliche Treue war bei den Heiden ſowohl die Pflicht des Mannes als der Frau. Auf die Verletzung des Ehebettes war Strafe geſetzt.

Die Bücher der Siamer, Japaner Chineſer enthalten die vortrefflichen moraliſchen Maximen, und es wäre zu wünſchen, daß ſie überall ausgeübt werden möchten. Die Siamer haben ein Geſetzbuch von mehr als zweihundert Artikeln, von welchen einige ganz genau mit den Lehrſätzen des Evangeliums übereinkommen, als z. B. daß man nicht für den morgenden Tag ſorgen, nicht mehr als einen Rock haben ſoll ꝛc. ꝛc. Der Pater Tachard geſteht, daß ein Chriſt nichts vollkommeners, als die ſiamiſche Religion vorſchreibt, lehren könne. „Sie befiehlt ihm, ſagt er, das Gute zu thun, und verbietet ihm nicht allein alle böſe Handlungen, ſondern auch alle böſe Begierden und Gedanken.“ Kurz es gibt keine einzige moraliſche Wahrheit, welche die Heiden nicht eben ſo gut wie die Chriſten gewußt hätten.

Alſo, lehren die Chriſten nichts Neues. Paulus ſelbſt ſagt, die Heiden thun von Natur des Geſetzes Werke.

Der Religionsſtifter der Siamer Simmonocodem, der ſich für den Sohn Gottes ausgab, hat, nach Tranchard Zeugniß eben eine ſolche Moral, wie Jeſus gelehrt.

Confuzius, in China, hat ſie wenigſtens eben ſo beſtimmt vorgetragen, als es in der Bibel geſchehen iſt.

Zoroaſter, Fo, Apollonius von Tyana, Mahomet ꝛc. ꝛc. lehren alle die nämliche Moral, und der erſtere hat ſie überdem ſo weitläufig und mit ſo vielen Wiederholungen abgehandelt, daß man einen Kirchenvater oder Mönch zu leſen glaubt.

Von den Philoſophen findet man die ganze chriſtliche Moral bei den Pythagoräern, Platonikern und Eſſäern. Dieſe Moral war allen Juden ſchon lange bekannt, ehe Jeſus in die Welt trat, S. Kap. 58. Jeſaias, und die ſtrengen Lehrſätze, wodurch er ſich das Volk günſtig machte, hat er von den Eſſäern lernen kennen, wie aus dem Philo erhellt.

In Zend Aveſta findet der Chriſt auch Alles zuſammen, wenn er ſich die Mühe geben will darin zu leſen, und in dem Geſetzbuche der Siamer findet er es noch leichter. Mich dünkt, dieſer Beweis hat wiederum den Fehler aller andern an ſich, nämlich es kann ihn eine jede Religionsparthei für ſich gebrauchen, und beweiſet er alſo Nichts.

Der Leſer ſieht hieraus, daß die Theologie der Chriſten vor jener der Heiden nicht den geringſten Vorzug hat und daß ihre Moral nichts anderes iſt, als ein Nachäffen der Heiden. Ließe ſich das Daſein Eines Gottes durch den G l a u b e n eines Plato, Sokrates, Seneca und Cicero beweiſen, ſo wäre ſolcher Beweis unbedingt mehr plauſibel als die Offenbarung eines Moſes, des grauſamen Deſpoten, als eines Jeſus, des ſchwärmeriſchen Eſſäers; aber — die Vernunft des kühnen Forſchers fordert mehr als „Autorität von berühmten Namen, und die ſichtbar ſich ſelbſt regierende Natur iſt der ſicherſte Beweis gegen die Exiſtenz Eines Gottes oder mehre Götter auf-

halb der Natur u. einer perſönliche Vorſehung. Sträubt ſich das Gefühl gegen den Senſualismus, ſo verlange keine Argumente, die es blos mit Realitäten, blos mit dem Kopfe, nicht mit dem Herzen zu thun haben. Eben ſo verhält es ſich mit der Unſterblichkeit der Seele. Ich mag mich ſehnen darnach; beweiſen kann ich ſie ſchon darum nicht: weil ohne Stoff des Gehirns keine Gedanken, und ohne Gedanken kein Bewußtſein. keine Erinnerung, kein Erkennen denkbar und möglich iſt. Das aber laß ich mir nicht nehmen, daß ein tugendhafter Menſch, ohne Glaube an Gott, an Lohn und Strafe, das edelſte Produkt der Erde iſt.

Die Frauen der franzöſiſchen Revolution.

Von Jules Michelet.

Madame Roland. (Fortſetzung)

Zu jener Zeit war Madame Roland, nach ihren Briefen zu urtheilen, viel heftiger, als ſie es ſpäter zu ſein ſchien. Sie ſagt mit nackten Worten.

„Im Vrrläïgniß der Staaten iſt der Sturz des Thrones beſchloſſen. Der König muß gerichtet werden. Grauſames Geſchick zu denken, daß das Menſchengeſchlecht nur durch Blut regenerirt werden kann!“

Das Blutbad auf dem Marsfeld*), bei dem Jene, welche die Republik verlangt hatten, am Altare niedergeſchoſſen wurden, ſchien ihr der Tod der Freiheit. An Robespierre, den ſie in Gefahr glaubte, nahm ſie den innigſten Antheil. Um 11 Uhr Abends ging ſie nach der *Rue de Saintonge au Marais*, in welcher Robespierre wohnte, um ihm einen Zufluchtsort in ihrer Wohnung anzubieten. Er aber war bei dem Tiſchler Duplay*). Von ihm gingen Herr und Madame Roland zu Buzot, um ihn zu bitten, Robespierre in der Nationalverſammlung zu vertheidigen. Buzot verweigerte dies; Gregoire**) aber, der zugegen war, verpflichtete ſich, es zu thun.

Sie waren, wie wir ſchon früher erwähnt, nach Paris gekommen in Angelegenheiten der Stadt Lyon. Nachdem ſie das, was ſie gewollt, erreicht hatten, kehrten ſie in ihre Einſamkeit zurück. — Bald darauf (am 27. September 91), ſchrieb Madame Roland an Robespierre einen halb ſpartaniſchen, einen ihrer würdigen, aber etwas allzuſchmeichelhaften Brief, einen Brief, der, bei aller Schönheit etwas ſteif, die Abſicht und Berechnung, die ihm zu Grunde lagen, nicht verläugnen konnte. Sie war ſichtbar betroffen von der wunderbaren Elaſticität, mit welcher die jakobiniſche Maſchine, weit entfernt, durch jenen Schlag gebrochen zu ſein, ſich in ganz Frankreich von Neuem erhob. Sie war ſichtbar überraſcht von der großen politiſchen Rolle jenes Mannes, der gleichſam der Mittelpunkt, die Seele dieſer Maſchine war.

Aus ihrem Briefe an Robespierre heben wir nur folgende Stelle heraus.

„Sie haben viel, ſehr viel gethan, um jene Principien, die Sie beleben, auch Andern einzupflanzen. Es iſt ſchön, es iſt troſtreich, ſich ein ſolches Zeugniß geben zu können in einem Alter, in dem ſo viel Andere noch gar nicht wiſſen, welche Laufbahn ihnen vorbehalten iſt.“

Wir wiſſen nicht, ob und was Robespierre ihr auf dieſes Entgegenkommen geantwortet hat. Zwiſchen den Girondiſten und Jakobinern lag ein ſo großer, nicht zufälliger, ſondern natürlicher, angeborener Unterſchied, ein ſo inſtinktmäßiger Haß wie zwiſchen Hund und Wolf. Madame Roland namentlich verſcheuchte ihn durch ihre glänzenden Eigenſchaften. Beide hatten das, was die Menſchen gegenſeitig näher zu bringen ſcheint und was, gerade im Gegentheil, die lebhafteſten Antipathien in ihnen erzeugt: ſie hatten Beide denſelben Fehler. Unter dem Heldenmuthe der Einen wie unter der bewunderungswürdigen Ausdauer des Andern verbarg ſich ihr gemeinſchaftlicher Fehler, ſagen wir es frei und unumwunden, eine Lächerlichkeit. Beide waren ſchreibſelig, Beide waren geborene Scribefaxe, wie das Volk zu ſagen pflegt. Beide haben, Tag und Nacht, lebend und ſterbend geſchrieben, und ſelbſt in den fürchterlichſten Kriſen und ſchon halb und halb unter dem Meſſer der Guillotine waren Feder und Styl für Beide der Gedanke, den ſie ſich halsſtarrig in den Kopf geſetzt. Echte Kinder des achtzehnten, vorzugsweiſe literariſchen und belletriſtiſchen Jahrhunderts, wie die Deutſchen ſagen, behaupteten ſie dieſen Charakterzug ſelbſt in den blutigen Trauerſpielen eines andern Zeitalters. Madame Roland ſchreibt, feilt und liebkoſ't ihre Federzeichnungen, während unter ihren Fenſtern die öffentlichen Ausrufer den Tod der Frau Roland verkünden. Robespierre rundet am Vorabende des 9. Thermidors, zwiſchen dem Gedanken eines Meuchelmords und dem des Schaffots, ſeine Perioden ab, weniger bekümmert, wie es ſcheint, um zu leben, als um ein guter Schriftſteller zu bleiben.

Seit jener Zeit liebten ſie ſich weder als Politiker, noch als Schriftſteller.

Erſt 92, als die Macht der Verhältniſſe, der Sturz des Thrones, die Girondiſten ans Staatsruder gebracht hatten, kamen Herr und Madame Roland wieder nach Paris. In den vergoldeten Sälen des Miniſteriums des Innern war Madame Roland das, was ſie in ihrer ländlichen Einſamkeit geweſen war. Mancher aber, der die ernſte, ſteife, männliche Miene, die ihr angeboren, für Stolz und Hochmuth hielt, ward dadurch ihr Feind. Es iſt falſch, grundfalſch, daß ſie Anſtellungen gegeben. Weit wahrer iſt, daß ſie nur jene Geſuche, die es verdienten, der Aufmerkſamkeit ihres Mannes empfahl.

Die beiden Miniſterperioden Rolands gehören mehr der Geſchichte als der Le-

*) 16. Juli 1791.

*) *Rue Saint Honore* Nummer 366.

**) Ehemaliger Biſchof von Blois.

Digitized by Google

bensbeſchreibung an. Nur einige Worte noch über ſeinen berühmten Brief an den König, in Folge deſſen man, gewiß mit Unrecht, die Ehrenhaftigkeit des Miniſters und ſeiner Frau verdächtigt hat.

Roland, republikaniſcher Miniſter eines Königs, der ſich tagtäglich mehr bei Seite geſetzt fühlte, hat e. ſeinen Fuß in die Tuilerien nur unter der Bedingung geſetzt, daß ein ausdrücklich dazu ernannter Secretär Tag für Tag alle Berathungen, die zwiſchen ihm und dem Könige gepflogen wurden, Wort für Wort niederſchreibe, damit Roland ſich im Fall einer Perfidie, die man ihm aufbürden möcht, genau auf die Ausſage des Protocolls berufen könne.

Aber dies Verſprechen ward nicht gehalten. Der König wollte es nicht. Roland mußte, um ſich zu decken, ein anderes Mittel anwenden. Ueberzeugt, daß Oeffentlichkeit die Seele eines freien Staates iſt, veröffentlichte er täglich in einem Journale, „*le Thermometre*" Alles, was im Conſeil berathen und beſchloſſen worden war; außerdem entwarf er, mit Hilfe der Feder ſeiner Frau, einen Brief an den König, um ſich vor ihm und ſpäter vielleicht auch dem Volke gegenüber zu rechtfertigen, wenn der König ihn jemals verläugnen ſollte.

Dieſer Bericht war durchaus nicht vertraulicher Art: er hatte nicht verſprochen, ihn geheim zu halten. Er war eben ſo gut an Frankreich, wie an den König gerichtet, und erklärte mit nackten Worten, Roland habe aus Mangel eines Secretärs und eines Protocolls, das für ihn zeugen könne, ſeine Zuflucht zu dieſem Mittel genommen.

Dieſer Brief ward durch ihn an den König geſchickt am 10. Juni, an demſelben Tage, an welchem der Hof eine neue Mine gegen die Nationalverſammlung ſpringen ließ, eine drohende Bittſchrift, in welcher im Namen von achttauſend ſogenannter Nationalgarden treuloſer Weiſe behauptet ward, daß das Herbeirufen von zwanzigtauſend Federirten aus den Departements eine Beſchimpfung der Pariſer Nationalgarde ſei.

Als weder am 11. noch am 12. der König von dem bewußten Brief ſprach, entſchloß ſich Roland, ihn laut vorzuleſen im Staatsrath. Dieſes Actenſtück, wahrhaft beredt, iſt die letzte Proteſtation einer republikaniſchen Redlichkeit, die dem Könige die letzte Thüre des Heiles zeigt. Es finden ſich darin harte, aber doch edle, erhabene Worte.

„Nein, heißt es darin, das Vaterland iſt kein leeres Wort: es iſt ein Weſen, dem man theure Opfer gebracht, das man ſich durch große Anſtrengungen geſchaffen hat und das man liebt eben ſo durch das, was es uns koſtet, als durch das, was wir von ihm zu hoffen und erwarten berechtigt ſind."

Dann folgen wichtige Fingerdeute, nur allzuwahre Weiſſagungen über die ſchrecklichen Folgen des Widerſtandes, der die Revolution dazu zwingen würde, blutig zu enden.

Dieſer Brief hatte den beſten Erfolg, den der Verfaſſer deſſelben davon erwarten konnte. In Folge dieſes Briefes ward Roland von ſeinem Poſten abgeſetzt.

In einem andern Buche haben wir die Fehler gezeigt, welche Roland beging, als er zum zweiten Male Miniſter geworden war: ſeine Unentſchloſſenheit, beim Herannahen der Invaſion in Paris zu bleiben oder es zu verlaſſen, die Ungeſchicklichkeit, mit welcher man Robespierre durch einen ſo leichtfertigen Mann, wie es Louvet*) war, angreifen ließ, die unpolitiſche Strenge, mit welcher man das Entgegenkommen Dantons zurückwies. Hinſichtlich des Vorwurfs, der Nationalgüter nicht genug beſchleunigt und Frankreich in ſo großer Gefahr ohne Geldmittel gelaſſen zu haben, hatte Roland die größten Anſtrengungen gemacht, ihn nicht verdient zu haben; aber trotz allen Drängens von ſeiner Seite, trotz der dringendſten Aufforderungen, waren die Verwaltungsbehörden der Departements, die in den Händen der Girondiſten lagen, taub und unthätig geblieben.

Seit dem September 92 liefen Herr und Madame Roland die größte Gefahr für ihr Leben und für ihre Ehre. Man wagte nicht, ſich des Dolches zu bedienen; aber man wendete gegen ſie die weit gefährlichere Waffe der Verläumdung an. Im Dezember 1792 kam ein erbärmlicher Ränkeſchmied, Namens Viard, zu Chabot und zu Marat, um ſie in die Intriguen einer großen girondiſtiſchen Verſchwörung einzuweihen, an welcher Roland und ſeine Frau Antheil haben ſollten. Marat ſtürzte ſich mit der Gier eines Haifiſches auf dieſen Angelhaken. Chabot, ein leichtgläubiger Tropf, beeilte ſich, zu glauben und hütete ſich, zu prüfen. Der Convent verlor einen ganzen Tag damit, Alles ſelbſt zu unterſuchen, hin und her zu ſtreiten und ſich gegenſeitig Beleidigungen an den Kopf zu ſchleudern. Man erzeugte dieſem Viard die Ehre, ihn kommen zu laſſen, und bald erwies es ſich, daß dieſer ehrenwerthe Zeuge, auf deſſen Ausſage Chabot und Marat ſich berufen hatten, ein elender Spion war, der abwechſelnd bald dieſer, bald jener Partei zu dienen pflegte. Man rief und verhörte Madame Roland, die durch ihren Geiſt und Verſtand, durch ihre Worte voll Sinn und Wahrheit, voll Beſcheidenheit und Tact die Anklage gegen ihren Mann und ſie vollſtändig entwaffnete. Chabot war zu Boden geſchlagen. Marat, wüthend außer ſich, erklärte Abends in ſeinem „Volksfreunde," das Ganze ſei von den Rolandiſten angezettelt worden, um die Vaterlandsfreunde hinters Licht zu führen und ſie lächerlich zu machen.

Am 2. Juni, als die meiſten Girondiſten ſich entfernten oder verbargen, waren die Rolands, ohne Vergleich, die Tapferſten, die muthig auf dem Schlachtfelde blieben. Madame Roland fürchtete weder Gefängniß, noch Tod; ſie bebte vor keiner perſönlichen Beſchimpfung zurück und um immer freie Gebieterin über ihr

*) Es iſt dies derſelbe leichtfertige, leichtſinnige Louvet de Couvray, deſſen Name längſt vergeſſen wäre, hätte er nicht den Leichtſinn gehabt, mitten in den Stürmen der Revolution die Liebſchaften des Faublas" zu ſchreiben. E. M. O.

Digitized by Google

Schickſal zu bleiben, begab ſie ſich keine Nacht zur Ruhe, ohne ein Piſtol unter ihr Kopfkiſſen zu legen.

Auf die Nachricht, daß die Commune einen Verhaftsbefehl gegen ihren Mann erlaſſen habe, ſtürzte ſie in die Tuilerien, um die Ankläger deſſelben zu Boden zu ſchlagen, die Bergpartei niederzuſchmettern durch ihren Muth und ihre Beredſamkeit und dem Convente den Beſchluß der Freilaſſung ihres Gatten zu entreißen.

Mitten in der Nacht ward ſie ſelber feſtgenommen. Man muß dieſe ganze Scene in ihren unvergleichlich ſchönen Memoiren leſen, Memoiren, die uns glauben machen, ſie habe ſie weniger mit einer Feder als mit dem Dolche Cato's niedergeſchrieben.

Nichts that ſie, um ſich der Gefangennahme zu entziehen. Auch ſie brachte man in die Conciergerie in einen Kerker, dicht neben dem der Königin, in jene Gewölbe, die Vergniaud und Briſſot erſt unlängſt verlaſſen hatten. Hier trat ſie ein mit ſtolzem, ungebeugtem Heldenmuthe, nachdem ſie, wie Vergniaud, das Gift, das ſie bei ſich trug, weggeworfen hatte, feſt entſchloſſen, bei hellem Tage, vor den Augen Aller, ſo muthig zu ſterben, als ſie zu leben gewohnt war. Sie glaubte die Republik zu ehren durch ihren unerſchütterlichen Muth vor dem Tribunale, und durch die Feſtigkeit, mit welcher ſie die Stufen des Schaffots erſtieg.

Die, welche ſie in der Conciergerie geſehen, ſagen, ſie ſei während ihres Aufenthalts daſelbſt ſchön und heiter, voll Reiz und, trotz ihrer neununddreißig Jahre, jünger, friſcher und blühender als je geweſen: in ihren ſchönen Augen habe die Flamme ewiger Jugend, der magiſche Zauber ihres Geiſtes geglüht. Ihre größte Macht lag in der vorwurfsfreien Harmonie ihrer Perſon und ihrer Rede. Sie fand eine Unterhaltung darin, von ihrem Kerker aus an Robespierre zu ſchreiben, nicht, um etwas für ſich zu erflehen, ſondern ihm gute Lehren zu ertheilen. Das wollte ſie auch vor dem Tribunale thun; aber man ſchloß ihr den Mund: man fürchtete ſich, ſie anzuhören.

Der Achte, an welchem ſie ihr ſchönes Haupt unter das Alles gleichmachende Meſſer der Guillotine beugte, war ein kalter Novembertag. Die düſtere, ihres Schmucks beraubte Natur harmonirte mit dem troſtloſen Zuſtande der Herzen: auch die Revolution näherte ſich mehr und mehr ihrem Winter und ſah, um ſich blickend, alle ihre großen, ſchönen, ſtolzen Hoffnungen entblättert und im Schnee begraben. Zwiſchen den beiden Gärten ohne Blätter langte ſie beim Herannahen der Nacht um halb 6 Uhr Abends — am Fuße der coloſſalen Bildſäule an, welche, die Freiheit darſtellend, dicht an der Guillotine, auf jener Stelle ſtand, auf welcher ſich jetzt der Obeliſk von Luxor erhebt, erſtieg leicht wie ein Vogel die Stufen des Schaffots und ſprach, die Statue der Freiheit anblickend, mit ernſter Milde ohne Vorwurf:

O Freiheit, wie viel Verbrechen begehen ſie in Deinem Namen!

In ihr ſank der Ruhm ihrer Partei, der Nimbus ihres Gatten. Sie hat, ohne es zu wollen, den Namen ihres Mannes verdunkelt. Und doch war es gerade ſie, die ſeiner antiken, ſtrengen, aber begeiſterten Seele volle Gerechtigkeit widerfahren und ihr eine Art religiöſer Anbetung angedeihen ließ.

Als ſie einen Augenblick daran gedacht hatte, ſich vergiften zu wollen, ſchrieb ſie ihm, um ſich bei ihm zu entſchuldigen, daß ſie über ihr Daſein verfügen wolle ohne deſſen Genehmigung. Sie wußte es, daß dieſer ſtarke Greis nur eine einzige, faſt kindiſche Schwäche beſaß: ſeine glühende Liebe für ſie, die ſein Alles war.

Als man ſie zum Tode verurtheilt hatte, beunruhigte ſie nur Ein Gedanke, der Gedanke an ihn.

— Roland wird ſich tödten! rief ſie aus.

Man kann ihm ihren Tod nicht verbergen. Zurückgezogen in der Nähe von Rouen, bei Freundinnen, in deren Hauſe der Geächtete ſich ſicher glaubte, entrann er, nachdem er die Hinrichtung ſeiner Manon erfahren hatte, ſeinem Schlupfwinkel und wollte, ohne Spur zurückzulaſſen, ziellos weiter ziehen. Der Greis wäre in dieſer Jahreszeit, er fühlte es ſelbſt, nicht weit gekommen. Unterwegs begegnete ihm eine elende Kutſche. Mit Hilfe derſelben erreichte er gegen Abend die Grenzen der Eure. Da Alles, was Polizei hieß, abgeſchafft war, hatten die Straßenräuber freies Spiel. Sie machten die Landſtraßen unſicher, plünderten die Pächter und wurden von der Gensdarmerie verfolgt. Das beunruhigte ihn, u. bald gab er den Gedanken, den er kurz vorher beſchloſſen hatte, wieder auf. Er ſtieg aus, verließ die Fahrſtraße und folgte einer Seitenallee, die nach einem Schloß hinführte. Er hielt am Fuße einer Eiche, zog ſeinen Stockdegen und durchbohrte ſich damit. Man fand ſeinen Namen und ein Blatt, auf das er ſeine letzte Bitte geſchrieben:

Achtet die Ueberreſte eines tugendhaften Menſchen.

Wir können, bevor wir uns von ihm trennen, nicht widerſtehen, ein Portrait zu copiren, welches uns Lemontey von der Frau dieſes Mannes hinterlaſſen hat.

„Ich habe einige Male," ſchreibt er, „Madame Roland vor 1789 geſehen. Ihr Wuchs, ihre Augen und ihre Haare waren von auffallender Schönheit; ihre zarte, durchſichtige Geſichtsfarbe hatte ein ungemein friſches Colorit, das ihre Züge, voll Rückhalt und Keuſchheit, wunderbar verjüngte. Aber jene leichte, gefällige Eleganz der Pariſerin, die ſie ſich in ihren Memorien zuſchreibt, habe ich bei ihr nicht gefunden; ich will damit nicht ſagen, daß ſie linkiſch geweſen ſei, weil Alles, was einfach und natürlich iſt, ſeinen eigenthümlichen Zauber hat. Als ich ſie zum erſten Male ſah, machte ſie auf mich den Eindruck von Rouſſeau's Julie, und als ſie zu ſprechen begann wuchs noch mehr meine Illuſion. Madame Roland ſprach ſchön, ſehr ſchön. Die Eigenliebe Anderer wollte

Digitized by Google

ihren Reden anhören, daß ſie alle vorbereitet ſeien; das war aber falſch und unwahr. Geiſt, Scharfſinn, eigenthümliche Ausdrucksweiſe, pikante Vernunft, naive Anmuth, dies Alles quoll natürlich ungeſucht aus ihren Elfenbeinzähnen und Roſenlippen hervor. Man konnte dem Zauber ihrer Reize nicht widerſtehen. — Im Laufe der Revolution habe ich ſie nur ein Mal wiedergeſehen: es war im Anfange des erſten Miniſteriums ihres Gemahls. Auch damals hatte ſie noch nichts von ihrer Friſche, Jugendlichkeit und Einfachheit eingebüßt; ihr Mann glich einem Quäker, deſſen Tochter ſie zu ſein ſchien. Um ſie her flatterte ihr Kind*), mit langen ſchwarzen Haaren, die bis zum Gürtel herabfloſſen. Beim Anblick dieſer einfachen Familie glaubte man Bewohner Pennſylvaniens, überpflanzt in den Salen des Herrn von Colonne, vor ſich zu ſehen. Madame Roland ſprach nur noch von den öffentlichen Angelegenheiten und ich konnte es ihr anhören, daß meine Mäßigung ihr einiges Mitleid einflößte. Ihre Seele war exaltirt, ihr Herz aber weich und gefühlvoll geblieben. Wiewohl jene blutigen Wirren, welche die Monarchie zerriſſen, damals noch nicht ſtatt gefunden hatten, verhehlte ſie ſich doch nicht, daß die Vorzeichen der Anarchie ſchon fühlbar zu werden begannen. Sie verſprach, dagegen bis zum letzten Hauche ihres Lebens anzukämpfen. Ich erinnere mich des ruhigen und entſchloſſenen Tones, mit welchem ſie erklärte, daß ſie, wenn es ſein müßte, ihr Haupt aufs Schaffot tragen würde, und ich geſtehe, daß das Bild dieſes reizenden Kopfes, dem Schwerte des Henkers anheimgefallen, auf mich einen tiefen, unverwiſchbaren Eindruck gemacht hatte Und ſo kam es, daß mich ſpäter die wunderbare Feſtigkeit ihres Characters und die heldenmüthige Art ihres Todes durchaus nicht überraſcht hat. Alles in dieſer berühmten Frau war tief empfunden, wahr; nichts war in ihr erheuchelt. Madame Roland war nicht blos der ſtärkſte, ſondern auch der wahrſte Character unſerer Revolution. Und ſchon darum wird die Geſchichte ſie nicht verurtheilen und jede andere Revolution uns um ſie beneiden."

*) Keiner von allen Biographen der Madame Roland erwähnt, was aus dieſem Kinde — wir wiſſen nicht einmal, ob's ein Knabe, ob's ein Mädchen war — nach der Hinrichtung ſeiner Mutter, nach dem Selbſtmorde ſeines Vaters geworden iſt. E. M. O.

Memorien der Lola Montez,

Gräfin v. Landsfeld.

Griechenland.

Athen. — Der Tempel des Theſeus. — Quarantaine. — Das Lazareth. — König und Königin. — John Johnſon. — Konſtantinopel. — Rom. — Athen. — Konſtantinopels Zukunft.

Einige Tage ſpäter machte mir der König das Vergnügen, mir einen höheren bayriſchen Beamten vorzuſtellen, welcher im Auftrage ſeines Hofes, Egypten, die Türkei und Griechenland beſucht hatte. Ich war beſonders neugierig etwas von Griechenland und namentlich dem klaſſiſchen Athen, der Reſidenz des Sohnes Sr. Majeſtät zu erfahren, und der Beamte machte mir das Vergnügen, auf meinen Wunſch ſofort einzugehen.

„Am 7. Juli 1854", ſo erzählte er, „verließ der „Leonidas", eine herrliche Dampffregatte von franzöſiſchem Bau, aber mit engliſcher Maſchine, den Hafen von Alexandrien. Auf dem Mittelländiſchen Meere findet man kein ſchöneres u. ſchnelleres Schiff. Die Ueberfahrt von Alexandrien nach Syrien koſtete nur 180 Fr., 6 Fr. zahlten wir für die tägliche Beköſtigung. Es giebt keine Gewohnheit des eleganten, comfortablen Lebens, welche man auf dieſen Dampfſchiffen, welche die franzöſiſchen Ingenieure auf die merkwürdigſte Weiſe vervollkommnet waren, entbehren müßte. Die Verbindung zwiſchen Malta, Alexandrien, Athen, Konſtantinopel, Smyrna und Marſeille iſt durch die Franzöſiſchen Packetboote ungemein erleichtert. Im Falle eines Krieges könnte Frankreich in kaum einem Tage eine Flotte vortrefflich ausgerüſteter und zum Dienſt geeigneter Dampfſchiffe zuſammenziehen. Die Ausrüſtung der Engliſchen geſtattet nicht dieſelbe Vortheile, ſie ſind nur zum Transport der Briefe und Reiſenden geeignet und ungemein langſam.

Ein ſonniger Himmel, deſſen Gluth durch einen leiſen Windhauch gemildert wurde, lächelte auf das ruhige Meer hernieder. Am folgenden Tage, um 6 Uhr Morgens, hatten wir zu unſerer Linken Amorgo und die kleine Inſel Anapi, vor uns lagen die Cykladen. Wir fuhren zwiſchen Paros und Naxos hindurch, und um 2 Uhr Morgens warfen wir im Hafen von Syra Anker. Wir konnten das Schiff nicht verlaſſen, bis wir die Quarantaine beſtanden hatten. Die Inſeln des Aegäiſchen Meeres, welche im Alterthume ſo ſehr berühmt waren, ſind jetzt unfruchtbar und nackt, aber dennoch nähren ſie auch heute eine fleißige und redliche Bevölkerung, deren Wohlſtand die Dampfſchifffahrt erhält. Naxos und Paros bringen etwas guten Wein hervor. Auf ſolche Weiſe aber iſt das berühmte Delos geſunken, daß ein hier zur Quarantaine ausgeſetzter Eſel nichts zu freſſen fand. Syra, deſſen tiefer, hufeiſenförmiger Hafen uns gegen die Nordweſtwinde keinen Schutz gewährte, war vor der griechiſchen Revolution ein Seeräuberneſt. Da die Packetboote, welche den öſtlichen Theil des Mittelländiſchen Meeres befahren hier einlaufen, ſo hat ſich hier eine Stadt gebildet, welche an 18,000 Einwohner zählt.

Konſtantinopel ſollte eigentlich zuerſt unſer Reiſeziel ſein, aber da die von Stambul kommenden Schiffe in den griechiſchen Häfen einer ungemein ſtrengen

Digitized by Google

Quarantaine unterworfen ſind, beſchloſſen wir, um dieſe zu vermeiden, zuerſt Griechenland zu beſuchen. Wir machten alſo mit dem Leonidas die Fahrt nach Athen, wo wir aber das Schiff nicht verlaſſen durften und deßhalb wie in einem Gefängniß waren. Indeß war unſer Capitän ſo gefällig, uns zu erlauben, in der Schaluppe mehrere Streifparthieen um die Inſel zu machen. Man kann ſich nun keinen lebendigeren Anblick denken, als den kleinen Hafen, in welchem Engliſche, Ruſſiſche, Amerikaniſche und Türkiſche Flaggen wehten. Drei Oeſterreichiſche und drei Franzöſiſche Dampfſchiffe ragten mit ihren Schornſteinen aus dieſem Maſtenwalde empor. Wir fuhren um 10 Uhr Abends in Geſellſchaft des „Mahmudie" ab, oder beſſer, dieſer ſegelte eine halbe Stunde vor uns ab, um uns gleichſam zum Wettlaufe aufzufordern. Wir eilten ihm raſch nach, und unſere in Soho-Square verfertigten Maſchinen ſpritzten den klaſſiſchen Schaum des Meeres auf, welchem Aphrodite entſtiegen war. Ein ſolches Kirchthurmsrennen von den Cykladen nach dem Piräus hat wohl einiges Intereſſe, aber es iſt doch an und für ſich zu wenig poetiſch und ſteht in ſolchem Widerſpruche zu der ruhigen Schönheit des Himmels und zu den klaſſiſchen Erinnerungen, daß man ſich dadurch eher zu ſentimentalen Empfindungen, als zu Gefühlen der Bewunderung hingeriſſen fühlt. Ich wollte die erſten Strahlen der Sonne ſich am Vorgebirge Surium brechen ſehen, ſtand deshalb um 2 Uhr Morgens auf und ſah wirklich das verſchimmerte Bild des Tempels und Felſens. Um 4 Uhr begab ich mich wieder auf's Verdeck. Auf dem hellen Meeresſpiegel kreuzten ſich tauſend kleine Barken, rechts tauchten die erhabenen Umriſſe des Parthenon und der Akropolis auf, links Aegina mit ſeinem zerfallenen Tempel. Es war mir unmöglich, das Verdeck zu verlaſſen.

Ein ungemein belebtes Bild entfaltete ſich vor unſern Augen, aber die enttäuſchte Phantaſie minderte das Vergnügen des Anblicks. Anſtatt der Galeeren des Themiſtokles beleidigten moderne Schaluppen und Yachten den Blick des Reiſenden, und der ſchneidende Ton der Bootspfeife erinnerte an Portsmouth und Calais, die in Italieniſchem Styl erbauten Häuſer, die flachen Terraſſen, die abendländiſch ausſehenden Straßen überhaupt die unverkennbare Nachahmung macht den Enthuſiasmus erkalten. Das ſchöne Engliſche Schiff „Aſia" lag vor Anker, die Mannſchaft ſang das „*Rule Brittania!*", wir wurden davon bewegt, aber die klaſſiſchen Bilder, welche unſerer Phantaſie bis jetzt vorgeſchwebt, waren verſchwunden. Selbſt das Grab des Themiſtokles iſt profanirt, an einem Pfahle prangt mit rothen Buchſtaben der Name des Liqueurhändlers John Johnſon. Der Amerikaniſche Reiſende Stephens gerieth über dieſe Entweihung in ſolchen Zorn, daß er ſchnell ſeinen Platz verließ, um, wie er ſagte, das wüthendſte und verzweifeltſte Mahl einzunehmen.

Die an unſerm Maſte wehende Flagge gab zu erkennen, daß wir die Quarantaine noch nicht beſtanden hatten. Man hielt uns daher überall in gemeſſener Entfernung, und wir mußten uns auf die bloße Beobachtung beſchränken. Ueber die modernen Gebäude ragte der Gipfel des Parthenon hinaus, und weiterhin der Hymettus und Pentelikon. Am Strande herrſchte eine außerordentliche Bewegung. Die Kaufleute theilten ſich an den Thüren der Kaffeehäuſer die Tagesneuigkeiten mit, die Schiffer luden ihre Waare aus, und die Schildwachen in weißen Weſten und blauen Röcken ſchritten auf und nieder. Die Schaluppen der Kriegsſchiffe, welche mit regelmäßigem Ruderſchlage die Wogen durchſchnitten, vervollſtändigten dieſes durchaus moderne Bild und verwiſchten die letzte Erinnerung an das alte, klaſſiſche Griechenland vollſtändig.

So lange der „Leonidas" auf der Rhede lag, hielten wir uns am Bord deſſelben auf. Am 19. ging er nach Syra ab, und wir mußten unſeren liebenswürdigen Gaſtfreunden Lebewohl ſagen. Nun mußten wir uns nach dem neuen Lazareth, welches die Regierung hinter dem Zollhauſe hatte erbauen laſſen, überſiedeln. Dieſe Lage entzieht aber den unglücklichen Gefangenen jede Ausſicht auf den Hafen. An Luxus war natürlich nicht zu denken. Die kahlen Mauern, die dürftig möblirten, faſt leeren Zimmer, die ſcheibenloſen Fenſter, die von ſehr unangenehmen Gäſten eingenommenen Betten machten dieſen traurigen Aufenthalt noch unleidlicher. Und dafür mußten wir täglich 18 Schillinge bezahlen. Der Preis der Nahrungsmittel, welche uns ein Reſtaurateur lieferte, war eben ſo übertrieben. Als ein Mittel gegen die uns quälende Langeweile gab uns der Direktor des Lazareths Italieniſche Ueberſetzungen der „Corinne" und des „dreißigjährigen Krieges" von Schiller.

Unſere Hauptzerſtreuung aber beſtand darin, daß wir unſere Romaiſche Philologie auf Koſten der Schildwache übten, die nicht wußte, was ſie auf unſere unverſtändlichen Fragen antworten ſollte. Endlich nach fünftägigem Harren wurde die Thüre unſeres Kerkers geöffnet, und wir in Freiheit geſetzt. Jetzt erhielt Alles eine ganz andere Geſtalt: unſere Wächter, welche uns mit ihren langen Stangen in ehrfurchtsvoller Entfernung gehalten hatten, näherten ſich uns nun vertraulich, der Direktor reichte uns die Hand und frühſtückte mit uns, und die Schildwache ſah uns mit einem zufriedenem Blicke nach, welcher auszuſprechen ſchien. Glückliche Reiſe! Gott ſei Dank, daß ich Euch los bin, nun hole Euch der Teufel!

Der erſte Gegenſtand, welcher nun unſere Aufmerkſamkeit erregte, war ein — Omnibus. Die Ankündigung beſagte: Der Omnibus geht vom Bazar im Piräus und von der Ecke der Hermes- und Aeolus-Straße ab. An beiden Orten macht er einen Halt von 5 Minuten, während des Haltens bläſt der Condukteur in die Trompete. Preis des Platzes; eine Drachme. Von dieſen Omnibus empört miethheten wir zw

Kaleſchen, welche eine wahre Parodie auf alle Wagen waren. Kaum hatten wir die Ruine des Themiſtokles bewundert, als wir vor einer ächten Schenke, wo Branntwein und gewürzte und gepfefferte Liqueure, wie ſie die Griechen lieben, verkauft werden. Die Fruchtbarkeit der Ebenen um Athen ließ uns dieſe ſchmähliche Neuerung etwas vergeſſen, und wir zogen in die Stadt ein, ohne den Tempel des Theſeus, bei welchem der Weg vorbeiführte, in Augenſchein genommen zu haben.

Wir fanden die Gaſthöfe alle überfüllt, endlich fanden wir im albergo reali in Caſali ein ſehr theures Unterkommen. Es iſt überhaupt für einen Fremden ſehr ſchwer, zumal, wenn er einen Bedienten bei ſich hat, in Athen für weniger als eine Guinee täglich zu leben. Und, welche grauſamen Nächte verlebt man in dieſem theuren Gaſthof! Die einzigen Götter und Göttinnen, denen wir bei unſerer Ankunft opferten, waren die Fliegen und andere Inſekten, welche uns keinen Schlaf geſtatteten. Während wir mit dieſen furchtbaren Quälgeiſtern einen Kampf auf Tod und Leben führten, hörten wir im benachbarten Zimmer das Geräuſch umgeſtürzter Möbel und Iriſche Flüche, was auf ähnliche Leiden, wie die unſern, ſchließen ließ. Endlich ward es Morgen. Ich hatte das Romaiſche ſtudirt, in der Hoffnung, mich den Neugriechen verſtändlich zu machen. Bald aber bemerkte ich zu meinem nicht geringen Erſtaunen, daß ſie nicht gern ihre Mutterſprache mit Fremden ſprechen. Das Italieniſche iſt in der ganzen Levante verbreitet. Die meiſten Reiſenden, welche aus London oder Dublin kommen, haben die Meinung, daß das Engliſche die einzige anſtändige und in der ganzen Welt verbreitete Sprache iſt. Ihre Verwunderung iſt wirklich beluſtigend, wenn ſie laut reden, und der Commiſſionär oder der Aufwärter ſie nicht verſteht.

Es war endlich Zeit, Athens Ruinen zu beſichtigen. Unſer erſter Beſuch galt dem Theſeus-Tempel, welcher in eine dem heiligen Georg geweihte Kirche umgewandelt iſt, und in welcher noch eine Menge antiker Ueberreſte ſind. Es würde ein prächtiges Muſeum ſein, wenn die Gegenſtände, die es enthält, der Nation und der Zeit, an welche es erinnert, würdig wären. Die 34 Säulen von weißem Marmor aus der Zeit des Miltiades, ſtehen noch aufrecht empor, obgleich die türkiſchen Bomben und Kugeln ſie vielfach beſchädigt haben. Dennoch werden ſie ſicherlich auch die neue Bedachung überdauern. Vom Theſeus-Tempel begaben wir uns nach der Akropolis, welche eine der fruchtbarſten Ebenen um 150 Fuß überragt. Den Zugang zu der Feſtung erſchweren die Trümmerhaufen, welche vor ihr liegen. Es iſt ſchwer, ohne dem Verdacht der Ueberſpannung ſich auszuſetzen, die Empfindungen zu ſchildern, welche dieſe verwahrten Reſte ſo vieler untergegangenen Herrlichkeiten erwecken. Ich überſchritt raſch die eingeſunkenen Stufen der Propyläen und ſtand nun inmitten umgeſtürzter Säulenſchäfte. Man muß es der Regierung zum Lobe nachſagen, daß ſie nichts unterläßt, was zur Wiederherſtellung dieſer Ruinen dienen kann. Der Tempel der Victoria wird wieder aufgerichtet. Unglücklicherweiſe iſt das Burleske und Lächerliche hier mit großartigſten Empfindungen und erhabenſten Erinnerungen verbunden. Die Herren John und Thomas aus Dublin ſcheinen die Ueberzeugung gehabt zu haben, daß den Mauern der Akropolis noch etwas fehle, wenn ihr glorreicher Name nicht an denſelben prange. Mit dieſer herrlichen Inſchrift haben ſie alle Denkmäler in Athen verziert.

Dieſe Abweichung führte uns wieder auf die Gegenwart zurück. Als wir den Iliſſus gänzlich verſiegt ſahen und in der Kalirrhoe kaum ſo viel Waſſer fanden, daß wir unſere Finger hineintauchen konnten, konnten wir wohl nicht anders, als unſerem klaſſiſchen Enthuſiasmus Schweigen zu gebieten. Die Schatten der alten Zeit umſchwebten uns. Als wir das Thor des Hadrian, das choragiſche Denkmal, welches gewöhnlich die Laterne des Diogenes heißt, den Tempel der Winde beſichtigten, ſtand trotz der tiefen Bewunderung, welche uns dieſe Ruinen einflößten, zugleich die neue Welt, d. h. das Elend und die Unordnung vor uns. Es giebt keine andere Stadt, welche in dieſer Beziehung Athen den Preis ſtreitig machen könnte. Ganze Straßen ſind zerfallen, und Trümmerhaufen umgeben die türkiſchen Moſcheen, die griechiſchen Kirchen und die alten Bazars. Die Regierung beſitzt leider nicht die nöthigen Mittel, um dieſen Schutt aufzuräumen. Hier und da erblickt man ein neues Haus, welches das Bild der Verwüſtung nur um ſo greller hervortreten läßt. Einige, wenn auch keinesweges elegante, doch wenigſtens bequeme Villen erheben ſich in dem öſtlichen Viertel der Stadt. Dort bewohnten der König und die Königin ein kleines Haus, als der herrliche Palaſt, der nach Klenze's Zeichnung erbaut worden iſt, noch nicht vollendet war.

Athen hat 20,000 Einwohner, aber ſie ſind eben ſo arm, wie die Stadt. Man kann Sonntags Abends über ſie Muſterung halten, denn die heutigen Athenienſer, welche eitel und neugierig ſind, verſäumen keine Gelegenheit, zu ſehen und geſehen zu werden. Ich unterließ nicht, mich nach der Mode-Promenade, welche an der Stelle der alten Akademie liegt, zu begeben. Hier ſah ich den König und die Königin, welchen vorgeſtellt zu werden ich bald darauf die Ehre hatte, vorbereiten. Der König war in Griechiſchem Koſtüm, die Königin trug ein Amazonenkleid. Sie wird von allen Parteien geliebt und gilt für eben ſo gebildet, als wohlthätig. Ein allerliebſtes Mädchen, an welchem die Blicke der Vorübergehenden mit beſonderer Theilnahme hafteten, begleiteten Ihre Majeſtäten. Es war die Tochter von Marco Bozzaris.

Des Aufenthalts in der einſt ſo glorreichen, jetzt ſo geſunkenen Stadt überdrüſſig, beſuchten wir die Marmorbrücke des Pentelikon und durchwanderten in

Digitized by Google

Begleitung zweier Bedienten, von denen einer Lord Byron gedient zu haben vorgab, den Iſthmus von Korinth. Unter den griechiſchen Bedienten giebt es nur wenige, die nicht Byron gedient haben wollten; es iſt für ſie ein Mittel, den Preis für ſich zu ſteigern. Soll ich von den Empfindungen ſprechen, welche die große Vergangenheit dieſes Landes in meiner Bruſt hervorrief? Ich beſchäftigte mich mit dem modernen Griechenland und nicht mit dem alten, und über den zwei oder drei verfallenen Häuſern, welche das heutige Korinth bilden, vergaß ich das ſchöne Korinth mit ſeinen goldenen und marmornen Paläſten."

So erzählte der intereſſante Mann; aber ich war weit entfernt, von dieſer Mittheilung befriedigt zu ſein; ich beſtürmte ihn mit ſo vielen Fragen, daß er mir am Ende ſagte:

Frau Gräfin, aus Ihren Fragen geht hervor, daß ſie vom alten Griechenland mehr wiſſen, als ich. — Sie haben das moderne Athen nicht geſehen und dennoch wiſſen Sie, wie ich höre, recht gut, wie es ausſieht. Ihre Phantaſie iſt in der That erſtaunenswerth.

Es iſt nicht die Phantaſie, verſetzte ich, welche mir das erzählt hat, ſondern Se. Majeſtät waren ſo gnädig, mir Vieles von dem Lande mitzutheilen, deſſen Thron ſein erhabener Sohn einnimmt, und zu deſſen Befreiung der König einſt mit ſo großer Begeiſterung mitgewirkt hat. O, wie ſehnte ich mich darnach, dieſes Athen zu ſehen, von wo aus ganz Europa ſeine Bildung erhalten, die Stadt, welche faſt ſo viele große Männer, wie Bürger zeugte.

Frau Gräfin, ſagte mein Gaſt, iſt es nicht genug, dieſen Wunſch laut werden zu laſſen, um ſeiner Erfüllung gewiß zu ſein?

Nun, in dieſem Jahre nicht mehr, verſetzte ich, aber im nächſten Jahre hoffe ich ſowohl die Türkei, als Griechenland zu ſehen, es zieht mich mit tauſend Banden nach dieſen Ländern hin.

Ich glaube nicht, daß Sie aus beiden befriedigt zurückkehren werden, ſagte der Herr v. J. Diejenigen, welche Konſtantinopel und Athen etwa mit Rom vergleichen, irren ſich ſehr." Rom iſt troß der chriſtlichen Bildung, welche die römiſche verdrängt, troß der Barbarei, welche hier eine lange Zeit nach Verfall der mächtigen Weltſtadt gehauſt, doch immer die alte ewige Roma geblieben. Die Jahrhunderte haben nicht vermocht, hier den Stempel ehemaliger Größe und Herrlichkeit zu verwiſchen; das neue Rom ſteht eben und über dem alten, aber auf jedem Tritte guckt dieſes alte, klaſſiſche Rom, wenn auch nur wie ein Rieſengeſpenſt, aus ſeinen Trümmern hervor, und es weht noch ein Geiſt in dieſem Rom, welcher Ehrfurcht gebietend die entweihende Hand von dieſen Trümmern des Alterthums zurückhält. Und endlich hat ſich die Größe der päpſtlichen Zeit mit der Größe des antiken Roms vermiſcht, eine erhabene Zeit reichte der andern die Hand, und ſie ſchützten ſich gegenſeitig. Troß ſo unendlich vieler Widerſprüche beider Zeitalter fanden ſie doch eben ſo viele Anknüpfungspunkte, und durch dieſes Alles bleibt der Eindruck, welchen Rom auf den ſinnig Betrachtenden macht ſtets von überwältigender Kraft. Anders aber verhält es ſich mit Athen: das Band der Vergangenheit mit der Gegenwart ſcheint hier völlig gelöſt, Athen intereſſirt faſt mehr durch das, was es jetzt nicht iſt, als durch das, was es einſt geweſen. Dieſe Behauptung mag paradox klingen, aber ſie iſt demungeachtet wahr.

Mit Konſtantinopel verhält es ſich zwar ein wenig anders, aber auch hier vergißt man ganz, daß man ſich in einer Reſidenz des ehemals römiſchen und griechiſchen Kaiſerthums befindet. Drei Jahrhunderte der türkiſchen Herrſchaft haben vollkommen ausgereicht, hier alle Spuren des klaſſiſchen Alterthums und des ſo bewegten Mittelalters faſt gänzlich zu verwiſchen. Man denkt hier nicht an Conſtantin, man denkt hier nicht an die vielen Concilien, welche von hier aus angeregt und hier abgehalten wurden, man denkt hier nicht an Juſtinian und ſeinen großen Beliſar, man denkt hier an Niemand anders, — als an den Propheten, an Mohamed, als hätte hier von Anbeginn der Welt nur der Koran geherrſcht, — und allenfalls noch an — Rußland.

An Rußland? fragte ich erſtaunt.

Ja gewiß ich wenigſtens habe recht oft an dieſe Macht gedacht.

Ich verſtehe Sie nun, verſetzte ich, und Sie haben Recht. Ich bin der Meinung und habe es ſchon öfter ausgeſprochen, daß dieſe Türken ein Anachronismus in Europa ſind, und der Gedanke, welcher den phantaſtiſchen und doch ſo geiſtreichen Potemkin ſein ganzes Leben beſchäftigt, und mit welchem er ſeine Kaiſerin inficirt hat, iſt ein durchaus geſchichtlicher, d. h. nothwendiger, den auszuführen die Zeit oder die Geſchichte nicht ermangeln wird. Die Türken müſſen aus Europa — oder ſie müſſen Chriſten werden, d. h. chriſtliche Cultur annehmen. Und wenn kein anderer Staat den Muth hat, als ein erobernder aufzutreten, wenn ſich nicht etwa England und Frankreich verbinden, dieſen Staat im Intereſſe der Humanität für ſich in Beſitz zu nehmen, oder wenn es Oeſterreich nicht wagt: — wer wird ſonſt noch den Muth haben, als dieſes Rußland, deſſen Rieſenkraft ſich von Tage zu Tage ſteigert, welches ſtark ſein wird, wenn alle übrigen Staaten und die Nachbarſtaaten zumal abgeſchwächt ſein werden?

Als ich damals dieſe Worte ſprach, waren die Verhältniſſe noch um Vieles anders, als heute, einige wenige Jahre ſpäter.

Iſt aber nicht Rußland in dieſen wenigen Jahren ſeinem Ziele, welches es ſeit Katharina unverrückt im Auge behalten hat, um ein Jahrhundert näher gerückt?

Wie ſteht es heute mit Oeſterreich? Wie mit Frankreich?

Die Kraft zweier Hauptmächte, zwei der gewaltigſten Rivalen, iſt gebrochen.

Die dritte Großmacht, Preußen, iſt nicht angethan, Rußland in ſeinen politiſchen Beſtrebungen zu hindern.

Und was vermag England, wenn

Rußland erſt ſeinen Fuß auf den Nacken von Stambul geſetzt?

Es bielbt ſich übrigens am Ende auch gleich, ob Rußland oder eine andere Macht.

Die Geſchichte wird, bis die Türkei aufgehört hat, in Europa zu ſein, nicht aufhören, ihr *„ceterum censeo"* zu rufen.

Wird es vielleicht zehn Jahre ſpäter in Erfüllung gegangen ſein?

Zehn Jahre ſind wenig, aber reiſt die Geſchichte nicht wie die Menſchen auf Eiſenbahnen?*)

Senſualismus.

Von Dr. Heinrich Czolbe.

Vorſtellung.

Der Einfluß von Druck, oder Stoß auf einen Körper bewirkt eine mehr, oder weniger dauernde Veränderung ſeines molekularen Gefüges, die zwar bei vielen Körpern ungemein gering ſein, aber dennoch niemals gänzlich fehlen wird. Da nun Licht, Schall, Geſchmack, Geruch ꝛc. mitgetheilte, oder Stoßbewegungen ſind, ſo müſſen ſie in den Körpern, zu welchen ſie hingeleitet werden, auch Veränderungen bewirken, deren Größe im graden Verhältniß zur Häufigkeit der Wiederholung, oder zur Dauer der Urſache ſteht. Unmittelbar beweiſt dies die Entdeckung der Daguerotype und Moſerſchen Lichtbilder. In feſten Körpern dürfte durch derartige Veränderungen oft die innere Elaſticität, alſo auch die Fähigkeit, mitgetheilte Bewegungen fortzupflanzen, oder die Beweglichkeit wachſen. Je elaſtiſcher ſie die Veränderung macht, deſto ſchneller und intenſiver werden ſie durch irgend einen Anſtoß bewegt werden müſſen. Hat ſolche Veränderung der Molekularſtruktur eine gewiſſe Form, ſo wird irgend ein Anſtoß des Körpers eine Schwingung des veränderten Theiles in derſelben Form bewirken. Auf die Realität dieſer Verhältniſſe kann man direkt z. B. aus der Thatſache ſchließen, daß wenn ein Blasinſtrument wiederholt falſch geblaſen worden iſt, die falſchen Töne ſpäterhin immer wieder zum Vorſchein kommen, auch wenn ein Kunſtverſtändiger ſich des Inſtrumentes bedient. Nur durch oft wiederholtes, angeſtrengtes richtiges Spiel gelingt es, das Inſtrument wieder zurecht zu blaſen d. h. die Moleküle des Inſtrumentes erhalten jetzt mittelſt der während des Tönens in ihm vor ſich gehenden Schwingung allmählig wieder das Lagerungsverhältniß zu einander, durch welches die Reinheit der Töne bedingt wird.

Vergleicht man dieſe phyſikaliſchen Verhältniſſe mit der Nerventhätigkeit, wie ſie bei der ſinnlichen Wahrnehmung ſtattfindet, ſo kann man *per anomaliam* folgendes ſchließen:

Die einzelnen Wahrnehmungen müſſen im Gehirne entſprechende Veränderungen zurücklaſſen. Da die Elaſticität der veränderten Stelle geſteigert iſt, ſo muß ein Anſtoß an dieſelbe die Wiederholung bewirken. Ebenſo wie die oben erwähnten falſchen Töne ſelbſt bei richtigem Blaſen wieder entſtehen, wird irgend ein Anſtoß an jene leicht bewegliche, oder ſchwingende Stelle des Gehirns — man dürfte ſie wohl Vorſtellungsfigur nennen — genügen, eine der Wahrnehmung entſprechende Vorſtellung zu bewirken. Je häufiger aber eine Wahrnehmung ſtattfand, oder je länger ſie andauerte und je bedeutender ſomit die molekulare Veränderung des Nerven und ſeine Beweglichkeit an dieſer Stelle wurde, um ſo leichter wird die entſprechende Vorſtellung entſtehen. Vorſtellungen, die den Wahrnehmungen des Geruchs, Geſchmacks- und Haut Nerven entſprechen, kommen im geſunden Zuſtande in geringerem Maaße vor, vielleicht weil entweder wegen der Seltenheit jener Wahrnehmungen im Verhältniß zu denen des Auges und Ohrs, oder wegen ihrer angeborenen Beſchaffenheit Geruchs-, Geſchmacks- und Hautnerven nie ſo beweglich, oder zu Schwingungen geneigt werden, daß durch einen Anſtoß darin viele und intenſive Vorſtellungen entſtehen können. Beim Thiere, wo ſich der Geruchsnerv in ſehr ſtarken Ausbreitungen auf der Ventrikelwandung befindet, ſcheinen Geruchsvorſtellungen eine große Rolle zu ſpielen.

Woher kommt der genannte Anſtoß, oder was regt unſer Gehirn, in dem durch ſinnliche Wahrnehmungen beſtimmte Neigungen, oder Fähigkeiten zu Vorſtellungsbewegungen bewirkt werden, zu dieſen an? Der Anſtoß dazu beſteht nach dem Geſetze der Reſonnanz, oder der mittönenden Schwingungen, das nicht blos für den Schall, ſondern für alle Vibrationen gelten dürfte, zunächſt aus Wahrnehmungen, die durch die Sinnesorgane ins Gehirn gelangen und hier Vorſtellungen, anregen. Jede dieſer beiden Anregungs-Arten findet in dem bekannten mathematiſchen Verhältniſſe obigen Geſetzes ſtatt. Eine Saite fängt an, in Schwingungen zu gerathen, oder zu tönen, wenn in ihrer Nähe ein Ton entſteht, der gleiche Höhe hat mit dem, auf den ſie ſelbſt geſtimmt iſt, oder der in einem harmoniſchen Verhältniß, im Verhältniſſe der Oktave, Terze, Quinte, Quarte zu demſelben ſteht; ſie bleibt klanglos bei allen höheren, oder tieferen, oder nicht im harmoniſchen Verhältniß von 2, 3, 4 u. ſ. w. in Betreff der Geſchwindigkeit der dabei ſtattfindenden Schwingungen zu ihr ſtehenden Tönen, ſelbſt wenn die erſchütternde Wirkung durch die Luftwellen bei letzteren eine ſehr bedeutende iſt. Hiernach müſſen Wahrnehmungen und Vorſtellungen die ähnlichen Vorſtellungen erwecken, was man Aſſociation der Vorſtellungen nennt. Contraſt entſteht, wenn ich einer Sache eine gleiche, aber in umgekehrtem Zuſtande gegenüberſtelle, Contraſt iſt alſo auch eine gewiſſe Aehnlichkeit. Es kann deshalb durch eine Wahrnehmung, oder Vorſtellung auch eine contraſtirende, wenn die Fähigkeit d. h. die Vorſtellungsfigur dazu da iſt, aſſociirt werden. Aehnliche, oder contraſtirende Wahrnehmungen, die in einer gewiſſen Gruppirung, oder Rei-

*) Ja, ganz beſonders jetzt 1866. D. R.

Digitized by Google

henfolge ſtattfanden, werden in derſelben Gruppirung, oder Reihenfolge als Vorſtellungen wieder hervorgerufen. Je größer die Aehnlichkeit zwiſchen zwei Vorſtellungen iſt mit deſto mehr Schnelligkeit werden ſie ſich aſſociiren. Eine Vorſtellung kann kürzere, oder längere Zeit andauern je nach der Dauer ihrer nächſten Veranlaſſung (des ſie aſſociirenden Anſtoßes). Je länger ſie dauert, um ſo mehr Vorſtellungen wird ſie aſſociiren können, weil Zeit dazu iſt. Vorſtellungen, die gleichzeitig entſtanden und von denen jede eine gewiſſe Beziehung zu dem momentanen Gemeingefühle hatte, aſſociiren ſich nicht gegenſeitig nach einander, ſondern werden durch die Wiederkehr jenes Gemeingefühls gleichzeitig hervorgerufen. – Allein nicht blos Wahrnehmungen und Vorſtellungen, ſowie das aus nicht unterſcheidbaren Theilen derſelben beſtehende Gemeingefühl regen andere Vorſtellungen an, auch durch den Druck des bewegten Blutes (namentlich bei Congeſtionen nach dem Kopfe) erhalten Stellen des Gehirns, die zu Vorſtellungen fähig geworden ſind, dazu den Anſtoß. So entſtehen unzählige Vorſtellungen, deren Veranlaſſung nicht ſpeciell nachzuweiſen, oder zu erkennen iſt.

Dieſe Vorgänge bilden zunächſt das, was wir Erinnerung, oder Gedächtniß nennen. Lotze, obwohl ſo entſchiedener Gegner der phyſikaliſchen Pſychologie, unterſtützt dieſe Anſicht vom Gedächtniſſe a. a. O. S. 150 in folgender Weiſe. „Spiritualiſtiſche Anſichten finden die Begründung des Gedächtniſſes durch eine unendliche Fortdauer aller Eindrücke in den Nervenelementen unmöglich, weil ſie befürchten, daß dieſe unzähligen Erregungen einander ſtören, oder bis zur Unkenntlichkeit ſich vermiſchen würden. Allein Millionen Bewegungen, die mit verſchiedenen Richtungen und Geſchwindigkeiten denſelben Punkt treffen, können wohl momentan ſich an ihm zu einer einfachen Reſultante miſchen, oder ſich gar in ein Gleichgewicht der Ruhe ſetzen, in welchem ſie völlig verſchwunden ſcheinen; ſobald jedoch einer von dieſen Einflüſſen aufhörte, würde ſofort die frühere durch eine balancirte Bewegung wieder zum Vorſchein kommen, und ſich als eine völlig unverlorene erweiſen. In der Atmoſphäre durchkreuzen ſich die Schwingungen vieler Lichtquellen und die unzähligen zurückgeworfenen Strahlen die Schallwellen, die von zahlloſen Körpern ausgehen, nebſt den Bewegungen, welche die Luft durch mancherlei Thätigkeit lebendiger Weiſe erhält, und doch entſteht im Allgemeinen keine trübe Verwirrung. Ebenſo würde die größte Mannigfaltigkeit der Erregungen kein abſolutes Hinderniß für ihre ungeſtörte Coexiſtenz im Nervenmark ſein. Allerdings entſtehen in der äußern Natur aus jener Durchkreuzung auch Miſchungen der Bewegungen, Interferenzen und Brechungen aller Art; aber gleiche Umwandlungen erfährt ja in der That auch die Summe unſerer Sinneseindrücke; manches verſchmilzt im Gedächtniß, ſetzt ſich zuſammen, oder geht neue Verbindungen ein, die ihm urſprünglich fremd waren.“

Wenn wir unter Gedächtniß, oder Erinnerung die Entſtehung der Vorſtellungen in derſelben Verbindung und Reihenfolge, wie ſie bei den vorhergegangenen eigenen Wahrnehmungen oder den Erzählungen Anderer ſtattfand, verſtehen, ſo iſt doch kein Grund, daß Vorſtellungen ſich blos in dieſer Weiſe aſſociiren ſollten. Die phyſikaliſchen Verhältniſſe erlauben es, daß die Reproduktion von Vorſtellungscomplexen, oder einzelnen Vorſtellungen, oder Theilen derſelben, in auseinandergeſetzter Weiſe urſprünglich angeregt, auch in ganz neuer Verbindung und Reihenfolge verläuft. Dieſen Vorgang nennt man Phantaſie.

Der Gegenſtand des Bewußtſeins bei den Vorſtellungen muß wohl ganz derſelbe ſein, wie bei den Wahrnehmungen. Vergleicht man aber die bei der ſinnlichen Wahrnehmung bewußt werdenden drei Gruppen der Qualitäten: verſchiedene Dauer der Bewegung, ihre verſchiedene Intenſität und das Gleichgewicht, oder den Mangel deſſelben in der Form der Zuſammenſetzung, ſo ergiebt ſich zur näheren Beſtimmung der Vorſtellung folgendes.

Die Dauer oder Geſchwindigkeit der Bewegung, ſcheint es, muß bei der Vorſtellung dieſelbe ſein, wie bei der Wahrnehmung. Wenn man aber bedenkt, daß der innere Anſtoß des Gehirns bei den Vorſtellungen nur ungemein ſchwach iſt im Verhältniß zu dem von Außen ſtattfindenden bei den ſinnlichen Wahrnehmungen, der zum Theil durch die Sinnesorgane ſehr verſtärkt wird, ſo folgt, daß die Intenſität der Bewegung bei der Vorſtellung unvergleichlich geringer ſein muß, als bei der Wahrnehmung. Da von der Intenſität wie wir geſehen haben, zunächſt die Deutlichkeit der Qualität, die uns bewußt wird, abhängt z. B. die Deutlichkeit der Farbe und des Klanges iſt es begreiflich, weshalb die Vorſtellungen eine ſo blaſſe Farbe, oder einen ſo matten Klang haben, daß man ſie ſogar, obwohl gewiß irrthümlicherweiſe farb- und klanglos genannt hat. „Nach meiner Erfahrung, ſagt Fechner (Centralblatt 1853 Nr. 40) reicht es hin, ſich Gegenſtände mit lebhafter contraſtirenden Farben z. B. ein Gericht von Spinat mit durchgeſchnittenen Eiern darauf, in welchem Falle Grün, Weiß, Gelb lebhaft gegen einander abſtechen — lebhaft vorzuſtellen, um auch etwas von der Qualität der Farbe in der Erinnerung zu produciren.“ Die verſchiedenen Grade von Deutlichkeit, oder Klarheit der Vorſtellungen, bei denen ihre Theile mehr, oder weniger genau unterſchieden werden können, hängen von der größeren, oder geringeren Intenſität ab. Dieſe wird um ſo größer ſein, je häufiger erſtens die entſprechenden Wahrnehmungen wiederholt worden ſind, oder je länger ſie gedauert haben, weil das Subſtrat (die Vorſtellungsfigur) um ſo elaſtiſcher geworden iſt, zweitens je intenſiver, häufiger und dauernder der Anſtoß der Vorſtellungsfigur iſt.

Vorſtellungen unterſcheiden ſich aber von Wahrnehmungen nicht blos dadurch, daß ſie ſehr viel undeutlicher ſind, ſondern

auch dadurch, daß ſie ſich nicht außerhalb unſerer Perſon zwiſchen unſern ſinnlichen Wahrnehmungen in dem wahrnehmbaren Sehfelde befinden. Dieſer Ausdruck ſcheint richtiger zu ſein, als die Vorſtellungen, wie gewöhnlich geſchieht, raumlos zu nennen. Denn wenn man ſich unter Raum allgemein unbegrenzte, durchdringliche Ausdehnung vorſtellt, ſo hat dagegen das Sehfeld zwar veränderliche Grenzen, aber doch Grenzen; es iſt ferner continuirlich aus Bildern zuſammengeſetzt, ſo daß gar kein Grund iſt, es Raum zu nennen. Da aber jede Vorſtellung als Bild eine begrenzte Ausdehnung hat, wie jede ſinnliche Wahrnehmung, ſo muß man ſie ſich auch, ebenſo wie dieſe im Raume denken, ſo daß ſie mithin keineswegs raumlos iſt. Die Thatſache aber, daß Vorſtellungen ſich nicht in unſerm Sehfelde befinden, iſt leicht erklärlich. Sie müßten die bezeichnete Stellung, oder Oertlichkeit einnehmen, wenn ſie innerhalb des Bildes der Außenwelt entſtänden, welches von der Netzhaut in das Gehirn ſich fortpflanzend daſelbſt in dem ſogenannten centralen Ende des Sehnerven zum Bewußtſein kommt. Da ſie nun nicht außer uns, oder zwiſchen unſern ſinnlichen Wahrnehmungen liegen, folgt nothwendig, daß ſie außerhalb des centralen Endes des Sehnerven an einer andern Stelle des Gehirns, die aber jedenfalls mit dem Sehnerven in Verbindung iſt, entſtehen. Wenn die Vorſtellungen an einer andern Stelle entſtehen, als die ſinnlichen Wahrnehmungen, verſteht ſichs ganz von ſelbſt, daß ſie nicht zwiſchen unſern Wahrnehmungen, außerhalb unſerer Perſon in dem ſinnlich wahrgenommenen Sehfelde ſtattfinden können. Sie finden ohne dasſelbe, oder außerhalb deſſelben ſtatt, oder ſind, um den gewöhnlichen, aber gewiß falſchen Ausdruck zu wiederholen, raumlos. Werden aber Vorſtellungen ausnahmsweiſe durch ungewöhnliche abſolute, oder relative Intenſität, oder durch irgend einen andern phyſikaliſchen Vorgang in das centrale Ende des Sehnerven d. h. zwiſchen die Bilder der Außenwelt gedrängt, ſo müſſen ſie auch im Sehfelde zwiſchen unſern ſinnlichen Wahrnehmungen oder außer uns und mit intenſiverer Farbe erſcheinen. Dies ſind die Hallucinationen.

Was ich über die Oertlichkeit der Lichtvorſtellungen geſagt habe, gilt natürlich auch von den Tonvorſtellungen und von den durch die andern Sinneswahrnehmungen: Geruch, Geſchmack und Hautwahrnehmungen bewirkten Vorſtellungsfigur. Auf dieſe letzteren müſſen die abnormen Zuſtände, welche Geſichts- und Gehörshallucinationen bedingen, ganz beſonders ſtark einwirken. Denn Geruchs-, Geſchmacks- und Haut-Vorſtellungen ſcheinen aus mechaniſchen Gründen wenigſtens beim geſunden Menſchen in geringerem Maaße vorzukommen; entſprechende Hallucinationen ſind aber ſehr zahlreich.

Die Wahrnehmung unſerer eigenen Perſon durch alle Sinne im Unterſchiede von der Außenwelt, oder das Selbſtbewußtſein, indem es durch das Geſetz der Aſſociation die Vorſtellungen beherrſcht, bewirkt, daß ſie in einem natürlichen oder der wirklichen Welt entſprechenden Zuſammenhange entſtehen. Wie unſere Unterſcheidung der Wahrnehmungen als unwillkührliche Vergleichung derſelben, — das deutliche, lebhafte Bewußtwerden der einen, während die andern im Gemeingefühl verſchwinden, als unwillkührliche Abſtraktion oder Analyſe betrachtet wurde, in derſelben Weiſe ſcheinen auch im Gebiete der Vorſtellungen unwillkührliche Vergleichung und Abſtraktion, oder Analyſe ſtattzufinden.

Während die Vorſtellungen im wachen Zuſtande auch durch den Contraſt mit den zu gleicher Zeit ſtattfindenden ſehr viel intenſiveren ſinnlichen Wahrnehmungen von blaſſer Farbe und mattem Klange erſcheinen, ähnlich den Sternen am Tage: müſſen die Vorſtellungen im Schlafe, bei welchem keine ſinnlichen Wahrnehmungen ſtattfinden, oder die Träume — eben durch ihr Alleinſein uns ſehr viel deutlicher, oder lebhafter vorkommen. Es wäre indeß auch möglich, daß die größere Intenſität der Traumvorſtellungen nicht blos eine relative, ſondern, da die mechaniſchen Verhältniſſe des Gehirns im Schlafe ſich ändern, auch eine abſolute ſei. Die Intenſität der Traumbewegungen bewirkt es, daß wir uns darin oft an vergangene Dinge erinnern, die uns im Wachen nicht mehr einfallen, daß ein kurzer Zeitraum oft von einer großen Menge Traumvorſtellungen erfüllt iſt. Dieſe Illuſion, daß dieſe Phantaſiegebilde für wirkliche Erſcheinungen gelten, findet aber nebſt ihrer Zuſammenhangsloſigkeit vorzugsweiſe deshalb ſtatt, weil im Schlafe außer den andern Wahrnehmungen auch die unſerer eigenen Perſon: das oben erwähnte Selbſtbewußtſein — fehlt, die Traum-Vorſtellungen mithin durchaus ſelbſtſtändig, ohne ein ſie beherrſchendes oder in den natürlichen Zuſammenhang bringendes Centrum ſind.

Die verſchiedene Intenſität der Vorſtellungen kommt aber nicht blos als ihre verſchiedene Deutlichkeit zum Bewußtſein, ſondern auch, wenn ſie ſehr gering iſt, als ein die dunkle Vorſtellung begleitendes Gefühl des Bedürfniſſes nach mehr Klarheit, und wenn ſie einen mittleren Grad hat, als ein angenehmes Gefühl. Schmerzhaftigkeit einer Vorſtellung durch zu große Intenſität iſt zwar denkbar, kommt aber in der Wirklichkeit wohl nicht vor. Bei einer gewiſſen großen Intenſität dürfte, wie ſchon bemerkt iſt, aus der Vorſtellung die Hallucination entſtehen. — Das einzelne Vorſtellungen und Vorſtellungscomplexe begleitende Gefühl des Bedürfniſſes nach Klarheit und Vollſtändigkeit derſelben, ſowie die ſie begleitenden angenehmen und unangenehmen, oder ſchmerzhaften Gefühle — werden indeß ſehr viel weniger durch ihre verſchiedene Intenſität, als durch das Gleichgewicht, oder den Mangel des Gleichgewichts ihrer Zuſammenſetzung in der bei den Wahrnehmungen auseinandergeſetzten Weiſe bewirkt. Zuſammenſetzung findet hier aber nicht blos zwiſchen den Theilen einzelner Vorſtellun-

gen und in Vorſtellungscomplexen ſtatt, ſondern auch zwiſchen neu in uns entſtehenden Vorſtellungen und der Summe der alten uns vorher mitgetheilten, indem beide entweder zuſammenpaſſen (harmonieren), oder ſich widerſprechen. Das im erſten Falle entſtehende Gleichgewicht muß als angenehmes, der im zweiten entſtehende Mangel deſſelben als unangenehmes Gefühl zum Bewußtſein kommen.

Unter Affect (Zorn, Furcht) verſteht man den hohen Grad eines angenehmen, oder unangenehmen Gefühls, das weniger durch beſtimmte Wahrnehmungen, oder Vorſtellungen an ſich, als durch das eben erörterte Verhältniß derſelben zu der Summe unſerer alten Vorſtellungen bedingt iſt; unter Stimmung eine unbeſtimmte Miſchung von Gefühlen, welche durch Wahrnehmungen und Vorſtellungen bewirkt werden. Affect iſt momentan; Stimmung, welche man auch intellectuelles Gemeingefühl im Gegenſatze zu dem bisher mehr hervorgehobenen ſinnlichen nennen könnte, iſt dauernd.

Für die Fackel.

Streifzüge.

Von Samuel Ludvigh.

Juni, 1866.

Ich habe mich noch nie unaufgefordert von Innen an den Schreibtiſch geſetzt, um ein Gedicht zu ſchreiben, und folge ſtets nur dem Ruf der Muſe und der Stimme des Gottes, der wie Horaz ſagt, in uns wohnt und uns erwärmt. Selbſt Proſa ſchreiben, iſt mir eine unangenehme Arbeit, wenn ich, ohne Arbeit durch innern Drang aufgefordert, ſchreiben muß; was freilich höchſt ſelten geſchieht. Ein tägliches Blatt redigieren, einen Aufſatz ſchreiben, auf den der Setzer wartet, wäre für mich, in der That, eine ſchwere Buße. Ich habe halbe Nächte hindurch gedichtet und geſchrieben und oft auch wochenlang keine Feder zur Hand genommen, wovon eben nicht geiſtige Trägheit die Urſache, an welchem Uebel ich nie zu laboriren pflegte. So war denn auch jetzt wieder ſeit mehren Wochen kein Verlangen in mir nach der Feder, um den Gedanken und flüchtigen Notizen auf der Reiſe Form zu geben.

Bald fühlte ich zu warm und bald zu kalt;
Bald jugendlich friſch, bald fade und alt,
Bald ſuchte ich des innern Glückes Spur
Im ſtillen Haus;
Bald füllte die freie Natur
Des Herzens Sehnſucht aus.
Bald ſchwelgte ich im ſtillen Mondenſchein,
Bald kokettirte ich mit Sternen,
Bald ſtürzte ich mich in den Strom hinein,
In dem wir Weisheit lernen,
Wenn Menſchen ſich katzbalgen, mühen, plagen,
Um das Bischen Brod und Butter zu erjagen.

Ritt auf dem Eiſenroß auch wieder
Und ſeines Wieherns rauhe Wiegenlieder
Lullten mich in ſüßen Schlummer ein,
Auf Sitzen etwas weicher wohl als Stein.
Und Thal und Hügel, üppig, friſch und grün
Und Flüße, Städte, Farmen
Sah ich vor meinem Blick vorüberzieh'n
Und dennoch konnt ich nicht e r w a r m e n.

Ja, ſelbſt des Niagara's Toſen
Und der Najaden lieblich Koſen
Konnten meinen Geiſt im Innern nicht entzücken,
Um das Gefühl in Worten auszudrücken.
Bis endlich an dem pittoresken Geneſſee,
Mit ſeinen Stromesſchnellen,
Seinen Fällen,
Die räthſelhafte Phantaſie
Mich aus dem Schlummer weckte,
Den Pegaſus die Muſe neckte,
Die in der Jugend mich ſo oft entzückte,
Wenn „d e r M o m e n t", der günſt'ge, mich beglückte.

Und ſo nahm ich denn endlich wieder die Feder zur Hand und begann das Geſehene u. das Geſchehene, auf dem Juniſtreifzuge, wie gewöhnlich im Fluge, zu ſkizziren — und wenn ein Mal die Ader geöffnet, ſo fließt das Blut von ſelbſt, wenn es auch nicht immer I c h o r iſt.

Die Glanzpunkte am Horizont des häuslichen Glückes während der letzten 4 Wochen waren ein Beſuch meiner Tochter Cora, Frau Hubbard von Minneſota; Lucretia Borgia, eine Vorſtellung der italieniſchen Operngeſellſchaft des Hrn. Maratzek,; ein Ausflug mit der Familie in der prachtvollen Umgebung von Cincinnati, nach dem Sycamore Hill, mit dem großartigen Panorama der bergbekränzten Stadt; nach Walnut Hill und Clifton, mit ihren herrlichen Gartenanlagen und ſchönen Reſidenzen reicher Nabobs; und auch die täglichen Spaziergänge von circa einer Meile in der breiten Avenue von Cumminsville nach dem Zollhauſe.

Die Welt iſt ſchön überall, wo der Menſch nicht hinträgt ſeine Qual. „Liebe aber und ein zufriedenes Gemüth verleihen Anmuth ſelbſt unwirthbaren Steppen."

Es war Sonntag, am 10. Juni, als ich mit der leichten Reiſetaſche, genannt *carpet bag*, in einem mit Deutſchen gefüllten Straßen-Eiſenbahn-Wagen nach dem Brighton Houſe und von da nach dem Bahnhofe der Little Miami Compagnie fuhr, und da Platz nahm für die weite Fahrt nach Pittsburg. Zu Newark, O., einer ſehr anmuthig gelegenen u. rührigen Landſtadt, hatte ich einen halben Tag zu überliegen, um mit dem Zuge nach Pittsburg zu verbinden. Wir ſind da um Mitternacht angekommen u. ich nahm, der Bequemlichkeit wegen, im eleganten Union-Hotel-Depot Quartier, ſiedelte jedoch nach einem Aufenthalt von anderthalb Tagen nach der „Stadt Hanau" über, da ich nicht Luſt hatte, vier Dollars per Tag zu bezahlen, obſchon dieſe Summe für Das, was man erhält durchaus nicht zu viel iſt.

Ich ſehnte mich nach langem Schweigen wieder ein Mal einen öffentlichen Vortrag zu halten und wählte Birmingham, Pittsburg gegenüber, über den Monongahela-Fluß durch eine Straßeneiſen-

Digitized by Google

bahn in Verbindung da dort das deutſche freiſinnige Element viel ſtärker vertreten iſt als in ihren Schweſterſtädten Pittsburg und Allegheny City. Um das Thema: „Das Chriſtenthum, ſeine Prediger und jetzigen Bekenner“ drei Mal in den Zeitungen anzuzeigen, machte ich zur Ausfüllung der Pauſe einen Ausflug in den romantiſchen Thälern 78 Meilen nach Johnstown, im Staate Pennſylvanien. Vor dieſem beſuchte ich, in Geſellſchaft der freiſinnigen Freunde Räder und Neſtle, zu Allegheny-City, einen alten Freund Aug. Hartje zu Spring-Hill. Seine Wohnung, umgeben von Weingärten, Obſtbäumen und Blumenpartien, mit der Anſicht pittoresker Höhen u. einem Theile der Stadt Pittsburg, iſt ein wahres Eldorado. Die Kirſchen pranglen eben wie verkörperte Blutstropfen im Dickicht der grünen Aeſte und als wir uns an ihrer Süße labten, ſchwebten die Kirſchbäume in den Weingärten meines Vaters meinem Geiſte lebendig vor. Der Knabe ahnte einſt auf der Bäume Gipfeln nicht, daß er im Alter in einem andern Welttheil Kirſchen eſſen werde. Wohl, Kirſchen ſchmecken überall ſüß, und „wo Du biſt, dort ſei deine Heimath, dort deine Welt!“ Der Menſch, der ſich ſtets dorthin ſehnt wo er nicht iſt, wo er nicht ſein kann, macht ſich blos elend. Iſt es alſo nicht Thorheit, durch vergebene Sehnſucht ſich ſelbſt um das Glück der Gegenwart zu betrügen? Und dennoch leiden an dieſer Thorheit Tauſende und Tauſende von Menſchen, bei denen die Wogen des Gefühls die Ufer der Vernunft und Beſonnenheit überfluthen. Das Glücklichſein des Menſchen iſt viel durch Organiſation bedingt und um ſich ſelbſt und das Leben in allen ſeinen Nuancirungen zu ſtudiren und daraus die innere Ruhe und irdiſche Seligkeit zu abſtrahiren, dazu gehört — anhaltendes, ernſtes Studium. Ernſte Studien aber machen die Menſchen blos ausnahmsweiſe; daher Unglücklichſein und eingebildete Leiden zur Regel, ebbren. „Mach mich anders als ich bin,“ ruft mir etwa ein Unglücklicher zu. Dieſen aber vergleiche ich mit dem Marmorklotze, der da zum Bildhauer ſagen würde: mach' mich anders als ich bin! Die Venus von Canova war ein rohes Stück Marmor, ehe des Künſtlers Geiſt ihm Leben einhauchte. Was der Bildhauer dem Marmorklotze iſt, das ſind Studium und Vernunft dem belebten Erdenkloß. Vermögen auch Streben, Forſchen, ernſtes Wollen nicht Alles über den Menſchen, ſo vermögen ſie über ihn doch Vieles.

In Geſellſchaft des Hrn. Georg Fiſcher zu Birmingham fuhr ich in einem *Buggy* aus dem deutſchen Stalle der Gebrüder Hamm circa eine Meile nach Schattong's Milchwirthſchaft und von da machten wir einen Spaziergang den Berg hinauf zu Hrn. Franz, der kürzlich mit einer hübſchen jungen Frau von Deutſchland zurückkehrte. „Wo das Herz zum Herz ſich findet, dort iſt der „Himmel auf Erden.“ Den „Himmel auf dem Himmel“ können blos gläubige Theologen, ſelbſt wenn ſie herzlos wären, und ihre Schaafe, die getauft ſind und glauben in Anſpruch nehmen. Wir wünſchen nicht in ihrer Geſellſchaft zu ſein *and that's all.*

Milch iſt des Menſchen erſte Narung und ich glaube, tränken die Menſchen blos Milch und Waſſer, ſo würden dadurch viele Krankheiten und Uebel vermieden; doch man findet eben auch Geſchmack an Kaffee und Thee, an Wein und Bier und geiſtigen Getränken. Mäßigkeit in jedem Genuß gebietet Vernunft, um uns nicht durch unmäßiges Genießen krank und elend zu machen. Mäßigkeit iſt Tugend, ſo überall empfohlen und geprieſen werden ſollte, Gänzliche Enthaltſamkeit von irgend einem fleiſchlichen oder ſinnlichen Genuß iſt Hirnverrücktheit, die nur Zeloten predigen können.

Friſche Milch und Butter im kühlen Schatten von Obſtbäumen waren uns bei Schattong ein Hochgenuß; doch nicht minder mundete dem Gaumen Franzen's echter Bordeaux mit delicater Wurſt kredenzt, nahe dem Haus an einer Quelle, umſchattet von Ahorn und Linde. Im Wein iſt Wahrheit und wenn der Menſch erſchlafft, iſt es der echte Rebenſaft, der mäßig genoſſen, heiter ſtimmt und die Nerven ſpannt. Betrinken ſollte ſich Niemand; am wenigſten der Böſewicht; denn „was er nüchtern verſchweigt, das verrathet der Rauſch.“

Zu Johnstown wohnte ich, wie gewöhnlich, im Forſter Houſe, das gut geführt wird. Der Menſch lebt nicht von Brod allein; doch hätte man Nichts als Butter u. Brod, wie es Bäcker Kriehs hier bäckt, ſo könnte man wahrlich zufrieden ſein. Für Lager ſorgen da die Brauer Hartmann und Bockerod. Für Geſundheit und Seelenheil der Lutheraner ſorgt ein Prediger aus Ungarn, der zugleich als Arzt fungirt. Für das Seelenheil iſt man hier überhaupt ſehr beſorgt und es ſind eben wieder zwei Kirchen in Bau. Jeder hat ſo ſeinen eigenen Geſchmack und zu bedauern iſt es blos, als Hemmſchuh des geiſtigen Fortſchrittes, daß ſo viele Ungläubige ihr Scherflein beitragen zum Kirchenbau und die Kirche beſuchen, die ſie nie verlaſſen, ohne ſich durch eine ihnen unverdauliche Predigt den Geſchmack zu verderben. Ja, das Geſchäft, das Geſchäft, der liebe Dollar! Das iſt der eigentliche Kitt, der noch die Tempel zuſammenhält „von Menſchenhänden gemacht.“ Hörſt du es, Jude Chriſtus, dort oben im Himmel zur rechten Hand Gottes, Tempel von Menſchenhänden gemacht, gegen welche du ſo ſehr geeifert haſt, daß du den Pfaffen deiner Zeit und dem Pöbel zum Opfer fielſt! — Und die Nächſtenliebe der Chriſten und ihre Liebe zu Feinden, wie muß dich dieſe erfreuen, wenn du zuweilen mit dem himmliſchen Teleſcope herabſiehſt auf uns Erdenwürmer.

Ich bin auch in Johnstown wieder für Momente im Himmel auf Erden geweſen, in den mich eine junge Künſtlerin, Fräulein Lina Luckhardt am Klavier, durch melodiſche Zauberaccorde von Liſt und Thalberg verſetzt hat. Ja, Lina gehört zu den wenigen Auserwähl-

Digitized by Google

ten unter den vielen Berufenen. Es iſt mit der Muſik wie mit der Malerei und Bildhauerkunſt: wo die innere Weihe fehlt, bringt es ſelbſt Fleiß nicht über die Mittelmäßigkeit des — Porträtirens. Alſo vorwärts, Lina, Sie ſollen einſt als Stern erſt.r Größe glänzen!

Wenn man aus dem Bereiche der Kunſt in eine Fabrik geht, wo der Menſch Tag und Nacht arbeitet, um ſich des Hungers zu erwehren, ſo regen ſich wohl ſeltſame Gefühle in der Bruſt, die überwiegend traurig ſind und man wird verſucht zu fragen: ob die Civiliſation, trotz Wiſſenſchaft und Kunſt, dem Menſchen mehr Glück und Freiheit bietet, als das rohe Naturleben der Wilden? In den Eiſenſtreckwerkſtätten zu Johnstown ſind an 3000 Arbeiter beſchäftigt. Dieſe Cambria-Eiſenwerke liefern per Jahr 60,000 Tonnen Eiſenbahnſchienen, meiſt für den Weſten. Daß die Geſellſchaft dieſer Werke reich iſt, das iſt wohl ſelbſtverſtändlich, und daß ein gewöhnlicher Arbeiter, bei dieſer herkuliſchen Anſtrengung jetzt nicht mehr als einen Dollar u. zweiundvierzig Cts. verdient, iſt gewiß ſehr zu beklagen. Das gehört eben auch zu den Auswüchſen der Civiliſation und der freien Concurrenz, wo die Arbeit, als Bettlerin, dem Capital dient, und aus welchem Schreckenslabyrinthe den Laſtthieren in Menſchengeſtalt kaum ein Ausweg offen iſt; denn — der Communismus, heißt es, iſt Chimäre. Alſo Monarchie oder Republik? das iſt die große Frage; kaum werth darüber zu entſcheiden, ſo lange d a s G e l d der höchſte Gott des Staates iſt und neben dem ſtolzen Reichthum ſich die demüthige Armuth krümmt. Wo iſt der Meſſias, der uns von d i e ſ e m Uebel erlöſt? Ach, der Menſch, das Gewohnheitsthier, hat es ja noch nicht einmal ſo weit gebracht, um ohne Könige und Pfaffen exiſtiren zu können und da er ſich durch Dummheit ſelbſt um die Freiheit der Erde betrügt, verläßt er ſich, durch dieſelbe Dummheit beſeelt, auf die Freuden des Himmels, nachdem ihn der Tod von den Bürden des Jammerthales befreit. So iſt es, und es wird noch lange ſo bleiben. Den kläglichſten Beweis von Völkerdummheit und Indolenz liefern uns eben gegenwärtig wieder die Zuſtände Europa's, wo es einigen gekrönten Affen möglich iſt, Hunderttauſende zu bewaffnen, um ſich gegenſeitig zu morden, damit dieſer oder jener ſiegreiche Schurke ein Stück Land erobere und mit dieſem die Unterthanen als willige Schaafe ſcheere. Nur die Studenten von Paris haben bis jetzt noch einen Ruf der Vernunft in die Wüſte ergehen laſſen. Wird er ein Echo finden? Ihr ſeid gerüſtet: Volk, gegen Volk, Stamm gegen Stamm. Wohlan, laſſet die mörderiſchen Kanonen erſchallen! Doch wiſſet, daß es außer Kanonen noch eine andere Macht giebt — das Verhängniß — und daß der brauſende Strom der ſein Beet verließ, eine Richtung nehmen kann, welche weder in eurem Plane, noch in eurer Controlle liegt. Trotz aller Fürſtenmacht der Bajonete, trotz aller Schaafsgeduld und Ignoranz der Maſſen ſind doch Throne und Kirchen morſch und wie es blos eines Funkens bedarf, um ein Pulvermagazin in die Luft zu ſprengen, ſo genügt Ein unvorhergeſehener Moment des Verhängniſſes, um Throne und Kirchen zu vernichten. Freilich gab es ſchon ſolche Momente; doch Dummheit mit Schlechtigkeit gepaart hat aus den Trümmern neue Götzenbilder geſchaffen, und wird deren wohl auch künftig wieder welche ſchaffen, wenn im Sturme das Alte untergeht; aber neben dem Götzendienſt des Sklavenſinns und der Herrſucht gedeiht auch der Dienſt der Freiheit im Reiche der Vernunft und die Zeit wird kommen, muß kommen, nach den ewigen Entwickelungsgeſetzen der Natur, wo Throne und Altäre als Rockokos nur im Buch der Geſchichte, als Denkmäler der Barbarei, prangen werden.

Als ich am 15. von Johnstown nach Pittsburg zurückgekehrt und mich in Reinemann's empfehlenswerthem Speiſeſaal reſtaurirte, las ich einen Zettel auf dem Tiſche, welcher mir für den Abend einen geiſtigen Genuß verkündet hat, durch ein „großes Orgel-Concert" in der Cathedrale. Habe oft als Knabe den Blaſebalg einer Orgel gezogen; habe ſehr oft orgeln gehört und manchmal beim Orgelſpiele profane Blicke nach den hübſchen Weibern und Mädchen geſendet; habe die größte Orgel Europa's zu Catania, in Sicilien, geſehen; doch ein Orgel Concert war für mich bis jetzt etwas Niegehörtes. Alſo Abends geht es in die Kirche; ja, in die Kirche. Nicht, um eine Predigt zu hören; nicht, um einer Meſſe beizuwohnen; nicht, um Gott im Geiſt und in der Wahrheit anzubeten; um mich in den Toneswogen zu baden und in den Sphären der Melodie geiſtig zu ſchwelgen. Und es war für 1 Dollar Entree, in der That, ein ſeltener geiſtiger Genuß, den mir der berühmte Organiſt G. W. M o r g a n durch ſein ausgezeichnetes Spiel und Fräulein S c u l l y und die Herren A p f e l b a u m u. W a m e l i n k durch ihren herrlichen Geſang bereitet haben. Das magiſche Helldunkel des großen gothiſchen Domes machte das trunkene Gemüth noch mehr empfänglich für den Eindruck der Muſik. So impoſant und herrlich auch die Kunſtleiſtungen auf der großen Orgel war, ſo hätte ich doch gewünſcht, daß man mehr als zwei Geſang-Partien auf dem Programm gehabt hätte, um die Harmonie des Ganzen nicht durch Monotonie zu drücken. Ich ſage, d r ü c k e n; denn das Erhabene, das Erſchütternde einer Orgel, wenn zu lange hingehalten, wirkt drückend auf das Gemüth und wird endlich ſogar langweilig. Das Concert war von einem nicht zahlreichen, doch ſehr faſhionablem Publikum beſucht. Ein geringeres Entree von 50 Cents hätte wahrſcheinlich die Kirche gefüllt und wenn nicht „mehr Geld" doch gewiß mehren Zuhörern Genuß gebracht. Durch meine Ideenwelt während des Concertes ſtreiften allerlei Betrachtungen über Religion und Prieſter, über Katholicismus und Proteſtantismus, über Irrthum und Wahrheit, Gottesglaube und Atheismus

Digitized by Google

und unwillkührlich nahm ich mein Notizbuch heraus, um Folgendes niederzuſchreiben, das ein Recht zu beanſpruchen ſchien auch von Anderen geleſen zu werden.

„Es iſt weder Schande noch Verdienſt an Gott zu glauben; doch es iſt **S c h a n d e** an einen Gott im Himmel zu glauben und ſeine Gebote nicht zu halten, ſo wie es Verdienſt iſt, an keinen Gott zu glauben und dennoch tugendhaft zu ſein.“

Die Kirche lehrt anders — daher ich auch gegen die Kirche, gegen jede Kirche bin und mit Kirchengläubigen keine Gemeinſchaft pflege.

Sonntag am 17. hielt ich den Vortrag zu Birmingham. Der Druidenhain, ein Hain der Natur ohne alle religiöſe Grundlage, hatte die Güte mir ſeine ſchöne Halle unentgeltlich zur Verfügung zu ſtellen. Doch ſiehe da, der Hauseigenthümer proteſtirte dagegen und wollte es nicht zulaſſen, daß ich Ungläubiger in ſeinem Hauſe ſpreche. Allein der proteſtantiſche Chriſt eiferte vergebens, und mußte Jenen nachgeben, die ihre Halle von ihm zur freien Verfügung gemiethet hatten. Intereſſant iſt es zu erwähnen, daß bei dieſer Controverſe Herr **P o l ſ t e r**, ein deutſcher rationaliſtiſcher Prediger der äußerſten Linken, ſeine Kirche angeboten hat, um dort die Rede zu halten. Trotz des Regenwetters hatte ich eine zahlreiche Verſammlung. Es waren da freie Männer ſelbſt aus Pittsburg und Allegheny-City und unter den Propheten hatte ich das Vergnügen, auch den Prediger Polſter zu begrüßen; ihn, der — ein Ungar etwa 6 Stunden weit von meiner Vaterſtadt geboren — mir auch geiſtig ziemlich nahe ſteht, der alle Dogmen verwirft und blos einen Gott predigt, „den man ſich nicht vorſtellen könne.“ Ja, das iſt eben dieſer philoſophiſche Gott in der Natur, ohne Form, ohne Eigenſchaften; der ſubjective Gedanke des Menſchen, das Gefühl ſeiner Ohnmacht, die Forderung ſeines Herzens — es iſt eigentlich gar kein Gott — es iſt der Menſch ſelbſt, der unwiſſend und ſtaunend, oder im Gottesglauben erzogen zu feige oder zu beſcheiden iſt, zu ſagen: es giebt keinen Gott! Die Natur iſt ewig, iſt heilig, ſie erſchafft und zerſtört ohne ein dem menſchlichen Selbſtbewußtſein ähnliches Wollen, die ſich, wie der Geruch an der Blume, die Flamme am brennbaren Stoffe in ihrer höchſten Erdproduction, **d e m M e n ſ c h e n**, der ſich in der organiſchen Kette als letzter Ring an den Affen reiht, dem Menſchen manifeſtirt, dieſem feigſtolzen Gabelthier, das ſich anmaaßt von Göttern u. Teufeln Etwas zu **w i ſ ſ e n**, die blos Hoffnung und Furcht im kranken Gehirn erſchuf.

Ich habe Sonntags auch den Turn-Verein von Pittsburg beſucht, der gegenwärtig 150 Mitglieder zählt. Es war eben Geſchäftsverſammlung und unter den Beſchlüſſen war auch die Beſtellung der Fackel, was mich ſehr gefreut hat; denn dieſe Beſtellung iſt ja ein Zeichen des geiſtigen Turnens, was von vielen Vereinen, leider, ſehr wenig beachtet wird. Die Pflicht der Turnvereine iſt es, nicht nur in corpore, ſondern auch individuell die freie Preſſe zu unterſtützen; denn was nützt dem Fortſchritt alles gymnaſtiſche Turnen, wenn im geſunden Körper kein geſunder Geiſt wohnt, der Oppoſition macht gegen Sklaverei des Geiſtes? —

Die außerordentliche Beſtellung von 6 Exemplaren der Fackel nach Meadville bewog mich, auf meiner Tour nach dem Oſten Meadville zu beſuchen und bei dieſer Gelegenheit auch die Oehlregion, *via* Franklin, Oil-City, Story-Farm und Titusville. Doch — die Menſchen denken; die Verhältniſſe lenken. Das abſcheuliche Wetter hat meinen Plan für dieſes Mal vereitelt. Ich kam blos bis Meadville und ſchlug den nächſten trockenen Weg ein, per Eiſenbahn *via* Salamanca nach Buffalo.

Herr Polykrates Schmidt, Muſik-Lehrer, war es, der die Fackel beſtellt und mich bewogen hat, Meadville zu beſuchen. Ihn ſuchte ich denn ſogleich auf, und durch ihn erfuhr ich, daß man eben im Begriff war, 50 Dollars mir nach Cincinnati zu ſchicken, um nach Meadville zu kommen und einen freien Vortrag zu halten. — Nun war ich ſelbſt da; doch die mir zugemeſſene Zeit und das ſchauderhafte Wetter ließen es nicht zu, einen Vortrag zu halten. Die Herren Schunk, der im Jahre 1844 meine Vorträge in New York beſuchte, Schreiber und Wälte, denen die Fackel ſeit Jahren bekannt, haben mich mit ſolcher Zuvorkommenheit und Liebe aufgenommen, wie ſie mir noch nie im Leben zu Theil ward. Nicht zufrieden, mir in wenigen Stunden 10 Abonnenten verſchafft zu haben, wetteiferten ſie, mir Geld anzubieten und wären es 100 Dollars. Ich hätte blos unverſchämt ſein müſſen, um ihre Güte und Geſinnungstüchtigkeit zu mißbrauchen. Wahrlich, ſolche Charaktere trifft man ſelten und ſie ſind es, die uns Roſen ſtreuen auf der dornigen Bahn der Reform. Ich kann nicht umhin, bei dieſer Gelegenheit auch des Hrn. Conrad **E b e r t**, aus Ironton, O., zu erwähnen, der kurz vor meiner Abreiſe mich in Cincinnati beſucht hat. Er wußte, daß die Schriften der Fackel abgenutzt und ich neue Typen brauche. So bot er mir denn Geld an, um welche zu kaufen und da ich nur wenige Tage früher bereits welche angeſchafft hatte, lehnte ich dankend ſein Anerbieten ab. Nun traf es ſich, daß er in meiner Bibliothek ein Exemplar meiner Reden und Vorleſungen in die Hände bekam, das er zu haben wünſchte. Als ich ſagte, daß es das einzige Exemplar ſei, das noch von der zweiten Auflage übrig, frug er, warum ich es nicht wieder drucken laſſe? Aus Mangel an Capital. — War die kurze Antwort. Was würde es denn koſten, das Werk herauszugeben? Je, nachdem die Auflage, vier oder fünfhundert Dollars. — Wohl, ich kann Ihnen fünfhundert Dollars auf 6 Monate vorſchießen, wenn Sie glauben, damit Etwas zu verdienen. Da die Stereotypplatten der Reden ſo auch jene des „Meſſias“ vorhanden, und von keinem dieſer Werke ein Exemplar am Lager iſt, nahm ich das Anerbieten an, um den Druck bei dieſer Reiſe in Baltimore wo die Platten deponirt ſind, zu beſorgen. Wir haben der reichen und wohlhabenden Leute in unſeren Reihen genug;

aber, — wo der Himmel abhanden gekommen, dort fehlt in der Regel die Opferbereitwilligkeit.

Heinzen's Freunde z. B. wünſchten eine Vergrößerung des Pionier und machten aus eigenem Antrieb Schritte für Beiträge zu dem gewünſchten Zweck. Dieſe kamen bald aus verſchiedenen Gegenden herbei und ſo erfreulich ſie auch jedem Freunde freier Prinzipien waren, ſo reichten ſie doch nicht aus, für die Dauer eine Vergrößerung erwähnten Blattes zu ermöglichen. Als Gegenſatz würde ich denn nun vorſchlagen, das Format des Pionier **kleiner** zu machen und blos Originalien von Heinzen ſelbſt zu liefern. Das wäre ein geiſtiges Gericht für den *haut gout*, das mehr Werth hätte, als alle einheimiſchen Gemüſe aus dem Garten der Neuigkeiten. Ein Paar auswärtige Correſpondenten wären allenfalls noch als Aſſieten zu empfehlen. Heinzen ſollte überhaupt keine wöchentliche Flugſchrift, ſondern eine politiſch-wiſſenſchaftliche Monatſchrift herausgeben, die nicht nur in der Gegenwart, ſondern, als Buch, auch in der Zukunft wirkt. Doch Carl ſcheint Das nicht zu wollen, und ich bedaure es, „der Schnecke des Fortſchritts“ w gen.

Via Salamanka nach Dunkirk. Ich hatte zu Salamanka, am Alleghany Fluß, zwiſchen grünen Höhen 5 Stunden lang in einem elenden Depot zu laviren. Wer wird in Salamanka nicht an Donquixot denken? Nicht an die Windmühlen, gegen die er angekämpft hat? — Ich frug mich da, am harten Fußboden liegend, ob unſer Streben auf der Bahn des Fortſchritts nicht auch ein Kampf mit Windmühlen ſei? Es ſcheint faſt ſo, wenn man die coloſſalen Dummheiten und Schlechtigkeiten in Betracht zieht und dennoch ſcheint es nur ſo; denn für den Geiſt der ſich ſo ſchwer entwickelt, geht Nichts verloren, was im Geiſte geſäet wird. —

Nachdem ich von Dunkirk nach Buffalo kam, und da eine geſchäftliche Nachleſe hielt, eilte ich nach Niagara, um den Fällen, die mir gleichſam ſeit vielen Jahren zum Mecca geworden, einen flüchtigen Beſuch abzuſtatten. Daſſelbe Rauſchen und Toben der Stromſchnellen und Fälle wie ſeit Jahrhunderten, obſchon nicht dieſelbe Fluth. So die Menſchen — daſſelbe Jagen und Treiben, wenn gleich unter verſchiedenen Nuancirungen; doch nicht dieſelben Individuen. Die Fälle, majeſtätiſch und groß, machen ſtets einen tiefen Eindruck auf mich, aber ſelbſt das Größte, ſinkt bedeutend herab, wenn man es zu oft zu wiederholten Malen ſieht und ich muß, etwa zu meiner Schande bekennen, daß mir eine leckere Mahlzeit bei Behr im River Houſe in materieller Hinſicht eben ſo großen Genuß gewährt hat, als der coloſſale Fall in geiſtiger Beziehung. Nur das Brauſen und Toben der Stromſchnellen des Niagarafluſſes vor den Fenſtern beſagten Hauſes gewährt mir ſtets denſelben Hochgenuß: es iſt ein wahres Wiegenlied für mich, das in lauten Accorden Poſeidon's in ſüße Träume lullt.

Es waren, wahrſcheinlich des ungünſtigen Wetters wegen, blos circa 300 Gäſte zu Niagara. Die Straßen menſchenleer, vor den coloſſalen Gaſthöfen lungerten einige Gentlemen, mit dem Ausdruck der Langeweile auf den Geſichtern; die Kaufleute ſaßen müßig im Sanctum ihrer Raritäten-Läden, geſchmückt mit indianiſchen Handarbeiten u. ſ. w. und die vielen Kutſchen, (*Hacks*) lauerten wie hungrige Möven auf Kunden, die ihrer Pferde und Weiſung bedürfen, um das Sehenswertheſte der Fälle dieſſeits und jenſeits am Canadaufer zu ſehen. Unter den wenigen deutſchen Gäſten traf ich da einen in Dänemark gebornen Kaufmann aus Californien mit ſeiner Frau. Die guten Leute verloren im Goldlande ihren einzigen Sohn, 24 Jahre alt, und haben jetzt keinen andern Verluſt mehr zu befürchten, als den ihres Geldes, von dem ſie eine ziemliche Portion bei ſich zu haben ſchienen; in Gewahrſam und ewig bewacht durch die Frau Gemahlin, die das Zimmer nie verließ, ohne die verhängnißvolle Taſche, welche die Schätze enthielt. Wohl ihr, wenn die amerikaniſchen Beutelſchneider das Geheimniß nicht wittern, gegen die alle ihre Vorſicht nicht ausreichen würde. Reichthum iſt ſtets mit Angſt begleitet und Schätze, die keine Motten freſſen, haben mehr Werth als Brokat und Zobelpelz. Ich ſelbſt hatte blos einige hundert Thaler im Sack. Die mich aber dennoch mehr incommodirten als hätte ich blos zehn gehabt; denn ich fühlte oft unwillkührlich an die Hoſentaſche, ob der papierene Demon noch feſt ſitzt; um ſo mehr, da ich Das ſehr leicht verliere, was bei mir nicht knochenfeſt iſt. Viel haben, iſt eben ſo ſehr mit Sorgen verbunden, wie Nichts haben. Stets einige Thaler als Ueberfluß in der Taſche, iſt der größte Reichthum, den ich mir je gewünſcht. So weit hätte ich es doch endlich gebracht und „die Götter“ werden mich wohl auch künftig vor jenem Ballaſt bewahren, den *vulgus profanum* Reichthum nennt. Etwas mehr Ueberfluß wäre freilich zu wünſchen, um die Fackel elegant auszuſtatten und mehr freie Bücher drucken zu laſſen. Das würde weniger mir ſelbſt als Andern zugute kommen. Und die Kinder? Die werden erzogen und müſſen mit Kopf oder Hand arbeiten, wenn ſie — eſſen wollen; denn es heißt ja, wer nicht arbeiten will, der ſoll auch nicht eſſen. — Der Menſch lebt freilich nicht blos, um zu arbeiten; aber er ſoll etwas Nützliches ſchaffen, um zu leben. Wie die emſigen Bienen die Drohnen aus ihren Zellen entfernen; ſo ſollte man Könige, Fürſten, Pfaffen und ſonſtige Müßiggänger aus dem Staate verbannen; aber, aber — Bienen beſitzen in dieſer Hinſicht mehr Verſtand als die Menſchen; was ſich factiſch beweiſen läßt.

Von Niagara ging es, in abwechſelnd hübſcher Gegend, durch das pittoreſke Mohawk-Thal nach Troy, im Staate New York. *Fuimus Trojae* — Helenen's Unterrock war die Urſache des trojaniſchen Krieges. In unſerer Zeit iſt Aquiſition von Thronen und Ländern der mächtige Hebel in den Händen **gekrönter Affen**, welche ſie in Bewegung ſetzen, um ihre Herrſch- und

Digitized by Google

Habucht zu befriedigen. Troy, iſt eine compacte, ſehr ſchön gelegene Stadt am Hudſon. Boote zwiſchen hier und New York ſind im täglichem Verkehr. Ich habe hier wenige, aber alte und warme Freunde. Einige Piecen durch Prof. Kirpal auf dem Klavier vorgetragen, und Geſang von 4 Stimmen, unter dem kühlen Laubdach im Hofe des biedern Hrn. Joh. Rupp, würzten mir den kurzen Aufenthalt zu Troy.

Von Herrn Bonn einem alten Freunde, im Bahnhof Abſchied nehmend fuhr ich des Nachts nach New York. Ehe ich auf einen der gepolſterten Waggon-Sitze mich zur Ruh begebe muß ich noch, zum Beſten der Reiſenden, Lilke's deutſches Gaſthaus am Bahnhof von Troy erwähnen, das in jeder Hinſicht empfohlen zu werden verdient.

Wer nie auf dem Hudſon fuhr und das Comfortable eines eleganten Dämpfers dem raſſelnden Eiſenbahnwagen vorzieht, der wird gewiß die Fahrt bei Tag und zu Waſſer machen. Ich habe den Hudſon oft genoſſen und liebe die ſchnelle Bewegung; alſo zog ich die Eiſenbahn vor und machte die Reiſe bei Nacht, um bei Tag in New York anzukommen. Dennoch war die Fahrt nicht ohne allen Genuß; denn ich erwachte bald nach Sonnenaufgang und labte mich an dem kaleidoſkopähnlich vorüberziehenden prachtvollen Scenerien am Hudſon mit ihren üppigen Hügeln, felſigen Bluffs, Pallisaden, geſchmackvollen Gartenanlagen und Sommerreſidenzen.

Da ich dieſes Mal einen meiner Söhne abzuholen kam, der ſeit mehren Monaten bei meiner Tante zu Williamsburg ſich befand, entſagte ich dem Comfort des Hotel Diez (Prescot House) und ſchlug für einige Tage bei der Couſine meine Wohnung auf. Williamsburg, das ich als einen Platz von wenigen Straßen gekannt, iſt nebſt ihrer Schweſter Brooklyn zur Großſtadt herangewachſen. Das deutſche Element iſt in Beiden ſtark vertreten; doch mit mir auch nicht im Geringſten geiſtig verwandt. Man könnte da wohl und auch in New York Propaganda machen, wenn man Luſt hätte, ſich beim radikalen Michel durch Suchen und läſtiges Fragen zu introduciren. Das iſt mir ſeit mehr als 10 Jahren hier nicht in den Sinn gekommen, und ſo iſt denn die Zahl der Abonnenten der Fackel in dieſem großen Städtecomplex nicht größer, als in ſo mancher Landſtadt des Weſtens. Die Fackel könnte allerdings die zehnfache Zahl an Abonnenten beſitzen, wenn ihr Herausgeber ſich das amerikaniſche Ausbeuten durch Agenten zum Ziel ſetzte. Da jedoch das Blatt eine ſolide Baſis von ausdauernden Abonnenten beſitzt und das „Geldmachen" eben nicht Hauptzweck der Redaktion iſt, ſo verſchmäht ſie um ſo mehr jenes Syſtem des Ausbeutens. Mag der radikale Michel nicht aus eigenem Antrieb das freie Element fördern, ſo mag er durch ſeine geiſtige Trägheit der Deſpotie in die Hände arbeiten!

Eine Mahlzeit im Prescot Houſe, eine Wanderung im Breadway und ein Spaziergang im großen prachtvollen Central-Park waren dieſes Mal die einzigen Genüſſe, ſo ich geſucht und gefunden habe.

Schon ſind bald wieder 3 Wochen entſchwunden und ich habe zu eilen, um dieſe Tour zu vollenden; daher ich auch nach einem Aufenthalt von 2 Tagen nach Newark abreiſte, einen Abſtecher nach dem 5 Meilen entfernten, ſehr ſchön ſituirten Orange machte und die Reiſe nach Philadelphia fortſetzte.

In Newark wohnte ich im Hauſe der Frau Ginal, deren Tochter vor Kurzem von Deutſchland zurückkehrte. Eine intereſſante junge Dame, die recht brav Clavier ſpielt und ſingt. Zu Orange machte ich bei Landsmann Mohor die Bekanntſchaft eines ungariſchen Advokaten, der vor Kurzem nach Amerika kam und ſeine Carriere — der engliſchen Sprache unkundig — als Sattlerlehrling beginnen wird. Das iſt vernünftig! Wer ſich hier ſogleich dem praktiſchen Leben in die Arme wirft, anſtatt zu betteln, zu bummeln oder dem Weltſchmerz ſich hinzugeben, der kömmt ſicher vorwärts. *Exempla docent.*

Die Fahrt von Newark nach Philadelphia durch ein fleißig cultivirtes Farmland iſt ſehr anmuthig. Die Bahn gehört zu den frequenteſten der Union.

Am Tage meiner Ankunft wurde der Sängerbund von dem Sängerfeſte zu Providence zurück erwartet. Als ich des Abends nach meinem Quartier, dem Philadelphia-City-Hotel des biedern Herrn Ruelius, ging, traf ich dort viele Menſchen auf der Straße den Zug erwartend. Einige Häuſer waren feſtlich illuminirt und auch in meinem Zimmer fand ich Lichter brennen. Bald erſchien der Zug, der wirklich impoſant war. Die Muſik erſcholl und Raketen ſtiegen in prachtvollem Strahlenglanze empor. Es giebt ſelten eine Feier in unſeren großen Städten ohne Feuer und es ertönten auch hier bald die Schellen und Glocken der Dampflöſchmaſchinen. Dies und das wilde Geſchrei der Feuerleute verwandelte die Märſche des Fackelzuges zu einer wahren Janitſcharen-Muſik, und gab dem feſtlichen Zuge faſt ein diaboliſches Anſehen. Man ſagte mir, daß zwei Geſang-Vereine auf ſonderbündleriſche Weiſe ſich ſtets geweigert hatten, dem allgemeinen Sängerbund von Philadelphia ſich anzuſchließen. Ob es ariſtokratiſche Tendenzen im Lager Merkurs gegen das demokratiſche Element der Arbeit, oder künſtleriſche Anmaaßungen „beſſerer Leiſtungen" waren, weiß ich nicht. Mögen ſie bedenken, daß Einheit ſtark macht.

Um meine Redeluſt zu befriedigen und einigen freien Saamen auszuſtreuen auf pennſylvaniſcher Erde, wo es durch das Umſichgreifen des Pfaffenthums und Sonntagsgeſetzes mit jedem Jahre finſterer zu werden ſcheint, kündigte ich für Sonntag Abend einen Vortrag in der Arbeiterhalle an. Der Demokrat hat die Anzeige mit ſo kleinen Lettern geſetzt u. ſo ſehr verborgen, daß es mir mit bewaffnetem Auge kaum möglich war, ihr auf die Spur zu kommen. Die Bitte, editoriell auf den Vortrag aufmerkſam zu

machen, wurde demokratiſch abgelehnt und hätte nicht die **Freie Preſſe**, ein Organ des Fortſchrittes, darauf hingewieſen, ſo wäre wohl keine Seele gekommen. Die Seelen aber, die gekommen waren, konnte man leicht zählen; ihre Zahl (in einer Stadt wie Philadelphia) mag circa 30 geweſen ſein. Sage Dreißig. Freilich ſtimmte mich die Zahl etwas diaboliſch bitter, da der untere Trinkſalon gefüllt war mit Herren und mit Frauen; nichts deſto weniger ſprach ich mit Begeiſterung zu einer begeiſterten kleinen Schaar von Zuhörern. Etwa, um mich tröſten zu wollen, oder um die Ehre des freien Deutſchthums der Stadt zu retten, gaben mir einige Herren den Rath das nächſte Mal früher an ſie zu ſchreiben, um den Vortrag durch dreimalige Anzeigen gehörig bekannt machen zu können. Nun, des Troſtes bedurfte ich wohl nicht; denn ich habe im beſten Falle höchſtens 100 Zuhörer erwartet. Ich kenne ja *a priori* und *a posteriori* meine Städte und ihre Pappenheimer, die der großen Trommel bedürfen, um in ihrer geiſtigen Schwerfälligkeit und Indifferenz in einige Bewegung geſetzt zu werden. Das Muckerthum, dem unſere Halben und viele radikale Heuchler indirecte in die Hände arbeiten, hat ſie daher auch ſchon „an Tagen des Herrn" ſo feſt am Kragen, daß ſie kaum mehr frei athmen können und das geſchieht ihnen ganz recht; denn wer nicht hört, der muß fühlen. Da lobe ich mir doch den bairiſchen Michel, der in ſeinem Eifer für „das Hopfenprinzip" gegen Willkühr und Geſetz revoltirt, wenn es ſich um Erhöhung des Bierpreiſes handelt. Bier iſt aber auch Etwas, das man ſehen, taſten, ſchmecken und fühlen kann, indeß das Streben nach geiſtiger Freiheit blos eine Abſtraction, für welche Michel noch weit weniger in Bewegung zu ſetzen iſt als für politiſche Freiheit. —

Kirchen und Tempel bauen — das iſt die hohe geiſtige Aufgabe des amerikaniſchen Michels, deſſen Schlafmütze noch tiefer ſitzt als die des deutſchen Bengels. Was ſoll man von einem Volk erwarten, das für das Pfaffenthum die größten Opfer bringt. So hat z. B. eine Judengemeinde in Philadelphia, Rodef Scholem, ſich einen Rabbi in Deutſchland engagirt, mit 4000 Dollars jährlichem Gehalt, lebenslänglich. Es wurde außerdem ſo eben für ſeine Meubeln collectirt, um die Wohnung des Ehrwürdigen ſo ſplendid wie möglich zu machen. Ich ſah ſelbſt Unterſchriften von 10 bis 50 Dollars! — Hört Ihr es, Ihr Freunde Heinzen's, 4000 Dollars Gehalt für einen heiligen Quackſalber und einige tauſend Dollars für Meublen! Das Volk iſt eben ein gläubiger, unwiſſender Lümmel, der *par tout* in den Himmel und in Abrahams Schoos kommen will. Des Volkes Stimme aber iſt Gottes Stimme und ſo lange man an einen Gott glauben wird, wird es Pfaffen geben, die ihn ausbeuten. —

Von der Stadt der Bruderliebe, wie man Philadelphia zu nennen pflegt, fuhr ich nach Baltimore der Monumentſtadt. Es iſt dies eine der ſchönſten Städte der Union an der *Chesepeak Bay* anmuthig gelegen. Durch einen großen Park verherrlicht, hat ſich auch die Zahl der Monumente wieder vermehrt. Auf einem Plateau des breiten Broadway überraſchte mich eine ſchlanke, ſehr geſchmackvolle weiße Marmorſäule mit dem Standbilde eines Herrn Wilde, deſſen Andenken — wie man mir ſagte, als Stammvater der Odd Fellows von Baltimore, durch dieſes Monument von den Logen verherrlichet wurde. Im Schützenpark hat man dem General Steuben eine Büſte errichtet u. im Garten des Herrn Brauer Roß ſah ich eine Büſte von Gouverneur Swann.

Eines Sonntags beſuchte ich aus Verzweiflung über das heuchleriſche weiße Geſchlecht eine Kirche der Schwarzen, wo ich vielen Stoff fand bei pſychologiſcher Betrachtung.

Ich habe hier den 4. Juli gefeiert und es war dies die ſtillſte Feier, die ich ſeit 30 Jahren erlebt. Auf den Zinnen mehrer Gebäude wehte die Ver. Staaten Flagge; gewiß nicht zur beſonderen Erbauung der vielen hieſigen amerikaniſchen und deutſchen Seceſſioniſten. In den Straßen herrſchte Sabbathſtille, nur ſelten vom Knall der Feuerfröſche durchbrochen. Das Schießen mit Piſtolen war durch den Stadtrath verboten, was man gewiß nur billigen kann. Geſellſchaften und Familien machten Ausflüge auf den Schienen in's Freie nach allen Richtungen der Stadt hin. In den Parks war Feuerwerk von der Behörde angeordnet. Ich hatte dieſes Mal in dieſer vormaligen Rowdy-Stadt keine Eckenſteher geſehen und es kam mir auch nirgends ein Betrunkener zu Geſicht.

Des Nachmittags beſuchte ich die Turnhalle, wo Herr W. Rapp, der gegenwärtige Miteigenthümer und Chefredacteur des **Balt. Wecker**, die Feſtrede hielt, in welcher beſonders das Verdienſt der deutſchen Generäle im letzten Kriege mit dem Süden hervorgehoben wurde. Nach ihm hatte man mich gerufen. In der Verſammlung hatte ich das Vergnügen, neben andern Bekannten auch den General-Major **Sigel** zu begrüßen, der ſich vorzüglich für Miſſouri großes Verdienſt erworben und — ſehr bittere Erfahrungen gemacht hat, was ihn jedoch nicht ſchmerzlich berühren ſollte; denn er ſoll ja wiſſen, daß: *Ingrata Semper Respublica* *)

Indeß wir hier den 4. Juli feiern, an dem ſich die Ver. Staaten einſt unabhängig von der britiſchen Monarchie erklärt hatten, iſt es im alten Vaterlande, nachdem ſich, nach vielen Drohungen und Rüſtungen, weder Preußen noch Oeſterreich in Ehre zurückziehen konnten, zum Kriege gekommen, wo ſich deutſche Stämme gegenſeitig todtſchießen, um über das Geſchick der arroganten Dynaſtien zu entſcheiden. Die Zaunkönige zittern und fliehen vor Preußens Zündnadeln und ſo ſehr auch Oeſterreich in ſeinem legalen Länderraube in Folge von Tractaten im poſitiven Recht ſein mag, ſo wäre es dennoch zu wünſchen, daß Preußen der Duodezfürſtenbümmelei ein Ende machte, um endlich ſpäter den Republikanern Gelegenheit zu geben dem preußiſchen König

*) Republiken ſind ſtets undankbar.

thum den Garaus zu machen und einen einigen teutſchen Freiſtaat zu gründen. Italiens und Ungarns Unabhängigkeit wäre dabei freilich eine *conditio sine qua non*; doch ſo lange das Papſtthum in Italien fortbeſteht und der Ungar in bornirter Suffiſance den Deutſchen verachtet und ihm ſein beliebtes *ebatta ozudar ne'met* (das dem amerikaniſchen *God damned Dutchman* gleichkömmt) entgegenbrüllt, ſehe ich nicht ein, welche Begriffe ein ſolches Volk von Freiheit und Menſchenrechten haben, und was es gewinnen kann wenn es ſich frei ſchlägt vom öſterreichiſchen Syſteme. Wohl, die Geſchichte geht ihren Gang und der Sieg mag ſich auf dieſe oder jene Seite neigen, ſo kann man doch auf einigen guten Erfolg rechnen, auch wenn Brudermord und Elend die Völker noch immer nicht zur Selbſterkenntniß erwecken ſollten. Man kann die Macht der gekrönten Häupter und die geiſtige Gewalt ihrer Miniſter nicht hinwegläugnen; aber es giebt noch eine größere Macht als Kanonen und Miniſter-Calculationen, es iſt das Verhängniß.

Von der Turnhalle fuhr ich hinaus nach dem Schützenpark. Es iſt dies unbedingt der ſchönſte deutſche Vereins-Platz in ganz Amerika. Daß man hervorragende Nativiſten als Ehrenmitglieder aufgenommen und einen hervorragenden freien Deutſchen die Aufnahme verweigert hat, wird eben in mehr'n Zeitungen bitter gerügt. Ich wundere mich über gar Nichts mehr und finde es natürlich, daß gerade das wahre Verdienſt am wenigſten Anerkennung findet. *Sapienti non fit injuria*, ſagt Seneca und ich habe es oft erfahren, daß die Tugend der Beſcheidenheit nirgends ſo ſchlechte Früchte bringt wie hier in dieſem Lande der Krämer und Politiker.

Ich konnte mich im Schützenparke eines beſondern Glückes erfreuen; ich fand nämlich auf den Treppen des Reſtaurationsgebäudes eine Brieftaſche, welche ich ſogleich für meine eigene erkannt, und 5 Minuten vor dem Fund da verloren hatte. Ein Verluſt von circa 400 Dollars an Noten darin, wäre ein harter Schlag geweſen. Auch fand ich im Waggon auf der Fahrt von Waſhington nach Baltimore einen halben Dollar in Silber, der zu meinen Füßen lag. Silber finden, jetzt wo man dieſes Metall blos in Banken und bei Wechslern als Waare zu Geſicht bekömmt, iſt allerdings etwas ſehr Seltenes. Als ich eines Abends im kühlen Hofraume der Concordia bei einer Taſſe Kaffee mit dieſer Münze die Pfeife belegte, um die Funken zu verſchließen, fiel ſie auf den Boden und konnte durchaus nicht gefunden werden. Wie gewonnen, ſo zerronnen, heißt es; als ich aber des Abends mich an den Schreibtiſch ſetzte, das Notizbuch herausnahm und es öffnete, fiel der halbe Dollar mit einem heiteren Klang auf den Boden, als wollte er mir ſagen: „das Glück läßt ſich oft vergebens ſuchen und erſcheint nicht ſelten im Schlafe.“

Waſhington iſt nach dem Kriege wieder die alte, monotone Bureaukratenſtadt, mit breiten Straßen und impoſanten öffentlichen Gebäuden Das weiße Haus, ſo verlautet es, ſoll nicht mehr gut genug und die Lage nicht geſund genug ſein „*for our King in the dresscoat*“. Freilich haben wir Kaufmannsfürſten, die eleganter wohnen als der Präſident; dennoch wäre den Herrn Republikanern im Allgemeinen etwas mehr Simplicität im Haushalte zu empfehlen und der Lage wegen iſt da noch keiner der Präſidenten erkrankt; am wenigſten Herr Johnſon, deſſen Conſtitution noch ſtärker iſt als jene, welche er für kerngeſund erachtend weder einem rationellen Arzt, noch Quackſalbern zur Cur anvertrauen will. Iſt er gleich ſelbſt kein promovirter Arzt, um eine richtige Diagnoſe anzuſtellen, ſo will er doch von ſeinem gute Rechte als Leichenbeſchauer Gebrauch machen, und ſein Verdict iſt: „Geſtorben; aber noch immer nicht todt.“

Ich habe mich blos Einen Tag zu Waſhington aufgehalten. Bei 105 Fahrenheit Hitze in der Sonne collectirt; im empfehlenswerthen Hotel des Herrn Rullmann gelunſcht; eine Fahrt nach dem *Navy Garden* des Hrn Leins gemacht und dem Capitol mit ſeinen Gemälden, Statuen und Büſten, einen Beſuch abgeſtattet – iſt der ganze Cyklus der flüchtigen Erſcheinung. Die beiden Flügel des Capitols, als Neuanbau, ſind der Vollendung nahe. Die neue Göttin der Freiheit auf der Spitze der coloſſalen Kuppel ſteht felſenfeſt. Der Park (*Capitol Ground*) iſt anmuthig und wird ſehr rein gehalten; doch ſeit die Sklaverei im Süden unterging wächſt hier blos Gras und es blühen keine Blumen mehr auf zierlichen Beeten wie in früheren Jahren. Hr. Johnſon mag wohl kein beſonderer Freund von Blumen ſein. — Vielleicht wird der nächſte Präſident (General Grant oder Butler) die verblichene Flora zu neuem Leben erwecken? *We shall see.*

Sehr angenehm war es mir zu Waſhington, nach vielen Jahren Hrn. Ch. L. Fleiſchmann wieder zu ſehen, deſſen Name in der literariſchen Welt rühmlich bekannt iſt.

Am 10. *via* Philadelphia retour nach New York gefahren. Auf der Fähre zwiſchen Jerſey City und New York traf ich eine bekannte junge Dame, in Begleitung eines kürzlich aus Deutſchland gekommenen Mädchens und eines jungen Mannes. Das Mädchen, noch grün wie Gras, üppig gebaut, hübſch und kerngeſund, war auf ihrer Reiſe nach St. Louis begriffen. Freundin und Freund begleiteten ſie bis New York. Doch, ſiehe da, ſie ſollte die weite Reiſe nicht allein machen. Der junge Mann, deſſen Geſchäft, wie er ſagte, nicht am beſten ging, faßte auf der Fähre den abenteuerlichen Entſchluß, die Vereinſamte zu begleiten und in St. Louis ſein Glück zu verſuchen. O, das wird er ja ſchon auf der Reiſe finden und es ſollte mich gar nicht wundern, wenn ich das glückliche Paar bei meiner nächſten Tour in St. Louis als Mann und Weib treffen ſollte. Mit dem Verheirathen geht es hier zu Lande eben ſo ſchnell wie mit dem Entheirathen; obſchon eine gerichtliche Scheidung mit ſehr vielen Schwierigkeiten und Koſten verbunden. Alſo man ſehe ſich wohl um,

Digitized by Google

ob das H e r z zum H e r z e n ſich gefunden; denn die unteren Gangliennerven ſind kein feſtes Band der Ehe. — Ich ſchied von der dem Verhängniß anheimgefallenen Trias in einer Eiſenbahn-Office, wo ſie ſich Reiſekarten kauften; ſtattete dem Präſidenten der weitverzweigten und rühmlich bekannten Germania-Feuerverſicherungsgeſellſchaft, Hrn. Rudolph Garrigue, einen Beſuch ab, holte mir Briefe bei den Tuchimporteuren Jütte u. Dieckmann, ſtürzte mich ein Sandkorn in den bewegten Strom des Broadway, beſtieg alsbald einen *Bus* und fuhr nach dem New Haven Depot, fand den Zug in Bereitſchaft und — nach einer angenehmen, kühlen Fahrt von vier Stunden, durchſtreifte *Ahasverus* wieder die Straßen der ſchönen Stadt New Haven. Ja, ſie iſt ſchön und züchtig und f r o m m, wie alle ihre übrigen Schweſtern in den Neuenglandſtaaten. Trotz der vielen Kirchen, trotz des ſtrengen Sabbathgeſetzes und des *Main Liquor Law*, welch' edler Baum verſchiedener Früchte ſeine Aeſte immer mehr und mehr auszubreiten ſtrebt, iſt der Fortſchritt der geiſtigen Freiheit doch auch in dieſen Staaten ſichtbar; denn man verbrennt keine Hexen mehr; es giebt chriſtliche Gemeinden, die an keine Hölle mehr glauben, viele Leute, die gar keiner Kirche angehören und ſogar ein Inveſtigator und ein Pionier dürfen erſcheinen, ohne Gefahr der Editoren, chriſtlich-amerikaniſch gelyncht zu werden. Selbſt das Sonntagsgeſetz iſt zu Boſton nicht ſo ſtreng wie zu Philadelphia und Baltimore. —

Die Stadt New Haven wurde durch ein prachtvolles Gebäude „für die ſchönen Künſte“ verherrlicht. Die Zahl der Studenten, die man da von den entfernſten Staaten trifft, iſt groß. Gegenwärtig ſind ſogar Einige aus Indien hier. Es erſcheint hier auch eine deutſche Zeitung. Ja, das Land der *pop corn eaters*, bekannt unter dem Namen *Yankees*, beſitzt viel Intelligenz und das ruchloſe Kirchenweſen beruht mehr auf Intereſſe und Kleider-Ausſtellung als auf Pietät und orthodoxem Glauben.

Am 12. des Abends in Springfield angekommen und in Hrn. Burbach's U. States Hotel abgeſtiegen. Ein Haus das Reiſenden empfohlen werden kann. Ich beſuchte die Ver. Staatenwaffenfabrik, wo es trotz des Friedens ſehr rührig iſt. Auch wollte ich des deutſchen Künſtlers, Hrn. F. Wuſe's, Fresco-Malereien, die ſehr gerühmt werden, in Augenſchein nehmen; doch verhinderte es der kurze Aufenthalt in der Stadt.

Auf der Fahrt *via* Worceſter nach Boſton ſtürzte an einer Station ein Rudel Knaben in den Waggon mit dem Rufe: *Lili's — one Cent for each.* Die Sumpf-Lilien wurden im Nu aufgekauft und es verbreitete ſich ein dem Jasmin ähnlicher Parfüm, der betäubend auf die Nerven wirkte. Die Blume iſt prachtvoll; weiß, mit einer gelben Staubfädenkrone. Hat die erſte Lilie die Hand eines perſönlichen Gottes geſchaffen? Nein, ſo wenig wie Metalle, Thiere und Menſchen! Die Natur ſelbſt iſt die Schöpferin alles Lebens und Seins und die Erde unſere gemeinſchaftliche Mutter, die gebärt und zerſtört, um ewig in abwechſelnden Formen zu gebären. Heiliger Gedanke der Ewigkeit, der Unſterblichkeit des Stoffes, der endliche Verſtand des Menſchen zittert ohnmächtig vor deiner Größe und Allmacht! — Der Glaube an einen perſönlichen Gott außer der Natur iſt eine Entheiligung der Natur ſelbſt. Mag dein Herz im Gottesglauben ſchwelgen; die höchſte Vernunft vermag es nicht eines Gottes Daſein zu beweiſen. Von ſolchen Gedanken beſeelt bin ich zu Boſton angekommen. Es war hier ſchon vor vielen Jahren ein gutes deutſches Hotel, das des weiland biedern Herrn Pfaff, in dem ich oft comfortabel wohnte. Dieſes Mal ſtieg ich in Menzel's Hotel ab, wo man ſchöne Zimmer und guten Tiſch findet. Ich hatte hier einen ſehr vergnügten Sonntag zugebracht; dinirte bei *Dr.* Geiſt's gebildeter Familie u. ſoupirte bei Hrn. Sommer, dem Stiefſohn des berühmten Optikers V o g t l ä n d e r in Deutſchland. Dort würzte das Mal vortrefflicher Catawbawein von Eggharbor-City; hier Rheinwein und Vorträge auf dem Piano, durch Sommers gebildete junge Gattin, die erſt vor Kurzem von Deutſchland kam. Montags war Schützenfeſt und Picnic, dem ich beiwohnen wollte; doch, wie gewöhnlich die Pflicht dem Vergnügen vorziehend, wurde ich durch Mangel an Zeit daran gehindert. Am 24. Juli wird ein Kinderconcert von 4300 Individuen, unter Profeſſor Z e r r a h n's Direktion, ſtattfinden, das gewiß höchſt Intereſſantes und Seltenes verſpricht. Auch hörte ich hier von dem Rufe eines Virtuoſen auf dem Piano, Herrn P e t e r ſ i l i e, der erſt 22 Jahre alt, in Deutſchland in mehreren Concerten großen Ruhm geerndet hat. Das T a l e n t kann ausgebildet werden; das G e n i e wird geboren.

Alle Blicke ſind gegenwärtig nach Europa gerichtet, wo die Kriegsfackel in lichterlohen Flammen brennt. Nach den neueſten Berichten hat Oeſterreich von Preußen eine fürchterliche Schlappe erhalten. Indeß den Oeſterreichern in Italien das Glück ihre trügeriſche Gunſt zugewendet und Garibaldi eine leichte Wunde erhalten, doch bis jetzt noch keine Lorbeern geerndet, haben die tapferen Preußen die öſterreichiſche Armee, unter Benedeck, in Böhmen auf eclatante Weiſe beſiegt und in eine Poſition zurückgetrieben, daß der Kaiſer ſich gedrungen ſah, die Vermittelung Napoleons anzuſprechen und ihm Venedig anzubieten. Noch gar nicht lange her erklärte der Kaiſer, daß er Venedig ſelbſt gegen die Entſchädigung von den Donaufürſtenthümern nicht abtreten würde, und jetzt ſucht er Hilfe bei dem verhaßten Parvenue und bietet ihm die „trauernde Venetia“ an. So ſind die Looſe des Krieges! Schon ſind an 30,000 Oeſterreicher auf dem Schlachtfelde gefallen, ſchon ſind 116 Kanonen verloren, 3 Erzherzoge verwundet, Fürſt Lichtenſtein und Windiſchgrätz gefangen, ganze Bataillone aufgerieben; und nur zwei Feſtungen ſtehen den ſiegestrunkenen Boruſſen auf dem Marſche nach Wien im Wege. Was wird Napoleon thun? Das iſt jetzt die allgemeine Fra-

Digitized by Google

ge. Wird er Venedig für ſich behalten, oder an Victor Emanuel abtreten? Wird Rußland und der Papſt ſich mit Oeſterreich verbinden? Wird Preußen ſich Mitten im Triumphe mit einem Frieden begnügen? Ohne auswärtige Hilfe iſt Hapsburg vernichtet, ſo wie es von Ungarn beſiegt war, ohne ruſſiſche Hilfe. — Was wird Ungarn thun? Wird es Scharpien zupfen, oder die Gelegenheit benutzen, um ſich von Oeſterreich frei zu machen? Ein verhängnißvoller Krieg, in der That. Bismark iſt eine Perſon, ſagte kürzlich ein franzöſiſches Blatt von New York, Oeſterreich iſt ein Princip der Deſpotie. Wem ſoll man den Sieg wünſchen? Das Verhängniß wird entſcheiden. Daß der alte Benedek dem jugendlichen Preußen Nicht gewachſen, iſt konſtatirt. Es wird den Leſern der Fackel nicht unintereſſant ſein zu vernehmen, daß Benedek im Jahre 1815 mein Schulkamerad im lutheriſchen Gymnaſio zu Oedenburg war. Er iſt der Sohn eines ſehr tüchtigen Arztes, war ein ſchöner Junge und ausgezeichneter Student. Wir nahmen zuſammen Tanzunterricht und zu unſern Mitſchülern gehörte auch Asboth, der in Folge des ungariſchen Krieges nach Amerika verſchlagen, hier im letzten Kriege es zum Generalen gebracht hat und jetzt als Miniſter fungirt. Wie ſeltſam ſind die Schickſale des Menſchen! —

Napoleon der Erſte heirathete eine Prinzeſſin des verhaßten Hauſes Hapsburg, um ſeinen Thron zu ſtützen und Franz Joſeph, der Hapsburger, bittet Napoleon den Dritten um Hilfe, um ſeinen Thron zu retten. Und England, das von ſeinen Coloniſten in Amerika beſiegte ſtolze England, hißt am 4. Juli, am Tag der Unabhängigkeitserklärung, die Flagge auf ſeinen Schiffen auf und feiert den Tag mit den Republikanern von Amerika. Welche Anomalie! Bei Gott und den Fürſten ſind alle Dinge möglich. Reue, Widerſpruch, Lug und Meineid ſind ihre Attribute. Und das Volk? Iſt noch immer ein unwiſſender Lümmel, ohne Bewußtſein ſeiner Kraft.

Ich konnte Boſton nicht verlaſſen, ohne das Vergnügen zu haben, Carl Heinzen, den Pionier und rückſichtsloſen Freund der Wahrheit, meinen Beſuch abzuſtatten. Auch in ſeine markirten Züge hat die Zeit bereits Furchen des Alters gegraben, obſchon ſein Geiſt ſtets friſch und jung bleiben wird. Und das iſt eben einer der Vorzüge, welche geiſtreiche und geiſtigthätige Männer über phlegmatiſche und geiſtloſe Automate beſitzen. Heinzen wohnt mit Frau Doctor Zakreevska in einem Hauſe zu Roxbury; durch Blumen, ſchattige Bäume und Reben, meiſt durch ſeine Hand gepflanzt, zu einem wahren Tusculum umgeſtaltet. Ich konnte nicht umhin, das Geſpräch auf eine monatliche, oder vierteljährige Herausgabe des Pioniers zu lenken; wodurch ſeine kräftigen und bildenden Aufſätze auch noch in der Zukunft wirken und Leſern Genuß verſchaffen würden. Er ſchien dazu nicht abgeneigt zu ſein, doch meinte er, ſein Publikum ſcheine Das nicht zu wollen. Ich aber ſage: Heinzen's Publikum wird ihm nie untreu werden und der Pionier wird ihm noch mehr zum Bedürfniß werden als er es jetzt iſt, da er in ſolcher Form mit mehr Muße u. ausführlicher geſchrieben werden könnte. Wir tranken ein Glas Rheinwein zuſammen und über nicht lange wird Heinzen ſelbſt ſeinen eigenen Wein aus Delawares u. Catabawbas keltern. Möge der Pionier noch lange ein Pharus in unſrer finſteren Zeit und ein Licht für die Zukunft ſein!

Von Boſton fuhr ich *via* Worceſter-Station nach Norwich. Es fehlt hier an Deutſchen nicht; doch die Zahl der Leſer freier Schriften iſt ſehr gering. Die Herren Steiner, vom Germania-House, und Klein waren ſo gefällig, mich in einem *Buggy* ſpazieren zu fahren. Eine Spazierfahrt durch die mit Alleen beſetzte Washington Straße nach der Oberſtadt und zurück durch den breiten ſchattigen Broadway war bei 100 Grad Fahrenheit im Schatten ein doppelter Genuß. Man erinnert ſich ſeit 20 Jahren hier einer ſolchen Hitze nicht. Wir ſprachen im Salon des Hrn. Adam, eines intelligenten und freiſinnigen Deutſchen ein, wo uns trotz des Temperenzgeſetzes guter Rheinwein mit Limburger kredenzt wurde. Ein erwünſchter Gewitterregen gegen Abend kühlte die Luft ab und man konnte wieder etwas freier athmen. Die erwähnten beiden Straßen zeichnen ſich durch viele ſchöne Reſidenzen und Anlagen aus und es fehlt auch nicht an hiſtoriſchen Mementos. Man zeigte mir das Haus des jetzigen Stadt-Mayors, das des Vice-Präſidenten Forſter, den Platz, wo der Verräther Arnold das erſte Licht der Welt erblickte; die beiden großen Ulmen, unter denen Washington auf ſeinem Marſch von Boſton nach New York campirte und das Grabmal des Indianer-Häuptlings Uncas. Dieſer Wilde erſtach einen andern Häuptling, und ſchnitt ihm ein Stück Fleiſch vom Leibe und aß es. Das iſt das beſte Fleiſch, das ich je gegeſſen, ſagte der Cannibale im Genuß ſeiner geſtillten Rache.

Die Fahrt von Norwich *via* New London und New Haven nach Bridgeport iſt ſehr angenehm. Fluß, Bay und Felspartien gewähren abwechſelnd ſchöne Scenerien.

Die Umſiedelung eines Abonnenten und alten Freundes, Hrn. Joh. Schmitt, bewog mich in Bridgeport anzuhalten, und ich war da überraſcht, ſo viele freiſinnige Deutſche zu finden, von denen Hr. Schmitt in Einer Stunde 9 Abonnenten für die Fackel gewonnen hat. Es beſteht da ein Turnverein, ein Schützenverein, ein Geſangverein, Germania, u. ein Arbeiter Krankenunterſtützungsverein. Die Zahl der Deutſchen gab man mir zu 600 an. Die Lutheraner haben eine Kirche und eine deutſche Schule. In Zepp's Akademie werden politiſche Studien gemacht. An hübſch eingerichteten Trinklokalen fehlt es nicht und es giebt da mehre ſehr tüchtige Geſchäftsleute.

Von Bridgeport kehrte ich wieder nach New York zurück, übernachtete im eleganten Prescott Haus und fuhr nach Philadelphia, um da meinen Sohn Kalman abzuholen. Am 21. fuhren wir

Digitized by Google

auf den guten Schienen der Pennſylvania Centralbahn durch die impoſanten Alleghenygebirge nach Pittsburg und von da, ohne Aufenthalt, nach Wheeling.

Seit die Geiſter in Wheeling aufgehört haben zu klopfen finde ich keinen Stoff, über dieſe Stadt Etwas zu ſchreiben und ich muß mich mit der Wiederholung begnügen, daß ſie ſehr ſchön gelegen, viele Fabriken hat und eine Drahtbrücke über den Ohio, welche impoſant iſt. Der radikale Louis Keller erinnerte mich an die Zeit, wo man nach einem freien Vortrag mit faulen Eiern auf uns geworfen hat. Jetzt würde Das nicht mehr geſchehen; denn – „die Erde dreht ſich trotz alledem.“

Zu Zanesville hatte ich gerade ſo viel Zeit, um im U. States Hotel des Hrn. Getz ein gutes Mahl zu verſchlucken, und ohne Aufenthalt *via* Columbus nach Cincinnati zu fahren. Bald nach meiner Ankunft laſen wir die erfreuliche Nachricht von der Vollendung des unterſeeiſchen Telegraphen. Die größte Errungenſchaft des Jahrhunderts! Der Friede in den Ver. Staaten iſt trotz der „weiſen Reconſtruktions-Politik unſeres weiſen Präſidenten noch immer nicht garantirt. Krawalle zu Memphis und New-Orleans, die bevorſtehende Convention der Demokraten und conſervativen Republikaner in Philadelphia, die Vertagung des Congreſſes und die Stimmung im Allgemeinen umziehen den Horizont mit finſterem Gewölke, das uns mit Sturm bedroht. In Europa ſteht ein fauler Friede in Ausſicht, vor dem die Götter die alte Dame bewahren mögen. Obſchon Oeſterreich durch preußiſche Nadelſtiche tödtlich verletzt, iſt Hapsburg doch noch immer nicht verloren und das mögliche Reſultat eines deutſchen Kaiſerreiches iſt noch lange keine deutſche Republik. Die Ungarn haſſen Preußen geſchichtlicher Erinnerungen wegen und das dürfte nun dem Kaiſer Franz Joſeph von großem Nutzen ſein, wenn Koſſuth und Klapka keinen Strich durch die Rechnung machen. Wie einſt Maria Thereſia, hat auch er ſich in der Noth an ſeine tapfern Ungarn gewendet. Drüben und hüben deckt die Entwickelung der Zukunft noch ein dichter Schleier. Ueberhaupt die Zeit iſt fern, ſehr fern, wo die befreiten Völker in Thomas Moore's herrliche Worte werden intoniren können:

„Then – then, when all
„Earth's shrines and thrones before our banner fall;
„When the glad Slave shall at these feet lay down
„His broken chain, the tyrant Lord his crown,
„The Priest his book, the Conqueror his wreath,
„And from the lips of Truth one mighty breath,
„Shall like a whirlwind, scatter in its breeze
„That whole dark pile of human mockeries: –
„Then shall the reign of mind commence on earth,
„And starting fresh as from a second birth,
„Man, in the sunshine of the World's new spring,
„Shall walk transparent, like some holy thing!“

Propaganda gegen Kirche und Pfaffenthum.

„Unwiſſenheit und blinder Glaube ſind die Grundpfeiler der Deſpotie; Intelligenz und Tugend die Baſis der politiſchen und geiſtigen Freiheit.“

Thron, Kirche und Pfaffenthum erbeben ſich aus der Unwiſſenheit der blindgläubigen Völker und je mehr Intelligenz und Tugend durch vernünftige Schulen und freie Schriften verbreitet werden, deſto mehr ſinkt die Herrſchaft der Deſpotie.

Ohne Betriebscapital gelang es mir, mit Mühe und Sorgen, ſeit einer Reihe von Jahren, neben der Fackel mehre freie Werke im Druck herauszugeben, die von Tauſenden geleſen werden und der Kirche viele Mitglieder entzogen haben. Noch bin ich rüſtig, noch beſeelt mich der Drang zu wirken; doch eben jener erwähnte Mangel an Capital hemmt mich in meinem Wirken.

Was ich vereinzelt nicht zu leiſten vermag, Das kann durch vereinte Kräfte wohlhabender Fortſchrittsmänner erreicht werden.

Dieſe Wahrheit bewog mich, an den Geldbeutel zu appelliren und einen Plan zu entwerfen, um gegen Kirche und Pfaffenthum in den letzten Jahren meines Lebens noch erfolgreich in die Schranken treten zu können. Dieſer Plan iſt: die Gründung eines

Propagandiſten-Vereins,

durch Actien zu zehn Dollars jede derſelben.

Wer Eine oder Mehre Actien unterzeichnet und bezahlt, iſt Mitglied der Propaganda.

Der Betrag kann an mich, mit genauer Namens-Angabe, mittels Poſt-Orders eingeſandt werden.

Für jede durch mich unterzeichnete Actie erhält der Propagandiſt portofrei zwölf Exemplare eines freien Werkes, deſſen Ladenpreis auf Einen Dollar feſtgeſetzt wird.

Da in der Regel blos Freiſinnige freie Schriften kaufen, müßte die Propaganda um ſo mehr erfolgreich ſich bewähren, wenn die Actionäre ihre Exemplare — nach der Weiſe der Bibel- und Tractat-Geſellſchaften — unentgeltlich vertheilten.

Die erſte Serie der im Druck herauszugebenden Werke von Samuel Ludvigh iſt folgende:

1. Friſch und frei. Eine Sammlung freiſinniger Aufſätze. Erſte Auflage.
2. Der geſunde Menſchenverſtand. Aus dem franzöſiſchen Meslier's überſetzt. 3. Auflage.
3. Alt und neu. Freiſinnige Aufſätze. 1. Auflage.
4. Reden und Vorleſungen im Gebiet der Religion, Philoſophie und Geſchichte. 3. Auflage.
5. Der Prieſterſpiegel. Myſterien der römiſch-katholiſchen Kirche. 2. Auflage.

Die Namen der Vereinsglieder (außer Solchen, die nicht genannt ſein wollen) werden in den Heften der Fackel bekannt gemacht.

Das Werk der Serie Nr. 1, „Friſch und frei“ wird im November 1866 die Preſſe verlaſſen.

Wer nicht vorauszuzahlen wünſcht, kann eine auf mündliches oder ſchriftliches Verlangen ihm zugeſtellte Actie unterzeichnen, dieſelbe an mich retourniren, bei Empfang der Exemplare den Betrag entrichten und ſomit ſeine Actie einlöſen, die zur Mitgliedſchaft berechtigt.

Turn-, Arbeiter- und ſonſtige Vereine freier Richtung können ſich durch ihre Sprecher oder ſonſtige beliebige Individuen repräſentiren laſſen und Mitglieder der Propaganda werden.

Samuel Ludvigh.

Cincinnati, O. Poſt-Box 2734.

Digitized by Google

Für die Fackel.

Wie alt iſt die Welt?

Von Lehrer Funte.

Das Alter eines Menſchen, Kind oder Greis, ſchätzen wir, indem wir ihm ins Geſicht ſehen, und ſelten irren wir uns um mehr als ein Paar Jahre.

So wollen wir denn auch der Welt ins Antlitz ſchauen, eine Schätzung, wie alt ſie wenigſtens ſein müſſe, oder wie alt ſie höchſtens ſein könne, werden wir dann doch wohl wagen dürfen.

Aufſchauend gen Himmel erblicken wir einen Sternengürtel, und wie der Gürtel einer jungfräulichen Königin an ihrem Krönungstage mit unzähligen Brillanten geſchmückt iſt, ſo iſt der Himmelsgürtel bedeckt mit unzähligen Sonnen.

Sämmtliche Sonnen bilden Ein Ganzes und machen vereint einen Körper aus. Aber anders iſt die Geſtalt dieſes Körpers, wenn man inmitten deſſelben; wenn man an ſeiner Grenze; wenn man aus weiter Ferne ihn betrachtet. Im erſten Falle zeichnet er auf den dunklen Himmelsgrund die Geſtalt eines Ringes, im zweiten die eines Stabes, im dritten die einer Linſe.

Auf dem erſten Standpunkte ſtehen wir ſelbſt, und darum iſt uns die Milchſtraße ein Ring um den Himmel, auf dem zweiten befinden ſich die Bewohner des am weiteſten von der Centralſonne entfernten Sternes; in dem dritten die Weſen, welche außerhalb des Centralſonnengebietes in dem Weltraume oder wohl gar auf einer andern Sonne wohnen.

Auf einer andern Centralſonne? — Kühner, verwegener Gedanke, wie konnteſt du es wagen, in ein menſchliches Gehirn dich einzuſchleichen! Mit dem Lichtſtrahl ſegelten wir auf der vorigen Station unſerer Reiſe, und Jahrtauſende waren zu kurz, und Hunderttauſende reichten kaum, um uns aus einer Provinz des Centralſonnenlandes in die andere zu bringen! Sind dir auch ſolche Räume noch zu enge? Willſt du auch über ſie noch hinausfliegen?

Um zu zeigen, wie ungeheuer ein ſolcher Gedanke wäre, wollen wir es verſuchen, die Milchſtraße, das Gebiet der Centralſonne, auszumeſſen.

Bei Entfernungen auf der Erde nehmen wir als Grundlage und Einheit des Maſſes unſern Fuß, und langen damit aus.

Bei Entfernungen in dem Gebiete unſerer Sonne gebrauchen wir als Maaß den Halbmeſſer der Erde, eine Länge von 20,640,000 Fuß.

Schreiten wir hinaus über das Gebiet unſerer Sonne, ſo dient als Meßruthe der Durchmeſſer der Erdbahn, eine Länge von 48,837 Erdhalbmeſſern. Aber leider iſt dieſer Zollſtab, ſo coloſſal er uns auch vorkommt, gleichwohl ſo winzig, daß man ihn als gänzlich unbrauchbar, ſo oft man ſich ſeiner bediente, immer wieder wegwerfen mußte. Doch nein, da man keinen andern hatte, ſo mußte man ihn ſchon beibehalten, und nur die Sterne, deren Entfernung man meſſen wollte, wurden verlaſſen, und andere gewählt, bis man endlich 5 oder 6 fand, für welche er nothdürftig ausreichte.

Will man aber mit ihm die Entfernungen der Sonnen meſſen, ſo bekommt man ſo große, unbequeme Zahlen, als wenn man die Entfernungen unſerer Hauptſtädte in Linien ausſprechen wollte. Man ſchuf daher eine größere Einheit, die Sternweite, oder Weltraummeile=400,000 Erdbahn-Durchmeſſern. Wenn das Licht von einem Ende dieſes Maaßſtabes bis zum andern laufen will, ſo braucht es faſt 10 Jahre.

Das Gebiet der Centralſonne iſt aber ſo groß, daß es von ihr aus, bis zu dem entfernteſten Stern, wenigſtens 40,000 ſolcher Weltraummeilen iſt, daß alſo ihr ganzes Gebiet 80,000 ſolcher Weltraummeilen im Durchmeſſer, 240,000 im Umfange hat, daß das Licht, um dieſen Körper zu umkreiſen, Millionen von Erdenjahren bedarf. Es ſcheint alſo, daß, wenn es auch nur eine ſolche Sternen-Inſel oder Sternenoaſe im Weltraume giebt, als ſei dann die Welt groß genug und als könnten wir auf die Idee mehrer Centralſonnen verzichten.

Jetzt aber, nach dieſem nur flüchtigen Blicke in das Antlitz der Welt, können wir ſchon einen kleinen Verſuch machen, auf ihr Alter zu rathen.

Millionen von Jahren bedarf, wie wir ſo eben hörten, das Licht, um das Centralſonnengebiet zu umkreiſen.

Nun aber bewegt ſich nicht nur das Licht der Sonnen, ſondern die Sonnen ſelbſt bewegen ſich. Sie bewegen ſich um ihre Centralſonne, und unſere Sonne bedarf, um einmal die Centralſonne zu umkreiſen, 182,000,000 Erdenjahre. Hier bekommen wir eine andere Art von Jahren als wir bisher kannten, nämlich Jahre der Sonne, und da wir ſolche nicht Sonnenjahre nennen dürfen, weil das Wort Sonnenjahr ſchon für einen andern Begriff in Anſpruch genommen iſt, ſo nennen wir dieſe neue Art von Jahren Weltraumjahre.

Das Weltraumjahr unſerer Sonne iſt unter den übrigen Weltraumjahren weder das kürzeſte, noch das längſte. Näher an der Centralſonne haben die Sonnen kürzere, weiter weg von ihr haben ſie längere Jahre. Wäre unſere Sonne die von der Centralſonne entfernteſte, ſo gäbe es für uns keine Milchſtraße, ſondern einen Milchſtab; auf der Hälfte des Stabes ſtände Alcyone mit den Plejaden. Zu beiden Seiten längs des Stabes hin ſtänden einzelne Sonnen. Dem Stabe gegenüber, da, wo jetzt das Sternbild des Scorpions ſteht, wäre der Himmel leer und rabenſchwarz.

Unſere Sonne iſt alſo nicht die von der Centralſonne entfernteſte. Giebt es aber Sonnen, welche tauſendmal oder millionenmal weiter von der Centralſonne abſtehen, ſo haben ſie nicht nur größere Kreiſe zu durchlaufen, ſondern ſie bewegen ſich auch viel langſamer, ſo daß wir Weltraumjahre bekommen, welche, ſo viele Billionen Jahre, als unſere Sonnenweltraumjahre Millionen von Erdenjahren haben.

Hat Calviſius nicht falſch gerechnet, und glauben wir, daß den heiligen Männern, welche die Bibel ſchrieben, der heil. Geiſt die Feder führte, ſo konnte der Allwiſſende nur ſolche Jahre gemeint haben, darin jedes 182 Billionen Erdenjahre umfaßt, und dann, ja, dem iſt eher beizuſtimmen, iſt die Welt 1092,000 Billionen (1,092,000,000,000,000,000) Erdenjahre alt.

Aber die Frage: Wie alt iſt die Welt? iſt noch nicht beantwortet; zu flüchtig haben wir erſt der Welt ins Angeſicht geſehen, und was wir bisher für die Welt hielten, das war die Welt nicht,

ſondern nur erſt ein ganz kleines Theilchen derſelben.

Es giebt nämlich nicht *eine* Centralſonne, ſondern unzählige, und nicht *eine* Milchſtraße, und nicht *ein* Centralſonnengebiet, ſondern ihre Anzahl iſt eine unermeßliche.

Zu groß iſt dieſer Gedanke, und zu unfruchtbar iſt der menſchliche Geiſt, als daß er ihn hätte erzeugen können: dann erſt, als die *körperlichen* Sinne das Daſein unzähliger Milchſtraßen ihm zeigten, durfte er nicht ferner es bezweifeln.

Ja, die Sinne führten zuerſt uns hinaus über das Gebiet der Centralſonne, freilich nicht das bloße Auge, ſondern das mit Herſchels 40füßigem Fernrohr bewaffnet.

Weit, weit jenſeit der Milchſtraße zeigt ſich dem Auge eine zweite, welche ebenfalls, einem Ringe gleich, den Himmel umſchließt, doch beſteht dieſe zweite, nach Billionenmal größere Milchſtraße nicht aus einzelnen Sternen, ſondern aus Sternenhaufen in der Geſtalt von Scheibchen oder Linſen.

Bekannt iſt aus dem Vorigen, daß unſer Centralſonnengebiet, aus großer Ferne betrachtet, die Geſtalt einer mattleuchtenden Linſe annehmen müßte, und ſo ſind denn auch jene mattleuchtenden Sternlinſen nichts anderes, als Centralſonnengebiete.

Es iſt uns ärgerlich, daß wir für den Sternenverein, welcher das Gebiet der Centralſonne iſt, keinen beſſeren Namen finden, als: „Milchſtraße," „Sternenlinſe", die Nahrungsmittel der Erd-Infuſorien, welche jetzt, da wir auf ſo hohem Standpunkte uns befinden, ſo unendlich klein erſcheinen.

Steigen wir aber noch höher, und Niemand wehrt uns das, da der Raum keine Grenzen hat und der Gedanke ſich hinbegeben kann, wohin er will, ſo werden die erhabenen Himmelslinſen ſo klein, als uns erſt die irdiſchen Linſen vorkamen, und wie ein Ackerfeld, nachdem der Sämann ſeinen Saamen ausgeſtreuet hat, mit Körnern bedeckt iſt, ſo finden wir die grenzenloſen Fluren der Himmelsräume mit Sternlinſen beſät, in deren jeder als unſcheinbarer Keim eine Centralſonne ſteckt; nur iſt ihre Zahl weit größer, nur iſt der Weltraumacker viel dichter bedeckt.

Wie weit eine ſolche Sternlinſe von uns entfernt iſt, wiſſen wir nicht. Wir haben gar keinen Maaßſtab.

Erſt nach 90 Millionen Jahren, wenn wir uns auf unſerer Reiſe um die Centralſonne auf dem entgegengeſetzten Punkte unſerer Bahn befinden, werden wir auch einen Maaßſtab haben, um die Entfernungen fremder Centralſonnen zu meſſen. Dann haben wir als Einheit eine Meßruthe von wenigſtens 170 Weltraummeilen, welche das Licht in 3400 Jahren durchläuft, und auf ſolch' eine Einheit läßt ſich dann ſchon eine Berechnung gründen.

Bis dahin erlauben wir uns eine Schätzung dieſer Entfernungen.

Ungeheuer ſind die Räume, welche die Stern- und Sternenſyſteme von einander trennen.

Unſer Sonnenſyſtem (Planeten-Inſel oder Planeten-Linſe) hat im Durchmeſſer (wenn wir als den äußerſten Umfang deſſelben die Uranusbahn annehmen) 800 Millionen Meilen, aber wenn wir die Entfernung des jenſeit des Uranus entdeckten *Neptun* zum Grunde legen, 1600 Millionen Meilen.

Aber zwiſchen unſerer Planeten-Inſel, deren Centralſtadt die Sonne iſt, und der ihr am näheſten gelegenen befindet ſich ein leerer Zwiſchenraum, welcher 2000mal größer iſt, als der Durchmeſſer dieſer Planetenlinſe.

Iſt nun der Zwiſchenraum zwiſchen den mit Sternen gefüllten Centralſonnengebieten ebenfalls 2000mal größer, als der Durchmeſſer eines jeden Centralſonnengebietes, ſo bedarf das Licht, um von einer ſolchen Sternenlinſe bis zur andern zu gelangen, viele tauſend Millionen Jahre.

Hier haben wir wieder einen Anhalt, um das Alter der Welt zu ſchätzen. Um von der nächſten Sternenlinſe bis zu uns zu gelangen, bedarf das Licht viele tauſend Millionen Jahre, es iſt aber bereits angelangt, folglich müſſen jene Sternenlinſen ſchon vor vielen tauſend Millionen Jahren geweſen ſein.

Aber wie ſich Monde um Planeten, Planeten um Sonnen, Sonnen um Centralſonnen drehen, ſo müſſen ſich auch ſämmtliche Centralſonnen mit ihren ſie umgebenden Milchſtraßen um eine *Centralmilchſtraße* bewegen.

Und hier haben wir nochmals eine neue Art von Jahren, das Milchſtraßen-, oder Centralſonnenjahr.

Ein Sonnenjahr iſt 182,000,000mal länger als ein Erdenjahr; — iſt ein Centralſonnenjahr 182 Millionenmal länger als ein Sonnenjahr, ſo währt es 33,324 Billionen Erdenjahre.

Legen wir nun die Berechnung des Calviſius zu Grunde, und nehmen wir an, daß die *Jahre, welche er in der Bibel gefunden* Centralſonnenjahre ſind, ſo iſt die Welt

200,000,000,000,000,000,000

Erdenjahre alt.

Obgleich ein ſolcher Zeitraum gegen die Ewigkeit immer noch ein Nichts iſt, ſo kommt er uns doch ſo unendlich lang vor, daß wir, einmal ſo weit gekommen, beſſer zu geben, *die Welt ſei ewig.*

Hier aber ſtehen wir nun wirklich an den Grenzen, nicht etwa der Welt, ſondern der menſchlichen Vernunft. Es ſtoßen uns Fragen auf, welche keine Philoſophie zu beantworten im Stande iſt; z. B.

Was eigentlich iſt denn die Welt?

Nahm ſie einen Anfang?

Wird ſie ein Ende nehmen?

Was war in dem Raume, ehe die Welt entſtand?

Was wird im Raume ſein, wenn ſie nicht mehr iſt?

Iſt die Welt ewig?

Hat die Welt Grenzen, und wo ſind ſie?

Wenn ſie begrenzt iſt, was befindet ſich jenſeits der Welt, wo blos noch Raum iſt?

Aſtronomie und Chriſtenthum.

In tiefer Ehrfurcht vor dem heiligſten aller Bücher iſt wohl der größte Theil aller Männer und Frauen unter uns erzogen. Mit unendlicher Liebe umfaßte das kindliche Gemüth ſeinen Heiland, der von dem Strahlenthrone des ewigen Vaters herniederſteigend, in Niedrigkeit lebte und den qualvollſten Tod erduldete, um uns Arme vom ewigen Verderben zu erlöſen.

Nach dieſer Sonne, die unſer *Gemüth* belebte, ging uns ſpäterhin das Licht der Wiſſenſchaft auf, welches unſern *Geiſt*

Digitized by Google

erleuchtete. Hatte uns früher die unendliche Liebe Gottes ergriffen, ſo erfaßte uns nun ſprachloſe Bewunderung der Größe der Natur.

Lange Zeit lebten beide Gefühle neben einander friedlich in unſerem Herzen. Die Dogmen, welche ſo vielen Streit ſeit Jahrhunderten erregt hatten, ließ man an ſeinen Ort geſtellt ſein, die Liebe zum Heilande, und die Ehrfurcht vor der Größe der Natur vertrugen ſich ganz gut mit einander.

Doch wurden endlich die alten Streitſätze wieder hervorgezogen, da die Wiſſenſchaft immer größere Fortſchritte machte, namentlich ſtellte man dem ſtarren Chriſtenthum die Ergebniſſe der Aſtronomie entgegen. Und in der That können beide nicht neben einander beſtehen; denn es ſind mehre Punkte, in denen ſie ſich feindlich berühren, als

1) Die Bewegung der Erde.

Der erſte Angriff auf die Bibel kam von Seiten des Papſtthums ſelbſt vor 300 Jahren. Feindlich trat dieſes dem Copernicaniſchen Weltſyſtem entgegen, indem es ſich auf die Stelle ſtützte Joſua 16, 12: Sonne, ſtehe ſtille zu Gibeon, und Mond im Thal Ajalon.

Ob Copernicus dieſe Bibelſtelle gekannt hat, iſt ungewiß. Es ahnete ihm aber, daß er heftigen Widerſpruch finden, vielleicht auch, daß dieſer von Seiten des Papſtthums ausgehen und auf religiöſe Gründe ſich ſtützen würde.

Ueberzeugt von der Unumſtößlichkeit ſeines Syſtems*), ſtellt er es doch nur als Hypotheſe, welche die Erſcheinungen am Himmel auf eine leichtere Art, und ungezwungen erklärte, als das künſtliche Ptolemäiſche Syſtem.

Um ſicher zu gehen, um einen mächtigen Schutz zu haben in den Kämpfen, welche ihm bevorſtanden, widmete er ſein Buch, welches unter dem Titel: De orbium coelestium revolutionibus, libri IV, zu Würzburg 1544 in Folio erſchien, dem Oberhaupt der Kirche Paul III.

Alles vergebens. Vom Vatican aus wurde der Bannſtrahl auf ihn und ſein Werk geſchleudert. Doch ſah Copernicus weder die Wirkungen ſeiner Schrift, noch empfand er die Kraft des Kirchenbannes. Wenige Tage nach der Vollendung des Druckes wurde er dahin verſetzt, wo über aſtronomiſche Syſteme kein Streit mehr iſt.

*) Daß ſich nämlich nicht die Sonne um die Erde, ſondern im Gegentheil, daß ſich die Erde um die Sonne drehe.

Weit ſchlimmer erging es dem berühmten Galilei, dem Vater der heutigen Phyſik.*) Groß ſind die Verdienſte dieſes vortrefflichen Mannes. Er zuerſt richtete das Fernrohr nach dem Himmel, fand den Mond uneben, lehrte die Höhe der Berge aus deren Schatten meſſen. Den Nebelfleck, die Krippe genannt, löſte er in Sterne auf, und vermuthete, daß die ganze Milchſtraße durch beſſere Fernröhre ſich eben ſo werde auflöſen laſſen. Er zuerſt ſah den Saturnring. Aus den Sonnenflecken erkannte er die Umdrehung der Sonne und die Richtung ihrer Achſe. Auch die Jupiter - Trabanten erkannte er zuerſt am 7. Januar 1600.

Durch ſeine Entdeckung der abwechſelnden Lichtgeſtalten des Mars, des Mercur, und der Venus verſchaffte er dem Copernicaniſchen Syſtem — damals der Zankapfel, um den man im heftigſten Streite entbrannt war, den vollſtändigſten Sieg.

Schon längſt hatten die Dunkelmänner dieſem Treiben Galilei's mit Mißfallen zugeſehen, nun ſchien es ihnen, als dürften ſie nicht länger ſchweigen. Das Anſehen der Bibel war gefährdet, er war ein Ketzer; überall predigten die Mönche gegen ihn.

Um dieſen Sturm zu beſchwichtigen, eilte Galilei nach Rom und verſprach, weder mündlich noch ſchriftlich ſein Syſtem ferner zu behaupten. Mit Mühe entging er jedoch den Mißhandlungen des Inquiſitions-Gerichts. Um ihn derſelben zu entziehen, mußte ihn ſein Beſchützer, der Großherzog von Toskana, ſchnell zurückrufen.

Jedoch – zu groß iſt die Kraft der Wahrheit; ein Feuer im Buſen läßt ſich nicht verbergen: auch Galilei vermochte nicht zu ſchweigen.

Im Jahre 1632 erſchien das berühmte Werk:

Dialogo di Galilei dove ne congressi di quatro giornante si discorre de due massimi sistemi Tolomaico et Copernico.

Es treten hier 3 Perſonen auf. Einer vertheidigt das Ptolemäiſche, der Andere das Copernicaniſche Syſtem. Ein Dritter wägt deren Gründe ab, und läßt es unentſchieden, wer Recht hat. Natürlich fallen die Gründe des Copernicaners weit ſtärker ins Gewicht, als die ſeines Gegners. An Kraft und Biegſamkeit der Schreibart, ſagen Kenner der italieniſchen Sprache, ſowie an Faßlichkeit iſt Nichts dieſem vortrefflichen Buche zu vergleichen. Galilei reiſte damit nach Rom, und erlangte glücklich das Imprimatur. In Florenz wurde es gedruckt.

*) Geb. 1564, geſt. 1642.

Nun aber erhob ſich ein gräßliches Ungewitter, welches Galileis ganzes Leben verwüſtete. Die Anhänger des Ariſtoteles, im Mittelalter eine mächtige Partei, an ihrer Spitze Chiaramonti, Profeſſor zu Piſa, ſtanden in Maſſen gegen ihn auf.

In dem Buche kommt eine Perſon vor, „Simplicio,“ welche das alte Syſtem mit den einfältigſten Gründen vertheidigt. Dem Papſte Urban VIII., ſetzten die Mönche ins Ohr: unter dieſem Simplicio ſei er verſpottet, der den Druck des anſtößigen Buches freigegeben. Vorher, ehe er Papſt wurde, war Urban Galileis Freund und Verehrer, jetzt wurde er ſein Feind.

Es ward eine Commiſſion niedergeſetzt von Mönchen, Cardinälen und Mathematikern (!?) — alle Galileis erbitterte Gegner. Sie unterſuchten ſein Buch und fanden den Inhalt „höchſt gefährlich.“ Er wurde vor das Inquiſitionsgericht gefordert.

Um das Maaß voll zu machen, ſtarb um dieſe Zeit Galilei's Gönner und Beſchützer, der Großherzog, Cosmo III., und ſein Sohn Ferdinand II. hatte nicht die Kraft, der Kirche Widerſtand zu leiſten.

Im Winter 1633 erſchien der ehrwürdige Greis in Rom, und wurde ſogleich ins Gefängniß geworfen. Auf den Knieen mußte er die großen Wahrheiten, die er bekennt, die Hand auf die Bibel gelegt, abſchwören.

„Corde sincero et fide non ficta abjuro, maledico et detestor supra dictos errores et haereses,*) ſo hieß die Eidesform, welche nachzuſprechen er gezwungen wurde.

Voll innigen Grimmes ſtampfte er, als

*) Mit aufrichtigem Herzen und ungeheucheltem Glauben ſchwöre ich ab, verfluche und verabſcheue ich die oben erwähnten Irrthümer und Ketzereien.

Digitized by Google

er ſie ausgeſprochen, mit dem Fuße, und ſagte halblaut mit verbiſſeuen Muthe: und ſie bewegt ſich doch.

Aber mit dieſer Strafe waren die guten Chriſten noch nicht zufrieden. Er wurde auf unbeſtimmte Zeit zum Kerker verurtheilt, und mußte 3 Jahre hindurch alle Wochen einmal die 7 Bußpſalmen beten. Sein Dialogo wurde verbolen und ſein Syſtem als der Bibel zuwider verworfen.

Nach Florenz zurückgekehrt, wurde ihm ſeine Villa zu Arcetri als Verbannungsort angewieſen, und er durfte mit Niemand ohne Zeugen reden. Zwei Jahre vor ſeinem Tode erblindete er.

Und heutigen Tages noch müſſen Strenggläubige an jenem Bibelſpruch feſthalten.

Die Gegner des Copernieaniſchen Sonnen-Syſtems klammerten ſich, nachdem Alles verloren war, noch an die Bibel. Es mögen Viele unter ihnen recht gut gewußt haben, daß dort von gar keinem aſtronomiſchen Syſtem die Rede war, aber da ſie die Vertheidiger des Copernicus nicht widerlegen konnten, da ſie ihnen ihren Sieg nicht gönnten, da ihr eigenes Anſehen als Gelehrte und Diener Gottes gefährdet war, ſo wollten ſie ihnen wenigſtens Schweigen auferlegen, und benutzten dazu die Macht der Kirche.

Die Wahrheit jedoch lebte fort und ſiegte. In unſern Tagen, da endlich die Bewegungen der Erde mit ſo einfacher Sicherheit vor unſer Auge treten, wie nur irgend eine mathematiſche Wahrheit es thun kann, erſcheinen die Feinde Galilei's als ruchloſe Feinde der Aſtronomie und ſelbſt als Ankläger der Bibel.

Auf Befehl Joſua's ſollen der Mond und die Sonne ſtillgeſtanden haben.

Es erregt Lächeln, wenn man bedenkt, was hätte erfolgen müſſen, wenn durch Jeſua's Befehl beide plötzlich in ihren Bewegungen gehemmt worden wären.

Zuerſt wurde der Tag auch nicht um eine Secunde dadurch länger, denn wenn wirklich beide Weltkörper auch ſtill ſtanden, ſo bewegte ſich die Erde fort, und der Tag behielt ſeine gewöhnliche Dauer.

Will man weiter gehen, ſo kann man ſagen, die Bewohner der Sonne und des Mondes würden gegen ihren Weltkörper geſchleudert, oder ſie flögen fort von ihm in den Weltraum. Ja, das ganze Sonnen-Syſtem wäre in Unordnung gekommen.

Wurde blos die Erde in ihrer Unordnung gehemmt, ſo kamen die Feinde der Iſraeliten, ohne daß es eines Schwertes bedurft hatte, um ihr Leben, aber auch dieſe ſelbſt gingen ſämmtlich zu Grunde, da ſie alle zuſammen mit der fürchterlichſten Gewalt zu Boden geſchleudert worden wären. Doch ich will über das Lächerliche nicht weiter ſprechen, da der Gläubige, wie ſchon bemerkt, bei der Bibel bleibt und den Wahrheiten der Aſtronomie den Rücken kehrt. Chriſtenthum und Aſtronomie führen einen Vertilgungskrieg.

2. Eben ſo auch in Bezug auf Alter und Größe der Welt.

Als Chriſtus geboren war, kamen die (jetzt heiligen) drei Weiſen aus dem Morgenlande, und ein Stern ging vor ihnen her, um ihnen den Weg zu zeigen, und blieb endlich über dem Hauſe ſtehen, da Chriſtus innen war. Dies erzählt die Bibel, dies erzählt dir jeder chriſtliche Prieſter und dies nimmt jeder Gläubige hin als die reinſte von Gott ſelber garantirte Wahrheit.

Unter einem Sterne verſtehen wir, die Gebildeten der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts, einen Weltkörper. Käme ein ſolcher herab zur Erde, ſo daß er vor Jemand hergehen, und endlich über einem Hauſe ſtill ſtehen könnte, ſo erſchien uns ſelbſt der kleinſte, z. B. Veſta, viele tauſendmal größer als der Mond, und folglich gar kein Stern mehr. Käme ein Firſtern, folglich eine Sonne uns ſo nahe, ſo müßten wir alle wie vom Magnet angezogene Eiſenfeilſpäne nach ihm hinüberſpringen.

Die Sternkunde ſagt beſtimmt gegen Chriſtenthum und Bibel: ein Stern war es nicht.

Wir leſen im Kalender: die Erde ſei in dieſem (1862) Jahre genau 6011 Jahre alt, und dieſe Berechnung ſoll ſich, nach Calviſius*) auf die Angabe und Zahlen der Bibel gründen.

Gegen dieſe Behauptung ſtreitet nicht nur die Geognoſie, ſondern auch die Aſtronomie; beide thun ein weit höheres Alter unwiderſprechlich dar.

Die Geognoſie behauptet, die Erde müſſe wenigſtens 1,000,000 Jahre alt (nach Cotta 9'000,000), wahrſcheinlich aber weit älter ſein. Es gehet das hervor aus den verſchiedenen Schichten der Erdoberfläche und deren Bau. Sie hat aus der Tiefe der Brunnen und Bergwerke eine Urwelt hervorgezogen, welche die jetzt auf der Erde lebende Thier- und Pflanzenwelt an Größe weit übertrifft. Sie hat nachgewieſen, daß verſchiedene Urwelten dort unten über einander lagern, daß die unvollkommneren Geſchöpfe zuerſt, die vollkommneren zuletzt entſtanden ſind. Alle Arten der jetzt lebenden Thiere beſaß auch ſchon die Urwelt, aber nicht den Menſchen; dieſer trat erſt auf, als die übrige Schöpfung ſchon vollendet war.

Auf dieſe Wiſſenſchaft laſſen wir uns jedoch nicht weiter ein, ſondern gehen über zur Aſtronomie, und hören, was dieſe uns ſagt.

Lang, ſehr lang währt uns ein Jahr, wenn uns nach Ablauf deſſelben ein Wunſch in Erfüllung gehen ſoll. Zurückgelegt iſt es kurz, noch kürzer, wenn wir es mit den Jahren anderer Weltkörper vergleichen.

Zwar giebt es Weltkörper, welche ein noch kürzeres Jahr, d. h. eine noch kürzere Zeit zum Umlauf um ihren Centralkörper haben.

Der 1. Saturnmond hat ein Jahr von 22, der 1. Jupitersmond von 42 Stunden, unſer Mond von 28 Tagen, Merkur von 88, Venus von 224 Tagen. Aber ſchon Jupiters Jahr währt 12mal länger, als das der Erde, das des Uranus dauert ſo lange, wie das höchſte Menſchenalter, 84 Erdenjahre.

Das kürzeſte Kometenjahr iſt immer noch 3mal länger als das unſrige; wie lange das längſte dauert, wiſſen wir nicht, daß aber viele Kometen in 3000 Erdenjahren ihren Umlauf noch nicht vollenden, iſt vollkommen entſchieden.

Bedeutend länger ſind die Jahre der Sonnen. Auch ſie ſchwingen ſich um einen Centralkörper, da aber unſere älteſten Sternverzeichniſſe über 2000 Jahre alt ſind und dennoch nur eine faſt unmerkliche Fort-

*) Geb. 21. Febr. 1556 im Thüring'ſchen und ſtarb in Leipzig 23. Novbr. 1617 als Chronolog, Aſtronom und Muſiker.

rückung einiger weniger Sonnen andeuten, ſo legen wohl die meiſten Sonnen in 3000 Erdenjahren kaum eine Grad-Minute, den 21,600 Theil ihrer Bahn zurück, und vollenden ihren ganzen Umlauf erſt in 21 Millionen Jahren.

Iſt wohl die Welt erſt e i n ſolches Sonnenjahr alt? Iſt es nicht weit wahrſcheinlicher, daß ſie Tauſende, daß ſie Millionen ſolcher Jahre ſchon geſehen hat?

Ihr Gläubigen meßt den Umfang der Welt als Eintagsfliegen mit euren Füßchen, das Alter derſelben mit der Spanne eures Daſeins. Wollt ihr von dem Alter der Welt reden, ſo müßt ihr die Jahre anſehen, wie ein Centralſonnenbewohner, dem 1000 Jahre ſind wie ein Tag.

Nach dem Original-Manuſcript.

Briefe an Gräfin Cſaky Ekerletz.

Von E. L u d w i g h

L i n z, am 18. Juni 1834.

Zum dritten Male, erhabene Freundin, wäre ich denn wieder in dem freundlichen Linz. Ich wohne an der Donau, nahe zur Eiſenbahn, welche nach Budweis führt; mein Fenſter zeigt mir den Spiegel des Stromes mit der Brücke, welche den jenſeitigen Flecken U r f a h r mit der Stadt verbindet, die durch die erſt vor Kurzem vollendeten Feſtungsthürme ein impoſantes Anſehen gewann. Plötzlich erhebt ſich ein Sturm — der Tag ſcheint in Nacht verwandelt, der Donner rollt durch die Gebirge, die Blitze kreuzen ſich, Wolken ſtürzen herab, als wollten ſie eine Welt überſchwemmen, die Mauern halten mich gefangen; doch dieſe Gefangenſchaft verſüßt ja der ſchriftliche Verkehr mit Adorinen, die mir nun im Geiſte folgen möge nach Paſſau und von dort hieher in die Hauptſtadt des Landes ob der Ens.

Sehr majeſtätiſch iſt die Lage von Paſſau, umgürtet von hohen Bergen und beſpült von den Wogen der Donau, des Inn und der Ilz. Außer den vielen Gebirgspartien hat Paſſau auch ſchöne Gärten-Anlagen und eine Promenade am Geſtade des Inn, welche man S a n d nennt. Beſonders verdient F r e u d e n h a i n mit ſeinem Luſtſchloſſe erwähnt zu werden.

Der kleinen Hauptwache vorüber kömmt man über den Neumarkt, wo die Poſt und mehre Gaſthöfe ſind, zur Stadtpfarrkirche, und von da hinaus zur Donaubrücke, welche aus Holz gebaut den Neumarkt und die Altſtadt — welche zuſammen eine Halbinſel bilden — mit der Vorſtadt Angen verbindet. An der Brücke zieht unter hohen Felswänden die Straße nach Böhmen dahin; auf dieſer kam ich zu einem Felsthor, vor welchem die Ilz in die Donau fließt. An dieſem Thore führt der Weg zur Feſtung hinauf, welche in das Oberhaus und Unterhaus getheilt wird. Das Innere der Feſtung hatte für mich Nichtſoldaten weniger Intereſſe, als die herrliche Umgebung. Sehen Sie, liebe Gräfin, hat gleich Oeſterreich noch kein Parlament, ſo hat doch Paſſau ein Ober- und ein Unterhaus.*) Nachdem ich mich an der herrlichen Landſchaft ergötzt hatte und zufrieden war, in der Feſtung Soldaten, Kanonen und Kugeln geſehen zu haben, ging ich am nördlichen Rücken des Berges, über 346 Steintreppen hinab zur Donaubrücke, ließ mich zu Waſſer überſetzen und kam durch ein ſteiles Gäßchen zum Paradeplatz, welcher ziemlich groß iſt, doch keine beſondere Bauten hat. Hier ſieht man Maximilian Joſeph's coloſſale Statue, auf einem hohen Steinpiedeſtale ſtehend, die linke Hand ausgeſtreckt, in der Rechten Scepter und Krone haltend, mit der Inſchrift: magna charta. Vorne am Piedeſtal lieſ't man: dem geliebten Könige Maximilian Joſeph I. ſein treues Volk im untern Donaukreiſe. Am 16. Hornung 1824.

Im Hintergrunde: Wie die Geſchichte ſeine Thaten, ſo möge das Metall ſein Bild den kommenden Geſchlechtern überliefern.

Parallel an beiden Seiten ſind die Buchſtaben M. J. in einem Sternenkranz.

Dem Monumente gegenüber iſt die impoſante Domkirche mit ſchönen Kolonnaden, hübſchen Altären und herrlichen al fresco Malereien; der Plafond iſt hoch und beſonders fleißig gemalt.

Nun ſchweben wir am Zauberbande der Phantaſie auf einem Tyroler Floße aus den pittoresken Ufern von Paſſau, durchſchneiden die Silberwogen des Inn, und ziehen bei heiterem Himmel zwiſchen Nadelhöhen dahin.

In H a f n e r z e l l iſt die Grenze von Baiern. Hier wurde gelandet. Die Gensdarmen von Baiern ſehen ſehr gut aus; ihre Uniform iſt grün mit rothen Aufſchlägen; überhaupt iſt das baieriſche Militär weit ſchöner und kräftiger als das Sächſiſche, das in proteſtantiſchem Kontraſte ziemlich dem Päbſtlichen gleicht; wenn man aber unſere ungariſchen Hußaren, Grenadiere, und böhmiſchen Dragoner betrachtet, ſo erſcheinen freilich Jene geſammt als Knaben in militäriſcher Rüſtung. Die öſterreichiſche Dienſtzeit von 14 Jahren macht wohl tüchtige Männer; iſt aber doch zu viel, indem der ausgediente Mann, wenn er zurückkehrt zu ſeinem Heerde, meiſt ein unnützes Mitglied der bürgerlichen Geſellſchaft wird; 6 Jahre hingegen wie in Baiern iſt zu wenig, da bei dieſer kurzen Dienſtzeit die Armee meiſt aus Rekruten beſteht. 9 Jahre dürfte die richtige Mitte ſein.

Es war ein köſtlicher Morgen, keine Wolke trübte den Himmel, die Vögel ſangen und lieblich ſchlugen die Wellen an den Floß. Vom Zollamte zu Engelzell fuhren wir 4 Stunden bis nach N e u h a u s, wo auf waldigen Höhen ein Fürſt Taxiſches Schloß romantiſch ſituirt iſt. Hier erweitert ſich das Thal, durch das die Donau in breiten Spiegeln dahinfluthet.

Von Neuhaus fährt man in 3 Stunden nach Linz. Bei A ſ p a ch, einem ſchönen Flecken, am weſtlichen Ufer der Donau iſt majeſtätiſche Gegend, in ſüdlicher Ferne von ſchneebedeckten Gebirgshäuptern geſchloſſen. Die ſchönſten Punkte außer Aſpach ſind: nördlich die Schlöſſer S ch a u m b u r g, S t a u f f e n und W a l d ſ e e, ſüdlich auf einem hohen Bergthrone die Feſtung von Linz.

Bei G a t t e n h e i m, 1 Stunde vor Linz, macht die Donau ſtarke Wellenbewegung, indem ſie in einem engen Thalbette dahinzieht. Ein herrliches Panorama ſchwimmen dem Auge die Hochgebirge bei I ſ ch e l und G m u n d e n vorüber.

Ueberraſchend iſt die erſte Anſicht von Linz.

*) Das P a r l a m e n t hatte es endlich erhalten; aber — jetzt in 1866 iſt „halt“ bald Alles zu End.

Digitized by Google

Zwiſchen felſigen Nadelholzbergen zieht der breite Strom hin, an beiden Ufern dehnen ſich neben Geländern die Straßen, an Felſen ſchmiegen ſich die Häuſer der Vorſtadt, unter denen mehre Bäder ſind, die Feſtungswerke umſchlängeln die Berge und bilden eine gleichſam unbezwingbare Schutzwehr der Stadt; die Kirchthürme am Feſtungsberge ragen himmelan, und die ſchönſten Hochflächen ſchlingen einen weiten maleriſchen Halbgürtel um die ſtromgetheilte Stadt.

Plötzlich oft im Leben der Wechſel der Dinge, ſchnell oft der Uebergang von Luſt zu Schmerz, von Schmerz zur Luſt; ſo der Sturm, welcher kurz bevor Staubwolken durch die Lüfte trieb und mit grauſem Regen den Tag in Nacht verwandelte. Es lächelt die Sonne wieder; ich eil' ihrem freundlichen Wink entgegen und freue mich nach einem frohen Nachmittag der fernen Freundin bei ſtiller Nacht ein Bildchen von Linz zu entwerfen.

Nachts.

Eine Anzeige des Bartholomeo Feſtorazzi über ein großes Blumenfeſt zur Aloyſiusfeier, mit glänzender Tulpen- oder chineſiſcher Schirmbeleuchtung, machte mich auf den Volksgarten aufmerkſam. Ich ging hinaus und fand dort eine zahlreiche Verſammlung aus allen Ständen in bunten Gruppen beiſammen. An drei Seiten ertönte Muſik in dem geſchmackvollen Haine, welcher, nach dem Wiener Volksgarten angelegt, zuerſt im Jahre 1829 eröffnet wurde. Viele Orangenbäume und Blumen ſind an den Wegen ſymetriſch geordnet und die Bauten ſowohl wie die Anlagen ſind hübſch, nur konnte mir nicht gefallen, daß kein offener Punkt zur freien Anſicht der majeſtätiſchen Schneehäupter von Steiermark gewählt wurde. Ich theilte dieſes Mißfallen dem Inhaber des Gartens Hrn. Feſtorazzi mit, und er verſprach durch Wegräumung einiger Bäume dieſe entzückenden Lichtpunkte zu öffnen.

Die Promenade in Linz iſt ein anmuthiger Ort; wo man aber ſtatt der eleganten Welt, die an Promenaden gerne ſieht und geſehen ſein will, meiſt Ammen, Kinder und Hunde findet. Freilich wandelt das ſchlichte Menſchenkind zwiſchen Hunden und Kindern oft angenehmer und ſicherer, als im Schooße raffinirter Drehpuppen, dacht ich, und kehrte durch das Landhaus, dem Regierungsgebäude und dem Rathhauſe vorüber, zum Adler zurück.

Obwohl mich im Landſtädtchen Theater, unter Leitung von Nenfeld und Börnſtein das eben angezeigte Stück „das Schloß Lichtenwalden in Graubünden" gar nicht anſprach, ging ich doch hinein, um das Haus zu ſehen. Es iſt geräumig; war aber ziemlich leer. Ich wohnte eine Weile den gräßlichen Räuberſcenen bei, ließ mir die Ohren vollſchießen, und verließ etwas ärgerlich die mißhandelte Thalia.

Es iſt eine herrliche Nacht — meiner Sehnſucht Seufzer ziehn zu den Sternen hin. Ach, dort ſoll ja ein guter Vater wohnen. Welch' unlösbares Räthſel iſt und bleibt trotz aller wiſſenſchaftlichen Enthüllungen dieſe Welt! — Auf den Schwingen der Nacht ſendet Adorinen ſeine Küſſe der Freundſchaft

Ludwigh.

Wien, 18. Juni 1834.

Welle ſchlägt um Welle über, im Strome der Alles hinfluthenden Zeit. Wie viel entzückende Bilder rauſchten nun wieder, liebe Gräfin, dem bewegten Lebensnachen vorüber; und fortleben ſie, im Spiegel der Erinnerung. Ja, Lieben und Reiſen heißt Leben! Dieſes Leben wie vielſeitig, oft wie herrlich öffnet es Dem ſein Füllhorn, der nicht gebannt ſteht im einförmigen Kreiſe des alltäglichen Treibens. Freudig ſehe ich dem Herbſte des Lebens entgegen, wo all jene Eindrücke, all jene Erſcheinungen des Frühlings und des Sommers vom Phantaſieengürtel feſtgehalten, das ruhige Herz beleben werden. Würde noch der Traum einer ſorgenfreien Exiſtenz im Schooße häuslichen Glückes realiſirt; ſo hätte ich mehr im Leben erreicht, als der kühne Geiſt des Jünglings je zu wünſchen es wagte.

Dem Städtchen Ens — mit dem Auerſperg'ſchen Schloß Enseck — vorüber, ſchifften wir bei günſtigem Wetter nach Mathauſen, das ſeiner großen Salzmagazine und der dortigen vortrefflichen Granitſteinbrüche wegen merkwürdig iſt. Auch hier hat man den majeſtätiſchen Anblick der ſteiermärkiſchen Gebirge. Von Ens nach Grein iſt die Gegend minder romantiſch; doch iſt die Lage dieſes Städtchen am Fuſſe einer felſigen Anhöhe ſehr maleriſch. Eine halbe Stunde von Dornau, zwiſchen Grein und dem ſogenannten Hausſtein — einem morſchen Burggemäuer iſt der Strom (Strudel), und eine viertel Stunde von da zwiſchen dem Hausſtein und dem am nördlichen Felsgeſtade liegenden Dorfe Nikolaus iſt der Wirbel. Sechs eine halbe Stunde von Linz. Die Donau macht da heftige Wellenbewegungen, und weiß der Steuermann die ſichere Fähre nicht, ſo verſchlingen die wirbelnden Wogen das Schiff. Flöße ſchwimmen am ſicherſten durch. Der Wirbel iſt in einem anmuthigen Thale, mit Nadelwäldern und den Dörfern Nikolaus und Seiblingsſtein geſchloſſen. Ein und eine halbe Stunde fährt man zwiſchen monotonen Bergen, dann öffnen ſich wieder impoſante Partieen. Die Pforte dieſes großen Saales bilden an den beiden Geſtaden, ſüdlich Donaudorf, mit einem freundlichen Schloſſe, nördlich gegenüber auf einer Anhöhe Perſenbeug, das Luſtſchloß des Kaiſers von Oeſterreich; in öſtlicher Richtung hinab iſt das große Verſorgungs-Haus, mit dem Städtchen Ybs, und gegenüber in grauer Ferne lugten aus einem Wolkenſchleier die Zwillingsthürme des Wallfahrts-Ortes Maria Taferl, ſüdöſtlich von Maria-Zell.

Das Thal von Pechling nach Melk iſt herrlich. Sehr maleriſch iſt die Lage dieſes Fleckens an der Donau, welche hier die Melk aufnimmt. — Die Abtei, auf einem felſigen Granithügel erbaut, iſt das prächtigſte Stiftsgebäude in Niederöſterreich und hat eine ſchöne Kirche, eine Bibliothek, Münz-, Konchilien- und Mineralien-Sammlung, eine theologiſche Lehranſtalt und ein Konvikt.

Eine halbe Stunde von Melk öffnen ſich, wieder am rechten Felsgeſtade der Donau zwei maleriſche Punkte, ein neues, ſchönes Schloß in Seiſſenſtein, und neben auf einem Felspoſtament eine Kirche. Auch bei Spitz iſt es ſehr romantiſch. Heitere Dörfer, Weinteraſſen bis auf den höchſten Rücken der Berge, Saaten und Gärten und Ruinen alter Raubſchlöſſer gewähren da manch intereſſantes Bild. Auf einem der höchſten Felsgipfel erhebt ſich das Kloſter von Getweig, und impoſant bietet ſich dem entzückten Auge das Felsſchloß Dür

Digitized by Google

reuſtein dar, wo einſt Richard Löwenherz 15 Monate lang gefangen ſaß. Hier macht die Donau bedeutende Krümmungen, und man wird bald durch die pittoreske Landſchaft der beiden Städtchen Stein und Krems, am Saume eines weinbeſäten Berges, überraſcht.

Wahrlich, die Fahrt auf der Donau iſt ein Wechſel der ſchönſten, der erhabenſten Landſchaftsbilder, welche den Freund der Natur ſüß dahinwiegen am Spiegel des Stromes.

Dem Helden Schmidt, der 1805 bei Dürrenſtein geſtorben iſt, hat man zu Krems ein kleines Monnment mit einer großen Inſchrift errichtet.

Qui giace Tiziano — fiel mir aus Italien ein; wie kurz! Im Namen nicht im Schwulſt der Worte liegt die Kraft und der Werth des großen Mannes.

In Nußdorf wurde gelandet, und nachdem Floß und Päſſe gemuſtert waren, auf einem Arm der Donau hinein in die Region der Leopoldſtadt geſteuert.

Hier ſitze ich denn wieder beim goldenen Lamm auf der Wieden. — Wie doch das menſchliche Herz ſo ſchwach iſt, liebe Gräſin; das fatale Liebes-Protokoll! Giebt es denn wirklich Demone, die den Sterblichen nach ihrem unabänderlichen Willen leiten, u. ſo manchen ſchwärmeriſchen Trubadour überirdiſch bei der Naſe führen? Beſſer wäre es geweſen zu den Steppen von Beſſarabien zu wandern, die ſo wunderthätig das liebekranke Herz durch die Quinteſſenz von Bulgaren, Wallachen und Tataren heilen ſollen. Noch ganz in Phantaſie getaucht, all jene geſehenen Bilder der Reiſe im Herzen wiegend, fällt mir ein Theaterzettel in die Hände. — K. K. Hofburgtheater: das Liebesprotokoll — k. k. Hoftheater: die Nachtwandlerin. Einen eigenen Zauber hatte für mich die Nachtwandlerin, und überdieß zog mich auch Pantomie und Muſik weit mehr an, als jenes Luſtſpiel; aber wie eine Himmelsflamme tauchte plötzlich die ſehnende Frage auf: ob ſie denn nicht in Wien ſei*)? Iſt ſie da, folgerte die Liebe, ſo kann ſie im Theater ſein; doch in welchem? Im Burgtheather antwortete ein Demon — und fort zog es mich, unwiderſtehlich fort zur Burg.

*) Comtesse Betty Sigray.

Das Liebesprotokoll öffnete ſich — d. h. das Luſtſpiel begann, aber ein Trauerſpiel lebte in mir, und der Komet war darin fixe Idee. Coſtenoble, Löwe und Alles um mich ſchien ein todtes Tapetengebilde; und Dies aber noch mehr, als plötzlich das Auge oder vielmehr das Herz ein Weſen neben der Hofloge erblickte, das die glühende Phantaſie ſogleich erkannt hatte.

Der Liebe letzte Strahl erbleicht allmählig; die Leidenſchaft hat über den Geiſt keine hinreichende Gewalt mehr, am innern Frieden zu nagen, und ſo ſelige Augenblicke auch zuweilen dem Schwärmer der Liebe ſüßer Schmerz gewährte, freue ich mich doch, bald wieder frei zu fühlen, und, ferne von ſchmachtendem Hinbrüten einer fixen Idee, frei zu handeln. Und dieſe Freiheit, dieſe Harmonie zwiſchen Herz und Geiſt wird dann einſt doppelt ſüß ſein, umtüncht vom Zauber der Erinnerung. Der Mann ſoll nicht klagen, heißt es, ſondern zürnen und handeln; das geziemt den Göttern und allen Starken.

Güns, 18. Juni 1834.

Seid gegrüßt ihr grünen Wipfel, rief ich den Pappeln zu, als ich meine friedliche Klauſe wieder betrat. Säuſelt Ruhe dem Pilger, deſſen Herz zu ewiger Ebbe und Fluth beſtimmt zu ſein ſcheint, ſäuſelt ihm Ruhe. Ruhe? — wo außer erſehntem Kleinode des Herzens auch noch Sorgen drücken, und dem thätigen Geiſte noch lange kein Strahl des Beſſerwerdens blinkt, dort iſts wohl noch ſchwer an Ruhe zu denken. Muth denn alſo im Kampfe! ruft eine Stimme aus mir. — Geld — elendes Geld, du könnteſt wohl dem Sklaven die Feſſeln zerſprengen? du wäreſt wohl zu erhalten; doch nicht alle Mittel heiligen den Zweck, und leider die Edelſten führen am ſchwerſten zum Ziele! „So leb denn wohl, du ſtilles Haus" – höre ich eben unter meinen Fenſtern kleine Mädchen ſingen. – Wer hat euch Kleinen dies Lied gelehrt? Der Ton greift ſo tief ins Herz; kaum angekommen, ſendet ihr mir ſchon wieder Töne des Lebewohls herauf. — Ja, ja, fort, weit fort — wird es wohl heißen; doch – kömmt Zeit, kömmt Rath.

Ein Blut, das leicht in den Adern kreiſt, ein Geiſt zur Heiterkeit geſchaffen; ein Herz voll Liebe — und ein freier offener Sinn für alles Edle, Große, Schöne, durch die Verhältniſſe gleichſam an Ketten geſchmiedet, iſt mein Loos. Selbſt zur ſo nahen Freundin darf ich nicht hineilen, um Luſt und Weh an ihr Herz zu legen. Zeit! liegt in dir der Zauber, ſo jenes Band zu löſen vermag? o, daß ich es nicht zerhauen kann, frei und glücklich ſein in Freundſchaft und Liebe; doch die Fäden ſind ſo zart, ſo wirr um Herz und Ehre geſponnen, daß der Verſtand an kein Löſen, an kein Zerhauen zu denken vermag. Ich bin oft zerfallen mit mir und der Welt, in der Unendlichkeit des Innern gähnt eine Leere zuweilen, die nirgends für lange Befriedigung findet; wohl iſt der Geiſt frei und thätig, doch lange nicht ſo, als er es ſein könnte, u. die Thierheit, welcher ſich kein Sterblicher ganz entſchwingen kann, nicht entſchwingen ſoll, ſeufzet im Joche der Entſagung, ſo daß Seele und Herz nicht ſelten in hirnloſe Manie verſinken, und den Zuſtand des Lebens unerträglich machen. Wohl bin ich meiſt heiter, aber dieſe Heiterkeit iſt krankhafter Zuſtand, welcher nur zu raſch nach den Genüſſen in Lethargie entartet. Kein Weſen, kein einziges Weſen, dem ich mich ganz mittheilen könnte. Leben will Leben, der todte Buchſtabe genüget nicht, Herz will Herz. O, des unſeligen Geſchickes, das Geiſter eint und Körper trennt!

In meiner Bruſt, liebe Gräſin, giebt es nur Uebergänge von höchſter Seligkeit zu namenloſer Apathie, Sturmakkord, nie ne ſtille Harmonie. Jedes Auge ſieht anders, jedes Herz fühlt anders, jedes Geſchöpf ſtrebt nach etwas Anderem, und die Abſtufungen des menſchlichen Geiſtes gleichen nach Misley einem wirren Spinnengewebe. Hat der Topf ein Recht zu fragen, Meiſter, warum haſt du mich ſo gemacht? Die Lerche läßt der Inſtinkt den Luſtkreis durchwirbeln. Der ſtolze Menſch mit ſeinem paradoxen freien Willen ſteht hingebannt in die Schranken der Nothwendigkeit — ſein höchſtes Ziel iſt am Ende dennoch eitel, ſein höchſtes Wiſſen: — ich begreife es nicht. — Man ſoll aber dennoch nach dem Höchſten ſtreben, das Beſte wol-

ſen und nicht zittern und nicht zagen, wenn eine Welt in Trümmer fällt. —

Ihr Feeund in Liebe

Ludvigh.

Für die Fackel.

Bibliſche Blumenleſe

im Gebiete des Widerſpruches, des Abſurden und des Obſcönen.

Am Anfang ſchuf Gott Himmel und Erde. 1. Buch Moſ. B. 1.

„Und die Erde war ohne Foem und leer." 1. B. Moſ. 2.

Gott ſchuf den Menſchen nach ſeinem eigrnen Ebenbild. 1. B. M. 27.

„Und der Herr ſprach: ſiehe der Menſch iſt geworden wie Einer von uns." 3. B. M. 22.

„Wer kann dem Herrn gleichen?" Pſalm 89. 6.

Gott ſpeach zu dem Menſchen: du magſt von jedrm Baum im Garten eſſen. 1. B. Moſ. 16.

„Und er ſtellte im Oſten des Gartens Cherubinen auf mit feurigem Schwerdt, um den Weg zu dem Baum des Lebens zu verſperren." 1. B. M. 3. 24.

Am erſten Tag ſchuf er den Himmel, indem er das Licht von der Finſterniß ſchied. 1. B. M. 4.

„Er machte den Morgen und den Abend am zweiten Tag." 1. B. M. 8.

Gott ſegnete ſie und ſprach: ſeid fruchtbar und mehret euch. 1. B. M. 28.

„Geſegnet ſind die Unfruchtbaren." Luk. 23. 29.

Gott ruhte von aller ſeiner Arbeit. 1. B. M. 2.

„Der Vater arbeitet fortwährend." Joh. 5. 17.

Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei. 1. B. M. 18.

„Es iſt nicht gut ein Weib zu berühren." 1. Cor. 7.

Das Weib ſah bevor es aß. 1. B. M. 3. 6.

„Ihre Augen werden geöffnet, nachdem ſie gegeſſen." 1. B. M. 3. 7.

Kain wird durch Gott bezeichnet, damit ihn Niemand tödte. 1. B. M. 4. 16.

„Wer Blut vergießt muß ſterben." 1. B. M. 9. 6.

Ich will Menſchen und Thiere vertilgen, ihree Sünden wegen. 1. B. M. 6. 7.

„Ich werde die Erde nicht wiedre veefluchen, und kein lebendes Weſen, des Menſchen wegen vertilgen." 1. B. M. 8. 21.

Saat und Erndte ſollen nie aufhören. 1. B. M. 8. 22.

„Sieben Jahre ſoll keine Erndte ſein."

Die Völker der Heiden werden nach ihrer Sprache vertheilt. 1. B. M. 10. 5.

„Auf der ganzen Erde waltet nur Eine Sprache." 1. B. M. 9. 1.

Arphazat zeugte Salah. 1. B. M. 11. 13.

„Arphazat zeugte Canan. Luk. 3. 36.

Es reute Gott, daß er Menſchen gemacht hat. 1. B. M. 6. 6.

„Gott iſt kein Menſch, der lügt, noch der Sohn eines Menſchen, der Etwas bereut." 4. B. M. 23. 19.

Jakob nannte den Platz Peniel; denn ich ſah Gott von Angeſicht. 1. B. M. 32. 30.

„Kein Menſch ſoll mein Angeſicht ſehen." 2. B. M. 33. 20.

Er nannte den Platz Berſeba; denn ſie ſchworen beide. 1. B. M. 21. 31.

„Du ſollſt nicht ſchwöeen." Math. 5. 34.

Es umgürte ſich Jeder mit dem Schwerdt und tödte jedee Mann ſeinen Brudee, ſeinen Feeund, ſeinen Nachbar. 2. B. M. 32. 27.

„Gott iſt die Liebe." 1. Joh. 4. 8.

„Du ſollſt nicht tödten." 2. B. M. 20. 13.

Erſchlage Amalek und vernichte Alles was ſie haben, Männer und Weiber, Kinder und Säuglinge, Ochſen und Schaafe, Kameele und Eſel. 1. Sam. 15. 3.

„Gott iſt nicht der Urheber der Verwirrung, ſondern des Friedens." 1. Cor. 14. 33.

Siehe Gott macht die Erde leer und verwüſtet ſie. Jeſ. 14. 1.

„Die Erde iſt voll der Güte Gottes." Pſalm 33. 5.

Jakob habe ich geliebt und Eſau gehaßt. Röm. 9. 13.

„Gott kennt kein Anſehen der Perſon." Apoſtelgeſch. 10. 34.

Ich, euer Gott bin ein eifriger Gott, der die Sünden der Väter beſtraft an den Kindern. 2. B. M. 20. 5.

„Der Sohn ſoll nicht die Sünden des Vatees verantworten, noch der Vater die des Sohnes" Ezekiel 18. 20.

Du ſollſt das Weib deines Bruders nicht entblößen. Lev. 18. 16.

„Ihres Mannes Bruder ſoll zu ihr gehen und ſie zum Weibe nehmen." 5. B. M. 25. 5.

Ihr ſollt die Egypter plündern. 2. B. M. 3. 22.

„Du ſollſt deinen Nachbar nicht betrügen, noch beſtehlen." 3. B. M. 19. 13.

Moſes hatte Furcht. 2. B. M. 2. 14.

„Moſes hatte keine Fuecht." Hebr. 11. 27.

Ich habe dich gemacht zum Gotte Pharaos. 2. B. M. 7. 1.

„Du ſollſt keine anderen Götter neben mie haben." 2. B. M. 20. 3.

Gott antwortete mit ſeiner Stimme. 2. B. M. 19. 19.

„Du haſt ſeine Stimme nie gehört." Joh. 5. 7.

Du ſollſt den Sabbath heiligen. 2. B. M. 20. 8.

„Die Prieſter können ihn nach dem Geſetz unbeſtraft entheiligen." Math. 12. 5.

Du ſollſt den Gerechten nicht tödten. 2. B. M. 23. 7.

„Ich (Gott, der Herr) will den Gerechten und den Böſen vernichten." Ez. 21. 3.

Er wird den Schuldigen unter keinee Bedingniß freiſprechen. 2. B. M. 34. 7.

„Er rechtfertigt den Gottloſen." Römer 4. 5.

Es ſtarben an der Peſt 24,000. 4. B. M. 25. 9.

„Es ſind daran blos 23,000 geſtorben." 1. Cor. 10. 8.

Michal hatte kein Kind bis zu ihrem Tod 2. Sam. 6. 23.

„Die fünf Söhne von Michal." 2. Sam 21. 8.

Iſrael ſoll ſich ſchämen. Hoſ. 10. 6.

„Mein Volk wird ſich nie ſchämen." Jo 2. 26.

Ich habe zu David geſchworen, daß ſei Saame nicht ausſteeben u. ſein Thron w

Digitized by Google

meine Sonne fortbeſtehen ſoll. Pſalm 59., 35 und 36.

„Du haſt ihm ſeinen Ruhm genommen und ſeinen Thron vernichtet.“ Pſalm 59. 44.

Das Gebet eines Gerechten iſt viel werth. Jam. 5. 16.

„Es giebt keinen Gerechten, auch nicht Einen.“ Röm. 3. 10.

Elias fuhr in einem Wirbelwind in den Himmel hinauf. 2. Cor. 2. 11.

„Und kein Menſch iſt in den Himmel hinaufgeſtiegen.“ Joh. 3. 11.

Der Herr war mit Juda — und er vertrieb die Bewohner aus den Gebirgen, konnte aber die Bewohner des Thales nicht hinaustreiben; denn ſie hatten Wagen von Eiſen. Richt. 1. 19.

„Bei Gott ſind alle Dinge möglich.“ Mark. 10. 27.

Weisheit iſt der größte Schatz; ſtrebe nach Weisheit und Vernunft. Sprichw. 4. 7.

„In der Weisheit liegt viel Sorge, und wer ſeine Kenntniſſe erweitert, vermehrt ſeine Leiden.“ Col. 1. 18.

Auch lüget das Vertrauen Iſraels nicht, und bereuet nicht; denn nicht Menſch iſt Er, um zu bereuen. 1 Sam. 15. 29.

„Gott reute es, daß er Saul zum König über Iſrael geſetzt hat.“ V. 35.

Wenn Ihr auch des Betens viel macht, höre ich nicht. Joſ. 1. 15.

„Betet unabläſſig.“ Theſ. 11. 17.

Wer ohne Geſetz geſündigt, wird auch ohne Geſetz umkommen. Röm. 2. 12.

„Wo kein Geſetz iſt, da iſt auch keine Uebertretung.“ Röm. 4. 15.

Nun tödtet alle Männliche unter den Kindern, und alle Weiber, welche einen Mann erkannt im Beiſchlaf, tödtet! 4. B. M. 31. 17.

„Du ſollſt nicht tödten.“ 2. B. M. 20. 14.

Alſo leuchte euer Licht vor den Leuten, daß ſie eure guten Werke ſehen und euren Vater im Himmel preiſen. Math. 5. 16.

„Hütet euch, eure Gerechtigkeit zu üben vor den Leuten, um von ihnen geſehen zu werden, wo nicht, ſo habt Ihr keinen Lohn bei eurem Vater im Himmel.“ Math. 6. 1.

Ich ſage euch, daß man dem Böſen nicht widerſtehen ſoll. Math. 5. 39.

„Widerſteht dem Teufel (dem Böſen), ſo wird er von euch fliehen.“ Jak. 4. 7.

23

Richtet nicht, damit Ihr nicht gerichtet werdet. Math. 7. 1.

„Wiſſet Ihr nicht, daß die Heiligen die Welt richten werden?“ Kor. 6. 2.

Schaffet euch keine Taſche auf den Weg, noch zwei Röcke, noch Schuhr, noch Stab. Math. 10. 10.

„Er gebot ihnrn, daß ſie Nichts auf den Weg nehmrn, denn allein einen Stab.“ Mar. 6. 8.

Und ſiehe zwei Blinde, die am Wege ſaßen. Math. 20. 30.

„Saß ein Blinder am Wege.“ Luk. 18. 35.

Sehr früh kamen ſie an das Grab, als die Sonne aufgegangen war. Mark. 16. 2.

„Kömmt Maria Magdalena, zum Grab, als es noch finſter war. Joh. 20. 1.

Und ſahen einen Jüngling zur Rechten ſitzen. Mark. 16. 5.

„Sieht zwei Engel ſitzen in weißen Kleidern.“ Joh. 20. 12.

Erwirket euch die Speiſe nicht, die vorzüglich iſt. Joh. 6. 17.

„Wer nicht arbeiten will, ſoll auch nicht eſſen.“ 2. Theſſal. 3. 10.

Die Welt kann euch nicht haſſen. Joh. 7. 7.

„Weil Ihr nicht von der Welt ſeid, darum haſſet euch die Welt.“ Joh. 15. 19.

Die Juden ſprachen (zu Pilatus), uns iſt nicht erlaubt Jemanden hinzurichten. Joh. 18. 31.

„Die Juden antworteten ihm: „wir haben ein Geſetz und nach dieſem muß er ſterben.“ Joh. 19. 8.

Kein Geſchöpf vermag uns zu ſcheiden von der Liebe Gottes in Jeſu Chriſto, unſerm Herrn. Röm. 8. 39.

„Denn ich wünſche ſelbſt verflucht und geſchieden zu ſein von Jeſu Chriſto.“ Röm. 9. 3.

Ihr ſeid um theuren Preis erkauft; werdet nicht Knechte der Menſchen. Eph. 6. 5

„Was ein Jeglicher Gutes gethan, wird vergolten, er ſei Knecht oder freier.“ Eph. 6. 5.

Traget Einer des Andern Laſten. Gal. 6. 2.

„Ein Jeglicher wird ſeinr Laſt zu tragen haben. Gal. 6. 5.

Und Gott verſuchte Abraham. 1. B. M. 22. 1.

„Gott iſt unverſuchbar zum Böſen; verſuchet aber auch Niemanden.“ Joh. 1. 13.

Sie werden ihre Schwerter zu Pflugſcharen und ihre Spieße zu Sicheln machen; — nicht lernen ſie fürder den Krieg. Proph. Micha 4. 3.

„Ihr werdet hören von Krieg u. Kriegsgerüchten; — es wird Volk wieder Volk aufſtehen.“ Math. 24. 6. 7.

“Da ſtieg hinauf Moſe und Aaron ꝛc. und ſie ſchauten den Gott Iſrael; er legte aber nicht die Hand an die Edlen und ſie aßen und tranken. 2. B. M. 24. 8. 10. 11.

„Der König der Könige, der allein Unſterblichkeit hat, den kein Menſch geſehen, noch ſehen kann.“ 1. Tim. 6. 16.

Wähnet nicht, daß ich gekommen bin, Frieden zu bringen. Math. 10. 34.

„Da er Frieden verkünden ließ durch Jeſum Chriſtum.“ Apg. 10. 36.

Alle, die das Schwert ergreifen, werden durch das Schwert umkommen. Math. 26. 52.

„Eure Lenden ſeien umgürtet.“ Luk. 12. 35.

Wer nicht haſſet ſeinen Vater, ſeine Mutter, und Weib und Kinder, und Brüdern und Schweſtern, ja auch ſogar ſein Leben, kann nicht mein Jünger ſein. Luk. 14. 26.

„Ehre deinrn Vater und deine Mutter, denn das iſt das erſte Gebot mit Verheißung.“ Eph. 6. 2.

„Ihr Männer liebet eure Weiber.“ Eph 6. 25.

„Ihr Weiber, ſeid unterthan euren Männern.“ Eph. 5. 22.

„Niemand hat je ſein eigen Fleiſch gehaßt.“ Eph. 6. 29.

Wer läſtert wieder den heiligen Geiſt, erhält keine Vergebung in Ewigkeit, ſondern iſt des ewigen Gerichtes ſchuldig. Mark. 5. 29.

„Ein jeder, der da glaubet, wird gerechtfertiget.“ Apoſtelg. 10. 38.

Gott ſalbrt Jeſum mit dem heiligen Geiſt, heilend Alle, die überwältigt waren vom Teufel. Apg. 10. 38.

Die Teufel bitten ihn, ſie in eine Heerde Schweine zu treiben; er that es und die ganze Heerde kam um im Waſſer, in das ſie hinrinſtürzte. Math. 8. 32.

„Schmiede nicht gegen deinen Nachbar Böſes.“ Spr. Sal. 3. 29.

Betaſtet mich und ſehet! Lukas 24. 39.

Digitized by Google

„Rühre mich nicht an; denn, noch bin ich nicht aufgeſtiegen zu meinrm Vater!“ Joh. 20. 17.

Ich und der Vater ſind Eins! Joh. 10. 30.

Alles was der Vater hat, iſt mein. Joh. 16. 15.

„Eloi, eloi, lamina, ſabachthani, d. h. Mein Gott, mein Gott, warum haſt du mich verlaſſen?!“ Mark. 15. 34.

„Mein Vater iſt größer als ich.“ Joh. 14. 28.

Liebet eure Feinde! Thut wohl Denen, die euch haſſen! Luk. 6. 27.

„Jene, meiner Feinde, die mich nicht zum König über ſich haben wollen, bringt hieher und erwürget ſie vor mir.“ Luk. 19. 27.

Wir halten dafür, daß der Menſch durch den Glauben gerechtfertigt wird, ohne durch des Geſetzes Werke. Römer 3. 28.

„Ihr ſehet alſo, daß der Menſch durch Werke gerechtfertigt wird, nicht allein durch den Glauben.“ Jak. 2. 24.

Es ſchwindet die Wolke und fährt hin: alſo, wer zur Unterwelt ſinkt, ſteigt nicht wieder empor. Heob 7. 9.

„Und die Gräber thaten ſich auf und viele der Entſchlaſenen ſtanden auf.“ Math. 27. 52.

Da kam Jehova herab, um die Stadt und den Thurm zu ſehen. 1 B. M. 11. 5.

„Bin ich denn Gott aus der Nähe, ſpricht Jehova, erfüll ich nicht Himmel und Erde?“ Jeremia 23. 23. 23. 24.

Und es ſtarb alles Vieh der Egypter. 2. B. M. 9. 6.

„Und die Egypter jagten nach und kamen alle Roſſe Pharao's hinein in's Meer.“ 2. B. M. 14. 23.

Du ſollſt dir kein Bild machen, noch irgend ein Gleichniß! 2. B. M. 20. 4.

„Und mache zwei Cherubs von Gold!“ 2. B. M. 25. 18.

Debora, eine Prophetin, richtete das Volk Iſraels. Rich. 4. 4.

„Einem Weibe zu lehren, geſtatte ich nicht, noch ſich ein Anſehen anzumaaßen über den Mann.“ 1. Tim. 2. 12.

(Gott), der in unzugänglichem Lichte wohnt. 1. Tim. 6. 16.

„Jehova hat beſchloſſen, zu wohnen im Dunkel.“ 1. B. der Kön. 8. 12.

Er erſchlug 50tauſend und 75 Mann, weil ſie die Lade Jehova's angeſchaut. 1. B. Sam. 6. 19.

„Barmherzig iſt der Herr und mitleidig.“ Jak. 5. 11.

Der Teufel ging weg vom Angeſichte Jehova's und ſchlug Hiob (den Guten) mit böſen Beulen von der Fußſohle bis zu ſeiner Scheitel. Hiob 2. 7.

„Und wer wird euch übel thun, wenn Ihr dem Guten nachſtrebet?“ 2. B. Pet. 3. 13.

Der Engel ſprach zu ihr: Der heilige Geiſt wird über dich kommen, und die Kraft des Höchſten dich überſchatten. Luk. 1. 35.

„Du ſollſt nicht ehebrechen!“ 2. B. M. 20. 14.

Jehova ein barmherziger und gnädiger Gott, langmüthig und reich an Gnade und Treue. 2. B. B. 24. 6.

„Ein eifernder und rächender Gott iſt Jehova und voll Grimmes.“ Nah. 1. 2.

Dieſe wenigen hier zuſammengeſtellten Widerſprüche ſind ſo ſchlagend, ſo deutlich, daß nur die craſſeſte Dummheit eines gedankenloſen Leſers ſie nicht „mit Händen greifen“ kann. Da hilft auch keine Subtilität einer Interpretation, mit dem ſophiſtiſche Theologen das „Wort Gottes“ von Widerſpruch und Abſurdität retten wollen. Ein Rokokko der grauen Vorzeit, eine Compillation vieler obſcurer Schreiber jener Zeit, eine höchſt unzuverläſſige hiſtoriſche Quelle, das iſt die Bibel!

Den erwähnten Widerſprüchen fügen wir noch einige andere Blüthen bei, um zu beweiſen, daß dieſe ſogenannte heilige Schrift nicht nur nicht Gottes Wort iſt, ſondern aus Schulen verbannt und dem lüſternen Auge der Jugend entzogen werden ſollte.

Hören wir! In der Offenbarung Joh. 11. 8. heißt es: „Den Feigen und Ungläubigen (!) und Sündern und Mördern und Hurern und Zauberern und Götzendienern und Lügnern wird ihr Theil ſein im Pfuhle, der wie Feuer und Schwefel brennt, der zweite Tod.“

O, Menſch, der Dieſes ſprach oder ſchrieb, dir fehlen blos die langen Ohren, um dem Eſel würdig an die Seite geſtellt zu werden!

Und welche Charaktere ſind jene Männer Gottes, deren Namen politiſche Pfaffen und heuchleriſche Prediger von der Kanzel herab preiſen, indem ſie Männer wie Thomas Paine, Voltaire und ſonſtige freie und edle Männer verdammen?!

Noah war nach 1. B. M. 21 beſoffen in ſeinem Zelte, er entblößte ſich dort, und Canaan's Vater, Ham, Noah's Sohn, beichtete es ſeinen Brüdern; worüber Noah, als er nüchtern ward, ausrief: Verflucht ſei Canaan, ein Knecht der Knechte ſei er ſeinen Brüdern! Und dieſen Menſchen ließ Jehova, der heiligen Sage nach, dreihundert und fünfzig Jahre nach der Sündfluth leben.

Abraham gab ſein Weib für ſeine Schweſter aus und verkuppelte ſie dem Pharao. Seine Frau Sarah war lange Zeit unfruchtbar und ſo großmüthig, daß ſie ihm den Rath gab ihrer Magd Hagar beizulegen. Der alte Abraham willigte ein und Hagar gebar ihm einen Sohn, Iſmael. Dieſer Abraham läßt ſich in ſeiner Unwiſſenheit durch Gott verſuchen, ſeinen geliebteſten Sohn Iſaak als Brandopfer hinzuſchlachten und vor der gräßlichen That warnte ihn die Stimme eines Engel's Jehova's. Welcher Begriff von einem Gott! Welche Grauſamkeit! Welche Dummheit!

Lot's Geſchichte mit ſeinen Töchtern iſt zu bekannt, um ſie hier zu erwähnen. Jakob log, indem er ſagte, er habe Gott geſehen. Moſes ſchlug einen Egypter todt. David war ein Lügner und Ehebrecher. Salomon mordete ſeinen Bruder Adoniab. Jeremias belog eine Prinzeſſin auf Geheiß Zedeziah's. Ezekiel hat Excremente gefreſſen, deſſen Anblick ſelbſt Ekel erregt. Jeſus war furchtſam; er ſpielte den Zauberer, indem er einen Feigenbaum verfluchte. Er trieb 2000 Schweine, die fremdes Eigenthum waren, in die Fluth, wo ſie erſoffen. Die treuloſe Juda hurte, nach Jer. 3. 9., und trieb Ehebruch mit Stein und Holz. Die Fürſten Iſrael's ſind, nach Cap. 22. V. 6 u. ſ. w., befliſſen, Blut zu vergießen, ſie entblößten des Vaters Schaam, beſchlaſen die Weiber in ihrer Unreinigkeit, Jeder treibt mit dem Weibe des Andern Greuel, Jeder beſchläft ſeine Schweſter und Schwiegertochter. Verläumder werden ſie genannt und Wucherer. „Eine ſaubere Sippſchaft!“

Nach Joel 3. 8. gab man einen Knaben hin für eine Hure und um Wein verkaufte ſie das Mädchen. Moſes aber befahl, laut 2. B. 22. 21., daß man eine Braut, bei der die Jungferuſchaft nicht bewieſen werd

Digitized by Google

konnte, vor die Thüre ihres Vaters führe, u. die Leute ihrer Stadt ſollen ſie ſteinigen, daß ſie ſterbe. „Der ſanfte, der weiſe Moſe!“

Schließlich ſage ich noch, was kann man von einem einſt rohen Volk der Juden erwarten, deſſen Gott, nach der Schilderung der Bibel, als das größte Scheuſal erſcheint? Was von chriſtlichen Prieſtern und Predigern unſerer, ſogenannten aufgeklärten, Zeit, welche die Bücher jenes Volkes den Kindern und Gläubigern als „heilige Schrift“ empfehlen?!

Cholera-Gedanken.

Von Samuel Ludvigh.

Geſchrieben am 19. Auguſt 1866.

Des Geborenwerdens erſter Angenblick
Iſt der erſte Augenblick des Todes,
Thier' und Menſchen haben ihr Geſchick —
Und in hehrem Glanz des Morgenrothes
Schimmert eines ew'gen Wechſels Strahlengold
In der Stoffveränderung nothwend'gem Sold.

Schon im Mutterleibe ſtirbt ſo manches Kind,
Und, wie Eintagsfliegen, kaum geboren,
Wie das zarte Blatt wird dingeweht vom Wind,
Sterben Myriaden; doch verloren
Geht im All', dem majeſtät'ſchen Weltenſtrom,
Nicht das kleinſte Theilchen vom Atom.

Was ſind hundert Jahre im endloſen Raum,
Die höchſt ſelten nur ein Menſch erreicht?!
Ein Moment, ein flüchtig hingeſchied'ner Traum,
Eines Tons Verhallen, der entfleucht,
Wenn die Saite ſpringt, und zittert, wogt und bebt,
Unſichtbar im Re der Harmonieen ſchwebt.

Warum ſollte man den Tod wohl fürchten, wenn
Er blos Uebergang zu neuem Leben?
Warum zittern, wenn wir an der Pforte ſteh'n,
Wo die Parzen unermüdlich weben
Und die endlich aufgeſpoßte Spanne Zeit
Eine Linie kaum der finſtern Ewigkeit? —

Warum hadern mit der heiligen Natur,
Die, bedingt durch eigene Gebote,
Schafft, mit Blumen ſchmückt die Erdenflur,
Neues Leben wecket aus dem Tode,
Der die Form zerſtört, um aus ihr neue Form
Vorzubringen durch's Geſetz der eig'nen Norm?!

All' das Böſe bringt nur er, der Menſch allein,
Durch des Wahnes und des Laſters Gierde
In des Lebens flüchtigen Moment hinein;
Er entſtellt der Erde ſchönſte Zierde
Durch der ſchnöden Furcht und eitlen Hoffnung Trug:
Statt der Wahrheit huld'gend Wahn und Lug.

Nicht zufrieden, was die Muttererde beut,
Haſcht er ſtets nach Dem, was ferne liegt,
Hofft auf Morgen und verſcherzt das Glück von Heut',
Wuchert, heuchelt, betet und betrüget,
Jagt und ringt als wär ſein kurzes Erdenſein
Blos ein Labyrinth für Trübſal und für Pein.

Nie ſich ſelbſt erkennend, ſtets des Andern Fehl
Rügend, kennt er weder die Gebote,
Noch den Geiſt, der frei und kühn und ohne Hehl,
Stets zerſtörend wirkt und aus dem Tode
Friſches Sein gebärt und Neues ſtets erſchafft,
Wenn das abgelebte Alte weggerafft.

Er, der — Sclave und Despot zugleich — ſich beugt
Vor dem Starken und den Schwachen drücket;
Der ſich knechtiſch vor des „Gottes Zorne“ neigt,
Und ein Teufel ſich am Weh entzücket,
Das er Anderen durch Bosheit und durch Trug,
Neid- und haßerfüllt, kalt ohn' Erbarmen ſchlug.

Er, der auf des mächt'gen Königs Aufgebot
Sich als Schlachtvieh in die blut'gen Reihen
Stellt, um blindlings ſich Verſtümmelung und Tod
Für des Fürſten Thron und Macht zu weihen,
Wird zum Feigling, wimmert, klaget, betet, zagt,
Wenn der Tod durch Krankheit an dem Leben nagt.

Menſchen morden und verſtümmeln in der Schlacht,
Iſt dem Thoren eine Ehrenſache;
Doch wenn die Natur ihn ſelbſt von dannen rafft,
Hadert mit dem Himmel er, der Schwache,
Glaubt durch Opfer, Sühne, Buße und Gebet
Käm' die Reue für Verbrechen nie zu ſpät.

Ein Atom, hält er, der aufgeblähte Thor,
Sich für Gottes Ebenbild auf Erden,
Der ihn blos für Liebe auserkor,
Doch wenn Leiden drücken und Beſchwerden,
Wenn Natur dem Sterblichen mit Sterben droht,
Aechzt und bebt der Feige vor dem nahen Tod.

So ſieht man auch jetzt, wo ſich die Cholera,
Die geheimnißvolle Unbekannte,
Ihre vielen Todesopfer, fern und nah,
Auf der See, in Städten, auf dem Lande
Wählet, wie der Stolz ſich vor ihr neigt
Und die Angſt die Menſchen niederbeugt.

Und die Furcht iſt's, ſo das Uebel noch vermehrt,
Dem Vernünft'ge ruhig ſich ergeben,
Wenn es um ſich greift und ſchonungslos verheert,
Weder Reichthum ſchont, noch junges Leben;
Denn da gilt kein Anſehn der Perſon,
Da iſt's gleich, ob Hütte oder Thron.

Jene Thoren, die an Völlerei gewöhnt,
Die zu ſchwelgen im Genuß nicht ſcheuten,
Sind jetzt, ach, durch Angſt mit Mäßigkeit verſöhnt.
Ja, man ſieht ſie ſelbſt das Beſte meiden,
Fürchtend ſelbſt der Früchte ſüßen Duft,
Aengſtlich ſcheuend Waſſer, Speiſe, Luft.

Wer gewohnt an Ordnung die Geſetze kennt,
Die ihn mit Organiſchem verbinden,
Wird das Feu'r nicht tadeln, weil die Flamme brennt,
Wird nicht freveln, ſondern Ruhe finden,
Wenn der Horizont mit Stürmen ſich umtrübt,
Und Gefahr den Menſchen überall umgiebt.

„Herr, Dein Wille ſoll geſchehen,“ ſprach einſt Chriſt,
Doch die Chriſten fürchten ſeinen Willen.
Nur der Weiſe, der das Leben frei genießt,
Fügt ſich der Natur und denkt im Stillen:
„Ein Atom kehr' nach des Lebens flücht'gem Glück
Ich in das Atomenall' der Welt zurück.“

Menſchen lernet leben, machet euch vertraut
Mit dem Tod, vor deſſen ernſten Zügen
Einer ew'gen Stoffverwandlung es euch graut!
Lernet Weisheit, meidet Trug und Lügen!
Wollt Ihr euch des flücht'gen Daſeins wahrhaft freu'n,
Müßt Ihr ohne Furcht und Grau'n dem Tod euch weih'n!

Der Luxus.

Von Julius Weber.

Luxus, Ueppigkeit iſt der Gegenſatz von Bedürfniß und als Uebermaß nie gut; ohne Geſchmack artet er aus in Schwelgerei, welche phyſiſche und moraliſche Entnervung, ekelhaften Egoismus und Ehrloſigkeit im Gefolge führt. Niemand hat noch Befriedigung des Hungers und Durſtes oder eines dritten noch dringenderen Bedürfniſſes Luxus genannt, nur in der Art und Weiſe der Befriedigung und im Verhältniß unſerer Mittel liegt der Luxus, der dann erſt unmoraliſch wird durch

Digitized by Google

Kolliſion mit höhern Pflichten, die wir ihm opfern. — Der Luxus fragt nicht: Ueberſteigt die ausgeſuchte Art, deine Bedürfniſſe zu befriedigen, nicht die Einnahme? wird das, was ich habe, auch bis ans Ende reichen? kann nicht Unglück kommen? geht das Glück deiner Familie nicht verloren? paßt auch dein Aufwand zu deiner Stellung in der bürgerlichen Geſellſchaft? wenn man in Gottes Namen — heimliche Schulden macht und ſich heimliche niederträchtige Peellereien erlaubt?

Der Menſch iſt halb Geiſt, halb Körper; ganz Körper iſt er in den erſten Zeiten der Kultur, und will er auch ganz Geiſt ſein, ſo tritt Ueberfeinerung ein und Verfall. Nur ein gehöriges Verhältniß macht die ſchöne männliche Kultur, die der Staat durch weiſe Leitung der Bevölkerung, durch Verhinderung allzuvolkreicher Städte, durch Kolonien und grade auch durch Hinderniſſe eines weitgehenden Luxus befördern kann. Dem Staat iſt der Luxus mehr vortheilhaft als ſchädlich, weil der Wohlſtand arbeitender Klaſſen dadurch gewinnt, und es braucht keiner Aufwandsgeſetze, wenn über Fleiß und gute Sitten gewacht wird, die Nation mehr erwirbt als verzehrt, und der Wohlſtand nicht vorübergehend iſt oder auf zufälligen veränderlichen Umſtänden beruht. Der Staat kann in Hinſicht Einzelner ruhig ſein und hat ſeine Pflicht erfüllt; eingebildete Bedürfniſſe machen auch eingebildete Unterſchiede zwiſchen den ſchwachen Menſchen. Arm war ſonſt, der ſich nicht ſatt eſſen und nicht kleiden konnte — jetzt aber, wer ſich nicht nach der Mode kleiden, weder Equipage noch Bedienten halten, keine ſchönen Zimmer und Mobilien und Theaterlogen haben und kein Haus machen kann! Reich iſt nur in den Augen des Philoſophen der, welcher mehr hat, als er braucht, Genügſamkeit natürlicher Reichthum — Luxus erkünſtelter Armuth.

Melon, Mandeville, Hume, Home, Stewart, Genoveſi ꝛc. ſind Lobredner des Luxus; Montesquieu, Pinto, Helvetius, Plouquer ꝛc. ſeine Tadler, denn ſie unterſcheiden nicht den Luxus der Staaten und Einzelner, öffentlichen und Privatluxus und ſahen mehr die moraliſchen Nachtheile, als die politiſchen Vortheile. Die Alten zwangen die Sklaven zur Arbeit; uns zwingt Luxus dazu und macht uns ſelbſt zu Sklaven und noch mehr. Der Ausruf: „Es koſtet mich auch was Ehrliches!“ koſtet gar oft die — Ehrlichkeit ſelbſt! Oeffentlicher Luxus belebt den Kunſtfleiß und iſt nützlich, wir müßten denn zu Lykurgs Eiſengold, ſchwarzem Brei und Hekoten zurückkehren wollen; aber der Luxus des Einzelnen oder der Mißbrauch des Reichthums iſt ein Uebel. Bequemlichkeitsluxus muß man ſchon gelten laſſen bei fortſchreitender Kultur; aber das Bedürfniß des Ueberflüſſigen oder der Luxus der Eitelkeit iſt ſtets ſchändlich, richtet ſich aber auch wieder nach den Verhältniſſen. Ariſtipp, der 50 Drachmen für ein Rebhuhn zahlte, konnte mit Recht den tadelnden Schreiern: „Höchſtens 3—4 Obolen!“ ſagen: „50 Drachmen ſind mir, was euch 3—4 Obolen.“ Mandeville in ſeiner berühmten Bienenfabel hat die Nützlichkeit der Laſter im Staate erwieſen. Was würde aus Handel und Marine ohne Geiz? was wären Künſtler und Schneider ohne Eitelkeit? was Soldaten ohne Ehrgeiz? was Schloſſer ohne Diebe? was ohne Laſter alle drei Fakultäten?

Allzugroßer Hang zu Genüſſen ſucht ſich mit Pflicht u. Vaterland möglichſt abzufinden und giebt, um in ſeiner Sinnlichkeit nicht geſtört zu werden, Gold und Goldeswerth, anſtatt Geiſteskräfte und Leben, und einen bloßen Goldſtaat wirft der erſte Windſtoß über den Haufen. Luxus des Volks war ſtets Zeichen des abnehmenden, nicht des zunehmenden, Wohlſtandes, u. Aufwandsgeſetze haben das Verderben nie abgeſtellt, ſondern bloß auf Schleichwegen in neues Verderben geführt. Das beſte Aufwandsgeſetz iſt — das Beiſpiel des Regenten; iſt dieſer und ſein Hof einfach, ſo ſind es auch die höheren Stände, und dieſe wirken wieder zurück auf das Volk, wie wir unter unſern Friedrichen und Joſephs ſahen und unter dem letzten Markgrafen von Baden. Und ſo dachte auch Henri IV., der freilich einen Sully hatte.

Aus dieſem Geſichtspunkte ſcheinen die Alten den Luxus betrachtet zu haben und nannten ihn daher Luxus, Luxatio, Verrenkung. Die Neuern ſahen ihn zwar auch als Unkraut an, das aber nicht wohl ausgerottet werden kann, wenn das Kraut, unter das es ſich miſcht, nicht darunter leiden ſoll; ſie wollen alſo das Unkraut nur beſchränken. — Neue leichtſinnige Botaniker behaupten, daß es eigentlich gar kein Unkraut gebe, und haben die Stimme der Weiber für ſich; denn gar viele, die *Damen* geworden ſind, halten Spitzen für nöthiger als Hemden, und ſchöne Mobilien und Kupferſtiche für nöthiger als Mehl, Holz und Lichter — denn jene ſieht man, dieſe nicht, und wozu Kaſtenvorrath, wenn man Kredit hat? Manche halten ſich ſogar für Haushälter, wenn ſie ohne Licht ſchlafen gehen, im Sommer ſelbſt ohne Licht zu Abend eſſen und im Winter ſelbſt recht zeitig niederlegen und recht ſpät aufſtehen, um das Ofenfeuer zu ſparen; aber das Tageslicht koſtet ſie wieder weit mehr in Gärten und auf der Kegelbahn. In Zeiten der Ueppigkeit hat das ſchwächere Geſchlecht noch ſtets das ſtärkere verführt; das Weib iſt Kind geworden, und der Mann Weib, und Beide Sklaven der Sinnlichkeit. Deutſchland verbrauchte 1819 an Kolonialwaaren 172 Millionen Gulden, nämlich allein für Kaffee, Chokolade, Thee, Zucker, Tabak und Gewürze, 52 Millionen für italieniſche, franzöſiſche und andere Seidenwaaren, Wein und Luxusartikel, allein 130 Millionen für engliſche Waaren, = 350 Millionen Gulden für lauter Entbehrlichkeiten, nicht daran zu denken, daß jeder Zuckerhut einem Schwarzen, und jede Perlenſchnur einem Taucher das Leben koſtet, wie jede Louisnacht bei Maintenon vielleicht hundert — Hugenotten!

Das Glück eines Staates beſteht in Tugend oder guten Sitten, die den Einzelnen glücklicher machen als Reichthum, und aus Einzelnen beſteht der Staat; *Einfachheit* iſt der Weg dazu, und ſie herrſchte, wo man noch rief: „Herr König, Gott verleihe Dir langes Leben!“ noch vom ſeligen Herrn ſprach, ſeine Verwandten uneigennützig liebte, wie eigene Kinder, und mehr handelte, als ſchwatzte. Unſere Alten machten *Stiftungen*; jetzt ſchlägt ſich der Arme mit Hunger, Wind, Wetter und Bettelvögten und ſtirbt *auf dem Schub* — man bemitleidet ihn und geht in — *Spitalkeller*. Lykurg trug das ganze Jahr Einen Rock, und Phocion lehnte das Geſchenk Alexanders von hundert Talenten ab, holte ſich ſelbſt Waſſer und wuſch ſich ſelbſt die Füße. Juan de Caſtro, Generalgouverneur des portugieſiſchen Indiens, hinterließ — drei Realen und eine Geißel. Unſere

Digitized by Google

Staatsdienee ziehen ſich zurück auf ihre Güter mit fetten Penſionen; der Staat lebte ſonſt von ſeinen Bürgern, jetzt lebt ein Viertel derſelben vom Staate!

Jene Zeiten gefallen mir, wo der Landgraf Philipp von Heſſen für ſeinen Sohn hundert Thaler Koſtgeld zahlte auf der Schule; ich zahlte einem Predigee achtzig Gulden auf dem Gymnaſium (1782) für Koſt und Logis, und es war beſſer als jetzt für dreihundert Gulden, ſtudirte mit vierhundert Gulden, und jetzt brauchen die Herrchen eben ſo viel auf dem Gymnaſium. Mir gefallen die Zeiten, wo der Hofſnde dem Kurfürſten Joachim von Brandenburg ſeine Rechnung einreichte: „Für das Hurenkind Magdalenchen,“ Guſtav Adolph u. Carl XII. vor dem Heere beteten und ſangen, und Eliſabeth dem Geſandten Henri's IV. zum Beweiſe, daß ſie den Heirathsantrag aus Staatsgründen ablehne und aus Furcht zu mißfallen — ihr weißes Knie zeigte — der Geſandte küßte es und entwaffnete ihren Unwillen durch die Worte: „Mein König hättr es auch gethan!“ Dem Hofe Carls von Burgund verdanlen wir die verlorene Einfachheit der Höfe und dafür ihren koſtbaren Glanz. Offenbar verbeeitete ſich der Luxus der Höfe auf den Mittelſtand und die Beamtenwelt. Die einfachen großen Männer meiner Zeit ſind dahin, ſelbſt im Mittelſtand — wie mein unbedeutender Großvater, deſſen Tiſchblatt eine große Schiefertafel war, worauf er eechnete und mich auch eechnen ließ, um Papier zu ſparen.

Als der Großvater die Großmutter nahm,
Da wußte man nichts von Mamſell und Madam,
Die züchtige Jungfrau, das häusliche Weib,
Sie waren echt deutſch an Seel' und an Leib.

Als der Großvatrr die Großmutter nahm,
Da war ihr die Wirthſchaft kein widrigee Gram;
Sie las nicht Romane, ſie ging an den Heerd,
Und ihr Kind war mehr als ein Schoßhund ihr werth.

Als der Großvater die Großmutter nahm,
Da rief auch der Vaterlandsfreund nicht voll Gram:
O gäbe den Deutſchen ein holdes Geſchick
Die glücklichen Großmutter-Zeiten zurück!

Der alte und der neue Menſch verhalten ſich wie alte und neue Häuſer: die alten waren ſchmal, ohne Prunk, hatten aber viele Tiefe und Bequemlichkeiten — man denke nur an die vielen Kämmerchen (Abtritte), an die Fenſterchen in der Küche, an die Warmſtübchen hinterm Ofen, an die Oeffnung in ein oberes Zimmer — die neuen haben eine ſtattliche Façade, wenig Tiefe, und Bequemlichkeiten müſſen der Schönheit weichen. Unſre Altrn bauten ſo dicht und feſt, daß wir weit mehr Zeit brauchen, den Bau abzubrechen als einen neuen aufzuführen: ſie dachten an die Nachkommen; wir bauen ſo leicht, daß das Haus kaum Schutz gegen Hitze und Kältr gewährt, und ſo ſchnell, daß die Mauern gerade ſo dicht ſind, daß ſie nicht zuſammenfallen in unſern Tagen. Alles geht auf Schein hinaus — die Tapeten haben vielleicht dazu beigetragen — man möchte der geheuchelten Tugend das aufrichtigſte Laſter vorziehen. Vormals war doch noch die Rede vom Vaterland und ſeiner Freiheit, ſelbſt da, wo man die Leibeigenen als Schanzkörbe betrachtetr und dafür die Pferde bepanzerte; dir Jahre 1813 und 1814 verſprachen viel, aber noch jetzt gilt es mehr Glück oder Brod zu ſuchen, und was einſt zum Helden machte, macht zum — Narren, und an manchen Orten könnte ſich ein guter patriotiſcher Redner ſtatt des Kreuzes — eiſerne Ringe verdienen!

Welche Veränderung habe ich nicht ſelbſt erlebt in Hinſicht der Sitten und zähle erſt ſechsundſechzig Jahre! In meiner Jugend ſpeiste man um elf Uhr zu Mittag und ging dann wieder an die Arbeit, jetzt um ein Uhr, denn die Hausfrau iſt Dame geworden, die nicht ſchicklich vor neun bis zehn Uhr aufſtehen kann; und noch vornehmer iſt eine Sieſta, und nach dieſer geht es zu einem Ausflug oder zu einer Gaſterei. Wo ſoll Zeit herkommen, ſich der Wäſche anzunehmen? serin in crastinum — fragt in acht Tagen wieder nach! Es kommen kalte Herbſttagr, kein Stecken Holz im Vorrath — und nun gar nähen und flicken und ſpinnen, wozu ſind denn die Näherinnen und Dienſtmädchen? Meine gute ſchöne Mutter ſaß noch Abends mit den Mägden freundlich am Spinnrocken, während Andere am Spieltiſche ſitzen, die weit weniger Bildung haben; ſie beſorgte die Küche, machte Lichtee und Seife und Brod, und zwiſchenhinein Kleidchen für die Kinder. Sie verſtand mehr Franzöſiſch als mein Vater, der mir nie anders rief als Charles, denn er war am Hofe geweſen, meine Mutter auch, ſie rief aber ſtets: Carl. Einer der Mörder König Albrechts, von der Wardt, lebte noch drei Tage auf dem Rade, und ſeine Frau ſaß unter dem Rade, bis er todt war — welche eiſerne Stirne und Nerven! Warum machte ſie nicht eine Zerſtreuungs- oder Betäubungsreiſe und ſah ſich nach einem Andern um? An großen Städten iſt die Zeit ganz zur Unzeit geworden, daher der ältere Pitt, einſt zu einee ſolchen Unzeit zur Mittagetafel eingeladen, ſich entſchuldigen ließ: „daß er bereits für die nämliche Stunde ein Abendeſſen angenommen habe.“

Das armſeligſte Städtchen hat jetzt ſein Caſino, wohin ſelbſt Kinder kommen, die ſonſt in der Schule ſaßen. In langen Winterabenden beſuchten ſich gute Freunde auf Bier und Tabak, und die Frauen mit ihren Spinnröcken auf Obſt, Nüſſe und Hutzelbrod; an einem ſchönen Tage ging man ebenfalls einmal auf ein Dörfchen, und wir Kinder trugen Kaffer, Zucker und Wecken nach. Die Kindee mußten um acht Uhr zu Bette ſein; am Sonntag ging Alles in die Kirche und mußte ſchon am Vorabend ſich ſtille verhalten, jetzt aber iſt der Sonntag der wahre Schwärmtag, dem mehe als ein blauee Montag nachfolgt, und Sonntagskleidee und Werktagskleider einerlei. Knaben und Mädchen wurden in die abgelegten Kleider der Eltern gekleidet, jetzt muß Alles funkelnagelneu ſein. Noch führe ich im Hauſe die Taſchentücher, die mir meine Mutter mit auf die Schule gab, ſelbſtgemacht, und vertauſchte ſie nicht gegen oſtindiſche, zumal die Mode abgekommen iſt, die Zipfel aus der Taſche hangen zu laſſen. Jener Schuſter belnieriemte ſeinen Jungen, dem er aus ſeinen altrn zwanzig Jahre getragenen Hoſen neue machen ließ, daß ſie in den erſten acht Tagen zerriſſen waren — das war ein Extrem der alten Welt! In meiner Jugendzeit kannte man kaum ſilberne Taſchenuhren, goldene waren ſchon Luxus, und Repetiruhren nur in den Ta-

ſchen des Adels, die niedern Klaſſen führten gar keine und hielten ſich an die Kirchenuhr; jetzt tragen Knäbchen, die noch kaum leſen und ſchreiben können, Uhren. Knaben, die ſeelenfroh waren, wenn ihnen Papa oder Mama einen Kreuzer Sonntags ſchenkte, betrachten jetzt höhniſch einen Sechſer oder Groſchen, und Mädchen gehen mit Shawls und ſeidenen Mänteln in die Schule, die ſonſt erſt der Bräutigam der Braut verehrte. Der Oheim aus jenen Zeiten wollte ſeinem Nieeechen von ſechs Jahren aus jetziger Zeit ein Bieberröckchen zum Chriſtgeſchenk machen laſſen von dem nämlichen Bieber, den er ſelbſt trug, die Mama belehrte ihn aber, daß ſolches von Merino mit Sammt ſein müßte, und ſo blieb das Mädchen — ohne Ueberrock.

Der Mägdelohn iſt jetzt verdoppelt, und ſie kleiden ſich wie ſonſt Frauen, was nicht anginge, wenn ſie nicht nebenher mit einem Kapitälchen wucherten, das ſie nie verlieren können. Von männlichen Bedienten wußte man im Mittelſtand noch nichts, ſo wenig als von Köchinnen, denn dieſe machten die Hausfrauen. Jetzt iſt auch ein männlicher Bediente nothwendig, deſſen Lohn man aber ſtehen und zu Kapital anwachſen läßt, das man nicht bezahlt. Vor einigen Jahren habe ich einen ſolchen Bedienten dadurch von Verzweiflung gerettet, daß ich ihm heilig verſprach, er ſolle ſeine 200 fl. und zwar mit Zinſen in meinem Teſtamente finden, die ich ihm eher gönnte als lachenden Erben, und werde Wort halten. Ich erinnere mich mit Vergnügen, daß noch mit meinem Großvater die Mägde zu Tiſche aßen; an ihrem ganzen Leibe war gewiß kein Seidenfaden zu finden; indeſſen jammerte doch der Vater Abraham zu Wien, daß der Atlas, der ſonſt die ganze Welt getragen habe, jetzt von jedem Stubenmädchen auf dem Rücken getragen werde. Jetzt nimmt man ſogar Anſtand, die Kinder in die Schule zu ſchicken; wo möglich muß ein eigner Hauslehrer gehalten werden. „Sie haben einen Hauslehrer angenommen?" fragte ich eine Amtsdame. „Ja — einen Hofmeiſter!" ſagte ſie ſchnippiſch.

Im Mittelſtand ſah man nur Sonntags Braten auf dem Tiſche, nur Sonntags gab es Kaffee und Semmel zum Frühſtück, und in der Woche nur Waſſerſuppe, worüber allenfalls die Mama bei guter Laune Milch goß — jetzt iſt alle Tage Sonntag. Kam Beſuch, ſo gab es eine Schüſſel weiter, aber keine Trattamente wie jetzt — zweierlei Gemüſe — zweierlei Braten, Fiſch und Krebs, zweierlei Auflauſe, ſüße und ſaure, und ſtatt des Obſtes oder gedörrter Nüſſe und Zwetſchgen — Zuckergebackenes, Creme, fremden Wein, Punſch und Spiel. Unſere Alten waren ſparſam und doch gaſtfrei; wir laſſen mehr auftragen und trattiren, damit man davon rede und das Silber ſehe, worauf es vorzüglich einem gewiſſen Geheimenräth ankam: „Wenn ich dies wichtige Geſchäft geendet habe," ſagte er mir, „gebe ich ein großes Diner, Sie müſſen auch kommen." Natürlich kam ich nicht. Das Allerwidrigſte bei ſolchen Mahlen, die ſonſt nur Fürſten gaben, iſt mir die Rede der eiteln Hausfrau: „Sie müſſen eben mit Hausmannskoſt vorlieb nehmen!"

Wo ſonſt ein Reit- oder Dienſtpferd war, das nebenher die Viehmagd verſehen mußte, iſt jetzt noch eine Equipage mit einem Johann, den der Herr lange nicht ſo oft ruft als Madame. Söhne und Töchter, wenn ſie wohin wollten, wußten nicht anders, als daß ſie den Weg unter die Füße zu nehmen hätten, u. die Söhne auf Schulen erhielten ſtatt Pferde oder Wagen einen Boten, der ihre ſchwarze Wäſche und Kleidung zu tragen und ſie zu begleiten hatte in die Ferien. Der höchſte Wunſch einer Amtsdame, die durchaus ihre Stellung vergaß, war ſchöne Equipage, ſtatt des einfachen Dienſtpferdes, um rufen zu können: „Johann ſpann ein!" Johann ſpannte ein, und das ſo oft, daß endlich die Gläubiger ausſpannten, und der Mann ins Zuchthaus kam. Wenn man ſonſt aufs Land ging, ſo ging man auch; unſere Redensart: „Es geht," ſollte uns aufs Wort merken machen, und noch mehr: „Es geht nicht," bevor es wirklich nicht mehr geht. Geht nicht ſelbſt der König zur Armee oder in das entfernteſte Seebad? und geht nicht der Admiral ſogar auf die Flotte?

Die Geräthe von Tannenholz ſind in die Geſindeſtube verwieſen, die man früher gar nicht kannte, ſo wenig als ein beſonderes Speiſezimmer und beſondere Zimmer für Herr und Frau, für den Herrn Sohn und Fräulein Tochter. Nur Mahagoni- und artiſtiſche Mobilien werden geduldet; aber unſer Kirſchbaumholz wäre wahrlich eben ſo ſchön, wenn es nur nicht einheimiſch und ſo gemein wäre. Sopha und Kanapee hat Großvaterſtühle verdrängt, wie Flügel das Klavier, wenn auch die Virtuoſin kaum ein paar Walzer klimpern kann. In meinem elterlichen, bürgerlichen aber wohlhabenden Hauſe gab es noch kein Sopha, das man jetzt bei Handwerkern findet; erſt als die Fräuleins heranwuchſen, mußte die Mutter, da der Vater entſchlafen war, ein Sopha anſchaffen, wie manche andere Dinge, die der Vater nach ſeiner Gewohnheit mit der Elle gemeſſen hätte. — Der Erfinder der Sopha's hat die Hälfte der Hörner auf ſeiner Seele. In den beſten, wohlhabendſten bürgerlichen Häuſern ſah man noch keine Tapeten, noch weniger Kupferſtiche, Gemälde und Antikenabgüſſe, höchſtens die Bildniſſe der Eltern und Freunde, und das oft nur en Silhouette, welche jetzt von den Kindern in die Rumpelkammer verwieſen ſind. „Und welcher Skandal, eine Ofenbank!" rief eine in eine Hauptſtadt verheirathete Tochter; wenn ſie erſt gewußt hätte, daß Philoſoph Meiners Ofenbänke für Zeichen ſklaviſcher Abkunft erklärt hat!

Unſere Väter und Mütter wußten noch nichts von Badekuren und Badereiſen in einer Badezeit — höchſtens von einem Hausbade im Waſchhauſe, wenn es der Hausarzt verordnete. Jetzt fährt man jährlich in Bäder zur bloßen Aufheiterung und Erholung, der Mann oft in ein beſonderes und das Weib in ein beſonderes Bad. Unſere Voreltern kannten nur Geſchäftsreiſen; jetzt will man Zerſtreuungsreiſen wegen des häuslichen Einerlei, und wo gerade Einſamkeit, um ſich zu ſammeln und zu bekennen: „Ich habe geſündiget!" und die ſtrengſte Oekonomie nöthig wäre, macht man ſogar echte — Betäubungs-Reiſen! Alte Chroniken liefern Wirths-Rechnungen reiſender Potentaten von wenig Thalern; jetzt brauchen wandernde Schuſter und Schneider oder gar die gelehrten Burſche eben ſo viel. Von Gulden zu ſprechen iſt kleinſtädtiſch; Dukaten, Louis ꝛc. nimmt ſich anders aus, Banquiers ſprechen gar nur von Millionen, wie Finanzminiſter, und Juden tragen den Werth ganzer Provinzen in der Taſche! Stickmuſter und Stickrahmen haben das Rad und den Spinnrocken, das Nähe- und

Digitized by Google

Strickzeug verdrängt, das nur für Mägde gehört, und Madame iſst und trinkt lieber ſchlechter, ſo lange ſie nicht ein Halbdutzend ſilberner Leuchter mit Wachskerzen aufſtellen kann, ſeit ſie ein beſonderes Speiſezimmer errungen hat, das dann Gelegenheit giebt, paar- und paarweiſe einzuziehen, wie ſie es — am Hofe geſehen hat. Mit dieſem unſerm Luxus ſteht es wie mit dem Glanz unſerer Stiefel: das engliſche Wix macht ſie aufſpringen im erſten halben Jahre; der Schmeer unſerer Alten glänzte nicht, erhielt aber die Stiefel aufrecht 5 bis 6 Jahrr. – Die Alten trachteten überhaupt nicht nach Glanz: meine Großmutter zeigte lieber ihre Schränke mit Weißzeug, als Silber und Mobilien; Jenes war Werkzeug ihres eigrnen Fleißes, letzteres unbedeutend, aber doch bezahlt, und dafür hatten ſie Kapitalien, ſtatt Schulden. Mein Großvater, Regiſtrator, als er ſeinen ledigen Bruder, Kaufmann zu Frankfurt, beerbte, wollte nun flotter lrben — er war aus Schwäbiſch Hall — dir Großmutter aber, eine Predigerstochter, ſagte: „Warum verdient Er nicht mehr? Warum hat Er nicht mehr gelernt? das Erbe und ſelbſt die Zinſen davon gehören unſern Kindern!“ – Dank dir, Großmutter, und deiner wohlthätigen Pantoffelherrſchaft!

Indeſſen thun die Verzierungen eines Hauſes den Augen wohl und ſind ganz in der Ordnung, wenn das Uebrige in Ordnung iſt; auch wird wohl der reinere Geſchmack der Griechen und Römer wieder die grotesken egyptiſchen Dinge verdrängen, die man Napoleon zu Ehren einführte, grotesk, wie die Butterbüchſe eines gewiſſen Arztes in Geſtalt eines Todtenkopfes, und das Etui einer Frau Nachbarin in Form eines Lichtüberreſtes. Der Geſchmack meiner Gegend proteſtirt zwar auch gegen meinen Pfeifrnkopf, der als Todtenkopf gemacht iſt; das iſt aber was Anderes, und der Geſchmack meines Freundes wird ohnehin nie allgemein werden, der ſeinen Nachtſtuhl aus neun ſcheinbaren Folianten gebildet hat, die ihm die Täuſchung gewähren, ſeine Nothdurft zu verrichten in — Moreris hiſtoriſches Wörterbuch, wovon er mehr Ehre hat als ein anderer eitler Mann, der ſtets Moreri auf ſeinem Pult aufgeſchlagen liegen hat — er nützt eben nicht Moreri viel ab, denn ich habe nach 14 Tagen denſelben Band und dieſelbe Seite aufgeſchlagen gefunden.

Wenig hörte man ſonſt an kleinen Orten von unehelichen Geburten, öffentlichen Dirnen und Ehebruch, und die, die ſich etwas zu Schulden kommen ließrn, wurden darum angeſehen; man ſprach wohl gar vom Zuchthauſe oder floh ſie — jetzt ſpricht man lachend von ihren Geſchichtchen; trotz der ſogenannten Hausfreundſchaften giebt es Mädchen, die in der Dämmerung gehorſamſt guten Abend wünſchen, und vor kleinen Dieben darf man ſich auch hüten, denn in dieſem Punkte ſind wir Spartaner geworden. Die franzöſiſche, engliſche und italieniſchr Sprache, Muſik, Zeichnen, Tanzen, Sticken ꝛc. hat die alten Lektionen in drr Rrligion und Kochkunſt, im Nähen und Stricken vertrieben; wo Theater und Caſino und Leſegeſellſchaft iſt, nimmt man Antheil, wie ſich von ſelbſt verſteht, und die Fräuleins müſſen wenigſtens ein Jahr in der Rrſidenz zugebracht haben. Alle jene Künſte bleiben zwar im Eheſtande liegen, aber die Künſtlerinnen werden darübrr weniger gute Weiber und Mütter als die Großmütter, die daher auch weniger — ſitzen blieben. Das Faux brillant iſt leider, Geiſt der Zeit!

Sonſt hattr man die Kinder ſtets vor Augen: jetzt hält man ein Kindermädchen, und die Kinder machen ſich Viſiten. Der alte Respectus parentelae,*) der ſonſt oft der Affenliebe oder Sorgloſigkeit der Eltern eine für die Aeffchen wohlthätige Diverſion machte, iſt hebräiſch; Oncle und Tante kommen ihnen ſo komiſch vor als Juden mit Bärten, und ſie ſind im Stande, ihnen den Eſel zu bohren bei Erinnerungen, oder gar alte Hausſimprl in ihnen zu ſehen, die man füttert, um ſie mit der Zrit ins Haus zu ſchlachten. Die Dienſtboten laſſen ſie oft herunterlaufen ſo meiſterhaft, daß ſie von der Geſellſchaft bewundert werden, wie Jünglinge von Weibern, denen ein junger Tambour lieber iſt als ein alter General, und Mädchen von ihren Seladons. Quintilian ſchon ſagte tadelnd: Schon dem Knaben muß man eine große Achtung bezeugen, deutſch: Jeder Friſchling, der von Univerſitäten, Reiſen oder Garniſon kommt, und jedes Fräulein, das in einer Penſionsanſtalt oder in der Hauptſtadt — verzogen worden iſt, ſollen alte, graue, hinter dem Ofen daheim ſitzende Leute, die nicht mehr wiſſen, was ſie herbrummen, in Ehren halten und wiſſen, wen ſie vor ſich haben — die Hoffnung brſſerer Zeiten!

Es giebt gar keine Kinder mehr! Eingeweiht in Alles, muß man ſie für voll nehmen, und was unſere groben Alten Naſenweisheit nannten, iſt eigentlich beſſer entwickelter Verſtand durch brſſere Studien, vorzüglich aber durch die Geſellſchaft, die ſie auch lehrt, die Furcht vor Eltern abzulegen, ſo abgeſchmackt als Geſpenſterfurcht.

Wie gräulich iſt der Abfall der Folgezeit!
Der Väter ſchlimmeres Volk als der Ahnen zeugt
Ein ärgeres Geſchlecht, das künftig
Eine verdorbnere Brut hervorbringt.

*) Das Verhältniß der Kinder zu drn Geſchwiſtern der Eltern.

Für die Fackel.

Der Traum einer Novize.

Von E. Porſch.

Es war um Mitternacht. Das tiefſte Schweigen
beherrſchte rings die klöſterlichen Schwellen;
des Mondes Licht, gebrochen von den Zweigen
der Eichen, konnte ſpärlich nur erhellen
der jungfräulichen Zellen engen Raum,
worin ich enden ſoll des Lebens Traum.
In heißer Andacht ſank ich vor dem Bilde
der Mutter aller Gnaden betend nieder;
erflehte mir von ihrer Macht und Milde,
daß ſie erſtarke meine ſchwachen Glieder
und mein, dem Frohſinn zugewandtes Herz
gefühllos mache gegen Opferſchmerz. —
Da drangen leiſe, nie gehörte, Klänge
ins Ohr mir, ähnlich zwar den Menſchenſtimmen,
doch lieblicher als unſre Chorgeſänge;
erſchien, ſie wollten wieder ſchnell verſchwinden
ein Blattgelispel, in des Windes Ton,
als, wie im Schlaf, die Sonne mir entflohn.

Doch ſchlief ich nicht. Ich fühlte mich erhoben
und meine Kraft durch liebeemacht gebunden.
Geſang vernahm ich deutlicher von oben;
das Richtbaee war nur für mich entſchwunden.
Ich war ganz Ohr in meiner Dunkelheit;
von abergläub'ger Furcht war ich befreit. —
Als ich das Auge endlich konnt erſchließen,
da ſtand vor mir die ſchönſte aller Frauen,
gewandlos, unverhüllt. Zu ihren Füßen,
zerbrochen, war das Krucifix zu ſchauen;
es ſtrahlte aus dem höhren Angeſicht
der Liebe und des Mitleids mildes Licht.
Sie ſprach zu mir mit zärtlicher Grbehrde
und mit der Zaubermacht des reinſten Tones:
ich bin, gleich dir, ein Kind der Mutter Erde
und war die Mutter eines Heldenſohnes,
den du als Gott verchrſt der dies Wort
ſo mißverſtand, wie Viele fort und fort.
Laß ab vom Grübeln übee ſchwere Leiden,
die der Gekreuzigte längſt überwunden!
den Wahn, dem er erlag, kannſt du vermeiden —
der Weg zum wahren Heil iſt bald gefunden,
wenn man nur Alles was die Seele kränkt
aus Kopf und Herzen muthig ſelbſt verdrängt.
Erwachend hier zum erſten Mal zum Leben,
im ſteten Kampf mit unbekannten Mächten,
erlernt der Menſch erſt ſpät, ſich zu erheben
zu der Eelenntniß von den Götter-Rechten
die ſeine Neigung ſind und ſein Beruf
für den die irdiſche Natnr ihn ſchuf. —
Aus einem Weſen Alles herzuleiten;
aus einem Paae die Gatlung zu erzougen;
zu Einer Heerlichkrit für alle Zeiten
den Willen der Unmündigen zu beugen;
die Furcht zu pflanzen in des Kindes Bruſt;
das Weib zu knechten zu des Knechtes Luſt; —
das waren göttliche Regierungskünſte
der erſten hochverehrten Staatengründer.

„Für uns ſind es nur ſchwache Hirngeſpinnſte
unwiſſender, doch ſtark gewordner Kinder.
Der Irrthum und der innere Widerſpruch,
das war des jungen Geiſtes Schickſalsfluch.
Ein Heer von Uebeln und von Mißgeſtalten;
ein kränkelndes Geſchlecht, mühſam zu pflegen, —
das waren Folgen von dem Heilighalten
der Ehe und von Gottes Kinderſegen.
Der Schwächre wird zuerſt der Wolluſt Raub,
vorzeitig oft der Mutterleib zu Staub. —
Geſundheit, Wohlgeſtalt, und ſelbſt das Leben
des Kindes, hat Natur dem Mutterleibe
vorzüglich anveetraut, und — Weisheit eben
des Mannes war es nicht, daß er dem Weibe
das gleiche Wiſſen, gleiches Recht entzog,
die Mutter Gottes und ſich ſelbſt betrog.
Nun frage nicht, ob Nonne, ob Hetäre,
nicht ſchlimmer ſei, als Hausfrau in der Ehe.
Wenn aus der böſen Wahl kein Ausgang wäre,
dann feeilich blieb uns nur ein wenig Wahn!
Die Liebe kennt den Zwang der Liebe nicht,
zum Kloſter, wie zur Ehe keine Pflicht.
Ihr nennt es Tugend unfrei ſich zu machen;
zu thun, zu laſſen, wie man einſt geſchworen;
die innern Triebe ſtrenge zu bewachen,
damit die Trene bliebe unverloren;
ſelbſt wenn die Treue Schmerz und Tod gebiert,
ſo heißt Euch Tugend, was zum Unglück führt;
die echte Tugend lehrt uns Uebel meiden
und Seligkeit durch Kraftgebrauch erringen.
Es iſt kein Sinn in jenen Tugend-Leiden,
von denen alte Hiobsliedee ſingen
Geduld im Leiden unverdienter Qual

iſt keines guten Geiſtes Ideal!
Die wahre Tugend kann auch Neigung werden,
denn böſee Wille wird nicht angeboren,
nur anerzogen durch die Pflichtbeſchwerden
und durch das ſchlechte Beiſpiel alter Thoeen.
Wer ganz bewußtlos in das Leben tritt
bringt guten nicht, nicht böſen Willen mit.
Habt nur erſt Muth zu inniger Verbindung
Ihr, die Ihr frei von ehelichen Pflichten;
dann folget bald der Muth zur Ueberwindung
der falſchen Scham; Ihr lernt dann, recht zu wiſſen.
Vollzieht in Euch Emancipation, —
dann ſprecht ſie aus und fürchtet krinen Hohn!
Du wurdeſt eingeweiht in wahres Wiſſen
und willſt dich opfern einem falſchen Glauben?
Es hat der Pflichtenſtreit dein Herz zerriſſen
weil Elternwahn die Freiheit dir will rauben.
Sei ſtark, und bleibe dee Vernunft getreu;
in ihrem Dienſt nur blüht das Glück dir neu!“ —
Hier weckte mich der Strahl der Morgenſonne
und vor mir — Freundin! — lag dein zärllich Schreiben,
das geſtern mich erfüllt mit Hoffnungswonne.
Du mahneſt mich, nicht länger hier zu bleiben?
Du bieteſt ein Aſyl mir? Zweifelſt kaum,
daß ich dir folge? — Antwort ſei — mein Traum!

Das neue Weltgericht.

Genug des Kampf's und Spiel's! Die Zeit iſt da
zu richten die Lebendigen und Todten!

Digitized by Google

So ſpricht der Geiſt. Das Himmelreich iſt nah
und ſendel allen Välkern Freudensbolen.
Vergebt die Schuld! Welch Unheil auch geſchah —
Veebrecher waren es die Straſen drahten.
Unwiſſenheit macht uns zu Menſchenfeinden
und theilte uns in lauſend Strafgemeinden.

Entkräftel denkend jedes böſe Wort,
waran ſich heften alle Nothgedanken!
Gedankennoth erfand Gedanlenmord
durch Auſbau vieier ſchwarzer Geiſtesſchranlen
in Büchern, Pergamenten. Immerſart
ertönt noch unerquicklich Schrei'n und Zanken.
Stalt eiſernd euch beim Warte feſtzuhalten
ſucht lieber neu das Leben zu enlfalten!

Befreit euch kühn von jedem Arbeltsfluch,
und ſchaffet „ahne Furcht und ahne Zittern"
was euch beglückt. An Stoffen habt ihr gnug.
Ihr dürft um „Mein und Dein" euch nicht zerſplittern.
Laßt euch durch Prieſter- oder Richter-Spruch
das Leben in Gemeinſchaft nicht verbittern!
Geſetze, Bibeln, Akten, tragt zuſammen
und macht ſie nützlich in des Oſens Flammen!

Erſchreckt nicht über dieſes Spruchegericht
und fürchtet nicht ein ſchleuniges Verderben,
wenn Niemand mehe durch Zwang- und Strafgericht
genöthigt wird um Arbeitslohn zu werben.
Die Trägheit iſt der Freiheit Tochter nicht;
wir konnten ſie nur von der Herrſchſucht erben.
Sie ſchlug den ſchwachen Arm in Sklavenbande!
verwandelnd Arbeitsluſt in Arbeitsſchande.

Vernichtet ſei der Herrſchaft ſchnödes Recht!
Wir wollen ihm ein heitres Grablied ſingen.
Es bleibt der Herr doch nur der Knechte Knecht;
nichts würd' ihm ohne ihren Arm gelingen
und Sllaveniteue — bliebe ſie auch echt —
kann Sargen wohl, doch keinen Segen bringen.
Tyraunen, unterm Schutz geſchwarner Henkee,
erbeben vor dem Worte freier Denker.

Veezweiſelnd an dee wahren Seligkelt,
die unterging in dem Geräuſch der Waffen,
hat ſchon in mythiſcher Veegangenheil
der Menſch den Zufall ſich zum Gatt erſchaffen.
Des Reichthums Glück gebar den innern Streit;
denn Geld und Gut ſucht Jeder zu erraffen;
der Wahnſinn trotzet den Naturgeſetzen
und fordert ewige Frucht von todten Schätzen.

Einmal gewichen aus der Sonnenbahn
verfällt er knechtiſch dem Geſetz der Schwere —
der junge Geiſt in ſeinem Götterwahn;
und immer ſchneller ſtürzt er durch die Leere
des Lügen-Himmels, wenn nicht Retter nah'n —
herab, — ein Ikarus, — bis in dem Meere,
worin der athemloſe Leib verſchwindet,
der Tiefgefallne ſterbend Ruhe findet.

Erneuert die zerſtörte Harmanie
der Seele mit des Leibes heil'gen Trieben!
Eeſetzet nicht der Jugend Phantaſie
durch das Gebol: „Gott mehr als ſich zu lieben."
Ein weiſes Beiſpiel nur lehrt ohne Müh,
die Selbſtbeherrſchung freudig auszuüben.
Eegötzet euch am wahrhaſt Guten, Schönen,
und bildet's nach in Farben, Farmen, Tönen.

Sucht niemals „hohen Sinn im kind'ſchen Spiel"
und Tugend nicht im Irren, oder Träumen.
Des Kindes Paradies iſt nicht das Ziel
des Mannes, der aus unermeßnen Räumen
das Maaß ſich halt in ſeinem Kraftgefühl,
dem große Thaten nach und nach entkeimen.
Zur Sonne erſt muß ſich der Chriſt erheben
um auf der Erde ſelbſt als Gott zu leben.

Der Menſch iſt Gott, wenn er ſich froh bewußt,
daß keine Wundermacht in Himmels Höhen
ihm zugewogen ſeines Lebens Luſt,
vorherbeſtimmt des Lebens herbe Wehen;
wenn er den Neid verbannet aus der Bruſt,
als Gleicher nur mil Gleichen hier will gehen;
wenn er als Künſtlee ſchafft mit friſchem Muthe,
in jeder Farm erſtrebl das Menſchlichgute.

So wirkend ſtört ihn nicht die Flucht der Zeit.
In Jahren, Wochen, Stunden und Sekunden.
Er hat im Anſchau'n der Unendlichkeit
die ewige Geſtalt und Zeit gefunden
und jede Furchl vor der Vergänglichkelt
des Weſens in den Formen überwunden.
Er zählt es jetzt zu ſeinen Jugend-Sünden,
daß er des Weltalls Urſach wollt' ergründen.

Dies iſt des wahren Gottes Weltgericht,
denn anders kann der gute Chriſt nicht ſprechen;
doch, wenn im Zaen Jemand ferner ſpricht:
„es lebt ein Gott, zu ſtrafen und zu rächen
ſa ſehl an ihm des Böſen Angeſicht;
er wurde ſtark duech unſre Geiſtesſchwächen.
Mit Waffen nicht, mil Beten nicht mit Singen,
nur durch Erkenntniß iſt er zu bezwingen.

Der Paſtor ſpricht:
Es könnten Staat und Kirche nicht beſtehen,
wenn ſolcher Glaube würde allgemein.
Der Dichter erwiedert:
Drum müſſen beide auch erſt untergehen

Digitized by Google

bevor die Menſchen können ſelig ſein. —
Wer dies noch nicht begreift, ſei — G o t t befohlen!
Doch, wenn ich ſpräch, der T e u f e l mag ihn holen
ſo kläng' es wohl nicht höflich, fromm und fein;
allein die Folgen würden ſtets dieſelben ſein.

Urzeugung.

Von Louis Büchner.

> Es iſt gewiß, daß die Erſcheinung der thieriſchen Körper auf der Erdoberfläche ein Ausdruck ſolcher Kräfte, eine Function derſelben iſt, welche mit mathematiſcher Sicherheit aus den beſtehenden Verhältniſſen reſultirt.
>
> Burmeiſter.

Es gab eine Zeit, da die Erde als ein glühender Feuerball nicht allein unfähig war, lebende Weſen hervorzubringen, ſondern auch jeder Exiſtenz pflanzlicher oder thieriſcher Organismen geradezu feindlich ſein mußte. Erſt in Folge ihrer allmähligen Abkühlung und Erſtarrung und des Niederſchlags der ſie umgebenden Waſſerdunſtmaſſe auf ihre Oberfläche nahm die Erdrinde eine Geſtaltung an, welche in ihrer weiteren Entwickelung die Möglichkeit für die Exiſtenz mannigfaltiger organiſcher Formen vorbereiten mußte. Mit dem Auftreten des Waſſers und ſobald es die Temperatur nur irgend erlaubte, entwickelte ſich auch organiſches Leben. Es bildeten ſich weiter in Folge der gegenſeitigen Einwirkung, welche Luft, Waſſer und Geſtein auf einander ausübten, langſam und im Laufe einer unendlichen Reihe verſchiedener, über einander liegender Erdſchichten, deren genauere Erforſchung uns in verhältnißmäßig kurzer Zeit die wunderbarſten und wichtigſten Aufſchlüſſe über die Entſtehungsgeſchichte unſeres Erdkörpers und auf ihm lebenden und gelebthabenden Organismen geliefert hat, da jede einzelne Erdſchichte die deutlichen und wohlerhaltenen Reſte und Spuren dieſer Organismen, ſowohl pflanzlichen als thieriſchen Urſprungs, in ſich trägt. Schon in den allerunterſten, durch die Kräfte des Waſſers bewirkten Erdablagerungen, auf welchen eine verminderte Temperatur und das Vorhandenſein eines erdigen Bodens das Entſtehen organiſcher Weſen möglich machte, ſind dieſelben vorhanden. Gleichen Schritt haltend mit der Entſtehung dieſer einzelnen Erdſchichten nun ſehen wir eine allmählige und langſam aufſteigende Entwickelung der auf ihnen lebenden Pflanzen- und Thierwelt. Je älter die Schichte, deſto niederer und unvollkommener ſind ihre organiſchen Formen, und um ſo entwickelter und vollkommener, je jünger eine ſolche Schichte. Dabei zeigt ſich jedesmal eine ganz beſtimmte Beziehung der äußeren Verhältniſſe der Erdoberfläche zu der Exiſtenz der organiſchen Weſen und eine nothwendige Abhängigkeit der letztern von den äußeren Zuſtänden der Erde. Als noch das Meer den ungleich größten Theil der Erdoberfläche bedeckte, konnten nur Seethiere, Fiſche und Waſſerpflanzen ihre Exiſtenz friſten. Mit der größeren Ausbreitung des feſten Landes bedeckte ſich dieſes bald mit endloſen, dichten Wäldern, welche die überſchüſſige Menge der in der Athmoſphäre enthaltenen Kohlenſäure, eines zur Pflanzenexiſtenz unentbehrlichen Stoffes, an ſich zogen. Erſt nachdem auf dieſe Weiſe die Atmoſphäre von dieſem, dem Leben höherer luftathmender Thiere feindlichen Stoffe gereinigt war, wurde höheres thieriſches Leben auf der Erde möglich. Mit der enormen Entwickelung der Pflanzenwelt ſtand zunächſt das Auftreten rieſiger Pflanzenfreſſer im Zuſammenhang, auf welche erſt ſpäter die fleiſchfreſſenden Thiere folgten, als auch für deren Exiſtenz hinreichend Nahrung vorhanden war. So zeigt jede einzelne Erdſchichte die Spuren einer ihr eigenthümlichen organiſchen Welt; frühere organiſche Formen verſchwinden, je nachdem ihre äußeren Lebensbedingungen ſich ändern, neue treten auf oder zu den alten hinzu. Gleichen Schritt haltend mit den Entwickelungsſtufen der Erde ſelbſt ſteigt auch ihre organiſche Bevölkerung von den einfachſten zu immer höheren und complicirteren Formen, von der dürftigſten Artenzahl zu immer zahlreicheren und mannigfaltigeren Complicationen auf. Dieſe immer zunehmende Mannigfaltigkeit iſt bedingt durch den nunmehr eingetretenen belebenden Wechſel der Wolken und Winde, des Lichtes und der Wärme. In der Juraperiode erhielt die Erdoberfläche wieder einen ganz veränderten Charakter, und im Einklang damit begegnen wir in dieſer Periode auch wieder ganz veränderten und eigentlichen organiſchen Einſchlüſſen, ſo jenen bekannten und merkwürdigen, heute völlig untergegangenen Amphibienformen. Aber erſt nachdem die jetzt beſtehenden klimatiſchen Unterſchiede der Erdoberfläche auftraten, entſtand auch jene endloſe Mannigfaltigkeit der organiſchen Formen, welche wir heute vor uns erblicken, und dieſe Formen ſelbſt nähern ſich immer mehr den Geſtalten der heutigen Schöpfung. In der Tertiärgruppe begegnen wir zahlreichen Säugethieren von oft höchſt wunderbaren Formen, welche jetzt entweder nicht mehr oder nur in ſchwachen Analogis vorhanden ſind, ſo dem Dinotherium, zahlreichen Pachydermen, den Maſtodonten. Von dem Menſchen, als dem höchſtorganiſirten Weſen der Schöpfung, war in früheren, vorweltlichen Zeitabſchnitten keine Spur vorhanden; erſt zuletzt, in der oberſten Erdſchichte, der ſ. g. Alluvialſchicht, auf der zuerſt menſchliches Leben möglich wurde, tritt derſelbe, gleichſam als der Gipfelpunkt jener ſtufenweiſen Entwickelung, auf die Bühne des Daſeins.*) — Dieſe paläontologiſch ſo beſtimmt charakteriſirten Beziehungen der jedesmaligen Bildungszuſtände der Erde ſelbſt und äußerer Einflüſſe überhaupt zu Entſtehung, Wachsthum und Fortpflanzung der organiſchen Weſen, welche ein beſtimmtes natürliches Abhängigkeitsverhältniß zwiſchen beiden documentirt, haben ſich auch theilweiſe noch bis in unſere Zeit erhalten, und wir ſehen uns allerorten von Beiſpielen dieſer Art umgeben. Eine zahlreiche Klaſſe von Thieren, die ſ. g. Eingeweidewürmer, ent-

---

*) In Belgien will man in der letzten Zeit Reſte von Menſchenknochen, welche ſich dem afrikaniſchen Typus nähern, im Diluvium gefunden haben, ſo daß demnach der Menſch wenigſtens nicht das allerletzte Glied der Schöpfung ſein würde.

Digitized by Google

wickeln ſich nur an ganz beſtimmten Orten und zeigen die verſchiedenſten Formen und Lebensweiſen, je nachdem ſie ſich in dieſem oder jenem Thiere, in dieſem oder jenem Organ aufhalten. Auf einem niedergebrannten Wald entwickeln ſich beſtimmte Pflanzenarten, auf abgetriebenem Nadelholzwald wachſen Eichen und Buchen. Wo Luft, Wärme und Feuchtigkeit zuſammenwirken, da entwickelt ſich oft in wenigen Augenblicken jene zahlloſe Welt merkwürdiger und mit den ſonderbarſten Geſtalten verſehener Thierchen, welche wir Infuſorien nennen. Dieſe Beiſpiele ließen ſich beliebig vermehren und auch namentlich nachweiſen, wie innerhalb der einzelnen Arten von Pflanzen oder Thieren äußere Lebenseinflüſſe die mannigfaltigſten und tiefgreifendſten Modificationen zu erzeugen im Stande ſind. Trotz der enorm großen und faſt unvereinbar ſcheinenden Verſchiedenheit der einzelnen Menſchenraſſen erklärt ſich doch heute eine Mehrzahl von Naturforſchern in dem alten Streite über die Abſtammung des Menſchengeſchlechtes von einem oder mehreren Paaren dahin, daß wenigſtens keine beſtimmten wiſſenſchaftlichen Gründe der Annahme der Entſtehung von einem Paare entgegenſtehen, und daß man alle jene Verſchiedenheiten als Produkte äußerer und allmähliger Einwirkungen anſehen könne. „Ich glaube," ſagt Hufeland, „die Verſchiedenheit des Hundegeſchlechts iſt viel größer, als die des Menſchengeſchlechts. Ein Spitzhund weicht weit mehr von einem Bullenbeißer ab, als ein Neger von einem Europäer. Wird man nun wohl glauben, daß Gott jede dieſer unendlich verſchiedenen Abarten geſchaffen, oder nicht vielmehr, daß ſie alle aus dem Urgeſchlecht des Hundes durch allmählige Ausartung entſtanden?"*)

So bedeutend und mächtig dieſe Einflüſſe indeſſen auch heute noch ſein mögen, ſo konnte man doch bis jetzt weder beobachten, daß dadurch eine dauernde Verwandlung einer Thierart in eine andere geſetzt worden wäre, noch daß einigermaßen höhere Organismen blos durch eine Vereinigung anorganiſcher Stoffe und Kräfte und ohne einen vorher dageweſenen, von gleichartigen Eltern früher erzeugten Keim entſtanden wären. Es ſcheint heute ein allgemeines durchgreifendes Geſetz der organiſchen Welt zu ſein: Omne vivum ex ovo, d. h. Alles, was lebt entſteht nur aus einem vorher dageweſenen Keim, welcher von gleichartigen Eltern erzeugt worden iſt, oder durch unmittelbare Fortpflanzung aus einem vorher dageweſenen elterlichen Körper heraus; aus einem Ei, einem Samen, oder auch durch ſ. g. Theilung, Knospung, Sproſſung u. ſ. w. Immer müſſen ein oder mehrere Individuen derſelben Gattung vorher dageweſen ſein, um ähnliche weitere entſtehen zu laſſen. Die Erzählungen des alten Teſtaments drücken dieſe ſchon frühe erkannte Wahrheit allegoriſch dahin aus, daß ſie vor der großen Sündfluth ein Paar von jedem lebenden Thiergeſchlecht in die rettende Arche aufnehmen laſſen. Für Diejenigen nun, welche ſich mit bibliſchen Erzählungen nicht genügen laſſen, drängt ſich im Angeſicht eines ſolchen Verhältniſſes mit Nothwendigkeit die Frage nach dem Woher? nach dem Wie? der Entſtehung, nach dem erſten Urſprung der organiſchen Weſen auf. Wenn alles Organiſche von Eltern gezeugt wird, wie ſind alsdann die erſten Eltern entſtanden? Konnten dieſelben von ſelbſt, blos durch das zufällige oder nothwendige Zuſammentreffen äußerer Umſtände und das Erſcheinen der zu ihrer Exiſtenz nöthigen Bedingungen entſtehen, oder mußten ſie durch das Zuthun einer äußeren Gewalt geſchaffen werden? Und wenn das erſte, warum geſchieht es heute nicht mehr?

Dieſe Frage hat von jeher Philoſophen und Naturforſcher beſchäftigt und zu den mannigfaltigſten und weitläufigſten Strei-

---

*) Die häufig in naturphiloſophiſchem Sinne erörterte Frage über die Abſtammung des menſchl. Geſchlechts von einem oder mehreren Paaren dürfte indeß für den nächſten Zweck unſerer Unterſuchung ziemlich gleichgültig erſcheinen. War die Natur im Stande, an irgend einem Orte aus eigenen Kräften den Menſchen hervorzubringen, ſo konnte dieſes ebenſowohl einmal, als mehrmals, da oder dort, geſchehen. Uebrigens ſcheinen die Reſultate der Naturforſchung kaum einen Zweifel darüber zu laſſen, daß das Menſchengeſchlecht nicht blos von mehreren, ſondern ſogar von ſehr vielen Paaren abſtammt. Die charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten der ſ. g. botaniſchen und zoologiſchen Provinzen der Erde, welche ſich nicht blos auf das Jetzt, ſondern auch auf die Vorwelt erſtrecken, und auf welche Agaſſiz zuerſt mit Beſtimmtheit aufmerkſam gemacht hat, deuten unverkennbar auf die Exiſtenz ebenſovieler ſ. g. Schöpfungsmittelpunkte (um einmal dieſen Ausdruck zu gebrauchen), an denen Pflanzen, Thiere und Menſchen einen gemeinſchaftlichen Urſprung haben mußten. — noch weit entſchiedener aber, als die Reſultate der Naturforſchung, ſprechen zu Gunſten dieſer Anſicht die Reſultate der Sprachforſchung. Die Wurzeln und die ganze Entſtehungsweiſe der verſchiedenen Völkerſprachen zeigen eine durchgreifende und hochgradige Verſchiedenheit, daß an einen gemeinſchaftlichen Urſprung derſelben aus einer Wurzel gar nicht gedacht werden kann. Ja es muß ſogar aus dieſen Reſultaten gefolgert werden, daß nicht einmal dieſelbe Menſchenraſſe jedesmal von einem Paare abſtammt, ſondern daß z. B. die kaukaſiſche Raſſe zwei verſchiedene Urſprungspunkte beſitzt. A. W. Schlegel theilt die verſchiedenen Sprachen der Erde je nach den Stufen ihrer Entwickelung in drei große Klaſſen ein, analytiſche, organiſche und ſynthetiſche Sprachen, wobei jede dieſer Sprachen-Gruppen auf eine durchaus beſondere Weiſe entſtanden iſt. Zu den analytiſchen Sprachen iſt hauptſächlich die chineſiſche zu rechnen. Die organiſchen Sprachen bilden wieder zwei durchaus getrennte Unterabtheilungen, zwiſchen denen auch nicht die mindeſte Verwandtſchaft nachgewieſen werden kann. Es ſind der indogermaniſche und der ſemitiſche Sprachſtamm. Die Indogermanen hatten ihre urſprünglichen Sitze in Aſien (Afghaniſtan). Später trennten ſie ſich; ein Theil ging nach Oſten; dies waren die Indier. Andere gingen in's weſtliche Aſien; dies waren die Perſer und Armenier. Wieder andere kamen nach Europa; dies waren Celten, Römer, Griechen, Germanen, Slaven. Alle dieſe bildeten urſprünglich eine Einheit. — Ganz verſchieden von ihnen ſind die Semiten, ohne irgend welche Sprachverwandtſchaft. Dieſe ſind: Araber, Hebräer, Carthager, Phönizier, Syrer und Aſſyrer. Unter die ſynthetiſchen Sprachen rechnet man die der alten Egypter oder Kopten, der Finnen, Lappen, verſchiedener Völker im Innern Rußlands, der Ungarn. Ob auch Türken, Tartaren und Mongolen hierher gehören, iſt fraglich.

tigkeiten Anlaß gegeben. Ehe wir uns in die nähere Betrachtung dieſer Frage einlaſſen, haben wir den vorhin ausgeſprochenen Satz: Omne vivum ex ovo näher dahin zu beſtimmen, daß derſelbe, wenn auch für die unendliche Mehezahl aller Organismen gültig, doch ſelbſt unter unſeren heutigen Verhältniſſen nicht ein durchaus und vallkommen durchgreiſender zu ſein ſcheint. Wenigſtens iſt die wiſſenſchaftliche Streitfrage der ſ. g. Generatio aequivoca immer noch nicht völlig erledigt. Sie bedeutet eine Zeugung organiſcher Weſen ahne vorher dageweſene gleichartige Eltern oder Keime, blos durch das zufällige oder nothwendige Zuſammentreffen anorganiſcher Elemente und Naturkräfte, oder auch aus einer arganiſchen aber nicht van gleichartigen Eltern gelieferten Materie. Haben nun auch die neueſten wiſſenſchaftlichen Forſchungen dieſer Art von Zeugung, welcher man früher einen ſehr ausgedehnten Wirkungskreis zuſchrieb, immer mehr wiſſenſchaftlichen Boden entzogen, ſo iſt es dennoch nicht unwahrſcheinlich, daß dieſelbe für die kleinſten und unvollkommenſten Organismen auch heute noch möglich iſt.*)

Wenn nun aber für alle höhere arganiſirten pflanzlichen und thierlſchen Weſen das Geſetz gilt, daß ſie ſich nur durch gleichartige Zeugung, nur unter Vorausſetzung van Eltern entwickeln, ſo bleibt die Frage nach der erſten Zeugung, nach der Urzeugung dieſer Weſen eine affene und ſcheint auf den erſten Anblick nicht ohne die Annahme einer höheren Macht gelöſt werden zu können, welche die erſten Organismen aus eigner Machtvollkommenheit und nach freiem Belieben geſchaffen und ihnen die Fähigkeit der Fortpflanzung mit auf den Weg gegeben habe. Mit Befriedigung welſen gläubige Naturforſcher auf dieſe Thatſache hin, erinnern zugleich an die kunſtvolle und zuſammengeſetzte Conſtruktion der organiſchen Welt und erkennen darin mit Ueberzeugung das Walten und die Abſicht einer höheren unmittelbaren oder perſönlichen Schöpferkraft, welche dieſe Welt nach Zweckbegriffen geſchaffen haben müſſe. „Ein unlösbares Räthſel,“ ſagt B. Cotta, „bei dem wir nur an die unerforſchliche Macht eines Schöpfers appelliren können, iſt, ebenſo wie der erſte Urſprung der Erdmaſſe, auch die Entſtehung organiſcher Weſen.“ —

Man könnte nun dieſen Gläubigen, ohne ſich allzuviel mit einer natürlichen Erklärung des organiſchen Wachsthums zu bemühen, antworten, es ſeien die Keime zu allem Lebendigen, verſehen mit der Idee der Gattung, von Ewigkeit her und der Einwirkung gewiſſer äußerer Umſtände harrend, in jener formloſen Dunſtmaſſe, aus welcher heraus ſich die Erde nach und nach conſolidirt hat, oder im Weltraum vorhanden geweſen, und, indem ſie ſich nach Bildung und Abkühlung der Erde auf dieſelbe niederließen, nur da und dann zufällig zur Ausbrütung und Entwickelung gekommen, wo ſich gerade die äußeren nothwendigen Bedingungen dazu vorfanden. Damit wäre die Thatſache jener Aufeinanderfolge organiſcher Schöpfungen hinreichend erklärt und eine ſolche Erklärung zum Mindeſten weniger abenteuerlich und weniger weit hergeholt, als die Annahme einer ſchaffenden Kraft, welche in jeder einzelnen Periode der Erdbildung ſich damit beluſtigt hat, Pflanzen- und Thierarten hervorzubringen und damit gewiſſermaßen langwierige und für eine als vollkommen vorgeſtellte Schöpferkraft gewiß ganz unnöthige Vorſtudien für die Erſchaffung des Menſchen zu machen.*) Doch bedürfen wir ſolcher Behelfe nicht; im Gegentheil weiſen die wiſſenſchaftlichen Thatſachen mit großer Beſtimmtheit darauf hin, daß die organiſchen Weſen, welche die Erde bevölkert, nur einem in den Dingen ſelbſt liegenden Zuſammenwirken natürlicher Kräfte und Stoffe ihre Entſtehung und Fortpflanzung verdanken, und daß die allmählige Veränderung und Entwickelung der Erdoberfläche ſelbſt die alleinige oder doch hauptſächlichſte Urſache für jenen allmähligen Anwachs des Lebendigen wurde.

Wie und auf welche genauer zu beſtimmende Weiſe dieſer Anwachs jedesmal im Einzelnen vor ſich ging, kann allerdings bis jetzt noch in keiner Weiſe mit wiſſenſchaftlicher Beſtimmtheit geſagt werden, wenn auch zu hoffen iſt, daß ſpätere Forſchungen hierüber ein genaueres Licht verbreiten werden. Doch reichen unſere Kenntniſſe wenigſtens ſo weit, um uns die ſpontane Entſtehung der arganiſchen Weſen und die allmählige langſame Hervorbildung der höheren Formen aus vorher dageweſenen niedrigeren und unvollkommeneren, unter ſteter Bedingniß durch die äußeren Zuſtände des Erdkörpers und ohne Eingriff einer unmittelbaren höheren Gewalt, zur höchſten wiſſenſchaftlichen Wahrſcheinlichkeit, ja ſubjektiven Gewißheit zu machen. Dieſe ſtufenweiſe und allmählige Entwickelung und Hervorbildung der niederſten organiſchen Formen zu ſtets höheren und vollkommeneren Bildungen iſt gegenwärtig eine durch die paläontologiſchen Forſchungen derart mit Sicherheit hergeſtellte wiſſenſchaftliche Thatſache, daß daran in keiner Weiſe etwas abgemäkelt werden kann, und es weiſt dieſe Thatſache mit Beſtimmtheit auf ein ihr zu Grunde liegendes und die Entſtehung organiſcher Weſen vermittelndes Naturgeſetz hin. Je höher dabei die Entwickelungszuſtände der Erde ſelbſt wurden, um ſo mannigfaltiger geſtaltete ſich der Bau der einzelnen Thiere, um ſo höher wurden

*) Nach den Betrachtungen von Dr. Cohn in Breslau iſt der Tod der gemeinen Stubenfliege im Herbſt Folge einer Pilzentwickelung im Innern derſelben. In dem Blute dieſes Thieres treten zahlloſe, ſehr kleine, freie Zellchen auf, welche raſch zu einer bedeutenden Größe wachſen und ſich in einen mikroſkopiſchen Pilz, Empusa muscae, verwandeln. Verſchiedene Gründe ſprechen für die Entſtehung dieſer Empusa-Zellen durch freie Zellbildung in dem krankhaft veränderten Blute der Fliege. Vielleicht entſteht auch die ſ. g. Muskardine der Seidenraupen, eine epidemiſch auftretende Pilzkrankheit dieſer Thiere, auf ähnliche Weiſe. — Verfaſſer von ſeinem Standpunkte aus hegt aus allgemeinen Gründen keinen Zweifel über das Vorhandenſein der Generatio aequivoca auch in heutiger Zeit, ſowie darüber, daß dieſelbe früher oder ſpäter auf wiſſenſchaftlichem Wege mit Beſtimmtheit gefunden werden wird.

*) Ein wiſſenſchaftlicher Verſuch, nicht nur die Ewigkeit aller Organismen, ſowie des Menſchen und ſeiner verſchiedenen Raſſen, ſondern auch die Ewigkeit der Erde als Einzelweſens, ſowie der ganzen jetzt beſtehenden Ordnung der Himmelskörper — freilich ſehr im Widerſpruch mit den bisher ziemlich allgemein angenommenen Theorien der Kosmogenie — zu behaupten, iſt vor Kurzem von Dr. Czolbe in ſeiner ſchon öfters erwähnten, übrigens geiſtvollen Schrift: Neue Darſtellung des Senſualismus, 1855, gemacht worden.

die Arten — Beweis genug für die Abhängigkeit, in welcher die Entſtehung concreter thieriſcher Formen vom Daſein äußerer beſtimmender Urſachen ſtand. Die foſſilen Thier- und Pflanzenreſte ſind die langſam und allmählig abgeſtorbenen unreifen Glieder einer fortſchreitenden Entwickelungsreihe, und wir finden in ihnen die wunderbarſten und übereinſtimmendſten Vorbildungen ſpäterer Organiſationen. Je älter ein ſolcher Reſt iſt, um ſo zahlreichere Formen ſpäterer Bildungen ſchließt er in ſich ein. Einzelne einfache foſſile Formen vereinen in ſich die Anlagen zu ſämmtlichen ſpäter auftretenden und zum Theil heute noch lebenden zahlreichen und differenten Modificationen. Sao hirsuta, ein Trilobit aus den böhmiſchen Schiefern, iſt in ſeinem erſten Entwickelungszuſtand ſo unähnlich den ſpäteren aus ihm hervorgegangenen Entwickelungszuſtänden, daß man dieſelben nicht für das nämliche Thier halten würde, wenn nicht ſeine einzelnen Uebergangsſtufen mit Beſtimmtheit nachgewieſen wären. In den foſſilen Cölanthinen (Fiſchen) ſteckt die Scelettbildung der geſammten Rückgratthiere. Die vorweltlichen Labyrinthodonten ſind nach Burmeiſter's Ausſpruch die wahren und ſchönſten Prototypen des Amphibienbegriffs in ſeiner Totalität, welcher ſich in einer Entwickelung von Millionen Jahren in vielerlei verſchiedene Geſtalten aufgelöſt hat. Sie liefern eine Miſchung von Eigenſchaften der heterogenſten, ſpäter aus ihnen hervorgegangenen Gruppen. Der Pleſioſaurus iſt gewiſſermaßen der erſte Verſuch der Natur, aus der Fiſch- und Reptilperiode heraus zu kommen; den Rumpf hat er vom Wallfiſch, den Hals vom Vogel, den Kopf vom Alligator. Er hat ſich von da in unzähligen Species wiederholt und modificirt. Der Megaloſaurus vereinigt die Anatomie der Reptilien und Säugethiere in ſich. Eine Stufe höher zum Säugethier repräſentirt er ſich als Iguanodon, eine Rieſeneidechſe, „mit der die Schöpferkraft der Natur gleichſam die gigantiſchen Geſchlechter der Amphibien vollenden zu wollen ſchien." (Buch der Geologie.) Der Pterodaktylus oder Armgreif, ein merkwürdiges und räthſelhaftes Thier aus der Juraperiode, iſt ein ſonderbar gebildetes Geſchöpf, halb Fledermaus und Reptil, halb Amphibie und Vogel, das man bereits zu allen Thierklaſſen gezählt hat. In der Tertiärperiode nehmen die Megatherien ſchon die gegliederte Form der Säugethiere an, erinnern aber ſonſt noch an die Reptilien. Als der erſte Repräſentant der höheren Klaſſe der Säugethiere erſcheint das Paläotherium, ein intereſſantes, in ſehr zahlreichen Exemplaren vorhandenes Thier, welches man von der Größe eines Haaſen bis zu der eines Pferdes findet, als verſchiedene Spielarten desſelben Genus. Es kann gewiſſermaßen als ein Prototyp der Säugethierklaſſe angeſehen werden, denn es ſchlummern in ihm die Ideen zu den verſchiedenſten Säugethiergeſtalten.

Dieſe Beiſpiele könnten wir beliebig vermehren; doch die geſammte paläontologiſche Wiſſenſchaft iſt ein fortlaufendes Beiſpiel. Die niederſten Formen traten ſtets zuerſt auf, und von ihnen aus begann die aufſteigende Stufenfolge weiterer Entwickelung ſowohl bezüglich der Arten als Individuen. „Die in der Erde vorgefundenen Ueberreſte", ſagte Oerſted, „zeigen uns eine Reihe von mehr und mehr entwickelten Formationen, welche auf einander folgten, bis endlich der Zuſtand vorbereitet war, worin der Menſch und eine dem Menſchen angemeſſene Thier- und Pflanzenwelt gedeihen konnte." —

Dieſes Geſetz allmähliger Entwickelung hat ſich auch auf die jetzt lebende organiſche Welt aus der Vorwelt fortgepflanzt und ihr ſein unverkennbares Siegel aufgedrückt. Die ganze, in der neueren Zeit mit ſo beſonderer Vorliebe ausgebildete Wiſſenſchaft der vergleichenden Anatomie beruht auf dem Streben, die Uebereinſtimmung der anatomiſchen Formen durch die ganze Thierreihe nachzuweiſen, und auf der wiſſenſchaftlichen Erkenntniß, daß ein gemeinſamer und nur im Einzelnen Modification erleidender Grundplan für alle thieriſchen Formen exiſtirt. Eine ununterbrochene Reihe der vielfachſten und mannigfaltigſten Uebergänge und Aehnlichkeiten verbindet die ganze Thierwelt unter einander vom Niedrigſten bis zum Höchſten. Selbſt der Menſch, der ſich in ſeinem geiſtigen Hochmuthe weit erhaben über die ganze Thierwelt dünkt, iſt weit entfernt, von dieſem Geſetz eine Ausnahme zu machen. Die äthiopiſche Menſchenraſſe verbindet ihn durch eine Menge der ſchlagendſten Aehnlichkeiten mit der Thierwelt auf eine ganz unverkennbare Weiſe. Die langen Arme, die Bildung des Fußes, die fleiſchloſe Wade, die langen ſchmalen Hände, die allgemeine Hagerkeit, die wenig vortretende Naſe, das vorragende Gebiß, die niedrige zurückfliegende Stirn, der ſchmale nach hinten verlängerte Kopf, der kurze Hals, das enge Becken, der aufgetriebene, hängende Bauch, die Bartloſigkeit, die Hautfarbe, der abſcheuliche Geruch, die Unreinlichkeit, das Grimaſſenſchneiden beim Reden, die hellen, kreiſchenden Töne der Stimme, das Aeffiſche des ganzen Weſens ſind ebenſo viele Kennzeichen, welche in allen körperlichen Formen und Verhältniſſen des Negers die entſchiedenſte Annäherung an den Affen unmöglich verkennen laſſen. Daß auch ſeine geiſtige Individualität dem entſpricht, iſt bekannt genug und durch die beſten Beobachter dargethan.

Aber nicht blos der Neger, ſondern eine Menge anderer wilder Menſchenſtämme, ſo der Buſchmann, der Hottentotte, der Peſcherä, der Vandiemensländer, der Neuholländer u. ſ. w. tragen an Körper und Geiſt die deutlichſten und unverkennbarſten Spuren von der ihnen zunächſt ſtehenden höheren Thierwelt, aus der ſie hervorgegangen ſind, an ſich.

Zum drittenmal offenbart ſich uns das Geſetz des allmähligen Uebergangs in der ſ. g. Entwickelungsgeſchichte der einzelnen thieriſchen Individuen. Noch heute ſind alle thieriſchen Formen in der erſten Zeit ihrer individuellen Entſtehung einander ſo gleich oder ähnlich, daß man, um ihre ſ. g. Grundtypen wieder zu erkennen, nur auf dieſe ihre Entſtehungsgeſchichte zurückzugehen braucht. Es iſt eine höchſt intereſſante u. bezeichnende Thatſache, daß alle Embryonen einander gleichen, und daß es oft geradezu unmöglich iſt, ein entſtehendes Schaaf von einem entſtehenden Menſchen, deſſen künftiges Genie vielleicht die Welt in Bewegung verſetzen wird, zu unterſcheiden. Ja, es geht dieſes Verhältniß ſo weit, daß man ſogar nicht ohne Glück verſucht hat, in der Entwickelungsgeſchichte eines jeden Thieres oder des Menſchen ſelbſt nachzuweiſen, wie der Embryo auf verſchiedenen Stufen ſeiner körperlichen Entwickelung die Haupttypen der ganzen unter ihm ſtehenden Thierreihe jedesmal repräſentire und wiederhole, alſo gewiſſermaßen ein in engen Rahmen gefaßtes Mi-

Digitized by Google

niaturbild einer ganzen Schöpfungsreihe darſtelle. So getrennt die beiden Geſchlechter des Menſchen in ihrer letzten Ausbildung erſcheinen, ſo iſt es doch in den erſten Monaten des menſchlichen Embryonallebens geradezu unmöglich, zu ſagen, ob das betreffende Individuum männlich oder weiblich werden wird, und welches von beiden in der That geſchieht, mag vielleicht von ganz zufälligen äußerlichen Bedingungen abhängig ſein. „Es iſt ein allgemeines Geſetz," ſagt Vogt, „welches ſich durch die ganze Thierwelt beſtätigt, daß die Aehnlichkeit des gemeinſamen Planes der Struktur, welcher einzelne Thiere mit einander verbindet, um ſo klarer hervortreten, je näher daſſelbe dem Punkte ſeiner Entſtehung ſich befindet, und daß dieſe Aehnlichkeiten ſich um ſo mehr verwiſchen, je weiter die Thiere in ihrer Ausbildung vorſchreiten, und je mehr ſie ſich den äußern Elementen unterwerfen, von welchen ſie ihre Nahrung ziehen." Mit den letzten Worten deutet Vogt zugleich an, welchen wichtigen und beſtimmenden Einfluß äußere Umſtände und Lebensbedingungen auf Entwickelung und Formirung der Organismen ausüben können und müſſen. Je jünger die Erde war, um ſo mächtiger und beſtimmender mußten auch dieſe Einflüſſe ſein, und es iſt, wie wir ſehen werden, durchaus nicht unmöglich oder undenkbar, daß dieſelben Keime durch ſehr verſchiedene äußere Umſtände zu ſehr heterogenen Entwicklungen gebracht werden konnten. Nachweisbar gingen eine Menge vorweltlicher Formen unter, als ihre äußeren Bedingungen ſich verloren; weſentlich geänderte Verhältniſſe tödteten eine ältere Organiſation und erzeugten eine neue.

Daß dieſe Einflüſſe in den vorweltlichen Perioden der Erdbildung ungemein kräftigere geweſen ſein müſſen als heute, daß ſie im Stande waren, Wirkungen zu erzeugen, welche heute vielleicht nicht mehr allgemein von ihnen beobachtet werden, welcher Vernünftige wird dies abſtreiten wollen? Haben wir doch ſogar beſtimmte wiſſenſchaftliche Anhaltspunkte für eine ſolche Annahme! Vor Allem war die allem Entſtehen und Wachsthum ſo ungemein förderliche Temperatur eine ungleich höhere als heute, und Sibirien, welches heute nur kümmerliche Sträucher und an kaltes Klima gewöhnte Thiere hervorbringt, war bevölkert von einer Unzahl von Elephanten, welche eines üppigen Pflanzenwuchſes zu ihrer Erhaltung bedurften. Merkwürdige Pflanzen von fremdartigen, uns unbekannten Formen, welche keinen Froſt vertragen und nur in einem ſehr warmen und ſehr feuchten Klima leben konnten, waren in der Steinperiode über die ganze Erdoberfläche gleichmäßig verbreitet. Am ſüdlichen Abhang des ſächſiſch-böhmiſchen Erzgebirges grünten einſt Palmen- und Zimmtbäume. (Roßmäßler.) Auch in jenen merkwürdigen abenteuerlichen Formen, welche uns die Thiere der Vorwelt mitunter darbieten, ſowie in der größeren Anzahl durch enorme Größe ausgezeichneter Thiergeſchlechter offenbart ſich die verhältnißmäßig größere Kraft der Natur in jenen Perioden. Wir kennen heute keine Thierart mehr, welche ſo enorme Größenunterſchiede der individuellen Entwickelung darbietet, wie das ſchon genannte Paläotherium.

Unter dieſen Umſtänden ſcheint es uns wenig begreiflich, wie manche Naturforſcher ſich gegen die Annahme eines Geſetzes allmähliger ſtufenweiſer Verwandlung und Auseinanderwickelung der organiſchen Welt ſträuben können — und zwar aus keinem anderen Grunde, als weil unter unſeren heutigen Verhältniſſen zumeiſt eine derartige Trennung der einzelnen Thierarten beobachtet wird, daß gleiche Eltern immer nur wieder gleiche Jungen erzeugen. Kann denn das Geſetz der Uebergänge, deſſen Züge ſo tief und unverkennbar ſind, ohne einen tieferen Grund, kann es geſetzlos vorhanden ſein? Und welches Recht haben wir bezüglich dieſes Punktes aus der unendlich kurzen Spanne Zeit, deren Erfahrung uns zu Gebote ſteht, auf jene endloſen vergangenen Zeiträume, und aus den natürlichen Verhältniſſen der Jetztzeit auf diejenigen Zuſtände der Erde zurückzuſchließen, in denen die Natur unzweifelhaft jünger und kräftiger und mächtiger in Hervorbringung organiſcher Formen war! Es mußte unter jenen Verhältniſſen möglich ſein, daß ein organiſcher Keim unter weſentlich geänderten äußeren Verhältniſſen die ihn bald zufällig, bald nothwendig betrafen, ſich nicht zu einem mit ſeinem Erzeuger gleichartigen Weſen, ſondern zu einer verſchiedenen Form, ja zu einer verſchiedenen Species oder Art entwickelte. Sagt doch C. Vogt ſelbſt, ein Gegner der Metamorphoſenlehre: „Wir haben keinen Grund, die Möglichkeit zu verwerfen, daß in vorweltlicher Zeit die Thiere Jungen erzeugten, die in vielen Punkten von ihren Eltern abweichen." Wenn wir in der Jetztzeit beobachten, daß die Aenderungen, welche Klima, Lebensweiſe, äußere Einflüſſe auf die Metamorphoſe der Thiere ausüben, wohl ſehr bedeutend ſind, dennoch aber, wie es ſcheint, nie über die Art hinausgehen, ſo iſt abermals zu bedenken, daß neben der ungleich größeren und mit heutigen Zuſtänden nicht mehr vergleichbaren Intenſität und Bedeutung jener äußeren Einflüſſe, neben der gewaltigeren Action natürlicher Kräfte in jener Zeit, auch die ungeheure Dauer faſt endloſer Zeiträume mitwirkte, in denen ſcheinbar kleine oder geringfügige Einflüſſe große und unmöglich ſcheinende Wirkungen hervorbringen konnten, und in denen Zufälligkeiten und beſondere Combinationen gewiſſer Verhältniſſe auftreten mochten, für welche wir aus unſerer kurzen Erfahrung kein Beiſpiel aufzuweiſen vermögen.

Aber wir ſagen das Letztere mit Unrecht, denn wir entbehren dieſer Beiſpiele in der That nicht ſo vollkommen, als es auf den erſten Anblick ſcheinen möchte. Vor allen Dingen haben wir das Recht, die merkwürdigen Erſcheinungen des erſt in neueſter Zeit genauer erkannten ſ. g. Generationswechſels der Thiere für uns anzuführen, wobei eine Verwandlung verſchiedener niederer Thierformen in aufſteigender Linie mit durchaus von einander abweichender Geſtalt, Organiſation und Lebensweiſe ſtattfindet, und zwar in der Weiſe, daß die Verwandlung nicht von einem und demſelben Individuum, wie bei der Metamorphoſe der Schmetterlinge oder Fröſche, vollbracht wird, ſondern daß jede einzelne Geſtalt während ihres ganzen Lebens dieſelbe bleibt, alſo die ganze Erſcheinung eine eigentliche Wandlung der Art darſtellt. Dieſen Wechſel der Generation hat man bei mehreren Eingeweidewürmern beobachtet, ferner bei den Salpen, bei den Meduſen und Polypen, bei den Blattläuſen, und bei mehreren andren Thieren ſetzt man ſein Daſein mit Wahrſcheinlichkeit oder Gewißheit voraus. Freilich ſetzt ſich dieſer Wechſel der Geſtalten nicht in's Unbegrenzte fort, wie es ſein müßte, wenn er das Geſetz von der Begrenzung der Arten umſtürzen ſollte

Digitized by Google

ſondern er hält ſich innerhalb gewiſſer Grenzen der Verwandtſchaft und kehrt nach dem Durchlaufen einer oder mehrerer Generationen wieder zu ſeiner früheren Form zurück, wird alſo nach einem regelmäßigen Cyclus von Geſtalten wieder aufgehoben. Aber wer wollte in dieſer intereſſanten Erſcheinung eine Annäherung an das Metamorphoſengeſetz der Thiere verkennen und es für unmöglich halten, daß in vorweltlicher Zeit dieſer Generationswechſel ſich nicht in ſo fixirten Grenzen gehalten habe, wie heute! Endlich aber beſitzen wir ſeit zwei Jahren durch einen unſerer berühmteſten und zuverläſſigſten Beobachter, Johannes Müller, eine Entdeckung, welche zu den wichtigſten und folgereichſten der Neuzeit gehören und die Möglichkeit einer dauernden Entwickelung einer Thierart aus einer anderen ſelbſt noch in unſerer Zeit über jeden Zweifel erheben dürfte. Wir meinen die bekannte Entdeckung der Erzeugung von Schnecken in Holothurien durch den genannten Beobachter, eine Entdeckung, bei welcher ihr in Glaubensſachen orthodoxer Entdecker ſelbſt ſich von Zweifeln und innerer Verwirrung ergriffen bekennt. Holothurien und Schnecken gehören zwei ganz getrennten Abtheilungen des Thierreichs an, von denen die Letzteren in der Reihenfolge der Thiergeſchlechter ungleich höher ſtehen, zweien Abtheilungen ohne die geringſte Aehnlichkeit und Verwandtſchaft. Müller ſelbſt, obgleich ungern, geſteht ein, daß dieſe Erſcheinung mit dem Generationswechſel nichts zu thun haben könne. Dieſe Beobachtung würde beweiſen, daß auch in hiſtoriſcher Zeit die bis da geleugnete Möglichkeit des unmittelbaren Uebergangs oder Hervorgangs einer Thierart aus einer anderen beſteht, ſie würde ein ſeltenes, aber in hiſtoriſcher Zeit beachtetes Beiſpiel einer auf natürlichen Umſtänden beruhenden Neuſchöpfung, kurz eines Metamorphoſengeſetzes ſein, welchem vielleicht in vorweltlicher Zeit eine größere Bedeutung und Macht zukam, als heute; ſie würde zeigen, daß ſelbſt noch heute das Geſetz der gleichartigen Zeugung Ausnahmen erleidet. „Der Eintritt verſchiedener Thierarten in die Schöpfung,“ ſagt Müller, „iſt zwar gewiß, nämlich ein Factum der Paläontologie, aber ſupranaturaliſtiſch, ſo lange dieſer Eintritt ſich nicht im Acte des Geſchehens und bis in die Elemente einer Beobachtung wahrnehmen läßt. Wenn dies aber möglich würde, ſo würde das Supranaturaliſtiſche aufhören und dieſes in die Ordnung einer höheren Reihe der Erſcheinungen treten, für welche auf dem Wege der Beobachtung auch Geſetze zu ſuchen wären.“ Wer bürgt uns nach einer ſolchen Entdeckung dafür, daß dergleichen Verwandlungen nicht auch in jetziger Zeit öfter vorkommen, daß ihnen vielleicht neben der gleichartigen Zeugung eine Bedeutung zukommt, von welcher wir bis jetzt keine Ahnung haben!

Wenn aber ſelbſt heute noch Verhältniſſe aufkommen können, unter denen ein ſo außerordentlicher Vorgang in der niederen Thierwelt möglich wird, oder unter denen eine Holothurie eine Schnecke gebiert — welcher mit naturwiſſenſchaftlichen Begriffen Vertraute wollte alsdann leugnen, daß einſt Verhältniſſe müſſen beſtanden haben können, unter denen auch in der höheren Thierwelt ein ähnlicher oder gleicher Vorgang möglich ward, oder unter denen ein Affe, ja irgend ein beliebiges anderes Thier die Geburt eines Menſchen veranlaßte! Man wird von nun an, im Angeſichte einer ſolchen Thatſache und im Hinblick auf das, was wir über die anders geſtalteten äußeren Zuſtände der Erdoberfläche in vorweltlicher Zeit erfahren haben, nicht mehr Denjenigen, welche die organiſche Schöpfung aus allmähligen Verwandlungen hervorgehen laſſen, antworten können: Warum geſchieht es heute nicht mehr? Man wird nicht mehr nöthig haben, den Menſchen, wie es Oken that, aus dem Meerſchlamm entſtehen zu laſſen, und eben ſo wenig wird man ſich verſucht fühlen, mit der bornirten und in ſcholaſtiſchem Wuſt und Unſinn erſtickenden Mönchsweisheit des Mittelalters ſich endloſen Streitigkeiten darüber anzuſchließen, ob der erſte Menſch einen Nabel gehabt habe oder nicht. — „Der Boden,“ ſagt Reichenbach, „auf welchem der erſte Menſch entſtand, war ein Thier, ſeine erſte Mutter ein Thier und die erſte Nahrung ſeines Mundes die Milch eines Thieres.“

Mit dieſer Anerkennung eines Geſetzes der Verwandlungen in dieſem Sinne, wobei die Verwandlung nicht, wie es die alte naturphiloſophiſche Schule wollte, eine ganz allmählige, ſondern eine mehr ſprungweiſe und ſchon in der embryonalen Entwickelung jedesmal vorhanden geweſen ſein muß, iſt ein Anhaltspunkt für die Beurtheilung der ganzen Frage nach dem Woher? der organiſchen Weſen gewonnen. Aus dem unſcheinbarſten Anfang, dem einfachſten organiſchen Formelement, welches eine Vereinigung anorganiſcher Stoffe auf dem Wege der unfreiwilligen Zeugung zu Stande brachte, aus der dürftigſten Pflanzen- oder Thierzelle konnte ſich fortſchreitend mit Hülfe ungewöhnlicher Naturkräfte und endloſer Zeiträume jene ganze reiche und unendlich mannigfach gegliederte organiſche Welt entwickeln, von der wir uns umgeben finden.*) Es verſteht ſich dabei von ſelbſt, daß wir nicht gemeint ſind oder

*) „Die Keime für die höheren Thiere,“ ſagt Prof. Baumgärtner „konnten nur die Eier niederer Thiere ſein. — Wahrſcheinlich gingen die am höchſten entwickelten Thiere einer Thierklaſſe aus den Eiern niederer Thiere derſelben Klaſſe, und dieſe aus den höheren einer vorausgehenden hervor. Dieſes konnte ſelbſt bei den Säugethieren der Fall ſein, da die Eier derſelben ꝛc. leicht nach Außen gelangen konnten. Es lehrt die Extrauterinſchwangerſchaft und die geglückte Transplantation der Eierſtöcke, daß bei dieſen Thieren die Eier auch an anderen Stellen, als den urſprünglich für ſie beſtimmten, ſich entwickeln können ꝛc. Es fanden demnach durch die ganze Thierreihe hindurchgehende, in die Schöpfungsperioden fallende Generationswechſel ſtatt. — Aehnlich verhielt es ſich mit den Pflanzen.“ —

„Neben dem Emporſchieben der Pflanzen- und Thierwelt zu höherer Entwickelung fand in jeder Entwickelungsperiode die Bildung neuer Urkeime ſtatt, welche die Grundlage zu neuen Metamorphoſirungen wurden ꝛc. ꝛc.“

Baumgärtner erklärt weiter die Metamorphoſirungen der organiſchen Keime und damit der Organismen ſelbſt mit einer Vervielfältigung der Keimſpaltungen während der Schöpfungsperioden, und dieſe Keimſpaltungen ſelbſt als bewirkt durch mehrere und verſchiedene Einflüſſe der äußeren Natur. Die erſten Menſchen ſollen nach ihm aus den Keimen ihnen zunächſt ſtehender Thiere hervorgegangen, aber anfangs ein Leben in ſ. g. Larvenzuſtande geführt haben. Ferner ſtammt nach ihm das Menſchengeſchlecht nicht von einem Paare ab, ſondern erſchien ſogleich in verſchiedenen Raſſen und in zahlreichen Individuen.

Digitized by Google

gemeint ſein können, die ganze organiſche Welt der Erde aus einem einzigen Entſtehungspunkte herzuleiten. Im Gegentheil weiſen alle Thatſachen und Forſchungen mit großer Beſtimmtheit darauf hin, daß dieſe Entſtehung von zahlreichen, für ſich beſtehenden Schöpfungsmittelpunkten ausgegangen ſein muß. Es erſtrecken ſich dieſe Mittelpunkte ſowohl auf die Pflanzen- als Thierwelt, und die Aehnlichkeit und dennoch wieder große Verſchiedenheit dieſer einzelnen Schöpfungskreiſe unter einander deutet recht überzeugend auf das ihnen zu Grunde liegende eigenmächtige Walten der Natur.

Wir halten dieſe ganze Unterſuchung nicht für ſo müßig, wie manche naturwiſſenſchaftlichen Schriftſteller; denn nach dem heutigen Stand unſerer Kenntniſſe dürfte es allzu abenteuerlich erſcheinen, der Generatio aequivoca die unmittelbare Entſtehung aller organiſchen Geſchlechter und des Menſchen ſelbſt, wenn auch in vorweltlicher Zeit, aufbürden zu wollen. Wozu wäre alsdann überhaupt dieſes ganze unverkennbare Geſetz allmähliger Entwickelung und Prototypenbildung! dieſe Aehnlichkeit, ja Gleichheit in der erſten Entwickelung der Individuen, wenn nicht dadurch die Möglichkeit eines Auseinanderſchlagens in differente Formen und Arten unter verſchiedenen äußeren Verhältniſſen mit Beſtimmtheit angedeutet würde. Unzweifelhaft muß auch der Generatio aequivoca in vorweltlicher Zeit eine größere Bedeutung eingeräumt werden, als heute, und es mag kaum geleugnet werden können, daß damals auch höher organiſirte Weſen, als heute, auf dieſem Wege mußten entſtehen können. Sichere Kenntniſſe indeſſen oder auch nur gegründete Vermuthungen über das Nähere dieſes Verhältniſſes beſitzen wir heute nicht und wir ſind weit entfernt, dieſe Unwiſſenheit nicht eingeſtehen zu wollen. Mag uns indeſſen noch ſo Vieles und Manches über die genauere Art der organiſchen Schöpfung unklar oder zweifelhaft ſein — ſo viel können wir doch mit Beſtimmtheit ſagen, daß ſie ohne das Zuthun äußerer Gewalten vor ſich gegangen ſein kann und muß. Wenn uns dieſe Schöpfung heute, indem wir uns in der uns umgebenden Natur umſehen, über die Maßen imponirt, und der geiſtige Eindruck einer unmittelbaren ſchaffenden Urſache ſich nicht immer abweiſen läßt, ſo iſt der Grund für dieſes Gefühl eben nur darin zu ſuchen, daß wir die endlichen Wirkungen einer während vieler Millionen von Jahren thätigen Action natürlicher Kräfte in ein Geſammtbild vereinigt vor uns ſehen, und, indem wir nur an das Gegenwärtige, nicht an das Vergangene denken, uns auf den erſten Anblick nicht wohl vorſtellen mögen, daß die Natur dieſes Alles aus ſich ſelbſt hervorgebracht habe. Aber dennoch iſt dieſes ſo. — Mag es auch im Einzelnen geſchehen ſein, wie es wolle, das Geſetz der Aehnlichkeiten, der Prototypenbildung, der nothwendigen Abhängigkeit, welche die organiſchen Weſen in Entſtehung und Form von den äußeren Zuſtänden der Erdrinde zeigen, mit einem Worte die allmählige Hervorbildung höherer organiſcher Formen aus niederen, Schritt haltend mit den Entwickelungsſtufen der Erde, der Umſtand namentlich, daß die Entſtehung organiſcher Weſen nicht ein momentaner, ſondern ein durch alle geologiſchen Perioden hindurch fortdauernder Prozeß war, daß jede geologiſche Periode durch ihre beſonderen Geſchöpfe charakteriſirt wird, von denen nur einzelne aus einem Zeitabſchnitt in den anderen hineinragen — alle dieſe Verhältniſſe und Umſtände beruhen auf unumſtößlichen Thatſachen und ſind gänzlich und durchaus unvereinbar mit dem Gedanken an eine perſönliche und mit Machtvollkommenheit ausgerüſtete Schöpferkraft, welche ſich unmöglich zu einer derartigen langſamen, allmähligen und mühſamen Schöpfungsarbeit bequemen und ſich in dieſer Arbeit abhängig von den natürlichen Entwickelungsphaſen der Erde machen konnte. „Eine wichtige Frage," ſagt Zimmermann (die Wunder der Urwelt), „iſt: woher kamen dieſe Thiere? wie entſtanden ſie? Die Annahme, daß Gott ſie willkührlich geſchaffen, iſt nicht nur zu wenig befriedigend, ſondern zu unwürdig. Der große Weltgeiſt, welcher Sonnenſyſteme und Milchſtraßen ſchuf (?), kann ſich mit Töpfergeſchirr — wozu wir nach dieſer Anſicht werden — unmöglich abgeben, kann auch nicht Proben von Thieren machen und ſie laufen laſſen, und ſehend, daß ſie nicht gut ſeien, andere machen, die beſſer ſind."

Im Gegenſatze hierzu mußte die Arbeit der Natur bei ihren halb zufälligen, halb nothwendigen Erzeugniſſen eine unendlich langſame, allmählige, ſtufenweiſe, nicht vorherbedacht ſein. So erblicken wir denn in dieſer Arbeit nirgends einen ganz unvermittelten, auf perſönliche Willkühr deutenden Sprung; Form reiht ſich an Form, Uebergang an Uebergang. „Die Natur," ſagte einſt Linne, „macht keinen Sprung," und in der That iſt jede neue Entdeckung oder Thatſache in der Naturforſchung ein weiterer Beweis für dieſe Behauptung. Unvermerkt geht die Pflanze in das Thier, das Thier in den Menſchen über. Trotz aller Bemühungen iſt man doch bis auf den heutigen Tag nicht im Stande geweſen, eine feſte Grenze zwiſchen Thier- und Pflanzenreich, zwei anſcheinend ſo ſtreng getrennten Abtheilungen organiſcher Weſen, aufzufinden, und es iſt keine Ausſicht vorhanden, daß man es jemals im Stande ſein werde. Ebenſowenig exiſtirt jene unüberſteigliche Grenze zwiſchen Menſch und Thier, von welcher man ſo viel reden hören muß, vielleicht weil die Redenden fürchten, ihr eigner Verſtand möge bei einer ſolchen Vergleichung an Anſehen verlieren. — Die Geologen berechnen das Alter des Menſchengeſchlechts auf 8—100 Tauſend Jahre, gleich dem Alter der ſ. g. Alluvialſchicht, auf der zuerſt menſchliches Leben möglich wurde; dagegen exiſtirt die Geſchichte menſchlichen Daſeins, alſo ſein culturfähiger Zuſtand, erſt ſeit wenigen tauſend Jahren. Welche Zeit mußte demnach vergehen, bis der Menſch ſich auf einen ſolchen Punkt geiſtiger Höhe ſchwang, auf dem es ihm Bedürfniß wurde, ſeine Erlebniſſe ſeinen Nachkommen traditionell mitzutheilen! u. welches Recht haben wir, den heutigen Culturmenſchen, der auf der oberſten Sproſſe einer hunderttauſendjährigen Leiter ſteht, als ein Produkt übernatürlicher Einwirkung zu citiren? Wenn wir an ſeinen Urſprung zurückdenken, werden wir anders urtheilen. Ohne Zweifel näherte ſich der Menſch in jenen früheren Perioden in ſeinem ganzen Weſen mehr den Thieren, als dem Bilde ſeines heutigen Zuſtandes, und die älteſten ausgegrabenen Menſchenſchädel zeigen rohe, unentwickelte und thierähnliche Formen.*) In

*) „In der Republik Peru in Südamerika hat Pentland an den Ufern des

welcher Weiſe ſich der Schädelbau der europäiſchen Menſchheit im Laufe ſelbſt der hiſtoriſchen Zeit allmählig vervollkommnet hat, wird im Kapitel „Gehirn und Seele" eine genauere Erwähnung finden.

Wollte man dennoch, entgegen allem naturphiloſophiſchen Verſtand, annehmen, es habe die unmittelbare Hand des Schöpfers ſelbſt dieſe Vorgänge überall und allerorten, zerſtreut durch Raum und Zeit, geleitet, ſo würde man ſich damit allgemeinen pantheiſtiſchen Vorſtellungen nähern und könnte nicht umhin zuzugeben, daß dieſes Verhältniß noch fortdaure, da die Entwickelung der Erde und der auf ihr lebenden Pflanzen- und Thiergeſchlechter nicht aufgehört hat, ſondern in gleicher oder ähnlicher Weiſe fortdauert, daß kein Schäflein ohne Zuthun jener ſchaffenden Allgewalt gezeugt und geboren werden könne, und daß jede Mücke, welche ihre Eier legt, auf die unmittelbare Sorge jener Gewalt für Ausbrütung ihrer Nachkommenſchaft Anſpruch zu machen habe. Aber die Wiſſenſchaft hat längſt das Natürliche, Mechaniſche und Zufällige in dieſen Vorgängen zur Evidenz nachgewieſen und jeden Gedanken an übernatürliche Dazwiſchenkunſt verbannt. So kann uns auch dieſes Verhältniß zum Beweis unſerer ausgeſprochenen Anſichten werden, da ein Rückſchluß von der Natürlichkeit der heutigen Vorgänge der organiſchen Welt auf einen ebenſo natürlichen Anfang gerechtfertigt iſt, und umgekehrt. „Wer A ſagt, muß auch B ſagen. Ein ſupranaturaliſtiſcher Anfang erfordert nothwendig eine ſupranaturiſtiſche Fortſetzung.

„Als Individuum abgeſchloſſen," ſagt Burmeiſter, „blieb die Erde in gewiſſen unabänderlichen Beziehungen zu ihrer Umgebung, und was auf ihr, unabhängig von dieſen Bedingungen, vorging, das vollbrachte ſie ſelbſt aus eigener Kraft; denn es gab und giebt noch heute keine Gewalt auf der Erde, als diejenige iſt, welche ſie nun einmal beſitzt. Mit dieſer Kraft hat ſie ſich entwickelt; wie weit deren Wirkungen ſich erſtreckten, reichten auch ihre Erfolge; wo die irdiſchen Kräfte ſchwindet auch alle und jede Wirkung auf Erden, und was ſie nicht hervorbringen konnte, das iſt nie dageweſen, das wird nie hervorgebracht werden!" —

Niemals hat die Wiſſenſchaft einen glänzenderen Sieg über diejenigen davongetragen, welche ein außerweltliches oder übernatürliches Princip zur Erklärung des Daſeins herbeiziehen, als in der Geologie und Petrefaktenkunde; niemals hat der menſchliche Geiſt entſchiedener der Natur ihr Recht gerettet. Weder kennt die Natur einen übernatürlichen Anfang, noch eine übernatürliche Fortſetzung; ſie, die Alles gebärende, iſt ſich ſelbſt Anfang und Ende, Zeugung und Tod. Aus eigner Kraft brachte ſie den Menſchen hervor, aus eigner Kraft wird ſie ihn wieder zu ſich nehmen. Kann nicht auch dieſe Menſchenart zu Grunde gehen und eine vollkommenere an ihre Stelle treten?*) Niemand weiß es, Niemand hat es gewußt, Niemand wird es wiſſen, als die Ueberlebenden!

Titikaka-See's in neueren Zeiten unzählige Grabmäler von großartiger Bauart entdeckt, welche Gebeine von Menſchen eines jeden Alters enthalten, deren Schädel beweiſt, daß ſie einer ausgeſtorbenen Menſchenart angehörten, welche von allen Menſchen verſchieden war, die jetzt auf Erden leben, indem ſie ſo gebaut ſind, daß $\frac{4}{5}$ der geſammten Hirnmaſſe hinter dem Hinterhauptloche ſich befand, und deren Geſichtsknochen affenartig verlängert werden."

*) Das Menſchengeſchlecht als Ganzes trägt eine eben ſolche Menge Andeutungen zu neuen, höheren individuellen Geſtalten in ſich, wie die Thiere der Vorwelt ſolche zu ſpäter aus ihnen hervorgegangenen Thierformen trugen. Es liegt kein Grund gegen die Möglichkeit der Annahme vor, es habe die ſtufenweiſe Entwickelung der organiſchen Welt nicht aufgehört, ſondern werde ſich nach und nach zu immer höheren Daſeinsformen herausbilden.

Für die Fackel.

Streifzüge.

Von Samuel Ludvigh.

August, 1866.

Am 26. Auguſt fällt mein Namenstag und derſelbe Tag iſt der Geburtstag Eines meiner drei Stammhalter. Trotz dieſes doppelten Feiertages reiste ich am 25. nach Louisville ab. Welch ein gemüthloſes Leben! Man wird in dieſem Lande des raſtloſen Jagens endlich bei aller Tiefe des Gefühls zu einem wahren Petrefact der trockenſten Proſa. Aber gerade durch Abſtreifen dieſer altherkömmlichen Formen, durch dieſes Nomadenleben eines großen Theiles der Bevölkerung dieſer Glorreichen, der oft ſeinen Wohnſitz verändert und noch öfter auf Reiſen iſt, wird der Menſch gewohnt von äußern Dingen zu abſtrahiren, ſeine Welt und ſein Glück in ſich ſelbſt zu ſuchen und Jene die er liebt, und von denen er ſo oft getrennt lebt, geiſtig in ſich ſelbſt aufzunehmen. Ich ſelbſt, ein Theil dieſer Nomadenſchaar ohne ſtabile Heimath und ohne Heimathsgefühl, habe wohl ſeit 28 Jahren meiner Ehe 10 Jahre auf Reiſen zugebracht. Ein ſtetes Scheiden u. Wiederſehen! So wird es wohl dauern ſo lange ich im Stande bin die Beine zu bewegen. Und bis jetzt war ich noch immer glücklich, ohne einem der vielen Accidents zu begegnen, von denen ich ſo wenig Furcht hege, daß ich ſelbſt nicht mein Leben verſichere. Es iſt Dies nicht Leichtſinn, ſondern Vertrauen in das bewährte Glück, das beinahe zum blinden Fatalismus geworden. Auch die Cholera, die in dieſem Staat in Cincinnati ſo viele Opfer ſich auserleſen, ließ mich und die Meinigen unberührt, obſchon wir, trotz des ſtädtiſchen Verbotes, Welſchkorn, Gurken und Melonen aßen u. uns ganz wohl befanden. Ich kann mich einmal nicht überzeugen laſſen, daß dieſer Würgengel in reifen Früchten ſtecke oder in beſonderen Gemüſen, ſondern bin vielmehr geneigt zu glauben, daß er miasmatiſcher Natur iſt und, wie bei allen Seuchen und an-

Digitized by Google

ſteckenden Krankheiten Diſpoſition im Menſchen vorhanden ſein müſſe, um als Gift tödtend zu wirken. Ich war in Conſtantinopel zur Zeit der Peſt, ſah die Cholera im Jahr 1831 in Ungarn wüthen und habe ſie hier im Lande drei Mal erlebt, ohne das Geſpenſt zu fürchten und es wäre die größte Thorheit, wenn ich jetzt mit 66 Jahren, ſo gerne ich auch lebe, den Tod fürchten würde, der ja nichts anders als Auflöſung der Form und bewußtloſer Stoffwechſel des animaliſchen Organismus, im unendlichen All der Natur.

Wohlan, ſo laſſet uns denn leben und genießen, ſo lange wir leben und lernen, jede Stunde bereit ſein, zu ſterben! Möchte freilich noch eine Weile leben, nicht ſo ſehr meiner ſelbſt wegen, als um meine Knaben zu erziehen und — durch Herausgabe freier, bildender Werke gegen die Kirche Oppoſition zu machen, die den Menſchen ſyſtematiſch verdummt, anſtatt ihn frei u. glücklich zu machen. Nun, die Natur, (körperliche Beſchaffenheit und Verhältniſſe) werden wohl auch dieſen beſcheidnen Wunſch, einige ſiebenzig Jahre zu erreichen, noch erfüllen, um das begonnene Werk der Aufklärung erfolgreich zu vollenden und der Welt ein Beiſpiel zu geben von Conſequenz und daß der Menſch auch *ohne Glaube* die Tugend lieben und nach Kräften üben könne.

Die Reiſe an Bord des eleganten Steamers Major Anderſon auf dem pittoresken Ohioſtrome nach Louisville war bei heiterem Himmel eine ſehr angenehme. Herr *Sauermann* hatte die Güte für den Sonntag eine Rede anzuzeigen u. ein Local zu beſorgen. Das Thema war: Nicht Religion, ſondern Vernunft und Tugend machen den Menſchen frei. Ich hatte eine intelligente Verſammlung von circa 200 Perſonnen. Nach der Rede machte ich meinen neuen Plan zur Gründung einer Propaganda durch Herausgabe freier Werke gegen Kirche und Pfaffenthum bekannt, fand auch ſogleich einige Mitglieder, die den Reigen für Lousville begannen, das der freiſinnigen Deutſchen viele zählt, und die Geſammtzahl von 19 Theilnehmern überzeugte mich alsbald, daß es hier Männer giebt, die nicht nur auf der Zunge das freie Wort führen, ſondern auch nach Kräften der geiſtigen Freiheit ein materielles Opfer bringen, das unbedingt nothwendig iſt, um einigermaaßen mit Erfolg, mittels der Preſſe gegen die ſchwarze Brut der Verfinſterung anzukämpfen. Nur Einer von meinen wohlhabenden Freunden ſagte: „es helfe ja doch Nichts; man müſſe ſich *auf die Zeit* verlaſſen." Auf die Zeit? Iſt denn die Zeit etwas anderes als ein abſtractes endlicher Begriff des Unendlichen? Wie kann *die Zeit* eine geiſtige Reform anbahnen, wenn nicht *der Menſch*, der in der Zeit lebt, durch Wort und Schrift, durch Wiſſenſchaft und durch Beiſpiel ſich an Dem betheiligt, was Reform bezweckt und ſie fördert? — Wurde die Inquiſition durch die Zeit in's Leben gerufen, oder durch einen Mönch und einen *heiligen* Vater zu Rom? Hat die Zeit den Kreuzzug gepredigt, oder Peter, der Ermit? Hat die Zeit die Reformation geboren, oder hat ſie Martin Luther hervorgerufen? Hat die Zeit es, gegen die Bibel, gelehrt, daß die Erde ſich um die Sonne drehe, oder Galilei? Hat die Zeit die alten Dogmen entkräftet, oder Männer wie Thomas Paine, Strauß, Bruno Bauer, Feuerbach und Andere geiſtige Heroen der Vorzeit? Wurden die Naturwiſſenſchaften durch die Zeit ausgebeutet, oder bedurfte es eines Humboldt, eines Moleſchott, eines Büchner, eines Roßmäßler, Czolbe und Anderer, um die Theologie und Metaphyſik zu bekämpfen und endlich zu beſiegen? Alle dieſe Fragen ſind leicht zu beantworten, wenn man anderes nicht geneigt wäre, die abſurde Behauptung aufzuſtellen, daß die Zeit, die innere Schmerzen des Herzens heilt, auch ein Glied amputiren, die Natur in ihrem Wirken erforſchen und der Wahrheit, der Wiſſenſchaft den Sieg über Tugend und Irrthum verſchaffen könne.

Hieraus ſehen Sie denn, mein geehrter Freund, daß nicht die Zeit, ſondern die Menſchen in der Zeit in ſpäter Zukunft die Kirchen entbehrlich machen werden. Es iſt nicht die Zeit, welche das freie deutſche Element auch in Ihrer Stadt vermehrt hat, ſondern die Preſſe und das freie Wort; es iſt nicht die Zeit, welche Ihre freie Schule in's Leben gerufen hat, ſondern der freie Geiſt und der mächtige Dollar, den auch Sie für dieſelbe zum Opfer gebracht haben. „Intelligenz iſt Macht." Das haben die Jeſuiten und Prieſter im Allgemeinen bewieſen und wäre das Volk ſo intelligent wie ſeine Pfaffen, ſo gäbe es kein Pfaffenthum. Das haben Napoleon, der Völkerſchlächter, und Napoleon, der Freiheitsmörder, bewieſen, und die Republik wird nur dann die Monarchie erfolgreich beſiegen, wenn die Völker, im Laufe der Zeit, durch Wort und Schrift über das Weſen der Selbſtregierung aufgeklärt und durch den nothwendigen Grad der Intelligenz der Knutenherrſchaft entwachſen ſein werden. Das hat in jüngſter Zeit Bismark bewieſen, der ſeinem Gegner geiſtig überlegen einen Jahrhundert hindurch mächtigen Thron erſchüttert, dem Hauſe Hapsburg, als deutſcher Macht, den Todesſtoß verſetzt und Deutſchland dem ſpäter unvermeidlichen Loos der *Einheit* näher gebracht hat. Und war es dir Zeit, die dieſe Republik von der alten Schmach der Sklaverei befreit hat? frage ich endlich, und ſage: nein, es war die Agitation und — die große Kanone. Und von der Agitation der Preſſe und der Rede, von der Intelligenz und Tugend der Majorität unſeres Volkes wird es abhängen, ob bei der Reconſtruktion der Union die Politik unſeres *weißen Mannes* im *welſen* Hauſe oder die des Congreſſes zu Gunſten der Menſchenrechte und künftigen Sicherheit der Republik ſiegen werde. Nicht wer klagt und ſchimpft und am Fortſchritt verzagt nützt der Menſchheit, ſondern wer belehrt und thatkräftig eingreift in die Speichen der der Zeit.

Louisville verſchönert u. verbeſſert ſich bedeutend. Es werden eben wieder viele neue Bauten aufgeführt, Straßen und Levee in guten Zuſtand verſetzt und Schienen gelegt nach allen Richtungen der Stadt hin; auch iſt eine deutſche proteſt. Kirche im Bau, welche blos 100,000 Doll. koſtet! —

Nach meiner Rede ging ich von einigen Freunden begleitet, nach Struve's Garten, wo Sonntags bei ſehr gutem Orcheſter im Schatten der Bäume der Deutſche ſeine Muße genießt. Abends beſuchte ich in Heſer's Garten das Theater. Man gab, und zwar ſehr brav: „Das Porträt der Geliebten," ein geiſtreiches Luſtſpiel von Töpfer.

Am 28. fuhr ich auf der Jefferſonville- und Indianapolisbahn nach Columbus, im Staate Indiana. Die Straßen waren ſehr belebt; denn es war eben ein Circus da, eine ſogenannte „show." Waſſer- und Zuckermelonen ſah ich ſelten ſo viele und

Digitized by Google

von ſolcher Größe wie ſie hier die Farmer zur Stadt brachten. Jene ſind ſehr gut; dieſen fehlt das feine Aroma.

Herr Stadler machte mir das Vergnügen, mich 4 Meilen weit in's Land zu fahren. Wir beſuchten Herrn Greſſel, einen itelligenten deutſchen Farmer, wo wir uns mit Melone und Milch erfriſchten. Der Boden in dieſem County (Bartholomes) iſt der fruchtbarſte im Staate und wird meiſt für Welſchkornbau benutzt. Die Erndte dieſes Jahres wird eine ſehr ergiebige ſein.

An der freien Schule wurde ein neuer Lehrer angeſtellt, da der frühere, Herr Seyffert, nach New Albany überſiedelte. Dieſer Stadt thäte es ſehr Noth freie Schulen in's Leben zu rufen; denn die Orthodoxie in Religion und Politik hat hier gewaltige Wurzel geſchlagen.

Am 3. d. M. wird General Willich die Deutſchen von Columbus addreſſiren, um Propaganda gegen Hrn. Johnſon zu machen. Die demokratiſchen Blätter ſind über den Generalen, als Politiker, ſehr ungehalten; meinen, er verdiene den Namen eines F r e i ſ i n n i g e n nicht, ſondern ſei Fanatiker, da er in ſeinen Reden die Katholiken beſchimpfe und die Behauptung aufſtelle, nur ſie und unwiſſende Leute bekennen ſich zur demokratiſchen Partei, und da er mit Gewalt von 300,000 Mann drohe, falls ſie ſich nicht zu Gunſten des Congreſſes bekehren würden. Es wird in Parteiblättern viel entſtellt; ja, leider, ſogar viel gelogen; kann alſo nicht glauben, daß W i l l i ch anſtatt durch Gründe das Volk, ohne Unterſchied des Glaubens, über die ſchwebenden Fragen der beiden Parteien und das Schisma zwiſchen Präſident und Congreß, aufzuklären und Proſelyten für ſich und ſeine Partei zu machen, durch beleidigende Behauptungen und Drohungen ſich ſelbſt und der Partei Schaden zufüge, für die er in die Schranken trat. Hätte ich jene Aeußerungen, deren er beſchuldigt wird, aus ſeinem Munde gehört, ſo würde auch ich ſelbſt unbedingt in den Tadel unſerer Gegner einſtimmen und ihm zurufen: Herr General, Sie mögen ein guter Taktiker im Felde ſein; doch für den Stump fehlt Ihnen der Takt, welcher nothwendig iſt, um durch Gründe Andere für ſein politiſches Credo zu gewinnen. Mit dem Dreſchflegel-Takt kann man weder einen intelligenten und umſichtigen Feldherrn beſiegen, noch unwiſſende Gegner der Intelligenz zuführen.

Zu Columbus findet ein freier Redner guten Boden, der eine ergiebige Erndte geben kann, wenn der Saame durch geſchickte Hand geſäet wird.

Von Columbus nach Indianapolis gefahren und im Spencer Houſe übernachtet. Es beſtehen hier drei deutſche Zeitungen. Wäre Herr Johnſon in den letzten Jahren ſeines „letzten politiſchen Wirkens“ ſich ſo conſequent geblieben, wie mein alter Freund und politiſcher Gegner aus Philadelphia, der Herausgeber der demokratiſchen Zeitung zu Indianapolis, hätte er den Pegaſus des Zeitgeiſtes beſtiegen anſtatt das Demagogenroß zu reiten; hätte er den Sieg der Waffen unſerer braven Generäle und Soldaten für die Menſchenrechte auszubeuten verſtanden, anſtatt ſein beſcheidenes „I and my policy“ dem Congreſſe aufoctroyiren zu wollen; wäre er mit den loyalen Fortſchrittsmännern des Nordens u. des Südens Hand in Hand gegangen, anſtatt mit den Rebellen zu liebäugeln, wäre er intelligent genug, um einzuſehen, daß eine der Zeit angemeſſene Abänderung der Conſtitution keine Vernichtung, ſondern Befeſtigung derſelben ſein müſſe; kurz, wäre der Mann mehr Staatsmann, als gewöhnlicher Politiker, ſo ſtände es, nach meiner Meinung, beſſer um unſere Gegenwart und nächſte Zukunft, die in der That eine ſehr düſtere zu ſein ſcheint, wenn die Zeichen der Zeit im Süden nicht trügen. Der Schluß der Johnſon-demokratiſchen Logik: „Die in Rebellion geweſenen Staaten waren nie aus der Union, folglich müſſen jene Staaten, nachdem die Rebellion beſiegt iſt, alle jene Rechte erhalten, welche andern Staaten zukommen,“ iſt ganz richtig. Wie ſteht es aber mit dieſem Schluß: „Die Rebellen haben als Hochverräther alle Rechte als Bürger verwirkt und ſind des Todes ſchuldig; nun aber iſt die Rebellion beſiegt: folglich müſſen die Rebellen jetzt ſogleich mit loyalen Bürgern gleiche Rechte erhalten!? Hängen konnte man ſie nicht alle, man läßt ſie vielmehr alle laufen, und übt Gnade, Großmuth und Barmherzigkeit an den „verirrten“ Brüdern, anſtatt ſie bis zur nächſten Generation politiſch todt zu machen; was ja immer noch ein Act der Gnade wäre, wenn ſie wirklich Hochverräther waren, für welche Ihr ſie auspoſaunt und als ſolche verdammt habt. Das D i l e m m a, der Knoten iſt allerdings ſchwer zu löſen, um ſo ſchwerer, da die äußerſte Conſequenz der Vernichtung der Sklaverei in das Suffragium der farbigen Raſſe ausläuft; doch die Löſung iſt nicht unmöglich und ſollte unſere S t a a t s k u n d e und die Majorität des ſtimmberechtigten Volkes den Schlüſſel zu dieſer friedlichen Löſung nicht finden, ſo wird man eben den Knoten zerhauen müſſen, wie es bei allen Zeitfragen der Fall iſt, „wo an der Verſchuldung der R e f o r m die R e v o l u t i o n ſich rächt.“ — In einem ſolchen Dilemma befinden ſich gegenwärtig auch Herr von Bismark nebſt ſeinem König, als S i e g e r, und Kaiſer Franz Joſeph, als B e ſ i e g t e r. Jenem obliegt es, auf conſtitutionellem Wege ein einiges t e u t ſ ch e s Reich zu gründen; Dieſem, mit Aufopferung ſeiner deutſchen Provinzen (ein anderes öſterreichiſches Venedig), die ſlaviſchen Elemente ſeines paraliſirten Reiches conſtitutionell zu vereinigen und ſein Augenmerk auf „Fiume und Conſtantinopel“ zu richten. Die Aufgabe und Löſung Preußens iſt eine leichte; die von Seiten Oeſterreichs, der heterogenen Elemente wegen, eine ſehr ſchwierige, bei deren Löſung auch der Kaiſer von Rußland mitzuſprechen haben wird. Die natürlichen Grenzen der Länder ſind Meere, Flüſſe, Berge; die natürlichen Grenzen der Nationen ſind ihre S p r a ch e. Das künſtlich Erzwungene und Aufgedrungene iſt von kurzer D a u e r.

Via Indianapolis, Terrehaut und Lafayette ging es nach Chicago, wo ich, bei Ermangelung eines deutſchen Hotels erſter Claſſe wieder ſo glücklich war, im Reſtaurant des Herrn Kadiſh Das zu finden, was mich auf Reiſen zufrieden zu ſtellen vermag.

Zu Terrehaut traf ich die Schauſpieler Hohlfelder und Seemann, deren ich in einem früheren Streifzug rühmlichſt Erwähnung that, in der Rolle von „Koch und Kellner.“ Das Stück: „Prairie-Huhn“, durch Herrn Hohlfelder eigenhändig dreſſirt und aufgeführt, überzeugte mich, daß Derſelbe in der Küche eben ſo gerechtes Lob verdient wie auf der Bühne.

In Lafayette wohnte ich im Dell Houſe

und hatte da den Sonntag über zu laviren. Den Vormittag den Muſen gewidmet und Nachmittags in Geſellſchaft des Herrn Kimmel einige Beſuche gemacht, in ſpecie. bei Herrn Kächlein, einem gemüthlichen Wiener.

Reicheren Stoff zur Mittheilung hat mir dieſes Mal Chicago geboten; denn am Tage meiner Ankunft, am 5. Septbr., iſt ſpät Abends auch der weiße Mann vom weiſen Hauſe mit ſeinem Hofſtaat angekommen, um am 6. die Grundſteinlegung des Monumentes für S t e p h e n D o u g l a s zu veeherrlichen. Die hohen Herrſchaften wurden in Detroit durch eine Compagnie Ver. Staaten-Infanterie, eine Compagnie Cavallerie und 80 preſonificirte Parodien moderner Ritter des Templer-Ordens nach dem Depot eſcortirt, wo ihnen nebſt der Delegation von Chicago und andern Auserwählten durch den braven General-Superintendenten der Michigan-Bahn, Heren R. N. Rice, und ſeinen Aſſiſtenten Herrn Muir 4 elegante Waggons angewieſen wurden.. Daß Hochdieſelben auf allen Stationen, Ypſilanti, Ann Arbor, Jackſon u. ſ. w. von den Bürgermeiſtern der reſpectiven Städte durch Reden empfangen und von der verſammelten Menge mit Hurrahs begrüßt wueden, iſt ſelbſtverſtändlich und es läßt ſich dagegen Nichts einwenden, wenn das ſouveraine Volk ſeinem Peäſidenten und Dienern in hohen Aemtern durch öffentliche Demonſtrationen ſeine Achtung zu eekennen giebt. Die großartigſte ſolcher Demonſteationen war wohl jene, zu Ehren des durch Menchelmoed gefallenen Lincoln. Solchen Pomp, ſolchen Triumphzug, obſchon verſchieden motivirt, könnte blos dee heilige Vater von Rom erwarten, wenn er nach New-York käme und eine Tour duech die Ver. Staaten machte. Auch der Kaiſer von Rußland und der Kaiſer von China dürften mit Zuverſicht auf Tauſende von volksſouverainen Kehlen rechnen, die ihnen donnernde Hurrahs zuriefen, wenn Ihre Majeſtäten geruhen würden, dieſes freie Land mit ihrem Beſuche zu beehren. Je geiſtig kleiner der Menſch, deſto mehe bewundert er, deſto tobender beklatſcht er ſolche Größen, die er, wenn er eben mehr Veeſtand und ein Bischen Charakter hätte, entweder mit Stillſchweigen dahinnehmen, oder ſogar, nach Umſtänden, mit Verachtung von ſich weiſen ſollte. Dee Weiſe legt wenig Gewicht auf die Hurrahs von Gaffern und Klaffern, und der laute Beifall der Stupidität und Servilität iſt für ihn kein Maaßſtab des wahren Verdienſtes; ſei dieſes zum Wohl eines Individuums, eines Volkes, oder der Menſchheit. Ich habe dem Pomp einer Königskrönung im alten Vaterlande beigewohnt und ſeit bald dreißig Jahren hier zuLande gar mancheVolksdemonſtration und „lappalien-decorirte" Prozeſſionen mit angeſehen; aber die widrigſten von allen denſelben waren mir die Hard-Cider-Prozeſſionen zur Zeit Harriſon's und die Reiſe des Herrn Johnſon nach dem Grabe Douglas, um durch die vielen trivialen Reden eines Stump-Politikers über „J and my policy" die Dignität des Präſidentenamtes und das Grab eines begabten Politikers zu entweihen, der Lincoln und der lauwarmen republikaniſchen Fortſchrittspartei im Leben mit all ſeiner Beredtſamkeit ſich entgegenſtemmte und beim Sterben die großen Worte ausſprach: „Wer mit den Rebellen ſympatiſiet, iſt im Herzen ein Verräther." Hört Ihr es? Ja wohl; doch Ihr könnt oder wollt es nicht begreifen, bis Ihr endlich wieder werdet fühlen müſſen. —

Der König a Chapeau, durch Gottes und Booth's Gnade auf vier Jahre zu dieſer hohen und wichtigen Stelle erhoben, wurde auch in Chicago von hundert modeenen Templern ritterlich empfangen. Der König erſchien in einfachen ſchwarzen Civilkleidern, ohne Krone und ohne Orden; doch ſeine Macht war dennoch groß, auch ohne Decoration, im Civil ſowohl wie im Militär, und ſeine Guillotine ſchwebt über Tauſenden in Aemtern, die Seiner Majeſtät Politik nicht gut heißen. Die Ritter aber waren geſchmückt mit rothen Kreuzen, mit bunten Scherpen und glänzenden Orden, als wollten ſie das Motto des Mittelalters: Sub hoc signo vincis (unter dieſem Zeichen wirſt du ſiegen) der Neuzeit einimpfen, die Errungenſchaften der Wiſſenſchaft verhöhnend, und das republikaniſche Volk, das jetzt mehr als je c o n ſ t i t u t i o n e l l gehumbugt wird, lüſtern machen nach den Ordensauszeichnungen der Monarchien. Sollte der Menſch nicht thatſächlich in gerader Linie vom Affen abſtammen; ſo iſt er ihm doch an Nachahmung noch ähnlicher als an Form. Davon kann ſich der ſtille Beobachter bei kleinen wie bei großen Kindern überall ſehr leicht überzeugen. Einen Ritterorden des finſtern Mittelalters in einem demokratiſchen Staate nachäffen, das bietet Alles an Blaſirtheit was noch je da geweſen.

Ich miſche mich höchſt ſelten in ein Gedränge. Hier verſuchte mich der Böſe, die Ankunft des Präſidenten und Gefolges vor dem Sheeman Houſe zu ſehen. Der Menſchenſtrom drängte mich aber immer weiter und weiter von der Balkon-Seite ab, ſo daß ich weder die Gäſte ſehen, noch die Reden vernehmen konnte. Das Schlimmſte war, daß ich zuweilen ſo gedrückt wuede, um vor Schmerz ächzen zu müſſen und — einen meiner Glacee-Schuhe verlor, was mich beſorgt machte, auf dem kalten Steintrottoir mir Krankheit zuzuziehen. Wie weiland ein König ausrief: mein Königreich für ein Pferd; ſo rief ich laut: my shoe, my shoe, J lost my shoe! Meine nächſte Umgebung muß aus ſehr vernünftigen Menſchen beſtanden haben, denn anſtatt im Schmerzruf eines Schuhes wegen mich auszulachen, bemühte man ſich, ſo gut es ging, ihn zu ſuchen und ein Herr war, in der That, ſo artig, mir den im Gewühl Zertretenen und Beſchmutzten zu präſentiren. Das Anziehen war eine eben ſo ſchwierige Aufgabe wie das Suchen. Endlich war die Komödie vorüber und der Menſchenſtrom zertheilte ſich nach allen Richtungen hin, Jeder nach ſeiner Denkweiſe motivirt zufrieden oder unzufrieden, lobend und bewundernd, oder tadelnd und, wie der Engländer ſagt, disgusted. Ich ſah eine Menſchenmaſſe wie man ſie ſelten einiger Menſchen wegen zuſammenbringen kann; ſah Raketen und hörte Kanonendonner und Hurrahs des Beifalls und Ziſchen des Tadels; (eine Stimme rief: that's Moses); doch in Betreff der Reden mußte ich mich mit den Zeitungen vertröſten, und daraus erſah ich, daß His Honor der Mayor His Excellency den Präſidenten den Rittern oben u. den Plebejern unten vorſtellte und ihn und ſeine diſtingvirten Begleiter im Namen der Stadt willkommen hieß, in der Hoffnung, daß Seine Excellenz eine angenehme Erinnerung an dieſe progreſſive Stadt des Nordweſtens mit nach Hauſe nehmen werde. Hierauf erwiedeete die demokratiſche Excellenz mit der bei ſol-

Digitized by Google

ſer Gelegenheit üblichen Dankesformel; verſicherte, daß ſie ſich ſtets beſtrebt habe, ihre Pflicht zu erfüllen, daß ſie ſich ſtets auf das Volk verlaſſen und dabei nie getäuſcht wurde; daß Se. Excellenz dieſe Demonſtration nicht als eine ihm individuell veranlaßte, ſondern als eine Manifeſtation der Zuſtände betrachte, in welchem jetzt das Land verwickelt iſt, als eine Herzergießung des Volkes, die ſich in Bälde auf das Deutlichſte wird zu erkennen geben.

Das heißt: Das Volk wird ſeine Politik adoptiren und ihn bei der nächſten Wahl wider als Präſident nominiren. Nun, Herr Johnſon ſteht allerdings nicht allein da; er hat alle Rebellen (wie man ſie ja doch nannte) für ſich, auch alle Jene, die durch Principienverläugnung im Amte bleiben, oder durch aufrichtige oder geheuchelte Sympathie ins Amt kommen wollen, und die ganze Maſſe der demokratiſchen Partei, nebſt dem Schock der republikaniſchen Ueberläufer. Aber, aber das iſt immer nur noch ein Theil des Volkes, einer mächtigen Oppoſition gegenüber, welche — im Süden ſowohl wie im Norden — die Politik des Präſidenten verdammt und jene des durch ihn ſo häufig beſchimpften Congreſſes billigt. Auf dem Wege des Stimmens fährt Herr Johnſon bei Weitem nicht ſo ſicher, als er auf dem Wege des Meuchelmordes gefahren iſt und neben der Großmuth und Liebe zu den verirrten Brüdern, neben der Liebe zu der von Denſelben mit Füßen getretenen Conſtitution, die er ewig als Köder im Munde führt, mag wohl auch eine geheime Angſt des großen J vor einem andern ſüdlichen „*Boothus*“ die Triebfeder „of my policy“ ſein, geführt durch die zitternde Meiſterhand des ſchwer heimgeſuchten Staatsſekretärs, *Herrn* Seward. Seine Stellung iſt jedenfalls eben ſo ſchwierig, wie ſeine Politik vom Standpunkt der Menſchenrechte, der Humanität und der *Staatsklugheit* verwerflich iſt und ſo ſehr auch ich ſeine Maaßregeln und ſeine politiſche Proſelytenmacherei auf der Tour nach dem Grabe *ſeines* Freundes Douglas mißbillige, ſo bin ich doch nicht geneigt, ihn als abſolut ſchlechten und abſichtlichen *Verräther* auf den Pranger zu ſtellen, obſchon ihn von dieſem nur eine ſehr dünne Linie ſcheidet und ihm *dieſer* Platz, im Punkte der allgemeinen Freiheit und Humanität, de jure und de facto gebührt.

Nach der kurzen Rede des Präſidenten vom Balkon des Sherman Hauſes introducirte der Bürgermeiſter einzeln die Herren Seward, General Grant, Admiral Farragut, A. W. Randall und — die Erſcheinung rauſchte vorüber.

Nächſten Tag, während der Feier, waren das Poſtamt, das Zollhaus, die Banken und mehre andere Häuſer geſchloſſen.

Der Grund, auf welchem das Douglas-Monument errichtet wird, befindet ſich drei Meilen vom Centrum der Stadt, am Saume des Michigan Sees. Es iſt dies der hübſcheſte Platz in der flachen Umgegend von Chicago; ſanft hügelig; mit Bäumen bewachſen und nach dem See abdachend. Zur Zeit des Krieges war in der Nähe ein großes Lager mit ausgezeichneten Barracken. Auch befindet ſich in der unmittelbaren Nähe die Univerſität, ein großartiges und ſchönes Gebäude. Der Platz iſt mit der Stadt durch eine Straßen-Eiſenbahn in Verbindung. Am Tage des Feſtes liefen alle zehn Minuten Züge von mehren Waggons. Da ich, wie Pilatus in's Credo, unverhofft zu dieſem Feſte kam, wollte ich doch auch Alles prima facie in Augenſchein nehmen und ſo fuhr ich denn mit dem erſten Zuge der Central Bahn hinaus nach dem Feſtgrund. Im Salon des „dicken“ Kleinert mit Rheinwein und Schinken gehörig vorbereitet und geſtärkt, begab ich mich nach dem Monumentplatz. Hier traf ich, in der Front gegen den See, eine hohe Platform, errichtet mit Sitzen für dreitauſend Perſonen. Noch war der Zug in der Stadt nicht in Bewegung und ſchon hatten einige hundert Perſonen, für den Preis von drei Dollars, ihre Sitze eingenommen. Auch ich wollte ſitzender Zuſchauer und Auſcultant ſein; löſte mir denn eine Karte am Eingang und anſtatt auf der Platform Platz zu nehmen, präſentirte ich mich dem Cerberus am Eingange zur Tribüne der Notabilitäten und Feſtredner als Reporter eines deutſchen Magazins von Cincinnati und poſtirte mich im ſichern Selbſtvertrauen der Legitimität auf eine Bank der Herren von der Preſſe.

Um das Grab des Gefeierten herum hat man nun eine 4laterale, auf 30 Fuß hohen Säulen geſtützte Struktur errichtet, mit Ver. Staaten Flaggen, ſchwarzen Draperien und Guirlanden von Immergrün und Blumen geſchmückt. Im Centrum des Grabes ſtand eine ſehr gut gearbeitete Marmorbüſte von Stephen A. Douglas, über welcher ein Stern ſchwebte. Möge ſein Ruhm die Dauer dieſes Sternes überleben, dachte ich; denn er war bloß aus Pappe gemacht und mit Goldpapier überzogen. Daß Douglas ein großer Redner, großer Staatsmann und großer Patriot war, darin ſtimmten alle Feſtredner überein und ſie mögen Recht haben; denn ohne die politiſchen Debatten Lincoln's mit Douglas, wäre auch Jener kein große Präſident, kein großer Mann, kein Märtyrer geworden, den das amerikaniſche Volk ſeinem geliebten Waſhington an die Seite ſtellt. Alſo, de mortuis nil nisi bene, über das verum und die eigentliche Größe beider dieſer gefeierten Männer, die nun im Himmel keine Politik mehr treiben, wird die ſpätere Nachwelt ein ruhigeres Urtheil fällen als die enthuſiasmirte Gegenwart. Jedem das Seine. Herr Lincoln war als Politiker ſo wenig für Menſchenrechte und Humanismus begeiſtert, wie es ſein Gegner Douglas geweſen und ſo wenig es Herr Johnſon kraft ſeiner Erziehung und Stellung ſein kann. Ihr Herz und ihr Sinn hing an der Conſtitution *wie ſie war*; für dieſe hat man Armeen in's Feld gerufen, für dieſe hat man ſich brüderlich todtgeſchlagen und gemordet, und dieſe iſt es, dieſes antiquirte Panzerhemd, mit dem ſich Andy umgürtet, um mit dem Congreß und den gottloſen Radikalen, die eine dem Sieg und dem Fortſchritt angemeſſene Verbeſſerung der Conſtitution befürworten, einen Kampf auf Leben u. Tod zu führen. Ich zweifle gar nicht daran, daß Douglas, wie Herr Johnſon ſich ausdrückte, wenn er auferſtände, jetzt in dieſer Criſis an ſeiner Seite kämpfen würde. Und ſo viel ich im Stande bin, Herrn Lincoln's geiſtigen Standpunkt und ſeine politiſchen Antdecedenzen zu beurtheilen, ſo glaube ich, daß es ſehr problematiſch iſt, ob er, falls er lebte, die beſiegten Staaten für Territorien erklären und die ſogenannten Rebellen politiſch todt machen würde, zum Heil der allgemeinen Freiheit. — Was er gethan hat, wiſſen wir — er war zäh, ging ſchwer und faſt nur durch überwältigenden Einfluß von Außen vorwärts; aber er hielt auch feſt an dem Einmal Erfaßten und ging nie rückwärts. — Das kann man von Herrn

Johnſon allerdings nicht ſagen; denn wir wiſſen, was er ſprach und was er ſpricht, was er zu thun verheißen und was er thut. Hierin liegt der weſentliche Unterſchied dieſer beiden Männer, deren Name fortleben wird, ſo lange die Geſchichte lebt, die von ihnen der großen Ereigniſſe wegen nicht getrennt werden kann: Jener war ein Charakter; dieſer hat keinen Charakter. g est tout.

Die Sonne brannte heiß und ſtand ſchon am Zenith, als endlich ſchallende Blechmuſik die Ankunft der großen Menagerie, alias Prozeſſion, verkündete, beſtehend aus allerlei Societäten, Rittern, Maurern, ſonderbaren Brüdeen, Temperenzlern, Turnern und Soldaten; Amerikanern, Deutſchen, Irländern, Böhmen, Franzoſen und ſonſtigen Nationalitäten; Bürgern u. Bürgerinnen in Kutſchen, Buggies und hoch zu Roß. Als die Kutſche mit dem Präſidenten und Gefolge außerhalb des Feſtgrundes ankam, da erſcholl im Troß ein donnerndes Hureah, daß die Luft wiederhallte. Der Präſident, mit Secretär Seward Arm in Arm, General Grant, Admiral Farragut, General Poſtmeiſter Randall, Secretär Wells, die Generäle Cuſter, Rouſſeau und Mead gingen zu Fuß durch eine Spalier nach der für ſie errichteten Tribüne am Monument des Gefeierten. Ihnen voran gingen Geneeal Dix, der Feſtredner, das Anordnungs-Committee und Mayor Rice.

Nun ſah ich da, ſo günſtig placirt, die Sterne unſerer Gegenwart mir vorüberziehen; der Peäſident jedoch und die beiden Secretäre nahmen eine für uns „bleibewaffneten Scribenten" auf der Tribüne eine ſehr ungünſtige Stellung ein, da ſie uns den Rücken kehrten und wir ſie blos, wie olim Moſes den Jehova, von hinten ſehen konnten.

Die Arena war von Tauſenden dicht beſetzt und vor Allen ragte durch ſeine Körperlänge Long John hervor. Auch ein Stern, Vielen bekannt, noch Mehren unbekannt, der eine Weile leuchtet, um über eine Weile ſpurlos zu verſchwinden. Nicht nur der große Feſtgrund war mit Menſchen beſät, ſelbſt auf Dächern und Bäumen ſtanden und hingen Exemplare des neugierigen animal bipes. Eine „Komödie", die mich wenigſtens zu Einer ernſten Betrachtung ſtimmen konnte; zu der: Daß der Gedanke Eines Menſchen in Tauſenden Wurzel ſchlagen kann und ſich weit über den Tod Jenes fortpflanzt, der ihn gedacht und ausgeſprochen hat. Und dieſer Gedanke, der den hier Gefeierten populär machte, war: Die Squatter-Souverainität, kraft der die Majorität eines Territoriums der Ver. Staaten das Recht haben ſollte, die Sclaverei daſelbſt einzuführen oder auszuſchließen. Mir konnte, wie auch ſo vielen Andern jener Blüthenzeit des Herrn Douglas, dieſer Gedanke nie zuſagen und machte mich zu ſeinem entſchiedenen Gegner, ſo ſehr ich mit Dix, dem Feſtredner, zuzugeben geneigt war, daß die Abſichten des großen Politikers in dieſer Frage rein und ehrlich geweſen ſein mögen. Der Krieg hat dieſen politiſchen Knoten, über welchen ſo viel und ſo heftig debattirt und geſchrieben wurde, gewaltſam zerhauen, und der demokratiſchen Partei nach erſtickter Sclaverei nur noch Einen Haltpunkt gelaſſen, den: „Dem Stimmrecht der farbigen Raſſe ſich auf Leben und Tod zu widerſetzen und alles Das zu befürworten, was den beſiegten Rebellen auf großmüthige Weiſe alle jene Rechte zuſagt und garantirt, welche loyale Bürger beſitzen." Heer Johnſon hat ſich durch ſeine politiſche Schwenkung zum Haupte dieſer Partei gemacht, um — höchſt wahrſcheinlich — ſich ſelbſt und die einſt ſo ehrwürdige old slave democracy in Einem Grabe zu begraben.

Wie alle unſere Feierlichkeiten wurde auch dieſe der Grundſteinlegung mit einem ſalbungsreichen Gebet eines Ehrwürdigen eröffnet und ich wünſchte im Stillen, daß auch die geiſtige Sclaverei einſt aufhören möge und hoffte, daß die Ehrwürdigen Gelehrten und Heuchler, die ſie jetzt noch vertheidigen und pflegen, ad antidiluviana gehören werden, wie Exorciſten, Wahrſager, Hexenmeiſter und ſonſtige Nachtgeiſter der chriſtlichen Barbarei und Finſterniß. Nachdem der Großmeiſter den Stein gelegt hatte, folgte ein zweites Gebet, geſpickt mit Lord und Saviour, in das die Anweſenden mit entblößtem Haupte und tiefem Schweigen einſtimmten. Eine ſolche Menſchenmaſſe, zerknirſcht in Andacht, ſah ich blos einſt in Rom, bei einem Feſt, als der Papſt dem Volke ſeinen Segen ertheilte. Die Rede des Generalen Dix war fleißig „elaborirt", frei von Parteihudelei und ſchilderte den Verſtorbenen und ſeine Zeit mit getreuen Farben. Es wurden da noch mehre Reden gehalten und auch Hr. Johnſon hat wieder geſprochen und das war ſehr gut; denn jemehr er ſpricht, deſto beſſer wird das Volk mit ſeinem Ich und ſeiner Politik vertraut. Er nannte Douglas ſeinen Freund im Leben und ſprach den Glauben aus, daß er auch jetzt, wenn er lebte, an der Conſtitution feſthalten und an ſeiner Seite ſtehen würde. Ja, ſehr wahrſcheinlich. Aber auch noch mehr als wahrſcheinlich iſt es, daß die „Conſtitution wie ſie war" aufgehört hat Das zu ſein, was ſie war, weil auch „die Union wie ſie war" nicht mehr vorhanden und eine Reconſtruction ohne Abänderung und zeitgemäße Verbeſſerung der Conſtitution zur abſoluten Unmöglichkeit geworden iſt.

Unter den Erſten, die ankamen, war ich auch unter den Erſten, die den Feſtgrund verließen und bereute es nicht, da geweſen zu ſein und indirect beigeſteuert zu haben zum Monumente von Stephen Douglas. Jedem das Seine.

Via Racine nach Milwaukee gefahren. Racine iſt eine rührige, anmuthig gelegene Landſtadt an Michigan See und Milwaukee, eine Großſtadt mit bedeutendem Handel, wo deutſche Gewerbthätigkeit, deutſche Intelligenz und Bildung ſtark vertreten ſind; übrigens weit entfernt dem uſurpirten Namen eines deutſchen Athen's betreff Kunſt und Wiſſenſchaft, zu entſprechen, könnte man die „Schöne am See" weit eher ein „deutſches Rom im Kleinen" nennen. Gute deutſche Schulen, ein guter Geſangverein, mittelmäßige Bühnenkräfte, photographiſche Ateliers und Bildhauerwerkſtätte für Grabſteine und Friedhof-Monumente machen noch lange kein Athen; doch das wuchernde Gedeihen des Katholicismus, der Sitz eines Biſchofs, Nonnenklöſter und Kirchen ſind „Errungenſchaften" der zwei letzten Dekaden, welche Milwaukee füglich zu dem Namen eines „deutſchen Roms" berechtigen. Iſt es nicht ſo, Herr College vom „Seeboten"?

Da lebte in dieſem „vormaligen deutſchen Athen" ein junger Mann, ein begeiſterter Panſlawiſt, mit dem deutſchen Namen Fingerhut geboren, und dieſer deutſch-böhmiſche Fingerhut gab eine Flugſchrift heraus, in welcher mit allegoriſchen Holzſchnitten, mit Satyren, Witz und Hu-

Digitized by Google

mor den Pfaffen, beſonders der römiſch-katholiſchen Kirche, auf Leben und Tod der Krieg erklärt wurde; aber trotz alledem iſt der damalige römiſche Keim zum mächtigen Baume herangewachſen, gepflegt durch katholiſche Einwanderung, durch römiſches Geld und conſequent loyoliſtiſches Syſtem der Kirche. Seller Fingerhut aber, nachdem er hier alle Phaſen der freien Beſtrebungen und der freien Liebe durchgemacht, kehrte nach ſeiner Vaterſtadt Prag zurück, nachdem ſeine Mutter bei'm Kaiſer einen Fußfall gethan für den ſündigen doch reuigen Sohn, und dieſer ci devant „Pfaffenfreſſer", dieſer reuige Sohn bekehrte ſich alsbald zur alleinſeligmachenden Kirche, entſagte der Vernunft und preiſt jetzt die „göttliche Dummheit" und betet und faſtet und beichtet; doch indeß der Segen der Kirche auf ihm ruht, trifft ihn der Fluch des „freien Mannes" und in ſeinem Innern erſcheint ihm zuweilen ein Geſpenſt und raunt ihm in die Ohren: „Du biſt ein Schuft; biſt Dummkopf oder ein Heuchler — wähle! — Das iſt Voyta, der Geiſtreiche; was mag wohl aus ſeiner Kalinka, der Geiſtreichen, geworden ſein? Es fielen mir einſt bei'm Anblick dieſes Pärchens oft Romeo und Julie ein; doch Julie hat die Liebe zu Romeo und Romeo hat das Prinzip der Freiheit verrathen. Nun, der Menſch iſt eben ſich und Andern ein Räthſel, für das ſich noch kein pſychologiſcher Hauptſchlüſſel gefunden hat und es ſehe ein Jeder, wie er es treibe!

Schon wieder Sonntag. Wohl, einen Sonntag im katholiſchen Milwaukee laſſe ich mir noch gefallen. Hier hat der puritaniſche Eſel wenig Hoffnung für Propaganda — Dem Katholicismus iſt es noch nie eingefallen, das gläubige, ſyſtematiſch verdummte und geſchundene Volk auch um die karge Freude des Sonntags zu betrügen: Dieſe Infamie hat ſich der Proteſtantismus vorbehalten. Daher hörte ich auch in neuerer Zeit ſchon ſo manchen intelligenten Deutſchen die Worte ausſprechen: „Mir thut die Wahl weh, für welche Partei ich ſtimmen ſoll, die demokratiſche mit ihrem römiſchen Popanz und ihren ſüdlichen Tendenzen, oder für die republikaniſche mit ihrem Temperenz-Unfug und ihrer Sonntags-Eſelei? Und dieſe Frage iſt auch zugleich eine Antwort auf die Thatſache, daß wir viele intelligente Männer in der demokratiſch-katholiſchen Partei finden, von denen man es, wie man zu ſagen pflegt, nicht erwarten ſollte. Mir ſelbſt wird die Wahl nicht ſo ſchwer; ich kämpfe gegen den puritaniſchen Eſel und gegen das römiſche Staatsroß und ſtimme lieber gar nicht, wenn ich in der einen Partei die Scylla, in der andern die Charybdis erblicke, von denen jede die Freiheit zu verſchlingen droht. Nach einem Amt gelüſtet mich nicht und je mehr Feinde, deſto beſſer: wenige Freunde genügen mir, zwei, einer, auch keiner; ſo lange der beſte Freund im Innern wohnt und mit dem Bewußtſein treu erfüllter Pflicht belohnt.

Ein heiterer Himmel, angenehmer Nachmittag. Wohin ſoll ich gehen? Wäre gern nach Lüdemann's Garten gegangen; denn hätte dort intereſſante Geſellſchaft getroffen. Doch, ach, dem alten Mann war der Weg zu weit und im Leihſtall war kein Gaul zu haben, um mich dorthin zu tragen, wohin ich mich geſehnt. Trottirte alſo hinaus nach Melms Brauerei: neue ſolide, palaſtähnliche Bauten. Das ſind wohl die größten Keller, das größte Malzhaus, das ich je geſehen. Neben ſtehen noch die Rudera der alten Brauerei, die jährlich circa tauſend Faß geliefert hat; indeß jetzt, nach kaum zwanzig Jahren, die drei hieſigen größten Brauereien, Melms, Beſt und Blatz, wie man mir ſagt, jede jährlich an 15,000 liefert. Gambrinus in Amerika hat Deutſchland bereits überflügelt, und der Reichthum unſerer Brauer wird bald dem der engliſchen wenig nachſtehen.

Per Eiſenbahn fuhr ich nach Schüngel's Park hinaus. Dieſer anmuthige, große Park wurde durch Quentin angelegt und war ſtets einer der frequenteſten Plätze für Sonntagsvergnügungen. Hoch gelegen bietet der Park eine hübſche Anſicht der Stadt. Schattige Bäume, ſchlängelnde Wege, Blumenbeete, Schaukel, Kegelbahn, Carouſſel, gutes Orcheſter, friſches Lagerbier und ausgezeichneter Kaffee — da findet gewiß Jeder Etwas, was ſeinem Geſchmacke zuſagt. Ich labte mich an Blumen, Kaffee und Orcheſter und ſah ich da ein geſundes deutſches Mädchen mit roſigen Wangen, ſo ergötzte ich mich an ihrem Blumenſchmelz und dachte: ach, wie ſchön iſt die Jugend, wie häßlich das Alter! Ja, wenn ſie doch ewig grünend bliebe — nun das Paradies, das Paradies, die Houris, die ewige Jugend, der ewige Genuß, der nie ermattet und nie Ueberdruß bringt, iſt das nicht ein herrlicher Gedanke, dieſer Gedanke des Moslem?! Der Gegenſatz des Chriſtenthums: „ewiges Gottſchauen — ach, wie langweilig! Süßer Traum des Paradieſes, geiſtiges Schwelgen im Gottſchauen — wo ſoll ich eure Realität ſuchen? Wo? In der Individualität des Menſchen. „Vermodern, verfaulen, aufgelöſtwerden in die Uratome, nichtempfinden, nichtfühlen, nichtdenken, „vergeſſen, ewiges Vergeſſen" — o, wie kalt, wie proſaiſch, und doch wie höchſt wahrſcheinlich, weit wahrſcheinlicher als: „Houris im Paradieſe und — Gott im Himmel." Alſo lebet, ſo lange Ihr lebet; denn jede Sekunde des Lebens iſt eine Sekunde des Todes und wenn die letzte Sekunde verlebt, gleichviel, ob zwanzig oder hundert Jahre, dann iſt es vorbei, vorbei für ewig und den „verſäumten Augenblick giebt Dir kein Gott zurück". —

Am Montag des Abends wohnte ich einer demokratiſchen Maſſenverſammlung bei. Die große Muſik-Halle war gedrängt voll. Unter den Rednern bemühte ſich auch ein Herr Doolittle, ein Ueberläufer aus dem republikaniſchen Lager, aus den verſchiedenen Reſolutionen, und aus Lincoln's Proclamationen nachzuweiſen, daß die Conſtitution allein die Norm der Reconſtruction ſein könne und demnach die früheren Staaten in Rebellion unmittelbar zur Repräſentation im Congreſſe zugelaſſen werden ſollen. Auch empfahl er Großmuth gegen beſiegte Feinde und citirte ein Beiſpiel dafür aus der römiſchen Geſchichte. Wenn man behauptet, die Seceſſioniſten ſeien Rebellen und Verräther an der Conſtitution geweſen, ſo meine ich, wäre es wohl großmüthig genug, ſie blos politiſch todt zu machen, das heißt, der jetzigen Generation, die den Norden unmöglich lieben, nur haſſen und die unmöglich loyal ſein kann, jeden Einfluß in der Regierung der Republik zu entziehen und ſie bei dem ſtrengſten Schutz der befreiten Sklaven, durch Gouverneure als beſiegte kriegführende Macht zu behandeln. Nun, das iſt ja eben das ſchwierige Dilemma, in das uns der Krieg gebracht hat, um es entweder durch die Repräſentanten des Congreſſes ohne Zulaſſung der Rebellen, die ihre

Rechte verwirkt, friedlich zu löſen, oder den unlösbaren Knoten mit dem Schwerte des Damokles, das noch über den Häuptern des Südens ſchwebt, zu zerhauen und dort für immer tabula rasa zu machen. Es wird und muß ſich bald entſcheiden; denn der Süden iſt beſiegt; doch haben Freiheit und Sicherheit dort noch immer kein Aſyl.

Von Milwaukee fuhr ich per Eiſenbahn nach Horricon und von da per Stage nach Mayville, dem Städtchen, wo vor einigen Jahren ein antichriſtlicher Verein von freien Männern in's Leben trat, der uns Großes verheißen hat; der es jedoch nicht verhindern konnte, ſich von den Gläubigen überflügeln zu laſſen, die ihre erfolgreiche Propaganda bereits durch eine katholiſche und eine proteſtantiſche Kirche bethätigt haben. In der Schenkſtube eines Gaſthauſes, in dem ich wohnte, wurde ich dem katholiſchen Prieſter vorgeſtellt, von dem einige freie Männer mir ſagten, er ſei ſehr liberal und — aufgeklärt. Nach einer ganz ruhigen Debatte in lateiniſcher Sprache kam es zu einer Deutſchen, an welcher auch Herr Mann, ein junger Farmer, Theil nahm. Und ſiehe da, der liberale, der aufgeklärte Prieſter (der Freund des Gründers und früheren Sprechers des Freimännervereines in Parentheſe geſagt), hat ſich nicht nur als römiſcher Zelot gezeigt, ſondern mich impertinent grob behandelt, indem er beanſpruchte, daß man einen Menſchen, der gegen die Religion ſpricht und ſomit die Religionsfreiheit und die Conſtitution verletzt (!); der da komme, um Zwietrach zu ſtreuen und ihn und den proteſtantiſchen Prediger um's Brod zu bringen (!) in keinem Hauſe aufnehmen, ihm kein Nachtlager geben ſollte. Hört, Ihr freien Männer von Mayville, das iſt die Stimme eines Prieſters im Hauſe eines freien Mannes, von freien Männern umgeben! Ich frage euch, wie würde ſich der Aufgeklärte gebehrden, wenn er mich in einem katholiſchen Haus träfe, umgeben von Katholiken? Bekennen wir es nur, trotz der deutſchen Schule des Freimännervereins, mit 140 Kindern, in welcher keine Religion gelehrt wird, aber auch aus ökonomiſchen Rückſichten keine opponirt werden darf, hat bei Euch die Religion bereits ſolche Wurzel geſchlagen, welche durch 10 oder 12 grundſatzfeſte freie Männer nicht mehr vertilgt werden können, damit der Baum des Glaubens nicht empor wachſe, um Euch zu verdunkeln. — Nirgends thut eine Propaganda gegen „Kirche und Pfaffenthum" mehr Noth wie bei Euch; denn nirgends hat man, auf ſo kleinem Raum ſo Großes verheißen, wie zu Mayville. Ja, es war, in der That, ein May geiſtiger Beſtrebungen, deſſen Blüthen mich entzückt hatten als ich zum erſten Male bei Euch war und begeiſterte Aufnahme fand als Pionier und Geſinnungsgenoſſe. Jene Blüthen ſind bereits vom Mehlthau der Superſtition beſchädigt und — ich beſorge ſehr — ſie werden keine Früchte tragen; denn — gewiſſe Urſachen haben gewiſſe Folgen! Indifferentismus iſt ſchlechter als Obſcurantismus. Si sapis bene est, ego sapio. Und ſomit ein herzlich Lebewohl an Euch, Ihr Wenigen, die noch den Muth habt, unter Wölfen die Sprache des freien Menſchen zu ſprechen! Grüßet mir auch euren liberalen Prieſter; ich werde wohl weder ihn, noch Euch je wiederſehen. Er wird für Proſelyten ſorgen; denn es fehlt ihm nicht an Eifer, auch nicht an Aufklärung, und dieſe iſt es ja, nach welcher wir ſtreben; freilich, auf ſehr verſchiedenen Wegen.

Es that mir ſo wohl, daß ich allein im Stage-Wagen die Reiſe zurück nach Horricon machen konnte; denn die letzten Eindrücke unter Menſchen waren ſo niederſchlagend, daß ich mich unwohl in der Nähe von Menſchen fühlte.

Nachdem ich eine ausgezeichnete Omlette mit einer guten Taſſe Kaffee im Hauſe des Herrn Schubel conſumirt, trottirte ich hinab nach dem Depot, und ſetzte die Reiſe fort nach Madiſon, der Capitolſtadt des Staates Wisconſin. Hier hatte ich das Vergnügen, Richard, einen Sohn des den Leſern der Fackel rühmlich bekannten Gelehrten und Literaten E. Porſch kennen zu lernen, der als Kaufmann eine von ſeinem Vater gänzlich verſchiedene Lebensrichtung verfolgt, deſſen geiſtiges Streben jedoch nicht unterging in der Proſa des Schachers. Der biedere Greis Porſch ſchrieb mir in ſeinem letzten Briefe aus Philadelphia: „Augenblicklich bin ich wieder hinreichend bei Humor, um das Schöne und Wahre im idealen Leben zu genießen und mit dem Trivialen des wirklichen Lebens ſo weit auszuſöhnen, als es möglich iſt." Ja, man muß nach einer Reihe von Lebenserfahrungen wirklich bei Humor ſein, um durch die Verkommenheit des menſchlichen Ichs nicht auch in der Idenwelt banquerout zu machen. Herr E. Porſch legte ein höchſt intereſſantes Manuſcript in meine Hände, um es zu publiciren. Da es geiſtig reformirend tief eingreift in die Mängel unſerer Geſellſchaft und als Hebel der Aufklärung erfolgreich zu wirken vermag, bin ich geſonnen das Werk in die Serie der Propaganda der durch Actien herauszugebenden Werke einzureihen. Und das iſt ja auch der einzige Weg, um dieſes oder irgend ein anderes Werk herausgeben zu können und durch Thätigkeit und Geſinnungstüchtigkeit der Actionäre gehörig zu verbreiten.

Auch hatte ich zu Madiſon wieder das Vergnügen, die Geſellſchaft des Dr. Fuchs zu genießen, der als wiſſenſchaftlich gebildeter, in Deutſchland graduirter Arzt, und Skeptiker in der Arzneiwiſſenſchaft, es verabſcheut, neben und mit ignoranten, gewiſſenloſen Quackſalbern zu praktiziren, und es vorzieht, an der hieſigen Univerſität die modernen Sprachen zu dociren. Männer mit Charakter laufen gar viele in der Welt umher; aber der eigentlichen Charactere giebt es nur wenige.

In Madiſon erſcheint eine norwegiſche Zeitung; doch iſt der hieſige Michel nicht im Stande, ein deutſches Blatt zu ſouteniren, und wäre es auch ein ultrademokratiſches. Die Turnhalle iſt eine ſolide Baute; doch die Zeit ſoll erſt kommen, wo man auch auf geiſtige Solidität ſein Augenmerk richtet. Der Menſch iſt eben ein vorherrſchend ſinnliches Animal; der animus iſt trotz ſeiner Volatilität ſehr ſchwer für das Edle und Wahre in Bewegung zu ſetzen und ſo leicht es auch iſt, die Menſchen im Glauben an den hl. Geiſt zu dreſſiren und zu erhalten, ſo ſchwer iſt es, ſie für das profane Geiſtige zu intereſſiren und heranzubilden.

Von Madiſon fuhr ich auf der Eiſenbahn nach Mezomanie und von da in einem gedeckten Poſtwagen nach Sauk City. Meine Reiſegeſellſchaft beſtand aus zwei Amerikanern und einem Mädchen, das an meine grüne Seite zu ſitzen kam. Um den unvermeidlichen Contact im fahren zu vermeiden, verbarrikadirte ſich die Schöne mit ihrem Reiſekorb; ich aber legte ſogleich, als ſtille Antwort, meine Reiſetaſche auf den

ſchützenden Korb und ſaß da wie eine Mumie, ohne auf der ganzen Reiſe ein Worl zu ſprechen; außer: that window might be down — ſo meine Nachbarin, auf das offene Kutſchenfenſter blickend — yes, J think so too, erwiederte ich, ohne ihr den Gefallen zu thun, es herabzulaſſen. Hätte ſie, wie es einer gebildeten Dame geziemt, geſagl: please, let that window down, ſo wäre Niemand ſchneller im Gehorchen geweſen als ich, denn ich war ja ſtets ein Verehrer des ſchönen Geſchlechts, und bin es noch, doch Rohheit und Anmaßung behandle ich jetzt mit Kälte und Verachtung. Odi profanum. Die beiden Herren ſprachen viel über Politik und Religion, rühmten Lincaln, tadelten Johnſon und freuten ſich über den Fortſchritt der Temprenz - Geſellſchaften und die vielen Kirchen, die überall im Lande gebaut werden. Man ſieht alſo, ich war nicht nur in ſchöner, ſondern auch in guter Geſellſchaft und ſa ſehr ich das Schöne verehre und das Gule liebe, auch gerade kein Bewnnderer von Lincoln, noch weniger von Johnſon und kein Freund von Völlerei und Sanſen bin, der Mäßigkeit vielmehr, in jedem Genuß, gerne das Wort ſpreche, ſo waltete doch keine Sympathie zwiſchen mir und meiner Umgebnng und ich fühlte wieder das Glück, nicht Langeweile zu fühlen, wenn ich allein bin, oder in der Nähe von heterogenen Geiſtern.

Es war ſpät Abeud als wir vor Sauk City am Wisconſin-Fluß ankamen. Semele's goldne Sichel ſchwebte über dem ſchönen Gau von Bergen, Fluß und Ebene und die Ruinen einer Brücke erhöhlen den Reiz der Landſchaft in der Abenddämmerung Schleier. Wir wurden auf einer temporären Fähre hinüber gezogen und ich ſtieg im Gaſthanſe des Herrn Lenz ab, von der ſtets freundlichen Hausfrau freundlich begrüßl.

Nicht nur die zerſtörle Brücke, von weicher einen Theil das Eis fortriß, zeigte mir hier ein ſichtbares Zeichen des Fortſchriltes, und die Nothwendigkeit aus dem zerſtörlen Alten Neues zu ſchaffen; auch eine Halle beſitzl Sauk, dem geiſtigen Fortſchritte gewidmet. Jch bin Tauſende von Meilen in der Unian gerriſ't, habe Tauſende von Kirchen verſchiedener Confeſſionen geſehen; doch nirgends einen Tempel der Vernnuſt, eine Halle der Natur und Wiſſenſchaft geweiht. Nur hier in dieſem- Städlchen. in einem wenig bekannten Winkel von Wisconſin iſt es einem intelligenlen Häuflein oon Hnmaniſlen gelungen, eine ſolide Baute aufzuführen von kleiner Dimenſion, einfach und ſchlicht wie ihre Gründer, die von ihrer politiſchen Freiheil Gebrauch machen, um — im Gegenſatz zu Cultus und poſitiver Religion — dem Geiſt eine Bahn zu brechen, ihn von den Feſſeln der alten Syſteme zu befreien und zu einer neuen Wellanſchaunng zu erheben. Der Dekonom und Redner, Herr Schröler, hält hier, ſo wie in der Nähe auf dem Lande, bei den Farmern, ſeit dreizehn Jahren bildende Vorträge über Natur und Humanismus, über wiſſeuſchaftliche- und gemeinnützige Gegenſtände und dennoch hal ſich auch hier in nnmittelbarer Nähe eine große Kirche erhoben, die mit ihrem Kreuze nach dem Himmel weiſ't und mit Hohn über das Häuflein herabzublicken ſcheint, das ſeinen Himmel auf Erden ſuchl.

Ach, wie ſchwer iſt es, alle Kinder Vernunſt lehren! Wie ſchwer, auf den alten Bäumen verjährter Religionsſyſteme einen fruchttragenden Zweig der Erkenntniß der Natur und ihrer Geſetze zu pfropfen! Einige Dekaden vermögen ſehr wenig; um ſo weniger, wenn ſich, wie es ſo häufig der Fall, der wenigen aus dem Prieſterjoch Befreiten der ſelbſtſüchtige Demon des Indifferentismns bemächtigt, zu arm oder zu filzig, um Opfer zu bringen, unbekümmert um Andere die noch am Draht der Theologie wie Puppen gezogen und benntzt werden. Was Theologen Jahrhunderte lang dem gläubigen Volk als Wahrheil gelehrl haben, das werden Naturforſchee nach einem Gährungsprozeſſe von einigen hundert Jahren als Irrthum bloſsſtellen. Der Kampf des Lichles gegen die Finſterniß hat bereits begonnen und wird nicht aufhören, bis nicht der Bibel der ihr als Anliquität gebührende Rang angewieſen und durch die Offenbarung der Natur die Offenbarung eines Fabelgolies verdrängt ſein wird.

Bei Schröter und Halasz, meinem Landsmann — deſſen Herz an Ungarn hängt wie der Säugling an der Bruſt der Mutter — habe ich wieder rechl angenehme Momente genoſſen. Beſonders hier bei Anweſenheil des naturwiſſenſchaftlich gründlich gebildelen Dr. Lachmann. Jch fühle mich nirgends wohler als in Geſellſchaft gebildeter Damen und ſolcher Männer, von denen man Etwas lernen kann. Der Ernſt des Geſpräches löſ'te ſich durch Fräulein Halasz am Klavier in Heiterkeil auf und als ich ungariſch ſang und ſie ein ungariſches Tonſtück ſpielte, ergriff Begeiſterung den ernſten Valer und er lanzle und machle jugendliche Sprünge, daß es eine Freude war, die Wirkung der Heimathsklänge auf das von Liebe geſchwellte Magyarenherz zu ſehen.

Habt Ihr je vam Spielberg gehört? Ach, ein gräßlicher Name — dort hat ſchon mancher Tyrann mil Patrioten-Herzen geſpielt, mancher Edle für ſeine Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit des Vaterlandes in Ketten gebüßt; dorl ſang auch der Dichter Farkas:

Multakban nincs oeroem,
Joevoeben nincs remeny,
Hanjatlo szep hazam,
Miattad verzem en.

Miattad zeng panacz,
Miattad szenvedem;
Soetet felhoek aiatt
Az elet gyasz nekem, u. ſ. w.

Es giebl wahl keine Sprache, die das Gefühl in wenig Worten ſo einfach und ſo tief auszudrücken vermag wie die ungariſche. Jch würde mich vergeblich bemühen, dieſe Verſe auf ebenſo kurze Weiſe und eben ſo herrlich in gebundener Form verdeutſcht wiederzugeben; daher ich mich begnüge die lieſen Gedanken in freier Form dem Leſer mitzutheilen:

„Keine Freude bent die Vergangenheil,
Keine Hoffnung die Znkunſt,
für dich blule ich, mein ſchönes, mein gebengles Valerland.

Deiner wegen erlänl die Klage; deiner
wegen leide ich; Unter finſtern Wolken
iſt mir das Leben eine Trauer."

Das iſt die Sprache eines edlen, eines gebrocheuen Herzens; das iſt der ſtille Fluch, der nach Rache ſchreit und das iſt zugleich die Schmach eines Volkes, das keine Mittel findet, um das poliiiſche Verbrechen der Palrioten und ſeine eigenen Leiden mit dem Blut des Tyrannen zu ſühnen.

Von Sauk via Milton Junction nach Janesville und nach Watertown. Janesville hat wenig Deutſche, blos drei Abonnenten der Fackel und dennoch ein thätiges Mitglied meiner Propaganda. Watertown, eine deutſche Stadt, hat blos 8 Fackel-Leſer. Ich wohnte im Buena Viſta Haus und hatte die Bona vista (ſchöne Ausſicht) auf ein halbdutzend Kirchthüme, die mir mit Geiſterſtimme zurieſen: „Hier iſt keine Propaganda zu machen gegen Kirche und Pfaffenthum; das Terrain gehört uns und unſern Dienern; Fluch der Vernunft!“ Beide dieſe Städte ſind rührig und hübſch gelegen; beſonders Janesville.

Mehr Anklang findet das freiſinnige Element zu Oſhkoſh; ebenfalls im Staate Wisconſin. Als wir da ankamen, ſtanden drei Omnibuſſe vor dem Depot und der Ruf erſcholl aus vollen Kehlen, Fremont Houſe, Peter Houſe, Revere Houſe! Ich wählte mein altes Abſteigquartier bei Peter, wo man freundlich und gut bedient wird. Frau Peter gab mir das beſte Zimmer im Haus, wofür ich ihr gerne einen Kuß in Ehren hätte gegeben; aber Küſſe alter Männer ſtehen unter Null und haben keinen Werth bei jungen Frauen.

Seit meinem letzten Hierſein hat ſich eine ſtarke Brücke über den Wolfsfluß erhoben, und in der Stadt wird nicht hie und da ein Haus gebaut, ſondern eine ganze Straße, in Folge einer Feuersbrunſt. Hier erſcheinen die belletriſtiſchen Monatshefte von Kohlmann und in Bälde werden da die „Apoſtel“ von Renan, in 3000 Exemplaren, die Preſſe verlaſſen. Dieſes Werk eines Ex-Prieſters iſt ganz geeignet, gegen die Kirche Propaganda zu machen; daher ich es Beſtens empfehle.

Auf der Fahrt von Oſhkoſh nach Neenah hatten wir im Wagen eines Frachtzuges zwei hervorragende Perſönlichkeiten an Bord: den Gouverneur Seymour, aus New York, und eine achtzigjährige Indianerin. Wenn das Kleid den Mann macht, ſo konnte wohl Niemand in Herrn Seymour den Gouverneur erkennen. Se. demokratiſche Excellenz waren ſehr geſprächig und unterhielten ſich auch mit der alten Squaw.

Von Neenah machte ich einen langen Strich bis nach La Croſſe, am Miſſiſſippi. Hier war es, wo ich in früheren Jahren, vom prüfenden Schickſal nach St. Paul verſchlagen, ſo oft das Kreuz auf mich nehmen mußte, wenn ich von einer weiten Tour zurückgekehrt bei grimmiger Kälte Burbank's Stage-Wagen beſtieg, um auf einer Fahrt von 120 Meilen die Sünden des Fleiſches abzubüßen, denen ſich der arme Sterbliche nicht ganz entziehen kann und wäre es auch nur, daß man ſich mit einer Lieblingsſpeiſe den Magen überladen, oder ein Weib angeſehen, um ihrer zu begehren und ſomit, mit Jeſu zu ſprechen, die Ehe gebrochen habe. Aber es gab auch einige Winter, wo ich zu La Croſſe im Theater, unter Dardenne's Direction, recht vergnügt war, und auf Bällen, damals noch in der zweiten Lebens-Blüthe von einigen fünfzig Jahren, ſo recht inniglich, mitunter diaboliſch warm fühlte, im Walzen das Weib eines Andern (o des ſündigen Menſchen!) umſchlingend. Ach, auch dieſe Blüthe hat verblüht; es giebt keine dritte im Leben und der hohe Sechziger hat ſein Auge hoch hinauf nach dem Paradieſe zu richten, „wo die Jugend ewig blüht und die Freude nie in Schmerz und Weh verglüht.“

Der Nordſtern des biederen Ulrich läßt ſein Licht noch immer über Bluffe und Prärie leuchten; ſo, daß man in der Stadt bei finſterer Nacht füglich das Gaslicht entbehren kann und wäre nur der Sand nicht ſo entſetzlich tief, durch den man ſich durcharbeiten muß, um von einer Straße in die andere zu kommen, ſo könnte man La Croſſe mit allem Rechte zu einer der angenehmſten Städte von Wisconſin zählen. Es giebt hier ein wohnliches deutſches Hotel, das St. Charles; einen Turnverein, Theater und einen Geſangverein, mehre große deutſche Geſchäfte z. B. Heil's Schuhgeſchäft, Fähr's Blechwaarenladen, Jungen's Wein- und Liqueur-Geſchäft, hübſche Salons, und mehre Schnittwaaren- und Kleiderhandlungen im Beſitz von unſern Leuten, „wo gemacht wird eppes Profit und Beſchores, von dem man doch auch in Amerika muß leben, wenn man nicht will ſterben vor Hunger, oder bleiben ein armer Teufel, bis es wird haben geſchellt, um einzukehren in Abrahams Schooß, wo es giebt kane Armuth, nicht e mol Greenbäcker, blos ſchweres Gold und Silber und Alles was gut und koſcher iſt in abundance. — Und um dieſen Schooß der Fülle hat der Jude Chriſtus uns arme Teufel von Nichtjuden gebracht, durch ſein neues Evangelium und durch ſeinen ſchmählichen Tod am Kreuze, ohne uns Gewißheit zu geben, ob der chriſtliche Himmel eine communiſtiſche Anſtalt, oder ob man dort bei freier Concurrenz ſich blos mit Manna und Engelschören wird begnügen müſſen. Abraham und Mahomed waren doch ganz andere Kerle, als jener aſcetiſche Straßen-Philoſoph Jeſus, der arme vom Pöbel verſpottete König mit der Dornenkrone. Ueber nicht lange wird St. Paul mit dem Oſten durch eine Eiſenbahn verbunden ſein; von Winona, achtundzwanzig Meilen oberhalb La Croſſe, iſt der Verkehr auf den Schienen bis St. Paul und Owatonna bereits in vollem Gange und die große St. Paul- und Pacificbahn iſt fertig bis St. Cloud. In weniger als zehn Jahren wird das kalte Herz der ſchönen und fruchtbaren Minneſota mit einem Eiſenbahnnetz umſchlungen ſein, wodurch ihre innere, in Proportion zu andern Staaten höchs raſche Entwickelung zu geometriſcher Progreſſion ſich ſteigern wird. Ja, man friert dort oben in den Wintermonaten barbariſch; man erfriert ſogar, wenn man das Unglück hat einem der ſich zuweilen einſtellenden Schneeſtürmen anheimzufallen; aber trotz alledem bietet jener unerſchöpfliche Agriculturſtaat ſolche Reize im Sommer, und dem Farmer ſolche Vortheile, daß Nichts ſeine künftige Größe im Staatenbunde, oder auch außerhalb demſelben, verhindern kann. Eine Auswanderung nach den ſüdlichen Staaten, ſelbſt nach dem geſegneten Miſſouri, kann man Europäern jetzt bei den ungeregelten Verhältniſſen durchaus nicht mit gutem Gewiſſen empfehlen und auch ſpäter, wenn dort Geſetz und Sicherheit an die Stelle der Willkühr und Gefahren getreten — wird der Deutſche, der Norweger und der Schwede ſtets den Nordweſten, Jowa, Wisconſin und Minneſota, dem heißen Süden vorziehen. Ueberlaſſet und ſichert jene Baumwollenſtaaten der Arbeit des Negers! Auch er iſt jetzt freier Menſch und hat ein Recht zu leben und die Vortheile der Freiheit zu genießen. Die Pflicht der edleren Raſſe iſt, die untergeordnete zu veredeln und zu heben. Das Gegentheil zu thun, iſt ungerecht und Barbarei.

Nach Winona fuhr ich per Dampfboot und entſchloß mich die Tour hinauf zu Waſſer zu machen und zurück per Eiſenbahn zu

kommen, um auch jenen Theil von Minneſota in Augenſchein zu nehmen und darauf hinzuweiſen.

Mehr als alles Uebrige intereſſirte mich auf dieſer Fahrt meine Tochter Cora Hubbard, die Gott Hymen nach dem pittoresken Lake City, am See Pepin, exilirt hat. Nachdem ich zu Reeds Landing angehalten und im Fluge meine Lumpen collectirt hatte; erreichte ich die nächſte Station Lake City, im Regen und bei finſteree Nacht. Wie dee Geliebte, trotz Sturm und Gefahr, auf den Schwingen der Liebe zur Geliebten eilt, ſo der Vater zur geliebten Tochter; doch das iſt ja Privatſache, iſt Herzensſache, die eigentlich blos mich berührt und als Würze dieſes Streifzuges blos durch mich ſelbſt in Anſpruch genommen werden kann. Alſo keine Worte über Das, was das Herz ſchweigend entzückt.

Nach einem kurzen Aufenthalt von kaum zwei Tagen brachte mich mein Schwiegerſohn, in Begleitung ſeine Dear, in einem Wagen bis nach der nächſten Station Redwing. Ein prachtvoll ſituirtes, rühriges Städtchen am Miſſiſſippi. Es war eine angenehme Fahrt durch wilde Thalpartien, begünſtigt durch einen jener magiſchen Herbſttage Minneſota's, die man da „Indianer-Sammer" nennt. Aber kein Licht ohne Schatten und die Natur, welche den Tag ſchuf, hat auch die Nacht gemacht. Je entzückender das Wiederſehen, deſto ſchmerzlicher das Scheiden. Solche Zähren-Perlen überwiegen Diamanten. Ich ermannte mich; aber das „Ermanne dich!" kann man dem Weibe nicht zurufen; ihr Herz iſt ſehr ſchwer in der kalten Region der Stoa zu acclimatiſiren; ihre Philoſophie ſind ihre Thränen; ihre Argumente ſind ihre Klage und wohl ihr, wenn Zeit und Beſchäftigung den Schmerz heilen und die Ruhe wiedergeben. Iſt ja doch Alles flüchtig auf Erden, ſelbſt das längſte Leben; ein ſtetes Gewinnen und Verlieren, Kommen und Scheiden, Freuden und Leiden. Man denke nur recht oft über dieſe Wahrheit nach und der Erfolg wird ein ſehr lohnender ſein. Es iſt nicht möglich, den Schmerz nicht zu fühlen; aber es iſt möglich, ihn zu beſiegen.

Von Redwing ging es, via Haſting, nach St. Paul — zu den zwei Eichen.

Dieſe Tour ſoll künftig, ſo lange ich reiſe, meine Pilgerfahrt nach Mekka ſein und jene Plätze, wo auf dem Wege dahin Eins meiner Kinder weilte, ſollen mir eine Station ſein, wie dem frommen Katholiken auf dem Kreuzwege nach Golgatha. Auch St. Paul iſt mir an gewiſſem Sinne zum Golgatha geworden; aber die Leiden waren auch reich in Freuden und meine letzte Abreiſe von dort, ſo ſchwer ſie mir fiel, kann ich mit Recht als ein Auferſtehungsfeſt preiſen.

Es war eine brillante Nacht als wir landeten. Viele tauſend Sterne prangten am blauen Dome und die kalte Kokette Minna, im reizenden Nachtgewand, ſchien Alles aufzubieten, um mir das Herz ſchwer zu machen, daß ich ſie verlaſſen habe; doch ſie kennt mein Herz nicht. Ich habe ſie genoſſen; ich genieße ſie auch jetzt im Gürtel der melancholiſchen Nacht; ſo wie ich ſo viel Schönes im Leben genoſſen habe und es überall genieße, wo ich es finde, ohne mich feſſeln zu laſſen an Ort und Raum, an Gegenſtand und Zeit. Das Subjective iſt des Menſchen Geiſt — wo Du biſt, dort iſt, dort ſei deine Welt!

Die nächſten Hotels zur Levee ſind das Merchants- und das Globe-Hotel. Jenes war überfüllt, in dieſem wollte ich nicht drei Treppen hoch ſteigen, und ſo trottirte ich denn nach dem International, wo man, für drei Dollars per Tag, Urſache hat zu frieden zu ſein. Bei Julius Groß wohnt und ißt man gut; doch war mir dahin der Weg zu weit. Die Eichen grünten noch. Das Haus meines Tuskulums war eben unbewohnt und vier Kühe regalirten ſich im Garten am zurückgelaſſenen Kohl und an Paradies-Aepfeln; ich aber pflückte eine Pflaume, die ſauer war, u. verließ das zerſtörte Paradies, ohne die geringſte Sehnſucht, es je wieder zu bewohnen. Von den Katalpen, die ich gepflanzt, ſind blos zwei übrig; die Aepfel- und Birnbäume ſind dem Winterfroſt erlegen: Nichts iſt übrig geblieben, als vier ſybiriſche Aepfelbäume, und — der heilige Baum, eine italieniſche Pappel, welche mein Nachfolger im „ſeligen" Beſitz einen andern Platz anwies, ohne zu wiſſen, welch' tiefen Sinn jener Baum für mich, dem alt gewordenen Dichter, hatte, bei dem Liebe und Verehrung nie im Lethe ſterben.

St. Paul hat ſich in letzterer Zeit durch mehre ſolide Häuſer, ganz beſonders in der dritten Straße, bedeutend verſchönert. Auch ein Opernhaus iſt eben im Bau unter Aufſicht des Herrn Mungee. Viele der Holzbarraken verſchwanden durch Feuersbrunſt. Wie herrlich wäre es, wenn der Löbliche Stadtrath die noch übrigen Holzhütten kaufen und dieſe Front am hohen Bluff zu einer Promenade umgeſtalten würde! Es wäre dies unbedingt die ſchönſte Promenade in den Ver. Staaten.

Ich habe per Eiſenbahn einen Ausflug nach den Städtchen St. Anthony u. Minneapolis gemacht. Indeß Jene noch immer öde und brach da liegt, herrſcht in Dieſer ein reges Leben, das wirklich Staunen erregt. Begünſtigt durch Waſſerkraft und herrliches Farmland in unmittelbarer Nähe, ſteht Minneapolis eine große Zukunft in Ausſicht und dürfte wohl, nach dem jetzigen Embryo zu ſchließen, ein zweites Chicago werden. Schon jetzt ſind da mehre bedeutende Fabriken: Tuchfabriken, Papiermühlen, Maſchinenwerkſtätte für Locomotiven u. Waggons, Sägmühlen, Mahlmühlen u. ſ. w. Die tobenden Miſſiſſippi-Fälle und neben die thätigen Fabriken ſind etwas Impoſantes, das geſehen und gerühmt zu werden verdient. Die beiden Städte ſind durch eine Drahtbrücke (ähnlich der Schuylkill-Brücke in Philadelphia) verbunden. Ein Eiland daſelbſt von 25 Acker Land wurde für 40,000 Dollars verkauft und zu Bauplätzen ausgelegt, anſtatt es zu einem öffentlichen Park zu verwenden.

St. Anthony hat in früheren Jahren durch unverſchämte Forderungen für Bauplätze zur Anlegung von Fabriken die Speculanten verſcheucht und hat jetzt durch Ueberflügelung der Schweſterſtadt die verdiente Strafe zu leiden. Uebrigens wird eine Zeit kommen, wo man beide Städte in Eine Corporation vereinigen und den Namen des heiligen Anton der ſchönen und großen Minneapolis opfern wird.

In Geſellſchaft der gebildeten Familien Grethen und Van der Huck ſind mir einige recht angenehme Momente geworden.

Die St. Paul- und Pacificbahn, 60 Meilen bis St. Cloud vollendet, iſt jetzt ſchon eine ſehr frequente und lohnende Bahn. Die Geſellſchaft iſt in Beſitz von gutem Land, wovon ſchon viel verkauft iſt,

Digitized by Google

Wie geſagt, trotz des kalten Winters, hat Minneſota eine große Zukunft zu erwarten."

Der junge Staat hat in Deutſchland an Herrn Ed. Pelz einen tüchtigen Gewährsmann gefunden. Derſelbe hat in Folge perſönlicher Anſchauung ein empfehlenswerthes Weekchen geſchrieben, das im Verlage von Hoffmann u. Campe in Hamburg dieſes Jahr erſchienen iſt. In ſeinem Vorwort ſagt er: „Von der Fruchtbarkeit kann man ſich ohne eigene Anſchauung keinen richtigen Begriff machen; denn ſie übertrifft in der That Alles, was andeewärts vorkömmt.“ Ja, ſo iſt es, und den Verkehr begünſtigen die Waſſerſtraßen ſowohl wie die Eiſenbahnen, von denen bereits große Strecken vollendet ſind.

Am 29. des Morgens um halb 6 brachte mich ein Omnibus über die Miſſiſſippi-Brücke hinüber nach Weſt St. Paul, wo der Eiſenbahnzug in Bereitſchaft ſtand, um die Paſſagiere nach Shakopee zu bringen. Die Entfernung iſt 28 Meilen. Das Wetter war, ſeit ich Lake City verließ, prachtvoll. Von Shakopee fuhr ich mit Buebank's Stage auf trockenen Wegen bis St. Peter. Hier traf ich einen Geſchäfts-Reiſenden aus Milwaukee, mit dem ich in einem offenen Wagen, den wie in einem Leihſtall füe 3 Doll. des Tags gemiethet, die Reiſe nach New Ulm fortſetzten. Wir ſtiegen in Seiter's Dacotah Haus ab, das ſehr gut geführt wird und ſich ſehr gut rentirt. Die Stadt hat ſich ſeit den Indianer-Greneiſeenen bedeutend vergrößert u., nachdem von Seiten der Wilden keine Gefahr mehr droht, kann es gar nicht fehlen, daß bei dem Strome der Einwanderung und der Begünſtigung der Eiſenbahn, New Ulm eine der großen Städte von Minneſota werden wird. Auch iſt New Ulm berufen, eine vorherrſchend deutſche Stadt zu werden und wurde auch der urſprüngliche Zweck der Turneranſiedelung, dem radikalen Elemente hier ein ausſchließliches Aſyl zu gründen, verfehlt, ſo wird doch das freiſinnige Element ſich nicht leicht durch das orthodoxe Streben der Gläubigen politiſch und ſocial überflügeln laſſen. Freilich hat die Stadt, mit einer Einwohnerzahl von circa 2000 Seelen, beeeits drei Kirchen, eine katholiſche und zwei akatholiſche, die auf einer Hochfläche erbaut, ſich contraſtirend an die neue, große Turnhalle anreihen; aber auch der Phalaur gegen Kirche und Pfaffenthum iſt ſtark und thätig und wenn ich ſage, daß die Fackel hier mehr Abonnenten hat als in irgend einer Geoßſtadt der Union, ſo kann man daraus wohl unfehlbar auf Intelligenz u. Freiſinnigkeit ſchließen. Auch fehlt es an Solchen nicht, die wenigee aus Frömmigkeit Propaganda für die Kirche machen, als aus materiellem Intereſſe der Stadt, um die Bauplätze höhee zu verwerthen. Wohl, das Leben iſt eben Kampf; in dem der Stärkſte und Gewandtſte ſiegt. Der freien Concurrenz wie jede andere Stadt verfallen, heißt es eben concurriren im materiellen Leben ſowohl, wie im geiſtigen und wo der Ungläubige das Recht in Anſpruch nimmt gegen die Kirche zu operiren, dort hat der Gläubige daſſelbe Recht Kirchen zu bauen und ihre Lehre zu verbreiten. Ueber dieſe freie Concurrenz hat es eben unſere Glorreiche noch nicht gebracht und es ſcheint, daß ſie es nicht ſo bald weiter bringen wird. In Bezug auf Lagerbier hat auch New Ulm bereits Großes geleiſtet und fünf Brauereien zeigen gewiß von „viel Durſt“ und gutem Stoff.

Die Schule hat zwei tüchtige Lehrer, Herrn Slauß u. Herrn Hilſcher. Die Zeitung, „New Ulm Poſt“, wird gut redigirt und hat eine große Circulation. Außer mehren Wohnhäuſern iſt eben auch eine Windmühle im Bau.

Im Hauſe Schilock, ward mir ein angenehmer Abend. Die gebildete Hausfrau, eine ausgezeichnete Pianiſtin, trug Pieçen vor von Bethoven und andeen klaſſiſchen Componiſten. Es befand ſich da auch ein Amerikaner (Advokat von Profeſſion), der den heilloſen Grundſatz aufſtellte: daß Jeder zu kaufen und die Verkäuflichkeit blos durch die Summe bedingt ſei. Heißt das nicht für ſeine eigene Schlechtigkeit zeugen? Daß es der feilen Menſchen, die ihre Principien für ein Linſengericht verkaufen, viele giebt, kann nicht geleugnet werden; aber ohne Ausnahme jede Principientreue hinwegläugnen wollen, iſt blos ein Beweis der Characterloſigkeit Solchee, die an keine Tugend glauben. Ich habe in Europa auch gar viele junge Maulhelden kennen gelernt, die dem Weibe jede Tugend abſprachen, mit dem Bemerken: „daß nur der Rechte kommen müſſe,“ und ſich mit Siegen brüſteten, welche ſie nie errungen hatten. Dies iſt grenzenloſer Leichtſinn und Schlechtigkeit zugleich, die nicht genug gerügt werden kann. Das Weib nennen die Männee das „ſchwache Geſchlecht;“ obſchon es ſtärker im Leiden und Kampfe der Verſuchung iſt als der Mann. Die Tugend aber bewährt ſich nur im Kampf und je ſchwerer dieſer, deſto ehrenhafter dee Sieg.

Oktober, 1866.

Van New Ulm fuhr ich mit meinem deutſchen Gefehrten via Mankato nach St. Peter zurück. Auch Mankato iſt beſtimmt eine gute Landſtadt zu werden. Die Lage dee Stadt am Miſſiſſippi, von Hügeln umgeben, iſt ſehr anmuthig; in der Nähe ſind viele große und ergiebige Farmen. Die Brauerei des Herrn Bierbauee gehört zu den größten und beſten im Staate. Im Hauſe des Wilhelm Schimmel finde ich ſtets gute Aufnahme und angenehme Momente. Philipp Steiner führt ein gutes Haus und beabſichtigt es zu verkaufen. So auch Adolph Seiter in New Ulm. Beide ſind frequente Häuſee, und verdienen Käufern empfohlen zu werden.

Zu Mankato und andern Städten von Minneſota hat vor Kurzem ein katholiſcher Miſſionär zelotiſche Predigten gehalten, die „Wankenden“ im Glauben geſtärkt und einen guten Saamen ausgeſtreut im Weinberg des Herrn, indeß neben den vielen Bauten für Geiſtesſchwache zu St. Peter eben auch eine Irrenanſtalt im Bau iſt, was ſehr erfreulich; denn der Geiſteskranken gibt es auch im Nordweſten, trotz des kaltea Klimas, bereits ſehr viele. — Duech die der Vollendung nahe Eiſenbahn wird auch St. Peter ſich namhaft vergrößern. In Shakopee habe ich im Schooße der geiſtig Schlafenden eine Nacht zugebracht und fuhr von da auf den Schienen nach St. Paul zurück. Und ſo hatte ich denn den Heiligen von Minneſota meinen flüchtigen Beſuch abgeſtattet und empfehle dem heiligen Vater, ſeinen Wohnſitz pro spiritualibus irgendwo im Miſſiſſippi-Thale aufzuſchlagen, anſtatt, wie es heißt, Malta zu wählen. Unſere Religionsfreiheit könnte gewiß Nichts dagegen ein-

Digitized by Google

wenden und wie herrlich wäre es, die Nene Welt mit dem alten Papſtthume zu begtücken, Ketzern und Ungläubigen den Krirg zu erklären und ſie zu überzeugen, daß nach den diabotiſchen Begriffen des Pfaffen von Mayville es eine Verletzung der Conſtitution ſei: „gegen die heilige Religion zu ſprechen und zu ſchreiben. Hört Ihr es, Ihr Natives, the Pope in the land of the Free. Good night, Liberty! — Doch laſſen wir uns vem Schein im Kieinen nicht trügen unb hegen wir keine Furcht, daß die finſtere Zeit der päpſtlichen Hobrit je wieder erſcheinen würde. Der gute Mar auf der Reiſe nach Oeſterreich — Oeſterreich en decadence — der Papſt in den letzten Zügrn gedrängt ſich um eln Stück fremde Erde umznſehen. Es dauert eben Altes nur eine kleine Weile und das Ende tiegt im Anfang alles Endlichen.

Am 6. kam ich nach St. Paul retour. Hier beſuchte ich in Geſellſchaft der Herren Ahrendt, Scheffer und Betz die Weinhandlung von Benz und Becht, wo wir kreuz fidel waren bei Rheinwein und bei Szekszardy. (Eljen a haza)!

Nachbem ich zu Weſt St. Paul im Waggon Platz genommen, fuhren wir alsbald bis an die Bahnverbindung bei Mendota. Die Gegend iſt hier prachtvoll. Als wir auf dem Plateau hinzogen präſentirten ſich dem wonnetrunkenen Augr dir Stadt St. Paul mit ihren ſoliden Strinhäuſern, zur Linken das alte Fort Snelling, am Einfluß des Minneſota-Fluſſes in den Miſſiſſippi, hach gelegen; das Städtchen Mendota, dem Fort gegenüber, und ein Theil des ſchönen Minneſota-Thales. Bald entſchwand dieſes reizende Bild und wir bogen in ein Gehälz ein und jagten bald über einr unabſehbare Prairir dahin, in ferner Perſpective mit Höhen bekränzt. Beſſeren Boden für Waizenbau bietet wohl nirgends die Welt. Schon ſind da viele große Farmen und Städtchen ſchießen raſch empor, von denen auf dieſee Route nach Winona die bedeutendſten: Farrington, Northfield, Owatenna, St. Charles und Rocheſter. Dieſe letztere Stadt hat eine reizende Lagr. Begünſtigt durch das herrlichſte Wettrr eines Indianer-Sommers von Minneſota war dieſe meinr Tour eine ſehr angenehme. Kleine Stürme von Außen genoß ich meiſt einſam auf mich ſelbſt angewieſen eine innere Ruhe, eine Stille, wie ich ſie in der Jugend nie kannte. Damals Ambition, Ruhmſucht, Wanderluſt, Leidenſchaft der Liebe, unbefriedigte Sehnſucht, mitunter auch Nahrungeſorgen u. es glich des Dichters Herz einer ſturmgepeitſchten Fluth; jetzt im Alter friſch und ruhig im Innern, über jede Illuſion erhaben, geiſtig und körperlich geſunb, im Beſitze von befriedigten, meiſt ſchwer erreichten Wünſchen, gleicht das Leben einem ſtillen Thal von Tempe, wo keine Stürme die Reize und Harmonie des Haines vernichten.

Auf der Fahrt per Eiſenbahn von St. Paul nach Winona ſind mir im gewöhnlichen Troß der Reiſenden blos zwei erwähnungswerthe Exemplare vorgekommen: zwei Knaben, die auf den Knieen ruſchten, alſo auf Vieren gingen und die mit der Geige ſich durchs kümmerliche Leben ſchleppen, und ein Herr, ein förmliches Skelet, das noch magerer war als ich, und das will allerdings ſehr viel ſagen!

Mrin Reiſeziel von Winana war, via Lanſing, nach Guttenberg, Dubuque, Galena, Freeport, Davenport u. ſ. w. nach Keokuk am Miſſiſſippi, im Staale Iowa. Die Seenerien bis nach Keokuk ſind abwechſelnd und ſchön. In Lanſing, meine bergbekränzte Fovaritin, iſt ein Stappelplatz für Getraide, in welchem Zweige die Gebrüder Berndt und Herr Hufſchmied große Geſchäfte machen. Auf meiner Mekka-Fahrt nach St. Paul habe ich mir ganz beſonders Lanſing für eine heilige Station erkaren, wo ich auf dem erkarenen Fels Theanit mein jährliches Gebet im Geiſt und im Gefühl ſchweigend verrichte. Nichts von einem Gott außerhalb der Natur bittend, dankbar ergeben dem verſchleierten Bild zu Sais, ſelbſt für das geringſte Gut, ohne Murren die Kämpfe des Lebens beſtehend.

Es iſt ſo ſchön dort oben am Theanit. Man iſt dem Theos näher, den Gläubige ſtets oben ſuchen; es iſt reizend, theils wild romantiſch. Ich fühlte ſo wohl auf der Steinplatte neben zwei Birken ſitzend, ſo innig wohl wie das Kind an der Mutterbruſt, wie der Fromme in ſeinem Tempel. Unter mir wirkte und regte ſich das bunte Leben der Menſchen; Farmer zogen zu Dutzenden mit Waizen beladenen Wagen die Straße hinab, indeß neben mir Alles ernſt und ſtill war im Fluthengau mit ſeinen pittaresken Höhen und waldigen Geſtaden. In grellem Contraſte eilten unten am Miſſiſſippi Indianer, in farbige Plankets gehüllt, in ſchnellen Schritten dahin, als Nachzügler eine erlöſchende Raſſe repräſentieend, die ihrem Ende der Exiſtenz auf dieſem ihrem Continent raſch entgegeneilt.

Die Schuld der Weißen gegen die Rothhäute iſt allerdings groß; doch die Natur, die fürchterlich Gerechte, folgt ihren Geſetzen und kümmert ſich weder um den Untergang von Individuen noch um den ganzer Raſſen und Geſchlechter. Ein ewiges Schaffen, ein ewiges Zerſtören — ein ungefordeetes Insdaſeintreten, ein nothwendiges Abtreten von der Schaubühne des flüchtigen Lebens: das iſt der ſichtbare Gott in der Natur, ja, das iſt die Natur ſelbſt; die verkörperte Spantaneität des Lebens und des Todes.

Abends fand vor dem St. Nicholas Hotel eine abſcheuliche Keilerei im ſouverainen Volke ſtatt, das in Folge der Wahlen ſeine Politik mit blutigen Köpfen bewahrheiten wollte. Ach, die Rohheit! die Brutalität eines weißen Plebs, der ſich anmaaßt kraft ſeiner Farbe einer höheren Raſſe anzugehören; vergeſſend, daß nur Tugend und Bildung den Werth der Raſſe beſtimmen, ſie möge leichter oder ſchwerer geiſtig zu veredlen, ſie möge weiß, kupferfarbig oder ſchwarz ſein!

Die Oktoberwahlen ſind überall höchſt günſtig für die republikaniſche Partei ausgefallen — ich möchte ſie lieber die Congreß-Partei nennen — der Rebellenfreunde unb Johnſonpartei gegenüber. Der Traum des großen Schneiders unſerer Zeit war kühn; doch von kurzer Dauer und unbarmherzig ſchnitten die Pareen den Faben ſeines politiſchen Lebens entzwei. Ja, tadt wird es bald heißen, politiſch todt für immer, nicht ein Mal der Dornenkrone eines Märtyrers werth.

Des Nachts räuſperte und plätſcherte es in meinem von dünner Bretterwand getrennten Nebenzimmer und als der Porter, alias Hausknecht mich um Mitternacht weckte, frug mich eine Frauenſtimme hinter den Couliſſen, ob es ein Boot ſei down to McGregor. Yes Ma'm, J am very sorry that J have to hurry and cannot afford

you any assistance. Good by! Mit Abenteuern „iſt's halt varbei."

Die Nebel ſind der Schifffahrt in dieſer Saiſon ein großes Hinderniß; doch entſchädigen die Comp. dafür durch die hohen Preiſe. Für 70 Meilen nach Guttenberg hatte ich $3.75 zu bezahlen; Nebel, Eſſen und Strohſack miteingerechnet.

Auch die Miſſiſſippiboote haben ihre verſchiedenen Sitten und Gebräuche. Auf dem War Eagle ſpeiſ'ten wir nach der Karte. Den Damen, cum ecclesia überall voran, wird mit einem Glöcklein das Zeichen zum Speiſen gegeben. Dann dröhnt der baebariſche Cong und die Männer ſtürzen ſich wie hungrige Wöife auf ihre elegant ſervirte Beute von allerlei Thieren und Gemüſen, Puddings, Pies und ſonſtigen Delicateſſen. Ländlich ſittlich.

Die Verſchwendung im Eſſen iſt in Amerika überall zu Hauſe; doch nirgends ſo ſehr wie an Bord der meiſten Dampfboote. Uebrigens kann man da mit jenem Römer ſagen: „Ich bin nicht verſchwenderiſch; doch in Rom braucht man eben viel, um zu leben." Da wird in der That mehr über Bord geworfen als die ärmeren Claſſen in Europa das Jahr hindurch zu Geſicht bekammen.

Es war wieder ein herrlicher Tag. Die Bluffs mit ihren pittaresken Feisformationen, geſchmückt mit Bänmen und Geſträuchen; in ihrem bunten Herbſtſchmuck lugten durch den Nebelſchleier, der ſich allmählig löſ'te und endlich verſchwand. Keine Wolke hing über dem großen Panarama von Prairie du Chien.

Das Leben hat Freuden; aber es hat auch Schmerzen. Zu Gattenberg badete keine Dame in meinem Nebenzimmer; Schmerzeorus und Stöhnen ſchneidet mir durch alle Nerven des Mitleides. Es waren die Weben einer Mutter, die ein todtes Kind zur Welt brachte.

Ich hatte zu Guttenberg einen Beſuch eines Landsmannes, Namens Roka, der ſich hier in einem engliſchen Fox metamorphoſirt hat. Der arme Teufel ſprach mich um eine kleine Gabe an und erzählte, daß er Schneider van Profeſſian ſei, Haus und zwei Kinder durch Feuer verlor und eben vom Irrenhaus kamme, wa er 6 Wochen lang geweſen ſei. Traurig, wenn die Geſchichte wahr iſt, ſo darf man wohl bei den vielen Bummlern ſagen, die bettelnd das Land durchſtreichen. Nun, es iſt beſſer zu geben, als zu nehmen u. ich beklage den ſchuldigen Bummler nicht minder als den wirklich Unglücklichen ohne Veeſchulden. Richte nicht voreilig und verdamme nicht, ſa ſehr du auch das Laſter verabſcheuen mögeſt!

Guttenberg hat eine hübſche Häuſerfrant an der Levee; eine Mahlmühle, welche in 24 Stunden über 200 Faß Mehl liefert, eine Sägmühle, drei Brennereien, eine Raffinerie, fünf Brauereien, eine Apotheke des Heren Heine und außer einer Freiſchule, wo engliſch und deutſch gelehrt wird, ſogar ein Liebhaber-Theater, unter Regie des Hen. Reiß. Es war für den Abend eben eine graße Varſtellung von lebenden Bildern angezeigt. Ich mußte mich begnügen, einige proſaiſche Bilder im Schenkzimmer und einige recht hübſche Frauen und Mädchen im Saale zu ſehen; dann eben als der Vorhang ſich hob, kam die Key City herangeſchwommen; ebenfalls ein impoſantes Lebensbild, das beſonders des Nachts durch die Beleuchtung an Reiz gewinnt, wie eine geſchminkte Theater-Peinzeſſin. Streichmuſik ertönte am Bord und die Paſſagiere tanzien die Quadrille, daß es eine Freude war, dies luſtige Lebensbild eine Weile mit anzuſehen. Mit 16 Jahren tanzt man gerne, mit 50 ſieht man gerne zu und mit 60 liebt man die Ruh. —

In Dubuque wohnte ich im Germania Hauſe eines deutſchen Oberſtlieutenants, der vormals Turner van Cincinnati und Mitgründer von Guttenberg war. Dubuque hat eine reizende Lage. Die Stadt iſt ſchön und hat viele geoße Kirchen. Das chriſtliche Valk, beſanders die Luxemburger können eben ohne Kirche nicht ſelig werden.

Die größten der vielen Brauereien ſind die der Herren Schmied und Scherr und die des Herrn Heeb. Dieſer hat eben ein großes Malzhaus mit Dampfkraft im Bau, 41 bei 100 Fuß, vier Geſchoſſe hoch, mit 16 Malzkellern; alle ſalid gewölbt. Der Braukeſſel iſt aus Stein, ganz mit Kupfer ausgefüttert. Die Platte aus Einem Stück wiegt 1000 Pfund und wurde in Pittsburg gemacht.

Die Wahlen fielen ſelbſt in der erzdemakratiſchen Stadt Dubuque zu Gunſten des Congreſſes aus und überall lautet der Grabgeſang: Mr. Iohnson's Policy is lost, and will be buried forever.

Am 12. October zu Galena angekommen, der reizenden, bergbekränzten. Mit dem Bergſteigen, um eine ſchöne Ausſicht zu genießen, wird es bald ein Ende haben und als hoher Sechziger kann man von Glück ſagen, wenn die Maſchine auf ebenem Wege noch wohl dahin läuft.

Hrn. Grg. Hauy's Federbett iſt mir jedenfalls jetzt lieber, als ein Mondſchein-Spaziergang im Gebirge.

Bin ſo oft bei Houy's eingeſtiegen und ausgeſtiegen und ich frug mich auf dem weichen Lager: „biſt viel im Leben geſtiegen, haſt dich oft verſtiegen; wie lange wird wohl das Ab„ Ein„ und Ausſteigen noch dauern? „Nichts war zu hoch und Nichts zu fern, — was nahe liegt, hab' ich jetzt ſo gern."

Indem in Dubuque keine Prapoganda zu machen und in Freeport Prapaganda Noth thut, da dieſe Stadt mit circa 9000 Einwohnern bloß 15 Kirchen hat, ſo eilte ich ungewöhnlich ſchnell dahin; aber, das Beſtehen einer freien deutſchen Schule onerkennend, iſt für freie Werke auch hier wenig zu propagiren und ſa konnte ich denn auch von hier bald abmarſchieren und ich eilte um ſo mehr, da ich mich ſehnte, die Meinigen wiederzuſehen. Noch habe ich Städte in Jawa zu beſuchen und in dieſem Staate iſt es Davenpart allein, wo man die Menſchen nicht mit der Laterne zu ſuchen braucht, die empfänglich ſind für das Wahre und das Schöne in der Weſenheit der Natur und im Weſen des Menſchen in ſeinem geiſtigen und ſocialen Leben.

Den Städten Jowa City, Muscatine und Fort Madiſon habe ich meinen letzten Beſuch abgeſtattet. In Erſterer vermißte ich Herrn Sporleder, traf ihn jedoch zu Burlington als Clerk und Miteigenthümer des Dämpfers Jowa City; in Letzterer berührte mich die Klage des biedern Stempel ſchmerzlich, da er verſicherte, daß ſich der Weinbau, dem er viel geopfert an Geld und Arbeit, ſo ſchlecht belahne, daß er ihn wohl aufgeben werde müſſen.

Keokuck in Jowa war meine letzte Geſchäftsſtatian und zu Springfield im Staate Illinois, dem großen Prairieſtaate, verweilte ich gerne einen Tag, trotz Eile und Sehnſucht; denn es beſitzt ein freiſinniges

Digitized by Google

deutſches Publikum, in dem ich einige recht warme Freunde zähle. Und nun will ich denn ſchließlich noch die Hauptzwecke dieſer Taur erwähnen, welche war: Propaganda zu machen gegen Kirche und Pfaffenthum. Ich muß bekennen, daß dieſer mir wie im Schlafe durch den raſtloſen Geiſt aufgedrungene Plan, mittelſt Actien meine antireligiöſen und antikirchlichen Schriften herauszuben, ſich weit über meine Erwartung realiſirt hat. Indeß ich blos etwa fünfzig Actionäre zu finden dachte, erſieht man aus dem Namensverzeichniß am Schluſſe des 4. Heftes der Fackel, daß deren Zahl auf 124 geſtiegen iſt und dadurch faſt die ganze Auflage des Werkes in Serie 1. „Friſch und Frei“ vergriffen iſt. Und alle Dieſe habe ich blos unter den Leſern der Fackel rekrutirt und dadurch der Sache und auch mir ſelbſt namhaft genützt. Nun eröffne ich die zweite Serie mit dem Werk: „Der geſunde Menſchenverſtand“ u. hoffe auf fernere Theilnahme an meinen Beſtrebungen, die ſeit einigen Jahren faſt auf Null herabgeſunken waren, aus Mangel an eigenem Betriebscapital. Ja, wir können einen Saamen ſtreuen, der im Gebiete der geiſtigen Freiheit gute Früchte tragen wird, tragen muß. — „Wiſſen iſt Gewalt, indeß der blinde Glaube den Gewaltigen ſich dienſtbar macht, um Sklave auf Erden und im Himmel König zu werden.“

Die Frauen der franzöſiſchen Revolution.

Von Jules Michelet.

Mademoiſelle Keralio (Mad. Robert) — (17. Juli 1791.)

Der erſte Akt der Republik, die berühmte Bittſchrift, datirt vom Marsfelde, weder Ludwig XVI. noch irgend einen Andern als König anzuerkennen, dieſer am 16. Juli 91, mitten im Volke, am Altare des Vaterlands improviſirte Akt wird noch bis zum heutigen Tage aufbewahrt in den Archiven des Seine-Departements. Dieſer Beſchluß wurde niedergeſchrieben von Cordelier Robert.

Seine Frau (Mademoiſelle Keralio) hatte es am Abende jenes Tages der Madame Roland geſagt. Und auch das Aktenſtück ſelbſt ſpricht für ihn. Es iſt ſichtlich von der Hand Roberts, der auch einer der Erſten war, die es mit unterzeichnet hatten.

Robert war ein dicker, ziemlich ſchwerfälliger Mann, der — was ſo häufig der Fall iſt! — mehr Geſinnungstüchtigkeit als Talent beſaß. Seine Frau dagegen, eine bekannte Schriftſtellerin, ein unermüdlicher Journaliſt, ein raſcher, lebhafter, äußerſt gewandter Geiſt, muß ihm wahrſcheinlich das Meiſte dictirt haben.

Jenes Aktenſtück aber iſt von hoher Bedeutung. Die Jakobiner, denen es damals noch an Muth gebrach, waren damit nicht einverſtanden. Selbſt der Girondiſt Briſſot, der den König ſtürzen wollte, hatte einen andern Entwurf ausgearbeitet, der aber ſo zahm und ſchüchtern war, daß die Cordeliers ihn beſeitigten. Von den Leitern des Letzteren waren die Einen Morgens arretirt worden, die Andern hatten ſich verſteckt, um nicht, wie Jene, feſtgenommen zu werden. Es gab einen Augenblick, wo, Danton, Desmoulins, Freron, Legendre ſich nicht ſehen laſſend, die untergeordneten Cordeliers, zu denen dieſer Robert gehörte, in die erſte Linie vorrückten und im Stande waren, die Initiative zu ergreifen.

Die kleine Madame Robert, gewandt, geiſtreich und ſtolz (das iſt das Bild, das Madame Roland von ihr entworfen hat), vor Allem aber ehrgeizig, aus der Dunkelheit einer Frau hervorzutreten, welche von ihrer Feder lebt, ergriff dieſe günſtige Gelegenheit beim Schopfe, um ſich hervorzuthun. Die kleine Frau — es unterliegt keinem Zweifel — d i c t i r t e und der dicke ſchwerfällige Robert ſchrieb.

Der Styl verräth den wahren Autor. Die abgebrochenen Sätze dieſer Anrede, mehrere Nachläſſigkeiten, die kleinen Nadelſtiche laſſen uns die weibliche Hand nicht verkennen, welche die Feder ihres Mannes geleitet hat.

Madame Roland war am Morgen auf dem Marsfelde geweſen, um ſich zu überzeugen, welchen Lauf die Dinge nehmen. Sie kehrte zurück in dem Glauben, daß hier nichts mehr zu thun ſei.

Die Cordeliers allein, Herr und Madame Roland an der Spitze, waren auf dem Marsfelde inmitten des Volkes zurückgeblieben und hatten den Muth, dieſe geiſtige Gelegenheit nicht unbenutzt zu laſſen.

Es ſei uns vergönnt, Herr und Madame Robert, die Urheber jener gewagten Initiative, näher ins Auge zu faſſen.

Mademoiſelle Louiſe Felicite Guinemet Keralio (geb. zu Paris am 25. Aug. 1758) war damals eine Frau von 33 Jahren, eine Schriftſtellerin, ja ſogar eine Gelehrte, erzogen von ihrem Vater, der gleichfalls Schriftſteller und Mitglied der Akademie der Inſchriften war. Herr v. Keralio, nebenbei penſionirter Major und Ludwigsritter, hatte 1756 einen Ruf nach Parma erhalten, um am dortigen Hofe, gemeinſchaftlich mit Condillac, die Erziehung des Infanten Don Ferdinand zu leiten. Nach Verlauf einiger Jahre wieder nach Paris zurückgekehrt, war er zum Profeſſor der Tactik und bald darauf zum Inſpektor ſämmtlicher Militairſchulen, deren Zahl ſich damals auf 12 belief, ernannt worden. Unter ſeinen Schülern befand ſich der junge Corſe Bonaparte. — Da Keralio's Gehalt nicht ausreichend war, ſeine Familie zu erhalten, ſchrieb er (weniger aus Neigung als aus Nothwendigkeit) für das „Journal des Sovants“ und überſetzte Vieles aus den fremden Sprachen, u. A.: „Gmelins Reiſen nach Sibirien.“ Seine kleine Tochter war kaum 17 Jahre alt, als auch ſie anfing, an den Journalen mit zu arbeiten, zu überſetzen und zu compiliren aus andern Zeitſchriften. Ein Jahr ſpäter debatirte ſie mit einem Romane, der „Adelaide“, welcher — zu ihrem größten Erſtaunen — ſpurlos vorüberging und, kaum aufgetaucht, ins Meer der Vergeſſenheit ſank. Dann opferte ſie 10 Jahre ihres jungen Lebens einer ernſten Arbeit, einer langen ausführlichen Geſchichte der Königin Eliſabeth von England, einem Werke, reich an Quellenſtudium und hiſtoriſchen Forſchungen. Aber unglücklicher Weiſe vollendete ſie dieſe Arbeit erſt 1789; da kam ſie leider zu ſpät. Anſtatt Geſchichte zu leſen, machte man ſie in Frankreich. Schnell wandten ſich Vater und Tochter den Gegenſtänden der Zeit, den Fragen

Digitized by Google

des Tages zu. Mademoiſelle Keralio trat ſelbſtſtändig als Jonenaliſtin anf und ſchrieb das "Journal de l'Etat et du citoyen", das Staats- und Bürger-Blatt. Der alte Keralio ward, unter Lafayette, zum Lehrer der Nationalgarde ernannt; doch wollte es ſcheinen, daß weder er, noch ſie viel dabei gewonnen habe. Er verlor dieſe Stelle, von der er lebte, als ſeine Tochter, gerade zu rechter Zeit, einen Mann fand.

Dieſer Mann hieß Pierre Francois Joſeph Robert nnd war (geboren 1763 zu Gimnee bei Givet) fünf Jahre jünger als ſeine Frau, was dieſer aber eben recht zu ſein ſchien. Robert, der vor Ausbruch der Revointion Advokat geweſen nnd bald darauf, aus Mangel an Kundſchaft, Profeſſor des öffentlichen Rechts geworden war, hatte ſich endlich auch auf die Journaliſtik geworfen. Als ſolcher redigirte er nun im Vereine mit ſeiner jungen Frau den "Mercure nationale", der ihm in den Augen des Volkes einige Geltung verſchaffte. Als Cordelier war er den Fußſtapfen Camille Desmoulins gefolgt und hatte unter andern auch eine Schrift, betitelt: „der Republikanismus auf Frankreich angewendet", erſcheinen laſſen.

Auch Madame Keralio, obgleich adelig von Geburt und erzogen in der Welt der alten Herrſchaft, warf ſich mit Hals und Kopf in die Strudel der neuen Bewegung. Ihre Verbindung mit Robert führte ſie an den brennenſten Heerd der Pariſer Aufregung, in den Club der Cordeliers. An dem Tage nun, wo die Häupter dieſer Partei, theils arretirt, theils auf der Flucht, auf dem gefährlichen Poſten des Altars des Vaterlandes nicht erſchienen waren, war ſie da, um für ſie zu handeln, war ſie da, um durch die Hand ihres Mannes den entſcheidenden Schlag zu führen.

Die Sache war nicht ganz gefahrlos. Wiewohl Niemand vorausſah, was am Abende dieſes Tages die Royaliſten und Lafayette's Soldaten anrichteten, war das Marsfeld doch ſchon am Morgen Zeuge einer verhängnißvollen Spielerei, die blutig zu Ende ging.

Die royaliſtiſch. Edelleute liebten ſchlechte Witze. In den "Actes des apotres" und in den andern, in ihrem Solde ſtehenden Blättern machten ſie aus ihren politiſchen Gegnern unerſiegbares Waidwerk auf das ſie Jagd machten in dem Glauben, ſie durch faule, ſpottbillige Späße todt zu hetzen. Jetzt lachten ſie ſchadenfroh über das Verſchwinden der Anführer der Cordeliers und über die Prügel, die mancher darunter von der Hand der Lafayettiſten erhalten hatte. Selbſt die Royaliſten der untern Stockwerke, die Ex-Laqmais, die Thürhüter, die Perückenmacher, erlaubten ſich rohe Späße und ſpielten den Republikanern manchen Schabernak. Vor Allem waren die Peruquiers, welche durch die Revolution am meiſten gelitten hatten, die wüthendſten Royaliſten. Unter dem ancien regime nothwendige, unentbehrliche Zeugen des „Lever" und ausgelaſſener Alkovenſcenen, waren auch ſie, auf eigene Fauſt und Rechnung, etwas ausſchweifende Wüſtlinge.

Einer dieſer Lümmel hatte Sonnabend Nachts, am Vorabende des 17. Juli, einen Einfall, der nur im Gehirnkaſten eines müßiggehenden Libertins Platz faſſen kann, den Einfall nämlich, ſich unter die durchſichtigen Bretter des Altares zu verſtecken, um allen Frauen, die ihn beſtiegen, unter die Röcke zu gucken. Die ſtolzen Republikanerinnen, die Tribunen in Hauben, die Rednerinnen der Clubbs, die Schriftſtellerinnen, ſie Alle ſtiegen hinauf, um von hier aus Reden zu richten an's lauſchende Volk. Er dachte es ſich poſſirlich und luſtig, zu ſehen, was er ſehen wollte, um darüber ſchlechte Witze zu machen. Falſch oder wahr, gleichviel: die hohen Damen liebten es, von den Republikanerinnen das Schlechteſte zu glauben und das Lügenhafteſte für wahr zu halten, um über ſie zu lachen aus vollem Halſe; denn der Ton, der in den Salons der Royaliſten und ſelbſt im Kreiſe der hochgeſtellten Damen herrſchte, war mehr als frei: er war geradezu frech. In den Memoiren Lauzan's ſieht man mit Erſtaunen, was dieſe, ſelbſt in Gegenwart der Königin, zu ſagen ſich erlaubten; den Frauen, welche Louvets Faublas und andere noch viel ſchlimmere Bücher laſen, wären die Beſchreibungen jenes Perückenmachers zweifelsohne ſehr willkommen geweſen.

Dieſer da wollte ſich in ſeinen finſtern, unterirdiſchen Schlupfwinkel nicht allein einſperren; er wollte, um ſich beſſer zu unterhalten, einen Kameraden haben. Er wählte einen alten Soldaten, nicht weniger königlich geſinnt und ausſchweifend, als er ſelbſt es war. Sie nahmen Lebensmittel und ein Fäßchen Wein, zogen Nachts auf Marsfeld hinaus, hoben eine Leiſte heraus und ſtiegen hinab, nachdem ſie dieſelbe wieder geſchickt eingefügt hatten. Alsdann begannen ſie mit Hilfe mitgebrachter Bohrer an verſchiedenen Stellen bequeme Guck-löcher zu bohren. — Die Nächte im Juli ſind kurz. Es begann ſchon Tag zu werden und noch immer arbeiteten ſie. Die Erwartung des großen Tages hatte frühzeitig viel Volk und viel Elend herbeigetrieben mit der Hoffnung, etwas von ſeiner Waare an den Mann zu bringen. Eine Limonadenhändlerin, die allen Andern zuvorkommen wollte, lauerte bereits in Erwartung auf dem Altare des Vaterlandes. Plötzlich fühlt ſie unter ihrem Fuße einen Bohrer. Sie hat Furcht und ſchreit laut auf. Das hörte ein Lehrburſche, der ſich frühzeitig genug eingeſtellt hatte, um mit Muße die patriotiſchen Inſchriften zu ſtudiren. Er läuft, um die Wache von Gros-Caillou herbeizurufen. Dieſe aber will nicht von der Stelle. Er ruft Arbeitsleute mit ihrem Handwerkszeuge herbei; man hebt die Bretter aus und findet die beiden Lümmel, die, tief beſtürzt, ſich die Miene geben, als ob ſie feſt eingeſchlafen wären. Es ſtand ſehr ſchlecht mit ihnen: damals ſcherzte man nicht auf dem Altare des Vaterlandes. Ein Offizier, der in Breſt darüber zu ſpotten gewagt hatte, mußte dieſen Spott mit dem Leben bezahlen. Hier trat noch ein erſchwerender Umſtand hinzu: ſie hatten ihre pöbelhafte Abſicht geſtanden. Die Bevölkerung von Gros-Caillou beſtand größtentheils aus Wäſcherinnen, aus rohen, mit Stöcken und Prügeln bewaffneten Weibern, die mehr als einmal einen Aufſtand, eine Emeute auf eigene Fauſt u. Gefahr unternommen hatten. Dieſe Damen nahmen die Kunde von der ihrem Geſchlechte zugedachten Beſchimpfung mit höchſter Entrüſtung auf. Andererſeits circulirten unter dem Volke Gerüchte ſchlimmerer Art: man erzählte ſich, die Royaliſten hätten ihnen eine lebenslängliche Rente verſprochen, um ſie zu bewegen, einen Coup auszuführen. Aus dem Weinfäßchen, das von Mund zu Munde lief, ward ein Pulverfaß, ein rieſengroßes Pulverfaß gemacht und daraus der Schluß gezogen, dieſe beiden Schurken hätten ſich nur darum ver-

Digitized by Google

ſammelten Volke in die Luft ſprengen Die herbeieilende Nationalgarde kann ſie nicht länger in Schutz nehmen; man entreißt ihr die beiden Schuldigen; man erwürgt ſie; dann ſchneidet man Beiden die Köpfe ab und trägt ſie, um durch deren Anblick die Ariſtokraten in Schreck zu jagen, auf Piken und unter dem höhnenden Gebrülle des Revolutionsliedes: „Ca ira, ca ira, les aristocrates a la lanterne“ nach Paris. Um Neun war man im Palais-Royal.

Einen Augenblick ſpäter erließ die Nationalverſammlung, bewegt und indignirt, aber geſchickt geleitet durch die Royaliſten gegen die republikaniſche Petition, die ſie vorausſahen und deren Eindrücke ſie fürchteten, das Dekret, „daß Diejenigen, welche durch Einzel- oder Sammelſchriften das Volk zum Widerſtande aufreizen, ſich des Hochverraths der beleidigten Nation ſchuldig machen.“ Auf dieſe Weiſe fand ſich die Petition mit dem am Morgen begangenen Meuchelmorde identificirt und der Präſident der Verſammlung, Charles de Lameth, erließ an den Gemeinderath den Befehl, die rothe Fahne aufzupflanzen und die Nationalgarde auf das Marsfeld zu ſchicken, um dort die Petitionäre der Republik mit Waffengewalt aus einander zu treiben.

Die dort zuſammengeſtrömte Volksmenge hatte ſich bis dahin ganz ruhig verhalten. Sie zählte, wie ein Augenzeuge erzählt, weit mehr Frauen als Männer. Unter Denen, welche die Petition unterzeichneten, befanden ſich Frauen und Mädchen, die — es war ja Sonntag — am Arme ihrer Männer, Väter und Brüder hier erſchienen waren, um, glaubend an die neue Lehre, an dieſer großen Volkscommunion theilzunehmen. Wohl gab es Viele unter ihnen, welche die Wichtigkeit jenes Aktes, den ſie unterzeichneten, nicht begriffen. Gleichviel, ſie blieben muthig am Altare des Vaterlandes und mehr als Eine unter ihnen hat die Unterzeichnung jenes Aktes mit ihrem Blute beſiegelt.

Die Zahl der Unterſchriften muß in der That ſehr beträchtlich geweſen ſein. Auf jenen Blättern, die ſich bis jetzt erhalten haben, zählt man viele Tauſende. Es iſt erwieſen, daß viele dieſer Blätter verloren gegangen ſind. Das letzte Blatt trägt die Seitenzahl 50.

Dieſer erſtaunenswerthe Eifer, womit das Volk dieſen dem Könige und der Nationalverſammlung feindlich geſinnten Akt unterzeichnete, mußte Letztere in hohem Grade beſtürzt machen. Man überreichte ihr eine der Abſchriften, welche circulirten, und dieſe ſouveräne Verſammlung, bis jetzt Richter zwiſchen König und Volk, gewahrte mit Schrecken, daß ſie zu einer Angeklagten herabgeſunken war. Jene Zuſammenrottung auf dem Marsfelde mußte alſo um jeden Preis aus einander gejagt, jene Petition um jeden Preis beſeitigt werden.

Sicher war dies der Gedanke, wir wollen nicht ſagen der ganzen Verſammlung, die ſich leiten ließ, wohl aber der Gedanke ihrer Führer. Sie gaben vor, Kunde erhalten zu haben, daß die Volksmaſſe auf dem Marsfelde beſchloſſen habe, auf die Verſammlung loszurücken (eine Unwahrheit, der von allen Augenzeugen, die noch am Leben ſind, widerſprochen wird.) Es mag ſein, daß in dieſer zahlloſen Menge irgend ein Narr jenen Zug in Vorſchlag gebracht; aber keiner hatte ſo viel Macht, ſo viel Einfluß, die Menge zu dieſem Schritte fortzureißen. Die Bewohner der umliegenden Dorfſchaften, nichts wiſſend von den letzten Ereigniſſen, waren nun gleichfalls herbeigeſtrömt, vor Allen die öſtliche Bannmeile, die Bevölkerung von Vaugirard, Iſſy, Sevres, Saint-Cloud, Boulogne u. ſ. w. Sie kamen wie zu einem Feſte; aber einmal auf dem Marsfelde, hatten ſie keine Idee weiter zu gehen; vielmehr ſuchten ſie, weil der Tag ſehr heiß war, etwas Schatten unter den Bäumen auf, um auszuruhen.

Gegen vier Uhr langte im Stadthauſe ein letzter drohender Befehl von Seiten der Nationalverſammlung an und gleichzeitig verbreitete ſich auf dem Greveplatz in den Reihen der beſoldeten Nationalgarde das derſelben Quelle entſprungene Gerücht: Ein Trupp von fünfzigtauſend Räubern und Mordbrennern, die ſich auf dem Marsfelde zuſammengerottet habe, ſei im Begriff gegen die Nationalverſammlung anzurücken.

Die Municipalität konnte nun nicht länger widerſtehen. Die rothe Fahne wurde aufgepflanzt. Der Maire Bailly ſtieg leichenblaß auf den Greve-Platz hinab und ſtellte ſich an die Spitze einer Colonne der Nationalgarde. Lafayette ſchlug einen andern Weg ein.

Wir laſſen hier den bisher ungedruckten Bericht eines höchſt glaubwürdigen Augenzeugen folgen, der als Nationalgardiſt mit der Bevölkerung der Vorſtadt Saint-Antoine nach dem Marsfelde hinauszog.

„Der Anblick, den dieſer ungeheuere, mit zahlloſen Menſchenmaſſen angefüllte, Platz gewährte, erfüllte uns mit Erſtaunen: wir erwarteten eine zur Furie ausgeartete Volksmenge zu erblicken; ſtatt deſſen ſahen wir nichts Anderes, als friedliche Spaziergänger in Familien-Gruppen, der Mehrheit nach aus Frauen und Kindern beſtehend; in der Mitte derſelben Leute, welche Lebkuchen, Coco und andere Erfriſchungen verkauften. In dieſer ganzen Maſſe ſah man keinen Einzigen, welcher bewaffnet war, einige Nationalgardiſten ausgenommen, die, in Uniform, ihren Säbel trugen. Die Meiſten darunter begleiteten ihre Frauen und hatten durchaus nichts Drohendes, durchaus nichts Verdächtiges. Die Sicherheit war ſo groß, daß Mehrere ihre Flinten in Pyramidenform aufgepflanzt hatten. Von Neugier angetrieben, gingen Einige bis in die Mitte des Marsfeldes. Bei ihrer Rückkehr befragt, ſagten ſie, ſie hätten durchaus nichts Feindliches bemerkt und nur geſehen, daß man an den Stufen des Altars eine Bittſchrift unterzeichne.

Dieſer Altar war ein ungeheures Gerüſt von hundert Fuß Höhe. Es ruhte auf vier maſſiven Grundlagen, welche die Ecken des vaſten Vierecks hielten. Dieſe Grundlagen waren unter ſich durch Treppen von ſehr beträchtlicher Breite verbunden, daß ein ganzes Bataillon in Front hinaufſteigen konnte. Auf der Plattform, zu der dieſe Treppen hinaufführten, erhob ſich pyramidenartig, durch eine Maſſe von Stufen, eine große Fläche, die den Altar des Vaterlands umgab, der von einer Palme umſchattet war.

Die auf den vier Seiten angebrachten Stufen boten, vom Fußboden bis zum Gipfel, der durch das lange Umherwandeln und durch die glühende Juli-Hitze ermüdeten Menge Sitze zum Ausruhen dar. Und ſo kam es, daß bei unſerer Ankunft dies große Monument einem lebendigen, von menſchlichen Weſen gebildeten Bergrücken glich. Niemand unter uns ahnte, daß die-

Digitized by Google

ſes zur Feier eines Feſtes improviſirte Denkmal ſich in ein blutiges Schaffot verwandeln ſollte."

Weder Bailly noch Lafayette waren blutdürſtig. Sie hatten den Befehl ertheilt, nur im Fall des Widerſtandes Gewalt anzuwenden. Aber die Ereigniſſe riſſen Alles mit ſich fort. Die beſoldete Garde (eine Art von Gensdarmerie) durchzog die Mitte des Marsfeldes, als man ihr ſagt, am andern Ende des Platzes ſei auf den Maire geſchoſſen worden. Und in der That war aus einer Gruppe exaltirter Männer ein Piſtolenſchuß gefallen, der, dicht hinter Bailly, einen Dragonee verwundet hatte.

Man ſagt! Wer aber iſt dieſes Man? Zweifelsohne ſind's die Royaliſten, vielleicht auch die Gevatter Perückenmacher, die, in großer Anzahl und bis zu den Zähnen bewaffnet, herbeigeſtrömt war, um ihren am Morgen getödteten Kameraden zu rächen.

Die beſoldete Garde wartet nicht und ſtürzt ſich, ohne jenes „Man ſagt" zuvor genauer zu unterſuchen, wüthend auf den Altae und feuert auf die dort befindlichen Frauen- und Kindergruppen ihre Gewehre ab.

Robert und ſeine Frau bleiben von den Kugeln verſchont. Sie aber ſind's und deren Freunde, die Cordeliers, die mitten im Feuer die zerſtreuten Blätter jener Petition zuſammenraffen, in deren theilweiſem Beſitze wir noch heutzutage ſind.

Abends flüchteten ſich Herr und Madame Robert in die Behauſung der Madame Roland. Man muß deren Bericht leſen, welcher, durch ſeine Gereiztheit, nur allzuſehr die außerordentliche Zaghaftigkeit der girondiſtiſchen Partei in helles Licht ſtellt.

„Als ich — erzählt Madame Roland — gegen eilf Uhr Abends aus dem Jacobinerklubb heimgekehrt war, fand ich bei mir Herrn und Madame Robert."

„Wir kommen," ſagte die Frau mit der vertrauensvollen Miene einer alten Freundin, „um bei Ihnen einen Zufluchtsort zu ſuchen. Man braucht Sie nicht oft geſehen zu haben, um an die Aufrichtigkeit Ihres Characters und Ihrer Vaterlandsliebe zu glauben. Mein Mann iſt's, der auf dem Marsfelde die Petition entworfen hat .... ich ſtand an ſeiner Seite. Wir ſind der Metzelei entronnen, wagen es aber nicht, weder zu uns, noch zu bekannten Freunden zurückzukehren, weil wir befürchten müſſen, daß man uns dort ſuchen würde, um uns einzukerkern.

— Ich weiß Ihnen Dank, erwiderte ich, daß Sie in einer ſo traurigen Lage gerade an mich gedacht haben. Ich machte mir eine Ehre daraus, die Verfolgten bei mir aufzunehmen; leider aber muß ich befürchten, daß Sie hier nicht gut aufgehoben ſind. (Ich wohnte damals im Hotel Britanique, rue Guenegaud.) Dieſes Haus wird ſehr beſucht, und der Eigenthümer deſſelben iſt ein warmer Anhänger Lafayette's.

— Es handelt ſich nur um dieſe Nacht. Morgen wird es uns gelingen, einen andern Zufluchtsort aufzufinden.

Ich ließ der Wirthin ſagen, daß eine Frau meiner Verwandtſchaft, die, in dieſem Augenblick allgemeiner Unruhe in Paris angelangt, ihr Reiſegepäck auf der Poſt zurückgelaſſen habe, bei mir übernachten werde, weßhalb ich ſie bitten ließe, in meiner Wohnung zwei Betten aufzurichten. Herr Robert ward im Salon untergebracht. Seine Frau aber ſchlief im Bette meines Mannes, dicht neben dem meinigen. Am andern Morgen, frühzeitig aufgeſtanden, hatte ich nichts Eiligeres zu thun, als Briefe zu ſchreiben, um meine abweſenden Freunde von Allem zu unterrichten, was während des geſtrigen Tages in Paris vorgefallen war. — Herr und Madame Robert, die ich für ſehr thätig hielt und von denen ich, da ſie Journaliſten waren, erwartete, daß ſie einen weit ausgebreitetern Briefwechſel mit den Provinzen unterhielten, zogen ſich gemächlich an, plauderten beim Frühſtück, das ich ihnen auftragen ließ, und ſtellten ſich auf den Balkon hinaus. Sie gingen ſogar ſo weit, aus dem Fenſter hinauszurufen und einen ihrer Bekannten, der zufällig vorüberging, zu ſich einzuladen.

Ich befand dies Benehmen von Leuten, die ſich verbergen wollten, höchſt unpaſſend. Die Perſonnage, die ſie zu ſich hinaufgerufen hatten, unterhielt ſie mit komiſchem Eifer von den Ereigniſſen der vergangenen Nacht und rühmte ſich, ihren Säbel einem Nationalgardiſten durch den Leib gerannt zu haben. Er ſprach dies Alles in dem Nebenzimmer, das an das meinige ſtieß, ſo laut, ſo überlaut, daß mir kein Wort ſeiner Erzählung entging. Ich rief Madame Robert und ſagte zu ihr:

— Madame, ich habe Sie bei mir aufgenommen im Intereſſe der Gerechtigkeit und der Menſchlichkeit als ehrenwerthe Leute, die ſich in Gefahr befinden; aber nicht allen Ihren Bekanntſchaften kann ich Aſyl gewähren... Sie ſetzen ſich der größten Gefahr aus, wenn Sie ſich in einem ſolchen Hauſe wie dieſes ſo überlaut mit Jemand unterhalten, der ſo wenig zurückhaltend wie dieſer Herr da iſt. Ich pflege Beſuche von Deputirten zu empfangen, welche riskirten, ſich bloßgeſtellt zu ſehen, wenn ſie hier eintreten würden in einem Augenblick, wo Ihr Freund ſich gewiſſer Dinge rühmt, die nicht für jedes Ohr geeignet ſind. Ich bitte Sie deßhalb, ihn einzuladen, ſich zurückzuziehen.

Madame Robert rief ihren Herrn Gemahl. Ich wiederholte ihm meine Bemerkungen mit etwas erhöhterer Stimme, weil jene Perſonnage, etwas dickhäutig, eines etwas härtern Eindrucks nöthig zu haben ſchien. Endlich verabſchiedete man dieſen Mann. Ich erfuhr, daß er Bachard heiße und Vorſitzender eines Clubbs ſei, deſſen Mitglieder ſich „Indigents" (Nothleidende) nannten. Beide rühmten ſeine höchſt vortrefflichen Eigenſchaften und ſeine glühende Vaterlandsliebe. — Ich ſeufzte im Stillen über den hohen Werth, den ſie auf den Patriotismus eines Individuums legten, das den ganzen Zuſchnitt von dem beſaß, was man eine „Mauvaise tete" nennt und das wenigſtens auf mich den Eindruck eines vollendeten Taugenichts gemacht hatte. — Erſt ſpäter erfuhr ich, daß dieſer Bachard ein Austräger der Marat'ſchen Zeitſchrift war, der weder leſen noch ſchreiben konnte, jetzt aber deſſenungeachtet Verwalter des Pariſer Departements iſt und unter ſeines Gleichen eine ziemlich impoſante Rolle ſpielt.

— Unterdeſſen war es Mittag geworden. Herr und Madame Robert ſprachen davon, in ihre Wohnung heimzukehren, wo Alles in der größten Unordnung ſein müßte. Ich ſagte ihnen, daß, wenn ſie aus dieſem Grunde meine Suppe mit mir theilen wollten, ich ihretwegen heute früher als gewöhnlich eſſen würde. Sie erwiderten mir, ſie zögen es vor, lieber wieder zu kommen, und als ſie gingen, verſprachen ſie es. Und wirklich ſah ich ſie vor drei Uhr

Digitized by Google

wiederkommen. Beide hatten auffallend große Toilette gemacht. Madame trug viel Schminke u. große Federn und Monſieur einen himmelblau-ſeidenen Rock, vor dem ſeine ſchwarzen Haare, die in großen Locken auf den Kragen herabſanken, ſonderbar abſtachen. Ein langer Degen, der an ſeiner Seite hing, verlieh ſeinem ganzen Coſtüme etwas Theatraliſches, das mich, ganz im Stillen, etwas wenig lächeln machte. Guter Gott, ſind dieſe Leute denn Narren? fragte ich mich ſelbſt. Und ich ließ ſie reden, um mich zu überzeugen, ob Beide nicht den Verſtand verloren haben. Der dicke Robert war bei beneidenswerthem Appetit und ſeine kleine Frau ſchwatzte nach Herzensluſt. Endlich verließen ſie mich. Und ſeitdem habe ich ſie lange Zeit nicht wieder geſehen.

Als Herr Robert im folgenden Winter meinen Gemahl bei den Jakobinern traf, machte er ihm zärtliche Vorwürfe und bedauerte es endlich, in keiner Beziehung mehr mit uns in Verbindung zu ſtehen. Seine Frau beſuchte mich mehrere Male, um mich dringend einzuladen, zweimal wöchentlich ihren Geſellſchaftszirkel zu beſuchen, in welchem ſich, wie ſie ſagte, die verdienteſten Männer der Legislatur einzufinden pflegten.

Einmal endlich machte ich ihr meinen Gegenbeſuch. Ich fand bei ihr Herrn Antoine, deſſen ganze Mittelmäßigkeit mir bekannt war, einen winzig kleinen Mann, ganz geeignet, auf einen Nippestiſch geſetzt zu werden, Verſe machend, allerliebſte Kleinigkeiten ſchreibend, die aber alle ohne innern Gehalt und ohne allen Charakter waren. Ich fand dort Deputirte, Patrioten nach der Elle, anſtändig wie Chabot. Einige Frauen, wetteifernd in jeder Gattung von Bürgertugend, und mehrere Mitglieder der „Brüdergeſellſchaft“ vollendeten die Zuſammenſetzung einer Geſellſchaft, die mir durchaus nicht behagte und die ich nie wieder beſuchen wollte.

Einige Monate ſpäter ward Roland ins Miniſterium berufen. Kaum waren ſeit jener Ernennung 24 Stunden verfloſſen, als ich Madame Robert bei mir eintreten ſah.

— Sehen Sie wohl! riefen ſie aus, Ihr Herr Gemahl iſt nun Miniſter! Sie können nicht glauben, wie ſehr uns dies freut . . . meinen Mann und mich. Aber die Freunde des Vaterlandes müſſen ſich gegenſeitig unterſtützen. Ich hoffe, daß Sie den Meinigen nicht vergeſſen werden.

— Ich würde entzückt ſein, Madame, Ihnen nützlich werden zu können; doch weiß ich leider nicht, was ich für Sie thun könnte. Sein Sie indeß überzeugt, daß Herr Roland bei Beſetzung vacanter Stellen, im Intereſſe des allgemeinen Wohls, nur wahrhaft fähige Köpfe bevorzugen wird.

Es vergehen vier Tage. Am fünften beſuchte mich Madame Robert ſchon am frühen Morgen. Wenig Tage darauf ein zweiter Beſuch und immer neues Drängen über die Nothwendigkeit, ihren Mann anzuſtellen und über ſeine gerechten Anſprüche auf Anſtellung, in Bezug auf ſeinen nie erkaltenden Patriotismus. Ich erklärte ihr, der Miniſter des Innern habe über keine andern Stellen, als die ſeines Bureaux zu verfügen, und daß dieſe bereits beſetzt wären, u. daß ungeachtet der Zweckmäßigkeit, manche dieſer Stellen anders zu beſetzen, es einem vorſichtigen Miniſter doch wohl zukäme, erſt genauer Sachen und Menſchen zu prüfen, bevor er zu Neuerungen ſchreite, die den regelmäßigen Lauf der Geſchäfte hemmen, und daß endlich, nach Allem, was ſie mir ſelbſt von ihrem Manne mitgetheilt, dieſem mit der untergeordneten Stelle eines Commis oder gewöhnlichen Abſchreibers unmöglich gedient ſein könne.

— In der That, ſagte ſie, mein Robert iſt zu etwas Beſſerm, als das, gemacht.

— In dieſem Fall kann der Miniſter des Innern leider nichts für ihn thun.

— Nun, fuhr Madame Robert fort, dann ſpreche er wenigſtens mit dem des Auswärtigen, daß dieſer meinem Manne irgend eine Miſſion gebe.

— Ich fürchte, daß es in den ſtrengen Grundſätzen Herrn Roland's liegt, für Niemand zu bitten und ſich überhaupt nicht in eines der Departements ſeiner Amtsgenoſſen zu miſchen; aber da Sie allem Anſcheine nach weiter nichts als ein Zeugniß für den Bürgerſinn Ihres Gemahls beanſpruchen, ſo werde ich den Meinigen erſuchen, ihm ein ſolches zu ertheilen.

Madame Robert heftete ſich an den Mantelſack des General Dumouriez, an die Ferſen Briſſot's und kam nach Verlauf von drei Wochen wieder zu mir, um mir in der Freude ihres Herzens mitzutheilen, der Erſtere habe ihr verſprochen, ihren Robert unterzubringen, und ſie käme, um mich zu bitten, Dumouriez, ſobald ich ihn ſehe, an ſein Verſprechen zu erinnern.

Im Laufe der Woche aß er bei mir. Auch Briſſot und Andere waren zugegen.

— Sagen Sie mir, Dumouriez, haben Sie nicht einer gewiſſen, ſehr drängenden, man könnte ſogar ſagen, zudringlichen Dame verſprochen, deren Mann ungeſäumt irgendwo unterzubringen? Sie hat mich gebeten, Sie daran zu erinnern.

— Iſt das nicht Robert, von dem Sie ſprechen? fragte Briſſot.

— Errathen!

— Ah, ſagte Briſſot mit jener ihm eigenthümlichen Treuherzigkeit, Sie müſſen (ſich an Dumouriez wendend) dieſen Mann da jedenfalls anſtellen. Er iſt ein theurer Freund der Revolution, ein eifriger Patriot, aber nicht glücklich. Das Reich der Freiheit muß Denen, die es lieben, nützlich werden.

— Wie? unterbrach ihn Dumouriez eben ſo raſch als heiter, Sie ſprechen da von dem kleinen Manne mit dem ſchwarzen Kopfe, der eben ſo breit als lang iſt? — Meiner Treu, ich habe nicht Luſt, mich zu blamiren. Ich werde eine ſo lächerliche Figur nirgends hinſchicken.

— Aber, erwiderte Briſſot, unter den Agenten, die Sie anſtellen, werden ſich nur Wenige finden, die ſo viel Fähigkeit beſitzen, wie dieſer Robert.

— Kennen Sie ihn denn ſo genau? fragte Dumouriez.

— Ich habe Herrn Keralio, den Vater ſeiner Frau, einen höchſt achtenswerthen Mann, gekannt . . . . bei ihm ſah ich dieſen Robert. Ich weiß, daß man ihm einige Verſchrobenheiten vorwirft; aber ich halte ihn für einen Mann, der ehrlich iſt und ein vortreffliches Herz, durchdrungen von wahrer Bürgertugend, beſitzt und der es wohl verdient, eine Anſtellung zu finden.

— Solch einen Narren ſtelle ich durchaus nicht an!

— Aber Sie haben es doch ſeiner Frau verſprochen?

— Allerdings, aber nur eine unterge-

Digitized by Google

ordnete Stelle mit tauſend Thalern Gehalt .... und dieſe hat er nicht gewollt. Wiſſen Sie, was er verlangt? Den Geſandtſchaftsposten in Canſtantinopel!

— Iſt es möglich? fragte Briſſot, in Gelächter ausbrechend. Nein, das iſt unmöglich!

— Ich ſage Ihnen, ſo iſt es!

— Gut, erwiderte Briſſot, dann habe ich nichts mehr zu ſagen.

— Auch ich nicht, fügte Dumouriez hinzu, und mit Ihrer gütigen Erlaubniß werde ich das dicke Faß, wenn ſich's noch einmal bei mir ſehen läßt, bis auf die Straße hinausrollen und ſeiner Frau den Eintritt zu mir unterſagen laſſen.

Noch einmal wandte Madame Robert ſich an mich; ich wollte mich ihrer um jeden Preis, aber ohne Aufſehen, entledigen. Sie beklagte ſich über Dumouriez und deſſen Säumſeligkeit, ſein ihr gegebenes Wart zu erfüllen. Ich ſagte ihr, daß ich mit ihm geſprochen; doch verhehlte ich ihr nicht, daß ſie Feinde habe, die allerlei böswillige Gerüchte über ſie verbreiten, und ich forderte ſie auf, hinaufzuſteigen bis zur Quelle dieſer Gerüchte, um dieſelben unſchädlich zu machen, damit ein öffentlicher Beamteter, der eine Perſon, über welche ſo ungünſtige Vorurtheile verbreitet worden ſind, anſtellen wollte, ſich dadurch nicht den Vorwürfen böswilliger Spötter preisgebe.

— Madame Robert ging zu Briſſot, der in ſeiner Ungenirtheit ihr erklärte, ſie habe einen ſehr dummen Streich begangen dadurch, daß ſie für ihren Mann den Geſandtſchaftsposten in Conſtantinopel begehrt, und daß ſie mit derlei übertriebenen Anſprüchen endlich dahin gelangen werde, gar nichts zu erreichen.

Wir ſahen ſie ſeitdem nicht wieder. Ihr Mann aber rächte ſich dadurch, daß er ein Pamphlet gegen Briſſat ſchrieb und ihn darin als Austheiler von Anſtellungen und zugleich als einen Wortbrüchigen anklagte, der ihm die Geſandtſchaftsſtelle in Conſtantinopel zugeſagt und es ihm ſpäter abgeläugnet habe. Darauf warf er ſich den Cordeliers in die Arme, verband ſich mit Danton und erbot ſich, als dieſer am 10. Auguſt Juſtizminiſter geworden war, ihm als Secretär zu dienen, was dieſer annahm. Durch Dantons Einfluß ward Robert von der Stadt Paris in den Canvent gewählt, bezahlte dann ſeine Schulden, machte großen Aufwand, ſah an ſeiner Tafel den Herzog van Orleans und tauſend Andere. Jetzt iſt er reich, verläumdet und beſchimpft Roland und deſſen Frau. — Das Alles begreift ſich; er treibt ſein Handwerk und gewinnt Geld dabei.

Dies bittere, hämiſche, ungerechte Portrait beweiſ't, daß ſelbſt die größten Charactere, zu denen unſtreitig Madame Roland gehört, nicht frei von kleinen Schwächen ſind. — Das Bild, das ſie uns von dem Manne der Mademoiſelle Keralio entworfen hat, iſt ſehr ungenau und in Einem Punkte ſogar falſch. Robert warf ſich nicht erſt gegen Ende 92 in die Arme der Cordeliers; er gehörte ihnen ſeit 91, ſeit deren Entſtehen an.

Robert war ein guter Menſch. Im Auguſt 93 war er einer Derjenigen geweſen, die mit Garat einige Verſuche mit Robespierre wagten, um die Girondiſten zu retten, die damals rettungslos verloren waren und die mithin auch ſie nicht mehr zu retten vermochten.

Ein unbedeutender Zufall ward für ihn verhängnißvoll. Der Convent hatte ein ſehr ſtrenges Geſetz gegen die Getraideaufkäufer, gegen die Kornwucherer erlaſſen. Man denuncirte bei ihm eine TonneRum's. Er hatte gut dagegen laut zu proteſtiren und zu ſagen. Dies kleine Fäßchen habe er zu eigenem Verbrauche angekauft. Nichts deſto weniger ward er von den Jakobinern für einen Wucherer ausgeſchrieen.

Aber was auch Madame Roland dagegen einwenden möge, weder Robert noch ſeine Frau haben ſich auf Koſten des Volkes bereichert. Nach der Revolution lebte die arme Frau, wie in früherer Zeit, einzig und allein von ihrer Feder, indem ſie für die Buchhändler eine Maſſe von Ueberſetzungen aus dem Engliſchen beſorgte und nebenbei van Zeit zu Zeit Romane ſchrieb, wie „Amelia und Caroline, oder Liebe und Freundſchaft.", „Alphonſe und Mathilde, oder die ſpaniſche Familie," „Roſe und Albert, oder Emma's Grab", (1810). Dies war ihr letztes Werk und wahrſcheinlich auch das Ende ihres Lebens.*)

Aber alle dieſe Romane, ſogar ihre große Geſchichte der Königin Eliſabeth ſind vergeſſen. Das aber, was Frankreich nie vergeſſen wird, iſt der große Anſtoß, der am 17. Juli 91 von ihr und ihrem Manne ausgegangen war.*).

*) Herr Michelet irrt ſich. Sie ſtarb erſt 11 Jahre ſpäter, 1821, in Brüſſel. E. M. O.

*) Robert hatte ſich nach der Reſtauration der Bourbons in Brüſſel niedergelaſſen, etablirte ſich daſelbſt als Deſtillateur und ſtarb hier im Jahre 1826. Im Convente hatte er zu Jenen gehört, die für den Tod Ludwigs XVI. geſtimmt. Er ſoll dies niemals bereut haben. E. M. O.

Geiſtige Entwickelung.

Der Menſch wird nicht mit Vernunft, ſondern mit Vernunftfähigkeit geboren. Die Entwickelung iſt bei einem Individuum leichter, bei dem andern ſchwerer, und ſo wie die Organiſation verſchieden, ſo ſind auch die ſtaatlichen und ſonſtigen Verhältniſſe verſchieden, welche das Glauben und Wiſſen des Menſchen bedingen. Es iſt keine Schande, Dies oder Jenes zu glauben, und Wenig zu wiſſen; aber es iſt eine Schande, hartnäckig im Irrthum beharren und Nichts lernen zu wollen. In chriſtlichen Staaten werden die Kinder chriſtlich dreſſirt und da die Dogmen des Chriſtenthums gegen Naturgeſetz und Vernunft ſind, ſa iſt es die natürliche Folge, daß günſtig arganiſirte Köpfe, oft auch ohne höhere Schulbildung, zu Zweiflern an der Lehre werden, ſo man ihnen als Wahrheit gleichſam eingeimpft hat. Die große Mehrzahl, ahne wiſſenſchaftliche Ausbildung, groß gewachſen, ſchwört, blinder Autorität ſich ergebend, in die Worte ihres Meiſters, fürchtet den geringſten Zweifel und hält den freien Gedanken für eine ſchwere Sünde. Daher der Haß der orthodox Gläubigen gegen Jene, die ihnen den Glaubensſatzungen nach als Ungläubige gegenüber ſtehen; indeß Haß und Verfolgung der Prieſter, die geiſtig über ihrer gläubigen Maſſe ſtehen, ſich auf eine ganz andere Quelle reduciren läßt: auf die des materiellen Vortheiles. „Der Prie-

Digitized by Google

ſiee iſt arm, heißt es; aber die Kirche iſt reich und in der Kirche, oder vielmehr durch die Kirche läßt es ſich, wenn auch nicht im Reichthum ſchwelgen, doch ganz gemächlich leben. —

Hat man es ſich zur Aufgabe gemacht, gegen Kirche und Pfaffenthum zu wirken, ſo muß man es ſich gefallen laſſen, von Kirchenleuten und Prieſtern angefeindet und ſogar verdammt zu werden. Dies Loos iſt, in meiner Stellung, auch das Meinige geworden; doch hatte ich häufig das Vergnügen, ſagen zu hören: „ich habe Sie gehaßt und verflucht; nun aber habe ich den Muth gefaßt, mich mit Ihren Schriften vertraut zu machen und ich liebe Sie jetzt, da Sie es ſind, der mich frei machte im Geiſt."

Ein Brief, welchen ich vor Kurzem erhielt, mag als Beleg zu Obigem dienen; kann jedoch nicht mit Angabe des Namens mitgetheilt werden, damit die Verwandten den Schreiber des Briefes nicht darin erkennen mögen.

Sept., 1866.

Geehrteſter Herr L.!

Noch nie hat ein Buch ſolchen gewaltigen Eindruck auf mich gemacht und mit ſolcher Begeiſterung erfüllt, als Ihr mir kürzlich zu Hand gekommenes Werk: „Der Prieſterſpiegel". Obgleich ich ſchon mehreren Büchern mit ähnlichem Inhalte, namentlich „Renan's Leben Jeſu" meine beſondere Aufmerkſamkeit ſchenkte, ſo fand ich doch in keinem derſelben ſolche kühne, erhabene, aber doch authentiſche Ideen, die nicht blos die Religionsſyſteme aller Nichtchriſten, ſondern auch das chriſtliche Religionsſyſtem an der Wurzel ergreifen, um es über den Haufen zu werfen, als dem Ihrigen; in keinem fand ich den Muth des Autors, die Bibel in ihrer Echtheit göttlicher Inſpiration ſo zu brandmarken und dieſelbe als das Produkt menſchlicher Unwiſſenheit hinzuſtellen, wie Sie es thaten. Ich könnte mich kaum zur Annahme Ihrer Ideen entſchließen, hätten Sie dieſelben nicht auf die treffenſte Weiſe durch die Bibel ſelbſt vertheidigt. Beim Durchleſen der erſten Seiten Ihres originellen Werkes gerieth ich mit mir ſelbſt in Zweifel, ob ich es nicht, um der vollſtändigen Einbüßung meines wenigen Glaubens vorzubeugen, bei Seite legen ſoll; ja, ich war öfters ganz ungehalten gegen Sie, daß Sie es wagen konnten, das unſchätzbare Kleinod ſo vieler Millionen Menſchen auf ſo geringſchätzige Weiſe zu inſultiren. Doch ich las energiſch fort u. immer mehr leuchteten mir Ihre Ideen ein, immer tiefer faßte der Zweifel an die Echtheit göttlicher Offenbarung der Bibel Wurzel, immer mehr kam ich zur Einſicht, daß mein bisheriger Glaube ein blinder war, daß überhaupt das ganze gegenwärtige Religionsſyſtem das Machwerk nichtswürdiger Betrüger, herrſchſüchtiger, tyranniſcher Despoten iſt, daß der Glaube der armen, betrogenen Menſchheit, wie Sie ſich ſo treffend ausdrücken, der Widerhall eines tiefeingewurzelten, tauſendjährigen Betruges iſt, der ſich durchaus nicht auf einen moraliſchen Grundſatz oder vernünftigen Zweck zurückführen läßt.

Ich verſichere Sie, in mir hat innerhalb einigen Wochen durch das Leſen Ihres Werkes ein geiſtiger Umſchwung ſtattgefunden, mein Religionszweifel hat ſich Bahn gebrochen und dem freien Denken den Platz eingeräumt. An die Stelle meiner Unzufriedenheit, die mir namentlich meine letzten Lebensjahre verbitterte, die mich ſogar manchmal des Lebens überdrüſſig machte, trat eine innerliche Ruhe und Zufriedenheit, in der mir die Natur, als das Ideale und Reale alles Seins, viel herrlicher erſcheint wie zuvor, und die mir meine kommenden Lebentage verſüßen wird. Meine gegenwärtige Lebenszeit werde ich ſpäter als die wichtigſte Periode meines Lebens, als die Uebergangsperiode aus der Dummheit zur Aufklärung, aus der Sklaverei zur Selbſtbeherrſchung, aus der Unzufriedenheit zur Zufriedenheit und Glückſeligkeit preiſen.

Um mich auch fernerhin auf der angefangenen Lebensbahn zu erhalten und zu befeſtigen, ſchicken Sie mir nebſt dem Prieſterſpiegel, der vielleicht ſchon in einer neuern Auflage erſchienen iſt, einige andere Ihrer Werke, die Sie für mich am Beſten erachten.

Hochachtungsvollſt

Ihr ergebener F.

Die Naturlehre.

Von C. G. Rau.

Der Luftballon.

Ein Luftball iſt ein kugeliger oder birnförmiger Körper, der für ſich allein oder auch mit Laſten beſchwert in die Luft ſteigt. Soll dieſes möglich ſein, ſo muß der Luftballon, mit ſammt ſeinen Laſten, ein geringeres Gewicht haben, als eine Luftmaſſe von demſelben Volumen. Ein Körper, der aus einem an ſich ſchon leichten Stoffe beſteht und luftdicht iſt, kann daher zum Steigen gebracht werden, wenn man die in ihm enthaltene Luft durch Hitze hinlänglich verdünnt, oder ihn mit dem ſo leichten Waſſerſtoffgas anfüllt. Da die Dichtheit der Luft je höher, deſto geringer wird, ſo läßt ſich gleich einſehen, daß ein Ballon nur ſo lange ſteigen kann, ſo lange ſein ſpecifiſches Gewicht kleiner als das der Luftſchichte iſt, in der er ſich befindet, daß alſo das Steigen in allen Fällen bis auf eine gewiſſe Grenze beſchränkt ſein muß.

Vom Schalle (Akuſtik).

Mit dem Worte Schall bezeichnet man die mancherlei Arten zitternder und ſchwingender Bewegungen theils feſter, theils flüſſiger Körper, die innerhalb gewiſſer Grenzen durch das Ohr empfunden werden.

Man unterſcheidet bei der Lehre vom Schalle:

1. Die ſchallenden Körper, deren zitternde und ſchwingende Bewegungen den Schall erzeugen.
2. Die Materie oder das Mittel, wodurch der Schall fortgepflanzt wird.
3. Die Wahrnehmung des Schalles.

Von den ſchallenden Körpern.

Körper, die durch ſchlagen, ſtoßen, reiben, durch ſtreichen mit einem Bogen oder durch ſonſt ein ſchickliches Mittel in zitternde oder bebende Schwingungen (Oſcillationen, Vibrationen) verſetzt werden können, werden ſchallende Körper genannt.

Elaſtizität iſt das erſte Erforderniß eines ſchallenden Körpers. Unelaſtiſche Körper, z. B. Seide, Wolle, Papier, weiches Wachs

Digitized by Google

ꝛc. ſind zu ſolchen Schwingungen ungeſchickt und geben dahee nicht nur keinen Schall von ſich, ſondern dämpfen ſogar den, der von einem ſchallenden Köper ausgeht. Der hohe Grad von Elaſtizität, welcher der Luft und allrn luſtförmigen und expanſiblen Flüſſigkeiten elgen iſt, macht daher dieſe Körper zu ſolchen, die vorzüglich ſchallend ſind. Der Knall einer Peitſche, der Knall eines Schießgewehrs, das Sauſen und Pfeifen der Luſt, wenn ein Stab oder eine Peilſche ſchnell hin- und hergeſchwungen wird, das Rauſchen des Waſſers, das Heulen der Winde, das Krachen des Donners, das Reden und Singen, das ſummende Getöſe fliegender Inſekten und ſo vieles andere Getön und Geräuſch, das in der Luſt entſteht, ſind Folgen eines plötzlichen Zuſammenſchlagens und Ausdehnens dee Luſt, vermöge ihrer großen Elaſticltät.

Auch feſte Körper, Stahl, Glocken von Glas und Metall, geſpannte Draht- oder Daemſaiten und noch viele andere feſte Körper beſitzen Elaſtizität, ſind alſo ſchallende Körper.

Obgleich Elaſtizität eines der erſten Erfordeeniſſe eines ſchallenden Körpers iſt, ſo iſt ſie doch keineswegs die einzige hinreichende. Viele Körpee ſind ſrhr elaſtiſch, z. B. Schwamm, Fedeeharz u. dgl., gehören abee doch nicht zu den ſchallenden. Damit ein Körper Schallfähigkeit habe, müſſen alſo außer der Elaſtizltät auch noch andere Umſtände, die lheils im Gefüge drr Körpertheile, theils in elnem beſtimmten Grad von Sprödigkeit und Spannung zu ſuchen ſind, mit dabei ſein. Auch das Werkzeng, womil man den Schall zu wege deingen will, iſt in den meiſten Fällen gewiſſen Eigenſchaften unterworfen, ohne welche auch der ſchallfähigſte Körper keinen Schall von ſich gibt.

Daß nicht jeder elaſtiſche, ſchallfähige Körper einerlei Schall von ſich gibt, liegt außer der mateeiellen Verſchiedenheit, der Cohäſion und dem Gefüge, auch in der Geſtalt des ſchallenden Körpers. Die Schwingungen können durch den ganzen Körper ſich erſtrecken, oder es ſchwingen nur einzelne Theile des Körpers und andere bleiben dabei in Ruhe. Dergleichen Theile nennt man Ruheſtellen oder Schwingungsknoten. Dieſe Schwingungsknolen kann man dem Auge ſichtbar machen, wenn man eine dünne Scheibe von gemeinem Glaſe mit feinem, recht trockenen Sand, der nicht ſtaubig, von Unreinigkeiten und groben Stücken frei iſt, beſtreut, ſie dann ſpitz zwiſchen den Daumen n. den Zeigefinger faßt n. nun ohne lhren Rand mit der Hand, ln der man ſie hält, zu berühren, mit einem Violinbogen in ſenkrechter Richtung ſtreicht. In dem Augenblicke, wo dle Scheibe zu klingen beginnt, wird der Sand von den ſchwingenden Stellen weggeſchleudert und ſammelt ſich dagegen ln den Schwingungsknoten an. Dieſe Anſammlung bildet zugleich allerlei ſehr regelmäßige Figuren, um ſo regelmäßiger, je reiner dee Klang der Scheibe grweſen iſt. Chladnl hat dieſes einfache und ſinnreiche Mittel zuerſt angegeben, daher nennt man die ſich bildenden Figuren die Chladniſchen Klangfignren.

Auch bei einem Glaſe, das etwa zur Hälfte mit Waſſer gefüllt iſt und übrr deſſen Rand man recht ſchnell mit einem naſſen Finger herumfährt, zelgen ſich ſolche Ruheſtellen, indem die Wellen, die ſich beim Klange des Glaſes auf der Oberfläche des Waſſers bilden, nnr von beſtimmten Stellen ausgehen und an andern Slellen in Ruhe bleiben.

Von der Fortpfanzung des Schalls.

Wie in einem ruhigen Waſſer, in welches man einen Stein hlneinwieſt, kreisförmige Wellen entſtehen, deren Peripherie von dem Punkte an, wo ſie entſtehen und der ihr gemeinſamer Miltelpunkt iſt, immee größer wirt, bis ſie endlich in ziemlicher Entfernung ſich verlieren, ſo werden durch die Zuſammenpreſſungen und Wiederausdehuungen der Luſt, vermllteiſt der Schwingungen eines ſchallenden Körpers, ähnliche Wellen gebildet, die man Schallwellen nennt. An Geſchwindigkeit überlreffen ſie bei weitem jene Waſſerwellen, und weil ſie rings um den ſchallenden Körpee herum ſtattfinden, ſo ſind es auch nicht bloße Flächen, wie die Waſſerwellen, ſondern kugelige Wellen, deren gemeinſchaftlichee Mittelpunkt an der Slelle liegt, wo dee Schall entſtanden iſt. Ein merkliches Fortrücken der einzelnen Luſltheilchen kann aber bei der Bildung der Schallwellen nicht ſtattfinden. Dieſes läßt ſich dadurch einſehen, daß eine Lichtflamme, die neben einen ſtark tönenden Körper, z. B. eine iönende Glocke gehalten wird, ſich nicht bewegt, ſo wie dadurch, daß man mehrere Schälle auf einmal und zu gleicher Zeit hören und unterſcheiden kann. Strömte die Luſt fort, ſo würde man in ſolchen Fällen nue ein Getön hören, abee keine ordentlichen Schälle und Klänge unterſcheiden können. Auch hierin haben die Schallwellen Aehnlichkelt mit den Waſſerwellen, welche entſtehen, wenn mehrere Steine in geringer Entfernung von einander in ein ruhiges Waſſer geworfen werden. Die Wellen werden ſich dann mannigfach durchſchneiden, ohne ſich in einander zu verwireen.

Anmerk.: Mrhrere Phyſiker behaupten, daß dle Fortpflanzung des Schalles mehr ſtoßartig ſel.

Auf freiem Felde hört man ein fernes Geräuſch, z. B. Wagengeraſſel, Huſtritte der Pferde ꝛc. weit beſſer, wenn man das Ohr an die Erde legt. Durch Thüren und Wände dringt Glockengeläute, Muſik, laute Reden, was auf eine Fortpflanzung des Schalles durch feſle Körper ſchließen läßt. Völlig unelaſtiſche Körper ſind jedoch zur Fortpflanzung des Schalles ebenſo ungeſchickt, als ſie es zu deſſen Hervorbringnng ſind. — Auch Waſſer nnd andere liqnide Körper ſind fählg, den Schall fortzuleiten. Einen Büchſenſchuß kann man 12 Fuß tief unter Waſſer hören.

Durch welches Mittel auch der Schall fortgeleitet wird, immer braucht er doch einige Zeit, um von dem Ort ſeiner Entſtehung bis zum Ohre zu gelangen. Um dieſe zu beſtimmen, glng man von der Erfahrung aus, daß die Geſchwindigkeli, mit der das Licht ſich fortpflanzt, gegen die Geſchwindigkeit des Schalls ſo unendlich groß iſt, daß für jene Fortpflanzung von einem Orte der Erde zum andern, wären ſie auch noch ſo weit auseinander, faſt gar keine Zeit verfließt. Von einer Kanone, die man zur Nachtzeil auf dem einen Standpunkte losbrannte, ſah man dahee den Blitz augenblicklich am andern Standorte, den Knall aber hörte man ſpäter. Die Zwiſchenzeit zwiſchen Blitz und Knall konnte mit Hilfe einer guten Sekundenuhr beſtimmt werden. Eine vielfache Wiederholung dieſes Verſuchs hat dann ergeben, aß der Schall mit einer Geſchwindigkeit

Digitized by Google

von etwa 1040 Pariſerfuß für 1 Sekunde ſich fortpflanze. Bei weitem unbeſtimmter iſt das Geſetz über die Fortpflanzung des Schalls durch feſte und liquide Körper.

Die Stärke des Schalles nimmt in eben dem Verhältniß ab, wie das Quadrat der Entfernung zunimmt. Iſt man 2 Meilen von dem ſchallenden Körper weg, ſo iſt der Schall unter ſonſt gleichen Umſtänden viermal ſchwächer, als in der Entfernung von 1 Meile; in der Entfernung von 3 Meilen iſt er neunmal ſchwächer. Das ſogenannte Wetterleuchten hat zuweilen ſeinen Grund in der großen Entfernung der Gewitterwolke.

Es iſt ausgemacht, daß die Schallwellen oder Schallſtrahlen von allen Körpern, deren Oberfläche die gehörige Härte und Glätte hat, oder ſonſt dazu geeignet iſt, unter demſelben Winkel wieder zurückgeworfen (reflektirt) werden, unter dem ſie angeſchlagen haben. Ein ſo zurückgeworfener Schall wird, wenn er undeutlich und verwirrt iſt, ein Wiederhall, und wenn er deutlich iſt, ein Echo genannt. Der Erfahrung gemäß, kann man zwei auf einander folgende Sylben deutlich von einander unterſcheiden, wenn zwiſchen der einen und der andern wenigſtens ein Achtel oder ein Neuntel einer Sekunde verfließt. Folgen ſie ſchneller auf einander, ſo kann ſie das Ohr nicht mehr unterſcheiden.

Auf der Zurückprallung der Schallſtrahlen beruhen auch die Erſcheinungen der Sprachröhre, der Hörröhre und Sprachgewölbe. Schon dadurch, daß man einen Schall durch die rohrförmig gebogene Hand, noch beſſer durch ein cylindriſches Rohr gehen läßt, wird er verdichtet und verſtärkt. Weit mehr aber iſt dieſes der Fall, wenn das Rohr kegelförmig iſt. In einem ſolchen werden die Schallſtrahlen, ehe ſie herauskommen, erſt vielmal zurückgeworfen und dabei ſo ſehr verdichtet, daß ſie eine große Verſtärkung erhalten. Von dieſer Form iſt auch das eigentliche Sprachrohr, deſſen man ſich auf Schiffen und Thürmen bedient. Mit ſeiner Beihülfe kann man ſich auf eine Meile weit Gehör verſchaffen. Hält man die enge Oeffnung eines Sprachrohrs an das Ohr, ſo hört man das leiſeſte, was durch die enge Oeffnung geflüſtert wird. So gebraucht, nennt man es ein Hörrohr, weil ſchwer hörende Menſchen ſich ſeiner, nur in viel kleinerer Geſtalt, zu bedienen pflegen. Die Sprachgewölbe und Sprachſääle ſind gewöhnlich elyptiſch, d. h. in einer länglicht runden Form gebaut. In ihnen kann Jemand in dem einen Brennpunkt hören, was von einem andern, der in dem andern Brennpunkte ſtehet, ſo leiſe geflüſtert wird, daß es ſonſt Niemand zu vernehmen im Stande iſt.

Das Organ zum Hören iſt das Ohr, deſſen Einrichtung in der Lehre vom Menſchen ausführlicher beſchrieben iſt.

Von der Wärme.

Mit der Lehre von der Wärme beginnt eine neue große Reihe der intereſſanteſten und merkwürdigſten Naturerſcheinungen, zu deren Erklärung die allgemeinen Geſetze über Bewegung, Druck und Schwere nicht mehr zureichen und zu deren Hervorbringung Weſen ganz eigener Art wirkſam zu ſein ſcheinen. Zu ihnen gehören Wärme, Licht, Elektricität und Magnetismus. Sind es Weſen von materieller Beſchaffenheit, ſo müſſen ſie an Feinheit die luftförmigen Körper bei weitem übertreffen, da ſie mit dieſen nicht nur die Unſichtbarkeit gemein haben, ſondern auch gar nicht mehr wägbar ſind, das Gewicht eines Körpers nicht im mindeſten vergrößern, ſich nicht in Gefäße, wie dicht dieſe auch ſein mögen, einſperren und willkührlich verſetzen laſſen, was alles noch mit dem leichteſten wägbaren Körper, dem Waſſerſtoffgas geſchehen kann. Aus dieſem Grunde nennt man auch dieſe Weſen, inſofern man ſie als körperliche Weſen betrachtet, unwägbare (inponderable) Stoffe, Inponderabilien.

Von der Urſache der Wärme.

Das Feuer, dieſe mächtige Kraft, wirkt auf alle Naturkörper ein und wenn ſie dieſelben nicht ganz zerſtört und in neue Körper verwandelt, doch in einen flüſſigen, geſchmolzenen und dunſtförmigen Zuſtand zu verſetzen vermag. Flammend und leuchtend, wie es ſich gewöhnlich zeigt und woran man auch in der Regel denkt, wenn von Feuer die Rede iſt, hat man es von Alters her als die Quelle aller Wärme betrachtet, und viele Völker haben dem Feuer und der Sonne, die man für ein Feuermeer anſah, göttliche Verehrung gezollt. Richtig iſt aber die Idee, daß die Wärme durch flammendes und leuchtendes Feuer entſtehe, keineswegs, indem Wärme ohne Flamme und ohne Licht entſtehen kann. So kann ein Metall, das geſchmolzen und flüſſig geworden iſt, ſeinerſeits wieder andere Körper, z. B. Eis, Schwefel und ſelbſt anderes Metall, das leichter ſchmilzt, zum Schmelzen und flüſſige Körper zum Sieden bringen, obſchon es weder flammt noch leuchtet. Siedendes Waſſer kann andere Körper ſo erwärmen, daß ſie ſich ſehr ausdehnen und erweicht werden. Darum muß man die Wärme, abgeſondert von Licht und Flamme, als etwas Eigenthümliches ſich denken.

Bei weitem der größte Theil der Phyſiker und Chemiker nehmen eine eigene Materie, die ſie Wärmeſtoff nennen, als Urſache der Wärmeerzeugung an. Dieſer muß aber, wenn er wirklich exiſtirt, ſo höchſt fein und über alle Maßen ſubtil ſein, daß er, obgleich man ihn nicht zeigen, nicht darſtellen kann, doch alles durchdringt. Den Stoffen anderer Körper iſt er bald mehr, bald weniger verwandt und eben dieſe Verwandtſchaft iſt es, vermöge welcher er ſich mit mehr oder weniger Innigkeit mit ihnen verbindet. Die Verwandtſchaft kann ſo groß, die Bindung ſo innig werden, daß der Wärmeſtoff alle Thätigkeit verliert und für unſere Sinne ganz unwirkſam wird. Alsdann nennt man ihn die gebundene oder latente Wärme. Unter freier Wärme hingegen verſteht man den Wärmeſtoff, deſſen Wirkungen unſern Sinnen wahrnehmbar ſind. Die Empfindungen, die durch freie Wärme in uns erregt werden, die Gewalt, die ſie auf andere Körper auszuüben im Stande iſt, haben aber ihre Grade. Mit der Wärme, die aus einer glühenden Kohle frei wird, kann man ein Stück Schwefel ſchmelzen, ein Stück Silber wird davon nicht geſchmolzen werden. Wie ganz anders iſt das Gefühl, das durch eiskaltes, laulichtes und ſiedendes Waſſer in uns erregt wird. Dieſer Ungleichheit in der Wirkung der freien Wärme auf uns und andere Körper, dem verſchiedenen Grad dieſer Wirkung unter verſchiedenen Umſtänden hat man den Namen Temperatur gegeben. Sie heißt bald heißere oder kältere, hohe oder niedrige. Völlige Abweſenheit aller Wärme würde eine abſolute Kälte ſein. Dieſe findet ſich aber in der Natur nirgends, ſo wie ſich auch keine abſolute Hitze, d. h. ein ſo hoher Grad von

Digitized by Google

Wärme ſich findet, der gar keines Zuſatzes mehr fähig wäre.

Von der ausdehnenden Kraft der Wärme.

Alle Körper, ſowohl feſte als tropfbar und expanſible, vergrößern ſich nach allen Richtungen, wenn ſie wärmer, und verkleinern ſich wieder nach allen Richtungen, wenn ſie kälter werden. Am ſtärkſten iſt dieſer Einfluß der Wärme auf expanſible Flüſſigkeiten, geringer ſchon iſt er auf tropfbare und am geringſten auf feſte Körper. So gehen Schuhe und Stiefel, wenn ſie eng ſind, ſchwer aus und an, wenn der Fuß warm iſt. Ein feſter Körper, deſſen ſpecifiſches Gewicht nur um ſo wenig kleiner als das des Waſſers iſt, daß er kaum noch darauf ſchwimmen kann, geht in warmem Waſſer ſicher unter, weil die Menge des Waſſers durch die Wärme ſich ſo ausgedehnt hat, daß ſie leichter geworden iſt und nun den Körper nicht mehr tragen kann, z. B. ein Wachskügelchen. Wird Waſſer in einem vollkommen dicht verſchloſſenen Gefäß zum Sieden gebracht, ſo wird das Gefäß geſprengt. Hält man eine ſchlaffe zugebundene Blaſe über glühende Kohlen, ſo dehnt ſich darin die Luft ſo aus, daß die Blaſe aufſchwillt.

Von dem allgemeinen Geſetz der Ausdehnung feſter Körper durch die Wärme, finden ſich zwar dem erſten Anblicke nach einige Ausnahmen, indem feuchter Thon, naſſes Holz und andere Körper, die viele Feuchtigkeiten enthalten, in der Hitze ſchwinden, allein die Ausnahmen ſind nur ſcheinbar. Die Ausnahme dauert nur ſo lange, ſo lange die Maſſe noch Feuchtigkeit enthält. Iſt ſie erſt völlig ausgeglüht und ausgetrocknet, ſo folgt ſie auch dem allgemeinen Geſetz der Ausdehnung, wie jeder andere feſte Körper.

Ueber die Ausdehnung der tropfbaren Körper hat die Beobachtung ſo viel gelehrt, daß jeder tropfbare Körper in der Mitte ſeines eigenen Froſt- und Siedpunktes eine Strecke hat, in welcher er ſich faſt gleichförmig ausdehnt. Sehr merkwürdig iſt aber in dieſer Hinſicht der Gang, den das Waſſer in ſeiner Ausdehnung durch die Wärme befolgt. Dieſes wird zwar dichter, je weiter es ſich von ſeinem Siedepunkt entfernt, erhält aber ſeine größte Dichtigkeit in einer Temperatur von 3½ Grad nach dem 80theiligen Queckſilberthermometer und dehnt ſich von da bis zum Gefrierpunkt wieder aus. Man ſchreibt dieſe ſonderbare Erſcheinung dem Beſtreben nach der Kryſtalliſation zu, indem von hier an die Theile ihre Stellung zu einander verändern und aus einander getrieben werden. Theils daher, theils auch durch die im Eiſe eingeſchloſſenen Luftblaſen, nimmt das Eis einen größern Raum ein als das Waſſer, aus dem es entſtanden iſt, wodurch es ein kleineres ſpecifiſches Gewicht bekommt und auf dem Waſſer ſchwimmen kann.

Von den Thermometern.

Die Wahrnehmung, daß alle Körper durch ſteigende Wärme ausgedehnt, durch abnehmende zuſammen gezogen werden, hat die Erfindung von Werkzeugen veranlaßt, durch welche man im Stande iſt, die Zu- und Abnahme der Wärme mit ziemlicher Genauigkeit zu meſſen. Man nennt ſie Thermometer, Wärmemeſſer. Da alle Körper der ausdehnenden Kraft der Wärme unterworfen ſind, ſo gibt es im Grunde keinen, der nicht zur thermometriſchen Subſtanz ſich eignete; indeſſen ſind Luft, Weingeiſt, Queckſilber und Streifen feſter Metalle diejenigen, die gewöhnlich dazu angewandt werden.

Das Queckſilberthermometer, welches unter allen Themometern das gebräuchlichſte und zweckmäßigſte iſt, beſteht aus einer gläſernen Röhre, welche ſich unten in eine Kugel erweitert. Die Kugel und ein Theil der Röhre ſind mit Queckſilber angefüllt und neben der Röhre iſt die, in gleiche Theile eingetheilte, Scala angebracht, auf welcher das Steigen oder Fallen des Queckſilbers in der Röhre abgemeſſen wird.

Auf dieſer Scala ſind zunächſt zwei feſte Punkte verzeichnet, von denen der eine der Eis- oder Gefrierpunkt, der andere der Siedpunkt genannt wird. Man beſtimmt den erſteren, indem man die Kugel des Thermometers und den unteren Theil der Röhre, ſo weit das Queckſilber reicht, in ſchmelzenden Schnee oder ſchmelzendes Eis taucht und die Stelle auf der Röhre mit einem feinen Strich bezeichnet, bis zu welcher das Queckſilber in der Röhre reicht. Ebenſo findet man den Siedepunkt, indem man das Thermometer in ſiedendes Waſſer oder beſſer, in die Dämpfe von ſiedendem Waſſer taucht und ebenfalls die Stelle auf der Röhre verzeichnet, bis zu welcher das Queckſilber ſteigt. Den Zwiſchenraum zwiſchen dem Eis- und Siedepunkt theilt man am zweckmäßigſten in hundert gleiche Theile und nennt dieſe Theile Grade. Eben ſolche Theile trägt man auch noch über dem Siedepunkte und unter dem Eispunkte auf.

Dieſe Eintheilung, bei welcher an den Eispunkt Null, an den Siedepunkt 100 geſchrieben wird, heißt die Centeſimal-Eintheilung oder die Eintheilung nach Celſius. In Deutſchland iſt beſonders die Eintheilung nach Reaumur ſehr gebräuchlich, bei welcher an den Eispunkt ebenfalls Null, aber an den Siedepunkt 80 zu ſtehen kommt. In England bedient man ſich vorzüglich des Thermometers von Fahrenheit, welcher an den Eispunkt die Zahl 32 und an den Siedepunkt 211 ſchreibt und alſo den Zwiſchenraum in 180 gleiche Theile theilt. Bei ſämmtlichen Eintheilungen werden die Grade über Null mit plus, die Grade unter Null mit minus bezeichnet.

Anmerk. Die Grade der einen Eintheilung können leicht in die der andern umgewandelt werden, da 4 Grad Reaumur gleich 5 Grad Celſius, gleich 9 Grad Fahrenheit ſind, wobei man jedoch nicht außer Acht zu laſſen hat, daß Fahrenheit an den Eispunkt nicht Null, ſondern 32 ſchreibt.

Von der Erregung der Wärme.

Nimmt man als Urſache der Wärm einen eigenen ſehr feinen Wärmeſtoff an ſo wird Wärme überhaupt dadurch erregt daß dieſer Stoff aus den Körpern in dene er gebunden iſt, entbunden und frei wird Die Entbindung ſelbſt aber kann auf man cherlei Weiſe bewerkſtelligt werden.

1. Durch Reiben. Man erfäh dieß, wenn man die Hände an einand oder andere Theile des Körpers reibt. Zw Seile, zwei Holzarten, eine härtere u eine weichere, können durch ſchnelles u heftiges Reiben ſich zuletzt entzünden. Bo ree, Sägen, Hobel, Feilen u. dgl. I ſtrumente werden beim Gebrauche, wo i mer eine ſtarke Reibung ſtattfindet, glühend heiß. Würden die Achſen Wagenräder nicht geſchmiert, ſo könn

Digitized by Google

ſie ſich beim ſchnellen Fahren erhitzen oder gar entzünden. Durch das Feuerſchlagen mit dem Stahl werden kleine Theile getrennt, die durch ſchnelle Reibung glühend geworden ſind. Fängt man die Funken mit einem Papiere auf und betrachtet ſie durch ein gutes Mikraſkop, ſa ſieht man abgetrennte Stahlſtückchen.

2. **Durch die Sonnenſtrahlen.** Ein Körper wird durch die Sonnenſtrahlen am ſtärkſten erwärmt, wenn dieſelbe ſeine Oberfläche ſenkrecht treffen. Unter verſchiedenen Jahreszriten muß dahrr die Wirkung der Sonnenſtrahlen unterſchiedlich ſein. Im Winter, wo wir der Sonne beträchtlich näher als im Sommer ſind, iſt es eben darum doch ſo kalt, weil ihre Strahlrn ſchräg zu uns gelangen. Auch dann wirken die Sonnenſtrahlen um ſo kräftiger, je mehr ſie verdichtet werden. Brennſpiegel und Brenngläſer liefern Belege dazu. Von weſentlichem Einfluß auf die Erwärmung iſt auch die Beſchaffenheit ſeiner Oberfläche, insbeſandere die Farbe. Schwarze ader dunkel gefärbte Körper erhitzen ſich in den Sonnenſtrahlen ſtärker, als weiße oder hrll gefärbte.

3. **Chemiſche Miſchungen,** wenn nämlich mit der Miſchung eine groſe Veränderung in den Eigenſchaften der gemiſchten Körper vorgeht. Wo dieſes nicht der Fall iſt, z. B. bei der Vermiſchung des Waſſers mit geiſtigen Getränken, mit ſalzigen Körpern, wird nur wenig Wärmeſtoff frei. Die ſtärkſte Erregung durch chemiſchr Miſchung findet bei der Verbindung eines brennbaren Körpers mit Sauerſtoffgas ſtatt.

Phosphor entzündet ſich von ſelbſt an der atmoſphäriſchen Luft bei einer Temperatur von etwa 20 Grad R., Schwefel bei 120 Grad, die Kahle in einer noch höhern. Ueberhaupt kann, wenn die Temperatur den erforderlichen Grad hat, durch jede Auflöſung, Gährung, Verwitterung, Verweſung und gehörig bedingte Vermiſchung eine Selbſtentzündung erfolgen. Auf dieſe Weiſe entzünden ſich Heu, Getraide, Mehl und andere vegetabiliſche Körper. Hanf, Flachs und viele andere Körper entzünden ſich, wenn ſie mit Oel oder Fett benetzt werden, eine Zeit lang feſt zuſammengeballt liegen und dann an einen warmen Ort gerathen, wo die fettigen Theile wieder verdunſten können.

Von der Mittheilung der Wärme.

Wenn zwei Körper von verſchiedenem Wärmegrad ſich berührrn, ſo theilt der wärmere dem kälteren ſo lange Wärme mit, bis ſie beide zu gleicher Temperatur gelangt ſind. Iſt dieſer Zuſtand eingetreten, ſo befinden ſich dieſelben rückſichtlich des Wärmegrads in einem Gleichgewicht, welches das **thermometriſche** heißt.

Die Mittheilung der Wärme geſchieht jedoch bald geſchwinder, bald langſamer, indem es Körper gibt, welche die Wärme leicht u. ſchnell, andere, welche ſie ſchlecht und langſam fortleiten.

Die beſten Wärmeleiter unter den feſten Körpern ſind die Metalle, die jedoch unter ſich verſchieden ſind. Alle andere feſte Körper ſind bri weitem ſchlechtere Wärmeleitere. Sehr lockere Körper ſind meiſtens auch ſehr ſchiechte Wärmeleiter. Außer den Holzarten gehören in dieſe Klaſſe: Aſche, Kohlen, Papier, Wolle, Baumwolle, Seide, Leinwand, Pelzwerk, Moos, Haare, Stroh, Federn 2c. Einer der ſchlechteſten Wärmeleiter iſt Kork.

Zum Warmhalten tangen daher am beſten die ſchlechten Wärmeleiter, weil dieſe die Wärme nicht ſo leicht wieder fortleiten. Bäume und Brunnen hüllt man im Winter mit Stroh, Kellerlöcher belegt man mit Miſt, Stubenböden mit wollenen Teppichen; unter einem Strohdach iſt es im Winter wärmer, im Sommer kühler. Streut man ein wenig Aſche in die Hand, ſo kann man eine glühende Kohle damit halten, ohne ſich zu verbrennen. Lockerer Schnee gehört ebenfalls zu den ſchlechten Wärmeleitern. Der Einfluß der Farbe findet auch bei der Mittheilung der Wärme ſtatt. Dunkelfarbige Körper leiten die Wärme beſſer als hellfarbige fort.

Auch die Luft, wenn ſie trocken iſt, gehört im ruhigen Zuſtand zu den ſchlechten Wärmeleitern. Vorfenſter und Vorthüren, weite Kleider, Mäntel. — Iſt aber die Luft feucht, ſo leiten die Dünſte, die ſich dann niederſchlagen, die Wärme weit ſtärker fort. Eine Luftmaſſe, die nicht ruhig iſt, gehört auch trocken zu den guten Wärmeleitern. Darum kann man ſich in einem Luftzug ſo leicht erkälten. Auf dem Weg der Strömungen geſchieht, wie beim Waſſer, das zum wird, auch das Heizen der Zimmer. Zimmer, die ſehr hoch ſind, laſſen ſich daher nicht ſa grſchwind erwärmen als niedrigere.. Im Freien hören bei einer bedeutenden Höhe die Strömungen auf und die Luft bleibt kalt. Dieſes wäre mit ein Grund, aus dem ſich erklären ließe, warum es auf den Gipfeln hoher Berge auch im Sommer kalt bleibt. — Bekanntlich iſt es über einer Flamme heißer als neben derſelben. Dieſes iſt eine natürliche Foige van der Strömung der Luft. Daher die ſpitzzulaufende Geſtalt der Flamme.

Wenn man vor riner geöffneten Ofenthüre ſteht, ſo daß man das Feurr im Ofen ſehen kann, ſo empfindet man eine ſtarke Hitze und dieſe verſchwindet, wenn man ſo ſteht, daß man das Feuer nicht ſieht, odrr die Ofenthüre zu macht, oder eine Glasplatte vors Geſicht hält. Man nennt dieſe die ſtrahlende Wärme.

Von der ſpecifiſchen Wärme.

Verſchiedenartige Flüſſigkeiten, wie Waſſer und Oel, Waſſer und Branntwein, Waſſer und Scheidwaſſer 2c., die in abgeſonderten Gefäßen gleichmäßig erhitzt werden, zeigen verſchiedenr Grade, wenn man den Thermometer in ſich hält. Dieſe Erſcheinung liefert den Beweis, daß die Körper eine ſehr verſchiedene Empfänglichkeit (Capacität) für den Wärmeſtoff habrn und ihn in ganz verſchiedener Menge in ſich aufzunehmen, feſtzuhalten und dadurch unwirkſam auf äußere Umgebungen zu machen vermögen. Man nennt dieſes die ſpecifiſche Wärme. Diejenige Materie hat die größte Empfänglichkeit, deren Temperatur am niedrigſten iſt; denn dieſe Materie kann noch einen Zuſatz an Wärmeſtoff ertragen, ehe ſie diejrnige Temperatur bekommt, welche die andere. Materie von höherer Temperatur zeigt.

Je mehr die Capacität ſich vermehrt, deſto mehr Wärme wird dann auch gebunden und wirkſam gemacht, ſa wie im Gegentheil bei einer Capacitäts-Verminderung und eben darum entſteht Wärme, wenn Waſſer in Kalk ſich auflöst. Die Miſchung von Schwefelſäure mit Waſſer iſt ebenfalls eine Capacitäts-Verminderung, daher auch hier Wärme entſteht.

Digitized by Google

Wärme ſich erzeugt Kochſalz im Waſſer [illegible] oder Kochſalz mit Schnee vermiſcht eine Capacitätvermehrung, wo alſo Kälte entſtehen muß. Setzt man eine Bouteille gefrornen Wein in kaltes Waſſer, ſo zieht das Eis ſehr begierig den benachbarten Wärmeſtoff an ſich; das Waſſer um die Bouteille herum verliert alſo ſo ſchnell ſo viel Wärmeſtoff, daß es gefrieren muß. Der Wein hat nemlich eine größere Capacität für die Wärme, als das Waſſer. Derſelbe Fall zeigt ſich bei gefrornen Kartoffeln, gefrornem Obſt u. ſ. w., die man in kaltes Waſſer legt. In dem heißeſten Zimmer kann man einen Teller auf den Tiſch frieren laſſen, wenn man auf den Tiſch Waſſer gießt und einen zinnernen Teller darauf ſetzt, auf welchem man zerſtoßenes Eis oder Schnee mit Kochſalz vermengt.

Von der trennenden Kraft der Wärme.

Der trennenden Kraft der Wärme verdankt der Menſch die Kunſt, Körper aufzulöſen, ſowohl auf naſſem Wege durch die auflöſende Kraft der Flüſſigkeiten, am häufigſten des Waſſers, als auf trockenem Wege durch die noch gewaltigere des Feuers. Eine große Menge von Körpern wird durch die Hitze getrennt, in ihre ungleichartigen Beſtandtheile zerlegt, d. h. zerſetzt; dahin gehören überhaupt Körper, die aus Theilen beſtehen, die nicht ſehr innig zuſammenhängen, vornehmlich ſolche, die aus organiſirten Körpern entſtanden ſind. Andere dagegen erleiden keine Zerſetzung, ſondern nur eine Aufhebung ihrer Cohäſion und gehen dadurch aus dem feſten in den tropfbarflüſſigen und zuletzt aus dieſem in den elaſtiſchflüſſigen Zuſtand über. So leidet z. B. Marmor, der aus Kohlenſäure und Kalkerde beſteht, eine Zerſetzung. Die Metalle hingegen verlieren ihre Cohäſion, kommen, wie man es nennt, in den Fluß und werden geſchmolzen.

Da die Cohäſion ſo ſehr verſchiedene Grade hat, ſo verſteht es ſich leicht von ſelbſt, daß manche Körper leicht, andere ſchwerer ſchmelzen. Jene heißen leicht-, dieſe ſtrengflüſſige Körper. Blei, Zinn, Zink, Schwefel, Talg, Wachs ꝛc. gehören zu den leichtflüſſigen; Eiſen, Silber, Gold, Kupfer, Meſſing ꝛc. zu den ſtrengflüſſigen Körpern. Für ſehr ſtrengflüſſige Körper, z. B. Sand, Quarz, Kieſel, Platin ꝛc. hat man gewiſſe Zuſätze erfunden, mit denen verbunden ſie leichter ſchmelzen. So ſind z. B. Fluß- und Kalkſpath Schmelzungsmittel für manche Erze, Arſenik für Platin, Potaſche und Salpeter für Sand, Gyps für Quarz ꝛc.

Iſt ein Körper in den tropfbaren Zuſtand verſetzt, ſei es nun ſeiner natürlichen Beſchaffenheit nach, wie das Waſſer, oder durch die trennende Kraft der Wärme, wie ein geſchmolzenes Metall, ſo behält er dieſen Zuſtand ſo lange bei, ſo lange die trennende Kraft der Wärme den erforderlichen Grad dazu behält. Nimmt aber dieſer Grad fortwährend zu, ſo fängt die Flüſſigkeit an, aus dem tropfbaren in den ausdehnbaren Zuſtand überzugehen und dieſes iſt, was man allgemein Verdunſtung nennt. Aber nicht allein unter der angeführten Bedingung findet eine Verdunſtung ſtatt; es löſen ſich vielmehr auch in den höchſten Kältegraden noch immer eine unzählige Menge ſehr kleiner Theilchen von der Oberfläche eines jeden Körpers auf und gehen in unſichtbarer Dunſtgeſtalt in die Luft, dieſes kann man theils durch das Gewicht, theils durch den Geruch beobachten. Erfahrungen der Art ergeben, daß jeder Körper ſtets eine gewiſſe Menge Wärmeſtoff enthalte, die auf jeden Fall hinreicht, ſeine trennende Kraft an deſſen Oberfläche geltend zu machen und äußerſt feine Theilchen derſelben in Dunſt zu verwandeln.

Aus dieſer Anſicht über die Verdunſtung folgt nun von ſelbſt, daß zwiſchen Dunſt und Dampf nur der Unterſchied ſtattfindet, daß jener bei jeder Temperatur unmerklich von der Oberfläche der Körper ausgeht, dieſer aber eine höhere Temperatur erfordert, mehr ſichtbar und raſcher erfolgt.

Werden tropfbar flüſſige Körper oder geſchmolzene feſte Körper einer ſo ſtarken Hitze ausgeſetzt, daß die Hinderniſſe, die der Verdunſtung im Wege ſtehen — der Druck der flüſſigen Theile unter ſich, ſowie der äußere Luftdruck — dadurch überwunden werden können, ſo fängt dieſe durch alle Theile der Flüſſigkeit ſich zu zeigen an und durch die Dunſtblaſen, die dann aufſteigen, werden manche Flüſſigkeiten in jene wallende Bewegung geſetzt, die man das Sieden oder Kochen nennt. Ueber viele feſte Körper hat erſt die ſtärkſte Hitze einige Gewalt. Dieſe nennt man feuerbeſtändig. Zu ihnen gehören unter andern viele Metalle, z. B. Gold, Platin, Eiſen ꝛc., auch die Kohle und die reinen Erden.

Der Uebergang des Waſſers in Dampf iſt mit einer ſo ungeheuern Raumvergrößerung verbunden, daß ein Kubikzoll Waſſer zu einem Kubikfuß Dampf ſich ausdehnt, gleich 1728mal mehr Raum einnimmt. Wenn daher Waſſer in einem Gefäße kocht, das von allen Seiten her ſo vollkommen geſperrt iſt, daß kein Dampf daraus entweichen kann, ſo muß die Expanſivkraft des Dampfes in eben dem Verhältniß zunehmen, nach welcher er ſich ausdehnen würde, wenn er entweichen könnte. Hieraus läßt ſich die ungeheure Gewalt begreifen, die geſperrter Waſſerdampf auszuüben vermag.

Füllt man ein kupfernes Gefäß, das eine ſchnabelförmige Röhre mit einer engen Mündung hat und das man Dampfkugel nennt, mit Waſſer und läßt dieſes darin kochen, ſo ſtrömen durch die enge Mündung der Röhre die Dämpfe mit ſolcher Gewalt heraus, daß ſie ein leichtes Rad in Bewegung zu ſetzen vermögen.

Man benutzt auch die Expanſivkraft der Dämpfe des kochenden Waſſers, um die großen Pumpenwerke in Salzſiedereien, Berg- und Hüttenwerken und andere Maſchinen dadurch in Bewegung zu ſetzen, ſo wie zur Schifffahrt und Eiſenbahnen. Eine zu ſolchem Gebrauch eingerichtete Maſchine, welche man eine Dampfmaſchine nennt, iſt vorzüglich geeignet, die gewaltige Wirkung geſperrter Dämpfe im Großen zu zeigen. Eine einzige gut eingerichtete Maſchine vermag oft mehr als dreißig, vierzig und noch mehr ſtarke Pferde zu leiſten.

Von dem Waſſergehalt der Luft.

Im Winter werden die Dünſte in einem erwärmten Zimmer, wenn ſie die kalten Fenſterſcheiben berühren, wieder zu Waſſer verdichtet. Daſſelbe geſchieht, wenn ſie ſich bei eintretendem Thauwetter an ſteinerne Wände hängen, welches man bekanntlich das Ausſchlagen nennt. Dieſe Erſcheinungen, ſo wie überhaupt alle Arten von wäſſerigen Erſcheinungen, die im Luftkreiſe ſich zutragen und zu denen Nebel, Wolken, Thau, Reif, Regen, Schnee und Hagel gehören, zeigen hinlänglich, daß die Luft zu

Digitized by Google

jeder Zeit und ſelbſt dann, wenn ſie dem Gefühle nach völlig trocken zuſein ſcheint, eine Menge Waſſerdunſt enthalten müſſe, daß aber dieſe Menge, auf welche außer dem Temperaturwechſel der Luft, auch deren beſtändige Bewegung Einfluß hat, ſich immerfort verändert.

Die Entſtehungsart des trockenen oder feuchten Zuſtandes der Luft, die, wie ſich leicht denken läßt, mehrere Urſachen haben kann, hängt jedoch im Allgemeinen von folgenden Umſtänden ab:

1. Wenn durch irgend eine Urſache die Luftmaſſe einer Gegend ſich ſchnell vermehrt und ihr Druck, was man durch das Steigen des Barometers wahrnehmen kann, ſchnell zunimmt, ſo drückt ſie auch ſtärker auf die Waſſerdünſte, die ſie enthält. War nun die Luft vor der Zunahme ihres Druckes beinahe ſchon mit Waſſerdunſt geſättigt, ſo kann ſie nunmehr dieſen ſo verdichten, daß er über ſein Maximum gebracht und ausgeſchieden wird. Wenn nun auch gerade in dieſem Fall nicht immer Regen eintritt, ſo wird doch der Himmel bedeckt und die Luft mehr oder minder trübe, nebeligt und feucht ſein. Man ſieht hieraus, daß ein hoher Barometerſtand, zumal wenn er ſchnell erfolgt, nicht immer heitere und trockene Witterung im Gefolge haben muß.

2. Ein Wind, der aus einer waſſerreichen und wärmern Gegend kommt, was für Deutſchland beſonders der Weſtwind iſt, der von dem atlantiſchen Ocean herweht, iſt gewöhnlich mit viel Waſſerdunſt beladen. Dadurch kann die Luft in den Zuſtand der Sättigung, ſogar der Ueberſättigung gerathen. In der That iſt für Deutſchland der Weſtwind auch der eigentliche Regenwind.

3. Iſt die Wärme anhaltend und wird ſtille Witterung, ſo kann die Luft bei anhaltend fortdauernder Verdunſtung durchſichtig und trocken ſein, ſo lange bei der beſtehenden Temperatur keine Ueberſättigung eintritt. Tritt aber, während die Luft dieſem Zuſtand nahe gekommen iſt, eine Temperatur-Erniedrigung, alſo kühleres Wetter ein, ſo kann die aufgenommene Dunſtmenge plötzlich über das Maximum ihrer Dichtigkeit ſteigen und zu einer wäſſerigen Erſcheinung ſich ausſcheiden.

Senſualismus.

Von Dr. Heinrich Czolbe.

Muskelbewegung.

Die Vibration in den motoriſchen Nerven, welche Muskelverkürzung bewirkt, dürfte durch eine eigenthümliche, jenen Nerven angeborne Elaſtizität bedingt ſein. In derſelben Weiſe, in welcher jede Art von Bewegung — im Sehnerven, ohne ſich in ihm fortzupflanzen, allein Lichtvibration bewirkt, dürften die verſchiedenartigen Thätigkeiten in den Empfindungsnerven der Centraltheile durch bloßen Anſtoß dieſe motoriſche Vibration erregen, von der es ganz unwahrſcheinlich iſt, daß ſie mit einer der bekannten Schwingungen oder Strömungen identiſch ſei. Elektricität (wenigſtens in der gewöhnlichen Form) kann ſie nicht ſein, weil ſie dann die Du Bois Reymond in ungereizten motoriſchen Nerven erwieſene elektriſche Strömung verſtärken müßte, während ſie dieſelbe im Gegentheile ſchwächt, oder unterbricht. Auch iſt ihre Geſchwindigkeit nach Helmholtz viel geringer, als ſonſt die der Elektricität, oder des Lichts, der Wärme und des Schalles, was freilich durch irgend eine Hemmung bedingt ſein könnte. Obwohl die Intenſität der Muskelaktion oft ſehr groß iſt, ſo dürfen doch noch nach Ludwig die in jedem kleinſten Zeittheil entwickelten erregenden Kräfte des Willens, oder die Willensimpulſe nur ſehr klein ſein, indem man die Muskeln und ihre Nerven als Gebilde erwieſen hat, die auf eine ſehr verwickelte Weiſe zuſammengeſetzt ſind und zwar aus Stoffen, welche bei ihrer Umſetzung beträchtliche mechaniſche Kräfte durch kaum meßbare mechaniſche Veranlaſſungen frei machen.

„Auf Erregung eines jeden bewegungerweckenden Hirntheils," ſagt Ludwig, „erhält man ſtets Bewegungen complicirter Art; denn niemals ſind es einfache ſtetige Zuſammenziehungen eines oder mehrerer Muskeln, welche genau ſo lange ſich erhalten, als die Einwirkung des Erregers dauert, ſondern immer Bewegungen von Muskelgruppen, deren einzelne Abtheilungen nach einer ſolchen Reihenfolge in die Zuſammenziehung eintreten, daß z. B. eine ſcheinba[illegible] beſtimmtes Ziel gerichtete Bewegung einer Gliedmaſſe, oder ähnliches zu Stande kommt." — Indem es auch ſonſt Thatſache ſein dürfte, daß die Muskeln wohl ſelten allein, in der Regel in ganz beſtimmten Gruppen zuſammengezogen werden, ſo daß zweckmäßige, d. h. zur Erhaltung des Organismus dienende Bewegungen reſultiren, kann man ſchließen, daß die einzelnen Nerven jeder ſolcher Muskelgruppe ſich im Gehirne in einem Punkte vereinigen, ſo daß ein einziger Anſtoß dieſes Punktes von den ſenſitiven Nerven aus ſie alle gleichzeitig in Thätigkeit verſetzt. Solcher motoriſcher Centralpunkte dürfte es ſo viele geben, als es zweckmäßige einfach combinirte Bewegungen (Combinationen erſten Grades) giebt, welche zunächſt ganz zufällig durch den Anſtoß, oder die Fortpflanzung der verſchiedenartigen in den ſenſitiven Nerven ſtattfindenden Thätigkeiten entſtehn werden. Eine gewiſſe einfache Zweckmäßigkeit von Muskelbewegungen beweiſt durchaus nicht, wie man gewöhnlich annimmt, ihre Willkührlichkeit. Indem ſie in erwähnter Weiſe häufig entſtehn, wird nicht nur nach dem Geſetze von dem leichteren Zuſtandekommen der Nerventhätigkeiten auch ihr Zuſtandekommen immer leichter, oder wir werden darin geübt (Gedächtniß, Gewohnheit und Uebung beruhen alle auf demſelben phyſikaliſchen Grunde), wir erhalten auch, indem wir jede ſolche Bewegung mit Auge und Taſtſinn wahrnehmen, die Fähigkeit zur Vorſtellung von ihr und gleichzeitig zur Erinnerung an das durch ſie bewirkte Muskelgefühl. Die combinirten Bewegungen der Muskeln und der dadurch bewegten ſie überziehenden Haut kommen nämlich, da ſie auch äußere Reize ſind, als verſchiedene combinirte ſogenannte Muskelgefühle (die aus Empfindungen der Richtung, Geſchwindigkeit und Größe der Bewegungen und den entſprechenden Gefühlen zuſammengeſetzt ſind) zum Bewußtſein und müſſen, namentlich, wenn ſie wiederholt werden, im Gehirne Veränderungen, oder Muskelgefühl — Figuren zurücklaſſen, durch deren Anſtoß jene Muskelgefühle freilich nur in der abgeblaßten Weiſe der Vorſtellungen wieder entſtehn werden. Es ſcheint, daß dieſe Figuren an der Stelle der oben erwähnten Central-

Digitized by Google

Wärme ſich [illegible]unkte der zu den einfach [illegible] oder [illegible]mäßigen Bewegungen be[ſt]immten motoriſchen Nerven im Gehirne ſich bilden, ſo daß durch ihren Anſtoß nicht blos die Erinnerung an das Muskelgefühl entſteht, ſondern auch zugleich ein Impuls zur Entſtehung der entſprechenden combinirten Bewegung gegeben iſt. Da die Fähigkeit zur Vorſtellung unſeres Körpers urſprünglich gleichzeitig mit der Fähigkeit der Erinnerung an das durch dieſelbe Bewegung bewirkte Muskelgefühl entſtand, findet eine Beziehung zwiſchen beiden ſtatt, ſo daß jene Bewegung von jeẓt an nicht mehr allein durch zufälligen Anſtoß der Thätigkeit ſenſitiver Nerven entſtehen wird, ſondern auch dadurch, daß auf irgend eine der bekannten Arten die Vorſtellung der Bewegung entſteht, welche bei gewiſſer Intenſität das entſpeechende Muskelgefühl aſſocirend zugleich den Impuls zu jener Bewegung giebt. Wenn das Kind eine ihm geläufige Bewegung, welche es ſich deshalb auch vorſtellen kann, bei einem andern Menſchen wahrnimmt, ſo aſſociirt dieſe Wahrnehmung in ihm die entſprechende Vorſtellung, welche die Bewegung bewirkt. In dieſer Weiſe dürſten mit phyſikaliſcher Nothwendigkrit die Nachahmungsbewegungen entſtehn.

Zur Befriedigung unſerer Bedürfniſſe iſt es nöthig, die geeigneten Objekte zu ergreiſen und zu verarbeiten, die nur ſelten uns ſo nahe liegen, daß die bisher betrachteten einfach combinirten Bewegungen dazu hinreichen, obwohl dies bei vielen Thieren der Fall ſein mag. Die Ergreifung und Bearbeitung geeigneter Objekte iſt beim Menſchen meiſtentheils durch vielfaches gleichzeitiges und ſucceſſives Zuſammenwirken jener einfach combinirten Bewegungen: durch Combinationen höherer Grade bedingt. Wir bewegen z. B. unſere unteren Extremitäten an einen Baum, brechen dann mit den oberen eine Frucht und nachdem wir ſie in den Mund geführt, ſtillen wir nach Bewegung der Kaumuskeln u. a. den Hunger. Dieſes Zuſammenwirken einfach combinirter Bewegungen, oder die mehrfach combinirten Bewegungen dürften auf folgende Weiſe entſtehn. Sie ſeẓen, ſcheint es, Urtheile voraus, welche ausſagen, daß durch eine beſtimmte gleichzeitige, oder ſucceſſive Combination der uns ſchon geläufigen Bewegungen ein beſtimmtes Bedürfniß befriedigt, oder auch ein Schmerz verhütet oder beſeitigt wird, — oder in denen vielfache Combinationen der uns ſchon geläufigen Bewegungsvorſtellungen einen Beſtandtheil bilden, welcher durch Aſſociirung der entſprechenden Muskelgefühle zugleich den Impuls zu der mehrfach combinirten Bewegung giebt. Wie dieſe Urtheile theils durch Hülfeleiſtung und Anleitung Anderer (namentlich der Eltern), theils durch eigene Erfahrungen, theils als Schlüſſe entſtehn, die aus allen dieſen Erfahrungen folgen, iſt ſchon früher auseinandergeſeẓt worden. Was die Anleitung durch Andere betrifft, ſo ſind die oben erklärten Nachahmungsbewegungen bekanntlich hier ein wichtiges Hülfsmittel; auch iſt dabei nicht zu vergeſſen, daß wenn andere Menſchen Glieder des Kindes bewegen, dadurch ebenſo die entſpeechenden Bewegungswahrnehmungen und Muskelgefühle entſtehn müſſen, als wenn jene Bewegungen eigene ſind.

Die Urtheile, welche ausſagen, daß durch eine beſtimmte Combination der uns ſchon geläufigen Bewegungen ein beſtimmtes Bedürfniß befriedigt, oder auch ein Schmerz verhütet, oder beſeitigt wird, ſtehn aber nicht blos mit den entſprechenden Muskelgefühlen, ſondern auch mit den entſprechenden Bedürfniſſen und Schmerzen wegen ihrer gleichzeitigen Entſtehung, oder wegen ihres Inhaltes in Beziehung, ſo daß Bedürfniſſe und Schmerzen jene Urtheile aſſociirend, welche wiederum die entſprechenden Muskelgefühle aſſociirend, die Bewegungen bewirken. Darin ſcheint der Prozeß der willkührlichen Bewegung zu beſtehn.

Was die Entſtehung der Sprache betrifft, ſo dürſten zuerſt im Kinde die einzelnen Laute oder Buchſtaben des Alphabets durch ganz zufällige Einwirkung ſenſitiver Thätigkeiten auf die Centralpunkte von 24 angebornen Muskelcombinationen häufig entſtehn. Dadurch erhält das Kind nicht nur die Fähigkeit ſich 24 verſchiedenartiger Muskelgefühle zu erinnern, ſondern, indem es ſeine eigenen Laute hört, auch die Fähigkeit zu ebenſoviel Schallvorſtellungen, welche geeignet ſind, die Muskelgefühle zu aſſociiren und dadurch zugleich den Impuls zum Ausſprechen der Buchſtaben des Alphabets zu geben. Hört man ein Kind von andern Menſchen ein Wort, d. h. eine Lautencombination ausſprechen, ſo muß dieſe Wahrnehmung die entſprechenden dem Kinde einzeln geläufigen Lautvorſtellungen im Zuſammenhange, d. h. als Wortvorſtellung aſſociiren, welche durch Aſſociation der entſprechenden Muskelgefühle bewirkt, daß das Kind das Wort ausſpricht. Die Entſtehung der Sprache ſcheint mit der Entſtehung aller Nachahmungsbewegungen zuſammenzufallen. Angeboren iſt dem Menſchen die Fähigkeit, die Buchſtaben des Alphabets auszuſprechen, indem für jeden eine Muskelcombination präformirt iſt, die Verbindung der Buchſtaben zu Worten und deren weitere Verknüpfung beruht aber auf der oben auseinandergeſeẓten Nachahmung. Das Kind ſpricht deshalb die Sprache ſeiner Umgebung. Bevor es ſprechen kann, denkt es ſchon, wenn auch einfach. Hier alſo iſt der Gedanke vor der Sprache. Beim Sprechenlernen lernt es aber viele Worte, deren Gegenſtand es erſt viel ſpäter erkennt; hier iſt alſo die Sprache dem Denken voraus.

Indem das Kind neben den Wahrnehmungen der verſchiedenen Sinne gleichzeitig gewiſſe Worte und Wortverbindungen hört, welche für die einzelnen wahrgenommenen Dinge gebraucht werden (für eine Eigenſchaft ein Adjektivum, für einen Körper ein Subſtantivum, für eine Thätigkeit ein Verbum, für ein Verhältniß einen Saẓ), bilden ſich, ſcheint es, neben den durch jene Wahrnehmungen entſtandenen Vorſtellungsfiguren auch ſolche, welche durch ihre Namen bedingt ſind. Nachdem wir nun die Erfahrung gemacht haben, daß beſtimmte Bedürfniſſe und Schmerzen durch das Ausſprechen gewiſſer Gedanken mittelſt beſtimmter Worte und Wortverbindungen beſeitigt werden, aſſociiren jene unangenehmen Gefühle in uns nicht blos die Gedanken, ſondern auch die dieſelben bezeichnenden Worte. Darin dürfte das willkührliche Sprechen beſtehn.

Willkührliche Muskelcontraktionen dürfen nicht grade die Außenwelt verändernde Handlungen ſein, oder Worte bewirken; ſie können auch blos als Mienen und Geſten auftreten, welche den Zweck haben, gewiſſe äußere Einflüſſe auf unſere Sinne zuzulaſſen, oder davon abzuhalten, z. B. das Oeffnen, oder Schließen der die Augen umgebenden Muskeln; oder bei gewiſſen Bewegungen die Stärke unſerer inneren Erregung kund zu thun, z. B. das Accen-

Digitized by Google

tuiren in der Rede; oder den Zweck, in Andern die Erinnerung an gewiſſe Gedanken und Gefühle lebhafter anzuregen, als dies durch Worte möglich iſt. Dieſe willkührlichen Mienen und Geſten ſind wegen der gemeinſchaftlichen Zwecke bei allen Menſchen im Allgemeinen dieſelben.

Die willkührliche Thätigkeit, durch welche der Menſch Das herbeiſchafft, was ſeine ſinnlichen und geiſtigen Bedürfniſſe befriedigt und den Schmerz beſeitigt, nennt man Arbeit. Die Arbeit iſt das Mittel zum Zweck, oft an ſich unangenehm und nur befriedigend durch die Erwartung ihrer Reſultate.

Unwillkührliche Bewegungen ſind zuerſt diejenigen, zu denen ein aus ſchmerzlichen oder freudigen Affekten entſtandenes Gemeingefühl den unmittelbaren Impuls giebt. Dieſes darf, wie es ſcheint, ohne Schaden für die andern Vorgänge im Gehirn einen gewiſſen Grad der Intenſität nicht überſchreiten; wird es intenſiver, ſo verliert es dadurch an der ſchädlichen Stärke, daß es Impulſe zu gewiſſen präformirten Muskelbewegungen giebt, zu denen das Weinen, Lachen, Laute der Freude und des Schmerzes gehören. Sie wirken, wie in einem Mechanismus das Sicherheitsventil, indem wir uns darnach erleichtert fühlen, bei ihrer Hemmung aber wohl zuweilen der Tod eintritt. Der Geſang ſtimmbegabter Thiere, die Beſchleunigung oder Hemmung von Bewegungen innerer Organe, z. B. des Herzens — gehören hieher. Eine beſondere Art des Gemeingefühls giebt den unmittelbaren Impuls zur Schamröthe und ebenſo unwillkührlich entſteht das Zittern bei Freude und Schmerz. Damit verbinden ſich bloße Wirkungen der Schwere, z. B. das Sinken in die Knie bei Furcht wegen Schwere des Körpers, das Zittern des Unterkiefers und der damit zuſammenhängenden Lippen und Zähne wegen ſeiner Schwere. Die unwillkührlichen Mienen und Geſten ſind bei allen Menſchen im Allgemeinen dieſelben wegen der gemeinſamen Organiſation. Ohne einen ſtarken Willen und Uebung können wir ſie nicht unterdrücken.

Eine zweite Art unwillkührlicher Bewegungen ſind ſolche, welche von Vorſtellungen ausgehn, die nicht durch Bedürfniſſe oder Schmerzen aſſociirt ſind. Denn dies iſt, wie mehrfach bemerkt wurde, ein nothwendiges Element des Willens. Es gehören hieher die früher erklärten Nachahmungsbewegungen.

Unwillkührliche Muskelbewegungen entſtehn drittens, wenn bewußtloſe Nerventhätigkeit, d. h. ſolche, die nicht das Organ des Bewußtſeins: das Gehirn, erreicht hat, im Rückenmark oder in den Ganglien des Sympathikus den motoriſchen Nerven einen Impuls giebt. Dies ſind die ſogenannten Reflexbewegungen, welche zum Theil andauernd ſind z. B. der Tonus des Körpers, der Herzſchlag, das Athmen —, theils nur vorübergehend entſtehn z. B. das Huſten, Nieſen, die Saugbewegungen, nachdem das Kind an die Mutterbruſt gelegt iſt. Der Reiz zu jenen andauernden Bewegungen darf nicht allein das unaufhörlich durch den Körper ſtrömende Blut ſein. Spieß hat in ſ. Nervenphyſ. ſehr anſchaulich auseinandergeſetzt, wie wenigſtens der Muskeltonus durch den andauernden Ernährungsproceß der Nerven bedingt ſein dürfte, welcher, wie ich ſchon erwähnte, wahrſcheinlich in der höchſt langſamen capillaren, oder auch endosmotiſchen Anziehung des Inhaltes der Ganglienzellen durch die Nervenröhren beſteht. Daß durch dieſen Prozeß, wie ebendaſelbſt auseinandergeſetzt wurde, auch die in den Nerven erwieſene elektriſche Strömung bewirkt wird, ſtände mit ſeiner mehr, oder weniger direkten Funktion, den Tonus zu erregen, nicht im Widerſpruch. — Daß die Reflerbewegungen zur Erhaltung und Entwickelung des Organismus dienen, hat ſeinen Grund in der zweckmäßig präformirten Verbindung der hier concurrirenden ſenſitiven und motoriſchen Nerven.

Wenn auch nach dem, was über Bildung von Begriffen, Urtheilen und Schlüſſen bei Thieren geſagt wurde, kein Grund iſt. daß nicht viele auch einen vollſtändigen Willen haben, ſo ſind doch die Bedingungen des Wohles, oder der Thätigkeitskreis der Thiere ſo ungemein geringer, als beim Menſchen, daß der geſchilderte complicirte Prozeß des Willens hier ſehr oft überflüſſig iſt. Eigenthümliche Energien oder Elaſticitätsverhältniſſe der Sinnesnerven z. B. eine beſtimmte Beziehung der Geſchmacks- u. Geruchsnerven gewiſſer Thiere zu gewiſſen Pflanzen, der Sehnerven anderer zu Licht, oder Finſterniß, — ferner präformirte Combina... gungsnerven in Central... jede Thierart und Thiergattung eigenthümlich ſind: dürften allein der Grund ihrer ſogenannten inſtiktiven, d. h. derjenigen ihrer zweckmäßigen Handlungen ſein, welche nicht durch äußere Erfahrungen bedingt ſein können. Wer dieſelben für zu complicirt, als daß ſie auf dieſe Weiſe entſtehen könnten, oder wem dieſe Erklärung des Inſtinktes zu einfach iſt, den darf man auf die unſerem Bewußtſein entzogene bewunderswürdige Thätigkeit unſeres Herzens, unſerer Lungen und des Magens verweiſen, die doch ohne Zweifel durch ſolche Präformation im Gehirne bedingt ſind. Wer nur einmal die Rolle betrachtet hat, die das Herz bald als Druckpumpe, bald als Saugpumpe ſpielt, um das Blut abwechſelnd bald durch die Lungen, bald durch den ganzen Körper zu jagen, der wird geſtehn, daß dieſe Thätigkeit eine höchſt zweckmäßige, fein berechnete und kunſtvolle iſt, kunſtvoller als das Gewebe der Spinne. Daß beim Menſchen complicirtere Combinationen der Bewegungsnerven nur für innere Organe exiſtiren, bei den Thieren aber auch für die Extremitäten, z. B. für die Beine der Spinne — iſt bei der Verſchiedenheit des Baues des Nervenſyſtems des Menſchen und der Thiere, und der Thiere unter ſich nicht wunderbar. Die inſtinktiven Thätigkeiten der Thiere werden bewußtlos, d. h. reine Reflexbewegungen ſein, wenn ſie von einem Centraltheile ausgehn, der dem Rückenmarke oder den Ganglien des Sympathikus entſpricht. Es könnte Thiere geben, in denen allein ſolche Reflexbewegungen ſtattfinden, ſo daß das Bewußtſein nicht nothwendiges Merkmal thieriſcher Organiſation wäre. Befinden ſich aber die Nervencombinationen für die inſtinktiven Thätigkeiten in einem dem Gehirne entſprechenden Centraltheile, ſo werden ſie durch die verſchiedenartigen Bedürfniſſe und Schmerzen in Bewegung geſetzt werden und das Thier wird der Freude oder des Glücks fähig ſein. Hier bewirken alſo Bedürfniſſe oder Triebe und Schmerzen allein zweckmäßige Bewegungen, ohne das bei den willkührlichen Bewegungen ſtattfindende Mittelglied der Vorſtellungen und Urtheile. Daß der organiſche Grund des Inſtinktes der Thiere zugleich der Grund ihrer geiſtigen Stabilität im Gegenſatze zu

Wärme ſich fi[illegible] Menſchen ſein muß, [illegible] oder [illegible]. [illegible] haben hiernach die Muskelbewegungen in willkührliche und unwillkührliche geſchieden, von denen die letzteren in vier Klaſſen zerfallen. Erſtens gehn ſie blos von Gemüthsbewegungen, zweitens von reinen Vorſtellungen aus, drittens ſind es die bewußtloſen Reflexbewegungen und viertens die inſtinktiven Thätigkeiten der Thiere.

Aufmunterung zur Freude.

Hilft es wohl im Grame hier ſtets zu leben,
Und verdient das Opfer der Ruhe die Welt auch? —
Wahrlich, nein.— Bekämpfet den Schmerz der Seele,
Suchet die Freude!

Drücken Leiden, herrſche der Geiſt als Sieger,
Winken Freuden, leite die Luſt er weiſe.
Lebel, liebet, würzet das kurze Sein mit
Duftenden Blumen!

Freund! von dannen winket der Greis, der hag're,
Ob in Grames düſterem Dunkel traurig,
Ob in heiler roſigem Duft dein Leben
Freudig gehüllt war.

Gleich gilt es den Fäden des Dreigeſchwiſters,
Ob du reich von Königgeblüt entſproſſen,
Oder arm von Bettlergeſchlecht dich zähleſt,
Opfer des Orlus!

Güter, durch die Donau beſpühlet läßt du;
Schätze, in der Wohnung gehäufet bleiben
Hier zurück den lachenden Erben, die ſich
Deren bemeiſtern.

Allen fällt der Urne entſchüttelt, zaudernd
Oder ſchleunig, ſicher das Loos zu, das uns
Zur Verbannung ewiger Dauer trotzig
Liefert dem Kahne.

Oeffnet, Brüder, weiſe den Born der Freude,
Gießet in den Becher des Lebens Nektar;
Schnell entflieht die goldene Zeit der Jugend;
Suchet die Freude! —

Propaganda gegen Kirche und Pfaffenthum.

Die Leſer der Fackel ſind bereits durch eine frühere Mittheilung mit dem Plane, freiſinnige Werke herauszugeben, vertraut. Die Actie koſtet 10 Dollars, wofür von einem und demſelben Werke, deſſen Ladenpreis $1.00 beträgt, 12 Exemplare, broſchirt, abgeliefert werden. Die herauszugebenden Werke ſind in Serien getheilt und es ſteht Jedem frei, für Eine, für Zwei oder Alle zu zeichnen; je nachdem es des Theilnehmers Mittel erlauben, für die Propaganda durch Verbreitung der Exemplare ein Opfer zu bringen. Von Solchen, die eine Actie nehmen, um die dafür erhaltenen Werke in ihrem Kreiſe zu verkaufen und nicht alle Exemplare abſetzen können, nehme ich die an Hand gebliebenen Exemplare gegen Erlag des Ladenpreiſes zurück; da man von Freunden nur Billiges verlangen ſoll.

Serie 1. „Friſch und Frei" hat die Preſſe verlaſſen und wurde an ſämmtliche Actionäre per Expreß abgeſandt. Das Porto, das Actionäre vorlegen, erbiete ich mich zu vergüten.

Für das nächſte Werk in Serie 2: „Der geſunde Menſchenverſtand, von Meslier, aus dem Franzöſiſchen überſetzt; iſt jetzt die Subſcription eröffnet und ich erſuche Jene, die ſich an deſſen Herausgabe und Verbreitung betheiligen wollen, mich darüber brieflich in Kenntniß zu ſetzen. Den Betrag von $10.00 für 1 Actie ſende man gefälligſt in Poſt-Orders, wofür durch Zuſendung einer Actie quittirt wird. Bei meinen perſönlich bekannten Abonnenten iſt keine Vorausbezahlung nothwendig; es genügt eine briefliche Beſtellung, wofür nach Empfang der Exemplare bezahlt wird.

Das Werk in Serie 2. wird binnen 3 bis 4 Monaten erſcheinen. Dann folgen: „Alt und Neu." Freiſinnige Aufſätze, in Serie 3.

Ludvigh's Reden und Vorleſungen, in Serie 4.

Der Prieſterſpiegel, oder Myſterien der römiſch-katholiſchen Kirche, in Serie 5 und ſehr wahrſcheinlich auch

Der wahre Glaube, von Carl Porſch, in Serie 6.

Das höchſte Opfer für alle 6 Werke wäre denn 60 Dollars, gegen Ablieferung von 12 Exemplaren von einer jeden der 6 erwähnten Serien. Gewiß eine geringe Summe für wohlhabende Freunde des geiſtigen Fortſchrittes, um dadurch gegen Kirche und Pfaffenthum erſprießliche Propaganda zu machen und auch mir ſelbſt zu nützen, der nach vieljährigem Wirken endlich auch auf materillen Lohn Anſpruch zu machen ſich berechtigt fühlt.

Samuel Ludvigh,
Cincinnati, O., Poſt-Box 2734

Propaganda.

Die Propaganda, gegründet von Samuel Ludvigh, im Monat Aug[illegible] 1866, wird folgende Werke in fünf Serien herausgeben: 1. Friſch und Frei. [illegible] Der geſunde Menſchenverſtand. 3. [illegible] und Neu. 4. Reden und Vorleſungen [illegible] Gebiet der Religion, Philoſophie und [illegible]ſchichte. 5. Der Prieſterſpiegel. 6. [illegible] wahre Glaube, gegründet auf Vernunft.

Mitglieder der Propaganda und Acti[illegible]näre für das Werk:

Friſch und Frei, in Serie 1.

1. P. Bogen, Weinpflanzer, Cincinn[illegible]
2. Chriſt. Wüſt, Schmidt, dto.
3. W. (Anonymus), dto.

4. Carl Kuckenberger, Getraidehändler, Cincinnati.
5. Joh. Hauck, Brauer, dto.
6. H. Eckel, Apotheker, dto.
7. A. Pick, Porcl-. u. Glash. Chicago, Il.
8. Conr. Ebert, Irontown, O.
9. Jakob Fiſcher, Brauer, Louisville, Ky.
10. Greve, Burlage u. Co., Möbelfabrikanten, dto.
11 H. Nolte, Kleiderhändler, dto.
12. W. Bangerth, Bäcker, Jefferſonville, Ind.
13. F. Pfiſterer, Buchhltr., Louisville, Ky.
14. Franz Schönlaub, Schuhmacher, dto.
15. G. H. Ducker, Färber, dto.
16. J. Fleck, Oelfabrikant, dto.
17. A. Welliſch, Müller, dto.
18. Chr. Dörr, Seifenfabrikant, dto.
19. Gebr. Ehrmann, dto.
20. Carl Schuff, Lederhändler, dto.
21. Ed. Diezmann, Schuhhdtr., dto.
22. C. (Anonymus), dto.
23. Hr. Eſchmann, Schreiner, dto.
24. Conrad und Fabel, Gerber, dto.
25. J. H. Wrampelmeier, Möbelfabrikant, dto.
26. W. Göpper, Gaſtwirth, dto.
27. O. Springer, Apotheker, dto.
28. H. Nettwiſh, Kaufm., Columbus, Ind.
29. A. Nolte, Wirth, dto.
30. Georg Kitzinger, Kaufmann, dto.
31. Georg Greßel, Farmer, dto.
32. Jakob Kraus, Tapetzn- und Teppichhandlung, Indianapolis, J.
33. J. Ritzinger, dto.
34. C. C. Hunt, Tabakhdl.r, dto.
35. D. A. Bohlen, Architekt, dto.
36. J. Müller, Importeur, dto.
37. Herm. Weinberger, Zuckerbäcker, dto.
38. Hugo Dünweg, Reg.-Steuereinnehmer, Terrehaut, Ind.
39. Matth. Mogger, Brauer, dto.
40. Heinr. Keunecke, Wirth, dto.
41. Jak. Steinmehl, Wirth, dto.
42. Lud. Seeberger, Metzger, dto.
43. Fr. W. Stöcker, Aſſeſſor, dto.
44. Fr. Thieme, Brauer, Lafayette, Ind.
45. L. Kimmel, Land- und Aſſec.-Agent, dto.
46. G. von Zerburgh, dto.
47. J. (Anonymus), dto.
48. J. F. Schmalz, Tabakhdlr., dto.
49. U. (Anonymus), dto.
50. L. Kächlein, Uhrm., Lafayette, Ind.
51. J. G. Newmann, Brauer, dto.
52. Dr. Joh. Jßler, dto.
53. Sal. Wiſe, Importeur, dto.
54. F. Burcky, Bäcker, Chicago, Jll.
55. J. Brown, Thürrahmen- und Schalouſienfabr., dto.
56. Carl Reiſig, Dampfkeſſel-Fabr., dto.
57. S. (Anonymus), dto.
58. Heinr. Loheide, Schuhm., dto.
59. D. K. (Anonymus), dto.
60. J. Wolff u. Stempel, Lebens- u. Feuerass.-Ag. dto.
61. G. F. Pruſſing, Particulier, dto.
62. W. G. J. Piepgras, dto.
63. Carl Kadiſch, Reſtaurant, dto.
64. B. Lichtenheld, Färber, Racine, Wisc
65. A. Platz, Gerber, dto.
66. Joh. Fr. Beyer, dto.
67. Fr. Heck, Brauer, dto.
68. L. A. Schmidtner, Architekt, Milwaukee, Wisc.
69. Paul Schüngel, dto.
70. Carl Schwarz, Lackierer, dto.
71. M. (Anonymus), dto.
72. Fr. Becker, Kaufmann, dto.
73. B. (Anonymus), dto.
74. Aug. Mann, Farmer, Mayville, Wisc.
75. J. Snell, Gärtner, Janesville, Wisc.
76. R. Porſch, Kaufmann, Madiſon, Wisc.
77. Conr. Hinrichs, Wirth, dto.
78. Conrad Deininger, Brauer, Sauk City, Wisc.
79. Carl Nebel, Kaufmann, dto.
80. Chr. Sarau, Friedensrichter u. Notar, Oſhkoſh, Wisc.
81. Carl Mierswa. Wagner, dto.
82. Sam. Paus, Wächter, dto.
83. Gottl. Mierswa, Schmidt, dto.
84. Guſtav Carl, Wirth, La Croſſe, Wisc.
85. Wilh. Freiſe, Metzger, dto.
86. Joh. Chr. Führ, Sprecher der Turngemeinde, dto.
87. Fräulein El. Hach, Wabaſhaw, Minn.
88. L. E. Schmidt und W. F. Pracht Redwing, Minn.
89. Aug. Hillig, Farmer, dto.
90. Carl Scheffer, Staatsſchatzkämmerer, St. Paul, Minn.
91. M. Auerbach, Importeur, dto.
92. Carl Ahrendt, Kaufmann, dto.
93. J. Orth, Brauer, St. Anthony, Min.
94. A. Grethen, County-Auditor Minneapolis, Min.
95. H. Weber, Kaufm., S…
96. A. Hammer, Sattler, St. …
97. H. Hammer, Schreiner, New Ulm, Min…
98. Auguſt Schell, Brauer, dto.
99. Carl Roos, dto.
100. Jak. u. Wilh. Bierbauer, Brauer, Mankato, Minn.
101. W. (Anonymus), St. Peter, Minn.
102. Jak. Honer, Töpfer, Carver, Minn.
103. G. Kerndt u. Brüder, Handelshaus, Lanſing, Jowa.
104. C. W. Kupferſchmied, Importeur, dto.
105. A. Heeb, Brauer, Dubuque, Jowa.
106. J. Schmid u. B. Scherr, Brauer, dto.
107. Carl Meyer, Reſtaurant, Freeport, Jll.
108. H. (Anonymus), dto.
109. Jul. Koch u. E. Lemme, Davenport, Jowa.
110. G. Lahrmann u. Fr. Schmiedt, dto.
111. Nic. v. Fejervary, Particulier, dto.
112. B. Peters u. P. B. Harding, dto.
113. Th. Hering, Tabakhdlr., Moline, Jll.
114. Heinr. Sporleder, Eigenthümer des Dampfers Jowa City, Jowa City, Jowa.
115. G. H. Mundhenk, Brauer, Cincinnati, O.
116. Fr. Becker, Importeur u. Cigarenfabr., Burlington, Jowa.
117. Jak. Jörger, Wirth, Springfield, Jll.
118. Fr. Schmitt, Gaſtwirth, dto.
119. Aug. Nolte, Tabak- u. Cigaren-Geſchäft, dto.
120. Phil. Ackermann, Brauer, dto.
121. Leo Benkert, Philadelphia, Penſyl.
122. Turngemeinde, Tell City, Ind.
123. Turngemeinde, Louisville, Ky.
124. M. Schneider, Farmer, Weinburg, O.
125. Fr. Ruſh, Getraidehändler im Großen, Indianapolis, Ind.
126, 127, 128. C. Touche. 3 Actien. New Orleans

Digitized by Google

Wärme ſich ...

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Senſualismus. Von Dr. Heinrich Czolbe	3
Meine Luftfahrt in Paris am 18. Oktober 1863. Von Dr. A. Jantſch	8
Briefe an Gräfin Cſaky Sterletz. Von S. Ludvigh	13
Wunder in der Inſektenwelt. Von Lehrer Funke	14
Streifzüge. Von Samuel Ludvigh	19
Materialismus gegen Spiritualismus, oder Spiritualiſtiſche Offenbarungen. Von C. Porſch	29
Römiſche Geſchichte. Von Dr. W. Wägner	39
Die Frauen der franzöſiſchen Revolution. Von Jules Michelet	40
Pſychologiſches. Von Dr. J. E. Erdmann	44
Aus den Memoiren der Lola Montez	54
Lola Montez	57
Wunder in der Inſektenwelt. Von Carl Funke	64
Briefe an Gräfin Cſaky Sterletz. Von S. Ludvigh	69
Senſualismus. Von Dr. Czolbe	72
Eine Flugmaſchine. Von Th. Fiſcher	76
Der gottloſe Humor. Von Philadelphia	80
Oden. Von Friedrich dem Großen	87
Die Frauen der franzöſiſchen Revolution. Von Jules Michelet	90
Der weiße Mann im weißen Haus. Von Samuel Ludvigh	95
Benutzet die Zeit. Von S. Ludvigh	97
Ueber Blutegelzucht. Von C....	99
Die Nahrungsmittel. Von Dr. J. F. G. Moleſchott	100
Naturlehre. Von C. G. Rau	103
Römiſche Geſchichte. Von Dr. W. Wägner	109
Das Sonntagsgeſetz. Von S. Ludvigh	111
Streifzüge. Von Samuel Ludvigh	113
Ein Feſt im Himmel. Von C. Strumel	126
Gottloſe Lieder. Von Philadelphia	127
Römiſche Geſchichte. Von Dr. W. Wägner	130
Briefe an Gräfin Cſaky Sterletz	134
Wunder in der Inſektenwelt. Von Lehrer Funke	136
Theologie und Moral. Von S. Ludvigh	141
Die Frauen der franzöſiſchen Revolution. Von Jules Michelet	148
Memoiren der Lola Montez	151
Senſualismus. Von Dr. Czolbe	155
Streifzüge. Von Samuel Ludvigh	158
Wie alt iſt die Welt? Von Lehrer Funke	169
Briefe an Gräfin Cſaky Sterletz. Von S. Ludvigh	173
Bibliſche Blumenleſe	176
Choleragedanken. Von S. Ludvigh	179
Der Luxus. Von Jul. Weber	179
Der Traum einer Novize. Von C. Porſch	183
Urzeugung. Von Louis Büchner	186
Streifzüge. Von Samuel Ludvigh	193
Die Frauen der franzöſiſchen Revolution. Von Jules Michelet	207
Geiſtige Entwickelung	212
Die Naturlehre. Von C. G. Rau	213
Senſualismus. Von Dr. Heinr. Czolbe	219
Aufmunterung zur Freude	222
Propaganda	222

Digitized by Google

Die Fackel.

Literaturblatt
zur
Förderung geiſtiger Freiheit.

Redigirt und herausgegeben
von
Samuel Ludvigh.

Neunzehnter Jahrgang.

Cincinnati, O.
1867.

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE LIBRARY
INGRAHAM FUND
MAY 5 1943

Von der Beſchneidung und Löſung der Erſtgeburt.

Von H. Hundt von Radowsky.

Es wäre einſeitig und ungerecht, würden wir blos dem Chriſtenthum, ſeinen Dogmen und Prieſtern den Krieg erklären, ohne auch das Judenthum, Moſes und ſeine Propheten, die heiligen Rabbis und ihre Satzungen zu berühren. Da es die Aufgabe freier Schriften ſein ſoll, auf den Trümmern des Chriſtenthums und Judenthums endlich das Panier des Menſchenthums aufzupflanzen, die elende Scheidewand niederzureißen, welche Juden von Nichtjuden, Katholiken von Akatholiken, Gläubige von Ungläubigen feindlich trennt, und dahinzuwirken, daß an die Stelle von Tempeln und Kirchen Hallen für Kunſt und Wiſſenſchaft treten; ſo wollen wir denn auch bei Beginn dieſes neunzehnten Jahrgangs der Fackel unſerer Aufgabe treu zu bleiben ſuchen und beginnen auf dem Gebiete der Religion mit folgendem Aufſatz über Beſchneidung.

„Meine gefühlvollen Leſerinnen werden ſich wahrſcheinlich ſchon lange nach dieſem Kapitelchen geſehnt haben, um zu erfahren, wo und wie die kleinen Juden paradiesfähig gemacht werden. Manchen von Ihnen möchte eine ſehr umſtändliche Beſchreibung dieſer ſchmerzhaften Operation leicht Ohnmachten zuziehen; darum will ich mich mit möglichſter Kürze faſſen. Wem dies nicht genügt, der leſe das zweite Kapitel in Buxtorffs Judenſchule, wo man Alles, ſogar die Wöchnerin und die Wiege in ſaubern Holzſchnitten dargeſtellt findet.

Die Beſchneidung ſelbſt geſchieht an der großen Zehe des rechten Fußes, und was dort beſchnitten wird, heißt die Vorhaut, lateiniſch das Präputium, weil es ſich an der äußerſten Spitze des menſchlichen Körpers befindet. Blos die Knaben werden beſchnitten; warum nicht auch die kleinen Mädchen, weiß ich nicht!

Wenn ein männliches Jüdchen geboren iſt, dann iſt das ganze Haus voll Jubel und Entzücken, voll Freude und Wonne; denn beide Eltern ſchmeicheln ſich mit der freundlichen Hoffnung, daß ihr Neugeborner der verheißene Meſſias ſein werde. Der Vater ſorgt nach Möglichkeit, daß ſeine Küche und Keller reichlich mit Allem, was einen Gaumen nur kitzeln kann, angefüllt werden. Kuhn- oder Truthähne, Gänſe, Hühner und Enten ſind in der Nähe eines ſolchen Judenhauſes ſich ihres Lebens nicht ſicher, denn was nicht gekauft wird, das muß gekrimpelt, und zum Beſchneidungsmahl geſchächtet werden. Fiſche dürfen beim Beſchneidungsmahl, welches am achten Tage nach der Geburt gefeiert wird, gleichfalls nicht fehlen. Zu dieſem Gaſtmahl ladet der glückliche Vater nicht weniger als ein Minian, d.h. zehn Mannsperſonen, ſämmtlich über dreizehn Jahre alt, ein.

Am ſiebenten Abend vor der Beſchneidung kommen alle oder doch einige der Geladenen nebſt andern zu der Wöchnerin. Man ißt und durchwacht die ganze Nacht bei ihr, ſingt und treibt Poſſen, um die Mutter zu erheitern, und ſie über den bevorſtehenden Schmerz ihres kleinen Lieblings zu tröſten. Nebenher lallt man auch recht andächtig einige fromme Gebete, und der Mohel (Beſchneider) wird fleißig ermahnt, ſich nicht allzu ſtark zu betrinken, weil er ſonſt leicht die ganze Zehe mit Allem, was daran hängt, wegſchneiden könnte.

Dieſer Mohel muß ein Mann und natürlich ein Jude ſein, und ſein Fach gehörig kennen. Einem Neuling, der noch keine Proben von ſeiner Fähigkeit ablegte, geſtatten die wohlhabendern Iſraeliten nicht leicht, dies heilige und wichtige Geſchäft an ihren Kindern zu vollziehen. Er ſoll an meinem Bart nicht ſcheeren lernen! ſagen die Reichen, und nur die Armen vertrauen einem ſolchen Lehrling die große Zehe ihrer Kleinen, um von ihm zu verdienen „eppes Moos", welches natürlich ſehr bedeutend iſt, wenn die Beſchneidung üble, oder gar tödtliche Folgen haben ſollte. Für einen ſol-

Digitized by Google

chen unglücklichen Fall, der ſich nicht ſelten ereignet, wird immer mit dem Mohel etwas Gewiſſes bedungen; verliert man dann auch das Kind, ſo bekömmt man doch das Geld, und der Schade wird um ſo leichter verſchmerzt, da er gewöhnlich nach neun bis zehn Monaten wieder erſetzt iſt. Wie den Vogel an den Federn und die Katze an den Klauen, ſo erkennt Ihr den Mohel gleichfalls an den Nägeln ſeiner beiden Daumen, die lang und vorne zugeſpitzt ſind. Zur Beſchneidung ſelbſt bedient man ſich ſcharfer Meſſer von Stahl, die bei reichen Geld- und Papierjuden in Gold und Silber eingefaßt und mit Edelſteinen beſetzt ſind.

Am Morgen des achten Tages nach der Geburt wird das Kind gebadet, gewaſchen und in reine Tücher gewickelt, weil der Mohel ſonſt kein Gebet über daſſelbe ſprechen dürfte. Hierauf werden die Gäſte zur Beſchneidung gerufen. Dieſe wird entweder im Hauſe ſelbſt oder in der Synagoge vollzogen; gewöhnlich bei Sonnenaufgang, wenn das Kind noch nüchtern iſt, damit es nicht zu viel bluten, und ſich nicht ſo leicht verunreinigen möge. Zwei, nach Möglichkeit koſtbar geſchmückte Seſſel ſtehen, der eine für den Propheten Elias, der andere für den Herrn Gevatter bereit, und zwar, wenn die Beſchneidung in der Synagoge vollzogen wird, bei der Arche, in welcher das Geſetz aufbewahrt wird. Der Gevatter ſtellt ſich, mit dem Mohel, neben den für ihn beſtimmten Sitz; ihnen folgen die übrigen Gäſte, und einer ruft laut: daß man bringen ſolle, was zur Beſchneidung gehört. Hierauf kommen mehrere Knaben: einer mit einem großen Armleuchter, auf welchem zwölf Wachslichter zum Andenken der zwölf Stämme Iſraels brennen; zwei mit Bechern voll rothen Wein, einer mit dem Beſchneidemeſſer, und endlich noch einer, der eine Schüſſel mit Baumöhl und Scharpie zum Verbinden trägt. Sie ſtellen ſich um den Mohel her, um von ihm zu lernen, und müſſen ihre kleinen Aemter für Geld erkaufen. Außer dieſen geiſtlichen Großwürdenträgern finden ſich auch andere, die für die leiblichen Bedürfniſſe ſorgen, und dem Vater, dem Gevatter, dem Mohel und den Uebrigen mit Zuckerwerk, gutem Wein und dergleichen das Herz ſtärken. Wenn Alles verſammelt iſt, ſetzt ſich der Gevatter auf ſeinen Seſſel; der Prophet Elias läßt aber den ſeinigen leer. Indeſſen glauben doch alle frommen Iſraeliten, er nehme, unter ihnen unſichtbar, ſeinen Platz ein, um zu ſehen, ob ſie die Beſchneidung vorſchriftsmäßig vollziehen. Elias iſt nemlich, wie ſie lehren, von Gott ſelbſt beauftragt, hierüber zu wachen, und deshalb rufen ſie, wenn ſie den Stuhl für ihn zubereiten, laut aus: dies iſt der Seſſel des Propheten Elias! denn, wenn das nicht geſchieht, kömmt Elias nicht. Sein Stuhl bleibt drei Tage lang ſtehen. Der Mohel ſtellt ſich dem Gevatter gegenüber und ſingt das im 15. Kapitel des 2. Buch Moſis enthaltene Lied der Iſraeliten. Hierauf wird das Kind gebracht, und mit dem Ausruf: Baruch habba! (geſegnet ſei, der da kömmt!) von dem Gevatter, der es auf den Schooß nimmt, und den Uebrigen empfangen. Der Mohel entblößt die große Zehe des Kindes, faßt die Haut und reibt ſie mit den Worten: Gelobet ſeiſt du, Gott unſer Herr, König der Welt, daß du uns durch dein Geſetz geheiliget, und uns den Bund der Beſchneidung gegeben haſt! und dann ſchneidet er die Haut ſo weit weg, daß man das Fleiſch an der Spitze der Zehe ſehen kann. Das Abgeſchnittene wirft er ſchnell in eine Schüſſel mit Sand; giebt das Beſchneidemeſſer dem neben ihm ſtehenden Knaben, aus deſſen Becher er den Mund voll Wein nimmt, womit er das Kind beſprützt und die Wunde wäſcht. Nachher nimmt er die Zehe in den Mund, ſaugt das Blut aus, und ſprützt es in einen Becher mit Wein oder in die Schüſſel mit Sand. Dies muß dreimal geſchehen und heißt Mezizah. Wenn das Blut etwas geſtillt iſt, faßt der Mohel mit ſeinen ſcharfen, ſpitzigen Nägeln die beſchnittene Haut, reißt ſie aus einander, und ſtreift ſie zurück, ſo daß das vordere Glied der Zehe gänzlich entblößt iſt. Dies nennt man die Priah oder die Entblößung, und es muß dem armen gemarterten Kinde weit ſchmerzhafter ſein, als die Beſchneidung ſelbſt. Hierauf wird, wenn Alles mit Oel verbunden iſt, dem Gott Abrahams, Iſaaks und Jakobs für das angenehme Geſchenk der Beſchneidung herzlich gedankt, und dann wäſcht der Mohel ſich Mund und Hände. Nachher ſtellt ſich der Gevatter mit dem Kinde vor den Beſchneider; dieſer nimmt den andern Becher mit Wein und ſegnet das Kind mit den Worten: Herr unſer Gott, und Gott unſerer Väter, ſtärke und erhalte dies Kind ſeinem Vater und ſeiner Mutter; ſein Name ſoll unter dem Volk Iſraels genannt werden: Ruben oder Schamchen! Es freue ſich ſein Vater über den, der aus ſeinen Lenden entſproſſen; es freue ſich ſeine Mutter über dieſe Frucht ihres Leibes, wie geſchrieben ſteht: laß ſich deinen Vater und deine Mutter freuen und fröhlich ſein, die dich gezeuget haben! Und ich ging dir vorbei, und ſahe dich in deinem Blute liegen und ſprach: in deinem Blute ſollſt du leben! Bei dieſen Worten taucht der Beſchneider ſeinen Finger in den Becher Wein, in welchen er das Blut ſpritzte, und benetzt dreimal die Lippen des kranken Kindes damit. Mit dem übrigen Wein werden die anweſenden Knaben bewirthet, und damit iſt das Pößchen vorbei.

Sollte das Kind, wie es nicht ſelten der Fall ſein mag, ſich während der heiligen Handlung verunreinigen, ſo muß der Mohel augenblicklich mit ſeinen Gebeten und Segnungen inne halten, und das lebende Jüdchen muß wieder geſäubert werden, damit man den Namen des hochgelobten, heiligen Gottes nicht gleichfalls beſchmutze!

Zum Beſchneidungsmahl, welches nach beendigter Ceremonie die Geſellſchaft erwartet, ſind außer den übrigen Gäſten gewöhnlich mehrere Rabbinen geladen. Dieſe halten über Tiſche lange Gebete und Predigten, von denen aber, wie gewöhnlich, die Nutzanwendungen verloren gehen, da die Aufmerkſamkeit der Zuhörer mehr auf die Speiſen und Getränke, als auf die heiligen Reden gerichtet iſt. Der Beſchneider bleibt nachher einige Tage bei den Eltern des Kin-

Digitized by Google

des, und muß die Heilung der Wunden deſſelben beſorgen.

Kranke Kinder werden nicht am achten Tage, ſondern ſpäter beſchnitten; ſterben ſie vorher, ſo beſchneidet man ſie auf dem Begräbnißplatz, das Gebet fällt aber dann weg, und in einem Denkmale, welches man auf dem Grabe errichtet, erſucht man die frommen Iſraeliten, für das abgeſchiedene Kind fleißig zu beten, damit der heilige, hochgelobte Gott es doch am Auferſtehungstage aufwecken und wieder lebendig machen möge.

Mit den Töchtern macht man weniger Umſtände; auch gewährt ihre Geburt den Eltern lange nicht die Freude, wie die eines Knaben. Ja, oft iſt man ſogar voll Kummer und Herzeleid darüber, wenn man mit inniger Sehnſucht die Erſcheinung eines kleinen Meſſias erwartete, und ſich plötzlich in ſeinen ſüßeſten Hoffnungen getäuſcht ſieht.

Wenn das Kind ſechs Wochen alt iſt, kommen einige junge Mädchen, ſetzen ſich um die Wiege, die mit ſchönen Tüchern, und nach Maßgabe des Wohlſtandes der Eltern mit goldnen und ſilbernen Gürteln und mit Bändern geſchmückt iſt; heben die Wiege drei bis vier Mal in die Höhe, und geben der kleinen Tochter einen Namen. Das Mädchen, welches am Haupte des Kindes ſteht, iſt die Pathe oder Gevatterin, und die ganze Feierlichkeit wird mit einem fröhlichen Mahle beſchloſſen.

Während der ſechs Wochen der Kindbetterin leben die Eheleute in einer Art von Abgeſchiedenheit von einander. Die Frau wird für unrein gehalten; ſie darf mit dem Mann nicht aus einer Schüſſel eſſen, und er darf ſie nicht einmal anrühren. Nach vierzig Tagen badet ſich die Frau Liebſte in kaltem, oder kalt ſein ſollendem Waſſer, legt weiße, reine Kleider an, und u n ſ e r V e r k e h r wird wieder hergeſtellt.

Wenn das erſtgeborne Kind ein Sohn iſt, ſo iſt es, nach der moſaiſchen Vorſchrift 2. B. M. 34, V. 19 und 20, dem Herrn geheiligt, und muß am 31. Tage nach der Geburt mit fünf Seckel Silber (etwa 2 Rthlr. 12 Groſchen) gelöst werden. Hiezu ladet der Vater einen Cohn oder Prieſter und einige ſeiner Freunde und Bekannten ein, und ſpricht zu dem erſteren, indem er das Kind und das Geld ihm vorlegt: Siehe: meine Frau hat mir gewonnen einen Bechor, und das Geſetz befiehlt, ich ſoll ihn dir geben.

Der Prieſter: Giebſt Du mir alſo deinen Bechor (Erſtgebornen) nach Ordnung des Geſetzes?

Der Vater: Ja!

Der Prieſter zur Mutter: Biſt Du nie vorher von einem Kinde oder einer Mißgeburt entbunden?

Die Mutter: Nein.

Der Prieſter zum Vater: Was iſt dir lieber, Dein Geld oder Dein Bechor?

Der Vater: Mein Bechor!

Hierauf nimmt der Prieſter das Geld, legt es neben das Haupt des Kindes und ſpricht: Dieſer Sohn iſt ein Bechor, und der heilige, hochgelobte Gott hat befohlen, ihn zu löſen, wie geſchrieben ſteht: ihre Löſung ſoll geſchehen nach einem Monat mit fünf Seckel Silber. Da du noch im Mutterleibe wareſt, warſt du in der Gewalt deines himmliſchen Vaters und deiner Eltern; jetzt aber biſt du in meiner Gewalt, da ich ein Cohn [Prieſter] bin. Deine Eltern wünſchen dich zu löſen, weil du ihr Bechor und dem Herrn geheiliget biſt, denn es ſtehet geſchrieben: heilige mir alle Erſtgeburt unter den Kindern Iſrael, ſowohl von Menſchen, als von Vieh, denn alles iſt mein. Jetzt ſoll dies Geld an deine Statt kommen, zu deiner als eines Bechors Löſung, und es ſoll mir dem Prieſter geſchenkt ſein. Hab' ich dich nun gelöſet, wie recht iſt, ſo ſollſt du gelöſ't ſein; wo nicht, ſo biſt du doch nach jüdiſchem Geſetz gelöst, und ſollſt wachſen zur Furcht Gottes, zum Eheſtande und zu allen guten Werken, Amen.

Stirbt der Vater vor dem 31. Tage, ſo braucht die Mutter den Bechor nicht zu löſen, ſondern man hängt ihm ein Zettelchen oder eine kleine ſilberne Platte, worauf die Worte: Bechor ſchallo miphdeh, d. h dieſer Erſtgeborne iſt noch nicht gelöst, geſchrieben ſind, an den Hals. Wenn er nachher erwachſen iſt, muß er ſich ſelbſt löſen.

Der Preis von dritthalb Thalern für ein Kind Gottes, für einen erſtgebornen Sohn Abrahams, Iſaaks und Jakobs ſcheint zwar nicht unbillig zu ſein; wenn man aber bedenkt, daß alle übrige Erſtgeburt der für rein geachteten Thiere gleichfalls den Prieſtern zugeſprochen war, ſo muß man geſtehen, daß Moſes durch die Stiftung, falls ſie wirklich von ihm herrührt, ſehr gut für die Kaſte der Leviten geſorgt hatte. Ueberhaupt waren wohl, mit Ausſchluß der Katholiken und Tibetaner, die Prieſter keiner einzigen Religionsſekte mit ſo bedeutenden Einkünften, ſo vieler behaglichen Muße und ſo wenig Arbeit geſegnet, als die jüdiſchen.

Die Beſchneidung iſt ägyptiſchen Urſprungs, und ward zwar von Abraham bei ſeiner Nomadenhorde eingeführt, nachher aber wieder verſäumt, bis Moſes, der von ägyptiſchen Prieſtern erzogen war, ihr aufs Neue das Anſehen eines göttlichen Geſetzes gab. Uebrigens herrſcht ſie nicht allein bei den Juden, ſondern bei manchen andern morgenländiſchen Völkern; und jene irren daher, nach meiner Anſicht, gar ſehr, wenn ſie den Defekt an ihrem Präputium für einen Beweis ausgeben, daß ſie das auserwählte Volk Gottes ſind, dem die Wohlthat der Beſchneidung ausſchließlich zu Theil geworden iſt. Beſchneiden kann man ſchon, nur nicht zuſetzen. Es gilt vom Schneiden, was vom Schreiben gilt. Scriptura pro scribente non probat.*] Hätten die Iſraeliten vor andern Völkern ſtatt des M i n u s ein P l u s voraus, ſo wollten wir ihnen eher glauben.

*] Die Schrift beweiſ't Nichts für den Schreiber.

Für die Fackel.

Freie Gedanken in unfreien Formen.

Von C. Porſch.

---

1. An meinen Sohn; zur Rechtfertigung des Titels.

Gedichte ſind oft nur Klangfiguren — in deuen die armen Poeten-Naturen – dem tonangebende Herren ſich fügen — bald göltlich, bald diaboliſch lügen — in Nachtigallentönen trillern — tn Regenbogenfaeben ſchillern —, des Leſees Vernunft myſtificiren — ſeine Gedanlen auf ſich fixiren und regelmäßig kryſtalliſiren. —

Anſtatt vergeblich hierüber zu zanken — und Jenen den Ruhm der Welt zu beneiden — wollt' ich von ihnen mich unterſcheiden — und nannte meine Gedichte „Gedanken". — Sie ſollen belehren, im Scherz, wie im Ernſt. — Genieße ſie heiler, indem Du lernſt. — Das Anorganiſche dem Organiſchen — das Mechaniſche dem Dynamiſchen ſinnreich veegleichend entgegen zu ſtellen, — um dadurch des Glaubens Nacht zu erhellen, — in unfeeien Formen ſich frei zu bewegen — und ihren Inhalt dabei zu zerlegen; — die Thaten zu richten nach wahrem Werth — und nicht ſo, wie es die Menge begehrt; — des Lebens Kriminalprozeß zu ſchlichten; — das war Deines Schöpfers Trachten und Dichten.

2. An die Leſer.

Gönnet euch zum Leſen Muße! — Nehmet auf Gedankenſaat! — Sie erzeugt nicht Reu' und Buße — ſondern Muth zu neuer That. — Leent deu böſen Sinn ergründen — in den Fabeln alter Zeit, die uns Seligkeit verlünden in des Wahn's Beharrlichkeit. — Lernt des Geiſtes Macht verſuchen — gegen Gottes Woet und Recht — die mit Lohuen, Strafen, Fluchen — herrſcheu über das Geſchlecht — des znm Sündeufall Eelornen — der die Weisheit von ſich ſtieß, — ſuchend nach dem uuverlornen — Ignoranten-Paradies. — Wahren Glaubens Allgemeinheit — lehren Worte, einfach klar, — doch des guten Willens Reinheit macht die That uur offenbar. — Wer des Geiſtes ſich bemächtigt, der vom Himmel zu uns ſpeicht, fühlt ſich auch alsbald beeechtigt zu dem neuen Weltgericht. — Einſt, wenn Jeder Gott gerichtet — wie er recht zu richten iſt — wird auf immerdar geſchlichtet der verhaßte Brudeezwiſt und die Erde wird ein Friedens-Eiland, — jeder Vater, jeder Sohu — wird ein heil'gee Geiſt und Heiland — und der Teufel iſt entfloh'n.

3. Das allein ſeligmachende Princip.

Wollt ihr zur Seligkeit die Wege finden, — im Labyrinth der Schrift euch nicht verlieren, nicht irre werden an der Völker Sünden, die ſich mit eiteln Tugendnamen zieren; — ſo möge euch der innre Trieb regieren, den uns Natur als Wahrheit läßt empfinden: der nie zum Schmerz, zur Freude nur will führen. Gefühl des Schmerzes mag uns ſtets verkünden: „Hier herrſcht Irrthum." Dieſem nachzuſpüren in unſers Lebens Anfang; anzuzünden das Sonnenlicht, vor dem das Irrlicht ſchwindet, das uns verleitet, auf falſchen Bahuen das Heil zu ſuchen, deſſen wie entbeheen. — Das iſt der gute Trieb, der uns verbindet und einigt unter echten Ehrenfahuen, indem er uns befreit vou böſen Lehren!

4. Das Staats- und Plicht-Princip.

Dem Seligkeits-Princip ſtellt ſich entgegen das Pflicht-Princip der Staats-Religion. „Nicht Freude," ſagt es, „nur Reſignation auf Freuden dieſer Welt bringt ew'gen Segen. Wer nicht mitgeht auf vorgeſchriebnen Wegen, die nus durch Gottes Wort und Gottes Sohn gegeben im Geſetz und Evangelium, ja, wer nur widerſpricht dem Chriſtenthum und ſeineu Hoffnungen auf Gottes Lohn, den ſtoßen wir aus unſrer Gemeinde und übeelaſſen ihn der Strafe ſeiner Sünden, — denn: alle guten Geiſter loben Gott den Heren! Den Atheiſten halten wir uns feen — und werden niemals uns mit ihm verbünden, — wir ſind, für dieſe Welt, geſchworne Feinde!"

5. Abſchied von den Theologen.

Reſignation auf Freuden dieſer Welt und ew'ge Seligkeit gleich nach dem Tode! — Das iſt der Hoffnungs-Anker, der es feſt noch hält — das Kirchenſchifflein nach der altn Mode! — Und Ihr, die Ihr in dieſem Glauben wandelt, Ihr glaubt wohl, daß Ihr ſelbſt ſchon reſignirt und Euch die ew'ge Seligkeit erhandelt, wenn Ihr in Kirchen predigrt und betet, Almoſen gebt, Geſetz nicht übertretet; — Gott danket für die reichen Liebesgaben, die Menſchen doch für Euch bereitet haben. — Ihr reſignirt, als Prieſter, aber nur auf Leiden, die Andee plagen. Furcht vorm Arbeitsfluch — beherrſcht Euch. Jeder möcht' ihn gern vermeiden, doch war er Aller Looe, nach Bibelſpruch! — Nun, runzelt nur nicht gleich die finſtern Stirnen! Ich war, wie Ihr ſeid, kann Euch drum nicht zürnen. — In Frieden möchte ich von Euch jetzt ſcheiden. Ich weiß genug, um unſern Widerſpruch zu heben. Erſt will ich denken, dann Gedanken geben! Die Freuden, die gepaart mit Andrer Leiden, veracht' ich jetzt und will mich davon trennen. Es kommt zunächſt drauf an, das Schickſal zu erkennen. Sind wir hierüber einig; dann, zu guter Stunde, — dann lichten wir den Anker aus dem Modeegeunde!

6. Abſchied von den Politikern.

So lang ich glaubte, daß ein guter Geiſt uns führe, blieb ich getreu der Pflicht und den geſchwornen Eiden. Ich harrte auf die Oeffnung ſeiner Himmelsthüre, geduldig theilend Kinderluſt und Kinderleiden. Geburt, Erziehung,

haiten mich privilegirt. Zum Götzen-Prieſterdienſt war ich prädeſtinirt. Ich habe lang geſpielt mit Worten, wie mit Münzen; Reſpekt gehabt var Gatt, vor Königen und Prinzen; ich war ſogar ein Glied im großen Heeres-Bandwurm, freiwilliger Märder in dem allgemeinen Landſturm. Auch träumte ich einmal vom deutſchen Alexander und ſeinem großen Freunde Ariſtoteles, allein es blieb bei Fauſt nnd Göthe — Mephiſtopheles. — Des Wartens bin ich ſatt. Wir müſſen auseinander — ihr deutſchen Herren! Auf euren weichen Polſterſitzen, auf Thron nnd Stuhl; in Kabinetten und in Kammeen, — wo Herzen frieren, Köpfe rauchen, Steiße ſchwitzen, — wo Viele jubiliren, wenn die Andern jammern, — wo Jeder ſich empfiehlt als echten Patrioten: — ſeh' ich nur Ignoranten und Partei-Zeloten! — Drum werfen wir uns gegenſeitig zn den Todteu! — Die offenbare Feucht der Kirche und des Staats — iſt die Verewigung des Proletariat's. Daß dies auch Zweck ſei, — deſſen Euch man will beſchnldigen, — behaupt' ich nicht, doch dem Syſtem will ich nicht huldigen. Mir ſcheint der Plan der Staats- und Rechts-Philoſophie gleich dem der Zahlen- oder Klaſſen-Lotterie, worin die Spieler ihren Einſatz ſtets verlieren, und wenn ſie alle auch das große Loos gewännen. Das klingt wie Unſinn; doch iſt's leicht zu demonſtriren — ſobald wir nur des Spieles Einſatz recht erkennen. Der wahre Einſatz iſt die Kraft und Zeit des Lebens! Sie ſind unſchätzbar. Wer nach Geld ſie will taxiren — und würd' er auch ein Kröſus — lebte doch vergebens. Er ſtiebt als Kind und hofft, als Weiſer zu erwachen, doch muß er einſt als Kind von Neuem Anfang machen. Der Wunderglaube giebt unmögliches Verſprechen und ſeine Unwahrheit und Unerfüllbarkeit als Wohlthat zeigen, iſt politiſches Verbrechen, — geheime Wiſſenſchaft der Denker unſrer Zeit. Es giebt derſelben leider nur noch wenige — im Reich der alten Schach- und Kegel-Könige. Vermehren will ich ſie, damit bald Jeder ſehe, woher die lange Nacht uns kam in Sonnen-Nähe. Ich ſchlage meinen Staats-Glückskopf in tauſend Scherben! Ich will kein Glück mehr kaufen, ſtehlen oder erben, — ich will als Wiſſender, als reicher Bettler ſterben!.

7. Der Kinder Klage.

So willſt Du uns den guten Vater rauben, an den Du ſelbſt uns einſt gelehrt, zu glauben! Es war ſo ſüß, in kindlichem Vertrauen auf guten Ausgang jeder That zu bauen. Die wir beginnen in des Höchſten Namen, von dem wir die Gebote überkamen durch heiliger Propheten reinen Mund, die mit ihm ſchloſſen einen ew'gen Bund. Es iſt ſo tröſtend, auf Verzeihung hoffen, wenn in dem heißen Drang nach Lebensluſt wir ſtrauchelten und, unſrer Schuld bewußt, vor ſeinem Richterange ſtehn betroffen. Es iſt ſo ſtärkend, ſich mit Millionen in gleichem Glauben und Gefühl zu wiſſen; und Er wird angebetet, wo nur Menſchen wohnen. Die Wenigen, die ſchon ſich losgeriſſen, und frei ſein wollten von der mächtigen Armee, ſie fanden nicht bei ihm, bei Menſchen nicht Erbarmen. Iſt dies nicht ſeines Daſeins, ſeiner Allmacht Probe? Selbſt ſeines Sohnes Mund, voll von des Vaters Lobe, verkündet Tod dem trotzigen Gottverächter, und Chriſtus ſtarb zum Heil der kommenden Geſchlechter! O, laß uns ferner ſchweigend, duldend, wandeln! Gefährlich iſt's, auch nur in Worten ſtreiten, wo Red' und Schrift beſtraft wird gleich dem Handeln. Gedulde Dich, erwarte beſſre Zeiten!

8. Des Vaters Antwort.

Ich hörte Eurer Stimmen leiſes Warnen, als ich eintrat in jener Kämpfer Reihen, die ſich befreiten aus des Böſen Garnen und muthig ſtreben, Andre zu befreien. Wie oft der Wahrheit Stimmen auch verklingt, ſie tönt, bis ſie in Aller Ohren dringt; denn ſie iſt nicht Jehovah's Donnerſtimme, der ſein Geſchöpf zur Sklaverei verflucht, wenn es ſich nicht will beugen ſeinem Grimme. Sie labt auch nicht den Vater, der ſein Kind verſucht, wie lange es gehorchen will und dulden, den Wechſel zwiſchen Strafen und Verſchulden. Sie lehret nicht, das Schickſal in dem Blutgerichte vergöttern, welches heißet „Weltgeſchichte". Sie zeigt das böſe Beiſpiel in dem Reich der Todten, weil ſie gehandelt nach des Herrn Geboten. Die Götterlehre war bisher nur ſchlechte Dichtung. Natur- und Seelen-Lehre geben, durch Vernichtung derſelben, unſerm Willen erſt die rechte Richtung.

Für die Fackel.

Oeſterreich's Macht und Verfall.

Von Samuel Ludvigh.

Alles Endliche iſt dem Wechſel unterworfen: ſo iſt es mit Syſtemen, mit Individuen, Familien, Nationen und ſelbſt mit Raſſen. Das Haus Hapsburg hat ſich aus einer machtloſen Familie zu einer mächtigen Dynaſtie erhoben; da es aber auch in die Categorie des Endlichen gehört, ſo darf man ſich nicht wundern, daß es keine Ausnahme von der Regel macht. Ariſtokratie hat Jahrhunderte hindurch die civiliſirte Welt regiert. Denn ſie war ja der Demokratie an „Beſitz und Bildung" überlegen. Je mehr Intelligenz Gemeingut eines Volkes wird, deſto mehr ſinken Einfluß und Macht der Ariſtokratie. Die Intelligenz der Ariſtokratie war auch in der Regel ſtets mit Beſonnenheit und Staatsklugheit gepaart; daher ſie Jahrhunderte hindurch ihre Herrſchaft zu behaupten wußte. Als Beiſpiel mag England mit ſeiner Magna Charta, Ungarn mit ſeiner Bulla Aurea und (ein ſeltſamer Contraſt) der Süden der

Digitized by Google

nordamerikaniſchen Republik mit ſeinem „göttlichen Inſtitut“ der Sklaverei dienen.

England beſteht noch als Großmacht; wird jedoch bedeutend bedroht und mögen auch ſeine Heere den „Feniern“ überlegen ſein, ſo iſt doch dieſe Bewegung eine Mahnung des Zeitgeiſtes, deſſen Stimme man nicht unbeachtet laſſen kann, ohne ſich Blößen zu geben in der Auffaſſung der Progreſſion der Völker.

Venedig war eine mächtige Republik — doch ihre Baſis, ihre Verwaltung, ihre Macht nach Innen und nach Außen war weſentlich ariſtokratiſch. Venedig, als Nation, war ein Gegenſtand der Bewunderung jener Republikaner, deren Namen im ſiebenten Jahrhundert in England hochgeehrt waren. Venedig hatte ſeine maritime und politiſche Glanzperiode erreicht; es fiel und trauerte zu den Füßen des ſiegenden Hauſes von Hapsburg. Mit dem erwachten Selbſtbewußtſein der Völker, bei dem raſtlos wirkenden Zeitgeiſt, bei der Anomalie fremder Herrſchaft über ein Volk, mußte die Zeit kommen, wo Hapsburg ſeinen jure belli errungenen Anſpruch auf Venedig aufgeben mußte, da ihm die Staatsklugheit fehlte, es freiwillig aufzugeben, um ſeine Macht, durch Aquiſition mehr homogener Länder und Völkerſchaften, zu wahren und zu befeſtigen.

Die römiſche Republik war ariſtokratiſch ihrem Weſen nach und die Macht des Senates war die Macht der Republik. Der Widerſtand der „Vielen“ gegen die „Wenigen“ ſtürzte die Republik und öffnete — aus Mangel an allgemeiner Volks-Intelligenz und Tugend — der Autokratie (der Herrſchaft Eines) die Pforten.

Ariſtokraten und ihre Bewunderer behaupten, daß Regierungen auf ariſtokratiſcher Baſis die dauerhafteſten von allen ſind, weil ſie ſich durch Klugheit leiten laſſen und nicht überſtürzen; doch glaube ich, daß es nicht ſo ſehr die Beſonnenheit iſt, welche dieſe Regierungsform lange aufrecht erhält, als die langſame Entwickelung der Intelligenz und des daraus entſprießenden Selbſtbewußtſeins, welche nothwendig ſind, der Demokratie den Sieg über die Ariſtokratie zu gewähren und dauerhaft zu ſichern. Rom, Venedig, England, Ungarn und unſere Sklavokratie ſind ſichtbare Beiſpiele dieſer Wahrheit. Unbeſonnenheit, Ueberſtürzung und blaſirte Selbſtüberſchätzung haben allerdings einen großen Einfluß auf Individuen und auf Nationen, wofür in neueſter Zeit Oeſterreich und der olygarchiſche Süden unſerer Republik ſprechende Zeugen ſind. Die amerikaniſche Ariſtokratie, von nördlichen Politikern ſtets gehätſchelt und gepflegt, hatte bis zum Jahre 1861 eine politiſche Macht, einen dominirenden Einfluß auf die Regierung errungen, der Nichts von dem Treiben der Abolitioniſten im Norden zu beſorgen hatte, am allerwenigſten von der Erwählung eines conſervativen Lincoln zum Präſidenten der Ver. Staaten; doch der böſe Geiſt der Herrſchſucht und des „Alles oder Nichts“ hat die ſo lange Zeit geprieſenen ſüdlichen Staatsmänner und Matadoren auf jene ſchlüpfrige Bahn geführt, auf welcher ſie, durch „Unbeſonnenheit, Ueberſtürzung und Ueberſchätzung ihrer ſelbſt“, alles Das verloren haben, was ſie ſelbſt mit dem wüthendſten Abolitioniſten im Präſidentenſtuhle, dem Zeitgeiſt zum Trotz und Hohn, noch ein Jahrhundert hindurch hätten uſurpiren und beſitzen können. Mit Blindheit geſchlagen, vertrauten die Sklavenbeſitzer und ihre Befürworter zu ſehr auf die Geduld und Nachgiebigkeit des Nordens; Stephen Douglas, ihr aufrichtiger Freund, und die ganze nördliche Demokratie wurden desavouirt, der alte Buchanan als williges Werkzeug benutzt und der gewaltige Schlag gegen die Union gewagt, der zum Selbſtmord führte, wie er in der Geſchichte eines ſtolzen Volkes noch nie dageweſen.

Nicht abſolut gleich, doch ähnlich iſt das jüngſte Loos des Hauſes Hapsburg. Die amerikaniſche Republik, eine Union von ſouverainen Staaten, wurde bis zum Jahr 1861 de facto durch ſüdliche Intelligenz regiert; ſo wurde Oeſterreich, ein Complex heterogener Länder und Völkerſchaften, durch eine mächtige Ariſtokratie beherrſcht, mit dem Kaiſer, aus dem Hauſe Hapsburg, an der Spitze.

Der Gründer dieſes Hauſes iſt Rudolph von Hapsburg, der gegen Ende des 13. Jahrhunderts, als Kaiſer, für ſeine Familie Oeſterreich, Steiermark, Carinthien und Carniolien acquirirte. Vom fünfzehnten Jahrhundert bis zur Erlöſchung des deutſchen Kaiſertitels gehörten faſt ſämmtliche Kaiſer dem Hauſe Hapsburg an. Einen Theil ſeiner Größe und Macht verdankte Hapsburg der „Heirath“. Schon Mathias Corvinus, der große König von Ungarn, ſchrieb, wie in prophetiſchem Geiſte, ein lateiniſches Epigramm:

„Bella gerant alii: tu felix nube!
Nam quae Mars aliis dat tibi regna Venus.“

Ich überſetze dieſe Strophe:

„Laß Andere kriegen: Du, Glücklicher, freie!
Länder, die Anderen Mars, giebt Dir die Venus.“

Uebrigens ſind im letzten Jahrhundert die Heirathen zwiſchen franzöſiſchen Prinzen und öſterreichiſchen Prinzeſſinnen ſo ſchlecht ausgefallen, daß an eine Wiederholung ſolcher Spekulationen kaum mehr zu denken iſt.

Die öſterreichiſchen Prinzen, die über vier Jahrhunderte lang regierten, waren Abkömmlinge der ſteiermärkiſchen Linie. Ernſt, ein Sohn jenes Leopold, der in der Schlacht bei Sempach von den Schweizern beſiegt wurde und fiel, wurde Herr von Steiermark, Carinthien und Carniolien. Abergläubig, wie faſt alle ſeine Zeitgenoſſen, machte er eine Pilgerreiſe nach Paleſtina. Er lebte mit ſeinem Bruder, trotz ſeiner Frömmigkeit, in ſteter Fehde. Nach dem Tode ſeiner erſten Gemahlin hörte dieſer ritterliche Prinz von der Schönheit und den geiſtigen Vorzügen Cymburga's, einer polniſchen Dame aus dem Hauſe der Jagellonen. Er ging incognito nach Warſchau, warb um ihre Hand und erhielt ſie. Sie ſoll ſo ſtarke Fäuſte gehabt haben,

daß ſie des Hammers entbehren konnte, um einen Nagel in die Wand zu ſchlagen. Daß ſie, ohne die Etiquette zu verletzen, oft Nüſſe mit den Fingern knackte, mag man wohl glauben. Nur Ernſt, der ſich das Prädikat „von Eiſen“ erwarb, konnte es wagen, ſein häusliches Geſchick einer ſo herkuliſchen Muskelcombination anzuvertrauen. Dieſes körperlich ſtarke Paar kann man als die eigentlichen Gründer jenes Hauſes von Oeſterreich annehmen, das vierhundert Jahre hindurch in der Geſchichte eine ſo wichtige Rolle ſpielt, obſchon ſie und ihre Deseendenten auf dem ſoliden Fundamente Rudolphs von Hapsburg ſich erhoben hatten. Ob die „dicken Lippen“ der hapsburgiſchen Familie von Cymburga, der Polin, oder von Maria van Burgund herſtammen, darüber ſind die Geſchichtſchreiber nicht einig, obſchon es gewiß iſt, daß Kaiſer Heinrich der Dritte, Ernſt und Cymburga's Sohn, mit dicken Lippen begabt war. Dieſer Heinrich regierte 53 Jahre und von ihm erbte das Haus Hapsburg nicht nur die „dicken Lippen“, ſondern auch den Kaiſertitel. Seine lange Regierung verherrlichte er durch keine große That und vergeudete ſeine Zeit mit Aſtrologie, Alchemie und dergleichen Lieblings-Grillen.

Die Buchſtaben A. E. I. O. U. ſchrieb er in alle ſeine Bücher, ließ er an alle ſeine Gebände ſetzen, um dadurch die künftige Größe Oeſterreichs zu prophezeien. Die gelehrten Herren ſeiner Zeit haben ſich viel über den Sinn jener myſteriöſen Buchſtaben die Köpfe zerbrochen, und das Räthſel erſt nach ſeinem Tode, durch ſeine eigene Handſchrift gelöſt, und war: „Austria Est Imperare Orbi Universo.“ (Deutſch: „Alles Erdreich Iſt Oeſterreich Unterthan.“) Der grübelnde Aſtrolog war eben kein ſchlechterer Prophet wie viele Andere, die den Nagel auf den Kopf trafen; denn nach weniger als fünfzig Jahren herrſchte Oeſterreich über Deutſchland, die Niederlande, Neapel, Sicilien, Mailand, Ungarn und Böhmen, Spanien, England und Irland (durch die Heirath Philipp des Zweiten mit Mary der Erſten, Regentin von England); über einen Theil von Amerika und den nördlichen Theil von Afrika, die Philippinen und einige kleinere Beſitzungen. Ehe Holland's Unabhängigkeit völlig etablirt war, nachdem die Verbindung mit England aufgehört, kam Portugal unter die Herrſchaft der ſpaniſchen Branche des Hauſes Oeſterreich, mit allen ihren großen Colonial-Beſitzungen in Amerika, Afrika und Aſien. Philipp der Zweite war lange Zeit mächtiger in Frankreich, als irgend ein anderer Souverain. So wie einſt Cäſar Herr der civiliſirten Welt jener Zeit war, ſo konnte eine ſolche Herrſchaft mit vollem Recht in neuerer Zeit Oeſterreich beanſpruchen, und zwar meiſt in Folge von „H e i r a t h“. Friedrich der Dritte heirathete eine portugiſiſche Prinzeſſin, deren Mutter dem königlichen Haus von Caſtilien entſproſſen war. Damals, im fünfzehnten Jahrhundert, halte Portugal einen hohen Standpunkt eingenommen. Durch dieſe Heirath kam Oeſterreich mit den regierenden Häutern von Portugal, Caſtilien und England in Connexion, da die Prinzeſſin Eleonora von den Plantageneten abſtammt. Ihr Sohn, ſpäter Kaiſer Maximilian der Erſte, nahm Maria von Burgund zur Gemahlin und erhielt den größten Theil ihrer Domänen. Mit dieſem Maximilian hat das heilige römiſche Reich in der alten Bedeutung ſein Ende erreicht und die öſterreichiſche Monarchie ihren Anfang erhalten. Sein Sohn, Philipp der Schöne, der ſich im Jahr 1496 mit Juana, einer Erbin der ſpaniſchen Monarchie, verheirathet hat, wurde durch ſie, ſeiner vielen Galanterieen wegen, aus Eiferſucht vergiftet. Er hinterließ zwei Söhne und vier Töchter, die alle einflußreiche Heirathen eingingen. Der älteſte Sohn war Carl der Fünfte, den einige Hiſtoriker den größten der deutſchen Kaiſer nennen.

2

Carl I. heirathete Iſabella von Portugal und zeugte mit ihr Philipp II., der die öſterreichiſchen Beſitzungen mit Portugal vermehrte und durch ſeine zweite Heirath mit Mary Tudor, Königin von England, der unglücklichen Mary, mit England in Verwandtſchaft kam. Dieſe Ehe war kinderlos. Hätte Maria nicht vergebens um einen Erben gebetet, ſo hätten die menſchlichen Schickſale jener Zeit eine ganz andere Richtung genommen!

Der zweite Sohn Philipp des Schönen mit Juana war Ferdinand, nach ſeinem Großvater, Ferdinand dem Katholiſchen, ſo genannt. Er war der Gründer der deutſchen Linie des Hauſes Oeſterreich, der jüngeren, welche nur noch in der weiblichen Linie exiſtirt! Er iſt als Ferdinand der Erſte, Kaiſer von Deutſchland, bekannt und verſtand es ebenfalls ſehr wohl, ſeine Familie durch Heirath zu bereichern. Nach dem Tode des unglücklichen Ludwig des Zweiten, der 1526 in einer Schlacht mit den Türken bei Mohacs fiel, begingen die Ungarn den großen Fehler, jenen Monarchen zu ihrem König zu wählen, wozu wohl auch Das beigetragen haben mag, daß er die Tochter von Ludwig zum Weib hatte.

Die Heirathen des Hauſes Oeſterreich waren ſeit dem 16. Jahrhundert nicht ſo erfolgreich, als ſie es in jenem Jahrhundert geweſen ſind; dennoch hatten ſie ausnahmsweiſe Einfluß auf große Ereigniſſe. So die Heirath von Maria Antoinette mit Ludwig dem 16., König von Frankreich, und die von Marie Louiſe mit Napoleon, dem Kaiſer von Frankreich; eine Spekulation, die dem corſicaniſchen Löwen ſchlechte Zinſen getragen hat. Ludwig der 13. und Ludwig der 14. hatten öſterreichiſche Prinzeſſinnen von der ſpaniſchen Linie zu Gemahlinen.

Die Größe Oeſterreichs im 17. Jahrhundert war blos in Deutſchland ſichtbar, nach dem Tode Philipp des Vierten von Spanien. Die deutſchen Hapsburger hatten damals großen Einfluß und große Macht; waren jedoch oft bedroht von ihren ſpaniſchen Vettern. Sie waren die Rivalen der franzöſiſchen Könige jener Zeit und die Politik Englands begünſtigte bedeutend ihr Haus und ihre Intereſſen, welche von jeher durch „Intoleranz in Religion und Politik“ bedingt waren.

Jakob der Zweite, König von England, ſuchte nach ſeinem Stuez Hilfe bei Leopold dem Erſten, Kaiſer von Oeſterreich; doch, obſchon ſie beide katholiſch waren, konnte er ſie nicht erhalten, da wohl bei Leopold das materielle Intereſſe neben dem katholiſchen das überwiegende geweſen ſein mag. Obſchon er blos in der römiſch-katholiſchen Kirche Heil und Glückſeligkeit geſucht hat, hielt er es doch mit Wilhelm dem Dritten, dem Ketzer. England war in dee That oft die Stütze der deutſchen Hapsburger, als ſie von Feinden gefährlich bedroht waren. Aus einem in ſchlechtem Franzöſiſch geſchriebenen Brief des kaiſerlichen Miniſters am engliſchen Hof, des Grafen Joh. Wenzeslaus Wratislaw, an die Königin Anna, kann man ſehen, wie ſehr am Anfang des 18. Jahrhunderts Oeſterreichs Macht zu ſinken begann und in welch ſchwieriger Lage die Regierung ſich befunden hat. Glücklicherweiſe rückte Matborough mit ſeiner Armee nach Deutſchland, vereinigte ſich mit Eugen und ſetzte, nach einer entſcheidenden Schlacht bei Blenheim, dem ferneren Umſichgreiſen Frankreichs Grenzen.

Als faſt der ganze Continent von Europa feindlich gegen das Haus Oeſterreich geſinnt war, fand Maria Thereſia, Tochter Carls des Sechſten, eine mächtige Stütze an England. Und jener Kaiſerin gelang es, als Königin von Ungarn, mit ihrem kleinen Sohn Joſeph im Arme, das Herz der ſtolzen und heldenmüthigen Ungarn zu erweichen, daß ſie, trotz ihrer Unzufriedenheit mit dem Fremdeneinfluß der Hapsbueger, ausriefen: Moriamur pro rege nostro, Maria Theresia! (Laſſet uns für unſern König, Maria Thereſia, ſterben!) Dieſer (Kaiſer) Joſeph war unſtreitig der weiſeſte Sproſſe des Hauſes Hapsburg, der Stolz des öſterreichiſchen Thrones; doch zu freiſinnig, dem katholiſchen Clerus gegenüber, and zu cosmopolitiſch in ſeinen edlen Reformbeſtrebungen, den auf ihre Sprache und Privilegien ſtolzen Magyaren, überflügelte er ſeine Zeit und ſah ſich bittee getäuſcht.

Daß England im ſiebenjährigen Krieg es mit Preußen hielt und Friedrich dem Großen geholfen hat, ſeine glänzenden Siege zu erringen, war Oeſterreichs eigene Schuld. Dennoch ging es nach jenem merkwürdigen Kampfe ziemlich unverſehrt hervoe und das Reich ſchien noch immer eine anſehnliche Macht zu ſein; leider, eine Macht, die trotz der franzöſiſchen Revolution und der ewigen Wahrheit, daß man den menſchlichen Geiſt nicht hermetiſch verſchließen könne, ganz den Joſephiniſchen Reformen entgegen, an dem entgegengeſetzten Extrem der Stabilität des Deſpotismus feſthielt und dem zur Folge ſich ſelbſt zu ſeinem Todtengräber machte.

Obſchon in vier Kriegen mit Frankreich geſchlagen, entſchied es doch das Schickſal des fünften, im Jahre 1814—15 und Kaiſer Franz und ſein Mephiſto Metternich boten Alles auf, um dem übermüthigen Herrn Schwiegerſohn einen Platz anzuweiſen, wo „England's Love“ durch Gift dem Leben des gefangenen Löwen ein Ende machen konnte, ohne ſich der Gefahr auszuſetzen, direkt des „Meuchelmordes“ gebrandmarkt zu werden. Durch dieſes Kriegsglück, durch dieſe ſcheinbare Macht — die bereits faul im Innern war — begünſtigt, glaubte Europa noch immer an eine Größe Oeſterreichs, beſonders nach den Begebenheiten des Jahres 1809. Selbſt Napoleon ließ ſich von dieſer „Scheingröße“ täuſchen, die er als Schöpfer neuer Königreiche — den Nationalitäten angemeſſen — leicht hätte vernichten können; ohne zum Propheten ſeines eigenen Unterganges zu werden.

Es iſt nicht ſchwer, heterogene Völker, die noch auf der unterſten Stufe der Cultur ſtehn, durch Metterniſche Syſteme zu beherrſchen, durch Vertheilung der Militärkräfte im Zaume zu halten und im Falle eines Auflehnens irgend einer der Nationalitäten, dieſe mit Bajoneten zum Gehorſam zu bringen; doch der raſtlos ſtrebende Menſchengeiſt iſt eben zu flüchtig, um ihn mit Mandaten und Bajoneten bannen zu können. Wie chemiſche Stoffe gähren, ſich auflöſen, zerſetzen, präcipitiren, ſo iſt es auch in der Ideenwelt. Der Zeitgeiſt zur Zeit Rudolphs von Hapsburg war nicht dem Zeitgeiſt des ſiebenjährigen Krieges, dieſer nicht mehr jenem der franzöſiſchen Revolution ähnlich, und obſchon die Guillotine den Kanonen gekrönter Häupter gegenüber ohnmächtig war; obſchon man ein revolutionäres Volk phyſiſch überwältigen kann, ſo iſt es doch abſolut unmöglich, dem raſtloſen Streben des Geiſtes und der ewigen Sehnſucht nach Veränderung und Beſſerung unüberſteigliche Schranken zu ſetzen. Würden Regenten und Miniſter von dieſer Wahrheit überzeugt ſein, anſtatt zu glauben, daß man ein Volk Jahrtauſende lang als eine Heerde von Schaafen behandeln könne; ſo ſtände es beſſee um ſie ſelbſt, und die Throne würden endlich dem unvermeidlichen Syſtem der Volksregierung, bei intenſiv ſich verbreitender Intelligenz, ohne blutige Kataſtrophen weichen.

Im Jahr 1815, nach dem Fall von Napoleon, war Oeſterreich noch immer eine Großmacht zwiſchen England und Rußland und bis zum Jahr 1848 ſtand es höher als Preußen und Frankreich. Hätte Oeſterreich, anſtatt ſeine Macht nach Italien ausdehnen zu wollen, mit ſtaatsmänniſcher Klugheit die „Wünſche und National-Vorurtheile“ der Ungarn auszubeuten verſtanden, ſo wäre es nie zu jener Epoche gekommen, da es ohnmächtig zu den Füßen der tapfern Magyaren lag und ſeine fernere Exiſtenz nur durch Hilfe Rußlands friſten konnte. Man pflegt oft von einem Menſchen zu ſagen: er hat mehr Glück als Verſtand, und deſſen kann ſich unſtreitig auch Oeſterreich rühmen. Selbſt die Niederlagen im italieniſchen Krieg führten zu keiner beſondern Bedeutung und die ſiegreichen Waffen der Franzoſen mußten ſich vor dem mächtigen „Viereck“ beugen und der Sieger hatte in der That um Frieden vor dem Beſiegten zu betteln.

Hätte Oeſterreich die Zeit des Friedens vom Jahr 1815 an zur Entwickelung ſeiner innern Reſourcen und zur Be-

Digitized by Google

friedigung der Wünſche ſeiner heterogenen Völker zu benutzen verſtanden, ſo wäre es nie zu einem ungariſchen Befreiungskriege gekommen: Koſſuth hätte nie als Agitator eine Rolle geſpielt und der beklagenswerthe Görgey hätte nie den Schein eines Verräthers auf ſich gezogen.

Durch religiöſe Bigotterie an Rom gefeſſelt, auf die Gewalt der Bajonete mehr vertrauend als auf die Liebe des Volkes, am Staatskarren ſtets rückwärts ziehend, nie ſich mit der zeitgemäßen Vorwärtsbewegung vertrauend, weder tugendhaft noch laſterhaft, blos nach dem haſchend, was der Engländer expediency nennt, die Leiche Metternich's anbetend und den lebendigen Geiſt ſeiner Völker verachtend, mußte Oeſterreich die Demüthigung erleben, vom intelligenten Preußen, einer untergeordneten Macht, auf die Schlachtbank geführt und als Großmacht für immer vernichtet zu werden. Im verhängnißvollen Jahr 1809 hatte Oeſterreich noch den Schein der Macht für ſich, im Jahr 1866 haben preußiſche Geiſtesüberlegenheit und Zündnadelgewehre die civiliſirte Welt vollkommen überzeugt, daß Oeſterreich als deutſche Macht unter Null herabgeſunken und einzig und allein noch von dem ungariſchen und ſlaviſchen Elemente Heil zu erwarten hat.

Mußte Oeſterreichs Politik es dahin bringen, Venedig durch Waffenüberlegenheit zu verlieren, ſo ſollte jetzt Oeſterreichs Staatsklugheit ſeine deutſchen Provinzen als ein anderes Venedig betrachten, das eines V i e r e c k s entbehrt und ſich nie mit den ſlaviſchen Stämmen für die Dauer auf künſtlich erzwungene Weiſe aſſimiliren wird laſſen. Die Folge davon? — Ober- und Niederöſterreich, Steiermark, Carinthien und Carniolien, mit den herrlichen Städten Wien und Gratz, gehören zu Deutſchland und müſſen und werden ſo gewiß an Deutſchland ſich ſchließen, als Preußen in Deutſchland aufgehen muß, aufgehen wird. Das fait accompli iſt blos eine Zeitfrage.

Durch Preußen in jüngſter Zeit beſiegt, ward der Doppeladler ſeiner Kraft beraubt. Doch iſt er noch immer ſtark genug, um ſich von den geſchlagenen Wunden zu erholen und als Monarchie noch (etwa) ein anderes Jahrhundert fortzubeſtehen. Um aber dies zu vermögen, muß der Titel eines Kaiſers von Oeſterreich aufhören. Oeſterreich, das heißt als deutſcher Theil des gegenwärtigen Complexes, muß, gegen Entſchädigung der Donaufürſtenthümer, an Preußen abgetreten werden; der König von Preußen werde conſtitutioneller Kaiſer von Deutſchland und der Kaiſer von Oeſterreich begnüge ſich mit dem Titel eines conſtitutionellen Königs von Ungarn, Böhmen, Siebenbürgen, Croatien, Slavonien, Wallachien, Servien, Bulgarien, Dalmatien, Illyrien und der europäiſchen Türkei, mit Conſtantinopel, indem er — mit Hilfe Preußens, oder vielmehr des deutſchen Kaiſers — den kranken Mann nach Aſien ſpedirt. Es iſt zeitgemäß, ein einiges Deutſchland mit einem Kaiſer, mit beſchränktem Veto, an der Spitze zu gründen und ein ungariſches Königreich, mit beſchränktem Veto und ſelbſtſtändiger innerer Verwaltung der verſchiedenen ſlaviſchen Nationalitäten, nach dem Beiſpiele der ſouveränen Staaten der Ver. Staaten von Nordamerika. Dies, ſcheint mir, wäre ein zeitgemäßer Fortſchritt ohne jene blutigen Kataſtrophen, die bis jetzt ſtets in Deſpotismus ausliefen, herbeizuführen. Aber, aber, Könige haben nie den Scharfblick in die Zukunft; auch ſcheinen ſie nicht geneigt zu ſein, Etwas von der Vergangenheit zu lernen und vertrauen dem Zufall mehr als der Staatsklugheit, und ſo iſt es denn auch wahrſcheinlicher, daß Oeſterreich, gegenwärtig am Rande des Verfalles, gerade ſolche reaktionäre Maßregeln ergreifen wird, die zur Revolution und zu ſeinem ſichern Falle führen.

Oeſterreich, das einen Krieg mit Preußen, 1866, um jeden Preis hätte vermeiden müſſen, ſollte künftig ſuchen, einen Bund mit Preußen zu ſchließen, um neben Deutſchland, England, Rußland und Frankreich eine ungariſche Monarchie, mit demokratiſchen Inſtitutionen, zu gründen. D i e R e p u b l i k wird endlich von ſelbſt kommen; denn ſo wenig man das Naturgeſetz vernichten kann, vermöge deſſen Kinder wachſen m ü ſ ſ e n, ſo wenig vermögen die feinſten Combinationen der Regierungskunſt es dahin zu bringen, daß die Intelligenz eines Volkes nicht endlich zur ſtabilen S e l b ſ t r e g i e r u n g führe.

Römiſche Geſchichte.

Von Dr. W. Wägner.

Auguſtus.

Privatleben des Kaiſers, Regierung, Staatsverfaſſung.

Octavian (ſpäter Octavianus Auguſtus) war Oberhaupt des Reiches, unumſchränkter Monarch, wenn er die Gewalt, die er in Händen hatte, zur Anwendung brachte. Er that es nicht; das republikaniſche Gefühl ſchonend, führte er mit gelinder, wohlthuender Hand das Volk allmählich in die Bahn der monarchiſchen Ordnung, in welcher der Staat allein noch beſtehen und die erforderliche Kraft entfalten konnte. Man erkannte in ihm nicht mehr den blutbeſpritzten Triumvir; er war dem Anſcheine nach ein anderer geworden und doch in Wirklichkeit derſelbe geblieben. Denn von Anfang ſeiner Laufbahn bis an's Ende war Berechnung und Politik ſeine Führerin bei Allem, was er that. Was ſein Adoptivvater gewollt, ſchwebte ihm vor Augen; aber da ihm Cäſar's überwältigendes Genie und deſſen furchtbares Schwert nicht zu Gebot ſtand, ſo ſuchte er durch die feinſte Staatskunſt, durch

Klugheit und zähe Beharrlichkeit das Mangelhafte zu erſetzen. Dazu beſaß er von Natur einen klaren Blick, der, ungetrübt durch Leidenſchaften und Vorurtheile, Menſchen, Verhältniſſe und vornehmlich die eigene Befähigung durchſchaute und erkannte. Nicht weniger war ſein Wille ſtark, daß er ebenſo ſeine leibliche Schwäche, die Hinfälligkeit ſeiner Geſundheit bezwang, wie die natürlichen Regungen des Herzens. Darum entfeſſelte er den Mord durch die Proſcriptionen; denn Gut und Blut der Opfer waren nothwendige Rüſtzeuge gegen die Verbündeten im Orient. Darum ſchwang er nach ſeinen Siegen das Richtſchwert über einzelne Widerſacher und begnadigte andere, je nachdem er ſie für gefährlich oder verſöhnlich hielt. Tief verſteckt unter der glatten Außenſeite lagen die Entwürfe ſeines hochſtrebenden Ehrgeizes. Sein offenes, durchdringendes Auge ſchaute ſo zuverſichtlich, ſo feſt und vertrauensvoll in das begegnende, daß, wer Gefahr fürchtete, Vertrauen gewann, wer Schlimmes im Schilde führte, leicht davon abgelenkt wurde, wie er denn einſt durch ſeinen zuverſichtlichen Blick Mörderhände entwaffnete. Ueberhaupt hätte man, nach dem Aeußern zu urtheilen, den Mann von unanſehnlicher, ſchmächtiger Geſtalt und gefälligen Formen der rieſenhaften Entwürfe nicht fähig halten ſollen, die er mit furchtbarer Energie verfolgte.

Als Octavian auf der Zinne des Tempels ſtand, deſſen Stufen er unverdroſſen, Schritt für Schritt erſtiegen hatte, blieb zwar fortwährend die Politik ſeine Führerin, aber durch die Maske der Zurückhaltung und vorgeblicher Geringſchätzung erlangter Machtfülle leuchtete doch ſeine beſſere, ſeine eigenthümliche Natur hervor. Mag man immerhin über ſeine Verſtellung den Stab brechen; unleugbar iſt und ruhmwürdig, daß nicht die eigene bevorzugte Stellung das alleinige Ziel ſeines Ehrgeizes war, ſondern vielmehr die geſetzliche Ordnung, die Beruhigung, der möglichſt glückliche Zuſtand aller Länder, die ſein Reich umfaßte. Dieſem Zweck widmete er unausgeſetzt die mühevollſte Thätigkeit, ihm opferte er Alles, Zeit, Geſundheit u. Kräfte. Dafür belohnten ihn freilich die ausſchweifendſten Ehrenbezeugungen; aber er ſuchte auch Lohn und Erholung im Kreiſe vertrauter Freunde und in ſeiner Familie. Da ließ er die Schranke der Etikette, den Purpur des Herrſchers fallen, da war er der liebenswürdigſte Geſellſchafter, der bei Würfelſpiel und Becherklang die Sorgen verſcheuchte, der die Enkel auf den Knieen ſchaukelte und ihre zarten Händchen den Schreibgriffel führen lehrte. Indeſſen gerade hier, im Schooße der Familie, wo er nur Menſch ſein wollte, nur Friede und Liebe begehrte, fand er die bitterſten Täuſchungen. Aus Staatsklugheit hatte er in früher Jugend des Antonius Stieftochter Clodia geheirathet, dann nach erfolgter Scheidung die Scribonia, die mit Sextus Pompejus verwandt war und ihm Julia gebar. Ohngeachtet ſeiner Freude über die Geburt einer Tochter ſchickte er der Gattin bald darauf den Scheidebrief zu, weil ihn die einnehmende Livia, aus dem alten Geſchlechte der Clau d und vermählt mit Tiberius Nero, zu feſſeln wußte. Dieſe Frau, herrſchſüchtig, wie das Geſchlecht, von welchem ſie abſtammte, war des Kaiſers guter und böſer Genius in Einer Perſon. Mit ſeltener Klugheit ſtand ſie berathend dem Gemahl zur Seite, leitete unmerklich ſeine Schritte, ſo daß er, der ſonſt alle Welt zu täuſchen und zu beherrſchen gewohnt war, unbewußt ſich am ſanften Gängelbande ſeines Weibes bewegte. Er fühlte ſich dabei ganz wohl; denn ihre Rathſchläge erwieſen ſich als zweckmäßig in öffentlichen wie in Privatangelegenheiten. Wenn aber freilich ihr Intereſſe in's Spiel kam, ſo mußte jedes andere demſelben nachſtehen. Sie übte dann eine dämoniſche Gewalt, die ſelbſt das Oberhaupt des Reiches und des Hauſes mit unlösbarem Bann umſtrickte.

Was die herrſchſüchtige Frau hauptſächlich im Auge hatte, war die Nachfolge ihrer Söhne erſter Ehe, Tiberius und Druſus, auf dem römiſchen Herrſcherſitz. Dieſen Gedanken verfolgte ſie, da ihre Ehe mit Octavian kinderlos blieb, mit aller Feinheit der weiblichen Intrigue, ohne daß ſie denſelben jemals gegen den Gemahl äußerte. Sie hatte aber im Palaſte ſelbſt nicht verächtliche Gegnerinnen, nämlich die allverehrte Octavia, des Antonius Wittwe, und die muntere, liebenswürdige, aber auch ausgelaſſene Julia, des Kaiſers Tochter, welche beide ihr verdecktes Spiel durchſchauten und ſie tödtlich haßten. Während der Anſtand, den das Oberhaupt forderte, zur äußern Freundlichkeit und zum gefälligen Umgang zwang, arbeitete im Stillen die Zwietracht. Die Abſichten des Herrſchers ſelbſt waren aber denen ſeines Weibes durchaus entgegen. Er wollte das Juliſche Geſchlecht auf dem Throne befeſtigen. Daher vermählte er den ſiebzehnjährigen Marcellus, den Sohn der Octavia, mit ſeiner Tochter, und als derſelbe ſchon nach drei Jahren ſtarb, erwählte er ſeinen erprobten Freund und Feldherrn Agrippa zu ſeinem Eidam. Nach deſſen Tode adoptirte er die Söhne deſſelben, als ſeine Enkel, Cajus und Lucius; aber auch ſie ſtarben in der Blüthe der Jugend. Noch waren die Tochter und deren zwei jüngere Kinder übrig, da erfährt er, daß erſtere, die mit ſchmeichelnden Worten ſo oft für Uebertretung der ſtrengen Sitte Verzeihung erlangt hatte, bei nächtlichen Gelagen alles Schamgefühl abgelegt habe. In leidenſchaftlicher Aufregung berichtete er ſelbſt darüber an den Senat und beſtätigte das Urtheil, das die Unglückliche auf die einſame Inſel Pandataria an der campaniſchen Küſte verwies. Tiberius, den ſie vorher ungeachtet gegenſeitiger Abneigung als dritten Gatten hatte ehelichen müſſen, betrauerte die Verbannte nicht; denn er war nun dem Throne nahe gerückt. Nur die zwei Kinder der Julia, eine Tochter gleiches Namens und ein Sohn, Agrippa Poſthumus, ſtanden ihm noch im Wege. Indeſſen wußte man auch für ſie ein Verbannungsdecret zu erſchleichen, und nun ſtand das kaiſerliche Haus verödet, dem alternden Monarchen aber kein Haupt mehr nahe, um es mit der Glorie der Herrſchaft

Digitized by Google

zu ſchmücken, als ſein niemals geliebter Stiefſohn. Livia hatte nicht nur mit allen Mitteln ſchlangenglatter Kunſt, wie mit unſichtbarer Hand das Spiel vierzig lange Jahre geſpielt, ſondern auch unbedenklich, wo die Kabale unwirkſam war, durch künſtliche Getränke nachgeholfen — ſie war Giftmiſcherin. Es iſt freilich nur ein unverbürgtes Gerücht, das ſie des Verbrechens zeiht; aber ihr Character und die gehäuften Todesfälle in der kaiſerlichen Familie machen es ſehr wahrſcheinlich.

Das römiſche Volk erkannte nicht die Zerſtörungen, welche der Tod und die Verbannung ſeiner Lieblinge in dem Gemüth des Herrſchers anrichteten, noch die heimlich genährte Erbitterung, die giftigen Blicke der Menſchen, die ſich in den Prunkgemächern begegneten. Es ſah nur die glänzende Außenſeite, die ſcheinbare Ruhe und Zufriedenheit, die über der ſchauerlichen Entzweiung ausgebreitet war, wie eine Blumendecke über einer verpeſteten Lache. Das Leben des Monarchen war einfach, entfernt von unmäßigem Prunk, nicht verſchieden von dem eines wohlhabenden Senators. Sein Haus auf dem Palatin ſtand andern Paläſten an Schmuck und Ausdehnung nach. Freigelaſſene und Sklaven in mäßiger Zahl verſahen den Dienſt. Nur einige Lorbeerbäume vor dem Eingang und eine Schaar Prätorianer, von denen drei Cohorten in der Stadt vertheilt waren, kennzeichneten den kaiſerlichen Palaſt. Freund der Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte, deren hervorragende Zierden er zu ehren wußte, empfing er hier in ſeinem Triclinium Gelehrte, Dichter und Künſtler, und der gefeierte Horaz hat ihm in ſeiner Zurückgezogenheit gar manchmal die trüben Stunden verſcheuchen müſſen, die den mächtigſten Herrſcher der damaligen Welt oft genug beſchlichen. Während Regierungsſorgen und Familienangelegenheiten den kaiſerlichen Herrn in Anſpruch nahmen, waren die Damen des Hauſes nach alter Sitte mit Handarbeiten beſchäftigt, da der Gebieter des Staates ſelbſt ſeine Hausgewänder von ihnen anfertigen ließ. Auswärts trug derſelbe die ſenatoriſche Toga mit dem Purpurſaum. In dieſem Kleide ſchritt er ohne Lictoren durch die Straßen, beſuchte den Senat, die Comitien, die Gerichtshöfe. Dort gab er, wie jeder Andere, ſeine Stimme ab, vertheidigte ſeine Vorſchläge, ließ ſich Widerlegungen gefallen; hier ſprach er für Clienten, ſtellte Zeugniß aus und ſchien nur ein ſchlichter Privatmann zu ſein.

Die Wirklichkeit war von dem Schein, den das Reichsoberhaupt über Thun und Walten ausbreitete, durchaus verſchieden. Mit ſeinen vertrauten Freunden berieth der Monarch die Regierungsmaßregeln und brachte ſie auf möglichſt ſchonende Weiſe zur Ausdehnung. Seine Cabinetsräthe und treuen Gehülfen waren C. Cilnius Mäcenas und M. Vipſanius Agrippa, deren Thätigkeit ſchon mehrmals Erwähnung geſchehen iſt. Erſterer ſtammte von einem alten etruskiſchen Geſchlecht. Durch Geſchäftskenntniß, Geſchicklichkeit in Unterhandlungen und Einſicht in die Verhältniſſe wurde er ſeinem Herrn unentbehrlich. Daher durfte er demſelben einſt bei Erlaß von Todesurtheilen zurufen: „Stehe endlich auf, Henker!" Zweimal führte er die Regentſchaft in Italien während der Abweſenheit Octavians, obgleich er niemals ein republikaniſches Amt bekleidete. Später zog er ſich mehr von Geſchäften zurück und lebte ſeinem Hange zu Vergnügungen. In ſeinem von Gärten umgebenen Palaſte hatten berühmte Mimen, gefeierte Dichter und Philoſophen freien Zutritt. Da luſtwandelte der Kunſt und Poeſie liebende und fördernde Mann in weiblicher, nachläſſiger Kleidung, bei rauher Witterung oft bis an die Ohren eingewickelt, mit zahlreichem Gefolge und empfing ſeinen Herrn, wenn derſelbe kam, um ſeinen Rath einzuholen.

Von anderem Gepräge war Agrippa, die rechte Hand Octavian's, der ſeine Schlachten ſchlug. Er war ſeines Werthes ſich bewußt und forderte öffentliche Anerkennung. Er empfing die Hand der Marcella, einer Nichte des Kaiſers; er grollte ſeinem Schwager Marcellus, dem Schwiegerſohn und muthmaßlichen Nachfolger des Herrſchers, weil er ihm nachſtehen mußte. Als er deßhalb zur Vermeidung öffentlichen Aergerniſſes die Statthalterſchaft von Syrien erhielt, blieb er trotzig auf Lesbos zurück, indem er die Verwaltung der Provinz ſeinem Legaten überließ. Der Kaiſer aber, die Widerſetzlichkeit überſehend, berief nach dem Tode des Marcellus den erprobten Freund wieder zu ſich und feſſelte ihn durch die Hand der verwittweten Julia mit unauflöslichen Banden an ſich.

Mit Hülfe dieſer Männer ſuchte Octavian zunächſt den tiefgeſunkenen Senat wieder zu Anſehen zu bringen. Als Cenſor bewog er viele unwürdige Mitglieder zum freiwilligen Ausſcheiden; andere, darunter ſtarre Republikaner, entfernte er ſelbſt kraft ſeines Amtes, wodurch er zugleich die Körperſchaft zu einem gefügigen Werkzeuge ſeiner Politik machte. Darauf ergänzte er die Zahl der Patricier, da die alten Häuſer, durch Dolch und Schwert gelichtet, zum Theil gänzlich erloſchen waren. Ferner veranſtaltete er eine Zählung der römiſchen Bürger im ganzen Reich. Es ergab ſich daraus, daß die Zahl der waffenfähigen Männer über vier Millionen betrug. Dieſe weit zerſtreute Volksmenge verpflichtete er ſich durch Aufhebung der unter dem Triumvirat erlaſſenen tyranniſchen Verordnungen; noch mehr gewann er den großen Haufen in der Stadt durch Spiele und Getraidespenden, die verarmten Senatoren durch bedeutende Summen, welche ihnen an dem geſetzlichen Cenſus fehlten. Dafür erhielt er im folgenden Jahre, als er nach ſeiner bekannten Politik die Niederlegung der Regentſchaft beantragte, mit Erneuerung der Imperatorenwürde den Oberbefehl über das geſammte Heerweſen u. zugleich das Oberſtatthalteramt auf Lebenszeit. Er nahm dieſe Stellung freilich nur auf zehn Jahre an und wiederholte auch regelmäßig die Abdankungspoſſe; allein natürlich wurde er mit dem Oberbefehl regelmäßig wieder betraut. Jetzt zum erſten Male

Digitized by Google

begrüßten ihn Senat und Volk mit dem Ehrennamen Auguſtus (der Ehrwürdige), und mit dieſer Benennung bezeichnet ihn forthin die Geſchichte.

Vermöge des übernommenen Statthalteramtes ordnete der Kaiſer die Verwaltung der Provinzen. Die beruhigten Landſchaften, wie Sicilien, Afrika, Kleinaſien und andere, überließ er dem Senat, welcher Praeconſuln mit reicher Ausſtattung und großem Pomp dahin ſandte; die Sorge für die unruhigen und bedrohten Länder übernahm er großmüthig ſelbſt. Die Statthalter, denen er die Verwaltung übertrug, mußten ſich mit dem beſcheidenen Titel Proprätoren und mit ſechs Beiträgern begnügen; aber ſie hatten unbeſchränkte Macht über Leben und Tod, und Legionen zur freien Verfügung, während die Beamten des Senats der Militairmacht gänzlich entbehrten. Man bewunderte, man pries laut den aufopfernden Edelmuth des Herrſchers, wenn man gleich das feine Spiel, das ihm die Legionen ſicherte, wohl durchſchaute. Und doch verdiente er die öffentliche Anerkennung; denn mit unermüdlicher Thätigkeit ſteuerte er in den Provinzen den Erpreſſungen, dem Wucher, richtete er durch Straßen, durch Belebung von Handel und Induſtrie den Wohlſtand auf. Kein Statthalter durfte Geſchenke oder gar ungerechte Steuern einfordern; er erhielt einen feſten Gehalt aus der Staatskaſſe, z. B. der von Kleinaſien eine Million Seſterzen (gegen 60,000 Thaler), die cäſariſchen nur den zehnten oder zwölften Theil. Durch die Fürſorge des Kaiſers kamen mehrere Provinzen in blühenden Zuſtand; namentlich war dies der Fall in Aegypten, wo die Bewäſſerung verbeſſert, der unmittelbare Handel mit Indien eröffnet wurde. Auch beſchwerliche Reiſen ſcheute Auguſtus trotz ſeiner ſchwächlichen Geſundheit nicht. Er ging in demſelben Jahre, in welchem er die Regentſchaft wieder übernahm, nach Gallien. Daſelbſt erhob er das vorher unbedeutende Lugdunum (Lyon) zum Mittelpunkte der Regierung, zog eine zahlreiche Bevölkerung herbei, theilte das ganze Land in vier Provinzen, ließ eben ſo viele Staatsſtraßen anlegen und ſuchte durch Colonien und Anlage von Tempeln die eingeborenen Völker mit den Römern, ihren Glauben mit dem römiſchen zu verſchmelzen. Darauf reiſ'te er nach Hiſpanien, wo ſich noch immer die kriegeriſchen Bergbewohner gegen das Joch ſträubten. Seine Legaten und zuletzt Agrippa dämpften durch blutige Siege ſowie durch Verpflanzung der wilden Stämme die Unruhen.

Erſt nach drei Jahren kehrte der Monarch in die Hauptſtadt zurück, wo man ihm neue Ehren zuerkannte. Man bekleidete ihn mit der erweiterten tribuniciſchen Gewalt auf Lebenszeit. Er erſchien dadurch als der rechtmäßige Stellvertreter und Schirmherr des Volkes, der mit ſtarker Hand Unrecht von ihm abwehrte, an den man in allen gerichtlichen Angelegenheiten appelliren konnte. Ebenſo nahm er ſpäter, nachdem er das Conſulat niedergelegt hatte, die conſulariſche Gewalt auf die Dauer an und in gleicher Weiſe ſtatt der Cenſur das Sittenrichteramt, kraft deſſen er eine zweite Reinigung des Senats veranſtaltete und die Zahl der Mitglieder dieſer Körperſchaft auf 600 feſtſetzte. Die eingeführte kräftige Verwaltung beſchränkte ſich nicht auf die oberſten Behörden allein; auch die Sorge für die öffentliche Sicherheit lag ihr ob. Sieben Cohorte Feuerwehr, jede zu 700 Mann, und eine Cohorten Sicherheitsdiener (6000 Mann), durchzogen die Straßen bei Tag und Nacht. Aehnliche Einrichtungen waren in ganz Italien getroffen, wodurch das Räuberweſen gründlich beſeitigt wurde. Der Schutz an den Gränzen gegen äußere Feinde war den ſtehenden Heeren anvertraut. In gewöhnlichen Zeiten genügten 25 Legionen, die mit den Hülfsvölkern eine Macht von etwa 30,000 Mann bildeten. Dazu kamen neun Cohorten Prätorianer (9000 Mann), von denen drei in Rom ſelbſt, die übrigen in benachbarten Städten vertheilt waren. Auf dem Meere hatte man keinen andern Feind zu bekämpfen, als Piraten, und dieſe ließ die ſtattliche Seemacht nirgends aufkommen. Sie war in drei Geſchwader vertheilt, deren anſehnlichſtes ſeinen Standort in der geräumigen Bucht von Miſenum hatte.

Die neue Verwaltung und Ordnung des Reiches koſtete natürlich weit größere Summen, als die republikaniſche. Nur allein der Aufwand für das ſtehende Heer betrug, ſoweit man darüber urtheilen kann, 300 Millionen Thaler, die jährliche Getraidevertheilung erforderte wohl zwei Millionen. Auguſtus ließ es ſich angelegen ſein, die Finanzen des Staates ſo zu ordnen und ſo zu beaufſichtigen, daß der nothwendige Aufwand beſtritten werden konnte. Ehemals floß ein großer Theil der Einkünfte in die Taſchen der Beamten; jetzt leitete die ſtrengſte Aufſicht den reichen Strom in die Staatskaſſe. Die ſonſt ſteuerfreien Bürger entrichteten nunmehr Vermögensſteuer nach dem Cenſus. Von den Handelsartikeln wurde bei'm Verkauf ein Procent abgegeben, von Sklaven das Doppelte. Die Kriegskaſſe nahm von den Hinterlaſſenſchaften, die nicht an die nächſten Blutsfreunde fielen, den zwanzigſten Theil in Anſpruch. In den Provinzen wurden Kopf- und Grundſteuer entrichtet; noch mehr aber ertrugen die Zölle. Die Einkünfte von Aegypten ſollen ſich unter den Ptolemäern auf zwölf Millionen Thaler, die von Kleinaſien unter Sulla nur auf fünf Millionen belaufen haben. Die beſſere Finanzverwaltung mußte ſie bedeutend erhöhen.

Das ganze Reichsgebiet umſchloß die fremdartigſten Elemente. Völker, die alte Kultur-Epochen ſchon durchlaufen hatten, und rohe Barbaren, in der vollen Kraft ungezügelter Natur, waren nun durch das Band gemeinſamer Verwaltung und durch die Gewalt des Schwertes zuſammengezwungen. Kein gleiches Intereſſe verband ſie, das Reich war nicht ihr Vaterland, ihm ſchuldeten ſie weder Liebe, nach Treue, noch Bereitwilligkeit zu hochherzigen Opfern. Indeſſen fanden doch römiſche Kultur, Sitte und Sprache mehr oder weniger Eingang, wie denn Gallien und Hiſpanien im Laufe der Jahrhunderte ganz rö-

Digitized by Google

miſch wurden. Vieles trug hierzu die Pflege der Werke des Friedens, beſonders auch die der Kunſtſtraßen bei, die Auguſtus durch alle Provinzen führen ließ. Es wurden von Station zu Station Poſten eingerichtet, welche nicht nur öffentliche Depeſchen, ſondern auch durch kaiſerliche Vergütung Reiſende und Privatſendungen etwa mit der Geſchwindigkeit der gegenwärtigen Eilwagen beförderten. Alle dieſe Verbindungswege hatten in Rom ihren Mittelpunkt; daher ließ Auguſtus auf dem Forum einen goldnen Meilenzeiger errichten.

Krieg unter Auguſtus.

Dreimal ſchloß Auguſtus den Janus-Tempel zum Zeichen allgemeinen Friedens; in der übrigen Zeit kämpften die Legionen an den Gränzen mit barbariſchen Völkern. Dacier, Baſtarner und andere Stämme an der untern Donau ſchlug der Legat M. Craſſus zurück und beſetzte Möſien, das heutige Bulgarien und Serbien. Von Aegypten aus ſuchte man das glückliche Arabien zu erreichen, allein die ſtreitbaren Nomadenſtämme der Wüſte vereitelten dieſen Zug.

Um die Zuſtände in Griechenland und Aſien ſelbſt kennen zu lernen, begab ſich Auguſtus in dieſe Länder. Auf Samos langte eine Geſandtſchaft eines indiſchen Königs bei ihm an, welche Geſchenke überbrachte und ein Bündniß antrug. In Syrien erſchienen parthiſche Boten. Im Auftrag des Königs Phraates, der ſich vor der kaiſerlichen Hoheit beugte, überlieferten ſie dem Herrſcher die von dem unglücklichen Craſſus eingebüßten Adler und Trophäen.

Auguſtus rechnete dieſen unblutigen Gewinn unter ſeine ſchönſten Siege.

Mit den Völkern, welche rings um Italiens Nordgränzen die Alpenketten bewohnten, lagen die Legionen im fortwährenden Kriege. Zuerſt wurden die Salaſſer durch Hinterliſt bezwungen und faſt ganz vertilgt; darauf überwältigten Tiberius und Druſus, des Kaiſers Stiefſöhne, Noricum, Rhätien und Vindelicien unter blutigen Gefechten. Durch die Thäler, über die ſteilen Höhen drangen die Römer, daß ganze Gebirge erklang von Waffenlärm und Kriegsruf; bis an die Donau mußten die Völker nach Jahre lang fortgeſetztem Widerſtande den trotzigen Nacken unter das Joch beugen.

Auch in Gallien, wo man ſich an die Schatzung (Cenſus), überhaupt an die neu eingeführte Ordnung nicht gewöhnen konnte, zeigten ſich unruhige Bewegungen, während in den Alpen und weithin durch Pannonien (Ungarn) der ſchonungsloſe Krieg wüthete. Dieſe Gelegenheit benutzten am untern Rheine die Sigambrer, Uſipeter und Tenchterer. Sie gingen über den Strom und, nachdem ſie die römiſche Reiterei geſchlagen hatten, griffen ſie den Statthalter M. Lollius in ſeinem Lager an. Der nachläſſig bewachte Wall ward erſtiegen, die fünfte Legion in Stücke gehauen, das übrige Kriegsvolk in die Flucht getrieben. Mit einem erbeuteten Adler kehrten die Germanen zurück, ohne den Sieg weiter zu verfolgen, da der Kaiſer ſelbſt eilends eintraf und neue Rüſtungen betrieb. Auguſtus fand indeſſen reichlich Arbeit; denn eben jener Statthalter Lollius und andere Beamten hatten ſich viele Bedrückungen erlaubt, die abgeſtellt werden mußten. Um vor künftigen Einbrüchen der Germanen geſichert zu ſein, ließ er einen großen Waffenplatz, castra vetera (auf dem Fürſtenberge bei Xanten) anlegen, der den offenen Landſtrich auf dem rechten Rheinufer im Gebiete der Lupia (Lippe) beherrſchte. Bevor er nach Rom zurückkehrte, übertrug er die völlige Beruhigung Galliens und zugleich den Krieg gegen die germaniſchen Völker ſeinem Stiefſohn Druſus. Der junge, ſchon in manchem Kampfe erprobte Held war der rechte Mann für die ſchwierige Aufgabe. Wenn ſein Bruder Tiberius ſchon im Aeußern durch den koloſſalen, unſymmetriſchen Gliederbau, noch mehr durch ſeinen finſtern Blick abſtieß, ſo wirkte ſeine männliche Schönheit, verbunden mit Leutſeligkeit und Beſcheidenheit, wohlthuend auf ſeine Umgebung. Er verſtand es, die galliſchen Edeln zu gewinnen, indem er zur Einweihung des dem Auguſtus und der Roma bei Lugdunum errichteten Altars ein großes Nationalfeſt feierte, was ihrer Eitelkeit ungemein ſchmeichelte. Darauf bereitete er ſeine Unternehmungen gegen die germaniſchen Stämme vor. Er ließ eine Flotte auf dem Rheine bauen, einen Kanal aus dieſem Fluſſe nach dem Flevo (dem damals noch ſehr ſchmalen Zuyder-See) führen und leitete Unterhandlungen ein mit den Frieſen und andern Bewohnern der Seeküſte, um im folgenden Jahre den Feldzug zu eröffnen.

Ueber Anſtand und Lebensart.

Aus Demokritos.

La sagesse est trop ancienne,
il faut vivre à la mode! *)

Die Natur ſcheint alle harten, eckigen Formen zu verabſcheuen: im Thierreich, wie im Pflanzenreich, iſt Alles gerundet, oval, cylindriſch, wellenförmig, nur im Mineralreiche finden wir eckige, plumpe Formen. In der Menſchenwelt ſoll der Anſtand die ſcharfen Ecken decken, die man allenfalls nur noch auf dem Lande ganz entblößt ſieht, denn hier iſt das wahre Mineralreich der Menſchheit zu ſuchen; in

*) Weisheit iſt zu alt, man muß nach der Mode leben!

Digitized by Google

großen Städten und an großen und kleinen Höfen trägt man Larven und Masken, und der gute ehrliche Mann, der ſich da offen zeigt, iſt verloren, wie ein Kind. Jeder Menſch hat indeſſen ſeine moraliſchen Pudenda, die er nicht gern ſehen läßt, und ſo mag der Anſtand das ſein, was Unterrock und Hoſe.

Der Anſtand gehört par excellence unter die Gebräuche, die zur Mode gezählt werden müſſen, welche zwar im engern Sinne blos Sachen ordnet, Kleider, Hausgeräthe, Wohnung, Schmuck, Equipagen ꝛc., im weitern Sinn aber Perſonen und deren geſellige Gebräuche, und dieſe Conventionen nennen wir Anſtand und Lebensart. Wer in Geſellſchaft zu wenig Acht auf ſich ſelbſt hat, verfällt in Ungeſchliffenheit; wer zu viel, in Ziererei. Die eigene Selbſtliebe Anderer Selbſtliebe aufopfern, iſt Gefälligkeit, die auch ein gutherziger Bauer haben kann; Solches aber auf ſchickliche Art, mit Zartgefühl zu thun, iſt feine Lebensart, Welt. Der höchſte Grad aber iſt die Humanität — nicht das, was die gemeine Welt ſo oft ausſpricht, ſondern Zuvorkommenheit aus innerer gefühlter Achtung für Menſchenwürde, ganz verſchieden von franzöſiſcher Artigkeit, von der Montesquieu ſagte: „Meine Landsleute haben die feinſte Lebensart, weil ſie am eitelſten ſind.“ Girard hat ſieben Wörter für unſer einziges Wort höflich: honnete, civil, poli, obligeant, prevenant, affable, gracieux — Alles verſchwand mit der Revolution und meinen lieben Girondiſten, Alles mußte die Segel ſtreichen vor rohen, unverſchämten und pöbelhaften Jakobinern.

Der humane Mann achtet in Andern weniger Stand und Anſehen, als den Menſchen, und iſt, was Weltlinge blos ſcheinen. Er wird nie ſeine abweichenden Meinungen zu einer Zeit vortragen, wo er Andere damit kränken und verlegen machen könnte; ſein Tadel wird in dem Fehlenden ſtets den Menſchen ſchonen und deſſen Schwächen ignoriren, und ſelbſt bei ſeinen Wohlthaten wird er nie Abhängigkeit fühlen laſſen oder gar nach lautem Danke geizen. Sein lächelndes Auge iſt der Vorbote ſeiner wohlthätigen Handlungen, wie die Blüthen die Vorboten der Früchte, ſeine Höflichkeit iſt Höflichkeit des Herzens, nicht der Manieren. Man kann Anſtand und Weltton im hohen Grade beſitzen und neben allem Dieſen hohe Brutalitas oder Immanitas, worüber Pontanus ein herrliches Kapitel hat; ja es giebt Männer ſo ganz nach der Welt, da ſie nichts mehr in der Welt ſind. Wäre das Gold nicht ſo ſelten, dächte man ſchwerlich an Vergoldung, und dieſe Vergoldung iſt unſere verſtellte Humanität, die man auch die äſthetiſche nennen könnte; ſie ſteht da, wie der Hühnerhund vor einem Rebhühnerlager, beſcheiden und geduckt; noch demüthiger ducken ſich die Vögel, aber Beide möchten etwas Anderes thun. Man muß wohl unter gewiſſen Umſtänden aus Reſpekt thun und reden als ob man glaube; aber der iſt ein Dummkopf, der auch aus Reſpekt wirklich glaubt. Jenes fordert der Anſtand, den viele junge Herren in Geſellſchaft älterer Perſonen gar nicht zu kennen ſcheinen, ob ſie gleich nur zu gut wiſſen, was es heißt, auf dem Anſtand ſein.

Wenn Lichtenberg und Weikardt ihre Höcker zu verbergen ſuchten, oder Gibbon wegen ſeines Hodenbruchs und daher watſchelnden unbehülflichen Ganges wo möglich zum Sitzen eilte, und Dickhälſe ewig an Halsbinde und Weſte zupfen, ſo ſuchen wir noch weit mehr unſere moraliſchen Gebrechen mit den Haſen des Anſtandes zu decken und haben uns in der That aus Löwen der Vorwelt in Eichhörnchen umgewandelt und verfeinert, und man muß jetzt die Portion Salz, die unſern Vorfahren genügte, ihren Mann kennen lernen, verdreifachen. Viele moraliſiren ſogar, wie gedruckt, und ihre Moral iſt weiter nichts, als ein gut zugerittenes Wiener Reitpferd, das Lanzaderl macht. Wir ſpielen mit dem Anſtand, aber er ſpielt eben ſo oft mit uns: der Anſtand z. B. fordert, daß man nicht ſo laut ſpreche und nicht ſtark accentuire; aber der Accent iſt gerade die Seele einer Rede von Wahrheit und Empfindung, daher wird er gefürchtet; denn eine Maxime des Welttones iſt: „Jeder giebt zuerſt guten Wein, wenn aber die Gäſte trunken ſind, den ſchlechtern.“ Der Weltton hat ſogar ſeinen eigenen Zeitmeſſer: ihm iſt lächerlich, von einer guten Handlung länger als einen Tag zu ſprechen; von einem neuen Theaterſtück mag man ſchon zwei bis drei Tage reden, von einer Jagdpartie oder Bal pare acht Tage zuvor und acht Tage darnach, von einer verflachten Satyre oder ſcandalöſen Liebesgeſchichte, je wahrer jene, und je greller dieſe iſt, wohl vierzehn Tage, von einer neuen Gardeuniform oder neuen Orden, von einem Miniſter- oder Maitreſſenwechſel aber Monate lang!

Selbſt wilde Völker haben ihre Mode, ſich zu begrüßen, und ihr erſtes Anſtandsgeſetz iſt, nicht zu widerſprechen, ja Zeichen des Beifalls aus bloßer Höflichkeit zu geben, was chriſtliche Miſſionäre gar oft für Zeichen der Ueberzeugung und des Glaubens genommen haben. Die Beſuche der Sineſen beſtehen in reinem Ceremoniell, wobei ſie oft mehr Verbeugungen als Worte machen, und noch heute machen im ganzen Orient die überfeinen Geſetze des Anſtandes den Umgang ſchwer, wie bei uns vor hundert Jahren, wo man förmliche Vorſchriften hatte für den Umgang mit Frauenzimmern, für Briefe, Scherze und jede Körperbewegung, eigene Complimente für Neujahr-, Geburts- und Namenstage, für Purgir- und Aderlaßtage, für Condolationen, Gratulationen und Geſundheiten bei Tiſche. Nichts übertraf aber den echt ſineſiſchen Umgang eines Bräutigams mit der Braut, und der Tanzmeiſter lehrte ſorgfältig, wie man eine Priſe Tabak und dann eine Dame recht galant bei der Hand nehme, in Ermanglung weißer Handſchuhe — mit dem Rockzipfel. So reichte jenes Fräulein dem pulsfühlenden Arzt ihren Arm bedeckt mit dem Hemde, und ſo legte jenes Mädchen, das zum erſten Male bei einem großen Mahle war, und der die Mutter empfahl, ja die Beine

Digitized by Google

hübſch auf den Teller zu legen, wenn Fleiſch käme, ihre Füße geradezu auf den Tiſch.

In Europa giebt es eine Geſellſchaft, von der man überall ſpricht, ohne beſtimmt zu wiſſen, wo ſie iſt, und was ſie iſt; Jeder will ihr angehören, und es iſt Beleidigung, das Gegentheil zu behaupten; ſie hat Geſetze, deren Handhabung keinen Kreuzer koſtet, und Gebräuche, die blindlings befolgt werden; weder Geburt noch Gunſt, weder Schönheit noch Talent, weder Reichthum noch Wiſſen finden hier Ausnahme; nur Fremdlinge laufen Gefahr, dieſer Geſellſchaft geopfert zu werden, wie vormals in Taurien; Jahrtauſende ſind in den Abgrund der Ewigkeit, große Städte, Männer und Staaten, nur dieſe Geſellſchaft hat ſich erhalten und bildet gleich den Juden eine Nation, zerſtreut unter allen Nationen; das größte Verdienſt in dieſer Geſellſchaft iſt — zu amüſiren, und das größte Vergehen — zu langweilen; das Lächerliche iſt die Exekutivgewalt, gleich dem heiligen Alten, der ohne Truppen überall unſichtbar herrſchte, und dieſe Geſellſchaft heißt: la bonne compagnie, wenn ſie gleich Colmann ein Lebensſyſtem genannt hat, calculated to destroy society for the sake of company,[1] und daher halte ich es längſt mit meinem lieben S. Pierre: la diete des alimens nous rend la sante du corps, et la diete des hommes la tranquilite de l'ame.[2]

Die ganze Geſetzgebung dieſer Geſellſchaft beſteht in zwei Worten: C'est l'usage, und eben ſo lakoniſch ſind die Worte: Cela ne se fait pas! Die Worte delicieux und detestable, piquant und ennuyant ſind Schlagworte, wie der Juden ihr koſcher und trephe! Wie oft habe ich rufen hören: Ca est delieux![3] und erſt hinten drein kam: Qu'a-t-il dit?[4] Gerade darin liegt das Geheimniß der feinen Welt, daß eine Antwort auf fünfundzwanzig Fragen gleich gut paßt, und der wahre Geſellſchaftston in der Kunſt beſteht, zu reden, ohne etwas zu ſagen — worüber man noch lachen kann; aber traurig iſt, daß das, was noch im vorigen Jahrhundert c'est un honnete homme hieß, jetzt homme de bonne compagnie heißt, im Gegenſatz zu der mauvaise compagnie, wie der Brief eines Pariſers aus einem kleinen Städtchen beweiſt: La bonne compagnie est rare, mais la mauvaise y est excellente.[5] Cheſterfield's berühmte Briefe, in ganz Europa geleſen, in deren jedem er ſeinem Stanhope Anſtand, feines Betragen und den Tanzmeiſter empfiehlt neben der klarſten Moral, machen jetzt höchſtens komiſche Wirkung, und nur ein echter bon-ton iſt im Stande, die ſechs Bände auszuhalten. Johnſon nennt ihn einen ſchönen Geiſt unter Lords und einen Lord unter Schöngeiſtern, und ſagt, daß die Briefe die Moral einer Buhlerin lehrten und die Sitten eines Tanzmeiſters.

Champforts Definition der großen Welt, un mauvais lieu avoue,[1] iſt übertrieben, und richtiger das Bild der beiden Schweizer, die vor den Paläſten des bon-ton und bon-gout ſtehen; beide verwehren gar oft der Freude und Natur den Eingang. Lord Holland aber blieb bei der Natur. Er verſicherte einer Dame alles Mögliche. „Aber wenn ich häßlich, arm und verlaſſen wäre?“ — „Und wenn Sie nackend wären, würde ich Ihnen dienen.“ — Es ſcheint mir nicht ſehr philoſophiſch von unſerem Garve, daß er ſich ſo gerne zu glänzenden Geſellſchaften drängte, wo man ihn doch überdies als Menſchenbeobachter ſcheute, und ſich ſo grämte, als ein offener Schaden im Geſicht ihn davon abhielt; tieferblickende Philoſophen finden da, ſchon nach den erſten Beſuchen, in der Regel den Sitz der frivolite, wo über Dinge am meiſten geſprochen wird, die man am wenigſten verſteht, ſo wie etwa eine Deutſchin eine italieniſche Arie ſingt, und viele Repräſentanten — Conſtitutionen haben machen helfen, und wo gerade die Thoren die lauteſten Rollen ſpielen, reine Theaterrollen, bei deren Schluſſe ſie auseinandergehen, und die Klügeren ſprechen: Ils se rendent justice en se meprisant tous,[2] altdeutſch: „Ein Eſel heißt den andern Langohr!“

Aus einer großen Geſellſchaft heraus
Ging einſt ein ſtiller Gelehrter nach Haus.
„Wie ſind Sie zufrieden geweſen?“ —
„Wären's Bücher — ich würd' ſie nicht leſen.“

Mir iſt oft in Geſellſchaften die Anekdote vom Hofe Louis XIV. eingefallen, die ſo viel zu lachen gab. Die Hofleute hatten ein Rendezvous aller Papageien feſtgeſetzt, wo ein Witzling dem ſeinigen die Worte gelehrt; Ah, que des perroquets![3] Herren und Damen waren verſammelt am beſtimmten Tage, und der Papagei, der der letzte von allen ſein ſollte, war der erſte und rief ſein: Ah, que des perroquets! Das franzöſiſche Wort s'amuser, wofür wir kein rechtes deutſches haben, iſt wie gemacht für ſolche Geſellſchaft — s'amuser, die Muſe los zu werden; ein zweiter Swift ſollte mit Ideen unter die Arme greifen, wie der ältere in ſeinen politen Geſprächen gethan hat. Wie viele Diners ohne Verdauung! wie viele Supers ohne Vergnügen! wie viele Unterhaltungen ohne Zutrauen! wie viele Verbindungen ohne Freundſchaft! wie viele Sophaſcenen ohne Liebe! Was kann der, der die Männer kennt und der

1 Darauf berechnet, die Geſellſchaft um der Geſelligkeit willen zu zerſtören.
2 Diät in Lebensmitteln giebt uns die Geſundheit des Leibes, Diät in Betreff der Menſchen die Ruhe der Seele.
3 Es iſt Brauch. — Es geht nicht. — Koſtbar, verabſcheuungswürdig, pikant, langweilig. — Das iſt koſtbar.
4 Was hat er geſagt?
5 Ehrlicher Mann. — Mann von guter Geſellſchaft. — Schlechte Geſellſchaft. — Die gute Geſellſchaft iſt hier ſelten, aber die ſchlechte ausgezeichnet.

1 Eingeſtandener Weiſe ein übel berüchtigter Ort.
2 Sie erweiſen ſich Gerechtigkeit, indem ſie ſich ſämmtlich verachten.
3 Ach, wie viel Papageien.

Digitized by Google

Weiber nicht mehr bedarf, noch in den meiſten Geſellſchaften? Man ſtößt auf ſo viele Kratzfüße, Haſenfüße und Haſenköpfe, auf ſo Viele mit der Teinture von (Oberflächlichkeit wäre allzu deutſch) allem Wiſſenswürdigen, die Madame von einem deutſchen Hofmeiſter haben wollte, der ihr ſagte, „Gnädige Frau, ſtellen Sie lieber einen Färber an!" daß man ſich lieber nach vollbrachten Geſchäften in die Stille ſeines Zimmers oder in die Einſamkeit der Natur zieht, und allenfalls Delille's Converſation lieſt. Der weſentlichſte Unterſchied zwiſchen feiner und gemeiner Geſellſchaft iſt dort ein Dutzend Wachskerzen — hier ein Unſchlittlicht!

Noch heute begreife ich nicht, wie man große Geſellſchaften, wo man ſich einige Artigkeiten ſagt, dann zur Taſel und von da an den Spieltiſch eilt, guten Umgang nennen konnte, der, verglichen mit Familien- oder vertrauter Freunde Cirkeln, Natur und Büchern — wahre Sklaverei iſt. Aus dem Bette aufs Kanapee, dann zur Toilette, von da in Wagen oder aufs Pferd, dann zur Tafel, Loge, Spieltiſch, Souper, und wieder ins Bett! Welch ein high life! —

Blases en tout, aussi durs et polis,
Toujours hors d'eux, ou d'eux seuls remplis,[1]

lieben dieſe Leutchen, wenn man ſie ſprechen hört, die Menſchen nicht ſchlechtweg, ſie ſind von ihnen entzückt; ſie freuen ſich nicht, ſie zerſchmelzen; das Schöne iſt göttlich, und der Freund ihr zweites Ich — überall Enthuſiasmus in — Worten; unſere Altvordern waren zwar ehrliche Leute, aber rohe Klötze; die Nachkommen, wenn ſie Alles wörtlich nehmen, werden kanoniſiren müſſen. Ich begreiſe dieſes Weltleben nur dann, wenn ich Monboddo's und Rouſſeau's Hypotheſen annehme, daß der Menſch nichts anderes ſei als ein gebildeter Ourangoutang.

Zwei Geſetze regieren die Welt, das Geſetz des Stärkern und das des Feinern, und die große Welt macht es wie die Kaufleute mit ihren Waaren: gut wird wenig geachtet; ſchön iſt ſchon etwas; fein — ah, c'est ca! und da der titulus de verborum significatione[2] blos für Juriſten geſchrieben iſt, und nur Kinder und Narren die Wahrheit reden, ſo iſt die Feinheit allerdings vorzuziehen; die Kunſt zu kitzeln führt am weiteſten, und daher nannten ſchon die Lateiner die Welt mundus, rein — rein, wie wir etwa einen Taugenichts einen ſaubern Geſellen nennen, oder meine Großmutter ihre verſchimmelten Zwetſchen überzuckerte nannte, was mich täuſchte, folglich zufriedener machte. Nicht überall iſt die gerade Linie die kürzeſte, und da Jeder ſeinen moraliſchen Kitzelfleck hat, ſo verlohnt ſich ſchon die Mühe, die Kunſt zu kitzeln einzuſtudiren. Es macht ſchon in der phyſiſchen Welt einen gewaltigen Unterſchied, ob Hans die Gretel, oder Selmar die Selma kitzelt, und noch delikater iſt die Sache in der moraliſchen: überkitzelt man, ſo merkt der Gekitzelte Unrath, und man hat mehr verdorben; daher es recht gut iſt, daß die Meiſten den Solangänſen der Hebriden gleichen, die der Fänger durch kluges Kitzeln fängt. Am weiteſten kommt man damit bei Damen: ſie haben alle ihren Kitzelfleck an derſelben Stelle, und wegen Ueberkitzelns kann man ruhig ſein. Galanterie hat ſchon oft zu höheren Zwecken geführt, die man ohne ſie nicht erreicht hätte — beide Geſchlechter ſind einmal für einander da; nur ein Joſeph kann der Potiphar den Rock laſſen; in eilenden Fällen bleibt nichts liegen als höchſtens — die Hoſe.

Est modus in rebus, dit le grand Isocrate,
C'est en latin — nons animons, qu'on nous gratte.[1]

Der Anſtand oder das Decorum macht faſt die ganze Moral des Welt- und Hofmannes, und etwas davon iſt immer gut; die ewige Handhabung der Bücher oder Feder macht Gelehrte ſo ſchwerfällig wie den Bauern Hacke und Pflug, und in der Geſellſchaft behandeln ſie oft die Geſellſchaft als Nebenſache, und man lacht mit Recht. Vielleicht geht es mir hier und da in dieſem Werke nicht beſſer, ohne es zu merken, und wie jenem Profeſſor, der einem Landedelmann mit ſeinen lateiniſchen Programmen aufwartete, oder jenem Prälaten, der an der Tafel zur Seite einer Fürſtin den vor ihm liegenden Vorleglöffel als Auszeichnung anſah und, von ſich ablehnend, der Fürſtin präſentirte. Die Zierbengel oder elegans tires a 4 epingles kommen weiter, wenn gleich ein geſcheiter Mann nicht begreift, wie man ſich täglich dreimal umkleiden und um alle Kleinigkeiten bekümmern mag, als jener Magiſter, der im Vorzimmer ſeines Mäcen ſeinen Anzug von Neuem ordnete und gerade ſeine ſeidenen Strümpfe mit einem Bindfaden feſter machte, als der Gönner herein trat. Es verſteht ſich ohnehin, daß man bei Aufwartungen alles Tabaks, Biers und Branntweins ſich enthalte, aller Rettige, Hülſenfrüchte und Knoblauchs, und Jeder thut wohl, da man in Vorzimmern oft lange warten muß, ſich zuvor — zu erleichtern.

Von dem wackern Anſon ſagte die Welt: Anſon iſt um die Welt, aber nicht in der Welt geweſen, und Tavernier antwortete auf Louis XIV. Frage: „Warum wählten Sie Aubonne in der Schweiz zum Wohnſitz, und nicht Paris?"

[1] Für Alles ſtumpf, ſo hart wie glatt, geſtempelt und verflacht,
Sind ſie ſtets außer ſich und doch nur auf ſich ſelbſt bedacht.

[2] Der Titel über die Bedeutung der Worte (Rechtsformeln in den Pandekten).

[1] Est modus in rebus,* ſo ſagt uns der Lateiner,
Das heißt verdeutſcht: das Kitzeln ſein verſchmäht gewißlich Keiner.
(* Es iſt ein Maaß in den Dingen. Die Stelle iſt aus einer franzöſiſchen Komödie, worin Jemand, der das Latein nicht verſteht, jene Worte Damen erklären will.)

Digitized by Google

„Ich liebe die Freiheit!“ Prediger Schulz zu Gilsdorf wurde berühmt, nicht durch ſeine Sittenlehre für alle Menſchen, ſondern weil er predigte — im Zopf. Auf manchen Gelehrten hat man in großen Reſidenzen mit dem Finger gezeigt, daß er angefahren kam mit einem Fiacre und nicht in einer Remiſe; zu Wien will ich es Keinem rathen, nach gewiſſen Kunſtgallerien und Gärten zu Fuße zu kommen, wenn er nicht mit einem Dukaten oder wenigſtens mit Augengläſern ſeinem Ueberrock relief[1] zu geben weiß. Hier, wo ſo Viele nicht auf zwei, ſondern auf acht und mehr Füßen durchs Leben wandern, machen fiacres, cabriolets, voitures, equipages etc. einen weſentlichen Unterſchied. Sieht der Kutſcher wie eine Vogelſcheuche und die Pferde wie wandernde Gerippe aus, ſo hat der arme Fußgänger nichts zu beſorgen; rollt ein Cabriolet vorüber, die Peitſche nachläſſig über das Vorderleder hangend, ſo iſt auch nichts zu beſorgen; aber iſt die Peitſche auf dem Rücken des Pferdes, dann drückt euch in die Ecke. Eine bürgerliche Kutſche iſt ſelten zu fürchten; aber gare, die hochadeligen; ſchon die Pferde tragen die Naſe hoch in der Luft. Und nun erſt Geſandtſchaftsequipagen? Sie rennen eher Menſch und Vieh über den Haufen, als das Wohl Europens um eine Stunde zu verſpäten. Die Schriftſteller über Geſandtſchaftsrechte haben dieſes Recht vergeſſen, und am allergefährlichſten ſind die reitenden Geſandten, die jungen Adjutanten oder Legationsſekretäre.

So wie die innere Gediegenheit der Geiſteswerke der Alten den neuern ſadeſten Meßprodukten nachſtehen muß, weil ihnen der ſchöne Styl fehlt — Styl iſt, wie bei Damen die Moden, Hauptſache — ſo ruft der Weltmann dem ſeine Meinung mit Beweiſen belegen wollenden Gelehrten zu: Ah, je ne veux pas qu'on me prouve.[2] Der Anſtand iſt ſo hoch kultivirt, daß ſelbſt der Henker einem ungeberdigen Patienten ſagte: „Es iſt nicht genug, mein Herr, daß man geköpft wird, man muß ſich auch dabei zu benehmen wiſſen.“ Unſere hochverfeinerte Zeit hat ſogar eine Menge überzuckeende Terminologien erfunden, und in unſerem langen Kriege ging keine Kanone verloren, ſie blieb blos aus Mangel an Pferden ſtehen; man floh nie, ſondern machte blos eine Bewegung rückwärts; man wurde nie geſchlagen, ſondern zurückgedrängt, und ſiegend überließ man dem Feinde ganze Provinzen; die Kriegsrelationen waren offizielle Verwunderungen im Poſaunenton, wenn die Leute einmal ihre Schuldigkeit gethan hatten. Man nahm nichts, man requirirte blos, und Franzoſen invitirten zu Bällen und Mahlen, welche die Geladenen zahlen mußten. Jourdan ſtand 1799 mitten in Schwaben, behauptete aber, es ſei keine Feindſeligkeit, ſondern blos eine militäriſche Stellung, welche die Umſtände erheiſchten. Doch — behauptete nicht ſchon Friedrich, als er in Schleſien einrückte, er nehme es blos en depot? Unſere Alten ſagten: „Zu geſchehenen Dingen muß man das Beſte reden.“ Wir ſind noch weit höflicher, wir loben und belohnen ſogar — ungeſchehene Dinge!

Franzöſiſche Armeen konnten Unfälle treffen, ſie konnten aufgerieben werden, aber nur durch die Elemente und Verrath; ſie verloren ſtets nur den vierten Theil von dem, was der Feind verlor, der in der Regel pulveriſirt war von dem Feuer und der Sonne von Auſterlitz. Die Oeſterreicher waren allein Schuld, daß 1805 London nicht genommen ward; bei Eylau war es ein Schneegeſtöber, bei Aſpern Ueberſchwemmung der Donau, in Spanien Hitze, in Rußland Froſt, bei Leipzig ein voreiliger Sappeur und bei Belleallianee ein paniſcher Schrecken, der die Helden weichen machte. Die fliehenden Römer bauten dem Jupiter Stator einen Tempel, wir hätten zu viel Tempel zu bauen gehabt. Qu'en pensez vous? fragte der Held meiner Zeit, von Leipzig kehrend, ſeinen Miniſter Talleyrand. Ils me parait, Sire, que c'est le commencement de la fin.[1]

Der ſchnelle Erwerb von Reichthümern hieß in der Armee: se faire un sort, oder auch gagner, beim bloßen Soldaten trouver; voler, ſagten ſie, est malhonnete.[3] Wer ſucht, der findet, und wer anklopft wie Soldaten, dem wird aufgethan. Schon Simpliſſimus, der den dreißigjährigen Krieg durchgemacht hatte, las das Wort Beit (Beute) nur rückwärts, und die Zigeuner ſprechen von Erben, was denn, wenn es recht ins Große geht, Erobern heißt. Man muß die Erbſchaften, die Napoleon und Ehren Davouſt und Vandamme ꝛc. in Zigeunermanier machten, nach Millionen rechnen — man nannte ſie nicht Räuber, ſondern Marſ[illegible]lle, Ducs, Protektors; aber ſie überluden ſich beim Pr[illegible]dre, und [illegible] mußte nach dem Laufe der Natur das Rendre [illegible] folgen, unter Beihülfe der Blücherſchen und Wellingtonſchen Pillen.

In der Sprache Galliens gab es indeſſen ſchon weit früher ſo überzuckernde Terminologien: der filou hieß längſt chevalier d'industrie, die Hure maitresse, und ein Spielbetrüger war ein Mann, qui corrige la fortune.[4] War der Bettel nicht längſt von Handwerksburſchen und Kutten veredelt durch Fechten und Terminiren, Bettelmönche durch Mendikanten und Hurerei durch Galanterie? Nannten nicht längſt galante Damen ihr Harem von Männern — Männer, die ſie intereſſiren, und behauptete nicht jenes Malers Sohn, als er Tambour wurde, er habe die Muſik gegen die Malerei vertauſcht? Das Artilleriefeuer ſelbſt ſpielt blos in die Flanken, und dies iſt noch verzeihlicher als

[1] Glanz.
[2] Ich will nicht, daß man mir beweiſt.

[1] Was halten Sie davon? — Sire, ich glaube es iſt der Anfang vom Ende.
[2] Sich ein Loos verſchaffen — gewinnen — finden — Stehlen iſt unanſtändig.
[3] Einnehmen — ausleeren.
[4] Spitzbube. — Induſtrieritter, — Gebieterin. — Der das Glück verbeſſert.

daß der altfranzöſiſche Zwang, der das Parlament zur Einregiſtrirung harter Edikte nöthigte, lit de justice[1] hieß. Die Juſtiz ſchlief, und ſo brauchte ſie freilich ein Bette!

Wie überzuckert ſind nicht die Ausdrücke: derangirte Umſtände und derangirte Taillen? ſo ſchön als die Ausdrücke: Eheleute vor Gott, ſtatt concubinarii, oder Kleinhandel für Hurenhandwerk. Die Nullität eines Ehemanns heißt complaisance, oder es iſt ein guter Weibermann, und von der häßlichſten Krankheit ſagt man: Il a attrape une petite galanterie; ſelbſt der derbe Britte nennt ſeine Boxerei — Pugiliſtik.[2] Heißt nicht der Huree — ein großer Verehrer des Geſchlechts? Selbſt das air degage[3] der Fräuleins iſt ſo eine Sache; aber ſeit wir das franzöſiſche Wort Galanterie an Kindesſtatt angenommen haben, hört man dafür ſelten mehr von Ehebruch ſprechen. Die Revolutiansmänner ſprachen von travailler le peuple, deutſch: aufwiegeln, und wir ſind wenigſtens ſo zart, das beliebte Schuldenweſen des Adels Creditweſen, die Verwirrungen bei Einverleibung der Mediatiſirten Organiſatianen zu nennen, wie Hochzeit und Leichen — Beilager und Beiſetzung. Vielen frazöſirenden Deutſchen geht es wie dem Reviſor, der einen Rechnungsführer fragte: „Was ſoll Aufgeld eigentlich beſagen?“ Dieſer ſchrieb darunter: „Aufgeld iſt ein ausländiſches Wort, zu Deutſch Agio.

Jener Gascogner ſagte von ſeinem gehängten Vater, daß er verticalement geſtorben ſei, und ein Prediger, von dem vornehme Verwandte eines Gehängten einen Todesſchein verlangten, beſcheinigte, daß ſolcher 1697 ſelig verſtorben, gegen das Ende aber ein wenig gezappelt habe; er war feinee als jener deutſche Michel, der savoir faire durch Betrügen überſetzte, und gar viele deutſche Gelehrte, wo Kant oben an ſteht — aber was verziehe man einem Kant nicht? Friedrich verzieh auch dem Reinhald Forſter, als er ihm ſagte: „Ich habe außer einem Dutzend wilden Königen auch zwei zahme geſprochen, aber keiner iſt mir vorgekommen wie Euer Majeſtät.“ — Die gelehrte Welt meiner Zeit verwandelte ſogar Eigennamen in Zeitwörter und gebrauchte Klopſtocken für erhaben, Schillern für liebenswürdig, Kanten und Schellingen für unverſtändlich, Mecklen und Röſchlauben für grob, Kotzebuen für mittelmäßig fein, Wernern für langweilen, Schleachen für kannegießern und Schlegeln für anmaßend ſein. Merkel war der Cotin[4] unſeeer Litteratur; aber der Anſtand wurde verletzt von den bedeutendſten Männern und aller Humanität vergeſſen, was eine Erbſünde der Recenſenten zu ſein ſcheint, die freilich meiſt noch jung ſind. Auf einen groben Privatbrief mag man privatim auch grob antworten, wie Käſtner: „Ihr Schreiben liegt voe mir, wird aber ſogleich hinter mir liegen.“ Aber publice thäten wir beſſee, den wegen Höflichkeit verſchrienen Britten nachzuahmen; I find it will not do (es taugt den Teufel nicht); it will do no more[1] (es iſt vorbei). Bei gewiſſen Fragen der Großen iſt es ohnehin gut, weder Ja noch Nein zu ſagen, ſondeen wie Asmus in der Audienz zu Japan: „Ich bitte — unterthänigſt — um Vergebung ꝛc.“ Ich meine, die kritiſche Philoſophie habe uns ſattſam belehrt, daß wir hinieden kein Ding an ſich erkennen, ſondern nur Erſcheinungrn der Dinge — Schein! Schein! Franzoſen ſind die beſten Lehrer des Anſtandes ſelbſt in kritiſchen Augenblicken, das muß ihnen ihr ärgſter Feind laſſen; hier können wir Deutſche am meiſten von ihnen lernen; ihr hohes Lebensmotto heißt: Sauver les apparences![2]

1 Bett der Juſtiz.
2 Er hat eine kleine Galanterie erwiſcht. — Kunſt des Fauſtkampfes.
3 Unbekümmerte Miene.
4 Ein Schmaber, Boileau's Leſern bekannt.

1 Ich finde, es geht nicht. — Es geht nicht mehr.
2 Den Schein retten.

Die Kunſt der Rede.

Von L. Weinbarg.

Nach der allgemeinen Charakteriſtik der Künſte, welche in den Kreis der Aeſthetik gehören, beſchränken wir uns auf die Kunſt der Rede, der poetiſchen wie der proſaiſchen. Dieſe Kunſt bedient ſich der Sprache, als ihres Materials, wie der Bildhauer des Marmors, der Muſiker des Tans. Nicht alle Sprachen ſind gleich geeignet für die kunſtreiche Bearbeitung, einige ſind zu ſpräde, andere zu weich, einige zu roh, andere zu gebildet, einige zu arm, andere, man möchte ſagen, zu reich, wie die deutſche, was zwar ein ſchöner Fehler iſt, wenn überall einer, was aber dach dem Dichter oder Redner bei der Wahl der Wörtee und Ausdrücke nicht ſelten auch die Qual verurſacht. Allein der wichtigſte Unterſchied den dieſes Material, dieſer Gedankenmarmor, die Sprache darbietet, iſt der, ob daſſelbe unmittelbar und urſprünglich aus dem Urfels der Nationalität gebrochen und gewonnen wird, oder ob es nur ein ausgebrochenes Stück Sprache iſt, das vom Urfelſen getrennt, nur bedeutungsloſe, geſprungene und unterbrochene Adern aufweiſet; ich meine, ob die Sprache eine Grundſprache oder eine abgeleitete iſt. Keiner kann die Tiefe dieſes Unterſchiedes begreifen, als der, deſſen Begriffe in einer Grundſprache wurzeln, der ſelbſt das Glück genießt, einem Volke anzugehören, deſſen Sprache eine ewig fortrieſelnde Quelle iſt, deren Urſprung ſich in die Felſen und Gebüſche der dunkelſten Vorzeit verliert. Man diſputire nicht mit einem Franzoſen über den Voezug der beider-

lei Sprachen, und wenn der Franzoſe, was jetzt häufig von jungen und geiſtreichen Pariſern zum Studium Göthe's, Hoffmann's und anderer deutſchen Schriftſteller geſchieht, wenn er auch das Deutſche mit einiger Fertigkeit leſen und ſprechen gelernt hat und den beſten Willen zeigt, ohne alt-franzöſiſches Vorurtheil die Vergleichung beider Sprachen anzuſtellen, ſo wird er doch nie den größten Vorzug des Deutſchen vor dem Franzöſiſchen, die Urſprünglichkeit begreifen und mit auf die Wagſchale legen. Niemand hat dieſen Punkt eindringlicher und tiefer erörtert, als Fichte in ſeinen unſterblichen Reden an die deutſche Nation; ich verweiſe Sie auf dieſe Stelle, wenn Sie Ihr Herz recht mit ſtolzem Gefühl durchdringen wollen, wie hoch unſere deutſche Mutterſprache über den neuen europäiſchen ſteht. Freilich an äußerem Reiz iſt manche ihr überlegen, heiterer, anmuthiger, geſellſchaftlicher iſt die franzöſiſche, grandiöſer die ſpaniſche, ſangreicher die italieniſche, allein ſeelenvoller und herzinniger geſtaltreicher und gedankendurchſichtiger, als alle, iſt und bleibt die deutſche. Die franzöſiſche und alle abgeleiteten Sprachen mehr und minder ſind mehr rhetoriſcher, die deutſche und alle urſprünglichen Sprachen mehr poetiſcher Natur. In jener hat ſich die Sprache abgelöſt vom ſprachſchaffenden, ſprachbildenden Genius, vom Herzen, vom Bewußtſein der Nation, ſie iſt ein Aeußeres und Fremdes geworden, und wer ſich ihrer bedient, nimmt ſie nicht aus ſich, ſondern aus dem Vorrath conventioneller Formeln und Redensarten, die für alle Zeiten geſtempelt ſind. In dieſer, der urſprünglichen, iſt Sprache und Seele eins, wer Deutſch ſpricht, ſpricht es aus ſeinem eignen Innern heraus und bedient ſich der Sprache nicht wie einer bloßen Convention, ſondern als eines Naturprodukts, das in ſeinem eignen Lebensblute Wurzel faßt und ſeinen Geiſt vielaſtig mit Blüthen und Früchten durchwächſt. Göthe vergleicht daher ſehr richtig die franzöſiſche Sprache mit ausgeprägter Scheidemünze, die Jeder in der Taſche bei ſich trägt und der er ſich auf das Schnellſte im Handel und Wandel bedienen kann, die deutſche aber mit einer Goldbarre, die ſich ein Jeder erſt münzen und prägen muß; woher es auch ein gewöhnlicher Fall, daß der gemeinſte Franzoſe raſch und fließend ſpricht, da er ſeine Wörter ungezählt nur ſo ausgiebt, der Deutſche aber, ſelbſt der gebildete, ſich nur ſelten ſo rund und voll auszudrücken vermag, als er wohl wünſcht. Demſelben Umſtande hat die franzöſiſche Proſa ihre Vollkommenheit zu verdanken und ſie, die Proſa, iſt es vor allen Dingen, was den Ruhm und auch den Werth der franzöſiſchen Literatur gegründet hat, obwohl darüber noch Manche im Unklaren ſind und die franzöſiſche Poeſie, die Trauerſpiele eines Corneille, Racine, die gereimten Luſtſpiele eines Moliere, die Henriade eines Voltaire u. ſ. w. für die einflußreichſten und am meiſten klaſſiſchen Produkte der franzöſiſchen Literatur erachten. Ich weiß nicht, ob die Franzoſen ein rein poetiſches Produkt zu Stande gebracht haben, ich wüßte keins, wo nicht der Redner den Poeten überwöge, oder wenigſtens ihm den Rang abzulaufen verſuchte; ſelbſt in der neueſten romantiſchen Schule, an deren Spitze Viktor Hugo ſteht, und die ohne Zweifel an poetiſchem Gehalt die altfranzöſiſch klaſſiſche überflügelt, ſpielt die Rhetorik, die Floskelei, die Tiradenſucht die Hauptrolle. Was ſind die franzöſiſchen Poeten gegen die franzöſiſchen Proſaiker, welche Sterne des Parnaſſus kann man einem Büffon, Rouſſeau, Diderot, Voltaire, Chateaubriand und Andern entgegenſtellen? Im Deutſchen möchte der Fall umgekehrt ſein, den europäiſchen Ruhm unſerer Literatur verdanken wir unſern Dichtern und ich glaube mit Recht. Abſtrahiren wir von den tiefſinnigen Gedanken, von den wiſſenſchaftlichen Syſtemen, welche unſere Proſa ſeit mehren Jahren entwickelt hat — wir wollen uns dieſen Ruhm nicht ſchmälern, aber wir wollen nur bedenken, welch ein geringer Theil der Nation von dieſem Tiefſinn, dieſer Wiſſenſchaftlichkeit Frucht gezogen hat — was bleibt uns nach; ſei es politiſch oder moraliſch oder ſonſt was in Proſa, was wir gegen die Werke unſerer Poeſie, gegen nur einen einzigen Dichter, wie Göthe, ja gegen nur ein einziges Gedicht, wie den Fauſt in die Schanze ſchlagen möchten? Ich wüßte es nicht. Es kann aber auch nicht anders ſein, als daß bisher die deutſche Poeſie hinter ſich ließ. Ich glaube den Grund ſchon einmal angedeutet zu haben und zwar bei der Gelegenheit, als ich meine Freude über das kräftigere Aufblühen unſerer heutigen jugendlichen Proſaiker ausſprach. Die deutſche Proſa wird nie der franzöſiſchen gleichgeartet werden, wer es von unſerer Seite auf Nachahmung anlegte, wie es von Dieſem und Jenem wirklich geſchieht, der ahnt den Genius nicht, den er verhöhnt. Herz und immer wieder Herz muß dringen und klingen aus deutſcher Rede, ob ſie einfach-proſaiſch dahinfließt, oder rythmiſche Echos hören läßt; wir haben eine Naturſprache, die ſowohl an den Gedanken als an die Empfindung ſich anſchmiegt, ohne der gallonirten Kleider zu bedürfen; Natur, Wahrheit, Herzlichkeit, das ſind die drei Farben, welche dem Deutſchen ſo wohl ſtehen und die keine Kunſt der Rednerei, der Witzelei, der Phantaſterei erſetzt. Allein, bedenken wir die bisherigen Zuſtände der Deutſchen, bedenken wir dieſe miſerabeln bürgerlichen und geſellſchaftlichen Zuſtände der Deutſchen, ſo begreifen wir leicht, warum die deutſche Proſa, der treue Spiegel dieſer Zuſtände, jetzt im Allgemeinen eben ſo miſerabel ausſehen mußte, als ſie wirklich that und thut. Ja, nehmen wir nur die ausgezeichnetſten Proſaiker der neuern Zeit, die viel Mühe und Fleiß auf die Ausbildung ihrer Sprache verwandt haben und denen es beſſer wie Tauſenden geglückt iſt, einen Fichte, Schleiermacher, Schiller, Göthe, welchen, ſelbſt Göthe nicht ausgeſchloſſen, möchte man der Jugend als reines Muſter empfehlen. Fichte's Periodengeflechte ſind mehr dornigt als blumigt, Schleiermacher ſpinnt faſt unſichtbare Gewebe und in dem Werk, was man für das Meiſterſtück ſeines

Sprachſkelets ausgiebt, in den Monologen, ſchreibt er Jamben, ſtatt Proſa; Schiller überbietet ſich in einer glänzenden, abee nur zu oft undeutſchen und hablklingenden Paradeſprache, und Göthe, der weit entfernt von dieſem Fehler iſt, hat in ſeinen Praſaeomanen eine ſolche Menge glatter, höfiſcher Wendungen bei der Hand, daß man oft nicht weiß, wie man mit ihm daran iſt. Dee Styl iſt der Menſch ſelber, ſagt Büffan; und Jean Paul: wie jedes Valk ſich in ſeiner Sprache, ſo malt jeder Autar ſich in ſeinem Styl. Kräftigen, reinen und ſchönen Styl wird kein Schriftſteller in unkräftiger, unreiner und unſchöner Zeit erwerben, füge ich hinzu, denn der Schriftſteller iſt im höhern Grad als ein Anderer, oder vielleicht nur ſichtbarer, ein Kind ſeinee Zeit.

Doch dieſes ſind Gedanken, die wir ſpäter noch weiter anezuführen haben; für jetzt und zunächſt ſoll es nicht die Proſa, ſondern die Paeſie der neuen Zeit ſein, an welche wir unſere Aeſthetik zu knüpfen gedenken.

Es iſt ein älter Satz, daß die Poeſie älter iſt, als die Praſa. Bewieſe es nicht die Geſchichte der Menſchheit, ſo bewieſe es die Bildungsgeſchichte eines jeden Kindes, dem wir die Fibel mit gereimten Sprüchen und Speichwörtern füllen. Mit Recht. Die Paeſie gehört den Kindern, und was in uns kindlich geblieben iſt, gehört der Poeſie. Gebt mir eine friſche Kinderfreude, eine Seligkeit um nichts, eine thaufriſche Anſchauung, einen von jenen lebhaften Eindrücken, die keine Zeit verwiſcht, und deren der Greis ſich noch am Stabe erinnert, alles das gehört der Poeſie an. Jede Empfindung gehört der Poeſie an, wenn ſie aus ihrem ordinairen Zuſtande entrückt, reiner, friſcher, tiefer wird, ohne zu wiſſen wie, ſa auch jeder Gedanke, deſſen Mutter nicht grade das Einmaleins ader die logiſche Farmel des Widerſpruchs und des exclusi tertii iſt, jeder Gedanke kann einen poetiſchen Körper annehmen und aus der abſtrakten Luft in den grünen Gacten der Poeſie herabgezogen werden. Unſere Dichter treiben dergleichen Geſchäft als Kunſt, den uralten Dichtern und den Kindern und dem Volke iſt es Natur, ſo zu denken und zu fühlen. Ich will die Poeſie nicht definiren, es geht ihr wie der Schönheit und allem Beſten, was gottlob den Definitionshäſchern zu hoch liegt, aber wenn ich ſage: zieht von dieſem Menſchen, dieſem Volke, dieſer Zeit das ab, was ihre Religian, ihr Katechismus, ihr beſonderer geſchichtlicher Charakter, ihr poſitiver Gehalt, ihre ſpezielle Weltanſchauung iſt, ſo bleibt jedem Menſchen, jedem Volk eine Saite, die rein menſchlich oder rein göttlich tönt, deren Klang und Ton alle Menſchen verſtehen, und ſtänden ſie auch Tauſende von Jahren auseinander, das iſt die Poeſie. Grade dieſen Gedanken, dieſen Begriff der Poeſie wünſchte ich Ihnen recht lebhaft zur Aneignung darzuſtellen. Die Poeſie iſt die Vermittlerin aller Zeiten und Völker, die Vermittlerin aller Menſchen, die Dolmetſcherin aller Gefühle und Beſtrebungen, und ſie iſt es dadurch, daß ſie unmittelbae aus dem Herzen dringt, aus jener unergründlichen Tiefe, wo die Kraft neben der Leidenſchaft ſchläft, aus jenem Kern des menſchlichen Weſens, der, wenn er verwitterte, die ganze Menſchheit in Staub zerfallen ließe. Nicht als ob die Poeſie in ihrer Aeußerung bei dieſem, jenem Volke, dieſem, jenem Menſchen keine perſönlichen, volksthümlichen, charakteriſtiſchen Elemente und Beiſätze enthielte — es giebt eben ſo wenig eine abſtrakte Poeſie, als überhaupt etwas abſtrakt Lebendiges — ſandern es hat die Poeſie vom Himmel die Gabe empfangen, trotz ihrer beſchränkt geſchichtlichen Aeußerung, im Tiefſten das Reinmenſchliche, Allen Verſtändliche, Allen bis zu einem gewiſſen Grade Genießliche, für ewig Zeit aufzubewahren; eine Gunſt, der ſich weder Philaſophie nach Religion zu rühmen vermag. Wie auch der Indier, der Chineſe denkt und handelt, das mag uns ungereimt, unverſtändlich varkommen, ſa daß wir uns eben ſo gut ein außermenſchliches Weſen, einen Mandbürger in ſeiner Perſon imaginiren können, aber er liebt, wie wir, er haßt, wie wir, er hofft, er verzweifelt, er jauchzt, er blutet, wie wir, und dieſe eein menſchliche Empfindung macht ſich unwiderlich Luft aus der Maske ſeines geſchichtlichen Charakters und erinnert uns an die Bande der Brüderſchaft, die alle Menſchengeſchlechter mit einander verknüpſen. Leſen Sie das indiſche Gedicht Naal und Damajanti — Vieles wird Ihnen fremdphantaſtiſch und Gewächs der indiſchen Zone ſcheinen — abee nicht die göttliche Liebe und Treue, welche ſich darin verkörpert. Leſen Sie den Tſchi-King, das Liedeebuch der Chineſen, mit deſſen Ueberſetzung uns Rückert ſein neueſtes Geſchenk gemacht hat, und Sie werden hinter dieſer wunderſam geſchnörkelten, ſteifen Schale des ſo ganz eigenthümlichen Volks den Kern des Reinmenſchlichen bewahrt ſehen. In die Poeſie flüchtet ſich das mißhandelte Herz, hier und hier allein war es vom Prieſterzwange frei, der ſanſt das ganze Leben und ſelbſt den Gedanken des Volles beherrſchte. Und darum hat der herrliche Rückert Recht, wenn er in der poetiſchen Einleitung ſagt:

Ich fühle, daß der Geiſt des Herrn,
Der redet in verſchiednen Zungen,
Hat Völker, Zeiten nah und fern
Durchhaucht, durchleuchtet und durchſungen,
Ob etwas herber oder reifer,
Ob etwas reicher oder ſteifer —
Ihr ſeid Gewächs aus einem Kern
Für meinen Liebeseifer.

Nicht iſt der Liebe Morgenroth
Von China's Mauer ausgeſchloſſen,
Auch dort liebt Liebe bis in Tod
Und treu bleibt Liebe, auch verſtoßen.
Und alle ſtarken Herzensbande
Um Kinder, Eltern und Verwandte
Und Varfahr'n, aller Lebensnoth
Entrückt zum Götterſtande.

Der Mutter, die uns Alle trug,
Der Erde pflegen ſie und warten,
Der Kaiſer ſelber lenkt den Pflug,
Und um ihn blüht des Reiches Garten.
Dann Landesnoth und Kriegesjammer,
Beweinte Bräut' in öder Kammer,
Und Unmuth, der die Saiten ſchlug,
Heiligen Zorns Entflammer.

Und den letzten Vers ſchließt Rückert mit den tiefſinnigen Worten:

Daß ihr erkennt: Weltpoeſie
Allein iſt Weltverſöhnung.

Bleibe ich zum Schluß noch einige Augenblicke bei dieſem neugewonnenen Liederſchatze ſtehen und hebe eins derſelben heraus. Der bei weitem größte Theil derſelben enthält Reklamationen des menſchlichen Gefühls, Klagen und Proteſtationen, gegenüber dem ſtrengen Geſetz oder der willkührlichen Handhabung deſſelben. Nur der kleinſte Theil derſelben iſt ſervil und weihräuchert dem Kaiſer, der Regierung, den Sitten — im Gegentheil, ſind manche ſogar geradezu revolutionair. Es iſt der Schmerz und Ruf der Natur unter dem Druck barbariſcher Geſetzkonſequenzen und als ſolcher charakteriſirt ſich auch folgendes Lied eines Eunuchen, der ſeinen Fluch ausſpricht über den Urheber ſeiner Schande, einen Verläumder:

Der ſein Zungenſchwert gewetzet
Und zu Tod mich hat gehetzet,
Gebet ihn den ſcharfen Tatzen
Aller Leun und Tigerkatzen.

Wenn die Tiger und die Leuen
Sich ihn anzugreifen ſcheuen,
Bringet ihn hinauf nach Norden,
Gebt ihn den Barbarenhorden.

Wenn die nordiſchen Barbaren
Selber ihm das Leben ſparen,
Gebet ihn der Hölle hin
Ihm zu thun nach meinem Sinn.

Ich Mong-Tſee, der dies Lied geſungen,
Bin ein Opfer von Verläumdungen,
Im Pallaſt des Kaiſers ein Eunuch.
Die ihr höret meinen Spruch,
Gebet ihm, dem es gelungen
Mich dazu zu machen, euren Fluch.

So weiß ſich ein chineſiſcher Eunuch in poetiſchem Zorn Luft zu ſchaffen, während die geiſtigen Eunuchen unſerer ſchlaffen Zeit das Meſſer küſſen, das ſie geſchändet hat.

Geſchichtstabelle

der allmähligen Aufklärung des menſchlichen Verſtandes.

Von F. H. Ziegenhagen.

Erſter Zeitraum.

Vormoſaiſche Zeit bis zu Moſes.

Bibel iſt ein griechiſches Wort, Biblia, und bedeutet Pergamentröllchen oder Büchelchen, weil die Bibel aus vielen kleinen Schriften beſteht. — Teſtament, foedus oder Bündniß bedeutet einen gegenſeitigen Vertrag zwiſchen zweien Perſonen, der bei den alten Völkern, Griechen, Römern u. ſ. unter Aufopferung eines Thiers gemacht wurde. Daher auch der Ausdruck: icere foedus, ein Bündniß hauen. Ein ſolches Bündniß machten die Iſraeliten mit Gott ſelbſt durch blutige Opfer Thieropfer, die Chriſten durch das blutige Opfer Chriſti. Jenes wurde das alte, dieſes das neue Bündniß oder Teſtament genannt.

Moſes ſammelte die Philoſophie ſeiner Vorfahren und Zeitgenoſſen wahrſcheinlich aus mündlichen Ueberlieferungen, und ſetzte ſie ſeiner Geſchichte der Iſraeliten vor. Sie war unter Völkern im Schwunge, welche ſchon ſo weit in der Aufklärung fortgerückt waren, daß ſie Feuer und Metalle kannten, Ackerbau, Viehzucht und Handel trieben, und in Städten zuſammen wohnten. Aber dennoch iſt dieſe Philoſophie die allerälteſte, die uns bekannt geworden, und vielleicht die Kinderphiloſophie des zeliſchen Urvolks, welche bei den Philoſophien in den auf uns gekommenen Schriften anderer Völkern zum Grunde liegt.

1. Philoſophie über den Schöpfer und ſeine Eigenſchaften.

1. Buch Moſes. Wir nahmen mehrere Gottheiten an, benennen daher Gott mit einem Namen in der Mehrzahl, Elohim, Götter — von Eloah, Gott. „Laſſet uns Menſchen machen ꝛc. ſo redet die Gottheit ſelbſt" und: „Der Menſch iſt geworden gleich Einem von uns." Wir verehren auch mehrere Gottheiten zugleich. Ein von dieſen nennet ſich unterſcheidungsweiſe, und um allen Irrthum vorzubeugen die Gottheit Abrahams den Gott zu Bethel und Jakob ſchwört bei der Furcht oder auch Gottheit Iſaaks. Unter der Gottheit Abrahams und den Gottheiten Nahors machen wir einen Unterſchied.

Digitized by Google

Eine unter den Gottheiten iſt die vorzügiichſte. — Dieſe heiſst Jehovo, der Ewige, Unveränderliche, Wahrhaſtige; ouch Jehova Elohim, der Ewige der Göiter; ouch Ei, der Storke; auch Ei Eljon, der ſtarke, höchſte Gott; Konch haschamajm wehaarez, der Beſitzer des Himmels und dee Erde Doch nennen wir den Jehovo ſo wie die Untergötter ouch mit einerlei Namen Elohim.

Die Eigenſchaften des Jehova und Eiohim ſind: Sie ſehen, hören, reden, gehen, riechen, euben, haben Athem und eine körperliche Geſtalt, weicher der Menſch gieicht, ſteigen vom Himmel herab, um etwos genaner zu ſehen und zu unterſuchen; ſind nicht gonz allwiſſend, darüber geröth ihnen die Schöpſung faſt eines ganzen Menſchengeſchlechts nicht, und ſie müſſen es durch Waſſer verderben; haben Erinnerungsvermögen; Leidenſchaften, ois Reue, Traurigkeit, Bekümmerniſſe.

Erlönterungen.

Gewöhnlich ſtebt in der Originalſprache: Elohim, Göttee, ſchuf — nicht ſchufen — Himmel und Erde; doch kommt auch dos Letztere vor; Abraham ſogt: die Götter ließen mich aus meines Vaters Hauſe weg irren; und Jakob ſogt: die Götter offenbarten ſich mir.

Luther überſetzt den erſten Nomen durch Herr, und den andern durch Gott der Herr, nämlich Herr dee übrigen Gottheiten und der Menſchen.

Was erklärt gewöhnlich die Aehnlichkeit des Menſchen mit Gott geiſtig; abee man ſindet nirgends Spuren des Begriffs von einem geiſtigen und unkörperlichen Weſen. Ruach, welches man, Geiſt, überſetzt hat, bedeutet Hauch, Luft, Wind, Kraſt, Und K. 5, 1—3 wird göttiiches Schaffen und menſchiiches Zeugen und göttliche und menſchiiche Aehniichkeit ganz körperlich verglichen: Ais Eiohim den Menſchen ſchuf — heiſst es hiee — machte ee ihn nach der Aehniichkeit des Elohims V. 1; ols aber Adom 130 Jahr alt war, zeugte er einen Sohn nach ſeiner Aehnlichkeit und ſeinem Bilde V. 3.

Die Menſchen dieſes Zeitalters glaubten alſo eine obere Gottheit und mehrere Untergötter, und dies ſcheint ſchon der zweite Fortſchritt in der Philoſophie zu ſein. Denn eine letzte Urſache zu hoben, iſt Grundgefühl der Seeie oder anerſchaffne Regel des Denkens. Beim erſten Nochdenken wird olſo ſchon der Menſch ouf einen Schöpſer geführt. Dies iſt der erſte Schritt. Aber nun thut er den zweiten, und will nuch das Weſen, die Eigenſchaften und die Wirkungsweiſe dieſer letzten Urſache beſtimmen. — Er denkt ſie ſich ſo vollkommen, ais er kann, d. h. er legt ihe olle, ihm bekannten, Kräfte des Menſchen, und dieſe im höchſten Maaße bei, findet ober doch, doß ſie ais Menſch unmöglich dos Ganze allein verwaiten könne. So entſtehen mehrere Untergötter und Gottheitsgehüifen. Dieſer Stufengang wird durch die Geſchichte bewieſen.

2. Philoſophie über die Entſtehung der Welt.

1. B. M. K. 1. Im Anfange ſchuf Elohim, Götter, den Himmel und die Erde K. 1. — Die Erde war ungeſtaltet und leer, Finſterniß anf dem Abgrunde, und Eiohims Ruach ſchwebte über dem Gewäſſer, V. 2. Da ſprach Elohim: „Es ſei Licht!“ und es iſt Licht, V. 3. Als er das Licht für gut erkannte, machte er eine Abtheilung zwiſchen dem Licht' und der Finſterniß, und nannte dos Licht Tag und die Finſterniß Nacht. Nun wurde es Abend und Morgen. Do ſproch Elohim ferner: „Es ſei ein Boden zwiſchen dem Waſſer, und der ſei eine Adtheilung zwiſchen dem Waſſer.“ Er mochte auch den Boden, und ſonderte dadurch das Woſſer übee dem Boden von dem Waſſer unter dem Boden. Den Boden nannie er Himmel. So wurde es Abend und Morgen. Nun ſprach Eiohim: „Es ſeien Lichter am Boden des Himmels, um Tag und Nacht, Jabrszeiten und Jahre zu unterſcheiden!“ und es geſchieht u. ſ. w. „Die Erde laſſe iebendige Seelen verſchiedener Art hervorgehen — große und kleine Thiere!“ und es geſchieht. „Nun wollen wir Menſchen machen, ſprach Eiohim: noch unſerm Bilde, daß ſie uns ähnlich ſeien; und nun bildete er den Stäubmenſchen aus Erde, und blies in ſeine Noſe einen Lebensathem; da wurde der Menſch zu einem iebendigen Weſen. Aber unter ollen Thieren wurde für Adam icine paſſende Gehülſin geſunden. Jehova ließ olſo einen tieſen Schlaf über ihn kommen; nohm donn Eine von ſeinen Rippen, an deren Statt er Fleiſch wieder einſetzte, und bauete aus derſeiben dos Weib K. 2, 20, 21.

Erläuterungen.

Der Philoſoph dieſes Zeitalters läßt erſt den Urſtoff der Erde ſchaffen, und dieſen dann ausbilden. Sie iſt gleich einem finſtern Abgrunde oder Meere, ouf weichem der Wind, den die alte Sprache Athem Gottes, Ruach nennt, 2. M. 15, 8. brauſ't.

Die Schöpfung denkt er ſich ganz menſchilch. So wie der menſchiiche Baumeiſter nichts ohne Licht vornehmen kann, ſo wied ouch bier das Licht zuerſt geſchaffen, und Tag und Nacht, Abend und Morgen entſtehen ohne Sonne.

Er häit den blauen Luftraum für einen feſten Boden, und meint, über demſeiben ſeien große Waſſerbehälter mit Schieuſen, Fenſtern oder Kiappen, welche bei ſtarken Platzregen eröffnet würden 1. Moſ. 7, 11.

Er weiß noch nichts von Fixſternen oder Sonnen, nichts von Ploneten oder bewohnbaren Erden, welche ſich um jene Sonnen bewegen, nichts von Monden oder bewohnbaren Erden, welche ſich um Pioneten bewegen. Sonne, Mond und Sterne ſind große Lichter, die am Himmeisboden befeſtigt ſind. Auch die Erde iſt nicht kugel-, ſondern tellerrund; daher ſoll ein Thurm ge-

Digitized by Google

bauet werden, der ihnen zum Zeichen diene, damit ſie ſich nicht auf der ganzen Erde zerſtreuen. Der Himmelsboden iſt auch nicht ſehr hoch; denn die Spitze des Thurms ſoll bis an denſelben reichen K. 11, 4.

Die Thiere wachſen nach ſeinen Kenntniſſen aus der Erde, wie Pflanzen; denn ſo weit es V. 10 heißt: die Erde ließ Gewächſe hervorgehen: ſo heißt es hier: die Erde laſſe lebendige Weſen hervorgehen.

Aus allem Dieſem erhellt, daß hier nicht blos von einer Umbildung der Erde, ſondern von einer Weltſchöpfung die Rede ſei, da auch der Schöpfung der Sonne, des Monds der Sterne und des ganzen Luftraums gedacht wird; daß dieſe ganz nach menſchlichen, und zwar nach ſehr kurzſichtig-menſchlichen Kenntniſſen beſchrieben werde, da alles ſo geſchildert wird, als es den Sinnen erſcheint; daß aber die Abtheilung in ſieben Schöpfungstage wahrſcheinlich ein ſpäter Zuſatz ſei, um zu beweiſen, daß man ſechs Tage arbeiten und am ſiebenten ruhen müſſe; denn Schöpfungsperiode kann es nicht bedeuten, weil ſonſt der Sinn von K. 2, 23. wäre: Gott hätte in der ſiebenten Periode geruhet, u. dabei läßt ſich doch gar nichts denken.

3. Philoſophie über Vorſehung.

Unerklärlichnatürliche Wirkungen kennen wir nicht, alles Unerklärliche iſt übernatürlich und wundervoll. — Uebernatürlich ſind große Ueberſchwemmungen K. 6, 7; übernatürlich die Entſtehung der Verſchiedenheit der Sprachen K. 9; übernatürlich die Verheerung einer Gegend voll Pechgruben durch den Blitzſtrahl; übernatürlich Träume; übernatürlich Weibesfruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit K. 29, 31. K. 30, 22; übernatürlich das Ueberwinden im Kriege; übernatürlich der helle Schein brennbarer Dünſte, die ſich in finſterer Nacht am Opferfleiſche zeigen K. 15, 17; übernatürlich das Schrecken, welches ein Meuchelmord erweckt; kurz übernatürlich Alles, Gutes oder Böſes, deſſen Urſachen nicht in die Augen fallen; alles Dieſes wirkt die Gottheit, Jehova, unmittelbar. — Jehova kann dies aber nicht alles ſelbſt wirken; er hat viele Diener, Geſandte oder Engel, welche er abſchickte, um ſeine Entſchlüſſe auszuführen; oft ſieht man ganze Heere derſelben umhergehen K. 32, 1. Dieſe werden auch Elohim, Götter, genannt K. 31, 11, 13. Jehova aber geht ſelbſt, wenn die Unternehmung wichtig iſt, und Unterſuchung erfordert. Es befindet ſich in dieſer Abſicht eine Thür im blauen Himmelsboden und eine Leiter, auf welcher ſie auf und abſteigen K. 28, 12, 17.

Erläuterungen.

Die Noachiſche Fluth traf höchſt wahrſcheinlich nur die niedrigen Gegenden an den Flüſſen, Euphrat und Tigris, und die höchſten Berge, über welche ſie fünfzig Ellen wegging, waren die Berge oder vielmehr die Hügel in dieſen Ebenen.

In Luthers Ueberſetzung ſtehen Thongruben, ſtatt Pech- oder Asphaltgruben. Noch jetzt enthält die Gegend einen Ueberfluß deſſelben.

Aus allem dieſem erhellet Folgendes: Da der Menſch noch nicht wußte, daß der Lauf des Ganzen von feſten Naturgeſetzen abhienge; da er ſich die Gottheit ganz körperlich dachte: ſo mußte er auch bei jedem unerklärlichen Vorfalle — und ihm war nach ſeinen Kenntniſſen noch faſt alles unerklärlich — entweder einen Gott ſelbſt, oder einen Engel leibhaftig handeln und überall Wunder ſehen. Es donnert! Was iſt das? — Gott redet; denn er kennt ja noch die Eigenſchaften der Luft nicht. Ein Blitzſtrahl fährt herab, oder eine Sternſchnuppe! Was iſt das? — Ein Bote Gottes oder Gott ſelbſt; denn er kennt weder Elektricität noch brennbare Luft. — Ein noch nie gehabter und auffallender Gedanke entſteht plötzlich ohne ſinnliche Veranlaſſung! Woher der? ich brachte ihn ja ſelbſt nicht hervor. — Die Gottheit gab ihn mir ein; denn er kennt noch keine vom Körper verſchiedene ſelbſtthätige Seele. Ein Traum! eine Phantaſie! Woher das? meine Sinne waren doch gegen alle äußere Eindrücke verſchloſſen? — Die Gottheit wirkte auch auf mich u. ſ. w.

4. Philoſophie über den Menſchen.

Der Menſch iſt aus Staub gebildet, denn er wird wieder zu Staub K. 2, 7. K. 3, 19. Er iſt mit einer Nephesch oder einem Lebenshauche begabt, der ſich dadurch von der Nephesch der Thiere unterſcheidet, da dieſe aus Erde beſteht K. 1, 24, und jene Gottes Athem iſt K. 2, 7. Die Nephesch wird gezeugt, gebohren K. 12, 15. K. 46, 15, kommt aus den Lenden des Vaters 46, 26, wird aus dem Feuer errettet K. 19, 17, 19, verläßt einen ſterbenden Menſchen K. 35, 18, iſt mit dem Blute vereinigt, K. 9, 5, und ganz körperlich. — Das körperliche Herz, Lew, iſt der Grund der bewußtſeienden Thätigkeit; er beſitzt eine gewiſſe Bildungskraft, Jezer, K. 8, 21, Gedanken und die Affekten K. 6, 5. Mit ihm reden heißt denken K. 8, 21. K. 6, 6.

Erläuterungen.

Eine vom groben Körper getrennte mit vernünftiger Freiheit, Gedächtniß und Gefühlen begabte, den Tod des äußern Körpers überlebende Seele iſt jetzt noch nicht bekannt. Athem, Blut, Herz und Kraft iſt der Grund der innern und äußern menſchlichen Thätigkeit 5. Moſ. 6, 5.

Die lebhaften Wirkungen der Einbildungskraft, vorzüglich wann dieſe ohne Sinneneinfluß, als im Traume oder in Entzückungen oder in lebhaften Phantaſien bei verſchloſſenen Augen z. B. während dem Beten, unerwartet neue Bilder und Gedanken erweckt, oder wann ſie mit Erfahrung und Vernunft vereinigt, zu-

künftige Ereigniſſe ſehr wahrſcheinlich beſtimmt muß das Zeitalter für unmittelbare Einwirkung einer Gottheit halten; da es noch keine ſelbſtthätige, vom Körper verſchiedene Seele kennt, 4. Moſ. 22, 8, 20. K. 23, 4, 16. Vorzüglich muß das Ahnungsvermögen, oder die Fähigkeit nach dunkel bewußten Gründen einen Erfolg vorher zu empfinden, zu ſolchen Wahrſagungen ſehr oft Veranlaſſung gegeben haben. Unter dieſen Umſtänden müſſen nicht ſelten körperliche Offenbarungen Gottes und Vorherſagungen erfolgen.

Hieraus, und aus der Meinung: Alles Unerklärliche ſei Uebernatürlich und Wundervoll, folgte von ſelbſt, daß Wunder und Offenbarungen und Wahrſagungen und Weiſſagungen deſto häufiger wären, je ſtärkere Imagination der Menſch mit Unwiſſenheit in Naturkenntniſſen verband. So entſtand der Glaube an das Wunderbare und Uebernatürliche, der ſich Jahrtauſende hindurch bis auf unſere Zeiten erhielt.

6. Philoſophie über den Urſprung des Uebels.

1, B. M. K. 2, 8 bis K. 3 Ende. Jehova ſchuf eine ſchöne Gegend im Lande Eden morgenwärts, K. 8. Ein Fluß entſprang in dieſem Lande, bewäſſerte dies reizende Bergthal, und zertheilte ſich dann in vier große Ströme, V. 10. Emporſprießen ließ er hier aus der Erde allerlei Holz, oder Bäume und Stauden, angenehm für den Geſchmack und ſchön für das Geſicht, und Bäume und Stauden des Lebens und des Erkenntniſſes vom Guten und Böſen, V. 9. Nun ſetzte er das erſte Menſchenpaar in dieſe Gegend, um zu bauen und zu bewahren; aber ſprach zu ihnen: Eſſet nach Luſt von allen Bäumen und Stauden der Gegend, nur nicht von denen des Erkenntniſſes Gutes und Böſes; wann ihr von denſelben eſſet, werdet ihr unvermeidlich ſterben, V. 15, 16, 17. — Die Schlange aber war liſtiger als alle Thiere des Feldes, und ſprach zu dem Weibe: Hat Gott wohl geſagt, ihr ſollt nicht eſſen von allen Bäumen der Gegend? — Wir eſſen, erwiederte das Weib, von allen Bäumen der Gegend, nur nicht von denen des Erkenntniſſes Gutes und Böſes; wir müſſen ſonſt ſterben. — Gar nicht müſſet ihr ſterben, antwortete die Schlange; eröffnen werden ſich vielmehr eure Augen, und ihr werdet gleich der Gottheit wiſſen, was Gut und Böſe iſt, V. 5. Das Weib aß, und gab auch ihrem Manne zu eſſen, V. 6. Es eröffneten ſich nun auch ihre Augen, und ſie ſahen, — daß ſie nackt waren, und ſchämten und fürchten ſich und machten Schürze von Feigenblättern, V. 7. Als ſie aber hörten die Stimme Jehova's der in der Abendkühlung umherging, verſteckten ſie ſich in's Geſträuche, V. 8. Er aber rief ſie, ſtellte ihnen ihre Fehler vor und kündigte ihnen und der Schlange folgende Strafe an: Verflucht ſeiſt du Schlange, mehr als alle Thiere der Wildniß! Auf deinem Bauche ſollſt du gehen und Staub eſſen, ſo lange du lebſt! Feindſchaft will ich erregen zwiſchen deinen und des Weibes Nachkommen; ſie ſollen dir den Kopf zertreten, und du wirſt ihnen die Ferſen zerſchmettern! — Sehr vermehren will ich, o Weib! deine Schmerzen und deine Schwangerſchaft. Gegen deinen Mann ſoll deine Luſt gerichtet ſein; aber er ſoll dich beherrſchen. — Und verflucht ſei der Boden deinenthalben, o Mann! Mit Schmerzen ſollſt du dich, ſolange du lebſt, von ihm ernähren. Dorn und Dieſteln ſoll er dir hervorgrünen, und du ſollſt eſſen das Kraut des Feldes. Im Schweiße deines Angeſichts ſollſt du Speiſe genießen, bis du zur Erde zurückkehrſt; denn von ihr biſt du genommen. Staub biſt du und zu Staub ſollſt du werden, V. 14, 19. — Ferner ſprach der Ewige unter den Göttern: Nun weiß der Menſch gleich Einem von uns, Gutes und Böſes. Er möge auch ausſtrecken ſeine Hand, und eſſen von den Bäumen und Stauden des Lebens und leben ewig; darum will ich ihn vertreiben aus der Gegend um das Feld zu bebauen, V. 22, 23. Er vertrieb ihn, und beſetzte mit dem Kerubim und mit einem hin- und herfahrenden Flammenſchwerte den Zugang zu den Bäumen des Lebens.

Erläuterungen.

Bei ſolchen philoſophiſch eingekleideten Geſchichten, wie obige, ſind die Beſtandtheile derſelben von dem philoſophiſchen Gewande wohl zu unterſcheiden. Jene enthalten Thatſachen; dieſes ſind Ideen, welche oft erſt Jahrhunderte hernach ausgedacht wurden. Die Thatſachen ſind hier; daß die älteſten Völker in einer ſchönen hohen Gegend wohnten; daß ſie durch den Genuß gewiſſer Früchte eine Zerrüttung in ihrem Körper und in den damit verbundenen Affekten verſpürten, und dann aus Furcht vor einem feurigen Gegenſtande die ſchöne Gegend verließen. Alles übrige ſind Ideen und ſpätere Ausſchmückungen.

Bäume des Erkenntniſſes vom Guten und Böſen iſt die Benennung von ſchädlichen Gewächſen; denn ſo mußte ſie ja der damalige Menſch, welcher nur Geſundheit bisher empfunden hatte, nennen, als er durch ſie auch Krankheit kennen lernte.

Von allen den damaligen Menſchen unerklärlichen Wirkungen kann er nach ſeinen Kenntniſſen nur Gott unmittelbar zur Urſache machen. Unerklärlich iſt ihm das abſchreckende Gefühl vor den ſchädlichen Gewächſen, welches ſeine unverdorbenen Sinne mit Vernunft verbunden bewirkten. Da er aber Denken und Empfinden als eine innerliche Sprache anſieht, K. 8, 21, ſo ſagt er: Gott ſprach es zu mir.

Augen ſtehen über Gefühl. Die ſchädlichen Speiſen erregen fieberhafte Gefühle, unnatürliche Reize, Mißbehagen, Kleinmuth; und daher die Empfindung der Blöße, Scham und Furcht. — Hier alſo unter dieſen

Digitized by Google

kindiſch-philoſophirenden Menſchen iſt die Entſtehung der falſchen Schamhaftigkeit, und jenes Pfuiſchäme dich zu ſuchen.

Die Stimme Jehova's iſt der Donner, Hiob 40, 4; die Gedanken, welche der Donner im Menſchen erweckt, die Sprache Gottes; ſo wie die Gedanken, welche die Schlange oder eine Eſelin 4. Moſ. 22, 30 erweckt, Sprache der Schlangen und der Eſelin ſind.

Die Rede Gottes iſt voll Irrthümer. Denn die Schlange iſt nicht unglücklicher als andere Thiere. Sie hat, ihrem Körperbaue nach, nie anders als auf dem Bauche gehen können. Sie iſt keinen Staub, ſondern kleine und große Thiere; Vögel und Fröſche, aber auch Hirſche und Tiger. Den Kopf kann man nur kleinen Schlangen zertreten. — Die Weiber natürlich lebender Völker haben faſt gar keine Geburtsſchmerzen, und ſtarke Geburtsſchmerzen ſind Folgen einer unnatürlichen Lebensart, welcher man durch koloniſtiſche vorbengen kann. Der weibliche Geſchlechtstrieb iſt nichts Böſes, er iſt auch bei den Männern, und Gehorſam gegen den ſtärkern Mann erfordert die Ordnung. — Der Boden der Erde iſt nicht verflucht oder verdorben. Dorn und Dieſteln ſind eben ſo wichtig im Ganzen, als Getraide, und Tauſende von glücklichen Geſchöpfen wären ohne ſie nicht. Ohne anſtrengende Arbeit iſt keine vorzügliche Geſundheit, Stärke und Dauerhaftigkeit erreichbar, und ländliche Arbeiten ſind die allergeſundeſten.

Der Menſch hat noch äußerſt dunkle oder gar keine Begriffe von Seelenfortdauer; weil er den Menſchen zu Staub werden ſieht, und keine ſelbthätige Seele kennt, denkt er mit dem Tod iſt alles aus! Doch kann er dieſen Gedanken mit ſeinem Grundtriebe nach nie aufhörendem glücklichem Leben nicht reimen. Gott will er die Schuld dieſes Widerſpruchs nicht beimeſſen; er ſucht ſie alſo in einer Beſtrafung menſchlicher Fehler. Zu noch mehrerer Entſchuldigung Gottes glaubt er, in Eden habe es Gewächſe gegeben, deren Genuß dem Menſchen Unſterblichkeit würden verſchafft haben, wenn er nur nicht von gewiſſen Bäumen des Erkenntniſſes Gutes und Böſes gegeſſen hätte. Denn er ſoll entweder unſterblich ſein und ewig leben, aber nicht Gutes und Böſes unterſcheiden können, oder er ſoll Gutes und Böſes kennen, aber nicht unſterblich ſein; beides mit einander verbunden, würde ihn nach damaligen Begriffen zu einem Gotte gemacht haben. Weil er nun Gutes und Böſes kennt, treibt ihn Gott aus dem Paradieſe, um nicht von dem Baume des Lebens oder der Unſterblichkeit zu eſſen. Anlaß zu dieſer Philoſophie gab

die feurige Lufterſcheinung, vielleicht ein Wetterſtrahl, Irrwiſch ꝛc. dergleichen er Engel nennt Pſ. 104, 4. Da er dieſe als etwas Unerklärliches Gott unmittelbar beilegt, ſo hält er auch die zufällige Wirkung derſelben, den Schrecken, welchen ſie ihm mittheilen, für abſichtlich, nämlich, um ihn zu verjagen. Und da er in der Folge darüber mehr nachdenkt, um den Grund zu entdecken, warum er vertrieben ſei, kann er keinen andern finden, als: es ſtanden dort gewiß Bäume, deren Früchte Unſterblichkeit verſchafft hätten; aber die ſollte ich nicht haben, weil ich ſonſt Gott gleich geworden wäre.

Wenn man durch Hülfe der heutigen philoſophiſchen, hiſtoriſchen und geographiſchen Kenntniſſe, verglichen mit obiger Philoſophie und Geſchichte männlich-philoſophiche und ſelbſtbelehrende Blicke in eine Vorwelt thut, welche weder Ueberlieferungen, noch Schriften kannte, ſo laſſen ſich über die urſprüngliche Beſchaffenheit der erſten Menſchen, ihre Wohnplätze, Lebensart u. ſ. ſ. folgende wahrſcheinliche Bemerkungen machen: Die erſten Stammmenſchen waren mit einem geſunden, ſtarken Körper, mit unverdorbenen Seelenanlagen und Fähigkeiten, und mit ſanften Gefühlen (Affekten), ſo wie ſie bei einer unverdorbenen Seele und einem geſunden Körper noch beſtändig Statt finden, erſchaffen; aber nicht mit Gewandtheit, Kenntniſſen und Erfahrungen begabt. Selbſt ihre Speiſen kannten ſie nicht; ſie richteten ſich blos nach ihren unverdorbenen und ungeſchwächten Sinnen und Gefühlen. Sie waren nicht unſterblich auf dieſer Erde, ſondern ſie ſtarben vor Alter, wenn ſie ſich nicht durch unverhältnißmäßigen Gebrauch ihrer Körper- und Seelenkräfte das Leben verkürzten. Der erſte Wohnplatz dieſer Stammmenſchen war höchſtwahrſcheinlich Eines der Gebirgsthäler des Kaukaſus 1. Moſ. 2, 8—10 fgl. Noch jetzt iſt dieſes Land ein wahres Paradies; noch jetzt ſcheint die Natur ihre Gaben in vollem Maaße über daſſelbe ausgeſchüttet zu haben. Es bringt alle Arten von Getraide, alle Kleidungsprodukte, alle Arten von Baumfrüchten, Feigen und Kirſchen und Birnen und Aepfel, die glühendſten, prächtigſten Blumen und Weinſtöcke hervor. Sie führten hier gewiß ein ſehr glückliches, aber freilich ganz ſinnliches Leben. Durch lauter geſunde natürliche Speiſen blieben ſie frei von aller Schwäche und Krankheit, und alſo auch frei von Leidenſchaften; (?) allein ihr reichliches Klima ſetzte ſie auch in keine Nothwendigkeiten, ließ ihre Körper- und Seelenkräfte ziemlich unentwickelt, und das ganze Urvolk in einem Kinderſtande bleiben. Daher ſelbſt die älteſten Völker von dieſem Leben nur dunkle und keine andere Nachrichten haben mußten, als wir von unſerm Kindesalter, d. h. daß ſie aßen und tranken und wohl waren. — Aber bald machte theils die vermehrte Anzahl, theils der Vervollkommnungstrieb, daß ſie das fruchtbare Gebirge verließen, und ſich auch über die weniger fruchtbaren Thäler verbreiteten. — Hier weckte Bedürfniß den Forſchungsgeiſt und die Betriebſamkeit.

Digitized by Google

Zufall, Noth und auch Neu- und Wißbegierde lehrte ſie das Feuer, die Metalle, Künſte und Handwerke erfinden; Noth lehrte ſie jagen, Thiere zähmen, Fleiſcheſſen, Milch trinken, den Getraide- und überhaupt den Feld- und Gartenbau kennen; aber verleitete ſie auch, ungeſunde, ſtatt geſunder Speiſen zu wählen, und dann — durch Schaden klug zu werden. Doch bekam dadurch der Körper immer mehr Fremdartiges, Schwäche, Krankheiten und Scham — und Kleidungen entſtanden. — Dies alles machte den Glückstrieb und das Nachdenken immer reger, und die Philoſophie trat allmählich aus ihrem Dunkel hervor. — So wie nun aber in der Kindheit das Alter der Menſchengeſellſchaft war, ſo mußten auch ihre Begriffe und Kenntniſſe, Sprache und ganze Philoſophie in der Kindheit ſein.

Nach dem Reſultate obiger Philoſophie und den Erläuterungen derſelben, gewann das Menſchengeſchlecht mehr durch die Uebertretung jenes Verbots, als es verlor. Der damalige Menſch brach gleichſam die Bahn, auf welcher ſeine Nachkommen auf den richtigen Weg der Wahrheit oder des richtigen Verhältniſſes geleitet werden ſollten. Er that hier den erſten Schritt auf demſelben und ſammelte durch das Gefühl eines Mißverhältniſſes die erſte Erfahrung, nach welcher der Menſch, als vernünftigſinnlichfreies Weſen ſich ſelbſtthätig vervollkommnen, und ſein richtiges Verhältniß mit der ihn umgebenden Schöpfung gründen ſollte. Die Zunahme an Kenntniſſen die der alte Philoſoph „Fall des Menſchengeſchlechts“ nennt, heißt alſo richtiger — Erhöhung des Menſchengeſchlechts. Und doch iſt dadurch der Glaube an ein angeerbtes Verderben oder eine ſogenannte Erbſünde leider bis auf unſere Zeiten fortgepflanzt worden.

6. Philoſophie über Beſtimmung des Menſchen.

1. B. Moſes. Begattet, vermehret euch! — ſagt Elohim; — füllet die Erde an, und unterjochet ſie! herrſchet über die Fiſche im Meere, über die Vögel unterm Himmelsboden, und über alles, was auf der Erde lebt! vor euch ſollen ſie ſich fürchten. Ich habe euch alles zu eſſen gegeben, den Thieren nur die grünen Pflanzen. Eſſet die Thiere nur nicht mit dem Blute; es iſt ihre Nephesch. Aber darum will ich auch euer Blut fordern, will es von jedem Thiere fordern, will von der Hand des Menſchen die Nephesch des Menſchen fordern. Dieſes nur verlange ich von euch. — Böſe iſt Sodomiterei, Hurerei, Diebſtahl und Ehebruch. — Wir müſſen gaſtfreundſchaftlich ſein, ſo können wir vielleicht Jehova ſelbſt, oder doch ſeine Engel bewirthen, und müſſen gern verzeihen; denn durch das Böſe erreicht die Gottheit oft ihre Abſichten K. 45, 7. K. 50, 20. — Den Elohim und dem Jehova müſſen wir, wenn ſie ſich uns offenbaren, den blindeſten Gehorſam leiſten; denn ſie ſtellen uns oft auf die Probe K. 22. Opfer ſind für Jehova ein ſüßer Geruch K. 8, 21. Gebete ſind deswegen nöthig, weil ſich die Gottheit durch gute Worte leicht erbitten läßt, etwas Gutes zu geben, was ſie ohne das nicht würde gegeben haben. Gott unterhält ſich aber mit einigen Menſchen lieber, als mit andern; dieſe heißen daher Propheten, Nawiim. — Altäre bauen, Segen oder Glückswünſche austheilen und empfangen, die Vorhaut abſchneiden, ſind Handlungen, auf welche die Gottheit genaue Rückſicht nimmt, und durch welche ihr ein großer Dienſt geleiſtet wird. Diejenigen, welche dieſe Vorſchriften und Gebräuche pünktlich beobachten, nennen wir Söhne und Töchter Gottes; die dies nicht thun, Söhne und Töchter des Menſchen. Wer mit Elohim wandelt, den nimmt er zu ſich und er iſt nicht mehr. Wenn wir ſterben, ſo werden wir zu unſerm Volke geſammlet.

Erläuterungen.

Das heißt: befriedigt alle eure Triebe, und eſſet kein Thierblut, denn dieſes iſt die Nephesch, oder der weſentliche Grund des Lebens. Daher verſchüttet auch kein Menſchenblut. — Dies mußte Pflicht werden, ſobald die Menſchen wußten, daß mit dem Blutverluſt das Leben, das größte Gut des Menſchen, verloren wäre. — Richtig oder unrichtig benutzte Erfahrung brachte ſie bald auf die übrigen Pflichten.

Einen Menſchen verſuchen oder zu einer unvernünftigen That reizen, um zu ſehen ob er ſie ſeiner Vernunft zum Trotze ausführen werde, iſt allerdings ein ſehr unwürdiger Begriff von der Gottheit; da ſie uns die Vernunft gegeben und dadurch verpflichtet hat, dieſer angemeſſen zu handeln, wenn auch eine Gottheit das Gegentheil verlangte. Nach unſern Begriffen hätte alſo Abraham ganz umgekehrt handeln und ſich nicht zur Aufopferung ſeines Sohns entſchließen müſſen, wenn es ihm auch Gott noch ſo oft befahl; ſo wie ſich eine Schildwache dadurch brav bezeigt, daß ſie ſich gegen die Verwaltungsgeſetze des ihr anvertrauten Poſtens zu handeln, von Niemand, ſelbſt vom Generale nicht bereden läßt. — Aber nach den damaligen kindiſchen Begriffen, nach welchen ſich die Menſchen gegen den Schöpfer, wie Leibeigene, gegen ihren Herrn betrachteten, mußte blinder Gehorſam die größte Tugend ſein.

Alle dieſe Vorſchriften gründeten ſich auf Unbekanntſchaft mit wahrer Tugend, oder Gemeinnützigkeit. Sie hatten wohl das Gefühl, daß den Menſchen, als Geſchöpfen Gottes, gewiſſe Pflichten oblagen; aber es fehlte ihnen die Kenntniß dieſer Pflichten.

Digitized by Google

Das iſt Alles, was ſie von Beſtimmung nach dem Tode wußten.*)

Die Frauen der franzöſiſchen Revolution.

Von Jules Michelet.

Charlotte Corday.

Sonntag am 7. Juli war General-Marſch geſchlagen worden und in Folge deſſen hatten ſich auf dem grünen Teppich der großen Wieſe von Caen die Freiwilligen verſammelt, die nach Paris zogen in den Krieg gegen Marat. Es waren ihrer nicht mehr als dreißig. Die ſchönen Frauen, die ſich in Begleitung der Abgeordneten von Paris eingefunden hatten, waren unangenehm überraſcht und wenig erbaut von dieſer geringen Anzahl. Eine unter dieſen Damen ſchien betrübter darüber als alle Andern: dieſe Eine war Mademoiſelle Marie Charlotte Corday d'Armans, ein junges, ſchönes Mädchen, von armer, aber adeliger Familie, eine glühende Anhängerin der Republik, die zu Caen im Hauſe ihrer Tante lebte. — Petion, welcher ſie daſelbſt einige Male geſehen hatte, vermuthete, es befinde ſich darunter zweifelsohne ihr Gebieter, deſſen Abreiſe ihr ſo ſehr zum Herzen ging. Gewohnt, rohe Scherze zu machen, ſagte er zu ihr:

— Nicht wahr, es macht Sie ſehr unglücklich, daß dieſe Leute da abreiſen?

Der blaſirte Girondiſt war nicht fähig, das neue, jungfräuliche Gefühl, die glühende Flamme, die dieſes jugendliche Herz belebten, zu errathen. Er wußte nicht, daß ſeine Reden und die ſeiner Freunde, die im Munde dieſer Männer eben nur Reden waren, auf das Herz der jungen Corday einen Eindruck gemacht, der bei ihr über Leben und Tod entſchied. Auf dieſer Wieſe von Caen, die groß genug war, um hunderttauſend Menſchen zu faſſen und auf der ſich nicht mehr als dreißig verſammelt, auf dieſer Wieſe ſah ſie Etwas, was kein Anderer ſah: das verlaſſene Vaterland!

Und da die Männer ſo wenig dafür thaten, ſo ſagte ſie ſich, daß es Zeit ſei, daß die Hand einer Frau ihm zu Hülfe eile.

Charlotte Corday ſtammte von einem Adel, der ihr jungfräuliches Herz mit gerechtem Stolze erfüllte: ſie war die nächſte Verwandte der Heroinen Corneille's, ein Abglanz Chimenens, die Enkelkindsnichte des Dichters von „Cinna" und des „Cid". — Groß und erhaben, wie ihr unſterblicher Oheim, ſagte ſie ſich: Es giebt keine Freiheit ohne Geſetz! Das Geſetz iſt der Friede. Wer aber hat am 2. Juni das Geſetz, mithin den Frieden und die Freiheit getödtet? — Marat vor allen Andern! Wird der Mörder des Geſetzes getödtet, dann lebt der Friede von Neuem auf. Der Tod eines Einzigen wird neues Leben für Alle bringen.

Das war ihr ganzer Gedanke. An ihr eigenes Leben, das ſie hingab, dachte ſie nicht. Aber dieſer Gedanke war eben ſo beſchränkt, als edel. Sie ſah Alles in einem Einzigen; mit dem Lebensfaden dieſes Einzigen glaubte ſie die ganze traurige Beſtimmung Frankreichs eben ſo ſicher zu durchſchneiden, wie ſie den Faden ihrer Spindel durchſchnitt.

Man halte ſie darum nicht für ein Mannweib, die vor Blut nicht zurückbebt. Nein! Gerade um dem Blutvergießen Einhalt zu thun, beſchloß ſie dieſe blutige That auszuführen. Sie glaubte eine ganze Welt zu retten dadurch, daß ſie den Würgengel erwürgte. Sie hatte ein weiches gefühlvolles Herz. Die That, die ſie ſich auferlegte, war eine That des Mitleids.

In dem einzigen Bilde, das von ihr vorhanden iſt und das man im Augenblicke ihres Todes aufgenommen hat, fühlt man die außerordentliche Milde ihrer Seele. Hier iſt kein Zug, der mit jener blutigen That, wodurch ſie ihren Namen verewigt hat, auch nur im Entfernteſten übereinſtimmt. Wir ſehen eine echt jungfräuliche Phyſiognomie, angehaucht von dem zarten Schimmer des blühenden Apfelbaums. Sie ſcheint weit jünger als ihr Alter von fünfundzwanzig Jahren. Man glaubt ihre kindliche Stimme und jene Worte zu hören, die ſie ihrem Vater ſchrieb, in jener Orthographie, welche die ſchleppende Ausſprache der Normandie charakteriſirt: Pardonnais-moi, mon pere u. ſ. w.

In dieſem mitleiderregenden Bilde erſcheint ſie unendlich gefühlvoll, bewegt und bedächtig, wie es faſt alle Frauen ihrer Heimath ſind. Nimmt ſie ſich ihr Schickſal nur leicht zu Herzen? O nein, durchaus nicht! Hier offenbart ſich nirgends ein Symptom von falſchem Heroismus. Man muß bedenken, daß ſie eine Stunde nach vollbrachter That gemalt ward. Wenn man ihr Bild näher betrachtet, entdeckt man auf ihren Lippen eine leichte Bewegung, eine Art ſchmollender Miene. Wie? Nichts mehr als ein bloßes Schmollen gegen den Tod, gegen das grauſame Meſſer der Guillotine, die das junge, laut pulſirende Leben mit Einem Schlage vernichten wird?! — Man iſt beſtürzt, ſie ſo ſanft, ſo gelaſſen, ſo ruhig zu ſehen ... unſere Augen verdunkeln ſich ... wir müſſen ſie abwenden.

Der Maler dieſes Bildes hat für uns Männer den Gegenſtand eines ewigen Bedauerns geſchaffen. Keiner kann dieſes Bild betrachten, ohne ſich in ſeinem Herzen zu geſtehen: „O, warum ward ich zu ſpät geworden! O, wie würde ich ſie geliebt und angebetet, bewundert und vergöttert haben!

Sie hat aſchbraune Haare und trägt eine weiße Haube

*) Und was wiſſen wir, im 19. Jahrhundert? Daß wir Nichts wiſſen.

Digitized by Google

und ein weißes Kleid. Soll dies als ein Zeichen ihrer Unſchuld zu ihrer Rechtfertigung dienen? Wir wiſſen es nicht. In ihren Augen liegt Zweifel und Traurigkeit. Traurigkeit über ihr Loos ... das glauben wir nicht ... vielleicht aber über die begangene That. Fühlt doch ſelbſt der Beherzteſte, der eine ſolche That begeht, im letzten Augenblick, gleichviel, was auch ſein Glaube ſei, beengende Zweifel ſich erheben!

Und wenn man tiefer in ihre milden, trauererfüllten Augen blickt, fühlt man ein Etwas noch, das vielleicht ihr ganzes Verhängniß erklärt. In dieſen Augen iſt zu leſen; ſie war immer allein geweſen. In dieſem ſchönen, guten Weſen hat eine finſtere Macht gewaltet: der böſe Geiſt der Einſamkeit.

Vor Allem hatte ſie keine Mutter ... die ihrige war frühzeitig geſtorben ... ſie wußte nicht, was mütterliche Zärtlichkeit iſt. Sie entbehrte in den erſten Jahren ihres Lebens jener ſüßen Muttermilch, deren Balſam nichts Anderes zu erſetzen vermag. — Auch hatte ſie faſt ſo gut als keinen Vater. Der ihrige, ein armer Landedelmann, ein utopiſtiſcher, mit romanhaften Ideen angefüllter Kopf, beſchäftigte ſich viel mit ſeinen Büchern und wenig oder gar nicht mit ſeinen Kindern. — Man kann ſogar ſagen, daß ſie auch nicht einmal einen Bruder gehabt. Wenigſtens waren die beiden Brüder, die ſie hatte, ſo weit von den Geſinnungen ihrer Schweſter entfernt, daß Beide, 92, Dienſte nahmen im Heere des emigrirten Condé.

Mit dreizehn Jahren ins Kloſter der Abbaye-aux-Dames zu Caen gebracht, wo man die Töchter des armen Adels der Normandie aufnahm, war ſie nicht auch dort allein und ſich ſelbſt überlaſſen? Man wird dies glauben, wenn man weiß, wie ſehr in dieſen klöſterlichen Freiſtätten, welche der heilige Wohnſitz chriſtlicher Gleichheit ſein ſollten, die Armen von den Reichen verachtet und bei jedem Anlaß zurückgeſetzt werden. Kein Ort ſchien mehr geeignet, als die Abbaye-aux-Dames, die Traditionen des Familienſtolzes beizubehalten. Gegründet von Mathilde, der Gemahlin Wilhelms des Eroberers, beherrſcht dieſe Abtei die Stadt und trägt in ihren abenteuerlichen Wölbungen, aufgethürmt und überaufgethürmt, die feudale Anmaßung und Unverſchämtheit zur Schau.

Charlottens junge Seele ſuchte zuerſt einen Zufluchtsort im Gebete und einen Troſt in der Freundſchaft ihrer Kloſtergefährtinnen. Vor Allem liebte ſie zwei Mädchen, adelig, aber eben ſo arm, als ſie ſelbſt es war. Sie fing an, die Welt und deren Vorurtheile zu errathen. Eine weltlich geſinnte Geſellſchaft junger Leute erhielt Zutritt zum Sprachgitter und in die Säle der Abtei. Die Seichtheit und Gehaltloſigkeit derſelben trug nicht wenig bei, das männliche Herz des jungen Mädchens in der Entfernung von der Welt und in ihrem Hang zur Einſamkeit immer mehr und mehr zu beſtärken.

Ihre einzigen Freunde waren ihre Bücher. Die Philoſophie des Jahrhunderts drang auch in die Klöſter ein. Zufällige und wenig ausgewählte Lektüre: Raynal vermiſcht mit Rouſſeau. — Ihr Kopf, ſagt ein Journaliſt, war eine Furie, angefüllt mit Lektüre jeder Gattung.

Aber ſie gehörte zu Jenen, die alle Bücher und alle Meinungen leſen können, ohne dadurch ihre eigene Reinheit einzubüßen. Mitten in ihrer Kenntniß des Guten und des Böſen erhielt ſie ſich die ihr angeborene Gabe moraliſcher Jungfräulichkeit, kindlicher Unverdorbenheit. Das ſprach ſich am klarſten und deutlichſten in den Tönen ihrer faſt kinderhaften Stimme aus, aus der ihre ganze Perſönlichkeit herauszuhören war. Möglich war's, die Züge der Corday zu vergeſſen, aber nicht ihre Stimme. Jemand, der ſie ein einziges Mal in Caen, in einer ganz gleichgültigen Sache, hatte ſprechen gehört, trug noch zehn Jahre ſpäter in ſeinem Ohre den Klang dieſer glockenreinen, ſilberhellen, durch nichts getrübten Stimme.

Dieſe Verlängerung der Kindheit war auch eine Eigenthümlichkeit der Jungfrau von Orleans, jener Jeanne d'Arc, die ein kleines Mädchen blieb und Niemals Frau ward.

Das aber, was mehr als alles Andere ungemein auffallend war und ſie für immer unvergeßbar machte, war, daß dieſe kindliche Stimme in ſo wunderbarem Einklange ſtand mit dem Ernſte ihrer Schönheit, die männlich durch ihren Ausdruck, aber echt weiblich durch die Feinheit der einzelnen Züge war. Dieſer Gegenſatz übte einen doppelten Reiz, einen zwiefachen Zauber aus: den zu imponiren und gleichzeitig anzuziehen. Jedermann betrachtete und bewunderte ſie, aber Jeder ſagte ſich, daß in dieſer Blume der Zeit irgend etwas lag, was, nicht der Zeit angehörend, Jeden einſchüchterte: ein gewiſſes Vorgefühl, eine Ahnung der Unſterblichkeit. Es ſchien, als lebe ſie bereits unter den Helden im Elyſium Plutarch's, unter Jenen, die freiwillig ihr irdiſches Leben hingeben, um jenſeits des Grabes fortzuleben für alle Zeiten.

Die Girondiſten hatten nicht den geringſten Einfluß auf ſie. Nur zweimal hatte ſie Barbaroux*) als Abgeordneten der Provence geſehen, um ſich von ihm einen Empfehlungsbrief an einen ſeiner Pariſer Freunde zu erbitten. Auch Fauchet, den Biſchof von Calvados, hatte ſie kennen gelernt; aber ſie liebte und achtete ihn nicht, weil er Prie-

*) Die romantiſchen Geſchichtſchreiber ſind noch immer bemüht, zu beweiſen, daß Charlotte Corday verliebt geweſen ſei. Barbaroux, ſagen ſie, ſoll die Flamme ihres Herzens geweſen ſein. Andere haben, auf die Ausſage einer alten Dienerin, einen gewiſſen Franquelin zu ihrem Liebhaber gemacht. (Herr Michelet vergißt hier ein Gerücht anzuführen, das wenigſtens mehr Wahrſcheinlichkeit als die beiden andern hat. Viele Geſchichtſchreiber jener Zeit erzählen, Charlotte Corday habe für den Vicomte Henri de Belzunce, einen royaliſtiſchen Offizier, geſchwärmt, der zu Caen, wo er in Garniſon ſtand, 1789 auf Marat's Antrieb vom Volke niedergemetzelt worden war. Oettinger.)

Digitized by Google

ſter und noch obenein ein unmoraliſcher Prieſter war. Es iſt unnöthig zu ſagen, daß Charlotte Corday mit keinem Prieſter in Berührung kam und nie gebeichtet hat.

Als ſie nach der Aufhebung der Klöſter ihren Vater neu verheirathet wiedergefunden hatte, war ſie nach Caen geflüchtet zu einer alten Tante, Frau von Breteville. Hier war's, wo ſie jene That beſchloſſen hatte.

Doch hatte ſie dieſen Beſchluß ohne Zaudern gefaßt? O, nein! Einen Augenblick lang war ſie davon zurückgehalten worden, durch den Gedanken an ihre Tante, die gute alte Frau, die ſie ſo herzlich bei ſich aufgenommen hatte und die ſie nun zur Belohnung dieſer Güte ſo grauſam der Gefahr preisgeben wollte.

Eines Tages hatte Frau von Breteville in den Augen ihrer Nichte Thränen bemerkt.

— Und um wen weint mein frommes Kind? hatte die Tante gefragt.

— Ich weine um Frankreich, erwiederte Charlotte, um meine Verwandten und um Sie! Wer von uns iſt ſicher ſeines Lebens, ſo lange noch ein Tyrann wie dieſer Marat lebt?

Sie vertheilte ihre Bücher, mit Ausnahme eines Bandes der Lebensbeſchreibung Plutarch's, den ſie mit ſich nahm. Im Augenblicke des Scheidens aus dem Hauſe ihrer Tante begegnete ſie im Hofe dem Kinde eines Arbeiters, der mit ihr unter einem Dache wohnte. Ihm ſchenkte ſie ihre Pappſchachtel mit Zeichnungen, küßte es und ließ eine Thräne auf deſſen Wange fallen.

Charlotte Corday vermochte es nicht, aus dieſem Leben zu ſcheiden, ohne zuvor noch einmal ihren Vater wiedergeſehen zu haben. Sie begab ſich zu ihm nach Argentau und empfing ſeinen Segen. Von hier fuhr ſie nach Paris mit einem öffentlichen Wagen, in Begleitung einiger Montagnards, die insgeſammt große Verehrer Marat's waren und ſich ſammt und ſonders in ſie verliebten und der Reihe nach um ihre Hand warben. Sie that, als ob ſie ſchliefe, und wenn ſie dann wieder die Augen aufſchlug, lächelte ſie, als ob ſie geträumt hätte, und ſpielte mit einem Kinde, das an ihrer Seite ſaß.

Donnerſtag am 11. Juli langte ſie gegen Mittag in Paris an und ſtieg in der Rue des Vieux-Augustins, Nummer 17, im Hôtel de la Providence ab. Schon um 5 Uhr Nachmittags begab ſie ſich zu Bette und ſchlief, ermüdet von der Anſtrengung der Reiſe und der Julihitze, bis zum andern Morgen den Schlaf ſorgloſer Jugend und friedlichen Gewiſſens. Ihr Opfer war gethan; ihre That im Gedanken bereits geſchehen. Es trübte ſie weder Unruhe, noch Zweifel. Und ihr Vorhaben ſtand bei ihr dergeſtalt feſt, daß ſie kein Bedürfniß fühlte, die Ausführung zu beſchleunigen. Ruhig war ſie damit beſchäftigt, vor Allem eine Freundſchaftspflicht, die ihr den Vorwand zu ihrer Reiſe nach Paris gegeben, gewiſſenhaft zu erfüllen. In Caen hatte ſie einen Brief von Barbaroux an deſſen Freund Duperret erhalten, um mit deſſen Hülfe, wie ſie ſagte, vom Miniſterium des Innern die Rückgabe gewiſſer Papiere zu erhalten, um die ſie eine ihrer ausgewanderten Freundinnen, Mademoiſelle Forbin, dringend gebeten hatte.

Morgens traf ſie Duperret nicht, weil er im Convente war. Sie kehrte in den Gaſthof zurück und brachte den Tag damit hin, ruhig die Lebensbeſchreibungen Plutarch's, dieſe Bibel großer Seelen, zu leſen. Abends ging ſie wieder zu Duperret und fand ihn mit ſeiner Familie und ſeinen unruhigen Mädchen bei Tiſche. Er verſprach ihr verbindlich, ſie morgen zu begleiten. Der Anblick dieſer Familie, deren Ruhe ſie gefährdete, machte ſie dergeſtalt bewegt, daß ſie mit faſt flehendem Tone zu Duperret ſagte:

„O reiſen Sie früher nach Caen! Fliehen Sie vor morgen Abend,"

Und ſchon in dieſer Nacht und vielleicht ſchon in dem Augenblick, wo ſie mit ihm ſprach, war er bereits verbannt oder ganz nahe daran, es zu werden. Aber deſſenungeachtet erfüllte er ſein Verſprechen und begleitete ſie am andern Morgen zum Miniſter, der ſie nicht annahm und ihm begreiflich machen ließ, daß ſie, Beide verdächtig, der ausgewanderten Dame nur mehr ſchaden, als nützen könnten.

Sie kehrte nach ihrem Gaſthofe zurück, um Duperret, der ſie hinbegleitet hatte, höflich zu verabſchieden, ging dann ſogleich wieder aus und ließ ſich das Palais royal zeigen. In dieſem mit Sonnenſtrahlen, ſpielenden Kindern und lachenden Geſichtern angefüllten Garten ſuchte und fand ſie einen Meſſerſchmied und kaufte für vierzig Sous ein friſch geſchliffenes Meſſer mit einem Griff von Ebenholz, das ſie in ihr Buſentuch verſteckte.

Im Beſitze dieſer Waffe, fragte ſie ſich, wie ſie ſich derſelben bedienen ſolle. Gern hätte ſie der Vollziehung des Urtheils, das ſie über Marat gefällt, eine Art von Feierlichkeit verliehen. Nach ihrer erſten Idee, wie ſie dieſelbe in Caen gefaßt, ausgebrütet und nach Paris gebracht hatte, wollte ſie den Feind Frankreichs auf dem Marsfelde, unter freiem Himmel, bei der Feierlichkeit des 14. Juli, vor den Augen des ganzen Volkes treffen und ihn, dieſen König der Anarchie, am Jahrestage der Niederlage des Königthums, für ſeine blutigen Frevel beſtrafen. Als würdige Nichte Corneille's wollte ſie buchſtäblich wahr machen jene berühmten Verſe Cinna's:

„Demain, au Capitole, il faut un sacrifice.
Qu'il en soit la victime, et faisons en ces lieux
Justice au monde entier, a la face des dieux."

Aber da das Feſt hinausgeſchoben worden war, ſo faßte ſie einen andern Plan, den: Marat am Schauplatze ſeines Verbrechens, an jenem Orte zu beſtrafen, wo er, die Vertretung der Nation vernichtend, dem Convente vorgeſchrieben hatte, alle Mitglieder der Gironde zum Tode zu verurtheilen. Sie hatte beſchloſſen, ihn auf dem Gipfel des Berges, im Schooße des Convents, zu tödten. Aber Marat

war krank und ging nicht mehr in die Verſammlung. Sie mußte ihn alſo in ſeiner Wohnung, an ſeinem Heerde aufſuchen, die Aufſicht Derer täuſchen, die ihn umgaben, um zu ihm zu gelangen, mit ihm in Berührung zu kommen.

Der erſte Brief, den ſie an Marat ſchrieb, blieb ohne Antwort. Sie ſchrieb ihm einen zweiten, in welchem ſich eine gewiſſe Ungeduld, ein Fortſchritt der Leidenſchaft, die ſie belebte, kundgab. Sie ging ſo weit, ihm zu ſchreiben: ſie habe ihm ein Geheimniß mitzutheilen . . . ſie werde verfolgt, ſei unglücklich und appellire an ſein Mitleid. — Das Alles that ſie, um den zu täuſchen, dem ſie als unerbittlichem Feinde der Menſchlichkeit den Tod geſchworen hatte.

Am 13. Juli, Abends gegen 7 Uhr, verläßt ſie ihren Gaſthof, nimmt auf der Place des Victoires ein öffentliches Fuhrwerk, fährt über den Pont neuf und ſteigt an der Wohnung Marat's, Rue des Cordeliers, Nummer 20*), an jenem großen, finſtern Hauſe ab, das, vor jenem mit dem Thürmchen, die Ecke bildet.

Marat wohnte im düſtern Stockwerke dieſes düſtern Hauſes, auf der erſten Stiege, bequem für das fortwährend bewegte Leben des Journaliſten und Volkstribunen, deſſen Wohnung ſo öffentlich wie die Straße iſt für das Zuſtrömen der Zeitungsträger und Zettelträger, für das ewige Kommen und Gehen Derer, die ihn beſuchten.

Das Innere, die Einrichtung, zeigte einen auffallenden Gegenſatz, ein treues Abbild jener Widerſprüche, welche Marat und deſſen Beſtimmung bezeichneten. Die finſtern Stuben, die auf den Hof hinausſahen, waren mit alten Möbeln und ſchmutzigen Tiſchen angefüllt, worauf ſeine Colporteure die Blätter des Ami du peuple falzten. Dieſe Zimmer glichen der traurigen Wohnung eines armen Handwerkers. Von hier aus gelangte man in einen kleinen Salon, deſſen Fenſter auf die Straße hinausgingen, in ein Zimmer, das mit weiß und blauem Damaſt tapeziert, mit ſchönen ſeidenen Vorhängen, mit Porzellan-Vaſen, mit duftenden Blumen angefüllt, ausgeſchmückt war. Dies war allem Anſcheine nach das Wohnzimmer einer Frau, einer guten, zärtlichen, aufmerkſamen Frau, die, beſorgt für ihren Mann, mit beſonderer Vorliebe das Zimmer ausſchmückte, in welchem er auszuruhen pflegte von ſeiner Arbeit. Hier befand ſich das Geheimniß im Leben Marat's, jenes Myſterium, das ſpäter durch ſeine Schweſter enthüllt ward. Er wähnte hier nicht bei ſich.

„Marat (es iſt ſeine Schweſter Albertine, die uns dies erzählt) kam bei der Herausgabe ſeines Volksfreundes nicht auf ſeine Koſten; ein göttliches Weib, gerührt von ſeiner hülfloſen Lage, bot ihm, als er aus einem Keller in den andern floh, ein Aſyl in ihrer Wohnung an: ſie weihte dem „Volksfreund" ihr Hab und Gut und opferte ihm ihre Ehre, ihre Ruhe."

In Marat's Papieren fand man ein Heirathsverſprechen an Catharine Evrard. So hieß die Geliebte, die er ſchon lange geheirathet hatte, devant le soleil, d. h. mit der er in wilder Ehe lebte.

Dieſes unglückliche und vor der Zeit gealterte Geſchöpf befand ſich ſeinetwegen in beſtändiger Unruhe. Ueberall ſah ſie den Mann, den ſie mit der ganzen Wärme ihres Herzens liebte, von Todesgefahr umringt; und darum wachte ſie mit der Treue eines Hundes an ſeiner Thür und wehrte Jedem, deſſen Geſicht ihr verdächtig ſchien, den Eingang zu Dem, den ſie mehr als ſich ſelber liebte.

Das Geſicht der Corday war ihr durchaus nicht verdächtig erſchienen. Ihre beſcheidene Provinzialtracht ſprach für ſie. In jener Zeit, wo Alles in Extreme ausgeartet, wo Haltung und Kleidung entweder vernachläſſigt oder cyniſch war, erſchien das junge Mädchen von normänniſchem Schrot und Korn, einfach und züchtig, ſeine Schönheit nicht zur Schau tragend, mit einem beſcheidenen Kopfputze, der aus einer weißen Haube mit einem grünen Bande beſtand, das ihren herrlichen Haarwuchs zuſammenhielt. Ganz gegen die Gewohnheit jener Tage und trotz der ſchwülen Julihitze war ihr Buſen ſtreng verhüllt durch ein ſeidenes auf dem Rücken zugeknüpftes Kragentuch. Sie trug ein blendendweißes Kleid und einfache Spitzen, womit die flatternden Bänder ihrer Haube beſetzt waren. Ueberdies zeigte ſich auf ihren friſchen Wangen keine Spur von Bläſſe, nicht das geringſte Zeichen von Aufregung. Ihre Stirne war ſo ruhig und ſicher wie ihre ganze Haltung.

Feſten Fußes hat ſie die erſte Schranke überſchritten, nicht achtend auf die Frage der Portiersfrau, die ihr vergebens nachgerufen hatte. Ruhig erträgt ſie die wenig wohlwollende Muſterung Catharinens, die durch die halbgeöffnete Thür die Fremde von der Schuhſohle bis zum Bande ihrer Haube mißt. Charlotte begehrt den Bürger Marat zu ſprechen. Catharine wehrt ihr den Eintritt. Die Worte, welche dieſe beiden Frauen wechſeln, werden von Marat gehört, zu deſſen Ohre die lieblich-reine, glockenhelle Stimme ſeines Beſuches dringt. Marat war kein Weiberfeind und wiewohl im Bade, befahl er ſeiner Freundin, ſie eintreten zu laſſen.

Das Gemach war klein und dunkel. Marat lag, mit einem ſchmutzigen Tuche zugedeckt, in einer Badewanne, vor ſich ein Brett, worauf er ſchrieb. Sie ſah nur ſeinen Kopf, ſeine Schultern, ſeinen rechten Arm. Seine ſelten Haare, von einem Schnupftuche zuſammengehalten, ſeine gelbe Haut, ſein von Blatternarben zerriſſenes Geſicht, ſein großer, dick hervortretender Mund erinnerten nur wenig daran, daß dies Weſen der menſchlichen Gattung angehöre. Dies Alles aber — man wird dies wohl begreifen — ſah ſie nicht. Sie hatte ihm in dem Briefe, den ſie an ihn geſchrieben, Nachrichten aus der Normandie verſprochen. Er befragte

*) Heut zu Tage heißt jene Straße Rue de l'Ecole de medecine und das Haus, in welchem Marat gewohnt, führt jetzt die Nummer 18.

Digitized by Google

ſie darum und voe Allem nach den Namen der nach Caen geflohenen Deputirten der Gironde; ſie nannte ſie ihm und Marat ſchrieb ſich Namen für Namen auf. Als er damit zu Ende war, ſagte er: Es iſt gut; in acht Tagen werden ſie ihren Kopf auf die Guillotine tragen.

Chaelotte, die aus dieſer Drohung einen Zuwachs von Muth und einen Geund mehr zur Ausführung ihres Vorſatzes geſchöpft, zog aus ihrem Buſen das Meſſer und ſtieß es bis zum Stiele in Maeat's Herz hinein. Dieſer Stoß, von der Höhe herabfallend und mit wunderbarer Kraft und Sicherheit ausgeführt, ging am Schlüſſelbeine vorbei, durchſtach die ganze Lunge und öffnete den Stamm dee Halspulsadern, die einen Blutſtrom ergoſſen.

— Mir dies, meine theuee Freundin?

— Das war Alles, was ee ſagen konnte.

Einen Augenblick ſpätee war er todt.

Tod der Charlotte Corday (19. Juli 93.)

Zuerſt ſtüezte Albertine, dann dee Commiſſionär hinein. Sie finden Charlotte, aufrecht und wie veeſteineet, in der Nähe des Fenſters. Dee Mann ſchlägt ihe einen Stuhl an den Kopf und verrammelte die Thür, auf daß ſie nicht entfliehe. Sie aber weicht nicht von der Stelle. Albertine reißt ein Fenſter auf und ſchreit um Hilſe. Die Nachbarn, alle Vorübeegehenden, die ganze Steaße, das halbe Vieetel ſtrömt herbei. Man ruft einen Wundarzt. Er kommt und findet einen Todten. Die Nationalgaede, die unterdeſſen gleichfalls am Orte der That angelangt war, hat Alles aufzubieten, um zu veehindeen, daß man Charlotte nicht in Stücke reißt. Man band ihr beide Hände. Sie dachte nicht daran, ſich zu wehren. Starr und unbewegtich blickte ſie um ſich mit trübem, katten Blicke. Ein Feiſeue aus dem Viertel, der die Mordwaffe genommen, ſchwang ſie, laut um Rache ſchreiend. Sie hörte nicht daeauf. Das Einzige, was ſie erſtaunen und beunruhigen ließ, war das verzweiflungsvolle Geheul Cathnrinens. Sie wae es, die in Charlottens Seele den ſchmeezlichen Gedanken wachrief, daß Marat trotz Allem Menſch und, nach Cathaeinens Jammer zu ſchließen, von ihe geliebt woeden wae.

Gegen drei Viertel auf Sieben langt der Polizeicommiſſär an; dann kommen die Polizeiverwalter Louvet und Marino, dann die Conventsmitglieder Maure, Chabot, Drouet*) und Legendre**), die geeadeswegeſ aus der Verſammlung heebeigeeilt ſind, um das Ungeheuer zu ſehen. Sie ſind nicht wenig eeſtaunt, mitten untee den Soldaten, die ſie umringen, ein junges, ſchönes Mädchen zu erblicken, das, äußerſt ruhig, jede an ſie gerichtete Frage mit Feſtigkeit und ohne Spur von Schüchternheit und ohne Emphaſe beantwortet. Sie geſtand ſogae, daß ſie entflohen wäre, wenn ſie es gekonnt hätte. Das ſind die Widerſprüche der Natur. In einer Adreſſe an das franzöſiſche Volk, die ſie voe Ausführung ihree blutigen That niedergeſchrieben, hatte ſie erklärt, ſie wolle ſterben, damit ihr Kopf, durch die Straßen von Paris geteagen, das Feldgeſchrei, das Loſungswort für alle Freunde des Geſetzes werde.

Außerdem abee noch ein anderer Wideeſpruch: Sie hatte geſagt und geſchrieben: ſie hoffe unbekannt zu ſterben, Niemand ſolle erfahren, wer dieſe That begangen. Und dennoch fand man den Taufſchein und den Reiſepaß bei ihr, der Jedem ſagte, wer ſie ſei.

Die andern Gegenſtände, die man bei ihr fand, ſprechen füe die vollkommenſte Ruhe und Sorgloſigkeit ihrer Seele. Es waren Sachen, die jede Frau, die auf ſich Sorgfalt verwendet, bei ſich trägt. Außerdem fand man bei ihr den Schlüſſel zu ihrer Uhr, ihre Baarſchaft, einen Fingerhut und Zwirn, um die Kleider, die man ihr bei ihrer Gefangennehmung, wie ſie vorausgeſehen hatte, zerreißen würde, im Gefängniſſe auszubeſſern.

Die Fahrt von Marat's Wohnung bis zu Abbaye währte nue einige Augenblicke, aber ſie wae mit großee Gefahr für ſie veebunden. Die ganze Straße war mit Maeat's Freunden und Anhängern, mit wüthenden Jakobinern angefüllt, welche weinten und heulten und ungeſtüm veelangten, daß die Meuchelmörderin der Rache des Volkes überliefert werde. Chaelotte hatte alle Arten eines gewaltſamen Todes voeausgeſehen und fürchtete nur die Eine: zerriſſen zu werden. Als ſie das wüthende Geſchrei der empörten Menge vernahm, ſoll ſie einen Augenblick ohnmächtig geworden ſein. Bewußtlos eereichte ſie das Gefängniß der Abbaye.

---

*) Drouet war jener Poſtmeiſter zu Saint-Menehould, der den König auf ſeinee Flucht eekannt und feſtgenommen und von der Nationalverſammlung dafür eine Nationalbelohnung von 30,000 Francs erhalten hatte. Nach dee Rückkehr der Bourbons aus Frankreich verbannt, erhielt ee ſich einige Zeit lang in Deutſchland auf, lebete dann heimlich nach Frankreich zurück und ſtarb unter dem angenommenen Namen Mreger am 11. April 1824 zu Macon (der Vaterſtadt Lamartine's).

E. M. D.

**) Louis Legendre, der ſeinee Profeſſion nach Fleiſcher war, verband ſich mit Danton, Marat, Fabre d'Eglantine, Camille Desmoulins, waed einer der Gründer des Clubbs dee Cordeliers und von Paris in der Nationalconvent gewählt. Er hatte durchaus keine Bildung, konnte weder leſen noch ſchreiben und nahm erſt gegen Ende ſeiner Laufbahn Unterricht in der Grammatik. Er ſtarb am 13. Dezembee 1797, hinterließ eine einzige Tochter und ein Teſtament, in welchem er ſeinen Leichnam, um den Menſchen ſelbſt nach dem Tode noch nützlich zu ſein, dee medicinischen Schule zum Seciren vermachte.

E. M. D.

Hier, mitten in der Nacht durch die Mitglieder des Wohlfahrtsausſchuſſes von Neuem befragt, zeigte ſie nicht Feſtigkeit allein, ſondern ſogar Heiterkeit.

Legendre, ganz aufgeblaſen von der Wichtigkeit ſeiner Perſon und in beſtändiger Angſt, daß man auch ihn ermorden wolle, fragte ſie:

— Iſt nicht die Bürgerin Corday geſtern früh, als Nonne verkleidet, auch bei mir geweſen?

— Der Bürger irrt ſich, erwiderte Charlotte mit Lächeln. Ich habe nicht geglaubt, daß ſein Leben oder ſein Tod wichtig genug ſei für das Wohl der Republik.

Chabot ſpielte beſtändig mit ſeiner Uhr und legte ſie nicht aus der Hand.

— Ich war der Meinung, ſagte ſie, die Capuciner hätten das Gelübde vollſtändiger Armuth abgelegt.

Das aber, was dieſen Chabot und die Andern, welche ſie ausfragten, am meiſten verdroß, war, daß ſie weder bei ihr noch in ihrer Ausſage irgend etwas fanden, woraus ſich hätte ſchließen laſſen, ſie ſei von den Girondiſten von Caen zu Marat's Ermordung angehetzt worden.

Während des nächtlichen Verhöres behauptet der ſchaamloſe Excapuciner, ſie hatte in ihrem Buſen ein Papier verſteckt. Er benutzt dieſen Vorwand und den Umſtand, daß ihr die Hände gebunden ſind, um frech genug ſie anzutaſten. Charlotte aber ſtieß ihn mit ſolcher Kraft und Heftigkeit zurück, daß durch dieſe Anſtrengung die Schnüre ihres Mieders platzten, wodurch ihr blendend weißer keuſcher Buſen zum Vorſchein kam. Alle waren gerührt durch ihre jungfräuliche Entrüſtung. Man entfeſſelte ihre Hände, auf daß ſie ſelbſt ihr Mieder wieder zuſchnüren könne.

Morgens am 16. Juli ward ſie von der Abbaye nach der Conciergerie gebracht. Am Abende deſſelben Tages ſchrieb ſie einen langen, ausführlichen Brief an Barbaroux, einen Brief, der augenſcheinlich darauf berechnet war, um — was uns ſchmerzlich berührt und ſogar weh thut — durch die Heiterkeit ſeines Tones die vollſtändige Ruhe ihrer Seele zu offenbaren.

Das aber, was zu beweiſen ſchien, daß ſie trotz des Anſcheines, den ſie ſich gab, in ihrem Innern doch nicht ganz ruhig war, war der Umſtand, daß ſie viermal darin auf das zurückkam, was jenen Mord motiviren und entſchuldigen ſoll: Der Friede, der Wunſch nach Frieden. Ihr Brief iſt datirt vom 2. Tage des Verſuchs zur Wiederherſtellung des Friedens.

Dieſer Brief ward durch ganz Paris verbreitet und von Jedermann verſchlungen.

Außerdem ſchrieb ſie noch an ihren Vater, um ihn um Verzeihung zu bitten, daß ſie auf dieſe Weiſe über ihr Leben verfügt habe. Sie citirte darin den bekannten Vers:

„Le crime fait la honte et non pas l'echafaud."

Einen dritten Brief ſchrieb ſie an den Neffen der Aebtiſſin von Caen, an das Conventsmitglied Doulcet de Pontecoulant, einen vorſichtigen Girondiſten, der — wie Charlotte ſagt — auf dem Berge ſitzt. Ihn wählte ſie zu ihrem Vertheidiger.

Wenn einer Bemerkung, die ſie durch die Familie des Malers, der ihr Bild in der Conciergerie gemalt, erhalten hat, Glauben zu ſchenken iſt, ſo hat ſich Charlotte Corday eine neue Haube für den Tag ihrer Hinrichtung machen laſſen. Und nur dadurch erklärt es ſich, daß ſie während ihrer kurzen Gefangenſchaft ſechsunddreißig Francs gebraucht.

Ganz Paris fragte ſich, nach welchem Syſteme man die Anklage gegen ſie formuliren werde. Der Gemeinderath ſchrieb in einer Proklamation Charlottens That den Einflüſterungen der Federaliſten zu und erklärte: „Dieſe Furie ſei von der Wohnung des ehemaligen Grafen Dorſet ausgegangen." — Fouquier-Tinville*) ſchrieb dem Sicherheitsausſchuß: man habe ihn ſo eben unterrichtet, Charlotte Corday ſei die Geliebte Belzunce's. Dieſen Belzunce und einen ſeiner Anverwandten Biron, neuerdings denuncirt durch Marat, habe ſie rächen wollen, und zu dieſem Akte blutiger Rache habe ſie vor Allen Barbaroux gedrängt u. ſ. w.

Das Volk aber täuſchte ſich nicht. Alle Welt begriff, daß Charlotte keine Mitſchuldigen und keine andern Rathgeber hatte, als ihren Muth, ihre Vaterlandsliebe, ihren Fanatismus.

Die Gefangenen der Abbaye und der Conciergerie, ſogar das Volk in den Straßen betrachteten ſie mit dem Stillſchweigen achtungsvoller Bewunderung.

„Als ſie im Gerichtsſaale erſchien, hatten Alle — Richter, Geſchworene und Zuſchauer — das Anſehen, die Angeklagte für einen Richter zu halten, der ſie vor den höchſten Gerichtshof, vor den Thron des ewigen Richters lud. Man konnte ihre Züge zeichnen, ihre Worte wiedergeben; keine Kunſt aber wäre im Stande geweſen, ihre große Seele zu malen, die aus ihrer Phyſiognomie hervorſtrahlte. Der moraliſche Eindruck der Prozeßverhandlungen gehört zu jenen Dingen, die ſich wohl fühlen, unmöglich aber beſchreiben laſſen."

Sodann berichtigt er ihre Antworten und Ausſagen, die der „Moniteur" — (dieſer große offizielle Lügner) ſo gewandt entſtellt, verſtümmelt und abſichtlich entfärbt hatte, um den Eindruck derſelben zu ſchwächen. Alles, was ſie vor den Schranken ihrer Richter geſprochen hatte, trug den Stempel Corneille's.

— Wer, fragte der Richter, hat Dir ſo vielen Haß eingeflößt?

— Ich bedurfte nicht des Haſſes Anderer, erwiderte ſie, mein eigener Haß genügte mir.

— Dieſe That muß Dir eingeflößt worden ſein!

— Man vollbringt nur ſchlecht, was man nicht ſelbſt beſchloſſen hat.

*) Der öffentliche Ankläger der Republik.

— Was aber haßteſt Dn in ihm?

— Die Größe ſeiner Verbrecheu!

— Und was verſtehſt Dn darunter?

— Die Verheerungen Frankreichs!

— Und was hoffteſt Du, indem Du ihn tödteteſt?

— Meinem Vaterlande den Frieden wiederzugeben.

— Glaubſt Du denn alle Marats getödtet zu haben?

— Vielleicht wird der Tod des Einen den Andern Furcht einflößen.

— Und ſeit wann hatteſt Du dieſen blutigen Vorſatz gefaßt?

— Seit dem 31. Mai, wo man, auf Marats Antrag, die Vertreter des Volkes feſtgenommen hat.

Der Präſident fragt nach einer ihre Schuld erſchwerenden Ausſage:

— Was haſt Du darauf zu erwidern?

— Nichts, als: daß die That mir geglückt iſt.

Nur in Einem Punkte verläugnet ſie die Wahrheit. Sie behauptet bei der Revue zu Caen dreißigtauſend Mann geſehen zu haben. Dies iſt die einzige Unwahrheit, die ſie geſagt, um dieſen Richtern und Paris Furcht einzujagen.

Mehrere ihrer Antworten bewieſen, daß ihr entſchloſſenes Herz bei allem Muthe, der es aufrecht hielt, nicht ohne Mitleid war. Die Ausſage, welche Marat's Geliebte unter Schluchzen und Thränen gegen ſie hervorgebracht hatte, vermochte ſie nicht bis zum Ende anzuhören.

— Genng, genug! rief ſie, die Weinende unterbrechend. Ja, ja, ich bin's, die ihn getödtet hat!

Nicht minder bewegt ſchien ſie in dem Augenblick, als ihr das Werkzeug ihrer That, das Meſſer, gezeigt ward. Erſchreckt wandte ſie das Geſicht ab, ſtieß es mit der Hand zurück und rief mit ſchluchzender Stimme:

— Ich erkenne es, ich erkenne es!

Fouquier-Tinville erinnerte daran, daß ſie den Stoß, um nicht zu fehlen, von oben herab ausgeführt.

— Ohne Zweifel, warf er hin, hat ſie ſich darin zuvor wohl geübt!

— O dies Ungeheuer! rief ſie empört. Er hält mich für einen Meuchelmörder!

Dieſes Wort, erzählt Chauveau-Lagarde, ſank wie ein Blitzſtrahl nieder. Die Verhandlungen waren ſofort geſchloſſen. Sie hatten kaum eine halbe Stunde gewährt.

Der Präſident Montane hatte ſie retten wollen. Er verwandelte die Frage, die an die Jury zu richten war, und begnügte ſich, ſie zu fragen: Hat ſie die That mit Vorbedacht gethan? Er unterdrückte die zweite Hälfte der Formel, welche lautet: „mit verbrecheriſchem, contre-revolutionärem Vorſatz?*).

Der Präſident, um ſie zu retten, die Jury, um ſie zu demüthigen, hatten ihrem Vertheidiger den Rath gegeben, ſie für geiſteskrank, für verrückt zu erklären. Dieſer aber betrachtete ſie und las in ihren Augen; er diente ihr, wie ſie es verlangte, räumte die Schuld des lang gehegten Vorbedachtes ein und erkläete ſtatt aller Vertheidigung: ſie wolle durchaus nicht vertheidigt ſein. Jung und über ſich ſelbſt erhoben durch den Anblick dieſes großen, unerſchütterlichen Muthes, wagte er das Wort (ſo nahe ans Schaffot ſtreifend): dieſe Ruhe der Angeklagten iſt erhaben über alle Schrecken des Todes.

Nachdem das Gericht ſie verurtheilt hatte, ließ ſie ſich zu ihrem jungen Vertheidiger führen und ſagte ihm mit der ganzen Anmuth, der ihr eigen war, ſie danke ihm für ſeine zartfühlende und großmüthige Vertheidigung und er möge ihr geſtatten, ihm einen Beweis ihrer Achtung zu geben.

— Dieſe Herren da, fügte ſie hinzu, auf die Richter weiſend, haben mir ſo eben erklärt, daß meine Güter confiscirt ſind. Ich ſchulde noch eine Kleinigkeit der Conciergerie und bitte Sie, für mich dieſe Schuld zu bezahlen.

Vom Gerichtsſaale herabſteigend auf der dunkeln Treppe, die zu den unterirdiſchen Kerkern führt, lachte ſie alle Gefängnißgefährten, die ſie vorüberkommen ſahen, mit freundlicher Miene an und entſchuldigte ſich bei dem Schließer Richard und ſeiner Frau, deren Frühſtück ſie zu theilen verſprochen hatte. — Bald darauf empfing ſie den Beſuch eines Prieſters, der ihr ſeinen Troſt anbot.

— Danken Sie in meinem Namen den Leuten, die Sie zu mir geſchickt, ſagte ſie und geleitete ihn artig bis zur Thür ihres Kerkers.

Während des Verhörs hatte ſie bemerkt, daß ein Maler es verſucht habe, ihre Züge zu erfaſſen. Nachdem ſie verurtheilt war, ließ ſie ihn rufen, um ihm die letzten Augenblicke zu ſchenken, die ihr von der Hinrichtung übrig blieben. Dieſer Maler — Hauer — war zweiter Commandant des Bataillons der Nationalgarde, das größtentheils aus Cordeliers beſtand. Dieſer Eigenſchaft allein hatte er die Begünſtigung zu verdanken, daß man ihm Einlaß zu ihrem Kerker gewährte, ohne andere Zeugen, als einen Gensdarmen. Während er ihr Bild vollendete, plauderte ſie mit ihm mit der größten Seelenruhe von den gleichgiltigſten Dingen, endlich auch von ihrer Verurtheilung und von dem moraliſchen Frieden, der ſie belebe und ihr vollen Muth zum Sterben verleihe. Sie bat Herrn Hauer, die letzte Bitte einer Sterbenden zu erfüllen und eine Copie des Bildes ihrer Familie zu ſchicken.

Nach anderthalb Stunden hörte ſie leiſe an die kleine Thür pochen, die hinter ihr war. Man öffnete. Der Henker (Sanſon) trat ein. Charlotte erblickte, ſich umwendend, die Scheere und das rothe Hemde, das er trug. Da konnte ſie ſich einer leichten Gemüthsbewegung nicht erwehren und rief unwillkührlich:

— Wie, ſchon jetzt?

---

*) In Folge deſſen ward Montane einige Tage darauf, der Contre-Revolution verdächtigt, verhaftet.

Bald aber ſammelte ſie ſich wieder und ſagte zum Maler:

— Mein Herr, ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken ſoll für die Mühe, die Sie ſich um mich gegeben. Ich habe Ihnen nicht Anderes anzubieten, als dies da. Bewahren Sie es als ein Andenken an mich.

Dann nahm ſie die Scheere aus der Hand des Henkers, ſchnitt eine ſchöne Locke ihrer langen Haare ab, die aus der Haube hervorquollen, und gab ſie Herrn Hauer. Selbſt der Henker und die ihn begleitenden Gensdarmen waren gerührt.

Im Augenblick, wo ſie den Karren beſtieg, wo die Menge, von zwei entgegengeſetzten Glaubensſchwärmereien, von Wuth und von Bewunderung beſeelt, aus der niedern Säulenhalle der Conciergerie dieſes junge, ſchöne, leuchtende Opfer im rothen Mantel hervortreten ſah, ſchien die Natur mit der menſchlichen Leidenſchaft zu harmoniren: es brach ein heftiger Sturm aus. Aber dieſes Unwetter währte nur kurze Zeit und ſchien vor ihr zu fliehen, als ſie auf dem Pont-neuf erſchien und von dort langſamen Schritts durch die Sanct Honore-Straße gezogen ward. Vor ſieben Uhr Abends langte ſie auf dem Richtplatze an. Die Sonne ſtand hoch und brannte noch. Der Widerſchein des rothen Hemdes erhöhte auf fantaſtiſche Weiſe den Eindruck ihrer Geſichtsfarbe und den milden Schimmer ihrer Augen.

Man verſichert, Robespierre, Danton, Camille Desmoulins hätten ſich in der Straße aufgeſtellt, um ſie vorüberziehen zu ſehen und betrachten zu können. Danton ſoll ſich nicht enthalten haben, auszurufen: Welch ein Engel! Ermordet zu werden von ſolcher Hand, muß nicht ſchrecklich ſein! Robespierre aber ſchwieg und mochte in der Stille ſeines Herzens denken: Ich kann ſie nicht haſſen, denn ſie hat mich von einem gefährlichen Nebenbuhler meiner Macht befreit.

Die erſten Beobachter, die ſie bis zum Platze der Hinrichtung begleiteten, Schriftſteller, Journaliſten, Aerzte, waren erſtaunt über eine ſeltſame Erſcheinung. Selbſt die beherzteſten dieſer zum Tode geführten Verurtheilten hielten ſich aufrecht durch den Troſt patriotiſcher Geſpräche oder durch furchtbare Flüche und Verwünſchungen, die ſie auf das Haupt ihrer Feinde niederfallen ließen. Nur ſie allein bewahrte unter dieſem wilden Geſchrei der Menge ihre vollkommene Seelenruhe, ihre ernſte Heiterkeit. An dem Fuße der Guillotine angelangt, erſchien ſie von einer wunderbaren Majeſtät angehaucht und wie transfigurirt durch die Strahlenkrone der untergehenden Sonne.

Ein Arzt, der ſie auf dem ganzen Wege nicht aus dem Auge verloren hatte, erzählt, daß ſie ſich beim Anblick der Guillotine einen Moment entfärbt habe. Bald aber waren die friſchen Farben auf ihr Angeſicht zurückgekehrt und feſten Schrittes beſtieg ſie die Stufen des Schaffots. Tiefe, echt jungfräuliche Schaam röthete ihr Geſicht in dem Augenblick, als die Hand des Henkers ihr das Buſentuch entriß. Das tödtende Schaamgefühl jagte ſie wie von ſelbſt unter das Beil der Guillotine.

In dem Augenblick, wo ihr Haupt fiel, hatte ein maratiſtiſcher Zimmermann, dem Henker als Gehilfe dienend, die bodenloſe Frechheit, ihren ſchönen Kopf bei den Haaren zu erfaſſen, ihn ringsum dem Volke zu zeigen und ihn endlich ſogar zu ohrfeigen. Ein Schauer des Abſcheus durchrieſelte die Menge. Viele darunter glaubten geſehen zu haben, daß der abgeſchlagene Kopf erröthet ſei. Vielleicht war dies nur Einbildung oder optiſche Blendung, denn in demſelben Augenblick blitzten die rothen Strahlen der niederſinkenden Sonne durch die Bäume der Champs-Elyſees.

Aber die Commune von Paris und das Revolutionstribunal gaben Genugthuung dem beleidigten Gefühle des Volkes dadurch, daß jener brutale Henkersgehelfer noch am Abende deſſelben Tages deßhalb eingekerkert ward.

Das Geſchrei der Maratiſten ward durch den allgemeinen Eindruck der Bewunderung und des Schmerzes übertönt, der ſich in allen Klaſſen der Bevölkerung und als Wiederhall deſſelben auch in den Journalen kundgab. Trotz der Sklaverei, in welcher die Preſſe jener Tage geſchmachtet, beſaß die „Chronique de Paris“ den Muth, die Kühnheit, eine Lobrede Charlotte Corday's zu drucken.

Man hat die Theilnahme des Präſidenten Montane und deſſen Verſuch, ſie zu retten, man hat die tiefe Gemüthsbewegung ihres Vertheidigers gehört. Nicht minder groß war die Theilnahme des Malers. Die Kunſtausſtellung jenes Jahres brachte ein Bild Marat's das er allem Anſcheine nach nur darum ausgeſtellt hatte, um ſich zu entſchuldigen, daß er das Bild der Corday gemalt. Sein Name aber erſchien ſeitdem bei keiner Ausſtellung mehr. Marat's fatales Bild war das Letzte ſeines Pinſels.

Der Eindruck ihres Todes war erſchrecklich: man begann durch ſie den Tod zu lieben. Die ruhige Unerſchrockenheit dieſes jungen Mädchens, die heldenmüthige Aufopferung ihres Lebens, erzeugte in mehr als einem jugendlichen Herzen den Wunſch, den Trieb, das heiße Verlangen dieſer Judith von Caen zu gleichen.

Ein junger Deutſcher, Adam Lux, nach Paris geſchickt, um die Vereinigung ſeiner Vaterſtadt Mainz mit Frankreich einzuleiten, ließ eine Broſchüre erſcheinen, in der er zu ſterben verlangte, um mit Charlotte Corday vereinigt zu werden. Dieſer Unglückliche, hieher gekommen mit einem Herzen voll Enthuſiasmus, glaubte in der franzöſiſchen Revolution das reine Urbild der menſchlichen Wiedergeburt zu erblicken und vermochte die allzufrühzeitige Verdunkelung ſeines Ideals nicht zu ertragen. Er begriff nicht die oft allzugrauſamen Schmerzen, die dem Geborenwerden einer neuen Zeit vorangehen. Seine melancholiſchen Augen erblickten in Charlotte Corday die zur Guillotine geſchleppte Freiheit. Er ſieht ſie in ihrer rührenden und bewunderns-würdigen Unerſchrockenheit vor den Schranken ihrer ſcheußlichen Richter; er ſieht ſie in der majeſtätiſchen Glorie ihres

Digitized by Google

Muths auf dem Schaffot. Nur zweimal iſt ſie ihm erſchienen. Genug! Auch er iſt dem Tode verfallen!

„Wohl glaube ich", ſchrieb er, „an ihren Muth; was aber ſollte aus mir werden, wenn ich dieſe ganze Milde mitten unter barbariſchem Geheul, dieſen durchdringenden Blick, dieſe lebendigen, feuchten Funken, die aus ihren ſchönen Augen ſprühten, aus welchen eine eben ſo zärtliche als muthige Seelr ſprach, unter dem Beile des Henkers ſah! O unſterbliche Erinnerungen! Süße und bittere Gemüthsaufregungen, die ich bis dahin nie empfunden hatte. Sie ſind's, die in mir die Liebe zu dem Lande erhalten, für welches ſie ſterben gewollt, und dem durch Adoption auch ich angehöre. Mögen die Feinde Frankreichs auch mir die Ehre ihrer Guillotine angedeihen laſſen. Jetzt, ſeitdem die Engel wie Charlotte Corday darauf geſtorben, iſt das Schaffot zum Altar geworden."

Seine reine Seele, ſein myſtiſches Herz verehrte Charlotte Corday, aber nicht deren blutige That. „Ohne Zweifel", ſchrieb er, „hat Jedermann das Recht, einen Uſurpator, einen Tyrannen zu tödten; Marat aber war weder das Eine noch das Andere."

Nicht ſo dachten die Girondiſten und die Anhänger des Königsthums. Ihre Wuth bedurfte einer Heiligen, einer Legende. Charlotte Corday beſaß für ſie mehr Poeſie als Ludwig XVI., der in ihren Augen ein gewöhnlicher Märtyrer war, in welchem nichts Anderes Thrilnahme erweckte, als ſein Unglück.

Aus Charlottens Blute aber ſproß ein neuer Glaube: die Religion des Dolches.

André Chenier weiht dieſer neuen Gottheit eine Hymne, welche ſagt:

O vertu! Le poignard, seul espoir de la terre,
Est ton arme sacrée!

Dieſe Hymne, neu umgeſchmolzen in jeder Zeit und in jedem Lande, blitzt am Ende von Europa, in Rußland, in Puſchkin's „Hymne an den Dolch" auf.

Brutus, der alte Schutzheilige heldenmüthiger Mörder, der bleiche Schatten des grauen Alterthums ſieht ſich jetzt in eine neue, mächtigere und verführeriſchere Gottheit verwandelt. Der junge Schwärmer, der einen großen Schlag träumt, der ſich Carl Sand oder Alibaud nennt, wovon träumt er jetzt? Iſt Brutus ſein Vorbild? Nein, jetzt iſt's jene reizende Charlotte Corday, ganz ſo wie ſie es war in dem unheimlichen Glanze des rothen Mantels, in der blutigen Aureole der Julisonne, im Purpur der niederſteigenden Nacht!

Lehre der Nahrungsmittel.

Von Dr. Jac. Moleſchott.

Von den Speiſen.

Das Fleiſch und die Eier.

Wenn man von dem Wallfiſchthran der Grönländer und dem Bärentalg, den ein Mongoliſcher Stamm genießt, hinaufſteigt bis zu der verfeinerten Küche der Reichen in den verſchiedenſten Ländern der Erde, in denen Auſtern und Trepang, ein zu den Strahlthieren gehöriges röhrenförmiges Thierchen, beliebte Leckergerichte darſtellen, dann findet man bald, daß keine Klaſſe von Thieren beſteht, welche nicht irgend einen Beitrag lieferte zu den Speiſen des Menſchen. Bei allen gebildeten Völkern werden aber diejenigen Thiere vorgezogen, welche ſich von Kräutern ernähren.

In dieſem Sinne darf man behaupten, daß die Pflanzen zuerſt die Speiſen des Menſchen bereiten. Und zwar verſtehen ſie es, aus ſehr einfachen Beſtandtheilen vortreffliche Gerichte zu miſchen. Freilich werden von den Pflanzen, welche die nahrhafteſten Speiſen bilden, auch zuſammengeſetzte organiſche Nahrungsſtoffe aufgenommen. Allein ebenſowenig läßt es ſich läugnen, daß die Pflanzen ausſchließlich von Kohlenſäure, Ammoniak, Waſſer und einigen anorganiſchen Stoffen leben können, und von dieſen einfachen Nahrungsſtoffen bei weitem die Hauptmaſſe ihres Körpers in allen Fällen wirklich herleiten. Die Kohlenſäure, das Ammoniak, eine ſehr einfache Verbindung von Stickſtoff mit Waſſerſtoff, und Waſſer ſind alle drei Beſtandtheile der Luft. „Indeß das Thier ſchon ausgebildete Körper verſchlingt," — ſagt Forſter, er, der es vor Allen verdiente, der Naturforſcher des Volkes zu heißen, — „ſaugen dieſe feinen Röhr- und Zellengebilde die einfachſten Elemente begierig aus der Luft. Aus Sonnenlicht und Aetherfeuer gewebt, wie ſonſt nur Dichter träumen durften, lacht unſerm Blick das ſanfte Grün der Wälder und Fluren; und ſeht! im unendlich zarten Geäder der Blumenkronen und der reifenden Früchte glüht der ſiebenfache Lichtſtrahl und ziert die Pflanzenſchöpfung mit ſeinem mannigfaltigen Farbenſpiel!"

Alle Thiere, die ſich von Pflanzen ernähren, machen nicht mit Unrecht den Eindruck größerer Reinheit auf unſere wähleriſchen Sinne, die der ranzige Geruch fleiſchfreſſender Säugethiere und der thranige Geſchmack der Raubvögel beleidigend zurückſtößt. Daher die Vorliebe für die Pflanzenfreſſer. Und unter dieſen behaupten die Wiederkäuer und die Vielhufer den erſten Platz. In ganz Mittel-Europa wird kein anderes Fleiſch ſo häufig gegeſſen, wie das von Rindern und Schweinen.

Das Fleiſch der Ochſen veranſchaulicht die Zuſammenſetzung aller anderen Fleiſcharten. Die Miſchung des

Digitized by Google

Ochſenfleiſches ſei uns ein Beiſpiel, an welches ſich die Abweichung der anderen gebräuchlichſten thieriſchen Speiſen mit Leichtigkeit anknüpfen laſſen.

Wie in allen Nahrungsmitteln, welche im Stande ſind, auch wenn ſie mit Ausſchluß jeder anderen Speiſe genoſſen werden, das Leben der Menſchen zu erhalten, ſo ſind im Ochſenfleiſch die drei Gruppen der einfachen Nahrungsſtoffe vertreten. Ein Gemenge von eiweißartigen Körpern, Fett und Salzen, reichlich mit Waſſer getränkt, iſt Alles, was erforderl wird, um das Leben zu friſten.

Die eiweißartigen Stoffe des Ochſenfleiſches ſind der Faſerſtoff der Muskeln und das eigentliche Eiweiß. Jener bildet die feinſten Fleiſchfaſern, dieſes iſt der Hauptbeſtandtheil des Nahrungsſaftes, der die Zwiſchenräume der feſten Theile erfüllt. Seine rothe Farbe verdankt das Fleiſch hauptſächlich dem Blute, das in ſeinen zahlreichen Gefäßen enthalten iſt. Dieſes Blut aber enthält Eiweiß, Blutbläschenſtoff, Faſerſtoff und eine Spur von Käſeſtoff, und zu allen dieſen eiweißartigen Verbindungen geſellt ſich noch der eiſenhaltige Farbſtoff des Bluts.

Nicht blos die eiweißartigen Körper des Fleiſches ſind Erſatzmittel für die Eiweißſtoffe unſeres Bluts, die nach der vom Leben bedingten Rückbildung mit den Ausſcheidungen verloren gehen. Denn die feinſten Muskelfaſern werden von leimgebendem Gewebe, von ſogenanntem Bindeſtoff umgeben und zu Bündeln vereinigt. Durch das Kochen verwandelt ſich der Bindeſtoff in Leim und wird in Waſſer löslich. Der Leim aber wird in unſerm Organismus wieder zu Eiweiß. Sehr oft kommen geneſende Kranke beinahe ausſchließlich durch den Genuß von Knochengallerte zu Kräften. Leim iſt der einzige ſtickſtoffhaltige Körper, den ſie in dieſer Gallerte reichlich genießen. Da nun das Blut des Menſchen keinen Leim, als nothwendige Bedingung ſeiner regelmäßigen Miſchung aber Eiweißſtoffe enthält, ſo iſt keine andere Annahme möglich, als daß ſich der Leim in eiweißartige Verbindungen verwandle.

Daß das Bindegewebe in dem Muskelfleiſch von einigen elaſtiſchen Faſern durchſetzt wird, iſt für das Fleiſch als Nahrungsmittel von keiner Bedeutung. Denn dieſe elaſtiſchen Faſern werden in den Verdauungsflüſſigkeiten nicht gelöſt. Sie ſind ein Theil jener ungelöſten Ueberbleibſel der Speiſen, welche mit Ausſcheidungsſtoffen des Bluts den Koth zuſammenſetzen.

Fleiſchſtoff, Fleiſchbaſis, Fleiſchſäure ſind regelmäßige ſtickſtoffhaltige Beſtandtheile des Ochſenfleiſches. Sind ſie als Nahrungsſtoffe zu betrachten? Daß ſie in unſer Blut und vom Blut aus in unſre Muskeln übergehen, läßt ſich kaum bezweifeln. Iſt aber Queckſilber ein Nahrungsſtoff, weil es durch das Blut in die Knochen wandert und hier in Kügelchenform wiedergefunden wird? Dagegen ſträubt ſich auch der Verſtand des Laien. Der Fleiſchſtoff aber, die Fleiſchbaſis und die Fleiſchſäure können deshalb nicht als Nahrungsſtoffe im eigentlichen Sinne gelten, weil ſie der Rückbildung angehören, die, vom Sauerſtoff angeregt, alle organiſchen Stoffe unſerer Gewebe den Ausſcheidungsdrüſen zuführt.

Viel weniger mannigfaltig als die ſtickſtoffhaltigen, ſind die ſtickſtofffreien organiſchen Verbindungen, welche das Fleiſch der Rinder auszeichnen. Sie beſtehen aus Fetten und Milchſäure. Das Fett der Wiederkäuer verdankt dem Talgſtoff ſeine Härte. Der Talgſtoff iſt von Perlmutterfett und Oelſtoff begleitet, neben welchen das phosphorhaltige Fett und das Gallenfett der Nerven und des Bluts wegen ihrer geringen Menge kaum Berückſichtigung verdienen.

Chlorkalium und phosphorſaures Kali ſind die eigenthümlichen anorganiſchen Stoffe des Fleiſches. Sie wären allein genug, um Fleiſch von Blut zu unterſcheiden. Während das Natron im Blut das Kali um das Siebzehnfache übertrifft, wird es in dem Fleiſch des Ochſen beinahe dreifach vom Kali übertroffen. Phosphorſaure Salze von Natron, Kalk, Bittererde und Eiſenoxyd ſind in nicht unbeträchtlicher Menge im Ochſenfleiſch enthalten; von ſchwefelſauren Alkalien dagegen nur eine Spur, die dem Blute der Muskeln zugeſchrieben werden muß. Der Waſſergehalt iſt ſo bedeutend, daß er durchſchnittlich mehr als drei Viertel des ganzen Ochſenfleiſches beträgt.

Die obige Schilderung bezieht ſich auf das rohe Fleiſch. Was wird aus dieſem, wenn es gekocht oder gebraten wird?

Wenn man ein Stück Fleiſch in kochendes Waſſer bringt und es lange genug in der Siedhitze verweilen läßt, dann gerinnen die löslichen eiweißartigen Stoffe. Der Faſerſtoff verwandelt ſich in zwei neue Verbindungen, die beide reicher an Sauerſtoff ſind als der Faſerſtoff ſelbſt, von denen aber nur der eine die Schwerlöslichkeit des Faſerſtoffs theilt. Der andere, den man auch aus Eiweiß erhalten kann, wird leicht in Waſſer gelöſt.

Der Farbſtoff des Bluts bekommt eine braune Farbe, indem er ſich bei der Siedhitze zerſetzt. Dabei verliert er ſeine Löslichkeit in Waſſer.

Es löſen ſich die Bindefaſern, weil ſie ſich durch das Kochen in Leim verwandeln.

Die Fette ſchmelzen. Von den anorganiſchen Verbindungen geht der leichter lösliche Theil ins Waſſer über. Ebenſo die Milchſäure, welcher der Fleiſchſaft ſeine ſaure Beſchaffenheit verdankt, Fleiſchſtoff, Fleiſchbaſis und Fleiſchſäure.

Weil das Eiweiß in den äußeren Schichten durch das ſiedende Waſſer ſogleich gerinnt, ſo bildet es eine ſchwer durchdringliche Decke um die inneren Theile. Deshalb bleibt ein großer Theil der löslichen Nahrungsſtoffe, welche unter günſtigen Verhältniſſen das Waſſer dem Fleiſch entziehen würde, in dieſem zurück. Aber die Hitze pflanzt ſich nach innen fort. Jedes Fleiſchbündel umgiebt ſich gleichſam mit einer Scheide von geronnenem Eiweiß. Dieſe ſchützt den Leim und die Salze, die Milchſäure und den Fleiſchſtoff, vor allen aber die eigentliche Fleiſchfaſer, welche durch die

unmittelbare Einwirkung des kochenden Waſſers immer härter und zäher werden würde. Und ſo giebt das Fleiſch nur wenig von ſeinen Beſtandtheilen an das Waſſer ab. Mit den Nahrungsſtoffen behält es nicht nur ſeine Nahrhaftigkeit, ſondern auch ſeinen Geſchmack.

Deshalb ſiedet der Keſſel, aus dem die Hausfrau ein ſaftiges, wohlſchmeckendes, gehaltreiches Fleiſch erhalten will, bevor ſie das rohe Stück hineintaucht.

Nicht ſo, wenn es ſich um die Bereitung einer kräftigen Brühe handelt. Wenn das Fleiſchſtück mit kaltem Waſſer aufgeſetzt wird, das man allmälig erwärmt, dann ſind ihm die löslichen Nahrungsſtoffe entzogen, bevor das Eiweiß gerinnen konnte. Dieſes aber geht ſelbſt in das Waſſer über. Wenn der Auszug wallt, dann haben ſich freilich eine Menge geronnener Eiweißflöckchen gebildet, welche mit gebräuntem Farbſtoff des Bluts und anderen anhängenden Beſtandtheilen abgeſchäumt werden. Ein anderer Beſtandtheil des Eiweißes aber bildet durch den Einfluß des Kochens eine ſauerſtoffreichere, in Waſſer lösliche Verbindung. Ebenſo der Muskelfaſerſtoff, der mit dem ſiedenden Waſſer in unmittelbare Berührung kommt. So entſteht eine Löſung, in welcher veränderte Eiweißſtoffe, Fleiſchſtoff, Fleiſchbaſis und Fleiſchſäure, Leim und Milchſäure neben Salzen enthalten ſind, während kleine Eiweißflöckchen und geſchmolzene Fette, die bekannten Fettaugen, ungelöſt in der Flüſſigkeit herumſchwimmen.

Die Brühe iſt ſchmackhaft, das Fleiſch um ſo fader, und zäher, je langſamer erhitzt und je länger auch nachher noch die Einwirkung des ſiedenden Waſſers fortgeſetzt wurde.

Hierdurch wird es erklärt, weshalb man in Deutſchland in bürgerlichen Haushaltungen, in denen das Fleiſch kalt aufgeſetzt wird, ſelten oder nie gekochtes Fleiſch ohne Fleiſchbrühe ißt. Denn das gekochte Fleiſch ſammt der Fleiſchbrühe werden erfordert, um unſer Muskelfleiſch zu bilden. In anderen Ländern, in den Niederlanden, z. B., iſt gekochtes Fleiſch ohne Suppe eine ſehr gewöhnliche Speiſe. Darum ſetzen die holländiſchen Hausfrauen das Fleiſch, das keine Suppe geben ſoll, mit ſiedendem Waſſer auf.

Wie in dem letzteren Falle, ſo wird auch beim Braten eine Hülle um das Fleiſch gebildet. Das Eiweiß gerinnt in den äußeren Schichten, die zunächſt durch die Zerſetzung des Farbſtoffs, ſodann aber durch die Bildung brenzlicher Stoffe eine braune bis ſchwarzbraune Farbe annehmen. Dieſe Schichte behält den größeren Theil der löslichen Stoffe im Fleiſche zurück, aus welchem nur ein dicker, gehaltreicher Saft in verhältnißmäßig ſpärlicher Menge ausquillt. Ein Theil der Fette wird zerſetzt, Talgſäure z. B. in Perlmutterfettſäure verwandelt. Ein wichtiger Stoff wird endlich neu gebildet. Denn die Eſſigſäure, welche in Folge der trocknen Hitze entſteht, die man beim Braten anwendet, erleichtert die Löſung der eiweißartigen Stoffe. Eſſig macht das Fleiſch in ähnlicher Weiſe leichter verdaulich, wie das Kochſalz, indem es die Eiweißkörper löſen hilft. Das iſt die Bedeutung des in der Volksſprache üblichen Ausdrucks, der Eſſig mache das Fleiſch kurz. Kurzes Fleiſch iſt leicht verdaulich.

Sind große Fleiſchſtücke nach dem Kochen oder Braten im Innern blutig, ſo hält man in Deutſchland das Fleiſch nicht für gar, während der Engländer es als ein Zeichen guter Zubereitung fordert. Was iſt die Urſache der blutigen Beſchaffenheit? Daß der Farbſtoff des Bluts ſich erſt dann in einen braunen Körper zerſetzt, wenn die Wärme über ſiebzig Grad geſteigert wird. Die inneren noch blutigen Theile haben jenen Wärmegrad nicht erreicht.

Obgleich die Verſchiedenheit des Geſchmacks verſchiedener Fleiſcharten mit Nothwendigkeit Unterſchiede in der Miſchung vorausſetzt, ſind dieſe doch für das Fleiſch der Säugethiere nach dem jetzigen Stande unſerer Kenntniſſe ſehr unerheblich. Das Fleiſch der Hämmel und Rehe, die, wie das Rind, zu den Wiederkäuern gehören, ſtimmt in dem Gehalt an Nahrungsſtoffen am genaueſten mit dem Ochſenfleiſch überein. Nur iſt das Fett der Hämmel in der Regel noch härter, d. h. reicher an Talgſtoff, das der Rehe aber überhaupt ſpärlicher vorhanden, als im Ochſenfleiſch.

Schweinefleiſch iſt reicher an Fett, dagegen ärmer an eiweißartigen Körpern als Ochſenfleiſch, wenn auch der letztere Unterſchied nicht bedeutend iſt.

Alle Säugethiere aber, welche wild herumlaufen, ſind durch Reichthum an Fleiſchſtoff vor unſern Hausthieren ausgezeichnet. Dieſe dagegen übertreffen jene an Fett. Der Grund iſt ſehr natürlich. Denn während die Ruhe bei dem zur Mäſtung beſtimmten Ochſen die Fettbildung begünſtigt und den Stoffwechſel mäßigt, athmet der Hirſch, indem er ſich in den Wäldern herumtummelt, eine größere Menge Sauerſtoff ein, der die ſtickſtoffhaltigen Grundlagen ſeiner Gewebe in Fleiſchſtoff überführt. Ebenſo die Vögel. Ihr kräftiger Flug und ihre lufterfüllten Knochen ſteigern die Aufnahme des Sauerſtoffs. Die höhere Eigenwärme des Vogels in den Lüften beweiſt, daß der Sauerſtoff ihn ſchneller verzehrt, als das Gewürm, das an der Erde kriecht, ja ſchneller ſelbſt als die Säugethiere, die einzigen, mit denen er den Namen warmblütiger Thiere theilt. Daher die raſchere Zerſetzung ſeiner Eiweißſtoffe, unter denen überdies das lösliche Eiweiß reichlicher vertreten iſt, als in dem Fleiſch der Säugethiere; daher der Reichthum der Vogelmuskeln an Fleiſchſtoff.

Während im Waſſergehalt zwiſchen Säugethieren und Vögeln kein regelmäßiger Unterſchied beobachtet worden, ſteigen die drei Viertel Gewichtstheile, welche das Fleiſch der warmblütigen Thiere an Waſſer enthält, in dem Fleiſch der Fiſche bis auf vier Fünftel und höher. Wenig Blut und daher meiſtens weiße Farbe, viel weniger Muskelfaſerſtoff, etwas mehr leimgebendes Gewebe und vor allen Dingen ein phosphorhaltiges Fett, das ſich nicht beſchränkt auf den Inhalt der Blutgefäße, ſind regelmäßige Eigenthümlichkeiten, die das Fleiſch von Fiſchen auszeichnen. Und jenes phos-

phorhaltige Fett iſt nicht der einzige Unterſchied, der ſich über die Mengenverhältniſſe hinaus auf die Eigenſchaften erſtreckt. Denn das lösliche Eiweiß der Fiſche, deſſen Menge mit der im Vogelfleiſch vorhandenen ziemlich übereinſtimmt, gerinnt in der Hitze viel leichter als das lösliche Eiweiß der warmblütigen Thiere. Von dieſem iſt es auch in der Zuſammenſetzung verſchieden, da es keinen Phosphor enthält.

Nicht nur die Art der Thiere, deren Muskeln das Fleiſch liefern, ſondern zahlreiche andere Verhältniſſe ſind zu berückſichtigen, welche das Fleiſch, bevor es auf unſern Tiſch gelangt, verändern.

So iſt das Fleiſch junger Thiere ärmer an Faſerſtoff als das der erwachſenen, dagegen reicher an löslichem Eiweiß, an leimgebenden Faſern und Waſſer und deshalb zarter. Durch jenen Reichthum an Leim erklärt es ſich, daß die Brühe von Kalbfleiſch und Lämmerfleiſch raſcher ſteif wird als die von Ochſen und Hämmeln. Denn der Leim iſt es, der beim Erkalten in der Brühe zu einer Gallerte geſteht.

Läßt ſich der im gewöhnlichen Leben ſo bekannte Einfluß, den die Nahrung der Thiere auf den Geſchmack ihres Fleiſches ausübt, auf beſtimmte Unterſchiede in der Zuſammenſetzung zurückzuführen? Der Geſchmack der Krammetsvögel nach Wachholderbeeren, die ſie fraßen, und die thranige Beſchaffenheit, welche das Fleiſch mancher Enten und anderer Waſſervögel auszeichnet, die ſich von Fiſchen, Schnecken und Krebſen ernähren, iſt eine handgreifliche Bejahung dieſer Frage. Auf O-Tahiti wurden zu Cook's Zeiten die Schweine nur mit Früchten gefüttert, und während ihr Fett nichts von dem geilen Geſchmack hatte, den es in Europa zu haben pflegt, verglich Forſter ihr Fleiſch mit Kalbfleiſch. Die Wiſſenſchaft hat die Frage mit beſonderer Rückſicht auf die Fette beantwortet, oder vielmehr die tauſendjährige Erfahrung des häuslichen Lebens, die Wage in der Hand, durch zuverläſſige Zahlen richtig gedeutet. Es iſt jetzt kein Zweifel mehr darüber, daß die Stoffe, mit denen wir unſere Ochſen, Schweine, Hühner mäſten, unſere Gänſe ſtopfen, Rüben, Kartoffeln, Sägemehl, Wälſchkorn, Reis und anderes Geſäme, durch einen reichlichen Gehalt an Fettbildnern ausgezeichnet ſind. Denn in allen dieſen Futterarten iſt kein Stoff in größerer Menge enthalten, als das Stärkmehl, Zucker und verwandte Stoffe, welche der thieriſche Körper in Milchſäure, Butterſäure und ſauerſtoffärmere Fette umſetzt. Das Wildprett verdankt ſeinen würzigen Geſchmack zu einem großen Theile dem reichlichen Gehalt an Fleiſchſtoff. Durch das Mäſten nimmt die Menge des Fleiſchſtoffs ab. Daher verlieren Rebhühner ihren Geſchmack, wenn man ſie einſperrt und ſie wie Haushühner füttert, wie es hin und wieder in ſehr ſtrengen Wintern geſchieht, um ſie vor der Kälte zu ſchützen. Zahme Enten werden mager und nehmen den angenehmen Geſchmack des Wildpretts an, wenn man ſie ihrer Freiheit überläßt.

Obgleich nicht gerade ein empfindſames Herz dazu gehört, das Stopfen der Gänſe mit einer Regung von Widerwillen anzuſehn, ſo hat doch der Menſch viel grauſamere Eingriffe in das thieriſche Leben nicht verſchmäht, wo es galt ſeinem Gaumen einen neuen Kitzel zu verſchaffen. Nicht nur die Hähne und Hennen hat er durch das Ausſchneiden der Fortpflanzungsorgane zu Kapaunen und Poularden gemacht, ſondern auch Säugethiere und Karpfen wurden auf dieſelbe Weiſe verſtümmelt. Weshalb das Fleiſch durch jenes Verfahren zarter und ſchmackhafter wird, haben chemiſche Unterſuchungen noch nicht aufgeklärt. Kühe ſollen nach dem Verluſt der Eierſtöcke leichter fett werden. Das Hetzen aber, das man in früherer Zeit bis zum Tode anwendete, während es jetzt doch nur auf der Jagd geſchieht, verflüſſigt den Faſerſtoff, den unlöslichſten Nahrungsſtoff des Fleiſches, und dadurch muß das Letztere zarter werden.

Die Eingeweide, die von verſchiedenen Thieren häufiger gegeſſen werden, die Därme, mit deren Hülfe man die Würſte bereitet, die Leber, das Hirn, die Nieren, die Milz und das Bröschen oder die ſogenannte Kalbsmilch ſchließen ſich in den Eigenſchaften ihrer Beſtandtheile ſehr nahe an das Fleiſch. Der Unterſchied liegt hauptſächlich in den Mengenverhältniſſen. Leber, Milz, Bröschen, Hirn und Nieren ſind durch ihren Reichthum an löslichem Eiweiß ausgezeichnet. Während das Bröschen neben dieſem Reichthum an Eiweiß noch viel leimgebendes Gewebe und eine äußerſt geringe Menge Fett enthält, geſellt ſich zu den gewöhnlichen Nahrungsſtoffen eine bedeutende Menge phosphorhaltigen Fetts in Hirn und Leber.

In den Knochen ſind die ſtickſtoffhaltigen Nahrungsſtoffe beinahe nur durch leimgebendes Gewebe vertreten. Obgleich es nun keinem Zweifel unterliegt, daß der Leim in Eiweiß übergehen kann, ſo erfolgt doch dieſe Verwandlung zu langſam, als daß die Knochen allein ein geeignetes Nahrungsmittel abgeben könnten. Der Leim, der als ſolcher im geſundem Blute fehlt, der alſo erſt in Eiweiß verwandelt werden muß, um zu einem Beſtandtheil des Bluts zu werden, iſt eben deshalb viel ſchwerer verdaulich als Eiweiß, trotzdem daß er mit Leichtigkeit im Magenſaft gelöſt wird. An Fett und den wichtigſten Salzen fehlt es den Knochen nicht. Da dieſe aber nur zum Theil in die Tafeln übergehen, welche man aus dem Leim der Knochen verfertigt, um Fleiſchbrühe aus denſelben zu bereiten, ſo iſt der Gebrauch dieſer Tafeln als Hauptſpeiſe doppelt verwerflich. Deshalb wurden bei den Engländern, die es in der Sorge für gehaltreiche Nahrung allen Völkern der Erde zuvorthun, ſchon zu Cook's und Forſter's Zeiten jene Tafeln aus gallertartig eingekochter Fleiſchbrühe bereitet. Wenn auch Knochen und anderer Abfall zur Anfertigung der Tafeln mit verwendet wurden, ſo lieferte doch friſches Rindfleiſch den Haupttheil des eingekochten Saftes, der in kleine Kuchenformen gegoſſen wurde. Dieſe Kuchen laſſen ſich nach

Digitized by Google

der Auflöſung mit wahrer Fleiſchbrühe vergleichen und haben Anſpruch auf den Namen tragbarer Suppe. Nach ähnlichen Grundſätzen hat man in neueſter Zeit Fleiſchzwieback bereitet, in welchem die kraftigen und ſchmackhaften Beſtandthrile des Fleiſches mit den Nahrungsſtoffen des Weizenmehls verbunden ſind. Was man in Frankreich unter dem Namen Bouillontafeln verkauft, iſt nichts als Leim, ein ſchwer verdauliches, wenig nahrhaftes und deshalb tadelnswerthes Machwerk. Keine Sparſamkeit iſt ſo verwandt mit Verſchwendung, wie die der Hausfrau, die, um Fleiſch zu ſparen, aus jenen Tafeln Suppe bereitet. Denn dieſe Brühe erſetzt die Ausgaben des Körpers nicht, und folglich begleitet nur eine nutzloſe Ausgabe des Beutels eine nothwendige Verarmung des Bluts.

Kein anderes Nahrungsmittel vereinigt ſo vollſtändig die Vorzüge des Fleiſches in ſich, wie die Eirr unſerer Hausvögel.

Dotter und Eiweiß beſtehen hauptſächlich aus eiweißartigen Körpern; der Dotter aus Dotterſtoff, deſſen Sauerſtoffgehalt den des Eiweißes übertrifft, das Eiereiweiß aus löslichem Eiweiß, das etwas mehr Schwefel enthält, als die gleichnamige Verbindung des Bluts, und aus einem ſehr ſchwefelreichen ſchwerlöslichen eiweißartigen Körper, der in der Geſtalt von Häutchen Zellen bildet, die das lösliche Eiweiß umſchließen.

Warum die Eier beim Kochen hart werden, darauf giebt das Hauptmerkmal des Eiweißes die Antwort. Die Wärme des ſiedenden Waſſers theilt ſich durch die Schale hindurch der dicken Eiweißlöſung mit; das Eiweiß gerinnt.

Das Eiweiß des Eies iſt reicher an Waſſer als der Dotter; während dieſer nur etwas mehr als zur Hälfte aus Waſſer beſteht, ſind im Eiweiß vier Fünftel an Waſſer vorhanden.

Um ſo reicher iſt der Dotter an Dotterſtoff und Fett. Viel Oelſtoff mit wenig Perlmutterfett, weniger phosphorhaltigem Fett und noch weniger Gallenfett ſetzen das Eieröl zuſammen.

Was fehlt nach der bisherigen Aufzählung drm Ei noch weiter, um allein ein vollkommenes Nahrungsmittel darzuſtellen? Nur die Salze und Chlorverbindungen des Bluts, und dieſe finden ſich alle wieder in den anorganiſchen Beſtandtheilen des Eiweißes und des Dotters.

Fleiſch macht Fleiſch. So lautet ein volksthümliches Sprichwort. Ich ſchließe mich um ſo lieber an dieſe Auffaſſung bei der Betrachtung des Fleiſches in ſeinem unmittelbaren Verhältniſſe zu unſerem Körper, weil ſie richtiger iſt, als wenn es hieße: Fleiſch macht Blut. Nicht nur das Kali, das im Fleiſch vorherrſcht, unterſcheidet dieſes vom Blut mit ſeinem größeren Reichthum an Natron. Denn während im Blut viel mehr Eiweiß, als Faſerſtoff vorhanden iſt, hat in den Muskeln der Faſerſtoff das Uebergewicht über das Eiweiß.

Fleiſch iſt alſo vollkommener geeignet die verlorenen Theile unſerer Muskeln, als die des Bluts zu erſetzen.

Steht es damit in Widerſpruch, daß alle Nahrungsmittel nur durch das Blut ihren Weg in die Gewebe finden? Gewiß nicht. Der Speiſeſaft, der aus dem Fleiſch entſteht, vermiſcht ſich, wie jeder andere, mit dem Blut, dem er von der Speiſeſaftröhre zugeführt wird. Weil aber unſer Fleiſch nicht zufällig, ſondern nach einem nothwendigen Geſetze der Anziehung zu einem großen Theile aus Chlorkalium, phosphorſaurem Kali und Faſerſtoff beſteht, ſo muß ein reichlicher Gehalt des Bluts an dieſen Theilen unſern Muskeln zu Gute kommen.

Und wirklich geht der Faſerſtoff bei vorherrſchender und mehr noch bei ausſchließlicher Fleiſchkoſt in größerer Menge in das Blut über. Und wirklich ſind kräftige Muskeln eine nothwendige Folge dieſes reichlichen Uebergangs von Faſerſtoff ins Blut. Oder kennt man nicht die Indianerſtämme, die in Nord- und Süd-Amerika ihren Lebensunterhalt auf der Jagd erbeuten, an ihrem derben Muskelbau und ihren feurigen Bewegungen? Bringt nicht die Viehzucht dieſelbe Wirkung hervor bei Tartaren und Kalmucken, bei den Hirtenvölkern der Alpen und des Schottiſchen Hochlands? Wer kennt nicht die Vorzüge des Engliſchen Arbeiters, den ſein Roaſt-beef kräftigt, vor dem Italieniſchen Lazzarone, deſſen vorherrſchende Pflanzenkoſt einen großen Theil ſeines Hanges zur Faulheit erklärt? Und iſt nicht endlich die geringere Kraft der Lappen und Samojeden, der Grönländer und Kamtſchadalen, die ſich faſt ausſchließlich von Fiſchen nähren, in welchen kaum mehr als drei Viertel des Faſerſtoffgehalts von Vögeln und Säugethieren zu finden ſind, ein neuer Beweis für die Richtigkeit des Wortes: Fleiſch macht Fleiſch?

Je reicher unſere Fleiſchgerichte an löslichem Eiweiß, je ärmer ſie ſind an Faſerſtoff und Fett, deſto leichter ſind ſie verdaulich, wenn nicht andere Beſtandtheile dieſe Eigenſchaft aufheben. So iſt das Fleiſch von Tauben und Hühnern verdaulicher als Kalbfleiſch, Kalbfleiſch verdaulicher als die Muskeln von Ochſen, Hämmeln und Rehen. Mit dieſen ſtimmt das Pferdefleiſch ohne Zweifel nahe überein, deſſen Vorzüge als Nahrungsmittel den Mongolen, Patagonen und Aucas, aber auch den chriſtlichen Völkern Europa's zu Zeiten der Hungersnoth ſehr gut bekannt und durch Unterſuchungen franzöſiſcher Aerzte in neuerer Zeit auch wiſſenſchaftlich anerkannt worden ſind. Deshalb hat der heilige Bonifazius mit Unrecht den Genuß von Pferdefleiſch für ein heidniſches Gelüſte erklärt, und der Dalai Lama hat es ſo gut verboten, wie Papſt Gregor III. Der Reichthum an Fett iſt die Urſache, warum die Muskeln von Schweinen und Gänſen zu den ſchwerverdaulichſten Fleiſchgerichten gehören. Und umgekehrt verdanken die meiſten Arten des Wildprets ihre Vorzüge dem geringen Fettgehalt, der ſie von dem Fleiſch unſerer gemäſteten Hausthiere unterſcheidet.

Das Fleiſch der Fiſche müßte man nach der verhältnißmäßigen Armuth an Faſerſtoff und dem Reichthum an löslichem Eiweiß für leicht verdaulich halten. Allein der Gehalt an phosphorhaltigem Fett macht die Fiſche ſchwer löslich in den Verdauungsſäften, und nicht nur die Fiſche, ſondern auch das Hirn und die Leber aller Wirbelthiere. Unter den Eingeweiden gilt es keine verdaulichere Speiſe als das Bröschen des Kalbs, das durch ſeine Armuth an Fett und Faſerſtoff ebenſo ausgezeichnet iſt, wie durch ſeinen Reichthum an löslichem Eiweiß.

Wegen der Bildung von Eſſigſäure in den äußeren, und wegen der weniger vollſtändigen Gerinnung der inneren Theile, die beim Braten großer Stücke ſo häufig blutig bleiben, d. h. einen weniger hohen Wärmegrad erreichen, iſt Fleiſch, das nicht mit zu vielem Fett gebraten iſt, verdaulicher als gekochtes.

Weich geſottene Eier werden im Ganzen leichter gelöſt als harte. Indem aber gelöſtes Eiweiß durch die Säure des Magenſafts gerinnt und nachträglich wieder gelöſt wird, thut das Hartkochen, wenn es nicht übertrieben wird, der Verdaulichkeit der Eier keinen erheblichen Eintrag.

Da alle Fiſcharten genug Fleiſchn. Salze enthalten, um dem menſchlichen Körper die anorganiſchen Beſtandtheile der Ausleerungen und die umgewandelten Fette zu zerſetzen, ſo darf man das Fleiſch, welches am reichſten an eiweißartigen Körpern iſt, auch für das nahrhafteſte halten. Darum ſind Rehfleiſch und Ochſenfleiſch nahrhafter als Kalbfleiſch, und Kalbfleiſch viel nahrhafter als Fiſch. Dagegen übertrifft das Fleiſch von Tauben und Hühnern an Nahrhaftigkeit das Ochſenfleiſch, dem es im Gehalt an eiweißartigen Körpern nicht nachſteht und in der Verdaulichkeit den Vorrang abgewinnt. Schweinefleiſch endlich iſt aus dem doppelten Grunde weniger nahrhaft als Ochſenfleiſch, weil es zugleich weniger reich an eiweißartigen Verbindungen und durch ſeinen übergroßen Fettgehalt weniger verdaulich iſt.

Mit einem Reichthum des Bluts an Faſerſtoff wird auch das Herz, das aus Muskelfaſern gewebt iſt, kräftiger ernährt, folglich die Thätigkeit des Kreislaufs erhöht. Die Erregung dieſer Thätigkeit, die nach dem reichlichen Genuß von Wildprett wahrgenommen wird, iſt — abgeſehen von dem Reichthum an eiweißartigen Körpern — wahrſcheinlich zum Theil von dem verhältnißmäßig anſehnlichen Gehalt an Fleiſchſtoff abzuleiten.

Blutbildung und Ernährung werden, wie alle jene Thatſachen beweiſen, durch Fleiſchkoſt geſteigert. Iſt es zu verwundern, daß demnach bei reichlichem Genuß von Fleiſch oder Eiern auch alle Abſonderungen und Ausſcheidungen, die eiweißartige Stoffe oder von dieſen abgeleitete Verbindungen enthalten, an Menge und vorzüglich im Gehalt an ſtickſtoffhaltigen Stoffen zunehmen? Daß der Samen reichlicher gebildet wird, die Milch üppiger fließt und die Menge des Harnſtoffs und der Harnſäure, die in vierundzwanzig Stunden ausgeleert werden, ſich um ein Bedeutendes ſteigert? Iſt es zu verwundern, daß das Blut raſcher ſtrömt, die Muskeln ſich kräftiger zuſammenziehen und der Geſchlechtstrieb mächtiger erregt wird? So wahr iſt es, daß reichliche Blutbildung den erſten Anſtoß giebt zu einem lebendigen Stoffwechſel. So wahr iſt es, daß alle erhöhte Thätigkeit auf einen nothwendigen Vorrath an Stoff zurückgeführt werden muß.

Gute Gedanken.

Aus lateiniſchen Claſſikern für die Fackel überſetzt.

Der ſchmählichſte Verluſt von Zeit iſt der durch eigene Nachläſſigkeit verſchuldet.

Die meiſten Menſchen vergeuden ihre Zeit mit Nichtsthun; indeß ſie einen Theil damit zubringen, Schlechtes zu thun oder Solches, das weder ihnen ſelbſt, noch Andern nützt.

Indeß Du die Zeit verſchiebeſt, entſchwindet dir ein Theil des Lebens. Den Verluſt der Zeit kann ſelbſt Dankbarkeit nicht wieder erſetzen.

Wer mit einem kleinen Ueberſchuß zufrieden iſt, der iſt nicht arm.

Du mußt dich mit gewiſſen Denkern und Charakteren vertraut machen, wenn du willſt, daß ſich Etwas aus ihrer geiſtigen Hinterlaſſenſchaft in deinem Geiſt befeſtige. Flüchtiges Haſchen nach Neuem, und vieles Leſen, ohne dabei zu denken, hat keinen Nutzen für den Geiſt. Eine Pflanze, die man zu oft verſetzt, gedeiht nicht. Verſchiedenheit gewürzter Speiſen mag wohl den Gaumen reizen, den Körper nährt blos einfache Koſt.

Leſe nicht blos gute Bücher, ſondern mache dir auch Auszüge davon; was von großem Nutzen iſt.

Unſer Wiſſen iſt ein wechſelſeitiger Austauſch und wer Nichts lernt, der weiß auch Nichts.

Es iſt etwas Herrliches in der Armuth heiter zu ſein; wer aber heiter iſt, den kann ich nicht arm nennen. Nicht wer wenig hat, iſt arm, ſondern wer mehr wünſcht als er hat. Was iſt daran gelegen, wie viel Geld Jemand aufgehäuft hat, wie voll Scheuer und Keller ſind, wenn man ſich dennoch nach mehr ſehnt, anſtatt Das was man beſitzt zu genießen.

Bedenke wohl, wen du dir zum Freund wähleſt. Haſt du einen Freund gefunden, ſo vertraue dich ihm ganz an; doch handle ſtets ſo, als ob er ſpäter dein Feind werden könnte.

Es giebt Menſchen, die gerne ſchwätzen und Das, was man blos Freunden ſagen ſollte, Jedem anvertrauen, indeß Andere kaum ſich ſelbſt glauben und jedes Geheimniß in ſich ſelbſt verſchließen. Es iſt eben ſo thöricht, Jedem zu ver-

Digitized by Google

trauen, wie Keinem: der erſte Fehler iſt ehrbarer, der andere ſicherer.

Wer immer ruht, verdient Tadel u. auch Jener, der nie zu ſich ſelbſt kömmt. Folge der Natur; ſie wird dir ſagen, daß ſie den Tag gemacht und auch die Nacht.

Die meiſten Menſchen ſchweben zwiſchen der Furcht vor dem Tode und den Qualen des Lebens: ſie veeſtehen es nicht, zu leben und wollen nicht ſterben. Genieße heiter das Leben und bekämpfe die Sorgen. Wer im Beſitz von irgend einem Gute iſt, der muß auch gefaßt ſein, es zu verlieren. Stähle deinen Geiſt gegen alle Zufälligkeiten des Lebens, ſelbſt gegen die ſchrecklichſten, ſo dich treffen mögen! Das Glück giebt Nichts, was es nicht auch wieder nehmen könnte; vertraue ihm deine innere Ruhe nicht an: das Meer wird durch einen Moment empört und Schiffe, die auf den ruhigen Fluthen ſpielten, ſcheitern im Sturm.

Wer ſein eigenes Leben verachtet, macht ſich zum Heern eines Andern.

Was der Natur genügt, iſt leicht erworben; das Ueberflüſſige ermüdet.

Dein Kleid ſei weder glänzend, noch ſchmutzig und geſchmacklos.

Dein Streben ſei, ein beſſeres Leben zu führen als der Pöbel, ohne ihm hochmüthig zu begegnen.

Wer zu dir kömmt, der finde mehr Gefallen an dir ſelbſt, als an deinen Geräthſchaften! Der Vernünftige legt ordinären Geräthſchaften keinen geringeren Werth bei als koſtbaren: der Unterſchied liegt blos im Stoff und dieſer, ob Gold oder Eiſen, kann dem Menſchen keinen inneren Werth verleihrn.

Wer Nichts hofft, der fürchtet Nichts. Hoffnung hat ſtets Angſt im Gefolge.

Thiere fliehen vor ſichtbarer Gefahr und fühlen ſich ſicher, wenn ſie ihr entflohen: der Menſch quält ſich mit der Vergangenheit und mit der Zukunft.

Wer ſich ſelbſt zum Freund hat, iſt Allen ein Freund.

Man muß nachahmen, oder verachten. Verkehre am meiſten mit dir ſelbſt und ſuche Umgang mit Solchen, die dich beſſer machen und laſſe Jene zu, von denen du glaubſt, daß du ſie beſſern kannſt.

Democritos ſagt: mir genügen Wenige; es genügt Einer und auch — Keiner.

Was nützt es dir, wenn dich Andere loben und du ſelbſt dich tadeln mußt?!

Aus dem „hinkenden Teufel.“

Von Le Sage.

Asmodi, der hinkende Teufel, zeigt dem Don Kleophas mehre Perſonen und erzählt ihm, was ſie den Tag über getrieben haben.

„Ich will Euch einmal,“ hub der Dämon gegen Kleophas an, „erzählen, was die Leute, die um dieſes Hotel herum wohnen, heute gethan haben. Es wird Euch gewiß Spaß machen.“ — „Ich zweifle nicht daran,“ antwortete Leandro; „vor Allem aber ſagt mir, wie es ſich mit dem Kapitän dort verhält, der eben ſeine Stiefel anzieht. Der Mann ſieht aus, wie wenn ihm ein wichtiges Geſchäft weit von hier wegriefe.“ — „Allerdings,“ antwortete Asmodi, „er iſt im Begriff abzureiſen; ſchon ſtehen ſeine Pferde auf der Straße: er muß nach Katalonien, wohin ſein Regiment commandirt iſt.

Da er kein Geld hatte, ſo wandte er ſich geſtern an einen Wucherer. „Sennor Sanguiſuela,“ ſagte er zu ihm, „könntet Ihr mir nicht tauſend Dukaten leihen?“ — „Sennor Capitano,“ antwortete der Wucherer mit lächelndem freundlichem Geſicht, „ich ſelbſt habe ſie nicht; doch wollte ich wohl einen Mann ausfindig machen, der ſie Euch borgt, d. h. er giebt Euch vierhundert Dukaten baar, wenn Ihr ihm einen Wechſel auf tauſend ausſtellt; und von dieſen vierhundert werdet Ihr die Güte haben, mir eine Kleinigkeit von ſechzig für meine Mühe abzulaſſen. Ach, das Geld iſt heutigen Tages ſo rar!“ — „Ein abſcheulicher Wucher,“ fuhr ihn der Offizier an; „600 Dukaten für 340! Welche Spitzbüberei! Henken ſollte man die hartherzigen Schuſte.“

„Nur kalt, Sennor Capitano,“ antwortete der Wucherer phlegmatiſch; „wenn Ihr dies nicht wollt, ſo könnt Ihr Euch ja anderewo umſehen. Worüber beklagt Ihr Euch denn? Zwinge ich Euch etwa, die 340 Dukaten anzunehmen? Ihr könnt es ja immer noch halten, wie Ihr wollt.“ Der Kapitän wußte hierauf nichts zu erwideen und ging. Da er aber fortmußte und keine Zeit zu verlieren hatte, ohne Geld es unmöglich länger aushalten konnte, ſo ging er heute früh wieder zu dem Mäkler, der ihm an ſeiner Hausthüre begegnete, in ſchwarzem Mantel mit kurzem Kragen und abgeſtutzten Haaren, in der Hand einen großen, mit Schaumünzen behangenen Roſenkranz. „Hier bin ich wieder, Sennor Sanguiſuela,“ ſagte er zu ihm; „ich nehme Eure 340 Dukaten an: die Noth treibt mich dazu.“ — „Ich gehe jetzt in die Meſſe,“ antwortete der Wucherer gravitätiſch; „wenn ich zurück komme, ſo könnt Ihr das Geld abholen.“ — „Ei nicht doch,“ verſetzte der Kapitän, „ich bitte Euch, kehrt ſogleich um, die Sache iſt ja in einem Augenblick abgemacht; fertigt mich ab, denn ich bin ſehr preſſirt.“ — „Unmöglich,“ erwiderte Sanguiſuela; „ich habe die Ge-

Digitized by Google

wohnheit, jeden Morgen, bevor ich an ein Geſchäft gehe, die Meſſe zu hören. Ich habe mir dies nun einmal zum Geſetz gemacht und will es getreulich beobachten, ſo lang ich lebe."

So ungeduldig nun auch der Offizier nach Geld war, ſo mußte er ſich doch in das Geſetz des frommen Sanguiſuela fügen: er waffnete ſich mit Geduld, und als ob er gefürchtet hätte, die Dukaten möchten ihm entwiſchen, begleitete er den Mäkler in die Kirche und hörte die Meſſe mit an. Als dieſe vorbei war, wollte er gehen; allein Sanguiſuela flüſterte ihm in's Ohr: „Einer der geſchickteſten Kanzelredner von Madrid wird heute predigen, den darf ich nicht verſäumen."

Der Kapitän, dem ſchon die Meſſe viel zu lange gedauert hatte, ärgerte ſich nicht wenig über dieſen neuen Aufſchub, blieb aber dennoch in der Kirche. Indeſſen tritt der Prediger auf und fängt an, gegen den Wucher zu eifern. Der Offizier freute ſich darüber und beobachtet den Mäkler genau, indem er bei ſich ſelbſt ſagte: „Wenn nur der Spitzbubenjude ſich rühren ließe, wenn er mir nur 600 Dukaten gäbe, ſo wollte ich gerne zufrieden ſein." Endlich iſt die Predigt aus, der Wucherer geht zur Kirche hinaus, der Kapitän mit ihm und ſagt: „Nun, was haltet Ihr von dieſem Prediger? Findet Ihr ſeine Rede nicht ſehr eindringlich? Ich wenigſtens bin ganz davon gerührt." — „Ihr habt Recht," antwortete der Wucherer; „er hat ſein Thema ganz gut ausgeführt und iſt ein gelehrter Mann. Er hat ſeine Sache recht brav gemacht, gehen wir jetzt an die unſrige."

„Ei," rief Don Kleophas, „wer ſind denn die beiden Mädchen dort im Bette, die ſo laut auflachen? Es ſcheinen zwei recht luſtige Dirnchen zu ſein." — „Zwei Schweſtern," antwortete der Teufel, „deren Vater heute früh begraben wurde. Derſelbe war ein Murrkopf und hatte einen ſolchen Abſcheu vor der Ehe oder vielmehr ſo wenig Luſt, ſeine Töchter auszuſtatten, daß er jede auch noch ſo vortheilhafte Partie, die ſich für ſie zeigte, abwies. Sie unterhielten ſich gegenwärtig über den Charakter des Seligen. „Endlich," ſagt die Aeltere, „endlich iſt er todt, der unnatürliche Vater, der ſich ein grauſames Vergnügen daraus machte, uns als alte Jungfern zu ſehen; jetzt wird er ſich unſern Wünſchen nicht mehr widerſetzen." — „Was mich betrifft, liebe Schweſter," ſagt die Jüngere, „ſo ſehe ich auf etwas Solides. — Ich will einen reichen Mann, wenn er auch ein Dummkopf iſt, und den dicken Don Blanco würde ich auf der Stelle nehmen." — „Nur ſachte, Schweſterchen," antwortet die Aeltere, „wir werden die Männer bekommen, die uns beſtimmt ſind; denn unſere Ehen ſind im Himmel aufgeſchrieben." — „Das wäre nicht gut," erwiderte die Jüngere, „denn ich fürchte ſehr, unſer Vater zerreißt das Blatt, worauf ſie ſtehen." Die Aeltere hat über dieſen Einfall lachen müſſen, und jetzt lachen ſie noch immer mit einander.

Im Hauſe daneben wohnt eine Abenteurerin aus Aragonien. Sie ſteht in dieſem Augenblick in den Spiegel, ſtatt zu Bette zu gehen, und wünſcht ihren Reizen Glück zu einer bedeutenden Eroberung, die ſie heute gemacht haben: Sie ſtudirt Mienen und hat eben eine neue entdeckt, die morgen große Wirkung auf ihren Liebhaber machen wird. Sie kann ihn nicht freundlich genug behandeln, denn er verſpricht viel; auch hat ſie noch nicht lange zu einem ihrer Gläubiger, der Geld verlangte, geſagt: „Wartet noch einige Tage, guter Freund; denn ich ſtehe gegenwärtig mit einem der vornehmſten Herren von der Zolleinnahme in Unterhandlung."

„Ich brauche nicht zu fragen," ſagte Leandro, „wer dieſer Herr dort iſt, der ſo viele Briefe um ſich liegen hat; er muß den ganzen Tag geſchrieben haben." — „Das Luſtigſte dabei," antwortete der Dämon, „iſt, daß dieſe Briefe alle daſſelbe enthalten. Er ſchreibt an alle ſeine Freunde und meldet ihnen etwas, was ihm heute Nachmittag begegnet iſt. Er liebte eine Witwe, dreißig Jahre alt, ſchön und eingezogen; er widmete ihr ſeine Huldigungen und wurde nicht abgewieſen; zuletzt machte er ihr einen Heirathsantrag, der ebenfalls angenommen wurde. Während der Vorbereitungen zur Hochzeit konnte er ſich täglich in ihrem Hauſe beſuchen. Noch dieſen Nachmittag ging er zu ihr und da zufällig Niemand um den Weg war, um ihn anzumelden, ſo trat er ohne Weiteres in's Zimmer der Dame, die er in einem galanten Morgenkleide, oder vielmehr beinahe nackt auf einem Ruhebettchen traf. Sie lag in tiefem Schlafe. Er näherte ſich leiſe, um die Gelegenheit zu benutzen, u. raubte ihr einen Kuß; ſie erwachte und rief mit einem zärtlichen Seufzer: „Ach, ſchon wieder, Ambroſio, ich bitte dich, laß mich jetzt in Ruhe." Der Cavalier, ein Mann von Ehre, war ſogleich entſchloſſen: er entſagte der Wittwe und verließ das Zimmer. An der Thüre begegnete ihm Ambroſio; zu dieſem ſagte er: „Geh nicht hinein, Ambroſio, deine Gebieterin bittet dich, ſie in Ruhe zu laſſen."

„Zwei Häuſer weiter ſehe ich in einem kleinen Häuschen ein merkwürdiges Stück von einem Ehemann, der über den Vorwürfen ſeiner Frau, daß er den ganzen Tag nicht nach Hauſe gekommen ſei, ruhig einſchläft. Sie würde noch aufgebrachter ſein, wenn ſie wüßte, wie er ſeine Zeit todtgeſchlagen hat." — „Ohne Zweifel mit einem galanten Abenteuer?" fragte Zambullo. „Errathen," ſagte Asmodi; „ich will es Euch erzählen.

Dieſer Mann gehört dem bürgerlichen Stande an, und heißt Patrizio; er iſt einer von den liederlichen Ehemännern, die in den Tag hineinleben und ſich weder um Weib noch Kind bekümmern. Und doch hat er eine junge, liebenswürdige und tugendhafte Frau und drei Kinder: zwei Mädchen und einen Sohn. Heute früh ging er aus, ohne darnach zu fragen, ob Brod im Hauſe ſei, woran es nur gar zu oft fehlt. Sein Weg führte ihn über den Markt, wo er ſich bei den Anſtalten zu dem heutigen Stiergefechte aufhielt: es waren ſchon überall Gerüſte

Digitized by Google

aufgeſchlagen und wer es nicht erwarten konnte, fing bereits an Platz zu nehmen.

Während er dies Alles betrachtete, bemerkte er eine hübſch gewachſen, ſchön gekleidete Dame, die beim Herunterſteigen von einem Gerüſte einen wohlgeformten Fuß in roſenfarbenem ſeidenen Strumpf u. mit ſilbernem Strumpfbande ſehen ließ. Mehr war nicht nöthig, um dem ſchwachen Bürgersmann den Kopf zu verrücken. Er näherte ſich der Dame, deren Begleiterin durch ihr ganzes Weſen deutlich genug zu verſtehen gab, weß Geiſtes Kinder ſie ſeien. „Meine ſchönſten Damen," ſagte er zu ihnen, „wenn ich Euch mit etwas dienen kann, ſo habt nur die Güte zu befehlen; Ihr werdet mich ſtets bereit finden." — „Sennor Caballero," antwortete die Nymphe mit den roſenfarbenen Strümpfen, „Euer Anerbieten iſt dankenswerth. Wir hatten ſchon unſere Plätze, allein wir ſind wieder weggegangen, um ein Frühſtück zu ſuchen, weil wir dieſen Morgen ſo unvorſichtig waren, auszugehen, ohne unſere Chokolade getrunken zu haben. Da Ihr nun ſo galant ſeid, uns Eure Dienſte anzubieten, ſo erſuchen wir Euch, führt uns an einen Ort, wo wir einen Biſſen bekommen können. Es ſollte aber ein etwas abgelegener Ort ſein; Ihr wißt ja, daß ein Mädchen ſeinen guten Ruf nicht genug ſchonen kann."

Patrizio wurde immer höflicher, und führte die beiden Prinzeſſinnen nach einem Wirthshaus in der Vorſtadt, wo er ein Frühſtück verlangte. „Mit was kann ich aufwarten?" fragte der Wirth; „ich habe noch Einiges übrig von einem großen Feſtmahl, das geſtern bei mir gehalten wurde. Junge Hühner, leoniſche Rebhühner, Tauben aus Altcaſtilien und mehr als einen halben Eſtremadura-Schinken." — „Mehr als genug," ſagte der Begleiter der Veſtalinnen. „Sucht Euch aus, ſchöne Damen, was Euch beliebt." — „Ganz wie Ihr wollt," antworteten ſie. „Wir verlaſſen uns vollkommen auf Euern Geſchmack." Hierauf beſtellte der Bürgersmann zwei Rebhühner und zwei junge Hühner, kalt, aber auf ein beſonderes Zimmer, indem die Damen, die er begleitete, ſehr ſtreng auf Anſtand ſahen.

Man führte ihn mit ſeiner Geſellſchaft in ein abgelegenes Cabinet, wohin ſogleich das beſtellte Eſſen nebſt Wein und Brod gebracht wurde. Unſere Lucrezien hatten großen Appetit und fielen gierig darüber her, indeß der Gimpel, der die Zeche bezahlen ſollte, voll Vergnügen ſeine Luiſita betrachtete. So hieß die Schöne, in die er ſich vergafft. Er bewunderte ihre weißen Hände, an denen ein großer Ring flimmerte, den ſie einſtens im Spiele gewonnen, warf freigebig mit Namen wie Stern und Sonne um ſich, und konnte vor eitel Entzücken nichts eſſen. Er fragte ſeine Göttin, ob ſie verheirathet ſei: ſie ſagte Nein, aber ſie ſtehe unter Aufſicht eines Bruders; von Adams Zeiten her, hätte ſie hinzuſetzen müſſen, wenn ſie die Wahrheit hätte ſagen wollen.

Indeß verſchlangen die Harpien nicht nur jede ein junges Huhn, ſondern tranken auch verhältnißmäßig dazu. Bald ging der Wein aus, und der galante Bürgersmann eilte fort, um ſelbſt welchen zur Stelle zu ſchaffen. Kaum war er zur Thüre hinaus, ſo packte Jacinta, Luiſitens Begleiterin, die zwei Rebhühner, die noch auf der Platte lagen, zuſammen, und ſteckte ſie ſchnell in eine große Taſche unter ihrem Rocke. Unſer Adonis kam mit friſchem Wein zurück, und da er ſah, daß die Platten leer waren, fragte er ſeine Venus, ob ihr nichts mehr gefällig ſei. „Ich wünſchte etwas von den Tauben," ſagte ſie, „von denen der Wirth ſprach, vorausgeſetzt, daß ſie ſehr gut ſind. Im andern Fall würde ich mit einem Stückchen Eſtremadura-Schinken vorlieb nehmen." Kaum hatte ſie dieſes geſagt, ſo ging Patrizio auf's Neue nach Mundvorrath aus, und beſtellte drei Tauben, nebſt einem tüchtigen Stück Schinken. Die Raubvögel fingen von vorn an ihre Schnäbel zu wetzen und während der gute Mann zum dritten Mal ſich entfernen mußte, um Brod zu verlangen, ſchickten ſie noch zwei Tauben zu den übrigen Gefangenen in ihre Taſche.

Nach dem Mahle, das mit einem Deſſert von Obſt beſchloſſen wurde, wie man es um dieſe Jahreszeit haben kann, drang der verliebte Patrizio in Luiſiten, ſie möchte ihm nun die erwarteten Beweiſe ihrer Erkenntlichkeit geben. Die Dame wollte nichts davon hören, machte ihm aber doch einige Hoffnung, indem ſie ſagte, jedes Ding habe ſeine Zeit und ein Wirthshaus ſei nicht der Ort, wo ſie ſich für das ihr bereitete Vergnügen dankbar zeigen könne. Indeß ſchlug es ein Uhr, ſie ſtellte ſich ſehr unruhig und ſagte zu ihrer Begleiterin: „Ach, liebe Jacinta, jetzt ſind wir erſt übel dran, wir werden keine Plätze mehr bekommen, um das Stiergefecht mit anzuſehen." — „Sei unbeſorgt," antwortete Jacinta, „der Cavalier darf uns ja nur dahin zurückführen, wo er uns ſo höflich angeredet hat, und das Uebrige wird er ſchon in's Reine bringen."

Ehe ſie aus dem Wirthshauſe gingen, mußte erſt mit dem Wirthe abgerechnet werden, der eine Rechnung von 50 Realen zuſammengeſchrieben hatte. Der Bürgersmann griff in ſeine Börſe; da er aber nur dreißig vorfand, ſah er ſich genöthigt, ſeinen mit ſilbernen Münzen behangenen Roſenkranz zu verſetzen. Hierauf führte er die Abenteurerinnen wieder dahin, wo er ſie gefunden hatte, und verſchaffte ihnen einen angenehmen Platz auf einem Gerüſte, deſſen Eigenthümer ein Bekannter von ihm war und ihm Credit gab.

Kaum hatten ſie ſich geſetzt, ſo verlangten ſie auf's Neue Erfriſchungen. „Ich ſterbe faſt durch Durſt!" rief die Eine; „der Schinken hat mich entſetzlich durſtig gemacht." — „Es geht mir auch ſo," ſagte die Andere, „und ich gäbe jetzt viel um ein Glas Limonade." Patrizio, dem man nicht mit dem Holzſchlägel zu winken braucht, eilte hinweg, um Getränke zu beſtellen, hielt ſich aber doch unterwegs mit folgendem Selbſtgeſpräche auf: „Wohin gehſt du, Unſinniger? Iſt's nicht, als hätteſt du hundert Piſtolen in deiner Taſche oder zu Hauſe? und doch haſt du nicht über einen Maravedi zu verfügen. Was iſt da zu machen? Ich kann doch unmöglich zu der Dame zurückgehen, ohne ihr

Digitized by Google

das Gewünſchte mitzubringen. Und auf der andern Seite mag ich ein Unternehmen, das ſchon ſo weit gediehen iſt, nicht wieder aufgeben.“

In dieſer Verlegenheit bemerkte er unter den Zuſchauern einen guten Freund, der ihm ſchon oft ſeine Dienſte angeboten, die er aber aus Stolz nie hatte annehmen wollen. Im gegenwärtigen Augenblick war ſein Schamgefühl minder kitzlich geworden. Er ging eilig auf ihn zu, entlehnte eine doppelte Piſtole von ihm und flog damit mit neuem Muthe zu einem Limonadeſchenken, bei dem er ſo viel Gefrornes und Confekt für ſeine Prinzeſſinnen aufkaufte, daß die Dublone kaum zu dieſem neuen Aufwande hinreichte.

Endlich mit Anbruch der Nacht geht die Luſtbarkeit zu Ende und unſer Held will ſeine Dame nach Hauſe begleiten, in der ſüßen Hoffnung, ſich's bei ihr wohl ſein zu laſſen. Allein als ſie vor das Haus kommen, das ſie als ihre Wohnung bezeichnet, läuft eine Art Magd Luiſiten entgegen und ſagt in großer Aufregung zu ihr: „Um's Himmelswillen, woher kommt Ihr ſo ſpät? Sennor Don Gaspardo Heridor, Euer Bruder, wartet ſchon ſeit zwei Stunden auf Euch und flucht wie ein Heide.“ Die Schweſter ſtellt ſich erſchrocken und ſagt leiſe mit einem Händedruck zu ihrem Galan: „Mein Bruder iſt ein ſchrecklich hitziger Mann; aber ſein Zorn vergeht ſchnell wieder. Bleibt ein wenig auf der Straße und laßt Euch die Zeit nicht lang werden, bis wir ihn wieder beſänftigt haben. Er geht alle Abende aus und ſobald er fort iſt, ſoll Jacinta es Euch ſagen und Euch hereinführen.“

Getröſtet durch dies Verſprechen, küßt der Bürgersmann voll Entzücken die Hand ſeiner Luiſite, die ihn noch mit einigen Liebkoſungen beglückt, um ihn guten Muths zu erhalten; ſodann geht ſie mit Jacinta und der Magd in's Haus. Patrizio bleibt geduldig auf der Gaſſe, ſetzt ſich auf einen Stein zwei Schritte davon, und bleibt da lange Zeit, ohne daß ihm einfiele, daran zu denken, daß man ihn für Narren halten wolle. Nur kann er nicht begreifen, warum Don Gasparido nicht herauskommt, und er fürchtet, der verwünſchte Bruder möchte dieſen Abend gar nicht ausgehen.

Indeſſen ſchlägt es zehn, elf, zwölf. Nun beginnt ſein Vertrauen zu wanken, und die Dame wird ihm verdächtig. Er nähert ſich der Thür, geht hinein, und tappt durch einen finſtern Gang, bis er auf eine Treppe ſtößt. Er wagt es nicht, hinaufzugehen, ſondern lauſcht nur aufmerkſam, und hört das mißtönende Concert eines bellenden Hundes, einer miauenden Katze und eines wimmernden Kindes. Endlich, nachdem er lange genug Maulaffen feil geboten hatte, macht er den Schluß, er ſei betrogen, und ſeine Vermuthung wird zur Ueberzeugung, als er durch den finſtern Gang hindurchtappt und ſich in einer andern Straße befindet.

Jetzt ärgerte er ſich über ſeine zwecklose Verſchwendung, wünſchte alle roſenfarbenen Strümpfe zum Teufel und ging fluchend heimwärts. Er pochte an die Hausthüre; ſeine Frau öffnete ihm mit Thränen in den Augen und einem Roſenkranz in der Hand, und bewillkommte ihn mit folgenden herzergreifenden Worten: „Ach, Patrizio! wie konnteſt du ſo dein Haus verlaſſen, und dich um Weib und Kinder gar nicht bekümmern? Was haſt du denn ſeit heute früh um ſechs Uhr getrieben?“ Der arme Mann wußte nicht, was er darauf antworten ſollte, überdies ſchämte er ſich, daß er ſich von zwei Spitzbübinnen hatte zum Narren halten laſſen; alſo zog er ſich aus und ging zu Bette, ohne ein Wörtchen zu ſagen. Seine Ehehälfte aber, die nun einmal in's Moraliſiren gerathen war, hat ſo lange fortgepredigt, bis er ſo eben eingeſchlafen iſt.

Nun aber — fuhr Asmodi fort — ſchon einmal auf das große Haus dort neben der Wohnung des Cavaliers, der ſeinen Freunden den Bruch mit der Gebieterin Ambroſio's meldet: Ihr bemerkt doch wohl eine junge Dame auf dem goldgeſtickten Bette von karmoiſinrothem Atlas?“ — „Gewiß,“ antwortete Don Kleophas; „ſie ſchläft, und wenn ich nicht irre, hat ſie ein Buch auf ihrem Kopfkiſſen.“ — „Ganz richtig,“ verſetzte der Hinkenbein. „Dieſe Dame iſt eine ſehr geiſtreiche und höchſt aufgeräumte junge Gräfin. Sie litt ſeit ſechs Tagen an Schlafloſigkeit, was ſie ſehr entkräftete, und heute iſt es ihr nun eingefallen, einen der ſauertöpfiſchen Mediziner von der ganzen Facultät zu ſich zu beſcheiden. Er kam, ſie klagte ihm ihre Umſtände, und er verſchrieb ihr ein Rezept, daß ſich nach ſeiner Verſicherung ſchon im Hippokrates vorfindet. Die Dame ſpottete darüber, der Doctor aber, ein eigenſinniger Kamerad, der keinen Spaß verſteht, ſagte mit aller nur erdenklichen Doctorgravität: „Sennora, Hippokrates iſt kein Mann, über den man ſich nur ſo mir nichts dir nichts luſtig machen darf.“ — „Ach, Sennor Dottore,“ antwortete die Gräfin mit ernſthafter Miene, „wie könnte ich mich unterfangen, über einen ſo berühmten und gelehrten Schriftſteller ſpotten zu wollen? ich ſchätze ihn im Gegentheil ſehr hoch und bin überzeugt, daß meine Schlafloſigkeit vergehen wird, wenn ich ihn nur aufſchlage; ich beſitze ihn in der neuen Ueberſetzung des gelehrten Azero, die unſtreitig die beſte iſt; man bringe ſie mir her. Die Zauberkraft dieſer Lection iſt wirklich bewundernswürdig: gleich bei der dritten Seite ſank die Dame in tiefen Schlaf.

In den Ställen dieſes Hotels hat ein dürftiger, einarmiger Soldat für die Nacht ſein Hauptquartier aufgeſchlagen; die mitleidigen Stallknechte laſſen ihn auf dem Stroh ſchlafen. Den Tag über bettelt er, und erſt vor einigen Stunden hatte er ein luſtiges Geſpräch mit einem andern Bettler, der in der Nähe von Buen-retiro wohnt, wo der Hof vorbeizufahren pflegt. Dieſer treibt ſein Geſchäft ſehr gut u. kann jetzt behaglich leben; auch hat er eine mannbare Tochter, die unter den Bettlern für eine reiche Erbin gilt. Der Soldat hat nun dieſen Vater mit den vielen Maravedi's alſo angeredet: „Sennor Mendigo, ich habe meinen rechten Arm verloren; ich kann dem Könige nicht mehr dienen und muß nun, um mein Leben zu friſten, wie Ihr

Digitized by Google

auch, den Vorübergehenden Höflichkeiten ſagen. Ich weiß wohl, daß dieſes Geſchäft ſeinen Mann am allerbeſten nährt, und daß ihm weiter Nichts fehlt, als ein Bischen mehr Anſtändigkeit." — „Im Gegentheil," erwiderte der Andere, „wenn es anſtändiger wäre, ſo trüge es Nichts mehr ein; dann würde Jeder in unſer Handwerk pfuſchen wollen."

„Ihr habt Recht," entgegnete der Einarm; „nun topp, ich bin Euer Collega und möchte gern in nähere Verbindung mit Euch treten. Gebt mir Eure Tochter." — „Was fällt Euch ein, guter Freund?" antwortete der reiche Mann; „meine Tochter muß eine beſſere Partie machen. Ihr ſeid noch lange nicht verkrüppelt genug, um mein Eidam werden zu können; ich verlange einen ſolchen, der auch dem unbarmherzigſten Wucherer Mitleid einflößen muß." — „Wie!" ſagte der Soldat, „bin ich denn noch nicht elend genug?" — „Nicht doch!" erwiderte der Andere raſch; „Ihr ſeid ein bloßer Einarm und wagt es, um meine Tochter anzuhalten? Wiſſet Ihr auch, daß ich ſie einem Muldenrutſcher abgeſchlagen habe?"

Das Haus neben dem Hotel der Gräfin — fuhr Asmodi fort — darf füglicher Weiſe auch nicht übergangen werden. Es wohnen darin ein trunkliebender alter Maler und ein Poet, der gerne ſtichelt. Der Maler ging heute früh um ſieben Uhr aus, um für ſeine todtkranke Frau einen Beichtvater zu holen; da begegnete ihm ein guter Freund, der ihn in eine Kneipe ſchleppte, von wo er erſt Abends um zehn Uhr nach Hauſe zurückkam. Der Poet, dem man nachſagt, daß er für ſeine beißenden Verſe zuweilen einen gar jämmerlichen Ehrenſold erhalte, windbeutelte ſo eben auf einem Kaffeehauſe, wo von einem Abweſenden die Rede war: „Er iſt ein Schurke, dem ich hundert Stockprügel geben will." — „Das muß Euch freilich eine Kleinigkeit ſein," verſetzte ein Spaßvogel: Ihr habt ja große Kapitalien angelegt."

Auch den Auftritt darf ich nicht vergeſſen, der heute bei einem erſt neuerdings hier anſäßigen Bankier in dieſer Straße ſtatthatte. Es iſt noch kein Vierteljahr, daß er mit großen Schätzen von Peru zurückkam. Sein Vater iſt ein ehrlicher Schuhflicker aus Vieſo de Medtana, einem großen Flecken Altkaſtiliens, unweit der Gebirge von Sierra d'Avila, wo er mit ſeinem Weibe, die ungefähr eben ſo alt, als er, d. h. ſechzigjährig iſt, in beſter Eintracht lebt.

Schon vor langer Zeit hatte ihr Sohn ſie verlaſſen, um in Indien ein beſſeres Glück zu ſuchen, als ſie ihm verſchaffen konnten. Mehr als zwanzig Jahre waren ſeitdem verfloſſen, ohne daß ſie ihn geſehen hatten. Sie ſprachen oft von ihm, baten den Himmel tagtäglich, ihm beizuſtehen, und ließen ihn regelmäßig jeden Sonntag nach der Predigt durch ihren guten Freund, den Pfarrer, dem ganz beſondern Schutze Gottes empfehlen. Der Bankier ſeinerſeits vergaß ſie auch nicht. Sobald er ſein Geſchäft gegründet hatte, beſchloß er, ſich perſönlich zu erkundigen, wie es ſeinen Aeltern wohl gehen möchte. Er ſagte ſeinen Leuten, ſie können ſeinetwegen unbekümmert ſein, und reiſte heut vor vierzehn Tagen zu Pferde ganz allein nach ſeinem Geburtsorte ab.

Es war etwa zehn Uhr Abends und der gute Schuhflicker ſchlief neben ſeinem Weibchen, als ſie auf einmal durch ein Pochen an ihre kleine Hausthüre aufgeweckt wurden. Sie fragten: „Wer pocht?" — „Macht auf," antwortete der Bankier; „ich bin's, euer Sohn F r a e i l l o." — „Das macht einem Andern weiß," erwiderte der gute Alte; „geht euers Wegs, ihr Diebe, bei mir habt ihr Nichts zu holen. Francillo iſt gegenwärtig in Indien, wenn er noch am Leben iſt." — „Nein," antwortete der Bankier, „euer Sohn iſt aus Peru zurückgekommen und ſteht vor eurer Thüre. Ihr werdet ihn doch nicht abweiſen wollen?" — „Wir wollen doch aufſtehen, Jakob," ſagte jetzt die Mutter; ich glaube, daß es wirklich Francillo iſt; ich meine, ich kenne ihn an der Stimme."

Sie ſtanden alſo Beide auf: der Vater zündete ein Licht an, die Mutter warf eilig etwas um ſich und öffnete die Thüre. Sie faßte den Fremden ſcharf in's Auge, und da ſie ihn ſogleich als ihren Francillo erkannte, ſtürzte ſie ihm um den Hals und ſchloß ihn feſt in ihre Arme. Auch Vater Jakobs Herz überſtrömte von Freude; er umarmte ihn mehrere Male, und alle Drei fühlten ſich ſo glücklich durch dieſe frohe Wiedervereinigung nach langjähriger Abweſenheit, daß ſie ihrem Vergnügen kaum Worte geben konnten.

Als die erſte Freude vorüber war, zäumte der Bankier ſein Pferd ab und führte es in einen Stall, wo eine Kuh lag, die Ernährerin des ganzen Hauſes; hierauf fing er an, von ſeinen Reiſen zu erzählen und den Schätzen, die er aus Peru mitgebracht. Sein Vortrag war zwar etwas weitſchweifig und hätte gleichgültige Zuhörer langweilen können; allein die Herzensergießungen eines Sohnes, der ſeine Erlebniſſe erzählt, können die Aufmerkſamkeit eines Vaters und einer Mutter nie ermüden: für ſie giebt es keinen geringfügigen Umſtand. Sie hörten ihm alſo begierig zu, und jedes Wörtchen, das er ſagte, machte einen lebhaften Eindruck auf ſie.

Er ſchloß ſeine Erzählung mit der Erklärung, daß er gekommen ſei, um ihnen einen Theil ſeines Vermögens anzubieten, und er erſuche daher ſeinen Vater nicht mehr zu arbeiten. „Nein, mein lieber Sohn," ſagte Vater Jakob, „ich habe Freude an meinem Handwerk und mag es nicht aufgeben." — „Wie ſo?" verſetzte der Bankier, „wäre es denn nicht endlich Zeit, daß Ihr Euch zur Ruhe begäbet? Ich ſchlage Euch nicht vor bei mir in Madrid zu wohnen; ich weiß, daß es Euch in der Stadt nicht gefallen würde, und will Euer ruhiges Leben nicht ſtören, aber Ihr ſolltet Euch doch wenigſtens ſchwerer Arbeiten überheben und Euch mehr Bequemlichkeiten verſchaffen, da Ihr es ſehr gut könnt."

Die Mutter ſtimmte dem Sohne bei, und Vater Jakob gab endlich nach. „Nun gut, Francillo," ſagte er, „dir zu Liebe will ich nicht mehr für alle Leute im Dorfe arbeiten, ſondern bloß noch mir ſelbſt und unſerm guten Freunde,

dem Herrn Pfarrer, die Schuhe flicken.“ Nach dieſer Uebereinkunft aß der Bankier zwei geſottene Eier, legte ſich dann zu ſeinem Vater in's Bett und ſchlief mit einer Seelenruhe, wovon ſich nur Kinder von ſo vortrefflichem Herzen einen Begriff machen können.

Am andern Morgen übergab Francillo ſeinen Eltern einen Beutel mit dreihundert Piſtolen und kehrte dann nach Madrid zurück. Heute früh aber wurde ihm die große Ueberraſchung zu Theil, ſeinen Vater Jakob bei ſich zu ſehen. „Was führt Euch hieher, lieber Vater?“ fragte er ihn. „Mein Sohn,“ antwortete der Alte, „ich bringe dir deinen Beutel zurück: nimm dein Geld wieder; ich will von meinem Handwerk leben, denn ich vergehe vor langer Weile, ſeitdem ich nicht mehr arbeite.“ — „Nun gut, mein Vater,“ erwiderte Francillo, „arbeitet immerhin auf Euerm Handwerk fort, aber nur zu Eurer Unterhaltung. Nehmt den Beutel wieder nach Hauſe und fordert von mir, ſo viel Ihr wollt.“ — „Aber was ſoll ich denn mit all dieſem Gelde anfangen?“ fragte Vater Jakob. „Die Armen unterſtützen,“ antwortete der Bankier; „überhaupt verwendet es ſo, wie Euer Pfarrer Euch rathen wird.“ Mit dieſer Antwort gab ſich der Schuhflicker zufrieden und reiste nach Mediana zurück.

Dem Don Kleophas gefiel die Geſchichte Francillo's ſehr gut, und er war ſchon im Begriff, dem guten Herzen des Bankiers alles gebührende Lob widerfahren zu laſſen, als ſeine Aufmerkſamkeit auf einmal durch ein gellendes Geſchrei abgelenkt wurde. „Sennor Asmodi,“ rief er, „was ſoll dieſes Höllenlärm bedeuten?“ — „Er kommt aus einem Tollhauſe,“ antwortete der Teufel, „deſſen Bewohner ſich die Kehlen heiſer ſingen und ſchreien. Wir ſind nicht weit davon.“ — „Ich dächte,“ ſagte Don Kleophas, „wir beſehen es auch.“ — „Recht gern,“ erwiderte der Dämon; „ich will Euch ſogleich dieſen Spaß machen und zugleich erklären, wie und warum dieſe Narren ihren Verſtand verloren haben.“ Sprach's und verſetzte den ſtaunenden Muſenſohn in einem Nu auf die Casa de los locos. (Fortſ. folgt.)

Naturlehre.

Von C. G. Rau.

Benutzung der Dämpfe.

Die Dampfmaſchine.

Wie ſchon erwähnt wurde, iſt der Nutzen der Dämpfe im gewerblichen Leben von ungemeiner Wichtigkeit. Außer zum Kochen und Bleichen, bedient man ſich ſeiner in Brauereien, Siedereien, Färbereien, Papiermühlen u. ſ. w. Der wichtigſte und merkwürdigſte Nutzen des Waſſerdampfes iſt aber ſeine Anwendung bei den Dampfmaſchinen zu verſchiedenen Zwecken. Die weſentlichſten Beſtandtheile einer Dampfmaſchine ſind folgende:

1. Der Dampfkeſſel, in welchem das Waſſer ſich befindet.

2. Der Dampfcylinder, in welchen der Dampf, der aus dem Dampfkeſſel kommt, hineingeleitet wird.

3. Der Kolben, der mittelſt der Dämpfe im Cylinder auf- und abgeht.

4. Der Condenſator. Dieſen Namen führt ein Behältniß, in welches der Dampf einſtrömt, wenn er im Cylinder ſeine Wirkung gethan hat. Das andere Ende des Condenſators ſteht mit einer Cyſterne, in welcher kaltes Waſſer iſt, in Verbindung. Durch dieſes Ende tritt das kalte Waſſer dem Dampf entgegen, wodurch dieſer ſelbſt wieder zu Waſſer wird.

5. Pumpen, durch welche das Waſſer aus der Cyſterne gehoben und durch eine Röhre, die Speiſeröhre, wieder in den Dampfkeſſel geleitet wird.

6. Verſchiedene Communikationsröhren, Ventile und Hahnen.

7. Der Balancir. Dieſer iſt ein aus dicken eichenen Balken zuſammengefügter, zweiarmiger Hebel. Die Kolbenſtange von dem Kolben im Dampfcylinder, ſowie die Vorrichtungen zu den Ventilen ſind durch ſtarke eiſerne Ketten mit dem einen Arm des Balancirs verbunden, mit deſſen anderm Arm ſind es die Kolbenſtangen der Pumpen. Tritt der Dampf über den Kolben hin, ſo wird dieſer in den Cylinder hinabgedrückt. Der mit ihm verbundene Balancirarm macht dieſe Bewegung mit und der andere Arm mit dem Pumpengeſtänge geht dann in die Höhe. Hat der Kolben im Dampfcylinder ſeinen tiefſten Stand erreicht und wird er jetzt durch die Oeffnung eines Ventils oder Hahns von dem Druck befreit, der den Dampf auf ihn ausübte, ſo bekommt nun der andere Balancirarm die Oberhand, er ſenkt ſich und hebt den Arm mit dem Dampfkolben wieder in die Höhe. Auf dieſe Weiſe wird die Bewegung der Maſchine unterhalten und andere Maſchinen, die durch ein Räderwerk oder auf irgend eine Weiſe mit dem Balancir in Verbindung ſind, müſſen ebenfalls in Bewegung kommen.

Die Deſtillirkunſt.

Auf der Eigenſchaft der Dämpfe, in der Kälte ſich zu verdichten und wieder tropfbar zu werden, beruht auch die Deſtillirkunſt. Dieſe beſteht darin, daß man eine Flüſſigkeit, die noch erdige Theile in ſich hat, wie z. B. Waſſer, oder aus Beſtandtheilen von verſchiedener Flüſſigkeit zuſammengeſetzt iſt, in einer eigenen Deſtillirgeräthſchaft in Dämpfe verwandelt, die man in Röhren, die durch kaltes Waſſer geleitet ſind, in ein Gefäß, welches man die Vorlage nennt,

Digitized by Google

wieder ſammelt, indem ſie, durch die kalten Röhren ſtreichend, tropfbar in die Vorlage kommen.

Von dem Lichte.

Bei der Lehre von den Geſetzen der Lichterſcheinungen ſtehen zwei Fragen an der Spitze der ganzen Unterſuchung: Was iſt das Licht und worin beſteht es? heißt die eine und: wie wirkt es auf den Geſichtsſinn? die andere Frage.

Die Phyſiker theilen ſich, was dieſe Fragen betrifft, in zwei Theorieen, deren eine den berühmten Mathematiker Euler, die andere den nicht weniger berühmten Newton zum Urheber hat, und die man durch die Benennung des Vibrations- und Emanations-Syſtems von einander unterſcheidet. Das Vibrationsſyſtem nimmt an, der ganze Weltraum ſei von einer überaus feinen, ganz unwägbaren und höchſt elaſtiſchen Flüſſigkeit, die man den Aether nennt, erfüllt, und dieſer werde durch einen leuchtenden Körper in Schwingungen verſetzt, denen ſehr ähnlich, in welche die Luft durch die Schwingungen eines ſchallenden Körpers geräth.

Das Emanationsſyſtem, dem die meiſten Phyſiker beipflichten, nimmt dagegen an, daß aus den leuchtenden Körpern wirkliche Lichtſtrahlen ausgehen, durch welche, inſofern ſie das Auge treffen, der Gegenſtand ſichtbar wird.

Von den Bewegungen des Lichts.

Eine allgemein bekannte Erfahrung iſt es, daß manche Körper durch eigenes Licht ſichtbar ſind. Außer der Sonne gehören hieher die Lichtflamme und andere brennende und glühende Körper, faules Holz, manche Fiſche, wenn ſie verweſen, Johanniswürmchen und mehrere andere Inſekten, einige Phosphorarten, Nordlichter, Sternſchnuppen, Irrlichter und noch manche andere Körper, ſowie das zahlloſe Heer der Fixſterne, die am nächtlichen Himmel glänzen. Dergleichen Körper nennt man daher ſelbſtleuchtende Körper. Sehr viele Körper ſind aber nur dann ſichtbar, wenn ſie erſt Licht von außen her empfangen; ſie leuchten daher aus ſich ſelbſt gar nicht, ſondern geben nur das erlangte Licht wieder zurück. Die Erde und faſt alle irdiſchen Gegenſtände, alle Planeten mit ihren Monden gehören in dieſe Klaſſe und werden daher dunkle oder erleuchtete Körper genannt. Eine weſentliche Verſchiedenheit der dunkeln Körper unter ſich beſteht aber darin, daß ſie das empfangene Licht entweder durch ſich hindurch laſſen oder es aufhalten. Jene nennt man durchſichtige, dieſe undurchſichtige Körper. Waſſer und viele andere tropfbare Körper, Glas und noch andere feſte Körper, die atmoſphäriſche Luft und noch andere Luftarten ſind durchſichtige Körper.

Das erſte Geſetz der Lichtbewegungen drückt man ſo aus: Das Licht bewegt ſich in einem und demſelben Mittel (d. h. die materielle Beſchaffenheit des Raums, in welchem eine Bewegung ſtatt hat) in geraden Linien. Aendert ſich aber die Dichtigkeit oder materielle Beſchaffenheit des durchſichtigen Mittels, gehen z. B. Lichtſtrahlen durch Luftſchichten von verſchiedener Dichtigkeit, oder aus Luft durch Waſſer oder Glas und umgekehrt, ſo leidet auch ihre Richtung eine Veränderung und wird gebrochen, indem alsdann die Lichtſtrahlen in neuen Richtungen fortgehen, die mit den vorigen einen Winkel machen. Trifft aber ein Lichtſtrahl auf einen Körper, der undurchſichtig iſt, ſo wird er von deſſen Oberfläche zurückgeworfen, reflektirt, indem er in neuer Richtung durch daſſelbe Mittel, durch welches er auf den Körper gekommen iſt, wieder zurückkehrte.

Dieſe merkwürdigen Erfolge der Lichtbewegungen, zu denen auch noch die Beugung hinzukommt, die ein Lichtſtrahl erleidet, wenn er nahe an den Kanten eines Körpers vorbeigeht, ſowie das wunderbar liebliche Farbenſpiel des Lichts ſtehen aber unter eigenthümlichen Geſetzen und eben hierdurch zerfällt die ganze Lehre vom Licht, die man allgemein die Optik nennt, in einzelne Abhandlungen. So nennt man den Theil der optiſchen Wiſſenſchaften, der vom geraden Licht und vom Sehen mit bloßem Auge handelt, Optik im engern Sinn; — Dioptrik nennt man denjenigen Theil der Optik, der die Geſetze des gebrochenen Lichts und das Sehen durch geſchliffene Gläſer oder mit bewaffnetem Auge behandelt, und Katoptrik den Theil, der die Geſetze des zurückgeworfenen Lichts und das Sehen mittelſt der Spiegel zum Gegenſtande hat.

Wie überhaupt alle Erſcheinungen, welche durch das Licht bewirkt werden, von außerordentlicher und erſtaunungswürdiger Art, ſo iſt es auch die Geſchwindigkeit, mit welcher die Lichtſtrahlen ſich fortpflanzen. Obgleich dieſe nicht unermeßlich iſt, wie man in frühern Zeiten geglaubt hat, ſo iſt ſie doch ſo ungeheuer groß, daß man durch Vergleichung mit keiner der bekannten Geſchwindigkeiten eine deutliche Vorſtellung von ihr erlangt und daß die Zeit, welche das Licht braucht, um von dem Ort ſeiner Entſtehung in verſchiedenen Entfernungen ſichtbar zu werden, gar nicht gemeſſen werden kann, weil jede Entfernung von einem Ort auf der Erde zu einem andern gegen die Geſchwindigkeit des Lichts auf jeden Fall zu unbeträchtlich iſt.

Erſt dann, wenn der Weg, den das Licht von dem Ort ſeiner Entſtehung bis zu ſeiner Wahrnehmung braucht, ſehr groß iſt, kann eine Meſſung ſeiner Geſchwindigkeit ſtattfinden, und dieſes iſt mit dem Licht der Fall, das die Himmelskörper uns zuſenden. So hat man durch aſtronomiſche Meſſungen gefunden, daß das Licht der Sonne die Erde in 8 Minuten $7\frac{1}{2}$ Sekunden erreicht, und daß es, ſoweit wir zu urtheilen vermögen, eine vollkommen gleichförmige Geſchwindigkeit habe. Das Licht legt alſo in jeder Sekunde einen Weg von mehr als 42,000 Meilen zurück, da der Abſtand der Sonne von der Erde $20\frac{1}{2}$ Millionen Meilen beträgt.

Obgleich das Licht mit ſo erſtaunlicher Schnelligkeit durch den Weltraum ſich fortpflanzt, ſo braucht es doch lange Zeit, ehe es auch nur von den nächſten Fixſternen ſeinen

Schimmer zur Erde bringt. Die Aſtranomen haben durch Beobachtnug und Rechnung gefunden, daß die Fixſterne, die im Univerſum der Sonne am nächſten ſtehen, dach wenigſtens 206,000mal den Abſtand der Erde van der Sonne übertreffen. Es gehen alſo wenigſtens 3 Jahre darauf, bis der Lichtſtrahl, der aus einem der nächſten Fixſterne kommt, die Erde erreicht, und Jahrhunderte können darauf gehen, bis das Licht der, wegen ihrer ungeheuren Entfernung kaum mehr ſichtbaren Fixſterne zur Erde gelangt.

Das Geſetz, welches den Hauptſatz über die Ausmeſſung der Lichtſtärke enthält, pflegt man wörtlich ſo abzufaſſen: Die Stärke des Lichts nimmt in dem Verhältniß ab, in welchem das Quadrat der Entfernung zunimmt. In der Vorausſetzung, daß die Stärke des Lichts durch ſonſt nichts, als nur allein durch die Ausbreitung auf eine größere Fläche geſchwächt werde, muß man demnach, um in einer doppelten Entfernung von dem Lichte ebenſo hell zu haben, als in der einfachen Entfernung von demſelben, vier ſolche Lichter, in der dreifachen Entfernung neun ſolche Lichter leuchten laſſen.

Die Richtigkeit des angeführten Geſetzes von der Abnahme der Beleuchtung kann man dadurch inne werden, daß man zwiſchen eine Wand und eine Lampe ein Brett, ein Kartenblatt oder dergleichen hält, in welches eine Oeffnung eingeſchnitten iſt. Durch dieſe Oeffnung fällt das Lampenlicht auf die Wand und beleuchtet einen gewiſſen Raum, z. B. einen Quadratzoll derſelben. Entfernt man nunmehr die Wand noch einmal ſa weit von der Lampe, ſo findet ſich, daß jetzt der erleuchtete Raum viermal größer iſt, als er zuerſt war, alſa z. B. vier Quadratzoll groß, und da durch die Oeffnung noch immer dieſelbe Lichtmenge geht, ſo muß auch die Erleuchtung viermal ſchwächer geworden ſein. Hieraus läßt ſich einſehen, warum das Licht der Fixſterne am Tage nicht wahrgenommen wird, obgleich ſie hellglänzende und große Sonnen ſind.

Anmerk. Iſt die Lichtfläche von geraden Linien begrenzt, ſa bilden die auf dieſelbe fallenden Lichtſtrahlen einen Strahlenkörper, der in dieſem Fall Strahlenpyramide, und wenn die Fläche rund iſt, Strahlenkegel heißt; der leuchtende Körper wird als punktförmige Spitze angenommen.

Das Grundgeſetz der ganzen Optik, daß die Lichtſtrahlen nur in gerader Linie ſich verbreiten, führt von ſelbſt darauf, daß das Licht, welches van einem leuchtenden Körper auf einen dunkeln, undurchſichtigen Körper fällt, nur den Raum erleuchten kann, der dem Lichte zugekehrt iſt. Daher muß hinter jedem undurchſichtigen Körper allemal ein Raum vorhanden ſein, in welchen kein Licht des leuchtenden Körpers fallen kann; dieſer Raum wird der Schatten genannt. Befindet ſich hinter dem Schatten ein zweiter undurchſichtiger Körper, ſa wird auf ihm der Durchſchnitt des Schattenraums ſichtbar, und nur dieſer ſichtbare Durchſchnitt iſt es, an welchen man in der Regel denkt, wenn von einem Schatten die Rede iſt. Inſofern man aber nicht nur dieſen Durchſchnitt, den man auch den Schlagſchatten nennt, ſondern den ganzen Raum mit dem Namen Schatten belegt, läßt ſich allemal der Theil dieſes Raums, in welchen gar kein Licht fallen kann und den man Kernſchatten nennt, von dem Theil des Raums unterſcheiden, der mehr oder weniger Licht empfängt, welcher dann der Halbſchatten genannt wird. Die Größe, Lage und Geſtalt ſowohl des Kern- als des Halbſchattens läßt ſich aber mathematiſch beſtimmen und richtet ſich nach der Größe, Lage und Geſtalt des leuchtenden und des dunklen Körpers, nach ihrer Entfernung von einander und nach der Lage und Geſtalt der Fläche, welche den Schlagſchatten auffängt.

Der gerade Schagſchatten, d. i. der Schatten, den ein ſenkrecht ſtehender Körper auf eine horizontale Fläche wirft, und der umgekehrte Schlagſchatten, d. i. der Schatten, den ein horizontaler Körper auf eine lothrechte Fläche wirft, hat in der Regel die Umriſſe des dunklen Körpers. Sind aber der leuchtende und dunkle Körper kugelförmig, ſo hängt die Geſtalt des Schattens von der Größe der Kugeln ab. Sind beide Kugeln gleich groß, ſo iſt der Schatten cylinderförmig und geht, inſofern ihm nichts entgegen ſteht, ohne Ende fort. Bei ungleicher Größe der beiden Kugeln wird die Geſtalt des Schattens kegelförmig. Iſt die dunkle Kugel größer als die leuchtende, ſo nimmt der Durchmeſſer des Schattens immer zu, je weiter er fortgeht; daher and dieſer Schatten im leeren Raum nie zu Ende gehen kann; es zeigt ſich dann nie des Kegels Spitze und die Geſtalt des Schattens iſt eigentlich becherförmig. Iſt aber der dunkle Körper kleiner als der leuchtende, ſo nimmt der Durchmeſſer des Schattens immer ab und endigt zuletzt in eine Spitze, wird demnach zum vollkommenen Kegel. Einen ſolchen Schatten wirft die Erde, werfen alle andern Planeten und Monde. Bewegt ſich der leuchtende oder der dunkle Körper, ſo bewegt ſich auch der Schatten, aber er bewegt ſich in entgegengeſetzter Richtung, wenn der leuchtende Körper ſich bewegt. Hierauf gründet ſich der Gebrauch der Sonnenuhren.

Vom Sehen.

Der Erfahrung gemäß giebt es für jedes Auge eigene Grenzen, die man die Entfernung des deutlichen Sehens nennt, innerhalb welcher es die Gegenſtände am deutlichſten ſieht. Ein Auge, deſſen Entfernung für das Sehen nur ein paar Zoll beträgt, heißt kurzſichtig, und weitſichtig wird es genannt, wenn deſſen Entfernung des deutlichen Sehens merklich weiter als etwa 10 Zoll reicht. Bei einem kurzſichtigen Auge vereinigen ſich die Lichtſtrahlen entfernter Gegenſtände vor der Netzhaut, bei einem weitſichtigen Auge dagegen liegt der Vereinigungspunkt naher Gegenſtände hinter der Netzhaut, wadurch alſo das Auge zu nahe Gegenſtände nicht wahrnehmen kann. Das Auge kann durch Uebung verbeſſert oder verſchlimmert werden.

Digitized by Google

Von der Zurückwerfung des Lichts.

Die Erſcheinungen, welche durch die Zurückwerfung entſtehen, hängen von der Befähigung des Körpers, das Licht in größerer oder geringerer Ballkommenheit zurückznwerfen, ganz vorzüglich ab. Dieſe Befähigung liegt aber einestheils in der Farbe des Körpers, anderntheils und hauptſächlich auch in dee Geſtalt deſſen Oberfläche. Fällt das Licht auf die Oberfläche eines dunklen Körpers, von welcher es zwar zurückgeworfen, aber nicht in derſelben Ordnung zurückgeworfen wird, in welcher es auf ſie zuging, ſo bewirkt die Zurückwerfung auch nichts weiter, als daß die erleuchtete Oberfläche des Körpers dem Auge ſichtbar wird. Fällt aber das Licht auf die Oberfläche eines dunklen Körpers, von welcher es in derſelben Ordnung wieder zurückgeworfen wird, in welcher es auffiel, ſo bilden die zurückgeworfenen Strahlen den Gegenſtand ab, van welchem das Licht herkam und man hat den Anblick eines Gegenſtandes im Bilde.

Die Oberfläche eines Körpers muß, wenn ein Bild des Gegenſtandes entſtehen ſoll, glatt und eben ſein. Von Körpern, deren Oberfläche rauh und uneben iſt, werden die Lichtſtrahlen ſo unardentlich durch einander fahrend zurückgeworfen, daß ſie zu keinem vollſtändigen Bild ſich zu vereinigen vermögen. Ein Körper von der oben angegebenen Beſchaffenheit heißt überhaupt Spiegel und die reflektirende Oberfläche Spiegelfläche.

Als eigentliche von dee Natur gebildete Spiegelflächen bleiben nur flüſſige Körper (obgleich man eigentlich die Oberfläche eines jeden Körpers, ſobald ſie nur erforderlichermaßen geglättet iſt, als Spiegelfläche betrachten kann), beſonders Waſſer und Queckſilber, die über einem dunklen Grunde ſtehen, übrig, und die man auch die natürlichen Spiegel zu nennen pflegt. Eine große Deutlichkeit beſitzt aber das Bild eines ſolchen natürlichen Spiegels keineswegs. Zu den vollkommenen Spiegeln gehören demnach nur die künſtlichen Spiegel, die man ans feſten Körpern, denen man den erforderlichen Grad von Politur geben kann, verfertigt, und unter welchen einige einfache und zuſammengeſetzte Metalle den erſten Platz einnehmen.

Obgleich die Glasſpiegel für den gewöhnlichen Gebrauch vollkommen hinreichend ſind, ſa können ſie jedoch zu aptiſchen Verſuchen, bei welchen eine große Genauigkeit erlangt wird, nicht mehr benützt werden.

Die Erſcheinungen der Zurückwerfung hängen ſehr von der Geſtalt der Spiegelfläche ab. Man theilt daher die Spiegel in ebene und gekrümmte Spiegel. Bei einem ebenen Spiegel werden die Bilder in dem Spiegel, aber richtiger hinter demſelben wahrgenommen, und ſchon dem Augenſchein nach ſo weit dahinter liegend, als der Gegenſtand davor iſt. In einem ebenen Spiegel macht daher ein jeder Gegenſtand ein Bild, welches ihm an Größe und Geſtalt vollkommen gleich iſt und von welchem jeder Theil ſo weit hinter dem Spirgel liegt, als derſelbe Theil des Gegenſtandes vor demſelben ſich befindet.

Bilden zwei Spiegelflächen irgend einen Winkel, z. B. von 45,36 oder 30 Graden, ſo ſieht man dieſen oder jenen Gegenſtand ſich mehrfach abbilden. Hierauf beruht die Einrichtung des Kaleidoskops oder Prachtſehrohrs.

Mittelſt des Hahlſpiegels wird durch die Vereinigung der Sannenſtrahlen in einem Ranme, der faſt nur als ein blaßer Punkt zu betrachten iſt, welcher der Brennpunkt (Fokus) genannt wird, nicht nur ein ſehr helles und blendendes Licht erzeugt, ſondern auch eine ſa große Hitze wird bewirkt, daß brennbare Körper, z. B. Papier, Holz ꝛc., die in dieſem Raume liegen, ſich augenblicklich entzünden. Darum nennt man auch einen Hohlſpiegel Brennſpiegel.

Von der Brechung des Lichts.

Durch die Strahlenbrechung, von der oben die Rede war, wird ein ſichtbarer Körper, deſſen Lichtſtrahlen durch verſchiedene brechende Mittel zum Auge gelangen, in einer andern Lage und an einem andern Ort geſehen, als er in der Natur hat. Legt man z. B. auf den Baden eines Gefäſſes ein Geldſtück und entfernt ſich ſo weit vom Gefäſſe, daß man den Baden nicht mehr ſehen kann, ſo wird dieſer und mit ihm das Geldſtück wieder ſichtbar, wenn man das Gefäß mit Waſſer füllt. Steine, Fiſche und andere Dinge, welche auf dem Grund eines klaren Waſſers geſehen werden, ſcheinen höher zu liegen, als es wirklich der Fall iſt. Wer nach einem Fiſche im Waſſer ſchließen will, darf daher nicht dahin zielen, wa er ihn ſieht, ſondern etwa um ¼ tiefer. Ein Stock, den man ſchief in's Waſſer ſtellt, ſieht gekrümmt aus. Hieher gehört auch die aſtronomiſche Strahlenbrechung, welche darin beſteht, daß jeder Himmelskörper nicht ſo weit nach dem Horizont hin zu ſtehen ſcheint, als er wirklich ſteht. Da durch die ſtetig zunehmende Thätigkeit der Lichtſchichten die Strahlen der Himmelskörper in krummer Linie zur Erde gelangen, ſo werden Sonne und Mond eigentlich ſchon geſehen, ehe ſie noch aufgegangen ſind; ebenſo ſieht man dieſe Himmelskörper noch eine Weile am Rande des Horizants ſchweben, wenn ſie auch wirklich ſchon untergegangen ſind. — Auf der Strahlenbrechung beruhen auch die ſehr merkwürdigen Erſcheinungen der Luftſpiegelungen. Da nämlich die unterſten Luftſchichten immerwährender, ſehr mannigfaltiger Veränderungen unterworfen ſind, ſo daß zuweilen auch in gewiſſen Gegenden (z. B. in heißen Sandebenen durch die Hitze des Bodens) die untern Liftſchichten mehr ausgedehnt und dünner werden, als die zunächſt darüber liegenden, ſo erzeugt dieſe Unregelmäßigkeit ganz eigene, ſehr merkwürdige Erſcheinungen in der Luft. Wo nämlich dieſes der Fall iſt, werden Strahlen, welche aus den abern Luftſchichten ſehr ſchief auf die untern und dünnern fallen, nicht mehr gebrochen, ſondern reflektirt. In den Sandwüſten Unter-Egyptens ſind dergleichen Luftſpiegelungen

gar nichts ſeltenes. Dörfer, die in der weiten Ebene liegen, ſtellen ſich dem Auge wie Inſeln dar, die über einem See zu liegen ſcheinen. An der Meerenge von Meſſina ſind ſie unter dem Namen Fata Morgana bekannt.

Beſonders wichtig und von großem Nutzen iſt die Brechbarkeit der Lichtſtrahlen in ihrer Anwendung auf allerlei Arten von geſchliffenen Gläſern. Iſt ein Glas ſo geſchliffen, daß die einander entgegengeſetzten Oberflächen eben und gleichlaufend ſind, ſo heißt es ein Planglas. Sind aber die Oberflächen gekrümmt und bilden ſie einen Kugelabſchnitt, ſo nennt man ſie Linſen oder Lupen. Sie wirken theils als Sammelgläſer, theils als Zerſtreuungsgläſer. Jene bringen die durchfahrenden Lichtſtrahlen näher zuſammen, dieſe bringen ſie weiter aus einander. Alle Sammelgläſer ſind erhaben oder convex, daher in der Mitte dicker, als am Rande; alle Zerſtreuungsgläſer ſind hohl, vertieft oder concav, daher am Rand dicker, als in der Mitte.

Bei den Convexlinſen laſſen ſich die durchgehenden Sonnenſtrahlen mit einer weißen Fläche, welche hinter der Hinterfläche des Glaſes liegt, auffangen, und durch mehrmaliges Hin- und Herrücken läßt ſich die Stelle finden, wo die durchgehenden Lichtſtrahlen in dem kleinſten Raum zuſammenfallen. Dieſe Stelle heißt der Brennpunkt und ihre Entfernung von der Hinterfläche des Glaſes die Brennweite der Linſe. Brennbare Körper, die in dieſem Punkte liegen, können in Brand geſetzt werden, weßhalb man ſie auch Brenngläſer nennt.

Bei einer Concavlinſe verkleinert ſich der Gegenſtand und zwar um ſo mehr, je ſtärker ſie gekrümmt iſt und je weiter ſie von dem Gegenſtand wegrückt.

Geſchliffene Gläſer und Spiegel liefern Werkzeuge, ohne welches manches Auge in vielen Fällen und bei mancher Verrichtung gar nicht zurecht kommen könnte und durch welche allein es erſt gelang, die Naturgeſchichte und Aſtronomie auf jene Stufe der Vollkommenheit zu bringen, auf welcher ſie heutzutage ſich befinden. Zu den optiſchen Werkzeugen zählt man die Brillen, die Mikroſkope, die Fernröhre, die Camara obſcura und klara.

Von den Farben.

Eine der lieblichſten Erſcheinungen, welche mit der Brechung des Lichts in Verbindung ſteht, iſt die Trennung des weißen Sonnenlichts in verſchiedene Farben. Folgender Verſuch, von Newton angeſtellt, liegt der Erſcheinung der Farbenzerſtreuung zu Grunde. Wenn man Sonnenſtrahlen durch eine enge Oeffnung von etwa 3—4 Linien im Durchmeſſer in ein finſteres Zimmer fallen läßt, ſo entſteht auf der gegenüber liegenden Wand ein kreisrunder, ſtark ſchimmernder weißer Fleck. Läßt man aber einen Sonnenſtrahl, eher die Wand erreicht, erſt durch ein dreiſeitiges Prisma hindurchgehen, ſo muß der Sonnenſtrahl gebrochen werden. Hiemit iſt aber die ſehr merkwürdige Erſcheinung verbunden, daß der Strahl in ſieben Strahlen von ſieben verſchiedenen Farben zertheilt worden iſt. Dieſe Farben, die ſich an der gegenüber ſtehenden Wand darſtellen, folgen in einer gewiſſen Ordnung auf einander, die von der Lage des Winkels, der von den beiden brechenden Flächen des Prisma eingeſchloſſen wird, abhängt. Iſt dieſer Winkel nach unten gerichtet, ſo liegen dieſe ſieben Farben in folgender Ordnung von oben nach unten: violett, dunkelblau (indigo), hellblau, grün, hellgelb, dunkelgelb (orange), roth. Iſt aber dieſer Winkel nach oben gerichtet, ſo zeigen ſich die Farben in umgekehrter Ordnung. Mit dieſem Verſuche iſt zugleich auch noch der merkwürdige Umſtand verbunden, daß der Raum des Farbenbildes nicht in ſieben gleiche Theile abgetheilt erſcheint, ſondern wenn man das Farbenbild in 300 gleiche Theile theilt, auf das Violette 80 ſolcher Theile, auf Indigo 40, Hellblaue 60, Grüne 60, Hellgelbe 48, Orange 27 und Rothe 45 Theile kommen. Läßt man das Farbenbild, ehe er in die Wand trifft, erſt noch durch eine Convexlinſe gehen, ſo zeigt ſich auf der Wand, wenn ſie im Brennpunkte der Linſe ſteht, wieder das weiße Sonnenlicht. Aus dieſen Verſuchen leitete Newton den Schluß ab, daß das weiße Sonnenlicht aus ſieben einfachen oder Grundfarben beſtehe und daß umgekehrt durch die Vermiſchung aller prismatiſchen Farben das weiße Licht entſtehe. Daß die weiße Farbe in der That aus den ſieben Grundfarben zuſammengeſetzt ſei, läßt ſich auch noch dadurch beſtätigen, daß man eine kreisrunde Scheibe von Holz oder Pappendeckel durch Halbmeſſer in ſieben Ausſchnitte theilt, deren Größe nach dem angegebenen Verhältniſſe des Raums beſtimmt wird, ſo daß der eine Bogen zwei Neuntel, der andere ein Neuntel u. ſ. f. der ganzen Peripherie enthält. Dreht man eine ſolche Scheibe, welche man Farbenſpindel nennt, um einen ſenkrechten durchgeſteckten Stift ſehr ſchnell um und ſind alle Farbentöne gleich ſtark aufgetragen, ſo fließen die Farben ſo in einander, daß die ganze Spindel weiß erſcheint. Da indeſſen eine Farbenſpindel auch dann bei ſchneller Umdrehung weiß erſcheint, wenn ſie blos drei Abſchnitte, roth, gelb und blau, oder roth, grün und violett enthält, ſo ſind einige der Meinung, daß nur dieſe oder jene drei Farben eigentliche Grundfarben ſeien, aus welchen die andern nach gewiſſen Verhältniſſen zuſammengeſetzt wären.

Auch bei Gläſern, welche nach einer andern Form geſchliffen und deren brechende Flächen nicht parallel ſind, zeigt ſich eine Farbenzerſtreuung, z. B. in den geſchliffenen Gläſern der Kronleuchter. Aber nicht nur gläſerne Körper, auch durchſichtige Körper aus anderer Materie zertheilen das weiße Licht in Farben, wie man unter andern an dem Diamanten und andern geſchliffenen Steinen, an Seifenblaſen, Thautropfen u. ſ. w. wahrnehmen kann.

Auf dieſe Weiſe entſteht auch die bekannte Erſcheinung des Regenbogens, die, wenn ſie ſich Morgens zuträgt, in Weſten, Abends aber in Oſten wahrgenommen werden muß und für uns nie in Süden ſich zeigen kann. Dieſe Erſcheinung kann ſich nämlich nur dann zutragen, wenn die Sonne

Digitized by Google

einer dunkeln Regenwolke gegenübee ſteht. Regnet es nun aus dieſee Wolke, ſo werden die Sonnenſtrahlen, weiche auf die Regentropfen fallen, darin gebrochen, von der dunkeln Regenwand zurückgeworfen, beim Austritt aus den Tropfen abermals gebrochen und in Farben zerſtreut.

Außee der Sonne zeigen auch viele andere leuchtende Körper ein farbiges Licht. So brennt z. B. Weingeiſt mit Kupferſalz gemiſcht mit grünlicher, mit Strontianſalz gemiſcht mit röthlicher Farbe. Miſcht man ihn mit Küchenſalz oder Kampfer, ſo giebt er, wenn er brennt, den Geſichtern der Anweſenden eine todtenbleiche Farbe.

Von den dunkeln, undurchſichtigen Körpern erſcheinen manche im Sonnenlichte weiß und werfen demnach alles Licht, das auf ſie fällt, unverändert zurück, andere hingegen erſcheinen farbig und werfen daher nur dieſe oder jene Farbe zurück, verſchlucken dagegen die andern. Wird alles Licht von einem Körper verſchluckt, ſo nennt man ihn ſchwarz. Alle dieſe Erſcheinungen zu erklären, hat Newton aus den mannigfaltigen Verſuchen gefolgert, daß das weiße Licht eine verſchiedene Verwandtſchaft zu den Körpern habe, auf weiche es fällt und durch weiche es zum Auge gelangt.

Senſualismus.

Von Dr. H. Czolbe.

Moraliſche Freiheit.

Es iſt auseinandergeſetzt worden, wie die ununterbrochene und veränderliche Berührung des Menſchen durch die Natur ſteis Bedürfniſſe, oder Schmerzen in ihm bewirken muß, und wie beide das phyſikaliſche Motiv ſeiner Handlungen ſind, weiche alle den Zweck haben, Bedürfniſſe zu befriedigen und Schmerzen zu verhüten, oder zu beſeitigen.

Ich finde keinen Grund, daß unſere Bedürfniſſe ſich allein auf Dinge und nicht auch auf Menſchen außer uns beziehen ſollten. Durch die Berührung, oder das Zuſammenſein mit Menſchen entſteht ſchon in dem Kinde gleichzeitig mit den andern ſinnlichen Bedürfniſſen und ganz in derſelben Weiſe dasjenige mit Menſchen zuſammenzuſein (der Naturtrieb der Geſelligkeit, oder das Bedürfniß nach Geſellſchaft), ſie im Zuſtande der Freude, oder des Glückes zu ſehen, und Schmerz, oder Mitleid bei der Wahrnehmung ihrer Leiden, mit einem Worte: das Wohlwollen gegen Andere (der Keim der Menſchenliebe, odee Humanität). Sind doch auch die Thiere geſellig und beweiſen unzählige Beiſpiele der oft rührendſten und uneigennützigſten Aufopferung, welche eine Thieeart gegen eine ganz andere und gegen den Menſchen (dee Hund) in ſichtlich freudigee Reſignation ausübte, daß auch in dieſen anerkannten Mechanismen das Gefühl des Wohlwollens exiſtirt. Schon Hugo Grotius erkannte, daß daſſelbe mit dem Geſelligkeitstriebe im innigſten Zuſammenhange ſteht. Wie alle Bedürfniſſe, ſo entwickelte ſich das Bedürfniß unter Glücklichen zu wohnen und die ſchmerzliche Theilnahme am Unglücke in den verſchiedenen Menſchen je nach ihrer angebornen Natur und Erziehung in ſehr verſchiedenem Grade. Wie die durch Dinge angeregten Bedürfniſſe und Schmerzen das Motiv derjenigen Handlungen des Menſchen ſind, welche zu ſeinem eigenen Genuſſe und Schutze dienen und welche wie egoiſtiſche nennen, ſind die eben erwähnten durch Menſchen bewirkten Bedürfniſſe und Schmerzen das Motiv der Handlungen dee Selbſtentäußerung, oder Aufopferung ſind Andere. Sie entſteben nicht nur phyſikaliſch ebenſo durch die Sinne, ſondern treiben auch ebenſo phyſikaliſch zu Handlungen an, als die egoiſtiſchen Bedürfniſſe. Es hat freilich ſelbſt das Chriſtenthum anerkannt, daß neben dem Wohlwollen gegen Andere, oder die Liebe auch der Gedanke: „was Du willſt, das Dir die Leute thun ſollen, das thue ihnen auch,“ ſowie das Bedürfniß nach dem Genuß, oder der Seligkeit des Wohlthuns, welches beides offenbar ein indirekter, oder feinerer Egoismus iſt — unſere aufopfernden Handlungen motiviren können. Erfahrungsgemäß ſind jedoch dieſe Motive, wohl eben weil ſie indirekt ſind, odee uns ferner liegen ungemein ſchwach im Verhältniß zum Motive des Wohlwollens gegen Andere.

Es entſtehen aber Bedürfniſſe in uns nicht blos durch Dinge und durch andere Menſchen; durch das Bewußtwerden unſerer ganzen phyſiſchen und geiſtigen Perſönlichkeit, durch Vergleichen derſelben mit den Perſönlichkeiten beſſerer Menſchen und weiteres Nachdenken entſteht in ſpäteren Jahren in der Seele die mehr, oder weniger deutliche Vorſtellung einer ausführbaren Vollendung, oder eines Ideals unſerer ſelbſt, deſſen Realiſirung in Augenblicken ernſtee Selbſtbetrachtung, Wunſch, Sehnſucht, Bedürfniß wird. Es iſt unzweifelhaft denkbar, daß wir zu einer unſeren angebornen Fähigkeiten und unſern äußeren Verhältniſſen angemeſſenen Vollkommenheit gelangen und dieſer Gedanke bewirkt es, daß wir von gewiſſen Schwächen und Fehlern, von Leidenſchaften und Laſtern, welche alle die Harmonie unſeres Körpers und unſerer Seele ſtören und zerſtören, frei, daß wir mäßig, beſonnen, muthig, tapfer u. ſ. w. ſein möchten. Nicht Klugheit, oder Verlangen nach dem Genuß, welcher mit perſönlicher Vollendung ſich verbindet, iſt in der Regel das Motiv ihrer Realiſirung, wie Epicur oberflächlich behauptete, ſondern nach der ſcharfſinnigeren Analyſe der Stoiker das unmittelbare Bedürfniß nach jenem Ideal. Den Sklaven treibt zur Erlangung der Freiheit oft genug nicht die Ausſicht auf mehr Genuß, indem es ihm vielleicht nie angenehmer gehen kann, als bei ſeinem guten Herrn, ſondern das Bedürfniß nach Menſchenwürde, das Widerſtreben, als Eigenthum, oder Sache zu gelten, das Ehrgefühl. Bedenken wir dabei, daß vom Standpunkte des Senſualismus

alle Gedanlen und Handlungen nichl durch eine uns urſprünglich innewahnende überſinnliche und ſelbſtſtändige Kraſt, ſondern ahne unſeren Willen von Außen entſtehen, daß wir deshalb das Gule in uns nur als ein dankbar hinzunehmendes Glück und nicht als perſänliches Verdienſt betrachten dürfen, ſa iſt damit ein Gegengewichl gegen jenes Geſühl der Menſchenwürde gegeben, damit es nicht in Eitelkeit, Stalz und Anmaßung umſchlage.

Das Wohlwollen gegen Andere und das Slreben nach eigener Vollendung bilden die maraliſchen Bedürfniſſe. Da ſie wenigſtens zum Theil und im Kelme gleichzeitig mit den gröber ſinnlichen, aber egaiſtiſchen entſtehen müſſen, iſt es falſch zu ſagen, daß im Allgemeinen die einen die andern urſprünglich, aber durch die urſprüngliche Einrichtung im Menſchen überwiegen, oder daß die Menſchen im Allgemeinen natürliche Neigung zum Guten, oder zum Böſen (Erbſünde) haben. Sie neigen eben zu beidem, aber ſind zu beidem fähig. Jeder ſittlichen Handlung muß natürlich die Varſtellung der nach den verſchiedenen äußern Verhällniſſen verſchiedenen Art und Weiſe ihrer Ausführung varhergeben. Die daraus entſtehenden Begriffe z. B. Dankbarkeit, Wohlthätigkeit einerſeits und Mäßigkeit, Beſannenheit andrerſeits — dürften die ſogenannten Siltengeſetze, oder die moraliſchen Pflichten gegen Andere und gegen uns ſelbſt ſein. Die der ſittlichen Handlung varhergehende Varſtellung ihrer Art und Weiſe iſt aber nur der unmittelbare, nicht der tiefere Beweggrund. Wie wir ſaben, daß der Wille des Menſchen im Allgemeinen aus zwei Elementen beſteht: einem Bedürfniſſe, aber Schmerze, die eine Vorſtellung aſſociiren, ſo beſteht auch der ſinnliche Wille, oder das Mativ des ſittlichen Handelns einerſeits aus der Theilnahme für Andere, welche ſich mil der Vorſtellung der Art und Weiſe ihnen zu helſen verbindet, andrerſeits aus dem perſönlichen Ehrgefühle, welches die Vorſtellung einer anſtändigen Lebensweiſe aſſociirt.

Der ſinnliche, aber egaiſtiſche und der ſinntliche Wille bilden oſt genug einen Gegenſatz, der Individuen, wie ganze Völker bewegt. Beide Arten des Willens müſſen ſich nämlich nach dem Geſetze der Aſſariation cantraſtirender Gedanlen gegenſeitig hervarruſen. Iſt der moraliſche Wille, aber die ihn bildende Nervenſchwingung von größerer Intenſität, ſo wird er den egaiſtiſchen hemmen, gänzlich vernichten und die Handlungen des Menſchen allein hervorbringen, oder beſtimmen. Indem dieſer durch ſolche moraliſche Kraſt unabhängig, oder frei von ſeinem Egaismus iſt, nennt man ihn maraliſch frei. Moraliſche Freiheit beſteht in der überwiegenden Intenſität, aber in dee Herrſchaſt des maraliſchen Willens. Iſt dieſe nicht vorhanden und ſind dagegen die egaiſtiſchen Bedürfniſſe ſtark (böſe Gewohnheiten und Leidenſchaflen), ſa ſiegen dieſe und der Menſch iſt ein Sklave ſeiner Sinnlichkeit, aber ſeines Egoismus.

Es erhellt aus dem Bisherigen hinreichend, daß die maraliſche Freiheit ganz gut beſtehen kann ahne die Annahme der abſaluten Freiheit des Willens. Dieſe dürfte ſagar einen inneren Widerſpruch enthalten. Denn wenn ein Menſch in dem Augenblicke, in welchem er etwas will, auch etwas anderes wallen könnte, müßte etwas zugleich ſein und nicht ſein können. Die präſumirte Eigenſchaft des Menſchen gleichzeitig verſchiedenes wollen zu können iſt ebenſo unmöglich, aber abſurd, als daß eine beſtimmte Figur gleichzeitig dreieckig und viereckig, oder roth und grün ſein könnte. Ideler ſcheint in einer kürzlich erſchienenen Schriſt, in welcher er den Senſualismus auf's bitterſte anklagl, dieſen Umſtand wenigſtens zu fühlen, indem er trotz ſeiner häufigen Beruſung auf die freie Selbſtbeſtimmung erklärt: „Man hebt den Begriff der Zurechnungsfähigkeit gänzlich auf, wenn man ihn von der abſoluten Herrſchaft der Vernunft abhängig machl, welche bei keinem Menſchen vorausgeſetzt werden darf, weil ſie jedesmal von heftigen Affekten und Leidenſchaften unterdrückt wird."

Der ſittliche Wille iſt identiſch mit dem, was man Gewiſſen nennt. Auch iſt es ahne Zweiſel ſehr paſſend, daß die ſogenannte Vernunſt von Ideler mit dem Gewiſſen identifirirt wird. Es iſt nach dem Geſagten einzuſehen, wie daſſelbe verſchiedene Grade haben kann, wie es, wenn wir uns nur guter Handlungen zu erinnern haben, oder dieſelben zu thun beabſichtigen, ein Gleichgewicht unſerer Gedanken bewirkt, welches als das beſeligende Geſühl des guten Gewiſſens, bei Erinnerung, oder Beabſichtigung egoiſtiſcher, ſchlechter Handlungen einen Mangel des Gleichgewichts, welcher als das peinigende Gefühl des böſen Gewiſſens zum Bewußtſein kommt.

Da die moraliſche Freiheit in der überwiegenden Intenſität des ſittlichen Willens beſteht, dieſe aber zwei Elemente: einerſeits die ſittlichen Bedürfniſſe, andrerſeits die Vorſtellungen von der Art und Weiſe des ſittlichen Handelns in ſich faßl, ſo fragt es ſich, welches von beiden Elementen bei der moraliſchen Erziehung beſonders in Betracht kommt. Die Art und Weiſe des ſittlichen Handelns, oder die Sittengeſetze genau gelernt zu haben und von ihrer Zweckmäßigkeit, oder ihrem Nutzen für das Allgemeinwohl überzeugt zu ſein, iſt ohne Zweifel ein wünſchenswerthee Beſtandtheil der moraliſchen Freiheit; ſehr viel wichtiger aber iſt, wie die Erfahrung lehrt, die Kraſt, aber Intenſität der ſittlichen Bedürfniſſe. Sowahl Bedürfniß nach Anderer Glück und Theilnahme bei ihrem Unglück, als auch perſänliches Ehrgefühl anzuregen, ſcheint die Hauplſache bei der maraliſchen Erziehung des Menſchen zu ſein und theils indirekt durch äußerlicher Abhaltung u. Beſchränkung ſinnlicher, oder egoiſtiſche Bedürfniſſe, theils direkt durch äußerliche Veranlaſſung zu ſittlichem Verhalten bewirkt zu werden, obwohl jene Beſchränkung und Veranlaſſung meiſtentheils nicht zu unmittelbar ſein, aber zu abſichtlich erſcheinen dürfen. Die dadurch veranlaßten moraliſchen Handlungen werden zwar am Anfange nicht ſelten nur äußerlich ſein; allein, wie ſich

Digitized by Google

die ſinnlichen Bedürfniſſe durch häufige Befriedigung ſteigera, ſo muß auch durch die Wiederholung jenes ſittlichen Verhaltens, welches doch jedesmal das in jedem Menſchen wenn auch geringe Wohlwollen gegen Andere und geringe Ehrgefühl aſſociirt, eine Steigerung dieſer ſittlichen Bedürfniſſe entſtehen, bis ſich die blos äußerlich guten Handlungen zu wahrhaft, oder vollſtändig guten umgewandelt haben. Wenn die moraliſche Freiheit, oder die Intenſität des ſittlichen Willens gewiß größtentheils von der Erziehung des Menſchen abhängt, ſo kann doch nicht in Abrede geſtellt werden, daß ſie auch durch ſeine angeborne Natur, oder die urſprüngliche Beſchaffenheit ſeines Nervenſyſtems bedingt iſt. Die Erfahrung beweiſt es, indem aus gleichen Lebensverhältniſſen und derſelben Erziehung Menſchen hervorgehen, die an moraliſcher Freiheit ſehr ungleich ſind. Es iſt auch begreiflich, daß, wenn die Entſtehung der Bedürfniſſe überhaupt zum Theil von der nicht wahrnehmbaren molecularen Struktur der Nerven abhängt und hierdurch verſchiedene Individuen verſchiedene Bedürfniſſe dem Grade und der Art nach haben müſſen, ein Theil der Menſchen zur moraliſchen Erziehung mehr Fähigkeiten mitbringt, als ein anderer.

Obwohl man der bisherigen Auseinanderſetzung ſelbſt der Verbrecher ſtets durch das Endreſultat ſeiner angebornen Natur und einer unmoraliſchen Erziehung, zu der auch alle andern Lebensverhältniſſe zu zählen ſind, nämlich durch die Intenſität ſeines Egoismus und durch andere moraliſche Schwächen mit phyſikaliſcher Nothwendigkeit gezwungen wird, ſchlecht zu handeln, ſo iſt doch damit keineswegs geſagt, weder daß die angeborne Natur und die Wirkungen der ſchlechten Erziehung nicht noch oft nachträglich zum Guten verändert werden können, noch daß die Geſellſchaft irgend Grund hat, den Schaden zu ertragen, den ihr der Verbrecher zufügt. Darauf baſirt die Berechtigung zur Beſtrafung der Verbrecher. Die Strafe iſt ein verſchiedenartiges Verfahren der Regierung eines Staates zur möglichſten Hinderung, oder Vorbeugung der Verbrechen, indem ſie die Verbrecher theils beſſern (nachträglich erziehen), theils, wenn dies nicht möglich iſt, unſchädlich machen, theils alle Mitglieder des Staates von den Verbrechen abſchrecken ſoll. Daß dieſer Zweck ſehr oft, vielleicht in der Hälfte der Fälle nicht erreicht wird, widerlegt nicht jene Definition, da überall in der Welt Zwecke nur ſoweit erreicht werden, als es die gegebene urſprüngliche Beſchaffenheit der Dinge erlaubt. Es iſt mithin irrthümlich, zu glauben, daß das Recht zur Beſtrafung allein auf die Annahme einer abſoluten Freiheit des menſchlichen Willens, welche Annahme dem hier feſtgehaltenen Standpunkte entſchieden widerſpricht, gegründet werden könne. Die Todesſtrafe, ſelbſt eine Draconiſche Geſetzgebung ſind mit der ſenſualiſtiſchen Negirung der abſoluten Freiheit des Willens logiſch vollkommen vereinbar.

Daß die Strafe, wie man oft behauptet, eine Negation, oder Aufhebung des Verbrechens ſei, iſt (abgeſehen vom Schadenerſatz, was nicht hierher gehört) ſowohl in der Wirklichkeit falſch, denn das Verbrechen iſt eine unabänderliche Thatſache, als auch falſch in der Vorſtellung, weil die Regierung des Staates dem Verbrecher einen Schaden zufügt (als ein ſolcher iſt die Strafe von dieſem Standpunkte zu betrachten) und dadurch zu ſeinen Maximen herabſteigt. Das Verbrechen wird verdoppelt, aber nicht aufgehoben. Deshalb iſt es auch eine der Sittlichkeit der Staatsregierung unwürdige Auffaſſung, die Strafe als ein Aequivalent, oder gerechten Lohn der böſen That (als Rache) anzuſehen. Hier in ähnlicher Weiſe innerlich bewegt zu werden, wie bei Unglücksfällen iſt gewiß paſſender, als jenes ſchadenfrohe Gefühl, das ſich in den Worten: ihm iſt Recht geſchehen! — Luft macht. Beſſerung iſt zugleich Sühne des Verbrechens, ſie läßt wieder Gleichgewicht, oder Frieden in die Seele des Verbrechers zurückkehren und inſofern iſt die Strafe, wie man ſich ausdrückt, das Recht des Verbrechers. Strafe ohne Beſſerung aber bewirkt jenes Gleichgewicht nicht.

Es ſcheint, als ob dieſer Anſicht von der Berechtigung zur Beſtrafung der Verbrecher, obwohl dieſelben durch ihre Natur zur That gezwungen wurden, die Behauptung, Idelers gilt, daß darnach der Verbrecher nicht als Menſch, ſondern als Thier beurtheilt und behandelt werde, welches der freien Selbſtbeſtimmung unfähig, nur durch mechaniſchen Zwang genöthigt werden kann. „Vor ſolcher Auffaſſung, meint er, würden wohl die entſchloſſenſten Determiniſten und Materialiſten zurückſchrecken.“ Allerdings liegt eine gewiſſe Kälte darin, aber ebendieſelbe findet ſich auch in den ausgeſprochenen Worten Idelers: „Sind das Gewiſſen u. die damit verbundenen edleren Gefühle zu ſchwach, um den Menſchen vom Abgrunde des Verderbens zurückzuſchrecken, ſo enthält ſein Gemüth Nichts mehr, was ihn zum Anſpruch auf die Theilnahme Anderer berechtigen könnte, und iſt zwiſchen ihm und dem ganzen übrigen Menſchengeſchlechte jedes Verhältniß zerſtört, ſo muß er auch auf jedes gemeinſame Recht Verzicht leiſten.“ Wird denn hiermit der Verbrecher nicht ebenfalls, wenn auch in anderer Weiſe dem Thiere, welches auch rechtlos iſt, gleichgeſtellt? Da der Verbrecher durch Negation der abſoluten Freiheit des Willens als Unglücklicher erſcheint, da man wenigſtens ſtrebt, ihn durch die Strafe zu beſſern, kann man die hier vertheidigte Auffaſſung bei der Begründung der Ethik durch das Wohlwollen ſogar die ſittlichere, oder humanere nennen. Es liegt doch immer noch ein Grad von Theilnahme für den Menſchen darin, welche der gewöhnlichen, von Ideler vertheidigten Anſicht gänzlich fehlt, da hier an Stelle des Begriffes „Unglück“ der Begriff „abſolute Bösartigkeit“ tritt. Der Verbrecher könnte gut ſein, will es aber nicht. Ideler ſtellt ihn deshalb nicht einmal dem Thiere gleich, ſondern unendlich tiefer. Denn Niemand hält das Thier für abſolut bösartig in obigem Sinne.

Es werden indeß auch Verbrechen begangen, deren Urſache nicht das Reſultat der angebornen Natur und mangel-

haſter moraliſcher Erziehung: dee Egoismus, oder auch andere moraliſche Fehler z. B. irgend ein Laſter, Leichtſinn, Unbeſonnenheit, Furcht ꝛc. —, ſondern ein Krankheitszuſtand des Thäters iſt, und es kaun dieſe Urſache, wenn übeehaupt, ſo nicht in Strafanſtalten, ſandern nue durch ärztliche Behandlung in Irrenanſtalten beſeitigt werden. Bei einem Verbrecher entſteht von unſeem Standpunkte nicht die Frage: war er bei der That abſolut frel, oder unfrei? — ſondern die Frage: war die Urſache ſeiner That Egoismus, oder irgend ein anderee moealiſcher Fehler, — oder war ſie Krankheit? Im erſten Falle mag man ihn immerhin zurechnungsfähig nennen, wenn man unter Zurechnungsfähigkeit nur nicht abſolute Freihelt des Willens verſtehl, die in beiden Fällen mangelte. Die Hauptſache bei der Beantwortnng obiger Frage wird — in dieſem praktiſchen Endreſulate ſtimmt der Senſualismus vollſtändig mil Idelers Forderung überein — eine genaue Entwickelnng der ganzen pſychiſchen und äußerlichen Vergangenheit des Verbrechers ſein, und erſt dann, wenn ſich aus dieſen Prämiſſen, oder dieſer Charakterſchilderung ein unmoraliſches Motiv der That nicht als pſychologiſche Conſeqnenz heeausſtellt, daef man an eine Krankheit denken. Daß es uneichtig wäre, die Frage zu ſtellen, ob der Verbrecher bei der That geſund, oder krank geweſen ſei, geht, wie Ideler bemerkt, daraus hervor, daß gewiſſe Zuſtände der Geſuudheil z. B. die Leidenſchaften und Affekte ſich äußerlich von Zuſtäuden des Wahnſinns, der Melancholie und Tobſucht nicht unterſcheiden, oder daß es eiue ſinnlich wahrnehmbare ſcharſe Grenze zwiſchen den Zuſtänden der geiſtigen Geſuudheit und Krankheit gar nicht giebl. Es verſteht ſich faſt von ſelbſt, daß wenn bei einer egoiſtiſchen, oder ſonſt unſittlichen That wirklich erwieſeue Krankheit, körperliches, oder geiſtiges Elend, oder auch nur irgend ein gut gemeinter Fanatismus mitwirkten, dies die Zurechnungsfähigkeit in geringerem, odee höherem Grade mindert, wodurch der ſcheinbare Rigorismus, welcher man Ideler vorwieſt, vollkommen mil dem ächt menſchlichen Grundſatze: hanc veniam damus petimusque vicissim in Uedereinſtimmung gebracht wird.

Wenn viele Aerzte aus dem Prinzipe, daß die geiſtigen Vorgänge durch phyſikaliſche entſtehen, äußerſt willkührlich ſchließen, daß Affekte und Leidenſchaften durch Krankheitszuſtände verurſacht weeden, daß der Wille allein durch die leibliche Organiſation bedingt, der ſittliche Wille durch jede Blutcongeſtion, jede Stockung, im Pfortaderſyſteme gehemmt, oder unterdrückt werde, daß es eine Mania transitoria, eine Dipsomanie, Kleptomanie, Pyromanie gäbe ꝛc. ꝛc., ſo hat Ideler ohne Zweifel Recht, ſich aufs entſchiedenſte gegen ſolche Schlüſſe, welche zurechnungsfähige Verbrecher der Strafe entziehen, zu erklären. Ungerechl aber ſcheint es mir, das ſenſualiſtiſche Prinzip zu verdammen, weil unſinnige Folgerungen draus gezogen werden; denn dies geſchiehl bekanntlich oſt genug bei dem anerkannt beſten Prinzipe. Stimmt es doch mit dem von mir oben auseinandergeſetzten ſenſualiſtiſchen Standpunkte durchaus überein, weil Ideler von dem bösartigen Gemüthe ſagt, „weil darin alle ſittliche Gegenwirkung fehlt, ſa vermag es auch ſeinen wilden Begierden gar keinen Zaum anlegen und ſeine ſinnloſe Empörung gegen das Geſetz iſt nicht der ſchuldfreie Ausbruch einer wirklichen Seelenſtörung, ſondern die letzte gereifte Frucht eines pflichtwidrigen Lebenswandels."

Der von mir eingeſchlagene Weg führt ohne Verletzung der Logik zu den praktiſchen Reſultaten Idelers, vermeidet aber erſtens den in dem Begriffe der abſoluten Freiheit früher erwieſenen logiſchen Widerſpruch und zweitens den Dualismus des ſpeculativ-empiriſchen Denkens, welches weder das durch die Entwickelung der empiriſchen Wiſſenſchaften geſteigeete Bedürfniß des Verſtandes, noch das einer gewiſſen Gemüthsart irgend befriedigt. Dieſe Bedürfniſſe müſſen ſich offeubar immer mehe ſteigern und niemals werden die Aerzte anders denken und fühlen, als heute. Wenn man die neneſten Discuſſionen der Philaſophen über das Prinzip der Ethik, wie ſie z. B. in Fichte's Zeitſchrift, veranlaßt durch Fechner's Schrift „über das höchſte Gut" jahrelang reſultatlos ſich fortſpinnen, durchdenkt, kann man zu dieſem Wege keiu Vertrauen gewinnen. Nicht, daß die Aerzte zum Senſualismns neigen, iſt zu beklagen, ſondern daß mancherlei tief wurzelnde Vorurtheile die Entſtehung einer gründlichen und in ſich conſeqnenten ſenſualiſtiſchen Pſychologie hindern. In dieſem Paragraphen habe ich verſucht, das Vorurtheil von Seiten der Ethik einigermaßen zu erſchültern. Die tiefe Wahrheit in den Bemühungen Idelers, die Pſychiatrie durch pſychologiſche Begriffe aufzuklären, dürfte erſt durch ſolche ſenſualiſtiſche Pſychologie allgemeiner anerkannt werden.

Die hier vertheidigte Auffaſſung der Ethik verletzt aber nicht nur nicht die Rechtsinſtitute im Staate, wie eben erwieſen worden iſt, ſie ſteht auch mit der Exiſtenz einer Kirche durchaus nicht im Widerſpruch. Grade dee Senſualismus, weil er, wie ſchon bei Eröterung des Ehrgefühls bemerkt wurde, überzeugt iſt, daß alle Gedanken und Handlungen nicht durch eine uns urſprünglich innewohnende, ſelbſtſtändige Keaſt entſtehen, der es nur als ein dankbar hinzunehmendes Glück betrachtet, wenn durch Erziehung und andere äußere Verhältniſſe, zum Theil auch durch eigene vom Willen unabhängige köeperliche Beſchaffenheit das Gute in dem Meuſchen Wurzel gefaßt hat, es nicht als perſönliches Verdienſt deſſelben anſieht, grade der Senſualismus, welcher in dieſem Punkte ſa weſentlich mit einem tieſeren Chriſtenthume übereinſtimmt, bedarf einer äußern Kirche, welche das Gute nicht nur allein lehrt, ſondern fortdauernd daran mahnt, zu guten Werken anleitet, im Unglücke tröſtet und unterſtützt.

Daß der Rationalismus und die ſpeculative Philoſophie viel weniger einer äußeren Kirche bedürfen, weil ihrer Meinung nach ja dem Menſchen eine eigene ſelbſtſtändige Kraft des Guten innewohnt, iſt leicht erſichtlich. Ein in

Digitized by Google

ſich klarer und conſequentrr Senſualismus, weit entfernt, das Inſtitut der Kirche anzufeinden, muß ihm vielmehr, wie es auch praktiſchr Theologen dringend verlangen, die Macht zu einer conereteren Wirkſamkeit wünſchen, als es heute (wenigſtens im Proteſtantismus) beſitzt; nur die theologiſche Dogmatik weiſt er entſchieden ab, indem er ſie für nichts weiter, als für einen vergänglichen Entwickelungszuſtand des menſchlichen Geiſtes halten kann. Erläuterung und Kräftigung ethiſcher Lehren durch ihre Beziehung auf das dem Chriſtenthume zu Grunde liegende welthiſtoriſche Ereigniß iſt damit nicht ausgeſchloſſen, wenn man dies Ereigniß nur in natürlicher Weiſe auffaßt. Ein geſundes Gemüth wird durch ſolche Auffaſſung tiefer bewegt, als durch die der thealogiſchen Dogmatik.

Die Seele.

Der Ausdruck Seele (geiſtige Perſönlichkeit, oder Ich) iſt nichts weiter, als ein Calleetivname, indem er die Summe aller bisher entwickelter pſychiſcher Thätigkeiten, wie ſie in einem Individuum ſtattfinden, bezeichnet. In dieſer großen Gruppe van Vorgängen unterſcheidet man kleinere Gruppen.

Von den Gefühlen abſtrahirend, verſteht man unter Intelligenz die Summe der Wahrnehmungen, Vorſtellungen, Begriffe, Urlheile und Schlüſſe; indem man von allem dieſem abſtrahirt, faßt man die Gruppe der Gefühle mit dem Namen Gemüth zuſammen; die Gruppe der Willensvorſtellungen aber nennt man Charakter. Während ein Theil der Intelligenz, nämlich die Fähigkeit zur Bildung von Begriffen, Urtheilen und Schlüſſen Verſtand heißt (Scharſſinn wohl die Fähigkeit zur Abſtraktion, oder Analyſe), wurde als Vernunſt mit Ideler der ſittliche Wille, oder das Gewiſſen angrſehen.

Unter Temperament verſteht man eine jedem Individuum eigenthümliche Schnelligkeit, Intenſität, Maunigfaltigkeit, Conſequenz oder Unſtätigkeit aller pſychiſchen Prozeſſe, die van Entwickelung des Körpers und geiſtiger Erziehung entſchieden unabhängig iſt und deshalb durch eine angeborne Verſchiedenheit theils der nervöſen Subſtrate, theils des ſie wiederrrſetzenden Blutes und Stoffwechſels bewirkt werden muß. Das Temperament hat ohne Zweifel begünſtigenden, oder hemmenden Einfluß auf die durch Erziehung und andere Lebensverhältniſſe bewiekte Entwickelung der Intelligenz, des Gemüths und des Charakters. So dürfte z. B. die materielle Grundlage der Temperamente auf die allgemeine Beſchaffenheit des Gedächtniſſes, der Fähigkeit zu unterſcheiden und zu combiniren, der Phantaſie, welches alles zur Jutelligenz gehört, Einfluß haben und alles dieſes ſomit zum Theil angeboren ſein.

Die Seelen der Individuen ſind indeß nicht blos allgemein verſchieden durch die eben erwähnten Temperamente, ſondern auch verſchieden durch Anlagen, oder Fähigkeiten, welche durch die eigenthümliche Beſchaffenheit einzelner Theile des Gehirns bedingt ſein müſſen. Ohne Zweifel ſind die centralen Enden der Sinnesargane bei verſchiedenen Individuen urſprünglich verſchieden, ſo daß bald einem, bald mehreren Sinnen größere Deutlichkeit der Auffaſſung und feinere Abſchätzung der gegenſeitigen Verhältniſſe möglich iſt. Darauf können nicht nur die Talente zur Muſik und Malerei, der Ortsſinn, das Zahlengedächtniß, das Talent für Mathematik beruhen, ſondern auch die Neigungen zu beſtimmten ſinnlichen Bedürfniſſen, zur Genußſucht im Allgemeinen. Die Thatſache, daß Taubſtumme ungewöhnliche Anlage zum Zeichnen, Blinde zur Muſik haben, was jedenfalls aus der ſtärkeren Uebung eines Sinnes bei dem Fehlen eines andern entſteht, beweiſt freilich, daß vieles von dem, was man angebornes Talent für irgend etwas nennt, auf Rechnung größerer Uebung und Ausbildung einzrlner Sinne zu ſetzen iſt. Auch iſt in dieſer Beziehung an die Aeußerung des berühmten Kopfrechners Daſe zu erinnern, daß ihm ſeine Aeltern als zartrm Kinde Dominoſteine zum Spielen gegeben hätten, womit er ſich ſehr lange beſchäftigt und hierdurch den Grund zu der erſtaunenswerthen Sicherheit und Schnelligkeit in der Auffaſſung aller Zahlenverhältniſſe gelegt habe (Damerows Zeitſchrift). Ebenſo wie an den Centralenden der Sinnesnerven dürften an den Centralenden der einfach combinirten Muskelbewegungen im Gehirne bei verſchiedenen Individuen Verſchiedenheiten ſtattfinden und davon lörperliche Geſchicklichkeiten aller Art und Gewandtheit in techniſchen Verrichtungen abhängen. Da wenigſtens viele dieſer Talente und Neigungen von der Erziehung wenig abhängig zu ſein ſcheinen, ſo dürfte folgen, daß ſie in der urſprünglichen Canſtruktion der Centralorgane irgend einen Grund haben. Aus den genannten angebornen primitiven geiſtigen und körperlichen Fähigkeiten entſtehen durch Combination und Erziehung Anlagen zu ſpeciellEren Lebensberufen. Der Unterſchied zwiſchen Talent und Genie endlich dürfte nur ein quantitativer ſein.

Die Scheidung der Seelenvorgänge in Intelligenz, Gemüth und Charakter iſt offenbar nur eine künſtliche, oder abſtraete und bei der engen Verkettung dieſer Prozeſſe iſt es falſch, abgeſanderte Organe für ſie zu präſumiren, ſo daß z. B. das Vorderhirn der Sitz der Intelligenz, das Mittelhirn der des Gemüths, das Hinterhirn der des Charakters wäre. Wahrſcheinlichleit dagegen hat die Anſicht von Lotze, daß vorzugsweiſe die Hemiſphären des großen Gehirns Ernährungsorgane, die andern Theile des Gehirns aber die eigentlichen Apparate pſychiſcher Thätigkeiten ſind. Da die Intenſität, Schnelligkeit, das ganze Beſtehen derſelben von der Ernährung ihrer Apparate abhängen, haben die Ernährungsorgane nicht nur einen phyſiſchen, ſondern auch einen pſychiſchen Werth, indem von ihnen Klarheit, Schnelligkeit, zuweilen ſelbſt die ganze Exiſtenz pſychiſcher Thätigkeiten abhängen. Da die Hemiſphären meiſt aus Ganglien beſtehen, vereinigt ſich dieſe Anſicht Lotze's mit der er-

wähnten Anſicht über die Ganglienzellen als Vermittler der Ernährung der Nervenröhren. Erklärlich wird dabei die gegen den Materialismus angeführte Thatſache, daß oft Wunden und Entartungen des Gehirns von großer Ausdehnung keine, oder wenig merkliche Störungen im Seelenleben bewirken. Bei Unfähigkeit der Funktionirung einzelner Theile können freilich bei der Paarigkeit der Hirnorgane auch andere ihre Funktion übernehmen.

Es läßt ſich ſchließlich wohl nicht in Abrede ſtellen, daß ein gewiſſer Zuſammenhang zwiſchen dem verſchiedenen Gewichte und den verſchiedenen Dimenſionen des Gehirns und ſomit der Geſtalt des Schädels mit den verſchiedenen pſychiſchen Eigenthümlichkeiten der Menſchen ſtattfindet.

Aus dem „hinkenden Teufel.“

Von Le Sage.

Wie Don Kleophas und der Teufel das Tollhaus muſtern.

Zambullo durchſtreifte mit forſchenden Blicken alle Gemächer und beſah ſich die darin eingeſperrten Narren und Närrinnen. Hierauf ſagte der Teufel zu ihm: „Ihr ſehet hier Narren von allen nur erdenklichen Arten: männliche und weibliche, traurige und luſtige, junge und alte; jetzt muß ich Euch aber auch ſagen, wie ſie es geworden ſind. Zu dem Ende wollen wir von Zelle zu Zelle gehen und mit den männlichen den Anfang machen.

Der Erſte, den wir da ſehen, und der ſich ſo wüthend geberdet, iſt ein kaſtilianiſcher Neuigkeitskrämer und geborner Madrider: ein ſtolzer Bürgersmann, dem die Ehre ſeines Vaterlandes wichtiger iſt, als weiland einem römiſchen Bürger. Er wurde närriſch aus Aerger, weil er in einer Zeitung las, 25 Spanier haben ſich von 50 Portugieſen ſchlagen laſſen.

Sein Nachbar iſt ein Licentiat, den es ſo gewaltig nach einer Pfründe gelüſtete, daß er 10 Jahre lang bei Hof den Heuchler machte. Der Verdruß, ſich bei allen Beförderungen übergangen zu ſehen, hat ihm den Kopf verrückt: doch weiß er ſich zu tröſten, denn er lebt des feſten Glaubens, er ſei Erzbiſchof von Toledo. Iſt er es auch nicht wirklich, ſo hat er doch wenigſtens das Vergnügen, es ſich einzubilden, und ich ſchätze ihn um ſo glücklicher, als ich ſeine Narrheit für einen ſchönen Traum anſehe, der nur mit ſeinem Leben verfliegt, und als er in der andern Welt keine Rechenſchaft über die Verwendung ſeiner Einkünfte abzulegen braucht.

Der Nächſte nach ihm iſt ein Unmündiger, den ſein Vormund für wahnſinnig ausgegeben hat, um ſich ſeines Vermögens zu bemächtigen. Der arme Junge iſt aus Wuth über dieſe Einſperrung wirklich närriſch geworden. Nun folgt ein Schulmeiſter, der hieher kam, weil er mit aller Gewalt das Paulopoſtfuturum des griechiſchen Verbums auffinden wollte, und nach dieſem ein Kaufmann, deſſen Vernunft an der Nachricht von einem Schiffbruche ſcheiterte, nachdem ſie dauerhaft genug geweſen war, zweien Bankerotten zu widerſtehen.

Die darauf folgende Zelle bewohnt der alte Capitän Zanubio, ein neapolitaniſcher Cavalier, der ſich in Madrid niedergelaſſen. Eiferſucht hat ihn hieher gebracht. Ich will Euch ſeine Geſchichte erzählen.

Er hatte eine junge Frau Namens Aurora, die er nie aus den Augen ließ: ſein Haus war allen Männern unzugänglich. Aurora ging nie aus, außer etwa in die Meſſe, und auch dahin begleitete ſie ihr alter Tithonus. Zuweilen nahm er ſie auch mit auf ſein Landgut in der Nähe von Alcantara. Trotz all dem hatte ein Cavalier, mit Namen Don Garcias Pachero, ſie zufällig in der Kirche geſehen und ſich ſterblich in ſie verliebt: der junge Mann war unternehmend und der Aufmerkſamkeit einer unglücklich verheiratheten hübſchen Dame im vollſten Maße würdig.

So ſchwer es auch war, in Zanubio's Haus zu gelangen, ſo ließ Don Garcias dennoch die Hoffnung nicht ſinken. Da er noch keinen Bart hatte und ein recht hübſcher Burſche war, ſo verkleidete er ſich als Mädchen, ſteckte eine Börſe mit hundert Piſtolen zu ſich und ging auf das Gut des Capitäns, ſobald er erfuhr, daß der Eiferſüchtige demnächſt mit ſeiner Frau dahin kommen wollte. Er wandte ſich an die Gärtnerin und ſagte zu ihr im Ton einer Heldin in Ritterromanen, die von einem Rieſen verfolgt wird: „Edle Frau, ich werfe mich in Eure Arme und bitte um Euer Mitleid. Ich bin ein Mädchen aus Toledo und ſtamme aus einer eben ſo vornehmen als reichen Familie. Meine Verwandten wollen mich mit einem Manne vermählen, den ich haſſe. Ich habe mich nächtlicher Weile ihrer Tyrannei entzogen und bedarf jetzt einer Zufluchtsſtätte. Hier wird man mich nicht ſuchen, deßwegen erlaubt, daß ich da bleibe, bis meine Familie mildere Geſinnungen gegen mich zu hegen anfängt. Nehmt dieſe Börſe von mir an: hier iſt Alles, was ich Euch für den Augenblick bieten kann; doch werde ich hoffentlich bald in den Stand kommen, Eure Gefälligkeit beſſer zu belohnen.“

„Herzlich gern,“ erwiderte die Gärtnerin, welcher namentlich der Schluß dieſer Rede ſehr einleuchtete. „Ich kenne mehrere junge Damen, die alten Männern geopfert wurden, und weiß wohl, daß ſie keine Urſache haben, zufrieden zu ſein. Ich nehme Antheil an ihrem Herzeleid, und Ihr hättet Euch an Niemand beſſer wenden können, als an

mich. Ich will Euch ein abgeſondertes Stübchen anweiſen, wo Ihr ſo ſicher ſein ſollt, wie in Abrahams Schooß.“

So brachte Don Garrias mehrere Tage auf dem Gute zu und harrte mit glühender Ungeduld, ob Aurora immer noch nicht komme. Endlich erſchien ſie mit ihrem Eiferſüchtigen, der nach ſeiner löblichen Gewohnheit ſogleich alle Zimmer, Kabinette, Böden und Keller durchſuchte, ob ſich nicht vielleicht irgend ein Feind ſeiner Ehre hieher verſteckt habe. Die Gärtnerin, die ihn ſchon kannte, kam ihm zuvor und erzählte ihm, wie ein junges Mädchen ſie um eine Zufluchtsſtätte angegangen habe.

Zanubio, der ſonſt ſo mißtrauiſche Zanubio, hatte diesmal nicht die mindeſte Ahnung von einem Betrug, wünſchte jedoch die Unbekannte zu ſehen. Sie bat ihn um Erlaubniß, ihren Namen zu verſchweigen, da ſie dieſe Schonung ihrer Familie ſchuldig ſei, auf welche durch ihre Flucht gewiſſermaßen ein Fleck falle; dann aber erzählte ſie ihm mit ſo viel Geiſt einen ganzen Roman, daß der Capitän darüber hocherfreut war. Er fühlte, daß er dieſem liebenswürdigen Mädchen gut ſein mußte, und da er ſich mit der Hoffnung ſchmeichelte, irgend einmal Nutzen daraus ziehen zu können, ſo beſtimmte er ſie zur Geſellſchafterin ſeiner Frau.

Sobald Aurora die Unbekannte ſah, erröthete ſie und wurde unruhig, ohne zu wiſſen warum. Der Cavalier bemerkte es und ſchloß daraus, ſie müſſe ihn in der Kirche, wo er ſie geſehen hatte, ebenfalls beobachtet haben. Um nun ſeiner Sache gewiß zu werden, ſagte er zu ihr, ſobald ſie mit einander allein waren: „Sennora, ich habe einen Bruder, der mir immer viel von Euch ſagte; er hat Euch einen Augenblick in einer Kirche geſehen und von dieſem Augenblick an, der ihm beſtändig vor der Seele ſchwebt, befindet er ſich in einem Zuſtand, der Euer Mitleid gewiß verdiente.“

Bei dieſen Worten betrachtete ihn Aurora aufmerkſamer und gab ihm dann zur Antwort: „Ihr ſelbſt habt zu viel Aehnlichkeit mit dieſem Bruder, als daß ich mich länger durch Eure Liſt ſollte täuſchen laſſen. Ich ſehe wohl, daß Ihr ein verkleideter Cavalier ſeid, und erinnere mich noch recht gut des Tages, wo ſich während der Meſſe meine Mantille einen Augenblick öffnete und Ihr mich ſahet. Aus Neugierde ſah ich ebenfalls nach Euch, aber Ihr verwendetet kein Auge von mir. Als ich aus der Kirche ging, ſeid Ihr mir wahrſcheinlich nachgelaufen, um zu erfahren, wer ich ſei und wo ich wohne. Ich vermuthe dies blos, denn ich wagte es nicht, nach Euch umzuſehen; mein Mann, der mich begleitete, hätte es gewiß bemerkt und mir ein Verbrechen daraus gemacht. Am zweiten, dritten und vierten Tag ging ich wieder in dieſelbe Kirche; dort ſah ich Euch regelmäßig und merkte mir Eure Züge ſo gut, daß ich Euch trotz aller Verkleidung wieder erkenne.“

„Nun gut, Sennora,“ antwortete Don Garcias, „ſo muß ich mich alſo entlarven. Ja, ich bin ein Mann, den Eure Reize um ſeine Ruhe gebracht haben. Don Garcias Pacheco ſteht vor Euch, durch die Liebe hieher geführt.“ — „Und ohne Zweifel,“ entgegnete Aurora, „hoffet Ihr, ich werde Eure tolle Leidenſchaft gutheißen, Eure Liſt begünſtigen und das Meinige dazu beitragen, um meinen Mann in ſeinem Irrthum zu erhalten? Allein Ihr täuſchet Euch gewaltig; er ſoll ſogleich Alles erfahren. Es handelt ſich um meine Ehre und um meine Ruhe, und überdies freut es mich, eine ſo ſchöne Gelegenheit zu finden, wo ich ihm zeigen kann, daß ſeine Wachſamkeit minder ſichere Bürgſchaften gewährt, als meine Tugend, und daß ich trotz all ſeiner argwöhniſchen Eiferſucht ſchwerer zu überraſchen bin, als er.“

Kaum hatte ſie die letzten Worte geſprochen, als der Capitän erſchien und ſich in's Geſpräch miſchte mit der Frage: „Ueber was unterhaltet ihr euch, meine Holden?“ Aurora ergriff ſogleich das Wort und ſagte raſch: „Wir ſprachen eben von den jungen Herren, die ſich bei jungen Frauen, welche alte Männer haben, beliebt zu machen ſuchen, und ich ſagte, wenn je ein ſolcher Geck verwegen genug ſein ſollte, ſich in irgend einer Verkleidung in Euer Haus einzuſchleichen, ſo würde ich ſeine Frechheit ſchon zu beſtrafen wiſſen.“

„Und Ihr, Sennora,“ ſagte Zanubio gegen Don Garcias gewendet, „wie würdet Ihr in dieſem Fall mit einem jungen Cavalier umgehen?“ Don Garcias war ſo ganz aus dem Concepte gebracht, daß er nicht wußte, was er dem Capitän antworten ſollte, und dieſer hätte gewiß ſeine Verlegenheit bemerkt, wenn nicht im ſelben Augenblick ein Bedienter gemeldet hätte, ein Herr aus Madrid wünſchte ihn zu ſprechen. Er ging alſo hinaus, um zu ſehen, was er von ihm wolle.

Nun warf ſich Don Garcias Auroren zu Füßen und ſagte zu ihr: „Ach, Sennora, wie könnt Ihr Euch ein Vergnügen daraus machen, mich in Verlegenheit zu bringen? Solltet Ihr wohl grauſam genug ſein, mich der Rache eines wüthenden Gemahls preiszugeben?“ — „O nein, Pacheco,“ antwortete ſie lächelnd; „junge Frauen, die eiferſüchtige alte Männer haben, ſind nicht ſo grauſam; ſeid deßhalb ohne Sorgen: ich wollte Euch blos zum Spaß ein wenig erſchrecken, aber weiter gedenke ich's nicht zu treiben. Das iſt doch wohl nicht zu viel für meine Gefälligkeit, daß ich Euch erlauben will, hier zu bleiben.“ Bei dieſen tröſtenden Worten fiel unſerm Don Garcias ein Stein vom Herzen und er faßte Hoffnungen, welche die gütige Aurora auch nicht Lügen ſtrafte.

Eines Tages, als ſie ſich eben auf Don Pacheco's Zimmer die unzweideutigſten Beweiſe von Freundſchaft gaben, kam der Capitan dazu. Wäre er auch nicht der eiferſüchtigſte aller Sterblichen geweſen, ſo ſah er doch jetzt mehr als genug, um mit allem Grund annehmen zu können, daß ſeine ſchöne Unbekannte nichts Anderes ſei, als ein verkleideter Cavalier. Dieſer Anblick machte ihn raſend: er rannte auf ſein Zimmer, um Piſtolen zu holen, allein mittlerweile nahmen die Liebenden Reißaus, verſchloſſen ſeine Cabinetsthüre von außen, ſteckten den Schlüſſel ein und erreichten in aller Eile ein benachbartes Dorf, wo Don Garcias ſeinen

Digitized by Google

Kammerdiener mit zwei guten Pferden zurückgelaſſen hatte. Hier legie er ſeine Frauenkleider ab, nahm Aurora hinier ſich auf's Pferd und brachie ſie anf ihre Bitten in ein Kloſter, wa eine Tante von ihr Priorin war. Sodann kehrte er nach Madrid zurück und ſah dem Ausgang dieſes Abenteuers ruhig entgegen.

Indeſſen erhab Zannbio, als er ſich eingeſperrt ſah, ein lautes Geſchrel und rief ſeine Leute zu Hülfe. Endlich kam ein Bedienter, fand aber die Thüre verſchloſſen und konnte ſomit nicht öffnen. Der Capitän gab ſich alle Mühe ſie aufzubrechen; weil dies aber nicht geſchwind genug von Statten ging, ſo ſprang er in ſelner Ungeduld mit den Piſtolen in der Hand, zum Fenſter hinaus: er fiel rückiings auf den Boden und verwundete ſich dergeſialt am Kopfe, daß ee bewußtlos liegen blieb. Nun rannten ſeine Bedienten herbei und trugen ihn in einen Saal auf ein Ruhebett. Sie ſpritzten ihm Waſſer in's Geſicht und brachien ihn endlich mit vieler Mübe wieder zu ſich. Mit der Beſinnung eeneuerte ſich auch ſeine Wuth wieder. „Wo iſt meine Frau," fragte er wild, und man antworiete ihm, ſie ſei mit der fremden Dame zur kleinen Garienthüre hinaus gegangen. „Piſtolen her!" ſchrie er noch wilder und man mußte ſie ihm geben. Endlich ließ er ein Pferd ſatteln und ſprengte, ohne Rückſicht auf ſeine Wunden, davon, nahm aber einen andern Weg als das verliebte Paar. Den ganzen Tag ſteeifte er fruchtlos umher und erſt, als es Nacht wurde, kehrte er in einer Dorfſchenke ein, um Ruhe zu ſchöpſen. Hier zogen ihm ſeine Mattigleit und ſeine Wunden ein hitziges Fieber zu, an dem er beinahe geſtorben wäre.

Kurz und gut, er lag in dieſem Dorfe vierzehn Tage lang krank. Als ee wieder hergeſtellt war, kehrte er auf ſein Gut zurück, wo er ſich unablaſſig mit ſeinem Unglück beſchäftigte, bis er allmählig den Verſtand verlor. Sobald Aurorens Verwandte dies erfuhren, ließen ſie ihn nach Madrid in's Tollhaus ſchaffen. Seine Frau iſt nach im Kloſter, wo die Verwandten ſie einige Jahre laſſen wollen zur Strafe für ihre Untreue, oder wenn Ihr lieber wollt, für einen Fehliritt, den ſie ſelbſt zu verantworien haben.

„Gleich neben Zanubia — fuhr der Teufel fort — wohnt Don Blaz Deſtichado, ein ausgezeichneter Cavalier. Der Tod ſeiner Gemahlin iſt die Urſache ſeines beklagenswerthen Zuſtandes." — „Das iſt ſehe merkwürdig," ſagte Don Kleophas. „Ein Mann, den der Tod ſeiner Frau um den Verſtand bringt! Ich hätte nie geglaubt, daß man die eheliche Liebe ſa weit treiben könnte." — „Nur ſachte," unterbrach ihn Asmodi. „Nicht aus Schmerz über den Verluſt ſeiner Frau iſt Don Blaz wahnſinnig geworden, ſondern das hat ihm den Kopf verrückt, daß er, da ſie ihm keine Kinder hinterließ, ihren Verwandien 30,000 Dukaten zurückbezahlen mußte, die er in ſeinem Heirathscontract von ihr empfangen zu haben anerkannte." — „Ja, das iſt etwas Anderes," verſetzte Leandeo, „nun wundere ich mich nicht mehr. Aber ſagt mir doch, wenn ich bitten darf, wer der junge Menſch dort im anſtoßenden Kämmerchen iſt, der bald Sprünge macht wie ein Böcklein, bald wieder ſtehen bleibt und dann ein ſchallendes Gelächter aufſchlägt, ſo daß er ſich die Seiten halten muß? Das iſt einmal ein recht luſtiger Narr." — „Seine Narrheit," antwartete Asmodi, „kommt auch von übermäßiger Freude her. Er war Portier in einem vornehmen Hauſe; als ſolcher erfuhr er den Tod eines reichen Contadars, deſſen einziger Erbe er war, und aus Feeude darüber wurde er verrückt.

„Jetzt kommen wir an den großen Lümmel, der Guitarre ſpielt und mit Geſang accompagnirt. Dies iſt ein melancholiſcher Narr, ein Liebhaber, den die Strenge ſeiner Dame zur Verzweiflung gebracht hat, ſo daß man ihn einſperren mußte." — „Der arme Schelm!" ſagte der Student, „er dauert mich. Dies Unglück kann dem bravſten Mann widerfahren; wäre ich in eine grauſame Schöne verliebt, weiß Gott, es könnte mir auch ſa geben." — „Daran," antwortete der Dämon, „erkenne ich Euch als wahren Caſtilianer. Man muß im Herzen von Caſtilien geboren ſein, um ſich für fähig zu hatten, daß man ſich zum Närriſchwerden verlieben könne, wenn man das Unglück hat, nicht zu gefallen. Die Franzoſen ſind nicht ſo zärtlich, und wenn Ihr den Unterſchied zwiſchen einem Franzoſen und einem Spanier in dieſem Punkte wiſſen wollt, ſo darf ich Euch nur das Liedchen ſagen, das dieſer Narr im Augenblick ſingt; er hat es ſo eben erſt gemacht:

Ardo y lloro sin sossiego;
Llorando y ardiendo tanto
Que ni el llanto apaga el fuego,
Ni le fuego consume el llanto.

Mir brennt das Herz in Liebesglut,
  Aus meinen Augen brechen Zähren;
Nicht löſchen kann die Thränenflut
  Den Brand, und er ſie nicht verſehren.

„So drückt ſich ein Spanier aus, wenn er von ſeiner Dame mißhandelt wird; ein Franzaſe beklagte ſich wirklich in ähnlichem Falle folgendermaßen:

Die Huldin, der mein Leben ſich geweiht,
  Verſchmäht empfindungslos mein treues Lieben;
Bei meinen Seufzern, meiner Traurigkeit
  Iſt immerdar gleichgiltig ſie geblieben.
Kann wohl ein Loos wie meines grauſam ſein!
  Nun denn! erhört ſie nicht mein Flehen,
  Will auch den Tag ich nicht mehr ſehen!
Kommt, Freunde, ſcharret mich bei Payen ein.

„Dieſer Payen iſt vermuthlich ein Traiteur?" fragte Kleophas. „Ganz richtig," antwortete der Teufel. „Nun wollen wir nach zu den andern Narren gehen." — „Lieber zu den weiblichen," ſagte Don Leandeo, „ich bin äußerſt be-

Digitized by Google

gierig, ſie zu ſehen.“ — „Das kann Euch werden,“ antwortete Asmodi; „doch ſind noch zwei bis drei unglückliche Männer da, die ich Euch vorher gern zeigen möchte. Wer weiß, ob ihre Geſchichte nicht belehrend für Euch ſein kann!

„Seht einmal gleich in der nächſten Zelle nach dem Guitarrenſpieler das blaſſe, abgezehrte, zähnefletſchende Geſicht, das die eiſernen Gitter vor ſeinem Fenſter freſſen zu wollen ſcheint. Es iſt ein ehrlicher Mann, aber unter einem ſo unglücklichen Geſtirne geboren, daß er mit allen möglichen Vorzügen und troß zwanzigjähriger Bemühung ſich keinen ſichern Biſſen Brod erarbeiten konnte. Er kam von Sinnen, als er einen ſehr unbedeutenden Menſchen aus ſeiner Bekanntſchaft, der nichts als ein wenig rechnen konnte, ſich an einem Tage auf die Höhe des Glücksrads emporſchwingen ſah.

„Sein Nachbar, ein alter Secretär, iſt übergeſchnappt, weil er den Undank eines Herrn vom Hof, dem er ſechzig Jahre gedient, nicht ertragen konnte. Der Eifer und die Treue dieſes Dieners verdient wirklich alles Lob; er forderte nie etwas und es war ihm genug, ſeine Dienſte und ſeinen Fleiß ſprechen zu laſſen. Nur Schade, daß ſein Herr nicht der macedoniſche König Archelaus war, der abſchlug, wenn man bat, und gab, wenn man nicht bat; er ſtarb ohne ihn zu belohnen und hinterließ ihm kaum ſoviel, daß er den Reſt ſeines Lebens im tiefſten Elend und unter den Narren zubringen kann.

„Jetzt will ich Euch nur noch auf Einen aufmerkſam machen, denjenigen dort, der die Ellenbogen auf ſein Fenſter geſtüßt hat und in tiefes Nachdenken verſenkt zu ſein ſcheint. Ihr erblickt in ihm einen Sennor Hidalgo von Taſalla, einer kleinen Stadt in Navarra. Er kam nach Madrid, wo er ſein Vermögen wirklich ſehr gut angewendet hat. Er hatte nämlich die Wuth, alle Schöngeiſter kennen lernen und bewirthen zu wollen. Täglich waren bei ihm Schmauſereien und wiewohl die Autoren ein undankbares Geſchlecht ohne alle Lebensart ſind und ſich fortwährend über ihren Gaſtgeber luſtig machten, ſo ruhte er doch nicht eher, als bis er ſeine kleine Habe mit ihnen verjubelt hatte.“ — „Wahrſcheinlich,“ ſagte Zambullo, „iſt er dann aus Aerger närriſch geworden, weil er ſich auf eine ſo alberne Art ruinirt hat?“ — „Ganz im Gegentheil,“ antwortete Asmodi: „er wurde es deßwegen, weil er ſich außer Stand ſah, dies Leben fortzuſetzen.

„Jetzt zu den Damen!“ — „Wie?“ rief der Student, „ich ſehe ja bloß ſieben bis acht, es gibt alſo weit weniger als ich gedacht hätte.“ — „Die Närrinnen ſind nicht alle hier,“ antwortete der Dämon lächelnd. „Wenn Ihr es wünſchet, will ich Euch ſogleich in ein anderes Viertel der Stadt bringen, wo ein großes Haus ganz voll von ihnen iſt.“ — „Dies iſt nicht richtig,“ antwortete Kleophas; „ich begnüge mich mit dieſen hier.“ — „Ihr habt Recht,“ verſetzte der Dämon; „es ſind faſt lauter Damen von Stande, wie Ihr ſchon aus ihrer feinen Wäſche ſehen könnt. Ich will Euch nun erklären, wie und warum ſie närriſch wurden.

„In der erſten Zelle wohnt die Frau eines Corregidors; ſie wurde aus Aerger närriſch, weil eine Dame vom Hof ſie ein Bürgersweib nannte. In der zweiten befindet ſich die Gemahlin des Generalſchatzmeiſters des Raths von Indien: ſie wurde närriſch, weil ſie in einer engen Gaſſe ihren Wagen zurückſchieben laſſen mußte, damit die Herzogin von Medina-Celi vorbeifahren konnte. In der dritten hauſt eine junge Wittwe aus einer Kaufmannsfamilie, die ihren Verſtand verloren hat, weil es ihr mit einem großen Herrn, den ſie zum Mann zu bekommen hoffte, fehlſchlug. In der vierten eine vornehme Dame, Namens Donna Beatrix, deren Unglück ich ausführlich erzählen muß.

Dieſe Dame hatte eine Freundin, Donna Mencia mit Namen, mit der ſie tagtäglich zuſammenkam. Ein hübſcher und galanter Ritter aus dem St. Jago-Orden machte Bekanntſchaft mit ihnen, und bald wurden aus Freundinnen Nebenbuhlerinnen; ſie kämpften lange um den Beſitz ſeines Herzens, das indeſſen mehr für Donna Mencia fühlte, ſo daß dieſe endlich ſeine Gemahlin wurde.

Donna Beatrix, welche die Zauberkraft ihrer Reize gar hoch anſchlug, ärgerte ſich gewaltig, daß ſie den Kürzern gezogen. Als gute Spanierin nährte ſie im Innerſten ihres Herzens bereits große Begierde nach Rache, als ſie von Don Jacinta de Romarata, ebenfalls einem Liebhaber von Donna Mencia, ein Billet erhielt, worin er ihr ſchrieb, die Heirath ſeiner Geliebten ſei ihm nicht weniger empfindlich als ihr, und er habe im Sinne, ſich mit dem Ritter, der ſie ihm entriſſen, zu ſchlagen.

Dieſer Brief war ihr ſehr willkommen, denn ſie verlangte den Tod des Sünders und hatte keinen ſehnlicheren Wunſch, als daß Don Jacinto ſeinen Nebenbuhler erlegen möchte. Während ſie nun voll Ungeduld dieſer chriſtlichen Genugthuung entgegen ſah, geſchah es zufällig, daß ihr Bruder mit eben dieſem Jacinto in Streit gerieth und im Duell zwei Stiche von ihm bekam, an denen er auch ſtarb. Donna Beatrix wäre nun verpflichtet geweſen, den Mörder ihres Bruders gerichtlich zu verfolgen; ſie that es aber nicht, um Don Jacinto Zeit zu laſſen, den St. Jago-Ritter anzugreifen. Ein deutlicher Beweis, daß den Damen nichts ſo heilig und theuer iſt, als wobei ihre Schönheit in’s Spiel kommt! Eben ſo handelte Pallas, als Ajax die Kaſſandra ſchändete; die Göttin beſtrafte den ruchloſen Griechen, der ihr Heiligthum entweiht hatte, nicht auf der Stelle; er mußte ſie zuvor wegen des Richterſpruches des Paris rächen helfen. Aber ach! Donna Beatrix war nicht ſo glücklich, als Minerva, und ſollte die Süßigkeit der Rache nicht koſten. Romarata fiel im Kampfe mit dem Ritter, und der Verdruß darüber hat die ſchöne Dame um ihren Verſtand gebracht.

„Die beiden folgenden Närrinnen ſind: die eine die Großmutter eines Advokaten, die andere eine alte Marqui-

Digitized by Google

ſin. Die erſte machte durch ihre wunderlichen Launen ihrem Enkel das Leben ſo ſauer, daß er ſie endlich mit guter Manier hier untergebracht hat. Letztere war von jeher die Anbeterin ihrer eigenen Schönheit. Statt dem Alter mit Ergebung und Gelaſſenheit entgegen zu ſchauen, weinte ſie unaufhörlich, als ſie ihre Reize verblühen ſah, und endlich einmal, als ſie ſich in einem treuen Spiegel betrachtete, ſchnappte ſie über."

„Dies iſt vielleicht noch ein Glück für ſie," ſagte Don Leandro; „in ihrer Verſtandeszerrüttung merkte ſie wohl nicht, welche Verwüſtungen die Zeit an ihr angerichtet hat?" „Ganz richtig," antwortete der Teufel; „ſie ſieht nicht die mindeſte Spur von Alter auf ihrem Geſichte, ſondern hält im Gegentheil ihren Teint für eine Miſchung von Lilien und Roſen. In ihrer Nähe ſind nichts als Grazien und Liebesgötter, mit Einem Wort, ſie ſei die leibhaftige Göttin Venus." — „Iſt ſie alſo," fragte der Muſenſohn, „nicht glücklicher in ihrer Narrheit, als wenn ſie ihren wahren Zuſtand wüßte?" — „Zuverläſſig," antwortete Asmodi. „Nun haben wir nur noch eine einzige Dame zu beobachten; ſie wohnt in der letzten Zelle und iſt nach drei höchſt unruhigen Tagen und Nächten ſo eben endlich eingeſchlafen. Ihr Name iſt Donna Emerenciana. „Ich finde ſie ſehr ſchön," antwortete Zambullo. „Ei wie ſchade, daß eine ſo hübſche Frau wahnſinnig ſein muß! Durch welches Unglück iſt ſie es geworden?" — „Hört mir aufmerkſam zu," antwortete Asmodi, „es iſt eine traurige Geſchichte.

Still und heiter lebte Donna Emerenciana, die einzige Tochter des Don Wilhelm Stephani, im Hauſe ihres Vaters zu Siguenza, als Don Kimen de Lizana durch ſeine Bemühungen, ihr zu gefallen, ihre Ruhe ſtörte. Sie nahm die Huldigungen des Ritters nicht nur huldvoll auf, ſondern war auch ſchwach genug, zu den liſtigen Erfindungen die Hand zu bieten, auf welche er verfiel, um mit ihr reden zu können. Bald ſchwuren ſie einander ewige Treue.

An Geburt waren die beiden Liebenden ſich gleich, nur daß das Fräulein für eine der beſten Partien in ganz Spanien gelten konnte, während Don Kimen ein jüngerer Sohn war. Noch ein anderes Hinderniß ſtand ihrer Vereinigung entgegen. Don Wilhelm haßte die ganze Familie Lizana und ließ es nur zu deutlich merken, ſobald die Rede auf ſie fiel. Insbeſondere ſchien er gegen Don Kimen noch mehr Widerwillen zu haben, als gegen ſeine übrige Familie. Emerenciana grämte ſich ſehr über dieſe feindſelige Stimmung, die ihr für ihre Liebe nichts Gutes zu weiſſagen ſchien; gleichwohl überließ ſie ſich auf gut Glück dem ſüßen Triebe ihres Herzens und hielt nach wie vor geheime Zuſammenkünfte mit ihrem Lizana, den eine Zoſe von Zeit zu Zeit nächtlicher Weile in's Haus ließ.

In einer dieſer Nächte geſchah es, daß Don Wilhelm zufällig noch wachte, als der Liebhaber ſeiner Tochter in's Haus ſchlich. Er glaubte, in ihrem Zimmer, das nicht weit von dem ſeinigen war, ein Geräuſch zu hören, und mehr bedurfte es nicht, um einen ſo argwöhniſchen Vater in Unruhe zu verſetzen. Zwar hatte Emerenciana Alles ſo geſchickt eingeleitet, daß er keine Ahnung von ihrem Einverſtändniſſe mit Don Kimen haben konnte, doch war es ihr nicht möglich geweſen, ſeinen Argwohn ganz einzuſchläfern. Er ſtand leiſe auf, öffnete ein Fenſter nach der Straße zu und hatte die Geduld, ſo lange hier zu warten, bis er Lizana, den er beim Mondſchein erkannte, an einer ſeidenen Strickleiter vom Balkon hinabklettern ſah.

Welch ein Anblick für Stephani, den rachgierigſten und blutdürſtigſten aller Sizilianer! Indeß bemeiſterte er ſeinen Zorn, um nicht durch voreiliges Lärmſchlagen das vornehmſte Opfer ſeiner Rache zu verlieren. Er that ſich Gewalt an und wartete, bis ſeine Tochter aufgeſtanden war. Dann ging er zu ihr, und als ſie allein waren, zog er ſeinen Dolch und redete ſie mit wuthfunkelnden Augen alſo an: „Unglückſelige, die du dich trotz deiner edlen Herkunft nicht entblödeſt, ein ehrloſes Leben zu führen, mache dich gefaßt, gerechte Strafe dafür zu leiden. Sieh, mit dieſem Dolche nehme ich dir das Leben, wenn du nicht die Wahrheit geſtehſt. Sag', wer iſt der Verwegene, der heute Nacht in mein Haus kam, es zu entehren?"

Emerènciana erſchrak dermaßen über dieſe Drohungen und war ſo beſtürzt, daß ſie kein Wort vorbringen konnte. „Elende," fuhr der Vater fort, „dein Schweigen und deine Beſtürzung ſind mir nur zu deutliche Beweiſe für dein Verbrechen. Unwürdige Tochter, meinſt du, ich wiſſe von Allem nichts? Ich habe den Verwegenen heute Nacht geſehen, ich habe Don Kimen erkannt; es war dir nicht genug, einen Mann bei Nacht in dein Zimmer zu laſſen: dieſer Mann mußte auch noch mein bitterſter Feind ſein. Doch ich will wiſſen, wie weit er es getrieben hat: ſprich ohne Hehl: nur durch Aufrichtigkeit kannſt du dem Tode entgehen."

Der armen Emerenciana leuchtete in dieſen letzten Worten ein Strahl von Hoffnung; ſie faßte ſich ein wenig und antwortete ihrem Vater alſo: „Sennor, ich habe mich nicht erwehren können, Lizana anzuhören, aber der Himmel ſei Zeuge von der Reinheit ſeiner Abſichten. Da er weiß, daß Ihr ſeine Familie haſſet, ſo hat er es noch nicht gewagt, um Eure Einwilligung zu bitten. Nur, um uns über die Mittel, wie dieſe zu erhalten ſein möchte, berathen zu können, habe ich ihm bisweilen erlaubt hierher zu kommen." — „Und wer trägt eure Briefe hin und her?" fragte Stephani. „Einer Eurer Pagen," antwortete ſeine Tochter. „Mehr verlange ich nicht zu wiſſen, erwiderte der Vater; „jetzt handelt es ſich nur noch darum, den Plan, den ich mir entworfen habe, auszuführen." Sofort zwang er ſie, fortwährend den Dolch in der Hand, ihrem Geliebten folgendes Billet zu ſchreiben, das er ihr diktirte:

„Theuerſter Gemahl, einzige Freude meines Lebens, ich melde Euch, daß mein Vater ſoeben auf ſein Gut abgereiſt iſt und erſt morgen zurückkommen wird. Benutzet

dieſe Gelegenheit; ich ſchmeichle mir, daß Ihr der Nacht mit gleicher Ungeduld entgegenſehen werdet, wie ich."

Nachdem Emerenciana dieſes verrätheriſche Billet geſchrieben und verſiegelt hatte, ſagte Don Wilhelm weiter zu ihr: „Jetzt laß den Pagen kommen, der ſein Aemtchen ſo gut verſteht, und befiehl ihm, dieſes Schreiben an Don Kimen zu überreichen. Hoff' indeß nicht, mich zu hintergehen. Ich werde mich hier in deinem Zimmer verſtecken, aber ſo, daß ich dich beobachten kann, wenn du es ihm befiehlſt. Sagſt du ihm nur ein Wörtchen oder giebſt du ihm den kleinſten Wink, der ihm die Botſchaft verdächtig machen könnte, ſieh, dieſen Dolch ſtoße ich dir ſogleich in's Herz." Emerenciana kannte ihren Vater zu gut, als daß ſie ihm Gehorſam hätte verſagen können. Sie gab alſo dem Pagen das Billet wie gewöhnlich.

Stephani ſteckte nun ſeinen Dolch wieder ein, ging aber den ganzen Tag ſeiner Tochter nicht von der Seite, ließ ſie mit keiner Seele reden und machte es ihr auf dieſe Art unmöglich, den armen Lizana vor der Schlinge zu warnen, die ihm gelegt wurde. Der junge Mann ſtellte ſich pünktlich zum Rendezvous ein. Kaum aber war er im Hauſe ſeiner Geliebten, als er ſich auf einmal von drei kräftigen Burſchen angepakt fühlte. Sie entwaffneten ihn, ohne daß er ſich ihrer erwehren konnte, ſtopften ihm ein Tuch in den Mund, verbanden ihm die Augen und knebelten ihm die Hände auf den Rücken. In dieſem Zuſtand ſchleppten ſie ihn in eine ſchon dazu beſtellte Kutſche, ſtiegen zur Sicherheit alle Drei ſelbſt mit hinein und brachten ihn auf Stephani's Landhaus zu Miedes, einem Dorfe vier kleine Meilen von Siguenza. Bald darauf folgte in einem andern Wagen Don Wilhelm mit ſeiner Tochter, zwei Kammermädchen und einer mürriſchen Duenna nach, die er am ſelben Nachmittage in ſeine Dienſte genommen hatte. Auch ſeine übrigen Leute nahm er alle mit, bis auf einen alten Bedienten, der von Lizana's Wegſchleppung nichts wußte.

Sie kamen Alle vor Tagesanbruch nach Miedes. Hier war Stephani's erſtes Geſchäft, den armen Don Kimen in einen gewölbten Keller einſperren zu laſſen, der nur durch eine ganz ſchmale Oeffnung ein ſpärliches Licht erhielt. Hierauf befahl er ſeinem vertrauten Bedienten Julio, dem Gefangenen keine andere Nahrung zu geben, als Waſſer und Brod, und zur Lagerſtätte eine Schütte Stroh. So oft er ihm ſeine Nahrung bringe, ſolle er jedesmal zu ihm ſagen: „Siehſt du, niederträchtiger Verführer, ſo thut Don Stephani denjenigen, die frech genug ſind, ihn zu beſchimpfen." Nicht minder hart behandelte der grauſame Sizilianer ſeine Tochter. Er ſperrte ſie in eine Kammer, die keine Ausſicht in's Freie hatte, nahm ihr ihre Kammermädchen und gab ihr als Kerkermeiſterin die neue Duenna, die ihres Gleichen nicht hatte, wenn es darauf ankam, arme Mädchen zu quälen.

So verfuhr er alſo mit den beiden Liebenden; allein es ſollte dabei ſein Bewenden nicht haben. Er hatte Don Kimens Tod beſchloſſen, wollte ſich aber zugleich vor aller Strafe ſichern und dies ſchien ihm keine leichte Aufgabe zu ſein. Da er den Cavalier durch ſeine Bedienten hatte fortſchleppen laſſen, ſo konnte er ſich nicht ſchmeicheln, daß eine That, die ſo viele Mitwiſſer hatte, lange ein Geheimniß bleiben würde. Mit den Gerichten wollte er auch nichts zu ſchaffen haben, und was ſollte er alſo thun? Er nahm ſeine Maßregeln als hartgeſottener Böſewicht. Er ließ alle ſeine Mitſchuldigen in einem von dem Schloſſe abgeſonderten Hauſe zuſammenkommen, erklärte ihnen ſeine ungemeine Zufriedenheit mit ihrem Eifer und ſagte zugleich, zum Beweis ſeiner Erkenntlichkeit wolle er ihnen ein gutes Mahl veranſtalten und jedem eine anſehnliche Summe Geldes ſchenken. Sie mußten ſich nun an eine Tafel ſetzen und während ſie im beſten Schmauſen waren, vergiftete ſie Julio auf ſeinen Befehl; hierauf legten Herr und Diener mit einander Feuer im Hauſe an und ehe noch die Bauern zu Hülfe kommen konnten, ermordeten ſie Emerenciana's beide Kammermädchen ſammt dem ſchon erwähnten kleinen Pagen, deren Leichname ſie hierauf unter die übrigen warfen. Bald wurde das ganze Haus von den Flammen ergriffen und trotz aller Bemühungen der Bauern in einen Aſchenhaufen verwandelt. Ihr hättet ſehen ſollen, wie verzweiflungsvoll ſich der Sizilianer geberdete; er ſchien ganz untröſtlich über den Tod ſeiner Bedienten.

Als er ſich nun auf dieſe Art der Verſchwiegenheit Aller, die ihn verrathen konnten, verſichert hatte, ſagte er ſeinem Vertrauten: „Jetzt bin ich ruhig, lieber Julio; ich kann den verfluchten Don Kimen umbringen, wann es mir gefällt; ehe ich ihn aber meiner Ehre opfere, will ich zuvor noch die Wonne haben, ihn leiden zu ſehen. Das Elend und das Grauenvolle langer Gefangenſchaft werden für ihn peinigender ſein als der Tod." In der That weinte auch Lizana unaufhörlich über ſein Unglück, und da er auf keine Erlöſung hoffen konnte, ſo wünſchte er nur, durch ein baldiges Ende von ſeinen Leiden befreit zu werden.

Stephani ſeinerſeits hoffte nach dieſer That vergebens, ſeine Seelenruhe wieder erlangen zu können. Nach drei Tagen quälte ihn eine neue Angſt: er fürchtete nämlich, Julio möchte, wenn er dem Gefangenen ſein Eſſen bringe, ſich durch Verſprechungen gewinnen laſſen; deshalb beſchloß er den Tod des Einen zu beſchleunigen und ſodann den Andern mit dem Piſtole zuſammen zu ſchießen. Auf der andern Seite war auch Julio nicht ohne Mißtrauen. Er dachte, ſein Herr könnte nach Lizana's Ermordung wohl auf den Gedanken kommen, auch ihn ſeiner Sicherheit aufzuopfern, und nahm ſich daher vor, des Nachts einmal zu entwiſchen und Alles, was ſich leicht fortſchaffen ließe, mitzunehmen.

Solche Plänchen ſchmiedeten die beiden Ehrenmänner ganz im Stillen für ſich, als ſie eines Tags hundert Schritte vom Schloſſe auf einmal von fünfzehn bis zwanzig Häſchern der heiligen Hermandad überraſcht und mit dem Rufe: „I-

Digitized by Google

Namen des Känigs!“ umzingelt wurden. Bei dieſem Anblick erblaßte Don Wilhelm und entſetzte ſich; doch faßte er ſich bald wieder und fragte den Anführer der Häſcher, wen er ſuche? „Niemand anders, als Euch ſelbſt,“ antwortete der Häſcher; „es liegt die Klage gegen Euch var, Ihr dabet den Dan Kimen de Lizana fortſchleppen laſſen. Ich habe nun Befehl, genaue Nachſuchung in Euerm Schloſſe anſtellen und mich ſagar Eurer Perſon zu verſichern.“ Stephani, der ſein Verderben vor Augen ſah, wurde wüthend, zag zwei Piſtolen aus der Taſche und erklärte, er werde nicht zugeben, daß man ihm ſein Haus durchſuche, ſondern im Gegentheil den Anführer über den Haufen ſchießen, wenn er ſich nicht alsbald mit ſeiner Schaar zurückziehe. Der Anführer der heiligen Beuderſchaft verachtete dieſe Drohung und ging auf den Sizilianer zu, der ein Piſtol nach ihm abfeuerte und ihn im Geſicht verwundete. Dies kam jedach dem Veewegenen theuer zu ſtehen, denn zwei oder drei Häſchee gaben, um iheen Hauptmann zu rächen, ſogleich Feuer auf ihn, ſa daß er todt zu Boden ſtürzte. Julio ließ ſich ohne Widerſtand gefangen nehmen; man brauchte ihn nicht lange zu fragen, ob Dan Kimen im Schloß ſei, er geſtand Alles, ſchob jedoch, als er ſeinen Herrn todt ſah, die ganze Schuld auf ihn.

Endlich führte er den Befehlshaber ſammt ſeinen Häſchern in den Keller, wo ſie den aemen Lizana, gefeſſelt und geknebelt, auf Stroh liegen ſahen. Der Unglückliche, der in beſtändiger Todesangſt ſchwebte, glaubte nicht anders, als daß dieſe viele Bewaffneten kommen, um ihn zu tödten. Welch angenehme Ueberraſchung daher, als er erfuhr, daß die vermeintlichen Henker ihn befreien wollten! Als ſie ihn losgebunden und aus dem Kerker geführt hatten, dankte er ihnen für ſeine Befreiung und fragte ſie, wie ſie ſeine Gefangenſchaft im Schloſſe erfahren hätten. „Das will ich Euch mit wenigen Worten erzählen,“ ſagte der Kommandant.

„In der Nacht, als Ihr fortgeſchleppt wurdet, war einer van Euren Räubern, der ein paar Schritte von Don Wilhelms Hauſe eine Liebſchaft hatte, unvorſichtig genug, ihr beim Abſchied Stephani's Vorhaben zu entdecken. Das Mädchen behielt dieſe Sache zwei oder drei Tage für ſich; als ſich aber in Siguenza das Gerücht von dem Brande in Miedes verbreitete und es Jedermann ſehr ſeltſam varkam, daß ſämmtliche Bediente des Sizilianers bei dieſem Unglück umgekommen ſein ſollen, ſo kam ſie auf den Gedanken, dieſe Feuersbrunſt könnte wohl ein Werk Stephani's ſein. Um nun ihren Geliebten zu rächen, ging ſie zu Don Felix, Euerm Herrn Vater, und erzählte ihm Alles, was ſie wußte. Don Felix erſchrack gewaltig übee die Nachricht, daß Ihr in der Gewalt eines Mannes ſeiet, der zu Allem fähig war. Er führte das Mädchen zum Corregidor, der nach einem kurzen Verhör ſich dahin ausſprach, Stephani werde Euch lange und grauſame Martern erſtehen laſſen, und ohne Zweifel ſei er auch der teufliſche Urheber der Feuersbrunſt. Um nun der Sache auf den Grund zu kommen, ſchickte er mir heute früh nach Retortilla, wo ich ſtationiet bin, Befehl, zu Pferde zu ſteigen, mich mit meiner Brigade auf das Schloß zu verfügen, Euch aufzuſuchen, und Don Wilhelm todt aber lebendig zurück zu bringen. In Anſehung Eurer habe ich meinen Auftrag glücklich vallzagen, aber ſehr leid thut es mir, daß ich den Böſewicht nicht lebendig nach Siguenza liefern kann. Er hat uns durch ſeinen Widerſtand genöthigt, ihn zu tödten.

„Jetzt ader, Sennor Caballeeo,“ fuhr der Alguazil fort, „will ich über Alles, was hier vorgegangen iſt, ein Protokoll aufſetzen; dann wollen wie ſchnell abreiſen, denn Ihr ſehnet Euch ohne Zweifel ſehr darnach, Eure Familie aus ihrer Unruhe zu reißen?“

„Nur noch eine kleine Geduld,“ rief Julio, „ich kann Euch gar viel ſagen, was auch in Euer Protokall paſſen wird: es giebt nach einen Gefangenen zu befreien: Donna Emeeenciana iſt in eine dunkle Kammer eingeſperrt, wo eine unbarmherzige Duenna ihr unaufhörlich mit kränkenden Worten das Leben verbittert und keinen Augenblick Ruhe läßt.“

„Gerechter Gott!“ rief Lizana, „dem grauſamen Stephani wae es alſo nicht genug, mich allein ſeine Unmenſchlichkeit fühlen zu laſſen. Geſchwind, geſchwind! laßt uns die Unglückliche van dee Tyrannei iheer Aufſeherin befreien.“

Hierauf führte Julia den Alguazil und Don Kimen nebſt fünf bis ſechs Häſchern nach der Kammer, wo Don Wilhelms Tochter eingekerkert war. Sie pochten an die Thüre, die Duenna öffnete. Ihr könnt Euch denken, welch ein Entzücken ſich Lizana van dem Wiederſehen ſeiner Geliebten verſprach, woran er bereits verzweifelt hatte. Er faßte jetzt neue Hoffnungen, ja er glaubte zuverläſſig an ſein Glück, da die einzige Perſon, die Einſprache thun konnte, nicht mehr lebte. Kaum erblickte er ſeine Emerenciana, als er ſich zu ihren Füßen ſtürzte: allein wer vermöchte ſeinen Schmerz zu beſchreiben, als er ſtatt einer Geliebten, die ſein Entzücken theilen ſollte, eine Wahnſinnige fand! Die Duenna hatte ſie ſo lange gequält, bis ſie von Sinnen gekommen wae. Sie war lange in düſteres Nachdenken verſunken, dann aber kam ſie auf einmal auf den Wahn, als wäre ſie die ſchäne Angelika, die in der Feſtung Albaraka von den Taktaren belagert wurde, und betrachtete alle die Männer, die in ihr Zimmer kamen, als Palatine, die zu ihrer Unterſtützung erſchienen ſeien. Den Anführer der heiligen Brüderſchaft hielt ſie für Roland, Lizana für Brandimar, Julio füe Hubert mit dem Löwen, die Häſcher aber waren Antiſaet, Clarion, Adrian und die beiden Söhne Oliviers. Sie empfing ſie mit vieler Höflichkeit und ſagte zu ihnen: „Ihr tapfern Ritter, jetzt fürchte ich Niemand mehr, weder den Kaiſer Agrigant, noch die Königin Marphiſa. Eine Tapferkeit vermag mich var allen Kriegern des Erdkreiſes zu ſchützen.“

Bei dieſer ſeltſamen Anrede konnten ſich die Häſcher und ihr Anführer des Lachens nicht enthalten. Ganz anders war es Don Kimen zu Muthe: er war tief gebeugt, die Geliebte ſeines Herzens in dieſem elenden Zuſtande zu ſehen, und es fehlte nicht viel, ſo wäre er auch wahnſinnig geworden. Dennoch gab er die Hoffnung nicht auf, daß ſie wieder zu ſich kommen könnte, und ſagte in zärtlichem Tone zu ihr: „Meine theuerſte Emerenciana, erkennt Ihr denn Euern Lizana nicht mehr? Unſere Leiden ſind jetzt zu Ende; der Himmel will zwei Herzen, die er für einander geſchaffen hat, nicht länger trennen, und Euer grauſamer Vater, der uns ſo ſehr quälte, kann uns nicht mehr im Wege ſtehen."

Darauf antwortete die Tochter des Königs Galafeon abermals mit einer Anrede an die tapfern Vertheidiger der Burg Albaraka, welche jetzt doch nicht mehr darüber lachten. Selbſt der Anführer der Häſcher, ſonſt ein ſehr harthäutiger Kamerad, fühlte ein menſchliches Rühren und ſagte zu Don Kimen, der in dumpfen Schmerz verſunken daſtand: „Sennor Caballero, gebt nicht alle Hoffnung auf, das Fräulein kann vielleicht noch gerettet werden. Es gibt geſchickte Aerzte in Siguenza. Doch wollen wir uns nicht länger hier aufhalten. Ihr, Hubert mit dem Löwen," fügte er gegen Julio hinzu, „wißt, wo die Ställe dieſer Burg ſind; führt Antifort und die beiden Söhne Oliviers dahin, ſucht die beſten Pferde aus und ſpannt ſie an den Wagen der Prinzeſſin. Ich will indeß mein Protokoll aufſetzen."

So ſprechend zog er ſein Schreibzeug und Papier aus der Taſche, und als er fertig war, bot er Angelika die Hand, um ſie in den Hof hinab zu führen, wo ſie in Folge des Dienſteifers der Paladine einen mit vier Mauleſeln beſpannten Wagen bereit fand. Er ſtieg mit dem Fräulein und Don Kimen hinein und ließ auch die Duenna mitfahren, da er glaubte, der Corregidor werde ſie gerne verhören wollen. Julio wurde in Ketten geſchlagen und nebſt dem Leichnam des Don Stephani in einem andern Wagen fortgeſchafft. Die Häſcher ſetzten ſich nun wieder zu Pferde und ſo ging der Zug fort nach Siguenza.

Unterwegs ſagte Stephani's Tochter noch mancherlei Albernheiten, die für ihren Liebhaber eben ſo viele Dolchſtiche waren. Er konnte die Duenna nicht ohne Zorn anſehen. „Ihr, grauſames Weib," ſagte er oft, „Ihr ſeid an Allem Schuld. Ihr habt durch Eure Verfolgungen die arme Emerenciana auf's Aeußerſte getrieben und um ihren Verſtand gebracht." Die Alte rechtfertigte ſich mit heuchleriſchen Thränen und ſchob Alles auf den Verſtorbenen. „Don Wilhelm," ſagte ſie, „hat ganz allein dieſen Jammer angerichtet: er war gar zu hart und erſchreckte das arme Mädchen jeden Augenblick ſo ſehr mit Drohungen, daß ſie endlich wahnſinnig werden mußte."

Als ſie nach Siguenza kamen, ging der Häſcher zum Corregidor, um ihm Bericht abzuſtatten. Dieſer verhörte ſogleich Julio und die Duenna und ſchickte darauf Beide in das Stadtgefängniß, wo ſie noch ſind. Auch Lizana wurde vernommen, verabſchiedete ſich aber bald, um zu ſeinem tiefgebeugten Vater zurückzukehren und ihm nach langer Betrübniß die Freude des Wiederſehens zu bereiten. Die unglückliche Emerenciana ließ der Corregidor nach Madrid bringen, wo ſie einen Oheim von mütterlicher Seite hat. Dieſer vortreffliche Vetter, der keinen ſehnlichern Wunſch hatte, als das Vermögen ſeiner Nichte verwalten zu dürfen, wurde zu ihrem Vormund ernannt. Da er ſich ehrenhalber den Anſchein geben mußte, als läge ihm Alles an ihrer Wiederherſtellung, ſo wandte er ſich an die berühmteſten Aerzte und hatte auch keine Urſache, dies zu bereuen; ſie verſchwendeten ihr Latein umſonſt und erklärten dann die Krankheit als unheilbar. Auf ihren Ausſpruch hin hat nun der Vormund ſeine Pflegbefohlene hier einſperren laſſen, wo ſie allem Anſchein nach den Reſt ihrer Tage verbleiben wird."

„Gerechter Gott!" rief Don Kleophas, „das iſt wirklich ſehr traurig. Donna Emerenciana hätte ein beſſeres Loos verdient. Und was iſt denn aus Don Kimen geworden? Ich bin ſehr neugierig, was er angefangen hat." — „Das Vernünftigſte, was hier zu thun war," antwortete Asmodi; „als er ſah, daß ſich an der Sache nichts mehr ändern ließe, iſt er nach Neuſpanien geſegelt. Er hofft ſich durch Reiſen zu zerſtreuen und nach und nach eine Dame zu vergeſſen, an die er aus Liebe zu ſeiner Vernunft und Ruhe nicht mehr denken darf.... Doch," fuhr der Dämon fort, „ich habe Euch jetzt genug eingeſperrte Narren gezeigt, bald ſollt Ihr auch ſolche zu ſehen bekommen, welche eingeſperrt zu werden verdienten."

Lehre der Nahrungsmittel.

Von Dr. Jac. Moleſchott.

Das Brod und die Kuchen.

Alle Getraidearten, von Reis und Mais, dem Hafer und der Gerſte bis zum Roggen und Waizen, enthalten in ihren Saamen ein Gemenge von vielen ungelöſten Pflanzeneiweiß mit wenig Pflanzenleim. Die letztere Verbindung, wie das Pflanzeneiweiß zu den eiweißartigen Körpern gehörig, iſt ein klebriger Stoff, der ſeine Eigenſchaft dem ganzen Gemenge mittheilt. Daher für dieſes der Name Kleber. Zum Kleber, den man anfangs fälſchlich für einen einfachen Stoff hielt, geſellt ſich in den meiſten Getraideſaamen eine geringe Menge von löslichem Pflanzeneiweiß.

Auch die Fettbildner ſind reichlich in dem Getraidemehl vertreten. Denn alle Getraideſaamen enthalten eine ſo be-

Digitized by Google

deutende Menge Stärkmehl, daß dieſes die Menge der eiweißartigen Körper bei weitem übertrifft. Neben dem Stärkmehl iſt immer etwas Stärkegummi vorhanden, und früher ſchrieb man den Getraideſaamen auch Zucker zu. Neuere Unterſuchungen haben jedoch gelehrt, daß dieſe Angabe wenigſtens für das Waizenmehl im friſchen Zuſtande irrig iſt.

Eine geringe Menge fertig gebildeten Fetts begleitet die Fettbildner.

Und endlich ſind alle anorganiſchen Beſtandtheile des menſchlichen Körpers in den Getraideſaamen vorhanden: Natron und Kali, Bittererde und Kalk, Eiſen und Chlor, Fluor, Phosphorſäure und Schwefelſäure. Phosphorſaure Alkalien und Erden herrſchen unter den Salzen vor, unter den Erden die Bittererde.

Viel größer als man es nach der natürlichen Verwandtſchaft ihrer Mutterpflanzen erwarten ſollte, die alle zu den Gräſern gehören, iſt die Verſchiedenheit in der Zuſammenſetzung der Getraideſaamen.

Kleber und Stärkmehl ſind die vorzüglichſten Stoffe, deren Gehalt in dem Getraide wechſelt. Im Allgemeinen ſtehen Kleber und Stärkmehl zu einander in umgekehrtem Verhältniſſe. So iſt der Waizen am reichſten an Kleber und am ärmſten an Stärkmehl, und während im Roggen ein mittlerer Klebergehalt einen mittleren Stärkmehlgehalt begleitet, findet ſich die reichlichſte Menge des Stärkmehls neben der geringſten Menge des Klebers in Reis und Gerſte, in Hafer und Wälſchkorn.

Kali herrſcht in den Getraideſaamen bedeutend über Natron vor. So lehren es die neueſten Unterſuchungen für Waizen und Gerſte, für Hafer und Reis.

Durch einen beträchtlichen Fettgehalt iſt endlich das Wälſchkorn ausgezeichnet.

In der äußerſten Zellenſchichte des Eiweißkörpers der Getraideſaamen iſt viel mehr Kleber und Fett enthalten als im Inneren deſſelben. Daher haben geſchälter Reis und geperlte Gerſte einen großen Theil ihrer Nahrhaftigkeit eingebüßt, und Kleienbrod iſt viel nahrhafter als Brod von gebeuteltem Mehl. Leider aber iſt Kleienbrod durch den Gehalt an hartem Zellſtoff ſchwerer verdaulich und für ſchwache Verdauungswerkzeuge ein nachtheiliger Reiz, der Durchfall erzeugen kann. Deshalb darf das ungebeutelte Mehl keineswegs allgemein an die Stelle des gebeutelten treten.

Wenn man bedenkt, daß Viehzucht und Ackerbau zu den älteſten Künſten des Menſchen gehören, ſo darf man ſich nicht wundern, daß das Leben in der Erzielung eines reichlichen Ertrages um Jahrtauſende der Wiſſenſchaft voraneilte. In wie vielen Fällen blieb der Wiſſenſchaft nichts übrig als die gewonnenen Erfahrungen richtig zu deuten! Aber auch wie oft hat die wiſſenſchaftliche Begründung eines üblichen Verfahrens die Anwendung vor Fehltritten geſchützt, die ſich nur dann ſicher vermeiden laſſen, wenn eine klare Befruchtung aller Gründe der im Einzelnen ſchwankenden Erfahrung eine feſte Richtung ertheilt. Wenn der Landmann ſo bereit wäre dies anzuerkennen, wie der Naturforſcher jenes willig zugeſtehen ſollte, dann würden nicht ſo oft die Macht des Geiſtes und die Macht des Geldes die Mittel zerſplittern, die in bewußter Weiſe Einem gemeinſchaftlichen Ziele zuſteuern ſollten. Aber dem eigenſinnigen Hochmuth der Gelehrten, die mit ihren Lehrſätzen alle Leiſtungen der landwirthſchaftlichen Erfahrung umſtoßen wollen und vergeſſen, daß mindeſtens ebenſo oft die alte Sitte durch neue Gründe befeſtigt wie beſeitigt wurde, ſteht nur zu oft die ebenſo eigenſinnige Beſchränktheit des Landwirths entgegen, der dort nicht traut, wo er nicht ſelbſt gebaut hat.

Was im Stalle die Mäſtung leiſtet, das erzielt auf dem Feld der Dünger. Während es aber beim Vieh vorzugsweiſe auf reichliche Fettbildung abgeſehen iſt, bildet Erzeugung des Klebers das Hauptſtreben des Landbaues. Je größer die Menge des Stickſtoffs iſt, die dem Acker in der Geſtalt von Ammoniak durch den Dünger einverleibt wird, deſto bedeutender iſt der Kleberertrag, der in den Saamen des Getraides das Blut der Menſchen erneuert.

Neben dem Dünger übt die Wärme den wichtigſten Einfluß auf die Menge des Klebers, welche die Gräſer auf dem Acker erzeugen. Im Sommer und in warmen Himmelsſtrichen wird mehr Kleber gewonnen, als im Getraide des Winters und des rauhen Nordens.

Wenn auch aus allen Getraidearten hier und dort Brod gebacken wird, aus Reis bei den Hindus, aus Mais in Tirol wie an der Goldküſte, ſo liefern doch Waizen und Roggen das Mehl, das bei Weitem am häufigſten zur Bereitung des Brodes in Anwendung kommt.

Unſer gewöhnliches Brod wird mit Hülfe des Sauerteigs gefertigt und deshalb auch geſäuertes Brod genannt. Der Sauerteig iſt nichts Anderes als ein Theil des gewöhnlichen Teigs, der bis zum nächſten Backen aufgehoben wird, während dieſer Zeit aber ſauer geworden iſt. Durch Gährung entwickeln ſich in dem aufgehobenen Teige Milchſäure und Eſſigſäure. Den Sauerteig kann die Hefe erſetzen. In beiden aber iſt eine eiweißähnliche Verbindung die Urſache, weßhalb der Zucker, der im Teig gebildet wird, in weinige Gährung geräth. Bei dieſer zerfällt der Zucker in Weingeiſt, der ſich verflüchtigt, und in Kohlenſäure, die als Luft vom zähen Kleber eingeſchloſſen und im Brod zurückgehalten wird.

Mehl, das Gährungsmittel, Waſſer und Salz bilden den Teig. Schon in dieſem verwandelt ſich ein Theil des Stärkmehls in Zucker, und dieſer Zucker iſt es, den der Sauerteig oder die Hefe in Weingeiſt und Kohlenſäure verwandelt. Die vom Kleber zurückgehaltene Kohlenſäure erzeugt die Löcher in der Krume und bedingt ſomit die Lockerung des Brodes.

Beim Backen wird in der äußeren Schichte des Brods eine neue Menge Stärkmehl in Stärkgummi und Zucker

Digitized by Google

umgewandelt. Das lösliche Eiweiß gerinnt. Der Weingeiſt entweicht.

Durch die Röſtung bräunt ſich die Rinde. Dabei bildet ſich ein angenehm bitter ſchmeckender Stoff, der beim Röſten der verſchiedenſten organiſchen Verbindungen entſteht. Dieſer Stoff iſt das Röſtbitter. Er iſt ſo leicht in Waſſee löslich, daß er ſchon durch das Waſſer der Luft zerfließt.

Gutes Waizenbrod iſt weiß, das eigentliche Schwarzbrod iſt Roggenbrod, der bekannte Weſtphäliſche Pompernickel. Da der Waizen reicher an Kleber iſt, als der Roggen, ſo wiederholt ſich dieſes Verhältniß auch in Weiß- und Schwarzbrod. Und weil der Kleber die Kohlenſäure zurückhält, welche die weinige Gährung aus dem Zucker erzeugte, ſo erklärt ſich hieraus, warum das kleberarme Roggenbrod immer ſo viel weniger aufgegangen iſt, als Waizenbrod.

Altbackenes Brod iſt kaum trockner als friſches. In 5 Tagen verliert friſches Brod nur etwa Ein Hundertel von ſeinem Waſſergehalt und es nimmt die Beſchaffenheit des altbackenen auch dann an, wenn man es in einer mit Waſſer geſättigten Luft erkalten läßt. Dagegen kann man altbackenes Brod in friſches verwandeln, wenn man es wieder in den Ofen bringt, wobei eine bedeutende Menge Waſſer verloren geben muß. Wärme und Kälte erzeugen eine Veränderung der kleinſten Theilchen, deren genauere Beſtimmung der Wiſſenſchaft noch obliegt. So viel iſt ausgemacht, daß altbackenes Brod hart und feſt, aber nicht nothwendiger Weiſe auch trocken iſt.

Wäre das Brod ſo verdaulich, wie das Fleiſch, ſo würde es dennoch dieſem mit Rückſicht auf die Eiweißſtoffe an Nahrhaftigkeit nachſtehen. Denn auch das reichſte Brod enthält nur etwa zwei Drittel der eiweißartigen Körper, die im Ochſenfleiſch vorhanden ſind.

Aber außerdem iſt die Verdaulichkeit von Brod und Fleiſch nicht gleich zu achten. Denn der Kleber löſt ſich ſchwerer als der Faſerſtoff der Muskeln in unſeren Verdauungsſäften auf, und es ſtimmt weniger nahe mit den Eiweißſtoffen des Bluts überein. Er wird alſo langſamer in dieſe verwandelt.

Das Stärkmehl, das ſo reichlich im Brod vertreten iſt, muß ſich in Fett verwandeln. Und dadurch gleicht ſich mindeſtens die geringere Löslichkeit aus, welche dem fertig gebildeten Fett des Fleiſches eigenthümlich iſt.

Für das Fett, das die Ausſcheidungen dem Blut entziehen, iſt das Brod eine viel ergiebigere Quelle als das Fleiſch. Denn mehr als ein Drittel des Waizenbrods beſteht aus Stärkmehl, während ein Zehntel des Gewichts an Stärkgummi und außerdem eine geringe Menge Zucker in demſelben enthalten iſt.

Dieſes Vorherrſchen der Fettbildner erklärt es, warum Brod viel mehr feſte Theile enthält als Fleiſch. In jenem beträgt der Waſſergehalt noch kein Drittel des Gewichtes des Ganzen.

Allein dieſer Reichthum an Fettbildnern ſteht in gar keinem Verhältniſſe zu der geringen Menge Fett, die in dem Blute ſich findet, und deßhalb muß auch eine Vergleichung zwiſchen der Nahrhaftigkeit des Fleiſches und der des ganzen Brodes zu Gunſten jenes entſcheiden.

Unter den Getraidearten ſelbſt bedingt der Klebergehalt die Nahrhaftigkeit. Denn an Fettbildnern iſt in allen Ueberfluß vorhanden. Waizen, Roggen, Hafer, Gerſte, Reis und Mais iſt die Reihe, in welcher der Waizen das oberſte Glied ausmacht, wenn man die Nahrhaftigkeit zum Maaßſtab nimmt. Iſt doch in Reis und Mais kaum ein Siebentel des Klebergehalts des Waizens zu finden. Für das Brod aus jenen Getraideſaamen ergeben ſich dieſelben Stufen der Nahrhaftigkeit. Und darum rechtfertigt die chemiſche Kenntniß den alten Brauch, der Waizen und Roggen für unſer Brod allen anderen Getraideſaamen vorzieht.

Wie der Haſenpfeffer oder irgend ein anderes zuſammengeſetztes Fleiſchgericht, ſo gehören die Kuchen mehr in das Kochbuch als in eine Lehre von den Nahrungsmitteln. Eier, Fett, Zucker, die verſchiedenſten Würzen, Mandeln, getrocknetes oder friſches Obſt werden mit dem Teig verſchiedener Mehlarten vermiſcht, und alle dieſe Beſtandtheile kommen ihres Orts in dieſem Buche zur Sprache.

Warum ſind die Kuchen der Geſundheit weniger zuträglich als Brod? iſt eine Frage, die ſo vielen für ihr Backwerk begeiſterten Hausfrauen nahe liegt, daß ich mich ihrer ausdrücklichen Beantwortung nicht entziehen will.

Der Beſtandtheil, den Viele für den gefährlichſten halten, iſt es am wenigſten, nämlich der Zucker. Wenn dieſer nicht in übermäßiger Menge den Kuchen oder Torten zugeſetzt wird, verwandelt er ſich in Milchſäure, die dem Magen verdauen hilft. Aber das Fett, das in der Butter, als Beſtandtheil der Eier und der Mandeln manchen Torten üppig beigemengt wird, macht vieles Backwerk ſo ſchwer verdaulich, um ſo ſchwerer, je mehr die Fette durch Erhitzung in ihre Zerſetzungsprodukte übergeführt wurden. Darum ſind Makronen, Mandeltorten oder Chokoladekuchen, die das Fett des Kakao enthalten, ſchwerer zu verdauen, als die meiſten Obſtkuchen und anderes Backwerk, denen Mandeln und Kakao fehlen.

Für dieſe aber entſpricht die Schwerverdaulichkeit genau der Menge der Butter und der Eidotter, welche man zu ihrer Bereitung verwandte. Denn im Dotter iſt vorzugsweiſe das Fett der Eier zu ſuchen. Und deshalb iſt ein Bund, der wenig Butter und wenig Eier enthält, der unſchädlichſte aller Kuchen.

Das Röſtbitter, welches in der Rinde des Brods beim Backen erzeugt wird, entſteht in allen anderen Mehlſpeiſen auf dieſelbe Weiſe. Röſtbitter iſt der Stoff, der vorzüglich Waſſer aus der Luft oder aus dem Innern der Kuchen aufnimmt, und die Rinde derſelben feucht macht.

Warum bleibt denn aber Backwerk in Büchſen, von

Digitized by Google

der Luft abgeſperrt, am feuchteſten? Weil im verſchloſſenen Raum das Waſſer des Kuchens weniger verdunſtet, und alſo das Ganze weniger ausgetrocknet wird. Der Zucker, mit dem ſo häufig die Oberfläche beſtreut wird, und das Röſtbitter ziehen in der Büchſe das Waſſer aus dem Inneren des Kuchens an, und deshalb findet man nach einiger Zeit den Zucker geſchmolzen und die Rinde feucht.

Die Erbſen, Bohnen und Linſen.

Erbſen, Bohnen und Linſen werden unter dem Namen der Hülſenfrüchte zuſammengefaßt. Wollte man die Speiſen in zwei Hauptgruppen vertheilen, von denen die erſtere die nahrhafteren enthielte, dann würde man in dieſer die Hülſenfrüchte mit dem Fleiſch und Brod vereinigen müſſen.

Denn der Erbſenſtoff, der allen Hülſenfrüchten zukommt, iſt ſo reichlich in Erbſen, Bohnen und Linſen vertreten, daß dieſer eiweißartige Körper nicht nur den Klebergehalt des Brodes, ſondern auch den im Fleiſch enthaltenen Faſerſtoff nicht ſelten übertrifft. Der Erbſenſtoff iſt in Waſſer löslich. Eſſigſäure bringt in der wäſſerigen Löſung einen Niederſchlag hervor, den auch ein Ueberſchuß nicht auflöſt. Durch das bloße Kochen gerinnt der Erbſenſtoff nicht; wohl aber das lösliche Pflanzeneiweiß, das, wie in den Getraidesaamen, ſo auch in den Hülſenfrüchten in geringer Menge gefunden wird.

Ein beträchtlicher Stärkmehlgehalt, den eine nicht unanſehnliche Menge Stärkegummi und, in den Zuckererbſen z. B., bisweilen auch Zucker begleitet, vertritt die Fettbildner im Inneren der Bohnen, Erbſen und Linſen. Die Haut derſelben und ebenſo die grüne Hülſe derjenigen Bohnen, welche ganz gegeſſen werden, beſteht zum großen Theil aus einem Körper, der in allen Pflanzen die jugendliche Zellwand bildet, und darum Zellſtoff genannt wird. Der Zellſtoff gehört zu den Fettbildnern. Seine Zuſammenſetzung iſt der des Stärkmehls gleich, und er wird, wie dieſes, durch Säuren in Zucker verwandelt. Allein dieſe Umwandlung erfolgt ſo langſam, daß der in Waſſer unlösliche Zellſtoff zu den ſehr ſchwer verdaulichen Nahrungsſtoffen gehört, um ſo mehr, da auch das Alkali, das unſer Speichel, die Galle, der Bauchſpeichel und der Darmſaft enthalten, nur ſehr wenig Zellſtoff zu löſen vermag.

Das fertig gebildete Fett, das die Fettbildner in den Hülſenfrüchten begleitet, iſt ſo ſpärlich vorhanden, daß Erbſen, Bohnen und Linſen ohne ihren reichlichen Gehalt an Stärkmehl und Stärkgummi nicht im Stande ſein würden, das Fett des Körpers zu erſetzen, das wir, nachdem es zu Waſſer und Kohlenſäure verbrannt iſt, beſtändig aushauchen.

Alle Chlorverbindungen und Salze des Blutes ſind in den Hülſenfrüchten zu finden; die wichtigſten Blutſalze, die phosphorſauren Alkalien und Erden, in der reichlichſten Menge.

Der Erbſenſtoff verdankt ſeinen Namen dem Umſtande, daß er den wichtigſten Nahrungsſtoff der Hülſenfrüchte darſtellt. Denn er vertritt die eiweißartigen Körper in Erbſen, Bohnen und Linſen, die nur eine geringe Menge lösliches Eiweiß neben ihm enthalten.

Wie kommt es, daß Erbſen, Bohnen und Linſen beim Kochen hart werden, da doch der Erbſenſtoff in ſiedendem Waſſer nicht gerinnt und die Menge des gerinnenden löslichen Eiweißes ſo klein iſt? Daher, daß der Chemiker und die Köchin mit ſehr verſchiedenem Waſſer kochen. Der Chemiker arbeitet nur mit Waſſer, dem alle gelöſten Beſtandtheile entzogen ſind. Er läßt Regenwaſſer oder Brunnenwaſſer durch die Wärme erſt verdunſten, den Dunſt in der Kälte ſich wieder zu Waſſer verdichten und das auf dieſe Weiſe gewonnene Waſſer enthält die Kalkverbindungen nicht mehr, welche dem Waſſer der Köchin nie ganz fehlen. Der Kalk aber vereinigt ſich beim Kochen mit dem Erbſenſtoff und verwandelt dieſen in einen ſehr harten Körper. Und weil das Regenwaſſer weniger Kalk enthält als das Brunnenwaſſer, bleiben in jenem die Erbſen weicher als in dieſem.

Durch das Kochen in Regenwaſſer, das wenig Kalk enthält, wird ein erheblicher Theil des Erbſenſtoffs gelöſt. Darum bringt es dem Blut und dem Beutel Gewinn, wenn man Erbſen, Bohnen und Linſen nicht in trockner Form, ſondern als Suppe genießt. So wie man das gekochte Fleiſch mit der Fleiſchbrühe verbinden muß, um den verdaulichſten und nahrhafteſten Theil des Fleiſches zu genießen, ſo iſt in Erbſen- und Linſenſuppen die Brühe beſſer als die Brocken. Es wird alſo ein guter Theil des Nahrungsſtoffs vergeudet, wenn man die Erbſen, um ſie als Gemüſe zu eſſen, in Waſſer kocht und die Brühe verloren gehen läßt.

Weil nun dichte Löſungen von Erbſenſtoff auch in der Siedhitze gerinnen, hinlänglich verdünnte dagegen nicht, ſo muß man, um eine kräftige Erbſenſuppe zu gewinnen, die Erbſen mit kaltem Regenwaſſer aufſtellen. Die Zellen der Erbſen ſelbſt enthalten eine dichte Löſung von Erbſenſtoff. Wollte man alſo die Erbſen gleich mit ſiedendem Waſſer übergießen, ſo würde auf der Stelle ein großer Theil des Erbſenſtoffs gerinnen. Die entſtandenen Gerinnſel aber würden in den Zellen verbleiben, und die Folge wäre, daß man eine anſehnliche Menge des werthvollſten Beſtandtheils auf dem Sieb behielte, um ſie als Abfall zu verlieren. Es gilt alſo zur Bereitung einer möglichſt nahrhaften Erbſenſuppe dieſelbe Regel, welche man behufs der Gewinnung einer kräftigen Fleiſchbrühe zu befolgen hat. Man muß die Erbſen mit kaltem Waſſer aufſetzen und langſam erwärmen.

Digitized by Google

In der Verdaulichkeit halten die Hülſenfrüchte, wenn ſie ohne Hülſen und Schalen genoſſen werden, die Mitte zwiſchen Fleiſch und Brod. Denn was der Faſerſtoff ſowohl wie das Eiweiß des Fleiſches an Uebereinſtimmung mit den Beſtandtheilen unſeres Bluts vor dem Erbſenſtoff voraushaben, das zeichnet den Erbſenſtoff an Löslichkeit aus vor dem Kleber des Brodes.

Nur wenn kalkreiches Waſſer, wie es allerdings ſehr häufig der Fall iſt, den Erbſenſtoff hart, und wenn die Schalen ihre Früchte ſchwer löslich machen, dann werden Erbſen, Bohnen und Linſen zu ſchwer verdaulichen, blähenden Gerichten. Darin alſo liegt der Nutzen der Regel, daß man die Suppen der Hülſenfrüchte aus Regenwaſſer bereiten und nach dem Kochen, das die Schalen ſprengt, durch das Haarſieb durchſchlagen ſoll. Nur von kräftigen Verdauungswerkzeugen werden Erbſen, Bohnen und Linſen mit den Schalen vertragen.

Wenn aber der Vergleich mit Fleiſch hinſichtlich der Verdaulichkeit die Hülſenfrüchte verlieren macht, ſo gewinnen ſie es im Reichthum an feſten Beſtandtheilen. Denn der Waſſergehalt macht kaum mehr als ein Sechſtel des Gewichts von Erbſen, Bohnen und Linſen aus. Und während der Gehalt an eiweißartigen Körpern den des Fleiſches um die Hälfte überſteigen kann, ſind auch die Fettbildner und Salze reichlicher in den Hülſenfrüchten vertreten.

Darum werden Blut und Fleiſch, Milch und Saamen reichlich von Erbſen, Bohnen und Linſen gebildet. Und deshalb ſind ſie der Troſt der Armen, denen Fleiſch ſo ſelten oder ſo ſpärlich beſchieden iſt.

Ueber den anſehnlichen Phosphorgehalt des Erbſenſtoffes habe ich ſchon früher berichtet. Das Gehirn aber kann ohne phosphorhaltiges Fett nicht beſtehen, das den Phosphor dem Eiweiß und Faſerſtoff des Bluts verdankt. Aus anderen Grundſtoffen kann kein Phosphor werden. Darum iſt es ein nothwendiger Schluß, daß Fleiſch, Brod, Erbſen erforderlich ſind, um die Ernährung des Gehirns zu erhalten, und daß Speiſen, die, wie Fiſch und Eier, fertig gebildetes phosphorhaltiges Fett enthalten, die Zufuhr dieſes eigenthümlichen Beſtandtheils in das Gehirn erleichtern müſſen. An das phosphorhaltige Fett iſt die Entſtehung, folglich auch die Thätigkeit des Hirns geknüpft. Daher ſagt man im Spaß, daß ein kluger Mann viel Phosphor im Gehirn habe. Denn im Ernſte wird es kein Naturforſcher meinen. Die Miſchung eines Werkzeugs leidet unter dem Zuviel ſo gut, wie unter dem Zuwenig. Eine übermäßige Zufuhr eines einzelnen Beſtandtheils laſſen die Geſetze regelmäßiger Anziehung, welche die Ernährung der Gewebe bedingen, nicht ſo leicht befürchten, während die Verrichtung leidet, wenn der Stoff in zu geringem Verhältniß vorhanden iſt. Deshalb läßt ſich bei großen Denkern kein Ueberfluß an Phosphor annehmen. Und dennoch bleibt es wahr: ohne Phosphor kein Gedanke.

Für die Fackel.

Die böſe Trinität.

Von C. Porſch.

Das Schwerdt, das Gold, das Wort — das waren Götter, die einſt uns ketteten zu ew'gem Bund. — Geſprochnes Recht ward Menſchenrecht der Spötter u. Schwerdt und Gold verſchloſſen freien Mund. — Nur des Gedankens Blitze ſchmelzen jene Ketten! Nur in Gewittern kann der Geiſt ſich ſelbſt erretten! Befreit von ſeiner kindiſchen Verehrung der alten, böſen Götzen-Trinität, entdeckt er, daß die freche Selbſtzerſtörung nur durch den Mißbrauch ſeiner Kraft beſteht. Das Schwerdt wirft er nun weg; er kämpft nur mit der Feder und hemmt des Staaten-Gottes ſchwere Schickſals-Räder. Das Schwerdt mag herrſchen in dem Reich der Thiere, die unſers Lebens Seligkeit bedroh'n. — Des Goldes und des Silbers Glanz verliere das Recht, zu gelten als ein Tugendlohn. — Das Wort, die Schrift, ſei künftig nur noch Friedensrichter — und, wer von Schlachten ſingt, der bleibe Schlächter-Dichter! —

Keine Vorrechte!
Nur Muth zur Selbſtbefreiung!

Der Wahrheit Hauch belebte ſchon der Seele zarte Saiten, ſie wollte gern im reinſten Ton der Göttin Sang begleiten; da drückte Gottes ſchwere Hand das Saitenſpiel zuſammen; die Seele ſchwieg, die Wahrheit ſchwand; im Herzen lodern Flammen.

Aus Gottes Hand befreit nur Muth, zu brechen innre Schranken. Der Hölle Flamme löſcht die Fluth des Meeres der Gedanken, die aus dem tiefen, reichen Schacht des Seelenlebens fließen, wenn ihn nicht mehr mit Zaubermacht des Glaubens Felſen ſchließen.

Laßt uns die böſe Wirklichkeit von guter Wahrheit ſcheiden und keine Ungerechtigkeit als Gottes Vorrecht leiden! So lang wir nur in Schwächen gleich, iſt Hölle hier auf Erden. — Errungen kann das Himmelreich; doch nie ertheilt werden!

Gedankenflug.

Wenn du nicht nur böſe Wahrheit ſuchſt, zum Spott; wenn dich Furcht nicht quälet vor des Volkes Gott, wenn

nicht Leidenſchaften dir im Herzen haften, dann beginnet der Gedankenflug! —

Flügel wachſen dir im Licht der Wiſſenſchaft. Selbſtvertrauen wächſt mit dem Gefühl der Kraft. Keine dunkeln Schranken hemmen den Gedanken, der die Quelle ſeines Lebens ſucht.

Heiter blickſt du bald durch das gelehrte Nichts: Schöpfer's Allmacht und der Spuck des Weltgerichts, — und viel fromme Rügen, Kinder zu betrügen. Alles das ſinkt in Vergeſſenheit!

Nicht vollkommen iſt die Erde überall, wo der Menſch hinkommt mit der Menſchenqual; doch nicht Weltverachtung, denkende Betrachtung, führt uns auf des Lebens rechte Bahn.

Noch iſt uns das Reich der guten Wahrheit fern. — Sklaviſch folgt die Menge ihrem böſen Herrn. Feige Furcht vor Strafe hält den Geiſt im Schlafe; Wolluſt iſt des Knechtes einz'ges Glück.

Langſam wächſt des Menſchen ſchöner Gliederbau Geiſtes-Perle ſchlummert drin, ein Tropfen Thau; Sonnenſtrahlen müſſen — leuchtend wach ihn küſſen; — wecken erſt den ſelbſtbewußten Traum.

Wer will Gott ſein, o, der ſtrafe nicht das Kind, wenn es ſtrauchelnd, fallend ſeinen Lauf beginnt. — Hilf mit Kopf und Händen ſeinen Bau vollenden und veredle ihm zur Kunſt das Spiel.

Nicht den Laſtern der Kultur ſei es geweiht; unbekannt bleib' ihm der Rechts- und Pflichten-Streit. — Lehre nicht, mit Zahlen und mit Namen prahlen; — Zahl und Maaß erwecke Schönheitsſinn!

Herrlich und unſträflich wird des Menſchen Sohn; — Licht iſt ſein Gewand; die Erde iſt ſein Thron; — und für alle Zeiten ſchafft er Seligkeiten, wenn er ſich erkennt als Geiſt der Welt!

Das neue Weltgericht.

Des Kampf's und Spieles ſei genug! Die Zeit iſt da zu richten die Lebendigen und Todten! — Es ſpricht der Geiſt: das Himmelreich iſt nah — und ſendet allen Völkern Friedensboten. — Vergebt die Schuld! Welch Uebel auch geſchah. — Verbrecher waren ſie, die Strafen drohten. — Die Leidenſchaft macht' uns zu böſen Feinden und trennte uns in tauſend Strafgemeinden.

Entkräftet, denkend, jedes böſe Wort, woran ſich heften Eure Nothgedanken. Gedankennoth gebar Gedankenmord, — durch Aufbau vieler ſchwarzen Geiſtesſchranken, in Bücher Pergamenten. Immerfort, ertönt noch unerquicklich Schrei'n und Zanken. — Statt eifernd Euch beim Worte feſtzuhalten, ſucht lieber neues Leben zu entfalten.

Befreit Euch kühn von jedem Arbeitsfluch und ſchaffet ohne Furcht und ohne Zittern was Euch beglückt. An Stoffen habt Ihr g'nug; Ihr dürft um „Mein und Dein" Euch nicht zerſplittern. — Laßt Euch durch Prieſter-, oder Richterſpruch — das Leben in Gemeinſchaft nicht verbittern. — Geſetze, Bibeln, Akten, tragt zuſammen — und macht ſie nützlich in des Ofens Flammen!

Erſchrecket nicht vor dieſes Spruch's Gewicht — und fürchtet nicht ein ſchleuniges Verderben, wenn Niemand mehr durch Noth und Strafgericht gezwungen wird, um Arbeitslohn zu werben. — Die Trägheit iſt der Frechheit Tochter nicht, nur von der Herrſchſucht konnten wir ſie erben. Sie ſchlug des Schwachen Arm in Sklavenbande — und ſo ward Arbeitsluſt zu Arbeitsſchande!

Vernichtet ſei der Herrſchaft ſchnödes Recht! — Wir wollen ihm ein heitres Grablied ſingen. — Es bleibt der Herr doch nur der Knechte Knecht, — denn ohne ſie — was würde ihm gelingen? Die Sklaventreue, wäre ſie auch echt, kann Sorgen nur, nicht wahren Segen bringen. — Tyrannen, unterm Schutz geſchworner Henker, — erbeben vor den Worten freier Denker!

Verzweifelnd an des Lebens Seligkeit, die längſt entfloh in dem Geräuſch der Waffen, hat ſchon in mythiſcher Vergangenheit der Menſch den Zufall ſich zum Gott geſchaffen. — Des Reichthums Glück erzeugt den innern Streit; nur Geld und Gut ſucht Jeder zu erraffen. — Der Wahnſinn trotzet den Naturgeſetzen u. fordert ew'ge Frucht von todten Schätzen.

Einmal gewichen aus der Sonnenbahn, verfiel er knechtiſch dem Geſetz der Schwere, der junge Geiſt in ſeinem Götterwahn, und immer ſchneller ſtürzt er durch die Leere des Lügenhimmels, wenn nicht Retter nah'n, hinab, (ein Icarus) bis in dem Meere — worin der athemloſe Leib verſchwindet — der Tiefgefallne ſterbend Ruhe findet.

Erneuert die zerſtörte Harmonie der Seele mit des Leibes heil'gen Trieben, erhitzet nicht der Jugend Phantaſie — durch das Gebot: Gott mehr als ſich zu lieben. Die wahre Wahrheit lehret, ohne Müh die Pflicht der Selbſtregierung auszuüben. — Erfreuet Euch am Wahren, Guten, Schönen — und bildet's nach in Farben, Formen, Tönen.

Doch ſucht nicht „hohen Sinn im Kinderſpiel und Weisheit nicht im Irren und im Träumen! Des Kindes Paradies iſt nicht das Ziel des Mannes, der aus unermeſſnen Räumen das Maaß ſich nimmt in ſeinem Kraftgefühl, dem große Thaten nach u. nach entkeimen. Zur Sonne erſt muß ſich der Menſch erheben, um auf der Erde dann als Gott zu leben. Der Menſch iſt Gott, wenn er ſich froh bewußt, daß keine Wundermacht in Himmels Höhen ihm zugewogen ſeines Lebens Luſt, vorherbeſtimmend des Lebens herbe Bahn; wenn er den Neid verbannte aus der Bruſt; als Gleicher nur mit Gleichen hier will gehen; wenn er als Künſtler ſchafft mit frohem Muth, in jeder Form erſtrebt das Menſchlichgute!

So wirkend ſchreckt ihn nicht die Flucht der Zeit in Jahren, Wochen, Stunden und Sekunden. — Er hat im Anſchaun der Unendlichkeit, die ew'ge Geſtalt und Zeit gefunden und jede Furcht vor der Vergänglichkeit des Weſens in

Digitized by Google

den Formen überwunden. — Er zählt es nue zu ſeinen Jugendſünden, daß er des Weltall's Urſach' wollt' ergründen.

Dies iſt des wahren Gottes Weltgericht; denn anders kann der gute Geiſt nicht ſpechen, und wenn ein Menſch im Zorne ferner ſpricht: „es lebt ein Gott zu ſtrafen und zu rächen", ſo zeigt er uns des Böſen Angeſicht, der Herr geworden durch des Geiſtes Schwächen. — Mit Waffen nicht, mit Beten nicht und Singen, — nur durch Erkenntniß iſt er zu bezwingen.

Der Paſtor kritiſirt:

Wenn ſolche Lehren gälten allgemein,
kann Staat und Kirche nicht beſtehen.

Der Dichter erwiedert:

Ei, freilich müſſen Beide erſt vergehen,
bevor die Menſchen können ſelig ſein.
Wer das noch nicht begreift, ſei — Gott befohlen!
Und wenn ich ſpräch: der Teufel ſoll ihn holen!
ſo klänge das wohl nicht ſo fromm und fein;
doch würde der Erfolg derſelbe ſein.

Römiſche Geſchichte.

Von Dr. W. Wägner.

Die Germanen.

Den Germanen, die vor mehr als hundert Jahren in heißen Schlachten die römiſchen Legionen niedergeworfen hatten, galten die kriegeriſchen Vorkehrungen des Druſus. In viele Völkerſchaften geſchieden, wohnten ſie zwiſchen Rhein und Weichſel, den nördlichen Meeren und der Donau. Noch weiter über dieſe Gränzen hatten ſie ſich ausgebreitet; denn wir finden germaniſche Stämme auf dem linken Rheinufer, auch ſüdlich in Vindelicien bis zu den Alpen; öſtlich, zwiſchen Daciern und Sarmaten hauſend, bis an das ſchwarze Meer. Die Suionen endlich, wohl die Stammväter der Schweden und germaniſcher Abkunft, reichten bis an das ſtarre, unbewegliche Meer, wo der untergehenden Sonne Glanz bis zum Aufgang fortdauert, wie Tacitus die mitternächtliche Sonne im hohen Norden richtig bezeichnet. Den Römern beſſer bekannt waren die Bataver (in Seeland und Holland), dann nördlich von ihnen an der Küſte die ſeekundigen Frieſen und Chauken, letztere weit ins innere Land bis zu den kriegeriſchen Chatten reichend, die zwiſchen Lippe und Lahn und beſonders an den Ufern der Ruhr anſäſſig waren. Zu den Chauken gehörten wohl die Agrivarier an der untern Weſer, ſowie zu den Chatten die Marſer an der Ems. Näher am Rhein finden wir die Brukterer, die zu Roſſe kämpfenden Tenchterer, ſowie die Sigambrer. Dagegen öſtlich, von den Quellen der Lippe und Ems bis über die Weſer und nach dem Harzgebirge hin, ſaßen die freiheitsliebenden Cherusker, welche in heiligen Hainen die Heiligthümer der Nation treu bewahrten. Nördlich, diesſeits und jenſeits der Elbe hauſ'ten die Longobarden, ſüdlicher, vom Thüringer Walde bis zur Elbe, die Hermunduren. Ein weites Gebiet bewohnten die Sueven im Binnenlande, zu denen die Semnonen zwiſchen Elbe u. Oder, die Markomannen in Böhmen, die Quaden an der Donau und andere Stämme gerechnet wurden.

Das Land, ſowohl Berge als Thäler und Ebenen, ſtarrte von Wäldern und unzugänglichen Sümpfen, der Himmel war den größten Theil des Jahres trübe, das Klima in Folge der dichteren, theilweiſe ganz undurchdringlichen Wälder viel rauher als jetzt; der Boden, wo er angebaut wurde, ergiebig für Halmfrucht, nicht für Wein und Obſt. Aber die Völker liebten ihr rauhes Vaterland, ihre Freiheit und auch ihre Armuth, die ihnen Reichthum dünkte. Denn ihre Wälder gaben ihnen reichlich Wildpret, da kämpften ſie mit Bären, Wölfen und dem ſtarken Ur; die üppigen Wieſen ernährten ihre Heerden von unanſehnlichen Schafen, Rindern, Pferden und Schweinen. Die Früchte, die ſie bauten, reichten zur Nahrung hin und lieferten ihnen den beliebten ſüßen Gerſtenwein, den ſie bei fröhligen Gelagen nicht ſelten im Uebermaaße tranken. Es war ein ureignes Geſchlecht, hoch, ſtattlich aufgewachſen, blondhaarig, mit lebhaften blauen Augen voll Kraft und Muth, rein, keuſch, treu dem gegebenen Worte. Die Wohnungen, welche dieſe unverdorbenen Menſchen beſaßen, waren einfach und kunſtlos wie ihre Lebensart. Sie beſtanden aus unbehauenem Bauholze, das man nach Art der Blockhäuſer über einander ſchichtete und mit einem Schindeldach verſah, oder auch nur aufrecht ſtehend an einander reihte, ſo daß ein kegelförmiger Bau entſtand, dergleichen ſich noch jetzt die Köhler zum Aufenthalt für den Sommer herrichten. Lücken und Ritze verſtopfte man mit Lehm und Moos, oft fügte man auswendig einen Bewurf von buntem, glänzendem Lehm hinzu, der ſich von ferne wie Malerei ausnahm. Moosbänke an den Wänden, ein Lager für den Hausvater am Heerdfeuer, Geräthſchaften und Waffen bildeten den Hausrath. Das Vieh war gewöhnlich unter demſelben Dache untergebracht und etwa durch eine Holzwand, oder auch nur durch eine Bruſtwehr von den menſchlichen Bewohnern geſchieden; eine Einrichtung, die man noch jetzt in Weſtphalen ſehen kann. Die Edeln und Fürſten hatten natürlich größere Räume für ſich, ihr Gefolge und für ihre großen Viehherden nöthig. Sie umgaben ihre Gehöfte mit Erdwällen und ſtarken Zäunen von Dorngeſträuch, bisweilen auch von rohen Steinen.

Die heiligen Haine, wo der Germane ſeine Götter ehrte, befeſtigte er mit ähnlichen Einfriedigungen. Da wurden Opfer geſchlachtet, von auserwählten Sängern Lieder geſungen, da verkündigten bisweilen Frauen den Willen der himmliſchen Mächte. Man ehrte das Weib, das dem Manne ebenbürtig zur Seite ſtand, ihn zu Kampf und Sieg begeiſterte, das, als Jungfrau keuſch, in der Ehe züchtig, des Haushalts und der Kinder treulich wartete und mit dem Gatten im Leben, oft im Sterben vereinigt blieb. Der Krieger kämpfte wie für Heiligthümer und Freiheit, ſo für der Frauen Ehre und trotzte mit der nackten Bruſt den feindlichen Waffen. Denn er hatte keinen Harniſch, der ſeinen Leib, keinen Helm, der ſein Haupt bedeckte, kein Schwert zum Kampf in der Nähe. Ein Sagum (Sack) oder linnener Kittel, manchmal auch ein roh gearbeitetes Lederwamms mit Pelzverbrämung war ſein Harniſch, ein Schild von Brettern oder Weidengeflecht ſein Schutz, eine Framea (mäßig langer Speer) mit ſchmalem, ſcharfem Metallbeſchlage, bisweilen nur mit im Feuer gehärteter Holzſpitze, genügte zum Angriff. Außerdem führten die Krieger zu Fuß noch einige Wurfſpieße, welche ſie auf unglaubliche Entfernung ſchlenderten. Die Edeln trugen außer dem Kittel noch einen eigenen Leibrock; ſie hatten auch bisweilen Rüſtungen und Schwerter, die ſie von den Römern durch Eintauſch oder als Beute im Kriege erhielten. Es erhellt aus dem Geſagten, daß den Germanen Linnen- und Metallbereitung nicht ganz unbekannt war. Ebenſo wurde das Getraide, welches ſie bauten, unzweifelhaft nicht blos zum Getränk, ſondern auch zu Suppen, Brei und dergleichen Speiſen benutzt, aber ſchwerlich zu eigentlichem Brode, weil ſonſt Tacitus, der Geſchichtsſchreiber ihrer Thaten und Sitten, ſolches gewiß nicht zu erwähnen vergeſſen hätte.

Die allgemeinen Angelegenheiten wurden in der verſammelten Landesgemeinde verhandelt. Da traten die freien Männer des Stammes zuſammen und beriethen ſich über Krieg und Frieden und des Volkes Wohlfahrt. Die Geſchlechter berathſchlagten auch wohl vorher bei fröhlichen Zechgelagen; aber in der Gemeinde war Jeder nüchtern, damit nicht unbedachtſame Beſchlüſſe gefaßt würden. Die Fürſten ſelbſt hatten nur größeren Einfluß, wenn ſie durch Thaten und weiſen Rath hervorragten, dann ſammelte ſich um ſie ein Gefolge von tapfern Kriegern, das im Getümmel der Schlacht ſie umgab. Wenn das Schickſal nicht günſtig war, wenn die Walkyren (die Todtenwählerinnen) über dem Schlachtfelde ſchwebten, die Helden für Walhalla zu küren, ſo empfingen die Männer der Gefolgſchaft willig den Brautkuß des Todes für ihren Herrn und erhoben ſich in den Armen der Schildjungfrauen zu den Götterhöhen.

Wir ſind hier durch unſere Darſtellung in das Gebiet der nordiſchen Sagen eingetreten; allein ſie ſtammten, wie die Völker des Nordens ſelbſt, aus Germanien, und wenn nicht alle Anzeichen trügen, hatten ſie ihren Urſprung gerade in dem Theil unſers Vaterlandes, welcher der Schauplatz jener folgenſchweren Thaten war, zu deren Schilderung wir jetzt übergehen müſſen. Den Mittelpunkt derſelben bildet das Teutoburger Waldgebirge. Es lagert ſich in einem hufeiſenförmigen Bogen um die Quellen der Ems und Lippe, die nur eine Meile von einander entfernt ſind und auf jeder Karte nordweſtlichen Deutſchlands leicht aufgefunden werden können. Es heißt eigentlich Osning oder Oſenegge, vielleicht von Aſenegge oder Aſenaue, Aue der vergötterten Heroen, die aus Aſien den Völkerzug herüber führten. Drei, zum Theil parallel laufende Bergreihen erheben ſich aus der weſtlich vorgelagerten Ebene, deren innerſter Buſen mit vielen Sumpfſtrecken als Senner Haide bekannt iſt. Den nordweſtlichen Gebirgszug durchbricht in ganzer Breite die Bielefelder Schlucht, ſüdlich thut daſſelbe die Dörenſchlucht. Da letztere durch Sümpfe und Quellen noch jetzt unfahrbar iſt, ſo kann ſie bei den Römermärſchen nicht in Betracht kommen, wie der terrainkundige Schierenberg darthut. Noch ſüdlicher zieht das Kohlſtätter Thal durch die vorderen Bergreihen und weiter das Altenbekener Thal in gleicher Richtung nach dem mittlern Bergrücken, der offen und gangbar von Norden nach Süden ſtreicht. Zwiſchen der Dörenſchlucht und dem Kohlſtätter Thal iſt das Winfeld, eine Hochebene, wo nördlich die Grotenburg und der Bach Lichthöpde (Leichenhügel), ſüdlicher die Externſteine, merkwürdige Sandſteinblöcke, ſich finden. Zwiſchen dem Kohlſtätter und Altenbekener Thal liegt die Hochebene Feldrom, wo Kämpen, weſtlich der Römerberg und der Römergrund an das weltherrſchende Volk erinnern. Hier ſtand die Irmenſäule, Mal- oder Gerichtsſäule, dem Gotte Er geweiht, ein behauener Baumſtamm, oben vermuthlich mit einem grob geſchnitzten Menſchenhaupte, hier die Eresburg und Teutoburg. Daſelbſt führte am Nordrand die noch nicht ergründete Halenſteiner Höhle in das Reich der bleichen Hel, während im ſüdlichen Thal der Bullerborn, der die Sage aufnimmt, nach kurzem Lauf geheimnißvoll wieder in die Tiefe verſinkt. In dieſer Gegend erinnern Oertlichkeiten und Namen an das himmliſche Asgard (Himmelsburg), von welchem die Edda berichtet, an Balder's Tod (Palmerstod), die ſchauerliche Hel, an Odin oder Wodan, der die Waſſer der Sage aus goldnem Becher trinkt. Darum waren hier die Mal- oder Gerichtsſtätte, die heiligen Haine, und auch der umſchließende Zaun fehlte nicht, wie noch jetzt der vielfach vorkommende Namen Tun (Tann oder Zaun) anzeigt, von welchem die Römer Taunus bildeten.

Zum Schirme der heiligen Aſenaue waren die tapfern Cherusker beſtellt; aber auch die Nachbarvölker, die Brukterer, Sigambrer, Marſer und Chatten ſtanden zur Vertheidigung bereit. Dazu fanden ſie aber bald Gelegenheit, da Druſus mit großer Macht zu ihrer Unterjochung heranzog. Im erſten Feldzug ſuchte er mit Verheerungen die Uſipeter und Sigambrer heim, fuhr dann

Digitized by Google

mit ſeiner zahlreichen Flotte durch den Flevo in den germaniſchen Ocean, ſteuerte in die Ems, wo er die Brulterer zu Waſſer ſchlug, und weiter in den Jahdebuſen, wodurch er die Chanken ſchreckte. Im folgenden Feldzuge verwüſtete er das Gebiet der Sigambrer, nachdem er bei Velera eine Brücke über den Rhein geſchlagen hatte. Darauf wagte er den Zug mitten durch den Teutoburger-Wald (das Kohlſtätter Thal) bis an die Weſer unter beſtändigen Kämpſen. Er errichtete zwiſchen der Dimel-Mündung und Hörter ein Siegesmal. Die Völker erhoben ſich jedach in Maſſe für ihr bedrohtes Heiligthum. Die ganze Poſtenkette, die ſeine Verbindung deckte, wurde niedergemetzelt, zwanzig gefangene Centurionen gekreuzigt, und er ſelbſt auf dem Rückzuge in einem Gebirgspaße (vielleicht in der Bielefelder, oder der unwegſamen Dörenſchlucht) bei Arbaloh (heiliger Hain des Er oder Ar) mit ſolcher Erbitterung angegriffen, daß er dem Untergange nahe kam. Nur die Beuleluſt der Barbaren machte es ihm möglich, ſich durchzuſchlagen, worauf er das feſte Aliſo (Elſen) ſüdlich von der Lippe, nicht weit von Paderborn, erbaute. Nachdem er hierauf noch viele Caſtelle am Rhein errichtet hatte, was ihn einen Sommer hindurch beſchäftigte, drang er durch das Land der Chatten, wo er ein blutiges Treffen zu beſtehen hatte. Den Teutoburger-Wald rechts laſſend, überſchritt er die Weſer wahrſcheinlich an der weſtphäliſchen Pforte und gelangte bis an die Elbe. Als er aber auch nach über dieſen Strom ſetzen wollte, ängſtigten ihn in dem unwirthbaren Lande, unter fortdauernden Kämpfen mit den kriegeriſchen Barbaren, ſchauerliche Träume, und eine Seherin von übermenſchlicher Größe, welche, wie aus dem Waſſer emporgeſtiegen, vor ihm erſchien, rief ihm drohend entgegen: „Weiche von hinnen, Unerſättlicher; denn nahe iſt das Ende deiner Thaten und deines Lebens!“ Er trat hierauf den Rückzug an, aber er brach durch einen Sturz mit dem Pferde den Schenkel. Unter großen Schmerzen erreichte er befreundetes Gebiet, wo er wahrſcheinlich an der Yſſel (Ysala, auch wohl Sala) an den Folgen des Beinbruchs ſtarb. Man pflegt gewöhnlich die fränkiſche Saale als den Fluß anzunehmen, wo ihn der Tod ereilt habe; allein ein Marſch durch die Berge Thüringens iſt faſt undenkbar.

Während dieſer Ereigniſſe unterwarf Tiberius in mehreren Feldzügen die Pannonier, Dacier und Dalmatier, die ſich noch immer gegen das römiſche Joch ſträubten. Darauf wendete er ſich nach dem Tode ſeines Bruders gegen die Germanen. Ihre Oberhäupter, die der Unterhandlungen wegen zu ihm und dann zu dem Kaiſer gegangen waren, der ſich in Gallien aufhielt, wurden verrätheriſchee Weiſe als Kriegsgefangene feſtgehalten, wodurch man freilich die führerloſen Völker zur theilweiſen Unterwerfung nöthigte. Tiberius unternahm darauf einen Zug bis über die Elbe; es ſcheint aber, daß er ſich zunächſt an der Küſte hielt, wo er keinen bedeutenden Widerſtand fand, denn von großen Siegen wird wenig berichtet. Nach ſeiner Zurückberufung führte Domitius Ahenobarbus den Oberbefehl, der zur Sicherung der Märſche in das innere Germanien die langen Brücken durch die Sümpfe am nördlichen Ufer der Lippe anlegte. Beunruhigt durch die römiſchen Unternehmungen, zogen ſich die Markomannen, ein ſueviſcher Stamm, von der Gränze weg. Sie erwählten Marbod, einen kriegeriſchen Fürſten, der in Rom die römiſche Kriegsweiſe kennen gelernt hatte, zu ihrem Könige und errichteten in Bojohemum (Böhmen) ein Reich, das viele ſueviſche und andere Stämme umfaßte. Der junge Manarch ſicherte ſeine Herrſchaft durch ein wohlgeübtes Heer van 70,000 Mann. Er benahm ſich zwar dem Anſcheine nach ſehr unterwürfig gegen den Kaiſer, aber in Wirklichkeit betrachtete er ſich als gleichberechtigter Fürſt und nahm immer mehr Völker unter ſeine Obhut, ſo daß ſich ſein Reich weit über die Gränzen von Böhmen erſtreckte.

Der Stern von Bethlehem.

Siegreich zogen die römiſchen Adler hier über den Rhein, dort über die Alpen bis an die Donau. Die ſtreitbaren Legionen ſchlugen die Schlachten des mächtigen Herrſchers in Rom. Doch an dem Marke des Reichs zehrte ſchleichende Verderbniß; denn die alte Götterverehrung erwärmte längſt nicht mehr die Herzen der Menſchen. Längſt vergangen war jene glaubensvolle Zeit, da man ſich Himmel und Erde, Luft und Waſſer von überirdiſchen Weſen beſeelt dachte, da Menſchen zum Himmel emporſtiegen, Götter unter den Sterblichen wandelten, da ein Hauch der Gottheit die Schöpfung durchwehte. Die Tempel ſtanden verödet, kein Opferrauch quoll mehr von den Altären hinauf zu den himmliſchen Mächten, als nur wenn das Gebat des Herrſchers die heilige Feier befahl. Die Philoſophie hatte die Gebildeten oon dem frommen Glauben losgemacht, und vergebens ſuchten die Neuplatoniker, indem ſie myſtiſche Annahme von Dämonen in ihre Syſteme verwebten, die alte Religion wieder aufzurichten. Sie beförderten nur den wuchernden Aberglauben, die Begierde nach Wahrſagereien, den Zulauf zu Wunderthätern, die auf Koſten von Vornehm und Gering ihre Säckel füllten. So war um dieſe Zeit ein vielfach bewunderter Schwärmer, Apollonius von Tyana, geboren, deſſen ſittliche Reinheit nicht weniger wie ſeine Wunder von der Menge angeſtaunt wurde. Er hatte Indien und Aegypten durchforſcht, alle Geheimniſſe, wie man glaubt, ergründet; er bannte durch magiſche Beſchwärungen Seuchen und Erdbeben, heilte Kranke, vertrieb böſe Geiſter, konnte Todte erwecken, durch verſchloſſene Thüren gehen, vor den Augen aller Anweſenden verſchwinden und ähnliche Wunderdinge verrichten. Er lehrte, gleich dem in-

Digitized by Google

diſchen Buddha, das Gute und Vortreffliche ſei auch zugleich das Göttliche, daher der vollkommen gute Menſch Gott gleich. Im Beſitze der Weisheit und Tugend, ſagte er, habe man Nichts zu fürchten, ſondern man ſei des Beiſtandes der Gottheit gewiß. Solche Grundſätze breiteten er ſelbſt und ſeine zahlreichen Jünger aus, um dem Strome der Sittenloſigkeit entgegen zu treten. Nachdem er viele Jahre gewirkt, auch unter Nero und Domitian nur durch die Gewalt, welche ſeine äußere Erſcheinung auf die Tyrannen übte, dem Tod entgangen war, ſoll er im hohen Alter auf unerklärte Weiſe von der Erde verſchwunden ſein.

Dem Glauben an ſchwarze Kunſt, beſonders an Aſtrologie, waren Gelehrte wie Ungelehrte zugethan. Selbſt der kalte, finſtere Tiberius ſchenkte während ſeiner Verbannung auf Rhodus dem geſchickten Mathematiker Traſyllus, der ſeine künftige Größe in den Sternen las, unbedingtes Vertrauen. Er beſtieg mit ihm allnächtlich einen Thurm auf ſchwindelnder Höhe, wo er mit ihm die Sterne beobachtete und ſeinen Auslegungen lauſchte. Auguſtus trat dem Aberglauben durch ſcharfe] Verfügungen entgegen; er ſuchte die alte Götterverehrung, die Augurien, das Anſehen der ächten ſibylliniſchen Bücher herzuſtellen; allein er ſelbſt glaubte nicht mehr daran. Er war ſeiner Bildung nach der Schule der Eklektiker zugethan, die aus allen Syſtemen das Glaubhafteſte auslaſen. Dieſe Schule, wie die der Epikuräer und Stoiker, verwarf die mythiſche Götterwelt; ſie bot aber für das, was ſie zerſtörte, keinen Erſatz. Die Philoſophie der nüchternen Verſtandesanſchauung konnte nur ſchwankende Begriffe von dem Göttlichen geben, welche die Sehnſucht des menſchlichen Herzens unbefriedigt ließen. Daher waren die obern Schichten der Geſellſchaft, ſelbſt die Prieſter, dem rückhaltloſeſten Unglauben verfallen, und dieſe Gottverlaſſenheit breitete ſich allmählich unter dem ganzen Volke aus. Viel trug dazu das von Ennius überſetzte Werk des Euhemerus bei, der 300 Jahre v. Chr. den menſchlichen Urſprung der Götter ſeinem Vorgeben nach durch Urkunden bewies. Das Buch war ſo einfach und verſtändlich geſchrieben, daß es auch bei dem gemeinen Manne Eingang fand. Unter dieſen Umſtänden zeigte ſich nirgends ein Anker, nirgends eine Hoffnung, woran ſich das Gemüth anklammern konnte, und mit dem Glauben und der Hoffnung ſanken zugleich die Schranken löblicher Sitte, göttlichen und menſchlichen Rechts. Ausſchweifungen, von denen man mit Grauen hört, Wolllüſte, für die wir hier keine Worte haben, wurden ohne Scheu geübt; Wünſche, Gebete ruchloſen Inhalts, die man keinem Menſchen anzuvertrauen wagte, flüſterte man in den Tempeln, während man doch das Daſein der Götter leugnete. Gottloſigkeit und Gottverlaſſenheit hatten ſich über die mächtige Römerwelt gelagert, den Himmel ihr entzogen und die Erde verpeſtet. So konnte es nicht bleiben; die Hülfe kam aus einem entlegenen Winkel des Reiches, wo ein kleines, gering geachtetes Volk ſeine Heimath hatte.

Abgeſchloſſen im Norden durch die Cedernwälder und ſchneebedeckten Gipfel des Libanon, durch Wüſten im Oſten und Süden, im Weſten nur hier und da das hafenloſe Meer berührend, umfaßte das Vaterland der Iſraeliten einen Flächenraum von 460 Quadratmeilen. Hügel und Thäler, welche damals bei fleißigem Anbau eine Fülle von Früchte hervorbrachten, überlagern das ganze Land. In ausgemauerten Terraſſen erhoben ſich Fruchtfelder, Gärten, Weinberge über einander. Da prangten Oliven- und Feigenpflanzungen, da blühten und dufteten Myrten, Roſen und Granatbäume, und rieſige Sykamoren verbreiteten ihre Schatten. Noch erhebt ſich, von Thälern und Bergen umgeben, die alte Hauptſtadt Jeruſalem auf ihren Hügeln; aber ihr Glanz iſt erblichen, ihre Herrlichkeit vergangen, auf Moriah ſtehen türkiſche Moſcheen, und nur der Oelberg hat den grünen Schmuck bewahrt, womit ihn die Natur alljährlich bekleidet. Nicht weit davon entfernt, in ſüdöſtlicher Richtung, krönt Bethlehem zwei benachbarte Höhen und die dazwiſchen liegende Vertiefung, Fruchtgärten, wohlgepflegt und unterhalten, bekleiden die Hügel umher, aber ſüdlich, im Grunde, dehnt ſich Weideland aus, wo die Heerden des Städtchens den größten Theil des Jahres Nahrung finden.

In jener Zeit, von welcher wir berichten, „begab es ſich, daß ein Gebot ausging vom Kaiſer Auguſtus, daß alle ſeine Unterthanen geſchätzt würden. Und Jedermann ging in ſeine Stadt, daß er ſich ſchätzen ließe. Da machte ſich auf Joſeph, der Zimmermann, aus der Stadt Nazareth in Galiläa, zur Stadt Davids im jüdiſchen Lande, die da heißt Bethlehem, weil er von dem Geſchlechte Davids war, damit er ſich ſchätzen ließe, mit Maria, ſeinem angetrauten Weibe, die war ſchwanger. Und als ſie daſelbſt waren, kam die Zeit, daß ſie gebären ſollte. Und ſie gebar ihren erſten Sohn, wickelten ihn in Windeln und legten ihn in eine Krippe; denn es war kein anderer Raum in der Herberge. Es waren aber Hirten in derſelben Gegend auf dem Felde, die hüteten des Nachts ihre Heerden. Und ſiehe, des Herrn Engel trat zu ihnen, und die Klarheit des Herrn leuchtete um ſie, und ſie fürchteten ſich ſehr. Der Engel ſprach zu ihnen: „Fürchtet euch nicht! Ich verkünde euch große Freude, die allem Volk widerfahren wird. Denn euch iſt heute der Heiland geboren, welcher iſt Chriſtus, der Herr, in der Stadt Davids. Und alſobald war da bei dem Engel die Menge der himmliſchen Heerſchaaren; die lobten Gott und ſprachen: Ehre ſei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menſchen ein Wohlgefallen!

„Zu derſelben Zeit kamen die Weiſen aus Morgenland gen Jeruſalem und ſprachen: Wo iſt der König der Juden? Wir haben ſeinen Stern geſehen und ſind gekommen, ihn anzubeten. Der König Herodes aber erforſchte bei den Hohenprieſtern und Schriftgelehrten, wo Chriſtus ſolle geboren werden. Sie ſprachen: Zu Bethlehem. Da zogen ſie hin, und ſiehe, der Stern, den ſie im Morgenlande geſehen hatte, ging vor ihnen hin, bis er kam und ſtand oben über, da das Kindlein war. Da ſie den Stern ſahen, wurden ſie

froh und gingen in das Haus, fanden das Kind mit Maria, ſeiner Mutter, fielen nieder und beteten es an, thaten ihre Schätze auf und ſchenkten ihm Gold, Weihrauch und Myrrhea."

So erzählen die Urkunden der Religion, deren Kritik wir billig Andern überlaſſen, da wir es nur mit den Begebenheiten zu thun haben.*)

Während Auguſtus, der Senat, die Großen des Reiches ihrer irdiſchen Macht ſich freuten, Geſetze gaben, Tempel bauten, Schlachten ſchlugen, bereitete ſich, wovon ſie keine Ahnung hatten, die geiſtige Umwandlung des Menſchengeſchlechts vor, ging der helle Stern auf, der in die Finſterniß ſchienen, das Licht der Wahrheit, die Gluth der Liebe wieder bringen, einen neuen Himmel aufſchließen ſollte, da der alte zerfallen war. Aber auch eine andere äußere Weltordnung ward um dieſe Zeit vorbereitet, und das geſchah in den dunkeln Waldgebirgen unſeres Vaterlandes.

*) Die Fackel hat dieſen Artikel ſchon längſt beleuchtet. L.

Die Frauen der franzöſiſchen Revolution.

Von Jules Michelet.

Das Palais royal im Jahr 1793. Die Geſellſchaftsſäle. — Auf welche Weiſe ſich die Girondiſten entkräftet haben.

Die ſtürmiſchen Gemütsbewegungen, die gewaltſamen Wechſelfolgen, Fall und Rückfall hatten nicht nur den moraliſchen Nerv gebrochen, ſondern auch in Vielen jenes Gefühl erſchlafft, das in der Regel alle anderen zu überdauern pflegt: die Luſt zum Leben. Man hätte glauben ſollen, daß bei Menſchen, die ſich ſo blindlings in den Strudel der Zerſtreuungen hineinſtürzten, die Luſt zum Leben mächtiger als jedes andere Gefühl geweſen ſei; es war aber gerade das Gegentheil. Viele, gelangweilt, angeekelt, lebensſatt, bedienten ſich — was ſeit Beginn der Revolution jedem Beobachter auffallen mußte — des Vergnügens wie eines Mittels zum Selbſtmord. Je ſchwächer und kranker eine politiſche Partei ward, je mehr deren Macht und Einfluß hinſtarb, deſto mehr überließen ſich die Männer der Partei dem Lebensgenuß: das hatte man an Mirabeau, Chapelier, Talleyrand, Clermont-Tonnerre, an dem Clubb von 89, der ſich beim erſten Reſtaurant des Palais royal verſammelte, geſehen: der politiſche Bund war zu einer Geſellſchaft von Spielern herabgeſunken. Auch das Centrum der geſetzgebenden Verſammlung und des Convents, ſo viele dieſer Männer dem Laufe des Fatums anheimgefallen, ſuchten Troſt und Vergeſſenheit in den Häuſern des Ruins, in den Bordells und an den Spielbänken. Dies Palais royal, ſtrahlend von Licht, Luxus und Gold, angefüllt mit ſchönen Frauen, die Euch entgegenkamen, Euch baten glücklich zu ſein, zu lieben, zu genießen, dieſer Mittelpunkt aller Vergnügungen, der ganz Leben zu ſein ſchien, was war er anders, als das Haus des Todes?

Hier fand man den Tod in allen Formen: hier Spielbänke, dort Freudenmädchen. Die Erſtern, in kleinen Weinſchenken und Kaffeehäuſern verſteckt, boten Mittel dar, ſich auf leichte und ſchnelle Weiſe in den Abgrund zu ſtürzen. Man verlor ſein Geld beim Spiele im erſten Stockwerke, und tröſtete ſich über deſſen Verluſt an der Bruſt einer Dirne im zweiten Stocke. Die Börſe war leer und alles Gold darin verdunſtet.

Dies waren nicht mehr die erſten Zeiten des Palais royal, wo die Kaffeehäuſer die Kirchen der jungen, aufkeimenden Revolution geweſen, wo Camille, im Café de Foy, den erſten Kreuzzug gegen die Tyrannei gepredigt. Das war nicht mehr jenes Zeitalter revolutionärer Unſchuld, wo der gute Claude Fauchet im Circus die Lehren der „Freunde," die Lehren menſchenfreundlicher Vereinigung vorgetragen hatte. — All' dieſe Kaffeehäuſer und Reſtaurants waren jetzt ſehr beſucht, aber ernſt und finſter. Einige darunter ſahen noch Grauenhafteres. Bei dem Reſtaurant Février wurde Lepelletier de Saint-Fargeau*) ermordet. Dicht nebenbei, im Café Corazza, ward der Untergang der Girondiſten angezettelt.

Leben und Tod, haſtiges und in raſchen Zügen genoſſenes Vergnügen, leidenſchaftlicher, aufreibender und verderbenbringender Genuß — das war das Palais royal von 93.

Vor Allem bedurfte es der Spielhäuſer, um ſich ohne Anſtrengung, mit Hülfe einer einzigen Karte, vollſtändig ruiniren zu können.

Und außerdem mußten auch Mädchen daſein; nicht jene dürftige, kümmerliche, armſelige Sorte, die ſich in den Straßen umhertreibt und mehr geeignet iſt, die Männer in ihrer Enthaltſamkeit zu beſtärken, als ſie zu verlocken, derſelben untreu zu werden. Die Mädchen, die man damals unter den Arcaden luſtwandeln ſah, waren — wenn man ſich ſo ausdrücken darf — ausgewählt, wie auf den normänniſchen Weideplätzen jene rieſigen Thiere, blühend an Fleiſch und Leben, die für den Umzug am Faſchingsdienſta-

*) Michel Lepellier de Saint-Fargeau hatte als Mitglied des Convents für den Tod Ludwigs XVI. geſtimmt. Einen Tag vor der Hinrichtung des Königs ward er durch einen Garde-du-Corps, Namens Paris, an der Tafel ermordet. Sein Leichnam ward auf dem Vendome-Platze ausgeſtellt und von dort nach dem Panthéon gebracht. Sein Tod gab das Signal zur Verfolgung aller Royaliſten.
E. M. O.

Digitized by Google

ge auserkoren werden. Mit entblößtem Buſen, mit nackten Schultern, nackten Armen promenirten ſie ſelbſt im ſtrengſten Winter, den Kopf mit ungeheuern Blumenbouquets ausgeſchmückt, um durch den Köder ihrer üppigen Reize die Blicke der Männer auf ſich zu ziehen. Die Greiſe jener Zeit erinnern ſich noch heutigen Tages, im Palais royal vier coloſſale Blondinen, wahre Atlaſſe der Proſtitution, geſehen zu haben, die, mehr als Andere, die ganze Wucht revolutionärer Orgien zu tragen hatten. Mit Verachtung ſahen ſie in den Gallerien auf den Schwarm all' jener Putzmacherinnen herab, die durch geiſtreiche Miene und pikantes Liebäugeln die Magerkeit ihres Körpers vergeſſen zu machen verſuchten.

Dies waren die ſichtbaren Seiten des Palais royal. Wer aber die beiden Gomorrha-Thäler, die den Garten umgeben, durchzog, und wer die neun Treppen der Paſſage Radziwil, den wahrhaften Thurm von Sodom, erſtieg, der ſah dort noch ganz andere Dinge. Viele Männer zogen dieſe düſtern Höhlen, dieſe finſtern Löcher, kleine Kneipen und Keller, die ſelbſt bei Tage durch Lampen erleuchtet waren, vor, wo der Verfall der Sitten ſich in ſeiner ganzen Nacktheit offenbarte und wo Alles den peſtartigen Geruch zügelloſer Orgie an ſich trug.

In dieſe finſtere, ſchmutzige, angeſteckte, ſchamloſe Genüſſe feilbietende Welt hatte ſich eine Menge von Männern geflüchtet, die Einen Contre-Revolutionäre, die Anderen jetzt gar keiner Partei mehr angehörend, gelangweilt, angeekelt, gedrückt und zermalmt durch die Ereigniſſe, ohne Herz, ohne Idee. Dieſe Leute da waren entſchloſſen, ſich ein Alibi zu ſchaffen an den Spielbänken und in den Armen feiler Mädchen, ſo lange die Zeit der Stürme dauerte. Sie verpuppten ſich in dieſe Schlupfwinkel des Laſters, entſchloſſen, an nichts mehr zu denken als die Zeit zu tödten.

Das Volk ſtarb unterdeſſen vor Hunger und das Heer vor Kälte. Was aber kümmerte das ſie? Feinde der Revolution, die ſie ſtets zu neuen Opfern aufrief, ſchienen ſie ihr zu ſagen: Wir mäſten uns in Deiner Räuberhöhle. Du kannſt uns Einen nach dem Andern verſchlingen, morgen mich und heute ihn. In dieſem Punkte ſind wir Alle mit einander einverſtanden; aber wenn es Dir einfallen ſollte, wieder Menſchen aus uns machen zu wollen, unſer Herz aufzurütteln und empfänglich zu machen für das unbegrenzte Leid der Menſchheit, dann lachen wir Dir geradezu ins Geſicht und ſagen Dir nichts weiter als: Il est trop tard, il est trop tard!

Wir ſind hier bis zur niedrigſten Stufe der Selbſtſucht herabgeſtiegen, haben die Pfütze geöffnet und in den Abgrund geblickt. Genug davon!

Aber wenn wir unſere Blicke erheben, was erblicken wir über den Häuſern des Spiels und der Proſtitution?

Brillante Geſellſchaftsſäle, geöffnet von Schauſpielerinnen, Schriftſtellerinnen, politiſchen Ränkeſchmiedinnen, die nicht viel beſſer als jener Auswurf ihres Geſchlechts ſind. In den Armen dieſer Frauen trinkt Mancher oft noch viel Schlimmeres als Abgeſtumpftheit und Tod. Hier vergißt er ſeinen Glauben, ſeine Prinzipien: hier wird ſein Charakter verweichlicht, ſeine Kraft entnervt.

Unter dieſem Einfluß iſt der größte Theil der Gironde untergegangen, nicht durch den Eifer des Kampfs, nicht durch den Muth, durch die Kraft zu ſterben, ſondern mehr durch den Muth zu ſiegen, um eben nicht zu ſterben. Sie waren Alle weich geworden und beſaßen nicht mehr jene Schärfe des Bluts, das Schlachten gewinnen macht. Sie hatten ihre ganze Willenskraft verloren. Das Vergnügen unterſtützte die Philoſophie ... ſie entſagten. Doch von dem Augenblick, wo eine politiſche Partei entſagt, iſt ſie auch verloren.

Dieſe Männer, unter denen die Meiſten, noch ſehr jung, bis dahin in der Obſcurität ihrer Provinz vergraben waren, ſahen ſich mit Einem Male in hellen Sonnenglanz, in einen für ſie gänzlich neuen Luxus verſetzt, von den Schmeicheleien und Liebkoſungen eleganter Frauenwelt umringt, um ſo verführeriſcher, weil ſie aufrichtig waren. Die Frauen bewunderten die Energie dieſer Männer, denn ſie fühlten, daß ſie ihrer bedurften.

Dieſe Damen da waren äußerſt gewandt. Sie hüteten ſich, denen, die ſie durch den Zauber ihrer Schmeicheleien für ſich gewannen, die geheime Abſicht ihres Verführungsplans zu offenbaren.

Bei Eurem erſten Beſuche hättet Ihr in den Salons dieſer Frauen und in ihnen ſelbſt nichts Anderes als aufrichtige, ehrliche, aber gemäßigte Republikanerinnen erblickt. Beim zweiten Male aber hättet ihr ſchon Feuillants und Lafayettiſten gefunden. Und erſt dann, wenn ſie ſich ganz ihrer Macht bewußt waren, entſchleierte ſich der wahre Hintergrund dieſer Frauenzirkel, die alten royaliſtiſchen Freunde, für die jene Frauen eben ſo gewandt als eifrig vorgearbeitet hatten. Es war ein Glück, wenn der arme junge Mann, als reiner Republikaner nach Paris gelangt, ſich nicht, ohne es zu ahnen, mitten unter adeligen Spionen und Ränkeſchmieden von Coblenz befand.

Auf dieſe Weiſe ließ ſich die Gironde im verführeriſchen Netze der Pariſer Frauengeſellſchaft fangen. Niemand verlangte von ihnen, ſie ſollten Royaliſten werden. Die Royaliſten ſuchten ihnen dieſe Mühe zu erſparen dadurch, daß ſie ſelber Girondiſten wurden. So ward dieſe Partei allmählig mehr und mehr die Stütze des Royalismus, die ſchützende Maske, unter welcher ſich die Contre-Revolution in Paris und im Angeſichte der Revolution feſtſetzen und behaupten konnte. Die Geldariſtokraten, die Männer der Bank, waren getheilt: die Einen Girondiſten, die Andern Jakobiner. Der Uebergang von ihrer urſprünglichen, nur allzubekannten Geſinnung von Seite der Gironde. — Ueberdem waren die Salons der Künſtlerinnen und Frauen in der Mode ein neutraler Boden, auf dem die Männer der Bank, wie durch Zufall, mit den Männern der Politik zuſammentrafen, ſich,

ohne gegenſeitig vorgeſtellt zu ſein, angenehm unterhielten und endlich als Freunde und Anhänger auseinandergingen.

Aber auch die reinſten, von jeder politiſchen Intrigue entfernten und aus wahrer Zuneigung hervorgegangenen Verbindungen trugen das ihrige bei, die Gironde zu entkräften. Die Liebe der Mademoiſelle-Candeille zu Vergniaud, dem Oberhaupte der Girondiſten, iſt nicht freizuſprechen von aller Schuld an deſſen Untergange. Sein von ihrem Bilde eingenommenes Herz vermehrte die Unentſchloſſenheit und Trägheit ſeines Charakters. Man merkte es im Convente, daß ſeine Seele häufig auf ganz anderm Gebiete umherirrte und mit andern Gedanken erfüllt und beſchäftigt war. Und man hatte wahrlich nicht Unrecht. Seine Seele wohnte zu der Zeit, wo die Gefahr des Vaterlands ſie ausſchließlich hätte beſchäftigen ſollen, in einer andern Seele. Ein Frauenherz, ſchwach und dennoch mächtig, hielt in ſich eingeſchloſſen das Löwenherz Vergniaud's. Geſang und Harfenſpiel der ſchönen, guten, anbetenswürdigen Candeille hatten ihn ganz und gar unterjocht, entzückt und bezaubert. Arm, wie er war, ſah er ſich von ihr den Reichen gegenüber, die huldigend ihr zu Füßen lagen, bevorzugt und geliebt, aufrichtig geliebt. Die Eitelkeit hatte keinen Theil daran: weder der glänzende Erfolg des Redners, noch jener der jungen Muſe, die im Vereine mit Vergniaud, mitten in den ſtürmiſchen Fragen der Republik, Muße gefunden hatte, ein Luſtſpiel zu ſchaffen, das hundertfünfzig Wiederholungen erlebte.

Dies ſchöne, bezaubernde Weib, das Ideal moraliſcher Anmuth, hinreißend durch ihr Talent, durch die Tugenden ihres Herzens, liebte dies müßiggehende Genie, das auf dem Gipfel ſeines Ruhmes ſchlief. Und Vergniaud erwiderte ihre Liebe, hüllte ſein Leben in den Zauber dieſer Liebe und träumte in ihren Armen ſeine Träume fort. Aber mitten in dieſen Träumen fühlte er, daß ſie und er an einem unvermeidlichen Abgrunde ſtehen. Er vermochte ſie, die ſich ihm hingegeben, nicht zu ſchützen. Ihr Talent gehörte dem Publikum. Das Bedürfniß, ihre armen Aeltern zu erhalten, hatten ſie zum Theater geführt und ſie dort allen Launen dieſer ſturmbewegten Welt ausgeſetzt. Sie, die nur einem Einzigen gefallen wollte, mußte Allen gefallen und die Schätze ihrer Schönheit, worauf er allein ein heiliges Recht, das Recht der Liebe beſaß, mit dieſer rohen, unmoraliſchen Menge theilen, die man „Publikum“ heißt.

Das eben war's, was Vergniaud's Stolz beleidigte, was ſein Herz beunruhigte und ihn zittern machte. Es war ſchrecklich für ihn, zu denken, daß das von ihm angebetete Weib jeden Augenblick der Spielball der Parteien, das Opfer brutaler Laune des Publikums werden konnte. Das war die verwundbare Stelle dieſes Mannes. Hier fürchtete Der, der ſonſt gar nichts zu fürchten ſchien.

Aber dieſe Zeit liebte die Gefahr. Gerade mitten im Prozeſſe Ludwigs XVI., unter den mörderiſchen Blicken der Parteien, die ſich gegenſeitig Tod und Untergang geſchworen hatten, enthüllten Vergniaud und Mademoiſelle Candeille die Stelle, an der ſie verwundbar waren. Vergniaud hatte aber den größten ſeiner Siege, den Triumph der Menſchlichkeit, gefeiert. Mademoiſelle Candeille ſpielte in ihrem eigenen Stücke „la belle fermiere“. Sie bezauberte ganz Paris und verſetzte das Publikum in ein mildes, friedliches Land, das Alles, ſelbſt die Gefahr des Vaterlands, vergeſſen machte.

Die „belle fermiere“ hatte einen ungeheuern Erfolg. Selbſt die Jakobiner ſchonten dieſes reizende Weib, das alle Parteien durch das Opium der Liebe, durch Lethe's Zaubertrank zu berauſchen, zu beruhigen verſtand. Nicht minder günſtig war der Eindruck des Stücks für die Gironde. Das Werk der Freundin Vergniaud's offenbarte nur zu klar, daß ſeine Partei, die der Menſchlichkeit und der Natur, Schutz bieten würde den Beſiegten.

Aber gerade dieſe Grundſätze der Milde, die Vergniaud in vollen Zügen aus dem Becher der Liebe geſchlürft, trieben ihn mehr und mehr dem Abgrunde zu.

Am 31. Oktober 1793 ſank ſein Haupt unter dem Beile des Henkers.

Danton's erſte Frau (1792—93).

Die Sammlung des Obriſten Maurin, jetzt leider verkauft und zerſtreut, enthielt unter andern koſtbaren Dingen auch einen ſehr ſchönen Gipsabguß von der erſten Frau Danton's. Der Charakter dieſes Geſichtes zeigte ungemein viel Güte, Ruhe und Seelenſtärke. Kein Wunder alſo, daß ſie ſo vielen Einfluß auf das Herz ihres Mannes ausgeübt hat und eben wegen dieſes guten Einfluſſes auf ihn ſo allgemein betrauert worden iſt.

Ihr Einfluß war in der That unbegrenzt. War ſie doch die Frau ſeiner Jugend, ſeiner Armuth! Danton, damals Advokat ohne Praxis, tief verſchuldet, ward von ſeinem Schwiegervater, einem Limonadier am Pont-neuf, erhalten, der ſeiner Tochter allmonatlich ein Paar Louisd'or gab, damit ſie und ihr Mann, der, leichtſinnig, bei allen Schulden ziemlich flott zu leben gewohnt war, nicht verhungere. Danton machte ſich über ſeine Lage keine Sorge. Wenn im Haushalte die nothwendigſten Lebensmittel fehlten, zog ſich die Familie auf einige Zeit nach Fontenai, bei Vincennes, zurück, wo ſein Schwiegervater eine Art von Meierei beſaß. Danton, ausgeſtattet mit allen Elementen des Laſters, beſaß wenigſtens die Tugend, daß er weder Spieler noch Trinker war. Deſto mehr aber – es iſt wahr — liebte er die Frauen, nichts deſto weniger aber vor allen Andern die Seinige. — Alle Parteien, die ſich ſeiner bemächtigten, ſuchten ihn und ſeinen täglich wachſenden Einfluß mit Hilfe der Frauen auszubeuten. Die Orleaniſten verſuchten es, ihn

Digitized by Google

durch die Maitreſſe des Herzogs, durch dir ſchöne Frau von Buffon, in ihr Netz zu locken. Danton's glühende Einbildungskraft und ſein ſtürmiſches Temperament liebte in dieſem Punkte die Abwechſelung. Jede Nacht aber trieb ihn das Bedürfniß nach wahrer Liebe und uneigennütziger Anhänglichkeit in die Arme der lieben guten Gefährtin ſeiner Jugend, an den ſtillen Herrd ſeinrs Weibes und ihres alten Danton's zurück, der trotz ſeines Leichtſinns ihr Stolz, ihr Abgott, ihr Alles war.

Das Unglück dieſer armen Frau begann an dem Tage, an welchem ihr Mann urplötzlich und ganz unerwartet Juſtizminiſter geworden war in jrnem furchtbaren Augenblicke, in welchem Paris die Septembergräuel ſah. Zum größten Kummer ihres Mannes erkrankte ſie. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Danton, nur ſeiner kranken Frau zu Liebe, deren Ruhe und Geneſung ihm am Herzen lag, im November und Dezembrr die letzten, peinlichen und ſeinen Stolz nicht wenig erniedrigenden Schritte that, um ſich der Gironde zu nähern und, wenn noch Möglichkeit dazu vorhanden wäre, den Abgrund zu ſchließen, der bald darauf Alle verſchlingen ſollte.

Die niederreißende Schnelligkeit, mit wrlcher in ſolchen Revolutionen ein Ereigniß das andere jagt, hatte Danton's Frau auf's Krankenlager geworfen. Der ſchreckliche Ruf ihres Mannes und ſeine grauenerregende Prahlerei, daß er der Haupturheber der Septembermorde ſei, hatten ihr gefühlvolles Herz gebrochen. Zitternd war ſie ins Hotel des Juſtizminiſteriums eingezogen und halbtodt verließ ſie es. Sie war nur noch ein Schatten, als ſie mit ihrem Danton die neue Wohnung im Paſſage du Commerce, in einem traurigen Hauſe, bezog, das Wölbung und Bogengang bildet zwiſchen dem Durchgange und der (eben ſo traurigen) Cordeliersſtraße.

Der Tod dieſer Frau war für Danton ein unerſetzbarer Verluſt. Die Leutr, die ihr Leben in ſo ſchreckenerregender Fülle ins äußere Leben hinausſchleudern, die das lauſchende Volk mit dem Feuer ihrer Rede, mit dem Blute ihres Herzens erhalten, ſehnen ſich nach den Anſtrengungen des Tages in ihre ſtille Häuslichkeit zurück. Sie fühlen die Nothwendigkeit, daß ihr Herz, daß ihr aufgeregtes Blut ſich hier wieder beruhigr. Und dieſe Ruhe ſchenkt uns nur eine Frau, eine Frau, die eben ſo mild, eben ſo liebevoll wie Danton's Frau iſt. Sie war eben ſo ſchön als gut. Die Leute von Arcis*), wohin ſie ſich oft begeben hatte, fügen hinzu, daß ſie ſchüchtern, etwas ſchwermüthig, aber fromm und außerordentlich mildthätig geweſen ſei.

Sie hatte das Verdienſt gehabt, ſich aus ihrer ſorgenfreien, ruhigen Lage in die Arme des ungewiſſen Zufalls zu werfen, ihr Schickſal an das Schickſal dieſes jungen Mannes zu knüpfrn, der, ohne Ruf, ohne Vermögen, in den Augen Derjenigen, die ihn trotz ſeiner Armuth liebte, ein verkanntes Genie war. Tugendhaft, hatte ſie ihn trotz ſeiner Laſter, die auf ſeinem düſtern und verſtörten Antlitz nur allzuſichtbar waren, auserwählt. Sie hatte den Muth und das Vertrauen, ihre Zukunft dieſem unbekannten, hin und her gepeitſchten, man könnte ſagen auf dem Sturm gebauten Fahrzeuge, welches Danton hieß, anzuvertrauen. Eine einfache Frau, aber voll Herz, hatte ſie dieſen Engel der Finſterniß und des Lichts erfaßt, um ihm zu folgen über den Abgrund und die in Flammen ſtehende Brücke. Hier aber verließ ſie die Kraft und ſie ſank in die Hand des Ewigen.

Das Weib iſt das Glück, hat ein Dichter des Orients geſagt. Sie war nicht blos die Frau, ſie war das Glück, der gute Stern, der von Danton's Seite entfloh, die Jugend und die Anmuth, das Vertrauen und der Glaube, die ihn verlaſſen hatten, denn war doch dieſe Frau es geweſen, die ihm zuerſt vertraut hatte. Eine der Weiber Mahomets fragte den Propheten, warum er noch immer ſeine erſte Frau betrauere? — Darum, weil ſie die erſte war, die an mich geglaubt zu einer Zeit, in der noch Niemand an mich geglaubt hat.

Danton's Frau war es geweſen, die ihm das Verſprechen abgezwungen hatte, wenigſtens des Königs Leben, die Königin, die fromme Prinzeſſin Eliſabeth von Lamballe und die beiden königlichen Kinder zu retten, denn auch ſie hatte ja zwei Kinder, Kinder, die ſie mehr liebte als das Licht ihrer Augen. Das Eine dieſer Kinder hatte Madame Danton in dem heiligen Momente der Erſtürmung der Baſtille, das zweite im Jahre 1791 in jenem Augenblicke empfangen, wo, als Mirabeau todt und die conſtituirende Verſammlung erloſchen, Frankreichs Zukunft in den Händen Danton's lag, welcher der neue König der neuen Verſammlung war.

Dieſe Mutter lag auf dem Krankenbette hingeſtreckt, zwiſchen zwei Wiegen, gepflegt von drr Mutter ihres Mannes. Jedesmal, wenn er heimkehrte, aufgerieben und verwundet von den Ereigniſſen der Außenwelt, ließ er vor der Thür ſeiner Häuslichkrit die Rüſtung und Stahlmaske des Politikers, um am Bette ſeiner kranken Frau eine viel tiefere Wunde, die ſchreckliche, blutige Gewißheit wiederzufinden, daß er in Kurzem von dieſem Herzen voll Liebe werde losgeriſſen werden, daß jeder Tag, jede Stunde ſie näher dem Tode bringe.

Das, was ihn mehr als Alles quält, war, daß er nicht bis zum Augenblicke ihres Todes bei ihr bleiben und ihr letztes Lebewohl erhalten konnte. Es war ihm nicht vergönnt, bei ihr zu bleibrn; die Pflicht rief ihn von ihrem Sterbebette hinweg. Frankreich, die Welt hatten ihre Augen auf ihn gerichtet in dieſem furchtbaren Kampfe zwiſchen Liebe und Pflicht. Er konnte nicht reden, er konnte nicht ſchweigen. Wenn er nicht ein Mittel fand, ſich mit der Rechten und durch ſie mit dem Centrum, der groſſen Mehrzahl des Convents, zu verſöhnen, dann blieb ihm kein anderer Ausweg, als ſich zu entfernen, Paris zu fliehen und ſich

*) Arcis-ſur-Aube war die Vaterſtadt ihres Gatten.

E. M. O.

Digitized by Google

nach Belgien ſchicken zu laſſen, von wo er dann erſt wieder zurückkehren wollte, wenn der Lauf der Ereigniſſe den Knoten aufgelöſt oder zerriſſen hätte. Aber würde er dieſe Frau, die ſo krank war, noch am Leben finden? Und würde dieſe Frau genug Kraft, genug des Muthes in ſich finden, um ſiegreich gegen ihre Krankheit anzukämpfen und wenigſtens ſo lange noch zu leben, um in den Armen ihres zurückkehrenden Mannes den letzten Seufzer ihrer Leiden auszuhauchen? Man konnte vorausſehen, daß es zu ſpät ſein und daß er bei ſeiner Heimkehr nichts finden würde als ein verwaiſtes und in Trauer gehülltes Haus, Kinder ohne Mutter und dies ſo glühend geliebte Weib im Schooße des Grabes. Danton glaubte nicht mehr an die Seele, und darum trieb es ihn mit ſo unwiderſtehlicher Gewalt, wenigſtens den Körper dieſer Seele wiederzuſehen. Und dieſer Körper, der nach Verlauf von acht Nächten und acht Tagen entſtellt und ſchrecklich anzuſchauen war, entriß er der Erde, um ihn in ſeiner wahnſinnigen Liebe und Leidenſchaft der Verweſung und den Würmern ſtreitig zu machen.

Danton's zweite Frau. — Die Liebe im Jahre 1793.

Dem Sturze der Gironde war eine allgemeine, grenzenloſe Entmuthigung gefolgt. Die Sieger fühlten ſich von ihr faſt eben ſo ſehr ergriffen, als die Beſiegten. Marat war erkrankt. Vergniaud hatte nicht einmal den Muth zu fliehen. Danton ſuchte in einer zweiten Heirath eine Art Alibi gegen die Stürme der Politik.

Die Liebe beſchleunigte den Tod Vergniaud's, wie ſie den Tod Danton's beſchleunigte.

Der große Redner der Gironde, Gefangener der Rue de Clichy, die zu jener Zeit ſehr öde war und faſt nur aus Gärten beſtand, war weniger Gefangener des Convents als der Mademoiſelle Candeille. Seine Seele ſchwankte zwiſchen Liebe und Zweifel. Er fragte ſich, ob die Liebe dieſer Frau die Zerſtörung aller andern Dinge überdauern werde. Das, was er von ſeinem eigenen Ich gerettet hatte, ſprach ſich in jenen bittern Briefen aus, die er auf die Bergpartei herniederſchleuderte. Das Fatum hatte ihm die Mühe erſpart, zu handeln, und er bedauerte es nicht mehr und fand es ſüß, ſo zu ſterben, die ſchönen Thränen einer Frau ſchlüeſend, von der er ſich geliebt glaubte.

Zu derſelben Zeit bereitet Danton für ſich einen gleichen Selbſtmord vor. Unglücklicherweiſe war dies damals bei vielen Männern derſelbe Fall. In dem Augenblick, wo die öffentliche Angelegenheit eine Privatſache, eine Frage auf Leben und Tod wird, ſagen ſie verblendet: Es iſt noch morgen Zeit zu den Geſchäften! Heute aber wollen wir das Leben noch genießen. Sie verſchließen ſich in ihre Mauern, ziehen ſich an ihren häuslichen Heerd zurück und ſuchen Troſt in deu Armen der Liebe. Aber dieſe Liebe eben beſchleunigt ihren Sturz, ihren Untergang.

Danton, noch Trauer tragend um ſeine erſte Frau, nahm ſich eine zweite. Jene, die er ſo heiß geliebt hatte, war am 10. Februar, während ſeines Aufenthaltes in Belgien, geſtorben. Am 17. nach Paris zurückgekehrt, hatte er ſie ausgraben laſſen, um ſich den Troſt zu verſchaffen, ſie noch einmal wiederzuſehen. Bis zum 17. Juni waren vier Monate verfloſſen, während welcher er Tag für Tag heulend, brüllend vor Schmerz, die Erde von Neuem geöffnet hatte, um im Schrecken des Leichentuches Jene zu umarmen, in welcher ſeine Jugend, ſein Glück, ſein guter Stern dahingeſchieden war.

Im Sterben liegend, hatte ſie ſeine zweite Heirath verlangt und ſo, ohne es zu ahnen, das vorbereitet, was ſo viel zu ſeinem Sturze beitrug. Sie, die ihn leidenſchaftlich geliebt hatte, errieth, daß er liebe, nnd wollte ihn glücklich wiſſen. Auch hoffte ſie den beiden Kindern, die ſie zurückließ, eine Mutter zu geben in der Perſon eines jungen Mädchens, das erſt ſechzehn Jahre alt zählte, aber tauſend gute Eigenſchaften beſaß und eben ſo mild und fromm wie die Sterbende war. Das erſte Weib, das in Folge der September-Revolution, in Folge des ſchrecklichen Rufes ihres Mannes ſtarb, hoffte ohne Zweifel ihn dadurch, daß ſie ihn vermählte, der Revolution zn entreißen, ſeine Bekehrung herbeizuführen und — da ſeine zweite Frau einer königlich geſinnten Familie angehörte — aus ihm einen geheimen Vertheidiger der Königin und ihres königlichen Sohnes im Temple zu machen.

Danton hatte ſchon als Advokat am Parlamente den Vater dieſes jungen Mädchens gekannt, welcher damals Huiſſier geweſen war. Miniſter geworden, hatte er demſelben eine einträgliche Stelle bei der Marine verſchafft. Aber wie ſehr auch die ganze Familie ihm gegenüber zu Danke verpflichtet, nichts deſto weniger erſchwerte ſie ihm die Heirath mit ihrer Tochter. Die Mutter, nicht eingeſchüchtert durch den Schrecken, den ſein Name verbreitete, beſaß den Muth, ihm die Gräuel des Septembers und den Tod des Königs, den er hätte retten können, vorzuwerfen.

Danton hütete ſich wohl, mit ihr zu ſtreiten. Er that, was man in ähnlichen Fällen zu thun pflegt, wenn man, verliebt wie er es war, ſeinen Zweck erreichen will: er bereute und geſtand das, was wirklich wahr war, daß die Ausſchweifungen des geſetzloſen Zuſtandes nicht länger zu ertragen ſeien, daß er das Treiben der Revolution herzlich ſatt habe und ſich, wie ganz Frankreich, nach Ruhe ſehne.

Das, was dem Gefühle der Mutter ſo ſehr widerſtrebte, gefiel auch der Tochter nicht. Mademoiſelle Louiſe Gély, ein hübſches, zartes Mädchen, erzogen im Schooße ehrlicher Bürgerfamilie, gehörte ihrer Geſinnung nach zum ancien regime. Und ſo kam es, daß ſie in Danton's Nähe ein unheimliches Staunen und weit mehr Furcht als Liebe

Digitized by Google

empfand. Dieſer ſeltſame Mann, halb Löwe, halb Menſch, blieb ihr ein unbegreifliches Räthſel. Mochte er noch ſo ſehr ſeine Zähne verſtecken, ſeine Klauen einziehen, ſie hatte darum doch kein allzugroßes Zutrauen zu dieſem „erhabenen Ungeheuer.“

Dieſes „Ungeheuer“ war, trotz ſeines Rufes, ein guter Menſch. Nur Schade, daß Alles, was groß in ihm war, gegen ihn ſprach. Dies Geheimniß wilder Energie, dieſe poetiſche, von Blitzen ſeines Geiſtes verklärte Häßlichkeit, dieſe überſtrömende männliche Kraft, aus der ſich eine Fluth hinreißender Ideen, unſterblicher Reden ergoß, dies Alles war mehr geeignet, das Herz des jungen Mädchens einzuſchüchtern, als ihm Vertrauen einzuflößen.

Die Familie glaubte ſeiner Bewerbung dadurch aus dem Wege zu gehen, daß ſie ihm ein Hinderniß entgegenſtellte, welches ſie unüberſteiglich hielt: die Nothwendigkeit, ſich bei ſeiner Verheirathung mit ihrer Tochter den Ceremonien des katholiſchen Cultus zu unterwerfen. Alle Welt wußte, daß Danton, ein Apoſtel der Philoſophie Diderot's, im ganzen Chriſtenthume nichts als Aberglauben erblicke und überhaupt ein erklärter Feind jeder poſitiven Religion war und keinen andern Gott als die Natur anerkannte.

Aber gerade deßhalb fügte ſich dieſer geſchmeidige Leibeigene der Natur um ſo leichter auch in dieſe Bedingung und gehorchte ohne Schwierigkeit. Gleichviel welch einen Altar, welch ein Götzenbild man ihm zeigte . . . er lief hin . . . er ſchwur darauf. So groß war die Tyrannei ſeines blinden Eifers. Die Natur war gleichſam ſeine Mitſchuldige: plötzlich entfaltete ſie die ganze Fülle der ihr innewohnenden Thatkraft; der etwas verſpätete Frühling verwandelte ſich in glühend heißen Sommer; es war ein urplötzlicher Roſen-Ausbruch. Nie hat die lachende Jahreszeit und die unruhige Lage der Dinge einen auffallenderen Gegenſatz gebildet als zu jener Zeit. In dieſer moraliſchen Niedergedrücktheit machte ſich die Gewalt eines glühenden, leidenſchaftlichen, liebetrunkenen Temperaments nur um ſo ſchneller geltend. Unter dieſem Eindrucke erhob Danton keine Schwierigkeit, als man ihm ſagte, der Bund ſeiner Ehe müſſe durch die Hand eines nicht beeidigten Prieſters geſegnet werden. Danton wäre im Nothfall durchs Feuer gelaufen. Aber dieſer gewiſſenhafte, fanatiſche Prieſter verlangte von ihm mehr als das Stadthaus: er verlangte im Namen der Kirche, daß der Bräutigam ſich vor dem Altare des Ewigen niederbeuge, daß er beichte und auf dieſe Weiſe in Einem Akte zwei Religionen entweihe: die Unſere und die der Vergangenheit!

Denen, welche die Bildniſſe von Danton und vor Allem die Skizzen kennen, welche David's Meiſterhand in Conventsnächten entworfen hat, wird nicht entgangen ſein, wie der Menſch vom Löwen bis zum Stiere oder, richtiger geſagt, bis zum Wildſchweine, entbraunt in wilder Sinnesluſt, herabzuſinken vermag.

Dies iſt die neue Kraft, die allmächtig herrſchen wird in jener blutigen Epoche, die wir ſchildern wollen; eine verweichlichte, ſchreckliche Kraft, die den Nerv der Revolution bricht. Unter der anſcheinenden Strenge republikaniſcher Sitten, unter dem Schrecken und den Trauerſpielen des Schaffots, ſind im Jahre 1793 das Weib und die phyſiſche Liebe die vereinigte Macht, welche Frankreich regieren.

Man ſieht da Verurtheilte, welche ſorglos den Henkerskarren beſteigen, eine Roſe im Mund. Dies iſt das wahre Bild der Zeit. Dieſe blutigen Roſen bringen den Mann zur Guillotine.

Danton, ganz von Liebe beherrſcht und gegängelt, geſtand dies mit cyniſcher Naivetät. Als man ihn anklagte, daß er gegen die Republik conſpirire, rief er:

— Ich? Das iſt unmöglich! Ein Mann, der jede Nacht ſich der ganzen Trunkenheit der Liebe hinglebt, hat keine Zeit zum Conſpiriren!

In den melancholiſchen Geſängen, die man noch heut zu Tage ſingt, haben uns Fabre d'Eglantine und Andere die Marſeillaiſe der republikaniſchen Liebe und Wolluſt, ſo oft geſungen in den Kerkern, ſelbſt vor den Schranken des Gerichts und am Fuße des Schaffots, hinterlaſſen. Aus all den Liedern jener Zeit läßt ſich ein und derſelbe Grundgedanke heraushören, und dieſer Gedanke, in Proſa übertragen, heißt:

93 ſchien die Liebe das, was ſie wirklich iſt: die Schweſter des Todes.

Naturlehre.

Von C. G. Rau.

Von der Elektricität.

Diejenige Kraft in der Natur, vermöge deren gewiſſe Körper, wenn ſie mehr oder weniger ſtark gerieben oder erhitzt werden, kleine leichte Körper anziehen und wieder abſtoßen, nennt man Elektricität. Die erſte, zufällige oder abſichtliche, Beobachtung machte man am Bernſtein, welcher griechiſch Elektron heißt. Eine Glasſtange oder eine trockene, etwas dicke Siegellackſtange, die mit trockenem Flanell gerieben wird, zieht Papierſchnitzchen, Strohhälmchen, Holzſpänchen ꝛc., welche auf einer Tiſchplatte liegen, ſchon in einer gewiſſen Entfernung an ſich, hält ſie einige Augenblicke lang feſt, ſtößt ſie dann wieder ab und ſetzt dieſes Spiel fort ſo lange die durch die Reibung erregte Elektricität zu wirken vermag. War die Reibung etwas ſtark und anhaltend und die geriebene Stelle nicht zu klein, ſo wirkt ſie auch auf alle

Digitized by Google

Organe des Sinnvermögens. Denn außer dem eigenthümlichen phosphorartigen Geruch, welchen der geriebene Körper verbreitet, bringt er auch, wenn man ihn nahe vor dem Geſicht hin und her bewegt, eine Empfindung hervor, als wenn die Haut mit feinen Spinnweben leicht berührt würde. Nähert man dem geriebenen Körper einen Fingerknöchel, ſo fühlt man ein leiſes Stechen in demſelben, hört ein ſchwaches Kniſtern und ſieht, wenn es dunkel iſt, kleine Fünkchen aus demſelben ausſtrömen. Hält man ihn aber an die Zunge, ſo empfindet man nicht nur den ſtechenden Funken, ſandern auch einen ſäuerlichen Geſchmack.

Sa lange man das Reiben nur mit der Hand betreiben konnte, waren die Erſcheinungen zu ſchwach und von zu kurzer Dauer, um die Wirkungen der Elektricität gehörig beabachten zu können, dieſes geſchah erſt durch die Erfindung der Elektriſirmaſchine (Otto v. Guerike), deren weſentlichſten Theile der geriebene Körper oder der Reiber, der reibende Körper ader das Reibzeug und der Leiter oder Conduktor ausmachen.

Der Reiber kann aus Glas, Pech, Harz, Schwefel u. ſ. w. beſtehen und der Form nach eine Kugel, ein Cylinder oder eine runde Scheibe ſein. Je größer die Scheibe iſt, deſta mehr leiſtet ſie auch.

Das Reibzeug beſteht aus einem mit Roßhaaren ausgeſtapften und mit Leder überzagenen Kiſſen, welches an die Scheibe feſtgeſchraubt und durch Federn, ſoweit es erforderlich iſt, angedrückt werden kann.

Der Canduktor iſt ein hahler Cylinder von Meſſingblech, deſſen beide Enden abgerundet ſind. Mit dem Geſtell der Elektriſirmaſchine ſteht der Canduktor in keiner Verbindung und mit der Scheibe oder ſonſt einem Reiber iſt er blos dadurch verbunden, daß ein paar runde meſſingblechene Arme, die in Spitzen oder Cylinder auslaufen, Saugſpitzen oder Einleiter genannt, bis nahe an die Scheibe hinreichen.

Die Erfahrung hat gezeigt, daß ebenſa wie der Körper in Hinſicht ihres Verhaltens zur Wärme theils gute, theils ſchlechte Leiter, in Hinſicht ihres Verhaltens zum Licht theils durchſichtig, theils undurchſichtig ſind, ebenſa ſind ſie auch in Hinſicht ihres Verhaltens zur Elektrizität theils Nichtleiter, theils Leiter derſelben. Wenn man nämlich die Scheibe einigemal umgedreht hat; ſo zeigt ſich zwar der Conduktor in ſeinem ganzen Umfang gleichmäßig elektriſch, allein durch einen einzigen Funken, den man mit dem Finger und beſonders mit einem metalliſchen Körper aus ihm zieht, verliert er auch ſogleich alle geſammelte Elektricität auf einmal wieder. Bei der Scheibe aber iſt es anders; dieſe gibt ihre Elektricität nur an der Stelle ab, an welcher ſie berührt wird, während andere Stellen derſelben ihre Elektricität behielten. In dieſer Hinſicht wird Glas ein Nichtleiter, Metall hingegen ein Leiter der Elektricität genannt.

Zu den Nichtleitern gehören außer Glas auch alle Har-

ze, Erden, harte Steinarten, beſonders Edelſteine, Schwefel, Wachs, gedörrtes Holz, Seide, Haare, Wolle, Baumwolle, Federn, fette Oele, Papier, Zucker, Aſche u. ſ. w.

Zu den Leitern gehören außer den Metallen die Kohle, das Waſſer, der lebende thieriſche u. Pflanzenkörper, feuchte Subſtanzen, Staub und der Erdbaden.

Die atmoſphäriſche Luft gehört, wenn ſie recht trocken iſt, zwar zu den Nichtleitern, je feuchter ſie aber wird, deſto mehr wird ſie auch leitend.

Körper, welche weder zu den vollkommenen Leitern, noch zu den vollkommenen Nichtleitern gehören, wie Papier, Baumwolle, Marmor, Wachstuch u. ſ. w., pflegt man Halbleiter zu nennen. Ganz vollkommene Nichtleiter gibt es übrigens unter allen bekannten Körpern nicht.

Kein Leiter kann in den elektriſchen Zuſtand verſetzt werden, wenn er nicht von allen andern Leitern ganz und gar getrennt und nur mit Nichtleitern in Verbindung iſt.

Man nennt dieſes das Iſoliren eines Körpers. Die Iſolirung iſt in einem Zimmer mit trockener Luft leicht dadurch zu bewirken, daß man irgend einen Körper an ſeidenen Schnüren aufhängt ader auf ein Geſtell von Glas, Pech, Siegellack, Schwefel u. ſ. w. ſetzt.

Von den entgegengeſetzten Elektricitäten.

Wenn man zwei Glasſtangen durch Reiben gleich ſtark elektriſirt und nähert dieſelben einander, ſo ſtoßen ſie ſich wechſelſeitig ab. Ebenſo wird ein Korkkügelchen, das an einem Faden van reiner trockener Seide hängt, mithin iſolirt iſt, nachdem es von der einen Stange angezogen und darauf abgeſtoßen worden iſt, von der andern ebenfalls abgeſtoßen. Nimmt man zwei ſolche Kügelchen und läßt das eine van der einen Stange, das andere van der andern Stange anziehen, ſa ſtoßen ſie einander ſelbſt ab, wenn man ſie zuſammen bringt. Die nämlichen Erſcheinungen bieten ſich dar, wenn man ſtatt der Glasſtangen zwei Siegellackſtangen gleich ſtark elektriſirt. Nimmt man aber eine Glasſtange und eine Siegellackſtange und elektriſirt beide gleich ſtark, ſo wird ein iſalirtes Kügelchen, welches die Glasſtange abſtößt, von der Siegellackſtange angezagen und umgekehrt. Zwei iſolirte Kügelchen, von denen das eine von der Glasſtange, das andere van der Siegellackſtange abgeſtoßen worden iſt, ziehen ſich, einander genähert, auch ſogleich wechſeitig an.

De Fay, ein franzöſiſcher Naturforſcher, nannte die Elektricität des Glaſes Glas-Elektricität und die des Siegellacks Harz-Elektricität und bezeichnete die eine mit G, die andere mit H. Franklin, dem die Phyſik die größten Entdeckungen in der Lehre der Elektricität verdankt, nannte die Glas-Elektricität die poſitive, die des Harzes die negative Elektricität, für welche der Profeſſor Ehrenberg die Zeichen + E und — E eingeführt hat.

Digitized by Google

Hieraus hat man nun folgendes Hauptgeſetz abgeleitet:

Gleichartige Elektricitäten ſtoßen ſich einander ab, ungleichartige ziehen einander an. In Zeichen ausgedrückt:

G und G, H und H ſtoßen ſich ab;
G und H aber ziehen ſich an.

Oder: + E und + E; — E — und E ſtoßen ſich ab;
+ E und — E ziehen ſich an.

Von der elektriſchen Schlagweite und dem elektriſchen Wirkungskreis.

Durch den Funken, den man erhält, wenn ein nicht ſpitziger Leiter dem elektriſirten Conduktor genähert wird, geht deſſen Elektricität in den leitenden Körper über, wodurch dieſer allemal, wenn er gehörig iſolirt iſt, dieſelbe Elektricität bekommt, die auch der Conduktor hat. Man nennt dieſes die Mittheilung der Elektricität.

Dieſe Art, einen Körper zu elektriſiren, findet zwar am vollſtändigſten dann ſtatt, wenn beide Leiter ſich berühren, allein der Funke kommt auch allemal ſchon zum Vorſchein, wenn auch die Leiter in einer gewiſſen Entfernung von einander ſind. Den Raum, innerhalb welchem Funken aus einem elektriſirten Körper gezogen werden können, nennt man die elektriſche Schlagweite des Körpers. Beträgt die Schlagweite vier Zolle, ſo ſagt man, der Conduktor gebe vierzöllige, beträgt ſie fünf Zolle, ſo ſagt man, er gebe fünfzöllige Funken ꝛc.

Aber auch ohne eine ſolche Mittheilung äußert ſich die Wirkſamkeit der Elektricität eines Körpers auf andere Körper auch außerhalb der Schlagweite. Wenn z. B. eine geriebene Glasröhre, deren Elektricität alſo poſitiv iſt, gegen einen Metallſtab gehalten wird, ſo zeigt ſich das Ende des Stabes, welches der Röhre zugekehrt iſt, negativ elektriſch, auch dann, wenn der Stab von der Röhre ſo weit entfernt iſt, daß eine eigentliche Mittheilung der Elektricität nicht ſtattfinden kann. Dieſe Wirkſamkeit der Elektricität innerhalb eines Raumes, der größer iſt als die Schlagweite, wird der elektriſche Wirkungskreis oder die elektriſche Atmosphäre genannt. Ein iſolirter Leiter, welcher in den elektriſchen Wirkungskreis eines elektriſirten Körpers kommt, wird daher ebenfalls elektriſch.

Von der verſtärkten Elektricität.

Muſchenbröck in Leyden wollte Waſſer in einem Glaſe elektriſiren und that dieß durch einen hineingelegten Metallſtab. Als er nun die Flaſche mit der einen Hand hielt und mit der andern dieſen Stab berührte, erhielt er einen heftigen Schlag, der ihn durch Bruſt und Arme ging. In derſelben Zeit, 1745, machte auch der Domdechant v. Kleiſt in Pommern, der Eiſenfeile in einem gläſernen Becher elektriſiren wollte, die Entdeckung, daß bei der Berührung des Glaſes mit der einen und des hineingeſteckten Metallſtabes mit der andern Hand er einen Schlag bekam, der ihn mächtig erſchütterte. Solche Flaſchen wurden nachher Leyden'ſche oder Kleiſtiſche genannt.

Um ſie zu verfertigen, nimmt man eine weite Flaſche von dünnem Glaſe und belegt ſowohl ihre ganze innere als ganze äußere Fläche mit einem gut leitenden Körper, wozu man gewöhnlich Staniol gebraucht, jedoch ſo, daß ſowohl von innen als außen noch einige Zolle von dem obern Rand der Flaſche unbelegt bleiben, damit die beiden leitenden Belegungen keine elektriſche Gemeinſchaft zuſammen haben, und überzieht auch wohl noch den unbelegten Rand, um leitende Feuchtigkeiten von ihm abzuhalten, mit einem harzigen Firniß. Ein runder Metallſtab, deſſen oberes Ende eine metallene Kugel trägt, geht von der innern Belegung, die er in mehreren Punkten berührt, durch eine Pappſcheibe, welche die Oeffnung der Flaſche bedeckt, einige Zoll hoch heraus und bildet demnach eine Fortſetzung der innern Belegung.

Stellt man nun eine ſolche Flaſche ſo an den Conduktor einer in Thätigkeit geſetzten Elektriſirmaſchine, daß der hervorragende Knopf der innern Belegung den Conduktor berührt oder auch blos nähert und die äußere Belegung nicht iſolirt iſt, ſo wird die Flaſche dadurch mit Elektricität geladen und die Elektricität kann hierdurch ſo verſtärkt werden, daß Jeder, der mit einer ſolchen Flaſche nicht umzugehen verſteht, heftig davon erſchüttert, ſogar in Gefahr kommen kann.

Die Erſchütterung zeigt ſich aber nur dann, wenn man die innere und äußere Belegung zugleich erfaßt, indem man den hervorragenden Knopf mit der einen und die äußere Belegung zugleich mit der andern Hand berührt. Da die innere Belegung nicht, wie dieſes bei dem Conduktor der Fall iſt, durch eine einmalige Berührung ihre Elektricität verliert, ſo kann man durch mehrmalige Berührung die Flaſche nach und nach langſam abladen. Um aber eine ſtark geladene Flaſche ohne Nachtheil auf einmal entladen zu können, muß man ſich eines eigenen Ausladers bedienen. Dieſer beſteht aus einem halbkreisförmig gebogenen Meſſingdraht, deſſen beide Enden mit kleinen Metallkugeln verſehen ſind, von der Einrichtung, daß man mit der einen Kugel das innere Belege oder den hervorragenden Knopf, mit der andern das äußere Belege der Flaſche berühren kann, deſſen Griff aber, woran man ihn faßt, von Glas oder auf irgend eine Weiſe iſolirt iſt. Noch ehe die Kugel des Ausladers den Knopf der innern Belegung berührt, entladet ſich ſchon die Flaſche durch einen krachenden Funken, ſo wie die andere Kugel des Ausladers an der äußern Belegung anliegt. Bei einer ſtark geladenen Flaſche bleibt indeſſen noch immer ein Rückſtand, der erſt durch eine zweite Entladung herausgezogen werden kann.

Je größer die belegten Flächen einer Flaſche ſind, deſto größer iſt auch die Verſtärkung, die man unter gleichen Umſtänden erhält. Wenn man daher mehrere Verſtärkungs-

Digitized by Google

flaſchen ſo zuſammen ſetzt, daß ſawohl alle innern Belegungen unter ſich eine leitende Verbindung bekommen, als auch alle äußern Belegungen, ſa kann man hierdurch die Verſtärkung außerardentlich weit treiben. Verſtärkungsflaſchen, welche auf dieſe Art mit einander verbunden ſiad, werden ein elektriſche Batterie genannt. Um dieſe Verbindung auf eine einfache Weiſe zu Stande zu bringen, ſetzt man die Flaſchen in einen wie Flaſchenkeller geſtalteten Kaſten, deſſen Baden mit Staniol belegt iſt. Dadurch ſind ſchon alle äußern Belegungen in der gehörigen Verbindung. Die innern Belegungen verbindet man durch Drähte, welche um die aus den Flaſchen hervareagenden Metallſtäbe gelegt werden. Geladen wird bei einer ſolchen Verbindung die ganze Batterie ſchon dadurch, daß man blos die innere Belegung einer einzigen Flaſche mit dem Condnktor einer in Thätigkeit geſetzten Eleltriſirmaſchine verbindet. Die Wirkungen einer ſolchen Batterie ſind von ungeheurer Stärke.

Von den elektriſchen Wirkungen.

Die in den varhergebenden Abſchnitten angeführten Erſcheinungen kann man in falgender Ueberſicht zuſammenfaſſen und daraus abnehmen, mit welchen erſtaunungswürdigen und außerordentlichen Kräften, die keine Vernunft erforſchen, ein gläubiges Gemüth nur ahnen kann, die Hand des Allmächtigen die ſichtbaren Ereigniſſe der Natur beherrſcht und in das Leben ruft.*)

1. Durch die elektriſche Anziehung und Abſtaßung können Körper in Bewegung kommen.

2. Durch die Gewalt, mit welcher die Elektricität ihr aufgehabenes Gleichgewicht wieder herſtellt, und durch den Funken, der ſich dabei entwickelt, können feſte Körper, und zwar nicht leitende noch mehr als leitende, durchbohrt, van einander geriſſen und zerſplittert, tropfbare und expanſible Flüſſigkeiten ausgedehnter werden.

3. Der elektriſche Schlag bewirkt bei manchen Körpern, duech welche er geht, ein Phosphoresciren, d. h. ein Vermägen, im Dunkeln zu leuchten.

4. Daß die Elektricität Wärme erregt, zeigt ſich nicht nur am Thermometer, auf welches ſie etwas anhaltend einwirkt, ſondern auch darin, daß ſie Metall glühend machen, ſogar ſchmelzen kann und brennbare Subſtanzen zu entzünden vermag.

5. Die Elekteicität vermag unter gewiſſen Umſtänden dem Magnet ſeine Kraft zu nehmen, dagegen aber auch Eiſen magnetiſch zu machen.

6. Verſuche und Beobachtungen haben auch zur Genüge dargethan, daß bei ſehr vielen Lufterſcheinungen die Elektricität mit im Spiele iſt und daß die Atmoſphäre, im Sammer wie im Winter, der Himmel mag heiter oder bewälkt ſein, ihre Herrſchaft unausgeſetzt empfindet. Wie fuechtbar erhaben ſie im Gewitter erſcheint, iſt ja gegenwärtig ohnehin faſt Jedem bekannt, der nur einigermaßen in der Naturkunde Unterricht bekommen hat.

7. Auch auf die organiſche Natur iſt die Elektricität gewiß von mancherlei Einfluß, den wir vielleicht nie einmal ganz inne werden. Ausgemacht iſt ihre Einwirkung auf den thieriſchen Körper, beſonders auf das Nervenſyſtem, dem ſie bei manchen Zufällen zum Heilmittel werden kann, das ſie aber auch ſo heftig zu erſchüttern vermag, daß ſie lebenszerſtörend wirkt.

Auch im Kleinen läßt ſich die Elektricität zu allerlei Verſuchen, Kunſtſtückchen und beluſtigenden Spielwerken benützen.

*) Die Hand des Allmächtigen hat bereits durch den Forſchergeiſt des Menſchen den Starrkrampf bekommen und wir ſind ſchon ſo weit voran geſchritten, zu erkennen, daß die Natur allein mächtig und ihr Produkt auf Erden, der Menſch, zur Allmacht wird. Ludvigh.

Für die Fackel.

Amneſtie der Preſſe.

Von Samuel Ludvigh

ſeinem Vaterland gewidmet.

So wäre denn endlich durch die „notherzwungene" Gnade und „mürbgewordene" Staatsklugheit Seiner Majeſtät des Kaiſers von Oeſterreich und ſeiner Orakel jene Brücke über den Ocean zweier Welttheile gebaut, welche auch mich „armen Sünder" ſicher nach der geliebten Heimath führt, nach welcher ich mich zwanzig Jahre lang vergebens geſehnt und ſo ich jetzt, nach dreißig Jahren, da ich die Hoffnung zurückzukehren bereits aufgab, nicht leicht zu paſſiren vermag! Nicht ſo ſehr aus Mangel am nöthigen Brückengeld, als aus Familienrückſichten van Weib und Kindern. Ein Fremdling hier, ein Fremdling dort — ein Heimathsloſer überall — das iſt die Folge der Selbſtverbannung eines Preßvergehens wegen. Und das war? Die Umgebung der k. k. Hofcenſur in Wien, welche darin beſtand, daß ich in einem zu Hildburghauſen über Ungarn erſchienenen Werke, in der Vorrede, geſagt habe: Ungarn werde ſich, unter dem „väterlichen Schutze" Oeſterreichs, zu einer ſelbſtſtändigen Nation erheben. Pah, väterlicher Schutz! Warum ſagte ich denn nicht: „Willkühr und Deſpatie?" Ach, um mit dieſer Bedientenphraſe die Roſe der Wahrheit unter den Darnen zu bewahren und das Werk gegen abſalute Verdammniß zu ſchützen. Dennoch vergebens. Bei angedrohter Kerkerſtrafe nach einem zweiten Preßvergehen, bei dieſem Geiſtesmorde einer auf den vormals freien Ungarn laſtenden Regierung war der Richtung meines raſtloſen Geiſtes jede Hoffnung genommen, und ſa verließ ich

Digitized by Google

denn im Jahre 1837, in Oeſterreich zu knechtiſchem Schweigen verdammt, das geliebte Vaterland. Die Verhältniſſe brachten es mit ſich, daß ich bei meiner Ankunft in Philadelphia ſogleich eine Stelle als Redakteur der „Alten und Neuen Welt“ fand. Da brauchte man bei keinem Kaiſer oder König um ein Privilegium zu betteln, noch um die gnädige Genehmigung eines „Raiſonnements“; auch brauchte man die Manuſcripte nicht allunterthänigſt einem Cenſor zu unterbreiten, um das „Imprimatur“ zu erhalten. Und Das gefiel mir über alle Maßen und dieſe Freiheit benützte ich auch treu und gewiſſenhaft bis zur heutigen Stunde. Es kam das Jahr 1847. Verhältniſſe brachten mich nach Paris und Hamburg. Dort ſpuckte Communismus in geheimen Arbeiter-Verſammlungen, hier ſprach man in Vereinen über Republik und hielt öffentliche Vorträge gegen Kirche und Pfaffenthum. In einer Wochenſchrift überraſchten mich ſogar Auszüge aus dem erſten Jahrgang meiner „Fackel“. Es war mir alſo ein Leichtes, zu bemerken, daß in Europa nicht mehr der Geiſt herrſcht, der da geherrſcht hat, als ich es als Selbſtverbannter verließ. Nichtsdeſtoweniger war der alte Zopf noch immer nicht ganz außer Mode gekommen; denn — ich wurde ja aus Hamburg ausgewieſen, in Folge einer öffentlichen Rede. Ich ging nach Leipzig. Hier verkaufte ich das Manuſcript: „Licht- und Schattenſeiten republikaniſcher Zuſtände“ an einen Verleger und konnte dem innern Drang nicht widerſtehen, die geliebte Heimath mit den geſunkenen Sternen der Hoffnung und den Gräbern der Geliebten zu beſuchen. Ein gewagter, ein faſt frevelhafter Schritt! Doch, ich ſage: „du magſt dich blindlings in Gefahren ſtürzen; du magſt feige ſie vermeiden wollen; es giebt ein Fatum, das dich in ihrem mächtigen Netz gefangen hält.“ Dies hat ſich auch bei jenem gewagten Schritt bewährt. Schon im folgenden Jahr 1848 haben ſich uns die Symptome der Freiheit zu Paris und Hamburg als Vorboten einer Revolution bewahrheitet, welche gekrönte Häupter beben und ſelbſt Oeſterreichs Thron im Jahre 1849 zittern machten. Ich, der arme Sünder,“ brachte ein Schwert aus Amerika, das in Canada gegen Englands Regierung geführt wurde, nach Europa, das ich, gleichſam als Geſandter der Revolution, dem Muſeo zu Peſth verehrt habe, ohne zu ahnen, daß bald mein Vaterland ſich gegen ſeine väterliche Regierung erheben werde, um ein unabhängiges Reich zu gründen. War Das nicht eine herrliche Revange für mich? Nicht ein Strahl der Hoffnung, daß Ungarn endlich frei wird, frei werden müſſe? War es nicht ein Troſt für die geſchlagenen Wunden? Eine Nemeſis gegen die Uebergriffe einer gewiſſenloſen Deſpotie? Und endlich, war es nicht ein wunderbares Glück, daß ich frei in den Märztagen in der Kaiſerſtadt mich aufhalten konnte, indeß der Mörder meines jugendlichen Strebens, Metternich, durch Flucht ſein Heil ſuchen mußte?! Er, der vor wenigen Wochen den Befehl gab, mich bei meiner Zurückkunft aus Ungarn feſtzunehmen und nach der Feſtung zu ſchicken. Wahrlich, hätte ich die geringſte Empfänglichkeit ein Gläubiger zu ſein, ich müßte glauben, der Liebling eines Gottes zu ſein und unter ſeinem beſondern Schutz zu ſtehen.

Oeſterreich's Thron war gewaltig erſchüttert, ſeine Armeen lagen beſiegt zu den Füßen der tapfern Magyaren; doch — der alte Sünderthron ſollte noch nicht fallen; das Kaiſerhaus ſollte nicht plötzlich zuſammenſtürzen, ſondern allmälig untergraben werden, um den Inwohnern Zeit und Muße zu laſſen, ihre Verbrechen an den Völkern zu bereuen, am morſchen Stuhl des heiligen Petrus zu Rom Vergebung der Sünden zu erlangen und zur Erkenntniß zu kommen, daß man den menſchlichen Geiſt nicht hermetiſch verſchließen und Völker nicht ewig als Zug- und Schlachtvieh behandeln könne.

Im Jahr 1848 im Sommer nach New-York zurückgekehrt, traf ich auch mein Haus — das Hotel in Duane-Straße ſeligen Andenkens — in Trümmern, aus denen ſich mein geliebtes Weib mit zwei Kindern gerettet hat, von denen das Eine, Adorine, während des Vaters Abweſenheit erblindete: arm und mit Gram und Sorgen kämpfend. Ein trauriges Wiederſehen! Und doch behaupte ich: „der Menſch, die ſtolze, oft übermüthige Beſtie, muß leiden, um zur Erkenntniß ſeiner Selbſt zu kommen. Da mein Capital nicht in Cents und Dollars, auch nicht in liegenden Gütern beſteht, ſondern in einigen Unzen Gehirn und unverwüſtlichen Schätzen des Wiſſens, ſo begann ich denn, als literariſcher Ex-Wirth, eine neue Carriere als Sprachlehrer und Advokat zu Newark, im Staate New-Jerſey. Doch ein Feind der Pandekten und der Zwiſte ekelte mich die Winkeladvokatur ſehr bald an und der raſtloſe Geiſt ſehnte ſich nach ſeinem Lieblingselemente, welches war: das Wirken auf religiöſem Gebiete! Ich ſiedelte denn nach Baltimore über und ſetzte im Jahre 1852 die unterbrochene Fackel fort, welche noch brennt und brennen ſoll, ſo lange ein geſunder Gedanke im Gehirn lebt und die Beine des Ahasverus in brauchbarem Zuſtand ſind.

Nun ſchreiben wir 1867. Der Fackler iſt alt geworden — Vater, Mutter, Schweſter, im Vaterland, ſind todt — kein Neffe, keine Nichte, kein Couſin, keine Couſine, von denen mehre wohlhabend ſind, äußerte je den Wunſch, den Onkel, den Vetter aufzufordern „nach Hauſe“ zu kommen. Eine neue Generation wächſt an meiner Seite empor, neben drei Töchtern, drei geſunde und hübſche Knaben, alle noch in der Schule und von denen wenigſtens Einer des Vaters „politiſches Verbrechen“ ſühnen und deſſen Vaterland nützlich werden ſollte!

Auch des Facklers und jeden Lichtes Feind: das Haus Hapsburg“ iſt alt geworden und — „es wankt der Thron jetzt wieder und die Völker ſingen Freiheitslieder.“ — Preußiſche Intelligenz und das Zündnadelgewehr haben den Kaiſer von Oeſterreich in beiſpiellos kurzer Zeit

Digitized by Google

zu Boden geſtreckt und der durch ruſſiſche Bajonete curirte Sproſſe von Hapsburg leidet jetzt gewaltig an allerhöchſt kaiſerlichen Wehen und Dr. Beuſt iſt es, der dem kranken Mann „Number Two" Hoffnung zu Wiedergeneſung verheißt.

Die Stimmen in Ungarn ertönen wieder als mahnendes Echo von 1848 und 49. — Die Stimmen auf den Landtagen der deutſch-öſterreichiſchen Provinzen übertönen nun jene ſogar und — Se. Majeſtät läßt ſie ruhig gewähren. In dieſem kaiſerlichen Miſere kommen auch noch die zerrütteten Finanzverhältniſſe! Wohin ſoll und muß alles Dieſes endlich führen? Zum Zuſammenſturz des Alten und zum Aufbau neuer Bauten.

Möchte gar zu gerne mein geiſtiges Scherflein beitragen zu dem großen, neuen Aufbau in spe; möchte wohl gerne in der alten Heimath eine Fackel anzünden, zur Beleuchtung der Geiſtestyrannei, der gemäſteten Pfaffen und der Kirchengüter in den Händen der heiligen Müßiggänger; aber — aber — die Zeit iſt in Europa, beſonders in Oeſterreich, noch immer nicht gekommen, wo der freie Gedanke frei ſich äußern darf, opponirt und geſichtet blos durch den Gedanken und ungeſtraft durch Gebote deſpotiſcher Regierung. Noch Alles Chaos und Entwickelung im alten Vaterland und die

„Amneſtie der Preſſe"

iſt der Wiederhall der Verzweiflung des kranken Mannes in Wien. Ich ſehe ihn meinem Geiſte vorſchweben, wie er am Rand des Grabes ſteht u. zu Dr. Beuſt, den Todtengräber, fleht, daß er dem Rathloſen Rath ertheile und ſeine Wunden heile, die Bismark ſchlug.

Für die Fackel.

Uſurpation eines Präſidenten der Ver. Staaten und das Recht ihn abzuſetzen.

Von E. Ludvigh.

Der weſentliche Unterſchied zwiſchen einer monarchiſchen und einer demokratiſchen Regierung liegt darin, daß der Wille des Alleinherrſchers Geſetz iſt, daß die Perſon des Königs einer conſtitutionellen Monarchie für heilig und unverletzlich erklärt wird, da die geheiligt Majeſtät weder „irren noch Böſes thun" könne, indeß der Präſident, die vollziehende Hand, die Executive des geſetzgebenden Körpers, als fehlbar wie jede andere Perſon betrachtet wird und nach weiſer Vorſorge der Conſtitution für gefäbeliche, irrthümliche und ſchlechte Handlungen verantwortlich gemacht, für Verrath, Beſtechlichkeit und ſonſtige Verbrechen und dem Staat Verderben oder Schande bringende Handlungen in Anklagezuſtand geſetzt (impeached) und ſeines Amtes entſetzt weeden kann. Der Vorzug der demokratiſchen Regierungsform eines intelligenten und politiſch ſich ſelbſtbewußten Volkes über die monarchiſche iſt demnach ſchon dieſes weſentlichen Unterſchieds wegen einleuchtend und wer ſich einer möglichen Anklage und einer geſetzlich darauf erfolgten Abſetzung der abſichtlich oder irrthümlich fehlenden Executive gewaltſam widerſetzen, oder Widerſtand anrathen wollte, begeht offenen Verrath an der Conſtitution, zu welcher er als Bürger der Ver. Staaten geſchworen.

Ein anderer weſentlicher Unterſchied zwiſchen Monarchie und Republik liegt auch in der Gewalt des Veto, das in jener ein abſolutes, den Volkswillen unbedingt vernichtendes, in dieſer ein bedingtes iſt; ſo, daß ein im Congreß paſſirtes Geſetz, erſt mit Veto belegt und dann nach einer zweiten Abſtimmung mit ⅔tel Mehrheit paſſirt, Geſetzes Kraft haben, und der Präſident daſſelbe ſeinem Eide nach treu vollziehen müſſe, obſchon es mit ſeiner Meinung nicht übereinſtimmt. Hieraus erhellt klar und deutlich, daß der Präſident keine höhere Macht beſitzt als der Congreß, ſelbſt keine gleiche, ſondeen dieſem, einzig und allein ſouverainen Körper, als Repräſentant des Geſammtvolkes, untergeordnet iſt. Hieraus folgt denn von ſelbſt, ohne dem geringſten Zweifel Raum zu laſſen, daß ein Präſident der Ver. Staaten, der ſich weigern wollte ein durch ⅔tel Mehrheit paſſirtes Geſetz des legislativen Körpers treu zu exequiren, oder der ſich, uſurpatoriſche Macht aus böſer Abſicht, um die Regierung zu ſtürzen, oder aus Irrthum, falſchem Eifer oder Unwiſſenheit, anmaaßend erlauben würde, irgend eine legislative Haadlung zu begehen und in die ausſchließlichen Rechte des Congreſſes einzugreifen, daß ein ſolcher Präſident de jure angeklagt werden und de facto abgeſetzt werden könne und müſſe, wenn Conſtitution und Volksfreiheit nicht blos Farce ſein ſollen.

Ein ſolcher ſich möglicherweiſer ereignender Fall iſt allerdings eine Calamität, welche man wohl beklagen kann, doch ſie nicht mit Feigheit, oder aus Parteirückſichten zurückweiſen darf, ohne ſich als ſouverainer Bürger ſelbſt eines politiſchen Verbrechens ſchuldig zu machen.

Irren und fehlen iſt menſchlich und das höchſte Amt ſchützt weder vor Irrthum, noch vor Verantwortlichkeit.

Als in frühren Jahrhunderten die Ungarn ihre Könige ſelbſt erwählten und ſich für ihre Berathungen, als Nation, auf dem Felde Rakos unter freiem Himmel verſammelten, da kannten ſie noch kein geregeltes Staatsrecht, kein abſolutes, noch limitirtes Veto; doch wußten ſie, daß auch der König irren und Böſes im Schilde führen könne und ſie behielten ſich denn das Recht vor, ſich Demſelben, wenn ihre Rechte bedroht waren, mit Waffengewalt zu widerſetzen (Jus resi-

Digitized by Google

stendi cum armis). Was im Laufe der Zeit aus dieſem Rechte durch die pragmatiſche Sanction, durch die k. k. Hofkanzlei und „väterliche" öſterreichiſche Regierung im Allgemeinen geworden iſt, das iſt Jedem bekannt, der mit der Geſchichte einigermaßen vertraut iſt.

Wir befinden uns gegenwärtig in der höchſt unangenehmen Lage, unſeren Präſidenten von hervorragenden Staatsmännern, und Journaliſten mit Impeachment bedroht zu ſehen, wobei uns nicht Leidenſchaftlichkeit, Parteirückſicht u. Haß in unſerem Urtheil beſtimmen ſoll, ſondern ſtrenge Gerechtigkeit in Beurtheilung der Anklagpunkte, und in Anerkennung des vollkommenen Rechtes, durch ein Juſtiz-Committe dieſelben zu prüfen und den Congreß als allein competentes Forum darüber entſcheiden zu laſſen.

Nach der Conſtitution beſitzt das Repräſentantenhaus die ausſchließliche Macht der Anklage eines Präſidenten und der Senat die einzige Gewalt über die Anklage zu urtheilen und zu entſcheiden (the sole power to try all impeachments.) Das Präſidium in ſolchen Fällen führt der Oberſte Richter (Chief Justice) und zur Verurtheilung iſt die Uebereinſtimmung von Zieln der anweſenden Mitglieder nothwendig. Auch ein Vice-Präſident und ſonſtige Civil-Beamte können in Anklagezuſtand verſetzt und des Amtes entſetzt werden. Das Urtheilt erſtreckt ſich jedoch nicht weiter als auf Entfernung vom Amt und Unfähigkeit künftig irgend ein Amt in den Ver. Staaten zu bekleiden.

Dieſe Proviſion der Conſtitution, beſonders in Fällen von Verrath, Beſtechlichkeit, Uſurpation und ſonſtiger Verbrechen und Schandthaten, iſt höchſt zweckmäßig, und wenn unſer gegenwärtiger Präſident, Herr Andrew Johnſon, der fortwährend das Wort Conſtitution im Munde führt, wirklich ein Verehrer dieſer Conſtitution iſt, ſich ſchuldlos fühlt und treu die durch den Congreß paſſirten Geſetze vollſtreckt; ſo mag er ruhig ſich ſeinem Geſchicke fügen; nicht aber gegen den Congreß, deſſen Untergeordneter er iſt, auf gehäſſige Weiſe eifern und ſogar — mit roher Gewalt drohen, was an und für ſich allein ſchon hinreicht, ihn vom Amt zu entfernen. Dieſe „Impeachment Calamity" hat ſchon ſo weit um ſich gegriffen, daß ein „Rücktritt" kaum mehr ſtattfinden kann, ohne ſich Blößen der Ohnmacht zu geben, wie wir ſie, leider, im Falle des Erzverräthers Jeff. Davis erfahren müſſen.

Es iſt verbrecheriſch von Seiten eines Präſidenten gegen Abſetzung mit Waffengewalt zu drohen und lächerlich von Seiten einer ihm günſtigen Partei — Schon die Drohung berechtigt und verpflichtet den Congreß zur Anklage und iſt für den Senat ein hinreichender Grund ſein „ſchuldig" auszuſprechen.

Es iſt wahr, die Corruption im Staat hat bereits weit um ſich gegriffen, doch iſt die amerikaniſche Nation noch lange nicht ſo tief geſunken, um ſich durch Uſurpation eines Präſidenten und Drohung feiler Parteiklaffer einſchüchtern und von Schritten zurückhalten zu laſſen, welche zur Sicherheit nach Innen und zur Ehre nach Außen nothwendig ſind.

Ich bin nicht geneigt zu glauben, Johnſon habe die Abſicht, die Republik böswillig zu ſtürzen; bin jedoch der Meinung, daß er ſich bereits ſo grober Sünden von „Misdemeanors" und „personal demeanor" ſchuldig gemacht habe, daß es einem Juſtiz-Committee ganz leicht ſein wird, Gründe zur Anklage und dem Senate Gründe zur Abſetzung zu finden.

Fiat Iustitia, aut pereat mundus! Was eben dasſelbe ſagt, als wenn ich ſagen wollte:

Es geſchehe Gerechtigkeit, oder — der Teufel hole die Republik!

Für die Fackel.

Streifzüge.

Von S. Ludvigh.

Dezember, 1866.

Da iſt er ſchon wieder der abſcheuliche Gaſt, der kalte Winter, unter deſſen eiſiger Hand die Erde ihres Schmuckes beraubt in das Leichentuch des Schnees gehüllt iſt und der nur der Jugend willkommen, die von innerem Feuer erwärmt Vergnügen findet am Schlittenfahren und Schlittſchuhlaufen; indeß Greis und Matrone, ohne inneres Feuer, nach dem Ofen ſich ſehnen, und da Betrachtungen anſtellen über den Winter ihres eigenen Lebens, entkleidet von Knoſpen und Blüthen und Blumen, an den Früchten ſich labend, die zuweilen recht ſauer ſchmecken; die wenigen Jahre zählen, ſo ihnen vielleicht noch zur ſpärlichen Vegetation zugemeſſen ſind. Auch meine bewegten Lebensblumen ſind verblüht und der Gedanke alt zu ſein, an den ich mich ſo lange nicht gewöhnen konnte, iſt zur Realität geworden, die ſich im Spiegel betrachtet nicht mehr hinwegläugnen läßt, und ſich durch allerlei Vorboten der baldigen Decrepidität, als da ſind: Huſten und Hüſteln und aſthmatiſches Athmen geltend macht. Und dennoch immerfort auf Reiſen, auf Reiſen in einem Land der trockenen Proſa, wo Städte und Menſchen ſich überall gleichen; wo man neben Affectation und Ziererei elegant geputzter Damen und männlicher Blaſirtheit und Rohheit höchſt ſelten mit höherer Geiſtesbildung und edlen Charakteren in Berührung kömmt, wo viel gebetet und viel geflucht, viel geheuchelt und viel betrogen, viel politiſirt und wenig reformirt, viel geraucht und gekaut und noch mehr getrunken wird. Ja, geſtehen wir es nur, wir ſind ein politiſirendes, radotirendes, heiliges, chriſtliches und

verſoſſenes Volk. Der Stubenhocker mag an dieſer Wahrheit zweifeln, wer viel auf Reiſen mit der Maſſe des Volkes in Berührung kömmt, dem iſt ſie evident und liefert eben, leider, ſehr viel Stoff zu inneren Betrachtungen, die wahrlich, nicht erfreulich ſind und der Bruſt manchen ſtillen Seufzer der Verzweiflung an unſerer Generation erpreſſen.*)

Neben den tauſend und tauſend ekligen Waſſerfällen am Hinterkopf unſerer mit Eiſenreifen verbarrikirten Schönen findet der Reiſende blos Einen Waſſerfall, der das Auge entzückt und Herz und Geiſt erquickt, den Niagarafall; und außer dem Hudſon, oberen Miſſiſſippi und Ohio mit ihren pittoresken Ufern, wildromantiſchen Contouren und reizenden Perſpektiven findet man auf Tauſenden von Meilen weſt und ſüd, nord und oſt, die arkadiſchen Reize und idylliſchen Scenerien blos durch unüberſehbare Prärien, monotone bemooſ'te Wälder, Baumwollenſtauden, Welſchkornſtengel, Telegraphendrähte und Fensriegel repräſentirt; wobei jedoch Eins nicht verſchwiegen werden darf: das erfreuliche Bild, in Städten und auf dem Lande, eines allgemeinen Wohlſtandes, bei dem die Züge des großen Reichthums und des Luxus eben ſo ſelten zum Vorſchein kommen wie die Züge einer drückenden Armuth. Und hierin beſteht einer der größten Vorzüge der Ver. Staaten über das alte, verrottete Europa.

Trotz dieſer Monotonie des Landes und des Volkes, das durch geiſtige Ueberlegenheit, Smartness und Trug die wilde Poeſie des Indianers verdrängt hat, habe ich ſeit vielen Jahren Reiſeſkizzen und Streifzüge geliefert, welche, wenn nicht von allen, doch ganz gewiß von den meiſten meiner Leſer und Leſerinnen mit Vergnügen geleſen wurden. Ja, ſo manche junge Dame — doch keine von East Saginaw — ſehnte ſich den Verfaſſer perſönlich kennen zu lernen und war es zuweilen der Fall, daß dieſer Wunſch erfüllt wurde, ſo machte es mir ſtets ein diaboliſches Vergnügen, die Täuſchung und Verblüfftheit der Schönen aus ihren Augen zu leſen über den jugendlichen Schwung der Fackel und den Runzeln des mageren Facklers. Und jetzt, da die letzte Spur der Jugend und Männlichkeit durch die fatale Zahl 66 aufgehoben iſt; jetzt, da jede Illuſion verſchwunden, kein Traum für die Wirklichkeit entſchädigt, kein ſchönes Auge mehr mit Vergnügen im Auge des Greiſen weilt, kein Händedruck entzückt, kein Kuß begeiſtert, kein ſchuldloſes Abenteuer die trockene Proſa des Alltaglebens würzt; kurz, jetzt, wo der rüſtige Wanderer, der den Aetna und den Veſuv beſtieg, die ſchönſten Länder Europa's per pedes durchſtreifte, der halbe Nächte mit den Muſen im heiligen Tempel der Dichtung verkehrte, hüſtend und hüſtelnd dahin ſchleicht und

wo der alte „Oedenburger Student" eines Glaſes alten Oedenburger Weines, oder Tokaiers bedarf, um — die Lebensgeiſter aufzufriſchen, jetzt ſoll ich noch immer Streifzüge ſchreiben, an welche die Leſer ſeit Jahren gewohnt ſind. Wohl, weil es denn einmal im Buch des Schickſals geſchrieben ſteht: „du ſollſt unſtät ſein; du mußt reiſen, bis zur letzten Station zum Paradieſe," ſo will ich denn auch jetzt u. noch ferner hin eine Weile Das niederſchreiben, was ſich bei meinen Streifzügen dem Geiſte aufgedrungen hat und es ſo Anderen mittheilen, wie es der Moment der „Stimmung", der Eindrücke und der Verhältniſſe gegeben hat.

Am 1. Dezember kehrte ich von einer kleinen Tour von Louisville, Columbus, Ind., Chicago, Milwaukie, und Madiſon, Wisc. nach Cincinnati zurück. Der Himmel war heiter, der Gau mit Schnee bedeckt, dabei ſo kalt, als hätte ich meinen Einzug in St. Paul gehalten.

In der Stadt herrſchte, trotz der Geſchäftsſtille, rühriges Leben, da eben die feierliche Eröffnung der Eiſenbrücke ſtattgefunden hat. Dieſer impoſante Bogen, der ſich in einer Länge von 2,252 Fuß über den Ohio erſtreckt, gewährt einen prachtvollen Anblick. So wie die coloſſale Brücke über den Niagara-Strom wurde auch die Königin der Brücken, zu Cincinnati, durch deutſchen Genius ins Daſein gerufen. Ihre Koſten beliefen ſich auf 1,750,000 Dollars. Würdig dieſem Bau zur Seite ſteht der unterſeeiſche Tunnel in Chicago, deſſen großartige Eröffnung kurz vor meiner Ankunft in der Stadt ſtattfand. Indeß der deutſche Geiſt in Amerika im Fach der Baukunſt Triumphe feiert, hat ſich der Amerikaner in dieſem Jahr durch nautiſche Verdienſte Lorbeeren erworben. Nämlich, durch Legung des atlantiſchen Kabels und das Wettlaufen zwiſchen den Yachten Henrietta, Fleetwing und Veſta.

Der Kabel: Es iſt anerkannte Thatſache, daß dieſer große wiſſenſchaftliche Sieg des unterſeeiſchen Telegraphen, welcher vorigen Auguſt ſeine Vollendung erreicht, nach 15-jähriger fortwährender Arbeit, der Beharrlichkeit des Cyrus W. Field, eines Amerikaners, zuzuſchreiben iſt. Er war es, der fortwährend ſich anſtrengte und raſtlos arbeitete, wenn Andere das Unternehmen als unausführbar aufgegeben hatten. Die Wichtigkeit dieſes Sieges bedarf nicht mit bombaſtiſchen Worten hervorgehoben zu werden: der Telegraph ſpricht für ſich ſelbſt, vernehmbar über 4000 Meilen hin in 25/100 einer Secunde!

Was das Wettlaufen der drei Yachts anbelangt, ſo iſt es Nebenſache, ob man das Unternehmen einen auf Ambition gegründeten lebensgefährlichen Humbug im Großen nennen mag; ſo viel iſt gewiß, daß die weſentliche Grundlage und Ausführung eine ſtreng nautiſch-wiſſenſchaftliche war, ein Sieg der Navigation und des perſönlichen, an Tollkühnheit grenzenden Muthes, ſo ſeines Gleichen nicht hat.

Henrietta lief 3066 Meilen, Fleetwing 3007 und Veſta 3064 Meilen, indeß die Totalentfernung zwiſchen beiden Plätzen am Bogen eines großen Cirkels, der nicht befahren

*) From Nature only do I love to paint,
Whether she send a satyr or a saint;
To me sincerity's the one thing good,
Soiled though she be, and lost to maidenhood.
(Fitz Adam's story.)

werden kann, da er über Nantucket und Cape Race ſich erſtreckt 2,977½ Meilen beträgt.

Die verwegenen Preisrenner verließen am 11. Dezbr. (1866, um 1 Uhr Nachmittag Sandy Hook (an der Küſte New Yorks) und kamen am Needles Leuchtthurm (im engliſchen Canal) in folgender Weiſe an: Henrietta am 25. Dez., um 3 Uhr 45 Minuten; Fleetwing 26. Dez., um 12 Uhr Mittags; Veſta am 26. Dez., um 12 Uhr 40 Min. Morgens.

Laut Differenz der Needles und Sandy Hook oder New York Zeit ergiebt ſich folgendeo Reſultat der Yachts.

Henrietta, lief 13 Tage, 21 Stunden, 55 Minuten, 16 Secunden.

Fleetwing, 14 Tage, 6 Stunden, 10 Minuten, 2 Secunden;

Veſta, 14 Tage, 6 Stunden, 50 Minuten, 16.2 Secunden.

Dieſe Tabelle berechtigt, in der That, zu dem Ausruf: Ruhm dem Sieger! und Ehre dem Beſiegten!

Wer weiß es nicht, daß am 25. Dez. der Chriſttag fällt, obwohl es Niemand wiſſen kann, in welchem Jahr und an welchem Tag dieſer König von olim geboren wurde. Daß ee geboren wurde iſt jedoch eben ſo gewiß, als daß ſein Vater der heilige Geiſt und ſeine Mutter eine mit dem Zimmermann Joſeph verlobte jüdiſche Jungfrau wae, die auch, auf wunderbare Weiſe nach der Geburt noch eine immaculata virgo blieb. Ja, es iſt gewiß, weil es die Kieche ſo lehrt und weil jeder gute Chriſt der Kirche glaubt. Seltſamer Widerſpruch des menſchlichen Geiſtes! Indeß man durch wiſſenſchaftliche Foeſchungen und Beſtrebungen den Lauf der Geſtiene berechnet, unterſeeiſch Tauſende von Meilen weit duech Telegraphe ſpricht, in 13 Tagen an Bord von Vergnügungsfahrzeugen den atlantiſchen Ocean durchkreuzt, glauben im 19. Jahrhundert noch Millionen Menſchen an die Fabel des heiligen Geiſtes und das Mährchen der Unbeflecktheit einee Mutter Gottes!

Auch mich hat man als chriſtlich geboren und lutheriſch getauften Knaben jene Mähechen gelehrt und der Knabe glaubte daean. Auch mir hat das Chriſtkindlein den mit Zuckerwerk und vergoldeten Nüſſen geſchmückten Chriſtbaum, unter deſſen grünen Zweigen „baumwollne" Lämmlein weideten, beſcheert. Und die Wachskerzchen brannten ſo hell — und es war ſo ſchön, ſo licht — und das Herz pochte vor Freude und — im Kopfe da war es ſo finſter! Die Lichtlein erloſchen, das Mährchen wurde allmälig durch das Licht dee forſchenden Vernunft erleuchtet und hellig — iſt nur noch die Eeinnerung an jene kindlich einfältige Zeit des Chriſttages.

Auch meine Kinder — denen das Mährchen von Chriſtus nicht gelehrt wird — erfreaten ſich um brennenden Baume, der füe ſie keinen andeen Sinn hat, als daß ſie gut ſein müſſen, wenn ſie wünſchen, daß ihnen Santa Claus (ſoll wohl den heiligen Nikolaus bedeuten) einen Baum beſcheere mit allerlei leckern Dingen!

Ausnahmsweiſe brachte ich die Weihnachten und den Neujahrstag 1867 im Kreiſe meiner Familie zu. Und das war wieder ein genußreiches Intermezzo im Lebenswinter des greiſen Wanderers. Jedes Alter hat ſeine Freuden und unter dieſen mannigfaltigen Freuden des menſchlichen Lebens wurden mir endlich auch Großvaterfreuden beſcheert. Wäre es nicht thöricht, ſeine verlorne Jugend, die verblichene Schönheit ſeines Weibes zu beklagen, wenn im Schooß der Tochter ein Enkelchen lächelt, deſſen Vater entzückt an ihrer Seite die erſten Vaterfreuden genießt? Es giebt für mich nichts Schöneres, als einen Säugling an der Bruſt einer geſunden, ſchönen Mutter. Kein Wunder, daß die katholiſche Kirche im Muttergottesbild die Liebe canoniſirt hat. Nur ſchade, daß dieſelbe Kirche, welche die Liebe blos predigt, Haß und Verdammung ſeit Jahrhunderten übt, mit glühenden Zangen, mit Feuer und Waſſerproben, mit Scheiterhaufen, Bannbullen und Prieſteefluch!

Januar, 1867.

Auch mir wurde aus Indianapolis ein Weihnachtsgeſchenk zu Theil; werthvoll, licht und ſchön und wahe in ſeinem Weſen. Es iſt: „Teutſcher Radikalismus in Amerika, von Carl Heinzen." Da ich neben einigen lateiniſchen Klaſſikern blos neologiſche Werke im Gebirte der Naturwiſſenſchaften leſe und nur an Belehrendem und Piquantem Geſchmack finde, ſo ſteckte ich denn den teutſch-amerikaniſchen Radikalismus um ſo willkommner in die Reiſetaſche, da das Wort Radikalismus ſogae in dee amerikaniſchen Politik einer Partei zum Schibolet gemacht und gedankenlos herabgeleiert wird, wie das PaterNoster im credo eines am Altare meſſeleſenden Prieſters; ein Wort, das dem Teommelfell eines guten Demokraten und conſervativen Johnsonman eben ſo zuwider iſt, wie das rechtgläubige Ave Maria einem nurechtgläubigen Lutheraner oder einem im heiligen Geiſt ſchwelgenden Methodiſten. Und wenn dieſes entſetzliche Wort in ſeinem wahren Gehalt erſt aus dem Munde Heinzen's kömmt, dann muß es allerdings belehrend und piquant ſein, um ſo gewiſſer, da der große Janhagel blos durch den Namen des Buches und des Verfaſſers ſo füechterlich im Innern ergriffen wird, als ſtände ee vor ſeinem mit dee Hölle drohenden Beichtvatee, oder gar vor dem lebendigen Satan.

Da wir unſere radikalen Schriften gewöhnlich im einfachen Gewand einer Broſchue in die Welt ſchicken, um den Einband zu erſparen, ſo machte ich mich denn alsbald im Waggon auf der Reiſe von Cincinnati nach Columbus, O., u. ſ. w. an's aufſchneiden und kam ſchon beim Leſen des

erſten Aufſatzes: „Moral des Radikalismus“ zur Ueberzeugung, daß ein Kritiker, der ein vernünftiger Menſch iſt, eben nicht a u f z u ſ c h n e i d e n braucht, wenn er das Werk als höchſt intereſſantes Geiſtesprodukt dem Publikum empfiehlt. Ach, dem Publikum — kum, kum, kum; dumm, dumm, dumm. Wie klein iſt das Publikum eines Carl Heinzen; wie groß die Zahl der Verehrer von Novellenſchätzen, Bibeln, Traktätchen, Ritter- und Räubergeſchichten, Schinderhannes und Genoveva! Indem mir die Kritik eines Werkes um ſo weniger obliegt, da es der Spiegel meiner eigenen Anſchauungsweiſe und Anſichten iſt, ſo macht es mir doch Vergnügen, darauf hinzuweiſen und, als Beleg der im vorigen Streifzug erwähnten chriſtlichen Liebe, aus dem zweiten Aufſatz: Ueber die „Liebe“ einige Stellen zu excerpieen und dem Leſer zum Beſten zu geben.

„Wenn ich mich frage, wer die Liebe in die Welt gebracht habe, ſo bin ich nicht zweifelhaft zu ſagen, das W e i b und die M u t t e r.

Griechen und Römer repräſentirten die Liebe durch ein W e i b, durch eine G ö t t i n.

Erſt das Chriſtenthum machte die Erfahrung, daß es auch einen „G o t t der Liebe“ gebe; aber ſein Repräſentant auf Erden war ein gekreuzigter, unbeweibter, langweiliger Menſch mit einer Dornenkrone, deſſen Mutter eine Jungfrau und deſſen Reich nicht von d i e ſ e r Welt war. Eine Liebe bei der man ſich bekreuzen muß.

Das Wort, welches ein ganzes Babel von Verwirrung in ſich ſchließt, heißt L i e b e. Auf die Liebe iſt Alles anwendbar. Der Eine ſpricht von Liebe, um ſeine Gedanken zu verbergen; der Andere, weil ihm die Gedanken fehlen; der Dritte, weil er an das Wort glaubt, ohne den Inhalt zu kennen, und der Vierte redet gar von Liebe, wo er das Schwert des Haſſes aus der Scheide zieht.

Die Menſchheit iſt getheilt in zwei Hälften, die eine Hälfte beſteht aus Mördern, die andere aus Schlachtopfern; die eine aus Unterdrückern, die andere aus Geknechteten; die eine aus Schweigern, die andere aus Hungernden. Und wer regiert dieſe verzweifelte Menſchheit? Es iſt die „L i e b e“, die göttliche Liebe, die chriſtliche Liebe, die himmliſche Liebe, welche anvertraut wurde den von Gott geſandten Herren der Staaten und der Kirchen. Es iſt nicht die ſündige, irdiſche Liebe, welche küßt, ſcherzt, umarmt und ein unheiliges Leben zeigt; nein, es iſt jene heilige Liebe, welche vom Himmel kömmt, und auf der Erde Alles mordet, was ſie nicht knechten kann, — welche beſeeligend die Menſchheit überſchüttet wie ein befruchtender Regen von — Gift; welche rein und uneigennützig die Erde umfängt, wie eine zärtliche Mutter und in ihrer Umarmung Alles erſtickt. Dieſe großartige, unendliche, ſublime Liebe iſt es, welche die Menſchheit beglückt mit Kanonen und Kartätſchen, mit Galgen und Galeeren, mit Guillotinen und Ketten, mit Knuten und Kerkern, mit Kirchen und Kirchhöfen, mit Hunger und Bibeln. Das iſt jene univerſelle Liebe, die vom Kreuze kömmt, und die jetzt ein Kreuz geworden. —

Was iſt die Liebe, um die es ſich für uns handelt? Es iſt die Sicherung des Rechts und durch das Recht die Sicherung des Glückes aller Menſchen. Wer die Menſchheit zu lieben vorgiebt und nur ein einziges Menſchenrecht verletzt, iſt ein Heuchler, ein Schurke, ein Verbrecher. Deßhalb ſind Heuchler, Schurken und Verbrecher alle Pfaffen und Fürſten, alle Volksverdummer und alle Blutſauger, welche die Menſchenrechte verletzen oder ihre Verletzung gutheißen und ſegnen. Der L i e b e d i e ſ e r Heuchler entſpricht unſer H a ß. —

Liebe ohne Recht iſt eine Lüge und die rechte Platform iſt gewiß die, auf welcher Herz und Verſtand d i e ſ e l b e Sprache ſprechen.

Ja, das iſt die einzige rechte Sprache, welche die Unterdrücker und Verdummer haſſen und die Verdummten und Unterdrückten nicht verſtehen. Das iſt die Sprache Heinzen's und aller wahrhaft freien Männer, bei denen Kopf u. Herz in Einklang ſtehen; die nicht hohle Phraſen dreſchen, ſondern Prinzipien huldigen; die ſich weder der Dummheit noch der Schlechtigkeit ihrer Nebenmenſchen accomodiren, um ſelbſtſüchtige Zwecke zu erreichen.

Auf einer Januar-Tour in Columbus, O. angekommen, fiel mir eine Nr. von „Harpers Weekly“ in die Hände, in der mir die amerikaniſche Politik in Holzſchnitten repräſentirt wie eine Parodie auf unſern teutſchen Radikalismus erſchien und welche ich nicht umhin kann, zur Ehre der antiradikalen Stadt Columbus hier einzuſchalten.

Bei dem Empfange des Präſidenten Johnſon in New-York wollte Jedermann und Jedefrau den großen Mann ſehen. Ein radikaler Yankee, vom gewöhnlichen Schlage und ruhigem Temperamente, war in der enthuſiasmirten Menge der Tauſenden ſichtbar, der ſich mit einem coloſſalen Teleſcop a la Paul Jones oder ſonſtiger Seeräuber aus der guten alten Zeit bewaffnet hat, um — den großen Mann zu ſehen, der ſo viel ſpricht und von ſich ſprechen macht.

Ein hervorragender Parteiführer mit einem kleinen Negerknaben an der Seite, präſentirt Sr. demokratiſchen Excellenz eine Rolle Papier mit der Inſchrift: Ich wünſche, daß dieſer Mitbürger ſein Stimmrecht erhalte.

Neben ſtand ein breitſchultriges Hockſterweib, mit einem großen Korb auf dem Kopfe, deren Ausdruck dem Geiſte der Fenier glich und die alle Schönen der Menge durch ihr ſchwarzes Auge und ihre rothen Haare überſtrahlte: das iſt Andy? ſagt ſie, das iſt der Mann der die Boys nicht hinüber nach Canada ziehen ließ, denen ich ſelbſt auch zehn Dollars gab, um die grüne Farbe über der rothen aufzuhiſſen?! Und dieſe D a m e war der ſchwarzen Raſſe gar nicht geneigt; ſie erklärte ſich für Superior und ſprach: Ich glaube, daß der Neger nicht i n t e l l i g e n t genug iſt, um zu ſtimmen.

Ein kleiner Loafer, mit einer Cigare im Mund, ſtellte ſich blos darum auf den „Stump“ eines Laternenpfahles, um den Präſidenten zu ſehen, da er meinte, er könne eines Tages ſelbſt auch Präſident werden.

Eine herrliche Satyre, in der That! Reichen Stoff zum Nachdenken über die Bewunderung der „G r ö ß e“ von Seiten der „K l e i n e n“; über die Volksintelligenz der Maſſe, weiß und ſchwarz; über die Möglichkeit aus einem verloaferten Knaben als zungengeläufiger Bar Politician Präſident zu werden u. ſ. w.

Einer Januar-Tour nach Hamilton, Dayton und Springfield, hätte ich beinahe vergeſſen zu erwähnen und da ſich eben in jenen drei freundlichen rührigen Städten im Staate Ohio weder ein Ereigniß, noch eine Begebenheit zugetragen hat, ſo hätte die Welt dadurch auch Nichts verloren. Die freundliche Aufnahme jedoch meiner Freunde daſelbſt kann ich nicht ganz übergehen und will ſie ſtill in der Kammer meines Herzens verſchließen. So wollen wir denn nun bei einer ſpätern Tour uns von Columbus nach Cleveland begeben. Im Hotel des Hrn. Weidekopf niedliches Zimmer und guten Tiſch gefunden, aber — keinen warmen Ofen, bei einer Kälte, wo im warmen Gehirn jeder Gedanke zu erſtarren ſcheint, wenn es nicht Wärmeſtoff von Außen erhält. Wo der Comfort fehlt, dort hört bei mir das Schreiben auf, und ſo kann ich denn auf den beſcheidenen Titel eines Bierbank-Literaten keinen Anſpruch machen. Es war ſehr kalt und es ſchneite, und dennoch zog ich Sonntags, dem müßigen Sitzen in der warmen Gaſtſtube das Laufen im Freien vor und die eklige Proſa des Lumpenſammelns, alias Collektirens. Da ich mir einmal das Loos erwählt habe, der General-Agent der Fackel und ausſchließliche Collektor zu ſein, um nicht Fiasko zu machen, und das neue Evangelium des Radikalismus nach beſten Kräften zu verbreiten, ſo habe ich mich den Schattenſeiten und Beſchwerden ſchweigend zu fügen und ſo trocken, ſo „gemein“ etwa ſogar dieſer ſelbſtgewählte Beruf, als Mittel zum Zweck, auch Manchem (con raggione) erſcheinen mag, ſo iſt er mir, beſonders bei den vielen ihn beglückenden Lichtſeiten eines bewegten Lebens doch weit weniger läſtig, als mir das Antichambriren an irgend einem Hofe in Europa, oder ein hohes Amt in Amerika wäre, erlangt durch Aufopferung meiner inneren Ueberzeugung, oder durch Gunſt eines Präſidenten, dem ich durch Accommodation und Halbheit mit Schrift und Rede als Bedienter hätte dienen müſſen, um mich ſelbſt — zum Schurken zu machen. Und Schurke iſt doch ganz gewiß Jeder, der blos die halbe Wahrheit ſagt, um ſich ſelbſt zu nützen, wo die ganze Wahrheit der Menſchheit, oder doch wenigſten dem Volk nützen würde. Sage ich auch oft, von Rohheit und Gemeinheit umgeben, zu mir ſelbſt: wie tief biſt Du, deiner europäiſchen Stellung gegenüber, hier in Amerika im ſocialen Leben geſunken! ſo habe ich doch das ohnende Bewußtſein für mich, moraliſch mich erhoben und treu im ſterilen Weinberge des geiſtigen Fortſchrittes gearbeitet zu haben. Und das genügt.

So ſehr auch der Ungar mit Liebe an ſeinem Vaterland hängt, ſo gering auch die Zahl der Ungarn neben anderen Nationalitäten in Amerika iſt, ſo beſteht doch bereits in Cleveland ein ungariſcher Verein zur Unterſtützung armer Landsleute. Viele der exilirten Ungarn ſind in Folge der Amneſtie zurückgekehrt und das geringe Contingent der Einwanderung ſeit 1850 beſteht größtentheils aus Handelsleuten, beſonders aus Juden, für welche die Ver. Staaten, mit ihrem Handels- und Schachergeiſte, allerdings ein neues Jeruſalem, ein wahres Eldorado ſind, Europa gegenüber, wo die Menſchenrechte noch immer mit Füßen getreten werden.

Ich hatte Gelegenheit einer Sitzung des ungariſchen Vereins beizuwohnen, wo ein delicater Fall eines Landsmannes zu heftigen Debatten Anlaß gab. Der Landsmann nämlich, ein junger Mann, der wie ſo viele tauſend Andere zu jung zum heirathen und alt genug iſt um die Früchte des Heirathens zu pflücken, in der furchtbar peinigenden und herzzerſtörenden Schwebe zwiſchen Proſtitution, Pederaſtie, Onanie u. wie die ſchönen Ableger unſererCiviliſation alle heißen mögen, ließ ſich durch die Allmacht des Triebes, durch dieſen Stachel, der dem civiliſirten Menſchen gegeben, um ihn zu quälen und unter das Thier herabzuſetzen, das naturgemäß dem Inſtinkte folgt, und weder Ehebruch, noch Nothzucht kennt, dieſer junge Mann ließ ſich durch den Trieb ſo weit hinreißen, um an einem kleinen Negermädchen ſeine Luſt zu ſtillen. Die Folge war: eine ärztliche occulata des ſchwarzen corpus delicti und 3 Jahre Zuchthausſtrafe des armenDelinquenten. Nun handelte es ſich um Begnadigung des Verurtheilten, welche die Advokaten, dieſe Rechtshenkersknechte unſerer Civiliſation, zu erwirken verſprachen, wenn man ihnen das dazu nöthige Geld garantire. Auf Antrag eines Mitgliedes für den Fall der Begnadigung dem Landsmann 50 Dollars zu bewilligen, theilten ſich die Anweſenden in zwei Gruppen, die Eine, aus Mitleid bewogen, für Bewilligung der Summe; die Andere, vom Geſichtspunkte ausgehend, daß ein Wohlthätigkeitsverein keine Verbrecher unterſtützen könne, ohne ſeine Pflicht zu verletzen und ſich Schande und Tadel zuzuziehen, dagegen. — Das Mitleid hat über das poſitive Recht geſiegt und wir wollen hoffen, daß das Geld, das durch Kirchen und Gerichtshöfe dringt, auch in dieſem Falle ſeinen Zauber bethätigen möge. Um aber ſolche und ähnliche abnorme Fälle, in deren Falle der beſte Jüngling fallen kann, künftig wenn nicht abſolut unmöglich, doch ſo ſelten wie möglich zu machen, empfehle ich armer Sünder, dem, Gott und Teufel ſei's gedankt, keine ſolche Falle mehr droht, die — die — ach darf ich's denn wagen, es laut zu ſagen, die E m a n z i p a t i o n der — nein, d e s W e i b e s; die f r e i e L i e b e als Ehe an die Stelle der chriſtlichen Ehe als Contrakt und Sakrament. Ehe jedoch die Wahrheit dieſer Theorie zum Segen eines

Digitized by Google

Volkes in der Praxis werden kann, müſſen allgemeine geiſtige Bildung und die Moral des Radikalismus Unwiſſenheit, Brutalität und Rohheit der Halbbarbaren unſerer Civiliſation veedrängt haben. Und Das – wird noch lange dauern; denn der Radikalismus hat bis jetzt blos Worte zur Verfügung; keinen Staat, keine Mittel, um ſeine Reform zu verſuchen. Ergo: was iſt, hat als Beſtehendes ſeine momentane Berechtigung und demnach wäre denn das Unvernünftige vernünftig, das Unrecht Recht, die Rohheit gute Sitte und — ſo bleibt es „halt" noch eine gute Weile beim Alten. Bah, da laufe ich am Ende, trotz meines 30jährigen Radikalismus, ſchon wieder Gefahr, mich durch die Weißwaſchbürſte irgend eines Kritikers mit der „Reſignationsfarbe" beſchmieren zu laſſen. Und trotz alledem iſt Reſignation kein leeres Wort; denn vermag auch des Künſtlers Hand aus einem rohen Marmorblock eine Aphrodite herauszumeißeln, ſo vermag doch keines Sterblichen Hand aus einem rohen alten Menſchenklotz einen jungen Adepten des Radikalismus, ein Ebenbild von Bildung und Tugend zu machen. Nichtsdeſtoweniger, en avant! Laſſet uns Theorien predigen, die Praxis wird, muß endlich von ſelbſt kommen.

Cleveland wird bald den Namen einer Großſtadt verdienen. Das Prädikat Gartenſtadt verdient ſie in vollem Maaße und findet man da auch keine engliſchen Parks und Kunſtgärten, ſo hat doch jedes der eleganten Häuſer in den breiten Hauptſtraßen ihre ſchattigen Bäume, Geſträuche und Blumenbeete. Jedenfalls iſt ſie die ſchönſte, die anmuthigſte Stadt im ganzen Weſten. Das deutſche Element iſt da ſtark vertreten: deutſche Handwerker, deutſche Beamte, deutſche Aerzte, deutſche Advokaten, deutſche Brauer, deutſche Kaufleute und Architekte; deutſche Zeitungen; deutſche Aſſecuranz-Geſellſchaft, Turnverein; doch — keine deutſche Bühne. Unter den größeren deutſchen Geſchäftsfirmen erwähne ich die Importeure, Gebrüder Rethberg, D. Black, Joſ. Stoppel; das Uhren- und Juwelengeſchäft von Jakob Meyer, Perley's optiſches Waarenlager, Henſch's ſchöne und wohl ſortirte Apotheke. Zu den größeren Salons der Stadt gehört der von Haltnorth, nebſt guter Reſtauration und bei Paul Schmidt und ſeinem Nachbar Seyler trinkt man echten Rhein- und Catawbawein.

Die frühere Ohio-City iſt jetzt mit Cleveland vereinigt und unter dem Namen Weſt-Side bekannt; hochgelegen bietet ſie einige hübſche Punkte und Perſpektive nach dem Erie-See hinaus; ſie hat breite Straßen, von Straßeneiſenbahnen durchſchnitten; iſt jedoch lange nicht ſo ſchön, ſo rührig wie ihre Rivalin, die ſie überflügelt und endlich abſorbirt hat.

Dee älteſte Deutſche, der jetzt in Cleveland lebt, iſt Hr. Emerich; weiland tapferer Lieutenant unter Napoleon, dem Völkerſchlächter, und ein enthuſiasmirter Verehrer des Kaiſers. Jetzt? ein Greis, der nicht zu Jenen gehört, die trotz der 80 und 90 Jahre, wie z. B. der biedere Urgroßpapa Ehrmann in Louisville, ihrer vollen Geiſteskraft ſich erfreuen.

Von Cleveland fuhr ich nach Sandusky City. Die ſchöne Bay war feſt zugefroren und belebt von Fußgängern und Schlitten. So gerne ich dort drüben in den ſeeligen Eilanden des Bachus meine Freunde Rinckleff und Schmidt beſucht und ihren „Neuen" verſucht hätte, ſo hinderten mich doch die Beſchwerden von Huſten und Asthma an der Ausführung ſolch' einer kalten Spazierfahrt. Wohl, ich hoffe für den nächſten Sommer; er iſt ja der einzige Arzt, der mir durch ſeine warme Sonne ſchon in früheren Jahren geholfen hat und wieder helfen wird; denn die Lungen ſind unverſehrt, wofür mir die ſondirenden Fauſtſchläge des tüchtigen Arztes Spannagel in Chicago bürgen. Uebrigens glaube ich doch verſichern zu können, daß mir eine durch Dr. Müller zu Spriegfield, O. präſentirte Doſis homoeopathiſchee Auflöſung von Arſenik in aſthmatiſcher Hinſicht bedeutende Linderung verſchafft hat. Glauben macht ja ſelig und die Medicin hat ihre Gläubigen und Schismatiker eben ſo wie die Theologie. Der weſentliche Unterſchied liegt jedoch darin, daß es Dyagnoſtiker giebt, die mit mathematiſchee Gewißheit die Krankheit erkennen u. zu behandeln wiſſen; indeß noch nie ein Pfaffe, nie ein Prophet, nie ein Gottesgelahrtee, oder ſonſtiger heiliger Charlatan gelebt hat, der jenen Gott, denn ee lehrt u. Andere anzubeten heißt, je geſehen, gerochen, geſchmeckt oder betaſtet hat. Ein tüchtiger Arzt kann, trotz ſo mancher Hypotheſe ſeiner Wiſſenſchaft, ein Ehrenmann und Menſchenfreund ſein; ein Theolog, wenn er ſich ſelbſt den Puls fühlt, kann ſich unmöglich ein ſolches Zeugniß geben.

So wie mehre Städte im Weſten hat auch Sandusky City einen deutſchen Bürgermeiſter (Mayor), Hrn. Friedr. Geiersdorf. Ein Mann, der zu jenen wenigen Menſchen gehört, wo Heez und Kopf in Einklang den wahren Werth des Menſchen beſtimmen.

Sandusky kann man beinahe eine deutſche Stadt nennen, in welcher das freiſinnige Element ſtark vertreten iſt. Hertel's „Kupferſchlange" hat vor Kurzem eine „ſchwarze Schlange" als Gegnerin bekommen, das will ſagen, neben der demokratiſchen Zeitung iſt auch eine republikaniſche in's Leben gerufen worden, durch die Herren Förſter und Neuerth. Der Unterſchied zwiſchen beiden iſt wohl merkbar; doch eben nicht größer als jener zwiſchen einer republikaniſchen, ſich auch radikal nennenden Parteizeitung und „dem Radikalismus", der noch keine organiſirte Partei hat u. auf ſeiner Platform ſämmtlichen Schlangen und politiſchem Ungeziefer den Krieg erklärt. Seit dem Niederbrennen des deutſchen Theaters iſt eine bedeutende Ebbe im hieſigen ſocialen Leben eingetreten; doch über nicht lange wird es dem eifrigen Veeehrer dee Bühne, Hrn. Kindt, und ſonſtigen Verehrern der Thalia wohl gelingen, dem ſeit geraumer Zeit gefühlten Mangel abzuhelfen. Sandusky hat einige große Maſchinen-Werkſtätte für Lokomo-

tive und Agricultur-Implemente. In letzterem Zweige liefert die Fulton Fabrik der Hrn. Otto Krommer u. Co. ausgezeichnete Maſchinen, welche über einen großen Theil des Weſtens hin verbreitet ſind. Ich beſuche ſelten hier zu Land eine ſolche Fabrik, wo mir nicht die ſicilianiſchen Bauern vom Jahr 1827 einfielen, die mir auf meiner Wanderſchaft auf jener fruchtbaren Inſel mit ihrem waitzenbelaſteten Eſeln begegneten, das da beſtimmt war, mit eiſenbeſchlagenen Knütteln ausgedroſchen zu werden; oder auch die Schaaren von einigen hundert Schnittern und Schnitterinnen auf ungariſchen Herrſchaftsfeldern, vom Auſſeher (Panduren) angetrieben, und die Procedur, vor großen Scheunen das Getraide mit Pferden auszutreten! Welcher Contraſt zwiſchen der Landwirthſchaft jener Länder zu jener Zeit und der Landwirthſchaft der Gegenwart hier in Amerika, von deſſen Boden kaum die Fußſtapfen der Rothhäute verſchwunden ſind!

Die Improvements (Verbeſſerungen) erſtrecken ſich bis auf den kleinſten Schlitten für Knaben herab. Und auch welche Eleganz, welche zweckmäßige Form der Schlittſchuhe unſerer Zeit, in Vergleich der Schlitten und Schlittſchuhe meiner Jugend.

Im Schlittſchuhlaufen iſt es hier zu Lande ſo weit gekommen, daß es, wie das T a n z e n, bald zu den ſchönen Künſten wird erhoben werden, in deren Sanctum man Diplome ertheilen und wo Damen mit Herren durch Productionen auf dem Eiſe der dazu eingerichteten Parks um den Preis laufen werden. Ja, wir ſind ein Goahead-People. Wir machen coloſſale Fortſchritte im Waſchen, Eſſen und Trinken; im comfortablen Wohnen und Häuſerbauen, im Pflügen, Säen, Schneiden und Mähen; im Todtſchießen aus chriſtlicher Liebe auf Schlachtfeldern; in Zerſtörung von Thronen und Länderraub zur Vergrößerung eines Thrones; beſonders im Bau, allerlei Maſchinen — und es fehlt nur noch Eine Maſchine, mittels welcher es möglich ſein wird, dem ganzen Menſchengeſchlecht in einem Nu das Lebenslicht auszublaſen. Dann wird die Civiliſation die höchſte Stufe erreicht haben; Gott im Himmel wird ſich aus Verzweiflung den Hals abſchneiden und der Teufel in der Hölle wird ſich, aus langer Weile mit dem Darm des letzten Pfaffen erhängen. Das wird einer Sündfluth gleichkommen und mit dem Tode des alten Gottes dürfte dann ein neuer Gott und mit ihm, wenn nicht durch ihn ein neues Geſchlecht, ein vernünftigeres, ein beſſeres Geſchlecht aus „Meerſchaum" entſtehen. Ach, wenn nur nicht wieder ein T e u f e l entſteht, der auch das neue Gottes-Werk zerſtört! Esperons das Beſte von der Zukunft und begnügen wir uns einſtweilen ſo gut es geht mit den Dingen wie ſie eben ſind, ohne darüber aus Verzweiflung oder Langeweile uns ſelbſt das bischen Leben zu nehmen! Das wäre dumm, gewiß ſehr dumm, nicht wahr, mein aufgeklärtes chriſtlich' Publikum!!

Ach, was iſt denn das wieder für ein miſerabler Streifzug! Sagt uns der Kerl nicht einmal wie viele Einwohner die Städte haben, wie weit es von Stadt zu Stadt iſt — höre ich einen freundlich geſinnten guten Chriſten murmeln — Gottesläſterung! Gottesläſterung! O, daß die ſchönen Zeiten der Inquiſition vorüber! O, daß man dieſes freche radikale Ungeziefer nicht verbrennen kann!

Mich friert, es iſt ſo kalt im Zimmer, daß es mir eine Wohlthat ſchien, drei Schritte weit von der Vorhalle der Hölle zu ſein! Nun ſo wollen wir denn die triſte Stube verlaſſen und von Abonnenten zu Abonnenten gehen, um für die Fackel zu collectiren und ſehen, ob hier Propaganda zu machen ſei gegen Kirche und Pfaffenthum. Ohne Zweifel. Auch hier giebt es ja einige bemittelte f r e i e Männer, die nicht nur Herr, Herr ſagen, ſondern auch in die Taſche greifen, wenn es gilt armen, verdummten Chriſtenſeelen in den Himmel der Freiheit zu helfen und einige hundert Prieſter und Pfaffen um die Stola zu bringen.

Kein ſchuldloſes Abenteuer zwiſchen Trauben und Blumen — kein Ständchen im Freien — kein Theater — kein Ball — keine Mondſcheinfahrt auf der ſchillernden Fluth der Bay — kein Tete a Tete — kein Kuß in Ehren — keine Geiſtererſcheinung — kein Knallen von Pfropfen of sparkling Catawba — aber auch gar Nichts, gar nichts lieblich Sündhaftes, radikal Pikantes dieſes Mal in Sandusky! Blos lumpige Greenbacks, deren innerer Werth mit jedem beliebigen Fidibus par ſteht! Blos Huſten und Hüſteln und ſchwere Noth des ſchweren Athmens! Miſere genug, um ſelbſt ein Kränzchen auszuſchingen, wozu Herr Schippel ſo freundlich war, mir eine Karte zu präſentiren.

Mein Wirth, Herr H. W e b e r, bei dem ich im Kalten campirte, und ich machten ein nobile par fratrum, (nobles Bruderpaar); denn er huſtete nicht weniger als ich und war, wie man zu ſagen pflegt, eben ſo auf dem Hund wie ich ſelbſt. Seine Frau aber machte mir ein weiches Federbett zurecht und verſah den Tiſch mit ſehr guten Speiſen. Und Das war brav, ſehr brav. Sela.

Von Sandusky fuhr ich via Clyde nach Toledo. In Clyde, wo ſich zwei Bahnen kreuzen, ſollten wir einige Stunden überliegen. Der American Eagle (amerikaniſche Adler) jedoch, ein großes neues deutſches Hotel, faßte mich ſo feſt in ſeine Klauen, erwärmte mich ſo mild mit ſeinen Schwingen, daß ich über Nacht hier verweilte, um — mit Comfort huſten zu können.

Toledo — Toledo heißt die Hauptſtraße zu Palermo, in Sicilien, wo jedes Haus einen eiſernen Ballon u. jedes tugendhafte Weib einen fleiſchlichen Cicisbeo hat; wo im Sommer Jasmin die Luft mit Wohlgeruch erfüllt, wo zur Carnevalzeit des Winters die Schelle der Narrenkappe ertönt und in den heiligen Faſtenwochen geſcheidte Leute durch die noch geſcheidtern Pfaffen, par excellence, zu Narren gemacht werden.

Toledo heißt auch eine Stadt im Staat Ohio, wo im Sommer ebenfalls Blumen hie und da in einem Garten

duſten; wo es ebenfalls tugendhafte Weibee, aber landesſittegemäß keineCicisbeos giebt; wo es im Winter auch nicht an Narren fehlt, noch an geſcheidten Prieſtern, die ſmarte Leute das ganze Jahr hindurch für Narren halten.

Dieſes Toledo iſt einer der wenigen Sitze des deutſchen Radikalismus, die als Pioniere des Weſtens ſchon große Opfer gebracht haben; auch bringen konnten, denn es giebt unter ihnen einige durch Fortuna und ihren eigenen Fleiß begünſtigte angeſehene Reiche; aber über des Fackers Haupt ruhte hier der „dull times“ Fluch; denn er konnte auch nicht Einen Teutſchen für ſeine Propaganda gewinnen. Chacun a son gout, a son droit. Wer wollte darum grollen? Doch muß ich offen geſtehen und ſagen: Das hätte ich von Toledo nicht erwartet. Der Contraſt in Detroit hat mich über dieſes non putabam reichlich entſchädigt. Aber noch willkommner als dieſe Entſchädigung war mir im empfehlenswerthen Hotel Erichſen, zum erſten Mal auf dieſer Tour, ein prachtvolles Zimmer mit warmem Ofen.

Schlittſchuhlaufen und Schlittenfahren war auch hier an der Tagesordnung und auch mir ward das Vergnügen zu Theil, mit Erichſen auf den weichen Dunen des Winters nach den entfernt wohnenden Abonnenten hinzugleiten.

Seit meinem letzten Hierſein wurde eine Turnhalle gebaut und ein neues Blatt die Familien-Blätter des Hrn. Marxhauſen, ſind ins Leben getreten. Ich wünſche Jener viele freie Männer u. geiſtige Turner, die ihre Aufgabe kennen und ihr gemäß handeln, dieſem intereſſanten Stoff für den Leſer und hinreichende Leſer, um dem Blatte einen Fortbeſtand zu ſichern und den braven Herausgeber für ſeine Mühen zu entſchädigen.

Via Annarbour auf den guten Schienen der Michigan Central Bahn nach Chicago gefahren. Mein Aufenthalt daſelbſt fiel gerade auf einen Tag der allgemeinen Aufregung; denn es hat die Ziehung von Crosby's Opernhaus ſtattgefunden. Die Waggons brachten Tauſende der Hoffnungsbeſeelten nach der Stadt, von denen Jedem der Haupttreffer im Werth von einer halben Million vor dem Spiegel der trunkenen, mitunter wohl auch betrunkenen, Seele ſchwebte, von denen Jeder die Gewißheit hatte, wenigſtens einen Stahlſtich als Nebertreffer zu gewinnen und von denen gewiß keiner mit ſeinen fünf Dollars, als Einſatzgeld, für eine ſo brillante Hoffnung zu viel bezahlt hat.

Der Glückliche; ſagt man, der das Opernhaus gewonnen hat, oder gewonnen haben ſoll, heißt Lee, von dem das Orakel von Chicago uns in Zweifel läßt, ob er wirklich Lee oder Lie heißt; ob er ein Strohmann oder ein wirklicher fleiſchlicher Mann iſt. Auch iſt es bei ſo großartigen Unternehmungen nicht cum grano salis zu nehmen und zu ermitteln, ob die Glücksaffaire auf Realität, ſtrenger Ehrlichkeit, oder auf Humbug, oder gar auf Betrug gegründet war! Kurz die Nummer des Glücklichen wurde gezogen. Der Glücklichſte ſoll jedoch Crosby ſelbſt geweſen ſein; denn er „machte“ bei der Affaire (will nicht ſagen, bei dem Schwindel) das Sümmchen von 650,000 Dollars. Gerade genug, um als American Gentleman anſtändig leben zu können, und auch genug, um damit durch neue Speculationen ſich den Hals zu brechen.

Die bequemſte und angenehmſte Reiſe von Chicago nach Cincinnati iſt auf der Michigan Centralbahn. Man fährt durch anmuthige Gegend und berührt zwei hübſche Städie, Lafayette und Indianapotis. Auch findet da kein Carwechſel ſtatt, was den Reiſenden immerhin Unangenehmes erſpart. Wüßte ich eben, wie weit die Entfernung und wie viel Zeit dieſe Fahrt nimmt, welche ich ſchon ſo oft gemacht, ſo würde ich es dem Leſer gerne ſagen, da ich aber bei dieſer faſt jedem Reiſenden höchſtwichtigen Frage durchaus keinen Antheil nehme und mich um nichts weniger als um Meilen und Stunden kümmere, ſo muß ich ihn auf Appleton's Rail Road Guide verweiſen, der trotz ſeines dicken Volumens blos 25 Cts. koſtet.

Es giebt Plätze, wohin ich vorzugsweiſe gerne reiſe; doch zähle ich die Stunden nicht, ſo ich brauche, um dahin zu kommen, ſondern freue mich des Genuſſes, den dort die Stunden bieten. Daß zu dieſen Plätzen auch jener Platz gehört, wo ich zeitweilig meine Reſidenz aufgeſchlagen, iſt ſelbſtverſtändlich, und es freute mich denn, auch nach dieſem Ausfluge „Henne und Küchlein im Neſte“ wohl und unverſehrt angetroffen zu haben. Nach zwei oder drei Wochen, alſo Anfangs Februar, gedenkt der alte Adler einen Flug via Terrehaut nach St. Louis, Cairo, Evansville und Tell-City zu machen und ſind die Flügel auch etwas gelähmt, ſo haben die Höhen doch immer noch Reiz genug, um dem ſachte fliegenden Ahasverus einigen Genuß zu gewähren und das Leben mitunter recht hübſch zu finden.

Geſchichtstabelle

der allmähligen Aufklärung des menſchlichen Verſtandes.

Von F. H. Ziegenhagen.

Von Moſes bis David.

J. d. W. 2452—2929.

1. Philoſophie über den Schöpfer und ſeine Eigenſchaften.

Jehovah, unſere Gottheit, iſt nur einer; er wird daher auch Eloah, Gott, in der einfachen Zahl genannt, und iſt allein die Gottheit im Himmel oben und auf Erden unten-

Doch giebt es mehrere Gottheiten, aber ſie kommen Jehovah nicht gleich 2. Moſ. 5, 11. Dieſer iſt größer und ſtärker, als alle Götter; iſt eine Gottheit der Gottheiten, und ein Herr der Herren 5. Moſ. 10, 17. Zwar iſt er körperlich und räumlich; aber er läßt ſich doch unter keiner Geſtalt ſehen. Er iſt ſtark, groß, furchtbar, kriegeriſch, eiferſüchtig, der keine andere Gottheiten neben ſich verehren läßt; ehrdegierig, der vieles thut, um blos ſeine Macht zu zeigen; mitleidig und gnädig, gerecht und heilig (d. h. abgeſondert), gütig und zuveeläſſig, und langſam zum Zorne 2. M. 34, 6. Aber im Zorne fürchterlich. Im Zorne tödtet er alle unſchuldige Erſtgeburt in Aegypten beides unter Menſchen und Vieh. Im Zorne will er das ganze iſraelitiſche Volk umbringen 2. M. 32, 10; abee durch Vorſtellung beſänftigt ſchrieb er ſeine Heimſuchung odee Strafe bis zu einer bequemern Zeit auf v. 34, und iſt für jetzt zufrieden, daß Moſes 3000 Mann Brüder von Brüdern, Freunde von Freunden und Nachbarn von Nachbarn morden ließ. Im Zoene tödtet ee 14,950 Menſchen, und würde noch mehr getödiet haben, wenn ihn nicht Moſes durch Bitten, und Aaron durch Räuchern beſänftigt hätte 4. M. 16, 20. 35. 44—50. 1. Sam. 6, 19. Und er ſagt ſelbſt, daß durch das Hinrichten zweier Schuldiger ſein zerſtörender Zorn beſänftigt und die Beſtrafung des übrigen Volks ausgeſöhnt ſeie 4. M. 25, 4. 11—13.

Erläuterungen.

Ein Fortſchritt in der Philoſophie war es, daß Moſes die höchſte Gottheit auf eine einfache Zahl zuſammenzieht, und dadurch die übrigen Götter ſo gut als aufhebt; aber ſehr unvollkommen wurde dieſe Verbeſſerung durch den Beiſatz: unſere und heilige, d. h. abgeſonderte Gottheit, wodurch Jehovah faſt zu einer Volksgottheit wurde.

Recht froh iſt der Charakter des Jehova's, der auf Sinai das Geſetz ſoll gegeben haben. Geh', ſteig' hinab! — ſpricht er zu Moſes. — „Verdorben hat dein Volk, welches du aus Aegypten führteſt, ſein Betragen. Schnell hat es verlaſſen den Weg, welchen ich ihm zu wandeln befohl. Es hat ſich ein übergoldetes Kalk gemacht, und betet es an und opfert ihm .... Darum erlaube — ſpricht er ferner zu Moſes, daß mein Zorn entflamme und ſie auffreſſe! dann will ich dich zu einem großen Volk machen. — Da flehte Moſes Jehovah, ſeine Gottheit: Warum, Jehovah, entflammt dein Zorn gegen dein Volk? — Warum ſollen die Aegypter ſagen: im böſen Muth hat er es weggeführt, um es auf den Bergen umzubringen? — Komm doch zu dir vom Grimme des Zorns, und laß dir gereuen des Böſen, deinem Volke zugedacht. Gedenke an Abraham, Iſaak und Jakob, und an deinen Schwur .... Da gereute Jehovah das Uebel wirklich. 2. Moſ. 32, 7.

Jehovah ſprach zu Moſes: „Pinchas hat durch ſeinen Eifer meinen Grimm von den Iſraeliten gewendet. — Er hat nämlich zwei Menſchen im Beiſchlaf ermordet — ſonſt hätt' ich ſie ganz in meinem Eifer aufgerieben. 4. Moſ. 25, 11. 5. Moſ. 32, 39 bis Ende.

Dieſe und ähnliche Philoſophien enthalten unverkennbare Züge, daß man glaubte die Gottheit werde durch Menſchenaufopferung und verſpritztes Menſchenblut ausgeſöhnt. — Aber auf ſolche ſcheußliche Verwirrungen mußten die Menſchen hingeführt werden, als ſie einmal in allen unerklärlichen Ereigniſſen Gott ſelbſt handeln ſahen; da mußten alle die traurigen Folgen menſchlicher Unklugheit ihm zur Laſt fallen.

2. Philoſophie über die Vorſehung.

Uebernatürlich iſt rothſchlammigtes, trübes Waſſer im Nil; übernatürlich ſind ungewöhnlich viele Fröſche, Mücken oder Läuſe, Hundesfliegen, Peſt- und Viehſterben, Hagelſchlag und Heuſchrecken. Uebernatürlich geht Jehovah ſelbſt umher um die unſchuldige Erſtgeburt zu tödten, und richtet ſich dabei nach den blutbeſtrichenen Thürpfoſten. 2. M. 12, 12. 23. Uebernatürlich leitet ſie Jehovah ſelbſt aus Aegypten. 2. M. 13, 21 Uebernatürlich müſſen ſie einen Umweg nach Kanaan nehmen. Uebernatürlich gehen die Iſraeliten bei der Ebbe über eine Untiefe durchs rothe Meer, und die Aegypter überraſcht die Fluth. Uebernatürlich kommt eine Menge Wachteln, und ihr Genuß erregt übernatürliche Krankheiten. Uebernatürlich regnet es Manna vom Himmel. Uebernatürlich bleibt Moſes 40 Tage und 40 Nächte auf dem Berge Sinai und redet mit Jehova. 2. M. 24, 18. K. 31 Ende. Uebernatürlich ſind alle üblen Folgen, die mit der Uebertretung der Geſetze Moſes verbunden ſind. Uebernatürlich redet der midianitiſche Weiſe, Bileam. Uebernatürlich iſt die durch Uebung erlangte Fertigkeit in Künſten und Handwerken, in der Beredtſamkeit und Dichtkunſt. 1. Sam. 10, 6. 10, und der Muth zu Unternehmungen mit gutem Erfolge verbunden. Uebernatürlich hält ſich die Gottheit vorzüglich zu den Iſraeliten, und es giebt kein Volk, zu welchen ſich die Götter ſo ſehr nähern, wenn es ſie auch darum bittet. — Vorzüglich ſteht Jehovah den Propheten zu Gebote, ihnen macht er ſeine Entſchlüſſe bekannt, legt ſeine Worte in ihren Mund, und giebt ihnen übermenſchliche Kräfte, um weiſſagen und Wunder zum Beweiſe der Wahrheit zu thun. Aber er giebt ihnen auch dieſe übermenſchlichen Kräfte zum Beweiſe der Unwahrheit, um die Menſchen zu verſuchen. Auch in dieſer Abſicht gehen Wunder und Weiſſagungen in Erfüllung. 5. M. 13, 1. 2. 1. Kön. 22, 19—22.

Erläuterungen

Es mußten nothwendig die Aegypter, welche ſchon zuſammengedrängt in Städten lebten, und zum Theil eine ganz andere und geſundere Lebensart führten, als das herumziehende Iſraelitiſche Hirtenvolk, auch viele Uebel treffen, welche dieſe nicht trafen. Da ſie aber

Digitized by Google

die Uebel für Strafen einer Gottheit anſahen, und die Aegypter den Oſiris, die Iſis, den Harus u. ſ. w., die Iſraeliten, oder vielmehr Moſes, aber den Jehovah verehrten: ſo mußten beide Nationen zur Urſach alles Uebels, welches die Eine allein traf, nur zu natürlich die Gottheit oder Andern machen.

Wacheln ſind Zugvögel u. freſſen gierig den menſchlichſchädlichen Nieswurzſaamen. Sie ſind daher auch jetzt noch zuweilen ſchädlich.

Manna ſchwitzt in der Arabiſchen Wüſte aus Stauden.

Aber der wichtige Gegenſtand dieſer göttlichen Unterredung iſt der Bau einer Wohnung für Jehovah mit den ſpeziellſten Umſtänden, die Verfertignng eines Tiſches, eines Leuchters, einer Lade oder eines Schrankes, der Kleidung für Prieſter, deren ganze Gemeinnützigkeit in Räuchern und Opfern beſteht u. ſ. w., kurz faſt lauter abergläubiges, geringfügiges Ceremonienweſen, welches die Erwerbung gemeinnütziger Kenntniſſe und Wiſſenſchaften. theils unnöthig, theils unerlaubt macht, und dadurch die Nation in Rohheit und Aberglauben erhält, und ihren Verfall beſchleunigt.

Wenn abee nach Moſes Ausſpruch' ächte, in Erfülluug gehende Wunder und Weiſſagungen und Eingebungen, ſowohl für Unwahrheit als Wahrheit geſchahen: ſo war es wohl mehr als gewiß, daß Beides keine göttliche, ſondern menſchliche Handlungen ſein konnten. Aber alsdann hatte man auch gar keine Unterſcheidungszeichen für die Aecht- und Unächtheit derſelben, ſondern ihre Beſtimmung hieng blos von der Phantaſie der Menſchen ab.

3. Philoſophie über die Beſtimmung des Menſchen.

So wie Jehavah unſere und eine abgeſonderte Gottheit iſt; ſo ſind auch wir ein ausgeſondertes (heiliges) Volk, welches er ſich vor allen Völkern der Erde zum Eigenthum erwählt hat, um es mehr zu beglücken als dieſe. 2. M. 19, 6. 5. M. 7, 6. 14. Darum müſſen wir unſere Gottheit lieben von ganzem Herzen, mit ganzem Leben u. aller Kraft; aber auch keine andere Gottheit zugleich mit ihr verehren, denn ſie iſt ſehr eiferſüchtig, und ſtraft die Vergehungen der Eltern an Kindern, Enkeln und Urenkeln. Umbringen ſollen wir den Propheten; mit eigener Hand tödten den Bruder, Sohn und Tochter, das Weib in unſern Armen, wenn ſie uns zur Verehrung fremder Gottheiten reizen wollen; ja die Einwahner ganzer Iſraelitiſcher Städte niederhauen, wenn ſie fremde Götter anbeten. Der Ruhetag (Schabbath) muß bei Todesſtrafe gefeiert werden; denn Jehovah ruhte erquickte ſich wieder an dieſem nach den ſechs Schöpfungstagen. Wer ſeinen Eltern Uebels wünſcht, der muß ſterben; wer aber ſeinen Knecht oder Magd ſchlägt, daß er einen Tag darauf ſtirbt, der iſt ſtraflos; denn derſelbe iſt ſein Geld. K. 21, 17. 21. Wer einen Menſchen unvorſichtig tödtet, der muß eiligſt in Eine der Freiſtädte fliehen, damit ihn nicht der Bluträcher umbringe. Der Menſchenhändler ſoll ohne Gnade ſterben. Wer betrogen oder geſtohlen hat, ſoll es wieder erſtatten und das Viertel oder Fünftel drüber. Gewicht und Maaß ſei unverfälſcht. Man verläumde nicht, man ſchwöre nicht falſch, und behalte nicht des Arbeiters Lohn bis Morgen. Von unſerm Landsmann nehmen wir keine Zinſen, wohl aber vom Fremden. Unſern Bruder ſollen wir nicht haſſen; wohl aber ihm ſeine Fehler vorſtellen, damit wir uns nicht ſeiner Vergehungen ſchuldig machen. Wir ſollen keinen Groll und keine Rachgierde gegen unſere Volksverwandte hegen; ſondern unſern Nächſten wie uns ſelbſt lieben. Der Fremde ſoll wie einheimiſch unter uns ſein, und auch ihn ſollen wir lieben, als uns ſelbſt. Vor einem Greiſe ſtehen wir auf, und räumen ihm unſern Platz ein. Wir ſcheeren nicht unſern Bart und Haupthaar ab; ritzen uns kein Maht an unſerm Leibe, und gehen nicht zu Wahrſagern und Zeichendeutern. Wir laſſen Thiere von verſchiedener Art ſich nicht begatten; beſäen nicht Land mit verſchiedenem Saamen, und tragen nicht Kleider von verſchiedenem Stoffe. Die erſten drei Jahre dürfen wir nicht von einem Fruchtbaume eſſen, dies ſind die Jahre ſeiner Vorhaut; im vierten iſt er Jehovah heilig, und im fünften zum eigenen Nutzen zu gebrauchen. Wir halten keine Nachleſe auf den Feldern, keine Beerenleſe im Weinberge; erndten auch nicht alles genau ab, um auch dem Armen und Fremden etwas zu überlaſſen. Auch nur ſechs Jahr benutzen wir unſere Felder und Weinberge hinter einander; im ſiebten iſt ihr Ertrag für den Armen, den Fremdling und für das Thier des Feldes. Es giebt reine und unreine Thiere; die Letztern verunreinigen uns auch durch die Berührung. Dreimal im Jahr müſſen alle Männer vor Jehavah, aber nicht leer, d. h. ohne Opfer, erſcheinen. Wer unter uns, er ſei einheimiſch oder Fremdling, Blut ißt, der wird vertilgt; denn die Seele jedes lebendigen Geſchöpfs iſt in ſeinem Blute. Dieſen habe ich daher beſtimmt, ſpricht Jehovah, zur Ausſöhnung eurer Seelen auf dem Altar zu bringen; denn Blut iſt's, das die Seele verſöhnt. Brand-, Speis- und Dankopfer kann man mir nach Gefallen bringen; aber durch Sündopfer muß man ſich mit mir ausſöhnen, wenn man ſelbſt einen Fehler begieng, und durch Schuldopfer, wenn man ſich fremder Fehler theilhaft machte. Jedes Jahr aber wird ein großes Verſöhnopfer gefeiert. In dieſer Abſicht nimmt der Hoheprieſter zwei Ziegenböcke, den Einen ſchlachtet er und ſpritzt ſein Blut an den Deckel der Bundeslade ſiebenmal, wo Jehovah in einer Wolke gegenwärtig iſt; über den Andern aber bekennt er alle Sünden und Vergehungen der Nachkommen Iſraels, und legt ſie auf ſeinen Kopf, daß er ſie in eine unbewohnte Gegend trage. Allen entfernten Städten bieten wir erſt eine friedliche Uebergabe an, ehe wir ſie bekriegen; wollen ſie die nicht annehmen, und laſſen ſie ſich mit Gewalt der Waffen erobern, ſo

Digitized by Google

wird alles niedergemacht, was männlich iſt. Nur von ſechs Nationen erhalten wir nichts am Leben; ſondern weihen ſie alle dem Schwerte, ſo wie es Jehovah, unſere Gottheit befohlen hat.

Erläuterungen.

So kann nicht ein Schöpfer des Weltalls — der doch alle dieſe Vorſchriften ſoll mündlich bekannt gemacht haben — ſo muß aber ein menſchlicher Geſetzgeber mit einem rohen Volke reden, das keiner andern Gründe, als ſinnlicher Lockungen empfänglich iſt; daher hatte es aber auch mit dieſen geträumten Vorzügen bald ein Ende.

Man konnte alſo ſeinen Knecht oder ſeine Magd nach Luſt prügeln, wenn nur kein Auge, Zahn oder anderes Glied des Körpers dabei verloren ging, und ſie nur noch den zweiten Tag durchlebten. Wenn nun auch dieſes des Eigennutzes wegen wohl nicht geſchah, ſo wurden doch nach dieſem Geſetze viele Menſchen ganz unſchuldiger, unverdienter und ungerechter Weiſe geringer geachtet, als andere, und Mißhandlungen Preis gegeben.

Der Bluträcher, d. h. ein Verwandter oder Freund des Erſchlagenen, durfte den Mörder, wo er ihn fand, tödten. Tödtete er ihn aber unſchuldig, ſo mußte er wieder ſterben, um durch ſein Blut das Land von der Blutſchuld zu verſöhnen.

Das Begatten von Thieren verſchiedener Art ausgenommen iſt: alles Uebrige — Aberglaube.

Dies Rein- oder Unreinſein der Schöpfungswerke war gewiß Eines der ſchädlichſten Vorurtheile, welches man zum Geſetze erheben konnte. Denn es machte Geſchmack an Zergliederungskunſt, und zum Theil an Naturkenntniſſen überhaupt zum Verbrechen!!

Dies iſt ganz natürliche Schlußfolge aus ihrer Philoſophie. — Jehovah iſt ihnen ein ganz menſchliches Weſen, welchem nach menſchlicher Weiſe gedient und, wenn es beleidigt iſt, ausgeſöhnt werden muß. So wie ſich nun ein Menſch durch Bitten und Vorſtellungen, und Demüthigungen und Geſchenke geneigt machen läßt, ſo auch die Gottheit. Da nun Krankheiten, Peſt, Krieg, Donnerwetter, Erdbeben u. ſ. w., welches ſie für Strafen Gottes hielten, ſehr häufige Todesfälle verurſachten; ſo ſchloßen ſie, daß der Tod ihn am leichteſten verſöhnt. Da ſie abee auch ſahen, daß die Nepheſch oder Seele mit dem Blute verbunden war, und daß der Tod erfolgte, wenn das Blut nicht mehr floß, oder gar verſpritzt war; ſo glaubten ſie, daß auch Blut das wirkſamſte Opfer zur Verſöhnung einer Seele abgäbe. Daher machte auch Moſes entweder durch Hinrichtung des Menſchen ſelbſt, oder eines Opferthiers an ſeiner Stelle bei Gott alles wieder gut.

Ein Volk muß die Sünden in eine Wildniß tragen ſoll Jehovah befohlen haben. Aber die Erfahrung beweiſet, daß der Weltenſchöpfer die übeln Folgen der fehlerhaften Handlungen ſeinee Geſchöpfe nicht eher aufhebt, bis ſie dieſelben unterlaſſen haben.

Man muß ſich Moſes nicht als Propheten oder Lehrer, ſondern als Fürſt, Heerführer und Geſetzgeber denken, den zwar Beförderung der Glückſeligkeit ſeines Volks beſeelt; der aber doch weil es noch zu roh iſt, um vernünftige Gründe anzunehmen, Steinigungen und mörderiſchen Aufruhren dadurch entgeht, daß er ſeine Geſetze der Gottheit in den Mund legt.

Unter den moſaiſchen Geſetzen ſind die Mehrſten nur dienlich um die Ausbrüche von ſchädlichen Handlungen zu verhindeen; aber gar keine, welche auf Bildung aufgeklärtguter Menſchen, d. h. auf den Unterricht in Naturkenntniſſen und in gemeinnützigen Wiſſenſchaften und Künſten, bei denen allein nur wahre Tugend und Tauglichkeit möglich iſt, abzwecken. Moſes ſetzt auf Kleinigkeiten, als Holz ſammlen am Sabbath; Nachmachen des Salböls und Rauchwerks; Bluteſſen; Ausrottung und Todesſtrafe, und läßt des Erſtern wegen wirklich einen Mann zu Tode ſteinigen, und 3000 Menſchen tödten, weil ſie um ein goldnes Kalb, woran ſie doch in Aegypten von Jugend auf gewöhnt waren, herum tanzten; aber zue gehörigen Ausbildung der Körpee- une Seelenkräfte ſeiner Unterthanen verordnete er gar nichts Zweckmäßiges. Ueberhaupt ging aber auch die Hauptabſicht ſeiner Geſetzgebung dahinaus, daß die Iſraelitiſche Nation einen guten und hinreichenden Unterhalt hätte und ſich gegen feindliche Völkerſchaften, welche durch ihre Eroberungen entſtehen mußten, ohne fremde Hülfe erhalten könnte. Dieß beweiſen die Drohungen und Verheißungen, welche er ſeinen Geſetzen hinzufügte.

Memoiren der Lola Montez, Gräfin v. Landsfeld.

Paris.

Parallelen. — Karl X. — Ludwig Philipp. — Napoleon. Robespierre und Lamartine. — Was bringt die Zukunft.

So war ich denn in Frankreich, in Paris.

Es verhält ſich der franzöſiſche Geiſt zu dem engliſchen, wie dee Champagner zu Porter.

In London wird man erdrückt von der Rieſenkraft des

Genies, welchem ſo ungeheure pecuniäre Mittel zur Verfügung ſtehen, in Paris wird man angeregt und gehoben von dem ewig ſprudelnden, unverſiegbaren Enthuſiasmus, welcher gleichſam wie ein irrender, fahrender Ritter fortwährend auf Abenteuer ausgeht, faſt in jedem Kampfe ſiegt und niemals gewinnt.

Ich möchte auch ſagen, London iſt der erſte Mann der Welt — Paris iſt die erſte Frau der Welt.

Paris und London werden ſich ewig abſtoßen und ewig anziehen.

Dieſe beiden Städte ſind Nebenbuhler in der Bewunderung, die ſie der übrigen Welt entlocken, und ſympathiſiren in der Bewunderung, die ſie ſich gegenſeitig zollen:

Paris iſt das ſchöne, kokette Weib, welches alle Völker lieben, trotzdem, daß Alle es tadeln.

London iſt der ſtolze, vornehme Mann, welchen alle Völker achten, trotzdem, daß Alle ihn fürchten.

London belohnt ſeine großen Männer.

Paris vergöttert ſeine großen Männer.

London bleibt ſtets ſein eigener Herr.

Paris iſt auf dem höchſten Gipfel des Ruhms und der Macht ſtets — eine Sklavin.

London beſitzt eine ungeheure Selbſtachtung.

Paris eine ungeheure Eigenliebe.

London iſt immer ſtolz und kalt.

Paris iſt immer aufgeregt und empfindlich.

London ſucht überall ſeinen Nutzen.

Paris ſucht überall ſeinen Ruhm.

London ändert nur das alte Habit.

Paris macht ewig neue Toilette.

London will erwerben.

Paris will leben.

London will erhalten.

Paris vergeuden.

London iſt der Mentor aller Nationen.

Paris iſt die Bonne aller Nationen.

Von England lernen die Männer und von Frankreich die Kinder.

Obwohl ich Paris mit einer Frau vergleiche und eine ſolche natürlich mehr Intereſſe für Männer als für Frauen haben muß, ſo war ich nicht deſto weniger mit dem Tauſche ſehr zufrieden, und befand mich in Paris recht wohl.

Der gute Vicomte hatte alle mögliche Fürſorge für mich getroffen, ich fand ein ſehr nobel eingerichtetes Hotel, und wir waren Beide erfreut uns wieder zu ſehen.

Gleich in den erſten Tagen meines Aufenthalts in Paris wurde ich bei der großen Oper für einige Debüts engagirt.

Der Beifall, welchen ich erntete, war außerordentlich.

Ich muß geſtehen, ich wurde ganz berauſcht von dieſem Erfolge, welchen ich, Neuling in der Kunſt, mir nicht hatte träumen laſſen.

So ſchnell zu einer Celebrität in Paris geworden, wurde mir die ganze galante Aufmerkſamkeit zu Theil, welche der Franzoſe in reichlichem Maße Denjenigen zollt, die ihm gefallen.

Zugleich aber auch begannen mich die galanten Abenteurer förmlich zu beſtürmen.

Ich wurde von Herren aller Klaſſen umſchwärmt, von Herzögen, von Grafen, von Diplomaten, von Künſtlern, von Banquiers und Rentiers, von Militärs und Geiſtlichen.

Wie in London, ſo hatte ich auch in Paris Gelegenheit Narren der Galanterie und der Liebe kennen zu lernen.

Ich muß es aber ſagen, ich habe in Paris ſelbſt die Narren liebenswürdiger gefunden.

In London intereſſirten mich die Dinge mehr als die Menſchen, in Paris mehr die Menſchen als die Dinge.

In London vergißt man über die Dinge die Menſchen, in Paris über die Menſchen die Dinge.

Und doch iſt es wahr, und freilich auch ganz natürlich, daß die beiden Städte die Dinge wie die Menſchen ſind.

Es war eine lange Zeit her, daß ich Paris nicht geſehen hatte. Und damals war ich nur ein Kind und war in Paris nur einen Augenblick.

Paris war mir alſo etwas ganz Neues.

Und iſt Paris nicht ſelbſt immer etwas Neues?

Das Paris von geſtern iſt nicht mehr das Paris von heute. — In Paris wird Keiner alt, weil Paris ſelbſt nicht alt wird.

Paris mauſert an jedem Tage.

Wenn Paris ſtabil wird, iſt Paris nicht mehr.

Wie Rom der Weltherrſchaft bedurfte, um ſich ſelbſt zu beherrſchen, wie London des Welthandels bedarf, um ſich ſelbſt zu ernähren, ſo bedarf Paris der Weltunruhe — um ſich ſelbſt zu beruhigen.

Paris iſt nicht das Weib am Heerde, Paris iſt eine Salondame.

Die Völker mögen wollen oder nicht, ſie werden ſich von dieſer galanten Herrin nicht emancipiren.

Ich finde es ſehr natürlich, daß Paris nicht allein in der Mode, d. h. in der Toilette, ſondern auch in der Revolution den Ton angiebt.

In Allem was Bewegung heißt, läuft Paris allen übrigen Städten den Rang ab.

Bewegung iſt für Paris Lebensbedingung.

Aber gewiß iſt nicht jede Bewegung Fortſchritt.

Aber Paris kümmert ſich darum nicht, es will ſich eben nur bewegen, verändern, weiter nichts.

Darum ſind die Reſultate ſeiner Bewegung ſo unſolider Natur, darum giebt es ſo leicht wieder auf, was es ſo leicht erringt, darum vergeudet es ſeine Kräfte ſo leichtſinnig, weil es ſie ſo leicht wieder erſetzt.

Digitized by Google

Die Bewegung erſchöpft ſich wohl leicht, aber zuvor verhundertfacht ſich ihre Kraft.

Deshalb wird Paris — denn Paris iſt Frankreich — für die Ruhe Europa's ſtets gefährlich bleiben.

Es giebt nur zwei Schutzmittel gegen Paris.

Mitbewegung — oder kein Paris.

Paris iſt trotz ſo vieler glücklicher Vorzüge die unglücklichſte Stadt der Welt.

Es ſucht, wie ein Verzweifelter, der Hand an ſich ſelbſt legen will, Zuflucht vor ſich ſelbſt.

Es glaubte ſie zu verſchiedenen Zeiten in verſchiedenen Mitteln zu finden.

In dem Morde der Dynaſtie.

Aber man ſah ein, wenn man einen König auf das Schaffot führt, muß man die halbe Nation mit hinauf führen, welche ihm anhängt.

Robespierre erſchrack nicht vor dieſer Conſequenz, aber die Nation erſchrack davor.

Dieſe blutige Conſequenz hatte ſich mit der Republik verſchwiſtert, und man haßte ſie deshalb.

Man ſuchte Zuflucht vor ſich ſelbſt und warf dem vergötterten Manne des Ruhms die Kaiſerkrone hin.

Napoleon kannte ſeine Nation.

Er ſah es ein, daß er, um Frankreich zu beherrſchen, die Welt beherrſchen müſſe.

Das iſt das Geheimniß, warum dieſer geniale Mann ſtets Alles auf das Spiel ſetzte, um nur Paris zu behaupten, und warum er Paris aufgab, weil ihm Europa verloren war.

Europa und Paris, aber kein Paris ohne Europa.

Dieſes Paris, dieſes Frankreich, überſättigt von ſeinem Ruhme, mußte ſich abermals vor ſich ſelbſt retten. Es war nun lange genug Gebieter in Europa geweſen, es wollte einmal wieder Herr bei ſich ſelbſt ſein.

Deshalb gab es den Kaiſer faſt gleichmüthig auf, den Ruhm konnte es ja dennoch behalten.

Bonaparte hatte ſich ſelbſt gemacht, aber den Napoleon hatte Paris gemacht.

Alſo wieder eine neue Bewegung, wie in der Mode ſo in der Politik.

Das Neue war alt geworden, man griff wieder zum Alten, um es neu zu machen.

Alſo die alte Dynaſtie wieder.

Aber die alte Dynaſtie konnte das Schaffot und die Guillotine nicht vergeſſen, ſie konnte die Principien nicht lieben lernen, welche königliches Blut fließen gemacht hatten, die alte Dynaſtie wollte nicht neu werden.

Und durch die Pforte von St. Denis, durch welche Karl X. von tauſendfachem „vive le roi“ begrüßt eingezogen war, flüchtete er wieder — weil Paris ſich wieder vor ſich ſelbſt retten wollte.

Die Republik von Robespierre ſtand noch in zu friſchem Angedenken, um nicht vor ihr zu zittern.

Diesmal wurde nur der König gewechſelt.

Noch einmal rief man:

Le roi est mort, vive le roi!

Paris glaubte das große Zauberwort gefunden zu haben, um ſich ſelbſt damit zu bannen.

Ein bürgerliches Königthum, hieß es, das ſoll uns glücklich, zufrieden, ruhig machen.

Man hatte die Herrſchaft des Adels vernichtet, jetzt herrſchte das Bürgerthum.

Aber wie lange währte es, daß Paris einzuſehen glaubte, daß es auch mit dieſem Herrſcherthum nichts ſei?

Was bleibt nun noch übrig?

Wenn es noch eine Regierungsform gäbe, welche Frankreich noch nicht gehabt hätte, ohne Zweifel hätte es ſie angenommen.

So aber blieb nichts anderes übrig als die Republik.

Ein neuer Robespierre würde ohne Zweifel die alte Guillotine wieder eingeführt haben.

Lamartine jedoch wollte durch die Philoſophie bewirken, was Robespierre durch die Guillotine bewirken wollte.

Alle Köpfe gleich machen, alle Ideen auf ein Princip richten.

Robespierre nahm allen Gegnern die Köpfe.

Lamartine wollte ihnen den ſeinigen geben.

Als wenn ſein Kopf auf alle Schultern paßte.

Die Juni-Empörung hatte ihn anders belehrt und ſtutzig gemacht.

Frankreich war wieder einmal, und diesmal raſcher als je, daran, ſich vor ſich ſelbſt zu retten.

Es übergab ſich einem tapfern Säbel und bald darauf einem großen Namen.

In Frankreich muß ſich Alles wiederholen.

Das iſt die Mode der Mode.

In der Politik iſt eben ſo wenig Neues zu machen, wie in der Kleidung.

Weshalb?

Weil hier wie dort die Menſchen bleiben.

Körperlich oder geiſtig verändern ſich wohl dieſe, ſie werden ſchwächer und kleiner, klüger und unruhiger — aber der Typus bleibt.

Eine neue Politik mit den alten Menſchen iſt unmöglich.

Wenn Frankreich ſeine Regierungsform wieder ändert, und es wird ſie wieder ändern, was wird es dann ſein?

Was Athen, was Rom, was Byzanz, was Genua, was Venedig, was Warſchau wurde, als an die Stelle der Stetigkeit das Princip der Bewegung kam?

Das Volk iſt die Bewegung.

Und darauf wird man mir antworten:

Auch die Zeit iſt die Bewegung.

Allerdings Bewegung, aber eine nach den weiſeſten Geſetzen geregelte Bewegung.

Digitized by Google

Welche Macht, welcher Menſch kann ſich anmaßen zu regeln wie die Natur?

Paris mag ſich hüten. Ich glaube es handelt ſich jetzt um mehr als um Paris.

Wird es aufhören die Stadt zu ſein, welche Revolutionen zur Mode macht, ohne irgend einen reellen Gewinn zu erzielen?

Paris kann viel für Europa thun, möge es nicht vergeſſen, was es ſich ſelbſt und der Welt ſchuldig iſt.

Närren der Geſchichte.

Die heilige Allianee. — Geſchichtsſtudien. — Die Größe des großen Peters. — Eine ſinnige Hypotheſe. — Das alte Paris.

Damals, als ich Paris zum zweiten Male beſuchte, war es freilich anders als jetzt. Ludwig Philipp, welchen man, wie gewöhnlich, ſo lange den Weiſen nannte, ſo lange ihm das Glück nicht verließ, ſaß damals auf Frankreichs Thron. Man hielt trotz des großen Mißgeſchicks, welches den Thronfolger dahinraffte, die Zukunſt ſeines Hauſes für geſichert und ſchien die Ruhe Frankreichs unter ſeinem Scepter für unerſchütterlich zu halten.

Ludwig Philipps Politik war eine friedliche. Er trachtete darnach, Herzen, aber nicht Länder zu erobern. Frankreich war ihm groß genug, er wollte ſich ſelbſt, ſein Haus, nun auch ein wenig groß machen. Das entſprach allerdings dem ruhmſüchtigen Frankreich ſehr wenig.

Ich bekümmerte mich damals nicht viel um Politik. Meine Welt war das Theater, mein Kabinet mein Boudoir, trotzdem fehlte es mir nicht an Allianeen.

Ja, ich hätte ſogar der heiligen Allianee beitreten können. Man erſchrecke nur nicht. Es war weder Preußen, Oeſterreich, noch Rußland, welche mich aufforderten, im Bunde der Vierte zu ſein.

Es war eine andere heilige Allianee.

Ich werde ſpäter davon noch ſprechen.

Außer den Franzoſen habe ich in Paris ein anderes Bruchſtück einer unglücklichen, heldenmüthigen und ritterlichen Nation kennen gelernt — die polniſche Emigration.

Viele dieſer Leute, welche trotz ihrer Niederlage von 1831 und des für ſie ſo traurigen Ausganges eines ſo ungleichen Kampfes, noch immer von der Wiederherſtellung ihres Vaterlandes träumen, gehörten zu meinen treueſten Verehrern, und ihr chevalereſker Charakter gefiel mir ſehr wohl.

Ich gefiel ihnen und ſie gefielen mir, ſo ging es mir mit den Polen und den Franzoſen.

Ich konnte demnach auf eine gute Anzahl galanter Abenteuer gefaßt ſein. Leben, Treiben, Bewegung war ja, wie geſagt, mein Element, und Bewegung iſt das Element von Paris.

Welche Schule ſollte ich in dieſer üppigen, lebens- und geiſtvollen Stadt noch durchlaufen, wie ſollte ich mich wehren gegen Hunderte von Anbetern, die mir gefielen, und eben ſo Viele, die mir mißfielen?

Es wird einer Frau nicht ſchwer, unerbittlich gegen Männer zu ſein, die ihr nichts zu bieten vermögen, als das, was ihr eben jeder Mann bieten kann.

So lange man über die Männer lachen kann, braucht man ſie auch keineswegs zu fürchten.

Aber die wahre Liebenswürdigkeit iſt für eine Frau immer gefährlich, und am gefährlichſten dann, wenn ſie glaubt vor jeder Gefahr geſichert zu ſein.

Treu meinem Vorſatze, keinem Manne ganz anzugehören und die Freundſchaft an die Stelle der Liebe zu ſetzen, ſtürzte ich mich keck in die Abenteuer, die ſo viel Lockendes für mich hatten und gegen welche ich ſtich-, hieb- und feuerfeſt zu ſein glaubte.

Ich ſtürzte mich in das Leben und Treiben, in den ſchäumenden Strudel des modernen Capua, mit dem jugendlichen Uebermuthe einer gefeierten Künſtlerin, die nichts mehr haßte als die Langeweile und nichts mehr liebte als die Veränderung.

Unwillkürlich mußte ich in Paris an die Vergangenheit Frankreichs denken, an den galanten Hof eines Ludwigs XIV. und XV., und Heinrichs IV., an eine Gabriele, eine Pompadour, eine Maintenau und wie ſie noch Alle heißen mögen, die ſchönen Weiber, welche die Könige, und durch dieſe Paris, und durch dieſes die ganze Welt beherrſchten.

Der Hof Ludwig Philipps war kein Serail, wie der Hof der vorgenannten Könige, aber es giebt in Paris eine Herrſchaft des ſchönen Geſchlechts, welcher ſich kein Hof, kein Monarch, kein Menſch entziehen darf, welcher in Frankreich etwas gelten will.

Früher herrſchten und regierten die Frauen in Frankreich, jetzt regieren ſie nicht, aber ſie herrſchen.

Ich habe es immer geliebt die Geſchichte desjenigen Landes genau kennen zu lernen, in welchem ich gerade lebte.

Die geſchichtlichen Kenntniſſe und Erinnerungen, welche wir Mädchen von der Schule mit ins Leben bringen, ſind zu dürftig, um uns genügen zu können.

Es giebt keinen Gegenſtand, den man uns ſchlechter lehrt, als gerade Geſchichte, welche nach meiner Meinung die nützlichſte und nothwendigſte Wiſſenſchaft iſt.

Wir erfahren von den Männern, daß ſie, wenn ſie nicht gerade dumm oder blödſinnig geweſen ſind, ſehr große Thaten verrichtet haben, die oft in nichts Anderem beſtanden, als daß ſie ſich für viele Hunderttauſende ihrer Unterthanen haben hinſchlachten laſſen.

Man lehrt uns die Geſchichte wie einen tollen Hexen-

Digitized by Google

ſpuck, der in einem Vertilgungskampfe des Menſchengeſchlechts beſteht.

Von den Frauen erfahren wir ſo gut wie gar nichts, denn die Weltgeſchichte trägt Hoſen, es ſcheint nur ein Irrthum zu ſein, daß man ſie dem weiblichen Geſchlechte zuzählt.

Außerdem erfahren wir ein Paar tolle, ein Paar ſchlechte, ein Paar leichtſinnige und endlich auch ein Paar ſinnige Streiche, welche das edle Männergeſchlecht begangen hat, und nachdem man dieſe Dinge alle mit Blut verbunden und zuſammengekittet hat, ſagt man uns:

Eure Lectüre iſt beendet.

Es ſtände traurig um die Achtung, welche wir für das Menſchengeſchlecht hegen, wenn wir nun auch aufhören Geſchichte zu ſtudiren und ad verba magistri ſchwörten, wenn wir die Menſchen nicht kennen lernten, welche die Weltgeſchichte vornehm ignorirt und doch das Meiſte dabei thun, daß uns das Leben erträglich wird.

Man ſieht es übrigens, daß die Männer das Hauptkapitel der Weltgeſchichte ſind. Es giebt kein Buch, in welchem ſo vieles närriſches Zeug vorkömmt, als in dieſem.

Ich erinnere mich noch genau, wie mein Lehrer der Geſchichte in der Penſion mir genau beſchrieb, wie Nimrod ausgeſehen hat, bis zu welcher Höhe der Thurm von Babel muthmaßlich aufgeführt worden ſei, und welche Sprachen das wohl geweſen ſeien, welche die vermeſſenen Bauleute in ihrer Verwirrung damals geſprochen haben. — Er vermuthete: die chineſiſche, arabiſche, chaldäiſche, türkiſche, ruſſiſche und lateiniſche. Dann erzählte dieſer Mentor, welch ein großer Mann Peter der Große geweſen ſei, der ſich ſogar nicht geſcheut habe, ſeine durchlauchtigſte Kaiſerin durchzuprügeln, um als Selbſtherrſcher aller Reußen nicht ſelbſt unter der Herrſchaft des Pantoffels zu ſtehen. Hiermit war die welthiſtoriſche Größe dieſes Fürſten vollſtändig erſchöpft, wenn nicht noch das hinzuzuzählen iſt, daß er ſich von Karl hat ſchlagen laſſen und ihn wieder geſchlagen hat.

Bekanntlich machen das die Kinder, und namentlich die Schulknaben überall ebenſo.

Wenn uns auf dieſe Weiſe die erhabene Weltgeſchichte lächerlich erſcheint, weil ſich alle Thorheiten, aller Dünkel, alle Narrheit, alle Eitelkeit, alle Verworfenheit, aller Irrthum der Männer nur im vergrößerten Maaßſtabe in ihr abſpiegeln und von einem etwas ſchlauen Mädchenauge bald genug durchſchaut werden, dann wird es wohlthuend, alle dieſe Thorheiten, all dieſen Dünkel, alle dieſe Vermeſſenheiten, allen Irrthum einmal in der Nähe und im Kleinen zu betrachten, um endlich einſehen zu lernen:

Die Narrheit iſt die größte Tugend der Menſchheit.

Ich weiß wahrlich nicht, was aus der Weltgeſchichte werden ſollte, wenn urplötzlich alle Narrheit, alles Laſter aufhörte.

Es iſt das große, göttliche Privilegium der Weiſen, daß es Narren, daß es Unverſtand, daß es Thorheit geben muß.

Wenn alle Thorheit dereinſt aufhört, nimmt alle Weisheit ein Ende.

Doch kommen wie wieder zu unſerm eigentlichen Thema zurück, zum Studium der Weltgeſchichte, d. h. eigentlich der Menſchengeſchichte.

Es iſt nicht ſchwer die Geſchichte Frankreichs zu lernen. Von allen großen Städten Europas trägt keine ein ſo großes Stück verſteinerter Vorzeit in ſich, als Paris.

Paris hat hierin den Vorzug vor allen übrigen Städten.

Paris war ſchon eine Weltſtadt, als der ruſſiſche Koloß noch ein Embryo war, Berlin noch in den Windeln lag. Krieg, Brand und Vandalismus hat meiſt alle alten Städte neu gemacht, nur Paris iſt noch die alte ſchauerliche Stadt aus der Zeit der Jungfrau von Orleans und der Esmeralda.

Ja, Paris iſt durchaus noch das alte.

Freilich verbrennt man keine kriegeriſche Jungfrau mehr, was an der von Orleans übrigens die Engländer gethan haben, man verbrennt keine Hexen mehr, und die Weiber haben wieder das Privilegium alt zu werden, aber iſt es denn ſo lange her, daß man die Frauen zu Hekatomben ſchlachtete, weil ſie das Unglück hatten Herrn Robespierre oder dem ſchrecklichen Pouillac, oder ſonſt irgend einem zerlumpten Bürger — gar zu ſehr zu gefallen oder zu mißfallen.

Paris iſt noch das alte, ich habe das auf allen Schritten erfahren.

Schon gleich nach den erſten Tagen meiner Ankunft in Paris wollte ich mir die Stadt und ihre Umgegend anſehen.

Aber ich konnte ſehr wenig ſehen, denn ich war dergeſtalt von Beſuchen umlagert, ich mußte ſo viele Audienzen geben und auch Gegenbeſuche machen, daß mir ſehr wenig Zeit übrig blieb.

Ich mußte mich endlich gewaltſam losreißen, und verabredete mit dem Vicomte die Zeit, um eine Ausflucht nach Verſailles zu machen.

Nach Verſailles? — Ja, wenn Pierre B . . . d nicht geweſen wäre, dieſer luſtige Menſch, welcher mir verſicherte, daß, wenn Anaxagoras mich geſehen hätte, er zum Modell ſeiner Venus nach keiner andern Frau verlangt haben würde.

Die Kunſt zu lieben.

Pierre B...d, ein neuer Ovid. — Der Stoff des weiblichen Herzens. — Seelengröße und Selbſtaufopferung. — Was wir bei der neuen Kunſt Pierre B...d's gewinnen würden?

Unter allen meinen Anbetern machte mir der Herr Pierre B . . . d den meiſten Spaß. Pierre B . . . d war

ein junger Mann von 26 Jahren, welcher jährlich 5000 Franks Renten hatte. Das war nicht viel für einen Mann, welcher damit umging, die Theorie der Kunſt zu lieben, zu ſchreiben, nachdem er ſie, wie er ſagte, praktiſch ſtudiert, oder vielmehr, wenn er ſie praktiſch ſtudiert haben würde. Denn ſchon war er im Begriff dieſe praktiſchen Studien abzuſchließen, um Ruhe zu ſeinem verdienſtlichen Werke zu gewinnen, als er mich kennen lernte.

Er hatte mich tanzen ſehen und ſich ſofort entſchloſſen, ſeinem Werke noch ein Kapitel hinzuzuſetzen und mich zu lieben. Er beſuchte mich und ſagte mir ſogleich die drei Eigenſchaften, welche ihm erforderlich ſchienen, um mich ſeinem Entſchluſſe geneigt zu machen, daß er nämlich Pierre B...d heiße, 5000 Franks Renten habe und mit einem Buche über die Kunſt zu lieben beſchäftigt ſei.

Aber wie erſchrack der junge Autor, als er nur zubald gewahrte, daß meine Bekanntſchaft ihm nicht ein neues Kapitel, ſondern ein ganz neues Buch lieferte, daß ſie, ſtatt ſeine Theorie zu vervollſtändigen, dieſe vollkommen umſtieß.

Die Kunſt zu lieben, ſagte ich ihm, iſt allerdings eine ſehr ſchwierige Kunſt, ich möchte faſt behaupten, die ſchwierigſte. Sie iſt bekanntlich eine alte klaſſiſche Kunſt, über die Ovid ſchon ein großes Buch geſchrieben hat, und die, wie ſo manche alte Kunſt, in unſern Tagen nicht verſtanden wird.

Ich will gerne zugeben, verſetzte der neue Ovid, daß ſie eine ſehr ſchwierige Kunſt iſt, aber ich ſehe nicht ein, warum dieſe Kunſt die ſchwierigſte ſein ſollte.

Jede andere Kunſt, ſagte ich, hat es mit Stoffen zu thun, die ſich der Hand des Künſtlers willig fügen und die gewiſſermaßen nach Regeln bearbeitet werden können. Durch dieſe Fügſamkeit des Stoffes, welchem der Künſtler ſelbſt Leben und Geiſt einhaucht, gewinnt deſſen Individualität, deſſen Genie, einen freien Spielraum. Das Kunſtprodukt bleibt ſo ewig ein Reflex des Kunſtgenies. Welchen Stoff hat aber der Liebekünſtler? Iſt das weibliche Herz auch ein ſolcher willfähriger fügſamer Stoff, der den Geiſt des Meiſters als ſeinen eigenen in ſich aufnimmt? Wie verſtehen Sie die Kunſt zu lieben? Iſt es die Kunſt des Mannes, in jedes Mädchen, jede Frau, die ihm gefällt, verliebt zu ſein? Gehört nicht vielmehr dazu, auch von ihnen geliebt zu werden?

Allerdings, antwortete der junge Pierre B...d.

Nun, ſo möchte ich doch wiſſen, welche allgemeine Regeln Sie aufſtellen, um jedes weibliche Weſen ſich zugethan oder vielmehr in ſich verliebt zu machen?

Laſſen Sie das „ſich" weg, verſetzte Pierre B...d, dann wird es eine richtige Frage, und ich werde ſie Ihnen beantworten und Sie ſchlagen, d. h. Ihre Vorausſetzung zu Schanden machen.

Ich ſoll das „ſich" fortlaſſen?

Allerdings! Die Kunſt zu lieben ſoll der Mann nicht lehren, alle Frauenherzen in ſich, den Einzigen, verliebt zu machen, ſondern in Jeden, die verliebt zu machen, die er gerade liebenswürdig findet, die er liebt und von der er geliebt werden möchte.

Wenn aber ein Mann alle hübſchen Frauen liebt, und das ſcheint mir in der Regel ſo zu ſein, dann wird ihm Ihre Kunſt alſo nichts nützen?

Ich ſetze nicht voraus, daß ein Mann ſo thöricht ſein wird, ſich in alle hübſche Frauen auf einmal oder überhaupt zu verlieben. — Es iſt dieſes bei der Verſchiedenheit des Geſchmacks auch gar nicht anzunehmen, ich ſetze aber voraus, daß jedes weibliche Herz zur Liebe geneigt iſt, und mit dieſer Vorausſetzung, die Sie mir nicht ſtreitig machen werden, fällt die Ihrige, daß nämlich dem Liebekünſtler ein weniger fügſamer Stoff als jedem andern Künſtler zu Gebote ſteht. Das weibliche Herz iſt ein ſo fügſamer Stoff, wie es keinen andern giebt, fügſamer als Stein und Metall.

Nun gut, ich will Ihre Anſicht vorläufig adoptiren. Sie meinen, jedes weiblich Herz iſt der Liebe zugänglich, und wer dieſen fügſamen Stoff zu behandeln weiß, der wird ſich der Gegenliebe ſtets verſichern können. Sie beſitzen dieſe allergrößte Kunſt, und Sie haben erklärt, daß Sie in mich zum raſend werden verliebt ſind. Iſt es ſo, oder haben Sie nur eine Redensart ausgeſprochen?

Durchaus nicht, es verhält ſich vollkommen ſo.

Nun, ich erkläre Ihnen hiermit feierlich, daß ich auch nicht die geringſte Zuneigung zu Ihnen verſpüre. O, lächeln Sie nicht. Ich weiß recht gut, daß Sie darüber nicht in Verlegenheit gerathen, daß Sie mir antworten werden: ich glaube es Ihnen nicht, Sie ſind wirklich in mich verliebt, Sie wollen es nur nicht ſagen.

Ich werde mich wohl hüten, Ihnen das zu entgegnen, verſetzte mein Ovid, wenn Sie wirklich in mich verliebt ſind, werden Sie mir das ſchon ſagen, und wenn Sie es mir nicht ſagen, ſo muß ich es doch ſicher merken können.

Ei, warum? Ich bin vielleicht ein recht bizarres Geſchöpf, liebe Sie entſetzlich und ſtelle mich als Ihre Todfeindin.

Das iſt freilich möglich, und die Sache wäre nicht neu. Wir haben die Beiſpiele ſchon erlebt. Aber es giebt dennoch ſehr ſichere Kennzeichen der Liebe, die allen verſtellten Haß durchbrechen.

Zum Beiſpiel?

Zum Beiſpiel eine Dame, die wirklich liebt, kann wohl aus Gründen, und meinetwegen aus Laune, ihre Liebe verleugnen, indem ſie dem Gegenſtande ihrer Liebe nichts von dem gewährt, worauf die Liebe Anſprüche machen darf. Ein liebendes Herz wird aber niemals ſo weit gehen, dieſer Urſache wegen noch einen Andern zu lieben.

Das liebende Herz könnte ſich aber auch in dieſer Beziehung verſtellen.

Bis zu einem gewiſſen Punkte, das gebe ich zu.

Bis zu einem gewiſſen Punkte? Sagen wir bis wie weit?

Nun, wenn Sie z. B. mich liebten und die Laune ha-

Digitized by Google

ben, mir das durchaus verhehlen zu wollen, ſo können Sie vielleicht, um dies durchzuſetzen, einen andern Mann vor meinen Augen küſſen.

Wenn dieſer Mann mein Vater oder Bruder oder irgend ein anderer Verwandter iſt?

Ich meine auch jeden andern Bekannten.

Auch ihren Nebenbuhler vielleicht?

Auch vielleicht den.

Ich könnte ihn ſogar auch heirathen, nicht wahr?

Auch das vielleicht.

Und das nennen Sie bis zu einem gewiſſen Punkte gehen? — rief ich lachend, ich denke das iſt über alle Punkte hinaus.

Nein, noch lange nicht. — Sie können Jemanden heirathen, ohne ihn zu lieben.

Aus bloßer Laune?

Warum nicht? Das geſchieht gar nicht ſo ſelten.

Während man einen Andern liebt, den man heirathen könnte?

Auch das. Ich gebe allerdings zu, daß dieſes zu den Seltenheiten gehört, daß ſonderbare Umſtände obwalten müſſen, um ein ſolches Verhältniß hervorzubringen.

Es müſſen in der That ſehr ſonderbare Dinge ſein, die eine Dame, welche wahrhaft liebt, bewegen können, den geliebten Gegenſtand ohne alle äußere Veranlaſſung aufzugeben, um mit einem Mann, der ihr gleichgültig iſt, einen Ehebund zu ſchließen. Ich ſage ohne alle äußere Veranlaſſung, und nehme alſo an, daß keine Abneigung, kein Verbot der Eltern, Dürftigkeit oder ſonſt irgend ein Grund, der außerhalb einer bloßen Laune liegt, vorwalte.

Ich bin ganz mit Ihnen einverſtanden.

Und wenn es Ihnen möglich ſcheint, daß ein weibliches Herz einer ſolchen Laune nachgeben kann, dann nennen Sie dieſes dennoch einen fügſamen Stoff?

Trotzdem nenne ich es ſo.

Und Sie wollen auch in dieſem, wie Sie ſelbſt geſtehen, ungewöhnlichen und ſeltſamen Falle, daß Sie geliebt werden erkennen? ....

Auch dann noch, und ich nenne das weibliche Herz eben deshalb einen fügſamen Stoff.

Mein Herr, ich glaube, Sie werden eine Thorheit weniger begehen, wenn Sie Ihr koſtbares Werk niemals drucken laſſen, denn es iſt von A bis Z falſch.

Aber ich bitte Sie, wie können Sie das behaupten?

Ich wage es, das feſt und beſtimmt, nachdem, was ich bis jetzt von Ihnen über die Liebe gehört habe, zu behaupten, denn, daß Sie es nur wiſſen, mein Herr Liebekünſtler, Sie verſtehen von der Liebe durchaus gar nichts.

Vergeſſen Sie nicht, was Sie ſo eben ausgeſprochen haben, ich werde Sie an den Beweis erinnern.

Es iſt gar nicht nöthig, Ihnen das zu beweiſen, es wäre eine reine Abſurdität. Wenn Sie mir den Wein beſchreiben, ganz wie man das Waſſer beſchreiben muß, ſo iſt es ſehr natürlich, Ihnen zu antworten, Sie kennen ſehr gut das Waſſer, aber nicht den Wein. — Eine Liebe, die aus bloßer Laune ſich ſo völlig verläugnet, daß ſie der Verachtung, dem Haß, der Gleichgültigkeit, kurz allem Möglichen, nur nicht der Liebe gleicht, kann alles dieſes, nur nicht die Liebe ſein. So liebt kein Weib und nicht einmal ein Mann, ſo liebt kein Hottentotte, ſo könnte man höchſtens in Einem Zuſtande lieben, und das iſt nicht der der Laune, ſondern der der äußerſten Verrücktheit. Was ein Wahnſinniger thut und thun kann, darüber freilich kann ich mit Ihnen nicht rechten. Aber ich will Ihnen dennoch für den Augenblick zugeben, daß eine ſolche unmögliche, unſinnige Liebe möglich ſei, wie wollten Sie auch bei dieſer, daß Sie geliebt werden, herausfinden? Was nennen Sie den gewiſſen Punkt, bis zu welchem ſich ein liebendes Herz verſtellen könnte?

Bis zu dem Punkte der Verheirathung des geliebten Gegenſtandes.

Wahrlich, das iſt köſtlich. Sie meinen alſo, ein liebendes Weib kann ſich überwinden, jeden Andern aus bloßer Laune zu heirathen und thun, als wäre der Geliebte gar nicht vorhanden, ſo bald dieſer es aber eben ſo machen würde, würde ihre Liebe unwillkührlich hervorbrechen, und Sie hätten es dann weg. Das meinen Sie, ſei der ſicherſte und letzte Probierſtein der Liebe.

Das iſt vollkommen meine Anſicht.

Es iſt dieſes vielleicht eine fixe Idee bei Ihnen, und eine ſolche vermag man nicht wegzuſtreiten. Ich ſchlage Ihnen alſo etwas Anderes vor, aber wir müſſen nun wieder von vorne anfangen. Sie ſind alſo in mich wirklich verliebt?

Ich bete Sie an, ich laſſe mein Leben — —

Halten Sie ein, mein Herr, ein bloßes Ja, würde mir vollkommen genügt haben. Sie ſind in mich verliebt, mehr bedürfen wir nicht, Sie beſitzen die Kunſt, auch meine Liebe vermittelſt Ihrer Liebe zu erzwingen, Sie wollen wenigſtens über dieſe Kunſt ein ganzes Buch drucken laſſen, nun es ſoll mir recht vielen Spaß machen, wenn Sie gefälligſt Ihre Kunſt an mir erproben wollten.

Ja, wenn ich nur wüßte, daß Sie noch keinen Andern lieben. ..

Keinen, ich gebe Ihnen mein Wort. Mein Herz iſt noch ganz frei. Sie ſehen, daß ich viele Anbeter habe, worunter wieder einige, die mir nicht unangenehm ſind — aber ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich Keinen von Allen liebe, und Sie auch nicht in die Verlegenheit kommen werden, erſt meine Laune überwinden zu müſſen. Alle dieſe Verſuchungen Ihrer Künſtlerſchaft haben Sie durchaus nicht zu befürchten, und Sie können meinetwegen, um die Wahrheit meiner Worte, daß ich für Sie gar keine Sympathie habe, zu erproben, gleich bis zu dem gewiſſen, der verſteckten Liebe ſo gefährlichen Punkte gehen. — Sie können in Gottes Namen jede Dame heirathen — wenn ich's nur nicht bin.

Ich glaubte nun den modernen Ovid gefaßt zu haben,

Digitized by Google

aber dieſer Schlaukopf ſuchte mir wie ein Aal zu entſchlüpfen.

Meine Theure, verſetzte er, ich bin zu ſehr Künſtler, um nicht über meine Kunſt mich ſelbſt vergeſſen zu können. Ich liebe Sie, das habe ich Ihnen betheuert, aber das thut hier gar nichts zur Sache. Meine Kunſt lehrt nicht, wie ein beſtimmtes Individuum die Liebe eines andern beſtimmten Individuums erlangen könne, ſondern ſie lehrt nur, wie man überhaupt ſich Liebe, d. h. die Liebe eines Weibes erwerben kann.

Sie wollten aber vorhin das „ſich“ nicht haben.

Sie vergeſſen, daß Sie das „ſich“ auf alle Frauen bezogen. Alle Frauen, meinten Sie, ſei meine Lehre, müßten ſich vermittelſt meiner Kunſt in einen Einzigen verlieben. Meine Kunſt aber lehrt nur, die Liebe eines liebenswürdigen und verehrten Weibes zu gewinnen. Ich bin aber nicht Egoiſt genug, um meine Kunſt nur für mich zu gebrauchen, ich kann mich zu der Seelengröße emporſchwingen, Ihnen völlig zu entſagen, und Einem Ihrer vielen Anbeter behülflich zu ſein, ſein heiß erſehntes Ziel zu erreichen.

Das iſt in der That eine ungeheure Seelengröße, ſagte ich, vermochte aber vor Lachen kaum weiter zu reden. Aber werden Sie denn Ihrerſeits über den gewiſſen Punkt wegkommen können, mich in dem Beſitz eines Andern zu ſehen.

Das Herz wird mir brechen — aber meine Kunſt triumphirt.

Alſo Ihr gedrucktes Werk wird Sie über Ihr gebrochenes Herz tröſten, vielleicht wird Ihnen Ihre Kunſt auch dazu behülflich ſein, Ihr gebrochenes Herz wieder zu heilen.

Das iſt wohl möglich, ich hoffe Alles von meiner Kunſt.

Schön, mein Herr, es iſt mir lieb, bei Ihnen eine Seelengröße zu entdecken, die mich vor Ihrer Liebe retten wird. Wollen Sie nicht vielleicht die Güte haben, mich überhaupt aus dem Bereiche Ihrer Experimente zu laſſen.

Was iſt man nicht im Stande für das geliebte Weſen zu thun, rief der begeiſterte Künſtler, wenn ich meine Kunſt meiner Liebe unterzuordnen auch einiges Bedenken trage, ſo trage ich doch keinesweges Bedenken, Ihrem Wunſche zu genügen.

Der Herr Ovid ſchien ſich ſehr zu freuen, ſo leichten Kaufes davon zu kommen, mir aber machte die Sache Spaß. Ich liebe jede Originalität, ſelbſt in der Narrheit, natürlich ſo lange ſie nicht läſtig wird, was in dieſem Fache, nämlich in der Narrheit, leicht möglich wird. Alſo vorläufig wollte ich mich mit dem Herrn Pierre B . . d auch ein wenig amüſiren.

Erklären Sie mir doch, ſagte ich ihm, was würde denn einer meiner Anbeter thun müſſen, um meine Liebe zu erwerben?

Das kann ich Ihnen unmöglich mit wenigen Worten ſagen.

Es kömmt mir auf ein Paar Worte gar nicht an, bedienen Sie ſich deren mehrere.

Man muß Sie erſt genau kennen, Sie ſtudieren, um Ihnen hierauf die Antwort zu geben.

Aber, mein Gott, Sie gerathen ja in tauſend Widerſprüchen mit ſich ſelbſt. Ich denke, Sie haben für den fügſamen, bildſamen Stoff des weiblichen Herzens ganz allgemeine Regeln?

Diejenige, von der man geliebt ſein möchte, zu ſtudieren, iſt die erſte allgemeine Regel der Kunſt zu lieben.

Wenn alſo Jemand dieſes Studium nicht verſteht, ſo kann ihm Ihre Kunſt nicht helfen?

Dieſe Regel iſt unerläßlich, aber ich glaube, wer lieben kann, kann auch ein Frauenherz ſtudieren.

Ich glaube umgekehrt, viele Männer lieben eben deshalb, weil ſie das Frauenherz nicht kennen.

Sie wollen vielleicht ſagen, viele Männer lieben, ohne den Gegenſtand ihrer Liebe genau zu kennen.

Nein, ich wollte gerade das ſagen, was ich geſagt habe; ich will Ihnen aber auch darin noch beipflichten, daß jeder Mann, welcher liebt, auch das Frauenherz verſtehen könnte, wenn er ſich die Mühe giebt. Was aber uns betrifft, ſo haben Sie nicht nöthig, mich zu ſtudieren, ich Ihnen ganz wahrheitstreu ſagen, wie ich bin. Sind Sie damit zufrieden?

O, ob ich damit zufrieden bin? Sie verpflichten mich damit.

Nun, wohlan, um Ihrer Kunſt nützlich zu ſein, denn ich habe für dieſe eine ganz aufrichtige Verehrung, werde ich mein Seelen- oder Herzensportrait, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, auf dem Papier entwerfen, und dann will ich ſehen, was Ihre Kunſt zu thun lehren wird.

Der Künſtler war mit dieſem Vorſchlag einverſtanden, er verließ mich, nachdem ich ihm die Verſicherung gegeben hatte, ſchon nach einigen Tagen meinem Verſprechen nachzukommen.

Wenn ich ſagte, daß ich für ſeine Kunſt eine aufrichtige Verehrung hegte, ſo habe ich in der That nicht zu viel geſagt. Wenn die Herren Alle die Liebe als eine Kunſt betrachten würden, wir Frauen würden dabei unendlich viel gewinnen. Wir würden dann ein Gegenſtand der Kunſt ſein und uns einer wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Behandlung zu erfreuen haben. Wir würden dann aufhören ein Gegenſtand der Tändelei, der Willkühr und der Laune zu ſein.

Wie wäre es, wenn ſich das weibliche Geſchlecht dahin vereinigte, zu beſchließen:

Von heute an werden wir die Liebe nur als eine Kunſt betrachten. Wir werden uns nur von ſolchen Männer lieben laſſen, die dieſe Kunſt verſtehen. Wer vom andern Geſchlecht unſere Liebe erwerben will, muß uns zuerſt den Beweis geben, daß er und der geliebte Gegenſtand vollkommen harmoniren. Er muß uns beweiſen, daß er ſich und dieſen

Gegenſtand genau kennt, und uns die Grundſätze anzeigen, nach denen er mit uns leben und uns zu behandeln gedenkt.

Wenn ich keine Freundin der ſogenannten konſtitutionellen Charten bin, ſo würde ich mich doch ſofort für eine ſolche Liebescharte erklären, nach der es den Frauen freiſtehen müßte, dem Mann, welcher ſich gegen ſeine einmal angelobten und angenommenen Principien verginge, den Abſchied zu geben.

Natürlich müßte das Geſetz dieſen Akt legaliſiren.

Mag man mir entgegnen, aus der Abneigung entwickelt ſich in der Ehe, bei längerem Zuſammenleben, oft eine Zuneigung, und die Gewohnheit gleiche manche Disharmonie aus, ich erwiedere darauf, nach meinem Syſtem würde es dieſer ſtets gefährlichen Zufälligkeit nicht bedürfen, man würde gleich wiſſen, woran man iſt, und die Disharmonie, die ſich erſt mit der Zeit ausgleicht, würde gar nie vorhanden ſein.

Man würde mir noch entgegenſetzen: die wenigſten Menſchen kennen ſich ſelbſt ſo genau, um von ſich eine Charakterſchilderung entwerfen zu können.

Ich ſage: die Männer, die ſich ſelbſt nicht kennen, geben keine Bürgſchaft für eheliches Glück, ſie brauchen uns nicht zu lieben und ſie verdienen keine Liebe.

Man wird weiter ſagen: die Männer ſind oft zu ſchlecht, um bei der Schilderung ihres Charakters wahr zu ſein und wahr ſein zu können.

Darauf iſt nichts zu erwidern, als daß wir Frauen klug genug ſein müſſen, um uns nicht täuſchen zu laſſen, und daß wir der Schilderung des Mannes eigenes Studium hinzufügen müſſen.

Man wird endlich ſagen: Es iſt doch nicht zu verlangen, daß die Männer uns ſo bald ſo genau kennen lernen ſollen, da wir uns doch auch und ſo gut zu verſtellen und zu verſtecken verſtehen.

Ich antworte: Wir müſſen den Männern, trotzdem, daß wir das ſchwache Geſchlecht ſind, mit gutem Beiſpiele vorangehen und in jeder Beziehung wahrhaft werden.

Im Uebrigen vergeſſe man nicht, daß hier von einer Kunſt die Rede iſt, die erſt gewiſſermaßen neu gefunden werden ſoll, und deren Aufgabe es alſo ſein wird, für alle dieſe Dinge Auswege und Regeln aufzufinden, die uns dergleichen Hinderniſſe überwinden lehren.

Was aber das gute Beiſpiel der Wahrheit anbetrifft, mit der wir den Männern entgegenkommen müßten, ſo will ich für mein Theil den Anfang damit machen. Oder vielmehr, ich habe ſchon den Anfang damit gemacht, als ich dieſe Memoiren zu ſchreiben begann. Ich will indeſſen den Männern nicht allein die Wahrheit in Bezug auf ſie ſelbſt und ihren Charakter ſagen, ſondern auch über mich ſelbſt mit der größten Wahrheitstreue ein Urtheil fällen. Und ſo, denke ich, wird es dem guten Pierre B... d nicht ſchwer werden, mich in ſeine Kunſt zu lieben, die er eigentlich richtiger „die Kunſt geliebt zu werden" nennen ſollte, einzuweihen.

Briefe.

Von Georg Büchner.

Aus den Briefen an die Familie.

Straßburg, im Okt. 1831.

.... Als ſich das Gerücht verbreitete, daß Romarino durch Straßburg reiſen würde, eröffneten die Studenten ſogleich eine Subſeription und beſchloſſen, ihm mit einer ſchwarzen Fahne entgegenzuziehen. Endlich traf die Nachricht hier ein, daß Romarino den Nachmittag mit den Generälen Schneider und Langermann ankommen würde. Wir verſammelten uns ſogleich in der Academie; als wir aber durch das Thor ziehen wollten, ließ der Offizier, der von der Regierung Befehl erhalten hatte, uns mit der Fahne nicht paſſiren zu laſſen, die Wache unter das Gewehr treten, um uns den Durchgang zu wehren. Doch wir brachen mit Gewalt durch und ſtellten uns drei- bis vierhundert Mann ſtark an der großen Rheinbrücke auf. An uns ſchloß ſich die Nationalgarde an. Endlich erſchien Romarino, begleitet von einer Menge Reiter; ein Student hält eine Anrede, die er beantwortet, ebenſo ein Nationalgardiſt. Die Nationalgarden umgeben den Wagen und ziehen hin; wir ſtellen uns mit der Fahne an die Spitze des Zugs, dem ein großes Muſikchor vormarſchirt. So ziehen wir in die Stadt, begleitet von einer ungeheuren Volksmenge unter Abſingung der Marſeillaiſe und der Carmagnole; überall erſchallt der Ruf: Viva la liberte! vive Romarino! a bas les ministres! a bas le juste milieu! Die Stadt ſelbſt illuminirt, an den Fenſtern ſchwenken die Damen ihre Tücher, und Romarino wird im Triumph bis zum Gaſthof gezogen, wo ihm unſer Fahnenträger die Fahne mit dem Wunſch überreicht, daß dieſe Trauerfahne ſich bald in Polens Freiheitsfahne verwandeln möge. Darauf erſcheint Romarino auf dem Balkon, dankt, man ruft Vivat! — und die Comödie iſt fertig....

Straßburg, im Dez. 1831.

.... Es ſieht verzweifelt kriegeriſch aus; kommt es zum Kriege, dann giebt es in Deutſchland vornehmlich eine babyloniſche Verwirrung, und der Himmel weiß, was das

Ende vom Liede ſein wird. Es kann Alles gewonnen und Alles verloren werden; wenn aber die Ruſſen über die Oder gehen, dann nehme ich den Schießprügel, und ſollte ich's in Frankreich thun. Gott mag den allerdurchlauchtigſten und geſalbten Schafsköpfen gnädig ſein; auf der Erde werden ſie hoffentlich keine Gnade mehr finden....

Straßburg, im Febr. 1832.

.... Das einzige Intereſſante in politiſcher Beziehung iſt, daß die hieſigen republikaniſchen Zierbengel mit rothen Hüten herumlaufen, und daß Herr Perier die Cholera hatte, die Cholera aber leider nicht ihn.*)

Straßburg, im Dez. 1832.

.... Ich hätte beinahe vergeſſen zu erzählen, daß der Platz in Belagerungsſtand geſetzt wird (wegen der holländiſchen Wirren). Unter meinem Fenſter raſſeln beſtändig die Kanonen vorbei, auf den öffentlichen Plätzen exerciren die Truppen und das Geſchütz wird auf den Wällen aufgefahren. Für eine politiſche Abhandlung habe ich keine Zeit mehr, es wäre auch nicht der Mühe werth, das Ganze iſt doch nur eine Comödie. Der König und die Kammern regieren, und das Volk klatſcht und bezahlt....

Straßburg, im Jan. 1833.

.... Auf Weihnachten ging ich Morgens um 4 Uhr in die Frühmette ins Münſter. Das düſtere Gewölbe mit ſeinen Säulen, die Naſe und die farbigen Scheiben und die knieende Menge waren nur halb vom Lampenſchein erleuchtet. Der Geſang des unſichtbaren Chores ſchien über dem Chor und dem Altare zu ſchweben und den vollen Tönen der gewaltigen Orgel zu antworten. Ich bin kein Katholik und kümmerte mich wenig um das Schellen und Knieen der buntſcheckigen Pfaffen, aber der Geſang allein machte mehr Eindruck auf mich, als die faden, ewig wiederkehrenden Phraſen unſerer meiſten Geiſtlichen, die Jahr aus Jahr ein an jedem Weihnachstag meiſt nichts Geſcheidteres zu ſagen wiſſen, als, der liebe Herrgott ſei doch ein geſcheidter Mann geweſen, daß er Chriſtus gerade um dieſe Zeit auf die Welt habe kommen laſſen. —

Straßburg, den 5. April 1833.

Heute erhielt ich Euren Brief mit den Erzählungen aus Frankfurt.**) Meine Meinung iſt die: Wenn in unſerer Zeit etwas helfen ſoll, ſo iſt es Gewalt. Wir wiſſen, was wir von unſeren Fürſten zu erwarten haben. Alles was ſie bewilligten, wurde ihnen durch die Nothwendigkeit abgezwungen. Und ſelbſt das Bewilligte wurde uns hingeworfen, wie eine erbettelte Gnade und ein elendes Kinderſpielzeug, um dem ewigen Maulaffen Volk ſeine zu eng geſchnürte Wickelſchnur vergeſſen zu machen. Es iſt eine blecherne Flinte und ein hölzerner Säbel, womit nur ein Deutſcher die Abgeſchmacktheit begehen konnte, Soldatchens zu ſpielen. Unſere Landſtände ſind eine Satyre auf die geſunde Vernunft, wir können noch ein Säculum damit herumziehen, und wenn wir die Reſultate dann zuſammennehmen, ſo hat das Volk die ſchönen Reden ſeiner Vertreter noch immer theurer bezahlt, als der römiſche Kaiſer, der ſeinem Hofpoeten für zwei gebrochene Verſe 20,000 Gulden geben ließ. Man wirft den jungen Leuten den Gebrauch der Gewalt vor. Sind wir denn aber nicht in einem ewigen Gewaltzuſtand? Weil wir in Kerker geboren und großgezogen ſind, merken wir nicht mehr, daß wir im Loch ſtecken mit angeſchmiedeten Händen und Füßen und einem Knebel im Munde. Was nennt Ihr denn geſetzlichen Zuſtand? Ein Geſetz, das die große Maſſe der Staatsbürger zum frohnenden Vieh macht, um die unnatürlichen Bedürfniſſe einer unbedeutenden und verdorbenen Minderzahl zu befriedigen? Und dies Geſetz, unterſtützt durch eine rohe Militärgewalt und durch die dumme Pfiffigkeit ſeiner Agenten, dies Geſetz iſt eine ewige, rohe Gewalt, angethan dem Recht und der geſunden Vernunft, und ich werde mit Mund und Hand dagegen kämpfen, wo ich kann. Wenn ich an dem, was geſchehen, keinen Theil genommen und an dem, was vielleicht geſchieht, keinen Theil nehmen werde, ſo geſchieht es weder aus Mißbilligung, noch aus Furcht, ſondern nur weil ich im gegenwärtigen Zeitpunkt jede revolutionäre Bewegung als eine vergebliche Unternehmung betrachte und nicht die Verblendung Derer theile, welche in den Deutſchen ein zum Kampf für ſein Recht bereites Volk ſehen. Dieſe tolle Meinung führte die Frankfurter Vorfälle herbei, und der Irrthum büßte ſich ſchwer. Irren iſt übrigens keine Sünde, und die deutſche Indifferenz iſt wirklich von der Art, daß ſie alle Berechnung zu Schanden macht. Ich bedaure die Unglücklichen von Herzen. Sollte keiner von meinen Freunden in die Sache verwickelt ſein? ....

Straßburg, im Mai 1833.

.... So eben erhalten wir die Nachricht, daß in Neuſtadt die Soldateska über eine friedliche und unbewaffnete Verſammlung hergefallen ſei und ohne Unterſchied mehrere Perſonen niedergemacht habe. Aehnliche Dinge ſollen ſich im übrigen Rheinbayern zugetragen haben. Die liberale Partei kann ſich darüber gerade nicht beklagen; man vergilt Gleiches mit Gleichem, Gewalt mit Gewalt. Es wird ſich finden, wer der Stärkere iſt. — Wenn Ihr neulich bei hellem Wetter bis auf das Münſter hättet ſehen können, ſo hättet Ihr mich bei einem langhaarigen, bärtigen, jungen Mann ſitzend gefunden. Beſagter hatte ein rothes Barett auf dem Kopf, um den Hals einen Caſhmir-Shawl, um den Cadaver einen kurzen deutſchen Rock, auf die Weſte war der Name „Rouſſeau" geſtickt, an den Beinen enge Hoſen, mit Stegen,

*) Perier, der damalige Miniſter des Innern, der das aufgeſtandene Polen im Intereſſe des Louis Philipp'ſchen Friedensſyſtems fallen ließ.

**) Das Frankfurter Attentat betreffend.

Digitized by Google

in der Hand ein modisches Stöckchen. Ihr seht, die Carricatur ist aus mehreren Jahrhunderten und Welttheilen zusammengesetzt: Asien um den Hals, Deutschland um den Leib, Frankreich an den Beinen, 1400 auf dem Kopf und 1833 in der Hand. Er ist ein Kosmopolit — nein, er ist mehr, er ist St. Simonist! Ihr denkt nun, ich hätte mit einem Narren gesprochen, und Ihr irrt. Es ist ein liebenswürdiger junger Mann, viel gereis't. — Ohne sein fatales Costüm hätte ich nie den St. Simonisten verspürt, wenn er nicht von der femme in Deutschland gesprochen hätte. Bei den Simonisten sind Mann und Frau gleich, sie haben gleiche politische Rechte. Sie haben nun ihren pere, der ist St. Simon, ihr Stifter; aber billigerweise müßten sie auch eine mere haben. Die ist aber noch zu suchen, und da haben sie sich denn auf den Weg gemacht, wie Saul nach seines Vaters Eseln, mit dem Unterschied, daß — denn im neunzehnten Jahrhundert ist die Welt gar weit vorangeschritten, — daß die Esel diesmal den Saul suchen. Rousseau mit noch einem Gefährten (beide verstehen kein Wort deutsch) wollten die femme in Deutschland suchen, man beging aber die intolerante Dummheit, sie zurückzuweisen. Ich sagte ihm, er hätte nicht viel an den Weibern, die Weiber aber viel an ihm verloren; bei den Einen hätte er sich ennuyirt und über die Anderen gelacht. Er bleibt jetzt in Straßburg, steckt die Hände in die Taschen und predigt dem Volke die Arbeit, wird für seine Capicität gut bezahlt u. marche vers les femmes, wie er sich ausdrückt. Er ist übrigens beneidenswerth, führt das bequemste Leben unter der Sonne, und ich möchte aus purer Faulheit St. Simonist werden, denn man müßte mir meine Capacität gehörig honoriren. . . . .

Straßburg, im Juni 1833.

. . . . Ich werde zwar immer meinen Grundsätzen gemäß handeln, habe aber in neuerer Zeit gelernt, daß nur das nothwendige Bedürfniß der großen Masse Umänderungen herbeiführen kann, daß alles Bewegen und Schreien der Einzelnen vergebliches Thorenwerk ist. Sie schreiben, man lies't sie nicht; sie schreien, man hört sie nicht; sie handeln, man hilft ihnen nicht.

Straßburg, den 8. Juli 1833.

(Reise in die Vogesen.)

Bald im Thal, bald auf den Höhen zogen wir durch das liebliche Land. Am zweiten Tage gelangten wir auf einer über 3000 Fuß hohen Fläche zum sogenannten weißen und schwarzen See. Es sind zwei finstere Lachen in tiefer Schlucht, unter etwa 500 Fuß hohen Felsenwänden. Der weiße See liegt auf dem Gipfel der Höhe. Zu unseren Füßen lag still das dunkle Waßer. Ueber die nächsten Höhen hinaus sahen wir im Osten die Rheinebenen und den Schwarzwald, nach West und Nordwest das Lotbringer Hochland; im Süden hingen düstere Wetterwolken, die Luft war still. Plötzlich trieb der Sturm das Gewölke die Rheinebene herauf, zu unserer Linken zuckten die Blitze, und unter dem zerrissenen Gewölk über dem dunklen Jura glänzten die Alpengletscher in der Abendsonne. Der dritte Tag gewährte uns den nämlichen herrlichen Anblick; wir bestiegen nämlich den höchsten Punkt der Vogesen, den an 5000 Fuß hohen Bölgen. Man übersieht den Rhein von Basel bis Straßburg, die Fläche hinter Lothringen bis zu den Bergen der Champagne, den Anfang der ehemaligen francheComte, den Jura und die Schweizergebirge vom Rigi bis zu den entferntesten Savoy'schen Alpen. Es war gegen Sonnenaufgang, die Alpen wie blasses Abendroth über der dunkel gewordenen Erde. Die Nacht brachten wir in einer geringen Entfernung vom Gipfel in einer Sennerhütte zu. Die Hirten haben hundert Kühe und bei neunzig Farren und Stiere auf der Höhe. Bis Sonnenaufgang war der Himmel etwas dunstig, die Sonne warf einen rothen Schein über die Landschaft. Ueber den Schwarzwald und den Jura schien das Gewölk wie ein schäumender Wasserfall zu stürzen, nur die Alpen standen hell darüber, wie eine blitzende Milchstraße. Denkt Euch über der dunklen Kette des Jura und über dem Gewölk im Süden, soweit der Blick reicht, eine ungeheure, schimmernde Eiswand, nur noch oben durch die Zacken u. Spitzen der einzelnen Berge unterbrochen. Vom Bölgen stiegen wir rechts herab in das sogenannte Amarinen-Thal, das letzte Hauptthal der Vogesen. Wir gingen thalaufwärts. Das Thal schließt sich mit einem schönen Wiesengrund im wilden Gebirg. Ueber die Berge führte uns eine gut erhaltene Bergstraße nach Lothringen zu den Quellen der Mosel. Wir folgten eine Zeitlang dem Laufe des Wassers, wandten uns dann nördlich und kehrten über mehrere interessante Punkte nach Straßburg zurück.

Hier ging es seit einigen Tagen etwas unruhig zu. Ein ministerieller Deputirter, Herr Saglio, kam vor einigen Tagen aus Paris zurück. Es kümmerte sich Niemand um ihn. Eine bankerotte Ehrlichkeit ist heutzutage etwas zu Gemeines, als daß ein Volksvertreter, der seinen Frack wie einen Schandpfahl auf dem Rücken trägt, noch Jemanden interessiren könnte. Die Polizei war aber entgegengesetzter Meinung und stellte deßhalb eine bedeutende Anzahl Soldaten auf dem Paradeplatz und vor dem Hause des Herrn Saglio auf. Dies lockte denn endlich am zweiten oder dritten Tage die Menge herbei, gestern und vorgestern Abend wurde etwas vor dem Hause gelärmt. Präfekt und Maire hielten es für die beste Gelegenheit, einen Orden zu erwischen, sie ließen die Truppen ausrücken, die Straßen räumen, Bajonnette und Kolbenstöße austheilen, Verhaftungen vornehmen, Proklamationen anschlagen u. s. w.

Gießen, den 1. Nov. 1833.

. . . . Gestern wurden wieder zwei Studenten verhaftet, der kleine Stamm, und Groß. . . . .

Digitized by Google

Gießen, den 19. Nov. 1833.

.... Geſtern war ich bei dem Bankett zu Ehren der zurückgelehrten Deputirten. An zweihundert Perſonen, unter ihnen Baiſer und Vogt. Einige loyale Toaſte, bis man ſich Courage getrunken, und dann das Polenlied, die Marſeillaiſe geſungen und den in Friedberg Verhafteten ein Vivat gebracht! Die Leute gehen ins Feuer, wenn's von einer brennenden Punſchbowle kommt! ....

Gießen, im Febr. 1834.

.... Ich verachte Niemanden, am wenigſtens wegen ſeines Verſtandes oder ſeiner Bildung, weil es in Niemands Gewalt liegt, kein Dummkopf oder kein Verbrecher zu werden, — weil wir durch gleiche Umſtände wohl Alle gleich würden, und weil die Umſtände außer uns liegen. Der Verſtand nun gar iſt nur eine ſehr geringe Seite unſers geiſtigen Weſens und die Bildung nur eine ſehr zufällige Form deſſelben. Wer mir eine ſolche Verachtung vorwirft, behauptet, daß ich einen Menſchen mit Füßen träte, weil er einen ſchlechten Rock anhätte. Es heißt dieß, eine Rohheit, die man Einem im Körperlichen nimmer zutrauen würde, ins Geiſtige übertragen, wo ſie noch gemeiner iſt. Ich kann Jemanden einen Dummkopf nennen, ohne ihn deßhalb zu verachten; die Dummheit gehört zu den allgemeinen Eigenſchaften der menſchlichen Dinge; für ihre Exiſtenz kann ich nichts, es kann mir aber Niemand wehren, Alles, was exiſtirt, bei ſeinem Namen zu nennen und dem, was mir unangenehm iſt, aus dem Wege zu gehen. Jemanden kränken, iſt eine Grauſamkeit, ihn aber zu ſuchen oder zu meiden, bleibt meinem Gutdünken überlaſſen. Daher erklärt ſich mein Betragen gegen alte Bekannte; ich kränkte Keinen und ſparte mir viel Langeweile; halten ſie mich für hochmüthig, wenn ich an ihren Vergnügungen od. Beſchäftigungen keinen Geſchmack finde, ſo iſt es eine Ungerechtigkeit; mir würde es nie einfallen, einem Andern aus dem nämlichen Grunde einen ähnlichen Vorwurf zu machen. Man nennt mich einen Spötter. Es iſt wahr, ich lache oft, aber ich lache nicht darüber, wie Jemand ein Menſch, ſondern nur darüber, daß er ein Menſch iſt, wofür er ohnehin nichts kann, u. lache dabei über mich ſelbſt, der ich ſein Schickſal theile. Die Leute nennen das Spott, ſie vertragen es nicht, daß man ſich als Narr producirt und ſie duzt; ſie ſind Verächter, Spötter und Hochmüthige, weil ſie die Narrheit nur außer ſich ſuchen. Ich habe freilich noch eine Art von Spott, es iſt aber nicht der der Verachtung, ſondern der des Haſſes. Der Haß iſt ſo gut erlaubt als die Liebe, und ich hege ihn im vollſten Maße gegen die, welche verachten. Es iſt deren eine große Zahl, die im Beſitze einer lächerlichen Aeußerlichkeit, die man Bildung, oder eines todten Krams, den man Gelehrſamkeit heißt, die große Maſſe ihrer Brüder ihrem verachtenden Egoismus opfern. Der Ariſtocratismus iſt die ſchändlichſte Verachtung des heiligen Geiſtes im Menſchen; gegen ihn kehre ich ſeine eigenen Waffen; Hochmuth gegen Hochmuth, Spott gegen Spott. — Ihr würdet euch beſſer bei meinem Stiefelputzer nach mir umſehen, mein Hochmuth und Verachtung Geiſtesarmer und Ungelehrter fände dort wohl ihr beſtes Objekt. Ich bitte, fragt ihn einmal .. Die Lächerlichkeit des Herablaſſens werdet Ihr mir doch wohl nicht zutrauen. Ich hoffe noch immer, daß ich leidenden, gedrückten Geſtalten mehr mitleidige Blicke zugeworfen, als kalten, vornehmen Herzen bittere Worte geſagt habe....

Gießen, den 19. März 1834.

.... Wichtiger iſt die Unterſuchung wegen der Verbindungen; die Relegation ſteht wenigſtens dreißig Studenten bevor. Ich wollte die Unſchädlichkeit dieſer Verſchwörer eidlich bekräftigen. Die Regierung muß aber doch etwas zu thun haben! Sie dankt ihrem Himmel, wenn ein paar Kinder ſchleifen oder Ketten ſchaukeln! — Die in Friedberg Verhafteten ſind frei, mit Ausnahme von Vieren. ....

Gießen, den 25. Mai 1834.

.... Das Treiben der „Burſchen" kümmert mich wenig, geſtern Abend hat er von dem Philiſter Schläge bekommen. Man ſchrie: Burſch heraus! Es kam aber Niemand, als die Mitglieder zweier Verbindungen, die aber den Univerſitätsrichter rufen mußten, um ſich vor den Schuſter- und Schneiderbuben zu retten. Der Univerſitätsrichter war betrunken und ſchimpfte die Bürger; es wundert mich, daß er keine Schläge bekam; das Poſſierlichſte iſt, daß die Buben liberal ſind und ſich daher an die loyal geſinnten Verbindungen machten. Die Sache ſoll ſich heute Abend wiederholen, man munkelt ſogar von einem Auszug; ich hoffe, daß der Burſche wieder Schläge bekommt; wir halten zu den Bürgern und bleiben in der Stadt.....

Gießen, den 2. Juli 1834.

..... Was ſagt man zu der Verurtheilung von Schulz?*) — Mich wundert es nicht, es riecht nach Kommißbrod. — A propos, wißt Ihr die hübſche Geſchichte vom Herrn Commiſſär, ꝛc...? Der gute Columbus ſollte in X.... bei einem Schreiner eine geheime Preſſe entdecken. Er beſetzt das Haus, dringt ein. „Guter Mann, es iſt Alles aus, führ' Er mich nur an die Preſſe." — Der Mann führt ihn an die Kelter. „Nein, Mann! Die Preſſe! Die Preſſe!" — Der Mann verſteht ihn nicht, und der Commiſſär wagt ſich in den Keller. Es iſt dunkel. „Ein Licht, Mann!" — „Das müſſen Sie kaufen, wenn Sie eins haben wollen." — Aber der Herr Commiſſär ſpart dem Lande überflüſſige Ausgaben. Er rennt, wie Münchhauſen, an einen Balken, er ſchlägt Feuer aus ſeinem Naſenbein, das Blut fließt, er

*) Dr. Wilhelm Schulz, früher heſſiſcher Lieutenant, ſpäter Mitglied des deutſchen Parlaments, wurde am 18. Juni 1834 wegen mehrerer als aufrühreriſch befundenen Schriften zur Caſſation und 5jähriger Feſtungsſtrafe verurtheilt.

Digitized by Google

achtet nichts und findet nichts. Unſer lieber Großherzog wird ihm aus einem Civilverdienſtorden ein Naſenfutteral machen. . . . .

Frankfurt, den 3. Aug. 1834.

. . . . Ich benutze jeden Vorwand, um mich von meiner Kette loszumachen. Freitag Abends ging ich von Gießen weg; ich wählte die Nacht der gewaltigen Hitze wegen, und ſo wanderte ich in der lieblichſten Kühle unter hellem Sternenhimmel, an deſſen fernſtem Horizonte ein beſtändiges Blitzen leuchtete. Theils zu Fuß, theils fahrend mit Poſtillonen und ſonſtigem Geſindel, legte ich während der Nacht den größten Theil des Wegs zurück. Ich ruhte mehrmals unterwegs. Gegen Mittag war ich in Offenbach. Den kleinen Umweg machte ich, weil es von dieſer Seite leichter iſt, in die Stadt zu kommen, ohne angehalten zu werden. Die Zeit erlaubte mir nicht, mich mit den nöthigen Papieren zu verſehen. . . . .

Gießen, den 5. Aug. 1834.

. . . . Ich meine, ich hätte Euch erzählt, daß Minnigerode eine halbe Stunde vor meiner Abreiſe arretirt wurde, man hat ihn nach Friedberg abgeführt. Ich begreife den Grund ſeiner Verhaftung nicht. Unſerem ſcharfſinnigen Univerſitätsrichter fiel es ein, in meiner Reiſe, wie es ſcheint, einen Zuſammenhang mit der Verhaftung Minnigerode's zu finden. Als ich hier ankam, fand ich meinen Schrank verſiegelt, und man ſagte mir, meine Papiere ſeien durchſucht worden. Auf mein Verlangen wurden die Siegel ſogleich abgenommen, auch gab man mir meine Papiere (nichts als Briefe von Euch und meinen Freunden) zurück, nur einige franzöſiſche Briefe von W . . ., Muſton,*) L . . . und B . . . wurden zurückbehalten, wahrſcheinlich weil die Leute ſich erſt einen Sprachlehrer müſſen kommen laſſen, um ſie zu leſen. Ich bin empört über ein ſolches Benehmen, es wird mir übel, wenn ich meine heiligſten Geheimniſſe in den Händen dieſer ſchmutzigen Menſchen denke. Und das Alles — wißt Ihr auch warum? Weil ich an dem nämlichen Tag abgereiſ't, an dem Minnigerode verhaftet wurde. Auf einen vagen Verdacht hin verletzte man die heiligſten Rechte und verlangte dann weiter Nichts, als daß ich mich über meine Reiſe ausweiſen ſollte!!! Das konnte ich natürlich mit der größten Leichtigkeit; ich habe Briefe von B., die jedes Wort beſtätigen, das ich geſprochen, und unter meinen Papieren befindet ſich keine Zeile, die mich compromittiren könnte. Ihr könnt über die Sache ganz unbeſorgt ſein. Ich bin auf freiem Fuß und es iſt unmöglich, daß man einen Grund zur Verhaftung finde. Nur im Tiefſten bin ich über das Verfahren der Gerichte empört, auf den Verdacht eines möglichen Verdachts in die heiligſten Familiengeheimniſſe einzubrechen. Man hat mich auf dem Univerſitätsgericht bloß gefragt, wo ich mich während der drei letzten Tage aufgehalten, und um ſich darüber Aufſchluß zu verſchaffen, erbricht man ſchon am zweiten Tag in meiner Abweſenheit meinen Pult und bemächtigt ſich meiner Papiere! Ich werde mit einigen Rechtskundigen ſprechen und ſehen, ob die Geſetze für eine ſolche Verletzung Genugthuung ſchaffen.

Gießen, den 8. Aug. 1834.

Ich gehe meinen Beſchäftigungen wie gewöhnlich nach, vernommen bin ich nicht weiter geworden. Verdächtiges hat man nicht gefunden, nur die franzöſiſchen Briefe ſcheinen noch nicht entziffert zu ſein; der Herr Univerſitätsrichter muß ſich wohl erſt Unterricht im Franzöſiſchen nehmen. Man hat mir ſie noch nicht zurückgegeben ... Uebrigens habe ich mich bereits an das Disciplinargericht gewendet und es um Schutz gegen die Willkühr des Univerſitätsrichters gebeten. Ich bin auf die Antwort begierig. Ich kann mich nicht entſchließen, auf die mir gebührende Genugthuung zu verzichten. Das Verletzen meiner heiligſten Rechte und das Einbrechen in alle meine Geheimniſſe, das Berühren von Papieren, die mir Heiligthümer ſind, empörten mich zu tief, als daß ich nicht jedes Mittel ergreifen ſollte, um mich an dem Urheber dieſer Gewaltthat zu rächen. Den Univerſitätsrichter habe ich mittelſt des höflichen Spottes faſt ums Leben gebracht. Wie ich zurückkam, mein Zimmer mir verboten und mein Pult verſiegelt fand, lief ich zu ihm und ſagte ihm ganz kaltblütig mit der größten Höflichkeit, in Gegenwart mehrerer Perſonen: wie ich vernommen, habe er in meiner Abweſenheit mein Zimmer mit ſeinem Beſuche beehrt, ich komme, um ihn um den Grund ſeines gütigen Beſuches zu fragen rc. — Es iſt Schade, daß ich nicht nach dem Mittageſſen gekommen, aber auch ſo barſt er faſt und mußte dieſe beißende Ironie mit der größten Höflichkeit beantworten. Das Geſetz ſagt, nur in Fällen ſehr dringenden Verdachts, ja nur eines Verdachtes, der ſtatt halben Beweiſes gelten könne, dürfe eine Hausſuchung vorgenommen werden. Ihr ſeht, wie man das Geſetz auslegt. Verdacht, am wenigſten ein dringender, kann nicht gegen mich vorliegen, ſonſt müßte ich verhaftet ſein; in der Zeit, wo ich hier bin, könnte ich ja jede Unterſuchung durch Verabreden gleichlautender Ausſagen und vergleichen unmöglich machen. Es geht hieraus hervor, daß ich durch nichts compromittirt bin und daß die Hausſuchung nur vorgenommen worden, weil ich nicht liederlich und nicht ſclaviſch genug ausſehe, um für keinen Demagogen gehalten zu werden. Eine ſolche Gewaltthat ſtillſchweigend ertragen, hieße die Regierung zur Mitſchuldigen machen; hieße ausſprechen, daß es keine geſetzliche Garantie mehr gäbe; hieße erklären, daß das verletzte Recht keine Genugthuung mehr erhalte. Ich will unſerer Regierung dieſe grobe Beleidigung nicht anthun.

Wir wiſſen nichts von Minnigerode; das Gerücht mit Offenbach iſt jedenfalls reine Erfindung; daß ich auch ſchon

*) Muſton, ein franzöſiſcher Flüchtling, der am Savoyer-Zuge Theil genommen hatte, ſich in Darmſtadt aufhielt und viel mit dem Briefſteller correſpondirte.

da geweſen, kann mich nicht mehr compromittiren, als jeden anderen Reiſenden. — Sollte man, ſowie man ohne die geſetzlich nothwendige Urſache meine Papiere durchſuchte, mich auch ohne dieſelbe feſtnehmen, in Gottes Namen! ich kann ſo wenig darüber hinaus, und es iſt dies ſo wenig meine Schuld, als wenn eine Heerde Banditen mich anhielte, plünderte oder mordete. Es iſt Gewalt, der man ſich fügen muß, wenn man nicht ſtark genug iſt, ihr zu widerſtehen; aus der Schwäche kann Einem kein Vorwurf gemacht werden.

Gießen, Ende Auguſt 1834.

Es ſind jetzt faſt drei Wochen ſeit der Hausſuchung verfloſſen, und man hat mir in Bezug darauf noch nicht die mindeſte Eröffnung gemacht. Die Vernehmung bei dem Univerſitätsrichter am erſten Tage kann nicht in Anſchlag gebracht werden, ſie ſteht damit in keinem geſetzlichen Zuſammenhang; der Herr Georgi verlangt nur als Univerſitätsrichter von mir als Studenten: ich ſolle mich wegen meiner Reiſe ausweiſen, während er die Hausſuchung als Regierungscommiſſär vornahm. Ihr ſehet alſo, wie weit man es in der geſetzlichen Anarchie gebracht hat. Ich vergaß, wenn ich nicht irre, den wichtigen Umſtand anzuführen, daß die Hausſuchung ſogar ohne die drei, durch das Geſetz vorgeſchriebenen Urkundsperſonen vorgenommen wurde, und ſo um ſo mehr den Charakter eines Einbruchs an ſich trägt. Das Verletzen unſerer Familiengeheimniſſe iſt ohnehin ein bedeutenderer Diebſtahl, als das Wegnehmen einiger Geldſtücke. Das Einbrechen in meiner Abweſenheit iſt ebenfalls ungeſetzlich; man war nur berechtigt, meine Thüre zu verſiegeln, und erſt dann in meiner Abweſenheit zur Hausſuchung zu ſchreiten, wenn ich mich auf erfolgte Vorladung nicht geſtellt hätte. Es ſind alſo drei Verletzungen des Geſetzes vorgefallen: Hausſuchung ohne dringenden Verdacht (ich bin, wie geſagt, noch nicht vernommen worden, und es ſind drei Wochen verfloſſen), Hausſuchung ohne Urkundsperſonen, und endlich Hausſuchung am dritten Tage meiner Abweſenheit ohne vorher erfolgte Vorladung.

Die Vorſtellung an das Disciplinargericht war im Grund genommen überflüſſig, weil der Univerſitätsrichter als Regierungscommiſſär nicht unter ihm ſteht. Ich that dieſen Schritt nur vorerſt, um nicht mit der Thüre ins Haus zu fallen; ich ſtellte mich unter ſeinen Schutz, ich überließ ihm meine Klage. Seiner Stellung gemäß mußte es meine Sache zu der ſeinigen machen, aber die Leute ſind etwas furchtſamer Natur; ich bin überzeugt, daß ſie mich an eine andere Behörde verweiſen. Ich erwarte ihre Reſolution .... Der Vorfall iſt ſo einfach und liegt ſo klar am Tage, daß man mir entweder volle Genugthuung ſchaffen oder öffentlich erklären muß, das Geſetz ſei aufgehoben und eine Gewalt an ſeine Stelle getreten, gegen die es keine Appellation, als Sturmglocken und Pflaſterſteine gebe.

Weißenburg, den 9. März 1835.

Eben lange ich wohlbehalten hier an. Die Reiſe ging ſchnell und bequem vor ſich.. Ihr könnt, was meine perſönliche Sicherheit anlangt, völlig ruhig ſein. Sicheren Nachrichten gemäß bezweifle ich auch nicht, daß mir der Aufenthalt in Straßburg geſtattet werden wird. ... Nur die dringendſten Gründe konnten mich zwingen, Vaterland und Vaterhaus in der Art zu verlaſſen. ... Ich konnte mich unſerer politiſchen Inquiſition ſtellen; von dem Reſultat einer Unterſuchung hatte ich nichts zu befürchten..... Ich bin überzeugt, daß nach einem Verlaufe von zwei bis drei Jahren meiner Rückkehr nichts mehr im Wege ſtehen wird. Dieſe Zeit hätte ich im Falle des Bleibens in einem Kerker zu Friedberg verſeſſen; körperlich und geiſtig zerrüttet wäre ich dann entlaſſen worden. Dies ſtand mir ſo deutlich vor Augen, deſſen war ich ſo gewiß, daß ich das große Uebel einer freiwilligen Verbannung wählte. Jetzt habe ich Hände und Kopf frei. .... Es liegt jetzt Alles in meiner Hand. Ich werde das Studium der mediciniſch-philoſophiſchen Wiſſenſchaften mit der größten Anſtrengung betreiben, und auf dem Felde iſt noch Raum genug, um etwas Tüchtiges zu leiſten und unſere Zeit iſt gerade dazu gemacht, dergleichen anzuerkennen. Seit ich über der Grenze bin, habe ich friſchen Lebensmuth, ich ſtehe jetzt ganz allein, aber gerade das ſteigert meine Kräfte. Der beſtändigen geheimen Angſt vor Verhaftung und ſonſtigen Verfolgungen, die mich in Darmſtadt beſtändig peinigte, enthoben zu ſein, iſt eine große Wohlthat.

Straßburg, den 27. März 1835.

Ich fürchte ſehr, daß das Reſultat der Unterſuchung den Schritt, welchen ich gethan, hinlänglich rechtfertigen wird; es ſind wieder Verhaftungen erfolgt, und man erwartet nächſtens deren noch mehr. Minnigerode iſt in flagranti crimine ertappt worden; man betrachtet ihn als den Weg, der zur Entdeckung aller bisherigen revolutionären Umtriebe führen ſoll, man ſucht ihm um jeden Preis ſein Geheimniß zu entreißen; wie ſollte ſeine ſchwache Conſtitution der langſamen Folter, auf die man ihn ſpannt, widerſtehen können? .... Iſt in den deutſchen Zeitungen die Hinrichtung des Lieutenant Koſſeritz auf dem Hohenaſperg in Württemberg bekannt gemacht worden? Er war Mitwiſſer um das Frankfurter Complott, und wurde vor einiger Zeit erſchoſſen. Der Buchhändler Frankh aus Stuttgart iſt mit noch mehreren Anderen aus der nämlichen Urſache zum Tode verurtheilt worden, und man glaubt, daß das Urtheil vollſtreckt wird.*)

Straßburg, den 20. April 1835.

Heute Morgen erhielt ich eine traurige Nachricht; ein

---

*) Dieſe Angaben ſind unrichtig: Koſſeritz wurde begnadigt und nach Amerika entlaſſen, Frankh von den Civilgerichten zu einer Freiheitsſtrafe verurtheilt.

Digitized by Google

Flüchtling aus der Gegend von Gießen iſt hier angekommen; er erzählte mir, in der Gegend von Marburg ſeien mehrere Perſonen verhaftet und bei einem von ihnen eine Preſſe gefunden worden außerdem ſind meine Freunde L. Becker und Klemm eingezogen worden, und Rektor Weidig von Butzbach wird verfolgt. Ich begreife unter ſolchen Umſtänden die Freilaſſung von P..... nicht. Jetzt erſt bin ich froh, daß ich weg bin, man würde mich auf keinen Fall verſchont haben..... Ich ſehe meiner Zukunft ſehr ruhig entgegen. Jedenfalls könnte ich von meinen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten leben.. .. Man hat mich auch aufgefordert, Kritiken über die neu erſcheinenden franzöſiſchen Werke in das Literaturblatt zu ſchicken, ſie werden gut bezahlt. Ich würde mir noch weit mehr verdienen können, wenn ich mehr Zeit darauf verwenden wollte, aber ich bin entſchloſſen, meinen Studienplan nicht aufzugeben.

Straßburg, den 5. Mai 1835.

Schulz*) und ſeine Frau gefallen mir ſehr gut, ich habe ſchon ſeit längerer Zeit Bekanntſchaft mit ihnen gemacht, und beſuche ſie öfters. Schulz namentlich iſt nichts weniger, als die unruhige Kanzleibürſte, die ich mir unter ihm vorſtellte; er iſt ein ziemlich ruhiger und ſehr anſpruchsloſer Mann. Er beabſichtigt in aller Nähe mit ſeiner Frau nach Nancy und in Zeit von einem Jahr ungefähr nach Zürich zu gehen, um dort zu dociren.... Die Verhältniſſe der politiſchen Flüchtlinge ſind in der Schweiz keineswegs ſo ſchlecht, als man ſich einbildet; die ſtrengen Maßregeln erſtrecken ſich nur auf diejenigen, welche durch ihre fortgeſetzten Tollheiten die Schweiz in die unangenehmſten Verhältniſſe mit dem Auslande gebracht und ſchon beinahe in einen Krieg mit demſelben verwickelt haben.. .. Böckel und Baum ſind fortwährend meine intimſten Freunde; Letzterer will ſeine Abhandlung über die Methodiſten, wofür er einen Preis von 3000 Francs erhalten hat, und öffentlich gekrönt worden iſt, drucken laſſen. Ich habe mich in ſeinem Namen an Gutzkow gewendet, mit dem ich fortwährend in Correſpondenz ſtehe. Er iſt im Augenblick in Berlin, muß aber bald wieder zurückkommen. Er ſcheint viel auf mich zu halten, ich bin froh darüber, ſein Literaturblatt ſteht in großem Anſehen.... Im Juni wird er hierherkommen, wie er mir ſchreibt. Daß Mehreres aus meinem Drama im Phönix erſchienen iſt, hatte ich durch ihn erfahren, er verſicherte mich auch, daß das Blatt viel Ehre damit eingelegt habe. Das Ganze muß bald erſcheinen. Im Fall es euch zu Geſicht kommt, bitte ich euch, bei eurer Beurtheilung vorerſt zu bedenken, daß ich der Geſchichte treu bleiben und die Männer der Revolution geben mußte, wie ſie waren, blutig, liederlich, energiſch und cyniſch. Ich betrachte mein Drama wie ein geſchichtliches Gemälde, das ſeinem Original gleichen muß.... Gutzkow hat mich um Kritiken, wie um eine beſondere Gefälligkeit gebeten; ich konnte es nicht abſchlagen, ich gebe mich ja doch in meinen freien Stunden mit Lectüre ab, und wenn ich dann manchmal die Feder in die Hand nehme und ſchreibe über das Geleſene etwas nieder, ſo iſt dieß keine ſo große Mühe und nimmt wenig Zeit weg.... Der Geburtstag des Königs ging ſehr ſtill vorüber, Niemand fragt nach dergleichen, ſelbſt die Republikaner ſind ruhig; ſie wollen keine Emeuten mehr, aber ihre Grundſätze finden von Tag zu Tag, namentlich bei der jungen Generation mehr Anhang, und ſo wird wohl die Regierung nach und nach, ohne gewaltſame Umwälzung von ſelbſt zuſammenfallen... Sartorius iſt verhaftet, ſowie auch Becker. Heute habe ich auch die Verhaftung des Herrn Weidig und des Pfarrers Flick zu Peterweil erfahren.

Straßburg, Mittwoch nach Pfingſten 1835.

Was ihr mir von dem in Darmſtadt verbreiteten Gerüchte hinſichtlich einer in Straßburg beſtehenden Verbindung ſagt, beunruhigt mich ſehr. Es ſind höchſtens acht bis neun deutſche Flüchtlinge hier, ich komme faſt in keine Berührung mit ihnen, und an eine politiſche Verbindung iſt nicht zu denken. Sie ſehen ſo gut wie ich ein, daß unter den jetzigen Umſtänden dergleichen im Ganzen unnütz und dem, der daran Theil nimmt, höchſt verderblich iſt. Sie haben nur einen Zweck, nämlich durch Arbeiten, Fleiß und gute Sitten das ſehr geſunkene Anſehen der deutſchen Flüchtlinge wieder zu heben, und ich finde das ſehr lobenswerth. Straßburg ſchien übrigens unſerer Regierung höchſt verdächtig und ſehr gefährlich, es wundern mich daher die umgehenden Gerüchte nicht im Geringſten, nur macht es mich beſorgt, daß unſere Regierung die Ausweiſung der Schuldigen verlangen will. Wir ſtehen hier unter keinem geſetzlichen Schutz, halten uns eigentlich gegen das Geſetz hier auf, ſind nur geduldet und ſomit ganz der Willkür des Präfecten überlaſſen. Sollte ein derartiges Verlangen von unſerer Regierung geſtellt werden, ſo würde man nicht fragen: exiſtirt eine ſolche Verbindung oder nicht? ſondern man würde ausweiſen, was da iſt. Ich kann zwar auf Protection genug zählen, um mich hier halten zu können, aber das geht nur ſo lange, als die heſſiſche Regierung nicht beſonders meine Ausweiſung verlangt, denn in dieſem Falle ſpricht das Geſetz zu deutlich, als daß die Behörde ihm nicht nachkommen müßte. Doch hoffe ich, das Alles iſt übertrieben. Uns berührt auch folgende Thatſache: Dr. Schulz hat nämlich vor einigen Tagen den Befehl erhalten, Straßburg zu verlaſſen; er hatte hier ganz zurückgezogen gelebt, ſich ganz ruhig verhalten und dennoch! Ich hoffe, daß unſere Regierung mich für zu unbedeutend hielt, um auch gegen mich ähnliche Maßregeln zu ergreifen und daß ich ſomit ungeſtört bleiben werde. Sagt, ich ſei in die Schweiz gegangen. Heumann ſprach ich geſtern. — Auch ſind in der letzten Zeit wieder 5 Flücht-

*) Schulz war bekanntlich am 31. Dez. 1834 durch die Hilfe ſeiner entſchloſſenen Frau aus der Feſtung entflohen und nach Straßburg gegangen.

linge aus Darmſtadt und Gießen hier eingetroffen und bereits in die Schweiz weiter gereiſt. Roſenſtiel, Wiener und Stamm ſind unter ihnen.

Straßburg, im Juli 1835.

Ich habe hier noch mündlich viel Unangenehmes aus Darmſtadt erfahren. Koch, Walloth, Geilfuß und einer meiner Gießener Freunde, mit Namen Becker, ſind vor Kurzem hier angekommen, auch iſt der junge Stamm hier. Es ſind ſonſt noch Mehrere angekommen, ſie gehen aber ſämmtlich weiter in die Schweiz oder in das Innere von Frankreich. Ich habe von Glück zu ſagen und fühle mich manchmal recht frei und leicht, wenn ich den weiten, freien Raum um mich überblicke und mich dann in das Darmſtädter Arreſthaus zurückverſetze. Die Unglücklichen! Minnigerode ſitzt jetzt faſt ein Jahr, er ſoll körperlich faſt aufgerieben ſein, aber zeigt er nicht eine heroiſche Standhaftigkeit? Es heißt, er ſei ſchon mehrmals geſchlagen worden, ich kann und mag es nicht glauben. A. Becker wird wohl von Gott und der Welt verlaſſen ſein; ſeine Mutter ſtarb, während er in Gießen im Gefängniß ſaß, vierzehn Tage darnach eröffnete man ihm!!! Kl...*) iſt ein Verräther, das iſt gewiß, aber es iſt mir doch immer, als ob ich träumte, wenn ich daran denke. Wißt Ihr denn, daß ſeine Schweſter und ſeine Schwägerin ebenfalls verhaftet und nach Darmſtadt gebracht worden ſind, und zwar höchſt wahrſcheinlich auf ſeine eigene Ausſage hin? Uebrigens gräbt er ſich ſein eignes Grab; ſeinen Zweck, die Heirath mit Fräulein v. ..... in Gießen, wird er doch nicht erreichen, und die öffentliche Verachtung, die ihn unfehlbar trifft, wird ihn tödten. Ich fürchte nur ſehr, daß die bisherigen Verhaftungen nur das Vorſpiel ſind; es wird noch bunt hergehen. Die Regierung weiß ſich nicht zu mäßigen; die Vortheile, welche ihr die Zeitumſtände in die Hand geben, wird ſie auf's Aeußerſte mißbrauchen, und das iſt ſehr unklug und für uns ſehr vortheilhaft. Auch der junge v. Biegeleben, Weidenbuſch, Floret ſind in eine Unterſuchung verwickelt; das wird noch ins Unendliche gehen. Drei Pfarrer, Flick, Weidig und Thudichum ſind unter den Verhafteten. Ich fürchte nur ſehr, daß unſere Regierung uns hier nicht in Ruhe läßt, doch bin ich der Verwendung der Profeſſoren Lauth, Duvernoy und des Dr. Boeckel's gewiß, die ſämmtlich mit dem Präfekten gut ſtehen. — Mit meiner Ueberſetzung bin ich längſt fertig; wie es mit meinem Drama geht, weiß ich nicht; es mögen wohl 5 bis 6 Wochen ſein, daß mir Gutzkow ſchrieb, es werde daran gedruckt, ſeit der Zeit habe ich nichts mehr darüber gehört. Ich denke es muß erſchienen ſein, und man ſchickt es mir erſt, wenn die Recenſionen erſchienen ſind, zugleich mit dieſem zu. Anders weiß ich mir die Verzögerung nicht zu erklären. Nur fürchte ich zuweilen für Gutzkow; er iſt ein Preuße und hat ſich neuerdings durch eine Vorrede zu einem in Berlin erſchienenen Werke das Mißfallen ſeiner Regierung zugezogen. Die Preußen machen kurzen Prozeß; er ſitzt vielleicht jetzt auf einer preußiſchen Feſtung; doch wir wollen das Beſte hoffen."

*) Stud. Guſtav Kl... aus Lich, ſchon in das Frankfurter Attentat verwickelt und deßwegen längere Zeit in Haft, aber am 20. Mai 1834 wieder freigegeben, nahm an der nun folgenden Thätigkeit der geheimen Geſellſchaften zur Verbreitung revolutionärer Flugſchriften lebhaften Antheil und legte bei ſeiner am 8. Mai 1835 erfolgten zweiten Verhaftung ſo umfaſſende und abſichtliche Geſtändniſſe über ſeine Mitſchuldigen vor dem Unterſuchungsrichter ab, daß er in Berückſichtigung dieſer Verdienſte ſowohl, als einer geſchwächten Geſundheit, ſchon am 23. Auguſt deſſelben Jahres wieder freigelaſſen wurde (was damals bei keinem der ſonſtigen Angeſchuldigten geſchah) und von da an in fortwährender Relation mit ſeinem Unterſuchungsrichter blieb. — Er lebte ſpäter, überall zurückgeſtoßen, an verſchiedenen Orten.

Straßburg, 16. Juli 1835.

Ich lebe hier ganz unangefochten; es iſt zwar vor einiger Zeit ein Reſcript von Gießen gekommen; die Polizei ſcheint aber keine Notiz davon genommen zu haben. Es liegt ſchwer auf mir, wenn ich mir Darmſtadt vorſtelle; ich ſehe unſer Haus und den Garten und dann unwillkührlich das abſcheuliche Arreſthaus. Die Unglücklichen! Wie wird das enden? Wohl wie in Frankfurt, wo Einer nach dem Andern ſtirbt und in der Stille begraben wird. Ein Todesurtheil, ein Schaffot, was iſt das? Man ſtirbt für ſeine Sache. Aber ſo im Gefängniß auf eine langſame Weiſe aufgerieben zu werden! Das iſt entſetzlich! Könntet Ihr mir nicht ſagen, wer in Darmſtadt ſitzt? Ich habe hier Vieles untereinander gehört, werde aber nicht klug daraus. Kl... ſcheint eine ſchändliche Rolle zu ſpielen. Ich hatte den Jungen ſehr gern, er war grenzenlos leidenſchaftlich, aber offen, lebhaft, muthig und aufgeweckt. Hört man nichts von Minnigerode? Sollte er wirklich Schläge erhalten? Es iſt mir undenkbar. Seine heroiſche Standhaftigkeit ſollte auch den verſtockteſten Ariſtokraten Ehrfurch einflößen.

Straßburg, 28. Juli 1835.

Ueber mein Drama muß ich einige Worte ſagen: erſt muß ich bemerken, daß die Erlaubniß, einige Aenderungen machen zu dürfen, allzuſehr benutzt worden iſt. Faſt auf jeder Seite weggelaſſen, zugeſetzt, und immer auf die dem Ganzen nachtheiligſte Weiſe. Manchmal iſt der Sinn ganz entſtellt oder ganz und gar weg, und faſt platter Unſinn ſteht an der Stelle. Außerdem wimmelt das Buch von den abſcheulichſten Druckfehlern. Man hatte mir keinen Correcturbogen zugeſchickt. Der Titel iſt abgeſchmackt, und mein Name ſteht darauf, was ich ausdrücklich verboten hatte; er ſteht außerdem nicht auf dem Titel meines Manuſcripts. Außerdem hat mir der Corrector einige Gemeinheiten in den und gelegt, die ich in meinem Leben nicht geſagt haben würde. Gutzkow's glänzende Kritiken habe ich geleſen und

zu meiner Freude dabei bemerkt, daß ich keine Anlagen zur Eitelkeit habe. Was übrigens die ſogenannte Unſittlichkeit meines Buchs angeht, ſo habe ich Folgendes zu antworten: der dramatiſche Dichter iſt in meinen Augen nichts, als ein Geſchichtſchreiber, ſteht aber über Letzterem dadurch, daß er uns die Geſchichte zum 2. Mal erſchafft und uns gleich unmittelbar, ſtatt eine trockene Erzählung zu geben, in das Leben einer Zeit hinein verſetzt, uns ſtatt Charakteriſtiken Charaktere, und ſtatt Beſchreibungen Geſtalten giebt. Seine höchſte Aufgabe iſt, der Geſchichte, wie ſie ſich wirklich begeben, ſo nahe als möglich zu kommen. Sein Buch darf weder ſittlicher noch unſittlicher ſein, als die Geſchichte ſelbſt; aber die Geſchichte iſt vom lieben Herrgott nicht zu einer Lectüre für junge Frauenzimmer geſchaffen worden, und da iſt es mir auch nicht übel zu nehmen, wenn mein Drama ebenſowenig dazu geeignet iſt. Ich kann doch aus einem Danton und den Banditen der Revolution nicht Tugendhelden machen! Wenn ich ihre Liederlichkeit ſchildern wollte, ſo mußte ich ſie eben liederlich ſein, wenn ich ihre Gottloſigkeit zeigen wollte, ſo mußte ich ſie eben wie Atheiſten ſprechen laſſen. Wenn einige unanſtändige Ausdrucke vorkommen, ſo denke man an die weltbekannte, obſcöne Sprache der damaligen Zeit, wovon das, was ich meine Leute ſagen laſſe, nur ein ſchwacher Abriß iſt. Man könnte mir nur noch vorwerfen, daß ich einen ſolchen Stoff gewählt hätte. Aber der Einwurf iſt längſt widerlegt. Wollte man ihn gelten laſſen, ſo müßten die größten Meiſterwerke der Poeſie verworfen werden. Der Dichter iſt kein Lehrer der Moral, er erfindet und ſchafft Geſtalten, er macht vergangene Zeiten wieder aufleben, und die Leute mögen dann daraus lernen, ſo gut, wie aus dem Studium der Geſchichte und der Beobachtung deſſen, was im menſchlichen Leben um ſie herum vorgeht. Wenn man ſo wollte, dürfte man keine Geſchichte ſtudiren, weil ſehr viele unmoraliſche Dinge darin erzählt werden, müßte mit verbundenen Augen über die Gaſſe gehen, weil man ſonſt Unanſtändigkeiten ſehen könnte, und müßte über einen Gott Zeter ſchreien, der eine Welt erſchaffen, worauf ſo viele Liederlichkeiten vorfallen. Wenn man mir übrigens noch ſagen wollte, der Dichter müſſe die Welt nicht zeigen wie ſie iſt, ſondern wie ſie ſein ſolle, ſo antworte ich, daß ich es nicht beſſer machen will, als der liebe Gott, der die Welt gewiß gemacht hat, wie ſie ſein ſoll. Was noch die ſogenannten Idealdichter anbetrifft, ſo finde ich, daß ſie faſt nichts als Marionetten mit himmelblauen Naſen und affectirtem Pathos, aber nicht Menſchen von Fleiſch und Blut gegeben haben, deren Leid und Freude mich mitempfinden macht, und deren Thun und Handeln mir Abſcheu oder Bewunderung einflößt. Mit einem Wort, ich halte viel auf Göthe und Shakſpeare, aber ſehr wenig auf Schiller. Daß übrigens noch die ungünſtigſten Kritiken erſcheinen werden, verſteht ſich von ſelbſt; denn die Regierungen müſſen doch durch ihre bezahlten Schreiber beweiſen laſſen, daß ihre Gegner Dummköpfe oder unſittliche Menſchen ſind. Ich halte übrigens mein Werk keineswegs für vollkommen, und werde jede wahrhaft äſthetiſche Kritik mit Dank annehmen. —

Habt Ihr von dem gewaltigen Blitzſtrahl gehört, der vor einigen Tagen das Münſter getroffen hat? Nie habe ich einen ſolchen Feuerglanz geſehen und einen ſolchen Schlag gehört, ich war einige Augenblicke wie betäubt. Der Schade iſt der größte ſeit Wächtersgedenken. Die Steine wurden mit ungeheurer Gewalt zerſchmettert und weit weg geſchleudert; auf hundert Schritt im Umkreis wurden die Dächer der benachbarten Häuſer von den herabfallenden Steinen durchgeſchlagen. —

Es ſind wieder drei Flüchtlinge hier eingetroffen, Niedergelder iſt darunter; es ſind in Gießen neuerdings zwei Studenten verhaftet worden. Ich bin äußerſt vorſichtig. Wir wiſſen hier von Niemand, der auf der Grenze verhaftet worden ſei. Die Geſchichte muß ein Mährchen ſein.

Straßburg, Anfangs Auguſt 1835.

Vor Allem muß ich Euch ſagen, daß man mir auf beſondere Verwendung eine Sicherheitskarte verſprochen hat, im Falle ich einen Geburts- (nicht Heimaths-) Schein vorweiſen könnte. Es iſt dies nur als eine vom Geſetze vorgeſchriebene Förmlichkeit zu betrachten; ich muß ein Papier vorweiſen können, ſo unbedeutend es auch ſei. ... Doch lebe ich ganz unangefochten, es iſt nur eine prophylactiſche Maßregel, die ich für die Zukunft nehme. Sprengt übrigens immerhin aus, ich ſei nach Zürich gegangen; da ihr ſeit längerer Zeit keine Briefe von mir durch die Poſt erhalten habt, ſo kann die Polizei unmöglich mit Beſtimmtheit wiſſen, wo ich mich aufhalte, zumal da ich meinen Freunden geſchrieben, ich ſei nach Zürich gegangen. Es ſind wieder einige Flüchtlinge hier angekommen, ein Sohn des Profeſſor Vogt iſt darunter, ſie bringen die Nachricht von neuen Verhaftungen dreier Familienväter! Der eine in Rödelheim, der andere in Frankfurt, der dritte in Offenbach. Auch iſt eine Schweſter des unglücklichen Neuhof, ein ſchönes und liebenswürdiges Mädchen, wie man ſagt, verhaftet worden. Daß ein Frauenzimmer aus Gießen in das Darmſtädter Arreſthaus gebracht wurde, iſt gewiß; man behauptet, ſie ſei die .... Die Regierung muß die Sachen ſehr geheim halten, denn ihr ſcheint in Darmſtadt ſehr ſchlecht unterrichtet zu ſein. Wir erfahren Alles durch die Flüchtlinge, welche es am beſten wiſſen, da ſie meiſtens zuvor in die Unterſuchung verwickelt waren. Daß Minnigerode in Friedberg eine Zeit lang Ketten an den Händen hatte, weiß ich gewiß; ich weiß es von Einem, der mit ihm ſaß. Er ſoll tödtlich krank ſein; wolle der Himmel, daß ſeine Leiden ein Ende hätten! Daß die Gefangenen die Gefangenkoſt bekommen und weder Licht noch Bücher erhalten, iſt ausgemacht. Ich danke dem Himmel, daß ich vorausſah, was kommen würde, ich

wäre in ſo einem Loch verrückt geworden. . . . In der Politik fängt es hier wieder an, lebendig zu werden. Die Höllenmaſchine in Paris nnd die der Kammer vorgelegten Geſetzentwürfe über die Preſſe machen viel Aufſehen. Die Regierung zeigt ſich ſehr unmoraliſch; denn, obgleich es gerichtlich erwieſen iſt, daß der Thäter ein verſchmitzter Schurke iſt, der ſchon allen Parteien gedient hat und wahrſcheinlich durch Geld zu der That getrieben wnrde, ſo ſucht ſie doch das Verbrechen den Repnblikaneen und Carliſten auf den Hals zu laden und durch den momentanen Eindrnck die unleidlichſten Beſchränkungen dee Preſſe zu erlangen. Man glaubt, daß das Geſetz in dee Kammer durchgehen und vielleicht noch geſchärft werden wied. Die Regierung iſt ſehr unklug; in 6 Wochen hat man die Höllenmaſchine vergeſſen, und dann befindet ſie ſich mit ihrem Geſetz einem Volke gegenüber, das ſeit mehreren Jahren gewohnt iſt, Alles, was thm durch den Kopf kommt, öffentlich zn ſagen. Die feinſten Politiker reimen die Höllenmaſchine mit der Revne tn Kaliſch znſammen. Ich kann ihnen nicht ganz Unrecht geben; die Höllenmaſchine unter Bonaparte! der Raſtadter Geſandtenmord!!

Wenn man ſieht, wie die abſoluten Mächte Alles wieder in die alte Unordnung zn bringen ſuchen, Polen, Italien, Dentſchland wieder unter den Füßen! es fehlt nur noch Frankreich, es hängt thnen immer, wie ein Schwerdt, über dem Kopf. So zum Zeitverteeib wirft man doch die Millionen in Kaliſch nicht zum Fenſter hinaus. Man hätte die anf den Tod des Königs folgende Verwirrung benutzt und hätte gerade nicht ſehr viele Schritte gebraucht, um an den Rhein zu kommen. Ich kann mir das Attentat auf keine andere Weiſe erklären. Die Republikaner haben erſtens kein Geld und ſind zweitens in einer ſo elenden Lage, daß ſie nichts hätten verſuchen können, ſelbſt wenn der König gefallen wäre. Höchſtens könnten einige Legitimiſten hinein verwickelt ſein. Ich glaube nicht, daß die Juſtiz die Sache aufklären wird.

Straßburg, 17. Aug. 1835.

Von Umtrieben weiß ich nichts. Ich und meine Freunde ſind ſämmtlich der Meinnng, daß man für jetzt Alles der Zeit überlaſſen muß; übrigens kann der Mißbrauch, welchen die Fürſten mit ihrer wieder erlangten Gewalt treiben, nur zu unſerem Vortheil gereichen. Ihr müßt Euch durch die verſchiedenen Gerüchte nicht irre machen laſſen; ſo ſoll ſogar ein Menſch Euch beſucht haben, der ſich für Einen meiner Freunde ausgab. Ich erinnere mich gar nicht, den Menſchen je geſehen zu haben; wie mir die Anderen jedoch erzählten, iſt er ein ausgemachter Schurke, der wahrſcheinlich auch das Gerücht von einer hier beſtehenden Verbindung ausgeſprengt hat. Die Gegenwart des Prinzen Emil, der hier iſt, könnte vielleicht nachtheilige Folgen für uns haben, im Falle er von dem Präfekten unſere Ausweiſung begehrte; doch halten wir nns für zu unbedeutend, als daß ſeine Hoheit ſich mit uns beſchäftigen ſollte. Uebrigens ſind faſt ſämmtliche Flüchtlinge in die Schweiz und in das Innere abgereiſ't, nnd in wenigen Tagen gehen noch Mehrere, ſo daß höchſtens fünf bis ſechs hier bleiben werden.

Straßburg, 20. Sept. 1835.

Mir hat ſich eine Quelle geöffnet; es handelt ſich um ein großes Literaturblatt, deutſche Revue betitelt, das mit Anfang des neuen Jahres in Wochenheften erſcheinen ſoll. Gutzkow und Wienbarg werden das Unternehmen leiten; man hat mich zu monatlichen Beiträgen aufgefoedert. Ob das gleich eine Gelegenheit geweſen wäre, mir vielleicht ein regelmäßiges Einkommen zu ſichern, ſo habe ich doch meiner Studien halber die Verpflichtung zu regelmäßigen Beiträgen abgelehnt. Vielleicht, daß Ende des Jahres noch etwas von mir eeſcheint. — Kl... alſo frei? Er iſt mehr ein Unglücklicher, als ein Verbrecher, ich bemitleide ihn eher, als ich ihn verachte; man muß doch gar pfiffig die tolle Leidenſchaft des armen Teufels benützt haben. Er hatte ſonſt Ehrgefühl, ich glaube nicht, daß er ſeine Schande wird ertragen können. Seine Familie verleugnet ihn, ſeinen älteren Bruder ausgenommen, der eine Hanptrolle in der Sache geſpielt zu haben ſcheint. Es ſind viele Lente dadurch unglücklich geworden. Mit Minnigerode ſoll es beſſer gehen. Hat denn Gladbach noch kein Uetheil? Das heiße ich einen doch lebendig begraben. Mich ſchandert, wenn ich denke, was vielleicht mein Schickſal geweſen wäre!

Straßburg, im Okt. 1835.

Ich habe mir hier allerhand intereſſante Notizen über einen Freund Goethe's, einen unglücklichen Poeten Namens Lenz verſchafft, der ſich gleichzeitig mit Goethe hier aufhielt nnd halb verrückt wurde. Ich denke darüber einen Aufſatz in der deutſchen Revue erſcheinen zu laſſen. Auch ſehe ich mich eben nach Stoff zu einer Abhandlung über einen philoſophiſchen odee naturhiſtoeiſchen Gegenſtand um. Jetzt noch eine Zeit lang anhaltendes Studium, und der Weg iſt gebrochen. Es giebt hier Leute, die mir eine glänzende Zukunft prophezeien. Ich habe nichts dawider.

Straßbnrg, 2. Nov. 1835.

Ich weiß beſtimmt, daß man mir in Darmſtadt die abenteuerlichſten Dinge nachſagt; man hat mich bereits dreimal an der Grenze verhaften laſſen. Ich finde es natürlich; die außerordentliche Anzahl von Verhaftungen nnd Steckbriefen muß Aufſehen machen, u. da das Publikum jedenfalls nicht weiß, um was es ſich eigentlich handelt, ſo macht es wunderliche Hypotheſen.

Aus dee Schweiz habe ich die beſten Nachrichten. Es wäre möglich, daß ich noch vor Neujahr von der Züricher Facultät den Doctorhut erhielte, in welchem Fall ich alsdann nächſte Oſtern anfangen würde, dort zu dociren. In

Digitized by Google

einem Ritter von 22 Jahren wäre das Alles, was man fordern kann.

Neulich hat mein Name in der Allgemeinen Zeitung paradirt. Es handelte ſich um eine große literariſche Zeitſchrift, deutſche Revue, für die ich Artikel zu liefern verſprochen habe. Dies Blatt iſt ſchon vor ſeinem Erſcheinen angegriffen worden, worauf es denn hieß, daß man nur die Herren Heine, Börne, Mundt, Büchner ꝛc. zu nennen brauche, um einen Begriff von dem Erfolge zu haben, den dieſe Zeitſchrift haben würde. — Ueber die Art, wie Minnigerode mißhandelt wird, iſt im Temps ein Artikel erſchienen: Er ſcheint mir von Darmſtadt aus geſchrieben; man muß wahrhaftig weit gehen, um einmal klagen zu dürfen. Meine unglücklichen Freunde!

Straßburg, 1. Jan. 1836.

Das Verbot der deutſchen Revue ſchadet mir nichts. Einige Artikel, die für ſie bereit lagen, kann ich an den Phönix ſchicken. Ich muß lachen, wie fromm und moraliſch plötzlich unſere Regierungen werden; der König von X. . . . läßt unſittliche Bücher verbieten! da darf er ſeine Biographie nicht erſcheinen laſſen, denn die wäre das Schmutzigſte, was je geſchrieben worden! Der Großherzog von B. . ., erſter Ritter vom doppelten M . . . . . ., macht ſich zum Ritter vom heiligen Geiſt und läßt Gutzkow arretiren, und der liebe deutſche Michel glaubt, es geſchähe Alles aus Religion und Chriſtenthum und klatſcht in die Hände. Ich kenne die Bücher nicht, von denen überall die Rede iſt; ſie ſind nicht in den Leihbibliotheken und zu theuer, als daß ich Geld daran wenden ſollte. Sollte auch Alles ſein, wie man ſagt, ſo könnte ich darin nur die Verwirrungen eines durch philoſophiſche Sophismen falſch geleiteten Geiſtes ſehen. Es iſt der gewöhnlichſte Kunſtgriff, den großen Haufen auf ſeine Seite zu bekommen, wenn man mit recht vollen Backen: „Unmoraliſch!“ ſchreit. Uebrigens gehört ſehr viel Muth dazu, einen Schriftſteller anzugreifen, der von einem deutſchen Gefängniß aus antworten ſoll. Gutzkow hat bisher einen edlen, kräftigen Charakter gezeigt, er hat Proben von großem Talent abgelegt; woher denn plötzlich das Geſchrei? Es kommt mir vor, als ſtritte man ſehr um das Reich von dieſer Welt, während man ſich ſtellt, als müſſe man der heiligen Dreifaltigkeit das Leben retten. Gutzkow hat in ſeiner Sphäre muthig für die Freiheit gekämpft; man muß doch die Wenigen, welche noch aufrecht ſtehen und zu ſprechen wagen, verſtummen machen! Uebrigens gehöre ich für meine Perſon keineswegs zu dem ſogenannten Jungen Deutſchland, der literariſchen Partei Gutzkow's und Heine's. Nur ein völliges Mißkennen unſerer geſellſchaftlichen Verhältniſſe konnte die Leute glauben machen, daß durch die Tagesliteratur eine völlige Umgeſtaltung unſerer religiöſen und geſellſchaftlichen Ideen möglich ſei. Auch theile ich keineswegs ihre Meinung über die Ehe und das Chriſtenthum, aber ich ärgere mich doch, wenn Leute, die in der Praxis tauſendfältig mehr geſündigt, als dieſe in der Theorie, gleich moraliſche Geſichter ziehen und den Stein auf ein jugendliches, tüchtiges Talent werfen. Ich gehe meinen Weg für mich und bleibe auf dem Felde des Drama's, das mit all dieſen Streitfragen nichts zu thun hat; ich zeichne meine Charaktere, wie ich ſie der Natur und der Geſchichte angemeſſen halte, und lache über die Leute, welche mich für die Moralität oder Immoralität derſelben verantwortlich machen wollen. Ich habe darüber meine eignen Gedanken.

Ich komme vom Chriſtkindelsmarkt, überall Haufen zerlumpter, frierender Kinder, die mit aufgeriſſenen Augen und traurigen Geſichtern vor den Herrlichkeiten aus Waſſer und Mehl, Dreck und Goldpapier ſtanden. Der Gedanke, daß für die meiſten Menſchen auch die armſeligſten Genüſſe und Freuden unerreichbare Koſtbarkeiten ſind, machte mich ſehr bitter.

Straßburg, 15. März 1836.

Ich begreiſe nicht, daß man gegen K . . . . . r etwas in Händen haben ſoll; ich dachte, er ſei mit nichts beſchäftigt, als ſeine Praxis und Kenntniſſe zu erweitern. Wenn er auch nur kurze Zeit ſitzt, ſo iſt doch wohl ſeine ganze Zukunft zerſtört: man ſetzt ihn vorläufig in Freiheit, ſpricht ihn von der Inſtanz los, läßt ihn verſprechen, das Land nicht zu verlaſſen, und verbietet ihm ſeine Praxis, was man nach den neuſten Verfügungen kann. — Als ſicher und gewiß kann ich Euch ſagen, daß man vor Kurzem in Bayern zwei junge Leute, nachdem ſie ſeit faſt vier Jahren in ſtrenger Haft geſeſſen, als unſchuldig in Freiheit geſetzt hat! Außer K . . . . . r und Groß ſind noch drei Bürger aus Gießen verhaftet worden. Zwei von ihnen haben ihr Geſchäft, und der eine iſt obendrein Familienvater. Auch hörten wir, Max v. Biegeleben ſei verhaftet, aber gleich darauf wieder gegen Caution in Freiheit geſetzt worden. Gladbach ſoll vor einiger Zeit zu acht Jahren Zuchthaus verurtheilt worden ſein; das Urtheil ſei aber wieder umgeſtoßen, und die Unterſuchung fange von Neuem an. Ihr würdet mir einen Gefallen thun, wenn ihr mir über Beides Auskunft gäbet.

Ich will euch dafür ſogleich eine ſonderbare Geſchichte erzählen, die Herr B. in den evangeliſchen Blättern geleſen, und die, wie dazu bemerkt, in den deutſchen Blättern nicht mitgetheilt werden durfte. Der Doctor des Theaters zu X. . . . iſt der bekannte Componiſt Methfeſſel. Er hat eine hübſche Frau, die dem Herzog gefällt, und ein Paar Augen, die er gern zudrückt, und ein Paar Hände, die er gern aufmacht. Der Herzog hat die ſonderbare Manie, Madame Methfeſſel im Coſtüm zu bewundern. Er findet ſich daher gewöhnlich vor Anfang des Schauſpiels mit ihr allein auf der Bühne. Nun intrigirt Methfeſſel gegen einen bekannten Schauſpieler, deſſen Name mir entfallen iſt. Der Schauſpieler will ſich rächen, er gewinnt den Maſchiniſten, der Maſchiniſt zieh

Digitized by Google

an einem ſchönen Abend den Vorhang ein Viertelſtündchen früher auf, und der Herzog ſpielt mit Madame Methfeſſel die erſte Scene Er geräth außer ſich, zieht den Degen und erſticht den Maſchiniſten; der Schauſpieler hat ſich geflüchtet. —

Ich kann euch verſichern, daß nicht das geringſte politiſche Treiben unter den Flüchtlingen hier herrſcht; die vielen und guten Examina, die hier gemacht werden, beweiſen hinlänglich das Gegentheil. Uebrigens ſind die Flüchtigen und Verhafteten gerade nicht die Unwiſſendſten, Einfältigſten oder Liederlichſten! Ich ſage nicht zuviel, daß bis jetzt die beſten Schüler des Gymnaſiums und die fleißigſten und unterrichtetſten Studenten dies Schickſal getroffen hat, die mitgerechnet, welche von Examen und Staatsdienſt zurückgewieſen ſind. Es iſt doch im Ganzen ein armſeliges, junges Geſchlecht, was eben in . . . . herumläuft und ſich ein Aemtchen zu erkriechen ſucht!

Straßburg, im Mai 1836.

Ich bin feſt entſchloſſen, bis zum nächſten Herbſte hier zu bleiben. Die letzten Vorfälle in Zürich geben mir einen Hauptgrund dazu. Ihr wißt vielleicht, daß man unter dem Vorwande, die deutſchen Flüchtlinge beabſichtigten einen Einfall in Deutſchland, Verhaftungen unter denſelben vorgenommen hat. Das Nämliche geſchah an andern Punkten der Schweiz. Selbſt hier äußerte die einfältigſte Geſchichte ihre Wirkung, und es war ziemlich ungewiß, ob wir hier bleiben dürften, weil man wiſſen wollte, daß wir (höchſtens noch ſieben bis acht an der Zahl) mit bewaffneter Hand über den Rhein gehen ſollten! Doch hat ſich Alles in Güte gemacht, und wir haben keine weiteren Schwierigkeiten zu beſorgen. Unſere heſſiſche Regierung ſcheint unſerer zuweilen mit Liebe zu gedenken.

Was an der ganzen Sache eigentlich iſt, weiß ich nicht; da ich jedoch weiß, daß die Mehrzahl der Flüchtlinge jeden direkten revolutionären Verſuch unter den jetzigen Verhältniſſen für Unſinn hält, ſo konnte höchſtens eine ganz unbedeutende, durch keine Erfahrungen belehrte Minderzahl an dergleichen gedacht haben. Die Hauptrolle unter den Verſchworenen ſoll ein gewiſſer Herr v. Eib geſpielt haben. Daß dieſes Individuum ein Agent des Bundestags ſei, iſt mehr als wahrſcheinlich; die Päſſe, welche die Züricher Polizei bei ihm fand, und der Umſtand, daß er ſtarke Summen von einem Frankfurter Handelshauſe bezog, ſprechen auf das direkteſte dafür. Der Kerl ſoll ein ehemaliger Schuſter ſein, und dabei zieht er mit einer liederlichen Perſon aus Mannheim herum, die er für eine ungariſche Gräfin ausgiebt. Er ſcheint wirklich einige Eſel unter den Flüchtlingen übertölpelt zu haben. Die ganze Geſchichte hatte keinen andern Zweck, als, im Falle die Flüchtlinge ſich zu einem öffentlichen Schritt hätten verleiten laſſen, dem Bundestag einen gegründeten Vorwand zu geben, um auf die Ausweiſung aller Refugies aus der Schweiz zu dringen. Uebrigens war dieſer v. Eib ſchon früher verdächtig, und man war ſchon mehrmals vor ihm gewarnt worden. Jedenfalls iſt der Plan vereitelt und die Sache wird für die Mehrzahl der Flüchtlinge ohne Folgen bleiben. Nichts deſtoweniger fände ich es nicht räthlich, im Augenblick nach Zürich zu gehen; unter ſolchen Umſtänden hält man ſich beſſer fern. Die Züricher Regierung iſt natürlich eben etwas ängſtlich und mißtrauiſch, und ſo könnte man wohl unter den jetzigen Verhältniſſen meinem Aufenthalte Schwierigkeiten machen. In Zeit von zwei bis drei Monaten iſt dagegen die ganze Geſchichte vergeſſen.

Straßburg, im Juni 1836.

Es iſt nicht im Entfernteſten daran zu denken, daß im Augenblick ein Staat das Aſylrecht aufgiebt, weil ein ſolches Aufgeben ihn den Staaten gegenüber, auf deren Verlangen es geſchieht, politiſch annulliren würde. Die Schweiz würde durch einen ſolchen Schritt ſich von den liberalen Staaten, zu denen ſie ihrer Verfaſſung nach natürlich gehört, losſagen und ſich an die abſoluten anſchließen; ein Verhältniß, woran unter den jetzigen politiſchen Conſtellationen nicht zu denken iſt. Daß man aber Flüchtlinge, welche die Sicherheit des Staates, der ſie aufgenommen, und das Verhältniß deſſelben zu den Nachbarſtaaten compromittiren, ausweiſ't, iſt ganz natürlich und hebt das Aſylrecht nicht auf. Auch hat die Tagſatzung bereits ihren Beſchluß erlaſſen. Es werden nur diejenigen Flüchtlinge ausgewieſen, welche als Theilnehmer an dem Savoyer Zuge ſchon früher waren ausgewieſen worden, und diejenigen, welche an den letzten Vorfällen Theil genommen haben. Dies iſt authentiſch. Die Mehrzahl der Flüchtlinge bleibt alſo ungefährdet, und es bleibt Jedem unbenommen, ſich in die Schweiz zu begeben. Nur iſt man in vielen Kantonen gezwungen, eine Caution zu ſtellen, was ſich aber ſchon ſeit längerer Zeit ſo verhält. Meiner Reiſe nach Zürich ſteht alſo kein Hinderniß im Weg. — Ihr wißt, daß unſere Regierung uns hier chicanirt, und daß die Rede davon war, uns auszuweiſen, weil wir mit den Narren in der Schweiz in Verbindung ſtänden. Der Präfekt wollte genaue Auskunft, wie wir uns hier beſchäftigten. Ich gab dem Polizeicommiſſär mein Diplom als Mitglied der Societe d'histoire naturelle nebſt einem von den Profeſſoren mir ausgeſtellten Zeugniſſe. Der Präfekt war damit außerordentlich zufrieden, und man ſagte mir, daß ich namentlich ganz ruhig ſein könne.

Straßburg, 2. Sept. 1836.

Ich bin ganz vergnügt in mir ſelbſt, ausgenommen, wenn wir Landregen oder Nordweſtwind haben, wo ich freilich einer von denjenigen werde, die Abends vor dem Bettgehen, wenn ſie den einen Strumpf vom Fuß haben, im Stande ſind, ſich an ihre Stubenthür zu hängen, weil es ihnen der Mühe zuviel iſt, den andern ebenfalls auszuziehen. . . . . Ich habe mich jetzt ganz auf das Studium der

Digitized by Google

Naturwiſſenſchaften und der Philoſophie gelegt, und werde in Kurzem nach Zürich gehen, um in meiner Eigenſchaft als überflüſſiges Mitglied der Geſellſchaft meinen Mitmenſchen Vorleſungen über etwas ebenfalls höchſt überflüſſiges, nämlich über die philoſophiſchen Syſteme der Deutſchen ſeit Carteſius und Spinoza, zu halten. — Dabei bin ich gerade daran, ſich einige Menſchen auf dem Papier todtſchlagen oder verheirathen zu laſſen, und bitte den lieben Gott um einen einfältigen Buchhändler und ein großes Publikum mit ſo wenig Geſchmack, als möglich. Man braucht einmal zu vielerlei Dingen unter der Sonne Muth, ſogar, um Privatdocent der Philoſophie zu ſein.

Zürich, 26. Okt. 1836.

Wie es mit dem Streite der Schweiz mit Frankreich gehen wird, weiß der Himmel. Doch hörte ich neulich Jemand ſagen: „die Schweiz wird einen kleinen Knicks machen, und Frankreich wird ſagen, es ſei ein großer geweſen.“ Ich glaube, daß er Recht hat.

Zürich, 20. Nov. 1836.

Was das politiſche Treiben anlangt, ſo könnt Ihr ganz ruhig ſein. Laßt euch nur nicht durch die Ammenmährchen in unſeren Zeitungen ſtören. Die Schweiz iſt eine Republik, und weil die Leute ſich gewöhnlich nicht anders zu helfen wiſſen, als daß ſie ſagen, jede Republik ſei unmöglich, ſo erzählen ſie den guten Deutſchen jeden Tag von Anarchie, Mord und Todtſchlag. Ihr werdet überraſcht ſein, wenn ihr mich beſucht; ſchon unterwegs überall freundliche Dörfer mit ſchönen Häuſern, und dann, je mehr Ihr Euch Zürich nähert und gar am See hin, ein durchgreifender Wohlſtand; Dörfer und Städtchen haben ein Ausſehen, wovon man bei uns keinen Begriff hat. Die Straßen laufen hier nicht voll Soldaten, Acceſſiſten und faulen Staatsdienern, man riskirt nicht von einer adeligen Kutſche überfahren zu werden; dafür überall ein geſundes, kräftiges Volk, und um wenig Geld eine einfache, gute, rein republikaniſche Regierung, die ſich durch eine Vermögensſteuer erhält, eine Art Steuer, die man bei uns überall als den Gipfel der Anarchie ausſchreien würde.

Minnigerode iſt todt, wie man mir ſchreibt, das heißt, er iſt drei Jahre lang gequält worden. Drei Jahre! Die franzöſiſchen Blutmänner brachten einen doch in ein paar Stunden um, das Urtheil und dann die Guillotine! Aber drei Jahre! Wir haben eine gar menſchliche Regierung; ſie kann kein Blut ſehen. Und ſo ſitzen noch an vierzig Menſchen, und das iſt keine Anarchie, das iſt Ordnung und Recht, und die Herren fühlen ſich empört, wenn ſie an die anarchiſche Schweiz denken! Bei Gott, die Leute nehmen ein großes Kapital auf, das ihnen einmal mit ſchweren Zinſen kann abgetragen werden, mit ſehr ſchweren. —

Briefe an die Braut, aus Gießen, 1833 und 1834.

Hier iſt kein Berg, wo die Ausſicht frei ſei. Hügel hinter Hügel und breite Thäler, eine hohle Mittelmäßigkeit in Allem; ich kann mich nicht an dieſe Natur gewöhnen, und die Stadt iſt abſcheulich. Bei uns iſt Frühling, ich kann deinen Veilchenſtrauß immer erſetzen, er iſt unſterblich wie der Luna. Lieb Kind, was macht denn die gute Stadt Straßburg, es geht dort allerlei vor, und du ſagſt kein Wort davon. Je baisse les petites mains, en goutant les souvenirs doux de Strasbourg. —

„Prouves-moi que tu m'aimes encore beaucoup, en me donnant bientot des nouvelles.“ Und ich ließ dich warten! Schon ſeit einigen Tagen nehme ich jeden Augenblick die Feder in die Hand, aber es war mir unmöglich, nur ein Wort zu ſchreiben. Ich ſtudirte die Geſchichte der Revolution. Ich fühlte mich wie zernichtet unter dem gräßlichen Fatalismus der Geſchichte. Ich finde in der Menſchennatur eine entſetzliche Gleichheit, in den menſchlichen Verhältniſſen eine unabwendbare Gewalt, Allen und Keinem verliehen. Der Einzelne nur Schaum auf der Welle, die Größe ein bloßer Zufall, die Herrſchaft des Genies ein Puppenſpiel, ein lächerliches Ringen gegen ein ehernes Geſetz, es zu erkennen das Höchſte, es zu beherrſchen unmöglich. Es fällt mir nicht mehr ein, vor den Paradegäulen und Eckſtehern der Geſchichte mich zu bücken. Ich gewöhnte mein Auge ans Blut. Aber ich bin kein Guillotinenmeſſer. Das muß iſt eins von den Verdammungsworten, womit der Menſch getauft worden. Der Ausſpruch: es muß ja Aergerniß kommen, aber wehe dem, durch den es kommt, — iſt ſchauderhaft. Was iſt das, was in uns lügt, mordet, ſtiehlt? Ich mag dem Gedanken nicht weiter nachgehen. Könnte ich aber dies kalte und gemarterte Herz an deine Bruſt legen! B. wird dich über mein Befinden beruhigt haben, ich ſchrieb ihm. Ich verwünſche meine Geſundheit. Ich glühte, das Fieber bedeckte mich mit Küſſen und umſchlang mich wie der Arm der Geliebten. Die Finſterniß wogte über mir, mein Herz ſchwoll in unendlicher Sehnſucht, es drangen Sterne durch das Dunkel, und Hände und Lippen bückten ſich nieder. Und jetzt? Und ſonſt? Ich habe nicht einmal die Wolluſt des Schmerzes u. des Sehnens. Seit ich über die Rheinbrücke ging, bin ich wie in mir vernichtet, ein einzelnes Gefühl taucht nicht in mir auf. Ich bin ein Automat; die Seele iſt mir genommen. Oſtern iſt noch mein einziger Troſt; ich habe Verwandte bei Landau, ihre Einladung und

die Eelaubniß, ſie zu beſuchen. Ich habe die Reiſe ſchon tauſendmal gemacht und werde nicht müde. — Du frägſt mich: ſehnſt du dich nach mir? Neunſt du's Sehnen, wenn man nue in einem Punkt leben kann und wenn man davon geriſſen iſt, und dann nue noch das Gefühl ſeines Elendes hat? Gieb mir doch Antwort. Sind meine Lippen ſo kalt? . . . . . . — Dieſer Brief iſt ein Charivari: ich tröſte dich mit einem andern.

. . . Ich dürſte nach einem Briefe. Ich bin allein, wie im Grabe; wann erweckt mich deine Hand? Meine Freunde verlaſſen mich, wir ſchreien uns wie Taube einander in die Oheen; ich wollte, wir wären ſtumm, dann könnten wie uns doch nur anſehen, und in neuen Zeiten kann ich kaum Jemand ſtarr anblicken, ohne daß mie die Thränen kämen. Es iſt dies eine Augenwaſſerſucht, die auch beim Starrſehen oft vorkommt. Sie ſagen, ich ſei verrückt, weil ich geſagt habe, in ſechs Wochen würde ich auferſtehen, zuerſt aber Himmelfahrt halten, in der Diligence nämlich. Lebe wohl, liebe Seele, und verlaß mich nicht. Der Gram macht mich dir ſtreitig, ich lieg' ihm den ganzen Tag im Schooß; armes Herz, ich glaube, du vergiltſt mit Gleichem. . . .

. . . Der erſte helle Augenblick ſeit 8 Tagen. Unaufhörliches Kopfweh und Fieber, die Nacht kaum einige Stunden dürftiger Ruhe. Vor 2 Uhr komme ich in kein Bett, und dann ein beſtändiges Auffaheen aus dem Schlaf und ein Meer von Gedanken, in denen mir die Sinne vergehen. Mein Schweigen quält dich wie mich, doch vermochte ich nichts übee mich. Liebe, liebr Seele, vergiebſt du? Eben komme ich von draußen herein. Ein einziger, forthallendee Ton aus tauſend Lerchenkehlen ſchlägt durch die brütende Sommerluft, ein ſchweres Gewölk wandelt über die Erde, der tiefbrauſende Wind klingt wie ſein melodiſcher Schritt. Die Frühlingsluft löſte mich aus meinem Starrkrampf. Ich erſchrack vor mir ſelbſt. Das Gefühl des Geſtorbenſeins war immer übee mir. Alle Menſchen machten mir das hypokratiſche Geſicht, die Augen verglaſt, die Wangen wie von Wachs, und wenn dann die ganze Maſchinerie zu leiern anfing, die Gelenke zuckten, die Stimme heeausknarrte und ich das ewige Orgellied herumtrillern hörte und die Wälzchen und Stiftchen im Orgelkaſten hüpfen und drehen ſah, — ich verfluchte das Concert, den Kaſten, die Melodie und — ach, wir armen ſchreienden Muſikanten, das Stöhnen auf unſrer Foltee, wäre es nue da, damit es durch die Wolkenritzen dringend und weiter, weiter klingend, wie ein melodiſcher Hauch in himmliſchen Ohren ſtirbt? Wären wie das Opfer im glühenden Bauch des Perryllusſtiers, deſſen Todesſchrei wie das Aufjauchzen des in den Flammen ſich aufzehrenden Gottſtiers klingt. Ich läſtere nicht. Aber die Menſchen läſtern. Und doch bin ich geſtraft, ich fürchte mich vor meiner Stimme und — vor meinem Spiegel. Ich hätte Herrn Callot-Hoffmann ſitzen können, nicht wahe, meine Liebe? Für das Modelliren hätte ich Reiſegeld bekommen. Ich ſpüre, ich fange an, intereſſant zu werden. —

Die Ferien fangen morgen in 14 Tagen an; verweigert man die Erlaubniß, ſo gehe ich heimlich, ich bin mie ſelbſt ſchuldig, einem unerträglichen Zuſtande ein Ende zu machen. Meine geiſtigen Kräfte ſind gänzlich zerrüttet. Arbeiten iſt mir unmöglich, ein dumpfes Brüten hat ſich meiner bemeiſtert, in dem mir kaum ein Gedanke noch hell wird. Alles verzehrt ſich in mir ſelbſt; hätte ich einen Weg für mein Inneres, aber ich habe keinen Schrei füe den Schmerz, kein Jauchzen füe die Freude, keine Harmonie für die Seligkeit. Dies ſtummſein iſt meine Verdammniß. Ich habe dir's ſchon tauſendmal geſagt: Lies meine Briefe nicht, — kalte, träge Worte! Könnte ich nur über dich einen vollen Ton ausgießen; — ſo ſchleppe ich dich in meine wüſten Irrgänge. Du ſitzeſt jetzt im dunkeln Zimmer in deinen Thränen allein, bald trete ich zu dir. Seit 14 Tagen ſteht dein Bild beſtändig vor mir, ich ſehe dich in jedem Traum. Dein Schatten ſchwebt immer vor mir, wie das Lichtzittern, wenn man in die Sonne geſehen. Ich lechze nach einer ſeligen Empfindnng, die wird mir bald, bald, bei dir.

. . . Ich werde gleich von hier nach Straßburg gehen, ohne D . . . . . zu berühren; ich hätte dort auf Schwierigkeiten geſtoßen, und meine Reiſe wäre vielleicht bis zu Ende dee Vakanzen verſchoben worden. Ich ſchreibe dir jedoch vorher noch einmal, ſonſt ertrag' ich's nicht vor Ungeduld; dieſer Brief iſt ohnedies ſo langweilig, wie ein Anmelden in einem vornehmen Hauſe: Herr Studioſus Büchner. Das iſt Alles! Wie ich hier zuſammenſchrumpfe, ich erliege faſt unter dieſem Bewußtſein; ja ſonſt wäre es ziemlich gleichgiltig; wie man nur einen Betäubten oder Blödſinnigen beklagen mag! Aber du, was ſagſt du zu dem Invaliden? Ich wenigſtens kann die Leute auf halbem Sold nicht ausſtehen. Nous ferons un peu de romantique, pour nous tenie n la hauteur du siecle; et puis me faudra-t-il du fer a cheval pour faire de l'impression a un coeur de femme? Aujourd'hui on a le systeme nerveux un peu robuste. Adieu.

. . . Ich wäre untröſtlich, mein armes Kind, wüßte ich nicht, was dich heilte. Ich ſchreibe jetzt täglich, ſchon geſteen hatte ich einen Brief angefangen. Faſt hätte ich Luſt, ſtatt nach Darmſtadt, gleich nach Straßburg zu gehen. Nimmt dein Unwohlſein eine ernſte Wendung, — ich bin dann im

Digitized by Google

Augenblick da. Doch was ſollen dergleichen Gedanken? Sie ſind mir Unbegreiflichkeiten. — Mein Geſicht iſt wie ein Oſterei, über das die Freude rothe Flecken laufen läßt. Doch ich ſchreibe abſcheulich, es greift deine Augen an, das vermehrt das Fieber. Aber nein, ich glaube nichts, es ſind nur die Nachweben des alten nagenden Schmerzes; die linde Frühlingsluft küßt alte Leute u. hektiſche todt; dein Schmerz iſt alt und abgezehrt, er ſtirbt, das iſt Alles, und du meinſt, dein Leben ginge mit. Siehſt du denn nicht den neuen lichten Tag? Hörſt du meine Tritte nicht, die ſich wieder rückwärts zu dir wenden? Sieh, ich ſchicke dir Küſſe, Schneeglöckchen, Schlüſſelblumen, Veilchen, der Erde erſt ſchüchterne Blicke ins flammende Auge des Sonnenjünglings. Den halben Tag ſitze ich eingeſchloſſen mit deinem Bild und ſpreche mit dir. Geſtern Morgen verſprach ich dir Blumen; da ſind ſie. Was giebſt du mir dafür? Wie gefällt dir mein Bedlam? Will ich etwas Ernſtes thun, ſo komme ich mir vor, wie Larifari in der Komödie; will er das Schwert ziehen: ſo iſt's ein Haſenſchwanz. . . .

Ich wollte, ich hätte geſchwiegen. Es überfällt mich eine unſägliche Angſt. Du ſchreibſt gleich, doch um's Himmelswillen nicht, wenn es dich Anſtrengung koſtet. Du ſprachſt mir von einem Heilmittel; lieb Herz, ſchon lange ſchwebt es mir auf der Zunge. Ich liebte aber ſo unſer ſtilles Geheimniß, — doch ſage deinem Vater Alles, — doch zwei Bedingungen: Schweigen, ſelbſt bei den nächſten Verwandten. Ich mag nicht hinter jedem Kuſſe die Kopftöpfe raſſeln hören, und bei den verſchiedenen Tanten das Familienvatersgeſicht ziehen. Dann: nicht eher an meine Eltern zu ſchreiben, als bis ich ſelbſt geſchrieben. Ich überlaſſe dir Alles; thue, was dich beruhigen kann. Was kann ich ſagen, als daß ich dich liebe; was verſprechen, als was in dem Worte Liebe ſchon liegt, Treue. Aber die ſogenannte Verſorgung? Student noch 2 Jahre; die gewiſſe Ausſicht auf ein ſtürmiſches Leben, vielleicht bald auf fremdem Boden!

Zum Schluſſe trete ich zu dir und ſinge dir einen alten Wiegengeſang:

War nicht umſonſt ſo ſtill und ſchwach,
Verlaſſ'ne Liebe trug ſie nach.
In ihrer kleinen Kammer hoch
Sie ſtets an der Erinnerung ſog;
An ihrem Brodſchrank an der Wand
Er immer, immer vor ihr ſtand,
Und wenn ein Schlaf ſie übernahm,
Er immer, immer wieder kam.

. . . . Und dann:

Denn immer, immer, immer doch
Schwebt ihr das Bild an Wänden noch
Von einem Menſchen, welcher kam
Und ihr als Kind das Herze nahm.
Faſt ausgelöſcht iſt ſein Geſicht,
Doch ſeiner Worte Kraft noch nicht,
Und jener Stunden Seligkeit,
Ach jener Träume Wirklichkeit,
Die, angeboren Jedermann,
Kein Menſch ſich wirklich machen kann.

Die Frauen der franzöſiſchen Revolution.

Von Jules Michelet.

Die Göttin der Vernunft.
(10. November 1893).

Im Jahre 1816 hatten wir die Bekanntſchaft der Mademoiſelle Dorothée . . . . . gemacht, die, wir wiſſen nicht mehr in welcher Stadt, bei den Feſten von 1793 die Göttin der Vernunft dargeſtellt hatte. Sie war eine ernſte Dame, die immer ein muſterhaftes Leben geführt. Man hatte ſie wegen ihres unbefleckten Rufes und vielleicht auch wegen ihrer hohen, ſittlichen Geſtalt ausgewählt. Sie war nie ſchön geweſen und ſchielte ſogar.

Die Gründer des neuen Cultus verlangten ausdrücklich in ihren Journalen, daß die Städte, welche, dem Beiſpiele der Hauptſtadt folgend, das Feſt der Vernunft feiern wollten, nur ſolche Perſonen dazu wählen ſollten, deren Charakter die Schönheit achtunggebietend macht und deren Sittenreinheit keinem Zweifel unterliegt. Und darum wurden größtentheils Mädchen aus achtbaren Familien gewählt, die, freiwillig oder gezwungen, die Rolle der Göttin der Vernunft übernahmen.

In der Saint-Sulpice-Kirche zu Paris ward die Vernunft von der Frau eines der erſten Magiſtrats-Beamteten, in der Notre-Dame von einer berühmten, allgemein beliebten und geachteten Schauſpielerin, Mademoiſelle Sophie Maillard, dargeſtellt*). Man weiß, daß dieſe Künſtlerinnen auf ein ernſtes, arbeitſames Leben angewieſen ſind**).

*) Nach andern Quellen ſoll der Ruf dieſer Schauſpielerin nicht ganz ſo rein und fleckenlos geweſen ſein, als Herr Michelet ihn hier geſchildert hat. In einer alten Chronik jener Tage haben wir gefunden, daß Sophie Maillard die Geliebte Robespierre's und nach deſſen Sturze die Maitreſſe des Generals Barras geweſen ſei. E. M. O.

**) Wir erlauben uns hier ein kleines beſcheidenes Fragezeichen. Leider weiß man nur allzugut, daß die Mehrheit der franz. Schauſpielerinnen ein keineswegs ern-

Digitized by Google

Die göttliche Gabe der Kunſt iſt ihnen auf Koſten einer ſtrengen Enthaltſamkeit der meiſten Vergnügungen zugetheilt. An dem Tage, wo die weiſer gewordene Welt das Prieſteramt den Frauen zurückgeben wird, wird gewiß Niemand erſtaunen, an der Spitze nationaler Feſte die gute, mildthätige, heilige Garcia-Viardot zu ſehen*).

Noch drei Tage vor dem Feſte wollte man, daß das Symbol der Vernunft durch eine Statue repräſentirt werde. Man erhob dagegen den Einwurf, ein unbewegliches Bild möchte Viele an den Cultus der Jungfrau Maria erinnern und eine neue Abgötterei, ähnlich dem veralteten Götzendienſte, hervorrufen. Und darum zog man ein bewegliches, lebendiges Bild vor, das — bei jedem Feſte ein Anderes — nicht Gegenſtand eines neuen Aberglaubens werden konnte.

Das war der Augenblick, wo Chaumette, der berüchtigte Procurator der Gemeinde, in Widerſpruch gerathend mit ſeinem Amtsgenoſſen Hebert,**) darauf gedrungen hatte, daß die fantaſtiſche Tyrannei der revolutionären Winkel-Clubbs ſtreng überwacht und durch Beaufſichtigung des Gemeinderaths eingeſchränkt wurde.

Unter dieſem Banner der Mäßigung ward, am 10. November, die neue Religion, die Religion der Vernunft eingeſetzt. Chénier hatte dazu die Verſe und Goſſec zu dieſen Verſen die Muſik gemacht. — In zwei Tagen hatte man, ſo gut es ging, in dem ziemlich engen Chore der Notre-Damekirche einen Tempel der Weisheit aufgebaut. Dieſer Tempel war mit den Bildniſſen der Philoſophen, der Väter der Revolution, ausgeſchmückt. Dieſer Tempel ſtand auf einem Felſen, auf welchem die Fackel der Wahrheit brannte. Unter den Säulen dieſes Tempels ſaßen die Mitglieder des Gemeinderaths. Es gab da weder Waffen, noch Soldaten. Zwei Reihen junger Mädchen, die faſt noch Kinder waren, bildeten den ganzen Schmuck dieſes Feſtes. Sie trugen weiße Kleider und Kränze von Eichenblättern (nicht von Roſen, wie andere romantiſche Geſchichtſchreiber erzählt haben).

Die Göttin der Vernunft, gleichfalls weiß gekleidet mit einem himmelblauen Mantel, trat aus dem Tempel der Philoſophie heraus und ließ ſich auf einen Sitz von einfachem Raſen nieder. Die jungen Mädchen ſtimmten ihr zu Ehren eine Hymne an. Die Göttin ſtieg vom Felſen hernieder und ließ auf die andächtige Menge ein mildes Lächeln fallen. Dann kehrte ſie unter dem Geſange der Mädchen ins Innere des Tempels zurück. Die Menge harrte; ſie aber kam nicht. Und das war Alles!

Welch traurige, trockene, langweilige, nichtsſagende Ceremonie*).

Von Notre-Dame zog die Göttin der Vernunft, unter dem Geläute aller Glocken, nach dem Convente. Dort trat ſie ein mit ihrem unſchuldigen Gefolge kleiner, weißgekleideter Mädchen, geführt von Chaumette, dem Procurator der Gemeinde. Der Präſident des Convents ließ die Vernunft an ſeine Seite niederſetzen und gab ihr, im Namen der ganzen Verſammlung, den Bruderkuß. Und Alle, Convent, Gemeinde und Volk, ſchrieen jubelnd: „Es lebe die Vernunft!“

Eine bleiche Nachmittagsſonne (eine große Seltenheit im Brumaire**), drang in den düſtern Saal, um ein klein wenig die dichten Schatten aufzuklären. Die Dantoniſten verlangten, daß der Convent nach der Notre-Dame-Kirche ziehe, um dort der Göttin der Vernunft einen Gegenbeſuch abzuſtatten. „Und die ganze Verſammlung erhob ſich wie Ein Mann.

Es war ein herrlicher, ſtrenger, aber lichter Wintertag. Der Convent ſetzte ſich in Bewegung, entzückt über dieſen Schein von Ewigkeit, der auf einen Augenblick erſchienen war, um alle Spaltungen vergeſſen zu machen. Viele darunter ſchloſſen ſich mit ganzem Herzen dieſem Feſte in dem guten Glauben an, die Zeit der Einigkeit und des Glücks ſei gekommen.

Ihr Gedanke hatte ſich in einer Phraſe von Anacharſis Clooh ausgeſprochen:

ſtes, arbeitſames Leben zu führen gewohnt und in ihrem Hange nach Vergnügungen aller Art ziemlich ausſchweifend iſt. — Die Mehrzahl der Pariſer Vernunftgöttinnen waren — wir erlauben uns hierin Herrn Michelet zu widerſprechen — nur leichtſinniges, liederliches Comödianten-Geſindel. Zu dieſem gehörte u. A. Mademoiſelle Aubry. Eine nicht minder anrüchige Göttin der Vernunft war die galante Frau Momoro's, der ſich den „erſten Buchdrucker der Freiheit“ hieß.

*) Auch mit dieſer Schwärmerei können wir uns nicht einverſtanden erklären.

**) Jacques René Hebert, ein Cyniker erſter Sorte, war Herausgeber des berüchtigten Journals „Pere Duchesne“, ein Blatt, das ſeine Frechheit ſo weit treibt, Marie Antoniette der Blutſchande mit ihrem Sohne anzuklagen. E. M. O.

*) Es ſcheint uns nothwendig zu erinnern, daß dieſer neue Cultus keineswegs eine Erfindung der Revolution war. Er ſtammte aus älterer Zeit. Dieſer nüchterne Verſuch von 93 rührte nicht aus dem glühenden Buſen der Revolution, ſondern aus der kalten Schule der Encyclopädiſten her. Nein, dieſer negative, abſtracte Gott paßte nicht für die flammenden Herzen jener Zeit. Um Helden und Märtyrer zu bilden, bedurfte es einer anderen Gottheit, als jener der Geometrie. Selbſt der mächtige Gott der Natur, der Gott Vater und Schöpfer, hatte nicht ausgereicht. Der Gott, nach dem ſich Frankreichs Seele ſehnte, war der Gott heldenmüthiger Gerechtigkeit, mit Hilfe deſſen Frankreich, der bewaffnete Prieſter Europa's, die eingeſargten Völker herausrufen konnte aus den Gräbern ihrer Freiheit.

**) So hieß nach dem neuen, von Romme eingeführten, Kalender der Republik der November oder Nebelmonat. E. M. O.

„Der zwietrachterzeugende Federalismus der politiſchen Sekten erliſcht in der Einheit und Untheilbarkeit der Vernunft“.

Und Alle vertrauten der neuen Gottheit und hofften unter ihrem Schutze auf beſſere Tage, als die Republik bisher geſehen hatte.

Cultus der Frauen für Robespierre.

Das, was Jedermann in Erſtaunen ſetzen muß, iſt die Thatſache, daß ein dem äußern Anſcheine nach ſo ernſter, ſtrenger, abſtoßender Mann wie Robespierre, ſo arm und ſo einfach, von den Frauen in ſo hohem Grade geachtet, geliebt und geſucht ward.

Darauf giebt's nur Eine Antwort und in ihr liegt das ganze Geheimniß jenes Cultus, deſſen Gegenſtand er war: er flößte Vertrauen ein.

Das ernſte, ſtrenge Ausſehen iſt dem weiblichen Geſchlechte keineswegs verhaßt. So häufig Opfer des Leichtſinns der Männer, nähern ſie ſich weit lieber Jenem, deſſen Geſinnung ihnen Vertrauen einflößt. Inſtinktmäßig errathen ſie, daß der ernſte Mann in der Regel derjenige iſt, deſſen Herz der Frau, die er liebt, länger treu bleiben wird, als andere Männer.

Für ſie iſt das Herz Alles. Man thut ihnen unrecht, wenn man glaubt, daß ſie mehr verlangen, als geliebt, aufrichtig, treu geliebt zu werden.

Was lag daran, daß die ſentimentale Redekunſt Robespierre's etwas langweilig war? Wenn er von „Reizen der Tugend“, von den „ſüßen Lehren mütterlicher Liebe,“ von der „Heiligkeit der Freundſchaft“ ſprach, waren die Frauen von dieſen und ähnlichen Phraſen gerührt, entzückt und bezaubert. Und wenn er in ſeiner Rede von den Mühen und Drangſalen ſeiner Laufbahn, von ſeinen perſönlichen Empfindungen und Leiden ſprach, hielt jede Frau, die ihn hörte, ihr Schnupftuch bereit, um hinter demſelben ihren mitfühlenden Thränen freien Lauf zu laſſen, und wenn er, was in jeder ſeiner Reden der Fall war, auf die Gefahren, die ihm drohten, und auf den Haß ſeiner Feinde zu ſprechen kam, zerfloß das Herz der Frauen in Thränen u. Seufzern.

Sehr gut kam ihm dabei ſeine bleiche finſtere Miene, die ſchon im Voraus für ihn ſprach, bei den Frauen zu ſtatten. Die abgeriſſenen Stellen aus „Emil“ und dem „Contract ſocial“, die er jeder ſeiner Reden anzupaſſen verſtand, gaben ihm das traurige Anſehen eines Baſtards Rouſſeau's. Seine blinzelnden, äußerſt beweglichen Augen durchforſchten ohne Unterlaß die ganze Breite des Saales, ſtiegen bis in die dunkelſten Winkel herab und erhoben ſich noch häufiger und, wie man ſah, mit ganz beſonderer Vorliebe, zu den Frauen-Tribunen. Hierzu bediente er ſich mit ernſter Geſchicklichkeit zweier Brillen, der einen, um in der Nähe zu ſehen und zu leſen, der andern, um in der Ferne zu unterſcheiden, gleichſam, wie um dieſe oder jene Perſon herauszuſuchen. Und Jede ſagte ſich: Ich bin's, die er ſucht!

Dieſe außerordentliche Partheilichkeit der Frauen zu Gunſten Robespierre's ſprach ſich am deutlichſten gegen Ende von 92, in ſeinem Kampfe gegen die Gironde aus. Er erklärte bei den Jacobinern, daß, ſobald dieſe Ränkeſchmiede beſeitigt wären, er feſt entſchloſſen ſei, die öffentliche Laufbahn zu verlaſſen und die Tribüne zu meiden, denn er wünſche nichts Anderes, als ſeine Tage in der Glückſeligkeit ſüßer, heiliger Vertraulichkeit zu verleben. Da ließen ſich von den Zuhörerbühnen herab zahlreiche Frauenſtimmen hören, die ihm wie aus Einem Munde zuriefen: Wir werden Euch folgen! Wir werden Euch folgen!

In dieſem Enthuſiasmus lag, bei aller Lächerlichkeit, doch Etwas, was Jedem Achtung einflößen mußte. Sie folgten mit ihrem Herzen demjenigen, deſſen Sitten die würdigſten waren, deſſen Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit ſelbſt ſeine Gegner anerkennen mußten, demjenigen, der mit eben ſo viel Muth als Geſchicklichkeit ſich um dieſe Zeit zum Vertheidiger religiöſer Ideen aufwarf und, im Dezember 92, der Vorſehung zu danken wagte für das Heil des Vaterlands. (!?)

Gehaßt von den Männern, die ihn fürchteten, ſuchte er ſeinen Troſt und ſeine Stärke in der Liebe der Frauen, die ihn bewunderten, weil er in ihren Augen der würdigſte Sohn des Vaterlands, der reinſte Apoſtel der Freiheit war.

Robespierre bei Madame Duplay (1791—94).

Wir haben ein Miniaturbild geſehen, auf welchem Robespierre, 17 Jahre alt, mit einer Roſe in der Hand, abgebildet iſt, vielleicht um damit anzudeuten, daß er damals Mitglied der Academie der Roſati in Arras geweſen war*).

*) Die „Societe anacreontique des Rosati“ wurde am 12. Juni 1778 von dem Dichter Legay gegründet, den die Geſellſchaft zum Groß-Kanzler erhob. Die Mitglieder verſammelten ſich in einer der Vorſtädte von Arras, zu Avenes, an den Ufern der Scarpe. Sie huldigten in Geſängen und Liedern der Roſe, der Schönheit, dem Weine und der Liebe. Die Koryphäen dieſes anacreontiſchen Liederclubbs waren Legay, Abbe Roman, Carnot (damals Capitän im Genie-Corps und ſpäter General der Republik), Charamond, Dubois de Foſſeur, Feutry und — Robespierre. — Die Geſellſchaft beſtand bis zum Jahre 1788. Herr Arthur Dinaux hat über ſie eine Abhandlung geſchrieben, betitelt: „La Societe des Roses de l'imprime-

Digitized by Google

Er drückt die Roſe an ſein Herz. Unter dem Bilde lieſt man die Worte:

Alles für meine Freundin!

Iſt der junge Mann, von Arras nach Paris überpflanzt, ſeiner ſentimentalen Neigung zur Roſe beſtändig treu geblieben? Wir wiſſen es nicht. In der conſtituirenden Verſammlung mag er durch ſeine vertraute Freundſchaft mit den beiden Lameths und andern jungen Adeligen der Linken etwas ſehr davon abgewichen ſein. In den erſten Monaten der Conſtituante mochte er der Sittenverderbniß jener Zeit, vielleicht abſichtlich, nicht ganz fremd geblieben ſein, weil er der Freundſchaft jener Roués bedurfte, um durch wohl berechnete Hingebung das Band zwiſchen ſich und ihnen etwas feſter zu knüpfen*). Bald aber erhob er ſich wieder, ſagte ſich los von dem verführenden Umgange und ward wieder ganz Robespierre.

Wir haben erzählt, wie er am Abende der Blutmetzelei auf dem Marsfelde (17. Juli 1791) ein Aſyl bei einem Schreiner gefunden. Ein glücklicher Zufall hatte dies ſo gefügt. Aber als er dorthin zurückkehrte, um ſich daſelbſt häuslich niederzulaſſen, war dies nicht mehr Zufall.

Nach der Rückkehr ſeines Triumphzuges von Arras hatte er ſich (im Oktober 91) mit ſeiner Schweſter Charlotte eine Wohnung in der Rue Florentin, in einer vornehmen, ariſtokratiſchen Straße gemiethet, deren adelige Bewohner ausgewandert waren.

Charlotte von Robespierre — ein ſtarrer, unbeugſamer Charakter — beſaß ſeit ihrer früheſten Jugend die ganze Bitterkeit einer alten Jungfer. Haltung und Geſchmackrichtung waren die einer ariſtokratiſchen Frau aus der Provinz. Alles in ihr verrieth den Hang zur großen Dame.

Aber auch Robespierre, obgleich viel weicher und weiblicher als ſeine Schweſter, trug in der Steifheit ſeiner Haltung und in ſeiner einfachen, aber ſorgfältig gepflegten Toilette einen Anſtrich parlamentariſcher Ariſtokratie zur Schau. Seine Ausdrucksweiſe war, ſelbſt in häuslicher Vertraulichkeit, edel, aber etwas geſucht und nicht frei von theatraliſchem Pathos. In allen ſeinen Reden ſprach ſich deutlich ſeine literariſche Vorliebe für Racine und Rouſſeau aus.

Robespierre war nicht Mitglied der geſetzgebenden Verſammlung. Auch hatte er die Stelle des öffentlichen Anklägers, die ihm angeboten war, ausgeſchlagen, weil er, wie er ſagte, ſich gegen Jene, die man verfolge, heftig ausgeſprochen habe und aus dieſem Grund als perſönlicher Feind von ihnen perhorrescirt werden würde. Auch glaubte man, es würde ihm zu viel Kampf koſten, ſeine Abneigung gegen die Todesſtrafe zu überwinden. Man weiß, daß er in der conſtituirenden Verſammlung ſich gegen die Todesſtrafe, gegen das Martialgeſetz, wie überhaupt gegen jede Gewaltmaßregel, die ſeinem Herzen widerſtand, ausgeſprochen hatte.

Vom September 91 bis September 92 befand ſich Robespierre außerhalb aller öffentlichen Wirkſamkeit und ohne jede andere Beſchäftigung, als die des Journaliſten und Mitglieds des Jacobinerclubbs. Er erſchien darum nur ſelten auf dem Schauplatze der Oeffentlichkeit. Zu jener Zeit hatten ſich die Girondiſten dieſes Schauplatzes bemächtigt und darauf geglänzt durch ihr vollkommenes Einverſtändniß mit dem Nationalgefühle hinſichtlich der Kriegsfrage, Robespierre aber und die Jacobiner vertheidigten den Streitſatz des Friedens, eine weſentlich unvolksthümliche Theſis, die ihnen in den Augen des Volks großen Abbruch that. Es unterliegt keinem Zweifel, daß zu dieſer Zeit die Popularität des großen Volksmannes das Bedürfniß fühlte, ſich neuerdings zu befeſtigen. Robespierre hatte drei Jahre lang unermüdlich die Rednerbühne und von dort aus die allgemeine Aufmerkſamkeit beherrſcht; am Schluſſe der conſtituirenden Verſammlung hatte er ſeinen Triumph gefeiert, ſeine Krone errungen. Es war zu befürchten, daß das Volk, dieſer König, fantaſtiſch wie jeder andere König und ſo ſchnell blaſirt, ſeine Aufmerkſamkeit einem andern Günſtlinge zuwenden könnte. Das war's, was Robespierre beunruhigte.

Er konnte nicht ſeinen Charakter, nicht ſeine Geſinnung, wohl aber die Bühne u. die In-Scene-Setzung ſeiner Gedanken ändern. Hierzu bedurfte es einer Maſchine; er ſuchte ſie nicht, ſie kam ihm ſelbſt entgegen: er ergriff ſie und betrachtete es als einen, von der Vorſehung herbeigeführten Zufall, ſeinen Wohnſitz bei einem Schreiner aufzuſchlagen.

In Revolutionszeiten hängt ſehr oft Vieles und manchmal Alles von der äußerlichen Erſcheinung und Scenirung ab. Marat's Inſtinkt hatte dies ſehr wohl begriffen. Obgleich er ſich ganz ſicher in ſeinem erſten Schlupfwinkel, auf dem Boden des Fleiſchers Legendre befand, zog er dennoch den finſtern Keller der Cordeliers vor. Dieſe unterirdiſche Zurückgezogenheit, aus der jeden Morgen die zündenden Funken ſeiner Zeitſchrift wie aus dem Krater eines unſichtbaren Vulkans hervorſchingen, reizte ſeine eigene Einbildung und entzündete in nicht geringem Grade die des

---

rie anacreontique l'an 100080050. (Valenciennes 1850). 12. Dieſe Schrift, in deren Beſitze wir uns befinden, gehört zu den bibliographiſchen Curioſitäten. Es finden ſich darin unter Anderm zwei hübſche Trinklieder von Robespierre. E. M. O.

*) Ein berühmter Künſtler und aufrichtiger Bewunderer Robespierre's theilte uns eine Anekdote mit, welche ihm Alexander v. Lameth erzählt hat. Als dieſer Künſtler eines Tages das hochbejahrte Mitglied der conſtituirenden Verſammlung nach Haus begleitete, zeigte ihm Letzterer in der Rue de Fleurus das alte Hotel der Lameths und erzählt ihm, Robespierre habe eines Tages bei ihnen geſpeiſt und in dem Augenblick, als er nach ſeiner Wohnung (Rue de Saintonge im Marais) heim zu kehren Willens war, bemerkt, daß er ſeine Geldbörſe vergeſſen. Er lieh ſich von Lameth ein Sechsfrankenſtück, um auf dem Rückwege eine öffentliche Dirne zu beſuchen. Als ich darüber lachte, ſagte er ganz trocken: „Ei nun, das ſcheint mir doch immer noch moraliſcher, als die Frauen ſeiner Freunde zu verführen.

Volkes. Marat ahmte in dieſem Punkte das Beiſpiel des belgiſchen Marats, des Jeſuiten Feller*) nach, der ſeine Popularität dadurch verdoppelt hatte, daß er auf den Einfall gerathen war, ſeinen Wohnſitz hundert Fuß unter der Erde, im tiefen Schachte einer Steinkohlengrube, aufzuſchlagen.

Robespierre ahmte weder Feller, noch Marat nach; aber mit Freuden erfaßte er die Gelegenheit, dem Beiſpiele ſeines Vorbildes Rouſſeau, dem Beiſpiele Emil's zu folgen.

Gegen Ende 91 war er in der Saint-Florentinſtraße in Folge ſeiner angeſtrengten Arbeiten erkrankt, als Madame Duplay erſchien, um ſeiner Schweſter bittere Vorwürfe zu machen, daß ſie ſie von der Erkrankung ihres Bruders nicht in Kenntniß geſetzt. Und nicht eher ging ſie fort, bis ſie Robespierre beſchwatzt hatte, in ihr Haus zu ziehen.

Robespierr quartirte ſich nun, trotz der Beſchränktheit der Wohnung, bei Meiſter Duplay ein. Hier bewohnte er eine kleine, aber ſehr reinliche Dachſtube, die Madame Duplay mit den beſten Meubeln ihres beſcheidenen Haushaltes, mit einem ſchönen, weiß und blauen Bette und einigen bequemen Stühlen ausgeſtattet hatte, damit der gefeirrte Volksmann ſich unter ihrem Dache heimiſch und behaglich fühle. Rings um die Mauer liefen neue Bücherbretter von Tannenholz, um die kleine Bibliothek des großen Redners und ſeine deſto zahlreichern Reden, Berichte, Denkſchriften u. ſ. w. aufzunehmen. Außer Rouſſeau und Racine las Robespierre keinen andern Schriftſteller als ſich ſelbſt. Ueberhalb dieſer Bücherſpende hatte die gefühlvolle Hand der Madame Duplay alle Bilder, die man von ihrem Abgotte gemacht, aufgehängt. Ueberall, wo er hinſah, erblickte er ſich ſelbſt: rechts Robespierre, links Robespierre, überall Robespierre. Und dieſe Aufmerkſamkeit, obgleich ſie von einer Matrone ausging, ſchmeichelte ſo ſehr ſeiner Eitelkeit, daß er ſich in ſeiner Dachſtube bald heimlicher und wohler als in ſeiner frühern Wohnung, in Geſellſchaft ſeiner zänkiſchen, ewig unzufriedenen Schweſter befand.

Der ſchlauſte Politiker, der dies Haus eigends zu dieſem Zwecke aufgebaut hätte, würde das Alles lange nicht ſo gut eingerichtet haben, als es hier der Zufall gethan. War die Stube, welche Robespierre hier bewohnte, auch eben kein Keller, wie Marats Wohnung, ſo verlieh doch der kleine, finſtere Hof, auf den die Fenſter hinausſahen, dem Zimmer den Anſtrich eines dunkeln Kellers. Das kleine, niedrige Haus, deſſen verſchimmelte Ziegelſteine die darin herrſchende Feuchtigkeit bethätigten, und das kleine, luftloſe Gärtchen im Hofe ſtand wie gedrückt und erſtickt zwiſchen den rieſigen Häuſern der Rue Saint-Honoré, die zu jener Zeit von der Bank und der Ariſtokratie bewohnt war. Weiter unten erhoben ſich die prinzlichen Hotels der Vorſtadt und die prächtige Königsſtraße mit der gehäſſigen Erinnerung an fünfzehnhundert Menſchen, die dort bei den Feierlichkeiten der Hochzeit Ludwigs XVI., bei dem Feuerwerke, erſtickt waren. Weiter hinauf, auf dem Vendome-Platze, erhoben ſich die mit dem Schweiße des unglücklichen Volks erbauten Paläſte der auf Koſten der Armuth reich gewordenen Generalpächter.

Welchen Eindruck machte die Wohnung des Gerechten, die Dachſtube des Unbeſtechlichen auf die Beſucher Robespierre, auf die Wallfahrer nach ſeiner Wohnung in dieſem laſterhaften Viertel, wo Alles, was ſie ſahen, ſie verwunden mußte? Das Haus predigte … es ſprach. Von der Schwelle bis in den armſelig-traurigen Hof, in welchem die ungehobelten Bretter lagen, ſchien Alles, was man anſah, das Wort des Volks zu wiederholen: Hier wohnt der Unbeſtechliche. Und wenn ſie hinaufſtiegen, machte die Dachſtube denſelben Eindruck auf ſie; ärmlich, aber reinlich, ohne andern Schmuck als die Papiere des großen Mannes auf einfachen Tannenbrettern, zeugte Alles von vollkommener Sittenreinheit, von unermüdlicher Arbeitsluſt, mit Einem Wort: von einem Leben, das ſich ganz und gar dem Wohle des Volkes hingab. Hier fand man nicht das Theatraliſche und Fantasmagoriſche des wahnſinnigen Marats, der mit Händen und Füßen in der Dunkelheit ſeines Kellers um ſich ſchlug. Hier war Alles geregelt, ſauber, anſtändig. Man fühlte ſich durch den Anblick dieſer Einfachheit gerührt; man glaubte zum erſten Male in dieſer ſündbefleckten Welt an der Schwelle der reinſten Tugend zu ſtehen.

Aber bei aller Einfachheit war dieſes kleine Haus nicht die Wohnung eines gewöhnlichen Handwerkers. Das erſte Meubel, das Jedem in dem kleinen Salon zu ebener Erde in die Augen fiel, war ein Clavier, ein damals ſelbſt im Bürgerſtande noch ziemlich ſeltenes Inſtrument. Dies Inſtrument ließ auf die Erziehung der Töchter dieſes Hauſes ſchließen. Auch war der Schreiner nicht blos Schreiner, ſondern auch Unternehmer von Zimmerarbeit bei neuen Bauten. Das Haus war zwar klein, aber es gehörte ihm: er wohnte bei ſich.

Das Alles hatte zwei verſchiedene Seiten. Einerſeits war's das Volk; andererſeits war es nicht das Volk: es war, wenn man's ſo nehmen will, das arbeitſame, unternehmende Volk, das erſt unlängſt durch ſeine Arbeit und ſeine Anſtrengung in den Stand des Kleinbürgers eingetreten iſt. Der Uebergang war überall ſichtbar. Der Vater, ein rauher, aber gutmüthiger Menſch, die Mutter eine willensſtarke, aber ziemlich heftige Frau, Beide voll Energie und Herzlichkeit, waren ein echtes Ehepaar aus dem Volke. Die jüngſte der vier Töchter hatte die ganze Gluth, den ganzen Anlauf deſſelben; weil weniger waren es die Andern,

*) François Xavier de Feller war zur Zeit der Barbanter Revolution (1787—1790) einer der Koriphäen der patriotiſchen Partei. Als ſolcher redigirte er, zuerſt in Luxemburg und ſpäter in Lüttich, das „Journal historique et litteraire“. Beim Herannahen der franzöſiſchen Revolutionsarmee zog er ſich nach Weſtphalen und von dort nach Regensburg zurück, wo er am 23. Mai 1802 ſtarb. C. M. D.

Digitized by Google

vor Allem die Aelteſte, welche die Republikaner mit einer Art ehrfurchtsvoller Artigkeit Mademoiſelle Cornelie zu nennen pflegten. Dieſe da war ganz entſchieden Fräulein. Auch ſie ſchwärmte für Racine, ſo oft Robespierre der Familie etwas aus ſeinem Lieblingsdichter vorlas. Bei Allem, was ſie that, zeigte ſie die Anmuth eines ſtrengen Stolzes: in der Wirthſchaft, wie am Claviere, in der Küche und ſelbſt am Waſchfaſſe unter dem Schoppen, immer war ſie Cornelia.

In dieſem Hauſe, im Schooße dieſer Familie, lebte Robespierre, fern von der Tribüne, als Schriftſteller und als Journaliſt, tagtäglich die Reden und Zeitungsartikel*) ausarbeitend, die er Abends im Jacobinerclubb vortrug. Hier lebte er ein Jahr, das einzige, in Wahrheit, das er in dieſer Welt gelebt hat.

Madame Duplay, die ſich geſchmeichelt und beglückt fühlte, ihn bei ſich zu haben, umgab ihn mit nimmer raſtender Fürſorge. Er war das Kind des Hauſes, der Liebling, der Abgott der ganzen Familie. Alle waren ihm mit Liebe zugethan. Der Sohn diente ihm als Secretär, der die mühſam gefeilten, ausgeſtrichenen und zehnmal veränderten Reden abſchrieb und immer wieder von Neuem abſchrieb. Vater Duplay und der Neffe hörten dieſe Reden mit unerſättlicher Luſt und verſchlangen jedes Wort des großen Redners mit wahrem Heißhunger. Die Töchter Duplay liebten ihn mehr als ihren Bruder. Die jüngſte, Eleonore, lebhaft und reizend, war glücklich, wenn ſie dem ernſten Manne etwas erzählen konnte, was im Stande war, ſeine bleiche Stirn, wenn auch nur auf Augenblicke, zu entrunzeln. Dem kleinen Hofe, belebt durch die Familie und durch die Arbeiter, fehlte es nicht an Beweglichkeit und Abwechslung. Robespierre konnte von ſeiner Dachſtube, von dem Tannentiſche, an welchem er ſchrieb, ſo oft er die Augen erhob, in den Hof hinabſchauen: er ſah dann Cornelie und ihre reizenden Schweſtern, wie ſie aus dem Hauſe nach dem Schoppen und von dort nach dem Hauſe zurückgingen, und es war ihm, mit Hilfe ſeiner Brille, nicht entgangen, daß die Jüngſte, ſo oft ſie trällernd in den Hof hinaustrat, einen verſtohlenen Blick hinaufwarf zu dem Fenſter ſeiner Dachſtube. — Wir bezweifeln nicht, daß dies die glücklichſte Zeit ſeines trockenen, traurigen, künſtlichen Lebens war.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Entſchädigung einer ſolchen Familie äußerſt ſchwierig war. Ein abtrünniger Jacobiner machte eines Tages Robespierre den Vorwurf: er ſauge das Haus Duplay aus und laſſe ſich von ihnen ernähren, wie Orgon den Tartüffe ernährt habe. Dieſer plumpe, niedrige Vorwurf ging von einem Manne aus, deſſen unwürdige Geſinnung die Brüderlichkeit jener Tage und das Glück lauterer Freundſchaft nicht zu faſſen verſtand.

Es iſt erwieſen, daß Robespierre ſich bei Madame Duplay nur unter der Bedingung eingemiethet hatte, daß ſie alle Dienſte, die ſie ihm leiſte, bezahlt nehme. Sein Zartgefühl beſtand darauf. Madame Duplay wagte nicht, zu widerſprechen und nahm die erſten Monate, um ihn zufrieden zu ſtellen, Bezahlung an. Später aber, wo ſein Geiſt mit andern Dingen beſchäftigt war, wo jeder Tag ihm neue Gefahr brachte, verlor er dieſe Sache ganz aus den Augen, da er ſich ſicher genug glaubte, um die uneigennützige Familie auf andere Weiſe für die Dienſte, die ſie ihm erwies, entſchädigen zu können. Außerdem beſaß er nichts als das Gehalt, das er als Deputirter bezog und das er mehr als einmal ſich auszahlen zu laſſen vergaß. Die Unterſtützung, die er ſeiner Schweſter ausgeſetzt hatte, als er von ihr weggezogen war, einige Ausgaben für Wäſche und Kleider und einige Sous, welche er auf der Straße tagtäglich unter arme Savoyarden, die ihn anbettelten, zu vertheilen pflegte, ließen ihm wenig oder gar nichts für ſich ſelber übrig. Die zehntauſend Francs, die man bei ihm am 10. Thermidor gefunden haben ſollte, ſind eine alberne Fabel, die ſeine Feinde ausgeſprengt haben, um ſeine Uneigennützigkeit zu verdächtigen, was ihnen indeß nicht gelungen iſt; denn es hat ſich amtlich herausgeſtellt, daß die Summe, die man bei ihm fand, nicht 20 Francs überſtieg. Als die Republik ihn hinrichten ließ — es war am 27. Juli 1794 — ſagte er zu ſeinem Bruder Auguſtin, der mit ihm an demſelben Tage das Schaffot beſtieg:

— Das, was mich am meiſten ſchmerzt, iſt, daß ich meinen armen Wirthsleuten 400 Francs ſchuldig bin.

Aber gerade dieſe Schuld ſpricht für die Ehrenhaftigkeit ſeines Charakters und beweiſt, daß das Volk, das ihn den Unbeſtechlichen hieß, ein volles Recht dazu beſaß.

*) Robespierre redigirte vom April 1792 bis April 1793 ein Journal, betitelt: Le defenseur de la constitution. E. M. O.

Für die Fackel.

Freie Gedanken in unfreien Formen.

Von C. Porſch.

In dominum!

Herr, du biſt mir nicht mehr gnädig, weil ich that, was du verboten? — Weil ich, noch nicht Leibesledig, einging in das Reich der Todten. — Weil ich, ohne Orpheus Leier, trotzte deiner Hölle Schrecken, um die Kinder, die mir theuer, aus dem Todtenſchlaf zu wecken?

Weil ich mich entzog den Kämpfen, um die Güter dieſer Erde, und den düſtern Opferdämpfen, auf dem heimath-

lichen Heerde? — Darum ſoll der finſtre Kerker meine freie Seele tödten? Nein: das inn're Licht wird ſtärker, in des Leibes ſchwerſten Nöthen!

Schilt mich immerhin Verräther deines hohen Heiligthums; doch wär' ich nur Uebelthäter, als Verkünder deines Ruhmes! — Nicht im Golde, nicht im Eiſen, nicht im Lieder-Schmeicheltone will ich deine Größe preiſen; huld'ge nur dem Menſchenſohn.

Trotz der blut'gen Straf-Exempel, trotz der Hymnen lautem Schallen, müſſen deine Götzentempel einſt in Schutt und Aſche fallen. — Selig, frei von eiteln Sorgen, ledig aller böſen Triebe, feiert dann der Menſch den Morgen — neuen Lebens, neuer Liebe!

Der Gegenſatz im Innern.

Der inn're Menſch iſt ein Magnet, der zwiſchen zweien Polen ſteht, gleich einer Kompaßnadel. — Der Liebe Südpol, poſitiv, — der Freiheit Nordpol, negativ, — verleih'n ihm Seelen-Adel, wenn er durch forſchenden Verſtand des Gegenſatzes Löſung fand, und beide Pole achtet; nicht nur nach Inklination, auch nach der Deklination auf beiden Seiten trachtet.

Doch, leider, jedes Gleichniß hinkt, und ſeine Wahrheit iſt bedingt, kann Widerſpruch erfahren. — Der Menſch ward zum Magnetenſtein! – Er hüllte ſich in Eiſen ein, ſeit Tauſenden von Jahren. Er kennt den Werth der Pole nicht; die Schwere nur giebt ihm die Pflicht, ſich zu centraliſiren. Die Liebe, wie die Willkührkraft ſieht man, in toller Leidenſchaft, ſich wechſelnd potenziren.

Zwar hat man in des Ganzen Wohl, den allgemeinen Lebens-Pol ſchon lange ausgefunden; doch, daß ein Ganzes Jeder ſei, das will der Maſſen Tyrannei noch immer nicht recht munden. — Nur todte Stoffe binden ſich durch Uebermacht unwiſſentlich, nach ewigen Geſetzen. — Der Menſch hat der Verbindung Wahl, und, wird ihm eine Form zur Qual, ſo darf er ſie verletzen.

Bisher that er's mit Schmerzen nur. Er glaubt, es lieg' in der Natur — Nothwendigkeit des Böſen. — So hat er eine Form erwählt, worin er ſich vergebens quält, und friedlich nicht kann löſen. — Denn wie er glaubt, ſo handelt er, und jedes Gute wird ihm ſchwer, durch ſeinen böſen Glauben. — Will er nicht ſelber ſich befrei'n; — ſo kehrt der heil'ge Geiſt nicht ein, trotz aller Kanzeltauben!

Auf andere Welten ohne Zahl, des Himmelreiches Ideal, als ein Geſchenk zu hoffen, war Thorheit; aber offenbar: — hier auf der Erde iſt und war, und bleibt der Himmel offen!

An den Schöpfer des Kosmos. (Humboldt).

Als um die Herrſchaft in Europa's Grenzen ſich einſt ein blut'ger Völkerkrieg entſpann, als des Jahrhunderts Held, mit Loorbeerkränzen geſchmückt, ſich eiteln Siegesruhm gewann, und endlich doch, dem Maſſengott erliegend vom Leben ſchied, in ſüßem Wahn ſich wiegend, da weilteſt du, ein Führer in dem Chor der Wiſſenden, auf fernen, freien Höh'n, und ſuchteſt mit geübtem Aug' und Ohre, Natur und Menſch als Ganzes zu verſteh'n. — Du wußteſt in dem Chaos des Gewordnen die Vielheit durch der Einheit Kraft zu ordnen.

Dann gabſt du uns des Himmels und der Erde anmuthig Bild; ein Bild in Wort und Schrift. — Damit es Tag in unſrer Gattung werde, zerſtörteſt du des Wunderglaubens Gift — dein Wort iſt mehr als künſtliche Gedichte; es iſt der Grundſtein künft'ger Weltgeſchichte. Auch haſt du nicht als Denker nur geſchrieben; nicht fühllos bliebſt du bei des Volkes Noth; des Mitleids Wahn hat dich oft getrieben zu mahnen, ernſt, wie edler Sinn gebot. — Und wo du ſchwiegſt, in freier Selbſtbegrenzung, fand ich den Pfad und Stoff zur Selbſtergänzung, weshalb du eine Grenze dir gezogen, die du zu überſchreiten warſt befugt? — Warum du tiefer nicht die trüben Wogen des Lebens zu durchdringen kühn verſucht? — Darüber mögen Kinder mit dir grollen, die ſtets von Einem Alles haben wollen.

Du wollteſt nicht mehr lernen zum Vergeſſen; vergeſſen nicht, was wiſſenswürdig iſt. — Mit Wortgeſpenſtern ſich im Kampfe meſſen, vor denen zittert mancher tapfre Chriſt; Dogmatik gar und Politik ſtudiren, das hieße nur die edle Zeit verlieren. — Wie ein Kameel durchs Nadelöhr mag kriechen? — Ein Reicher in das Himmelreich eingeh'n? — Dies große Wunder für die Juden-Chriſten haſt du gethan; durch dich iſt es geſchehen. — Würd' alles Geld dem Wiſſensdurſt geſpendet, ſo wär' die Miſſion des Herrn vollendet.

Nie ſah ich dich; fernab von deinen Kreiſen, durchzog ich meine tiefre Lebensbahn; doch treffen wir uns wohl auf weitern Reiſen, im Reich des großen Unbekannten an. — Wir fragen nicht: was iſt er? und: wie heißt er? — Geſchlechts- und namenlos ſind wahre Geiſter.

Drum weih' ich dir, nicht deinem großen Namen, dem Geiſte, der ein ſchwierig Werk vollbracht, woran die Kraft der Alten mußt' erlahmen, die irrend tappten in des Wahnes Nacht; dir weihe ich den Dank für alle Seelen, die du geweckt aus finſtern Grabeshöhlen.

Epiſtel an Freiligrath. (Nicht a la Geibel und nicht a la Herwegh).

„Auch du, mein Sohn," du ſteigſt von deiner „höhern Warte", des Dichters und des Denker's nieder zu Parteien, die einſt derſelbe böſe Geiſt zuſammen ſchaarte, damit ſie ſich um Ruhm und Geld entzweien? — Ob demokratiſch, ob monarchiſch ſie berathen, ſie wechſeln ſchlechte Reden nur mit ſchlechten Thaten. — Wohl mußte es des Menſchenfreundes Herz empören, zu ſehen, daß man des Armen Leben wen'ger

ſchätze, als das der wilden Thiere. Unbedenklich hören wir's gerne, wenn du ſtraſſt die rohen Jagdgeſetze; auch ziemt es Denkern, mit der Tyrannei zu rechten. Jedoch auch da, wo Menſchenrechte gleich geworden, wo, wie man ſagt, Gerechtigkeit allein regiert, erfährt man, daß die Bürger ſich, wie Thiere, morden; daß ſtatt Gerechtigkeit, Gewalt nur dominirt. Die Gleichheit in der Freiheit iſt noch kein Erlöſer, unwiſſend bleibt der freie, gleiche Menſch ein böſer. Kein Heil erblüht uns jemals aus Geſetzes-Normen, die wir geerbt von Prieſter- und von Kaiſer-Reichen. — Der weiſe, freie Geiſt will ſchön're Lebensformen, die er nur ſchaffen kann mit Vielen Seinesgleichen. — Daß ſich die Zahl der Freien und der Weiſen mehre, dafür zu ſorgen wäre Dichter's größte Ehre; doch ſteht er iſolirt in ſeiner Schöpfungsluſt, iſt unter Larven faſt die einzig fühlende Bruſt. – Die Menge ſucht ihr Heil in Steig'rung der Begierde, und nennt ſich ſchmeichelhaft „der Schöpfung höchſte Zierde."

Und; wer iſt freier Geiſt? Iſt es der Schöpfungs-Dichter, der uns Geſchehenes als Thaten des Höchſten mahlt? — O, nein! Wer ſich erhob zu dieſes Höchſten Richter, der iſt befreiter Geiſt, den ew'ges Licht umſtrahlt. – Ihm iſt Unendlichkeit nur Grenzr der Gedanken, und ſelbſt beſtimmt er ſeines Erdenlebens Schranken! — Er ſucht Erlöſung nicht im Martertod am Kreuze; er will nicht ſterben, wie des Herrn Apoſtel ſtarben. — Er weiß, der Kampf mit Rohheit und mit dummem Geize erfordert andern Muth; den Muth, leiblich zu darben, dabei den Spott der Kinder dieſer Welt zu tragen, und doch nicht an der beſſern Zukunft zu verzagen; den Muth der Selbſtkritik und ſtrengen Gottverhöhnung, wodurch er erſt gelangt zur heitern Selbſtverſöhnung. — Er heult nicht mit den Betern; jubelt nicht mit Praſſern, er ſchwebt als Schöpfer über'm Chaos und den Waſſern, und wo ſich neues Leben bildet aus dem Alten, da tritt er ein, um es vollkommen zu geſtalten.

An die Freunde. Abſchied beim Wiederſehen.

Nun gebt mir einen Becher Wein! — Vom allerbeſten will ich haben; denn heute darf ich fröhlich ſein: — ich bin ja frei und war begraben in Kerkernacht; mich hielt allein aufrecht der Seele tiefer Frieden, von Lieb' und Freundſchaft ſtreng geſchieden.

Ich bring Euch meinen Liebesgruß — nach deutſcher Sänger alter Weiſe, und ſchlage trinkend den Verdruß erlittner Unbill auf der Reiſe des Lebens heute muthig nieder, und ſing' mein Abſchiedslied gleich wieder.

Denn, ob auch kurz des Lebens Bahn dem Alternden ſchon zugemeſſen, nie werde ich den hohen Plan, der mich begeiſterte, vergeſſen. — Ich ſteure meinen morſchen Kahn hinaus aus deutſchem Moor und Schilfe, vertrauend auf der Freunde Hilfe. Bald ziehe ich, in beſſrer Welt, von Neuem meine Zauberkreiſe, verſammele dort auf freiem Feld die Kinder, Mütter, Väter, Greiſe, und pred'ge unterm Himmelszelt das Evangelium, das neue — gottlos ſie machend, ohne Reue!

Frauenwürde.

Ich richte ein Wort an das „ſchöne Geſchlecht"
in des heiligen Geiſtes Namen
und ſorge nicht, — klänge es auch nicht recht
im Ohr der verbildeten Damen.

Das hohe Lied von dem Manngotte klang
einſt lieblich, wie Sang der Sirene;
doch adelt es häßlichen Sittenzwang
als das wahre Gute und Schöne.

Der Herr ließ dem Weibe die traurige Wahl:
ob Sklavin, oder ob Herrin
und ſchuf durch romantiſche Liebesqual
den männlichen Narr und die Närrin.

Sagt an! Wie haben ſich Mann und Weib
wohl über das Thier jetzt erhoben?
Begattung ward täglicher Zeitvertreib,
um die Götterkraft zu erproben.

Sie dürfen ſich ſpreitzen, wie Henne und Hahn,
mit Eierlegen und Treten,
ſobald ſie den Willen des Herrn gethan
und ihn um den Segen gebeten.

Die arme Magd, die der Herr nur beſchlief
aus Luſt, ihr „die Unſchuld zu nehmen,"
beſchimpft man als „Hure", verachtet ſie tief;
ſie ſoll ihres Kindes ſich ſchämen.

Wer immer es ſei, der Leben rühmt
als tugendhaft, ſittlich und rechtlich,
ich ſage freimüthig und unverblümt:
die Sitte, das Recht ſind verächtlich!

Ihr Fraurn, lernt von dem weiblichen Thier,
den Willen des Herrn zu verachten;
erkennt ſeine Falſchheit, dann werdet ihr
nach Frauenwürde erſt trachten.

Ein weiſeres Leben nur kann euch befreien
von leidigen Kindesnöthen;
Ihr werdet jungfräuliche Mütter ſein
in Keuſchheit und ohne Erröthen.

Doch, weiblicher Menſch, du biſt menſchlicher Geiſt,
und wollteſt als Zuchtthier nur leben!
du lernſt von der Kirche nicht, was es heißt:
ſich „höhrer Beſtimmung“ zu geben.

Die Kirche lehret, im Sklaventhum
und in der feigen Ergebung
zu ſuchen den weiblichen Tugendruhm;
ſie hemmet des Geiſtes Erhebung.

Für die Fackel aus dem Lateiniſchen überſetzt.

Gute Gedanken.

Ueber den Tod.

Aus Seneca's Briefen.

Es iſt beſſer, mit Mühe das Leben zu friſten, als ein verweichlichtes Leben zu führen. Muße ohne geiſtige Beſchäftigung iſt Tod; es heißt, lebendig begraben ſein. Du magſt dich hinwenden, wohin du willſt, du kannſt dich den menſchlichen Uebeln nicht entziehen. Wo iſt das Verſteck, in welches Tod und Todesfurcht nicht eindringen? Wo iſt die Ruhe des Menſchen, welche nie durch Beſorgniß und Schmerz geſtört wird? Viele Uebel drohen uns von Außen, viele liegen in uns ſelbſt und finden ihren Weg in die verborgenſte Einſamkeit.

Du ſollſt dir durch Weisheit eine Mauer bauen, welche trotz der ſchwerſten Schläge das Schickſal nicht zerſtören kann. Ein Geiſt, der ſich über das Irdiſche erhebt, ſteht unüberwindlich feſt; jeder Pfeil prallt von ſeiner Burg zurück.

Die Schwerter klirren — „Aeneas, jetzt braucht man Helden, jetzt thun tapfere Herzen Noth!“ Kühnheit und Feſtigkeit erlangt der Menſch durch ſtetes Denken und Forſchen; wenn er nicht Worte übt, ſondern den Geiſt, und mit dem Gedanken an den Tod ſich vertraut macht deſſen Schreck ihm Jener nicht zu nehmen vermag, der da einfach ſagt: der Tod ſei kein Uebel. Man preiſ't die Armuth nicht, ſondern Jene, die ſich ruhig derſelben fügen; nicht das Exil, ſondern Den, der ſich ruhig demſelben ergiebt; nicht den Schmerz, ſondern Jene, die ihn beſiegen; man rühmt den Tod nicht, ſondern Solche, gegen die er ſeinen Stachel verloren. Dieſe Uebel ſind weder rühmlich, noch gleichgültig: zum Ruhm wird blos die Tugend, ſo aus demſelben entſprießt. Nur Tugend und ein Geiſt, der über das Aeußere erhaben, entkleiden den Tod vom Uebel und machen ihn preiswürdig; dem feigen, dem geiſtigen Sklaven iſt er ein Uebel. Der Tod iſt allerdings ein ſcheinbares Uebel; denn Selbſtliebe ſträubt ſich gegen Vernichtung und wünſcht ewig fort zu leben; auch darum, weil man das Jetzt kennt und die Zukunft ein Schleier deckt und das Unbekannte den Menſchen mit Scheu und Furcht erfüllt.

Furcht in der Finſterniß iſt etwas Natürliches und Finſterniß iſt für den Menſchen der Tod; wäre der Tod auch etwas Gleichgültiges; iſt er doch nicht zu vernachläßigen. Der Menſch muß lernen, ihm ruhig in's Antlitz zu ſchauen. Uebrigens muß man ihn mehr verachten als es gewöhnlich geſchieht, da Viele glauben, er führe in den Kerker ewiger Nacht, wo der Hölle (orkus) Pförtner auf blutigen Gerippen ſitzt u. die Schatten der Todten in Ewigkeit mit Schrecken erfüllt. Nun, glaubſt du auch nicht an die Hölle, ſondern an Verweſung, ſo giebt es doch Viele, die das Nichtſein eben ſo fürchten wie die Unterwelt, den Orkus. Laſſe dich weder durch wirkliche, noch durch ſcheinbare Uebel ſchrecken, ſondern folg' dem Ruf deines Geſchickes, wohin es dich immer führen mag.

Kameraden, ſprach Leonidas (im Thermopylen-Paß) zu ſeinen 300 Spartanern: „Verzehret euer Mittagsbrod, als ſolltet Ihr euer Abendbrod in der Unterwelt eſſen!“ Ein römiſcher Feldherr, der ſein Heer einer überlegenen Macht entgegenführte, ſprach: „Soldaten, jetzt heißt es dorthin gehen, von wo man nicht mehr zurückzukehren braucht.“ Seht Ihr, wie einfach, wie gebieteriſch die Tugend iſt? Wen können Tyranen (über Himmel und Hölle) ſtärker machen, als jene einfachen Worte der Todesverachtung?

Nicht nur 300 Spartaner, alle Sterbliche ſollen von Todesfurcht befreit werden.

Seneca's Worten fügt der Ueberſetzer hinzu:

„Lernet entbehren und lernet ſterben, wollt Ihr herrſchen über Leben und über Tod!“

Für die Fackel.

Parodie

auf eine am 8. März 1867 in Philadelphia in einer Kirche verſammelten Convention.

Von S. Ludvigh.

Wir ſind, in der That, ein großes Volk. Nachdem die große Kanone vier Millionen Sklaven frei gemacht, haben wir bereits ſchon begonnen, das entſetzliche Wort auszuſprechen: „daß der Neger Menſch ſei und demnach mit

dem weißen Manne, als Bürger, gleiche Rechte haben müſſe. Auch hat man es, Andrea Sapiente non obſtante, auf eine ſolche bewunderswürdige Höhe der Staatsweisheit gebracht, daß man nicht nur als Folge des Sieges über die Rebellion berechtigt, ſondern auch aus Rückſicht der Freiheit und Aufrechterhaltung der Union verpflichtet iſt: die Rebellen, da man ſie eben nicht alle hängen kann und auch nicht hängen ſoll, politiſch todt zu machen und ſo lange unter der Zuchtruthe der Nothwendigkeit zu halten, bis ſie es gelernt haben werden, ihr begangenes Verbrechen einzuſehen und Jene, die ſie ihrer verkehrten Erziehung und eſelhaften Duldung der freien Staaten nach als Sklaven behandelt hatten, auf der Bahn des raſtloſen Fortſchrittes als ihres Gleichen für gleichberechtigte Menſchen zu halten.

Wie ſind aber auch, in der That, ein heiliges, ein chriſtliches Volk; denn Jeſus iſt ja unſer Meiſter; denn er war ja Chriſt, und dieſer Chriſt Jeſus iſt ja unſer Gott, unſer dreieiniger Gott, der uns mit Athem, mit Speis und Trank, mit Kleidern aus Fellen, aus Tuch und Seide, mit Höhlen, Hütten und Paläſten, mit dienſtbaren Thieren, zur Arbeit, mit fetten Erndten und mit Mißerndten, mit zinnbaren Strömen und verheerenden Ueberſchwemmungen, mit wohlthätigem Feuer und vulkaniſchen Eruptionen, mit Geſundheit und mit Krankheit, mit Katzen und mit Hyänen, mit Nachtigallen und mit Raben, mit delikaten Auſtern und mit Flöhen, Läuſen, Wanzen, Krieg, Peſtilenz und Hungersnoth und — ſogar mit der Freiheit ausnahmsweiſe durch ſeine Gerechtigkeit und überſchwengliche Liebe geſegnet hat, Ergo — laſſet uns jetzt zur Zeit des Friedens danken für den errungenen Sieg und ihn dazu benutzen, das Chriſtenthum zu vollen Ehren zu bringen, und die Conſtitution dahin zu verbeſſern, daß der liebe Gott, der ſie uns gegeben hat, von Seiten der irrgläubigen Juden und gottloſen Infidels keinen Schaden leide, oder endlich gänzlich ſeine Macht im Himmel und auf Erden verliere — ſo ſprach der heilige Clerus und verſammelte ſich durch ſeine Abgeordneten in einer Convention zu Philadelphia, der großen Stadt der Bruderliebe, der Zuchthäuſer, der Kerker, der Proſtitutionshäuſer und der Kirchen, und brachte, durch den heiligen Geiſt beſchattet, ein Memorial an den Congreß zur Welt, das folgendermaßen lautet:

Wir Bürger der Ver. Staaten bitten achtungsvoll Ihren erleuchteten Geiſt im großen Körper eines freien Volkes, Maßregeln zu ergreifen, um die Conſtitution der Ver. Staaten abzuändern, daß ſie weſentlich laute, wie folgt:

Wir, Bürger der in spe recht bald Ver. Staaten (Wir, heilige Diener Gottes, durch deren Gebete alle guten Gaben von Oben herab kommen, Wir erkennen demüthigſt in Gott, dem Allmächtigen, die Quelle aller Autorität, in Jeſu Chriſto den Regenten der Völker und in ſeinem geoffenbarten Willen die höchſte Autorität, um eine chriſtl. Regierung zu gründen und eine vollkommene Union zu etabliren, Wir ordiniren und etabliren dieſe Conſtitution und beſchließen:

1. Beſchloſſen, daß es ein im „Wort Gottes" gelehrtes und durch die Lehren der Natur und Vernunft beſtätigtes Prinzip iſt, daß die Staatsregierung eine Ordinanz Gottes iſt, als des Regenten des Univerſums und daß Jene, die als Beamtete öffentliche Stellen bekleiden, Diener Gottes ſind.

   Zugegeben. Ich inducire: Die fürchterliche Theokratie Moſis wird im „Wort Gottes gelehrt und iſt eine Ordinanz Gottes: wer dieſer Regierung ſich widerſetzt, oder eine andere einführt, ſündigt gegen Gott und iſt ein Diener des Teufels.

   Die Türken haben eine Staatsregierung; Regierungen ſind von Gott, dem Regenten des Univerſums: alſo ſind die Beamten des Sultans, ſeine Effendis, Muftis und Henkersknechte Diener Gottes.

   Im „Wort Gottes" (das heißt, in der Bibel) wird Nichts von Volksſouverainetät, von Republik und Union gelehrt, alſo ſind ihre Beamteten Diener des Teufels und ihre Prieſter und Prediger reif für die Hölle.

2. Beſchloſſen, daß die Autorität Jehovas als die Urquelle aller Civil-Autorität betrachtet und folglich der Regierung als ſolcher, und Jenen, die berufen ſind ſie zu verwalten, die höchſten Verbindlichkeiten auferlegt werden müſſen.

   Zugegeben. Die Regierung des ruſſiſchen Kaiſers iſt der Willensausdruck Gottes, der da iſt die Urquelle aller Civil-Autorität: alſo ſind die Verbannungen nach Sibirien wegen politiſcher Verbrechen höchſte Verbindlichkeit des Czars und ſeiner Trabanten.

3. Es obliegt dem „großen Gründer" der bürgerlichen Geſellſchaft zu ſagen, wie und durch welche Mittel er dem Menſchen ſeinen Willen kund geben ſoll, betreff der Prinzipien, die ihn als Glied der bürgerlichen Geſellſchaft controlliren ſollen. Die einzige Frage iſt: hat uns der höchſte Regent in dieſer Beziehung ein Zeichen ſeines Willens gegeben? Dieſer ſein Willensausdruck, ob an das Fundament der Schöpfung geſchrieben, oder in die phyſiſche, intellectuelle, morale oder ſociale Conſtitution des Menſchen oder durch das „inſpirirte Wort" mitgetheilt, hat und muß nothwendigerweiſe Geſetzeskraft haben.

   Dummheit. Ich folgere: „Der große Gründer der Welt, der Schöpfer der Menſchenfreſſer und afrikaniſchen Wilden, hat ſich ihnen noch nicht offenbart, auf welche Weiſe ſie ſich zu einer bürgerlichen Geſellſchaft organiſiren und ihre Prinzi-

Digitized by Google

pien als Glieder derſelben conteolliren ſollen; alſo muß ſein Willensausdruck dee Menſchenfreſſerei, dee Todtſchlägerei und Sklaverei Geſetzeskraft haben.

4. Aus der unſtreitbaren Correctheit dieſer Prinzipien folgt, daß ein Volk, wie das durch eine geſchriebene Reoelation begünſtigte amerikaniſche Volk, duech die höchſte Pflicht gebunden iſt, mit tiefer Verehrung und Ergebenheit alle Andeutungen entgegenzunehmen, welche der unendliche Gründer dieſee Offenbarung zu machen ſo gnädig war, in Betreff des wichtigen Verhältniſſes zwiſchen Ihm und den Gründern des Staates.

Falſch geſchloſſen; denn es wäre nach dieſer Logik eben ſo logiſch richtig, zu ſagen:

Der große Gründer der britiſchen Regierung hat ihr ſeinen Willen erklärt, wie die Bürger des Staates, als ſolche, ihre Prinzipien conteolliren ſollen; die nordamerikaniſchen Colonien waren ein durch den Willen Gottes legaliſirter Theil des britiſchen Reiches — die Colonien, mit Washington an dee Spitze abee haben ſich gegen ihre durch Gott ordinirte Regierung mit Waffengewalt widerſetzt: alſo haben ſie ſich gegen den Willen Gottes empört und als Rebellen gegen ihre rechtmäßige Regierung gebrandmarkt.

Oder: Gott hat dem amerikaniſchen Volk im Jahre 1776 eine Conſtitution gegeben, durch welche die Sklaverei kraft usus und Staatsſouverainetät erlaubt und geſchützt war; Lincoln's Proklamation, durch militäriſche Nothwendigkeit abgedrungen, hat die Sklaverei aufgehoben, indeß Jeff. Davis ſie auf Leben und Tod zu verewigen ſuchte: alſo wae Lincoln ein Rebell gegen die Staatsſouverainetät und Jefferſon Davis ein Held nach dem Willen Gottes und ſeinee geſchriebenen Revelation.

5. In ſeiner Revelation hat der Gründer der bürgeelichen Geſellſchaft es uns deutlich bekannt gemacht, daß er Einen zum Gouveeneur unter den Nationen, zum König der Könige auf Erden und zum Oberhaupte Allee Dinge geſetzt habe; daher es die gebieteriſche Pflicht Aller iſt, denen dies bekannt gemacht wurde, ihn in ſeinem Chaeakter und in ſeinee Stellung anzuerkennen. Und da er uns in ſeinem geſchriebenen Waet mit der Thatſache bekannt gemacht hat, daß dieſer Charakter, dieſe ſeine Stellung dem Herrn Jeſus Chriſtus zukomme, ſo ſind wir ihm auch unbedingt ſolche Anerkennung ſchuldig.

O, Ihe reißenden Wölfe in Schaafskleidern, o, ihr Ignoranten und Heuchler!

6. In einem Gouvernement, das eine geſchriebene Conſtitution beſitzt, iſt der gehörige Platz, wo wir ſolche Anerkennung der Exiſtenz und der Autorität Gottes, die Verpflichtungen ſeines Geſetzes und die oberſte Delegation der Herrſchaft Jeſu Chriſti zu ſuchen haben, in dem officiellen Document, das der Regierung organiſche Exiſtenz giebt, und dieſes Document iſt die Conſtitution. Es iſt daher unſere ſolemne Ueberzeugung, daß eine Weigerung, dieſe Prinzipien in der Conſtitution einzuverleiben, uns dem gerechten Mißfallen Gottes ausſetzen müßte.

„Ein ſcheußlicher, ein veeächtlicher Gott müßte Jener ſein, ſage ich, dee Jenen ſich geneigt zeigte, die auf den Trümmern der Menſchenrechte das Panier von Chriſten-, Juden-, Heiden- oder Atheiſten-Rechten aufpflanzen, u. Jenen wohlgefällig ſein könnte, die den Menſchen nach dem Glauben an abſurde Fabeln und verjährte Irrthümer beurtheilen und daenach handeln; nicht nach dem Maaßſtabe menſchlicher und bürgerlicher Pflichten und Tugenden."

7. Beſchloſſen, daß die Convention es höchſt ſchmerzlich beklagt, daß in der Eidesform bei Inaugurirung des Präſidenten der Ver. Staaten dee Name Gottes nicht erwähnt wird und beantragt ernſtlich, daß dieſe Hinweglaſſung ausgefüllt werde.

Bravi, Reverendi et Reverendissimi! Da eueer Meiſters, Jeſu Chriſti, Gebot: „Dein Wort ſei Ja, Ja, Nein, Nein, was darüber iſt, das iſt von der Sünde," trotz aller eurer Kanzel-Salbadeeeien, Beichten und Communionen, trotz allen Geſchwätzes von Liebe und Moeal nicht hinreicht, „dem Chriſten auf ſein Ehrenwort zu glauben und eine Eidesform erheiſcht, ſo ſchlage ich vor, daß in dee Conſtitution nicht nur der Name Gottes erwähnt, ſondern auch der Teufel mit Hörnern und Bocksfüßen bei brennenden Kerzen in effigie neben dem gekreuzigten Gott, dem Sohne, und dem Präſidenten aufgeſtellt weede, um Se. chriſtliche Excellenz deſto mehr von Verletzung der Conſtitution abzuhalten.

8. Da das Gouvernement „Gottes Ordinanz" iſt, nicht blos zum Beſten des Volkes, ſondern auch zum Ruhme Gottes und zur Etablirung ſeiner Autorität, in dieſer Welt, ſo ſollte die Regierung blos durch Jene veewaltet werden, die Feeunde Gottes und treue Unteethanen ſeiner Gebote ſind. Daher es dee Sache Gottes und den beſten Intereſſen dee Menſchheit zuwider iſt, wenn Chriſten (Christian men) die Zügel der Regierung gottloſen, profanen, corrupten und unmäßigen Menſchen, den bekannten Feinden des (oberſten) Regenten, deſſen Autorität ſie vollziehen, anvertrauen.

Digitized by Google

Ein ſchlechter Regent „übereinarmes Volk“ gleicht einem brüllenden Löwen und einem herumirrenden Bären.

Ja, Reverendi, das Gleichniß ſteht feſt und iſt ſo wahr wie meine Behauptung, daß Ihr „gelehrte“ Eſel ſeid, die von Logik, Menſchenrechten und Demokratie ſo wenig verſtehen, wie der Cannibale von eures Gottes Regierungsordinanzen und ſollte etwa Einer oder der Andre von Euch, Ihr Heuchler und Pharisäer, kein gelehrter Eſel, ſondern wirklich ein gelehrter Mann ſein, dem das Intereſſe ſeines nichtswürdigen Handwerks höher ſteht als Prinzipientreue und Menſchenrecht, ſo iſt derſelbe nicht weniger gefährlich, als ein hungriger Bär oder ein corrupter u. beſoffener Präſident, gleichviel ob dieſer Chriſt, Jude oder Atheiſt ſei.

Endlich, Ihr Ehrwürdigen Herren, ſage ich Euch: ein Menſch, der den Werth des Menſchen von der Geburt, von der Farbe, von Geld und Beſitz, vom Glauben an Götter, an Gott, an Jeſus, an Mahomed, oder an gar keinen Gott und ſonſtigen Autoritäts-Popanz abhängig macht, wenn auch gerade kein Eſel, oder Roß Gottes, doch ganz gewiß ein ſehr dummer, oder ſchlechter Menſch ſein muß! Medium non datur.

Da ſich endlich die Extreme berühren, mache ich den Vorſchlag:

1. Gott auf Erden abzuſchaffen, um endlich die Völker von ſeinen Vermittlern, den Pfaffen, zu befreien.
2. Daß man das Amt des Präſidenten, den König im Frack abſchaffe, die Wahl eines Vorſitzers dem Senate überlaſſend; wodurch die Corruption bei Präſidentenwahlen und Aemterverleihungen namhaft vermindert und die Volksſouverainetät bedeutend an Werth und Anſehen gewinnen würde.

Ihr habt geſprochen; ſo auch ich u. ſomit Punktum.

Für die Fackel.

Streifzüge.

Von Samuel Ludvigh.

Februar, 1867.

Der Schnee zerrinnt, der Lenz beginnt.

Nach einem ſehr kalten Januar hatten wir im Februar ſchon einige (höhnende) warme Frühlingstage und auch ich fühle wieder wärmer im Innern, da Huſten und Aſthma mich verließen. Ein Karbunkel auf dem linken Knie, der 12 Tage lang an's Zimmer feſſelte, ſcheint ſämmtliche Krankheitsſtoffe im Körper abgeleitet zu haben. 12 Tage lang im Zimmer! Solches Loos iſt mir ſeit mehr als 30 Jahren nicht geworden. Hätte nicht gedacht, daß ich mich, bei ſo wenig Bewegung in einem engen Raume, ſo wohl fühlen könne. Doch war ich ja im Kreis der Familie, hatte an Confort und Lebensgenuß Alles, was man wünſchen kann, las u. ſchrieb con amore und an ſolche Feſſel würde ſich der alte Wanderer wohl ſehr bald gewöhnen, wenn es ihm vergönnt ſein ſollte, auf Lorbeeren zu ruhen. Der Karbunkel hatte auch das Gute in ſeinem „blutigen“ Gefolg, daß ich, länger als ich vor hatte zu Hauſe bleiben mußte und ſo das Vergnügen mir zu Theil ward, am 18. Februar mit den Meinigen meinen 66. Geburtstag zu feiern. Das Glück und Glücklichſein manifeſtirt ſich dem Menſchen auf vielfältige Weiſe, je nach ſeinem Alter, ſeiner Bildungsſtufe, ſeinem Temperamente und ſeiner Denkweiſe. Für mich iſt Liebe und häusliches Glück, das beſeligendſte, das reinſte. Wonach ich mich in Europa vergebens geſehnt, das habe ich in des Lebens Spätſommer in Amerika erreicht und im Winter iſt es jetzt ſo ruhig im Innern, als hätten da nie Stürme der Leidenſchaft getobt, als hätte der Wurm der Sehnſucht nie am jungen Herzen genagt. „Gott hat uns dieſe Muße bereitet“, ließ Virgil ſeinen Tytirus, den glücklichen Schäfer, im Schatten der Eiche ſprechen. Was mag wohl mir dieſe Muße im Alter bereitet haben, wo alle Illuſionen verſchwunden, wo kein jugendlicher Glaube an Gott und jenſeitiges Wiederſehen beſeelt, wo die ganze Welt in trockener Form der Proſa erſcheint, wo man im offenen Kampf gegen die Exiſtenz eines Gottes von keinem Gott Belohnung zu erwarten berechtigt iſt? Was Anderes wohl, als: „Beharrlichkeit im Kampfe gegen des Schickſals Schläge, identiſche Aſſimilirung mit der Natur und ihren unabänderlichen Geſetzen, ſtetes Handeln nach den Dictaten einer innern Stimme u. das Bewußtſein treu erfüllter Pflicht.“ Wem dieſe Stützen im Alter fehlen, glaubt es mir, der kann, auch wenn er an Gott und Unſterblichkeit glaubt, in dieſem Leben unmöglich ruhig, unmöglich glücklich ſein. Die Natur iſt gerecht; ſie bedarf keines Gottes: ſie ſchafft und zerſtört und richtet ſelbſt auf dem Richterſtuhle der ewigen Weltenharmonie. Wir ſind molekulähnliche Theile von ihr, der Heiligen; unzertrennbar an die Macht ihrer Geſetze gebunden und je mehr wir dieſe verletzen, deſto mehr haben wir für Unvernunft oder Frevel zu büßen.

Am 14. Februar ſchied ich heiter von Weib und Kindern, nahm um 7 Uhr Abends Platz im Waggon, um nach Indianapolis zu fahren. Apotheker Tilly kam an meine Seite zu ſitzen, der in Folge einer Depeſche, daß ſein 80jähriger Vater, Dr. Tilly, am Sterben ſei, ebenfalls nach Indianapolis fuhr. Nur ſehr Wenige von den Millionen und Millionen Menſchen erreichen ein ſo hohes Alter. Ach, wie Viele rafft der Tod hinweg in der Blüthe des Lebens und es wäre Thorheit mit ihm deßhalb zu rechten. Auch an un-

Digitized by Google

ſerem Zug klopfte der Unerbittliche um Mitternacht, zum Schrecken der aus dem Schlummer geweckten Paſſagiere; doch es blieb beim Schrecken. Die Locomotive lief aus den Schienen, ſtreckte ſich ſchnaubend nnd funkenſprühend auf ein Kornfeld hin und riß „with vehemence" den Tender nach ſich. Der Führer der Locomotive kroch unbeſchädigt aus dem Rachen des Ungeheuers hervor; wir aber ſtanden da, wenn auch eben nicht im Trockenen, doch im Sicheren, bis 6 Uhr des Morgens, als die abgeſandten Boten 6 Meilen weit von Indianapolis mit einer Locomotive herangefahren kamen.

„Ein Augenblick kann Alles umgeſtalten." Wenn man in Amerika 20 Jahre lang auf Eiſenbahnen und auf Dampfböten reiſ'te und mit heiler Haut davon kam, ſo kann man ſich wohl zu den Auserwählten der blinden Göttin des Glückes zählen und hoffen, in einem hohen Alter im Bett zu ſterben. „Wie eine Lampe, wenn der letzte Tropfen Oehl verzehrt, erlöſchen; aufhören zu athmen; ſo wie nach zerriſſener Saite die letzte Toneswoge in der Unendlichkeit des Alls verſchwindet — das mag wohl die erwünſchteſte Art des Todes ſein."

Es war 5 Uhr des Morgens als wir am großen Depot zu Indianapolis ankamen! Ich lavirte bei einem Auſterngerücht bis 7 Uhr, aß gute Bratwürſte zum Frühſtück im Lafayette-Haus des alten Hoppe und begab mich bei trübem Himmel und auf kothigen Wegen, noch ehe ich die „Union Hall" in der Stadt bezog, an's große Werk der Collection.

Welcher Contraſt im Geſchäftsleben während des Krieges und jetzt im Frieden! Der Strom hat eben ſeinen regelmäßigen Lauf wieder begonnen und indeß jetzt nach zerſchmolznem Schnee und Regen die Flüſſe angeſchwollen ihre Ufer überfluthen, ebbt es bedeutend in den Straßen der Städte. Man hört wieder häufig das alte Lied vom Pfannenſchmied, das Lied von „ſchlechten Zeiten." Die höchſte Schlechtigkeit kulminirt wohl in einem Staate, wenn die Menſchen im Kriege ſich in Maſſe morden, u. es iſt demnach ein ſichtbares Zeichen einer verkehrten Civiliſation, wenn während des Krieges die Geſchäfte blühen u. im Frieden darniederliegen. Einzelne ſind während unſeres chriſtl. Brudermordes en gros reich geworden, Tauſende ſind verarmt. Daß ſolche Zuſtände unvernünftig ſind, iſt ſelbſtverſtändlich und ſo lange die Menſchen unvernünftig bleiben, getrieben durch Inſtinkt und Leidenſchaft, können auch die ſtaatlichen Zuſtände nicht beſſer werden. Es ſehe denn Jeder, wie er es treibe. Wer zur Zeit der guten Geſchäfte ſeine Schulden bezahlt und ſpart, der wird den Druck der ſchlechten Geſchäfte weniger fühlen, als der Thor, der da glaubt, Verſchwendung ſei ein Verdienſt. Verſchwendung führt zu Armuth u. der Geizhals darbt in der Fülle des Reichthums: Beide Extreme ſind zu vermeiden; was aber eine Unmöglichkeit iſt für Verſchwender, die den Werth des Geldes als Mittel verkennen, und für Geizhälſe, bei denen das Geld Zweck iſt.

Wäre ich um einen Tag früher in Indianapolis angekommen, hätte ich das Vergnügen haben können, einem Maskenballe beizuwohnen und unter Narren Narr zu ſein. Ach, es giebt eine Narrheit im flüchtigen Leben des Menſchen, die reich an Poeſie hoch über Poeſie der Vernunft ſteht und eine geiſtreiche Maske mit der Schellenkappe iſt, gewiß, eine weit intereſſantere Erſcheinung als ein geiſtloſer Menſch mit Reverenda, Doctorhut und Allonge-Perücke. Das Fadeſte jedoch des Faden, das Ekligſte des Ekligen, das Lächerlichſte des Lächerlichen iſt eine ſtupide Maſke, deren perſönliche Rohheit ein ritterliches Coſtüm deckt und die aus Dummheit zum Ernſt des Schweigens verdammt iſt; eine karrikirte Auſter in Menſchengeſtalt.

Der Unterſchied zwiſchen Menſch und Menſch iſt eben ſo groß, eben ſo weſentlich als der Unterſchied zwiſchen Gedicht und Gedicht oder zwiſchen Gemälde u. Gemälde. Mögen alle Menſchen gleichberechtigt ſein auf Leben, Freiheit und Glück; ſo giebt es doch in der geiſtigen und moraliſchen Weſenheit derſelben einen Rang, den nur ein unwiſſender und fanatiſcher Nivelliſt hinweg zu demonſtriren geſonnen ſein kann; ſo, wie der triviale Reimſchmied, ohne die Weihe des Genius, noch lange kein Dichter u. der Farbenkleckſer noch lange kein Maler iſt. Zu dieſem Ideengange führte mich der Bilderladen der Herren H. Lieber und Comp., wohin mich ein genialer Freund des Schönen, Herr Johann Müller, gebracht hat, um da einige Gemälde in Augenſchein zu nehmen. Er poſtirte mich vor Nr. 1, ſein Lieblingsſtück: „Das Mädchen im Walde." Von Ph. Schmitz. Was halten Sie davon? Ein ſchönes Bild; habe die hübſchen Mädchen ſehr lieb — würde jedoch dieſen herrlichen Wald lieber ſehen ohne das faltenreich gekleidete, niedliche Mädchen — welche Idee hat wohl den Künſtler bewogen, das Stadtmädchen einſam in den Wald zu verſetzen? Soll ſie da Blumen pflücken, Erdbeeren ſammeln, oder den Liebhaber erwarten? Ich würde das blühende Mädchen, außerhalb dem Walde iſolirt gemalt, ſehr ſchön finden; aber in dieſem Wald mit ſeinen prachtvollen Bäumen; ſeiner meiſterhaften Perſpektive verliert ſie bedeutend an Reiz vor meinen beſchauenden Blicken. Nun wenden wir uns zu Nr. 2. „Buchenwald." Von F. Ebel. Ein Kunſtwerk, das an Zeichnung, an Colorit, Perſpektive des Hintergrundes mit dem blauen Himmel wohl eben ſo wenig übertroffen werden kann als Nr. 3: „Dortrecht, an der holländiſchen Küſte". Von Felix Kreutzer. (Ein Nachtſtück.) Herr Lieber kaufte dieſe Gemälde in Düſſeldorf und brachte ſie nach Amerika. Daß dieſe Kunſtwerke länger als einige Monate in einer ſo großen Stadt wie Indianapolis auf einen Käufer warten müſſen, zeigt, daß der Kunſtſinn im allgemeinen noch wenig entwickelt; am allerwenigſten bei unſeren Geld- und Shuddy-Ariſtokraten, bei denen koſtbare Meubles, ein oder zwei Pianos von Steinway oder Gebrüder Decker nicht fehlen dürfen, wenn auch darauf blos geſtümpert, oder gar

Digitized by Google

nicht geſpielt wird; noch ein elegantee Bücherſchrank, wenn auch die Büchee Niemand lieſt; noch Bilder an der reich vergoldeten Tapetenwand, Bilder von dee miſerabelſten Sorte des Steindruckes oder der Oehlkleckſerei, ohne Symeterie hingehangen, als ſprechende Repräſentanten der geiſt- und geſchmackloſen Eigenthümer des modernen Palaſtes. Der Styl, ſagt man, iſt der Menſch. Wahr. Uebrigens habe ich ſchon ſehr intereſſante, ſogar geiſtreiche Menſchen, beſonders Frauen, getroffen, die ſehe wenig geſchult gar keinen Styl hatten. Auch heißt es: Das Kleid macht den Mann. Dies iſt nun geradezu eine Abſurdität. Der Schneider macht das Kleid und das ſchöne kunſtgerecht gemachte Kleid zeugt von der Geſchicklichkeit des Schneiders; aber ein Eſel in der Löwenhaut, bleibt ewig ein Eſel und eine weibliche Gans kann weder durch Seide noch durch Sammt, oder Waſſerfall und Diamanten-Glanz zur Dame gemacht werden. Uebrigens iſt es die Wohnung des Menſchen mehr als irgend ſonſt ein äußeres Zeichen, aus welcher man ziemlich genau auf deſſen Geiſt und Geſchmack ſchließen kann. Ich würde daher unſern ignoranten Geldbrotzen den Rath ertheilen, ihre Wahnungen durch „arme Teufel von Geſchmack und Bildung" arrangiren zu laſſen, um die langen Ohren in der Löwenhaut zu verbergen. He is rich — er iſt reich — ſpricht oft der ſtupide Bewunderer mit einer gewiſſen Veneration; als könne Reichthum dem Menſchen einen inneren Werth verleihen! He is honest, he is intelligent, he is liberal — ee iſt ehrlich, er iſt veenünftig, er iſt freiſinnig, — dieſe Epithete hört man im Leben höchſt ſelten mit Emphaſe betont und „des Volkes Stimme iſt Gottes Stimme" hat nur in ſo ferne einen wahren Sinn, als dieſee Gott, das Urbild des Bibelgottes iſt, dieſes Idos der Dummheit, der Corruption und der Grauſamkeit.

Von Indianapolis nach Lafayette gefahren. Als ich vor circa einem Jahr nach langer Pauſe wieder nach dieſer Stadt kam, wurde die Fackel gleichſam mit Sturm genommen. Mit der Apathie des Geſchäftslebens hat ſich dieſes Mal auch eine Apathie des Geiſtes eingeſtellt und es verweigerten Einige die Zahlung, trotz deſſen, daß ſie bereits ein Heft des laufenden Jahrganges erhalten und behalten hatten! — eine Ausnahme, welcher ich höchſt ſelten, am wenigſten von Seiten gebildetee und radikal ſein wollender Leſer begegne. Uebrigens macht eine Schwalbe keinen Sommee und ich habe trotz alledem, Urſache mit den Deutſchen von Lafayette in Hinſicht geiſtiger Veewandtſchaft zufrieden zu ſein. Ich habe hier einen Sonntag zugebeacht, meiſt im Dell Haus am Schreibtiſch und ein ½ſtündchen im großen Bierſalon des Capt. Welſchbillig, wo mir das Vergnügen ward, unlee den Gäſten auch den (deutſchen) Mayor Herrn Ulrich zu treffen. Bei einem ⅔tel der deutſchen Bevölkeeung läßt es ſich wohl erwaeten, daß das Sonntagsgeſetz blos ein todter Buchſtabe iſt. Warum? Weil bei Wahlen die Deutſchen großen Einfluß beſitzen.

„Menſchen denken, Umſtände lenken."

Ich wollte von Lafayette nach Logansport und retour via Terrehaut nach St. Louis reiſen. Da nun die Fluth zwei Brücken weggeſchwemmt hat, beſchloß ich, nach Chicago, und nach ſolchen Plätzen in Indiana zu gehen, welche nicht für dieſe Taur beſtimmt waren.

Auch dieſer Beſchluß iſt ohne Ausführung geblieben. Es hieß, daß der Zug um 4 Uhr des Morgens abgehe; ich ſtellte mich denn pünktlich am Depot ein, erfuhr aber alsbald, daß Montag Morgens kein Zug abgehe. Da um ein Viertel nach 7 Uhr ein Zug nach Terrehaut ging, ſo wankte ich, des läſtigen Lavierens wegen, nicht lange und ging weſtlich, den öſtlichen Theil des Staates auf die nächſte Tour verſchiebend.

Terrehaut hat ein gutes deutſches Haus, das Cincinnati-Haus.

Die Lenzſonne hat nicht lange geſchienen; es iſt hier wieder kalt wie im Winter. Clima, Menſchen und Geſchäfte wechſeln nirgends ſo plötzlich und ſo oft wie in den Vereinigten Staaten.

Teerehaut hat ſich in jüngſter Zeit wenig verändert und ſind auch hier die Geſchäfte flau, ſo iſt es doch nicht ſo ſchlimm wie in ihren Nachbarſtädten Lafayette und Indianapolis. Die Turner haben kürzlich ihr altes Slandquartier verlaſſen und bezogen einen geräumigen Saal bei Imbery, wo an Sonntagen gemüthliche Kränzchen ſtattfinden, bei „Geſang, Deklamation und Becherklang." Thalia's Tempel iſt geſchloſſen und ihre beſten Söhne fungiren in Eſtrella's unterirdiſchem Gewölbe als Koch und Kellner.

Via Mattoon nach Decatur gefahren. Der alte Wachtler mit ſeiner hübſchen jungen Frau hält zu Mattoon ein gutes deutſches Haus und Hähnle hat ſeit Kuezem eine Beauerei eröffnet. So ſchreitet die Civiliſation raſch voran trotz Wüſtenei und Prärienſchlamm. Wer in ſolchen Gegenden nicht verflacht, muß ein ſeltener Menſch ſein; übrigens wird ein genialer Menſch auf ſolchem Terain aus freier Wahl nie ſeinen Wohnſitz aufſchlagen, wo nichts als leerer Vordeegrund ein ewiges Gähnen von Langeweile und Fadheit repräſentirt.

Wenn hier die Leute viel trinken und viel fluchen, iſt es gar nicht zu wundern; denn alles Erhabene, alles Schöne iſt da verbannt.

Zu Decatur hatten vier Pferde große Mühe den Omnibus durch den tiefen halbgefrornen Koth nach dem Revere House zu ſchleppen. Ein warmes Zimmer wae da, nach einer Nacht im Depot zu Tolono, ſehr willkommen. Das Städtchen hat ſich ſeit einem Jahr durch mehre neue Häuſer bedeutend verſchönert. Seelbach hält hier ein gutes Hotel und Rübſamen hat vor Kurzem einen großen Bierſalon eröffnet. Die Bewohner der Stadt ſchmeichelten ſich mit der Hoffnung, daß man das Capitol des Staates Illinois von Springfield nach Decatue verlegen werde, für welchen Zweck man eine Million Dollars geboten hat; doch eine in der Le-

gislatur ſtaſſirte Bill hat ſich für den Bau eines neuen Staathauſes zu Springfield entſchieden und ſo jene Hoffnung halb vereitelt. Ich ſage halb; denn es ſind ökonomiſche Gründe da, welche den Gouverneur zu ſeinem Veto berechtigen und einen zweiten nüchternen Gedanken der Legislatur erheiſchen. Nun, das iſt ja das Palladium der freien Concurrenz, über welche hinaus der freieſte Staatskünſtler ſich de faco nicht erheben kann: „Was Einem nützt, das ſchadet dem Andern." Dieſen Schaden auf das Minimum zu reduciren, Armuth, Rohheit, Krieg und Laſter, wenn nicht ganz unmöglich machen, doch ſo ſelten wie nur möglich aufkommen zu laſſen, ſelbſt das iſt ſchon eine höchſt ſchwierige Aufgabe, die nur nach Jahrtauſenden gelöſt werden kann. Alſo Springfield oder Decatur? Das iſt jetzt die große Frage. Actie oder keine Actie zu Decatur? Echo: keine.

Springfield hat ſich während des Krieges bedeutend gehoben. Die breiten Straßen durchziehen bereits Eiſenſchienen von zwei Compagnien. Rudolph's Opernhaus ſteht vollendet da und Miß Emilie Melville, die jugendliche Künſtlerin im Fach der Komoedie, macht eben furore. Ein großes Ver. Staaten Poſtgebäude im Bau wird bald eine neue Zierde der Stadt ſein; dann folgt das neue Capitol, u. die Ausführung Lincoln's Monument, ſagte man mir, iſt bereits in München deutſcher Künſtlerhand übergeben. „Das deutſche Element iſt hier in allen Geſchäftszweigen repräſentirt; zerfallen in allerlei Secten und getheilt in zwei Parteien, wo es freilich in keiner an einfältigen Kaffern fehlt, die ſtimmen, und an smarten Klaffern, die für ſich ſtimmen laſſen. Zwei deutſche Zeitungen ſchreiben pro bono Reipublicae. Lohman für das demokratiſche, Col Lieb und Dr. Heckelmann für das radikale Wohl.

So lange es in Parteiſachen nicht zu Argumenten ad hominem kömmt und Parteiwuth nicht in das Privatwohl der Bürger eingreift, oder ſogar zum letzten Argumente der Kanonen führt, iſt Oppoſition die Seele des Staatslebens und die Pflegerin der Freiheit. Im entgegengeſetzten Falle wird die freie Preſſe zum Fluch des allgemeinen Wohles, zur Dienerin der Corruption, zum Zerſtörungswerkzeuge der Freiheit. Will man unſerer Preſſe im Allgemeinen Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, ſo muß man als ruhiger Spectator, leider, geſtehen, daß ſie keinen Standpunkt der Humantiät und Tugend einnimmt, ſondern der gemeinſten Selbſtſucht verfallen am Marke des Volkes nagt und ſaugt, wie hungrige junge Wölfe an den Zitzen der Mutter.

Unter den Plakaten fiel mir auch eines der „Marie von Elsner, the young and wonderful cantatrice, in die Augen und ſiehe da, kaum hatte ich das engliſche Plakat geleſen, präſentirte mir auf der Straße Herr v. Elsner ein Programm nebſt Karte für den Abend. Für eine junge Wundervolle hätte ich das Opernhaus erwartet; doch nachdem ich mich in einem deutſchen Salon, in Hrn. Iver's Harmonie-Halle, überzeugt hatte, daß die kleine Marie wirklich ein Genie, das zur Künſtlerin erſten Ranges herangebildet werden kann, ſo erlaube ich mir, Hrn. Elsner den beſcheidenen Rath zu ertheilen, ſein Töchterchen vorerſt phyſiſch zu entwickeln, ſie, wenn möglich, in Deutſchland ausbilden zu laſſen und überhaupt ſie von jedem Auftreten in untergeordneten und exkluſiv-deutſchen Lokalen zurückzuhalten, um den Zweck nicht zu verfehlen, den ſpäter Vater und Tochter zu erreichen berechtigt ſind.

Ich habe, eines Sonntags, abermal einem (Sacred) Concert der kleinen Künſtlerin beigewohnt, unterſtützt von Prof. Marr, Hrn. Elsner und dem Opernhaus-Orcheſter. Das Haus war gut beſetzt u. zwar von einem ſehr anſtändigen, ausſchließlich deutſchen Publikum, wo man weder durch Tabakrauch noch rohes Benehmen im Genuſſe des Concertes geſtört, oder verſcheucht wurde. Die Ruhe, nach einer holprigen Fahrt mit Hrn. Goldarbeiter Sommer nach ſeiner Wohnung, drei Meilen vor der Stadt, und en passant nach Ackermann's und Rudolph's Brauereien, that mir am warmen Ofen des Saales ſehr wohl. Die Leiſtungen der kleinen Marie als Sängerin, die ihres Vaters auf der Violine und das kräftige Zuſammenwirken des Orcheſters, waren, in der That, ſo ausgezeichnet, daß ich ſtets mit Vergnügen jenes genußreichen Abends gedenken werde. Das Programm war ein mit ſehr gutem Geſchmack gewähltes. Meinem Geſchmack entſprachen ganz beſonders: Casta Diva u. der Echogeſang, von Marie geſungen; ein oberöſterreichiſcher Ländler, vom Orcheſter, und eine Melodie von De.Beriot, von Marx und Elsner vorgetragen. Herr Marx iſt ein ſehr gewandter Pianiſt und was ihn mir noch mehr intereſſant machte, iſt ſein Schickſal. Er wurde nämlich, als Muſikdirecktor in der Rebellenarmee, in Arkanſas gefangen genommen und nach Springfield gebracht, arm und elend, wie es ſich wohl denken läßt, und nachdem er Uncle Sam den Eid der Treue geleiſtet, etablirte er ſich hier als Muſiklehrer mit gutem Erfolg.

Ich wohnte zu Springfield in Ramſtetter's Brilliant Houſe, zwar nicht brillant; aber komfortabel und das Haus verdient wegen Reinlichkeit, freundlicher Bedienung und guter Küche empfohlen zu werden. Auch wenn der Wirth ein Copperhead wäre.

Um die Scylla bei Logansport zu vermeiden, ging ich nach Springfield, und ſiehe da, ich fiel bei Meredozia in die Charybdis. Der Illinois-Fluß war nämlich hoch angeſchwollen und zerſtörte einen Theil der Schienen. Eine miſerable Dampffähre ſpedirte die Paſſagiere vier Meilen weit auf der mit einer dünnen Eisdicke belegten Fluth. Das Beſte bei dieſem Miſere war, daß es nicht regnete. Herr Rudolph Meier, der auf dem Wege iſt, ein ſteinreicher Mann zu werden, reiſ'te mit demſelben Zuge mit dem ich nach Keokuk fuhr, nach Nauvoo, wo er ein Stück Kalkſteinlager eignet, aus welchem er das Material für den Bau des neuen Capito's von Illinois, zu dem Betrag von 50,000 Doll., zu liefern contrahirt hat. Im Waggon ſprach mich ein

deutſcher Herr an, der im Jahr 1859 zu Sauk City, Wisc., in einer Handlung diente, wo er mich geſehen und nun wiedererkannt hat. Er iſt aus Wien gebürtig und nennt ſich Reuß. Von Sauk City ging er nach Texas, flüchtete während des letzten Krieges nach Mexico, ging nach New-Orleans, ließ dort ſeine Familie zurück und iſt jetzt auf dem Wege nach Kanſas, um dort eine neue Heimath zu ſuchen. Er ſah den Kaiſer Max, rühmte ihn als einen ſehr intelligenten u. freiſinnigen Mann, den er bedauerte, daß er Napoleon's Politik zum Opfer gefallen. Dieſelbe Politik hat auch dem franzöſiſchen Parvenu ſchlechte Früchte getragen und wir mögen es vielleicht noch erleben, daß Maximilian und Napoleon ihrer Throne verluſtig werden. Dieſer hat auf Banditenweiſe die Republik verrathen; Jener ſollte ſie vernichten: beide ſtehen jetzt am Abgrund getäuſchter Hoffnungen; durch Beſiegung unſerer ſüdlichen Rebellen und durch Preußen's Sieg über Oeſterreich. Zwei hiſtoriſche Momente, deren Tragweite ſchwer zu berechnen iſt.

Es war ſpät Abends als wir im Depot zu Hamilton ankamen und in einer Dampffähre den breiten Miſſiſſippi paſſirten. Ein Bus brachte mich zu Schaler's Rebſtock, der aber ſo ſehr mit Trauben behangen, das heißt, mit Gäſten gefüllt war, daß ich genöthigt war, einen weiten Weg nach einem engliſchen Hotel zu trottiren.

Auch Keokuk iſt trotz aller ſchweren Entwickelung zu einer compakten Stadt von 14,000 Einw. herangewachſen und iſt des Deutſchen Vaterland. Ja, das deutſche Element iſt auf dieſen Höhen ſogar ſtark vertreten. Es ſind da deutſche Aerzte, deutſche Wirthe, deutſche Apotheker, deutſche Handwerker und Kaufleute, Beamte und Pfaffen. In der Freiſchule wird auch die deutſche Sprache gelehrt. Der Turnverein zählt einige vierzig Mitglieder und pflegt die Kunſt ſo gut es eben geht durch ein Liebhabertheater. Auch giebt es hier, wie überall im freien Land, Maurer und Odd Fellows und Harugaris. In der Halle der Letzteren, durch Hrn. Limburg eingeführt, hatte ich Gelegenheit einer Geſangprobe des Männerchors beizuwohnen. Es ſind da vier Brauereien, von denen die von Bähr, Leiſy und Bruder die größte, was für 3,000 Deutſche Conſumenten gewiß nicht zu viel iſt. Der deutſche Handelsſtand iſt beſonders ſtark repräſentirt; in Eiſenwaaren durch Rothert, in Grocerien durch Kellmer, in Liqueuren durch Stracke und Caeſar. Die größten Salons ſind die von Spring, von Behr und von Limburg. In der Nähe der Stadt wird auch mit gutem Erfolg Wein gepflanzt. Es ſind hier zwei Eiſenbahnen. Die eine, 160 Meil., nach Des Moines, die andere nach Fort Madiſon, 25 Meilen. Nach St. Louis geht täglich ein Packetboot. Eine deutſche demokratiſche Zeitung ſorgt für das politiſche Bedürfniß und für geiſtige Nahrung iſt eben wieder eine deutſche, katholiſche Kirche im Bau. Nur wacker voran! Es iſt auch für den Papſt noch Raum genug in dieſem freien Lande, wo es jetzt blos noch geiſtige Sklaven giebt und wo, trotz alledem, auch deren Zahl im Lauf der Zeit ſich vermindern, und Papſt und Pfaffen man endlich ad antidiluviana zählen wird. Freilich wird das noch lange, ſehr lange dauern, trotz des Fackler's Propaganda gegen Kirche und Pfaffenthum, die ſich jetzt noch wie ein Zwerg zum Rieſen verhält. Die Kirche und ihre Verdummungspreſſen für geiſtige Sklaven haben über Millionen zu gebieten für Bibeln, Teſtamente und Traktate aller Art; der Propaganda für Freiheit, Wahrheit und Tugend iſt es unmöglich 2,000 Dollars für Druck und Verbreitung eines radikalen Werkes aufzutreiben und dennoch — dreht ſie ſich.

Am Letzten des Carneval-Narrenmonats bin ich per Steamer in der Siebenhügelſtadt Quincy angekommen, wohin es mir erlaubt ſei, den heiligen Vater von Rom einzuladen, falls ihm ſein Arzt eine Ortsveränderung anrathen oder der Zeitgeiſt ſie ihm apodyktiſch nothwendig machen ſollte. Indeß auf der Umgebung der Siebenhügelſtadt Rom der Fluch des Himmels zu ruhen ſcheint, wo der blutgedüngte heilige Boden kaum Diſteln genug für die Eſel des päpſtlichen Staates hervorbringt, iſt die Erde von Quincy auf viele Meilen hinaus geſegnet und fruchtbar. Auch hat da die heilige Religion ein ſehr ergiebiges Feld für ſich, beſonders die alleinſeligmachende; ſo, daß der heilige Vater und Hirt hier auf einen glänzenden Empfang von Seiten ſeiner ihm demüthigſt ergebenen Schaafe mit Zuverſicht rechnen darf. Alſo avanti, Pio Nono, nach der Siebenhügelſtadt von Amerika, um das gottloſe Italien ſeinem Schickſal preiszugeben, wo der Unglaube in Religion mit dem Glauben an italieniſche Einheit gleich große Fortſchritte macht, avanti!

März, 1867.

Es iſt bekannt, daß der katholiſche Clerus es ſeinen Schaafen nicht geſtattet, ſich an eine Maurer- oder Odd Fellow-Loge anzuſchließen, um da von räudigen Schaafen und Ketzern nicht angeſteckt zu werden. Iſt kaum der Mühe werth; denn die Baſis dieſer Logen iſt ja der Gottesglaube und ihr heiliges Buch die Bibel. Freilich iſt es nicht gerade der katholiſche Gott mit drei Köpfen; nicht die katholiſch zugeſtutzte Bibel, und das genügt ja der alleinſeligmachenden Kirche, ihre Getreuen von exotiſchem Gift zu bewahren. Es iſt nicht lange her, daß ein Abonnent der Fackel ſich bei einer Loge aufnehmen laſſen wollte. Als ihm die Frage geſtellt ward, ob er an ein höheres Weſen glaube, erwiederte er mit Nein. So können Sie kein Mitglied werden, hieß es. Kann ich blos durch eine Lüge Logenbruder werden, ſo will ich mit der Bruderſchaft Nichts zu thun haben. Nun, das nenne ich Charakter; doch ſolche Conſequenz und Prinzipientreue iſt blos Ausnahme von der Re-

Digitized by Google

gel allgemeiner Charakterloſigkeit. Fuſel iſt nicht Wein; ſo wie die Logenſchürze kein Zeichen des Radikalismus iſt; Bier iſt Bier, wenn auch nicht jedes Malzgebräu Lagerbier iſt. Gott iſt Gott, gleichviel ob Dreieinig oder Einig, ob Allah, Jehova, Deus, Zeus oder höheres Weſen. So lange die Lehre von Göttern, oder von Gott aufrecht erhalten wird, wird es ein Pfaffenthum geben, das ſich auf Koſten des Glaubens nährt und erhält. So lange dee Staat von ſeinen Bürgern den Glauben an Gott und Unſterblichkeit fordert, um glaubwürdig zeugen zu können, iſt er nach lange kein vernünſtiger Staat, u. ſo lange Ihr die Tugend eines Menſchen von dem Glauben an ein höheres Weſen abhängig macht, habt Ihr noch lange nicht den Begriff der höheren Selbſtſtändigkeit des Menſchen erfaßt.

In Quincy hörte ich wenig über ſchlechte Zeiten klagen u. gäbe es nicht überall in unſerer chriſtlichen Republik ſehr viele Kirchen, ſo hätte man von den vielen Thürmen der Siebenhügelſtadt auf die Frömmigkeit ihrer Bewohner ſchließend ein Recht zu ſagen, daß der Segen Gottes auf ihnen ganz beſonders ruhe. Sieht man aber hier, und überall wo man ſich hinwendet, daß der Segen Gottes auch auf Ungläubigen, ja, ſogar auf Verbrechern ruht, ſo hat man ſeine Rechnung mit Gott geſchloſſen und ſucht und findet die Urſachen der guten und der ſchlechten Zeiten, der ſieben ſetten und der ſieben mageren Kühe in ganz andern Combinationen, als denen der Vorſehung eines allweiſen, eines allgütigen und barmherzigen Gottes.

Die Gebrüder Dick z. B. zu Quincy ſcheuen ſich nicht ihren Unglauben zu bekennen und dennoch ruht der Segen auf ihrem Geſchäft; denn ſeit 10 Jahren hat ſich ihre kleine Brauerei zu einer der größten im Staate erhoben. Die Dampſmaſchine iſt von Sechspferdekraft. Der Keſſel faßt 100 Barrel Bier, von dem jährlich 8 bis 10,000 Barrel gebraut werden. Die Malzkeller ſind geräumig und auf Säulen gewölbt. Die Keller, mit ihren großen Fäſſern, trocken und rein, und das Eishaus, verdienen geſehen zu werden. Auch Ruff's Brauerei, ſo die von Luther und Co. liefern ſehr gutes Bier und es fehlt nicht an Salons, in denen dee Deutſchen Lieblingsgott Cambrinus verehrt wird. Die frequenſten derſelben ſind, wie es mir ſchien, der Salon Nr. 9, Schünemann's-Koſſnih-Haus, Buchheits Billiardſalon, des wackern Capt. Boſch's Lokal, u. Aumann's großer, geſchmackvoll eingerichteter Keller. Auch in allen anderen Geſchäftszweigen ſind die Deutſchen namhaft vertreten. Eine von den vielen Kirchen wurde von den Turnern angekauft. Ich ſah hier das Luſtſpiel aufführen: „Nichte und Tante." Reiß und Gattin, ſo der gewandte Komiker Steidel ſpielten ſehr brav. Das Orcheſter war ſehr arm beſetzt: Eine Baßgeige, eine Geige, eine Fiedel und ein altes Klavier. O, Jemine! Das Trommelfell thut Einem weh. Wo iſt des Deutſchen Vaterland? Ueberall, ſo weit bis die Civiliſation ſich erſtreckt. Wo die Heimath der Teutſchen? Man findet ſie blos als Exilirte zerſtreut auf Oaſen.

Am 2. März an Bord des „Dampſenden" Andy Johnson in der Großſtadt St. Louis angekommen und im Hotel Garni von Lang und Co. Quartier genommen. Das Haus wird ſehr gut geführt und iſt eben zum Verkauf ausgeſchrieben. Der famoſe Koch Bühler, der in früheren Jahren, als es in New York im Reich der Gourmandie zu dämmern anfing, ſo manchen Gaumen erquickt und ſo manchen Magen, „ob des Zuviel des Guten," verdorben hat, iſt eben im Begriff in der 4. Straße, dem Southern gegenüber, ein elegantes Hotel zu eröffnen. St. Louis hat der Feinſchmecker und wohlhabigen Deutſchen genug, um ein ſolches Etabliſſement zu ſouteniren und das Gedeihen hängt blos davon ab, ob Bühler's Kochkunſt mit dem Studium der praktiſchen Oekonomie ſich paaren wird.

Neben der edlen Kochkunſt iſt eben auch die deutſche Schauſpielkunſt wieder in Floribus; denn es gaſtiren da Johanne Clauſſen und Julius Koch. Ich ſah in Toni Niederwieſer's Walhalla Vaudeville-Theater Anna Liſe, von Herman Herſch und im Varieties-Theater Lore-Ley, die Nixe des Rheins.

Ehe der Vorhang ſich hob, konnte ich mich alsbald freudig überzeugen, daß die Muſik in St. Louis eine ehrenvolle Stellung einnimmt. Das Orcheſter, unter Direktion Sauter, war ausgezeichnet, über dem Niveau trivialer Tonſtücke erhaben. Das Stück Anna Liſe hat mich ſowohl der Handlung als der Produktion wegen bis an's Ende gefeſſelt. Johanna Clauſſen, als Anna Liſe, des Apothekers Tochter, Hr. Gröhner, als Fürſt von Anhalt-Deſſau, und Julius Koch, als Marquis von Chalſac, haben ihre Rollen ausgezeichnet exequirt. Dem Verfaſſer des Stückes mußte ich am Ausgang das Zeugniß ausſtellen, daß er durch das inbrünſtige Vertrauen Anna's zu dem lieben Herrgott und durch Verheirathung des Fürſten mit dee Apothekerstochter, in einer Zeit craſſer Superſtition in Kirche und Staat, dem lieben Gott und der Vernunft alle Ehre erwieſen hat. Daß dabei die „gerettete Vorſehung" und der Sieg der Liebe und Vernunft über den Kaſtengeiſt zur ſeltenen Ausnahme der Regel gehörte, iſt ſelbſtverſtändlich.

Herr Niederwieſer hat den Plan, ein den Forderungen der Kunſt allſeitig entſprechendes Theatergebäude aufführen zu laſſen. Möge der Plan zur Ausführung kommen. Die gedrängt vollen Räume des großen Varieties-Theater, eines Sonntags, bei Vorſtellung Lore-Ley, der Nixe des Rheines, überzeugten mich, daß eine gute Bühne — wozu Herr Börnſtein den Grundſtein gelegt — nicht nur beſtehen, ſondern ſich auch lohnen müſſe, wenn in einem ſchönen und zweckmäßigen Lokale durch kunſtfeetige Direction für gute Bühnenkräfte und durch tüchtige Regie für Exequirung guter Stücke geſorgt wird.

Das Sujet des Stückes Lore-Ley aus dee guten alten Zeit des Hexenglaubens und religiöſen Fanatismus entſprach

ganz der Anzeige des Humbugs eines amerikaniſchen Sacred-Concert, (Kirchenmuſik) und die Prozeſſion, welche auf der Bühne mit dem an's Kreuz genagelten *Chriſten*gottes, dem *Himmel*, dem *Clerus* und dem *gläubigen* Volke zum Vorſchein kam, gerade ſo, wie man dergleichen heilige Frohnleichnams-Poſſen noch heutzutage in katholiſchen Ländern ſehen kann, mußte jeden denkenden Menſchen überzeugen, daß es in der Dogmatik drr chriſtlichen Religion der Hexen und Kobolde noch gar viele giebt, die ausgetrieben werden müſſen und durch die Macht der Naturwiſſenſchaften endlich auch *wirklich* ausgetrieben und vernichtet werden, zum Heil der Völker. Die liebenswürdige Hexe Lorle iſt ganz geeignet, den cruſſen Volksaberglauben, den Einfluß des Pfaffenthums und die menſchliche Niedertracht in all ihrer Häßlichkeit bloßzuſtellen; aber, aber verbrennt man auch keine Hexen mehr, ſo ſpuckt es doch noch gewaltig in den Schedeln der Chriſten des 19. Jahrhunderts. Es braucht eben Alles ſeine Zeit.

So oft ich in letzteren Jahren nach St. Louis komme und die vielen Eiſenbahnwagen in den Straßen ſehe, gedenke ich jener Zeit, wo man bei kothigem Wege 8 bis 12 Ochſen vor die Wagen ſpannte, um durch die Marktſtraße hinaus zu kommen. Vor Ubrig's Brauerei war damals die weſtliche Welt gleichſam mit Brettern verſchlagen und jenen Wald, aus dem ſich jetzt eine compakte Straße erhoben hat, konnte man füglich den Anfang der weſtlichen Wildniß nennen. Es ſind keine 50 Jahre, ſeit das immenſe Ländergebiet weſtlich vom Miſſiſſippi, eine terra incognita, nicht mehr bekannt war als das Innere von Afrika. Das St. Louis Journal of Commerce vom 21. Febr. 1867 ſagt: ein Ueberblick der Karte zeigt uns weſtlich vom Miſſiſſippi ein Territorium, das groß genug iſt, um daraus acht Reiche zu machen, ſo groß wie das berühmte Frankreich, größer als das Reich Alexanders des Großen, als die römiſche Republik unter Cäſar; die Reiche Carls des Großen und Napoleons des Erſten; größer als das europäiſche Rußland; circa zweimal ſo groß als alle Staaten öſtlich vom Miſſiſſippi, welche zwei Dutzend Staaten und Territorien repräſentiren, von denen jeder Staat größer iſt als alle Neu-England-Staaten zuſammengenommen. Das irgend ein Land von ähnlicher Dimenſion auf Erden übertrifft und welches über nicht lange Millionen von Minenarbeitern ernähren wird, die als die beſten Kunden der Farmer und Manufakturiſten anerkannt ſind, ſo wie in England und andern Minenländern. Der Bergbau iſt in dieſem Lande nur noch in der Wiege und doch hat ſich nach authentiſchen ſtatiſtiſchen Berichten der Ertrag des Jahres 1865 in den leitenden weſtlichen Minendiſtrikten auf 14 Millionen Dollars belaufen; der des Jahres 1866 auf 16,171,381.98 Dollars. Die Ausſichten für das Jahr 1867 verſprechen einen edlen Metall-Ertrag von mehr als 20,000,000.

Der Leſer der Streifzüge wird ſich wohl zu erinnern wiſſen, daß ich eines Herrn Auguſt Steitz erwähnte, der nach Montana ging. Zu jener Zeit, circa vor 1 Jahr, hat ſich in St. Louis eine Geſellſchaft unter dem Namen „St. Louis and Montana Mining Company" organiſirt, unter Direktion der Herren L. M. Kennet, J. O. Broadhead, Wilhelm O' Dunch, John How, Sam. Treat und Sam. Gaty. Die Direktoren zu Montana ſind: Sam. T. Hauſer, James Stewart, Walter B. Danre und C. B. Parker.

Die Geſellſchaft aquirirte für ihre Dienſte den Profeſſor A. Steitz und Hrn. Deidesheimer, vormaliger Superindent der Ophir-Minen in Nevada, deren gründliche Kenntniſſe eine ſichere Garantie ſind für guten Erfolg. Das Gründ-Capital der Geſellſchaft iſt eine Million Dollars. Die Zahl der Actien beläuft ſich jetzt 1867 auf 10,000.

Ja, Nordamerika iſt ein gigantiſches Reich, eine Republik an Areal-Größe, wie ſie noch nie auf Erden dageweſen. Wenn nur der Koloß nicht auf Thonfüßen ſteht! Ein Feind, der ihm an ſeiner Entwickelung zu vernichten drohte, iſt beſiegt: *die Sklaverei* der ſüdlichen Staaten. Indeß dort noch Alles Chaos iſt, läßt es ſich doch erwarten, daß die um Alles oder Nichts gegen den Norden kämpfenden und zu Boden geſtreckten Sklavenbeſitzer ſich in die kürzlich paſſirte und zum Geſetz erhobene Militär-Bill fügen und in Bälde alle Bedingniſſe eingehen werden, um in den Staatenbund wieder aufgenommen zu werden. Vom Congreß aber läßt es ſich erwarten, daß er Umſicht genug beſitzt, um jedes politiſche Uebergewicht jener ſtets feindlich und rebelliſch geſinnten Olygarchen und Politiker für immer unmöglich zu machen.

Ein anderer Feind, der dieſer jungen Republik droht, iſt — die Kirche, die Alles aufbietet, um — das arme Volk in den Feſſeln des Glaubens zu erhalten. Katholiſche und proteſtantiſche Kirchen entſtehen wie Pilze; aber — Heuchelei und Geſchäftsrückſichten ſind die ſtärkſten Grundpfeiler derſelben und je mehr ſich ihre Diener bemühen, im Weinberge des Herrn das zarte Pflänzchen „*Vernunft*" auszurotten, die Sonntagsgeſetze ſtreng aufrechtzuerhalten, den Temperenz-Unfug recht fanatiſch zu predigen, in den Freiſchulen, gegen das Geſetz, die Bibel einzuſchmuggeln, chriſtliche Hymnen zu ſingen, das Vaterunſer zu beten; Congreßſitzungen und Legislaturen mit chriſtlichem Gebet zu eröffnen und endlich beantragen: die glorreiche Republik zu einer abſolut chriſtlichen zu machen, in welcher Juden, Chineſen, Atheiſten und dergleichen Antichriſten aller Art, weder ſtimm- noch amtsfähig ſein ſollen, deſto eher wird dem Volk die Gefahr einleuchten, die ſeiner Freiheit droht, wenn es ſich blind den Dienern der Kirche anvertraut. Ach, *das Volk.* —

Erinnern Sie ſich noch, frug mich Herr Wendel Wagner, als Sie vor 25 Jahren im alten Courthauſe zu Cincinnati eine Rede hielten, daß das Volk Sie geſteinigt hat u. wir Sie bei Ihrer Flucht zur Hinterthür hinaus in Schutz genommen haben? Ach, der Steine und Eier flogen zu jener Zeit ſo viele, wenn man gegen Religion und Pfaffen-

thum öffentlich in die Schranken zu treten es gewagt hat, erwiederte ich, daß ich mich, wahrlich, weder dieſer, noch vieler anderen ähnlichen Volks-Demonſtrationen insbeſondere erinnere; doch ſo viel weiß ich mit Beſtimmtheit zu ſagen, daß es anders geworden, und das Steinigen freier Redner — deren es, leider, nur ſehr wenige giebt — nicht mehr zu beſorgen iſt, außer der Redner „ſchlüge mit dem Schlegel in die Schaar der gläubigen Flegel;“ dann dürfte er ſich auch jetzt noch — beſonders in kleinern Städten — auf handgreifliche Argumente gefaßt machen.

Ich hatte das Vergnügen, bei einem radikalen Brauer zu Mittag zu ſpeiſen, wozu ich wie Pilatus in's Credo kam. Leider hatte ich, nach kurz früher eingenommenem Lunche, eben ſo wenig für den fetten Turkey Appetit, wie der Brauer für meine Propaganda; wo aber der Appetit fehlt, dort iſt Eſſen kein Bedürfniß. Der Rheinwein war ausgezeichnet und verdient propagirt zu werden; denn: im Wein iſt Wahrheit.

Ein ganz ſchauderhaftes Clima! Heute heiß; morgen kalt, vom Frühling kaum eine Spur. Trotz unfreundlichen Wetters und kothiger Wege fuhr ich mit dem Lederhändler C. Peteler, vormals unter dem Namen Social-Reformer Vielen bekannt — 4 Meilen weit vor die Stadt hinaus, um den Park des reichen Engländers Henry Shaw in Augenſchein zu nehmen. Unterwegs beſuchten wir einen Friedhof, wo der brave alte Herr Gottſchalk ruht, der Gründer einer freien Gemeinde und Schule, welche unter tüchtigen Lehrern jetzt noch beſteht. Es iſt dies jene Schule, welcher Herr Andre in ſeinem Teſtamente ein Legat vermacht hat, das noch immer in Adminiſtrations-Händen ruht. Es ſoll ſich bald zeigen, ſagte man mir, ob das Teſtament impugnirt, annullirt oder nach dem Willen des Teſtators zu Gunſten der Schule, der Fackel und des Boston Investigators exequirt werden ſoll. Der Park Shaw's iſt, in der That, ein fürſtlicher. Eine Reſidenz, ein botaniſches Muſeum, 7 Treibhäuſer, mit 60 Acker cultivirtem Land, eingefriedet, bilden den eigentlichen Park. Außer dieſem beſitzt er eben daſelbſt 1000 Acker Farmland, von welchem er der Stadt 200 Acker für einen öffentlichen Park als Geſchenk angeboten hat. Die Kunſtgärtner ſind Deutſche; die Arbeiter Stockböhmen. Die Erhaltung des Parkes koſtet jährlich 30,000 Dollars.

Die Treibhäuſer ſind reich beſtellt. Beſonders aufmerkſam machte uns der Gärtner Möbius auf eine Treppen-Palme, u. eine aroacela excelsa. Von dieſer ſeltenen Excelsa befindet auch ſich im Garten von Laxenburg, bei Wein, ein Exemplar. Was Könige beſitzen, das können ja auch reiche Republikaner kaufen; denn für Geld iſt Alles zu haben; nur nicht Vernunft und Tugend.

Das Leben iſt kurz, die Kunſt iſt lang, heißt es.

Ein Schauſpieler in St. Louis, Herr Schmitz, wollte es eben auch wieder perſönlich beweiſen, daß die Kunſt nicht altere, indem er in den heiligen Stand der Ehe trat, um ſich ſelbſt ein junges Weib beizulegen und ſeine 17jährige Tochter mit einer ebenbürtigen Mutter zu beglücken. Ja, freilich, altert die Kunſt nicht; aber ein alter Künſtler iſt für die Bühne Das, was ein alter Mann für ein junges Mädchen.

Am Faſching Dienſtag ließ ich, ohne Sehnſucht und Bedauern, Theater und Maskenbälle der Stadt zurück und fuhr an Bord eines großen Miſſiſſippi-Dämpfers nach Cairo, wo der Ohio in den Schooß des Vaters der Ströme ſich ergießt. Die Dämme von Cairo haben der Fluth, die da eben zu einem See angewachſen, kräftigen Widerſtand geleiſtet. Indeß ſämmtliche Towns und Farmhäuſer im Miſſiſſippi und Ohiothale überſchwemmt ſind, hat das am niedrigſten gelegene Cairo am wenigſten gelitten.

An der Landung war es ſo ſchauderhaft kothig, daß mir ein zweirädeiger Karren (dray) ſehr willkommen war, um mich einige Schritte weit nach Louis Herbert's Hotel garni zu ſpediren. Das Haus wird gut geführt und iſt Reiſenden zu empfehlen. Die meiſten meiner Freunde traf ich, nach der Aufregung eines Maskenballes, in einer philoſophiſch ernſten Stimmung des Katzenjammers. Ach, der ſchönen Zeit, wo man nach einer durchtanzten oder durchküßten Nacht bekatzenjammert oder katzenbejammert zu einem Gericht Heringſalat Zuflucht nimmt, um das durch „zu viel Süß“ geſtörte Gleichgewicht des Syſtemes wieder in Ordnung zu bringen. Mir hat ſie abgeblüht — und der Roſaatlas-Domino einer einſt reizenden Dame zu Raab in Ungarn, ſchwebt eben meinem Geiſte mit mephiſtophetiſchem Lächeln ihres Haustyranns vor und hält mir im Phosphorlicht die Deviſe vor: „Es war — ja, auch ich war — ſehr oft ein Narr .... und möchte wohl gar zu gerne zuweilen noch ein „ſeliger Narr“ ſein, im Nimbus der abenteuerlichen Jugend, anſtatt mit Salomo zu ſagen: Alles iſt eitel. Wie ſolid, wie tugendhaft, wie ſtoiſch, wie weiſe doch das Alter wird, als hätte es nie dumme Streiche gemacht! Und doch ſind es gerade die dummen, die dümmſten Streiche, an welche man ſich am liebſten erinnert und wohl Dem, dreimal wohl, der ſich keines ſchlechten Striches bewußt iſt! Champagnerrauſch iſt ſo ſüß — möchte gar zu gerne zuweilen noch nippen aus dem vollen, perlenden Becher! — Er iſt zerbrochen — in Scherben liegt das Glas, das einſt ſo ſchön, ſo herrlich war ..... Und Ihr, die mir in zwei Welttheilen den Becher des Genuſſes und der Freude gereicht — der bis zur Hefe geleert keine Reue zurückließ — was iſt aus Euch geworden? alte Mütterchen, ſolid, tugendhaft, weiſe wie euer Troubadour — und die Meiſten wohl von Euch, Ihr Schönen, ſind Staub und Aſche, und Atome im großen Grabe des ewigen Wechſels. Das Alter zählt der Lebensmomente ſehr viele, und doch iſt das Leben am Ende blos Ein Moment, ein flüchtiger Moment, „geweſenen Seins mit Bewußtſein.“

Man ſagte mir zu Cairo, die Stadt habe zwar einen dampfgebackenen Synodal-Strohmann als Prediger, doch keine deutſche Kirche. Wie Schade! Die gottloſen Deut-

ſchen! Da kann man die heilloſen Folgen ſehen, wenn der Turnverein aus intelligenten Männern beſteht, die das geiſtige Turnen zu würdigen verſtehen, wie es zu Caieo dee Fall iſt, wa ſich noch keine chriſtliche Pyramide, als Wegweiſer, nach dem Himmel erhebt. Die deutſche Schule, welche im Jahr 1864 durch einen Verein freier Männer gegründet wurde, erfeeut ſich unter Leitung des tüchtigen Lehrers Appel eines erfeeulichen Gedeihens. Die gegenwärtige Zahl der Schülee iſt circa 60. Um des Lehrers Verdienſten eine Anerkennung zu zollen, überreichte ihm der Verein Schloſſee's Weltgeſchichte, elegant gebunden, zum Weihnachtsgeſchenk. Die Vereinsgliedee ſind meiſt Turner und die einflußreichſten im Vorſtand ſind: Broß, Schuh, Gericke, Reichert, Karsmeier und Neff.

Nachdem ich in Hrn. Mehnee's Begleitung ſämmtlichen Abonnenten der Fackel meinen Beſuch abgeſtattet, ging ich an Bord des Bootes Quick Step und fuhr nach Evansville. Ein trauriger Anblick, in dee That, für einen fühlenden Menſchen, dieſe Städte und Farmen überſchwemmt zu ſehen, ſich in die Leiden von „Menſch und Thier" zu verſetzen und den unberechenbaren Verluſt in Anſchlag zu bringen. Wer bei ſolchem Elend noch an die Vorſehung eines barmherzigen Gottes glauben kann und in ſolchen und andern Cataſtrophen nicht die Naturgeſetze erkennen lernt, kraft deren in härteenden Geboten dee Nothwendigkeit das Schwächere dem Stäekeren unterliegen muß, in dee phyſiſchen ſowohl wie in der moraliſchen Welt, der iſt hoffnungslos für das freie Reich dee Veenunft verloren.

In Evansville iſt das deutſche Element namhaft veetreten, das orthodoxe ſowohl wie das heterodoxe. Dee früher ſchon ein Mal erwähnte geiſtliche Herr, deſſen w e l ß e Hoſen der Gemeinde ſo großen Aerger gegeben, ſchreitet rühmlich mit der Civiliſation fart; denn er hat, wie man mie ſagt, vor Kurzem die geiſtliche Frau mit einem eleganten Piano beglückt. Ganz in der Oednung. Die Turner erbauten eine Halle, mit graßem Saal und Bühne. Ich hatte hier das Vergnügen, einen intereſſanten Herrn, aus Wien, kennen zu lernen, Ed. W o e b t e r. Deeſelbe lebte 15 Jahre in Californien, diente im letzten Krieg als Obriſt gegen die Seceſſioniſten im Süden und iſt jetzt Verwalter dee Turnhalle. Was mir den Landsmann um ſo intereſſanter machte, iſt ſeine Verwandtſchaft mit dem Seiden-Fabrikanten H a r n b o ſt e l nahe Wien, der ſo glücklich war, das Ideal meiner erſten Liebe, die bildſchöne Amalie, des Apothekers Tochter zu Oedenburg, als ſeine Braut nach Hauſe zu führen, um mie den erſten Strich durch die Rechnung Hymens zu machen. Es geſchah dies vor circa 40 Jahren und — trotz der vielen Geliebten ſtirbt die Liebe im Leibe nicht.

Evansville wurde eben in großen Schreck verſetzt, da es hieß, der Tyrann Miſſiſſippi beabſichtige durch einen Staatsſtreich die Stadt trocken zu legen; doch ſo oft auch der Willkühr Uebende ſchon ſeinen Lauf geändert und das van rechtmäßigen Beſitzern Geſtohlene Andern ſeiner Günſtlinge zugeführt hat, ſa ſcheint es dieſes Mal hier blos beim Schreck ſich bewenden zu laſſen.

Ich habe hier gar nicht gewohnt, da das Hotel, in dem ich abzuſteigen pflege, mit Gäſten überfüllt war und dennoch, wie mein Freund S. ſich auf ſeine Weiſe ausdrückt, gut „g e t h u n," trotz des epidemiſchen Geſchäfts-Miſere.

Taraſcan hieß das Baot, das mich von Evansville nach Tell-City gebracht hat. Die Fahrt machten wir in einer Nacht. Als der Margen graute landeten wir an Herrn S t e i n e r's Wharfboat. Auch zu Tell-City war ein Theil der untern Stadt unter Waſſer. Zu Spörri's Gaſthaus, an der Levee, konnte man mit heiler Haut übee Bretter hinkommen. Trotz Ueberſchwemmung und ſchlechtee Zeiten hat das kleine Tell-City dem Taraſcon eine große Fracht von Stäben für Faßreifen u. ſ. w. an Bord geliefert. Es freute mich, das brave und rührige Schweizee Völklein hier wieder zu ſehen. Die Hauptſtraßen wurden ſeit meinem letzten Hierſein in ihrem Bau vollendet; die Tell-City-Meuble-Fabrik iſt in gutem Gange, ſa die Sägmühle. Seit Kurzem wied die Tell-City-Hobelfabrik durch aſſocirte Arbeitee betrieben; ſie liefern Thür- und Fenſtee-Rahmen, Kinderwagen und ſonſtige Spielſachen. Herr Zinkler iſt reiſender Agent der Fabrik.

Die zunehmende Anzahl der Schüler hat ein zweites Schulhaus nathwendig gemacht, das eben in Bau iſt. Gegenwärtig hat die Freiſchule 5 Lehrer, mit circa 400 Schülern. Oberlehrer Debus, Th. Beckley, J. Baumgärtnee, Helwig Knecht und Ellen Sargents. Gelehet wied, in fünf Claſſen, in engliſchee und in deutſcher Sprache. Dem Geſang wird beſondere Aufmerkſamkeit geſchenkt, und werden da keine Hymnen von Jeſus und Lord herabgeleiert, ſondern weltliche Lieder geſungen. Dee gemiſchte Kinderchor, den ich in des Oberlehrer's Schule hörte, war der Beſte, ſo ich je gehört. Das eine Lied wae: Goldner Morgenſonnenſchein ꝛc., das andere: Abſchied van der Heimath u. was iſt des Deutſchen Vateeland? Um den Geiſt der Deutſchen von Tell-City zu beurtheilen, brauche ich blos zu ſagen, daß die Fackel da 27 Abonnenten hat und 3 Actianäre für meine Propaganda.

Einer meinee Abonnenten zu Tell-City, Herr Sulthof, im Jahr 1840 Träger meines Wachenblattes, des Heralds und Wahrheitsverbreiters in Baltimare, wurde von der Frau Gemahlin eines Schuhmachers in der Bondſtraße mit dem Beſen zur Thüre hinausgejagt, weil das Blatt „gegen die Religion ſchreibe." Das e e l i g i ö ſ e Weib wae nicht a l l e i n empört über ſ o l ch e Wahrheiten; es gaben in Einee Wache einige Dutzend Abonnenten das gottloſe Blatt auf, und gefährlich war's zu jener Zeit den Leu zu wecken. Mein Aufenthalt zu Tell-City fiel auf einen Sonntag. Gegen Mittag beſuchten mich 2 Herren, um mich zu bewegen, in der Turnhalle einen Voetrag zu halten. Da mich Huſten und Aſthma verlaſſen hatten u. ich ſtets bereitwillig bin, dem Verlangen meinee Geſinnungsgenoſſen zu

entſprechen, ſo ſagte ich zu und äußerte blos den Zweifel, daß bei dem ſchlechten Wetter und kothigen Wegen Jemand kommen werde. Ein reitender Bote eilte denn alsbald mit einer Schelle in der Hand durch die Stadt und rief aus: „Ludvigh von der Fackel wird Nachmittags um 4 Uhr in der Turnhalle eine freie Rede halten.“ Ländlich, ſittlich. Da wirſt du wohl den Wänden predigen müſſen, dachte ich, in Hrn. Hartmann's Begleitung, auf dem Wege nach der Halle; ward jedoch freudig überraſcht, als ich ein Publikum von 160 Perſonen da verſammelt fand. Der Vortrag war ein Stegreif, dem Momente der Begeiſterung entſproſſen und der Zeit angemeſſen, die gewöhnlichen Vorurtheile der Menſchen beleuchtend und geißelnd, auf die Gefahren, womit Kirche und ihre Diener der Freiheit drohen, auf den Segen vernünftiger Schulen hinweiſend und Einigkeit empfehlend, damit die junge Stadt gedeihen und ihre Bewohner unter ſich glücklich ſein mögen. Da ich, anſtatt das Pfaffenthum, oder irgend eine Religion mit Schimpfworten zu beſudeln, Jedem ein Recht auf ſeine Meinung einräumte, daſſelbe Recht für meinen Atheismus in Anſpruch nehmend, wurde mir der allgemeine Beifall zu Theil, und ich zweifle nicht, daß das freie Wort in den anweſenden Unfreien und Gläubigen Anlaß geben wird zum Selbſtdenken und zum Prüfen, das endlich auf der Bahn des Zweifels zur Selbſtſtändigkeit des Geiſtes führt.

Der Turnverein zählt 45 Mitglieder und hat eine Geſangſection und ein Liebhaber-Theater.

Der Abend vor der Abreiſe bei meinem freundlichen Wirth Spörri war mir in Geſellſchaft von 3 Lehrern und einigen andern freien Männern ein ſehr angenehmer, und am nächſten Morgen, als der Morning Star herangeſchwommen kam, ging ich auf Steiner's Wharfboot und nahm Paſſage nach Louisville. Das Wharfboot wurde vom Eigner für 4000 Dollars angekauft und rentirt ſich ſehr gut. Derſelbe verſieht die Louisville- und Evansville- u. die Louisville- u. Memphis-Packetboote mit Geflügel, Milch, Butter und Eiern. Auch auf dieſer Fahrt überall Spuren des Elends und des Schadens, der ſich entlang den Flüſſen auf Hunderte von Millionen belaufen mag. In New-Albany und Portland ſtehen ganze Straßen unter Waſſer und an der Levee von Louisville ſtieg die Fluth, an der vierten Straße, bis zum oberen Stockwerk der Häuſer. Als ich das Ziel meiner Reiſe erreicht hatte und nach dem Brighton Hauſe kam, um von da nach Cumminsville zu fahren, ſah ich das ganze Mill-Creek-Thal in einen See umgewandelt. Die Eiſenbahn war überfluthet und ich hatte auf der hochgelegenen Fahrſtraße den Weg einzuſchlagen, ohne zu wiſſen, ob ich meine Familie von Waſſer eingeſchloſſen, oder im Trockenen antreffen werde. Die Straßen hochgelegen, und auch meine Wohnung ſind von der Ueberſchwemmung verſchont geblieben. „Heute mir, morgen dir“, ſteht es im Buch des launigen Schickſals, das keinen von Schmerz und Leiden verſchont, ob reich oder arm, ob hoch, oder niedrig geſtellt, ob laſterhaft, oder tugendhaft. — Stets; doch ganz beſonders auf dieſer Tour, konnte ich mich glücklich preiſen, ohne „accident“ nach Hauſe gekommen zu ſein. Dampfböte ſanken, Brücken wurden weggeſchwemmt, Eiſenbahnſchienen aufgeriſſen. Ich änderte zwei Mal meinen vor der Abreiſe gefaßten Reiſeplan, in der Hoffnung, durch Vermeidung der Scylla nicht in die Charybdis zu fallen.

Wer nie krank war, kennt den Werth der Geſundheit nicht, wer nie mit Nahrungsſorgen gekämpft, kennt das Glück nicht, frei von Sorgen da zu ſtehen auf ſelbſtgeſchaffner Bahn; wer für das Schlimmſte vorbereitet iſt, der verzagt bei Schmerz und Unglück nicht und wer ſich mit dem Gedanken an den Tod vertraut macht, dem iſt er nicht ſchrecklich, er mag als drohender Senſenmann, oder als Jüngling erſcheinen mit umgeſenkter Fackel.

Nun laſſet uns wieder einige Wochen das Familienglück genießen, bis die Stunde ſchlägt, die abruft zu einem andern Streifzug und ſo fort und fort bis endlich die letzte Stunde geſchlagen haben wird, wo es kein Scheiden mehr giebt und — kein Wiederſehen.

Aus dem „hinkenden Teufel.“

Von Le Sage.

Ein Kapitel deſſen Stoff unerſchöpflich iſt.

Sehen wir nun einmal wieder nach der Stadt, ob wir nicht Leute entdecken, die wohl werth wären, hier eine Stelle einzunehmen: ich will Euch dann näher mit ihnen bekannt machen. Da kommt ſchon Einer, den wir nicht hinauslaſſen dürfen. Es iſt ein junger Ehemann. Vor acht Tagen hörte er viel von den Koketterien einer Abenteurerin ſprechen, in die er ſich vergafft hatte; voll Wuth lief er zu ihr hin, zerſchlug einen Theil ihrer Möbel, warf die andern zum Fenſter hinaus, und den Tag darauf führte er ſie zum Altar. — „Dieſer Mann,“ ſagte Zambullo, „verdient offenbar die erſte Stelle, welche im Narrenhaus erledigt wird.“

„Sein Nachbar,“ fuhr Asmodi fort, „iſt nicht viel geſcheiter. Er iſt ein Junggeſelle von fünfundvierzig Jahren, hat Vermögen genug, um davon leben zu können, und will durchaus in einen Herrendienſt gehen. Ei, da bemerk ich ja auch die Wittwe eines Rechtsgelehrten. Die gut Frau hat ſechzig volle Jahre auf dem Rücken; vor einige Tagen iſt ihr Mann geſtorben und nun will ſie in ein Kloſter gehen, um, wie ſie ſagt, ihren Ruf vor böſen Zungen z ſchützen.

„Auch zwei Jungfern erblicke ich, oder vielmehr zwei Mädchen von fünfzig Jahren. Sie flehen zum Himmel, daß er die Güte haben möge, ihren Vater abzurufen, der ſie noch ebenſo eingeſchloſſen hält, wie in ihrem ſechzehnten Jahre; ſie hoffen nämlich mit Beſtimmtheit, nach ſeinem Tode artige Männer zu finden, die ſie aus Neigung heirathen werden.“ — „Warum nicht?“ ſagte der Student, „es giebt wohl ſo ſonderbare Käuze.“ — „Allerdings,“ antwortete Asmodi, „ſie können wohl noch Männer finden, aber ſie ſollten ſich nicht damit ſchmeicheln. Eben darin beſteht ihre Narrheit.

„Es wird nicht wohl ein Land geben, wo die Frauen in Beziehung auf ihr Alter ehrlich ſind. Vor etwa einem Monate mußten in Paris ein Mädchen von achtundvierzig und eine Frau von neunundſechzig Jahren vor einem Commiſſär erſcheinen, um für eine ihnen befreundete Wittwe, deren Tugend angegriffen wurde, Zeugniß abzulegen. Der Commiſſär vernahm zuerſt die Verheirathete und fragte nach ihrem Alter. Obſchon ihr nun der Taufſchein auf die Stirne geſchrieben war, ſo ſagte ſie dennoch keck und dreiſt, ſie ſei erſt vierzig Jahre alt. Nachdem er ſie verhört hatte, wandte er ſich an die Ledige und fragte: „Wie alt ſeid Ihr, mein Fräulein?“ — „Wir wollen auf andere Fragen übergehen, Herr Commiſſär,“ antwortete ſie, „darnach muß man uns nicht fragen.“ — „Was fällt Euch ein?“ verſetzte er, „wißt Ihr nicht, daß bei Gericht .....“ — „Ei, was geht das die Gerichte an, wie alt ich bin?“ unterbrach ſie ihn haſtig. „Darum haben ſie ſich nicht zu bekümmern.“ — „Aber,“ ſagte der Commiſſär, „ich kann ja Eure Ausſage nicht annehmen, wenn Euer Alter nicht angegeben iſt; dies wird ganz unumgänglich erfordert.“ — „Nun, wenn es denn durchaus ſein muß,“ ſagte ſie, „ſo ſeht mich einmal genau an und bemerkt dann mein Alter auf gut Gewiſſen.“

Der Commiſſär ſah ſie an und war galant genug, ihr nur achtundzwanzig Jahre zu geben. Hierauf fragte er ſie, ob ſie die Wittwe ſchon lange kenne. — „Ja,“ antwortete ſie, ſchon vor ihrer Verheirathung.“ — „Demnach,“ verſetzte er, „hätte ich Euer Alter falſch beurtheilt; ich habe Euch blos achtundzwanzig Jahre gegeben und die Wittwe hat ſich vor neunundzwanzig verheirathet.“ — „Nun gut!“ rief das Mädchen, „ſo ſchreibt dreißig, ich habe ja die Wittwe möglicherweiſe ſchon als einjähriges Kind gekannt.“ — „Das läßt ſich nicht wohl annehmen, ſchreiben wir noch ein Dutzend hinzu.“ — „Um Gottes willen nicht!“ ſagte ſie; „Alles, was ich zur Befriedigung des Gerichts thun kann, iſt, daß ich noch ein Jahr zugebe, auch nicht einen Monat mehr, und wenn meine Ehre darauf beruhte.“

Auf dem Heimweg ſagte die Verheirathete zur Ledigen: „Seht doch einmal dieſen Gimpel, der uns für dumm genug hält, ihm unſer Alter richtig anzugeben. Schlimm genug, daß es im Taufbuche ſteht; er braucht es nicht auch noch in ſeine Papiere zu ſchreiben, damit Jedermann es erfährt. Das wäre doch höchſt unangenehm für uns, wenn öffentlich vor Gericht abgeleſen würde: Madame Richard, ſo und ſo viel ſechzig Jahre alt, und Jungfer Pernella, achtundvierzig Jahre alt, bezeugen das und das. Ich muß lachen darüber, ich habe zwanzig Jahre unterſchlagen: Ihr habt wohl daran gethan, es eben ſo zu machen.“

„Wie meint Ihr das?“ antwortete die Jungfer in auffahrendem Tone. „Eure gehorſamſte Dienerin, Madame, ich bin höchſtens fünfunddreißig Jahre alt.“ — „Ha, ha, mein liebes Kind,“ antwortete die Andere boshaft, „wem wollt Ihr das weismachen? Ich war dabei, als Ihr geboren wurdet, und das iſt ſchon lange Zeit her. Ich erinnere mich auch Euern Vater geſehen zu haben: als er ſtarb, war er nicht mehr jung, und nun iſt er ſeit etwa vierzig Jahren todt.“ — „O mein Vater,“ fiel ihr die Jungfer, ärgerlich über die Freimüthigkeit der Andern, ſchnell in's Wort: „als mein Vater meine Mutter heirathete, ſo war er ſchon ſo alt, daß er keine Kinder mehr zeugen konnte.“

„Nicht weit davon — fuhr der Dämon fort, — bemerke ich zwei Menſchen, die auch nicht beſonders geſcheit ſind. Der eine iſt ein Mutterſöhnchen, der ſein Geld weder zuſammenhalten, noch ohne Geld leben kann; nun iſt er auf ein gutes Mittel gerathen, immer bei Kaſſe zu ſein. Wenn er gerade viel beiſammen hat, ſo kauft er Bücher, und ſobald er auf dem Trocknen iſt, ſchlägt er ſie um die Hälfte des Ankaufspreiſes wieder los. Der Andere iſt ein fremder Portraitmaler, hauptſächlich für das ſchöne Geſchlecht. Er iſt geſchickt, ſeine Zeichnung iſt richtig, ſein Colorit vortrefflich und dabei trifft er auf's Haar. Allein er ſchmeichelt nicht und bildet ſich dennoch ein, man werde ihn ſehr ſuchen. Inter ſtultos referatur.“

„Wie!“ rief der Student, „Ihr ſprecht auch lateiniſch?“ — „Darüber dürft Ihr Euch nicht wundern,“ antwortete der Teufel: „ich verſtehe alle Sprachen aus dem Ff; ich kann alle hebräiſch, türkiſch, griechiſch, arabiſch, was man nur will, und dennoch bilde ich mir nichts darauf ein und bin nichts weniger als ein Pedant. Dieſen Vorzug habe ich vor Euren gelehrten Schulfüchſen voraus.

„In dem großen Hotel hier linker Hand werdet Ihr eine kranke Dame ſehen und mehrere Frauen, die ihrer warten. Es iſt die Wittwe eines berühmten und reichen Baumeiſters und auf die abgeſchmackteſte Art adelſtolz. Sie hat ſo eben ihr Teſtament gemacht. Ihr ungeheures Vermögen hinterläßt ſie Perſonen vom höchſten Rang, die ſie nicht einmal kennen, blos wegen der großen Namen, welche ſie führen. Man hat ſie gefragt, ob ſie einem gewiſſen Manne, der ihr bedeutende Dienſte geleiſtet hat, nicht auch etwas ausſetzen wolle?“ „Ach nein,“ antwortete ſie mit trauriger Miene; „es thut mir zwar leid, allein es iſt nicht möglich. Ich bin nicht ſo undankbar, meine Verbindlichkeit gegen ihn verkennen zu wollen; allein er iſt aus dem Pöbel und es wäre eine Schande für mich, wenn ſein Name in meinem Teſtament ſtünde.“

„Sennor Asmodi,“ unterbrach hier Leandro den Kle-

Digitized by Google

nen, „ſagt mir doch einmal, ob der alte Mann, den ich dort in einem Cabinete leſen ſehe, nicht auch ein Plätzchen hier verdiente.“ — „Ganz gewiß,“ antwortete der Dämon: es iſt ein alter Licentiat, der einen Druckbogen von einem Buche lieſt, das er unter der Preſſe hat.“ — „Vermuthlich ein moraliſches oder theologiſches Werk?“ fragte Don Kleophas. — „Nein,“ antwortete Asmodi, „es ſind luſtige Gedichte, die er in ſeiner Jugend gemacht hat. Statt ſie zu verbrennen oder wenigſtens mit ſich zu Grabe gehen zu laſſen, giebt er ſie noch bei ſeinen Lebzeiten heraus, aus Furcht, ſeine Erben möchten nach ſeinem Tode in Verſuchung gerathen, ſie bekannt zu machen, und aus ſchuldiger Rückſicht für ſein Andenken ihnen alles Salz und alle Anmuth nehmen.

„Es wäre nicht recht, wenn ich ein Dämchen vergeſſen wollte, das bei dem Licentiaten wohnt; ſie iſt ſo vollkommen überzeugt, daß ſie allen Männern gefalle, daß ſie Jeden, der nur einmal ein Wörtchen mit ihr geſprochen hat, in das Verzeichniß ihrer Liebhaber einträgt.

„Jetzt kommen wir zu einem reichen Canonicus, den ich zwei Schritte von da ſehe. Ein ganz beſonderer Heiliger! er lebt äußerſt frugal, aber nicht um ſich zu kaſteien und auch nicht aus Mäßigkeit; er hält keine Equipage, aber nicht aus Geiz.“ — „Ei, warum hält er denn ſeine Sachen ſo zuſammen?“ — „Um Geld aufzuhäufen.“ — „Was will er damit thun? etwa Almoſen austheilen?“ — „Nein, er kauft Gemälde, koſtbare Möbel und Schmuckſachen zuſammen. Und meint Ihr vielleicht, er wolle dies Alles, um ſich ſein Leben angenehm zu machen? Ganz und gar nicht: er will blos ſein Inventarium damit zieren.“ — „Ihr tragt wohl etwas zu dick auf,“ ſagte Zambullo, „wie kann man annehmen, daß es einen ſolchen Narren gebe?“ — „Und doch,“ verſetzte der Dämon, „iſt es wirklich ſo, er hat nun einmal dieſe Grille; ſein angenehmſter Gedanke iſt, man werde dereinſt ſein Inventar bewundern. Hat er z. B. ein ſchönes Schreibepult gekauft, ſo läßt er es gar ſäuberlich einpacken und in der Möbelkammer aufheben, damit die Trödler, die es nach ſeinem Tode kaufen werden, es noch für ganz neu halten ſollen.

„Bei einem ſeiner Nachbarn iſt es ebenfalls nicht richtig unter der Kappe: er iſt ein alter Hageſtolz, der vor Kurzem von den Philippiniſchen Inſeln nach Madrid kam mit einer reichen Erbſchaft, die ihm ſein Vater, weiland Auditor bei der Audiencia zu Manilla, hinterlaſſen hat. Er führt eine ganz abſonderliche Lebensweiſe. Den ganzen Tag ſieht man ihn in den Vorzimmern des Königs und des erſten Miniſters ſtehen. Ihr dürft ihn nicht für einen Ehrgeizigen halten, der um einen hohen Poſten nachſucht; er wünſcht ſich gar keinen und verlangt auch ſonſt nichts. Alſo, werdet Ihr ſagen, geht er nur hin, um ſeine Aufwartung zu machen? Noch weniger. Er ſpricht niemals mit dem Miniſter; er iſt ihm gar nicht bekannt und wünſcht es auch nicht zu werden.“ — „Was hat er denn für eine Abſicht?“ — „Er möchte gern die Leute auf den Glauben bringen, daß er etwas gelte.“

„Ein dralliger Burſche!“ rief der Student laut auflachend; „viel Mühe um nichts! Er gehört mit Recht auf die Liſte der Narren, die noch nicht eingeſperrt ſind.“ — „O,“ verſetzte Asmodi, „ich kann Euch noch eine Menge Anderer zeigen, denen Ihr kein Quentchen Verſtand mehr zutrauen dürft. Seht einmal dort in dem großen Hauſe, wo ſo viele Wachskerzen ſchimmern, die drei Herren und die zwei Damen, die um einen Tiſch ſitzen. Sie haben mit einander ſoupirt und ſpielen jetzt Karten, um die Nacht vollends hinzubringen; dann werden ſie auseinander gehen. So leben dieſe Herren und Damen beſtändig! Jeden Abend kommen ſie regelmäßig zuſammen, verlaſſen ſich erſt mit Anbruch der Morgenröthe und ſchlafen dann, bis der Tag der Dunkelheit wieder weichen muß. Dem Anblick der Sonne und den Schönheiten der Natur haben ſie längſt entſagt. Wenn man ſie ſo mit Lichtern umgeben ſieht, ſo könnte man ſie für Todte halten, die ihren Leichenzug erwarten.“ — „Dieſe Narren,“ ſagte Don Kleophas, „braucht man nicht einzuſperren, ſie ſind es bereits.“

„Dort,“ ſagte der Dämon, „ſehe ich in den Armen des Schlafs einen Mann, den ich wohl leiden mag und der auch mir ſehr zugethan iſt; ein Herrchen ganz nach meinem Herzen. Es iſt ein alter Baccalaureus, und der Gott, den er anbetet, iſt das ſchöne Geſchlecht. Sobald Ihr ihm von einer hübſchen Dame ſagt, könnt Ihr Freude und Wohlgefallen aus ſeinen Augen leuchten ſehen. Sagt Ihr ihm, ſie habe einen zartgeſchnittenen Mund, roſenrothe Lippen, Zähne von Elfenbein und eine Haut wie Alabaſter; kurz, malt Ihr ihm die Schöne Zug für Zug, dann ſeufzt er bei jedem Zuge, verdreht die Augen, die Wolluſt treibt ihm das Blut ſchneller durch die Adern. Vor zwei Tagen kam er in der Alcala-Straße am Laden eines Frauen-Schuſters vorbei. Auf einmal blieb er ſtehen, um einen kleinen Pantoffel zu betrachten, der ihm in die Augen fiel. „Ach!“ ſagte er, nachdem er ihn mit unverdienter Aufmerkſamkeit lange beſchaut hatte, mit ſchmachtendem Tone zu einem Herrn, der bei ihm ſtand; „ach, mein Freund, dieſer allerliebſte Pantoffel bezaubert meine Phantaſie! Wie niedlich muß nicht der Fuß ſein, für den er gemacht iſt! Laßt uns geſchwind weiter gehen, dieſer Anblick macht mich ganz wollüſtig. Eine gefährliche Straße das!“

„Dem Baccalaureus einen ſchwarzen Strich!“ ſagte Leandro Perez. „Ja wohl, von Rechtswegen,“ verſetzte Asmodi; „ebenſo auch für ſeinen nächſten Nachbar, ein Original von einem Auditor, der eigene Equipage hat und ſich deßwegen faſt zu Tode ſchämt, wenn er zufällig einmal in einer Miethkutſche fahren muß. Zum Stubenburſchen gebe ich ihm ſeinen Vetter, einen Licentiaten, der an einer Kirche hier eine ſehr einträgliche Pfründe beſitzt, aber faſt immer in Miethkutſchen fährt, um ſeine eigenen prachtvollen zwei Wagen, ſo wie ſeine ſchönen vier Maulthiere, zu ſchonen.

„In der Nachbarſchaft von dem Auditor und dem Baccalaureus entdecke ich einen Mann, dem gleichfalls eine Stell

Digitized by Google

im Narrenhaus ohne Unbilligkeit nicht verſagt werden kann. Er iſt ſechzig Jahre alt und hat ſich neuerdings in eine junge Dame verliebt; er beſucht ſie täglich und glaubt ſie nicht beſſer unterhalten zu können, als wenn er ihr von dem Glücke erzählt, das er in den Tagen ſeiner Blüthe bei den Damen gemacht haben will. Sie ſoll ihn, meint er, jetzt dafür belohnen, daß er in ſeiner Jugend einmal liebenswürdig war.

„Zu dem alten Gecken könnte man einen andern ſperren, der etwa zehn Schritte von uns ſchläft. Es iſt ein franzöſiſcher Graf, der hierher kam, um den ſpaniſchen Hof zu ſehen. Dieſer alte Herr ſteht bereits in ſeinem vierzehnten Jahrfünft. In ſeinen ſchönen Tagen hat er am Hofe ſeines Königs geglänzt; da bewunderte Jedermann ſeinen Wuchs, ſeine Artigkeit, und ganz beſonders wurde ſein Geſchmack im Anzug gerühmt. Er hat alle ſeine Kleider aufgehoben und trägt ſie ſeit fünfzig Jahren immer noch zum Trotze der Mode, die ſich in ſeinem Lande mit jedem Tage ändert. Das Luſtigſte aber dabei iſt, daß er ſich einbildet, er beſitze noch immer dieſelbe Anmuth, die man in ſeiner Jugend bei ihm fand."

„Ganz unbedenklich," ſagte Don Kleophas, „gehört dieſer Herr auch in das Verzeichniß unſerer Penſionäre für die casa de los locos." — „Noch ein Zimmer," verſetzte der Dämon, „muß ich für eine Dame beſtimmen, die neben dem Hotel des Grafen auf einem Speicher wohnt. Es iſt eine alte Wittwe, die aus allzugroßer Zärtlichkeit für ihre Kinder die Güte hatte, ihnen ihr ſämmtliches Vermögen durch eine Schenkung gegen eine kleine Leibrente zu überlaſſen, welche ihr beſagte Kinder bezahlen ſollten, aber aus Dankbarkeit nicht zu bezahlen für gut finden.

„Auch einen alten Hageſtolz können wir dahin ſchicken. Er iſt von guter Familie, bekommt aber kaum einen Dukaten in die Hand, ſo hat er ihn ſchon verthan; weil er nun durchaus Geld haben muß, ſo iſt er zu Allem fähig, um ſich welches zu verſchaffen. Vor vierzehn Tagen kam ſeine Wäſcherin, der er dreißig Louisd'or ſchuldig war, und mahnte ihn darum, weil ſie ihr Geld zur Heirath mit einem Kammerdiener, der ſich um ſie bewerbe, nothwendig brauche. „Du mußt alſo noch außerdem Geld haben," ſagte er zu ihr, denn wo beim Teufel wäre der Kammerdiener, der für dreißig Louisd'or dein Mann werden wollte?" — „Nun ja," antwortete ſie, „ich habe auch ſonſt noch zweihundert Dukaten!" wiederholte er haſtig; „mein Seel, das iſt kein Spaß. Gib ſie her, ich heirathe dich und wir ſind glücklich." Sie nahm ihn beim Wort und ſeine Wäſcherin iſt jetzt ſeine Frau.

„Noch drei Plätze müſſen wir für die drei Herren aufbewahren, die vom Abendeſſen zurückkommen und in dieſes Hotel da rechter Hand gehen, wo ſie wohnen. Der eine iſt ein Graf und affectirter Beſchützer der ſchönen Wiſſenſchaften; der andere, ſein Bruder, iſt ein Licentiat; der dritte, ein Schöngeiſt, ihr Günſtling. Sie ſtecken faſt immer beiſammen und gehen nie ohne einander aus. Des Grafen einziges Geſchäft iſt, ſich ſelbſt zu loben; ſein Bruder lobt ihn auch und ſich zugleich; dem Schöngeiſt aber liegt die dreifache Mühwaltung ob, die beiden Herren zu loben und in ihr Lob zugleich ſein eigenes zu miſchen."

„Noch zwei Plätze! Den erſten für einen alten Spießbürger, einen Blumenliebhaber, der nichts zu leben hat, aber gleichwohl einen Gärtner und eine Gärtnerin halten will, um ein Dutzend Blumen in ſeinem Gärtchen zu pflegen. Den andern für einen Comödianten, der ſich neulich über die mancherlei mit dem Bühnenleben verbundenen Beſchwerlichkeiten beklagte und unter Anderem zu einigen von ſeinen Cameraden ſagte: „Mein Seel, Brüder, mir iſt die Sache entleidet; ja ich wollte lieber ein kleiner Landedelmann mit 1000 Dukaten Einkünfte ſein."

„Wohin ich nur blicke," — fuhr Asmodi fort — entdecke ich überall kranke Gehirne. Dort fällt mir ein Calatrava-Ritter in die Augen, der auf ſeine geheimen Zuſammenkünfte mit der Tochter eines Granden ſo ſtolz und eitel iſt, daß er ſich den erſten Perſonen am Hofe gleichdünkt. Er hat etwas Aehnliches mit jenem Villius, der ſich einbildete, Sulla's Schwiegerſohn zu ſein, weil er mit der Tochter des Dictators gut ſtand. Die Vergleichung iſt um ſo treffender, weil der Ritter wie der Römer ebenfalls einen Longarenus, d. h. einen höchſt unbedeutenden Menſchen zum Nebenbuhler hat, der noch mehr begünſtigt wird, als er."

„Man ſollte faſt glauben, von Zeit zu Zeit kommen dieſelben Menſchen, nur unter neuen Geſtalten, wieder auf die Welt. In dieſem Commiſſair des Miniſters erkenne ich den Vollanus, der allen Leuten Grobheiten machte und jedem, deſſen Geſicht ihm mißfiel, geradezu ſeine Meinung ſagte. In dem alten Präſidenten dort ſehe ich den Fufidius wieder, der ſein Geld gegen fünf Prozent monatlich auslieh, und Marſäus, der ſein väterliches Haus der Schauſpielerin Origo ſchenkte, lebt wieder auf in dem jungen Herrn dort, der ſein Haus in der Nähe des Escurials mit einer Theater-Prinzeſſin durchjagt."

Asmodi wollte fortfahren, als er auf einmal Inſtrumente ſtimmen hörte. Er hielt ein wenig an und ſagte dann zu Kleophas: „Da unten in der Straße ſind Muſikanten, die der Tochter eines Alkalde de Corte ein Ständchen bringen wollen. Wenn Ihr Luſt habt, die Herrlichkeit in der Nähe mit anzuhören, ſo dürft Ihr nur befehlen." — „Ja wohl," antwortete Zambullo, „ich habe eine große Freude an Serenaden; laßt uns näher hinzutreten, vielleicht wird auch geſungen." Er hatte noch nicht ausgeſprochen, ſo befand er ſich ſchon auf dem Nachbarhauſe des Alkalde.

Zuerſt wurden einige italieniſche Arien geſpielt, hernach ſangen zwei Sänger wechſelsweiſe folgende Verſe:

Si de tu hermosura quieres
Una copia con mil gracias:

Escucha, porque pretendo
El pintarla.

Es tu frente tota nieve
Y el alabastro, batallas
Offrecio al Amor, haziendo
En ella voya.

Amor labro de tus cejas
Dos arcos para su aljova;
Y debaxo ha descubietto
Quien le mata.

Eres duena de el lugar,
Vandolera de las almas,
Iman de los alvedrios,
Linda alhaja.

Un rasgo de tu hermosura
Quisiera yo retratarla,
Que es estrella, es cielo, es sol;
Nos es sino el alva.

Willſt du deine Lieblichkeit
Schauen in getreuen Bildern,
Lauſche mir! ich bin bereit,
Sie zu ſchildern.

Nicht gefärbt hat Amor je
Deine Stirn; ſie leuchtet reiner
Als der Marmor, als der Schnee,
Spottet ſeiner.

Deine Brau'n hat Amor kühn
Sich als Bogen zugerichtet,
Deren Pfeilgeſchoß doch ihn
Selbſt vernichtet.

Herrin biſt du, die's verſteht,
Herzen aus der Bruſt zu ſtehlen,
Biſt der mächtige Magnet
Aller Seelen.

Daß dem Abbild eine Spur
Deiner Herrlichkeit ſich böte!
Stern du! Sonne! nein erſt nur
Morgenröthe!

„Recht hübſche und artige Verſe,“ verſetzte der Muſenſohn. „Ja, ſie gefallen Euch,“ ſagte der Dämon, „weil Ihr ein Spanier ſeid; aber z. B. in's Franzöſiſche überſetzt würden ſie ſich nicht beſonders gut ausnehmen. Die Franzoſen können ſo kühnen Figuren keinen Geſchmack abgewinnen und würden eine bizarre Phantaſie darin finden, worüber ſie lachen müßten. Jedes Volk hat ſeinen eigenen Geſchmack und ſeinen eigenen Genius, den es für den beſten hält. Doch laſſen wir die Verſe jetzt gut ſein, Ihr ſollt ſogleich eine andere Muſik hören.

„Folgt mit den Augen dieſen vier Männern, die auf einmal auf der Straße erſchienen ſind. Seht, jetzt greifen ſie die Muſiker an. Dieſe machen ſich Schilde aus ihren Inſtrumenten, die aber den Hieben und Stößen nicht widerſtehen können, ſondern in Stücke zerfahren. Schaut, jetzt kommen ihnen zwei Cavaliere entgegen, von denen der eine die Serenade veranſtaltet hat. Mit welcher Wuth ſie auf die Angreifer losſtürzen! Allein die letzteren ſind nicht minder gewandt und ſtark und empfangen ſie unerſchrockenen Muthes. Wie das Feuer aus den Degen ſprüht! Seht, eben fällt einer von den Vertheidigern der Serenade, eben der, welcher ſie gab; er iſt tödtlich verwundet. Sein Gefährte ſpringt davon, die Angreifer flüchten ſich und die Muſikanten laufen auseinander. Auf dem ganzen Platze bleibt Niemand, als der unglückliche Cavalier, der den Tod als Lohn für ſeine Serenade empfängt. Zu gleicher Zeit könnt Ihr die Tochter des Alkalde beobachten. Sie ſteht am Fenſter, von wo aus ſie Alles mit angeſehen hat. Sie iſt ſo ſtolz und eitel auf ihre ziemlich mittelmäßige Schönheit, daß ſie, ſtatt den unſeligen Vorgang zu beweinen, eine grauſame Freude darüber empfindet und ſich nur um ſo liebenswürdiger vorkommt.

„Es iſt noch nicht genug! da kommt ein anderer Herr und bleibt bei dem Unglücklichen, der in ſeinem Blute ſchwimmt, ſtehen, um ihm wo möglich noch zu helfen; während er aber dieſe Pflicht der Menſchenliebe erfüllt, kommt die Schaarwache dazu und führt ihn in's Gefängniß, wo er lange wird bleiben müſſen. Die Geſchichte kann ihm leicht ſo viel koſten, als wenn er ſelbſt der Mörder wäre.“

„Wie viel Unglück in einer einzigen Nacht!“ ſagte Zambullo. „Dies iſt noch nicht das letzte,“ antwortete der Teufel; „wäret Ihr jetzt beim Sonnenthore, ſo würdet Ihr über ein Schauſpiel, das eben beginnen wird, Euch entſetzen. Durch die Nachläſſigkeit eines Bedienten iſt in einem Hotel Feuer ausgebrochen und hat ſchon eine Menge koſtbarer Möbel verzehrt. Allein alle ſeine Reichthümer werden den Beſitzer dieſes prachtvollen Hotels, Don Pedro de Escolano, nicht ſchmerzen, wenn er nur ſeine einzige Tochter Seraphine, die ebenfalls in Todesgefahr iſt, retten kann.“

Don Kleophas wünſchte den Brand in der Nähe zu ſehen und der Dämon ſetzte ihn im Augenblick auf ein Haus neben dem Sonnenthor, gegenüber von dem, welches brannte.

Nahrungsmittel.

Von J. Moleſchott.

Die Gemüſe.

Fleiſch und Gemüſe iſt eine ſo allgemein verbreitete Verbindung von Speiſen in unſerm gemäßigten Himmelsſtrich, daß man ſich der Vermuthung nicht erwehren kann, das Eine werde durch das Andere ergänzt. Und in der That, wenn man die Zuſammenſetzung unſerer Kohl- und Krautarten, des Spinats und Sauerampfers, des Salats und des Hopfens, des Portulaks und der Spargeln betrachtet, ſo findet man, daß neun Zehntel ihres Gewichtes aus Waſſer beſtehen, dagegen noch kein halbes Hundertel aus löslichem Eiweiß. Und wenn auch ihr Gehalt an Fettbildnern, zumal an Zellſtoff und Stärkegummi, welche von Stärkmehl, Wachs und dem grünen ſtickſtoffhaltigen Farbſtoff der Pflanzen begleitet ſind, die Menge des Eiweißes übertrifft, ſo erhellt doch ſchon aus dem bedeutenden Waſſerreichthum, daß auch die Fettbildner nur einen verhältnißmäßig kleinen Gewichtstheil der Gemüſe ausmachen können.

Dagegen enthalten die Blätter und Schößlinge, die wir als Gemüſe benutzen, organiſche Säuren, die Spargeln und die meiſten Kohlarten Aepfelſäure, der Sauerampfer Kleeſäure: Jene aus Kohlenſtoff, Waſſerſtoff und vielen Sauerſtoff beſtehend, und dieſe, wie die Kohlenſäure, nur aus Kohlenſtoff und Sauerſtoff zuſammengeſetzt, aber weniger ſauerſtoffreich als die Kohlenſäure, ſind im Stande, das lösliche Eiweiß des Fleiſches in Löſung zu erhalten. In den Spargeln geſellt ſich ein eigenthümlicher Stoff zur Aepfelſäure, der Spargelſtoff, der weder ſaure, noch baſiſche Eigenſchaften beſitzt und durch ſeinen Stickſtoffgehalt ausgezeichnet iſt. Das Sauerkraut endlich, das in gleichem Maaße den deutſchen Bürger erfreut, wie es den Troſt ausmacht des engliſchen Matroſen, verdankt ſeinen Namen dem ſäuerlichen Geſchmack, den Milchſäure in demſelben hervorbringt. Das geſchnittene Weißkraut, das mit Salz in Tonnen aufbewahrt wird, geräth in eine Gährung, welche eben Milchſäure und außerdem noch Butterſäure erzeugt.

Die löſende Kraft dieſer Säuren, die auch auf den Faſerſtoff des Fleiſches mit einwirkt, wird von einem reichlichen Gehalt an Chlorverbindungen und Salzen unterſtützt. In Weißkraut und Spargeln, Salat und Roſenkohl herrſcht das Kali bedeutend vor, während im Spinat Natron dem Kali das Gleichgewicht hält. Viel Kalk und Bittererde zeichnen den Roſenkohl aus, und in den Stengeln und Blättern des Salats, in Spargeln und Blumenkohl hat man Spuren von Mangan gefunden, einem Metall, das mit dem Eiſen die größte Aehnlichkeit beſitzt.

Iſt es zu verwundern, wenn alle dieſe Gemüſe, deren feſter Rückſtand oft kein ganzes Zehntel des Gewichts der friſchen Theile ausmacht, die mehr Salze als Eiweiß, gar keinen ungelöſten Eiweißkörper, aber regelmäßig etwas organiſche Säure enthalten, dem Fleiſch gegenüber als blutverdünnende Speiſen gerühmt werden? Während ſie ſelbſt dem Blute nur wenig zuführen, wie es die kraftloſen Muskeln der von Kräutern lebenden Tropenvölker beweiſen, helfen ſie ſchon im Verdauungskanal die Eiweißkörper des Fleiſches löſen, und ſelbſt, nachdem ſie in unſer Blut gelangt ſind, vermögen ſie es, das Eiweiß und den Faſerſtoff in flüſſigem Zuſtand zu enthalten.

Der Zellſtoff, der in manchen Kohlarten, beſonders im Strunke, reichlicher vorhanden iſt, gehört zu den ſchwer verdaulichen Nahrungsſtoffen u. erklärt die blähende Wirkung, welche ſie auf ſchwache Verdauungsorgane nicht ſelten ausüben. Vor den übrigen Kohlarten zeichnet ſich das Sauerkraut aus, das wegen ſeines Gehalts an Milchſäure zu den leicht verdaulichen Speiſen gehört. Mit Unrecht ſteht dieſes nützliche Gemüſe im Ruf der Schwerverdaulichkeit, den ihm Schweinefleiſch und hart gekochter Erbſenbrei, die ſo häufig mit demſelben gegeſſen werden, zugezogen haben.

Erhellt nun aus Obigem, daß die Gemüſe allein dem Blute nur wenig Erſatz bieten für die ausgeſchiedenen Stoffe, ſo erklärt ſich die mangelhafte Ernährung der Gewebe bei ausſchließlichem Genuß von Kräutern von ſelbſt. Nicht nur die Muskeln werden kraftlos, auch dem Gehirn wird wenig Stoff zugeführt. Daher ein unentſchloſſener Wille und feiges Aufgeben der Selbſtſtändigkeit bei den Hindus und andern Tropenbewohnern, die ſich faſt nur von Gemüſepflanzen ernähren.

Und wenn außerdem die Nahrungsſtoffe der Gemüſe weniger Sauerſtoff erfordern, als Fleiſch und Brod oder Hülſenfrüchte, um ſich in Kohlenſäure und Waſſer zu verwandeln, ohne daß ſich deshalb die Menge des Sauerſtoffs, die wir einathmen, vermindert, ſo wird es klar, weshalb wir, von Gemüſe lebend, mehr Kohlenſäure aushauchen, als bei kräftiger Koſt von Fleiſch und Brod und Erbſen. Eben deshalb wird der Menſch durch bloße Gemüſe nur auf kurze Zeit geſättigt; denn Blut und Gewebe werden überdies nur ſpärlich mit Eiweiß verſorgt. Dieſe Eiweißarmen Gewebe liefern dagegen weniger ſtickſtoffhaltige Zerſetzungsprodukte, und in vier und zwanzig Stunden iſt die Ausſcheidung von Harnſtoff und Harnſäure anſehnlich vermindert. Dennoch wird die Menge des Harns durch die Salze und Säuren der Gemüſe überhaupt vermehrt, und wie raſch die Anziehung der Nieren auf die Beſtandtheile, welche Spargeln in das Blut bringen, dem Geruche ſich kund giebt, iſt allen Laien bekannt.

Wird das Gewicht des Fleiſches unſeres Mahls zum

Theil durch die eiweißarmen Gemüſe erſetzt, ſo wird die Zufuhr eiweißartiger Stoffe gemäßigt und die Verdauung des Genoſſenen erleichtert. Auf dieſe Weiſe kommt die Miſchung zu Stande, welche zwiſchen Fleiſch und Gemüſe die Mitte hält; das Blut beſitzt mehr Waſſer als das Fleiſch, mehr feſte Stoffe als Gemüſe, und wenn man den Gehalt des Fleiſches an Eiweißkörpern mit dem der Gemüſe zuſammenzählt, die Summe aber in zwei gleiche Hälften theilt, dann ergiebt ſich für das Gemenge der trocknen Nahrungsſtoffe ein Eiweißgehalt, welcher dem des Blutes nahe entſpricht. So wird der ſcheinbare Zufall zur begründeten Regel, und wo in der Wahl der Speiſen ein willkührlicher Geſchmack zu herrſchen glaubt, da zeigt ſich eine Nothwendigkeit des Geſetzes, da ſtrahlt ein Licht in dem Zuſammenhang zwiſchen Speiſe und Blut, und zum Tag wird die Nacht, in der allein die ahnungsvollen Träume von Zweckmäßigkeit das Reich des Wiſſens mit nebelhaften Geſpenſtern bevölkern konnten.

Die Kartoffeln und Rüben.

Obgleich man im gewöhnlichen Leben Kartoffeln und Rüben mit den Gemüſen auf gleiche Linie zu ſtellen gewohnt iſt, ſo darf man doch nicht vergeſſen, daß dieſe Wurzeln und Wurzelknollen in ihrem Gehalt an feſten Theilen die Gemüſe bedeutend übertreffen. Denn im Durchſchnitt iſt ihr Waſſergehalt nicht bedeutender als der des Fleiſches.

Sind denn Kartoffeln und Rüben in ihrer Nahrhaftigkeit mit dem Fleiſch zu vergleichen? Hier zeigt ſich, wie wichtig es iſt, das Verhältniß, in welchem die einzelnen Gruppen der Nahrungsſtoffe unter den feſten Theilen vertreten ſind, mit der Miſchung des Bluts zu vergleichen, wenn es gilt, die Nahrhaftigkeit zu beurtheilen.

Da findet ſich's denn, daß in Kartoffeln, in weißen, gelben und rothen Rüben, in Schwarzwurzeln und Jeruſalem-Artiſchocken, in Lauch und Sellerie, Schalotten und Zwiebeln, Radischen und Rettig die Fettbildner das Eiweiß beinahe um ebenſo viel übertreffen, als dieſes jene überſteigen müßte, wenn die aufgezählten Wurzeln im Stande ſein ſollten, die Miſchung des Blutes zu erhalten. Während das lösliche Eiweiß, welches allein in dieſen Wurzeln die eiweißartigen Körper vertritt, häufig nicht Ein ganzes und nur ſelten zwei Hundertel des Gewichtes ausmacht, ſchwanken die Fettbildner zwiſchen einem Fünftel und einem Viertel deſſelben.

In den einzelnen Wurzeln und Wurzelknollen iſt die Art der Fettbildner ſehr verſchieden. Zellſtoff und Stärkegummi freilich finden ſich in allen; während ſich aber die Kartoffeln durch ihren Gehalt an Stärkmehl oder Kartoffelſtärke auszeichnen, finden wir in gelben und rothen Rüben, Schwarzwurzeln und Jeruſalem-Artiſchocken einen Reichthum an Zucker.

Die letztgenannten zuckerreichen Wurzeln und die weißen Rüben enthalten eine neue aus Kohlenſtoff, Waſſerſtoff und Sauerſtoff beſtehende Verbindung, welche im Verhältniß zum Waſſerſtoff mehr Sauerſtoff enthält als die Fettbildner. Weil dieſer Stoff in unreifen Früchten die Zellſtoffwände der Zellen verdickt, wird er als Fruchtmark bezeichnet. Durch Kochen verwandelt er ſich in eine gallertige Säure, die man Gallertſäure nennen könnte. Weil ſich aber die Gallertſäure durch unſre Verdauungsſäure nicht in Zucker verwandelt, ebenſowenig wie durch künſtliche Mittel, ſo dürfen Fruchtmark und Gallertſäure nicht den Fettbildnern zugezählt werden.

Fett iſt in Kartoffeln und Mohrrüben in ſehr geringer Menge, und neben dem Fett auch eine Spur von Wachs in den Artiſchocken (Erdäpfeln) gefunden worden. Die Erdnüſſe oder Erdmandeln enthalten dahingegen außer einer großen Menge Stärkmehl, einen bedeutenden Gehalt an fettem Oel.

Der ſcharfe Geſchmack der dem Lauch und Knoblauch, Radischen und Meerrettig, den Zwiebeln und der Peterſilienwurzel eigen iſt, wird durch beſondere flüchtige Oele erzeugt; denn dieſe Oele beſitzen, wenn ſie für ſich dargeſtellt ſind, ganz vollkommen den eigenthümlich ſcharfen Geruch und den beißenden Geſchmack der Wurzeln ſelbſt. Das Knoblauch, das alle übrigen Oele durch ſeinen durchdringenden Geruch und Geſchmack übertrifft, iſt in Waſſer wenig löslich und aus Knochenſtoff, Waſſerſtoff und Schwefel zuſammengeſetzt.

Organiſche Säuren, die ich als ein Merkmal der Gemüſe erwähnte, ſind auch in dieſen Wurzeln zu finden; ſo die Aepfelſäure in Kartoffeln und Mohrrüben, eine der Aepfelſäure beinahe gleich zuſammengeſetzte Verbindung, die Citronenſäure, und eine ſauerſtoffreichere Säure, die Weinſäure in den Jeruſalem-Artiſchocken. Die Citronenſäure iſt ferner in mehren Wurzeln beobachtet worden, welche die oben erwähnten flüchtigen Oele auszeichnen.

Spargelſtoff findet ſich in den Kartoffeln, die außerdem noch durch den ſo eben erwähnten Gehalt an Aepfelſäure an die Zuſammenſetzung der Spargeln erinnern.

Während in den Kartoffeln, mit Ausnahme des Fluors alle anorganiſchen Grundſtoffe unſeres Körpers vorhanden ſind, iſt es eine Eigenthümlichkeit der weißen Rüben, daß ſie kein Natron und nur wenig Eiſen enthalten. Um ſo reichlicher iſt das Kali in den weißen Rüben vertreten, das auch in der Kartoffelaſche mehr beträgt, als alle übrigen anorganiſchen Beſtandtheile zuſammen.

Vergleicht man die Kartoffeln und Rüben mit den Gemüſen, ſo findet man, daß letztere an Verdaulichkeit und Nahrhaftigkeit jenem Wurzelwerk nachſtehen. Denn einmal ſind die verſchiedenen Fettbildner der Wurzeln, Stärkmehl, Gummi und vorzüglich der Zucker leichter löslich als der Zellſtoff der Gemüſe, und andrerſeits ſind eben jene Fettbildner und das Eiweiß, wenn letzteres auch noch ſo ſpärlich

Digitized by Google

vorhanden iſt, in den Wurzeln in viel größerer Menge, in den Blättern und Schößliugen enthalten.

Wenn man aber die Wurzeln mit der Gruppe der nahrhaften Speiſen, mit Fleiſch, Getreideſamen und Hülſenfrüchten zuſammenſtellt, dann findet man auch das gewaltigſte Nahrungsmittel aus jener Gruppe nahrhafter als Rüben und Kartoffeln. Reis und Mais ſind nicht nur reicher an eiweißartigen Körpern als alle Wurzeln, ſondern durch ihren Stärkmehlgehalt dieſen beinahe vierfach überlegen.

Darum gehören die Wnrzeln wie die Gemüſe und das Obſt zu den wenig nahrhaften Speiſen, und laſſen ſich in einer zweiten Gruppe vereinigen, wenn man aus Fleiſch, Brod und Erbſen die erſte gebildet hat. In jener Gruppe zeichnen ſich zwar Kartoffeln und Mohrrüben durch ihre Nahrhaftigkeit, die Mohrrüben überdies durch ihre Verdaulichkeit vortheilhaft vor den übrigen aus. Was ſoll man aber trotzdem von einem Nahrungsmittel halten, in dem Eiweiß und Fettbildner gerade im umgekehrten Verhältniſſe von dem im Blute gegebenen vorhanden ſind? Mit Fett kann es das Blut und die Gewebe überfüllen, aber wie es das Blut nur ärmlich mit Eiweiß verſorgt, ſo kann es den Muskeln keinen Faſerſtoff und keine Kraft, dem Gehirne weder Eiweiß noch phosphorhaltiges Fett zuführen. Oder ſoll der Menſch ſich mäſten wie das Vieh? Und was wäre denn andres die Folge, wenn man ſo viel Kartoffeln genießen wollte, als nöthig wären, um durch ſie allein das Blut mit dem erforderlichen Eiweiß zu verſehen? Es würde, wenn nicht die Verdauung durch die übermäßige Zufuhr gänzlich ins Stocken geriethe, ein Reichthum an Fett entſtehen, den der Sauerſtoff nicht bewältigen könnte, das Fett müßte einen Theil der Lebensluft den eiweißartigen Körpern rauben. Dann wäre dem raſtloſen Stoffwechſel, der Ernährung wie der Rückbildung, eine Schranke gezogen und nur ein Theil, der minder wichtige, wäre in dem Strom des Werdens und Vergehens begriffen, der Willens- und Thatkraft, Bewegung und Gedanken erzeugt.

Das iſt es, was den Druck der Armuth ſo unendlich erſchwert. Das ſchlecht befriedigte Bedürfniß ließe ſich eine Zeit lang ertragen. Die Kraft des Arms darf hoffen, beſſere Nahrung zu erringen. Die Hoffnung trägt die Arbeit, die Arbeit den Lohn. Aber träges Kartoffelblut, ſoll es den Muskeln Kraft zur Arbeit, dem Hirne den belebenden Schwung der Hoffnung ertheilen? Armes Irland, deſſen Armuth Armuth gebiert. Du kannſt nicht ſiegen in dem Kampf gegen den ſtolzen Nachbar, deſſen üppige Heerden die Macht ſeiner Söldner erzeugen! Du kannſt nicht ſiegen! Denn Deine Nahrung kann ohnmächtige Verzweiflung erwecken, und nur Begeiſterung vermag den Rieſen abzuwehren, dem mit reichem Blute Thatkraft durch die Adern rollt. Du, wahrlich, dankſt der neuen Welt die Gabe nicht, die Dein Elend verewigt. Und wenn Dir Hawkins die Kartoffeln brachte, wir andern mögen ſeine edle Abſicht preiſen, Dein Wohlthäter iſt er nicht geworden.

Nicht blos der eigenthümliche Geſchmack wird durch die flüchtigen Oele, die ich oben mehren Wurzeln zuſchrieb, hervorgebracht. Der Geſchmack iſt nur das erſte Glied in einer langen Reihe von Eindrücken, welche jene flüchtigen Oele auf den Körper bewirken. Die Lauch- und Zwiebelarten, Radischen und Rettig beſchleunigen den Puls, ihr Oel wird mit dem Blut den Nerven zugeführt, die Reizbarkeit erhöht, der Geſchlechtstrieb erregt. Der Geruch der Oele theilt ſich dem Athem mit, und auch ohne das häufige Aufſtoßen, das Radischen und Rettig erzeugen, erkennt man den vorhergegangenen Genuß von dieſen und Zwiebeln, von Lauch und Knoblauch noch lange nachher an der ausgeathmeten Luft. Die Nieren entziehen in Folge jener Oele dem Blut mehr Waſſer; die harntreibende Wirkung jener Wurzeln iſt bekannt.

Das Fieber.

Von Rudolph Virchow.

Es giebt ein altes deutſches Fabelbuch, das einſt zu den am meiſten verbreiteten im deutſchen Vaterlande gehörte. Aber es iſt etwas lange her, daß es geſchrieben ward, man ſagt im 13. Jahrhundert, und da es bei den meiſten in Vergeſſenheit gerathen iſt, ſo läßt es ſich wohl entſchuldigen, wenn in unſerer fabelreichen Zeit einmal daran erinnert wird. Das Buch führt den Titel: „Der Edelſtein," und Bonerius, der es gedichtet, hat uns darin nicht blos einen Schatz vortrefflicher Sittenſprüche, ſondern auch eine Fundgrube guter, vaterländiſcher Worte hinterlaſſen, welche nachher verloren gegangen und durch oft unverſtandene Fremdwörter erſetzt worden ſind.

Solch' ein verklungenes und erſt mit Hülfe von Wörterbüchern zu enträthſelndes Wort iſt „der Ritte". Von dem Ritten und einem kleinen Thiere, das ſelbſt Göthe nur in einem mephiſtopheliſchen Liede zu nennen wagte, handelt die höchſt ergötzliche 48. Fabel in dem Buche. Der Ritte erſcheint als eine beſondere, ſprechende und thätige Perſon, und es dürfte für einen Unerfahrenen ſchwer ſein, nach Durchleſung der ganzen Fabel auch nur zu ahnen, welche Art von Thier es wohl geweſen ſein mag. Die Wörterbücher belehren uns, daß es das Fieber war*), und wenn wir

*) Der Edelſtein von Bonerius, herausgegeben von G

etwa geneigt geweſen wären, aus dem Mangel einer urſprünglich deutſchen Bezeichnung zu ſchließen, daß unſere kräftigeren Vorfahren von dieſer Krankheit verſchont geblieben ſeien, ſo müſſen wir jetzt zugeſtehen, daß wir uns geirrt hätten. Das Wort rito als Ausdruck für Fieber hat ſich ſchon in einem alten St. Galler Pergamentblatt, welches Gloſſen zu Virgil's Gedichten über den Landbau enthält, aus dem 9. Jahrhundert gefunden, und auch die verwandte angelſächſiſche Sprache kennt den Ausdruck hridjan (althochdeutſch ridan) für fiebern und rideroth*) für Fieber. Es kann alſo kein Zweifel darüber bleiben, daß wir hier eine urdeutſche Bezeichnung haben, und die Gelehrten ſind nur darüber unſicher, ob ſie dieſelbe auf rida zittern oder rida reiten, beides Bezeichnungen, welche auf ſtoßweiſe Bewegung hindeuten, beziehen ſollen. Noch bis auf dieſen Tag hat ſich ein ähnlicher Sinn in dem Worte Rütteln erhalten, und wenn der Ritte bei Bonerius die Schilderung ſeiner Heldenthaten damit beginnt, daß er ſagt:

> Ein wip ich marteron began;
> Ich erschotte ir Gelider
> Kreftiklich,

ſo ſtimmt dies ganz überein mit der Beobachtung des Schüttelfroſtes, mit welchem heftige Fieber zu beginnen pflegen.

Aber ſchon vor der Zeit des Bonerius war der Ausdruck Fieber in unſere Sprache eingedrungen. Er findet ſich in einer aus dem 12. Jahrhundert ſtammenden, metriſchen Bearbeitung der Bücher Moſes, wahrſcheinlich dem Werke eines gelehrten, in der lateiniſchen Sprache der römiſchen Kirche herangebildeten Kloſterbruders. Denn es war ja damals die Zeit, wo die Klöſter die Pflanzſtätten des gelehrten Wiſſens bildeten, wo Heidniſches und Chriſtliches ſich noch in naiver Vermiſchung befanden und wo Virgil und Galen in den geiſtlichen Schulen neben Moſes und Johannes gepflegt wurden. Mit dem Romanismus, der unſer nationales Leben und Treiben ſo vielfach gefälſcht hat, kam auch das Wort Fieber aus dem Lateiniſchen herüber.

Hat es der Ritte mit dem rüttelnden Froſt zu thun, ſo bedeutet Fieber die glühende, wallende Hitze. Denn das lateiniſche Wort febris (Fieber), welches durch eine Verſetzung der Buchſtaben aus ferbis entſtanden iſt, ſtammt von ferveo, ich glühe, ich walle, und ſchließt ſich ſomit ganz eng an das klaſſiſch-griechiſche Wort pyretos an, welches von pyr, das Feuer**) abgeleitet, den Zuſtand der Fiebergluth ausdrückt. Sonderbar genug nimmt ſich daher für den, welchem die Geſchichte der Sprache und die Wurzeln der Worte offen daliegen, unſer kaltes Fieber aus, jene ſo gangbare Bezeichnung für eine der Hauptformen des Fiebers, für den eigentlichen Ritten*).

Aber es iſt auch ein ſonderbares Ding, dieſes kalte Fieber. Meint man doch wirklich, daß erſtarrende Kälte und glühender Brand darin mit einander gemiſcht ſeien: während Hand und Fuß und Stirn eiſig anzufühlen ſind, zehrt Glühhitze an den Eingeweiden. Welcher Empfindung ſoll man glauben; der äußerlichen, die jeder mitfühlen kann, oder der innerlichen, die nur der gemarterte Kranke ſelbſt wahrnimmt? Welche Bezeichnung iſt die richtigere, die germaniſche, welche den ſchweren Anfang des Leidens feſthält, oder die helleniſche, welche die Störung in ihrem Verlaufe wiedergiebt?

Mehr als zwei Jahrtauſende ſind darüber hingegangen, ehe dieſe Fragen endgültig beantwortet werden konnten. Das Beobachten der Natur iſt gar ſchwer und die bloßen Sinne ſind ſehr trügeriſche Werkzeuge. Sehr langſam, durch die Arbeit vieler einander ablöſender Geſchlechter werden die Mittel und Wege gefunden, welche ein ſpäteres, wenigſtens in der Erkenntniß glücklicheres Geſchlecht zum Ziele führen. Zu allen Zeiten haben die beſſeren Aerzte ſich eifrig bemüht, die mechaniſchen Mittel, welche die fortſchreitende Technik jedem Einſichtsvollen zur Verfügung ſtellt, für ihre Zwecke, die Erforſchung und Heilung der Krankheiten zu benutzen; nicht Weniges haben ſie durch eigene Erfindung hergeſtellt. Aber der Gebrauch führt auch ſehr leicht zum Mißbrauch, der Gewinn verleitet oft zum Verluſte. So geſchah es zuerſt mit der Uhr.

Schon lange hatte man den Puls gefühlt und gezählt, und man wußte, daß er in fieberhaften Krankheiten von großer Bedeutung ſei. Als man in der Uhr ein ſo ſicheres Werkzeug gewann, um die Zahl der Pulsſchläge in einer beſtimmten Zeiteinheit ſicher feſtzuſtellen, und eine zuverläſſige Vergleichung zwiſchen früheren oder ſpäteren Pulsbeſtimmungen zu machen, da verlor ſich mehr und mehr der Gedanke, daß das Fieber eine urſprüngliche und weſentliche Beziehung zu der Wärme des Körpers habe. Viele begnügten ſich damit, die Hand des Kranken zu faſſen, mit ernſthafter Miene die Uhr zu ziehen und den Puls zu fühlen. Für ſie war Fieber gleichbedeutend mit Vermehrung der Pulsſchläge, und da jeder Pulsſchlag einer Zuſammenzie-

Fr. Benecke. Berlin 1816. S. 450. – Graf, Althochdeutſcher Sprachſatz. Berlin 1836. II. S. 474–75.

*) Im Trier'ſchen ſoll noch heutigen Tages das Wort „ritzeroth" im Gebrauch ſein für „glühendroth".

**) Man vergleiche das engliſche fever (Fieber). Ich bemerke übrigens, daß holländiſch ridsch und ridsig heiß bedeutet, von ridsen reizen, hetzen, laſſe es aber dahingeſtellt, ob dies mit rito, ridan etwas zu thun hat.

*) In dem „Buch der Natur" von Konrad von Megenberg, einem Regensburger Domherrn im 14. Jahrhundert, kommt ſowohl das Wort Fieber (und die Ableitungen fiebern, febriezen, fiebrig), als auch das Wort rit vielfach vor. Dieſes wird hauptſächlich für das kalte Fieber gebraucht, jenes für das heiße. Einmal (Ausgabe von Franz Pfeiffer. Stuttgart 1861 130, 9) wird febris geradezu als haizen suchte (heiße Sucht) erklärt.

hung das Herzens entſpricht, ſo ſchien kein Schluß natürlicher, als daß das Fieber ſeinen weſentlichen Sitz im Herzen und den Gefäßen hat.

Ein Paar Jahrhunderte gingen hin, ehe man zu der Uhr das Thermometer fügen konnte, ehe man außer der Zeit auch die Wärme meſſen lernte. Aber kaum war das Thermometer, zumal durch die Bemühungen unſeres Landsmanns Fahrenheit aus Danzig, als ein handliches Inſtrument hergeſtellt, als es auch die Aerzte zur Erforſchung der Körpertemperatur in Anwendung zogen. Daß ſo endlich zuverläſſige Thatſachen zuſammengetragen wurden, welche die Fieberfrage ihrer Erledigung zuführten, iſt weſentlich ein Verdienſt der deutſchen Wiſſenſchaft. Wir wiſſen jetzt, daß auch im Fieberfroſt der Körper glüht und daß nur die Oberfläche jene Erkältung erfährt, welche den Kranken ſelbſt und noch mehr ſeine Umgebung täuſchen kann.

So hat unſer Jahrhundert wiederum eine jener dunklen Ahnungen, welche die glückliche und unbefangene Naturanſchauung des früheſten griechiſchen Alterthums erfaßt hatte, zu einer wiſſenſchaftlichen Wahrheit erhoben. Als Hippokrates im Tempel von Kos die Ueberlieferungen der Asklepiaden ſammelte, fünf Jahrhunderte vor unſerer Zeitrechnung, da fand er ſchon die Lehre von der heißen Natur des Fiebers vor, freilich eingekleidet in manche dogmatiſche und ſymboliſche Umhüllung, aber doch ſo weit klar, daß ſich das praktiſche Handeln des Arztes, das kühlende, beruhigende Verfahren darauf folgerichtig begründen ließ. Welcher Triumph für den Altvater der Medicin, daß in unſerer Zeit faſt gleichzeitig die wiſſenſchaftliche Forſchung und die einfache, praktiſche Erfahrung von ganz verſchiedenen Seiten her ſeine Grundſätze zur Geltung brachten! Während die thermiſchen Vorgänge des Fiebers wiſſenſchaftlich ergründet wurden, erſtand ganz unabhängig davon die Kaltwaſſerbehandlung und bald wurde die feuchte Kälte in einer noch vor Kurzem ungeahnten Ausdehnung, als der reinſte und freilich auch einſeitigſte Ausdruck der antiphlogiſtiſchen Methode, in den verſchiedenſten Fiebern und Entzündungen mit dem größten Erfolge in Anwendung gezogen. Zuerſt unbewußt in den Händen roher Empiriker, ſpäter bewußt erforſcht und ausgeübt durch wiſſenſchaftlich gebildete Männer, iſt die Hydrotherapie gegenwärtig ſchon ein unentbehrlicher Beſtandtheil der praktiſchen Medicin geworden, und wenn gleich die Vorſtellung jener Enthuſiaſten, welche in dem kalten Waſſer ein Univerſalmittel zu ſehen glaubten und daher neben demſelben jede andere Heilkraft zurückwieſen, ihrerſeits zu Waſſer geworden iſt, ſo iſt hinwiederum der Widerſtand der altzünftigen Aerzte gegen die Neuerer doch ſchon ſo weit überwunden, daß man nicht mehr beſorgen darf, anzuſtoßen, wenn man die Bedeutung der Kaltwaſſerkur zugeſteht. Handelt es ſich dabei doch zugleich um ein gewiſſes Stück nationaler Ehre, denn nicht nur die empiriſche, ſondern auch ein Hauptſtück der wiſſenſchaftlichen Begründung der Hydrotherapie iſt auf deutſchem Boden errungen worden.

So ſteht jetzt alſo in klarer Formel, praktiſch und theoretiſch, gegen einander Gluth und Abkühlung, oder, wenn man es einſeitig ausdrücken will, Feuer und Waſſer. Ich ſage, einſeitig, denn ich möchte durch dieſe Formel ja nicht die Vorſtellung erwecken, als ob bei der Fieberwärme auch Licht frei würde, oder als ob unter allen Umſtänden Waſſer zu ihrer Beſeitigung nöthig oder nützlich wäre. Sonſt würde nichts natürlicher ſein, als daß wir im Sinne der Alten unſere Erfahrungen in eine mythologiſche Formel brächten, oder geradezu perſonificirten. Feuer und Waſſer = Apoll und Neptun. Eine ſolche Gefahr iſt vielleicht näher, als man glaubt. Schon erweiſen viele Waſſerfreunde dem Neptunsgürtel, der naſſen Binde um den Leib, eine Art von abgöttiſcher Verehrung. Wie viel mehr Veranlaſſung haben wir, auf Apoll, den lichten Sonnengott zu blicken. Denn er iſt es ja, der dem klaſſiſchen Alterthum als der Erzeuger der Krankheiten und insbeſondere der fieberhaften galt, und vielleicht iſt es nicht unmöglich, ſeine Spuren noch in unſerer Zeit aufzufinden.

Jedermann kennt die ſchöne Stelle im Anfange der Ilias, wo Phöbos Apollon, erzürnt über die Beleidigung ſeines Prieſters durch Agamemnon, Bogen und Köcher ergreift, um die im Schiffslager vor Troja verſammelten Griechen zu ſtrafen. Der Nacht gleich ſchreitet er heran. Nicht fern von den Schiffen ſetzt er ſich und ſendet ſeine Pfeile. Schrecklich tönt der Schall des ſilbernen Bogens. Die Scheiterhaufen der Todten brennen ohne Unterlaß. Neun Tage dauert die ſchwere Peſt. Erſt am zehnten Tage, nachdem die Sühnopfer gebracht ſind, wird der zürnende Gott beſänftigt.

Und ſo ſcheint er wieder, mit ſeiner Schweſter Artemis, in den jammervollen Geſchichten der Niobe und der Marpeſſa, er, der ſeinen Beinamen Apollon von dem Verderben trägt, das er den Sterblichen bringt. Wir begreifen ſie wohl, die gleichſam doppelte Erſcheinung des Gottes, deſſelben, der zugleich der Gott des Lichtes, der Geſänge, der Wettkämpfe, der Flur und des Haines iſt; er, der Leben, Geſundheit, Freude ſpendet, er iſt es auch, der Sorge, Krankheit und Tod ſendet, gleich dem großen Geſtirn des Tages, das bald erwärmend und belebend, bald ſengend und tödtend über dem Menſchengeſchlecht leuchtet. In der gläubigen Anſchauung der Alten iſt Gott und Geſtirn gleichbedeutend. Wir, an große Städte gebannt und mit allem Schutz ausgeſuchter Kulturmittel umgeben, wir empfinden den wechſelvollen Einfluß der Sonne weniger, als der Landmann u. der Reiſende; ja auch dieſe empfinden ihn weniger in un-

ſerem Klima, wo die Sonne mildere Strahlen ſendet. Anders wirkt ihre ſengende Gluth in ſüdlichen Ländern, und manch' europäiſches Heer hat auch in unſern Tagen die verderbende Wirkung des Sonnenſtrahles erfahren Noch immer klingt das ſilberne Geſchoß des Gottes, und in Fiebergluth fällt der Unvorſichtige, der ſich ſeinem Zorne ausſetzt.

Wie himmelweit verſchieden von uns iſt der Menſch, welcher ſich von dem freien Leben in der Natur noch wenig entfernt hat! Er iſt zunächſt von der Witterung abhängig; der Wechſel der Jahres- und Tageszeiten beſtimmt die Art ſeines Lebens und ſeines Krankſeins; die Erde und das Gewäſſer bringen ihm bald Segnungen, bald Gefahren, je nachdem der lichte oder der umwölkte Himmel ihm günſtig oder ungünſtig ſind. Die Sonne und die Wolke, die Erde und das Meer ſind für ihn nicht blos vier Elemente, wie für den Naturphiloſophen; ihm ſind es perſönliche Erſcheinungen, Weſenheiten, mit denen er in ein perſönliches Verhältniß tritt, Gottheiten, deren Gnade und Ungnade ſich perſönlich über ihn ausgießt. Ein kindlicher Zuſtand, denn das Kind iſt es ja vor allen, welches die Perſonifikation in ſeinem noch ſo armen Vorſtellungskreiſe am meiſten übt und zu üben befähigt iſt, aber auch ein glücklicher Zuſtand, denn er giebt dem Streben und Hoffen, dem Vermeiden und Fürchten ein nahes und ſicheres Ziel.

Hat der Naturmenſch die Sonne in Apoll, den Sonnenſtrahl in den Pfeil des Gottes, die Fieberurſache in die durch dieſen Pfeil erzeugte Verwundung des menſchlichen Leibes verwandelt, ſo findet er leicht die Erklärung, warum er davon getroffen wird, leicht das Mittel der Sühne, welches ihn retten kann. Der Zorn des Gottes iſt durch Opfer, durch Gebete, durch Beſchwörungen zu beſänftigen. Die Griechen vor Troja, als ſie den ſchrecklichen Gott verſöhnen wollen, bringen ihm Stierhekatomben, waſchen im Meere Sünde und Hitze und alles Unreine ab und ſingen einen Päan. Hier iſt Alles in natürlichem, logiſchem Zuſammenhange, und auch die Fiebergluth findet ihre natürliche Erklärung, denn ſie iſt die auf den menſchlichen Leib übertragene, in denſelben eingedrungene Sonnengluth ſelbſt. Und ſo begreift es ſich auch weiterhin, daß es nicht ſo ſehr im Innern der Wohnungen, als unter freiem Himmel iſt, wo das Geſchoß des Gottes die Menſchen verwundet. Das Fieber der Alten iſt vor allen Dingen das kalte oder Wechſelfieber, von dem wir jetzt wiſſen, daß es den unreinen Aushauchungen des Erdbodens entſtammt, nicht das Fieber, wie es unſere Städtebevölkerungen ergreift, meiſt die kleinen Leute, das geringe Volk, aber, wie die traurigſte Erinnerung der jüngſten Tage lehrt, auch die Fürſten in ihren Schlöſſern, das Fieber, welches die Neueren das Nerven- oder typhöſe Fieber genannt haben, und deſſen verderbliche Quellen in dem Zuſammenwohnen der Menſchen zu ſuchen ſind. Die Wechſelfieber ſind die Fieber der Campagna, der Sumpfländer, der Flußniederungen; die Nervenfieber ſind die Fieber der Städte, der Kaſernen, der Gefängniſſe.

Was Apoll, der Verderber, den Griechen war, das waren andere, meiſt zu weniger beſtimmter Perſönlichkeit ausgebildete Götter bei andern Nationen. Denn der Menſch macht ſich ſeine Götter, wie ſeine eigene Bildung es zuläßt. Die deutſchen Stämme haben keine Göttergeſtalt gebildet, in der zugleich ſo viel Seligkeit und ſo viel Unſeligkeit ſich vereinigt hätte, als in der von Phöbos Apollon. Der nordiſche Himmel, das Dunkel der germaniſchen Wälder, die Fülle nebelzeugender Gewäſſer erregten andere Vorſtellungen. Zwar ſprechen auch germaniſche Sagen von Geſchoſſen der Götter, welche den Menſchen Krankheiten bringen, aber es iſt nicht ein beſtimmter Gott, an welchen ſich die Vorſtellung knüpft. Neben den Göttern tritt das verderbliche Geſchlecht der Rieſen, welche in der griechiſchen Mythologie ſo früh überwunden werden, in den Vordergrund. Vor allem aber ſind es die Elben, Alben oder Elfen, die Gottheiten der Wieſe, des feuchten Waldes, des Fußgeſtades, welche das Fieber bringen. Der Alp beſteigt ſelbſt den Menſchen und reitet auf ſeiner Bruſt, die unter der ſchweren Laſt zuſammengepreßt wird.

Die deutſchen Götter ſind längſt vergeſſen, wie ſo vieles andere deutſche. Der Alp allein iſt geblieben und noch immer reitet er auf unſerer Bruſt, obſchon wir ſchier vergeſſen haben, daß er mit dem Elbfluß mehr zu thun hat, als mit dem Alpengebirge. In dem ſchon erwähnten Gedichte des 12. Jahrhunderts heißt es auch: rite iouch fiober (es reite euch Fieber), und es iſt wohl kaum zu bezweifeln, daß der Ritte (rito) dem Alp nahe verwandt iſt, denn auch das kalte Fieber drückt die Bruſt zuſammen, daß der Athem ſchwer wird und der Kranke zu erſticken meint, wie unter der ſchwerſten Laſt. Es umfaßt ihn, als ob die Beine eines Reiters ſich eng ſeinem Körper anpreßten, und die rein innere Störung, welche weſentlich in einer Hemmung des Zwerchfelles oder des Herzens beruht, wird nach Außen auf eine beſtimmte Perſon übertragen. Das iſt ja an ſich nichts Auffälliges. Auch die Römer waren dahin gekommen, das Fieber zu perſonificiren und daraus eine Göttin zu machen. In Rom allein ſtanden drei Tempel der Dea febris, und es verſteht ſich wohl von ſelbſt, daß ihr, wie Apoll, ſowohl die Gewalt, krank zu machen, als die Kunſt des Heilens zugeſchrieben wurde.

Vor dem Chriſtengotte ſanken die Tempel Apolls und der Dea febris, vor ihm zerfloſſen die Geſtalten der Rieſen und Elben in Nebelgebilde. Aber das Gedächtniß der Völker iſt zähe. Sollten denn nun plötzlich alle die alten Götter nichts ſein? ſollten — um bei unſerem Gegenſtande ſtehen zu bleiben, — die Krankheiten von dem Gotte herkommen, der die Liebe ſelbſt iſt? hatte nur der Würgengel des Herrn, wie in der altjüdiſchen Tradition, die Gewalt, das Leben hinwegzunehmen? gab es nicht neben dem allgütigen Herrſcher des Himmels und der Erden ein böſes Princip, dem die leiblichen und geiſtigen Schäden des Menſchengeſchlechtes zuzuſchreiben waren? Alte Erinnerungen aus

der ägyptiſchen und perſiſchen Religionsgeſchichte belebten ſich und gewannen Geſtalt. Sie knüpften ſich, oft genug begünſtigt durch chriſtliche Prieſter, an die eben geſtürzten heidniſchen Gottheiten. Eine neue Feuergeſtalt, nicht mehr der lichte Sonnengott, ſondern ein finſterer Fürſt der Unterwelt, erſtand in der gefürchteten Perſon des Teufels. Um ihn ſammelten ſich die kleinen Teufel, die Böſen ſchlechthin. Die Holden unſerer alten Religionslehre wurden zu Unholden; der Alp nahm die Spuckgeſtalt eines Koboldes an, den die gelehrte Sprache mittelalterlicher Mönche als Incubus bezeichnete, und wieder wurden Brandopfer dargebracht, die ſcheußlichſten, welche jemals das Menſchengeſchlecht geſehen hat, weil inmitten einer gebildeten Bevölkerung der überlegte Fanatismus, der verſtockteſte Aberglauben Menſchen zum Scheiterhaufen führte, um den Namen Gottes zu heiligen.

Man verbrennt keine Hexe mehr, man beſchuldigt kein altes Weib mehr, einem Menſchen durch böſen Blick oder durch Zauberworte unter Anrufung des Böſen ein Fieber oder einen „Hexenſchuß“ angethan zu haben. Aber noch immer geht der Teufel unter den Leuten um, und ſelbſt die wiſſenſchaftliche Medicin hat noch in der neueſten Zeit ſowohl in Deutſchland, als anderswo, aus katholiſchem und proteſtantiſchem Lager, wohl durchdachte Syſteme der Pathologie hervorgehen ſehen, welche die Krankheit vom Teufel ſelbſt oder wenigſtens von der Erbſünde herleiten und das eigentliche Heilmittel in Beſchwörungen, in Gebeten, im Sakrament finden.

In der Wiſſenſchaft haben ſolche Verſuche, das tief innerliche Ahnen religiöſen Strebens in die Deutung der Naturvorgänge hineinzutragen und das Dogma auch zu einer äußerlichen Gewalt, ja zur wirklichen Herrſchaft über die Erfahrung zu bringen, keine Hoffnung mehr. Die Zeit iſt vorüber, wo die Kirche eine ſolche Elaſticität beſaß, daß ſie ſich jeder Erſcheinung des äußerlichen Lebens anpaſſen konnte, wo ſie alſo auch jedem Wiſſen über Natur und Menſch einen geeigneten Platz in ihrem Syſtem anzuweiſen vermochte, wo Wiſſen und Glauben Eins waren und die perſönliche Einwirkung Gottes oder der Heiligen, des Teufels oder der Unholden eine jederzeit fertige Erklärung für jedwedes Vorkommniß bot. Man mag dieſen Mangel der Kirche beklagen. Haben doch auch die Alten, ja hat noch unſer Schiller den Untergang der Götter Griechenlands beklagt. Die Phantaſie verliert mit jedem Fortſchritt des Wiſſens an Spielraum, der Dichter trauert, aber das Menſchengeſchlecht, das berufen iſt, ſeinen Entwickelungsgang zu einem immer mehr bewußten, männlich ernſten und vollendeten Wiſſen fortzuſetzen, iſt um eben dieſes Zweckes willen genöthigt, in dem wirklichen Geſchehen nach den wirklich erkennbaren Kräften zu forſchen und die Symbolik fern zu halten von den Geſchäften. Auch die Wiſſenſchaft iſt allmählich ein überaus ernſthaftes Geſchäft geworden, dem durch bloße Inſpiration, je durch bloßen „Takt“ nicht mehr beizukommen iſt. Ein geübter Arzt kann die Fähigkeit erworben haben, die Zahl der Pulsſchläge und der Temperaturgrade eines Fieberkranken durch bloſes Zufühlen zu ſchätzen, aber bevor er dieſe Fähigkeiten erlangt, muß er Uhr und Thermometer fleißig handhaben, und auch wenn er dies gethan hat, ſo wird es in wichtigen Fällen immer beſſer ſein, ſich nicht mit der Schätzung zu begnügen, ſondern die techniſchen Hülfsmittel ſelbſt anzuwenden.

In unſerer Zeit der immer reicheren Entfaltung der Technik iſt auch die Wiſſenſchaft vom Leben, geſundem und krankem, genöthigt geweſen, immer mehr mechaniſche Hülfsmittel zur Erforſchung und Behandlung des menſchlichen Leibes und ſeiner Thätigkeiten zu Hülfe zu nehmen. Arbeitet doch in dieſem Augenblick, Dank der einſichtsvollen Munificenz des Königs von Bayern, im phyſiologiſchen Inſtitut in München eine eigene Dampfmaſchine, um vermittelſt der ſinnreichſten Vorrichtungen die ſtündlichen und täglichen Ausgaben des Körpers an Kohlenſäure, dieſem wichtigen Faktor des Athmens, feſtzuſtellen. Auch dem Biologen erleichtert die fortſchreitende Technik die einförmige, ermüdende Arbeit. Aber nicht blos die Hülfsmittel ſind techniſche, ſondern auch die Vorſtellungen über den Hergang u. das Geſchehen des Lebens ſind mechaniſche geworden. Weder Apoll noch der Teufel, weder die Erbſünde des Menſchengeſchlechts, noch die Sprüche der Hexen und Zauberer laſſen irgend ein wiſſenſchaftliches Verſtändniß zu; das perſönliche Einwirken übernatürlicher Gewalten bringt durchaus fremdartige Motive in die Betrachtung der Naturvorgänge.

Das Thermometer zeigt uns, was ſie alle nicht zu leiſten im Stande waren. Wir wiſſen jetzt, daß die mittlere Körpertemperatur geſunder Menſchen zwiſchen 36° und 37° des hunderttheiligen Thermometers ſchwankt, am häufigſten 37° beträgt. In der Erzeugung und Erhaltung dieſer Temperatur iſt der Körper nur zum Theil abhängig von der äußeren Wärme, welche ihm als ſolche unmittelbar zukommt. Die umgebende Luft kann ſich um viele Grade erhitzen oder erkälten, und doch iſt der Körper im Stande, ſeine Eigenwärme zu behaupten. 30° mehr oder weniger in der Atmoſphäre ändern die Eigenwärme des Körpers oft nicht ½°. Das Gefühl des Kalt- oder Warmſeins iſt gar kein Maaßſtab für die wirkliche Temperatur des Körpers; es bezeichnet nur den jeweiligen Zuſtand der Hautnerven, am häufigſten die Empfindung der Differenz, und ſchon ſo begreifen wir es, daß der Fieberkranke bei derſelben Blutwärme das eine Mal Froſt, das andere Mal Hitze empfinden kann. So ſchlecht iſt es mit unſerem Bewußtſein beſtellt, daß wir häufig den Zuſtand unſeres eigenen Leibes ohne techniſche Hülfsmittel nicht einmal abzuſchätzen vermögen.

Unvollkommenes Geſchöpf, wenn es ſich auf ſeine Gefühle, auf ſeine Ahnungen, auf ſein bloßes Bewußtſein verlaſſen will! Und doch, wie vollkommen, wenn die ſchön geordnete Mechanik ſeines Leibes ohne ſein eigenes Wiſſen in

Digitized by Google

regelmäßiger Arbeit iſt, wenn alle Regulatoren wirken. Sinkt die äußere Thätigkeit, ſo beginnt die innere Thätigkeit der Organe. Wie in einem Ofen, verbrennen die Stoffe; durch die Lungen dringt das Phlogiſton, die brennende Luſt, der ſogenannte Sauerſtoff ein, und hinwiederum entweicht durch ſie der größere Theil der verbrannten Stoffe, in Form von Kohlenſäure, wie ſie aus dem Ofen entweicht, nachdem das Holz in Luſt verwandelt iſt. So erwärmt ſich der Körper. Steigt dagegen die äußere Temperatur, ſo treten die Regulatoren in Wirkſamkeit, um die innere Erhitzung nicht überhand nehmen zu laſſen. Die Haut beginnt feucht zu werden, die verdampfende Feuchtigkeit bindet Wärme, der Körper kühlt ſich trotz der heißern Umgebung ab. Der Durſt erwacht, wir nehmen kühles Getränk, welches nicht nur durch ſeine niedere Temperatur wohlthätig einwirkt, ſondern auch der Haut neue Verdampfungsflüſſigkeit zur Verfügung ſtellt. So vollkommen arbeiten dieſe und andere Regulatoren daß jenes Gleichgewicht der Funktionen, welches das Gefühl des Wohlſeins erzeugt, auch unter den ungünſtigſten Verhältniſſen eine ziemlich lange Zeit erhalten werden kann.

Die natürliche Eigenwärme iſt alſo keineswegs, wie die Alten meinten, eine eingeborene, gleichſam eine Mitgift der Götter, und ſamit ſelbſt göttlich; ſie iſt auch nicht ein unaufhörlich erneuertes Geſchenk der Sonne, jenes guten Geſtirns, das unſere Erde als unentbehrliche Wärmequelle dient; ſondern ſie iſt ein ſelbſtſtändiges Erzeugniß des Körpers, ein Arbeitslohn thätiger Organe. Und nicht allein die Wärme des geſunden Leibes iſt es: auch die Fiebergluth des kranken Körpers hat keine äußere Quelle: auch ſie iſt ein Erzeugniß innerer, chemiſcher Umſetzungen der Stoffe, der Ausdruck eines wirklichen inneren Brandes. Dieſer Brand verzehrt nicht blos die von außen mit der Nahrung eingeführten Stoffe, ſondern er ergreift die Gewebe des Körpers ſelbſt; je ſchwerer das Fieber, um ſo ſchneller zehrt es, um ſo früher kommt jene ſo erſchreckende Abmagerung, welche von lange andauernden Fiebern den Namen der Zehr- oder hektiſchen Fieber gegeben hat.

Wenn man weiß, daß der Menſch in der eiſigen Polarzone, wo das Queckſilber gefriert, und in der dörrenden Gluth der Tropen, wo die Sonne ſenkrecht auf den Scheitel ihre Strahlen wirft, ſeine mittlere Wärme behaupten kann, ſo ſchließt man leicht, daß in dem Fieber nicht ſo ſehr die Temperaturgrade des Körpers abweichend ſein können, als vielmehr, daß die Regulatoren eine Störung erfahren haben müſſen. Und in der That, das Thermometer lehrt uns, daß in der Mehrzahl der Fieber die Körpertemperatur nur bis 38° und 39° des hunderttheiligen Thermometers, alſo um beiläufig 2° ſteigt, und daß nur in den ſchwerſten Nerven- und Wechſelfiebern, ſo wie in manchen Entzündungs- und Ausſchlagsfiebern die Temperatur des Blutes 40° und 41° erreicht, alſo 3—4° über das natürliche Mittel ſich erhebt. Eine ſo geringe Steigerung der inneren Temperatur iſt faſt unerträglich; der Durſt wird unſtillbar, die Bruſt hebt ſich immer ſchneller, um kühlere Luſt einzuſaugen, haſtig arbeitete das Herz, unruhig wird der Körper hin und hergeworfen, der Geiſt wird aufgeregt, widerwillige Gedanken erheben ſich in immer ungeſtümerem Gedränge, immer mehr der Selbſtbeſtimmung entzogen, und endlich erſchöpft ſich der organiſche Bau in ſeinen innerſten Beſtandtheilen, weil die Regulatoren nicht ausreichen, dem fortſchreitenden Verbrauch der Körpergewebe Einhalt zu thun.

Es iſt alſo dringend wichtig, daß dieſem Verbrauch ſo früh als möglich Einhalt geſchehe. Zuweilen geſchieht dies, wenigſtens für eine gewiſſe Zeit, freiwillig. Ein ſolches Ereigniß hat man die Entſcheidung (Kriſis) genannt, und als Beiſpiel dafür dient hauptſächlich das kalte Fieber.

In dieſem nämlich ſetzt ſich jeder Fieberanfall aus drei regelmäßigen Stadien zuſammen. Zuerſt empfindet der Körper die eingetretene Störung als Froſt; dann kommt die Gluth zu freier Entſcheidung; endlich folgt der Schweiß und mit ihm die Kriſe und darauf eine oft lange Zeit des Nachlaſſes, bis in einem neuen Anfalle derſelbe Verlauf der Stadien ſich wiederholt. Da nun aber den meiſten Fiebern des Südens etwas Intermittirendes, etwas vom Wechſelfieber anhaftet, und die meiſten ein beſtimmtes, regulatoriſches Stadium erkennen laſſen, ſo mußte ſich natürlich den alten Aerzten die große Bedeutung der Kriſen, wie ſie ſie einmal aufgefaßt hatten, immer wieder vor Augen ſtellen. Aber nicht immer iſt Schweiß das Zeichen eines wirklichen Nachlaſſes. In den Zehrfiebern dauert der innere Zerſtörungsprozeß fort, auch während der Kranke in Schweißen zerfließt, und in den Nervenfiebern folgt oft einem Schüttelfroſt wochenlange Hitze, mit abwechſelndem Steigen und Fallen der Temperatur, und wenn nach langer, langer Zeit die kritiſchen Ausſcheidungen kommen, ſo ſind ſie nicht ſowohl die Mittel der Beſſerung, als die Folgen derſelben.

Ueberhaupt läßt ſich die verwickelte Mechanik des Fiebers nur begreifen, wenn man die eigenthümliche Mechanik des Körpers anſchaut. Man darf ſich den Körper nicht denken als eine in ſich todte Maſſe, in welche, wie die Griechen ſagten, der Hauch, das Pneuma, oder wie die alten Juden es ausdrückten, der lebendige Odem eingeht, um Alles in Thätigkeit zu ſetzen. Auch darf man ſich den Körper nicht vorſtellen wie eine eigentliche Maſchine, welche die Seele nach ihren Abſichten regirt. Im Gegentheil man muß den Leib auffaſſen als einen vielgliedrigen, durch und durch belebten Organismus, deſſen einzelne Theile allerdings mechaniſch arbeiten, aber von denen doch jeder einzelne zugleich den Grund ſeiner Thätigkeit, das Leben in ſich ſelbſt hat. Viele Leben ſind hier zu einem Geſammtleben vereinigt, viele Sonderexiſtenzen mit unabhängiger Lebens- und Wirkungsfähigkeit ſind in eine gemeinſame Abhängigkeit zu einander geſetzt, und in dieſer Abhängigkeit werden die einen von den andern beeinflußt, jede nach ihrer Art und der Art der andern. Manche ſind höher ausgeſtattet und darum edler und wichtiger in dem großen Gemeinweſen, an-

Digitized by Google

dere ſind ſchwächer, klein, arm und vereinzelt, von geringer Bedeutung ſcheinbar, und doch in Fällen der Noth ſchwer entbehrlich.

So iſt der Leib des Menſchen, und ebenſo der des Thieres und der Pflanze, überhaupt nur zu vergleichen mit organiſchen Einrichtungen, wo lebendige, mit eigener Selbſtbeſtimmung begabte Einzelweſen mit einander in Beziehung treten, alſo nur mit der Familie, dem Staate, der Geſellſchaft. Auch hier ſtehen die Kleinen und Unmächtigen neben den Großen und Gewaltigen, der gemeine Mann neben dem Magnaten und Potentaten, alle als lebendige Glieder eines größeren Ganzen, jedes mit eigenem Leben und Weſen, das ſeinen beſonderen, individuellen Ausdruck hat. Auch in dem Leben der Staaten und der Geſellſchaft ſpricht man von Fiebern und deren Kriſen, um ſo häufiger, je mehr die natürlichen, regulatoriſchen Kräfte gefeſſelt ſind.

Wo liegen nun in der geſellſchaftlichen Zuſammenfügung des menſchlichen Leibes die großen, regulatoriſchen Einrichtungen? Sie liegen zunächſt im Blute und im Nervenſyſtem. Das Blut iſt das Mittel des Verkehrs der Stoffe; in ſeinen Gefäßen, den Verkehrsadern ſtrömt es zu allen Theilen und kehrt nach langem Umlauf, vielfach verändert, zurück zum Herzen, um von da wieder durch die Lungen, das große Emporium des Gasaustauſches, getrieben zu werden. Von dort bringt es den Sauerſtoff mit, welcher die Stoffe verbrennt, und dahin führt es die Kohlenſäure zurück, welche aus der Verbrennung hervorgegangen iſt. Aus dem Blute ſchöpft jeder Theil ſeinen Antheil an Stoffen, an das Blut giebt jeder zurück, was für ihn unbrauchbar geworden iſt. Kann man ſich noch wundern, daß das Blut auch eine Quelle allgemeiner Störung, der Mittelpunkt konſtitutioneller Erkrankungen werden kann? Auf den verſchiedenſten Wegen dringen ſchädliche Stoffe in das Blut ein, und indem ſie von da in die einzelnen Theile gelangen, werden ſie ein mächtiges Ferment für innere Zerſetzungen. So entſtehen die Infektionsfieber, bei denen das Blut ſich zunächſt verunreinigt durch allerlei verdorbene Subſtanzen, der Mehrzahl nach chemiſche Stoffe, die aus der Zerſetzung organiſcher, pflanzlicher oder thieriſcher Körper entſtanden ſind. Der Erdboden, die menſchlichen Wohnungen, die Nahrung und das Gewebe können die Gelegenheit zu ſolchen Zerſetzungen bieten, aber auch der eigene Körper kann das Material hergeben und ſo zu der ſchlimmſten, weil geheimnißvollſten Infektion, zur Selbſtinfektion Veranlaſſung geben. Dahin gehören viele der ſogenannten Wund- und Entzündungsfieber, wie man ſie insbeſondere in überfüllten Spitälern, und daher ſo oft im Gefolge großer Schlachten ſich ausbilden ſieht.

Aber nicht jede Infektion des Blutes bringt Fieber hervor. Die Cholera iſt eine der ſchlimmſten Infektionskrankheiten und doch nicht weſentlich fieberhaft; ja in ihren ſchweren Formen bedingt ſie eine ſo erhebliche Abnahme der Eigenwärme, daß man ihr mit Recht den Namen der eiſigen beigelegt hat: Cholera algida. Die Verunreinigung des Blutes bringt nur dann das Fieber, wenn zugleich das Nervenſyſtem in ſeinen wichtigſten Theilen mit ergriffen wird, wenn alſo vom Blute aus die ſchädlichen Stoffe in gewiſſe nervöſe Theile eindringen. Nun giebt es aber viele Wege zum Nervenſyſtem, unter denen die Blutbahn nur einer iſt, und ſo giebt es denn manches Fieber, bei dem zunächſt wenigſtens das Blut ganz unbetheiligt iſt und eine Verunreinigung ganz ausgeſchloſſen bleibt. Das ſogenannte Nervenfieber, der Typhus gehört in dieſe Klaſſe aber nicht, denn gerade er iſt eine ſo ausgemachte Infektionskrankheit, daß, wie die neueſte Erfahrung lehrt, gerade bei ihm der Verdacht auf wirkliche Vergiftung ganz nahe liegt. Urſprüngliche Fieber des Nervenſyſtems dagegen ſind in populärer Weiſe bekannt genug. Dahin gehört das Liebesfieber, von dem die Geſchichte der Medicin ſo wunderſame Beiſpiele kennt. Dahin könnte man das Kanonen- und das Demokratenfieber zählen, wenn die Temperaturerhöhung dabei wirklich nachgewieſen wäre. Sicher kann man aber dahin jenes Zehrfieber rechnen, welches durch übermäßige und anhaltende Anſtrengung, ſei es körperliche, ſei es geiſtige, hervorgerufen wird, nachdem die Konſtitution ſchon vorher erſchöpft, das Nervenſyſtem geſchwächt iſt. Denn in allen Fällen konſtitutioneller Schwäche, bei urſprünglich ſchwächlicher Anlage, bei mangelhafter Ernährung, bei Erſchöpfung durch Arbeit, iſt auch das Nervenſyſtem zu febriler Aufregung geneigt.

Wir ſind gewohnt zu ſagen: Aufregung. Darunter darf man ſich aber durchaus nicht vorſtellen, daß im Fieber eine größere Kraftentfaltung von Seiten des Nervenſyſtems als Regel vorkommt. Im Gegentheil, alle größere Kraftentwickelung geſchieht nur ſtoßweiſe, für eine beſchränkte Zeit, und wo ſie geſchieht, iſt ſie vielmehr auf eine geſteigerte Reizbarkeit zu beziehen. Eine ſolche iſt aber viel mehr ein Zeichen von Schwäche, als von Stärke. Und wirklich weiſen alle Erſcheinungen darauf hin, daß bei jedem Fieber, es mag entſtanden ſein wie immer, der Grundcharakter der Nerventhätigkeit und zwar gerade der regulatoriſchen Thätigkeit der einer zunehmenden Schwäche und Widerſtandsloſigkeit iſt. Von vorn herein zeigt ſich häufig ein ſehr ausgeſprochenes Gefühl der Ermüdung und Kraftloſigkeit, die Muskeln gehorchen nur träge den an ſie gemachten Anforderungen, man dehnt und ſtreckt ſich, wie nach großer körperlicher Anſtrengung, man iſt unluſtig zu jeder Thätigkeit, zu jedem Genuß, man fröſtelt vor dem leiſeſten Lufthauch, kurz man nimmt an allen ſeinen Theilen eine Störung wahr, welche nicht ſo ſehr die Theile in ihrem eigentlichen Weſen und Sein, als vielmehr in ihren Beziehungen zu einander trifft. Das allgemeine Gleichgewicht der Theile iſt aufgehoben und damit das Gefühl der inneren Disharmonie gegeben.

Dieſe Disharmonie tritt bald noch ſtärker hervor. Die Zuſammenziehungen des Herzens ſteigern ſich, der Puls wird häufiger, während alle anderen Muskeln träger ſind.

Digitized by Google

Aeußerer Froſt ſtellt ſich ein, während die innere Wärme immer glühender wird. Wir können leicht begreifen, warum die Oberfläche des Körpers kalt wird, trotzdem daß das Blut heißer als gewöhnlich iſt, denn die Blutgefäße der Haut ziehen ſich zuſammen, verengern ſich, bis nur noch ſo wenig Blut in ſie einſtrömen kann, daß die Zuſtrömung die durch Strahlung ſinkende Temperatur der Oberfläche nicht einmal auf der normalen Höhe erhalten kann. Aber die Zuſammenziehung der Gefäße iſt doch eine Erſcheinung, welche, wie die vermehrte Thätigkeit des Herzens, auf eine ungewöhnliche Arbeit der zuſammenziehenden Theile hinwirkt; wie ſollen wir darin ein Symptom der Schwäche erkennen? Und doch iſt es ein ſolches. Denn im natürlichen Gange des Lebens wirkt das Nervenſyſtem überall als ein Moderator. Es iſt diejenige Einrichtung, welche in dem organiſchen Gemeinweſen nicht nur zwiſchen den Theilen vermittelt, ſondern auch die Zufuhr des Blutes regulirt, indem es ſowohl die Bewegungen des Herzens, als die Weite der Gefäße verändert. Verliert es die Fähigkeit, dieſe vermittelnde oder regulatoriſche Thätigkeit zu üben, wird es in ſeinen eigentlich centralen Elementen gelähmt, ſo mögen immerhin einzelne Theile des Körpers, ja ſogar einzelne Abſchnitte eine geſteigerte Thätigkeit entfalten; die Thatſache wird dadurch nicht geändert, daß der Körper in ſeinen wichtigſten Theilen, gleichſam in ſeinem Kern eine gefährliche Schwächung erfahren hat.

Je deutlicher ſich dieſe Ueberzeugung bei den Aerzten der neueren Zeit feſtgeſtellt hat, um ſo mehr iſt eine Vorſtellung zurückgedrängt worden, welche noch vor wenigen Decennien in Deutſchland die größte Anerkennung gefunden hat, die nämlich, daß das Fieber an ſich eine heilſame Reaktion des Körpers gegen irgend eine in ihn eingedrungene oder in ihm entſtandene Störung ſei, und daß dieſe Reaktion in der Kriſe ihren natürlichen Abſchluß, gleichſam ihren Sieg erringe. Dieſe Vorſtellung hat nicht wenig dazu beigetragen, die Aerzte an das ſogenannte exſpektative Verfahren und manche an das bloße Zuſehen, an das Abwehren neuer Schädlichkeiten zu gewöhnen, und obwohl auch dieſer Nihilismus ſein Gutes gehabt hat, indem er dem Aderlaſſen und der übermäßigen Häufung zuſammengeſetzter und gefährlicher Arzneimittel endlich beſtimmte Schranken geſetzt hat, ſo läßt ſich doch nicht leugnen, daß er auch ſehr viel dazu beigetragen hat, die ärztliche Kunſt vielfach in Mißkredit zu bringen und in Kreiſen, welche ſich ſelbſt als die Träger der vollkommenſten Bildung zu betrachten pflegen, dem gröbſten Charlatanismus die Thüre zu öffnen. Auf dieſe Weiſe ſind wir dahin gekommen, daß manche Salons europäiſcher Reſidenzen Scenen reproduciren, wie ſie einſtmals eine gauneriſche Prieſterſchaft in den Tempeln Apoll's und Aesculap's aufführte, Incubinationen u. Epoden, wie ſie in alter Zeit aus dem wüſten Zauberlande Theaelens mitten in die helleniſche Kultur hineingetragen wurden.

Vom Standpunkt des geſammten Organismus, der Körpereinheit oder beſſer Gemeinſamkeit aus betrachtet, iſt das Fieber weder eine Reaktion noch auch weſentlich eine Aktion, ſondern vielmehr eine Paſſion, ein Leiden. Dieſem Leiden wird ein Ziel geſetzt durch die Herſtellung des Gleichgewichtes in den Funktionen. Die vermehrte Verbrennung der Organtheile, die geſteigerte Thätigkeit des Herzens müſſen herabgeſetzt, die Schwächung des Nervenſyſtems, die verminderte Thätigkeit der Sekretionsorgane müſſen gehoben werden. Die Individualität des Kranken, der beſondere Zuſtand ſeiner Organe, die Natur der Fieber erzeugenden Urſache, die Zeit der Krankheit und vieles Andere entſcheiden über die Wahl der Mittel, welche dazu dienlich ſind und welche ganz verſchieden gegriffen werden müſſen je nach den Umſtänden. Das eine Mal wenden wir uns direkt gegen die Hitze, das andere Mal gegen das Herz, und wieder in anderen Fällen ſtärken wir das Nervenſyſtem oder ändern die Blutmiſchung oder erregen die Sekretionsorgane.

Das iſt das, was man die hippokratiſche Methode nennt. Individualiſirung des Falles, Analyſe deſſelben mit allen Hülfsmitteln der Technik, mit aller Anſtrengung der Sinne und des Geiſtes, Wahl der Mittel nicht nach dem Krankheitsnamen, der mit der Zeit wechſelt, ſondern nach der Eigenthümlichkeit des Falles. Die hippokratiſche Methode von heute gleicht in den Einzelheiten ihrer Ausführung, in der eigentlichen Praxis der von Hippokrates ſelbſt geübten überaus wenig, aber in ihren Grundzügen iſt ſie dieſelbe geblieben. Sie iſt die Grundlage der wiſſenſchaftlichen Medicin, und wenn wir für unſere Nation das Vorrecht in Anſpruch nehmen können, daß ſie trotz ihrer Zerſplitterung und der dadurch auch für die Wiſſenſchaft hervorgehenden Hemmungen auch in dieſem Streben die vorderſte geblieben iſt, ſo dürfen wir vielleicht hoffen, daß es ihr beſchieden ſein werde, auch den praktiſchen Einfluß, welchen geläuterte Erfahrungen über Leben und Krankheit auf die innere Verbeſſerung des Volkslebens ausüben können, vollſtändiger durchzuführen, als es in Griechenland der Fall war. Hippokrates ſtarb in demſelben Jahrhundert, wo der treuloſe Philipp von Macedonien den in ſich uneinigen griechiſchen Staatenbund über den Haufen warf. Die Gährungen der folgenden Zeit hinderten jede tiefer in das Leben eingreifende Entwickelung der Wiſſenſchaft, und das denkwürdige Buch des Hippokrates über Luft, Waſſer und Orte iſt bis auf dieſen Tag nur ein Symbol geblieben, an dem wir ſehen können, was zu leiſten geweſen wäre für das Wohl der Geſammtheit, wenn eine fortſchreitende wiſſenſchaftliche Schule das Volk allmählich mit dem Schatze von Erfahrungen vertraut gemacht hätte, welchen die Nachkommen Apoll's ſchon damals in ſo reicher Fülle geſammelt hatten. Die heutige Medicin hat dieſe Erfahrungen und die ſich daran knüpfende Aufgabe in ſich aufgenommen; möge es ihr gelingen, auch durch die That zu zeigen, daß ihre Wiſſenſchaft von dem Gotte des Lichtes ſelbſt abſtammt, alſo

Digitized by Google

ſelbſt glücklich iſt, — was rechtlich nicht bezweifelt werden kann. Denn noch leben zahlreiche Zeugen dafür, — die Raben. Sie waren einſt weiß und wurden erſt ſchwarz durch einen Fluch Apoll's bei Gelegenheit der Geburt ſeines Sohnes Aeskulap — um eines Umſtandes willen, der in das Eheſcheidungsgeſetz gehört und ſich daher hier nicht gut erzählen läßt.

Naturlehre.

Von C. G. Rau.

Galvanismus.

Obgleich das Reiben ein ſo wirkſames Mittel zur Erregung der Elektricität iſt, ſo iſt es doch nicht das einzige, wodurch dieſe wunderbare Kraft in Wirkſamkeit verſetzt werden kann. Galvani, Arzt und Phyſiker in Bologna, machte (1791) die wichtige Entdeckung, daß bei der Berührung zweier verſchiedener Metalle, unter gewiſſen Umſtänden, elektriſche Erſcheinungen erzeugt werden. In dem Hörſaale Galvani's ſtand eine Elektriſirmaſchine, aus welcher einer ſeiner Zuhörer zufälliger Weiſe Funken lockte, während ein anderer einen Froſch präparirte und die Schenkelnerven desſelben entblößt hatte. Bei jedem Funken gerieth der Froſchſchenkel in Zuckungen. Galvani machte hierauf die Bemerkung, daß ein abgeſchnittener und von der Haut entblößter Schenkel eines Froſches in dem Augenblick in Zuckungen gerieth, wo der Nerv und der Muskel von zwei verſchiedenen Metallen berührt wurde und beide Metalle einander ſelbſt berührten. Ihm zu Ehren nannte man die hieher gehörigen Erſcheinungen Galvanismus.

Obgleich man jetzt mehrere Körper kennt, durch welche der Galvanismus erregt werden kann, ſo ſind doch die Metalle, und unter ihnen Zink in Verbindung mit Kupfer, mit Gold und vorzüglich mit Silber, die beſten Erreger des Galvanismus. Hält man ein Zinkſtäbchen oben auf die Zunge, ein ſilbernes Löffelchen unter die Zunge und bringt beide Metalle vorn her in Berührung, ſo empfindet man einen ſäuerlichen Geſchmack, den man ohne dieſe Berührung nicht empfindet. Läßt man dieſe Berührung ſtattfinden, indem man das ſilberne Löffelchen über, das Zinkſtäbchen unter die Zunge hält, ſo iſt der Geſchmack alkaliſcher, nämlich brennend oder ſtechend.

So weſentlich übrigens für den Galvanismus die Bedingung iſt, daß die beiden Erreger mit einander in Berührung kommen, ſo kann doch dieſe Berührung auch durch einen dritten Körper, z. B. durch einen Metalldraht bewerkſtelligt werden. Ein ſolcher dritter Körper wird dann ein galvaniſcher Leiter, ein galvaniſcher Conduktor genannt. Die Erfahrung hat gezeigt, daß Metalle, Waſſer, angefeuchtete Körper, ſowie überhaupt alle elektriſche Leiter auch galvaniſche Leiter ſind, ſowie dagegen Harze, Glas und andere elektriſche Nichtleiter auch den Galvanismus nicht leiten.

Für die Erregung des Galvanismus ſcheint es überhaupt ein weſentliches Erforderniß zu ſein, daß die beiden Erreger, inſofern es feſte Erreger ſind, z. B. zwei verſchiedenartige Metalle durch eine leitende Flüſſigkeit mit einander in Verbindung ſtehen. Eine ſolche Verbindung zweier Erreger mit einem Leiter wird eine galvaniſche Kette genannt. Eine ſolche galvaniſche Kette entſteht, wenn man auf eine Silber- oder Kupferplatte ein gleich großes Stück feuchter Pappe oder wollenes Tuch legt und oben darauf eine Zinkplatte deckt, oder auch wenn man eine Zink- und Kupferplatte ſo in ein Glas voll Waſſer ſtellt, daß ſie ſich nur außer dem Waſſer berühren. Eine galvaniſche Kette, welche nur aus drei Leitern beſteht, von welchen einer ein flüſſiger ſein muß, wenn die beiden andern feſte Leiter ſind, wird eine einfache galvaniſche Kette genannt, und dieſe heißt eine geſchloſſene, wenn die beiden Erreger durch einen Metalldraht oder ſonſt einen Leiter in Verbindung geſetzt werden. — Sowie man aber durch eine zweckmäßige Verbindung mehrerer Verſtärkungsflaſchen zu einer Batterie die Reibungs-Elektricität ungemein verſtärken kann, ſo laſſen ſich auch die Wirkungen der galvaniſchen Elektricität durch eine ſchickliche Verbindung mehrerer einfachen galvaniſchen Ketten bewunderungswürdig ſteigern. Dieſe Verſtärkung, welche man dem Scharfſinn des berühmten Phyſikers Volta zu verdanken hat, beſteht in einer über einander gelegten Reihe von Zink- und Kupferplatten, die aber ſo über einander geſchichtet werden müſſen, daß allemal zwiſchen einem Plattenpaar unter andern eine mit Waſſer oder Salzauflöſung befeuchtete Tuch- oder Hutfilzplatte, die etwas kleiner als die Metallplatte iſt, zu liegen kommt. In der Uebereinanderſchichtung muß man übrigens einerlei Ordnung befolgen. Hat man mit Zink angefangen, ſo legt man auf die Zink- eine Kupferplatte, dann einen feuchten Leiter. Auf den feuchten Leiter kommt wieder eine Zinkplatte, dann Kupferplatte und dann Leiter, bis man am Ende mit einer Kupferplatte ſchließt. Hat man aber mit einer Kupferplatte den Anfang gemacht, ſo muß die Schichtung folgende Ordnung behalten: Kupfer, Zink, Feuchtigkeit; Kupfer, Zink, Feuchtigkeit u. ſ. w. In dieſem Falle muß die letzte Platte eine Zinkplatte ſein. Eine ſolche Reihe über einander geſchichteter einfacher galvaniſcher Ketten wird eine galvaniſche Batterie, eine zuſammengeſetzte galvaniſche Kette, ihrem Erfinder zu Ehren eine Voltaiſche Säule genannt. Die beiden Platten, welche an den beiden Enden der Säule lie-

gen, werden die Pole genannt, die eine dee Zinkpol, die andere der Kupfer- oder Silberpol, und da man durch Verſuche gefunden hat, daß von zwei Metallen, die eine galvaniſche Kette bilden, das leichter oxydirbare poſitiv, das minder oxydirbare negativ elektriſch wird, ſo nennt man auch das Zinkende den poſitiven, das Silber- oder Kupferende den negativen Pol der Säule. Jedes einzelne Plattenpaar aber wird ein Glied oder Element genannt. Werden die beiden Pole der Säule durch einen Leiter, etwa durch einen Draht, mit einander verbunden, ſo iſt die Säule geſchloſſen. Ein ſolcher Leitungsdraht, Poldraht, wird durch Glasröhren gezogen, um ihn iſolirt halten zu können, und durch ein Häckchen geſteckt, welches an den beiden Platten, die das Zink- und Kupferende bilden, angebracht iſt und dort hervorragt.

Von den Wirkungen der Voltaiſchen Säule.

Mit einer Voltaiſchen Säule laſſen ſich eine Menge ſehr merkwürdiger Verſuche anſtellen und ganz eigenthümliche Wirkungen des Galvanismns wahrnehmen.

1 Sind die Pole der Säule durch Metalldrähte geſchloſſen, ſo empfindet man in den Händen eine anhaltende zitternde Erſchütterung, wenn man mit jeder Hand einen Poldraht ergreift. Sind die Hände naß, beſonders mit Salzwaſſer wohl befeuchtet, ſo iſt die Erſchütterung noch viel ſtärker, weil die trockene Haut, beſonders bei kleinen Säulen, als Iſolator wirkt. Man kann auch dieſe Drähte in Gefäße mit Waſſer leiten und mit beiden Händen das Waſſer berühren, wodurch ebenfalls eine Erſchütterung entſteht. Auch kann man dieſe Erſchütterung durch andere Theile des Körpers leiten, ſowie durch eine Reihe mehrerer Menſchen.

2. Hält man den Verbindungsdraht des Zinkpols in einer Hand und berührt den Kupferdraht mit der Zungenſpitze, ſo empfindet man einen alkaliſch brennenden, im umgekehrten Falle aber einen ſauren Geſchmack. Die blitzähnliche Erſcheinung vor den Augen bewirkt man, wenn man über und unter dem Auge eine Stelle befeuchtet und ſie mit den Poldrähten berührt.

3. Wird eine Säule durch feuchte muskulöſe thieriſche Theile geſchloſſen, ſo gerathen dieſe in heftige Zuckungen.

4. Wird an den einen Pol ein Eiſendraht gehängt und mit deſſen anderm Ende der andere Pol berührt, ſo zeigt ſich ein elektriſcher Funke, der aber nur eine kleine Schlagweite hat. Wird das eine Drahtende mit Goldſchaum umwickelt, ſo iſt die Erſcheinung des Funkens um ſo gewiſſer, und an der Stelle, wo das Fünkchen den Goldſchaum trifft, verzehrt es ihn auch. Mittelſt dieſer Fünkchen kann man dann leicht entzündliche Körper, z. B. Phosphor, feine Metallblättchen, Schwefel u. ſ. w. entflammen.

Auch in der Chemie dient der Galvanismus zu einer Menge Zerſetzungen.

Magnetismus.

Nicht weniger merkwürdig als die Erſcheinungen der Elektricität ſind auch die des Magnetismus. Die vorzüglichſten derſelben beſtehen in der anziehenden Kraft, welche man ſchon viele Jahrhunderte vor Chriſti Geburt an einem Eiſenerze wahrnahm, das nach der Stadt Magneſia den Namen Magnet erhielt. Ein ſolcher Magnet, deſſen Farbe aſchgrau oder ſchwarz iſt und dergleichen man jetzt in vielen Bergwerken der nördlichen und ſüdlichen Halbkugel der Erde aufgefunden hat, beſitzt ſchon von Natur die wunderbare Eigenſchaft, das Eiſen in gewiſſen Entfernungen mit unſichtbarer Kraft anzuziehen und wird daher ein natürlicher Magnet genannt. Späterhin machte man die Entdeckung, daß metalliſches Eiſen und Stahl nicht nur von dem Magnet angezogen werden, ſondern auch ſelbſt magnetiſch werden können. Dergleichen Magnete werden dann künſtliche Magnete genannt. Außer dem Eiſen kennt man aber jetzt auch noch einige andere Metalle, welche im reinen Zuſtand magnetiſche Eigenſchaften beſitzen, und in neuerer Zeit hat man ſogar die Meinung geäußert, daß vielleicht alle feſte Körper an dieſer Eigenſchaft theilnehmen mögen, aber in ſo ſchwachem Grade, daß nur äußerſt feine Verſuche es zuweilen bemerklich machen können.

Metalliſches, nicht magnetiſches Eiſen, ſowie alle eiſenhaltige Körper werden von dem Magnet nicht allein angezogen, ſondern auch mit beträchtlicher Kraft feſtgehalten. In der Regel giebt es aber bei den meiſten Magneten zwei einander gegenüber liegende Stellen, wo ſie ihre ſtärkſten Anziehungskräfte haben, und dieſe Stellen werden die Pole des Magnets genannt. Legt man einen Magnet in Eiſenfeile, ſo zeigt ſichs, daß an dieſen gegenüber liegenden Polen die ſtärkſten Büſchel ſich anhängen und daß kleine Stückchen Eiſendraht, z. B. Nähnadeln, an den Stellen ſich ſenkrecht emporrichten. Das Verhalten eines Magnets giebt ſich aber nicht nur dann erſt kund, wenn zwiſchen beiden eine Berührung ſtattfindet, ſondern wirkt auch ſchon in einer gewiſſen Entfernung, nimmt jedoch mit der Zunahme der Entfernung immer mehr ab und zwar im umgekehrten quadratiſchen Verhältniß der Entfernung. Wenn z. B. zwei Stücke Eiſen, deren Geſtalt, Lage und Größe einerlei iſt, von demſelben Magnet gezogen werden, ſo wird das eine Stück, wenn es noch einmal ſo weit vom Magnet entfernt iſt, als das andere, viermal, in einer dreimaligen Entfernung neunmal weniger angezogen. Uebrigens wirkt die magnetiſche

Digitized by Google

Kraft ſelbſt durch Metall, Holz, Pappe, Glas und andere Körper hindurch.

Für ſich allein verhält ſich ein Magnet ſo, daß er in horizontaler Lage, in welcher er ſich frei bewegen kann, ſich auch von ſelbſt mit einem ſeiner Pole nach Norden, mit dem andern nach Süden wendet. Jenen nennt man daher den Nordpol, dieſen den Südpol des Magnets, und dieſe merkwürdige Eigenſchaft im Allgemeinen wird die Polarität des Magnets genannt. Auf der Eigenſchaft der Polarität beruht ſein Gebrauch als Magnetnadel. Auch zwei Magnete ziehen ſich an und zwar noch ſtärker als Magnet und Eiſen, allein hier tritt das merkwürdige Verhältniß ein, daß ſie ſich nur dann anziehen, wenn ihre entgegengeſetzten Pole einander genähert werden. Werden aber die gleichnamigen Pole einander genähert, ſo ſtoßen ſie einander ab und fliehen einander. Bezeichnet man, wie dieß gewöhnlich geſchieht, den Nordpol mit + M, den Südpol mit — M, ſo kann man dieſes wichtige Geſetz auch ſo ausdrücken:

+ M und + M; — M und — M ſtoßen ſich ab;

+ M und — M aber ziehen ſich an.

Aus dieſem Grunde nennt man die gleichnamigen Pole eines Magnets die feindlichen, die ungleichnamigen aber die freundſchaftlichen Pole.

Verſtärkt wird die Kraft des Magnets, wenn man die Seiten, woran die Polpunkte befindlich ſind, glatt abſchleift und dünne eiſerne Platten, die in dicke, fußähnliche Enden auslaufen, genau daran gelegt. Dieſe Belegungen, welche man die Armirung oder Bewaffnung des Magnets nennt, ziehen das Eiſen ſtärker an, als der bloße Magnet. Merkwürdig iſt es, daß man die Stärke des Magnets dadurch erhöhen kann, daß man ihm (bis zu einer gewiſſen Grenze) immer mehr und mehr zu tragen giebt. Es iſt ſchon oben geſagt worden, daß jeder Pol auf das Eiſen ſchon in einer gewiſſen Entfernung einwirke. Den Raum, durch welchen ſich dieſe Wirkung erſtreckt, nennt man den magnetiſchen Wirkungskreis oder die magnetiſche Atmoſphäre. Bei dieſer Wirkung findet das nämliche Geſetz ſtatt, wie bei der Elektricität. Ein jeder magnetiſche Pol ſucht in demjenigen Eiſen oder eiſenhaltigen Körper, der in ſeinen Wirkungskreis kommt, eine der ſeinigen entgegengeſetzte Kraft zu erwecken, woraus das obige Geſetz von Anziehung und Abſtoßung folgt.

Stärker und dauerhafter als durch Erweckung theilt man einem Eiſen- oder Stahlſtabe die magnetiſche Kraft durch das Streichen mit. Dieſes geſchieht entweder durch einen einfachen Strich, indem man den Stab von ſeiner Mitte aus nach der einen Seite mit dem einen und nach der andern Seite mit dem andern Pole des Magnets in einerlei Richtung mehrmals ſtreicht; oder durch den Doppelſtrich, wenn man den armirten Magnet mit ſeinen beiden Polen der Länge nach aufſetzt und ſo mehreremal von dem einen Ende bis zum andern ſtreicht und zuletzt den Magnet wieder von der Mitte des Stabes abführt.

Die Magnetnadel findet wichtige Anwendungen bei der Schiffſahrt als Compaß und beim Feldmeſſer als Bouſſole. Vergleicht man aber die Richtung der Magnetnadel mit der Mittagslinie, ſo findet man, daß ſie nicht genau nach Norden zeigt, ſondern in unſern Gegenden ungefähr 18° gegen Weſten abweicht, während dieß an andern Orten der Erde gegen Oſten geſchieht und nur an wenigen Orten mit der wahren Nordlinie des Orts zuſammenfällt. Dieſe Abweichung nennt man die Deklination.

Die Erſcheinung, daß die Magnetnadel im Compaß, wenn ſie ſich frei bewegen kann, ſich von ſelbſt in eine ſolche Lage ſtellt, daß der eine Pol gegen Norden, der andere gegen Süden gerichtet iſt, führt zu der Vermuthung, daß die Erde ſelbſt magnetiſch iſt, wofür auch das Vorkommen magnetiſcher Eiſenerze ſpricht. Da nun aber, wie wir oben geſehen haben, ungleichnamige Pole ſich anziehen, gleichnamige ſich abſtoßen, ſo muß hiernach die Erde im Norden einen Südpol, im Süden dagegen einen Nordpol haben.

Elektriſche Telegraphie.

Die Eigenſchaft des elektriſchen Stromes, im weichen Eiſen vorübergehenden Magnetismus hervorzurufen, findet eine ſehr nützliche Anwendung in der Telegraphie. Die Einrichtung der gegenwärtig in Deutſchland am meiſten gebräuchlichen elektriſchen Telegraphen iſt im Weſentlichen folgende: Um von dem Stationsorte A nach dem einige Meilen entfernten Stationsorte B hin zu telegraphiren, verbindet man beide Orte durch einen oder mehrere iſolirte Kupferdrähte. Wir wollen zunächſt annehmen, daß ſolcher Verbindungsdrähte zwei vorhanden ſind. Wenn man nun die Enden dieſer Drähte in B mit den Enden eines um ein Hufeiſen aus weichem Eiſen gewundenen Kupferdrahtes und in A die Enden der nämlichen Drähte mit den Polen einer galvaniſchen Batterie verbindet, ſo verwandelt ſich faſt in demſelben Augenblicke, in welchem man in A die Kette ſchließt, das Hufeiſen in B in einen Magneten und zieht einen Anker an, welcher vorher von den Polen durch eine ſchwache Feder um einen kleinen Abſtand entfernt gehalten wurde. Sowie man aber die Kette in A öffnet, wird der Anker durch die ſchwache Feder von den Polen des Hufeiſens wieder losgeriſſen. Auf dieſe Art erhält man ein Mittel, durch wiederholtes Oeffnen und Schließen der Kette in A Signale nach B hin hin zu geben. — Statt zweier Verbindungsdrähte kann man auch mit einem einzigen auskommen, welcher den einen Pol der in A befindlichen Batterie mit dem einen Ende des um das Hufeiſen in B gewickelten Kupferdrahtes verbindet, und den zweiten Draht durch den feuchten Erdboden erſetzen, indem man in dieſen ſowohl in A, als auch in B eine Metallplatte einſenkt und mit der einen den andern Pol der Batterie A und mit der andern

das andere Ende des um das Hufeiſen in B gewickelten Kupferdrahtes verbindet.

Senſualismus.

Von Dr. H. Czoibe.

Vorſtellung.

Der Einfluß von Druck, oder Stoß auf einen Körper bewirkt eine mehr, oder weniger dauernde Veränderung ſeines molekularen Gefüges, die zwar bei vielen Körpern ungemein gering ſein, aber dennoch niemals gänzlich fehlen wird. Da nun Licht, Schall, Geſchmack, Geruch ꝛc. mitgetheilte, oder Stoßbewegungen ſind, ſo müſſen ſie in den Körpern, zu welchen ſie hingeleitet werden, auch Veränderungen bewirken, deren Größe im graden Verhältniß zur Häufigkeit der Wiederholung, oder zur Dauer der Urſache ſteht. Unmittelbarer beweiſt dies die Entdeckung der Daguerrotypen und Moſerſchen Lichtbilder. In feſten Körpern dürfte durch derartige Veränderungen oft die innere Elaſticität, alſo auch die Fähigkeit, mitgetheilte Bewegungen fortzupflanzen, oder die Beweglichkeit wachſen. Je elaſtiſcher ſie die Veränderung macht, deſto ſchneller und intenſiver werden ſie durch irgend einen Anſtoß bewegt werden müſſen. Hat ſolche Veränderung der Molekularſtruktur eine gewiſſe Form, ſo wird irgend ein Anſtoß des Körpers eine Schwingung des veränderten Theiles in derſelben Form bewirken. Auf die Realität dieſer Verhältniſſe kann man direkt z. B. aus der Thatſache ſchließen, daß wenn ein Blasinſtrument wiederholt falſch geblaſen worden iſt, die falſchen Töne ſpäterhin immer wieder zum Vorſchein kommen, auch wenn ein Kunſtverſtändiger ſich des Inſtruments bedient. Nur durch oft wiederholtes angeſtrengtes, richtiges Spiel gelingt es, das Inſtrument wieder zurecht zu blaſen d. h. die Moleküle des Inſtrumentes erhalten jetzt mittelſt der während des Tönens in ihm vor ſich gehenden Schwingung allmählig wieder das Lagerungsverhältniß zu einander, durch welches die Reinheit der Töne bedingt wird.

Vergleiche man dieſe phyſikaliſchen Verhältniſſe mit der Nerventhätigkeit, wie ſie bei der ſinnlichen Wahrnehmung ſtattfindet, ſo kann man per analogiam Folgendes ſchließen:

Die einzelnen Wahrnehmungen müſſen im Gehirne entſprechende Veränderungen zurücklaſſen. Da die Elaſticität der veränderten Stelle geſteigert iſt, ſo muß ein Anſtoß an dieſelbe die Wiederholung der bei der Wahrnehmung ſtattfindenden Wellenbewegung bewirken. Ebenſo wie die oben erwähnten falſchen Töne ſelbſt bei richtigem Blaſen wieder entſtehen, wird irgend ein Anſtoß an jene leicht bewegliche, oder ſchwingende Stelle des Gehirns — man dürfte ſie wohl Vorſtellungsfigur nennen — genügen, eine der Wahrnehmung entſprechende Vorſtellung zu bewirken. Je häufiger aber eine Wahrnehmung ſtattfand, oder je länger ſie andauerte und je bedeutender ſomit die moleculare Veränderung des Nerven u. ſeine Beweglichkeit an dieſer Stelle wurde, um ſo leichter wird die entſprechende Vorſtellung entſtehen. Vorſtellungen, die den Wahrnehmungen der Geruchs-, Geſchmacks- und Haut-Nerven entſprechen, kommen im geſunden Zuſtande in geringerem Maaße vor, vielleicht weil entweder wegen der Seltenheit jener Wahrnehmungen im Verhältniß zu denen des Auges und Ohrs, oder wegen ihrer angeborenen Beſchaffenheit Geruchs-, Geſchmacks und Hautnerven nie ſo beweglich, oder zu Schwingungen geneigt werden, daß durch einen Anſtoß darin viele und intenſive Vorſtellungen entſtehen können. Beim Thiere, wo ſich der Geruchsnerv in ſehr ſtarken Ausbreitungen auf der Ventrikelwanderung befindet, ſcheinen Geruchsvorſtellungen eine große Rolle zu ſpielen.

Woher kommt der genannte Anſtoß, oder was regt unſer Gehirn, in dem durch ſinnliche Wahrnehmungen beſtimmte Neigungen, oder Fähigkeiten zu Vorſtellungsbewegungen bewirkt werden, zu dieſen an? Der Anſtoß dazu beſteht nach dem Geſetze der Reſonnanz, oder der mittönenden Schwingungen, das nicht blos für den Schall, ſondern für alle Vibrationen gelten dürfte, zunächſt aus Wahrnehmungen, die durch die Sinnesorgane ins Gehirn gelangen und aus Vorſtellungen, welche wieder andere Vorſtellungen anregen. Jede dieſer beiden Anregungsarten findet in dem bekannten mathematiſchen Verhältniſſe obigen Geſetzes ſtatt. Eine Saite fängt an, in Schwingungen zu gerathen, oder zu tönen, wenn in ihrer Nähe ein Ton entſteht, der gleiche Höhe hat mit dem, auf den ſie ſelbſt geſtimmt iſt, oder der in einem harmoniſchen Verhältniſſe der Oktave, Terze, Quinte, Quarte zu demſelben ſteht; ſie bleibt klanglos bei allen höheren, oder tieferen, oder nicht im harmoniſchen Verhältniß von 2, 3, 4 u. ſ. w. in Betreff der Geſchwindigkeit der dabei ſtattfindenden Schwingungen zu ihr ſtehenden Tönen, ſelbſt wenn die erſchütternde Wirkung durch die Luftwellen bei letzteren eine ſehr bedeutende iſt. Hiernach müſſen Wahrnehmungen und Vorſtellungen die ähnlichen Vorſtellungen erwecken, was man Aſſociation der Vorſtellungen nennt. Contraſt entſteht, wenn ich einer Sache eine gleiche, aber in umgekehrtem Zuſtande gegenüberſtelle, Contraſt iſt alſo eine gewiſſe Aehnlichkeit. Es kann deshalb durch eine Wahrnehmung, oder Vorſtellung auch eine contraſtirende, wenn die Fähigkeit d. h. die Vorſtellungsfigur dazu da iſt, aſſociirt werden. Aehnliche, oder contraſtirende Wahrnehmungen, die in einer gewiſſen Gruppirung, oder Rei-

Digitized by Google

henfolge ſtattfanden, werden in derſelben Gruppirung, oder Reihenfolge als Vorſtellungen wieder hervorgerufen. Je gröſſer die Aehnlichkeit zwiſchen zwei Vorſtellungen iſt, mit deſto mehr Schnelligkeit werden ſie ſich aſſociiren. Eine Vorſtellung kann kürzere, oder längere Zeit andauern je nach der Dauer ihrer nächſten Veranlaſſung (des ſie aſſociirenden Anſtoßes.) Je länger ſie dauert, um ſo mehr Vorſtellungen wird ſie aſſociiren können, weil Zeit dazu iſt. Vorſtellungen, die gleichzeitig entſtanden und von denen jede eine gewiſſe Beziehung zu dem momentanen Gemeingefühle hatte, aſſociiren ſich nicht gegenſeitig noch einander, ſondern werden durch die Wiederkehr jenes Gemeingefühls gleichzeitig hervorgerufen. — Allein nicht blos Wahrnehmungen und Vorſtellungen, ſowie das aus nicht unterſcheidbaren Theilen derſelben beſtehende Gemeingefühl regen andere Vorſtellungen an, auch durch den Druck des bewegten Blutes (namentlich bei Congeſtionen nach dem Kopfe) erhalten Stellen des Gehirns, die zu Vorſtellungen fähig geworden ſind, dazu den Anſtoß. So entſtehen unzählige Vorſtellungen, deren Veranlaſſung nicht ſpeciell nachzuweiſen, oder zu erkennen iſt.

Dieſe Vorgänge bilden zunächſt das, was wir Erinnerung, oder Gedächtniß nennen. Lotze, obwohl ſo entſchiedener Gegner der phyſikaliſchen Pſychologie, unterſtützt dieſe Anſicht vom Gedächtniſſe in folgender Weiſe: „Spiritualiſtiſche Anſichten finden die Begründung des Gedächtniſſes durch eine unendliche Fortdauer aller Eindrücke in den Nervenelementen unmöglich, weil ſie befürchten, daß dieſe unzähligen Erregungen einander ſtören, oder bis zur Unkenntlichkeit ſich vermiſchen würden. Allein Millionen Bewegungen, die mit verſchiedenen Richtungen und Geſchwindigkeiten denſelben Punkt treffen, können wohl momentan ſich an ihm zu einer einfachen Reſultate miſchen, oder ſich gar in ein Gleichgewicht der Ruhe ſetzen, in welchem ſie völlig verſchwunden ſcheinen; ſobald jedoch einer von dieſen Einflüſſen aufhörte, würde ſofort die früher durch ihn balancirte Bewegung wieder zum Vorſchein kommen, und ſich als eine völlig unverlorene erweiſen. In der Atmoſphäre durchkreuzen ſich die Schwingungen vieler Lichtquellen und die unzähligen zurückgeworfenen Strahlen, die Schallwellen, die von zahlloſen Körpern ausgehen, nebſt den Bewegungen, welche die Luft durch mancherlei Thätigkeit lebendiger Weſen erhält, und doch entſteht im Allgemeinen keine trübe Verwirrung. Ebenſo würde die größte Mannigfaltigkeit der Erregungen kein abſolutes Hinderniß für ihre ungeſtörte Coexiſtenz im Nervenmark ſein. Allerdings entſtehen in der äußern Natur aus jener Durchkreuzung auch Miſchungen der Bewegungen, Interferenzen und Brechungen aller Art; aber gleiche Umwandlungen erfährt ja in der That auch die Summe unſerer Sinneseindrücke; manches verſchmilzt im Gedächtniß, ſetzt ſich zuſammen, oder geht neue Verbindungen ein, die ihm urſprünglich fremd waren.

Wenn wir unter Gedächtniß, oder Erinnerung die Entſtehung der Vorſtellungen in derſelben Verbindung und Reihenfolge, wie ſie bei den vorhergegangenen eigenen Wahrnehmungen oder den Erzählungen Anderer ſtattfand, verſtehen, ſo iſt doch kein Grund, daß Vorſtellungen ſich blos in dieſer Weiſe aſſociiren ſollten. Die phyſikaliſchen Verhältniſſe erlauben es, daß die Reproduktion von Vorſtellungs-Complexen, oder einzelnen Vorſtellungen, oder Theilen derſelben, in auseinandergeſetzter Weiſe urſprünglich angeregt, auch in ganz neuer Verbindung und Reihenfolge verläuft. Dieſen Vorgang nennt man Phantaſie.

Der Gegenſtand des Bewußtſeins bei den Vorſtellungen muß wohl ganz derſelbe ſein, wie bei den Wahrnehmungen. Vergleicht man aber die bei der ſinnlichen Wahrnehmung bewußt werdenden drei Gruppen der Qualitäten: verſchiedene Dauer der Bewegung, ihre verſchiedene Intenſität und das Gleichgewicht, oder der Mangel deſſelben in der Form der Zuſammenſetzung, ſo ergiebt ſich zur näheren Beſtimmung der Vorſtellung folgendes:

Die Dauer oder Geſchwindigkeit der Bewegung, ſcheint es, muß bei der Vorſtellung dieſelbe ſein, wie bei der Wahrnehmung. Wenn man aber bedenkt, daß der innere Anſtoß des Gehirns bei den Vorſtellungen nur ungemein ſchwach iſt im Verhältniß zu dem von Außen ſtattfindenden bei den ſinnlichen Wahrnehmungen, der zum Theil durch die Sinnesorgane ſehr verſtärkt wird, ſo folgt, daß die Intenſität der Bewegung unvergleichlich geringer ſein muß, als bei der Wahrnehmung. Da von der Intenſität, wie wir geſehen haben, zunächſt die Deutlichkeit der Qualität, die uns bewußt wird, abhängt z. B. die Deutlichkeit der Farbe und des Klanges, iſt es begreiflich, weshalb die Vorſtellungen eine ſo blaſſe Farbe, oder einen ſo matten Klang haben, daß man ſie ſogar, obwohl gewiß irrthümlicherweiſe farb- und klanglos genannt hat. „Nach meiner Erfahrung, ſagt Fechner reicht es hin, ſich Gegenſtände mit lebhaft contraſtirenden Farben z. B. ein Gericht von Spinat mit durchgeſchnittenen Eiern darauf, in welchem Falle Grün, Weiß, Gelb lebhaft gegen einander abſtechen — lebhaft vorzuſtellen, um auch etwas von der Qualität der Farbe in der Erinnerung zu produciren.“ Die verſchiedenen Grade von Deutlichkeit, oder Klarheit der Vorſtellungen, bei denen ihre Theile mehr, oder weniger genau unterſchieden werden können, hängen von der größeren, oder geringeren Intenſität ab. Dieſe wird um ſo größer ſein, je häufiger erſtens die entſprechenden Wahrnehmungen wiederholt worden ſind, oder je länger ſie gedauert haben, weil das Subſtrat (die Vorſtellungs-Figur) um ſo elaſtiſcher geworden iſt, zweitens je intenſiver, häufiger und dauernder der Anſtoß der Vorſtellungs-Figur iſt.

Vorſtellungen unterſcheiden ſich aber von Wahrnehmungen nicht blos dadurch, daß ſie ſehr viel undeutlicher ſind, ſondern auch dadurch, daß ſie ſich nicht außerhalb unſerer Perſon zwiſchen unſern ſinnlichen Wahrnehmungen in

dem wahrnehmbaren Sehfelde befinden. Dieſer Ausdruck ſcheint richtiger zu ſein, als die Vorſtellungen, wie gewöhnlich geſchieht, raumlos zu nennen. Denn wenn man ſich unter Raum allgemein unbegrenzte, durchdringliche Ausdehnung vorſtellt, ſo hat dagegen das Sehfeld zwar veränderliche Grenzen, aber doch Grenzen; es iſt ferner continuirlich aus Bildern zuſammengeſetzt, ſo daß gar kein Grund iſt, es Raum zu nennen. Da aber jede Vorſtellung als Bild eine begrenzte Ausdehnung hat, wie jede ſinnliche Wahrnehmung, ſo muß man ſie ſich auch, ebenſo wie dieſe im Raume denken, ſo daß ſie mithin keineswegs raumlos iſt. Die Thatſache aber, daß Vorſtellungen ſich nicht in unſerm Sehfelde befinden, iſt leicht erklärlich. Sie müßten die bezeichnete Stellung, oder Oertlichkeit einnehmen, wenn ſie innerhalb des Bildes der Außenwelt entſtänden, welches von der Netzhaut in das Gehirn ſich fortpflanzend daſelbſt in dem ſogenannten centralen Ende des Sehnerven zum Bewußtſein kommt. Da ſie nun nicht außer uns, oder zwiſchen unſern ſinnlichen Wahrnehmungen liegen, folgt nothwendig, daß ſie außerhalb des centralen Endes des Sehnerven an einer andern Stelle des Gehirns, die aber jedenfalls mit dem Sehnerven in Verbindung iſt, entſtehen. Wenn die Vorſtellungen an einer andern Stelle entſtehen, als die ſinnlichen Wahrnehmungen, verſteht ſichs ganz von ſelbſt, daß ſie nicht zwiſchen unſern Wahrnehmungen, außerhalb unſerer Perſon in dem ſinnlich wahrgenommenen Sehfelde ſtattfinden können. Sie finden ohne daſſelbe, oder außerhalb deſſelben ſtatt, oder ſind, um den gewöhnlichen, aber gewiß falſchen Ausdruck zu wiederholen, raumlos. Werden aber Vorſtellungen ausnahmsweiſe durch ungewöhnliche abſolute, oder relative Intenſität, oder durch irgend einen andern phyſikaliſchen Vorgang in das centrale Ende des Sehnerven d. h. zwiſchen die Bilder der Außenwelt gedrängt, ſo müſſen ſie auch im Sehfelde zwiſchen unſern ſinnlichen Wahrnehmungen oder außer uns und mit intenſiverer Farbe erſcheinen. Dies ſind die Hallucinationen.

Was ich über die Oertlichkeit der Lichtvorſtellungen geſagt habe, gilt natürlich auch von den Tonvorſtellungen und von den durch die andern Sinneswahrnehmungen: Geruch, Geſchmack und Hautwahrnehmungen bewirkten Vorſtellungsfiguren. Auf dieſe letzteren müſſen die abnormen Zuſtände, welche Geſichts- und Gehörs-Hallucinationen bedingen, ganz beſonders ſtark einwirken. Denn Geruchs-, Geſchmacks- und Hautvorſtellungen ſcheinen aus mechaniſchen Gründen wenigſtens beim geſunden Menſchen in geringerem Maaße vorzukommen; entſprechende Hallucinationen ſind aber ſehr zahlreich.

Die Wahrnehmung unſerer eigenen Perſon durch alle Sinne im Unterſchiede von der Außenwelt, oder das Selbſtbewußtſein, indem es durch das Geſetz der Aſſociation die Vorſtellungen beherrſcht, bewirkt, daß ſie in einem natürlichen, oder der wirklichen Welt entſprechenden Zuſammenhange entſtehen. Wie unſere Unterſcheidung der Wahrnehmungen als unwillkührliche Vergleichung derſelben, — das deutliche, lebhafte Bewußtwerden der einen, während die andern im Gemeingefühl verſchwinden, als unwillkührliche Abſtraktion oder Analyſe betrachtet wurde, in derſelben Weiſe ſcheinen auch im Gebiete der Vorſtellungen unwillkührliche Vergleichung und Abſtraktion, oder Analyſe ſtattzufinden.

Während die Vorſtellungen im wachen Zuſtande auch durch den Contraſt mit den zu gleicher Zeit ſtattfindenden ſehr viel intenſiveren ſinnlichen Wahrnehmungen von blaſſer Farbe und mattem Klange erſcheinen, ähnlich den Sternen am Tage: müſſen die Vorſtellungen im Schlafe, bei welchem keine ſinnlichen Wahrnehmungen ſtattfinden, oder die Träume — eben durch ihr Alleinſein uns ſehr viel deutlicher, oder lebhafter vorkommen. Es wäre indeß auch möglich, daß die größere Intenſität der Traumvorſtellungen nicht blos eine relative, ſondern, da die mechaniſchen Verhältniſſe des Gehirns im Schlafe ſich ändern, auch eine abſolute ſei. Die Intenſität der Traumbewegungen bewirkt es, daß wir uns darin oft an vergangene Dinge erinnern, die uns im Wachen nicht mehr einfallen, daß ein kurzer Zeitraum oft von einer großen Menge Traumvorſtellungen erfüllt iſt. Die Illuſion, daß dieſe Phantaſiegebilde für wirkliche Erſcheinungen gelten, findet aber nebſt ihrer Zuſammenhangsloſigkeit vorzugsweiſe deshalb ſtatt, weil im Schlafe außer den andern Wahrnehmungen auch die unſerer eigenen Perſon: das oben erwähnte Selbſtbewußtſein — fehlt, die Traumvorſtellungen mithin durchaus ſelbſtſtändig, ohne ein ſie beherrſchendes, oder in den natürlichen Zuſammenhang bringendes Centrum ſind.

Die verſchiedene Intenſität der Vorſtellungen kommt aber nicht blos als ihre verſchiedene Deutlichkeit zum Bewußtſein, ſondern auch, wenn ſie ſehr gering iſt, als ein die dunkle Vorſtellung begleitendes Gefühl des Bedürfniſſes nach mehr Klarheit, und wenn ſie einen mittleren Grad hat, als ein angenehmes Gefühl. Schmerzhaftigkeit einer Vorſtellung durch zu große Intenſität iſt zwar denkbar, kommt aber in der Wirklichkeit wohl nicht vor. Bei einer gewiſſen großen Intenſität dürfte, wie ſchon bemerkt iſt, aus der Vorſtellung die Hallucination entſtehen. — Das einzelne Vorſtellungscomplexe begleitende Gefühl des Bedürfniſſes nach Klarheit und Vollſtändigkeit derſelben, ſowie die ſie begleitenden angenehmen, oder ſchmerzhaften Gefühle — werden indeß ſehr viel weniger durch ihre verſchiedene Intenſität, als durch das Gleichgewicht, oder den Mangel des Gleichgewichts ihrer Zuſammenſetzung in der bei den Wahrnehmungen auseinandergeſetzten Weiſe bewirkt. Zuſammenſetzung findet hier aber nicht blos zwiſchen den Theilen einzelner Vorſtellungen und in Vorſtellungscomplexen ſtatt ſondern auch zwiſchen den in uns entſtehenden Vorſtellungen und der Summe der alten uns vorher mitgetheilten, indem beide entweder zuſammenpaſſen (harmonieren), oder ſich widerſprechen. Das im erſten Falle entſtehende Gleichge-

Digitized by Google

wicht muß als angenehmes, der im zweiten entſtehende Mangel deſſelben als unangenehmes Gefühl zum Bewußtſein kommen.

Unter Affect (Zorn, Furcht) verſteht man den hohen Grad eines angenehmen, oder unangenehmen Gefühls, das weniger durch beſtimmte Wahrnehmungen oder Vorſtellungen an ſich, als durch das eben erörterte Verhältniß derſelben zu der Summe unſerer alten Vorſtellnngen bedingt iſt, unter Stimmung eine unbeſtimmte Miſchung von Gefühlen, welche durch Wahrnehmungen und Vorſtellungen bewirkt werden. Affect iſt momentan, Stimmung, welche man auch intellectuelles Gemeingefühl im Gegenſatze zu dem bisher mehr hervorgehobenen ſinnlichen nennen könnte, iſt dauernd.

Für die Fackel.

Streifzüge.

Von Samuel Ludvigh.

April, 1867.

Endlich iſt der abſcheuliche März mit ſeinen naßkalten Tagen vorüber und dem Erſten ſeines Nachfolgers auf dem Thron des Zeitgottes ſcheint es Ernſt zu ſein, uns nicht wieder mit der beſeligenden Frühlingshoffnung als gefoppte Narren in den April zu ſchicken. In den Gärten blüht der Crocus, indeß die Primula veris es nicht wagen darf, ihr Glasdach zu verlaſſen, um nicht zu erfrieren. Roſen, Narziſſen, Tulpen und Kamelien ſchmücken die Fenſter der Blumenliebhaber in der Stadt, indeß die eigentliche Heimath der ſchuldloſen Kinder der Natur, die freie Natur, unter dem offenen Baldachin des Firmamentes, noch blüthenleer und ohne Reiz der Mannigfaltigkeit des friſchen Colorits ſchlummert und ihr Erwachen blos durch das ſanfte Grün des keimenden Graſes verkündet.

Auch ich bin wieder ſo glücklich meine Wohnung im anmüthigen Thale von Cuminsville mit Graspartien, mit Bäumen, Geſträuchen und Blumen zu ſchmücken und zu einem kleinem Paradies zu machen. Reiche mögen ihre Reſidenzen mit einem Park verherrlichen und ihre Treibhäuſer mit exotiſchen Pflanzen; dem äſthetiſchen, dem poetiſchen Sinn des „ideenreichen Armen“ genügt ein Gärtchen, geſchmackvoll angelegt und reingehalten; ſo wie er keines Palaſtes bedarf, um in einer kleinen, comfortablen Wohnung ſich heimiſch zu fühlen und glücklich zu ſein.

Cuminsville hat ſich ſeit Kurzem durch neue Bauten bedeutend verſchönert; doch iſt für Gärten noch faſt gar Nichts zur Verſchönerung gethan. Nur Herr Hoffner, deutſcher Abkunft, beſitzt einen großen Park mit Statuen und Treibhäuſern, der durch den freiſinnigen und menſchenfreundlichen Eigenthümer dem Publikum zum Genuße offen ſteht. Sein eigenes Glück im Glücke Anderer finden iſt die Charakteriſtik eines edlen Herzens. Zu dieſer Ausnahme der vielen herzloſen Gabelthiere, beherrſcht durch Neid und Bosheit, zu dieſen edlen Menſchen gehört wohl Hoffner, der vielgereiſ'te, vom Schickſal durch Verluſt von zwei Gattinen und 8 Kindern ſchwer geprüfte 68jährige Greis. Nur ein freier Geiſt, dem Glaubensjoch enthoben, nur ein tiefer Blick in's flüchtige Leben, kann über Verluſt und Sturm erheben und vor Verzweiflung bewahren. Ein Verluſt, der nicht erſetzt werden kann, iſt am ſchwerſten zu verſchmerzen und was das Herz an Liebe verliert, das können keine irdiſchen Schätze erſetzen, das kann einzig und allein nur in Weisheit Troſt und allmälige Beruhigung finden.

Auch die Herren Härlein und Walz haben ein Treibhaus mit mannigfaltiger Flora und es iſt zu wünſchen, daß ſie auch auf Verſchönerung ihres Grundes etwas mehr Sorgfalt verwenden. Utile dulci, ſagt Horaz, das Nützliche mit dem Schönen — eine Maxime, die nur wenige Menſchen verſtehen.

Die Thalfläche zwiſchen Cincinnati und Cuminsville iſt faſt Ein Gemüſegarten deutſcher Pächter, die ſich jedoch um Blumen nicht kümmern, und ſelbſt die Nabobs, die das Land eignen und da wohnen, haben ſehr wenig Sinn für geſchmackvolle Anlagen und Blumenpflege; ja, ſie glauben, Wunder gethan zu haben, wenn ſie große Raſenplätze mit kleinen Tannenbäumchen beſetzen. Die Reichen auf den Höhen von Clifton haben bereits beſſern Geſchmack entwickelt. Ihre Wohnungen und Gartenanlagen ſind wirklich prachtvoll.

Ich hatte das außerordentlich Vergnügen, einem ſogenannten Schul-Concerte beizuwohnen, das die Lehrer der Freiſchule von Cuminsville veranſtalteten, um die Fonds für Ankauf einer Orgel herbeizuſchaffen.

Freiſchule und Orgel ſind zwei Objecte, die ſich durchaus nicht zuſammen vertragen. Die Orgel gehört in die Kirche und aus der Freiſchule ſoll, dem Geſetz nach, alles Kirchliche ausgeſchloſſen ſein. Aber, aber was kümmern ſich Mucker und Heuchler um Geſetz u. Menſchenrechte! Ihr bornirter Schädel vermag es nicht, ſich über das fabelhafte Chriſtenthum zu erheben und ſie bieten Alles auf, die Bibel und den Chriſtengott, den Herrn Jeſus, in die Freiſchule einzuſchmuggeln, da zu beten u. chriſtliche Hymnen zu ſingen, wohin doch auch Juden und Bürger, die zu keiner Religion ſich bekennen, ihre Kinder ſchicken. Iſt es nicht empörend, wenn man Kindern ſolcher Eltern, die entweder Juden ſind, oder ſich zu keiner Kirche bekennen,

Tractätchen ſchenkt, die blos dazu dienen, um den Geiſt zu knechten und den Sektengeiſt und religiöſen Fanatismus zu nähren? Auch meine Knaben brachten ſchon einige Mal ſolch elenden Stoff von der Freiſchule nach Hauſe, um mir die Pflicht aufzuerlegen, ihn den Flammen zu überliefern. „Verbrennt Ihr Gläubige und Pfaffenknechte freiſinnige Bücher, der Dummheit zur Ehre, ſo müßt Ihr uns wenigſtens daſſelbe Recht einräumen, eure von Ignoranz ſtrotzenden Tractätchen ganz ruhig den Flammen zu opfern, zur Ehre der Wiſſenſchaft und der Vernunft.“

Es naht der 6. April und an dieſem Tage vor 46 Jahren wurde armen Eltern in Philadephia ein Kind geboren, das in der Taufe den Namen Sarah erhielt und dieſes Kind wuchs heran zur blühenden Jungfrau und es ereignete ſich, daß ein alter Junggeſelle von 37 Jahren im Jahre des Herrn 1837 aus Ungarn nach Amerika kam, um da durch beſondere Gnade der Vorſehung eine Zeitung zu ſchreiben, genannt: „die alte und die neue Welt.“ Und dieſer exilirte Zeitungsſchreiber aus der alten Welt ſah in der neuen Welt eines ſchönen Wintertages die ſchöne Sahra und wurde roth bis hinter die Ohren und Samuel ſtand vor ihr vom goldnen Pfeile Amor's ſchwer verwundet. Und ſiehe da, über ein Kleines, war Sahra Samuel's Braut und nach einigen Wochen der Seligkeit deſſen angetraute Gattin. Sahra aber ſprach kein Wort Deutſch, noch Teutſch und Samuel verſtand nur ſehr wenig Engliſch. Und da gab es denn bald einen eifrigen Sprachlehrer und eine eifrige Sprachlehrerin und ehe 2 Jahre um waren, haben Schüler und Schülerin, nach allerlei Mühen und Plagen, Fehlern und Mißverſtändniſſen, die erfreulichſten Fortſchritte in beiden Sprachen und auch in ehelichen Pflichten gemacht. Aber Das iſt jetzt ſchon lange, ſehr lange her und je länger Beide leben, deſto mehr ſcheint ſich das Wort zu bewähren: „je länger, je lieber.“ So ſollte es in jeder Ehe ſein; aber, aber im Eheſtandshimmel giebt es eine Million Nieten zu Einem Treffer. Wohl denen, die es getroffen haben. Alſo: am 6. iſt Sahra's Geburtstag und — am 4. muß Samuel wieder fort; denn eine Note wird fällig und ſein Motto iſt: „Pflicht geht vor Vergnügen.“ Ich werde im Geiſte bei Euch ſein, Ihr Frauen und Kinder, wenn Ihr an zierlich geordneter Tafel den Java trinkt, die Leckerbiſſen genießt und fröhlich ſeid. Der rein materielle Menſch liebt feſt an der Materie, er muß den Gegenſtand ſehen, hören, betaſten, um aſſimilirend glücklich zu ſein; der geiſtige Menſch, der von der Materie zu abſtrahiren gelernt hat, ſchließt den geliebten Gegenſtand in ſein Herz, genießt ihn geiſtig und iſt ſelig im Genuß. — Das iſt Selbſttäuſchung, ſagt Ihr vielleicht. Wohlan, der Traum iſt oft ſüßer als die Wirklichkeit und Täuſchung bietet oft mehr Genuß als Erfüllung des Wunſches.

Am 4. fuhr ich denn auf den guten Schienen der Cincinnati- und Marietta-Bahn nach Chillecothe, im Staat Ohio. Kein Vogel ſang im Freien u. die ſchönen Conturen der Thäler, düſter und öde, vermochten es nicht, den Blick angenehm zu beſchäftigen und zu feſſeln. Ich nahm denn eine Zeitung zur Hand, um einen geiſtigen Streifzug zu machen, wenn auch Zeitungen in der Regel arm ſind an geiſtreichem Stoff. Mit geübtem Auge das große Folio überblickend fand ich zwei mir leſenswerth ſcheinende kurze Artikel: „Der ruſſiſche Vertrag“ und: „Unſer Reich der Eiſenbahnen.“ Wenn man das Areal der jetzt beſtehenden Staaten dieſer Union kennt und es in vielſeitiger Richtung ſeit 20 Jnhren, nach Tauſenden von Meilen hin, auf den Eiſenſchienen durchſtreift hat, ſo muß man wirklich ſich wundern, daß die politiſche Maſchine, ſo ſchlecht ſie auch manchmal arbeiten mag, nicht in völliges Stocken geräth und „trotz alledem“ dem Volk mehr Freiheit und nicht weniger Schutz verleiht als die Monarchie irgend eines europäiſchen Duodez-Staates. Wenn man aber erſt die Karte zur Hand nimmt und jenen Flächenraum der Territorien von Colorado, Idaho, Utah, Montana, Arizona, Washington bis nach den Grenzen von Neu-Mexiko und Californien hin in Anſchlag bringt, ſo ſteigt ſich das Verwundern bis zum Staunen und man frägt ſich: was wird aus dieſem jungen Rieſen, der noch nicht über die Flegeljahre hinaus iſt, werden, wenn er nach 100 Jahren das Mannesalter wird erreicht haben? Republik, oder Monarchie! Fortentwickelung, oder Zuſammenſturz, um aus dem Chaos auf Fortſchritt, oder Kreislauf zu ſchließen? Der beſte Prophet kann irren; ſo viel ſteht feſt, daß bei ſolch' unerſchöpflichen Quellen und dem praktiſchen Sinne des Volkes kein abſoluter Rückſchritt im politiſchen und geiſtigen Leben zu beſorgen iſt. So lange es Spitzbuben giebt und der Schwache des Schutzes gegen den Starken bedarf, muß es Regierungen geben und iſt auch keine Form derſelben abſolut vollkommen, ſo iſt es doch evident, daß bei fortſchreitender Cultur im wiſſenſchaftlichen und politiſchen Leben auch die Regierungsform gleichen Schritt halten muß. Demnach ſpreche ich dem Fortſchritt im großen Ganzen das Wort und hoffe auch für die nächſten Jahrhunderte der Republik das Beſte im Bereich der Möglichkeit des Guten, des Wahren und des Schönen.

Betreff des Traktates mit Rußland „in spe“ ſagen Manche, denen es bereits vor dem großem Areal der Union ſchwindelt: „Wir haben mehr Territorium als wir brauchen; die Tendenz der Republiken iſt, ſich über die Grenzen der ökonomiſchen Controlle hinaus zu erſtrecken; die Territorien, welche wir von Mexiko, aquirirt haben, Arizona, Neu-Mexiko u. ſ. w. haben uns weit mehr gekoſtet als ſie uns einbringen und tragen blos bei, unſere Reſourcen zu ſchwächen, anſtatt ſie zu ſtärken. Andere ſehen keine Gefahr in Aquiſition großer Territorien. Die „Manifest destiny of certain combinations and causes“ wird auch über dieſe

Frage endgültig entſcheiden, gleichviel welche Folgen ſie haben möge.*)

Die Ver. Staaten bedecken jetzt ein Areal von 3 Millionen Quadratmeilen, mit Millionen von Acker Landes, das ein Jahrhundert nicht urbar zu machen vermag. Ruſſiſch Amerika würde uns circa 400,000,000 Quadratmeilen mehr geben und die Länge unſerer Seeküſte faſt um das Doppelte vergrößern.

Hört, Ihr Könige, jenſeits des Oceaus, und kommt Ihr fleißigen Bauern in dieſes Land, das über gar nicht lange den atlantiſchen Oceau mit dem ſtillen Meer durch eine Eiſenbahn verbinden und ein moderner Coloß von Rhodus mit einem Fuß auf der europäiſchen Küſte und mit dem andern auf der chineſiſchen Mauer ſtehen wird, welche endlich nach Jahrtauſenden ebenſalls den Geſetzen alles Endlichen gehorchen und — fallen wird müſſen. Seht, das iſt der Yankee-Geiſt; reißt ihm blos die puritaniſche Larve herab, und er wird ein großer und mächtiger Geiſt werden, wie er auf der uns bekannten Erde noch nie dageweſen.

Die große Union-Pacific-Bahn hat während weniger Monate 300 Meilen weſtlich vom Miſſouri-Fluß vollendet. Der Califorina-Terminus iſt dieſer Richtung nach 91 Meilen vorangeſchritten und zwar über die höchſte Geadirung zu irgend einer andern Bahn des Landes. Dieſe Entfernung erhebt ſich über ein Niveau von mehr als 6000 Fuß und die größten Schwierigkeiten der Vermeſſung wurden meiſterhaft beſiegt. Der Tunnel — ſo berichtet die Times — durch den höchſten Theil der Sierras iſt faſt halb durchbrochen und man glaubt, daß bis zum nächſten Juli die Gradirung bis zur berühmten Region dee Silberminen von Nevada vorangeſchritten ſein wird. Neben den weißen Arbeitern ſind 10,000 Chineſen von Seiten Califoriens für den großen Bau gedungen. Die Koſten dieſer Rieſenbahn, vom Miſſouri bis zum ſtillen Ocean, werden ſich auf 100,000,000 Dollars belaufen. Den jährlichen Brutto-Ertrag der Bahn beanſchlagt man auf 3,000,000 Doll.

Durch dieſe Bahn wird man alle Geſahren um das Cap Horn, und die einer Reiſe auf dem Rothen Meer vermeiden können. Zeit und Entfernung werden vergleichungsweiſe faſt aufgehoben. Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß Europa den Weg nach dem aſiatiſchen Continent auf dieſer großen Pacificbahn einſchlägt, wodurch es dann auch von der Größe unſeres Reichs und von unſerer Conteolle über die enormen Schätze des Oſtens ein richtiges Bild zu entwerfen im Stande ſein wird.

Möchte es wohl erleben, auf dieſer Bahn einen Streifzug zu machen; doch ſolch ein Plan wird wohl in meinem Alter auf den Tiſch der frommen Wünſche gelegt werden müſſen. Und ſo wollen wir uns denn begnügen, Duodez-Fahrten von einigen tauſend Meilen kreuz und quer im Centro der alten Union zu machen, die weſtlichen Fernen jüngeren Kräften anheimſtellend.

Was ſoll ich von Chillicothe ſagen? Was ich ſchon öfter geſagt habe: daß es ein allerliebſtes Städtchen, voll von idyliſcher Poeſie und beglückt mit vielen proſaiſchen Kirchthürmen, die Gläubigen als Wegweiſer nach dem Himmel dienen. Ein weiter Weg; doch Seelen ſegeln ſchnell durch die Lüfte hin und je näher ſie dee Pforte des heiligen Petrus in die Gefrieeregion kommen, deſto mehr erwarmen ſie im Vorgefühl des ewigen Gottſchauens. Meine Seele iſt jetzt im Leben ſchon ſelig; denn ſie ſieht, bewundert und verehrt ihren ſichtbaren Gott, der da iſt die allſchaffende Natur, tagtäglich, beſonders in ſo ſchönem Thale, wie das von Chillicothe. Da es dieſes Mal rauh war und der Gau noch im aſchgrauen Winterſchlafrock vor der Pforte des Lenzes Sieſta hielt, ſo hatte ich nicht Luſt eine Anhöhe zu beſteigen, um eine ſchöne Ausſicht zu genießen und begnügte mich, nahe am Fuße eines Hügels dem freiſinnigen Brauer R. Wißler einen Morgenbeſuch abzuſtatten. Nachdem ich bei 5, ſage 5 Abonnenten collectirt und das Reiſefläſchchen bei Hrn. Roſenfeld mit dem ausgezeichneten, aus Deutſchland importirten, Bitteren von R i e ſ ch l e r gefüllt war, um die Süßigkeiten des noch etwas feſt ſitzenden Aſthmas zu paralyſiren, fuhr ich via Hamden Junction nach Portsmouth, am Ohio-Fluß pittoresk gelegen. Auch hier giebt es viele Demokraten und viele Kirchen und wenn das Pack der ſogenannten radikalen Partei fortfährt, ihren politiſchen Halbheiten zu fröhnen, das Muckerthum, den Nativismus u. den Abſtinence-Unfug zu pflegen und zu propagiren, ſo ſollte es mich gar nicht wundern, wenn ich am Ende ſelbſt noch zum Demokraten würde. Freilich nur dann, wenn dieſe meine alte Geliebte, ſich über alle Vorurtheile erhebend, die Menſchenrechte in ihrer Plattform, im engſten Sinne, aufnehmen ſollte, ohne Raſſenhaß und ohne es der Majorität der Squattersovereignety frei zu ſtellen, ob ſie eine freie Republik, oder Sklaverei, oder gar einen König haben wolle. Ihr mögt, und wir ſollten Alle Demokeaten ſein; doch lernet vor Allem den eigentlichen Sinn des Wortes Demokratie kennen, damit Ihr ſie nicht, mit Verſündigung an den Menſchenrechten, zur politiſchen Carrikatur und Mißgeburt einer Partei macht! G r u n d ſ ä t z e, nicht N a m e n und W o r t e bilden das Weſen der Freiheit einer Volksregierung, d. h. einer ſouverainen Demokratie. Alſo: laſſet uns Alles prüfen und nur das Gute behalten!

Auch die Geſellſchaft der Zweigbahn von Hamden nach Portsmouth hat Alles Schlechte geprüft, hat endlich gute Schienen gelegt und die alten zerlumpten Waggons mit beſſern erſetzt. Auch iſt man daran, ein Depot in Portsmouth zu bauen, was ſehr Noth thut.

Portsmouth iſt am Ohio gelegen und hat, wie alle Städte am Fluß, eine ſehr hübſche Lage.

Von Portsmouth fuhr ich per Telegraph, d. h. am Bord des Steamers Telegraph 30 Meilen nach Ironton. Es war

---

*) Da dies geſetzt wird, iſt ruſſiſch Amerika bereits ein Theil der Union für Territorien beſtimmt. L.

Digitized by Google

am 6. April, am 46. Geburtstag meiner Sarah. Als ich nach Tiſch auf dem Hurrikon-Deck Sieſta hielt, ſchwärmte ich im Geiſt mit den abweſenden Lieben zu Hauſe. Ich bewaffnete die Seele mit dem Fernrohr der Phantaſie und ſchaute hinab über Berg und Thal nach dem beſcheidenen Cuminsville und da ſah ich denn des kunſtreichen Zuckerbäcker's Schmidt geflügelten Boten hineilen, um den Frauen des Feſtes Eis, Torten und allerlei Süßigkeiten zu bringen; denn Frauen naſchen gerne; ich aber konnte nicht bei ihnen ſein und dachte im Stillen: Be happy!"

Drei Meilen diesſeits Ironton beſchäftigten mein Auge pittoreske Felspartien und das intereſſante colpo d'ochio von Iron Rock. Ironton hat ſeinen Namen vom Eiſen (iron) erhalten, das in der Nähe gegraben und in den Hammerwerken der Stadt geſchmolzen und zum Theil verarbeitet wird. Herr Conrad Ebert, der mich als Gaſt zu ſich beſchieden hatte, lud mich vor dem Frühſtück zu einem Spaziergange ein, um die Eiſenhämmer zu beſuchen. Die Umgegend iſt an Steinkohlen eben ſo reich wie an Eiſenerz, was von weſentlichem Nutzen iſt. In einem der drei Eiſenhämmer zerplatzten letzten Winter zwei Keſſel; einer flog durch das Dach der Fabrik, brach ſich Bahn durch zwei Mauern einer nahen Werkſtätte, kam vor dieſer mit einem großen Mühlſtein in Colliſion, zerſpaltete ihn und fiel erſchöpft in ſeiner Zerſtörungswuth circa 500 Schritt weit in einer Schlucht nieder, wo er jetzt noch machtlos liegt; der andere nahm eine entgegengeſetzte Richtung, flog über den Ohioſtrom hin und wurde eine halbe Meile weit vom jenſeitigen Ufer gefunden. Zum Glück waren bei der Cataſtrophe wenige Arbeiter anweſend und nur Einer wurde vermißt und auch keine Spur von ihm gefunden.*) Wir beſuchten da auch die Ofenfabrik und die große Nagelfabrik Letztere war eben in voller Thätigkeit. Es iſt höchſt intereſſant zu ſehen, mit welcher Schnelligkeit die Nägel gemacht werden.

Mein Aufenthalt in der „Eiſenſtadt" fiel an einen Sonntag und da wollten denn meine Denkgenoſſen die Gelegenheit benutzen und auch ein Mal „Kirche halten". Es wurde dazu der geräumige Saal des Brauers Leo Ebert gewählt und das Thema, das man mir gegeben, war: „Die Miſſion der Deutſchen in Amerika, in politiſcher, religiöſer und ſocialer Hinſicht."

Mittags bei Hrn. Feuchter dinirt. Derſelbe hat vor Kurzem einen Schnittwaaren-Laden geſchloſſen, da es im Trockenen nicht gehen wollte, und einen ſehr geſchmackvoll eingerichteten Trinkſalon eröffnet, wo er jetzt im Naſſen ſehr gute Geſchäfte macht. Ich habe Nichts gegen das Trinken irgend eines Getränkes, das dem Gaumen zuſagt; bin aber ein entſchiedener Gegner des „Zuvieltrinkens", des Sauſens, welches das andere Extrem der totalen Enthaltſamkeit hervorgerufen hat, und verabſcheue das epidemiſch gewordene „Treaten", das man ſich vernünftigerweiſe als Ausnahme gefallen laſſen könnte zwiſchen Freunden und guten Bekannten; aber das Zahlen Eines für Alle, das Gurgelwaſchen von Leuten, die da am Schenktiſch wie durſtige Möven herumlungern und die man nie geſehen, dieſes Gurgelwaſchen, blos um der Sitte Genüge zu leiſten, das iſt eben ſo thöricht wie ungerecht und trägt ſehr viel bei zur Demoraliſirung des Volkes. Wie Mancher wirft ſein ſauer verdientes Geld für Andere auf den Schenktiſch hin, indeß ſein Weib zu Hauſe nicht Geld hat, um den Bäcker oder Metzger zu bezahlen.

Ironton hat bei einer Bevölkerung von 5000 Einwohnern blos 13 Kirchen, in denen 13 heilige, theils ſcheinheilige Sonntagslöhner ihre Gemeindeglieder geiſtig proſtituiren und mit Chimären himmliſcher Freuden und Drohungen hölliſcher Strafen traktiren. So verludert denn das Volk durch „material treats und spiritual treats" immer mehr und mehr, um — wenn es nicht lernen will, vernünftig zu denken und vernünftig zu handeln, phyſiſch und moraliſch zu Grunde zu gehen. Pereat! wenn der Lümmel nicht vernünftig werden will und ſich unter die Beſtialität des Thieres herabwürdigt. Gerade das Ebenbild Gottes, dieſer Cannibale, Hottentotte, Kaffer und Chriſt iſt es, der von dem verachteten Thiere Mäßigkeit lernen ſollte, anſtatt ſich zu beſaufen, oder durch Fanatiker ſich zum Sklaven gänzlicher Enthaltſamkeit machen zu laſſen. Studire die Natur und ihre Geſetze und, glaub' es mir, du wirſt das richtige Maaß für alle Genüſſe des Lebens finden, ohne durch Nachwehen für Uebertretung derſelben büßen zu müſſen.

Es ſind hier 4 Freiſchulen, 1 Hochſchule und 1 Lyceum für claſſiſche Literatur. Herr Rauch, der deutſche Lehrer, hat 60 Schüler in ſeiner Claſſe. Einer der Herren Reverends zu Ironton iſt im Begriff, ein Patent herauszunehmen für ein neues Getränk, ausſchließlich für Temperenzler. Die Ingredienzen davon, heißt es, ſollen ſein: Abgebrühte Ratten, das Abgeſchabene von Kuhhörnern, Pferdehufen und Kuhleder. Prosit! — Ihr armen Brauer, durch dieſes neue Getränk iſt es um Euch geſchehen! Wer wird künftig noch Lagerbier trinken wollen!

Ein Nachmittags-Spaziergang nach dem Tunnel, der in der Länge von 250 Fuß für eine Fahrſtraße nach Gallipolis gebrochen wird, verſetzte mich im Geiſte nach dem Poſilippo von Neapel, der freilich weit großartiger iſt. So auch die Lage. Mag man das Ohio-Thal, mit Recht, ſchön nennen; aber was iſt alles Das in Vergleich mit der reizenden Bay von Neapel und ihrer paradiſiſchen Umgebung! Sieh' Neapel, heißt es im Italieniſchen, und dann ſtirb! Ich habe Neapel geſehen und wollte doch nicht ſterben, da

*) Solch einen Keſſel hält Bismark in ſeiner vulkaniſchen Hand, und dieſer Keſſel wird zerplatzen und hinfahren über den Rhein und iſt der Thron Napoleon's nicht durch des Schickſals Macht hermetiſch geſchützt, ſo wird er zuſammenbrechen wie der Mühlſtein und der gekrönte Filibuſter wird machtlos daliegen, beſiegt durch vereinte deutſche Kraft.

Digitized by Google

ich ſo Schönes nicht wieder ſehen ſollte. Die Schönheit läßt ſich ja compariren. Ich liebe das Schönſte; doch auch das Schönere genügt mir, ſo wie das Schöne. Und an das Schöne reiht ſich das Wahre, das Gute, das Edle, an dem der Menſch Wohlgefallen finden ſoll, um der höheren Menſchenwürde zu entſprechen.

Trotz 13 Kirchen fängt es an, auch in Ironton licht zu werden; denn es werden eben Gasröhren gelegt; — und ſo braucht man denn auch in dieſer Hinſicht der Be- und Erleuchtung keine weitere Propaganda mehr. Es werde Licht! ſprach der Herr, und es ward Licht. Bauet Gaswerke und Ihr könnt Kerzen und Lampen entbehren! Bauet Kirchen und Euer iſt das Himmelreich! — Mein Vortrag des Abends war zahlreich beſucht und ſchien ſehr wenig Oppoſition gehabt zu haben. Nur eine Frau äußerte ſich dahin, daß ihr Alles recht gut gefallen habe, nur das nicht, daß ich an keinen Gott glaube. Ja, gute Frau, ein ſolches Nichtglauben gefällt gar Vielen nicht, die zwar die Dreieinigkeit ihres Gottes verworfen, aber an der Einigkeit noch feſthalten. Auch ich ſtand ja in der Blüthe meines Lebens auf dem Standpunkt des Theismus und rief oft begeiſtert aus: „Es iſt Gott! Die ganze Natur iſt Bürge ſeiner Exiſtenz.“ Es war dies damals meine reine Ueberzeugung, mein aufrichtiger Glaube, den ich eben ſo frei ausſprach, als ich jetzt meine gegenwärtige Ueberzeugung frei äußere: „daß es außer der Natur keinen Gott giebt.“ Dieſer exiſtirende oder nicht exiſtirende“ Gott aber kümmert ſich ſo wenig um die Gehirnkrümmungen und Meinungswendungen eines Moleculs, genannt Menſch, wie ihn das Krümmen eines Wurms kümmert und dieſe Meinungs- und Glaubensphaſen und Wendungen des Individuums ſind blos der ſchlagende Beweis, daß man ſich in allerlei Chimären verliert, wenn man ſich über ſich ſelbſt und ſeine Sphäre erheben und im Reich der Abſtraktion einen feſten Halt finden will. Auch ich dachte vormals, der Gedanke: „es giebt keinen Gott,“ würde mir das Herz zerriſſen, falls er in mir Wurzel faſſen ſollte und ſiehe da: der Gedanke hat Wurzel gefaßt und das Herz iſt ſo ruhig im Hafen des Atheismus, ja noch weit ruhiger als früher umſtrahlt vom Nimbus des Theismus. Alſo laßet uns kühn forſchen, ſtets frei unſere Meinung ausſprechen und Nichts fürchten, als: „die böſe That.“

Mit dem Märtirertod Jeſu hat auch bereits im Kreiſe denkender Menſchen ſein Leben ſeinen wirklichen und geſchichtlichen Abſchluß gefunden. Die Dogmen der Kirche werden endlich vor dem Licht der Wiſſenſchaft verſchwinden und die Frage: „Theismus oder Atheismus?“ „Sein oder Nichtſein?“ wird einſt nur in geſelligen Kreiſen gebildeter und geiſtig freier Menſchen Stoff zur Unterhaltung bilden, ſo wie jetzt der Satz: est Deus und non est Deus*) von Studenten in proteſtantiſchen und katholiſchen Lyceen debattirt wird, von Studenten, die der Theologie (als Brodſtudium) ſich zuwenden, und als Prieſter und Prediger die abſurdeſten Fabeln dem Volke predigen, von denen ſie ſelbſt kein Jotta glauben.

Mögen Einige durch meinen Vortrag nicht ganz befriedigt geweſen ſein, ſo machte von denſelben ganz beſonders ein derber, doch braver Metzger eine Ausnahme, der bei meinem Gang von der Kirche, wie ein wüthender Stier auf mich losſtürzte, ſeine Fauſt an meine Stirne legte, als gäbte es einen Ochſen zu tödten und laut ausrief: „Du Rindvieh, wo heſchſt du denn all den Verſtand her? Haſchſt doch ſo einen kleinen Kopf.“ Halb verblüfft und lachend ſagte ich: „Ja, guter Mann, der Kopf iſt klein und auch das Wiſſen, das darin ſteckt, iſt ſehr gering.“

Der Menſch hat noch um ſo mehr zu lernen, je mehr er glaubt, er wiſſe Etwas. Je mehr man eindringt in das unerſchöpfliche All der Welten mit dem forſchenden Gedanken, je mehr man das Unermeßliche von Himmel und Erde in Betrachtung zieht, deſto mehr läßt ſich der kühne Geiſt mit gelähmten Flügeln zur Erde nieder, deſto beſcheidener wird man. Mag man in Vergleich mit Vielen ein Rieſe ſein, im Spiegel des eigenen Ich hält der beſcheidene Denker ſich für einen Pygmäen. Das Gedächtniß hat Grade — und ſelbſt bei dem beſten Gedächtniß wie Wenig findet einen bleibenden Sitz im myſteriöſen Stoff des Gehirns!? Gäbe es eine ewige, ſich ſelbſtbewußte Seele; ſo müßte dieſe bei jedem Individuum eine abſolut gleiche, ſich von Ewigkeit her erinnernde Potenz ſein; allein dem iſt nicht ſo. Nach Verſchiedenheit des Gewichtes, der Lage, der Qualität des Gehirns ſind auch die Gedanken der Menſchen, ihr Wiſſen, ihr Urtheil verſchieden und das höchſte Wiſſen eines Kopfes iſt blos Stückwerk eines Individuums im Univerſo. Wie alle könnten, mit des Metzgers Recht Alexander von Humboldt fragen: Menſch, wie hat all das Wiſſen in deinem Kopfe Platz? Und dennoch gab es auch im Gehirn dieſes iſolirten Rieſen noch Raum genug, unausgefüllt und unmöglich auszufüllen.

Am 8. des Abends verließ ich, an Bord von Robert Moore, Ironton und kam, nach einer ſehr angenehmen Fahrt im Ohio-Thale, nach Parkersburg, im Staate Weſtvirginien. Die Gegend iſt da reich an Kohlenlagern und Salzquellen. Die Bäume noch immer ohne Blätterſchmuck; doch ſah ich endlich am 9., den erſten Pfirſigbaum in Blüthe. Zart wie eine Pfirſigblüthe iſt die Hand des Frühlings; doch hart und rauh wie Eiſenerz berührt uns die Hand des Winters. Nur durch den Contraſt erkennen wir das Zarte, das Rauhe, das Schöne, das Häßliche, das Schlechte, das Wahre, das Falſche, Geſundheit und Krankheit, Freiheit und Knechtſchaft u. ſ. w.! —

Im United States Hotel des freundlichen Wirthes Alb. Brand abgeſtiegen, rüſtete ich mich flugs für die kleine Geſchäftstour, beſuchte einen Landsmann, Herrn Drahos, der da als Herausgeber einer engliſchen Zeitung ſein Exil

*) Es giebt einen Gott. Es giebt keinen Gott.

Digitized by Google

verſüßt, des Bitteren nicht zu gedenken, das, beſonders hier zu Lande, den Editoren reich kredenzt wird. Es wohnen hier mehre intelligente Deutſche und tüchtige Geſchäftsleute. Vor dem Courthauſe hat während meines Hierſeins eben eine Auction (Verſteigerung) von Pferden ſtattgefunden. Die Verſteigerung von Menſchen hat endlich aufgehört und der Zeitgeiſt hat durch die Schlünde der Kanonen geſprochen: „Der Sklave ſoll frei ſein!“ Und der Sklave iſt frei und der Süden fügt ſich allmählig, den Neger als ſeines Politiſch-Gleichen anzuerkennen, mit ihm, ja ſo gar für ihn zu ſtimmen. Welcher Umſchwung der Verhältniſſe! Welcher Sieg der „Nothwendigkeit“ über das verjährte Vorurtheil der Farbe! Wohl iſt noch Alles Gährung; doch das Präcipitat wird jedenfalls mit einer weſentlichen Kruſte der Menſchenrechte zur Vollendung kommen. Nur immer vorwärts! Und wer nicht willig geht, wird endlich vom Strome mitgeriſſen gegen ſeinen Willen. So geht es auch dem armen, guten Maxel in Mexiko: er wollte nicht gehen, als er noch freiwillig gehen konnte; jetzt wird er bald gehen müſſen, wohin er gekommen war, wenn anders Juarez ſo großmüthig ſein ſollte, ihn laufen zu laſſen, anſtatt ſeinen Habsburger-Kopf als Sühne zu fordern für die Sünden ſeiner Ahnen, für das Verbrechen des Filibuſters Napoleon und den Schimpf der fremden Abenteurer gegen das republikaniſche Streben der Patrioten.

Ja, Mexiko iſt demoraliſirt; aber durch wen? Durch die Prieſter! Und dieſe Prieſter werden wohl bald die Oberſten von Jenen ſein, die einen Anſchluß an Uncle Sam befürworten, um ihr Verdummungs-Syſtem unter der Aegide der hieſigen Religions-Freiheit fortzuſetzen. Amerikaner! hütet euch vor Wölfen in Schaafskleidern! Sehet zu, daß dieſe geprieſene Religionsfreiheit, die jeder geiſtigen Proſtitution der babyloniſch-römiſchen und amerikaniſch-puritaniſchen Kirchenh—e gleiche Rechte und freies Feld einräumt, ſehet zu, daß ſie nicht zur Mörderin eurer politiſchen Freiheit werde! Das iſt der wahre Sinn des: „Beware of Foreign influence!“ (Hütet Euch vor fremden Einfluß!)

Ich machte einen Spaziergang von anderthalb Meilen nach Dollmeier's Deſtillerie und Eſſigfabrik. Ein ſehr angenehmer Weg. Vor der Revolution hat man engliſche Stempelbeamte in Effigie gehenkt; jetzt werden die Liqueur-Fäſſer amerikaniſcher Fabrikanten unter Schloß und Riegel geſtempelt und von amerikaniſchen Beamten inſpicirt, um gehörig getaxt verkauft werden zu dürfen. Nun, hoffen wir, daß dieſe in Folge des Sieges militäriſcher Nothwendigkeit uns auferlegte Beſteuerungsnothwendigkeit eine vorübergehende ſei, und alsbald wieder ein weniger drückender Status der Taxation eintreten wird. Gleiche Urſache, gleiche Folgen. Es rächen ſich ſtets phyſiſche ſowohl wie politiſche Fehler und Verbrechen. Wer Reform verſchmäht, muß gefaßt ſein auf Revolution und ihre Folgen.

An Bord des „Cincinnati u. Marietta Transfer Boat“ an das jenſeitige Ohio-Ufer und von da mit dem Zug nach Marietta gefahren. Ein delicates Auſtergericht empfing mich hier im Reſtaurant des Hrn. Kehrer. Eine Spazierfahrt, bei freundlichem Wetter, nach ſeiner Sommerwirthſchaft, circa 100 Fuß über dem Ohio-Spiegel gelegen, war ein ausgefülltes Intermezzo dieſer Tour. Die Stadt iſt prachtvoll gelegen und das Flußgebiet mit ſeinen Bergen bietet von Kehrer's Hill aus geſehen ein ſehr ſchönes Panorama. Marietta hat 7000 Einwohner, worunter viele Deutſche. Es ſind da Eiſengießereien, Mahl- und Sägmühlen, Gerbereien, eine Stuhl- und eine Waſſereimer-Fabrik. Die deutſchen Proteſtanten beten Jeſum in zwei Kirchen an. Ich hatte das Vergnügen Einen der Paſtoren in einem Gaſthaus zu begegnen, der da ſehr beliebt iſt. In ſeiner Geſellſchaft befand ſich ein anderer Ehrwürdiger, auf Reiſen, der ebenfalls das Vergnügen äußerte, mich zu ſehen und der ſogar den ſträflichen Wunſch hegte, ihm die Fackel zu ſchicken. Ihr beklagenswerthen Freidenker in Reverenden, arbeiten habt Ihr nicht gelernt, graben wollt Ihr nicht, zu betteln ſchämt Ihr euch; alſo: wird denn gepredigt, getauft, katechiſirt, confirmirt und copulirt im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes, der längſt ſchon auf der Univerſität von Euch gewichen war und nun als religiöſes Geſpenſt euch dienen muß, um — zu leben. Mundus vult decipi.*) Dies iſt das höchſte Dogma der Prieſter; dies ihr Troſt, welcher ihrem zarten Gewiſſen eben ſo wenig Skrupel verurſacht, als dem Soldaten der Mord eines Feindes, dem Metzger der Tod eines Ochſen, dem Aemterjäger das Wohl oder Weh der Republik u. ſ. w.

Von Marietta ging es nach Wheeling. Hier Louis, den Radikaliſſimus und Oeſterling's Glasfabrik beſucht, über die Eiſenbrücke gefahren und die Reiſe per Eiſenbahn nach Pittsburg fortgeſetzt. Pittsburg, dieſer Fabrikſtadt, ſo ihres Gleichen in Amerika nicht hat; nach dieſem Stadt-Vulkan, qui, wie der Franzoſe vom Veſuv ſagt, a toujour la pipe dans la bouche.**) Der Rauch iſt es auch, der hier allen Reiſenden als Stoff dient zum mockiren, ſatyriſiren, blasphemiren, wenn ſie zum erſten Mal die „Geräucherte“ mit ihrem weißen Teint beehren und es mit Wort und Schrift ſo recht kräftig darthun, daß man ſich hier 100 Mal des Tages waſchen müſſe und dennoch nicht rein ſein könne. So ging es mir auch ſelbſt, als ich zum erſten Mal nach Pittsburg kam, obſchon mich ſchon damals das Impoſante dieſer Stadt und ihrer kahlen, zum Theile kultivirten Berge für den Ruß bedeutend entſchädigt hat. Man muß mehre Tage hier weilen, das große, ſeltene Panorama zu verſchiedenen Jahreszeiten, bei verſchiedenem Colorit und verſchiedener Beleuchtung ſehen, man muß die Mühe nicht ſcheuen, die Bergwege in mehren Richtungen zu verfolgen, und man wird da Scenerien des Impoſanten, des Schauri-

*) Die Welt will betrogen ſein.

**) Der ſtets die Pfeiſe im Mund hat.

gen, des Erhabenen u. des Schönen in kaleidoſcopiſcher Mannigfaltigkeit finden, wie man ſie kaum ſonſt wo auf Erden auf gleiche Weiſe finden kann. D e r R a u c h — je mehr Rauch, deſto beſſer für eine Fabrikſtadt. Gegenwärtig war eben weniger Rauch als es ſein ſollte; denn circa 8000 Arbeiter, ſagte man mir, haben die Arbeit eingeſtellt, um höheren Lohn zu erzwingen. Das ſind die ſogenannten Strikes, die ſelten zu Gunſten der Arbeiter ausfallen, da ſie ſelbſt bei erreichtem höheren Lohn das nicht erſetzen können, was ſie durch Monate lange Einſtellung der Arbeit verloren haben. Der Kampf zwiſchen Capital und Arbeit wird noch lange fortdauern und, man darf wohl ſagen, da der Communismus bei den Menſchen, wie ſie ſind unausführbar iſt, immer fort bleiben; außer ein neuer Deukalion bringt ein neues, vollkommenes Geſchlecht hervor.

Sonntags machte ich mit Lehrer Neuffer einen Morgenſpaziergang über eine der großen Alleghenybrücken nach der jenſeitigen Stadt Allegheny-City. Man hegt den Plan, dieſe Stadt nebſt Birmingham am anderen Ufer des Monongahelafluſſes zu Einer Corporation zuſammenzuſchmelzen; doch wird man, der höhren Beſteurung wegen, in beiden Schweſterſtädten auf bedeutende Oppoſition ſtoßen. Wir verirrten uns auf unſerer Tour nach einer deutſchen evangeliſchen Kirche, die gedrängt voll war u. uns keinen Raum ließ, um der Feierlichkeit einer „Confirmation der Kinder in der W a h r h e i t des Chriſtenthums" beizuwohnen. Auch wir waren ja in d i e ſ e r W a h r h e i t confirmirt worden und ich denke noch recht lebhaft daran, wie ich den Entſchluß gefaßt habe, ſtets gut zu bleiben. Uebrigens war der Kitt meines braven geiſtlichen Herrn nicht ſtark genug, um mich unerſchütterlich an die Wahrheit des Chriſtenthums zu feſſeln und das möge ein anderer geiſtlicher Herr, mein Onkel, der mir Mirabeau's System de la Nature im Vertrauen zum leſen gab, ganz beſonders bei ſeinem lieben Herrn Jeſus verantworten. Das Denkvermögen läßt ſich eben nicht hermetiſch verſchließen und was ſelbſt die Scheiterhaufen der Inquiſition nicht verhindern konnten, das freie Forſchen, das wird die Wiſſenſchaft der Neuzeit um ſo raſcher fördern helfen.

Dicht neben der Kirche beſuchten wir die Turnerhalle, die, noch nicht ganz frei von kirchlichem Einfluß, bereits freies Element genug in ſich ſelbſt ſchließt, um meiner Propaganda Eingang zu verſchaffen. Es entſpann ſich dabei eine intereſſante Debatte, ob man bei den jungen Leuten vorbereitungsweiſe zu Werke gehen, oder ihnen mit atheiſtiſchen Lanceten, a la Meslier, plötzlich den Stahr ſtechen ſoll. Die Meiſten waren für den Uebergang vom leicht Faßlichen zum Schweren und zum Kühnen. Freund Neuffer, der Ex-Theolog, hielt es mit meinem Onkel, dem geiſtlichen Herrn Sikos, der mir Mirabeau zu leſen gab, und befürwortete den geſunden Menſchenverſtand des Pfarrers Meslier, als das faßlichſte und beſte Mittel einer radikalen Geiſteskur. Ich für meinen Theil halte dafür, bei der freien Wahl freier Schriften, die Operation mit Strauß, Volney, Thom. Paine, Ludvigh's Reden u. ſ. w. zu beginnen und den Cyklus mit Meslier und Mirabeau zu ſchließen. Kann man die reifere Jugend für Naturwiſſenſchaften empfänglich machen und ſie bewegen, die Schriften eines Vogt, Moleſchott, Büchner, Czolbe u. ſ. w. zu ſtudiren, ſo wird die Kur eine um ſo ſicherere ſein, die keinen Rückfall zuläßt. Der Uebergang von Irrthümern der Religion zu mathematiſchen Wahrheiten der Wiſſenſchaft iſt auf dem dornigen Pfad des Skepticismus ein ſehr ſchwieriger; daher es Pflicht von religiöſen Irrthümern befreiter Eltern iſt, ihre Kinder von dem Gift des blinden Glaubens und dem Peſthauch der geiſttödtenden Sonntagsſchulen zu bewahren und ſie nach ihrer Faſſungskraft frühe mit der Naturnothwendigkeit und ihren Geſetzen vertraut zu machen, und ihnen den Leitfaden zu geben zu einer geſunden Moral des Lebens. Aber, aber — wie viele Millionen Eltern kennen dieſe Geſetze ſelbſt nicht; wie viele ſind durch Geſchäft und Arbeit verhindert, ſich mit der Erziehung und ſteten Aufſicht ihrer Kinder zu befaſſen — der Staat baut Schulhäuſer, Gefängniſſe und Galgen und glaubt, damit Alles gethan zu haben, was die Civiliſation des 19. Jahrhunderts von ihm zu erwarten berechtigt iſt. Et inde illae lacrymae (daher dieſe Thränen) der Unwiſſenheit, Rohheit und Verbrechen.

In Herrn Neſtle's Geſellſchaft machte ich einen Spaziergang auf dem ſteilen Wege nach Troy Hill. Sind alſo wieder in Troja geweſen, haben hier zu unſeren Füßen im vulkaniſchen Schooße des Flußgebietes das trojaniſche Roß geſehen, nicht mit Soldaten gefüllt, um die Stadt zu beſiegen, ſondern mit emſigen Arbeitern, die im Schweiß ihres Angeſichtes ihr Brod verdienen und — auf dem Schlachtfelde der freien Concurrenz Einzelne zu einflußreichen Führern und reichen Matadoren des Krieges machen, der zwiſchen Capital und Arbeit geführt wird. — Das Panorama zu unſerer Rechten mit der Anſicht von Lawrenceville und vielen rauchenden Fabriken, am Fuß der Kohlenberge, ſo das zur Linken mit hübſchen Reſidenzen und rebenbepflanzten Hochflächen und Hügeln war, in der That, ein prachtvolles. Dieſe Weinberge verſetzten mich im Geiſt nach Tokay, Mada und Talya, wo der ungariſche Nektar wächſt, den ich als Juriſt, in den Ferien in eines jungen Freundes Keller, von der edelſten Sorte trank, wobei, beſonders vor einem Jagd-Ausflug, der „vaterländiſche Speck mit Paprika" (rothem Pfeffer) nicht fehlen durfte.

Wir ſetzten unſeren Spaziergang 2 Meilen weit fort, machten Halt bei einigen Bekannten, beſuchten den Gärtner Jak. Becker, der da 17 Acker mit Reben bepflanzt hat, und kehrten zur Stadt zurück. Wenn man auf dem Wege fünf Brauereien vorübergeht, ſo läßt es ſich wohl erwarten, daß man auch einkehrt. Wir beſuchten denn um ſo eher drei derſelben, die von Hechelmann, Siedle und Lutz, da ſie Leſer der Fackel ſind.

Den Abend würzte mir ein Gaſtſpiel der gefeierten

Künſtlerin Methua Schaller, auf der engliſchen Bühne, in Romeo und Juliet. So ausgezeichnet das Spiel der Juliet war, ſo mittelmäßig war das Orcheſter, mit ſeinen dem Publikum at large angemeſſenen Tonſtücken. Das Haus gleicht weder von Außen noch von Innen einem Kunſttempel und ſteht in architektoniſcher Hinſicht, als Theater, weit unter der Mittelmäßigkeit.

Am 18. fuhr ich nach Johnstown, im Cambria County von Pennſylvanien. Eine rührige Stadt, romantiſch ſituirt, in einer Gegend, die reich an Kohlen und Eiſen. Der Eiſenhammer der Cambria Works iſt von Bedeutung. Wer einen angenehmen Spaziergang machen will, der beſuche hier im ſchönen Thale das ſchöne, neue Hotel des Herrn Fritz.

Von Johnstown zurückgekehrt verſuchte ich es, ob es mir zu Allegheny City möglich ſei, in einer Stadt mit ſo vielen Kirchen und frommen Leuten Zuhörer zu einer freien Rede zu bekommen. Das Thema war: „Tod und Auferſtehung, in phyſiſcher, geiſtiger und politiſcher Hinſicht.“ Ich traf mehr Zuhörer als ich erwartet hatte, und wenn auch nicht Alle mit der radikalen Auferſtehung ſo zufrieden geweſen ſein mögen wie die radikale Frau Gerbach, ſo verließ doch Niemand aus Entſetzen den Saal und ich durfte mit Recht den Schluß daraus ziehen, daß es trotz der vielen Kirchen auch hier Viele giebt, die, der Lehre der chriſtlichen Dogmatik entwachſen, entweder in gar keine Kirche gehen, oder ſie blos aus „Geſchäftsrückſichten“ zuweilen beſuchen.

Wir haben in dieſem Lande allerlei Gemeinden und allerlei Vereine; doch die naturhiſtoriſchen Geſellſchaften, wie z. B. Eine in Cincinnati rühmlich beſteht, ſind noch ſehr, ſehr rar.

Eine Buggy-Fahrt in Birmingham mit G. R. Fiſcher und Hamm auf's Land zu dem Winzer J. Franz und eine ditto mit Herrn A. Hartje in Allegheny City zur Fabrik für glaſirtes Eiſen-Kochgeſchirr der Firma Athorn, Hartje und Wiley, waren der letzte Genuß während meines diesmaligen Aufenthaltes von 6 Tagen in den drei Schweſterſtädten, an den intereſſanten Ufern der Allegheny- und Monongahela-Flüſſe, welche nahe Pittsburg ihre Namen dem Ohio-Strom opfern und mit ihm ſich bei Cairo in den Miſſiſſippi ergießen.

Ehe ich Pittsburg verlaſſe, will ich noch in Kürze von dieſer Rauchſtadt einige Data beifügen. 180 Fuß über der Oberfläche des Erie-Sees gelegen, von Hügeln an 400 Fuß hoch umgeben, durch die Nordoſt- und Nordweſt-Winde gehörig ventilirt, und ferne von den ſchädlichen Exhalationen der Sumpfgeſtade des Miſſiſſippi, iſt Pittsburg eine der geſündeſten Städte des Weſtens. Das jährliche Verbrennen von mehr als 10 Millionen Buſchel der bituminöſen Kohle, wodurch die Luft mit reinigenden Gaſen geſchwängert wird, mag wohl die Haupturſache ſein, daß hier peſtartige Krankheiten keinen Eingang finden.

Das Frauengeſchlecht iſt in den Ver. Staaten im Allgemeinen nicht nur dem Namen nach, ſondern wirklich ein ſchönes Geſchlecht, obſchon von ſehr kurzer Blühe, zart und — enervirt. Die Urſache iſt zu delicat, um ſie hier anzugeben. Um ſie zu erfahren, mögt Ihr eure „vermaledeiten“ Quackſalber fragen, die durch ihre Zeitungs-Annoncen, geheime Vorleſungen und Abort-Medikamente das Geſchlecht zu Grunde richten. Pittsburg ſcheint eine Ausnahme zu machen; denn in keiner andern unſerer Städte kann man ſo viele hübſche und kernige Mädchen und Frauen ſehen als eben hier. Auch in den Kleidern der Damen bemerkte ich hier weniger Extravaganz als in anderen Großſtädten; ſchwarze und dunkle Farben ſind ſtark vertreten. — Das mag wohl auch im Rauche ſeinen Grund haben, der aus den Schornſteinen von 500 großen Manufaktur-Etabliſſementen emporſteigt, und weder Teint noch Kleider ſchont. Ja, 500 große Fabriken, 50 Glaswerke, 16 Töpfereien, 46 Eiſengießereien, 31 Eiſenhämmer (rolling mills), 33 Maſchinenfabriken, 53 Oehlraffinerien, außer verſchiedenen anderen Werken, welche zuſammen jährlich über 100 Millionen Doll. Werth produciren.

Es giebt nichts Neues unter der Sonne, ſprach der weiſe Salomo. Würde er jetzt aus Abrahams Schooß herab eine Reiſe nach Amerika machen, ſo würde er Vieles finden, das zu ſeiner Zeit die Sonne noch nicht beſchienen hat. Auch ich fand bei meiner Tour von Pittsburg, via Meadville, in der Oehlregion Pennſylvaniens wieder etwas Neues für mich, das höchſt intereſſant iſt und geſehen zu werden verdient. Da hat man eine neue Phraſeologie zu ſtudiren, um ſich in „the land of Derricks and of Tanks“ (im Land der Gerüſte und Bütten) etwas orientiren zu können. Da begegnet man z. B. mitten im Schooße der Demokratie einer Royalität, deren Krone jedoch in nichts anderem beſteht, als „in dem Quantum des Oehles, das von Seiten der Pächter an die Landbeſitzer bezahlt wird.“ Die Oehlbrunnen werden theils durch die Landeigner ſelbſt, meiſtens aber durch Pächter und Geſellſchaften gebohrt und geſchöpft. Man hört da oft den Ausdruck: dry hole (trockenes Loch); dies will nicht ſagen, daß da kein Oehl gefunden wurde, ſondern, daß der Ertrag nicht groß genug war, um die Arbeit bezahlt zu machen. Einen Brunnen, welcher ſich gut rentirt, nennt man ein big thing (ein großes Ding). Das ſo manche arme Schlucker durch Glück und Beharrlichkeit reich, ja Millionäre geworden, iſt eben ſo wahr und folgerecht, als daß ſehr Viele ihr Capital verbohrt und ſich, wenn auch nicht faktiſch verbintet, doch bedeutend verölt haben. Oehlſpekulanten und Goldjäger haben ein gleiches Loos. — Ein großer Treffer zu 1000 Nieten.

„Ich fuhr, ohne den Segen eines Paſſes, nach Meadville, im Crawford County, Pa. Die Reiſe durch gebrochenes Land iſt ſehr anmuthig und beſonders hübſch die Lage der erwähnten Stadt. Polykrates hieß der freie

Mann, der mir den Weg nach Meadville durch eine eingeſandte Subſkribenten-Liſte eröffnet hat. Polykrates war nun fort, doch traf ich Denkgenoſſen und Freunde da, wie man ſie im Weinberge des Radikalismus höchſt ſelten findet, am allerſchwerſten in den Landſtädten von Pennſylvanien, wo es viele Deutſchländer, ſehr wenige Deutſche und keine Teutſche giebt. Solche Theilnahme für mich ſelbſt, für die Fackel und meine Propaganda iſt mir, in der That, noch nirgends in ſo hohem Maaße zu Theil geworden und ich kann nicht umhin, die Namen jener Braven, denen der Name freier Männer ganz beſonders gebührt, hier laut zu nennen und den Spalten der Fackel, zum dauernden Angedenken einzuverleiben: D. Schreiber, Fr. Wätte, D. Schunk, Fr. Greeble, H. Berg, H. Stern, Nik. Dudenhöffer. Daß es außer ihnen noch mehre andere geſinnungstüchtige Männer in dem Städtchen giebt, davon konnte ich mich bei einem öffentlichen Vortrag überzeugen, durch den Beifall, ſo demſelben gezollt ward. Die angenehmen Stunden, welche ich hier, beſonders im Hauſe von Wälle und Schreiber, genoſſen habe, werden nie meinem Gedächtniß entſchwinden.

Das Ziel meiner Tour von Meadville war Erie, auf dem Wege durch die Oehlregion via Oil City, Petroleum Centre und Titusville. Durch die beiſpielloſe Rührigkeit, welche hier bei Ausbruch des ſogenannten Oehl-Fiebers herrſchte, durch den Andrang Tauſender von Fremden wurden alsbald Eiſenbahnen gebaut, welche durch die große Produktion des Petroleums (Steinöhls) zur Verſendung deſſelben um ſo nothwendiger gebaut werden mußten. Die Oil Creek-Bahn wurde im Monat Juli 1866 bis Boyd's Farm, jetzt ein Theil von Petroleum Centre, vollendet. Die Compagnie baute große Waarenhäuſer, ſchöne Offiren und ſorgte für Fabrikation großer Eiſenbütten für den Transport auf den Schienen. Die Farmer's Bahn wurde im Okt. 1866 vollendet, mit einem Terminus in Petroleum Centre und Oil City. Dieſe Stadt, an der Mündung der Oil Creek gelegen, wird von divergirenden Linien zu Eiſenbahn und per Dampfboot berührt und erhielt durch dieſe Verbindungsbahn von etwa 8 Meilen im Mittelpunkte der Oehlregion ſehr große commercielle Vortheile.

Petroleum (von petra, der Fels und oleum, Oehl) in der deutſchen Sprache als Steinöhl bekannt, wurde in geringem Quantum, meiſt nur in Apotheken, ſeit langer Zeit her gekauft. Die natürliche Lage des Petroleums in den Straten iſt jener der Steinkohlen ähnlich. Es occupirt gewiſſe Horizone zwiſchen den Straten, zwar unregelmäßig, doch ſtets unter ſchweren Sandfelſen, welche ſelbſt nicht von den flüchtigſten Gaſen bei der ſtärkſten Tenſion durchdrungen werden können. Ein Stratum des Oehls kann von keiner großen Dicke ſein; etwa blos von einigen Zollen bis höchſtens zu 2 Fuß, und mag ſich in der Weile von 10 bis 100 Yard weit und in der Länge mehre Meilen weit erſtrecken.

Die erſten Verſuche wurden im Jahr 1859 auf der Washington McClintock Farm gemacht. Der erſte Brunnen, der Oehl lieferte, war Nr. 1 an der Mündung des ſogenannten Wildcat Hollow, einer cirkularen Ravine in der Länge von ½ einer Meile. Man pumpte daraus 20 Barrels per Tag, zu $17.00 im damaligen Werthe. Nach einem Jahr nahm der Ertrag ab und der Brunnen wurde für eine Zeit lang aufgegeben. Nachdem er nach ſchwerer Arbeit einiger Wochen tiefer gebohrt ward, zeigte ſich der Ertrag wieder lohnend; die Größe des gebohrten Loches war 3½ Zoll und die Inſtrumente, welche beim Bohren angewendet wurden, hatten das Gewicht von 250 Pfd. Individuen wetteiferten bald ihr Glück zu verſuchen und große Geſellſchaften organiſirten ſich mit namhaftem Capitale. Auf der intereſſanten Fahrt durch wild-romantiſchen Thäler ſieht man jetzt Städte, die wie Pilze aus der Erde hervorgeſchoſſen ſind und hunderte von Gerüſten, (Derricks) von pyramidaler Form zur Senkung der Inſtrumente gebaut, geben dieſem „Land der Pyramiden", in der Ferne betrachtet, das Anſehen einer Seeſtadt mit zahlreichen Maſten.

Die extemporirten Städle beſtehen aus Framehäuſern und in ſo mancher Bretterhütte raſirt der faſhionable Barbier und ſtellt der Kaufmann ſeine Waaren des Luxus zum Kauf aus. Spekulanten, und der damit gewöhnlich verbundne Schwindel, haben ſeit Kurzem bedeutend abgenommen; doch herrſcht da in dieſem modernen Oehldorado noch immer ein ſehr reges Leben in Bezug auf Produktion; obſchon Oil City, Petroleum Centre und Titusville jetzt bei der allgemeinen Geſchäftskriſis brach da liegen; beſonderes letzter Platz, wo Alles fortzieht, was nicht durch liegendes Eigenthum oder Mittelloſigkeit an die Scholle gebunden iſt.

Unter den vielen Oehlgeſellſchaften giebt es auch eine Germania Oehlcompagnie, von welcher Obriſt Otto Harrhauſen Agent iſt. Ihre Brunnen bringen täglich von 40 bis 100 Fäſſer (Barrels) Oehl.

Das gefährlichſte Element für dieſe Region iſt das Feuer. Ein Zündhölzchen genügt, um das Oehl in einen verheerenden Lavaſtrom zu verwandeln. Das erſte Feuer war hier im Sept. 1865 ausgebrochen. Man ſagt, daß es auf Anderſon's Farm, durch den Funken eines Sandſteines entſtanden ſei, als die Arbeiter mit Graben eines Bettes für eine neue Oehlbütte beſchäftigt waren. Nachdem ſich das Gas entzündet, wurde ſogleich eine nebenſtehende Bütte in Flammen gehüllt. Die Bütte enthielt 300 Barrels Oehl und außerdem floß eben aus zwei Röhren der brennenden Bütte Oehl zu. Die Leute der Maſchinenhäuſer ſind glücklicherweiſe, mit verbrannten Kleidern, dem zerſtörenden Element entkommen. Die Gerüſte u. Gebäulichkeiten von zwei Brunnen wurden niedergebrannt und beide Maſchinen ruinirt. Als die Bütte des Anderſon Brunnens zerbarſtete floß das Oehl ein brennender Strom dahin, kam mit dem Brunnen Nr. 2 in Berührung

Digitized by Google

und zerſtörte Alles dazu Gehörige, worunter Bütten mit 200 Faß Oehl. Bald erreichte der Strom eine Raffinerie. In wenigen Minuten war ſie in Aſche gelegt und 300 Faß gereinigtes Oehl wurden vom Feuer verzehrt. Der Strom floß noch weiter hinab in ſeiner zerſtörenden Wuth und die Bewohner von Petroleum Centre ſchwebten in der größten Gefahr. Alles eilte zur Arbeit, um ſich und die Stadt zu ſchützen. Nachdem man raſch 7 Dämme aus Schlamm und Stein über die Ravinen gebaut hatte, wurde dem brennenden Strome vor einem Brunnen Einhalt gethan, wo ſich eben 1000 Faß Oehl befanden. Das Schauſpiel muß fürchterlich erhaben geweſen ſein. Das Krachen und Donnern, das Emporſteigen von koloſſalen Rauchwolken hat den Schrecken mehre Meilen weit hingetragen im angrenzenden Revier. Das Feuer jedoch im März 1866 war das Schrecklichſte für Brunneneigner und Pächter, das ſich bis dahin in der Gegend ereignet hat. An 40 Acker Grund waren nach der Feuersbrunſt mit geſchwärzten Ueberreſten von Maſchinen, Gerüſten und Bütten bedeckt. Das Feuer entſtand durch eine Bütte, welche durch Gas mit Donnerknall explodirte. Der Schaden dadurch belief ſich auf $200,000. Der glühende Strom nahm ſeine Richtung der Creek zu, ergoß ſich über viele mit Oehl beladene Boote, welche losgeriſſen vom Ufer mit der Schnelligkeit von 5 Meilen per Stunde dahin ſchwammen und eine Scene darboten, welche Dante's Hölle zur Wahrheit zu machen ſchienen. Das Weinen und Jammern von Weibern und Kindern, das wilde Heulen und Fliehen von Männern mag wohl einige Aehnlichkeit gehabt haben mit dem Ausbruch des Veſuv's, der einſt Pompeji zerſtört hat.

Die Gefahren, welche Menſchen und ihre Habe bedrohen, ſind Legion und es iſt ein Zeichen craſſer Bornirtheit und dummen Stolzes, ſich aufzublaſen durch dünkelhafte Selbſtüberſchätzung der Geburt, des Ranges oder des Reichthums wegen.

Mein Aufenthalt in Erie, Cleveland und Fort Wayne war zu flüchtig und der Stoff für Notizen eben auch ſo unbedeutend, daß ich dieſes Mal in jenen Plätzen Nichts zu notiren fand. Auch ſehnte ich mich nach vierwöchentlicher Abweſenheit von Haus, Weib und Kinder wiederzuſehen und ſo fuhr ich denn über Logansport raſch und ohne weitren Aufenthalt nach Cincinnati.

Es war Mittwoch, als ich an der Cuminsville-Ludlow-Station, ausſtieg und im Finſtern, bei ſtarkem Regen, nach der nahen Wohnung ging. Auch dieſes Mal fehlte kein Haupt.

„Hoffe immer das Beſte und ſei ſtets für das Schlimmſte vorbereitet,“ iſt eine empfehlenswerthe Marime für Jeden, beſonders aber für Jene, die viel auf Reiſen ſind. Nicht immer lacht Apollo — nicht immer ſcheint die Sonne; auch Stürme ſind abſolute Bedingungen des Lebens. Sape!

Für die Fackel.

Der Gegenſatz der Doppel-Pole.

Von C. Porſch.

Der innre Menſch iſt ein Magnet,
Der zwiſchen zweien Polen ſteht
Gleich einer Pompaß-Nadel.
Der Liebe Südpol — poſitiv —
Der Freiheit Nordpol — negativ —
Verleihen ihm den Adel
Der Seele, wenn er durch Verſtand
Des Gegenſatzes Wahrheit fand
Und beide Pole achtet;
Nicht nur nach Inklination,
Auch nach der Deklination
Auf beiden Seiten trachtet.
Doch, leider, jedes Gleichniß hinkt,
Denn ſeine Wahrheit iſt bedingt,
Kann Widerſpruch erfahren.
„Der Menſch iſt der Magnetenſtein!“
Er hüllte ſich in Eiſen ein
Seit Tauſenden von Jahren.
Er kennt den Werth der Pole nicht;
Die Schwere nur gab ihm die Pflicht,
Sich zu centratiſiren.
Die Liebe wie die Willkührkraft
Sieht man in toller Leidenſchaft
Sich wechſelnd potenziren. —
Zwar hat man in des Ganzen Wohl
Den allgemeinen Lebens-Pol
Schon lange ausgefunden;
Doch, „daß ein Ganzes Jeder Pol“
Das will der Maſſen-Tyrannei
Noch immer nicht recht munden. —
Die todten Stoffe binden ſich
Durch Uebermacht, unwiſſentlich,
Nach ewigen Geſetzen.
Der Menſch hat der Verbindung Wahl
Und, wird ihm eine Form zur Qual,
So darf er ſie verletzen.
Bisher that er's mit Schmerzen nur;
Er glaubt, es lieg' in der Natur-
Nothwendigkeit des Böſen.
Drum hat er eine Form erwählt,
Worin er ſich vergebens quält
Um friedlich ſie zu löſen.
Denn, wie er glaubt, ſo handelt er
Und jedes Gute wird ihm ſchwer
Durch ſeinen böſen Glauben.
Will er ſich davon nicht befrei'n,
So kehrt der heil'ge Geiſt nicht ein;
Trotz aller Kanzel-Tauben! —
Auf andere Welten, ohne Zahl,
Des Himmelreiches Ideal
Als ein Geſchenk zu hoffen —
Iſt Irrthum; aber, offenbar,
Auf dieſer Erde iſt und war
Und bleibt der Himmel offen!

Digitized by Google

Die Abderiten.

Von Jul. Weber.

Der Thorheit zu entbehren iſt die erſte Weisheit.

Die Abderiten? eine Ilias nach Homer? Geruhen die Wielandianer aber nur ruhig weiter zu leſen, und ſie werden finden, daß ihr Liebling den reichen Gegenſtand lange nicht erſchöpft hat. Der Vorſprung der Einbildungskraft vor der kalten Vernunft -- Einfälle apres le coup -- viel Sprechen ohne Denken — Kleinigkeitsgeiſt, vorzüglich aber eine große Meinung von vermeinter Weisheit (die man vorzüglich uns Schwaben vorwerfen will) machen die Grundlagen des Abderiten-Charakters, daher es noch Abderiten giebt, obgleich Demokrits Vaterſtadt bis auf den Namen längſt verſchwunden iſt. Die Abderiten ſcheinen ſo unſterblich zu ſein, als der Samen Abrahams, Iſaaks und Jakobs, vermiſcht mit allen Völkern der Erde.

Die Abderiten ſind beſchränkte Köpfe, deren Wiſſen oft ſchlimmer iſt, als natürliche Unwiſſenheit, weil ſie es für das Non plus ultra aller Weisheit um ſo mehr halten, weil ſie ihr Abdera Allem vorziehen, und ſelten mit Fremdlingen verkehren, die weiter ſind. Sie ſchließen gerne den Stall, wenn die Kuh fort iſt, und ihre dümmſten Streiche datiren ſich gewöhnlich, wenn ſie es recht gut machen wollen. Abderiten bauen einen köſtlichen Brunnen ohne an das Waſſer zu denken, ſtellen die Venus des Praxiteles von 5 Schuh auf einen Obelisken von 80 Schuh, und wehe dem, der nicht von den heiligen Fröſchen der Latona gerade ſo denkt, wie ſie, und pflegen dieſe ſo lange, bis deren Menge ſie ſelbſt zum Lande hinausquakt, wie Kaninchen die Bewohner der Baleuren und die Ratten die Bewohner der bermudiſchen Inſeln vertrieben haben, ſtatt ihnen, wie die Hol-Holländer, zuzurufen: „Jetzt packt euch, ihr alten Bewohner," oder der Einſiedler von St. Helena, den daſelbſt mehr als eine Ratte incommodirt zu haben ſcheint. Die Abderiten ſahen vor lauter Fröſchen, wie andere den Wald vor lauter Bäumen nicht, was beides in Holland nicht der Fall iſt, und ſtimmten und zankten ſich ſo lange, bis der Stundenrufer Mittag anzeigte, wo dann die Idee des Tiſches andere Ideen pro patria verſchlang, und dann nahte die Stunde des Theaters. Der Vers des Euripides: „O du der Götter und Menſchen Herrſcher, Amor!" allein ſchon ſtürzte ſie in ein wahres poetiſches Fieber, Alles leierte dieſen Vers, und nun kam noch der Prozeß um des Eſels Schatten, und ſtürzte ſie in die tollſte Proſa, ſo, daß es zu Abdera nichts mehr gab als Schatten und Eſel.

Die Abderiten gleichen jenen Mäuſen, die lange Conferenzen hielten: Wie ſich am beſten gegen den Katzenfeind zu benehmen ſein möchte? der klügſte Vorſchlag ſchien der, jeder Katze eine Schelle anzuhängen, aber da ſie ſchon voll Selbſtgenügſamkeit auseinander gehen wollten, fiel es doch noch einer alten Maus ein zu fragen: „Aber wer hängt den Katzen die Schellen an?" Alles ſchwieg betroffen — glücklicher Weiſe rief der Stundenrufer Mittag, man ging hinaus und die Welt hatte nichts als ein Sprüchwort weiter zum Andenken Abderas. Nur damals ſcheint ein hochweiſer Magiſtrat noch betroffener geweſen zu ſein, als Hippokrates ihren Mitbürger Demokrit, zu deſſen Heilung ſie den wohlberühmten Arzt herbeigerufen hatten, für den Geſcheidteſten von ganz Abdera erklärte!

Der Hauptjammer der Abderiten iſt, daß ſie nie ſelbſt einſehen, wo es ihnen ſo eigentlich fehlt, ihr unſeliger Hang, jeden höheren Menſchen zu ſich herabzuziehen, und ihre Unverträglichkeit mit Männern, die anders denken, beſſer denken, und überhaupt denken — ja lange genug blos in ſich gelächelt haben, wenn es nicht ſo arg wurde, daß ſie den Spieß der Satire, wie Saul, nicht nach ihnen, ſondern nur neben ihnen hin in die Wand ſchleuderten. In einem ſolchen Fall befand ſich der geſcheite welterfahrene Demokrit, ein Abderite, folglich hatten ſie ihn ſchon als Knaben geſehen, wie konnte er weiſer ſein, als ältere Perſonen? er dachte und that faſt von Allem das Gegentheil, wie konnte er klüger ſein, als ſie? er lebte einſam, und floh ihre Geſellſchaft, wie konnte er ſie lieben? er ging auf Reiſen und ſuchte anderwärts, was er ja daheim beſſer hätte — er iſt ein Narr, man rufe Hippokrates — man gebe ihm Nießwurz, hieß es .... Die Alten machten ſtarken Gebrauch von dieſem draſtiſchen Mittel, bei uns hört man gar nichts mehr davon: ſind wir weiſer als die Alten und haben ſich die Lieblingsphraſen der Abderiten: „Es wird ſich ſchon geben," „Es wird ſchon kommen" bewahrheitet? Es ſcheint mir doch nicht der Fall zu ſein, folglich müßten wir nothwendig mehr Abderiten zählen, denn ſie? Ich kann nichts entſcheiden, habe aber wenigſtens ſelbſt erfahren, daß die Prieſter der Latona wild wie Strobylus wurden, wenn man einen ihrer Fröſche zergliederte, und ein Archon hat mich ſelbſt mit viel Accent gefragt: „Was iſt denn eigentlich der Zweck Ihrer Reiſen?" meine Antwort, die er jedoch nur halb verſtanden haben kann, ſchien nicht zu munden — die kurze Antwort: „Reiſen!"

Beinahe jedes Land hat ſein Abdera, wohin man alle hochweiſen Albernheiten zu verlegen pflegt, wobei man aber wohl die ernſte Frage aufwerfen darf: „Ob immer mit Recht?" Mich will bedünken, daß ſelbſt dem Original-Abdera einiges Unrecht geſchehen wäre, denn die wenigen Nachrichten, die wir haben, rühren vom Spötter Lucian, und ſcheinen mir verdächtig, und die Nachrichten, die uns Herr Profeſſor Magnenus in ſeinem Democritus reviviscens geben, können den Käufer des Buches blos ärgern, denn es iſt blos von Atomen die Rede! Welche heutige Stadt würde nicht einen Philoſophen, der ſtets einſam zwiſchen Gräbern lebte, ſtets Luſtgeſtalten erblickte – mit nichts ſpielte, als mit Büchern und Naturalien — nicht einmal di

Digitized by Google

Kegelbahn beſuchte, noch weniger die Kirche, und zu Allem lachte, nicht auch für einen Narren erklären? die heutige Welt würde vielleicht, ſtatt von Narren, von Idioſynkraſien und Eigenheiten blos ſprechen und von Sonderlingen, ob ſie aber wohl die Gutmüthigkeit des alten Abdera hätte — nach Hippokrates zu ſchicken?

Es ſcheint Abdera ergangen zu ſein, wie unſern weiland Reichsſtädten und Duodez-Monarchien, wohin man alle Bocksſtreiche ſo gerne verlegte, ohne an die Schwierigkeiten zu denken, mit denen oft recht kluge und recht patriotiſche Männer der Stadt und des Ländchens zu kämpfen hatten, die in großen Verhältniſſen gar nicht vorkommen konnten, folglich auch nicht gekannt waren. Mit einem kleinen freien Gemeinweſen ſtand es oft wie mit dem Komödiantenweſen, der Direktor des Theaters hat ein härteres Commando als der Generaliſſimus einer Armee, und der Direktor des zahlreichſten Tribunals — Alles wollte frei ſein, und ſelbſt in den weiland kleinen Duodez-Monarchien waren ſie es, da Anſehen und pouvoir executif fehlte, und der Souverain ſeelenfroh war, wenn er mit ſeinem vorderſten Rath keine Händel hatte, und die Kammer, neben Competenz, manchmal in ein kleines Anlehn conſentirte. Ich ſelbſt kann ein Lied hievon ſingen — ein Trauerlied, das in einem großen Staat ein Spottlied geweſen wäre, denn da hätte ich ohne allen Deſpotismus den Ruheſtörer feſtſetzen laſſen, um ihm den Prozeß zu machen, ſammt den 2 — 3 Störchlern, die Nachts zu ihm ſchlichen, und dann ganze Gemeinden aufwiegelten, worauf die wichtigſten Akten abhanden kamen — hier, wo das ganze pourvoir executif in einem Kanzleidiener beſtand — die Furcht vor dem Herrn längſt verſchwunden war — und Wetzlar Alles lähmte, wäre es unklug geweſen und hätte zur förmlichen Revolution geführet. Man wird ſtets über Abdera lächeln — wie bei den Namen Aalen, Bopfingen, Isny, ſelbſt Nürnberg, und über das, was in den kleinen reichsritterſchaftlichen gräflichen Ländchen vorging — aber bei näherer Kenntniß der Umſtände fände man vielleicht auch Dinge, die Bewunderung verdienten, und auf jeden Fall Mitleiden! der Baccalaureus warf Sancho die hundert gefundenen Kronen vor in Eines Mantelſack, und dieſer erwiderte: „Wenn ich für alle Prügel und Strapazen auf unſern Ritterfahrten nur für jeden vier Maravedi kriegte, müßte ich noch viele Kronen bekommen; ein jeder kehre vor ſeiner Thür, Jeder iſt, wie ihn Gott gemacht hat, und manchmal noch ſchlimmer! und Gott allein weiß, was wahr iſt!

Die Griechen hatten das berühmteſte Abdera, wie viele andere Dinge, um die man ſie beneiden dürfte und die Römer? Sie hatten zwar Abderiten und die größten ſogar waren ihre Kaiſer, Caligula an der Spitze, der die Brücke über das Meer baute bei Puteoli, nach dem fernen Brittanien marſchirte, um von ſeiner Armee — Muſcheln ſammeln zu laſſen am Strande, ſich einen Gott nennen ließ, und Alles ſein wollte, nur nicht Kaiſer und Menſch — Römer hatten aber doch keinen Ort, wohin man Abderitenſtreiche vorzüglich verlegte. Strabo ſagt zwar von Cumä, daß es geneckt wurde mit ſeinem öffentlichen Ausrufer, der den Bewohnern, wenn er einen Regen kommen ſah, melden mußte, ſich unter ihre Vorhäuſer zu begeben; aber Cumä war eine griechiſche Kolonie — wir ſind alſo geneigter, die Orbis der Römer, ihre Urbs oder Rom für Abdera zu erklären, bis uns größere und gelehrtere Philologen vom Gegentheil überzeugen, und zwar um ſo mehr, als ſich noch ſelbſt im 19. Jahrhundert ſo viele Spuren von Abderitismus in Neu-Rom zeigen, halbbegraben in den Ruinen Alt-Roms.

Frankreich verlegt alle Abderitenſtriche nach ſeiner Normandie und Garonne oder auch nach Beaune in Burgund, obgleich die Seine die größten Abderiten in einer Stadt vereint. Man hat eigene Sammlungen, woran ſich die Hauptſtädter beluſtigen, ohne an ſich ſelbſt zu denken, und Piron hat ſich bekanntlich mit den Anes de Beaune viel Spaß gemacht. Der Bürgermeiſter daſelbſt ſoll einſt einem Regiments-Chef, der mit demſelben durch den unſichern Wald marſchirte, eine Bedeckung von vier Bürgern angeboten haben, und die Stadtthore haben ſchließen laſſen, als ihm ein Kanarienvogel entkommen war. Piron hörte im Theater mehrmals rufen: „Still, man hört nichts. — Dies geſchieht nicht aus Mangel an (Kürze der) Ohren" und mußte flüchten — auf dieſer ſeiner Flucht köpfte er alle Neſſeln, ich ſchneide meinen Feinden die Lebensmittel ab, man drohte noch ſtärker, und er antwortete:

Nie wird ihr Zorn mir Furcht verleihn,
Sie ſäbl' ich (ſchlag' ich) alle, und wär' ich auch allein!

man ſandte ihm Pasquille wegen ſeiner Flucht, und er ſang in einer Ode:

Und hättet ihr Zehntauſend mir geſchickt,
Sie wären all von Nutzen mir geweſen.
Als eure nackten Schwerter ich erblickt,
(Zu eurem Ruhme ſei's geleſen)
Gab ihr Geſchenke mir zu meinem Nutzen,
Papier . . .

Von den Normannen behauptet man, daß ſie alle in freier Luft ſtürben, und ihnen unmöglich ſei, blos Oui oder Non kurz weg zu ſprechen, welches letztere ich ſelbſt bezeugen zu können glaube. Gasconnade und Großſprecherei ſind längſt Synonymen. Jener Gascon rief bei den Worten: „Große Helden leben nicht lange, was kann ich dafür, daß ich nicht längſt todt bin?" ein andrer — dem der Poſtmeiſter einen freien Diligenceplatz verſprach, wenn er ihm auf der Stelle eine Gasconnade mache, rief: „Bei Gott, nicht für 100,000 Livres Renten," und der Poſtmeiſter: „Hier iſt das Billet!" — ein Dritter beim Tode ſeiner Frau: „O! könnt' ich meinen Schmerz doch einbalſamiren." Man ſprach von einer Denkſäule auf dem Schlachtfelde von Hochſtädt. „Ha!" rief ein Gascon, „wenn mein König über ſolche Siege Denkſäulen errichten wollte, ſähe ganz Frankreich einem Kegelſpiel ähnlich." Im Revolutionskrieg muß

Digitized by Google

es ſehr viele Gascon in der Armee gegeben haben; ſelbſt als die Alliirten Paris beſetzt hatten, ſtrohlen und grohlten noch die Helden der Revolution, ſelbſt vor den gewöhnlichen grünen Feldzeichen der Oeſterreicher, wie der Puter beim Anblick eines rothen Tuches! Von Champagner hat man das Sprüchwort: „99 Hammel und 1 Champagnard machen 100 Stück Vieh,“ und jener Champagnard, der zu Paris bedauerte, „daß man vor den vielen hohen Häuſern die Stadt gar nicht ſehen könne,“ verläugnete wenigſtens das Sprüchwort nicht. Napoleon fragte zu Rheims, da ihm Hammelsrippen aufgetragen wurden: „Ob das Hammelfleiſch hier zu Lande gut ſei?“ und der Maire, der ihn verſtand, entgegnete lächelnd: „Sire! en Champagne?“ Nun? Hammelfleiſch iſt nicht zu verachten, und was Alles erſetzt, iſt der Vine de Champagne, roth oder weiß, mousse oder non mousse, alt oder jung — ich bin viermal von Epernay — abgefahren, und immer zwiſchen zwei Räuſchen.

Die Engländer halſen alle Albernheiten den armen Schotten, Iren und Walliſern auf, und ihr weiſer Mann von Gotham in Nottinghamſhire iſt unſer Schildaer. Butler und Swift ſchon machten Gebrauch davon, die Irish-Bulls und Puns ſind bekannt, und Hudibras ſucht vermöge der Algebra herauszubringen, wie viel die Glocke geſchlagen habe? er wußte durch die bündigſten Syllogismen zu erhärten, daß ein Menſch kein Gaul ſei, und durch Sinus und Tangenten fand er das wahre Gewicht der Butter, wenn er gleich anderer Seits wieder ſo einfach war, daß er ſtets nur einen Sporn trug

Denn trabt eine Seite raſch davon,
Dacht er, die andere folgt ihr ſchon.

Swifts Schneider von Laputa nahm mit einem Quadranten das Maaß zum Kleide, und die Laputer ſuchten Bücher mittelſt Maſchinen zu fertigen, Sonnenſtrahlen aus Kürbiſſen anszuziehen, und Marmor zum ſanften Schlafkiſſen zu erweichen!

Die Italiener verlegen alle Abderitenſtreiche nach Bergamo, folglich muß man ſie in den Annalen des Arlequins aufſuchen, der von Bergamo ſtammet. Die Schweizer haben ihr Lallenburg, und wir darüber das alte luſtige Lallenburgbuch. Die Schweden haben ihr Södertelje und Troſa, und die Dänen verlegen alles nach Jütland: „Wer zum Seeländer geboren iſt, wird kein Jütländer,“ ſagt der Seeländer, der ſich als Hauptſtädter oder Koppenhager betrachtet. In Lemberg lächelt man bei dem Namen des Städtchens Kulikow, und zu Wien, wenn vom Dörfchen Sipeldau die Rede iſt, wie zu Königsberg über Domnau. Die Ruſſen halſen alles den Koſaken auf, und da ſie wohl die luſtigſten Menſchen in der ganzen weiten Monarchie ſind, ſo laſſen ſich allerdings Streiche erwarten. Es ſcheint in der That, daß Abderiten, wenn ſie einmal wiſſen, daß man ihnen nichts Gutes zutraut, ihre Unbefangenheit verlieren, und gerade deſto eher dumme Streiche machen.

In Deutſchland haben wir einmal Schilda bei Torgau, deſſen Vertheidigung Langner in einem eignen Buche nahm (1747), Schöppenſtädt bei Wolfenbüttel, Teterow in Mecklenburg, Polkwitz in Oberſachſen — Hirſchnau bei Amberg, Sipeldau bei Wien, Rüblingen ſogar im Hohenlohiſchen ꝛc. ja, wem fielen nicht unſer ſämmtlichen weiland wohllöbliche freie Reichsſtädte ein, denen häufig unrecht geſchehen, jedoch paſſirten auch manchmal ſo Dinge, wie 1783 zu Windsheim, wo in öffentlicher Geſellſchaft Bürgermeiſter und Senator ſich herumprügelten: mit Flegeln, Roßbuben und Schlingeln um ſich warfen, weil der Senator ſich in ſeiner Gegenwart — mit den Ellenbogen auf den Tiſch gelegt hatte! Ich wollte von unſern 6 erſten Reichsſtädten, namentlich von Frankfurt, das ich am beſten kenne, viel Komiſches vorbringen, das mich bei dem Weltverkehr dieſer Städte oft wunderte, aber ich liebe Frankfurt und ſeine gaſtfreien und mildthätigen Bürger, vor denen ſich viele egoiſtiſche hochnaſige Reſidenzler verkriechen müſſen. Ja! wer gedächte nicht eines ganzen Landes, wenn er nicht ſelbſt Bewohner deſſelben zu ſein das Glück hat: „Schwaben und Schwabenſtreiche.“ Sollte jemand fragen: Aber woher kommen dieſe Albernheiten? ſo antworte ich, wie jener Schwabe dem wißbegierigen Reiſenden: „Lediglich von der Luft, wie Euer Gnaden ſchon an Ihrer Frage zu bemerken belieben werden.“

Schilda ſteht oben an, denn es fehlte zur Verbeſſerung der Stadtnahrung einige 100 Centner Salz, und da junge unbekannte Pflänzchen zur Freude der Bürgerſchaft hervorkamen, die den auf den Feldern ſitzenden Aufſehern, wie der berühmte Focius unter der Dresdner Brücke, nicht wenig am Hintern brannten, ſo hielt man ſie für reif zur Ernte — um den Brodmangel zu ſteuern, baute hochweiſer Rath eine Mühle in der Größe der Schweinfurter, denn wo eine Mühle iſt, giebt es auch Mehl, wo Mehl iſt, iſt auch Brod — die Mühlſteine wurden auf einer Anhöhe behauen und hinabgerollt, und ein Rathsglied dachte ſo patriotiſch, den Kopf in einen hinein zu ſtoßen, damit man auch wiſſe, wo er hingerollt ſei, aber es fand ſich weder Rathsglied noch Mühlſtein, daher Steckbriefe ausgingen, daß ein Senator entwichen ſei, der ſtatt des Halskragens einen Mühlſtein trage. Für Waſſer war man nicht minder beſorgt, der Rath ließ einen Brunnen graben von 30 Mannslängen, beſchloß ſelbſt die Tiefe abzumeſſen, und Seine Magnificenz hingen ſich in vollem Ornat zuerſt an den Balken — der älteſte Rathsherr an deſſen Füße, und ſo jeder an die ſeines Vormannes, ſiehe! da ſpuckte der Bürgermeiſter nur ſo ein bischen in die Hände, und dieſe Kleinigkeit ward Urſache einer großen Begebenheit — der ganze Rath brach den Hals!

Bei der Ankunft des Königs ließ der Rath von Schilda ein Feuerwerk veranſtalten, da es aber vorher probirt werden ſollte, ſo war es vor der hohen Ankunft bereits in der Luft, und man verfiel auf Kanonade — aber ohne Kanonen? nun der Rath wußte auch hier Rath, die ſtärkſten Baßſtimmen ſtellten ſich auf die Mauern, und donnerten

Digitized by Google

wenigſtens wie Katzenköpfe. Die ausgeſtellte Schildwache vergaß das Signal zu rechter Zeit zu geben, denn ſie ſaß gerade niederduckt bei einem unaufſchieblichen Privatgeſchäft, als Seine Majeſtät anrollte, ließ ſich aber, trotz der den Reichsſtädtern ſonſt vorgeworfenen ſteifen Etiquette, gar nicht ſtören, und begnügte ſich, unter freundlicher Filzſchwenkung dem König zuzurufen: Schamer Diener! Schamer Diener! Der König erſchien alſo vor den Thoren, wo die ganze hochlöbliche Deputation ſich noch badete — mutternackend trat ſie aber vor, die Hände vor den pudenda, wie der Herr Bürgermeiſter, und da dieſer durch einen unvermutheten Mückenſtich ſich auf den Hintern ſchlug, ſo that auch die ganze hochanſehnliche Deputation Gleiches bei der gemeſſenſten Inſtruktion in Allem es zu machen, wie der Hr. Bürgermeiſter. Während dieſes Feſtes mußte auch ein Bürger die Rolle des Diogenes in der Tonne ſpielen, der König wollte den Spaß nicht verderben, und that wie Alexander, der Schildaer aber bat um einen — Vierundzwanziger!

Hart am Thore Schildas ſtand der Wegzeiger nach Schilda, und ihrem ſchönen neuerbauten Rathhauſe fehlte durchaus nichts, als Treppe, Abtritt und Fenſter, folglich auch Licht, was jedoch auch in vielen weit weniger fehlerhaften Paläſten oft fehlt. Achtzig Stämme des ſchönſten Bauholzes hatten ſie bereits mit viel Mühe den Berg hinabgeſchafft, als der 81. Stamm von ſelbſt hinabrollte, und erſtaunt über dieſe Erſcheinung befahl der Rath jene 80 wieder hinauf zu ſchaffen, um ſie mit mehr Bequemlichkeit hinabrollen zu laſſen. Zum Andenken des harten Winters wurde eine ſchöne lateiniſche Inſchrift ins Eis gehauen: und da man wegen Feindesgefahr die große Glocke in den See ſenkte, ſo machten Seine Magnificenz ein X an das Schiff, gerade an die Stelle, wo man die Glocke eingeſenkt hatte, um ſie deſto leichter wieder aufzufinden. Der Barbier war einſt drei Wochen abweſend, bei ſeiner Wiederkehr beliebten Seine Wohlweisheit ſich barbieren zu laſſen — dreimal hintereinander.

Witzig und gut zuſammengeſtellt ſind dieſe und ähnliche Streiche in der Empfindſamen Reiſe nach Schilda 1794. 8., wo auch ein Kupferſtich die obgedachte Schildwache in officio verewigt, und ſomit die alten ächten Schildbürger, welche gleich den Abderiten und der Clerifei unvergänglichen Charakter haben, und nie ausſterben, d. h. nie klug werden, wieder aufgefriſcht. Ein kleines Contingent, das ihnen keine Schande macht, mag die Ehre haben, ſich anzuſchließen, die Gemeinde, die ihren Farren mit einer Schlinge am Halſe auf des Rathhauſes Thurm zog, um das übelſtehende Gras da abzufreſſen, wobei der Schulz, als der Farre ſchon auf halbem Wege die Zunge herausſtreckte, rief: Er wittert ſchon das Gras, er witterte aber ſeinen Erſtickungstod. — Der Bürgermeiſter, der über die Sonnenuhr ein ſtattliches Wetterdach machen ließ, um ſie gegen Regen zu ſchützen — und der Rathsdiener, der die Sonnenuhr aus dem Garten herbeibringt: „Da ſehen Euer Magnificenz gütigſt ſelbſt nach, ich verſtehe es nicht." — Der Magiſtrat, der nach einer Feuersbrunſt, wo die Spritzen erbärmliche Dienſte leiſteten, den Befehl ausgeben ließ: „Daß künftig jedesmal 3 Tage vor einer Brunſt, die Spritzen probirt werden ſollten," und in die Spritzenhalle, wo die Eimer hingen, die Inſchrift ſetzte:

Allhier in dieſer großen Stadt,
Ein jeder ſeinen Eignen hat,
Und auch im Fall, wo Gott vor ſei,
Soll jeder Bürger haben zwei!

war gewiß ſo würdig Schilda vorzuſtehen, als jener würdig war, Bürger daſelbſt zu ſein, der auf ſein Haus ſchrieb:

Heiliger Sankt Florian,
Verſchon dies Haus, zünd' andre an!

und wenn eine verdiente, Mundköchin Seiner Magnificenz zu ſein, ſo wäre es die geweſen, die der ſcheltenden Hausfrau ob ihrer Barbarei gegen das Geflügel, ſagte: „Ich treibe es ſchon 30 Jahre ſo, das Geflügel weiß es nicht beſſer." Eine Ausnahme aber ſcheint mir jener ſchwäbiſche Wirth zu verdienen, der ſeinem Gaſte, welcher von ihm Pantoffeln und einen Schwabenſtreich verlangte, die von des Gaſtes Stiefeln abgeſchnittenen Schuhe als Pantoffel präſentirte. Noch heute nennt man zu Wien alles, was die Donau herunterſchwimmt, Schwaben, nicht ohne Seitenblicke, wie die Portugieſen alle Deutſche Hamburger nennen und die Osmanli alle Abendländer Franken. Der Schwabe verzeiht gern dem Kaiſerſtädter, der ſo gemüthlich, jovial und hülfreich iſt, und fühlt, daß es unartig wäre, zu Wien oder in Oeſterreich von öſterreichiſchen Streichen zu ſprechen, was auch die ſcharfe Polizei leicht übel nehmen könnte. Weniger verzeiht man den finſtern, kalten, verſchloßnen, ſpärlichen Norden, wenn ſie bei ihrem Schnaps und Bier, Butterbemmen und Knackwürſten von Schwabenſtreichen ſprechen, ſie, denen ſelbſt Mutter Natur den größten Schwabenſtreich geſpielt hat. So ſprechen auch die muntern witzigen Rheinländer, die halbe Franzoſen ſind, gerne davon, haben einige Weinhäuſer ſogar „zum alten Schwaben" und „zu den ſieben Schwaben" abgebildet über der Thüre, wie ſie in corpore mit einem langen Spieß furchtſam losgehen auf einen Haſen: „Veitli! gang du voran, dann du haſt Stiefel an, daß dichs nicht beißen ka." Dieſen Wirthshäuſern ſchreibe ich es zunächſt zu, daß noch heute zu Frankfurt und am Rhein, wo doch in unſerer Zeit ſo viele arge Streiche vorgekommen ſind, ein dummer Streich noch immer Schwabenſtreich heißt; aber warum auch Heſſen davon ſprechen, da die Schwaben ſchon lange nicht mehr von blinden Heſſen ſprechen mögen, weiß ich ſo wenig, als warum man die kleinen ſchwarzen Mehlkäfer die Schaben — Schwaben nennt?

Woher wohl die Eintheilung in 7 Schwaben rühren mag? vielleicht von der geheiligten Zahl 7 — Gelbfüßler, Knöpfleſchwab, Neſtel-, Mücken-, Spiegel-, Blitz- und Suppenſchwab, wozu der Algäuer noch kommt, laſſen ſich eher erklären. Sailers Poſſe, die 7 Schwaben oder die Haſenjagd, lieſet auch der Schwabe gerne, ſeit die große Haſenjagd ſo gut gelungen iſt, und ſein Gebet vor dem Angriff beweiſ't den frommen Sinn, der noch herrſcht:

O eiſar Herr Gott! was han mer dir doch thau,
Da du uns arme Schwaba wilt nimmer leba lau?
Wart! wart! mar wer die noäthn,
Mun werd der noitz mei b'ſchau
Mar waid de nimma betha,
Und nimma ins Kirchle gau!

Die ehrlichen Schwaben müſſen ſich viel gefallen laſſen, man hat ſogar aus Trajectus Suevorum Schweinfurth gemacht, und wenn ſie nicht gerne jemand ſagen, wohin ſie geben, (ob ſie gleich ſonſten nur allzu offenherzig und zutraulich waren, daher viele ſogenannte Schwabenſtreiche zunächſt rühren mögen) ſo müſſen ſie ſtets nach Tripstrill gehen, welchen Ort Trepho ſeiner Truilla zu Ehren Trephonis Truilla nannte. Das luſtige Völkchen mag ſich mit den pommerſchen Fräulein tröſten, die ſich viel müſſen nachſagen laſſen in ihrem flachen Paradies der Gänſe, wie Weſtphalen im Paradies der Schweine, während Schwaben vielleicht die ſchönſte, geſegnetſte und herzigſte Provinz Deutſchlands genannt werden mag mit frohen, guten, redlichen Bewohnern, ob ſie gleich nicht mehr die alten Schwaben ſind im guten und böſen Sinne — aber wo iſt es anders? Ich halte das bekannte Geſchichtchen vom Spione von Aalen für erfunden, aber das glaube ich ſelbſt gefunden zu haben, daß eine gewiſſe eingebildete Weisheit, und geringere Kenntniß des Auslandes vorherrſcht; jene kann leicht mißbraucht werden, wenn ſie Andern als blos gutmüthigen Lachern in die Hände fällt, dieſe führt aber, trotz aller Auswanderer, zu der Heimathsliebe, wie zum Wort: „Es geit nur a Stuttgart." Ich glaube daher an die ſchwäbiſche Kanonenwache im Wirthshauſe: „Kerl! warum haſt du deinen Poſten verlaſſen?" — „Herr Hauptmann! ich habe die Kanone zu heben verſucht, zwei Mann tragen ſie nicht fort, und kommen mehre, ſo kann ich ja doch nichts machen." — Wohl möchte ich noch einige ziemlich unbekannte Stückchen anführen, vorzüglich die treffliche ſarcaſtiſche Antwort Napoleons auf eine gewiſſe Bitte — man darf im Hauſe des Gehenkten nicht vom Stricke reden.

Kleine Mittel, mit denen große Zwecke erreicht werden ſollen, und erreicht werden, müſſen uns gefallen. Wir bewundern die Hannibale, Scipione und Cäſaren, die Guſtave, Peter, Friedriche und Napoleon — aber ohne Erfolg? ohne Uebereinſtimmung ihrer Mittel zum vorgeſetzten Zweck würden wir nur über ſie lachen, wie über Don Quixote und Hudibras. Zu Abderitenſtreichen rechne ich einen der größten Lebensgenüſſe, die ich kenne, Reiſen, wenn man zu jung reiſ't, ohne Vorkenntniſſe, mit leerem Beutel, und zu ſchnell, wie die Herren Britten, ſie durchfliegen die Welt, und machen le grand tour de l'Europe in — 2 Jahren! blos zum Nutzen der Wirthe, Poſtmeiſter und Mädchen, Lohnbedienten, Kunſtaufſeher, und ihrer eigenen Bedienten, und wo es nur halb ſein kann, ſuchen ſie lieber wieder Britten auf, als die Eingebornen des Landes, das ſie wollen kennen lernen! Nach ihnen ſcheinen mir die Deutſchen am meiſten zu reiſen, ſcheinen vortheilhafter zu reiſen als die Britten, wenn ſie nur nicht glaubten, daß ihre Reiſen gedruckt werden müßten — doch das gehört ja zum Hauptvortheil der Reiſe! Die Geſchichten der Kriegsliſten von Polyänus und Frontinus an bis zu den Kriegsliſten Napoleons, ſelbſt bloße Weiber- oder Studentenliſten gefallen uns und machen, von gewiſſen Umſtänden begleitet, komiſche Wirkung. Die Gaunerſtreiche der Cartouche, Lips Tullians und Rinaldinos, der bairiſche Hieſel, Conſtanzer Hans, Hannickel und Schinderhannes ſcheinen mir des Studiums — zwar nicht des edlen Kriegers — aber doch der Anführer der Legionum Francuum, wie Friedrich die Freicorps überſetzte, werth zu ſein.

Jener Bruder Studio, der ſeines ſchweren Mantels müde, ſolchen zu Friedberg einem mit ihm gehenden Juden verſetzt, und zu Frankfurt wieder einlöst, macht uns lächeln, wie der Taſchendieb, der ſeinem Reiſegefährten eine Priſe bot: „Ich ſchnupfe nicht mehr, ſeit es Einſchläferer giebt, ob ich gleich eine goldene Doſe mit mir führe!" bald darauf trennten ſie ſich, und der Doſeninhaber fand in ſeiner Taſche, ſtatt ſeiner Doſe, das Zettelchen: „Da Sie nicht mehr ſchnupfen, ſo brauchen ſie auch keine Doſe." Ein Gauner aus der Bande des Schinderhannes trieb 15 Jahre lang kein anderes Handwerk, als daß er von Wirthshäuſern zu Wirthshäuſern zog mit einem Sack voll allerlei Moos, Nachts füllte er ſeinen Sack mit Federn oder Pferdehaaren aus Betten und Stühlen, und ſtopfte in dieſe dafür ſein Moos.

Wer müßte nicht lächeln über die Liſt jener drei Muſenſöhne, die flott aufgehen ließen ohne Geld im Beutel, dann ſich um die Ehre der Zahlung herumſtritten, und endlich dem Kellner die Augen verbanden, damit er den ergreife, der Zahlung leiſten ſoll, indeſſen ſich fortſchleichen, und der blinde Kellner endlich ſeinen Herrn Wirth ergreift: „Sie ſinds, der zahlet?" Wer nicht über die Liſt des halb verfrornen Britten, der in die Wirthsſtube tritt, wo alle den Ofen belagern, er verlangte Auſtern für ſein Pferd. Wie? Ja, ja — alle begleiten den Wirth nach dem Stalle, der Britte wärmt ſich indeſſen, und der mit den Auſtern zurückkehrende Wirth iſt ihm willkommen, und wen kitzelte nicht der Schalk, der ſeinem Wirth, ſobald alles in der Kirche ſein würde, die Kunſt zu lehren verſpricht, dreierlei Weine aus einem Faß zu zapfen? — Der Schalk bohrte 1 Loch ins Faß, das der Wirth mit ſeinem Daumen zuhalten mußte, er bohrte ein 2., der Wirth hielt ſeinen zweiten

Daumen vor, er bohrte am 3. Loch, als ihm einfiel, der Wirth habe ja keine 3 Daumen, und ſprang aus dem Kellrr, um einen Zapſen zu holen — kam aber nicht wieder, und der Wirth ſtand vor ſeinem Faſſe, ſeine 2 Daumen im Loch bis die Kirche aus war!

Die Geſchichte wimmelt von bekannten Weiberliſten, und wer die Liſten des Zundelfrieders leſen mag, halte ſich an Hebels rheinländiſchen Hausfreund, wo mir die drei Straßburger mit ihren Wünſchen und ihrer Wette am beſten gefallen haben. Ich wünſchte, ſprach der Erſte, daß die Feſtungsgräben voll Nadeln wären, zu jeder Nadel ein Schneider, jeder dürfte nichts nadeln als Mantelſäcke, die dann voll Doppel-Louis ſein müßten. Der Andere wünſchte, daß der ganze Münſter bis zur Krone voll Wechſelbriefe, und auf jedem ſoviel verſchieben, als in allen jenen Mantelſäcken Gold iſt — der 3. Wünſcher gewann aber doch die Wette. „Ich wünſchte, daß ihr beide das hättet, was ihr wünſchet, euch aber beide der Teufel holte, und ich euer Erbe wäre.“ Ein kräftiges Mittel iſt jedoch oft beſſer, als alle Ränk' und Liſten; der Fuchs prahlte mit ſeinen Liſten gegen die Hunde, die Hunde kamen und zerriſſen ihn, während die Katze auf den Baum ſprang. Am beſten iſt, wenn die Staaten nach vielem Froſch-Jammer das von der Akademie zu Abdera bereits vorgeſchlagene Mittel wählen, die Fröſche — zu ſpeiſen, wie in D. recht vernünftig bereits geſchehen iſt. Umgekehrt werden kleine Mittel, von den man große Wirkungin erwartet, wie Paſtor Adams, der im Gaſthauſe zu London — eine halbe Guine blicken läßt, oder die Polkwitzer, die auf einen Stein im Stadtgraben ſchreiben: „Sieht man dieſen Stein nicht, ſo iſt das Waſſer zum Erſaufen.“ Ino melket den Bock, während dieſer das Sieb unterhält. Aber wirken nicht ſelbſt phyſiſche Urſachen bei dem Einen ganz anders als beim Andern? die Sonne, die unſere Leinwand weiß brennt, ſchwärzt den Neger, und während ſie Wachs und Butter ſchmilzt, trocknet ſie den Koth und alles, was naß und dreckig iſt. Ein Reichsfürſt, holländiſcher General, erzählte einſt an der Tafel von den holländiſchen Seedämmen, ihrer Höhe, Kunſt und Koſtſpieligkeit, und der Leibarzt, dem man in kranken Tagen Leib und Leben anvertraute, in geſunden aber als Hofnarren brauchte, unterbrach die Unterhaltung. „Aber Euer Durchlaucht, warum ſetzen die Narren denn nicht lieber Weidenkoppen, wie hier zu Lande?“ (an der Zart) der Fürſt verbarg ſein Lachen wegen der Gäſte und ſagte trocken und halb aufgebracht: „Wie Er's eben verſteht!“ Solche Doktoren ſollen ſchweigen, oder es wie Brid' Oiſon in Figaro machen: was denken Sie davon? — Meiner Treu, ich weiß nicht, was ich darüber ſagen ſoll. Dies iſt meine Art zu denken.

Abdera iſt nicht mehr — ſelbſt ſeine Ruinen ſind nicht mehr — aber es hat ſich in Krähwinkel umgewandelt; wem es gefällig iſt, kann einen Spaziergang durch Krähwinkel mit dem quiescirten Herrn Runkelrüben-Commiſſions-Aſſeſſor Sperling zu jeder Zeit machen, und wenn gleich Großſtädter gerne Abderitenſtreiche in kleine Städtchen von jeher verlegten, namentlich in Reichsſtädte, den Herrn Bürgermeiſter nicht ausgenommen (obgleich der Reſpekt daſelbſt das große Gegentheil zu thun befahl); ſo kann ich doch aus Erfahrung verſichern, daß man in recht großen Städten Abderiten genug findet, vorzüglich aber in Städten, die ſich nur für Großſtädter halten, weil ſie Reſidenzler ſind. Wem wäre da noch eingefallen, ſich mit der Beſcheidenheit Don Quixote's, der doch gewiß in die 1. Klaſſe der Abderiten gehörte, ſelbſten den Ritter von der traurigen Geſtalt zu nennen? Wo gäbe es nicht Abderiten zerſtreut wie Juden? und ſo kenntlich wie dieſe noch heute? Der Guckuck behält ſeinen Geſang, die Glocke ihren Klang, der Krebs ſeinen Gang und der Narr bleibt Narr ſein Lebenlang. Die Dummheit, die bis zum Abſurden geht, hat Etwas Erhabenes für Demokrite, ſie iſt ihm, was einſt den Höfen die Hofnarren waren und dem Volk der Hanswurſt noch iſt. Ohne Abderiten gäbe es gar keine Demokrite und Demokrit war ja ſelbſt das berühmteſte Stadtkind von Abdera —

O! jeder Ort hat ſeine Meriten,
Das redet kein Widerſprecher mir aus,
Iſt es nicht Bildung? im jeglichem Haus
Findet man — Wielands Abderiten!

Für die Fackel.

Der Puritaner in China.

Von Carl Rümelin.

Jeder Menſch nimmt den Maaßſtab zur Beurtheilung fremder Länder mit ſich aus dem Heimathland; am allermeiſten thut dies jedoch der Amerikaner; ja ich möchte ſagen, es geht dieſem jeder Begriff der Billigkeit gegen andere Nationen ab. Man ſollte doch bedenken, daß nothwendigerweiſe jedes Volk eine verſchiedene Entwickelung haben muß und das jede Verkümmerung, des aus dieſer Nothwendigkeit entſtehenden, Rechte, eigenthümliche Sitten u. Denkungsweiſen zu haben, ein ſchreiendes Unrecht iſt. Montesquieu geht ſo weit, daß er die Regel aufſtellt: „Geſetze ſollten in ſolcher Weiſe dem Volke anpaſſen, für das ſie gemacht ſind, ſo daß es ſehr unwahrſcheinlich wird, daß dieſelben irgend einem andern Volke gemäß ſind.“ Er ſagt ferner: „Jede ſolche Verſchiedenheit iſt Gleichförmigkeit, jede ſolche Veränderung, Beſtändigkeit.“

Die Adulation unſeres Zeitalters hat den Amerikaner

gründlich verdorben, und ihm eine Selbſtüberſchätzung eingegeben, die jedem andern Volke gegenüber veeletzend iſt, und aus dieſer Selbſtüberhebung entſteht auch ſeine Anmaßung, indem er von jedem Einwanderer verlangt, daß er ſeine Volksſitten aufgiebt und die ſeinen annimmt. Das wäre ſchon recht, wenn es auf dem Begriff Mantesquieus beruhte, daß Amerika andere Gebräuche u. Lebensweiſen haben muß, als Europa, und daß es eine ungerechte Zumuthung iſt, daß die neue Welt ein blaßer Abdruck der alten ſein ſoll. Aber nicht amerikaniſirt ſallen wir werden, ſondern engliſirt. Noch giebt es in Amerika keine amerikaniſche Sitten, denn noch kämpfen um Varſprung drei Elemente, die Natur-Elemente des Landes gegen Anglizismen und Germanismen. — Ein blos anglizirtes oder germaniſirtes Nordamerika, iſt gerade ſo naturwidrig, als ein, in ſpaniſche oder portugiſiſche Uniform gezwängtes Südamerika, und jeder der ſolchen Zumuthungen entgegentritt, vertheidigt die, Amerika erſprießlichſte, Freiheit.

Die Puritaner ſind die Angliziſten und ſie ſind alſo ungerecht nicht allein gegen deutſche Einwanderung, ſondern auch gegen die naturwüchſigen Sitten des eigenen Landes. — Es wäre mehr als ein Wunder, wenn es einem ſolchen Menſchen einfallen würde, billig zu ſein auf Reiſen im Auslande. — Es nahm mich alſa auch gar nicht wunder, als ich das Buch des Reveeend Juſtus Doolittle in 2 Bänden, über „das ſoeieille Leben der Chineſen" in die Hand nahm, und darin all die engherzigen Aburtheilungen fand, welche bei einem Yankee-Miſſionär die zweite Natur bilden.

Gleich in der Einleitung finden wir dieſe Warte: „Sollten die Leſer müde werden der unſinnigen und zwecklosen Meinungen, die in China heerſchen, und ſich eckeln über die abergläubiſchen Gebräuche, die bei allen Ständen beſtehen, ſo bedenke man, daß China ſeit 20 Jahrhunderten den Schriften des Canfucius und Meneius unterworfen war und für beinahe die gleiche Zeit den Religianen Tanismus und Buddhismus. Sein Volk braucht vor allem, die beſonderen Einflüſſe der Bibel, dieſer Erleuchterin und Befreierin für alle die ſie zu ihrem Lichte und Geſetze machen." — Nachdem ich dies geleſen hat, nahm ich die Lehren des Confueius zur Hand, und ſiehe da, die höchſte Lehre des Stifters der Religion, welche die Puritaner beſonders in Pacht genammen haben, nebſt einer Maſſe ähnlicher allerhöchſten Weisheits-Lehren iſt die: „Thue deinem Nebenmenſchen wie du wünſcheſt, daß dir gethan werde. Du brauchſt nur dieſes Geſetz; es iſt die Grundlage u. der Grundſatz für alle andern." So ſchrieb Canfueius 550 Jahren vor Chriſtus. Ich kännte andern herrliche Sätze anführen, aber ich wähle den unter Chriſten hochgeprieſenſten um die Lieblaſigkeit obiger Citation aus Hrn. Doolittles Einleitung in's rechte Licht zu ſetzen. Jeder Chriſt, beſanders jeder proteſtantiſche Chriſt ſollte doch eine Idee aus der Geſchichte der Kirchen und Religionen gezogen haben, und zwar die, daß die Urlehre des Gründers bald überwuchert wird von dem Wuſt, welchen diejenigen ausbrüten, denen die Verbreitung und Erklärung derſelben übertragen wird. China's Aberglauben und ſinnlaſe Ceremonien ſind noch viel weniger Folge der Lehren von Confucius und Meneius, oder Tauismus, als der Unſinn, der von puritaniſchen Kanzeln gepredigt wird, aus den Lehren Chriſti zu ſalgern iſt. — Sowie es eine Claſſe Menſchen giebt, die von einer Religion leben, bildet ſich der Hyperglaube aus, und aus dieſem erſt entſteht der Volks-Aberglaube.

Nimmt man nun das Buch ſelbſt zur Hand, und betrachtet beſonders die Abbildungen der Städte und Landſchaften, ſawie die Menſchen, ihre Geräthſchaften, ihre Spiele und Ornamente, ſo ſieht man eben, daß auch in China Schillers Worte wahr ſind,

„Und ſo erhält ſich das Getriebe
Durch Hunger und durch Liebe."

Die Dächer der Häuſer ſind oben und die Eingänge unten; auf Flüſſen fährt man in Booten, und über Flüſſe macht man Brücken; es giebt Wege, bald breit, bald eng, auch fehlen nicht viele Arten künſtlicher Waſſerſtraßen. Auch in China baut man die Kirchen und ſonſtige öffentlichen Gebäude naſeweis hervorragend über andere Gebäude. Nur iſt Alles ſolid wie es alten Völkern geziemt und etwas ſteif, wie Leute es machen, denen Erhaltung näher liegt, als Neubildungen. Herrliche Brücken, von unglaublicher Länge und Stärke, (auf einer laufen Steine 45 Fuß lang und 3 Fuß dick von Pfeiler zu Pfeiler und die Brücke ſelbſt iſt 1000 Jahr alt), ſowie kunſtreiche Thürme zieren alle Städte, und es iſt überhaupt überall für Verkehrs-Mittel trefflich geſorgt. Die Straßen-Eiſenbahnen fehlen noch. Der Chineſe geht viel zu Fuß.

Als Amerikaner richtet unſer Autor ſeine erſte Aufmerkſamkeit auf die Ackerbau-Geräthſchaften, und läßt nun natürlich das Gefühl der Superiorität ganz gehörig vom Stappel laufen. Die Ungerechtigkeit ruht auch hier im Vergleich. — Daß China das ſich nicht verſchafft, was es nicht braucht, kann ihm nicht zum Vorwurf gereichen, eben ſo wenig als der deutſche Weingärtner berechtigt war, ſich einem Amerikaniſchen Bauer gegenüber graß zu machen, weil letzterer nie eine Rebſcheere geſehen hatte. China hat großen Ueberfluß an menſchlicher Arbeitskraft, Amerika hat Mangel daran, alſo erfindet letzteres Arbeiterſparende Maſchinen, und erſteres verwendet viel van ſeinen überflüſſigen menſchlichen Arbeitskräften auf Dinge, auf welche ſolche Verwendung van menſchlichen Kräften für Amerika eine Unmöglichkeit iſt. Thee z. B. wird in China gezogen, weil dort bei Ueberfluß an menſchlichen Arbeitskräften eine Pünktlichkeit erlangt wird, welche in Amerika nicht erreicht wird. Herr Davlittle giebt darüber anerkennenswerthe Aufſchlüſſe und bemerkt ſelbſt, daß es viermal ſoviel in Amerika koſten wür-

Digitized by Google

be, Thee zu produziren, als in China. Ein ähnlicher Grund waltet auch im Reisbau vor.

Die Abbildungen der chinesiſchen Ackerbaugeräthſchaften, deren Deutlichkeit alles Lob verdient, deuten aber für mich nicht auf Mangel an Intelligenz hin, wie Herr D. meint. Wer deutſche Bauernarbeit und amerikaniſche beobachtet und mitgemacht hat, der ſieht auf den erſten Blick, worin der Unterſchied zwiſchen verſchiedenen Werkzeugen beſteht. Bei den einen iſt Sorglichkeit für die Erhaltung und volle Gewinnung des einmal produzirten, die Abſicht; bei andern möglichſt ſchnelles Arbeiten. Der Chineſe iſt wie der Deutſche häuslich mit dem Produkt ſeiner Arbeit; der Amerikaner ſpart an der Arbeit ſelbſt. In Amerika erſtrebt man die größtmöglichſte Erndte mit der wenigſt möglichen Arbeit. — In China iſt man ſchon bei viel wichtigeren Fragen angelangt und zwar bei den von Liebig geſtellten: wie erlange ich das größtmögliche Netto-Reſultat auf ew'ge Zeiten!? Der Chineſe ſpart den Boden, iſt häuslich in der Erndte und düngt ſeine Felder, er kennt die Nährkraft ſeines Feldes und erhält ſie in fruchtbarem Zuſtand; denn er will bleibenden Wohnſitz haben in ſeinem geliebten Vaterland. Der Amerikaner treibt Raubbau, hat kein Sitzfleiſch und verſchleudert einen großen Theil der gereiften Frucht; denn bei ihm iſt hoher Arbeitslohn die größte Auslage. Aus dieſen Gründen pflügt, pflanzt, jätet, ſchneidet und dreſcht man in China mit ganz anderen Geräthſchaften als in Amerika. Das Motiv, menſchlicher Handlungen iſt überall Streben nach Vermögen, die Verhältniſſe modifiziren die Methoden, indem ſie andere Maaßſtäbe aufdrängen.

Wahrhaft ſtaunenerregend iſt der Scharfſinn der Chineſen, mit welchem ſie die Nährkraft ihrer Felder zu ſteigern und zu erhalten wiſſen. Ich ſah letztes Jahr die Lombarden beim Reisbau und habe nun die verſchiedenen Abzeichnungen der Verfahrungsweiſen der Chineſen bei denſelben Arbeit vor Augen und finde, daß die Irrigations Methoden der Chineſen weit beſſer ſind als die der Lombarden. Was der Lombarde mit Spatenarbeit thut, beſorgt der Chineſe durch eine endloſe Kette. Auch benutzt er ſchon längſt Natur-Produkte wie Erdgaſe, Erdöhle, Ligniten und Kohlen-Lager.

Merkwürdig iſt auch die feine Beobachtungsgabe, mit welcher der Chineſe die Eigenſchaften der Thiere erkennt und ſie zu benutzen weiß. Er gebraucht z. B. beim Fiſchfang einen Vogel Vielfraß, der für ihn gierig Fiſche fängt, aber in Folge einer Vorrichtung am Halſe dieſelben nicht freſſen kann; die ihm dann der Chineſe abnimmt. Unſere Bank- und Steuerſyſteme, beſonders unſer Staatsſchuldenweſen bewirken das nämliche unter Menſchen. — Sie ſteigern die Sucht zu erwerben, ſchnappen aber den Erwerb am Mund weg.

Aſyle für Narren, Taubſtumme, Blödſinnige und Blinde giebt es nicht, wohl aber Findel- und Kinder-Anſtalten, wie wir ſpäter erfahren werden. Es giebt überhaupt in China keine öffentliche Wohlthätigkeit, welche große Anſtalten baut, in welchem die Beamten Faulenzer ſind und das Brod der Armen an geſpickten Tafeln, Salairen aufzehren. Unbemittelte erhalten Stipendien, wobei wohl auch Gunſt und Ungunſt herrſcht, und Privaten müſſen nachhelfen, ſowie auch der Empfänger ſelbſt immer wieder auf ſeine ihm mögliche Weiſe mitwirkt, um ſein Leben zu friſten. Der Staat prunkt dort nicht mit ſeinen Wohlthätigkeits-Anſtalten und öffentliche Unterſtützung zu erhalten bietet keine Reize. Herr D. giebt uns keine Data, nach denen wir ermitteln können, ob Armuth im Zu- oder Abnehmen begriffen iſt.

Arbeitslöhne ſind niedrig. Ein Zimmermann verdient 20 und 30 Cts. per Tag. Feldarbeiter, beiderlei Geſchlechts, bekommen zwiſchen 4 und 6 Doll. per Monat und beköſtigen ſich ſelbſt. Schulmeiſter, ſchlecht bezahlt wie in der ganzen Welt, empfangen 30 bis 60 Doll. per Jahr. Aber bei allen Lohn-Contracten iſt es mitverſtanden, daß Geſchenke, groß oder klein, je nach Sitte, mitgegeben werden und ſo werden die Löhne ausgebeſſert.

Es iſt überhaupt bemerkenswerth, daß wir die meiſten unſerer deutſchen Gebräuche in China wieder finden; ſo auch die Trinkgelder. China iſt älter als Deutſchland und dies beweiſ't entweder, daß im allgemeinen Menſchliche Verhältniſſe überall ſo ziemlich auf eins hinauslaufen, weil die Umſtände nothwendigerweiſe viel Aehnlichkeit mit einander haben, oder daß in China die Wurzeln für unſere Sitten und Handlungsweiſen zu ſuchen ſind. Den Namen Trinkgeld wird wohl der Deutſche erfunden haben, denn Luther, der bekanntlich den Deutſchen am beſten kannte, ſagt, daß er den Saufteufel habe. Auch ſind Geſchenke in China ſehr ſelten Trinkgeſchenke, ſondern beſtehen aus anderen werthvollen Gegenſtänden. Kellner, Dienſtboten und beſonders Fuhrleute erwarten Geſchenke. Die Fuhrleute ſind hierin auch in China am zudringlichſten.

Dienſt Verhältniſſe haben alſo in China, wie in Europa, zwei Grundlagen 1) den ausbedungenen Lohn und 2) das freiwillige Geſchenk. Das letztere ſcheint mir aus einem Gerechtigkeitsgefühl zu entſtehen, das wieder auszugleichen ſucht, was im Lohn-Contract zu wenig iſt. Gewiß nahm das Geſchenke geben, ſeinen Anfang im Sklavenweſen oder in Dienſtverhältniſſen, bei welchen der Arbeiter überlrieben ausgebeutet wird. — Jeder, der von der Arbeit Anderer lebt und durch ſie einen verhältnißmäßig leichten und großen Erwerb hat, wird von ſich ſelbſt im Lauf der Geſchäfte, theils in Folge des ſchon erwähnten Gerechtigkeitsgefühls, aber auch in Folge ſeiner Beobachtung, daß die Produktivität der Menſchen durch den Reiz der Nachbelohnung geſteigert wird, auf Methoden verfallen, in welchen er dieſen ſeinen Wahrnehmungen Ausdruck und Vollziehung giebt. Die mehr oder minder erzwungene und deßhalb ſchlechte Arbeit, ſoll dadurch zur freiwilligen beſ-

Digitized by Google

eren geſteigert werden. Wer dieſe Gedanken verfolgt, wird darin auch die Löſung des Umſtandes finden, warum Arbeitslöhne und Geſchenke immer ſo leicht in ſteigende Verhältniſſe gerathen, und warum beſonders in unſerer Zeit dies der Fall iſt. In Amerika werden ſelten Geſchenke gegeben, weil der Lohn meiſtens Vollbezahlung iſt, und weil da der Arbeiter viel öfter im Vortheil iſt, als ſein Arbeitgeber.

Kuppler ſind in der Regel die Vermittler der Heirathen in China. Nach ſchleichen Jüngilnge und Jungfrauen ſich, um dieſe Zeit der unbewußten Triebe, zu Wahrſagern; denn auch dort fühlt der Menſch das Verlangen, den Schleier der Zukunft zu lüpfen, wenn er Schritte thut, deren Tragweite er nicht ermeſſen kann. Verlobungs-Karten werden ausgetauſcht, Hochzeitsgeſchenke gegeben, und zwiſchen Verlobung und Hochzeit thun die Bertobien wie in anderen Welttheilen auch gimperlich mit einander. Man merkt abergläubiſch auf gewiſſe Zeichen und Tage und prophezeit je nach denſelben, glückliche oder unglückliche Ehen. Propheten und Nichtswiſſer ſtehen eben immer neben einander. Auch giebt es Hochzeitskuchen und allerlei Ceremonien, welche den Zweck haben, daß die Neuvermählten eine große Rolle ſpielen und viel Weſens mit ihnen gemacht wird, ſtatt natürlichen Gefühlen auf natürliche Weiſe den Lauf zu laſſen. Auch das Hochzeitsbett und die Brautkammer erheiſchen volle Aufmerkſamkeit, und Braut und Bräutigam werden auf Straßen und im Hauſe viel hin- und hergezogen, bis man ſie endlich in Ruhe läßt. Auch in China braucht der Menſch viel hocus pocus, um natürliche Dinge ins Werk zu ſetzen. Die Hochzeitsgäſte bringen Präſente, wie in Deutſchland. In der Brautkammer brennen in der Brautnacht Lichter, die gewöhnliche Menſchen bei uns, viel geſcheidter, ausſöſchen. Bei fürſtlichen Hochzeiten in Europa, ſowie in den ſchmuckloſen Schlafgemächern für junge Eheleute in amerikaniſchen Hotels ſorgt man auch für Beleuchtung! Man ſagt mir auch, daß amerikaniſche Damen gern bei Lichte ſchlafen. Herr D. liefert eine Abbildung, die empörend iſt. Da ſitzen Braut und Bräutigam bei ihrem erſten Mahle vor reichlichen Speiſen, aber nur der Bräutigam ißt, die Braut muß faſten und dies dauert den ganzen Hochzeitstag. So eine hungernde Braut und freſſender Bräutigam, ſehen wunderlich aus. Ich habe aber ſchon viele Bräute gekannt, die keinen Appetit an ihrem Hochzeitstag hatten. Ich möchte aber doch wiſſen, was für ein phyſiologiſches Räthſel hinter dieſer chineſiſchen Faſtenregel ſteckt!?

Eine Hochzeits-Proceſſion, von Muſik und ſchelmiſchen Jungen und Mädchen begleitet, bildet die nächſte Abzeichnung, und ich danke Hrn. D. für das Bild, denn ich weiß nun, wo unſere ſchwäbiſchen Bauernhochzeiten ihren Urſprung hatten. Nach der Hochzeit leben die Neuvermählten flott, wie in andern Ländern auch. Viel Süßes kommt auf den Tiſch und die Vermuthung liegt nahe, daß der engliſche Honey Moon ſein erſtes Entſtehen China verdankt. Hochzeitsreiſen kennt man nicht und Bräute entfliehen in China nicht der Neugierde von Bekannten, um der von Fremden anheim zu fallen. — Sehr zu empfehlen!

Kinder zu bekommen und recht viele, womöglich lauter Knaben, iſt in China der offen geäußerte und höchſte Wunſch einer chineſiſchen Frau. Je mehr Buben, je höher ſteht ſie in der Achtung der ganzen Familie und der Welt, die ſie umgiebt. Seid glücklich und mehret euch! iſt in China noch der Zweck der Ehe, während in Amerika die Damen, welche hübſch und elegant bleiben wollen, wohl glücklich ſein wollen, aber das mehren auf ein Minimum reduzirt haben möchten.

Die Chineſen ſind mit ihren Kindern gerade ſo große Narren, als wir. Bekanntlich iſt jeder neugeborene Knabe in Amerika ein Präſident im Embryo, in China ſind alle zu Weltweiſen beſtimmt. Schon am Ende des erſten Monats werden ihnen die Haare geſchnitten, um gleich für einen guten Haarwuchs und langen Zopf zu ſorgen. Auch giebt es Wiegen, Sitzapparate und Spielzeug, um das leidige Kinderhüten zu erleichtern. An Gebet wird der junge Chineſe früh gemahnt. Das Bild darüber zeigt einen Papa mit einer Ruthe über einem knieenden Knaben; die Bedeutung weiß ich, ohne je in China geweſen zu ſein.

Kindergeburtstagsfeſte werden in China auch gefeiert. Mit dem 16. Jahre treten Kinder in eine eigenthümliche Majorenität; es fängt nämlich die Verantwortlichkeit für begangene Verbrechen und Verſchuldungen an. Eine fatale Freiheit dieſe Freiheit oder vielmehr Straffälligkeit, um das Ding chineſiſch beim rechten Namen zu nennen.

Unſer theologiſcher Autor belächelt mit Recht, die Dummheit der Chineſen, daß ſie, wenn ſie krank ſind, Götzen anbeten, ſtatt Arznei einzunehmen. Oft iſt eines ſo gut wie das andere; es helfen aber beide nicht viel. Aber wie erſtaunt war ich, nach dem Lächeln unſeres geiſtlichen Herrn, von ihm folgende Worte zu leſen: „Geſundheit und Krankheit, Leben und Tod kommen immer nach göttlicher Berechnung, — alle ſind controllirt von dem höchſten Lenker der menſchlichen Schickſale.“ — Iſt dies der Fall, ſo brauchen auch wir Chriſten keine Aerzte und Apotheker. Iſt dies der echte chriſtliche orthodoxe Begriff, ſo ſind Geſchäfte mit Amuletten, Wunderkräutern und all dem andern Kirchen-Seegen ganz am Platz, denn man kauft durch ſie in Kirchen u. Klöſtern indirekt von unſerem lieben Herrgott ſein Wohlergehen. Der Chineſe hat Geſundheits- u. Krankheits-Götzen und opfert beiden, eine gewiß anerkennenswerthe Verdoppelung der Glaubens-Seeligkeit. Hilft das Privatopfern nicht, ſo werden Prozeſſionen gehalten und allerlei Sinnbilder umhergetragen, vor denen das Volk niederkniet. Auch haben ſie Buß- und Bettage. Kurz die Götter ſind, wie der Gott der Chriſten, willkürliche Weſen, die thun was nöthig iſt, nicht aus eigenem Entſchluß, ſondern auf Bitten

Digitized by Google

und Opfer der Gläubigen. Daß das Weltall auf ewigen Geſetzen beruht, daß es keinen perſönlichen Gott giebt daß Beten um Aenderung dieſer Geſetze ein Unſinn iſt, zu dieſen Begriffen hat man ſich in China ebenſowenig erhoben, als in Amerika. In China iſt die helfende Gottheit noch im Pluralis.

Confucius gab ſeiner Nation und durch ſie der Welt, die unübertrefflichen Geſundheits-Regeln, welche in ſeinen Werken neuerdings wieder publizirt wurden, und es iſt unbegreiflich, wie ein Volk, welchem dieſe Lehren in allen Schulen und durch ſehr verbreitete Druckſchriften täglich vor Augen geführt werden, alle die abergläubiſchen Gebräuche durchmachen kann, welche Hrn. D. uns erzählt. Aber man begreift es, wenn man den Aberglauben erwägt, der auch unter Chriſten herrſcht. Es ſcheint beinahe, als ob man die Regel aufſtellen dürfte, je freier von Aberglauben die Lehre eines Religionsgründers iſt, deſto mehr Aberglauben flicken ſeine Nachfolger hinein.

Confucius lehrt: „Sei tugendhaft! Controllire deine Leidenſchaften! Beſchränke deinen Appetit! Vermeide alles Uebermaaß! Vermeide ſehr gewürzte Nahrung! Iß langſam! Kaue deine Speiſen vollſtändig! Iß nicht bis zum Sattwerden! Frühſtücke früh! Es iſt nicht gut faſtend auszugehen! Im Alter trinke mäßig Wein! Vermeide Zugluft wie einen Pfeil u. ſ. w. bis in alle Details des Lebens.“ Confucius die Urſache von Aberglauben!? Hat nicht die ganze Menſchheit an der Quelle ſeiner Weisheit geſchöpft!?

Der Tod, jener Schritt ins Land der Schatten, hat auch für Chineſen ſeine Schrecken; Witſchels Worte:

„das tiefe Grab iſt düſter“

iſt auch ihre Idee vom Sterben; ſie brennen Lichter und ſtreuen Weihrauch am Todtenbette, denn man ſagt jenſeits ſei es dunkel und der Todte brauche Licht! Aus Voltaire's Grab im Pantheon in Paris ſtreckt der Todte (ſinnbildlich) eine Fackel aus dem Grabe. Mir gefällt dieſer Gedanke viel beſſer, als das Leuchten in das Grab. Aber wie bekäme denn der chineſiſche Pfaffe ſeinen Zoll? Die Chineſen bieten den Todten Wein und Brod an, zur langen Reiſe ins Jenſeits. Auch haben ſie ein Brückenleiter bei der Hand, um das Steigen ins Eliſium zu erleichtern. Iſt dies wohl die alte Jakobs-Leiter? Oder iſt es das Vorbild für die in gewiſſen geheimen Geſellſchaften gebrauchte? Weiber und Kinder heulen am Sterbelager wie in aller Welt und Nachbarn halten Todtenwachen und Verwandte tragen Trauerkleider. Die Prieſter leſen Meſſen für die Todten und die nächſten männlichen Angehörigen bewahren das Bild des Todten auf und verehren es. Frühe Begräbniſſe ſind in China verpönt, und nur ſehr armen Leuten wird es nachgeſehen, wenn ſie ihre Leichen bald beerdigen; man nennt ſolche vorſchnelle Beerdigungen „Blut-Begräbniſſe“, weil man meint, das Blut ſei noch nicht todt. — Friedhöfe ſind in China auf hohen Plätzen. Da geht es alſo hinauf zum Grabe. Reiche werden mit Pomp begraben; arme Schlucker veranlaſſen auch in China keine Feierlichkeiten. Auch mit Kindern u. Unverheiratheten macht man weniger Ceremonie, deſto mehr bei der Beerdigung eines Familienvaters. Der Mann trauert weniger für die Frau, als die Frau für den Mann, und der Leſer wird ſich auch ähnlicher Sitten ſonſtwo erinnern. Wir kommen ſpäter auf den Grund hiefür zurück, nämlich den Ueberfluß an Weibern.

Da die Chineſen über das Jenſeits nichts wiſſen, gerade wir wie, ſo haben ſie ſich auch eine eigene Art Hölle oder Unterwelt ausgebildet, ein Geiſterland. „Wenn auch der Körper ſtirbt,“ ſagen ſie, „ſo lebt der Geiſt doch!“ Dieſem Geiſt giebt man Reis und Wein auf den Weg, (aber ſehr wenig meint Hr. Doolittle) und ſorgt ſonſt für ſeine Ueberfahrt in die andere Welt. Man kniet vor den Todten und bezeugt ihnen ſeine Ehrfurcht. Dieſe Todtenpflichten und Ceremonien lehrt eigentlich nur die Buddhiſten-Kirche in China! Dieſe Lehre iſt überhaupt die Alt-Mutter des Kirchen-Ceremoniels.

Verehrung ſeiner Ahnen iſt dem Chineſen ein heiliges Gefühl, und es iſt für ihn das höchſte Ideal im Leben, recht viele männliche Nachkommen, und ſo die Hoffnung, zu haben von dieſen u. deren Nachkommen bis auf ewige Zeiten verehrt zu werden. Aus China ſtammt alſo der allverbreitete Familienehrgeiz. Jede chineſiſche Familie, welcher es auf irgend eine Weiſe möglich iſt, hat eine Ahnentafel (einen Altar) und einen Ahnenſaal. Aber nur die Bilder männlicher Ahnen werden aufbewahrt und verehrt. Die Abbildung eines ſolchen Altars und Saales ſieht ganz aus wie manche Adelkapellen und Fürſtengruften, welche jetzt noch in Oſtdeutſchland und Italien zu ſehen ſind. Ahnenſtolz iſt altaſiatiſchen Urſprungs, wie überhaupt Europa nur ein durch Clima und geographiſche Urſachen modificirtes Aſien iſt. Hr. D. beſchreibt dieſe Ahnenſäle und Tafeln, als ob Ahnenverehrung ihm etwas ganz neues wäre. Für uns Europäer haben ſie großes Intereſſe, weil ſie uns die Anfänge unſerer Feudalzuſtände vor Augen führen. Von Aſien kamen die die Völkerwanderung ausmachenden Völker; ſie brachten den Glauben an Familienvorzüge mit, und bauten darauf ihr Staatsweſen, und dieſelben beeinfluſſen noch die Entwickelung Europas. Amerika verwirft den Begriff, daß in einzelnen Familien ein vererbendes „Beſſerſein“ obwalte. Aber ein bischen Vertrauen in das Geblüt der Raſſen hat ſich doch ausgebildet, ich meine das Prahlen mit der angelſächſiſchen Raſſe. Das andere kommt auch mit der Zeit!

Wir kommen nun zu den Kapiteln über die drei Religionen Chinas. Drei Religionen! Und Klöſter, Mönche, Nonnen u. Prieſter ohne Zahl! Hr. D. liefert uns das Bild eines buddhiſtiſchen Prieſters. Er hat eine geſchorene Glatze und einen Krummſtab in der Hand, mit einem Chor-

Digitized by Google

Rock, ſa daß ich unwiſſender Menſch denſelben nicht von einem katholiſchen Prieſter unterſcheiden könnte. Unter ihm ſteht ſeine prieſterliche Lebensregel: „Ich ignorire die beſtändigen Verhältniſſe und Pflichten des Lebens.“ Dann folgen die Einzelheiten über die Klöſter, deren Einrichtung und inneren Gebräuche. Alles gleicht auf ein Haar den Klöſtern, welche ich letztes Jahr in Rom ſah. Das Chorſingen, das beſchauliche Leben, das Eifern gegen Sinnlichkeit und bei allem das beſtändige Glockenläuten, ſowie die innern Räume mit Empfang-Zimmern, Refektorien u. Bibliotheken lieſt ſich ganz, als ob es chriſtliche Anſtalten wären. Ich hatte eine genaue Beſchreibung eines Ciſtercienſer-Kloſters von Deutſchland mitgebracht, und als ich nun die Bilder in Doolittle's Buch mit meiner Abbildung verglich, ſahen ſie ſich gleich wie ein Ei dem andern. Das gemeine Volk China's haßt, wie auch chriſtlicher Pöbel, dieſe Mönche; es nennt ſie „glatzköpfige Eſel.“ — Ich las nun, in Verbindung mit Hrn. D. Buch über China, die Beſchreibung der erſten chriſtlichen Kloſtereinrichtung durch Pachomius, ſowie die Lebensweiſe ſeines Lehrers Palaemon und auch der Schweſter des Pachomius in ihrem erſten Nonnenkloſter, mit ihren aſcetiſchen Entbehrungen, und war erſtaunt zu erfahren, daß auch bei dieſen das ignoriren der beſtändigen Verhältniſſe und Pflichten des Lebens die Grundidee bildete, und ich zweiſle nun nicht mehr daran, daß Buddhiſten die Vorgäager der, das ganze Chriſtenthum umwandelnden, klöſterlichen Einrichtungen ſind. Aus denſelben floß die unſelige Idee, daß das Zuſammenſchrumpfen der menſchlichen Genüſſe auf ein Minimum Gottgefällig ſei, eine Idee, welcher auch die Puritaner in gewiſſen Aeußerlichkeiten, z. B. Sonntags und im Genuß von Getränken huldigen. Schroff gegenüber dieſer Minimumslehre ſteht die Lehre von Confucius, welcher das Glück der Menſchen in einem Maximum nach Maaß und Ziel ſieht, eine Lehre, welche bekanntlich auch die Volkswirthſchaft in unſerer Zeit wieder zu ihrer Regel gemacht hat. Die kirchliche Minimumslehre iſt die Quelle all der falſchen Sitten- und Zwangsgeſetze im Mittelalter und bis jetzt noch in unſeren Schutzzöllen. — Jetzt, wie ſchon angedeutet, wollen gerade die Puritaner zurückgreifen auf die verzwergende Minimumsdoktrin; indem ſie in ihren Betſtunden, ihren Temperenzverſammlungen und ſonntaglichen Einſiedelungen, immer auf dieſe Welt ſchimpfen und von ihrer andern Welt predigen, als ob es zwei Welten gäbe, und als ob ein ignoriren der beſtändigen Verhältniſſe und Pflichten des Lebens verdienſtlich wäre!

Je mancipirter ein Volk von dieſer Minimumstheorie iſt, je mehr nimmt es Theil an dem Aufſchwung unſerer Zeit. Die Abſchaffung der Korngeſetze in England war ein Hinwegräumen eines Syſtems, das im Kleinverbrauch von Lebensmitteln Englands Wohl ſuchte und ſo iſt jede Vernichtung van Zollſperren ein Schritt zu Confucius Maximumslehre (mit Maaß und Ziel). Die Finanzen der Staaten Europas werden bei näherer Unterſuchung Jedem leicht die Erkenntniß geben, welche von der Minimumstheorie noch am meiſten befangen ſind. Oeſterreich und ſolche Länder, ſind finanziell krank, weil das Leben ihrer Maſſen ein winziges iſt.

Nur ein Theil der chineſiſchen Bevölkerung iſt in dieſer Lebensverkümmernden Lehre befangen; ſie iſt beſonders dem Einfluß der Buddhiſten zuzuſchreiben. Doch hat auch die zweite Religion des Tauismus oder auch Taoſſe genannt, Prieſter, welche wie unſere katholiſchen, ehelos leben. Auch beſtehen Sekten, welche beſonders fromm ſein wollen, wie unſere Pietiſten, und welche bei ihren Prieſtern auf beſonderes heiliges Aeußere und lange Geſichter dringen und neben dieſen, als ob es unvermeidlicher Gegenſatz ſei, exiſtiren Geiſtliche und Gemeinden, welche rationaliſtiſch frei daſtehen, deren Prediger ſich wie andere Leute tragen. Auch giebt es geſcheidte Leute, welche ſagen: „daß die Pfaffen in Wahrheit nichts glauben und nur die dummen ihre Dienſte brauchen.“ So ſprechen natürlich nur Ketzer!

Neben allem dieſem Religionsweſen, (man merke dies wohl) giebt es, wie Hr. D. erzählt, eine wirkliche Staats-Religion, welche ihre Vorſteher, oder wenn man will Prieſter hat. Näher betrachtet, finden wir aber, daß es eigentlich gar keine Religion iſt, im gewöhnlichen Sinn des Worts, d. h. keine Kirche iſt, ſondern ein Staatsſyſtem, welchem die Erhaltung, Verbreitung und das Verſtändniß der Lehren von Confucius und Mencius für den Staat anvertraut iſt. Die Prieſter ſind keine Prieſter, und auch mit keinen klerikalen Funktionen betraut, ſondern die Wiſſenſchaften pflegende Männer, etwa wie die Ulemas der Mahometaner oder die Profeſſoren auf unſeren deutſchen Univerſitäten. Herr Doolittle läßt es recht gut durchleuchten, daß dieſer Claſſe von Männern die Entwickelung der Intelligenz China's anvertraut iſt. Er kann ſie nicht leiden, denn es ſind viele davon Atheiſten, wie er ſie nennt, freiſinnige Männer; wie vorurtheilsfreie Männer ſie nennen würden. Was die Buddhiſten-Pfaffen mit ihrer verdummenden Symboliſtik verderben, bringen dieſe Männer in das Geleiſe des geſunden Menſchenverſtands zurück. Aus ihnen kommen die höheren Beamten des Staats- und die Rathgeber des Kaiſers. Kein Kind könnte kindlicher (bald hätte ich kindiſcher geſchrieben), über dieſe Confucius-Prieſter ſchreiben als der Ehrwürdige Herr Doolittle. Er begreift ſolche nicht aus zwei Urſachen, erſtens nicht, weil er als Amerikaner nichts weiß von einem ſpeciell für den Staatsdienſt erzogenen Stand und zweitens nicht, weil er als ein in ſeinem Glauben befangener Puritaner die Nothwendigkeit eines der Forſchung und dem Wiſſen ſich widmenden Standes, nicht einſehen kann. Er tadelt Confucius, weil er ehrlich bekannte und ſeine Prieſter es täglich widerhohlen: „daß man wenig von

den Göttern wiſſe," „daß er die Götter über den Verſtaadsvermögen der Menſchen halte, und daß er nicht die Regel aufſtellte, man ſei Gehorſam dem Weſen ſchuldig, das ein Recht habe auf die Liebe und die Dienſte (Services) der Menſchen." Auch mißfällt es Hrn. D., daß Confucius den Satz aufſtellte: „die Pflichten des Menſchen beſtehen in Gutes thun, ſeiner Familie, ſeinen Freunden und ſeinem Vaterlande." Kindliche Tugend erhob er über alle anderen ſittlichen und ſociellen Tugenden. „Gehorſam bildet die Grundlage der menſchlichen Geſellſchaft und aller Regierung." „Ein Kind folgt den Aeltern, die Frau dem Mann, der Unterthan der Obrigkeit." — „Wohlthätigkeit, Rechtſchaffenheit, Höflichkeit, Weisheit und Treue" ſind die fünf Cardinaltugenden, nach Mencius. Dieſe Lehren, ſetzt Hr. D. hinzu „haben in einer mehr als 2000jährigen Erfahrung ſich bewährt, als beſonders paſſend für Chineſen und haben die Billigung ihres Geiſtes erhalten, indem ſie deren Bedürfniſſe befriedigen." Er fügt bei: „Schön ſind ihre Theorien, aber die Gelehrten vergeſſen ſchmählich ſie auszuführen." Gerade denſelben Vorwurf machte, wie Blackwood's Magazin uns erzählt, kürzlich ein gelehrter Japaneſe einem chriſtlichen Prediger, indem er nach einer Auseinanderſetzung der chriſtlichen Lehren ausrief: „Chriſtus Lehre iſt wirklich erhabener als die von Confucius! Wir hatten keine Ahnung, daß das Chriſtenthum eine ſolche Religion iſt; wir hielten es für einen Aberglauben, ganz paſſend für gemeines Volk und Krämer, ähnlich dem Buddhismus! Warum aber leben eure Leute, wenn ſie hierher kommen, nicht wie Chriſten? Warum folgen eure Gelehrten nicht der Lehre Chriſti, wie wir der des Confucius folgen?"

Hr. D. giebt uns auch das Bild eines buddhiſtiſchen Prieſters mit einem Roſenkranz in der Hand und erzählt uns weiter, daß vor circa 30 Jahren die Nonnen Anlaß zu Skandal gaben und dann reformirt, d. h., gewaltſam aufgelöſt wurden. Er ſagt: „Viele derſelben wechſelten gern ihr Einzelleben für die Ehe und eine beträchtliche Zahl fand Männer." Es ſpricht allerwärts die Stimme der Natur!

Dann widmet Hr. D. zwei Kapitel den Göttern des Plebs. Auch die Chineſen haben die Sucht, Parade zu machen. Ihre Umzüge gelten auch dort den Götzen des Publikums. Der Unſinn kann eben nirgends in der Welt zu Hauſe bleiben, er muß auf die Straße und ſeine Eſelsohren in die Höhe rücken! Er thut es auch in Amerika! Centraliſtiſch iſt der Chineſe nicht in ſeinem Götterweſen; jede Provinz hat ihren eigenen Gott. Auch jeder Stand, ſogar die Hebammen. Ihr Gott ſitzt bedeutungsvoll auf einem Tieger. Auch einen Kriegsgott giebt es, und des Reichthums, der Handwerker und der Schweine, — der unterſte Stand. Der Gott der Spieler iſt ein Tiger — (das Symbol der Gefahr) wovon gewiß auch die amerikaniſche Spielphraſe herkommt!" „See de Tiger." Dem Matroſengott werden Umzüge in Booten gehalten, welche auf den Schultern von Menſchen getragen, oder auf Fuhrwerken herumgefahren werden. Ich hielt ſolche Prozeſſionen, als ich in deutſcher Unſchuld nach Amerika kam, für eine nagelneue amerikaniſche Erfindung; jetzt hat Hr. D. mich belehrt, daß ſie chineſiſchen Urſprungs ſind. Auch die Masken, mit Ochſen- und Eſels-Köpfen, ſind altchineſiſche Sinnbilder. Er trägt ſie auf der Straße, wir auf Bällen.

Mit den Kapiteln übers Regierungsweſen erfahren wir aber erſt recht, welch' ärmliche Copiſten wir ſind. Da findet man als uralte chineſiſche Inſtitutionen, all die vielfältigen (auch einfältigen) Arten von Staatseinrichtungen. Die Grundidee des Staates iſt auch in Oſt-Aſien, „der Staat iſt ſich ſelbſt Zweck! Dies iſt das Fundament aller Tyrannei!" Nach ihr gehört Alles was der Bürger hat, auch ſein Leben dem Staat! Gerade verkehrt! Die Chineſen haben auch das doppelte Regierungsweſen erdacht.! Sie haben für alle wichtigeren Funktion zwei Beamten, und die Theorie iſt, einer bewacht den Andern; aber die Praktik iſt, daß einer den andern im bemunkeln belehrt, und alſo das Volk zwei Faullenzer zu ernähren hat, ſtatt einen. Das Buch liefert uns ferner ein ſehr intereſſantes Bild, das eines auf Staatsſeſſeln ſitzenden Mandarins und ſeiner Gemahlin. Der Mann blickt mit ächter Beamtenſtolidität in die Welt hinein, hat beide Augen auf. Die Frau drückt aber, wie eine ſchwäbiſche Oberamtmännin ein Auge zu; ein ſehr verſtändiges Betragen in allen Fällen, wo der Gatte officiell überſchätzt wird, und die Frau am beſten weiß, was wirklich an dieſem Menſchen iſt. Es giebt in China Vicekönige, überhaupt viele Vice! Auch Schatzmeiſter, Richter, Salz- und Proviſions-Commiſſäre, Präfekte, Marine und andere Inſpektoren, (auch dieſe ſehen mit beiden Augen nichts), Friedensrichter, Kanzler, Generäle und auch Corporäle. Die Hohlköpfe ſchwimmen auch oben auf, und die Denker ſind unten. Auch bewegt ſich alles Regierungsweſen im Schleier des Ceremoniels. Betrogen wird auch viel, wie im New-York-Coſtum-Haus und wer in deſſen Bereich kommt, wird gezwickt.

Die chineſiſche Staats-Theorie iſt wie die unſere: „der Staat ſorgt für das Volk!"

Auf dieſen Stammſatz wird das übrige Staatsweſen gepfropft. Daß aber an der ganzen Geſchichte die wirkliche Wahrheit die iſt, daß der Bürger für ſich und den Staat ſorgt, iſt eben ſo wenigen klar in China, als in Amerika. Auch dort werden öffentliche Anſtalten mit guten Zwecken gegründet, arten aber bald in's Schlechte aus. Die Schmarotzerpflanzen überwuchern aller Orten im menſchlichen Lebens das Gute. Wie viele Diebe beanſpruchen die Habeas-Corpus-Akte!? Wie ſelten nützt ſie dem ehrlichen Mann!

Die höchſt intereſſante Frage, ob quantitativ in China mehr regirt wird, als bei uns, beſpricht Hr. D. ſehr oberflächlich. Auch in China möchte man von der Polizei ſa-

gen, wie unſere Deutſchen von ihrer ſingen: „Sie legt ſich in jeden Dreck!“ Dach ſcheint nach allem ſchon angeführten, das Publikum der Hauptſittenrichter zu ſein. — In keinem Land der Welt beherrſcht die Sitte alle Bewegungen im Leben mehr als in China. Jeder Chineſe iſt ihr Unterthan, — jeder ihr Beſchützer! Es wird viel ſehr viel regiert in China, aber ſehr wenig durch die Obrigkeit. Letztere iſt mehr Form und Hülle. Das Geſetz iſt die Sitte. In ihr wird Jeder früh unterrichtet, und ſie umgiebt ihn, wie ein eiſernes Band durchs ganze Leben. Dieſe Sitte iſt die wirkliche chineſiſche Mauer. Trotzdem es viele Beamte giebt, ſo wird dennach nicht viel regiert, und nirgends hat die Regierung weniger Gewalt (Willkühr) als in China.

Beſtechung iſt auch in China ein Auswuchs des Regierungsweſens. „Kissing goes by favor's“ iſt auch der Wahlſpruch chineſiſcher Beamten. Dieſe hängen ſich wie Kletten gern an Commiſſionen und Büreaus zur Verſorgung des Volks mit Lebensbedürfniſſen. Es bleibt da immer was an den afficiellen Finger hingen.

Die Abſetzung höherer Beamten macht wenig Mühe in China. Man ſchickt ihnen die ſeidene Schnur und der Inculpat hängt ſich ſelbſt.—Hr. D. unterläßt es, dieſes Verfahren ſeinem Vaterlande anzuempfehlen. Ich erlaube mir dies nachträglich zu thun. Die Republik kann in den Ver. Staaten nicht fortbeſtehen, wenn nicht Varkehrung getroffen wird, um die Aemterhalter abzuſetzen, ohne daß ſie wieder Aemterjäger werden. Ich mache den Vorſchlag alles Ernſtes, denn die Aemterjagerei iſt das größte Uebel in Amerika. Wie einfach würde ſich die ganze Sache geſtalten, wenn die ſeidene Schnur jedem ehrgeizigen Amerikaner vor der Naſe hänge, ſtatt dem Präſidentenſtuhl.

Stadtmauern mit feſter Zeit für den Tharſchluß beſtehen in China nach in ihrer alten Glorie. Die böſen Buben lernen auch dort ihre erſte Gymnaſtik im Erſteigen derſelben. Ein Knabe in der Prison de la Roquette in Paris legte ihnen die Schuld ſeiner ſchlimmen Streiche bei. Er ſagte: „Gäbe es keine Mauren, würde ich keine überſteigen!“

Unſer Verfaſſer hat uns auch die Prügelaustheiler, und andere öffentliche Plagegeiſter, incluſive des Scharfrichters abgebildet, und dabei genau beſchrieben, wie man in China die Uebelthäter prügelt, zwickt, klemmt und köpft. Die deutſche Redensart, „in die Klemme gerathen“ ſtammt gewiß von China, denn nach den Bildern zu urtheilen iſt dort klemmen an Hals, Händen und Füßen die vorherrſchende Beſtrafung.

Stempelgebüren giebt es auch in China. Verkaufscontrakte über liegendes Eigenthum werden geſtempelt und regiſtrirt. Aber man hat ſechs Monate Zeit. Wie liberal!

Die geſcheidteren reicheren Chineſen ſtellen ihrer Regierung, das gleiche Armuthszeugniß aus, das die amerikaniſchen Kaufleute thun; ſie ſtellen nämlich Privatwachtleute an, und gehen noch weiter, indem ſie förmliche Sicherheits-Akkorde mit Dieben und Falſchmünzern eingehen, die gegen gewiſſe Bezahlungen dann das Eigenthum und die Wechſel und Scheine dieſer Verſichertrn nicht beläſtigen. Die Diebesneigung der Menſchheit fordert überall ihren Tribut! In Amerika beſteht bekanntlich durchs ganze Land eine Privatdetectivpolizei, die von Belohnungen großen Diebſtählen und Betrügereien viel Geld verdient. Dieſe hat auch ihre Einverſtändniſſe mit dem ſchlechten Geſindel und beide arbeiten einander in die Hände. Amerika nähert ſich unbewußt chineſiſchen Lebensäußerungen.

Die in Amerika's und Europa's Chriſtenthum ewig klaffende Wunde, die Bordelle, exiſtiren auch in China, trotz Verbot. Periodiſch ergreift auch dort die Bevölkerung und die Behörden die Ausrottungswuth gegen dieſe armen Geſchöpfe und moraliſche Heuchler ſpielen auch dort die Rolle wuthentbrannter Sittenrichter!

Trotzdem, daß Confucius ſich alle Vergötterung ſeiner Perſan verbat und auch in keiner Weiſe einen öffentlichen Cultus anordnete, hat ſich doch eine kirchliche Verehrung ſeiner Perſon und ſeiner Lehre ausgebildet, durch welche mancher Prieſter ſeine Weide findet. Volks-Stimme! Gottes-Stimme! Sollte wohl heißen Vergötterungs-Stimme. Mir liegen die Lehren des Confucius zur Seite, während ich Hrn. D. Buch critiſire, und es bleibt mir unerklärlich, wie ſich in daſſelbe das Spinnengewebe eines klerikalen Syſtems einniſten konnte. Erziehung iſt ſeine, ſteis erneuerte Empfehlung. „Bilde deine Vernunft aus!“ „Mäßige deine Leidenſchaften!“ „Sei verſtändig in Maaß und Ziel!“ Kehrt in den verſchiedenſten Formen, als Maximen wieder. Nur Schulen und höhere Bildungsanſtalten wollte Confucius. Selbſtregierung! Der Sittenzwang, welcher im Wunſche, in der Geſellſchaft Achtung zu genießen, liegt, das ſind die Grundpfeiler ſeiner Moral.

Ein Freiſchulen-Weſen, wie wir es haben giebt, es in China nicht, aber doch alle erdenklichen öffentlichen Schulen, wo die Aeltern nach Vermögen für ihre Kinder bezahlen. Hauslehrer halten die Reichen. Die Kinder haben auch in China die Neigung zum Lautlernen, und das Maulhalten iſt ſo wenig ihre Schwäche als die unſerer Kinder. Lehrer und Schüler ſehen ſo ziemlich aus wie bei uns! Der Lehrer runzelt die Stirne und die Buben machen die allbekannten ſchelmiſchen Schaafsgeſichter. In den höheren Bildungsanſtalten, die ſehr zahlreich ſind und viel frequentirt werden, koſtet es kein Schulgeld, ſogar Wohnung iſt frei. Der reiche Cincinatier McCormick hatte dieſelbe Idee in ſeinem Teſtament, auch er will freie Hochſchulen mit freier Wahnung. Auch auf chineſiſchen höheren Bildungsanſtalten kennt man den Unterſchied zwiſchen Claſſiſchen- und Real-Fächern und auch da dringen Regierung und höhere Gelehrte auf ſtreng klaſſiſche Bildung. Mit allen Gymnaſien und Univerſitäten ſind Wohnzimmer verbunden, zur freier Benutzung der Studirenden, aber auch in China ziehen viele

es vor, nicht im *Stift*, wenn man mir dieſen Ausdruck zur Verſtändigung erlauben will, ſondern *frei* in der Stadt zu leben. Ob es Studentenknripen und Eßlokale giebt, erzähit uns Hr. D. nicht. Es giebt auch Schulen, wie Weſt-Paint und dergleichen, wo auserleſene Schüler erzagen werden und Gage erhalten. Examinationen, auch Staats-Examina beſtehen und wie in Dentſchland führt der Pfad zum Staatsdienſt durch die höheren Bildungsanſtaltrn. Dieſrs Vorrecht der Gelehrſamkeit will natürlich unſerem amerikaniſchen Schriftſteller nicht munden. Ihm ſchwebt, die in ſeiner Heimath geltende Bibelregel vor: „*Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verſtand!*" was ſchon recht wäre, wenn Gott in Amerika das Wahlrecht hätte. Hr. D. erzählt uns auch, wie chineſiſche Studenten die Examination zu umgehen wiſſen. Ich mußte lachen, denn die angeführten Schliche kamen mir bekannt vor. Auch Nacheraminationen folgen, bei denen diejenigen durchſchlüpfen, welche vorher durchgefallen ſind. Die menſchliche Herzensgüte iſt eben überall unerſchöpflich, wenn man ſie zu erregen weiß.

Den Schluß des erſten Bandes bilden Erzählungen von chineſiſchen Jungen, welche ſich durch beſonders hohe Geiſtesgaben ausgezeichnet haben. Wir finden darin die Aufzeichnung von erſtaunlichen Gedächtnißfähigkeiten, von großer Ausdauer im Erlernen ſchwerer Probleme, hochherzige Aufopferungsbereitwilligkeit und beſonders auch ſehr geſcheidte Antworten, welche das Glück der Knaben herbeiführten. Auch fehlen Anekdoten nicht von jungen Witzbolden, welche ältere Perſonen beſchämen, wobei ſchnellgelungene Verschen beſonders hervorgehoben werden. Ein Genie zeigt ſich auch in China ſchon in der Jugend. Solche Kindergeſchichtchen werden den Schülern in den Schulen als Exempel vorgehalten, wie das Buch „Beiſpiele des Guten" bei uns, um ſie zur Nachahmung u. ſittlichen Beſſerung anzuſpornen. Zur Bequemlichkeit des guten Leſers u. zum eigenen Ausruhen, machen wir hier einen Abſchnitt, um die Beſprechung des zweiten Bandes in der zweiten Nummer fortzuſetzen. Wir geſtehen gerne, daß unſer Intereſſe an dem chineſiſchen Volke gewachſen iſt, ſeit das Buch des Hrn. Doolittle uns dieſelben als Fleiſch und Blut, wie wir ſelbſt, dargeſtellt hat. Wir ſind denſelben näher getreten und fühlen verwandter. Auf den Inſeln des indiſchen Archipelagus, in Californien und an der ganzen Weſtküſte der neuen Welt, ſowie auf vielen weſtindiſchen Inſeln treffen wir täglich mehr den Chineſen, und ſein Einfluß iſt überall, wo er auftritt, ein bedeutender. *Er ſelbſt bleibt ſich gleich!* Er amerikaniſirt ſich ſo wenig als er ſich indianiſirt oder chriſtianiſirt, denn er ſieht nur zu deutlich, daß er geſcheidter, fleißiger und ſparſamer iſt, als ſeine Nebenmenſchen. Er weiß, daß man ihn aus Neid haßt, und da er an unſerer Gerechtigkeitsliebe verzweifelt, bettelt er nicht um unſere Barmherzigkeit. Er hat nicht, wie wir Deutſche in Amerika, ein neues und ein altes Vaterland denn er hat, lebendig oder todt nur eine Heimath – China. Er wandert ohne ſein Weib aus und verheirathet ſich nicht im Ausland. Das Heimweh verläßt ihn nie. Im himmliſchen Reich den langen Todesſchlaf zu ſchlafen dünkt ihm heilige Pflicht, denn nur von dort aus, durch die hohen Friedhöfe, findet er den Weg in's Jenſeits.

Die Chineſen halten im Ausland zuſammen; ſie organiſiren bald ihre eigene Gerichtsbarkeit und ſelten verklagt ein Chineſe ſeinen Landsmann vor fremden Gerichten. Er ſtiftet allerwärts ſeine *geheimen* Geſellſchaften und hält mit unverbrüchlicher Treue ſein denſelben gegebenes Verſprechen. Mit denſelben erzielt er ähnliche Zwecke, wie unſere Arbeitervereine, und ein Chriſt oder Fremder, der einmal in dieſen Vereinen verpönt iſt, erhält nie mehr chineſiſche Arbeitskräfte. Sich verbinden und ſeinen Verbindungen Effekt zu geben, weiß kein Volk beſſer als das Chineſiſche.

Wir behandeln hier eine Nation von beſonders zäher Natur. Nur ein anderes Volk kommt ihm darin gleich; das Hebräiſche. Beide hatten große Geſetzgeber — Confucius und Moſes, und die Lehren beider erſtrecken ſich auf alle Theile des menſchlichen Lebens, ja ich möchte ſagen, bis in ihr innerſtes Mark. Jude und Chineſe hängen an ihren Sitten und Geſetzen ohne Zwang und ihre Religion iſt beiden der Wegweiſer im Leben. Der Chriſt hat eine Religion in ſeiner Kirche; in ſeinem Leben eine Moral und ein Jus, das anders iſt als ſeine Religion. Der Puritaner abſonderlich glaubt viel, dogmatiſirt viel, aber in ſeinem Leben ſpiegelt ſich wenig davon ab. Moſes wollte ſo wenig als Confucius ein Monument. Beider Denkmäler ſind ihre Völker und deren Anhänglichkeit an ihre Lehren; ſelbſt wo ſolche zerſtreut im Ausland leben.

Wie verſchieden iſt der Chineſe von uns u. doch wie ähnlich! Es widerhallt ſich eben auch im menſchlichen Leben die große Thatſache des Weltalls, daß Vielſeitigkeit ſich aus ſehr wenigen Elementen entwickelt; die Gruppirung iſt nur verſchieden und aus dieſer Verſchiedenheit entſtehen zahlloſe Formen. Alle Menſchen ſind ſo ziemlich ſich gleich in ihrer Zuſammenſetzung und die Differenzen ſind im einzelnen klein und nur in größeren Abſtänden bemerkbar. Unſer Autor ſieht vieles in China, was Andern entgeht, weil eben der Unterſchied zwiſchen China und Amerika größer iſt. Auch der zweite Band zeigt uns dieſe Eigenſchaft und iſt deshalb belehrend für uns.

II.

Humboldt macht über chineſiſche Wiſſenſchaft die Bemerkung, „*daß er die leider! zu langſam unter uns verſchwindende Abneigung gegen die chineſiſche Literatur nicht theile;*" eine Wahrnehmung die Hrn. D. fremd bleiben mußte, weil er zu wenig reale Bildung hatte. Er tritt unter die Chineſen als orthodoxer chriſtlicher Miſſionär, und ſetzt von dieſen, als Heiden voraus, daß ihre religiöſe Begriffe abergläubiſch,

Digitized by Google

und ihr Moral eine ſinnliche ſei, und ſo erkennt er auch nicht, daß die Chineſen, wie alle Völker, in Folge einer innern Nothwendigkeit, ſowie auch der ſie umgebenden Natur, das geworden ſind, was ſie ſind; denn er iſt der Sendbote Gottes und ſeiner beſonderen Offenbarungen. Er kann ſich keine gute Völkerentwickelung denken, welche nicht in einem alle Völker umfaſſenden Chriſtenthume fußt. Daß Europa's und auch Amerika's Völker einen innern Widerſpruch in ſich tragen, und einen ſteten Geiſteskampf nähren, weil ſie Religionen als Lebensregeln haben, welche ihrer natürlichen Anſchauung und Erkenntniß nicht paſſen, und daß aus dieſem Grunde das praktiſche Leben dieſer Bevölkerungen nie mit ihren Religionen übereinſtimmen kann, und ſich bei ihnen entweder viel Unglauben oder viel Heuchelei entwickeln muß, dies war Hrn. D. gar nicht faßlich, denn ihm iſt die Bibel das alleinſeligmachende Buch für alle Völker der Erde. Er hat auch nicht einmal eine Ahnung, daß die Einführung einer fremden Religion das tiefſte Unrecht und das größte Unglück iſt, welches einem Volke begegnen kann. Er bemerkt nicht einmal das gräßliche Unheil, welches Europa's und Amerika's Einmiſchung in China hervorgebracht haben.

Vattel der als Schriftſteller des Völkerrechts, den Hauptgrundſatz deſſelben erkannte, daß alle Freiheit, ſinnloſe Phraſe iſt, welche nicht auf dem Rechte jedes Volkes beruht, ſich nach eigenem innern Antrieb umzubilden; ſagte ohne Vorwurf für die Chineſen; daß ſie eine weiſe, aber eigenthümliche Regierung haben. Vattel war Rechtsgelehrter, — Herr Doolittle Gottesgelehrter; erſterer ſucht beſcheiden das Recht und erklärt es, wenn er es gefunden; der zweite hat die Autorität und die Lehre von Gott, er kann ſich nicht irren, er ſpricht beide als unumſtößliches allgültiges Dogma aus.

Hr. D. vergißt, daß das Land den Menſchen bildet und nicht der Menſch das Land. Europäer ſind modificirte Aſiaten; Amerikaner ſind zum Aſiatenthum zurückkehrende Europäer. Der Kreislauf der Bewohner der gemäßigten nördlichen Zone um die Erde vollzieht ſich (wahrſcheinlich nicht zum erſtenmale) jetzt vor unſeren Augen, und bald wird der Verkehr Weſtamerikas mit Japan und China den von Oſtamerika mit Europa überſteigen, und wie Amerika ſich jetzt ausſchließlich aus europäiſchem Wiſſen entwickelt, wird dann auch aſiatiſches Denken ſich darein miſchen, und es wird ſich zeigen, ob die eine oder die andere Civiliſation für Amerika eine paſſende iſt. Europa iſt ein feingegliederter Continent, es erhielt die Anläſſe zu ſeiner höheren Ausbildung größtentheils durch wandernde und erobernde Völker, welche auf Landwegen ganz Mittel- und Nordeuropa überflutheten. In Amerika wandern die jetzigen Völker von der See landeinwärts, und der Welthandel iſt der Träger und Führer, viel mehr als das Schwert, obgleich leider! dieſes auch noch ſeine blutige Pfade auf die Weltkarte zeichnet.

Der geburtsſtolze neuſte Weltbürger ging als Miſſionär zum geburtsſtolzen älteſten Weltbürger, und beim verſuchten Austauſch der Gefühle und Meinungen, prallen ſie von einander ab, keiner von beiden begreift, daß nothwendigerweiſe ein Unterſchied zwiſchen ihnen ſtatthaben müſſe, u. ſie überſehen in Folge der Schroffheit der Verſchiedenheit, daß dieſelbe doch mehr ſcheinbar, als wirklich iſt. Wie kann auch die Differenz eine ſehr tiefgehende ſein!? Alle Menſchen der gemäßigten Zone genießen ſo ziemlich dieſelbe Nahrung; ſie haben dieſelben Sinne; in allen Menſchen hat das Blut dieſelbe Temperatur, ja dieſelbe Beſchaffenheit, und Verdauen, Athmen, Aſſimiliren und Ausſcheiden der genoſſenen Nahrungsmittel geſchieht allerwärts auf dieſelbe Weiſe; die Körperſtellung, die Organe der Mittheilung und Procreation ſind bei allen die nämlichen; Alle gehorchen einem Regenten, dem großen Triebe, aus dem alles Gute u. alles Böſe entſteht, ihrem Selbſtintereſſe. Alle ſtreben nach zwei Endpunkten: den höchſten Genuß mit der kleinſten Kraftanſtrengung zu haben, und noch hat kein Volk, das chineſiſche ſowenig wie das amerikaniſche, das rechte Maaß und Ziel gefunden. Das menſchliche Leben iſt in ſteter Bewegung, ſtets ſucht jeder das rechte Verhältniß für ſich; oft meint er den rechten Maaßſtab gefunden zu haben, aber bald erkennt er wieder, daß, wo kein Theil in Ruhe iſt, alles meſſen in Zeit und Raum ſchwierig iſt. Wir kommen alſo nur zu approximativen Regeln; Alle beſeelt das Streben die rechte Proportion einzuhalten, Allen wird dieſes Innehalten ſtets wieder geſtört. Erfahrung, vom Chineſen überſchätzt, vom Amerikaner unterſchätzt, ſpielt hiebei eine große Rolle. Davon kommt es, daß in allen Dingen, wo Erfahrung, beſonders ſchriftlich niedergelegte Erfahrung, weſentlich iſt, uns der Chineſe übertrifft. So z. B. in der Zeiteintheilung.

Die beobachtenden Leute Chinas merkten natürlich auch die periodiſch wiederkehrenden Bewegungen von Sonne und Mond, und theilten ihre Zeit nach denſelben ein. Sie haben alſo auch Jahre, vier Hauptjahreszeiten, acht Unterabtheilungen dieſer Jahreszeiten (Chaiks) genannt, und dieſe wieder halbirt Khe's genannt. Dann 12 oder 13 Monate, und abwechſelnd 29 oder 30 Tage in jedem Monat. Sie haben keine Schalttage, ſondern Schaltmonate. Vollmond iſt immer am 15. des Monats, Neumond am 1.; eine Regelmäßigkeit der Zeiteintheilung, welche Freimaurern, Seeleuten und Bauern gewiß bequemer iſt als unſere Unregelmäßigkeit. Die Monatseinſchaltungen geſchehen nach Berechnungen, die auf lange Erfahrung und aſtronomiſche Berechnungen geſtützt ſind, und den Eintritt des Wechſels der Jahreszeiten vielmehr in Einklang bringen mit dem Beſtande der Temperatur und des Wetters, als unſere Zeitbeſtimmungen. Die meiſten unſerer Bauernregeln ſind altchineſiſche Erfahrungen, denen aber die alte Zeiteintheilung abhanden gekommen iſt und die alſo ſelten mehr paſſen. Es geht uns Chriſten in vielem ſo. —

Digitized by Google

Wir führen Gebräuche, Sitten und Anſchauungen auf unſern Wanderungen mit uns für welche die primitiven Anläſſe längſt nicht mehr beſtehen. – Wir ſind wandernde Menſchen, tragen Sitten auf dem Erdball herum, halten feſt, was wir ändern ſollten, ändern was wir behalten ſollten. Unſere Monate gehen nicht mit dem Mond, unſere Jahreszeiten nicht mit der Sonne. Wir ſind um den Erdkreis gewandert, haben allenthalben was mitgenommen, aber unſer zuſammengeſtoppeltes kreuzt alle natürlichen Bedingungen des Lebens und unſere Zeit iſt nicht die Zeit der Natur!

Unſer Autor meint, „daß die Natur nach beſonders feſten Regeln organiſirt ſein müſſe, wenn die Annahmen der chineſiſchen Aſtronomen und Philoſophen richtig wären"; eine Bemerkung, welche beweiſt, wie wenig unſer geiſtlicher Freund von den in neuer Zeit gemachten wiſſenſchaftlichen Errungenſchaften weiß. Wir wiſſen jetzt, daß die Natur nach feſten Geſetzen organiſirt iſt! Daß es keinen willkührlichen Gott giebt; daß die Ordnung des Weltalls die Regel iſt und nicht die Ausnahme! Das ſind allerdings ſchreckliche Feſtſtellungen der Wiſſenſchaft; ſchrecklich aber nur für die, welchen die Unordnung, der willkührliche Gottesſegen, das tägliche Brod liefert.

Leute, welche gern was gutes eſſen oder trinken, haben auch in China den Gebrauch erfunden, bei gewiſſen Perioden etwas beſſeres zu genießen. Jeden „Chaik" und auch „Khe" iſt es gebräuchlich etwas beſonderes ſtärkendes zu eſſen und zu trinken; ſehr beliebt iſt Hühnerbouillon und Ingwerdecoct. Auch werden dann periodiſche Kuren, wie bei uns im Frühjahr, gebraucht, weil um dieſe Zeit die athmosphäriſche Einflüſſe der Geſundheit ſchädlich ſeien. Ob in allen Fällen ein Stück Erfahrung, oder ob nicht auch Gelüſte nach gewiſſen Speiſen und Getränken die Gebräuche eingeführt haben, wird ebenſo ſchwierig in China zu entſcheiden ſein, als die Gewohnheit „Morningbitters," oder einen Schlaftrunk zu nehmen bei uns auf ihren wahren Grund zurückzuführen iſt.

Der Chineſe feiert mit beſonderen Feierlichkeiten den Eintritt der Jahreszeiten. Confucius ordnete das feierliche Begehen dieſer Tage an, als Erinnerungen an die Natur, daß die Menſchen nie vergeſſen ſollten, wie abhängig ſie von derſelben ſind. Daß aus ſeinen Arbeitstagen, abergläubiſche Feiertage geworden ſind, iſt natürliche Folge der menſchlichen Neigungen für Freudentage. Was wird aus unſerem 4. Juli in hundert Jahren geworden ſein? Was aus Waſhingtons Geburtstag? — Die Frühlings-Feier, bei welcher nach Confucius Anordnung Kaiſer und Volk zum Pfluge greift, um Alle daran zu erinnern, wie Schiller ſo ſchön ſagt, daß

„Er ziert des größten Kaiſers Hand;
Niemals hat er Krieg entzündet
Und Heil dem Volk, das ihm vertraut!"

iſt leider ſehr zur bloßen Ceremonie geworden. Aber immer noch beſſer fürs Leben als unſere, keinen Sinn mehr habenden chriſtlichen, Feſttage.

Die Neujahrsfeierlichkeiten ſind in China beinahe wie die unſrigen; ſie gelten den Erinnerungen der Familie und guten Wünſchen für die Zukunft. Sie dauern, ähnlich unſeren Weihnachts-, Neujahr- und Dreikönigs-Feierlichkeiten mehrere Wochen und auch da iſt die Hauptſache viel gutes zu eſſen. Das chineſiſche Sprichwort lautet: „Im Neujahr werden die Mäuler nicht leer." Man beſucht, bewirthet ſich gegenſeitig, bei Begegnungen verneigt man ſich u. wechſelt Glückswünſche u. Hr. D. giebt uns das Bild zweier Chineſen im Augenblicke ihres Zuſammentreffens. Sie machen tiefe Verbeugungen, (eine Art ſich wegwerfend) and die Figuren erinnern mich an die Carricaturen, welche in Harpersmonthli über ähnliche deutſche exceſſive Höflichkeiten vor einigen Jahren erſchienen. Denkt man ſich daneben Lennus amerikaniſchen Gaſtwirth, wie er ihn im „Blockhauſe" beſchreibt:

„Müdgeritten auf langer Tagesreiſe
Durch die Wälder der Republik
Führt zu einem Gaſtwirth mein Geſchick,
Der empfing mich kalt auf freundliche Weiſe
Sprach gelaſſen mit angekrümmtem Rücken
Guten Abend! Und bot mir ſeine Hand;"

ſo kann man ſich recht wohl mit dem Belächeln unſeres Schriftſtellers verſöhnen, mit welchem er chineſiſche Hyperhöflichkeit und Ceremoniell uns erzählt. Solche Höflichkeit wird gern zur Unterwürfigkeit, zu einer Sittentyrannei. Bis jetzt hat der Amerikaner ſich dem Scepter der Höflichkeit nur bei Damen unterworfen, aber der übertriebene Anfang beweiſt, weſſen man ſich auch hier von der Sittenherrſchaft gewärtig halten kann. Reichthum ſteht ſchon auf der Schwelle und hinter ihr die Beamtenwelt! Hut ab! wird ſchon hie und da gerufen!

Neujahr iſt neben großer Eßzeit auch große Spielzeit. Der Chineſe iſt, ſcheint es, eine wahre Spielratze, und wir ſind alle bei ihm in die Schule gegangen.

Dienſtboten und Untergebene gratuliren ihren Oberen und empfangen Geſchenke um dieſe Zeit.

Daß Mandarinen und die ganze Beamtenwelt um dieſe Zeit auch ihre Ferien haben und daß ſie einen ganzen Monat, doppelt ſo viel als andere Menſchen, dazu verwenden braucht wohl kaum angeführt zu werden. Es ruht um dieſe Zeit die ganze Regierungsmaſchine! Alles wird vor Neujahr zugeſiegelt und unter großen Ceremonien zugeſchloſſen. Glückliches Volk! Du warſt einen ganzen Monat im Jahr nicht regiert! Ob hiebei die Chineſen ſchon auf den Gedanken gekommen ſind, die Zeit der Nichtregierung auf unbeſtimmte Zeit zu verlängern, um zu ermitteln,

wie wenig Regierung, wenn ſie nur gut iſt, die Menſchheit braucht, darüber ſteht in Hrn. D. Buch nichts.

Der Hauptwunſch aller Chineſinnen, ihre Gatten mit männlichem Kinderſeegen zu beglücken, findet auch in den Neujahrsfeſtlichkeiten Ausdruck. In den Kirchen werden dann Laternen aufgehängt, welche die Form von Knaben mit der Inſchrift haben: „Wer ernſtlich bittet, wird günſtige Antwort erhalten!“ Und darüber ſpottet unſer Puritaner! Er ſagt: „Der Glaube erhält ſich, trotzdem jedes Jahr es faktiſch bewieſen iſt, daß gar Viele beten und doch nicht erhört werden!“ Sachte Herr Miſſionär! Wo bleibt die Bibel! Wo die hebräiſchen Weiber, welche ſich auch Kinder vom Herrn erbaten; z. B. die Mutter Samuels? In der Bergpredigt ſagt Chriſtus in Mitchel's dichteriſcher Enkleidung:

„Bittet ſo wird euch gegeben! Suchet
Und ihr werdet finden! Klopfet an
Mit vertrauungsvollem treuem Herzen
Und die Pforte wird Euch aufgethan.“

Warum alſo es den chineſiſchen Weibern ſo übel nehmen, daß auch ſie abergläubiſch ſind und ſich in der Kirche das holen wollen; was ihnen zu Hauſe nicht zu Theil wird? In Lyons wandern auch die Franzöſinnen zum Schrein der Madonna von Fourviere und erbitten ſich glückliche Niederkunft. Dieſe kinderſüchtigen Weiber in China und Frankreich, gefallen mir viel beſſer, als die kinderſcheuen Amerikanerinen.

Auch ein Allerſeelenfeſt giebt es in China und an dieſem beſuchen ſie die Gräber ihrer Vorältern und ſchmücken ſie. Man glaubt auch dort daran, daß die Lebenden den Todten durch Gebet und Geſchenke, nützen können. Ich ſtimme mit Hrn. D. überein, daß dies überflüßige Werkthätigkeit iſt, aber ähnliche, ſehr achtungswerthe Gefühle liegen allen Begräbniſſen und Monumenten zum Grunde. Wie Mancher freut ſich im Leben auf den ſchweren Stein, welcher ihm nach dem Tode aufs Grab kommt. Die menſchliche Eitelkeit wirft eben ihre Schatten vor ſich, bis aufs Grab.

Ackerbaubeförderung von Amtswegen wirft auch in China ſich in die Bruſt und hält ihren offiziellen Hohlkopf hoch in die Höhe. Hr. D. beſchreibt uns chineſiſche landwirthſchtliche Feſte, und wir merken wohl, daß auch dort die lateiniſchen Bauren den wirklichen Vorleſungen halten. Nädier beſchreibt uns im pfälzer Dialekt ſolch ein Feſt. Er ſagt:

Un e Herr mit gele Händſching
Hot ſe uf die Kanzel g'ſchtellt
Un gepredigt wie a Parre
Wenn er aam ſein Grabred hält

Aans nur hewn i gut verſchtanna
S' war am halt an gar nix recht
Alles hat er g'ſaht, wär nix nuß
Wie mer's bei uns Baura mächt!“

Der Herb iſt auch in China die Zeit, wo im Freien Luſtparthien, ſtattfinden. Man ſieht daraus, daß dieſelben in der Mitte des achten Monats fallen, alſo im Vollmond, ſtattfinden. Die Kränzchen bei Mondlicht und unſere ſüddeutſchen Herbſte ſind auf ähnliche Weiſe eingeleitet, und Herzen finden ſich auch da zuſammen. Wunderſam iſt es, daß die Chineſen Herbſthaſen haben, aber keine Oſterhaſen. Ihr Herbſthaſe klopft ihnen den Reis auf und ſie behaupten, daß dies Sinnbild dem Herbſtlichen Monde entnommen ſei, weil auf der Scheibe deſſelben dann auch ein Reisklopfender Haſe ſitze. Ich möchte doch wiſſen, wodurch der Haſe ſich den Ruf eines nützlichen Thieres verſchafft hat. Uns legt er Eier, den Chineſen klopft er Reis auf!

Allenfallſigen jungen Leſern diene zur Nachricht, daß man auch in China Drachen fliegen läßt, aber im Herbſt und nicht im Frühjahr wie bei uns.

Unſer Autor erzählt uns, ohne die Notiz davon zu nehmen, welche wir erwarten dürften, daß der Chineſe, ähnlich dem Yankee, einen „Thunksgiving Day“ hat, an welchem auch jede Familie ein extra gutes Eſſen bereitet. Der Ehrwürdige Herr iſt böſe darüber, daß die Chineſen ihre Dankſagung ihren Vorältern darbringen ſtatt dem lieben Herr Gott. Er ſagt: „Der Gebrauch eines jährlichen Dankſagungstages iſt auffallend. Es beweiſt ein tiefes Gefühl der Dankbarkeit für die empfangenen Wohlthaten. Aber welch blinder Eifer! Welch falſche Anbetung! Den Vorältern zu danken und dies vor ihren Bildern zu thun, welche ſie kaufen und vergolden! Wie ſehr bedarf der Chineſe das Licht der Bibel, um damit ſeine Dunkelheit zu erleuchten!“ Nun die Frage wäre allerdings zu ſtellen, ob ein Volk ſeinen Vorältern Dankbarkeit ſchuldig iſt? Haben dieſe ihren Kindern die Fruchtbarkeit des Landes ungeſchmälert erhalten; haben ſie Brücken und Wege für ihre Nachkommen gebaut; ließen ſie ihnen keine Staatsſchulden zurück; ſicherten ſie denſelben deshalb Freiheit und Wohlergehen, ſo iſt der Dank an ſie heilige Pflicht und gewiß verſtändiger als der ideale Thunksgiving Day in den Ver. Staaten. Amerikaner können unmöglich das Gefühl der Dankbarkeit für Vorältern haben, denn den Meiſten iſt nichts zu danken, und die Erinnerung an die wirklichen großen Wohlthäter des Landes iſt ein Vorwurf für die jetzige Generation.

Am Schluß des Jahres iſt alles mit Vorbereitungen fürs neue Jahr und die dann eintretende Zeit des Gaumengenuſſes beſchäftigt. Mann und Frau backen Kuchen und Confekt für Freunde, Kinder und Geſinde. Die armen Chineſen haben kein Chriſtkindchen, keinen Chriſtbaum &c., aber dem Bilde nach zu urtheilen, das Hr. D. uns abdruckt, giebt es doch eine Beſcheerung, auf einem Altar, auf dem der Küchengott thront. Es ſtehen Kinder um denſelben herum, und gewiß verſtehen ſie recht gut, was der Küchengott

Digitized by Google

meint und beten ihn gern an. Alſo ein Kuchengott und kein Chriſtkindchen? Je nun, Kuchen ſchmecken bei beiden gleich gut!

Der letzte Tag des Jahres iſt letzte Friſt zur Abtragung allenfallſiger rückſtändiger Rechnungen. Alſo auch Schulden und Zahltage in China!? Die armen Commis haben an dieſem letzten Tage einen harten Stand. Straßen auf und Straßen ab, um Einkaſſirungen zu beſorgen! Bringen dieſe das Geld nicht, ſo zieht der Prinzipal aus, und übt ſein Gewohnheitsrecht, im Hauſe des ſäumigen Schuldners, zu wettern und zu donnern und wenn ſich ihm zerbrechliche wie Porzellanwaare, darbietet, ſolche zu zerſchmettern; wobei die Hauptſache iſt, daß recht viel Lärmen gemacht wird, ſo daß alle Welt erfährt, daß in dem bezüglichen Hauſe ein ſchlechter Bezahler wohnt. Von Schulzen, Bütteln, Einſtecken und ſonſtigem geſetzlichen Incaſſo, finde ich in Hrn. D. Buch nichts, und der einzige Zwang ſcheint in der Schande und dem Creditverluſt zu beſtehen. Ich nehme keinen Anſtand das chineſiſche Einziehungsſyſtem als beſſer als unſeres anzuerkennen, wenn es gleich für Porzellan etwas gefährlich iſt. Unſer ganzes Schuldeneinziehungs-Syſtem, durch Friedensrichter, Conſtables, Sherifs, Advokaten ꝛc., iſt äußerſt koſtſpielig, es erfüllt ſelten ſeinen Zweck, und iſt die Schande des 19. Jahrhunderts! Warum aber gerade dieſes Jahrhunderts, wüßte ich nicht zu ſagen, die Worte floßen in meine Feder und ich wollte blos ſagen, daß unſer Zwangsincaſſo mir nicht gefällt; was doch gewöhnlich mit der Phraſe gemeint iſt.

Wird ein Gläubiger am letzten Tage nicht bezahlt, ſo ſucht er ſeinen Schuldner durch lautes Fragen nach ihm die ganze Nacht durch und auch noch den erſten Tag des neuen Jahrs. Er trägt dann eine brennende Laterne und giebt vor, es ſei immer noch Nacht und nicht Tag. Diogenes trug auch eine ſolche Laterne am hellen Tage und ſuchte ehrliche Leute. Bis jetzt galt er für den Erfinder dieſer, die Aufmerkſamkeit erregenden Suchmethode; einen Charakter, den er nun mit den Chineſen theilen muß. Es giebt nichts neues unter der Sonne!

Die Feſtlichkeiten des letzten Abends des Jahres; die Vorbereitungen aufs neue Jahr; das Hin- u. Herrennen um Schulden zu tilgen; Einkäufe zu machen, und Kinder und Dienſtpflichtige zu beſchenken; erinnert ſelbſt Hrn. D. daran daß dies unſeren Weihnachten ähnlich ſehe, und er bemerkt, daß es viele Aehnlichkeit mit unſerem Santa-Clauß und St. Nicholas habe. Er merkt etwas!

Hr. D. eifert wiederholt gegen die vielſeitigen Gebräuche, durch welche der Chineſe ſeine Liebe für ſeine Vorfahren an den Tag legt. Auch am Neujahr widmet er mehrere Stunden dem Andenken ſeiner Voraltern. Er glaubt die Geiſter Verblichener haben Einfluß auf Lebende; er opfert alſo dieſen Geiſtern, betet zu ihnen und ſucht ſich mit denſelben in geiſtige oder leibliche Verbindung zu ſetzen. Wo iſt aber der Menſch, welcher ganz frei iſt von ſolchen Gedanken? Am meiſten iſt es der Materialiſt! Aber dieſe Claſſe Menſchen ſind ja ſchlimmer als Heiden! Unſer Gottesgelehrter ſieht den Aberglauben der Chineſen, den der Chriſten ſieht er nicht! China hat drei Religionen, und es giebt Leute daſelbſt, welche, um ja ſicher zu gehen, alle ſeelenrettende Ceremonien dieſer drei Religionen mitmachen. Hilft's nichts ſo ſchadt's nichts! iſt die gewöhnliche Ausrede. Ich kenne einen Amerikaner, der, obgleich überzeugt, daß es keine Hölle giebt, doch bei ſeiner presbyterianiſchen Kirche bleibt. Er meint, es ſei doch eine Beruhigung, zu einer Kirche zu gehören, die eine Hölle lehre, wenn möglicherweiſe es doch eine gäbe. Confucius und Mencius lehren keinerlei Aberglauben über die Todten, aber die Prieſter des Buddhism und Tauism thun es, und die Chineſen machen manches aus letzteren Religionen aus obigen Gründen mit, obgleich ſie nicht daran glauben. Tübet der Sitz des großen Lama, ſendet, wie Rom es bei uns thut, ſeine Prieſter ſtets aufs neue wieder nach China und vergilt ihm ſeine phyſiſche Eroberung, wie Italien es Deutſchland gemacht hat, durch kirchliche Bekehrung. So erneuert Tübet ſeine Wirkungen auf China. Ihr Ceremoniell hat ſich in die Lehre des Confucius eingeniſtet, wie Schmarotzerpflanzen ſich an große Gebäude anhängen und ſie überwuchern. Der Menſch ſucht zeitlebens nach zwei Hülfsmitteln, auf ſeinem Lebensgange. Er braucht Erfahrung und möchte in die Zukunft ſchauen. Confucius und Mencius wollten dieſe Bedürfniſſe der Menſchen, durch Erziehung und durch Organiſation von höheren Bildungs-Anſtalten befriedigen, indem ſie dafür zu ſorgen ſtrebten, daß, als Ausfluß dieſer, die Familie und der Staat unter dem Einfluß von guten Geſetzen und Regeln ſtehe. Sie wollten keine geſetzgebenden, ſondern vielmehr geſetzentwickelnde und rechtsermittelnde Staaskörper. Buddhismus und Tauismus haben eigentliche Kirchen und dieſe Kirchen ſind es, welche den Chineſen ſtatt praktiſchen Erfahrungslehren und klugen und weiſen Berechnungen für die Zukunft eine myſteriöſe Symboliſtik und abergläubiſche Ceremonien einprägen. Dieſe Kirchen ſind aber nicht Staatskirchen, ſondern blos anerkannte, vielleicht beſſer geſagt, geduldete Inſtitutionen. — Der ungeheure Fortſchritt, welchen „Spiritualismus" in Amerika macht, beweiſt, daß auch dieſes jüngſte Volk der Erde leicht gemißbraucht werden kann, wenn man ihm übernatürliche Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe bietet.

Es war mir eine intereſſante Erſcheinung, als ich in Hrn. D. Buch las, daß in China auch die Idee eines Fegefeuers, (eine Prüfungszeit der Todten), beſteht. Die Chineſen neigen ſich leicht jedem Vorſchlag zu, welcher Liebesbezeugungen für die Todten enthält. Wie ſeefahrende Nationen Leuchtthürme bauen, um dem Seemann den Weg ins Heimathland zu zeigen, ſo brennen die Chineſen Lampen, um die Pfade der Todten in ihrer Dunkelheit zu beleuchten. Auch einen Fluß haben ihre Todten zu über-

ſchreiten; aber bedächtiger als die Griechen, bauen die Chineſen eine bequeme mythiſche Brücke über den Fluß und verſehen ſie mit Lampen, damit der Todte nicht den Weg verfehlt.

Hr. D. giebt uns auch die Abbildungen der Geiſtermedien und die verſchiedenen Arten der Aeußerungen derſelben. Es giebt Sprach-, Zeichen- und Schreib-Medien, gerade wie in unſerem Spiritualismus.. Dieſe Thatſache iſt die frappanteſte von allen in dem Buche des Hrn. D. Sie belehrt uns, wie eng die Gränzen ſind, innerhalb welcher der Myſticismus der Menſchen ſich bewegt, und wie ähnlich ſich die Formen der verſchiedenen Selbſttäuſchungen der Völker ſind. Allerwärts ruft die Unwiſſenheit der Menſchen Mittelsperſönlichkeiten hervor, die ihm als höhere Weſen das offenbaren ſollen, was nur die Forſchung der Wiſſenſchaft ihm kundgeben kann. Im Suchen nach Weisheit, wählt er die leichteren Wege des Aberglaubens, ſtatt die ſchwereren des Wiſſens, und verfällt dem Aberwitz von Gauklern, Heuchlern und verblendeten Menſchen.

Die Chineſen haben beſondere Bettage an denen ſie um Regen beten, was Hrn. D. zu dem Ausruf veranlaßt: „Wie offenkundig und traurig unwiſſend iſt doch dieſes Volk über Ihn, der uns Regen vom Himmel ſpendet!" Dieſes puritaniſche Hohnlächeln über chineſiſche Schwachheit, wäre lächerlich, wenn es nicht ſo traurig wäre. Worin beſteht denn der Irrthum der Chineſen? Gewiß nur darin, daß ſie glauben, Regen komme je nach der Willkühr ſeiner Götter! Glaubt aber der Puritaner wirklich etwas anders? Nein, auch er bittet um Regen, als ob Regen nicht nach unabänderlichen Geſetzen niederfiele.!

Die Prieſter Chinas treiben, nach Hrn. D., ein eigenthümliches, riskantes Geſchäft. Sie theilen nämlich zu gewiſſen Zeiten des Jahres Semmeln oder Wecken von gutgebackenem Waizenbrod an Alle aus, die ſolches verlangen, wobei der Empfänger blos ſtillſchweigend, ſich ſelbſt allein, das Verſprechen giebt, im kommenden Jahre das doppelte zurückzuliefern. Es wird aber darüber kein Regiſter geführt. Der Nutzen wäre alſo 100 pCt., wenn Alle ehrlich die Gelübde erfüllen würden. Wir haben keine Data, um feſtzuſtellen, wie viel an dieſem Vertrauensgeſchäft verdient wird. Wir wiſſen nur, daß dieſer Vorſchußhandel ſchon lange fortgeſetzt wird und haben ein Recht anzunehmen, daß die Kirchen nichts dabei verlieren, ſonſt würden ſie das Verfahren nicht fortſetzen. Es bekundet ein großes Ehrgefühl unter den Chineſen, daß ſolch ein Brodborganſtalt möglich iſt, oder bedeutet es einen bedeutenden Reſpekt vor der borgenden Kirche? Ketzer, beſonders Schüler der gelehrten Claſſe, mißbrauchen die Güte der Kirchen und holen ſich Brod mit der Abſicht es nie zurückzugeben. Unſer Autor erzählt uns bei dieſer Gelegenheit ein Stückchen chriſtlicher Miſſionsgeſchichte. Fünf Chineſen, welche zum Chriſtenthume bekehrt wurden, waren noch für ſolche geborgten Brode ſchuldig. Die Frage entſtand nun, ſoll dieſe Schuld getilgt werden? Die Chineſen meinten: „Ja!" aber die chriſtliche Miſſionsanſtalt entſchied, daß es ſich mit chriſtlichen Grundſätzen nicht vertrage, ſolche heidniſche Sitten aufrecht zu erhalten. Es geht doch nichts über theologiſche Spitzfindigkeit.

Auch in der Beſchreibung des chineſiſchen Geſchäftslebens, begeht Hr. D. die Ungerechtigkeit, daſſelbe nach dem Maaßſtabe ſeines Vaterlandes zu beurtheilen. Er bedenkt nicht, daß die commerciellen Zuſtände eines ſehr bevölkerten alten Landes nothgedrungen anders ſein müſſen, als die eines neuen weniger bevölkerten. Er ſcheint überhaupt unbekannt zu ſein mit dem Geſchäftsgange ſeiner eigenen Heimath. In jedem Theile des Erdkreiſes ſind die Handelsverhältniſſe anfänglich ſehr einfach, aber nach und nach entſtehen complicirtere Zuſtände, und Kauf und Verkauf, und beſonders Credit bewegen ſich unter fortwährend ändernden Formen. Auch in Amerika iſt dies der Fall, und ganz anders werden jetzt die Geſchäfte getrieben als vor 30 Jahren. Hrn. D. überſieht dies und macht deshalb ſehr einſeitige Bemerkungen.

Es gefällt ihm, z. B. nicht, daß die Chineſen ſich in ihrem Handel der Mäkler und dergleichen Mittelsperſonen bedienen, als ob ſolche Perſonen nicht ein Bedürfniß wären, wo immer der Verkehr größere Dimenſionen annimmt. Noch erinnere ich mich der Zeit, in welcher in Cincinnati auch nicht ein einziger Senſal oder Brocker war, und jetzt geht $\frac{7}{8}$ Theil unſeres Handels durch dergleichen Vermittler. Auch folgte ich mit regem Intereſſe dem lange fortgeſetzten und noch nicht geendigten Kampfe des Stadtraths dieſer Stadt, mit den Unterkäufern von Butter, Eier ꝛc. Unſer Volk brach wiederholt in tumultuöſe Widerſetzlichkeiten aus gegen dieſe ihm anſtößige Perſonen, und die Behörden verſuchten alle Mittel dieſelben aus den öffentlichen Märkten zu vertreiben. Aber jeden Tag wuchs der indirekte Handel, bei dem ſich Producent und Conſument der Mittelsperſonen bedienten und jeden Tag verminderte ſich der direkte Verkehr zwiſchen dieſen zwei Claſſen von Leuten. Man braucht blos vorurtheilsfrei ins Leben hineinzublicken, und man wird ſehen, daß es gewiſſe Unvermeidlichkeiten im Leben giebt, und daß es durchaus nicht immer Weisheit iſt, ſich denſelben entziehen zu wollen. Göthes Scharfblick leitete ihn auf die Wahrheit auch in dieſer Beziehung. Er ſagt: „Der Käufer bedarf der Waare, wünſcht ſie, und betrachtet ſie ſelten mit Kenner-Augen. Der Verkäufer weiß recht gut, was er giebt, der Käufer nicht immer was er empfängt." Um dieſes Mißverhältniß zu Gunſten des Käufers zu wenden, iſt meiſten Theils der Zweck der Benutzung von waarenkundigen Mittelsperſonen, wobei noch die fernere Abſicht obwaltet dem Verkäufer den Verkauf, dem Käufer den Kauf, zu erleichtern. Beſſer wäre es immer, wenn Conſument und Producent direkt und mit voller Waarenkenntniß ihre Geſchäfte abmachten, aber wie iſt dies immer zu bewerkſtelligen? Oeffentliche Märkte und Meſſen ſind die bekannten Methoden. Aber wie

wenig genügen dieſe? Wie bald treten auch da die Zwiſchenhändler auf und werden zum Bedürfniß?

In China bedient man ſich der Mittelsperſonen in allen Zweigen des Verkehrs. Vom Kuppler, der die Mädchen unter die Haube bringt (wenn's in China Ehebanden giebt) bis zum gewöhnlichen Schmuſer, der Viehhandel treibt, geht alles Geſchäft durch Zwiſchenhändler. Sie ſind dort die perambulirenden Anzeigeblätter. *Fünf* Prozent iſt die übliche Proviſion, wovon der Käufer drei u. der Verkäufer zwei bezahlt, eine Vertheilung die uns zu erkennen giebt, welcher Theil den größten Vortheil aus der Mittelsperſon hat. Amerika hat wohl die beſten und vielſeitigſten Mittel, um Käufer und Verkäufer zuſammenzubringen, aber ſie ſind auch die theuerſten. Es hat neben gewöhnlichen Fürkäufern, Brockers in allen Branchen des Verkehrs, und auch Agenten aller Art. Nebenbei hat es Märkte, Börſen und für Alle wieder die Druckerpreſſe mit Anſchlagszetteln und Anzeigen. Der Chineſe läßt es ſich 5 pCt. koſten; in Amerika verſchlingen die Mittler das Doppelte. Weiche von beiden Völkern am zweckdienlichſten bedient werden, bleibt aber offene Frage? daß in Amerika mehr Menſchen vom Handel leben als in China iſt wohl nicht zu beſtreiten, und ich will nicht leugnen, daß dies vielleicht auch ein Fortſchritt iſt. —

Geld, die Wurzel alles Uebels, wie oberflächliche Leute ſagen, giebt es auch in China; ja, ſogar ſeit undenklichen Zeiten auch *Papiergeld*. Die Chineſen haben lange ſchon, alles das praktiſch im Leben eingeführt, was jetzt erſt die vorangeſchrittenſten Oekonomen unſeres Zeitalters für uns befürworten. Die edlen Metalle curſiren nach Gewichts-Benennungen und ohne viel durch Münzregale incommodirt zu ſein. Papiergeld cirrulirt Jeder, welcher im Publikum Credit findet. Die Regierung enthält ſich aller Controlle, ausgenommen des Prägens von Münzen und auch dies geſchieht nur in ſehr beſchränktem Umfang. Die Banknoten ſind von *einem* Schnitt und *gleichen Ausſehens*, und der Chineſe kam zu dieſem Einverſtändniß, *ohne ein Currency-Bureau!* Falſchmünzer finden es ſehr ſchwer ſie nachzumachen. Auch ſind dieſelben reinlich und niedlich im Ausſehen. Es giebt Banken, welche ſchon mehrere Generationen durchlebt und ſtets ihren Credit aufrecht erhalten haben, und *dies* geſchah *ohne Corporations-Privilegien!* Welches Volk iſt hierin das praktiſchſte?

Wer eine neue Bank errichten will, introduzirt ſich der Geſchäftswelt durch ein Gaſtmahl, eine Ankündigungsweiſe, die auch in Amerika Eingang gefnnden hat und oft ſehr übertrieben wird. Das Rad des Lebens macht eben überall ähnliche Geleiſe!

Die Banknoten ſind *auf Verlangen* an den *Inhaber* zahlbar, und eine Volksjuſtiz ſorgt dafür, daß die Zahinngen prompt geleiſtet werden. Wird Zahlung verzögert oder verweigert, ſo nimmt der Gläubiger, was er eben erwiſchen kann, und kein Gericht wird ihn für Diebſtahl oder Einbruch beſtrafen. Banken ſind deshalb ſtets auf der Hut und bezahlen mit größter Bereitwilligkeit. Aufläufe ſind ſchon vorgekommen, wenn Banken ſchneller zur Zahlung gedrängt wurden als ſie auszahlen konnten und da iſt die einzige Aushülfe, das Anheften von Bankerottplakaten und der Schluß und die Liquidation des Geſchäfts durch amtliche Perſonen. Die Banken helfen ſich bei ſolchen Vorfällen gegenſeitig, und Combinationen zum Sprengen von Banken müſſen ſehr gut angezettelt ſein, wenn ſie gelingen ſollen. Von allen Seiten ſpringen die Banken ihrem gedrängten Geſchäftscollegen bei. Ein paar Papierſtreifchen auf Befehl von Mandarinen angeheftet ſchließt die unglückliche Bank und übergiebt ſie der offiziellen Liquidation.

Alle dieſe Anzeigen deuten darauf hin, daß Credit in China ſich auf viel freierer u. ausgedehnterer Baſis bewegt als in Europa oder Amerika, woraus *Herbert Spencer* den Schluß ziehen würde, daß man in China eine weitere vorangeſchrittene Civiliſation als die unſere beſitzt. Schon das Recht der Selbſthülfe beweiſt dies; die Leichtigkeit u. Vielſeitigkeit jedoch, mit welcher Chineſen ſich zu Geſchäftszwecken verbinden, ohne dabei die Regierung zu bedürfen, giebt noch ſtärkeres Zeugniß dafür. Was der Amerikaner durch ſchwerfällige Corporationen thut, beſorgt der Chineſe durch Aſſociationen, die leicht ſich bilden u. leicht ſich auflöſen. Es iſt zum Erſtaunen, wie viele Formen die Chineſen für dieſen Zweck haben. Wir wollen nur eine eigenthümliche anführen.

Ein Club von 10 Perſonen wird gebildet; jeder bringt, ſage 10,000 Doll., es kommen alſo 100,000 zuſammen. Dieſe erſten 100,000 erhält der Gründer des Clubs. Zu einer bei der erſten Zuſammenkunft zu beſtimmenden Zeit kommen die 10 Mitglieder wieder zuſammen und jeder bringt wieder 10,000, alſo zuſammen wieder 100,000. Dieſe erhält dann nach Entſcheidung des Looſes, ein zweiter, und ſo kommen die Mitglieder 10mal zuſammen und jedesmal bringt jeder 10,000, und diejenigen, welche die 100,000 noch nicht empfangen haben, looſen und empfängt jeder zuletzt einmal 100,000 in *einer* Summe. *Zinſen* werden da keine berechnet, und es verſteht ſich von ſelbſt, daß nur vertraute Perſonen zu ſolchen Clubs zuſammentreten können. Bei jeder Zuſammenkunft giebt es ein gutes Eſſen, ähnlich des hier üblichen „*Lunches*.“ Daß das gegenſeitige Vertrauen in China weit gediehen ſein muß, beweiſen ſolche Verbindungen. Noch wäre etwas ähnliches unmöglich in Amerika; wohl auch in Europa!

Chineſiſche Kaufleute, Handwerker und Arbeiter haben Alle, mit wenigen Ausnahmen, Verbindungen, um „feſte Preiſe“ in ihren Geſchäften zu ſichern. Auch hier ſchützt nicht der Staat durch Ordinanzen, nur die conventionelle Sitte erzwingt das Einhalten ſolcher Verpflichtungen. Es iſt doch wunderlich, daß in aller Welt der Menſch ſich, mehr oder minder, freiwillig, des Rechts des freien Verkehrs begiebt? Freiheit will Jeder, aber der Wunſch einen Hebel zu

haben, um den möglichſt höchſten Preis für ſeine Waaren ader ſeine Arbeil zu erhalten, führt ſtets wieder zur Unfreiheil. — So lange die ſich angelegten Feſſeln mit der Zeit entſtehen und untergehen, und freiwillige ſind, ſa iſt die Gefahr klein. Erſt wenn ſolche durch den Staat erhärtet und auf mehrere Generationen ausgedehnt werden, entſtehen Schwierigkeiten, weil die Auflöſung zu ſehr erſchwert wird. Das Individuum merkt es ſehr bald, daß es, alleinſtehend, wohl Freiheit, aber wenig Kraft hat. Um auch dem Andrang der Welt außer ihm zu widerſtehen verbindet es ſich, und gewinnt Momentum auf Koſten ſeiner Freiheit. Schiller ſagt:

„Immer ſtrebe zum Ganzen! Und kannſt du ſelber kein Ganzes
Werden; als dienendes Glied ſchließ an ein Ganzes dich an."

Der Anſchluß an ſolche Ganze iſt einer der Haupthebel der Induſtrie und des Handels in unſerer Zeit. In Amerika bilden ſich ſolche für alle möglichen Zwecke, und in den meiſten Staaten iſt freies Vereins- u. Incorporationsrecht. In Ohio beſteht wohl das freieſte und ich bin ſtolz darauf, in unſerer Verfaſſungsconvention hiezu mitgewirkt zu haben.

In China iſt dies alte Sitte! Solche Vereine geben auch Gelegenheit extra den Mund zu laben. Unſere Arbeitervereine ſind alſo nicht die einzigen in der Welt, bei welchen Speiſe und Getränk auch ein Theil der Verhandlungen iſt. Merkt euch dies ihr Weiber!

Der Handſchlag und das Aufgeld beim Abſchluß von Händeln ſind auch altchineſiſche Gebräuche.

Lehrlinge müſſen Lehrgeld bezahlen, was Hrn. D. auffällt. Denn ſo frei auch im allgemeinen die Lehrverhältniſſe in Amerika ſind, Lehrgeld koſtet es doch. Amerika iſt eine freie, aber theure Schule. Wie Einwanderer können dies bezeugen! Es giebt viel mehr Lehrlinge als Lehrſtellen in China, und da geht es eben auch, wie in Europa, wo ein ähnliches Verhältniß beſteht. Mißhandlungen von Lehrlingen kommen auch vor; aber der Staat überläßt die Selbſthülfe dem Lehrling und ſeinen Verwandten, welche dann, ähnlich dem am Neujahr unbezahlten Gläubiger, mit viel Geſchrei und Lärmen einſchreiten. Bei gröberen Mißhandlungen kommt es auch zu Prügeleien des Lehrherrn neben Zerwerfen ſeines Parzellans. Die geneigten Leſer werden ſich wohl erinnern, wie auch in unſerem lieben Vaterlande es immer auch unſerem Volke, je nach dem es Männer oder Weiber ſind, in den Fäuſten oder den Zungen juckt, um ſolche chineſiſche Selbſtrache zu üben. Solche individuelle Polizei iſt nicht die angenehmſte, aber ſicher die wohlfeilſte.

Unſer geiſtlicher Herr, indem er noch einmal auf Banken zurückkommt, erzählt uns als chineſiſche Eigenthümlichkeit, die Thatſache, daß dort die Borgenden Papiergeld, von den Banken leihen u. Zinſen dafür bezahlen; dabei Sicherheit zum vollen Werth leiſten. Er meint das ſei ja verkehrte Welt, denn da zahle der die Zinſen, welcher in Wahrheit die Sicherheit ſtelle. Das iſt ja aber bei allen Papiergeldgeſchäften der Fall. Der Bankier leiht ſeinen unverſicherten Credit demjenigen der ihm Sicherheit gewährt und dieſe Sicherheit iſt in Wahrheit die einzige Sicherheit der Banknoten. So lange das Publikum dem Bankier mehr ſchuldig iſt, als er dem Publikum, ſo lange iſt auch die Bank gut. Banken ſind nur Tauſchanſtalten für Credit! Wirkliche eigene Mittel ausleihen, kann man ohne Bankier zu ſein, aber anderer Leute Geld u. Credit zu benützen u. daran zu verdienen, dazu heißt man ſich „Bank."

Engrashändler geben nur kurzen Credit, höchſtens zwei Monate. Alle Rechnungen verfallen am 2. oder 16. des Monats. Wer nicht bezahlt, wird creditlos. Pfandhäuſer und Leihbanken giebt es auch, um Creditloſen nachzuhelfen und auch da werden hohe Zinſen berechnet. Die Kirchen treiben auch Leihgeſchäfte mit ihrem erſparten Geld und nehmen hohe Zinſen bei der beſten Sicherheit. In China gilt es als Handelsmaxim, daß es gute Politik iſt, das Geſchäftsleben immer wieder ſo ſchnell wie möglich von den Geſchäftsleuten zu befreien, deren Credit und Mittel geſunken ſind. Sie werden erbarmungslos mitgenommen, bei jeder Gelegenheit ausgebeutet und ſo drängt man ſie baldmöglichſt aus dem Verkehr.

Miethshausbeſitzer haben auch in China ihre liebe Noth mit ſchlechten Miethsleuten u. man kann dieſelben nicht los werden, außer man bezahlt denſelben drei Monate Miethzins im voraus und ſchiebt ſie ſo einem andern Miethsherrn ins Haus. China wäre demnach ein wahres Paradies für Miethsleute. Ich kenne Amerikaner, welche ein gutes Geſchäft bei fortwährendem Herumziehen machen würden. Ich kann nur nicht begreifen, wie es möglich iſt, in China Miethsherr zu bleiben. Daraus erklärt ſich wohl der niedere Preis von Wohnhäuſern in China, weil dort der Beſitz von Häuſern, um ſie auszumiethen, nicht rentabel iſt. Alſo Realestatespeculations giebt es in China nicht! Iſt es ſo, ſo hat es auch ſein Gutes.

Auch bei Hypotheken auf liegendes Eigenthum wird anders verfahren als bei uns. Dort tritt der Darleiher in Beſitz des Eigenthums und behält es, bis er bezahlt iſt, und die Hypotheke trägt keinen Zins. Bei uns bleibt der Borgende im Beſitz und zahlt Zins. Beide Theile können in China ihre Rechte an das Andere übertragen. Mir ſcheint dirſe Art Hyphoteke, ohne Zins, den unſeren vorzuziehen iſt.

Extra fromme Leute beſchäftigen ſich auch in China mit der geiſtigen und körperlichen Wohlfahrt ihrer Nachbarn und ſchicken zu dieſem Zweck ihnen auch Traktätchen zu, um ſie zum Guten zu mahnen. Mit dieſer chineſiſchen Pfuſcherei in ſein Miſſionshandwerk iſt unſer Autor gar nicht zufrieden. Er ſagt: „Miſſionäre betrachten die Austheilung ſolcher chineſiſchen Schriften als das Haupthinderniß in der

Digitized by Google

Verbreitung des Evangeliums!" Hr. D. hat die Güte, uns in ſeinem Buche den Inhalt mehrere ſolcher chineſiſchen Traktate mitzutheilen. Ich fand, daß ſie meiſtens Auszüge aus den Lebensregeln des Confucins enthaltrn, worin nichts myſtiſches, ſondern lauler praktiſche Sittenſprüche dem Volke ins Gedächtniß gerufen werden. Es ärgert unſere Miſſionäre, daß auch die gewöhnlichen Chineſen leicht die chriſtlichen Traktätchen von den chineſiſchen zu unterſcheiden wiſſen und er klagt darüber wie folgt: „Sie ziehen Schriſten vor, welche verdienſtvolle und lobenswerthe Handlungen anempfehlen, ſtatt ſolchen, welche ſie lehren, ihre Sünden zu bereuen und auf die Verdienſte des Erlöſers zu vertrauen. In dürren Worten ausgedrückt: die Chineſen ziehen praktiſche Anweiſung zum Rechtthun, myſtiſchem Unſinn vor!

Eine eigenthümliche Achtung für beſchriebenes oder gedrucktes altes Papier herrſcht bei den Chineſen vor. Man meint darin die Weisheit des Landes vor Entehrung ſchützen zu müſſen, und es beſtehen Vereine und einzelne Perſonen, die ſich damit abgeben, ſolches zu ſammeln, dann verbrennen und in die Flüſſe tragen. Dieſes Capitel iſt mir nicht recht klar und ich möchte gewiſſe Fragen ſtellen, welche aber nicht vor die Oeffentlichkeit paſſen. Die Sorgfalt unſerer größeren Hotels für unbedrucktes Papier für gewiſſe Zwecke wird aber wohl auf die Löſung der Fragen führen.

Hr. D. eifert gegen die gut verwalteten Findelhäuſer, weil die Gründer und Erhalter derſelben (Privatperſonen) mit dieſen wohlthätigen Anſtalten ſich ein Verdienſt zu erwerben glauben. Unſer Miſſionär möchte bei ſolchen öffentlichen Wohltbaten den Geiſt eines chriſtlichen Miſſionärs obwalten ſehen, welcher Gutes thut und ſich es nicht zum Verdienſt anrechnet; ſondern alle Ehre dem liebrn Gotte giebt. Ich bin im allgemeinen auch kein Freund prunkender öffrntlicher Wohlthätigkeit, aber ich habe keinen Glauben an die übermenſchliche Dienſtwilligkeit, welche Hr. D. uns da vorpredigt. — Dieſe Findelhäuſer ſollen einem Uebel ſteuern, wegen dem China im Ausland verrufen iſt, nämlich der Ausſetzung und Hinwegſchaffung neugeborener weiblichen Kinder. Dieſelben ſind muſterhaft verwaltet, und es wird alle Mühe angewandt, die armen Geſchöpfe am Leben zu erhalten und ſpäter zu verſorgen. — Wer immrr dies thut, hat ſich ein Verdienſt an der Menſchheit erworben. In Paris und andern Hauptſtädten Europas, wo ſolche Findelhäuſer beſtehen, waltet große Sterblichkeit ob. Auch in China leiden ſolche Anſtalten durch das Tahinwelken ihrer Pfleglinge. Es beweißt ſich dadurch, wie wenig künſtliche Anſtalten die natürlichen Erforderniſſe des Lebens erfüllen können!

Wittwenverſorgungsanſtalten beſtehen in China in Verbindung mit Kirchen. Man ſieht es ungern, wenn eine Wittwe eine zweite Ehe eingeht. Dieſer Widerwille wird wohl von Aeltern herrühren, welche die Concurrenz der Wittwen mit ihren heirathsfähigen Töchtern beſeitigt wiſſen wollen. Auch werden die jungen Damen dabei mithelfen. Es iſt großer Ueberfluß von weiblichen Perſonen da, und natürlich entſtehen daraus mancherlei, uns unerklärliche, Sitten. Die noch nie verheiratheten Mädchen dringen darauf, ein Vorrecht vor Wittwen zu haben. Dagegen ſind Söhne geſetzlich verpflichtet für ihre verwittweten Mütter zu ſorgen. Auch meinen die Männer, es läge Weibern, welche nachher keine Ausſicht auf Wiederverheirathung haben, mehr an der Erhaltung des Lebens ihrer Männer, als im entgegengeſetzten Falle. Hr. D. ſieht darin eine herzloſe Beſchränkung der Freiheit dieſer Wittwen und ganz Unrecht hat er nicht. Ein guter Ehemann iſt ein beſſerer Verſorger als ein Sohn. So denken wenigſtens die meiſten Wittwen in Amerika. In Aſien herrſcht überall weiblicher Ueberfluß, in Amerika, wenigſtens in den weſtlichen Staaten beſteht ein entgegenſetztes Verhältniß. Dieſe Unterſchiede erklären die verſchiedene Stellung des weiblichen Geſchlechts in beiden Ländern. Wir werden auf dieſen Gegenſtand ſpäter zurückkommen.

Eine rührende Sorglichkeit der Chinrſen begegnet uns in ihren Anſtalten, in welchen Lieblingsthieren ein Gnadenbrod geſichert iſt.

Der Einfluß der buddhiſtiſchen Religion äußert ſich in gewiſſen Enthaltſamkeitslebensregeln, z. B. der Enthaltung vom Fleiſchgenuß, weil ſolcher die Sinnlichkeit zu ſehr wecke. — So meint Hr. D. Mir ſcheint dafür ein tieferer Grund zu liegen. Alle indirekten Ernährungsweiſen ſind unverträglich mit dichter Bevölkerung. Es erfordert folgende Quantitäten Nahrungsſtoff, um ein Pfund Fleiſch zu produciren (nach Prof. Tanner's Berechnung im Ohioackerbaubericht publicirt):

25 ℔. Milch;
100 „ Rüben;
60 „ Kartoffrl;
50 „ Gelbrüben;
4 „ Rindfleiſch;
9 „ Habermehl;
7½ „ Gerſtenmehl;
7¼ „ Brod;
7½ „ Mehl;
8¾ „ Bohnen;
8½ „ Erbſen;

Man wird leicht einſehen, daß in Ländern, wo eher Mangel als Ueberfluß an Ackerfeld, beſteht, dieſelben auf Produktion von direkten Lebensmitteln angrwieſen ſind. Zuerſt Nahrung für's Vieh zu produciren, dieſes Vieh zu mäſten, um deren Fleiſch zu genießen, iſt da ſolche Wirthſchaft. Alle Viehzucht, bei der nicht der Hauptgewinn in der Selbſternährung der Thiere auf Waiden beſteht, iſt, wie obige Tabelle beweiſt, eine Vergeudung menſchlicher Arbeit. In Amerika werden Schweine, Ochſrn, Läm-

mer ꝛc. ſtet graß gezogen, ohne daß ſie irgend welche, durch Menſchenhand producirte, Nahrung erhalten haben. Fleiſchnahrung iſt alſo vernünſtige Oekonomie in Amerika. In China und einigen europäiſchen Ländern müßte Schlachtvieh durch Menſchenhand gefüttert werden und iſt deshalb zweckwidrig. — Der Chineſe benützt alſo nur das Fleiſch von ſeinem Zugvieh oder in Fällen, wa obige Einwendung wegfällt. Auch iſt das Halten von Pferden oder anderen Thieren zum Vergnügen, unpopulär in China, weil eben die Menſchen alle Nahrung bedürfen, welche der Baden hervorbringt. — Das Fleiſch ihrer alten Zugſtiere wird auch nicht ſehr einladend ſein und Buddhismus begegnete alſo in ſeinem Eifer gegen Fleiſchkoſt halbewegs einer ſchon beſtehenden Abneigung dagegen, und ich wundere nur, daß dennoch viel Fleiſch genoſſen wird. Die Noth und Eigenbrödelei wird wohl auch in China, wie ſie in Frankreich das Eſſen des Pferdefleiſches herbeigeführt haben, ſeine Wirkungen äußern. Antifleiſchvereine beſtehen in China, wie bei uns Antiliqueurvereine und dieſe Vereine plagen dort die Metzger, wie ſie bei uns die Reſtaurationen plagen. Die Metzger verkaufen ihr Fleiſch, wie die Liqueurhändler hier ihren Schnapps, trotz aller Eingriffe in ihr Geſchäft. Sie wiſſen mit der Palizei umzugehen, und kommt einmal ein gar zu geſtrenger Beamter, ſo macht man einen Straßenauflauf u. ſchüchtert ihn ein.

Wir ſind nun beim 8. Capitel im 2. Buche angelangt und haben noch weitere 11 Capitel zu beſprechen, zuviel um in dieſem Abſchnitt behandelt zu werden und wir müſſen dem geduldigen Leſer zumuthen, uns noch in einem 3. Abſchnitt zu folgen. China verdient gewiß unſere nähere Betrachtung, u. obgleich wir das Land u. ſeine Leute durch die Brille eines puritaniſchen Geiſtlichen ſehen, hindert uns dies nicht die Brille zu lüften und mit eigenen Augen zwiſchen den Zeilen zu leſen. China iſt uns beſonders deshalb intereſſant, weil es uns die älteſte menſchliche Erfahrung in dem größten, ſtaatlich vereinigten, Menſchencomplexe darbietet. Hr. D. erzählt uns Alles, was ihm auffiel, mit der reizenden Einfältigkeit eines Dorfpfarrers, und läßt uns Blicke in das Leben des älteſten Staates auf Erden werfen, die uns ohne ſeine puritaniſchen Vorurtheile entgehen würden. — Wir laden alſo den freundlichen Leſer ein, auch den nächſten und letzten Abſchnitt mit uns durchzumachen; wir wollen ſtreben, ihn nicht zu ſehr zu ermüden. —

III.

Ein Buch über China, welches der Fußverſtümmelung der Damen nicht erwähnte, wäre natürlich undenkbar, u. Hr. D. erwähnt alſo auch dieſes Umſtandes. Wie bei uns die Geſellſchaft der höheren Damenwelt einen Zwitterſchönheitsſinn zu Tage fördert, wodurch gewiſſe Theile des weiblichen Körpers bald naturwidrig eingezwängt, andere vergrößert werden, gerade ſo, ſind kleine Füße in China zur Mode geworden. Sobald das männliche Geſchlecht Puppen lieber heirathet, als geſunde Weiber, ſo lange werden ſich auch Gebräuche ausbilden, durch welche die Mädchen zu erkennen geben, daß ſie Candidaten für Puppenſtellen ſind. Eine Concubine des Kaiſers ſoll vor Zeiten zuerſt die Campreſſion der Füße eingeführt haben. Jetzt haben nur die hohen ehrenhaften Damen das Recht verzwergte Füße zu tragen u. die Concubinen müſſen ihre Füße laſſen wie Gott ſie geſchaffen hat. Auch tragen alle zur Arbeit beſtimmte Mädchen unverſtümmelte Füße. Hr. D. giebt uns das Bild eines comprimirten Damenfußes, und auch das Portrait eines natürlich befußten Baurenmädchens, und es iſt wirklich zum Erſtaunen, wie Jemand den Zwergfuß, den geſunden Beinen und Füßen des letzteren Mädchens vorziehen kann. Die Einzwängung iſt aber mehr ein Geradedrücken des Fußgelenkes, ſo daß die ganze Figur eine höhere wird, als ein Zwängen des Fußes ſelbſt. Der Zweck iſt die ganze Geſtalt zu erhöhen. — Unſere Mädchen tragen hohe Abſätze zu demſelben Zweck und ſtreben auch die Füße ſo klein als möglich zu haben. Eine elegante Dame mit plumpem Fußgeſtell iſt auch uns nicht denkbar. Unſer gelehrter Autor ſchließt dieſen Gegenſtand mit der richtigen Bemerkung: „daß unſere Damen, wenn ſie über die chineſiſche Klemmfußmode die Naſe rümpfen, zuerſt bedenken ſollten, ob ihre eigene Mode, ihre Kleider über Dinger ausgeſpannt zu tragen, welche Hühnerkörben ähnlich ſehen, verſtändiger iſt.“

An die Körperverſtümmelung des erwachſenen weiblichen Geſchlechts, ſchließt ſich, wie natürlich, ein anderer Gegenſtand, der Mord u. die Ausſetzung weiblicher neugeborner Kinder, an. Auch in China entwickelte ſich ſchon lange ein beträchtlicher Ueberſchuß weiblicher Weſen über die männlichen, und der Uebelſtand wuchs endlich in ſolchem Maaß, daß Mütter vorzagen, ihre neugebornen Mädchen lieber dem Tode, als dem Leben zu weihen. In ganz Aſien beſteht, als Folge weiblicher Uebervölkerung, eine Entwerthung des weiblichen Geſchlechts. Die Geburt eines Mädchens iſt ein Unglück und Jederman bemitleidet, niemand bewillkommt den neuen Ankömmling. Die Verheirathung eines Mädchen iſt dort eine doppelt ſchwierige Aufgabe und Wittwen, wie ſchon erwähnt, haben äußerſt ſelten Gelegenheit ſich zum zweitenmal zu verheirathen. Vielweiberei wurde ſo zur Nothwendigkeit und ſie beſteht auch in China in mäßigem Zuſtande; ſowie auch Concubinen erlaubt ſind. Wie muß eine Mutter unter ſolchen Verhältniſſen auf ihr neugebornes Mädchen blicken? Iſt der Wunſch nicht erklärlich, daß das arme Ding nie geboren worden wäre. Gehört nicht mehr Aufopferung dazu das Kind aufzuziehen, als es zu erdrücken. Wie viele Mütter habe ich ſchon ſagen hören: „Wollte Gott, mein Kind wäre früh geſtorben!“ Ich ſah eine Negerin in Cincinnati ihr eigenes Kind, ermorden, weil ſie vorzog, es lieber todt vor ſich zu ſehen, als es ihrem Herrn zurückzugeben. Und was iſt das ganze Leben eines weiblichen Geſchöpfts in

Digitized by Google

China? Iſt es beſſer als Sklaverei? — Man täuſche ſich jedoch nicht. Auch Europa und theilweiſe auch Amerika geht denſelben ſorialen Uebelſtänden entgegen. In England giebt es in einer Bevölkerung von 30 Millionen 877,000 mehr weibliche Perſonen als männliche. In Würtemberg iſt das Mißverhältniß noch größer. In den Ver. Staaten ſind noch 730,000 mehr männliche, als weibliche Perſonen. Dieſer Ueberſchuß des männlichen Geſchlechts über das weibliche gilt aber nicht für alle Staaten. In Maſſachuſſets ſind jetzt ſchon 37,600 mehr weibliche als männl. Perſonen. Als die Europäer in Amerika anlangten, fanden ſie das Weib entweder unter den eingebornen, ein Beweis, daß das Geſetz der weiblichen Mehrgeburten über den ganzen Erdkreis verbreitet iſt. Setzt man hiemit die Abneigung der meiſten Ameikanerinen gegen Kindergebähren in Verbindung, und man wird einſehen, daß die jetzige bevorzugte Stellung des weiblichen Geſchlechts in Amerika keine bleibende ſein kann. Jeder menſchliche Stand iſt in Gefahr, der entweder Vorrechte genießt, oder unterdrückt iſt. Das Weib wird in Amerika mehr und mehr zur Puppe, und zum Spielzeug; es empfängt übertriebene Höflichkeit, was aber was ganz anderes iſt, als Hochſchätzung. — Es werden daraus geſchrobene ſociale Verhältniſſe entſtehen, in welchen mehr und mehr die Frauen in eine falſche Stellung gerathen. Heirathen werden wie einſt in Rom ſeltener werden, Proſtitution wird zunehmen, und Mormonismus lauert ſchon auf die weiteren Folgen, welche hier ſo wenig ausbleiben werden als in China.

Die Dienſtverhältniſſe reihen ſich, wie natürlich dieſer Frage an. China hat keinen Mangel an Dienſtboten, am wenigſten an weiblichen. Viele der Dienſtleute ſind in einem unfreien Zuſtande, zu welchem die Aeltern ihre Kinder durch förmlichen Kauf verpflichten. Nur ſelten giebt es männliche Sklaven. Sobald die Sklavin mannbar iſt, muß der Dienſtherr für einen Gatten ſorgen und dann hört die alte Dienſtpflicht auf. Anders iſt es mit männlichen Sklaven; die Nachkommen dieſer bleiben Leibeigene bis in die vierte Generation, wo wir alſo die moſaiſche Sündenvererbung bis in's vierte Glied wieder finden. Aus dieſen dienſtpflichtigen Perſonen ſteigen oft die beſten Männer China's hervor. — Das Freikaufsrecht beſteht für den Sklaven und auch ihre Freunde.

Hr. D. bemerkt mit Recht, daß dieſes Syſtem ein viel beſſeres iſt, als die Negerſklaverei ſeines Vaterlandes war. Es iſt erfriſchend dieſes Zugeſtändniß eines Chriſten zu Gunſten heidniſcher Sitten und Geſetze zu leſen. Wo bleibt nun auf einmal der wohlthätige Einfluß des Chriſtenthums? — Es iſt leicht erſichtlich, daß in dieſer Frage der Partheimann den Vorſprung über den Miſſionär gewann. Er ſagt: „Die Chineſen, ſinnlich, heidniſch, bösartig u. ſchlecht wie ſie ſind, würden innerlich empört werden, wenn ſie mit dem kürzlichen Status der Negerſklaverei in Amerika bekannt würden." Ich möchte dies ſehr bezweifeln. Wer ſein eigen Fleiſch und Blut verkauft, empört ſich nicht ſo leicht!

Sismondi ſah der ganzen Sklavenfrage auf den Grund. Er hält jede permanente Ausbeutung der Arbeit ſeiner Mitmenſchen für ein Sklavenſyſtem. Welcher Unterſchied iſt zwiſchen einem durchs Geſetz begünſtigten Fabrikherrn, welcher von der Arbeit ſeiner Dienſtleute ſich bereichert, und einem Pflanzer, der von Sklavenarbeit reich wird? Wie iſt überhaupt eine üppige Lebensweiſe, eine höhere Civiliſation, wie man es nennt, möglich, wenn in der menſchlichen Geſellſchaft Alle nur die Früchte ihrer eigenen Arbeit genießen ſollen? Humboldt meint, es ſei möglich: „durch ſorgfältige Benutzung von Naturprodukten und Naturkräften einen wachſenden Wohlſtand der Nationen herzuſtellen." Das thut unſere Zeit in hohem Maaße, beſonders England. Dort arbeiten ſo viele Maſchinen, daß ſie gleich einer Menſchenkraft von 55 Millionen Arbeitern geſchätzt wurden, und doch giebt es dort Dienſtleute, welche ausgebeutet werden und denen nur ein Theil des von ihnen geſchaffenen Reichthums zu Gute kommt. Die Conſumption wächſt immer wieder der Produktion über den Kopf, und ſo ſehr auch die Genüſſe des Lebens mehr und mehr den unteren Schichten der Völker zugewandt werden, ebenſo raffinierter werden auch die Lebensweiſen der oberen Schichten. Höherer Arbeitslohn hält nicht gleichen Schritt mit ſteigenden Preiſen und man ſage was man will, das Verhältniß zwiſchen Arbeiter u. Anſteller bleibt ſich in einem Punkte gleich; nämlich der Anſteller lebt von der Arbeit der Angeſtellten.

China hat eine 5000jährige Cultur! Es hat immer noch unfreie menſchliche Dienſtboten! England hat kaum eine 500jährige Cultur; es hat zwar menſchl. Leibeigenſchaft abgeſchafft aber der Arbeiter hat die Maſchine zum Kameraden bekommen, und beide werden vom Fabrikherrn ausgebeutet. — Staatsſchuldenſyſteme bewirken jetzt indirekt, was in anderen Ländern direkt beſteht. In Amerika z. B. nimmt die Bundesregierung ein Drittel alles Erwerbs, durch direkte und indirekte Steuern. Die Form der Ausbeutung iſt eine andere, das Quantum der Ausbeutung iſt aber ſogar größer in weſtlichen Ländern als in China. Ein, nicht genug beherzigter Umſtand, ſpricht zu Gunſten China's. Dort iſt Dienſtpflichtigkeit die Folge von temporärer Verarmung, die wohl theilweiſe auch ſelbſtverſchuldet iſt, aus welcher aber wieder Fleiß, Sparſamkeit und Ehrlichkeit entſteht. So entſteht ein Kreislauf des Lebens, in welche das „heute mir und morgen dir" gilt. Indirekte Ausbeutung durch Staatsſchulden, Schutzzölle ꝛc. iſt dagegen eine finanzielle Löwengrube, in welcher wohl Fußſtapfen hineinführen, aber keine heraus. Die Beſteurung iſt auf Allem!

Ich hoffe der Leſer wird dieſe Abweichung verzeihen; es iſt die hochwichtigſte Frage unſerer Zeit!

Mit dem 11. Capitel fängt der Chineſe an, wohl ecklich zu werden, denn der Halunke treibt ſogar Weiber-

handel und ſtellt darüber regelmäßige Schriftſtücke aus. Die Scheide- und Abſchreibungsbriefe der Aegypter und Hebräer, gegen welche Chriſtus eifert, werden wohl ähnliche Dokumente geweſen ſein. Solche Händel, wie auch die Verdingung der Sklaven, finden im Freien ſtatt, wobei alſo die uralte Sitte des Heraustretens aus dem Hausverband der erſte Schritt iſt, und uns den Urſprung ſolcher Verkäufe in dem Recht des Familienhauptes über ſeine Untergebenen zu verfügen, finden läßt; wofür aber Hr. D. andere geheime Gründe vergeblich ſucht.

Literariſche und muſikaliſche Clubs, bei welchen gut Eſſen und Trinken auch nicht vergeſſen wird, bilden auch in China die Glanzpunkte des geſelligen Lebens. Auch haben kannengießernde ältere Spießbürger ihre Kränzchen, wo, abgeſchloſſen von gemeiner Neugierde, „die Alten jung werden," wie die Chineſen ſagen, oder wie wir es ausdrücken würden, ſie wie ledig thun.

Geburtstage werden auch gefeiert und Geſchenke dabei gegeben. Aber die beſonderen Feſtlichkeiten fangen erſt mit dem fünfzigſten Geburtstage an. Die Gratulationswünſche ſind den unſeren ähnlich. Man wünſcht langes Leben und Glück und Wohlſtand. Manche Geſchenke werden gemacht unter der Vorausſetzung, daß ſie dem ganzen Familienkreis zur Theilnahme beſtimmt ſind, z. B. Eßwaaren.–Da irren ſich Gebende manchmal gewaltig u. Hr. D. erzählt uns mehrere Beiſpiele, wo ſolche Geſchenke ruhig eingeſackt wurden. — Ich erinnere mich noch recht gut, wie ein gewiſſer herrlicher Kuchen vor meinen Kinderaugen im Schrank verſchloſſen wurde, auf den ich ſchon den Mund geſpitzt hatte. Papa muß auch von China geleſen haben. — Hr. D. giebt uns das Bild eines Geburtstagsgeſchenke tragenden Mädchens, einer hübſchen Schelmin, welche meinen Begriffen von Mignon beſſer entſpricht, als die von Kaulbach gemalte.

Wie wir oben ſchon andeuteten, iſt die Erſtgeburt und Familienhaupt-Autorität altchineſiſche Geſetzlichkeit. Der älteſte männliche Sproſſe einer Familie iſt eine Art Papſt. Hr. D. ſpricht ſich hierüber befremdend aus, weil ihm die Kenntniß anderer Länder abgeht. Er nimmt amerikaniſche Zuſtände als vollendete Lebensformen an und ſieht nicht, daß ſie blos für ſehr kurze Zeit ausdauern können. Die loſen amerikaniſchen Familienbande, und die geringe Autorität, welche älteren Kindern vor den jüngeren gegeben werden, ſind natürlich, wo alles Geſellige des Lebens ſich im Fluß von ſtets neuen Niederlaſſungen befindet, aber die Zeit wird lehren, daß Amerika der Familie feſtere Bande verleihen muß, wenn ſich gedeihliche ſociale Zuſtände ausbilden ſollen. Carlyle erwähnt in ſeiner Rede an die Edinburger Univerſität des Begriffs Göthe's in Wilhelm Meiſter, daß Ehrfurcht dem jugendlichen Charakter einzuprägen ſei. Amerika hat hievon zu wenig, China zu viel.

Der Chineſe ſchließt gerne Freundſchaftsbünde und hält an ihnen, wenn geſchloſſen, mit unverbrüchlicher Treue feſt. Die Freunde werden wie Geſchwiſter zuſammen. Unſer amerikaniſcher Autor ſpricht hierüber als ob es ihm völlig neu wäre. Allerdings paſſen auf Amerika Lenau's Worte:

„Töne, Reiſe Melodei
Durch die öden Straßen,
Wie ſo leicht einander doch
Menſchen ſich verlaſſen."

Nicht allein die Familienbande, auch die Freundſchaftsbande ſind ſehr locker in Amerika. Dutzfreunde kann es gar nicht geben, es heißt ja immer „you."

Dem Weintrinken, wie Hr. D. es nennt, Liqueurtrinken, wie er es nennen ſollte, denn er ſagt ſelbſt, es gäbe eigentlich keinen Wein in China, widmet er auch ein Capitel. Er führt an, wie bei allen Feſtgelagen der Wein (Liqueur) nicht fehlen darf und wie Männer und Weiber mitmachen. Bei allem Trinken wird auch gegeſſen, und die Chineſen trinken einander zu, bringen poetiſche Toaſte aus und wer dies nicht kann, wird um ein extra Glas beſtraft. Hr. D. hat nie ein deutſches herzlich frohes Mahl mitgenoſſen, nie mit Studenten gekneipt, iſt wohl nie mit Herren und Frauen züchtig lebensfroh geweſen. Ihm iſt Trinken von Wein (Liqueur) des Teufels Primärſchule. Es iſt aller Laſter Anfang. Armſeelige Moral!

Hr. D. kommt noch einmal auf's Geſchenkegeben zurück und beſchreibt uns, wie manche Geſchenke nur Scheingeſchenke ſind. Der Chineſe fühlt, ſcheint es, das Bedürfniß wenigſtens gefällig zu ſcheinen, und möchte gern den Ruf der Freigebigkeit haben. In allen alten Ländern bildet ſich eine ſolche hole Freigebigkeit und Gaſtfreundſchaft aus, die ihre Angebote nicht wirklich meint und wohl auch nur mit einem Disconto leiſtet. Göthe ſagt von uns Deutſchen:

„Wenn der Deutſche ſchenkt, liebt er gewiß!"

Auch unſere Landsleute laden oft ein, wenn ſie keine Gäſte wollen, und offeriren, wenn ſie nicht ſchenken wollen. Eine ähnliche Unſitte reißt jetzt gerade in Amerika ein. Es ſind dies die Geſchenke Untergebener an ihre Prinzipale in Aemtern von der Regierung, Eiſenbahnen und Expreßcompagnien. Es giebt kein hohleres, verdammenswürdigeres Schenken in der ganzen Welt! Es iſt meiſtens aufgezwungene Steifbettelei! Der ohnehin zu gut geſpickte Oberbeamte pfändet dabei den ſchlechtbezahlten Untergebenen aus.

Der Chineſe hat viel mit ſeinem Haar zu ſchaffen, er fröhnt mit ihm ſeiner Eitelkeit, und trägt als guter Bürger den Zopf nach hinten. Wird er aber Revolutionär oder Radikaler, ſo läßt er ſein Haar frei wachſen und ungebunden und ungekämmt im Winde flattern, während die Ordnungsliebenden ſich an Kinn und Kopf säuberlich raſiren. Hr. D. giebt uns das Bild einer Raſirſtube und Ra-

Digitized by Google

ſtrmeſſers. Der Barbier ſchneidet die bekannten Grimaſſen und der Raſirte macht das gewöhnliche dumme Geſicht. Aber das Bild eines haarbewachſenen chineſiſchen Demokraten und Demagogen giebt er uns nicht Der liebe Leſer muß ſich ſolches denken. Ein Chineſr im Langbart! Wie komiſch! Wir wiſſen nicht, ob Hr. D. von Amerika abreiſte, als noch ein reines Kinn und ſaubere Oberlippe zur guten Sitte gehörten. Jetzt läuft Alles in Amerika wie ein Geißbock herum, und es eckelt mich jedesmal, wenn ich ſo ein, an der Oberlippe behaartes Schaaf zum Tiſchnachbar habe. Doch man mißverſtehe mich nicht! Ich bin für die Freiheit bis auf's Haar!

In Gemeinden und nachbarlichen Angelegenheiten geht die Autorität der „Alten“ ſehr weit. Man ruft ſie auf, um Streitigkeiten und verworrene Angelegenheiten aller Art zu ſchlichten. In vielen Gegenden Europas, beſonders in der Schweiz, hat ſich dieſes Inſtitut der Alten erhalten, und es iſt gewiß beſſer, als Friedensrichter und Conſtables.

Hr. D. erwähnt der vielen Ausſätzigen und Bettler von denen China wimmelt; — das Geſindel ſcheint ſo unverſchämt zu ſein wie die bettelnden Knabenhaufen in Venedig. Ob die Steiſsbettelei von Geiſtlichen und „Schönen Seelen“ beſteht, bemerkt Hr. D. nicht.

Bekanntlich ſind der Drache und der Phönix die Symbole China's, wie bei uns der Adler; (Raubthiere ſind bei allen Regierungen das rechte Symbol). — Des chineſiſchen Kaiſers Drache hat 5 Klauen an jedem ſeiner 4 Füße, alſo 20 Klauen! Whew! Wenn's da an's Klauen geht, ſo ſei Gott den Unterthanen gnädig! Arme Chineſen! Arme Menſchheit! Ueberall errichtet man Regierungen, um Recht und Pflicht zwiſchen Menſchen feſtzuſtellen, aber allerwärts bleiben zuletzt nur Klauen, mit denen man die Früchte des Fleißes und der Sparſamkeit des Bürgers erfaßt und damit Faullenzer übermäßig füttert. MangelndeSelbſtregierung ruft die künſtliche Eeſetzung derſelben, Regierungen, hervor und einmal in's Leben gerufen, wird man ſie nicht mehr los. Die Klauen halten feſt, wie in China.

Die Chineſen ſind gute Stelzengängrr, wie uns Hr. D. ſie in Bildern vorführt. Dies Thema folgt dem der Regierungsſymbole mit vollem Recht, denn was iſt die meiſte Obrigkeit anders als ein Stück Menſchlichkeit auf Stelzen.

Kein Volk hat mehr Sprichwörter, und führt ſie im täglichen Leben mehr mit ſich, als der Chineſe. Seine drei Religionen, der Buddhismus, 1000 Jahre vor Chriſtus gegründet, Tauismus, um weniges jünger, und die Lehre des Confucius finden wir in dieſen Volksſprichwörtern ausgeſprochen. Sie ſind die Fundgrube für die Weltweiſen aller hiſtoriſchen Länder und Zeiten geweſen.

Ich mußte herzlich lachen über die Flüche, welche Hr. D. von den Chineſen erzählt. Sie fluchen keine Sakramente oder Sakerlotte, noch dergleichen allgemeine Ausbrüche der Aufregung. Flucht drr Chineſe, ſo flucht er ein Bein ab odee wünſcht irgend ein ſpecielles Unglück herbei. Der Kapuziner in Wallenſtein's Lager nennt die Soldaten Fluchmäuler, aber was ſoll man die Chineſen nennen? bei ihnen iſt das Fluchen Specialität; ſie fluchen, wenn ich mich des Volks-Ausdruckes bedienen darf, dem Teufel ein Ohr weg. Hr. D. iſt ſichtlich ergriffen von ihrer frechen Blasphemie. Er bricht in die Worte aus: „Wie unendlich bedarf doch der Chineſe die erneuenden und reinigenden Einflüſſe der Religion Chriſti!“ Der gute Miſſionär hätte nicht brauchen nach China zu reiſen, um den reinigenden Einfluß anzubringen; das „Goddamn“, und das „Damned Dutch“ ſind für deutſche Einwanderer in Amerika meiſtens die Anfangsworte im Erlernen der engliſchen Sprache.

Erfindungsreicher als die Chineſen giebt es kein Volk in allen Fächern der Schauſpielkunſt. Die ganze Welt muß noch von ihnen lernen. Solche Fertigkeit und Varietät, ſolche Wohlfeilheit der öffentlichen Beluſtigungen giebt es nirgends. Hr. D. iſt ſehr lehrreich über dieſen Gegenſtand, er muß ihn intereſſant gefunden haben. Es gab gewiß Schauſpieler, ehe es Spiegel gab, und es giebt kein beſſeres Mittel ein Volk zu bilden, als die thespiſche Kunſt, wenn ſie nicht ausartet und zu theuer wird, wie in Amerika. Sie iſt der beſte Menſchen-Spiegel.

Hr. D. liefert uns auch Abdrücke von Amuletten und dergleichen Münzen, durch welche der Chineſe Unglück abzuwenden erwartet. — Uns iſt der Gegenſtand nur intereſſant, weil wir unſere eigene Dummheit hier auch in chineſiſchem Gewande finden. Allerwärts in der Welt wird der Gottesſeegen aus Nichts an ſpecielle Menſchenkloſſen in gewiſſen Gebäulichkeiten zum Detailverſchleiß vermiethet u. ſo geſchah es auch vor undenklichen Zeiten in China. Das Myſteriöſe begreift Alles in ſich, was der Menſch nicht weiß, und neben Unkenntniß werden die Myſterien auch immer ihre Buden aufſchlagen. Jeder Tempel, jede Kirche, jedes Bethaus treibt derlei Geſchäfte. Auch die puritaner Geiſtlichen leben von ſolchem „Nichts“.

Ein Kapitel über Wahrſagerei reiht ſich mit Recht an die Amulette an. Die Dummen und die Geſcheidten treffen ſich leicht im Leben, und natürlich bezahlen die Dummen.

Hierauf folgt ein Kapitel über Opium; dieſes große Uebel Chinas! in welchem das chriſtliche Europa ſein größtes Bubenſtück verübte. Es liefert den ſprechendſten Commentar auf alle Miſſionärsverſuche. Der heidniſche Chineſe raucht und ſchlürft das Opium, welches Chriſten ihm geſetzwidrig liefern, und als die beſſeren Männer China's dem Handel entgegenwirkten, erzwang ſich England mit Waffengewalt das Recht der ferneren Zufuhr. — Wir begegnen hier dem Widerſpruch zwiſchen dem Handel der Chriſten und ihren Lehren, welche fremden Nationen ſo auffällt. Immer mit ſeinem Chriſtenthum auf den Lippen begeht der Chriſt

die ſchauderhafteſten Verbrechen gegen wehrloſe Völker. Zuerſt kommt der Miſſionär, dann eine diplomatiſche Geſandtſchaft; ihr folgt ein Heer oder eine Flotte, und ſchließt mit einer Unterjochung. Wer ſich vor Chriſten retten will, muß den zurückweiſen, der mit Worten der Religion und der Freiheit auf den Lippen den erſten Schritt zur Unterwerfung thut. — Läßt ein Land dieſen zu, iſt ſie ſchon halb verloren. Zwietracht im eigenen Lande iſt die erſte Frucht des Eindringlings. Der Opiumhandel iſt ein Beweis hiefür. Miſſionäre verkündigten den indiſchen Engländern, welche Handelsquelle in dieſer Waare liege. Dieſer Lockſpeiſe folgte was jetzt Geſchichte iſt.

Capitel 16 iſt, man erſchrecke nicht, mit 30 Bibelſtellen verſehen, welche, ſowohl vom alten u. neuen Teſtament genommen, den Zweck haben, die Aehnlichkeit chineſiſcher Religionsgebräuche und Anſchauungen mit den jüdiſchen und chriſtlichen zu beweiſen. Zuerſt wünſcht Hr. D. den armen Chineſen die Bibel und ihre Lehre und nachher will er nachweiſen, daß ihre religiöſen Begriffe aus der Bibel ſtammen. Ja, er hätte gar nichts dagegen, die Chineſen als die verlornen zehn Stämme Iſraels anzuerkennen, wenn nur die Belege dafür hinreichend wären. Ein früherer amerikaniſcher Miſſionär ſtellte kürzlich dieſe Behauptung auf, welcher Hr. D. aber nicht beiſtimmt. Wir danken ihm herzlich dafür, denn ſonſt wären uns am Ende die 300 Millionen Chineſen unter der Feder zu J u d e n geworden. Gottlob, ſie ſind noch Chineſen!

Der erſte Beweis, welchen H. D. anführt, um die Aehnlichkeit der Chineſen und Hebräer darzuthun iſt der, daß erſtere wie letztere ihrer Gottheit W e i n opfern. Aber es giebt ja gar keinen W e i n in China! Wer ſich nun erinnert, mit welcher Hartnäckigkeit die puritaniſchen Temperenzler behaupten, daß der Wein, welchen Chriſtus beim letzten Mahle mit ſeinen Jüngern trank, ungegohrener, kein Alkohol enthaltender, Wein geweſen ſei, ſo kann man ſehen, in welche lächerliche Stellung ein Miſſionär ſich begiebt, welcher aus dem Schnapsopfer der Chineſen eine Verwandtſchaft mit dem Weinopfer der Hebräer folgern will. Noch mißlicher wird die Sache, wenn wir uns erinnern, daß das Opfer nicht von der chineſiſchen Staatsreligion, ſondern von den Buddhiſten ausgeht, und dann unterſucht, welches das wahrſcheinlichſte iſt, daß die Hebräer von den Buddhiſten borgten, oder die Buddhiſten von den Hebräern. Beſonders gefährlich iſt dieſer Geſichtspunkt für einen Miſſionär; denn ſo wie man das chriſtliche Kirchenweſen mit den Buddhiſten vergleicht, einſchließlich der wundervollen Geburt beider Stifter, ſo wird es ganz widerſinnig, daß eine 1000 Jahre v o r Chriſtus geſtiftete Religion zur N a c h a h m e r i n der chriſtlichen Religion geſtempelt wird.

Der zweite Beweis iſt der: die chineſiſchen Frauen beten in Kirchen für Kinder männlichen Geſchlechts; H a n n a h die Mutter des Propheten Samuels, that auch ein Gelübde, um ſich ein männliches Kind von dem Herrn zu erbitten. Der Vergleich hält nicht Stich: Erſtens ſollte der Hannah Kind ja ein Prophet und Hoheprieſter werden und es war ſo wenig allgemeiner Gebrauch, ſolche Bitten an Gott zu thun, daß Eli der Hoheprieſter die Hannah für betrunken hielt und ſie auslachte, als ſie um einen Sohn bat.

Drittens ſoll das Daranwlegen des Abraham von 400 Stekel Silber an Ephron den Vergleichsbeweis liefern; d e n n a u c h d i e C h i n e ſ e n w i e g e n i h r S i l b e r. Wären ſolche Beweisführungen giltig, ſo wäre unſer lieber Landsmann Brennus, der auch Gold mit den Römern abwog und ſein Schwerdt drein legte, ein Jude. Ja, ſogar unſre gute Hamburger Girobank, welche auch Silber nur nach Gewicht annimmt und erſt neuerdings durch beſondern Beſchluß darauf zu beharren beſchloß, wäre eine jüdiſche Anſtalt.

Der vierte Beweisgrund entſteht aus der Thatſache, daß Chineſen vielfarbige Kleider tragen, wie Joſeph auch ein vielfarbiges Feierkleid trug und ſo geht es weiter; lauter Beweiſe mit Haaren herbeigezogen und, wenn näher betrachtet, zu ganz andern Schlüſſen berechtigend. — Z. B. alle Nationen der Welt benützen Steine zur Verewigung gewiſſer Thatſachen; alle thun es aus der Beobachtung, daß Aufzeichnungen auf Stein länger währen, als auf Holz oder Eiſen. Auch die Chineſen haben den Gebrauch auf Steinen Geſchichte zu ſchreiben und ſo hatten ihn die Hebräer. Muß nun nothwendigerweiſe eine Nation von der andern geborgt haben? Und wenn eine andere ſolche Folgerung zuläßig iſt, iſt es nicht wahrſcheinlicher, daß die Hebräer von den Aegyptern und dieſe wieder von den Chineſen geborgt haben? So könnten wir der Reihe nach die Analogien durchgehen, welche Hr. D. citirt. Aber was nützt es? Wer in Europa gewohnt hat, weiß, daß man auch dort Inſchriften an den Häuſern hat und daß dies ſowohl im innerſten Rußland der Fall iſt, wie in Deutſchland. So mit Hochzeitszügen, Häuſern zur Aufbewahrung der Todten, der Claſſifikation der Bevölkerung in höhere und niederere Abſtufungen und correſpondirender Etiquette. Ein gleiches, weil Dienſtmänner mit Trageſſeln an öffentlichen Plätzen auf Kunden warten, daß in wälderarmen Ländern der Abfall der Felder zur Feuerung benutzt wird; daß man ſich bei Begegnungen küßt; daß Bettler unterwürfig ſind ꝛc. Einen närriſchen Vergleich muß ich jedoch noch erwähnen, den nämlich, daß Hr. D. aus der Leichtigkeit der Betten der ärmeren Claſſen, (gar kein Bett) den Schluß zieht, daß der Lahme, den Chriſtus geſund machte, auch ſo ein leichtes chineſiſches Bett gehabt haben muß, weil er aufſtand, ſein Bett nahm und ging. Auch ſoll es in China vorkommen, daß man einem Bräutigam die falſche Braut in's Ehebett legt, was aber bei den brennenden Lichtern, wie man oben geſehen, doch nicht leicht möglich ſein ſollte, u. ſiehe da, auch hieraus wird ein Beweisgrund; denn fragt Hr. D., geſchah dies nicht auch dem guten Jakob? Die Ziehbrunnen in

Digitized by Google

China erinnern Hrn. D. an Rebecca u. den freienden Knecht Abrahams. Und ſo fährt er fort, und benützt das Sandalentragen der Chineſen (ich glaubte immer ſie tragen Pantoffeln), ihre Neigung zu Lotterien, ihre weißen Schreibtafeln mit ſchwarzer Schrift darauf, die leicht zu löſchen iſt, ihr Wimmern u. Wehklagen bei Todesfällen, ihre langen Gebete, ihre Opfer an Himmel und Hölle ꝛc. ꝛc. (alles dies mit Bibelſtellen verglichen, die darauf paſſen, wie eine Fauſt auf ein Auge), um die Aehnlichkeit der Chineſen mit Hebräern und Chriſten zu beweiſen. Auf uns macht es den entgegengeſetzten Eindruck. Ich erkenne daraus, wie ähnlich unter gleichartigen Verhältniſſen die Menſchen ſind, und wie die Urtypen vieler unſerer Sitten in China zu ſuchen ſind. Die Thatſache, daß von dort aus die große Völkerwanderung ihren Anfang nahm und daß die Eroberer Hochaſiens Dſchengis Chan und Tamerlan von Oſtaſien kamen, ſowie, daß die Handelsverbindungen Südaſiens mit Arabien und Aegypten ſchon in den älteſten Zeiten beſtanden, verbunden mit der Abneigung der Chineſen gegen fremde Sitten, läßt wenig Zweifel mehr übrig, welches Volk das nachahmende, welches das aus eigener Natur ſich entwickelnde war.

Hr. D. lobt es in den Religionen China's, daß es bei ihnen keine Menſchenopfer giebt, und daß ſie kein Sinnbild der Wolluſt, d. h. keine Venus haben. Aber er eifert in heiligem Grimme darüber, daß die Weiſen China's ſich nicht über die Erſchaffung der Welt und die Regierung des Weltalls ausſprechen. Er meint damit die Gelehrten aus den Staatsſchulen, die Confucianer. Dieſe Leute, wie unſere biederen Profeſſoren auf deutſchen Univerſitäten, bekennen, daß ſie darüber Nichts wiſſen und keinen Vortheil darin ſehen, ſich mit Hypotheſen zu plagen. Hr. D. beklagt dieſen Eigenſinn und meint die Bibelbeſchreibung der Schöpfung ſei ein groſser Vortheil. — Aehnliche Gleichgültigkeit beweiſen dieſe Literati gegen die Dogmen von der Pflicht der Anbetung des Schöpfers u. des Regenten des Univerſums; von der Entſtehung und Fortpflanzung der Sünde durch Adams Fall; von Sündenerlöſung und Sündenvergebung durch die Gnade und das Blut Chriſti; von den Mitteln und Wegen zum Rechtthun zu gelangen; von Belohnung der Menſchen im Himmel und ihrer Beſtrafung in der Hölle; von dem Werth der Seele; von der Auferſtehung! Für alle dieſe Dogmen ſind dieſe heidniſchen Gelehrten gleichgültig! Wie verletzt dies unſeren Miſſionär!

Dieſer theilt uns nun auch noch ihre ketzeriſchen Antworten mit. Z. B.: „Erde und Himmel ſeien aus Dunſt (Nebel) entſtanden!“ — „Die Materie ſei ſelbſt exiſtirend, ewig, da!“ – „Die Schöpfung der Welt aus Nichts iſt nicht verſtändlicher, als die Vorſtellung unſerer Bücher!“ – „Das Apfeleſſen des Adam u. der Eva war ja gar keine ſo große Sünde!“ – „Wir glauben an die eingeborne Reinheit u. Güte des menſchlichen Herzens u. behaupten, daß Unreinheit und Schlechtigkeit durch Berührung mit ſchlechten Menſchen entſteht, und beſonders durch mangelhafte Erziehung!“ Hr. D. ſpielte nun ſelbſt den Kritiker und wollte wiſſen: Wie denn der Weltdunſt entſtanden ſei? Die Chineſen blieben ihm hierauf die Antwort ſchuldig, gerade wie Chriſtus, als ihn Pilatus fragte: Was iſt Wahrheit? Einige ſprachen von einem männlichen und weiblichen Urgrund der Dinge.“

Von der Erlöſung der Menſchen und Vergebung ihrer Sünde durch Chriſti Leiden wollten dieſe Chineſen gar Nichts hören. Sie beſtanden darauf: „daß gute Werke verdienſtlich ſeien, und daß eine gute That entweder dem Thäter oder ſeinen Nachkommen zu Gute käme.“ Auch meinten ſie, könne man ſchlechte Handlungen durch gute Werke wieder gut machen, beſonders durch Geſchenke für öffentliche Zwecke.

Von dem heiligen Geiſt wollten dieſe Herrn Nichts hören. Sie ſagten: „Um gut zu ſein, braucht man nur guten Willen!“

Auch verwerfen ſie die Begriffe von Beſtrafungen und Belohnungen in einer anderen Welt. Sie erwiederten: „Urſache und Wirkung finden auf dieſer Welt ihren Abſchluß!“ Der Himmel der Bibel wollte ihnen nicht in den Sinn. Sie behaupteten: „Ehre, Reichthum, langes Leben, zahlreiche männliche Nachkommenſchaft und dergleichen, das ſind die Früchte guter Handlungen und ehrlicher vernünftiger Lebensweiſen. Wer ſchlecht iſt, verliert ſeinen guten Namen, wird krank und arm, bekommt kein Amt (das iſt gewiß in Amerika anders) wird nicht berühmt und bekommt keine Söhne.“ Von der Seele haben ſie eigenthümliche Begriffe. Sie ſetzen keinen großen Werth darauf u. ſagen: der Menſch habe drei Seelen, eine bleibt nach dem Todte im Ahnenſchrein des Verſtorbenen, die andere bleibt im Sarge und die dritte geht in die unteren Regionen, um Sünden abzubüßen.“ Das iſt auch eine Dreieinigkeit!

Der geneigte Leſer wird bemerken, daß Hr. D. ſich in dieſen Antworten der Chineſen und ſeinen früheren Behauptungen zu widerſprechen ſcheint. Uns ſcheint es daraus zu entſtehen, daß er nicht klar genug, die verſchiedenen Religionen China's trennt. Buddhismus hat viele Aehnlichkeit mit der eigentlichen katholiſchen Kirche. – Tauismus mit ihren auf Straßen herumziehenden Mönchen u. Nonnen, u. die Staatskirche, das heißt, das Staatsrecht u. die Sittenlehre China's, iſt von dieſen ſehr verſchieden. Die Gelehrten dieſer Staatsanſtalt ſind kalte Realiſten, und ungläubige Menſchen. Hr. D. giebt uns oft die Worte von Buddhiſten für Ausſprüche der Chineſen im allgemeinen und ſo wieder die der Staatsmänner auf gleiche Weiſe. Die Antworten, welche letzt erwähnt wurden, kamen von Schülern der Lehren von Confucius. — Man muß dieſe Diſtinctionen machen, ſonſt würde man leicht einen Fehler begehen, der dem gleich wäre, Humboldt's Aeußerungen für preußiſiſche Religionsbegriffe zu nehmen, oder Göthe's Sätze für chriſtliche Dogmen zu halten.

Am ſchlimmſten ging es unſerem Miſſionär aber mit

Digitized by Google

der Lehre von der Auferſtehung Die Chineſen fragten naſeweis: „Wo denn der Platz herkäme, wenn alle Menſchen in den Himmel kämen?“ Der Boden müßte ja herausfallen!

Zuletzt kommt folgendes Geſtändniß: „Das Chriſtenthum macht in China langſamen Fortſchritt. Die ſchwere Maſſe eines ſtereotypirten Aberglaubens u. Abgötterei fügen ſich nicht leicht unter ſeine reinigenden und erhebenden Wahrheiten. Thatſachen beweiſen dies aufs entſchiedendſte, und ſie würden uns entmuthigen, wenn es keine Verheißung in der Bibel gäbe.“

„Der erſte Chineſe wurde vor 7 Jahren bekehrt und getauft. Die erſte chriſtliche Kirche wurde 1807 unter Doctor Morriſſon, dem Pionier der proteſtantiſchen Miſſionen, organiſirt. Die jetzige Anzahl der lebenden und vertrauenswerthen Bekehrten in China (weniger als 3000) iſt klein, wenn man ſie vergleicht mit anderen Miſſionsfeldern, wo größere Reſultate mit kleineren Mitteln erzielt wurden.“

Hierauf zählt Hr. D. die Schwierigkeiten auf, welche Bekehrungsbeſtrebungen im Wege ſtehen. Als erſte nennt er die Sprache; ſie habe kein Alphabet, und eine große Maſſe willkührlicher Zeichen; ſie paſſe nicht dazu, um chriſtliche Ideen und Lehren darin auszudrücken. – Er meint, der Teufel habe die chineſiſche Sprache erfunden, um die Ausbreitung des Chriſtenthums zu verhindern. Es gäbe keine Worte darin für „Gott und heiligen Geiſt“ und mehrere andere chriſtliche Dogmen ſeien nicht chineſiſch auszudrücken.

Es ſtiegen uns bei dieſen Bemerkungen Hrn. D. allerlei ſchlimme Gedanken auf. Wir fragen uns ſelbſt: Wie ſteht es denn mit der Offenbarung Gottes, wenn es wahr iſt, daß er in der Bibel eine Religion niedergelegt hat, welche gar nicht in die Sprache überſetzt werden kann, welche über ⅓ tel aller Menſchen ſprechen und leſen? Der Teufel erfand dieſe Sprache? Herr Miſſionär! Herr Miſſionär! Das ſind bedenkliche Ausdrücke für einen chriſtlichen Geiſtlichen!

Das 2. große Hinderniß iſt, ſo ſetzt unſer Amerikaner es nieder, „die nationelle Eitelkeit!“ Chineſen nennen Ausländer „ausländiſche Teufel“. England ſei nicht größer als ihre Fingernägel; die Ver. Staaten ſeien „Nirgends!“ Hr. D. giebt uns folgenden Brief von einem der bedeutenderen Schriftſteller Chinas:

„Ich preiſe mich glücklich, daß ich in China geboren bin, u. denke immer, wie anders es mit mir geworden wäre, wenn ich auf der anderen Seite der Meere in irgend einem entlegenen Orte auf die Welt gekommen wäre, deſſen Volk unbekannt mit den guten Maximen der antiken Könige und unwiſſend in ihrem häuslichen Leben, ſich in die Blätter von Bäumen kleidet, Holz ißt, in Wildniſſen wohnt, und in Höhlungen ſich aufhält!! Aber glücklicher Weiſe bin ich im Reich der Mitte geboren; ich habe ein Haus zum wohnen, habe Nahrung, Getränke, elegante Meublen, Kleider, Kopfbedeckung und unermeßliche andere Vortheile! Wahrlich die höchſte Glückſeligkeit iſt mein!!“

Das heiße ich einen Geburtsſtolz! Ein amerikaniſcher Knownothing könnte kaum ſich breiter in die Bruſt werfen! Es müßte ein Adler ſehr lange und weite Flügel haben, um dieſen Eitelkeitsflug zu erreichen! Nationaleitelkeit!! Ja unſer Miſſionär hat Recht, ſie iſt ein Hinderniß in der Völkerentwickelung! Wer Ohren hat der höre!

Der 3. Anſtoß iſt die große Verehrung, welche Confucius und Mencius in China fortwährend gezollt wird. — Betrachten wir dieſen Einwurf näher! Ein großer Mann iſt der ſtärkſte Ankergrund eines Volkes! Confucius iſt der Weltweiſe nicht allein für China, ſondern auch für Japan! Nahezu 2500 Jahre hat ſich ſeine Macht über die Gedanken der Menſchen erhalten! Gibt es einen höheren Anblick? Er war kein Eroberer! Kein religiöſer Schwärmer! Nur ein reformatoriſcher Denker! Woher nahm er ſeine unſterbliche Kraft? Seine Lehren geben ſie, weil ſie noch nicht in Widerſpruch gerathen ſind mit fortſchreitendem Wiſſen.

Das 4. Hinderniß bildet die Hochachtung, welche jeder Chineſe ſeinen Ahnen zollt. „Die Liebe für ſeine Voraltern, die Ehrfurcht für „das Alte“, der Gehorſam gegen das Familienhaupt bieten ſchwer zu beſeitigende Schwierigkeiten!“

Am allermeiſten verſperren aber alle Bekehrungsverſuche die folgenden von Hrn. D. niedergeſchriebenen Urſachen: „Es iſt ſchwierig, ſagt er: eine große und intelligente Maſſe gegen ihre Vorurtheile und Ueberzeugungen zu beeinfluſſen. (Die geſperrte Schrift ſtammt von Hrn. Doolittle). Wären die Chineſen unwiſſende Wilde und Barbaren, und zählten ſie nur einige Tauſende oder Hunderttauſende, wie die Sandwich-Inſulaner vor 50 Jahren waren, ſo könnte man erwarten, daß ſie für's Chriſtenthum gewonnen werden möchten. Aber ſie ſind ein civiliſirtes, oder doch wenigſtens halbcivilisirtes Volk. Sie ſind eine literariſche Nation und ihre Literatur iſt nach Einem Schnitt (unique) und voluminös. Sie zählen 400 Millionen Seelen, ſprechen, leſen, ſchreiben eine Sprache, ſind von einem Manne regiert; haben ein Geſetzweſen und hängen alle an den nämlichen National-Gewohnheiten und Sitten. Sie ſind vollkommen zufrieden mit ihren eigenen Sitten. Beſonders vorurtheilsvoll gegen Aenderungen und Reformen!“

Kann es ein ſeltſameres Zugeſtändniß geben, als das, was in den oben angeführten Worten liegt? Sollen wir darüber lachen? Oder darüber weinen? Das Auslachen verdient der aufgedunſene geiſtliche Miſſionär, der unkundig der Beziehungen, in welchen ſeine eigene Religion ſich zum fortgeſchrittenen Wiſſen unſerer Zeit befindet, hinauszieht, um ein altkluges und ſehr gebildetes Volk zu bekehren; bei

demſelben aber Männern begegnet, welche ihn und ſeine hohle Dogmatik vollſtändig durchſchauen und ſich nicht einmal die Mühe nehmen, ihm Oppoſition zu machen, ſondern ihn ruhig dem Witze und dem Scharfſinn einer Bevölkerung überlaſſen, welche in ihrem Sitten- und Religionsweſen die größte Widerſtandsfähigkeit gegen die chriſtliche Miſſionsverſuche beſitzt. Bringt der Miſſionär chriſtl. Myſticismus, ſo reicht ihm der Chineſe den viel ältern, viel durchdachteren Myſticismus von Säkja-Muni, des Stifters der buddhiſtiſchen Religion; tritt er mit chriſtlicher Symbolik auf, ſo überfluthet ihn der Chineſe mit ſeiner viel reichhaltigeren Symboliſirung aller idealen Dinge; erſcheint er im Gewande des religiöſen Cynismus, ſo hält man ihm die Züge von ſolch rafinirten, die gewöhnlichen Lebensbedingniſſe verachtenden Asceten entgegen, daß Hr. D. ſelbſt lachen muß; begiebt er ſich ſchließlich auf's Feld der Sittenlehre und der praktiſchen Anwendung derſelben auf Volk und Regierung, ſo ſteht er wie ein Bettler vor der übervollen Univerſalmoral der Gelehrten der confuciſchen Lehren. Aber weinen ſollten wir bei dem Gedanken, der ſich uns unwillkührlich aufdrängt, daß auch in China die Kirchen und Staatsſyſteme an die Stelle des Begreifens und der Verſtändigung getreten ſind, und daß durch ein wohlerſonnenes Erziehungsweſen und eine in alle Lebensſchichten eingedrungene ſittliche und religiöſe Denkungsweiſe eine nationelle Eitelkeit gefördert worden iſt; welche im Volke ſelbſt jede Würdigung des Beſſeren aus anderen Ländern erſchwert. Man nehme z. B. folgenden Auszug aus der Eingabe der Staatsgelehrten Chinas an den Kaiſer in Peking, welche kürzlich überreicht wurde, und welche im Feuilleton der Wiener neuen freien Preſſe am 3. Mai, 1867 publicirt wurde:

„Wir wiſſen, daß die Leute, welche mehr ans Sprechen als ans Nachdenken gewöhnt ſind, uns ſagen werden, wir kümmerten uns um ziemlich unnütze Dinge, wir wollten die ehrwürdigen chineſ. Gebräuche nicht beiſeite laſſen, um fremde Bahnen einzuſchlagen; es ſei gegen die chineſiſche Würde, ſich von europäiſchen Lehrern leiten zu laſſen. Die, welche ſo reden, zeigen, daß ſie wenig von dem wiſſen, was in der Welt vorgeht. Bis jetzt hat China geſucht, durch eigene Kraft mächtig zu ſein. Es iſt nun aber offenbar, daß der chineſiſche Genius das, was er konnte, hervorgebracht hat, und daß intelligente Leute es ſich nicht mehr verhehlen, es müſſe ſich, um in Zukunft nicht allein zu gehen, dazu verſtehen, von den Europäern die ihm fehlenden Künſte und Wiſſenſchaften zu entnehmen.... Es iſt dringend nothwendig, daß wir uns in allen dieſen Wiſſenſchaften (es iſt namentlich von Maſchinen- und Dampfſchiffbau die Rede) unterrichten, und es wird dieſe Anſicht nicht allein von den Unterzeichneten getheilt. Vielleicht ſagen Manche, es ſei vortheilhafter, ſo fortzufahren, wie man bis jetzt gethan hat. Warum, ſagen ſie, von den Europäern keine Dampfſchiffe miethen und kaufen? Iſt das nicht weit einfacher? Hat man nicht auf ſolche Weiſe Alles, was mon wünſcht, ohne ſich ſelber unnütze Koſten und Mühen zu machen? Die, welche ſo reden, ſind ohne Zweifel Leute, die da glauben, China habe einzig Kanonen und Flinten aus Europa zu beziehen. Sie ſind aber in ſchwerem Irrthum. Allein wäre dem auch ſo und wäre das bis heute verfolgte Verfahren praktiſch und bequem geweſen, ſo bleibt es darum nicht weniger wahr, daß ſelbſt für dieſe Artikel wir beſtändig vom Auslande abhängig bleiben und uns darein ergeben müſſen, niemals deren Fabrikation kennen zu lernen. Ueberdies entzieht uns die Kenntniß der Waffen- und Maſchinenfabrikation dadurch, daß ſie uns ſelbſt produciren lehrt, keineswegs die Freiheit, die alte Bahn weiter zu verfolgen und uns als Käufer an die auswärtige Induſtrie zu wenden. Allein wir werden es alsdann mit vollſtändiger Sachkenntniß thun. Es erſcheint uns überflüſſig, den Vorzug des Wiſſens vor dem Nichtwiſſen darzuthun u. ſ. w. u. ſ. w.“

Dieſe *chineſiſche* Miſſionäre, entſtanden und entſtehen in der eigenen Mitte des Volks, genährt an den gelehrten Schulen nach dem Muſter des Confucius, und gekräftigt in einem hochgebildeten Realismus; ſie ſind die einzigen wirklichen Reformatoren Chinas, wie ihre Collegen, die Männer der Wiſſenſchaft, in chriſtlichen Ländern es auch ſind. Wir brauchen geſunde Anſichten wie dieſe, und ſolche von keiner Nationaleitelkeit verſtümmelte ſtaats- und volkswirthſchaftliche Anſchauungen, um China, ja den Erdkreis, zu reformiren; religiöſe Miſſionäre haben ſich überlebt, und wir verdienen, daß jedes Volk, dem wir Miſſionäre ſchicken, uns ſeine eigenen auch ſchickt, ſo daß wir recht deutlich einſehen, wie ſinnlos ſolche Bekehrungsverſuche ſind. Nicht die Pfaffen China's bringe man in Contakt mit unſeren Pfaffen; ſie können nicht von einander lernen, aber die Männer der Wiſſenſchaft beider Länder in Berührung zu bringen, das wäre nützlich für beide Theile. Daß unſer lieber Hr. D. auch gar nicht begreift, daß China gar nicht damit gedient iſt, wenn man ihm eine vierte, zu ſeinen drei Religionen des Glaubens bringt, eben weil man nur einem Volke nützen kann, indem man ihm erweitertes *Wiſſen* darbietet, das nehme ich ihm übel, weil dieſe Wahrnehmung in allen Kundgebungen unſeres Zeitalters zur Erkenntniß vor uns liegt. Als Beleg hiefür dient auch der kürzlich gehaltene Vortrag *Liepi's* über die *Krankheit des Seideninſekts* in Frankreich u. Italien. Er ſagt in demſelben: „Wenn der europäiſche Seidenzüchter gelernt haben wird, die Vorſchriften ſeines Meiſters in der Seidenzucht, des gewöhnlichen chineſiſchen Bauers, genau und richtig zu befolgen, ſo wird er ganz unzweifelhaft Herr des großen Uebels werden, das ſeine Exiſtenz bedroht.“ Wie nützlich wäre ein Austauſch des Wiſſens für Alle, den Chineſen wie den Europäer! Wie nutzlos, um nicht ein ſchlimmeres Wort zu gebrauchen, ſind gegenſeitige Mittheilungen in blos kirchlichen Dingen! Hr. D. iſt der Reprä-

ſentant des Glaubens der Amerikaner, alſo ihres Nichtswiſſens, und den Bock den er ſchoß, als er nach China wanderte und dort miſſionärte, war der, daß er glaubte, daß China eines andern Glaubens bedürfe, während China und ſein eigenes Vaterland, vor allem, eines beſſeren Wiſſens bedürftig ſind. Darum wurden ihm auch obige ſehr beſchämenden Bekenntniſſe nicht erſpart, ob er gleich deren Tragweite ſelbſt nicht einſieht.

Das Schlußcapitel des von uns critiſirten Buches beſchreibt eine Reiſe des Verfaſſers nach Peking, kurz vor ſeiner Abreiſe. Er fand das Reiſen auf ſeiner viertägigen Tour wohlfeil und ziemlich bequem. Das Gefährt war ziemlich primitiv, zweirädrig, wie in ebenen Ländern gebräuchlich, und ſieht auf dem Bild viel den in Süditalien üblichen Wagen ähnlich. Der Fuhrmann ſitzt auf der Deichſel, gleich hinter dem Pferde, und zeigt uns ſeine herabhängenden Beine, wie unſere Bauern Fuhrleute in vielen Gegenden Deutſchlands es thun. Er ſpringt mit ſeinem Sitze herunter und wieder hinauf, gerade wie die Poſtillione in Spanien thun. Er läuft viel neben dem Fuhrwerk her und iſt freundlich und geſprächig mit Allen, die ihm begegnen. Auch hat er, wie alle Fuhrleute, viel von ſeinen Abenteuern zu erzählen, und ſchwatzt mit ſeinem Geſpann, ganz gleich, ob Eſel, Ochs oder Pferd, als ob es ihn verſtände. Ich habe oft daran gedacht, ob nicht ſo ein Stück Vieh und ſein Treiber einander wirklich beſſer verſtehen, als die deutſchen Bauern ihre gelehrten Pfarrer?

Das Land ſelbſt bot Hrn. D. wenig Intereſſantes dar. Er ſagt: „Es giebt keine Zäune (fences), Scheunen und nur wenige comfortable Wohnhäuſer.“ Man ſieht unſer Yankee ſucht ſeine heimiſchen Farmen und vermißt die Fenzen! Bezeichnend! „Bäume ſind ſelten, klein und ohne Blätter.“ Er reiſ'te im März und es fehlen ihm ſeine heimathlichen Wälder.

Unſer Autor beſchreibt uns die ſinnreichen chineſiſchen Schubkarren, und die Geſchicklichkeit, mit welcher ſie dieſelben zur verſchiedenartigſten Transportation benützen. Das Gewicht der Laſt ruht auf der Achſe und nicht wie bei uns, zwei Drittheil in der Handhebe, alſo der Schulter des ſchiebenden Menſchen. Der Chineſe bewegt mit ſeinem Schubkarren große Laſten und bedient ſich oft eines Vorſpans von Vieh. Auch verſchmähen Fahrluſtige nicht, ſich darauf fahren zu laſſen. Für wie viele Kinder in Deutſchland iſt die erſte Fahrt in's Freie die Schubkarrenfahrt! Schreiber dieſes intereſſirte ſich aber beſonders für dieſen Schubkarren; denn ſeine erſte Promotion im Amerikaniſirtwerden war von dem ſehr unbequemen amerikaniſchen Schubkarren, welcher in Philadelphia in dem Spezereiladen, wo er anno 1832 diente, als Pferdegefährt im Gebrauch war. Ich kann alſo die ſinnreiche Idee, die Laſt auf die Achſe zu baſiren, vollkommen ſchätzen.

Eigenthümliche Lagerſtetten, (Betten kann man ſie nicht nennen) ſind auf einer Art Lehmöfen angebracht, welche unten gelinde geheizt und ſo ein warmes, trockenes Lager bilden; zu dem aber der Reiſende das Bettzeug mitbringt. Ich ſah in Böhmen ähnliche Ruheplätze.

Peking beſchreibt Hr. D. mit vieler Bewunderung. Es muß die ſchönſte Großſtadt der Welt ſein! Die Stadt iſt im Lande und doch auch wieder das Land in der Stadt. Die meiſten Wohnhäuſer haben Gärten, und die Stadt bedeckt alſo einen ſehr großen Flächenraum. Der Chineſe nennt ſie die Stadt der weiten Abſtande, eine Benennung, welche bekanntlich auch für Washington (City of magnificent Distance) gebraucht wird. Alſo ein geborgter Ausdruck. In den Wohnungen iſt ſehr viel Comfort, viel mehr als man nach dem Aeußeren vermuthen würde. Fahrgelegenheit, meiſtens ähnlich den engliſchen Hacks, iſt im Ueberfluß an allen öffentlichen Plätzen und billig zu haben. Die Bewohner Pekings ſind, wie alle Reſidenzler, gefälliger, intelligenter und weniger neugierig Fremde anzuglotzen, als die mehr ſüdlichen Chineſen, unter welchen Hr. D. mehrere Jahre wohnte und welche ſein Buch ſpeciell beſchreibt. Er ſagt: „Man kann ganz Peking durchwandeln ohne Gefahr!“ Die kaiſerlichen Paläſte, die großen Kirchen, und beſonders die große Glocke gefallen ihm ſehr. Dieſe Glocke hat auf ſich die ganze ältere Geſchichte Chinas eingetragen, und bekundet, wenn man das große Gewicht betrachtet, eine erſtaunenswerthe, ſchon lange beſtehende Fertigkeit in der Erzgießerei. Obwohl das deutſche Sprichwort: „Man muß nicht Alles an die große Glocke hängen“ von China ſtammt!?“

Das Buch ſchließt mit den Worten: „Peking iſt das politiſche und literariſche Centrum eines Reiches, welches ein Drittheil des menſchlichen Geſchlechts umfaßt. Beamte vom höchſten Range empfangen hier ihre Beſtellungen für alle Theile der 18 Provinzen des Reichs. Viele derſelben müſſen perſönlich die Hauptſtadt beſuchen, ehe ſie wählbar ſind für die höheren Stellen in den Provinzen. Auch müſſen Candidaten für die höheren literariſchen und militäriſchen Ehrenſtellen von den entfernteſten Provinzen nach Peking kommen. Das kaiſerliche Collegium (Hantin) iſt in Peking placirt und ſeine Zöglinge und Genoſſen haben die meiſte Ausſicht auf Anſtellung von dem Kaiſer. Sie kommen aus allen Provinzen, pflegen Wiſſenſchaften und warten auf Anſtellung als Mandarinen.“

Wahrlich ein ſcharfgezogenes Bild der gelungenſten u. vollendetſten Centraliſation unſerer Erde! Es iſt anziehend oder abſtoßend, je nach den politiſchen Grundſätzen des Leſers. Amerika kann darin ſein eigenes Bild erblicken, wenn es auf ſeinen jetzigen Wegen beharrt!

Schließlich ſtatten wir noch dem Verfaſſer unſeren herzlichen Dank ab für die vielen Aufſchlüſſe, welche ſein Buch uns gegeben hat. Wir hoffen, daß unſere Behandlung des Gegenſtandes auch dem Leſer dieſer Zeilen nützlich war und empfehlen uns ſeiner Nachſicht. C. R.

Die Kritik des Herrn C. Rümelin wird der Leſer, gewiß, mit vielem Intereſſe leſen; doch bedaure ich, daß während meiner Abweſenheit die Correktur oberflächlich geleſen wurde, um durch mehre abſcheuliche Fehler den geiſtig intereſſanten Aufſatz zu entſtellen.

Ludvigh.

Für die Fackel.

Streifzüge.

Von Samuel Ludvigh.

Mai, 1867.

Der ſchönſte Theil des Jahres, der Wonnemonat Mai hat mit Millionen Blüthenguirlanden ſeinen Reigen eröffnet. In prachtvollem Schmuck der Farben-Mannigfaltigkeit breitet ſich das „Mill-Creek-Thal“ vor meinem entzückten Auge aus. Eine „Maiblume“, die neben Roſen in meinem Gärtchen blüht, führt mich unwillkürlich im Geiſte weit über den Ocean hin nach jenem anmuthigen „Liebinger-Thal“ meiner Heimath, wo ich im Jahre 1833 eine Maiblume ſah, die den jugendlichen Dichter entzückt und die trauernde Lyra zu neuen Accorden der Liebe und der Hoffnung geweckt hat. Aber Hofcenſur und Kaſtengeiſt haben alle meine europäiſchen Blumen, alle meine Hoffnungen der Liebe zerknickt und ich ahnte damals nicht, daß der Vielgeprüfte, der ſchwer Leidende in Amerika eine Maiblume finden werde, die ſich liebend an ihn ſchmiegt, ihm den innern Frieden wieder giebt, mit dem Leben verſöhnend, deſſen bitterer Kelch bis zum letzten Tropfen geleert war; eine Maiblume zart und ſchön als Braut, treu als Gattin, emſig als Hausfrau und ſorgſam als Mutter. Welcher Contraſt zwiſchen Damals und Jetzt! Die innern Stürme haben längſt ausgetobt, die Uebergänge von ſeligen Momenten zu langwährenden Leiden ſind vorüber, das Leben iſt normal geworden, ähnlich einem Bach, der von hohen Pappeln umſchattet zwiſchen blumigen Gefilden dahinfließt. Selbſt der Verluſt des Vaterlandes iſt verſchmerzt und die Sehnſucht, dort zu ſterben, erloſchen. Ich höre und leſe jetzt viel über den „Fortſchritt“, den Ungarn gemacht hat. Fortſchritt — ach, frage ich mich, ſeit 30 Jahren Exilirten, worin beſteht denn eigentlich dieſer Fortſchritt? Iſt der Staat von der Kirche getrennt? Nein. Iſt das Concordat aufgehoben? Nein. Iſt der Unterſchied zwiſchen Hochgeboren und Wohlgeboren vernichtet? Nein. Iſt das abſolute Veto dem Monarchen genommen? Nein. Iſt die Preſſe frei? Nein. Alſo worin beſteht der Fortſchritt, über welchen Ihr jubelt? In der Erweiterung der Gewerbefreiheit — in Erlangung eines Miniſteriums, in der Krönung eines gedemüthigten Hapsburgers, deſſen Syſtem mich und viele Andere ihrer Heimath beraubt hat, auf deſſen jungem Haupt der Fluch der zu Arad gehenkten Patrioten ſchwebt, befleckt mit dem Blute des edlen Grafen Batthjanyi; eines bankerotten Kaiſers, der ſeinen deutſchen Einfluß durch preußiſche Ueberlegenheit verloren, mit geheimem Groll der Erniedrigung ſich in die Arme der ſtolzen leicht zu ſchmeichelnden und ſtets großmüthigen Magyaren wirft, um ſich und ſeine Dynaſtie, durch Galgenfriſt, zu erhalten.

Blickt hinüber nach Mexico und Ihr müßt ſehen, wie auch den extemporirten Kaiſer Maximilian, das Sühnopfer hapsburger Perfidie und napoleoniſcher Infamie die Nemeſis erreicht hat. Der ſtolze Kaiſer von Oeſterreich bettelt bei der Republik um Schutz für ſeinen Bruder, den politiſchen Verbrecher und Filibuſter! Das Leben verlieren iſt Nichts — die Freiheit verlieren iſt Viel — die Ehre verlieren iſt Alles. Petöfy iſt todt, doch ſeine Lorbeeren grünen fort und fort und ſein indirekter Mörder, Franz Joſeph, legt hundert lumpige Gulden auf den Altar des Fortſchrittes als Beiſteuer zu einem Monument des gefeierten Dichters. Welche Demüthigung! Welche Heuchelei! Wollen Se. Majeſtät, Höchſtderoſelben jetzt leicht zu bewegen ſind, „politiſchen Verbrechern“ Amneſtie zu ertheilen, nicht auch noch andere hundert Gulden für ein Monument der gehenkten Patrioten opfern? Welch neuer Fortſchritt wäre das nicht für einen herabgekommenen Kaiſer von Oeſterreich und in spe gekrönten König von Ungarn — Jeruſalem gar nicht zu gedenken! Ach, wo iſt die Krone, die im Stande wäre, einer Henkermajeſtät von Arad die verlorene Ehre wieder zu geben! Und wo iſt die Macht, die ſtark genug, das verbrecheriſche Haus Hapsburg vor längſt verdienter Strafe und Verluſt des Thrones zu bewahren! Der Verfall hat begonnen, der Fall wird nicht ausbleiben. — Auch der Fortſchritt hat begonnen — er mag gehemmt, kann aber nicht vernichtet werden. Vous verrez.

Ich breche das Maiblümchen in meinem Garten, leg es mit drei Roſenblättern in einen Brief und ſende das Symbol meiner zerknickten Hoffnungen in Europa an meine Nichte, in Güns, und wären nicht die Thränen des Schmerzes in meinem philoſophiſchen Innern längſt verſiegt, würde ich einige Perlen beifügen, als Zeichen meiner nie verſiegenden Liebe zur Heimath. Doch genug über Lenz-Poeſie — das Leben iſt zur Proſa geworden und je mehr der Nimbus von Ambition und Illuſion verſchwindet, deſto trockener wird die Proſa, aber auch deſto ruhiger, deſto glücklicher das Leben.

Nach einem kurzen Intermezzo im Kreis der Familie, Blumen pflanzend, Adorinen's Tönen am Klavier lauſchend, eine Enkelin im Schooße wiegend und dergleichen häusliche Freuden mehr genießend, verließ ich am 13. Mai Cincinnati und fuhr nach Chicago. Die Fahrt dauerte einen Tag und eine halbe Nacht. Ich ſtieg im Maſſeſolt Houſe, nahe am Depot ab, und überſiedelte nächſten Tag nach dem European Hotel, wo man für $1.50 per Tag ein gutes Zimmer bekömmt und nach der Karte ſpeiſen kann. Hier trank ich das erſte Glas Waſſer, das durch den Tunnel vom Michigan-See nach der Stadt geleitet wird.

Wenn man noch nicht in das Stadium des Lebens getreten iſt, wo man gar nichts mehr bewundert, ſo iſt Chicago unbedingt eine Erſcheinung der amerikaniſchen Neuzeit, welche man mit Recht bewundern kann. Dieſe ſchönen Straßen, dieſe prachtvollen Paläſte, dieſes rege Treiben einer Bevölkerung von 200,000 Einwohnern! Dieſe Großſtadt mit ihrem ausgedehnten Handel erſcheint mir jetzt nach 25 Jahren wie ein Mähechen aus Tauſend und Einer Nacht.

Die Meilen langen Straßen durchziehen Eiſenbahnwagen nach allen Richtungen hin. Ueber den ſchiffbaren Chicagofluß ſind mehre bewegliche Brücken geſchlagen, wodurch die Paſſage für Wagen und für Fußgänger oft gehemmt wird. Ein Uebelſtand, dem über nicht lange durch Tunnels abgeholfen werden wird. Konnte man Kirchen und große, ſolide Gebäude emporſchrauben, um die Straßen zu erhöhen, konnte man Trinkwaſſer vom See unterirdiſch nach der Stadt leiten, ſo kann man auch noch Tunnels bauen, um den Fahrenden und Gehenden unter dem Fluſſe eine ungehemmte Paſſage zu öffnen. Und alles das ſchafft Geld und Arbeit, geleitet durch Intelligenz.

Die Arbeit war ſeit Jahrhunderten die Dienerin des Capitals und der Intelligenz. Je mehr ſich die Intelligenz intenſiv im Volk verbreitet, deſto mehr ſtrebt der Arbeiter ſich vom willkürlichen Druck des Capitals zu befreien. Er will, wenn intelligent, nicht länger Maſchine, ſondern Menſch ſein. Er will nicht leben, um als Laſtthier von früh Morgens bis ſpät Abend zu arbeiten, ſondern er will arbeiten, um zu leben und, dem Capitaliſten gleich, Muße haben, das Leben geiſtig und ſocial zu genießen. Dieſes Gefühl beſeelt Tauſende der Arbeiter in Amerika, und ſchon hat man durch Arbeiteinſtellung und Agitation den Arbeitgebern es wiſſen laſſen, daß a ch t S t u n d e n hinreichend ſeien für ein Tagwerk. Nun, daß glaube und befürworte ich ſelbſt, kann es jedoch nicht billigen, daß der Staat, auf alte Zopfweiſe, in einem Staate der freien Concurrenz ſich in „Zeit und Lohn" der Arbeit einmiſche. Dieſe Frage ſoll nur zwiſchen Arbeiter und Arbeitgeber geſchlichtet werden, damit der Arbeiter nicht im Streben ſich vom Kapitale zu befreien, zum Sklaven des Staates ſich mache. Die ſogenannten „Strikes" (Arbeitseinſtellung) genügen keineswegs, da der Arbeiter dabei gewöhnlich der verlierende Theil iſt. Auch läßt ſich das Achtſtundengeſetz nicht auf alle Zweige der Arbeit anwenden. Und ſo empörend es iſt, den Arbeiter in Fabriken 10 bis 14 Stunden lang des Tages an's Joch zu ſpannen, und ihm kaum Zeit gelaſſen wird, ſein Mahl zu verſchlingen; eben ſo wahr iſt es, leider, auch, daß die meiſten unſerer nicht intelligenten, zum Bummlen geneigten Arbeiter die ihnen für geiſtige u. ſociale Genüſſe gelaſſenen Mußeſtunden am Biertiſch und bei Kartenſpiel zubringen würden. Die Arbeiterfrage iſt ſchwer zu löſen und wird noch lange nicht dem Humanismus gemäß beigelegt werden. Eben ſo wichtig, ja, noch wichtiger iſt es für den Arbeiter ſein Augenmerk auf progreſſive Steuer zu richten, auf freien Boden, auf Verhütung hoher Zölle, auf Verminderung des Banknotenumlaufs, auf Entfernung ungerechter Privilegien, auf Aufhebung des puritaniſch-despotiſchen Sonntagsgeſetzes und ſonſtige Aus- und Mißgeburten des katholiſchen Pfaffenthums und des proteſtantiſchen Muckerthums. Die Sklavenfrage der Neger im Süden iſt erledigt; für das allgemeine Stimmrecht, ohne Unterſchied der Farbe, ſorgen Politiker und Drahtzieher; denn bei ihnen gielt die Quantität der Stimmen mehr als die Qualität und „Stimmvieh läßt ſich am leichteſten für Parteizwecke ausbeuten. Hier iſt Rhodus, hier heißt es ſpringen." Wir können eben die Theorie der Quantität nicht bekämpfen, ohne gegen Volksſouverainetät und Humanismus zu verſtoßen; und die Praxis? Nun, ich will hoffen, daß ſie durch die Quantität nicht zur Klippe der Freiheit wird. Die eigentliche Regierung der Republik liegt in den Händen von Wenigen „S m a r t e n, Accommodations- und Ausbeutungsfähigen" und ein Troſt iſt es, daß nicht Einer Alle, wie in der Monarchie, ſondern das Volk ſich gegenſeitig ſelbſt betrügt und die Beute der Art vertheilt wird, daß es wenig darauf ankömmt, durch weſſen Hände ſie zeitweilig benutzt und v e r n u ß t wird.

Den Arbeitern möchte ich noch rathen, ſich nicht durch Phraſen und Verheißungen unſerer gegenwärtigen radikalen Demagogen als Stimmvieh benutzen zu laſſen, ſondern den Radikalismus ſeinem Weſen nach zu ſtudiren, ſich an Grundſätze zu halten, nicht durch Namen blenden zu laſſen und die politiſchen Pappenheimer aus ihren Früchten zu beurtheilen.

So haben wir auch den hervorragenden Politiker Jeff. Davis und den conſervativen, vom Strom der Nothwendigkeit Geſchobenen Abe Lincoln kennen gelernt. Jenen hat unſere Regierung gegen alles Völkerrecht zwei Jahre lang als K r i e g s g e f a n g e n e n in Haft gehalten. Hätte man ihn, als man ſeiner „im Unterrock ſeiner Gattin" habhaft wurde, als Rebellen wie eine vergiftete Ratte todtgeſchlagen, ſo hätte kein Hahn nach ihm gekräht, das Volk hätte Amen geſagt, und die Herren in Waſhington wären nicht in Verlegenheit gerathen, wie man ſich aus der Schlinge ziehen und ſeiner los werden könne. Endlich ließ man ihn auf Bürgſchaft laufen und wer befindet ſich unter den Bürgen des Helden eines Volksliedes: „hang Jeff. Davis

on a sour aple tree!?" Der Cyniker Horace Greeley, von der New-York-Tribune: das leitende Organ der republikaniſchen Partei, das vor dem erſten Schuß zu Fort Sumpter der friedlichen Seceſſion das Wort ſprach. Hatte die friedliche Ausſcheidung aus der Union einen Rechtsboden, ſo fällt die Schuld der Rebellion von ſelbſt weg und Jeff. Davis und Greeley waren im Recht. Hatte die Seceſſion keinen Rechtsboden, ſo war ſie Rebellion und die Strafe des Hochverrathes hätte, nicht nur Davis, ſondern für jeden Rebellen, Verluſt des Lebens und Confiscation der Güter ſein müſſen. — Indeß die allgemeine Meinung der freien Staaten, ohne Unterſchied der Partei, bei Ausbruch des Krieges die Seceſſion für Rebellion erklärt und verdammt hat, ſah man ſich doch, der Retaliation wegen, in die Nothwendigkeit verſetzt, die Rebellen als Kriegsgefangene zu behandeln. Davis weiß es ſo gut wie Greeley, daß den auf Bürgſchaft Freigegebenen kein Gericht als Hochverräther zum Tode verurtheilen wird. Werden ja ſehen, was das Ende vom ſchmählichen Liede ſein wird. Das Poſſirlichſte der Poſſe wäre, wenn Davis das Gouvernement auf Schadenerſatz für zweijährige Haft anklagte und — die demokratiſche Partei ihn als Präſidentſchafts-Candidat aufſtellte. — Bei Gott, ſagt der Chriſtusanbeter, ſind alle Dinge möglich, und des Volkes Stimme iſt ja des Bibelgottes Stimme.

Wir ſind ein großes Volk. Wir ſind auch ein dankbares Volk. Wir laſſen Davis, den Erzrebellen, laufen und vergöttern Lincoln, als wäre es ſein Verdienſt, die Sklaven befreit zu haben. Dieſes Verdienſt gebührt ſeinem ihm geiſtig überlegenen Antagoniſten Jeff. weit mehr; denn der Sklavenbefreier war: „die große Kanone, auf dem Karren der militäriſchen Nothwendigkeit." Causa causæ est causa causati. (Die Urſache der Urſache iſt die Urſache des Verurſachten.) Davis und Comp. waren die Urſache des Krieges, alſo iſt die Sklavenbefreiung die Folge des Krieges. Könnt Ihr über dieſe Logik hinaus?

„Friß deine Knackwurſt" fällt mir da ein, und halt' das Maul! „Was Große thun, iſt wohlgethan, und des Volkes Stimme iſt Gottes Stimme." Ich mag es weder mit den Großen, noch mit Gott halten, wo es ſich um Blamage handelt. Hat Booth ſeinen Namen durch Meuchelmord geſchändet, ſo habt Ihr euch durch die Poſſe von Davis und Farce von Lincoln auf ſo eclatante Weiſe blamirt, wie die Weltgeſchichte ihres Gleichen nicht hat. Wollen ſehen, was mit Maximilian geſchieht. Mögen den Filibuſter auch Viele bedauern, ſo wäre es doch eine Blamage von Seiten Juarez, wenn er ſich in Folge eines Blumage ſeines kaiſerlichen Bruders in Wien und Seward's ſüße Worte bewegen ließe, den gefangenen Eindringling und Füſilanten laufen zu laſſen, anſtatt ihn, jure talionis, zu füſiliren.

„Im Wein iſt Wahrheit, im Lagerbier Klarheit." Habe dieſes Mal, und zwar zum erſten Mal, die großen Trempel des Gambrinus in Chicago beſucht. Es ſind deren, neben mehren kleinen Kapellen, vier an der Zahl und die Prieſter heißen: Joh. A. Huck, Seip und Lehmann, Buſch und Brand, H. B. Miller. Wenn die Bewohner von New York in Einem Jahr circa eine Million Dollars werth Eier conſumiren, was mag da wohl das Bier koſten, das zu Chicago jährlich vertilgt wird? Bier war, iſt und bleibt des Deutſchen Lieblingsgetränk und nie wird es den Temperenzlern gelingen, das deutſche Volk für ſich zu gewinnen. Eine Erhöhung des Bierpreiſes vermag den Deutſchen in Baiern zum Revolutionär zu machen. Und die Deutſchen in New York fügen ſich, mit ſtaunenswerther Geduld, in die Zwangsjacke des Sonntagsgeſetzes. Man ſollte glauben, daß es in einer Stadt mit ſo überwiegendem Fremdenelement der Polizei unmöglich wäre, dieſes Eſelsgeſetz auch nur Einen Tag durchzuführen. Es ſollte mich gar nicht wundern, wenn es endlich dennoch zu blutigem Conflikt führte.

Chicago athmet bis jetzt noch freier am chriſtlichen Schabbes, am heiligen Tage des Lord Jeſus. Die Straßen-Eiſenbahn-Wagen ſtehen dem Volk zu Gebote, um Gärten zu beſuchen und bei heiterer Muſik ſein Lagerbier zu trinken; die Turnhalle bietet ihre vortrefflichen Sonntags-Concerte, der Chicago-Arbeiter-Verein ſeine Kränzchen, und das deutſche Haus, ſo die Halle des socialen Arbeiter-Vereins ſorgen für das Bedürfniß der Theaterliebhaber. Es iſt Thorheit von jungen Leuten zu verlangen, daß ſie 6 Tage arbeiten und am Siebenten in der Kirche gähnen ſollen. Der Menſch iſt ein mit geiſtigen Anlagen begabtes ſinnliches Thier und hat als ſolches ein Recht, geiſtig und ſinnlich zu genießen. Geiſtiger Genuß hat nur wenige Adepten und Verehrer; das Sinnliche iſt vorherrſchend. Das Maaß des Genuſſes jeder Art iſt Sache der Vernunft. Schändet ſich der Menſch durch Völlerei, Trunkenheit und unmäßigen Genuß, ſo iſt er ſein eigener Feind und iſt eben ſo ſehr zu rügen, als wenn geiſtloſe Fanatiker verlangen, daß der Menſch ſich, zur Ehre Gottes, caſteie oder gar caſtrire. „Schmach über ein Combabengeſchlecht!" Es faſelt von himmliſchen Freuden und macht die Erde zum Jammerthal. Ein Zugvieh im Joch, das nach ewiger Seligkeit lechſt; ein hirnloſer Lümmel, der jede Freude des Lebens als Sünde flieht. O, dieſer Gnadenbänkler, dieſer Waſſerköpfe, dieſer Heuchler und Phariſäer! Dieſer Schaf's-Anbeter!

Der Mai von Chicago iſt, wahrlich, kein Wonnemanat, wenigſtens nicht der in dieſem Jahr. Hier iſt nicht der Philomelen Land; doch findet der Philomäckler ein üppiges Feld, auf dem die herrlichſten Roſen wachſen; obſchon ſie keine dornenloſen — denn die Fluctuationen des Handels ſind eben ſo wetterlaunig wie das Clima.

In Ermangelung von Nachtigallen begnügt man ſich mit Spottvögeln, importirt exotiſche Singvögel, beſonders aus Italien, Brignolis, Pareyas, Suſinis, u. dergleichen, um das amerikaniſche Ohr zu ergötzen, dem das blutige

Drama des Krieges den ſüßeſten Klang des Dollars entzogen hat.

Von Chicago machte ich einen Ausflug nach South Bend, Laporte, Plymouth u. Valparaiſo. Alle dieſe Städte im nördlichen Indiana gelegen, ſind hübſch und rührig; doch iſt die Gegend flach, triſt und öde. An deutſchem freiſinnigen Elemente und tüchtigen Geſchäftsleuten fehlt es keinem dieſer jungen Plätze.

Am 21. Mai nach Chicago zurückgekehrt, war das Wetter ſo kalt, ſo ſtürmiſch, daß ich den ganzen Tag im Zimmer ſaß, und des Abends nicht einmal Luſt hatte, im Opernhauſe Parepa's Casta Diva zu genießen.

Am 23. erheiterte ſich der Himmel und es ſchien auch hier endlich Frühling zu werden. Nun, es blühen ja bereits die Obſtbäume, die Wälder fangen an zu grünen und der Menſch friert am warmen Ofen nicht und ſchwitzt auf der Straße im Oberrocke nicht. Nur Geduld, über ein Kleines iſt der Sommer da, und Jedermann und Jedefrau wird dann klagen über die entſetzliche Hitze. Ja, es giebt der Tage nur wenige, wo man ſich ſo ganz behaglich fühlt. Das wichtigſte Thema des Lebens iſt denn doch immer: das Wetter.

Zu Lockport, Ill. ward mir das Vergnügen, durch Freund Kornmeier in Norton's Garten eingeführt zu werden; er iſt einfach ſchön und geſchmackvoll. Die Treibhäuſer ſind reich ſortirt. Was mich förmlich gefeſſelt hat, war ein mit Glasfenſtern überdachter Raum, dicht mit dem Parlour in Verbindung. Eine ſo reiche, ſo prachtvolle Flora von einigen hundert hochſtämmigen Geranien und Cactuſſen, jedes Exemplar in Blüthe, habe ich noch nirgends geſehen, weder in Europa noch in Amerika. Herr Norton verſteht es, das Angenehme mit dem Nützlichen zu vereinigen, das beweiſen die üppige Paleſtina-Traube unter Glasdach ſowohl wie Erdbeeren- u. Himbeeren-Beete, Pfirſig-Spaliere und allerlei Kernobſtſorten und Zwergbäume.

Man hofft, daß der längſt projectirte Bau eines Schiffs-Canals, um St. Louis mit Chicago zu verbinden, in Bälde beginnen werde, falls das Ver. Staaten-Gouvernement geneigt ſein ſollte, einen Theil der Koſten zu bewilligen. Eine ſolche Waſſerſtraße wäre für die Städte in Illinois und für den Handel im Allgemeinen von großem Vortheil. Möge ſie zur Ausführung kommen! Dem dichteriſchen Geiſte eines Jünglings iſt Nichts zu hoch und Nichts zu fern; dem amerikaniſchen jungen Rieſen Nichts zu ſchwer, und Nichts zu theuer, wo es ſich um pecuniären Vortheil handelt.

Fünf Meilen von Lockport zu Joliet Halt gemacht. Ein ſehr anmuthiges; doch wenig rühriges Städtchen. Ich habe hier, im Laden eines Landsmannes, einen andern Landsmann, einen „von unſern Leuten," getroffen, ein Stück eines Abenteurers, wie man hier zu Lande gewiß höchſt ſelten zu Geſicht bekömmt. Er beklagte den Verluſt einer Frau auf der Reiſe und ſagte, ſehr arm zu ſein. Es war dies der erſte Arme, der mein Herz ungerührt ließ, und ich bedaure, daß ich dem Knaben, den er mit ſich hatte, keine kleine Spende gab. Dieſer Landsmann, der ſich mir da in einer abgeſchabenen gelben Soldaten-Jacke, an welche zwei öſterreichiſche Orden geheftet waren, präſentirte, hat unwillkürlich einen ſo widerlichen Eindruck auf mich gemacht, daß ich den heilloſen Wunſch hegte, dieſe Jacke nebſt den Orden des mir verhaßten Hauſes von Habsburg auf einen Galgen zu hängen, und den ſcheinbar mittelloſen Helden, der ſich vielleicht zur Unterdrückung Ungarns, oder Italiens, oder Mexiko's Verdienſt erworben, über den Ocean zu ſpediren, um bei Sr. Henker-Majeſtät Anſprüche zu machen auf lebenslängliche Penſion. Schade, daß dieſer Landsmann nicht unter Jenen war, die den Weg zur Krönung mit Blumen beſtreut hatten. Armes, unwiſſendes, betrogenes Volk! Ach, da darf man wohl auch aus der Ferne der Verbannung in den Jubel intoniren: Herr, vergieb ihnen, denn ſie wiſſen ja nicht, was ſie thun!

Die nächſte Station war Bloomington, wohin mich der edle Beruf des Collectirens führte. Dieſe freundliche Prärie-Stadt war eben in full bloom und präſentirte ſich mir, von meinem Zimmerfenſter des Ashley Hauſes betrachtet, wie ein großer Garten in voller Blüthe. Nach kurzem Aufenthalte rollte ich wieder über die unüberſehbare Prairie hin und kam via Genoa Junction nach Peoria. Ein gutes, vor Kurzem durch Obriſt Funke eröffnetes deutſches Hotel war mir da eine angenehme Ueberraſchung. Nach dem Wetter bilden Hotels für einen Reiſenden, von gutem Geſchmack, Nr. 2. Bei meiner Ankunft, am 25., fanden eben zwei Begebenheiten ſtatt, welche man bei der allgemeinen Stagnation der Geſchäfte (wo Jeder klagt und Keiner Noth leidet) ſogar Ereigniſſe nennen darf. Eine Parade der Feuercompagnien u. Brauer Huber's Bock, der Hunderte von Kampfluſtigen und Ruhmdurſtigen nach den Salons, beſonders zu Gillig's, lockte, um ihre Stärke mit dem Allerweltsrepräſentanten der Schneider, mit dem Bock, zu meſſen. Möchte wohl wiſſen, warum man Schneider ſcherzweiſe Böcke nennt? Sind doch meiſt friedliebende Menſchen, die viel ſitzen, viel ſtechen und wenig ſtoßen. Stärke iſt, in der Regel, des Schneiders Attribut gewiß nicht und ſo dürfte man wohl blos auf des Schneiders verliebte Natur ſchließen, die ſich durch ſitzende Lebensweiſe geltend zu machen weiß, und den Schlüſſel zu dieſem Vergleichniß finden. Das Bier aber mag man, ſeiner Stärke wegen, mit vollem Rechte Bockbier nennen.

Peoria hat in letzterer Zeit, außer einigen Depots, wenig innere Verſchönerung erhalten. Ein Denkmal, das man denen im Seceſſionskriege Gefallenen errichtet hat, iſt Alles, was mir auffiel. Dieſe weiße, ſchlanke Denkſäule iſt einfach und beſcheiden, ohne zu ſehr mit dem geſchmackloſen, baufälligen Courthaus und dem verwahrloſten Raume, wo es ſteht, zu contraſtiren. Auf der Spitze ſteht der amerikaniſche Adler, der eine Ausnahme von den Adlern Oeſterreichs und Preußens macht, da er kein Raubvogel iſt wie

Digitized by Google

jene, ſondern Alles bar bezahlt, ſogar ruſſiſch Amerika. Die vier Wände der Säule ſind mit den Namen der Gefallenen gefüllt und vorne lieſt man: Erected to the memory of the departed Heroes of Peoria County 1866. Aus den Schädeln der Gefallenen von beiden Seiten könnte man eine große Pyramide bauen, mit der Inſchrift: Liebet eure Feinde, thut wohl denen, die Euch haſſen!" Und Davis — wandelt unter den Lebenden, gefeiert als Märtyrer einer ſchlechten Sache. O, göttliche Vorſehung, wie wunderbar und oft diaboliſch gerecht ſind deine Wege!

Sonntag. Bei Brauer Müller findet ein Pic-Nic des Peoria Geſangvereins ſtatt. Der Himmel iſt den Sängern günſtig. In Geſellſchaft des braven Lehrers Anker fuhr ich nach dem Feſtplatz. Das Feſt glich allen deutſch-amerikaniſchen Pic-Nics: heitere Geſichter von Alt und Jung, luſtige Knaben und weinende babies; Blechmuſik, Kegelſchieben und plenty Bier im Lager. Nach kurzem Aufenthalt fuhren wir nach Streibig's Sommerwirthſchaft; ein hoch gelegenes, ſehr anmuthiges Lokal, mit der Ausſicht auf Stadt und Flußgebiet.

Vom Sonntagsgeſetz hat jetzt Peoria um ſo weniger zu beſorgen, da ein guter Demokrat Mayor der Stadt iſt. Daher mag es wohl zum Theil auch kommen, daß man meiner Propaganda, außer dem liberalen Brauer Huber, keine Theilnahme gezeigt hat, weder bei reichen deutſchen Radikalen noch bei conſervativen, armen deutſchen Seelen. Ja, es gehört auch außerordentliche Opferbereitwilligkeit eines Radikalen dazu, um, ohne Anweiſung auf den Himmel, zehn Dollars vorzulegen, um dafür zwölf Dollars werth Bücher zu erhalten, welche — als Oppoſition der Traktat-Geſellſchaften— verkauft, oder ſogar verſchenkt werden ſollen. Das „Poſſirlicherbaulichſte" für mich bei dieſem improviſirten Actienhandel iſt, wenn ein eifriger Pfaffenfeind, mit einem jährlichen Einkommen von fünf bis zehn tauſend Dollars, ſich freundlich wedelnd entſchuldigt, daß er eben ein Haus, oder einen Stall im Bau habe, oder ein Anderer, mit einem Vermögen von hunderttauſend Dollars, ängſtlich frägt, ob das Zeichnen Einer Actie zu allen übrigen verpflichte. Nun die Menſchen ſind eben verſchieden, dem Kopfe, dem Herzen und dem Charakter nach und ich muß bekennen, daß es mich wundert, daß ſich im Häuflein der Freiſinnigen noch ſo Viele finden, die freudig an dem Unternehmen Theil nehmen, um Propaganda für geiſtige Freiheit zu machen, ohne andern Lohn, als den des Bewußtſeins: „als freie Menſchen ihre Pflicht nach Kräften gethan zu haben."

Bin ſeit mehren Jahren nicht zu Pekin geweſen. Eine kleine Stadt, nicht weit von Peoria. Da jetzt eine Eiſenbahn hinführt, entſchloß ich mich um ſo eher zu dieſem Abſtecher, da ich Einen der wenigen dortigen Abonnenten, Hrn. Pellens, gerne perſönlich kennen lernen wollte. Die kleine Tour war eben ſo lohnend wie angenehm. Wäre es auf den guten Willen des braven Turners Wildhack angekommen, ſo hätte die Fackel wenigſtens ein Dutzend neue Abonnenten erhalten müſſen. Da ich durchaus nicht mit ſolch einer Hoffnung gekommen war, überraſchte und genügte mir die Theilnahme von Pellens und Stein an meiner Propaganda und die Erfriſchung des Geiſtes und des Gaumens im Keller des Hrn. Lucas, in jovialer Geſellſchaft, bei ausgezeichnetem 65er Alsheimer Straminer.

Pekin (nach verbunzter engliſch-amerikaniſcher Ausſprache Piken) zählt circa 6000 Einwohner, von denen 2000 Deutſche und 1000 Irländer. Für das geiſtliche Wohl iſt hier eben ſo reichlich geſorgt wie für das leibliche; denn man betet in 10 Kirchen und trinkt in 25 Salons. Auch fehlt es nicht an Reſtaurationen, Billiardzimmern und guten Hotels a l'Amerique. Das Courthaus beſchämt das von Peoria, ganz beſonders durch einen mit allerlei Bäumen bepflanzten und ſorgfältig gepflegten Park. Ein Kaſtanienbaum, welchen ein Delegat von der letzten berüchtigten Charleſton-Convention hieher gebracht hat, wird einſt hiſtoriſche Denkwürdigkeit erlangen. Möge er, gedeihen und als Denkmal dienen, daß Freiheit und Sklaverei nicht für die Dauer zuſammen beſtehen können! Entweder muß Jene, oder Dieſe im Kampfe untergehen.

Es ſind hier 4 Freiſchulen, von denen die jüngſte ein wahres Prachtgebäude iſt. Der deutſche Turnverein zählt circa 50 Mitglieder. Der Arbeiterverein an 80. Vor Kurzem trat ein Geſangverein ins Leben, mit gemiſchtem Chor, unter Direktion von T. Schäfer. Es ſind da eine Hacken- und Leiter-Feuer-Compagnie und eine Feuerſpritzen-Compagnie. Auch fehlt es nicht an Vereinen der Amerikaner für kirchliche Zwecke. Eine Muſikgeſellſchaft von Amerikanern und Deutſchen leiſtet Tüchtiges in Concerten. Sogar ein amerikaniſcher „Amateur Drama Club" beſteht und erfreut ſich der Gunſt des Publikums. Daß es an allerlei Logen nicht fehlt, iſt ſelbſtverſtändlich, denn — Geheimniß und Decoration wirken gar ſehr auf kleine und auf große Knaben.

Eine Eiſenbahn von Pekin nach Bloomington und Urbana iſt eben in Vermeſſung.

Die vorzüglichſten Geſchäfte und Fabriken werden von Amerikanern und Deutſchen faſt in gleichen Theilen betrieben. Es ſind da Läden, welche einer großen Stadt Ehre machen würden; z. B. J. H. Smith u. Co., wo meiſt Wagen u. Pflüge fabricirt werden. Die Firma (Deutſch) beſchäftigt an 60 Arbeiter. Die Tabakhandlung von Stein, die Schnitt- und Modewaarenhandlung von L. Steiner u. Co. machen namhafte Geſchäfte. Barber, Hawley u. Co. beſchäftigen von 50–100 Arbeiter und verſenden Nähmaſchinen bis nach Californien. Die Peoria-, Pekin- und Jackſon-Eiſenbahn-Compagnie hat da eine Maſchinen-Werkſtätte im Gang, wo auch Eiſenbahnwagen gemacht werden. Der Getraidehandel von Pekin iſt bedeutend; es ſind da 6 große Lagerhäuſer mit einem Dampf-Elevator. Ferner Dampfmühlen, Bierbrauereien und drei Banken Das iſt, gewiß, ſehr viel für eine Stadt von 6000 Einwohnern.

Digitized by Google

Von Pekin fuhr ich nach Peoria zurück und ſetzte von da die Reiſe fort nach Burlington, am Miſſiſippi, im Staat Jowa. Burlington ſchreitet ſehr langſam, doch ſicher voran und iſt allem Anſcheln nach beſtimmt, eine der größten Städte des Nordweſtens zu werden. Das ausgezeichnete Farmland der Nähe, der ſchiffbare Fluß und Eiſenbahnen, welche theils fertig, theils im Bau, mit St. Lonis und New Orleans direkte Verbindung anknüpfen, verbürgen das Geſagte. Ueber den Vater der Ströme wird in Bälde eine koloſſale Eiſenbahnbrücke führen; ein Werk von großem Vortheil, das zugleich den landſchaftlichen Reiz der ſchönen Teraſſen-Stadt erhöhen wird. Auch iſt eben ein deutſches Hotel im Bau, das in wenigen Monalen eröffnet werden ſoll u. von dem ſich, unter Führung des Hrn. C. Geyer, Gutes erwarten läßt. Auch in dieſer Stadt liefern die Deutſchen zur Bevölkerung und Gewerkthätigkeit ein nahmhaftes Contingent.

Nach dem Cenſus zählt die Republik bereits 5 Millionen Dentſche und nach einigen Dekaden wird wohl das deutſche Element den vierten Theil der Bevölkerung ausmachrn. Daß bei ſtets zunehmender Zahl der Einwanderer ſich auch die Zahl des „Pfaffenfutters und Stimmviehs“ vermehrt, läßt ſich wohl nicht wegläugnen, doch kommen uns auch jährlich friſche intelligente Kräfte zu und indeß der dentſche Bauer am meiſten zue Cultivirung des unermeßlichen Landes und zur Hebung des ökonomiſchen Reichthums beiträgt, wird er auch Front machen gegen den puritaniſchen Fanatismus, der Alles aufbietet, um das Volk durch Sabbath- und Abſtinenz-Geſetze in politiſche und ſociale Ketten zu legen. Ob der unwiſſende und rohe Piebs weiß oder ſchwarz, daran iſt weſentlich Nichts gelegen, und ſo ſehr auch das allgemeine Stimmrecht eine politiſche Wahrheit iſt, beſonders in einem demokratiſchen Staate, ſo iſt es doch, leider, eben ſo wahr, daß es, durch den Hebel der rohen Maſſe, durch Kaiſer und Könige nicht wenigee für ihre Zwecke günſtig ausgebeutet werden kann, wie durch Aemterjäger in einer Republik. Ein ſchwieriges Dilemma, aus dem ſchwer herauszukommen. Qualifikation des Stimmrechtes durch Beſitz und Vermögen iſt durchans kein Mittel, der Schwierigkeit abzuhelfen; denn da würde nicht der Menſch, wie Franklin ſagte, ſondeen der Eſel im Stall ſtimmen. Freilich könnte man auch Eſel, wie gar viele weiße und ſchwarze ſonveraine Bürger, zum ſtimmen gebrauchen und der politiſche Leithammel dürfte ihnen blos den Stimmzettel an den Hals hängen und ſie zur Wahlurne treiben. Durch Inſtinkt und Gewohnheit würden ſie den Weg dahin allmällig ſelbſt finden. Auch würde die Beſchränkung des Stimmrechtes die Corruption nicht beſeitigen, über welche man bei vielen Beamteten und Geſetzgebern ein Recht hat zu klagen. Strenge Controlle und Verluſt des Bürgerrechtes würden wohl das beſte Mittel ſein gegen Betrug und Beſtechung. Der unermeßliche Flächenraum, die unerſchöpflichen Reſourren u. die Balaneirung des in viele Sekten zerriſſenen Chriſtenthums ſind die beſten Garanten gegen den Fall der Republik und gegen abſolnte Vereinigung des Staates mit der Kirche. Neben Unwiſſenheit und Rohheit der Maſſe machen auch Intelligenz nnd Wiſſenſchaft Fortſchritte, und es iſt, wenigſtens für dieſes Jahrhundert, keine Hoffnung da für Throne auf den Trümmern der jungen rieſenhaften Republik. Intelligenz, Tugend und volksthümliches Bewußtſein der Vereinigten Staaten verhalten ſich wie Hundert zu Eins in Vergleich zu Meriko und dennoch war es ſelbſt dort nicht möglich, dem Volk einen Kaiſer aufzuoctroyren. In den Zeitungen macht eine Proklamation Maximilians die Runde, in welcher Prinzen vor ähnlichen Gelüſten gewaent und Louis Napoleon bitter getadelt wird. Das Dorument ſcheint ein Counterfeit zu ſein; denn — eine Keähe hackt der andern die Augen nicht aus. Uebrigens liegt Wabeheit in der Botſchaft und trotz des Fiaslo im Spiel nm Alles oder Nichts kann man dem guten Max Feigheit durchaus nicht zur Laſt legen. Kömmt er mit dem Leben davon, ſo wäre das eine Großmnth, welche ich von Mexiko nicht erwarte. Die Bloeſtellung des politiſchen Fehlers des Kaiſers von Frankreich, die Demüthigung des um Gnade bettelnden Kaiſers von Oeſterreich nnd die Niederlage Maximilians ſind übrigens Strafe genug für die drei Spieler im mexikaniſchen Drama und ich — für meinen Theil würde an der Stelle des Letzteren eine Kugel des Feindes deſſen Gnade bei Weitem vorzieben. Der Tod eines Cato läßt ſich von einem Filibuſter und Thronabenteurer wohl nicht erwarten. Dazu kann blos Liebe zum Vaterland und zur Freiheit bewegen.

Von Burlington fuhr ich an Bord eines guten Bootes der Nothern Line nach Davenport. Hier trifft man ein gutes Feld für freiſinnige Beſtrebungen. Seit Kurzem erſcheint hier ein — wie man mir ſagte — von 18 Deutſchen gegründetes engliſches Blatt. The true Radical, redigirt von Jervis einem Engländer von Geburt, deſſen Haupttendenz darin beſteht, die puritaniſch-deſpotiſchen Abſtinenz- und Sonntags-Geſetze zu opponiren. Soll das true eine Wahrheit ſein, ſo hat das Blatt auch, und ganz beſonders, das Chriſtenthum zu bekämpfen und in der Politik die rothe Fahne aufzupflanzen; denn die demokratiſche ſowohl wie die republikaniſche Paetei ſind weiler Nichts als coloſſale politiſche Halbheiten, wobei es ſich nicht um Humanismus, ſondern ganz beſonders um Dollars und Cents handelt, welche Aemter, per fas u. nefas, abwerfen.

Eines ſehr ſchönen Morgens machte ich einen Spaziergang von einer Meile nach der prachtvoll gelegenen Reſidenz des Hrn. Nirolaus Feservary. Von 21 Ackern dieſes Beſitzes ſind 5 mit Bäumen bepflanzt. Die Ausſicht vom Bluff hinab auf Stadt und Flußgebiet iſt reizend. Herr F. erhält regelmäßig Zeitungen aus Ungarn, ſeinem alten Vaterland. Aus dem Naplo, dem Organe Deak's, ſah ich, welch' coloſſale Fortſchritte unſere Landsleute machen.

Die Zeitung erſcheint nicht mehr mit dem öſterreichiſchen Adler geſtempelt, ſondern mit einem ungariſchen, ſage *ungariſchen* Kreuzer! Doch iſt der junge König von Ungarn der alte Tabaksjude von Oeſterreich geblieben, der ſich als whole sale Schacherer und Monopoliſt mit dem was unter der Erde iſt, als Gold, Silber u. ſ. w. nicht begnügt, der auch den Boden des *freien* (!) Ungars monopoliſirt, wo es ſich um Tabakbau handelt. Der Grundeigenthümer hat das Recht, 70 Quadratklafter für ſeinen Gebrauch mit Tabak zu bepflanzen, (welche Großmuth!); hat jedoch bei Einreichung des *Geſuchs* einen Gulden und außer dem jährlich für jede Klafter 27 Kreuzer Steuer zu bezahlen. Alſo 19 Gulden! Das iſt theurer Tabak! Um ſich principiell einem ſolchen Monopole zu fügen, muß man ſehr wenig Vernunft, doch deſto mehr Geduld haben. Aber ein ungariſches Miniſterium! ein ungariſcher Kreuzer! eine ungariſche Krone! Ein ungariſcher Dolman! Ungariſche Tſchismen! Das ſind doch Errungenſchaften, welche Unabhängigkeit und Freiheit entbehrlich machen. Ich wußte und ſchrieb es ja, daß das Haus Oeſterreich noch lange nicht verloren iſt, wenn es nur den Ungarn ein „freundlich Geſicht" zeigt. Der Kaiſer und ſeine Miniſter haben den richtigen Weg eingeſchlagen zum Herzen der Magyaren und — der Thron ſteht wieder feſt — und würde nie wanken, wenn alle Ungarn ſo dächten, wie der ſervile Naplo ſchreibt. Daß ſie Alle ſo denken, das mögen Andere glauben; ich glaube es nicht.

Intereſſant iſt es für den Pſychologen zu vernehmen, was eine Zeitung des „verbluteten Ungarn" über Maximillan, den bedrängten „Uſurpator von Meriko" ſchreibt. Man höre: „Es giebt Menſchen, die durch das Schickſal gegen ihren Willen zu tragiſchen Helden gemacht werden; die nach dem Höchſten ſtreben und Alles dafür aufopfern, um in einem Wirkungskreis für das Wohl der Menſchheit zu wirken; denen jedoch das Geſchick den Lohn verſagt, der ihrer Aufopferung gebührt hätte." Und ſo ſpricht Deak's Organ. Das iſt der Geiſt der Conſervativen, die Alles vergeſſen haben, was Hapsburg verſchuldet, und denen die pragmatiſche Sanction mehr am Herzen liegt, als Ungarn's Unabhängigkeit und Freiheit. Sieben Millionen Schulden, ſo auf Maximilian gelaſtet haben, des Bruders Rath und Napoleon's Banditenſtreich waren der eigentliche Hebel der Aufopferung Marimilian's, der es unbedingt hätte wiſſen müſſen, daß ſein Unternehmen ein Spiel um einen Thron oder das Leben ſein wird. Schrieb ich ja, als er nach Meriko kam, daß ich ihn bedaure, daß ich lieber Kammerdiener in Wien als Kaiſer von Meriko ſein möchte. Doch — die Schuldenlaſt, die Hoffnung, daß die amerikaniſche Union ſich trennen und Platz machen werde für einige Throne, und die Ambition, „*Kaiſer* zu ſein", das waren die Motive, welche nur ein Fürſprecher der Monarchie, kein freier Mann billigen und bewundern kann.

Verlaſſen wir nun Ungarn und ſeine conſervativen Geiſter, die wie Marionetten freudig zappeln, wenn Se. Majeſtät ihnen ein freundliches Lächeln zu gönnen geruht; verſetzen wir uns jedoch noch im Geiſte flugs nach Arad auf den Richtplatz, nach Buda-Pest auf den Krönungsplatz und nach den Tabaksfeldern, um enttäuſcht zu werden über Ungarn's blumenbeſtreute Bahn und den Krönungsduſel vom Jahre 1867, der Staatsſchuld von 300 Millionen Gulden non obstante.

Koſſuth im Exil und — eingeſchloſſen in die Allergnädigſte Amneſtie. Der Blutjunge glaubt, feſt im Sattel zu ſitzen; denn er fürchtet ſelbſt Koſſuth nicht. Wird dieſer wohl Gebrauch von der allerhöchſten Gnade machen? — „Die Gnade eines Tyrannen verſchmähen, iſt ſüße Rache eines freien Mannes. Iſt Koſſuth ein freier Mann? Hi szem. Wohl, mag er zurückkehren! Vielleicht gelingt es ihm noch, den letzten Hapsburger aus Ungarn zu jagen und dem Lande jene Unabhängigkeit zu ſichern, die ihm gebührt.

Nun — laſſet uns in das Theater gehen, um durch einen geiſtreichen Vortrag des Hrn. Jervis und durch Geſang u. Spiel ſeiner Gattin (der gefeierten Künſtlerin Clauſen) für Momente der trockenen, mitunter recht abſcheulichen Proſa des Lebens zu vergeſſen. Ja, das war in der That, ein genußreicher Abend im Theater zu Davenport!

Von Davenport fuhr ich per Eiſenbahn nach Freeport im Staate Illinois. Es giebt Individuen und Völker, die an dem fürchterlichen Uebel des Bandwurms leiden. Dr. W. Schulz in Freeport iſt im Beſitz eines Arcanums, mittels deſſen er den Patienten in einigen Stunden von dieſem Uebel befreit. Ich ſah da mehre Exemplare in Spiritus aufbewahrt. Auch die Völker haben den Bandwurm. Die Ingredienzen dieſes Bandwurms ſind Dummheit, blinder Glaube, Sklavenſinn und Schlechtigkeit. — Wo ſind die Aerzte, die ſie davon befreien können und wie viele Jahrtauſende ſind nothwendig für *dieſe* Cur?

Freeport verſchönert ſich mit jedem Jahr und gehört zu den rührigſten Landſtädten von Illinois. Das deutſche Element iſt ſtark vertreten und, mit ſehr geringen Ausnahmen, ſtereotyp demokratiſch. Es erſcheint da auch eine deutſche Zeitung, deſſen Herausgeber, Hr. Wagner, ein recht biederer Mann iſt. In Geſellſchaft des Dr. Schulz nach Hettinger's Brauerei gefahren, welche ſehr hübſch gelegen iſt und guten Stoff liefert. Als ich voriges Jahr mit demſelben Herrn eine Fahrt dahin machte, trafen wir auf der Fahrſtraße ein Pferd in den letzten Zügen und, ſonderbar, ganz nahe jener Stelle, traf auch jetzt einen Farmer das Unglück, die Thierſeele eines ſeiner Pferde zwiſchen Leben und Tod kämpfen zu ſehen. Unſterblich, obſchon ſtetem Stoff- u Formenwechſel unterworfen, ſind auch die Thierſeelen. Kann ein Theolog das Gegentheil beweiſen? Wohl kümmert ſich der Bauer nicht um die Seele ſeines Pferdes; aber der Verluſt an Geld berührt ihn ſchmerzlich, gewiß ſchmerzlicher, als der Verluſt eines *böſen* Weibes. Der Menſch ſtirbt — das Pferd krepirt — indeß bei dem Engländer: man dies, and the horse dies. Die deutſche Sprache macht eine ſubtile,

Digitized by Google

theologiſche Diſtinction; die Engliſche kennt keinen Unterſchied und — der Act iſt wohl ganz derſelbe, was immer Theologie und menſchliche Anmaßung dagegen einzuwenden haben mögen.

Von Freeport per Eiſenbahn nach Galena. Es gab eine Zeit, wo dieſe Henne (galina) goldene Eier legte, ausgebrütet auf Blei. Jetzt, nach einigen 20 Jahren, giebt es wohl keine Stadt in Illinois von ähnlicher Dimenſion, wo ſo wenig Handel und Gewerkthätigkeit zu finden iſt. Dieſe Stadt iſt prachtvoll, am ſchiffbaren Fieberfluß gelegen und es wohnen hier Leute mit großem Capital; dennoch ließ man ſich von der nahen Stadt Dubuque, in Iowa, ſchmählich überflügeln. Es gab eine Zeit, wo zu Galena auch das geiſtige Leben ein reges war; wie es zu Dubuque n i e der Fall geweſen und wie es auch jetzt nicht vorhanden, trotz des hier wohnenden A n t i p f a f f s, dem der Biſchoff und ſeine Kirche längſt über den Kopf gewachſen und der es erleben mußte, die Sklaverei im Süden militäriſch aufgehoben und die jetzigen ſchwarzen Republikaner, die Trabanten des ekligen Puritanismus, ſich ſtolz gebahrden zu ſehen, in ihren Beſtrebungen, die Menſchenrechte zur Farre zu machen. Himmel, bewahre uns vor der Scylla und laſſe uns nicht fallen in die Charybdis! Echo: „Lümmel, willſt du kein freier Mann ſein, ſo werde Sklave; kennſt du das A B C der Freiheit nicht, begreifſt du nicht das Weſen von Republik, Demokratie und Menſchenrechten, ſo magſt du dir durch deine Pfaffen und Demagogen den Kappzaum anlegen laſſen und die Ketten der Deſpotie ſchmieden helfen für deine Enkel und Urenkel!" Verſtehſt du mich, edler Yahoo?

Es iſt lange her, daß ich von Galena über die Prairie bin nach dem Ufer des Miſſiſſippi ritt, wo damals eine iriſche Whisky-Bude das einzige Gebäude war — von Menſchenhänden gemacht. Jetzt ſtehen da große Depots der Illinois-Central-Bahn. Gegenüber lag Dubuque in ſeinem amerikaniſch hölzernen Embryo, das nun zu einer Großſtadt herangewachſen, wo viele Kirchen, gegen die Lehre Chriſti, von M e n ſ ch e n h ä n d e n gemacht, Charlatanen an Sonntagen als Bude dienen, um Leute, die ſich in allerlei Sekten zerriſſen und zerfetzt Chriſten nennen, mit dem Klingelbeutel in der Hand den Weg nach dem Himmel zu weiſen, von dem die Heuchler und Schaafsköpfe nicht mehr wiſſen als der Eſel von der Algebra.

Im bin zu Dubuque in Captain Stimming's empfehlenswerthem deutſchen Hotel abgeſtiegen, wo meiſt Amerikaner verkehren, beſuchte ein Paar Brauereien, um Actien einzulöſen und fuhr den Fluß hinauf nach Guttenberg.

Die Brauer ſind in meiner Propaganda am ſtärkſten vertreten; ſo daß ſie allein hinreichten, wenn nothwendig, die Druckkoſten eines freien Werkes zu decken. Ich habe die Opferbereitwilligkeit bei Gründung der Propaganda unſerer radikalen Matadoren etwas unterſchätzt und dachte, daß es ſchwer halten werde, 50 Actionäre zu finden. Wohl, es hat ſich Etwas über das Doppelte gefunden, was jedoch durchaus nicht berechtigt mit unſerem radikalen deutſchen und t e u t ſ ch e m Elemente groß zu thun. Wir ſind — mit der freien Preſſe ſeit 90 Jahren in den Händen — Pygmäen, und die Finſterlinge ſind Rieſen geworden. David, wo biſt du mit deiner Schlinge? Die Kerle in Reverenden und mit weißen Cravaten werden mit jedem Jahre unverſchämter in ihren Forderungen und ſie ſcheinen nicht eher ruhen zu wollen, bis ſie die glorreiche Zeit des Hexenverbrennens und der puritaniſchen, blauen Geſetze herbeigeführt haben. Sollte ihnen Das, Heuchelei und Dummheit im Volke ausbeutend, wirklich gelingen, dann würde es wohl an der Zeit der Freunde der Menſchenrechte ſein, ſie — todtzuſchlagen wie Ratten, um S a m m a e l, dem oberſten der Teufel ihrem Herrn und Meiſter, ein gerechtes Opfer zu bringen.

Hier ſäße ich denn wieder in der Stadt Guttenberg, das mit ſanguiniſchen Hoffnungen begonnen, und ſich noch immer nicht über die Dimenſion eines Krähwinkels erhoben hat! Anmuthig an der großen Waſſerſtraße gelegen, fehlt dem Städtchen der Nervus und der Unternehmungsgeiſt, welche Handel und Gewerkthätigkeit bedingen. Einige smarte Leute machen da allerdings Geld; doch, obſchon von Noth keine Spur zu ſehen, hat die große Mehrzahl ein ſehr frugales Leben zu führen. Der vernünftige Menſch bedarf ja auch nicht viel, um glücklich zu ſein. Der Geldbrotze hingegen, der immer jagt und treibt und ſchachert und wuchert, hat nie genug, und kann auch der — nur von Thoren beneidete „man of much property" über hunderttauſend Thaler gebieten, ſo iſt er doch, in der Regel, ein armer Tropf, den ſelbſt der Gedanke eines Verluſtes beunruhigt und der nie Zeit hat, ſich des Lebens wahrhaft zu freuen.

An der Levee ſtehen mehre ſolide Geſchäftshäuſer. Die Straßen ſind regelmäßig und breit ausgelegt; doch iſt das Stadt-Terain ſo groß, daß es wohl nie ausgefüllt werden wird. Die meiſten Familien haben ihr eignes Haus und keiner fehlt es an einem Gärtchen mit Blumen und Gemüſe. Die Bevölkerung iſt vorherrſchend freiſinnig und wo der freie Mann mit Gemüth und geſundem Menſchenverſtand in Berührung kömmt, dort kann er auf höhere Intelligenz und Univerſitätsbildung leicht verzichten. Das Schrecklichſte des Schrecklichen für mich iſt die God damn Claſſe von politiſchen Drahtziehern und imponirenden Majors und Colonels; ferner Die aus Mangel an eigener Bildung die Bildung verachten, den Werth des Menſchen nach Dollars taxiren; der Umgang mit Beſoffenen und endlich das Muckerchor, das ſeine Schlechtigkeiten in der Kirche abwaſchen zu können glaubt, und nicht begreifen kann, wie ein Menſch, ohne Religion und ohne Gott, aus Princip und aus Liebe zum Guten, ein guter Menſch ſein könne. Dieſe Claſſe findet man am ſtärkſten unter den Amerikanern vertreten, obſchon ich auch auf meinen Reiſen oft mit deutſchen Pracht-Exemplaren in Berührung komme, die mein demokratiſches Herz und meine Gleichheitstheorien gewaltig und höchſt unangenehm erſchüttern. Ach, denke ich dann gewöhnlich im

Stillen: wie tief biſt du ſocial geſunken, da dich Leute für werthlos halten; weil du nicht ſo reich und nicht ſo roh biſt wie ſie ſelbſt. Wohl entſchädigt dafür das Urtheil und die Achtung von Tauſend Andern, die den Werth des Menſchen nach ſeinem Geiſt und ſeinen Handlungen beſtimmen. Was ſoll man aber erſt von ſolchen Schurken ſagen, die ſelbſt Tugend und einen ſittlichen Lebenswandel in ihren eigenen Schmutz herzuziehen ſuchen und gewiſſenlos ſelbſt ſolche Männer „verkommene Subjekte" (alſo Lumpen) ſchimpfen, die es ſich ſeit Jahren zur Lebensaufgabe gemacht, Andern mit gutem Beiſpiele voranzugehen und durch Mäßigkeit in allen Genüſſen, durch Rechtlichkeit im Geſchäfte und durch Leidenſchaftsloſigkeit in Bekämpfung irrig erſcheinender Meinungen, zu beweiſen, daß man ein braver Mann ſein könne, ohne reich zu ſein und ohne ſich zu einer Religion zu bekennen. Nur der Charakter eines Schinderhannes kann mit ſolchen Subjekten verglichen werden und Verachtung iſt die einzige Waffe, deren ſie werth ſind.

Guttenberg hat eine große Mahlmühle im Gang, zwei Brauereien, eine Apotheke, einen Miniature-Buchladen des Hrn. Papin und mehre Kaufläden, von denen einige namhafte Geſchäfte machen. Auch ein Liebhabertheater beſteht da unter Regie des Hrn. Reis.

Die nächſte Station war Lanſing; meine Lieblingsſtation auf der Reiſe nach Mekka, oder beſſer geſagt, G o l g o t h a, die da heißt: St. Paul. D i e ſ e Tour werde ich jedoch blos bis La Croſſe ausdehnen und von dort den Fluß hinab via Prairie du Chien heimwärts ſteuern. Ja, das ſchöne Lanſing mit ſeinen freundlichen und intelligenten Deutſchen, ſeinen pittoresken Bluffs und ſeinem heiligen Nikolaus, bei dem man ſo comfortabel wohnt und ſo ausgezeichnet ſpeiſ't, dieſes Lanſing iſt mir förmlich an's Herz gewachſen.

Die Heiligen ſpielen im Nordweſten eine große Rolle. Städte und Gaſthäuſer tragen Namen von Heiligen, getauft urſprünglich durch Pioniere der katholiſchen Miſſion.

Auch zu La Croſſe wohnte ich bei einem Heiligen, im St. Charles des Hrn. Lange, der ſich zwar Verdienſte erworben durch gute Führung des Hauſes, aber keine Schuld trägt an der heiligen Taufe deſſelben. La Croſſe hat mich dieſes Mal nicht nur, wie gewöhnlich, in geſchäftlicher Hinſicht zufrieden geſtellt, ſondern auch Gelegenheit geboten, in Geſellſchaft der Familie F ü h r das Theater in der Turnhalle zu beſuchen und beim Kränzchen einen Walzer zu tanzen. Ja, wenn nur das fatale Aſthma ſich nicht zuweilen einſtellte, dann ging Alles noch recht gut von ſtatten; aber, aber, das Leben geht trotz alledem ſichtbar und fühlbar auf die Neige. Dann folgt das „e w i g e L e b e n" ohne die Bürde des Körpers, ohne Bauchweh und ohne Huſten, ein rein geiſtiges Leben — ein ewiger geiſtiger Wolluſtsduſel, ein Gottſchauen bei ewiger Sphärenmelodie, ein O h n e a u g e n ſ c h a u e n und ein unfehlbares O h n e h i r n d e n k e n — ſollte man ſich da noch vor dem Tode fürchten und ihn nicht vielmehr freudig begrüßen, als einen geflügelten Engel, der den Sterblichen auf ſeinen ätheriſchen Schwingen zu den unſterblichen emporträgt, zu den nie, nieverſiegenden Freuden des ewigen Lebens?! Sehen Sie, meine ſchönen Leſerinnen der Streifzüge, ſo ſehr kann ein Walzer begeiſtern, daß er den Geiſt bis in den ſiebenten Himmel verſetzt; und doch predigen unſere Mucker, das Tanzen ſei eine Sünde und erſt das Tanzen am heiligen Sabbath, wo die Heiligen im chriſtlichen Himmel Nichts thun als Hymnen ſingen und ſelbſt Gott ruht und ſich mit kalter Küche begnügt! Na, nur voran, nur wacker voran, Ihr Mucker, damit euch der Zeitgeiſt deſto eher den Hals breche. — Und Ihr, Ihr Schöngeiſter und Idealiſten, eure Phantaſie iſt reich, doch eure Logik — gehört der Katze! — So prachtvoll die Scenerie bei Prairie du Chien, ſo fade und langweilig iſt die Stadt ſelbſt; wenn man anders berechtigt iſt, über eine Prairie hin zerſtreute Häuſer eine Stadt zu nennen. Reiſende, die hier auf Abgang der Böte und der Züge warten, alſo überliegen müſſen, finden da nahe dem Bahnhof allen Comfort in einem großen und eleganten Hotel.

Von der Hunde-Prairie fuhr ich auf den Schienen nach Mezzomanie. Könnte das Neſt nicht eben ſo wohl Pazzamanie oder Cazzomanie heißen? Mezzomanie heißt H a l b m a n i e — was die beiden andern Benennungen auf deutſch heißen, darnach mag der wißbegierige Leſer in einem italiſchen Wörterbuche nachſchlagen. Ich habe hier in einem ſehr beſcheidenem amerikaniſchen Haus übernachtet und fuhr mit Privatgelegenheit auf holprigen Wegen nach Sauk City. Dieſe kleine Strecke und die Reiſe von St. Peter nach New Ulm in Minneſota ſind die einzigen Fahrten, ſo ich noch jährlich einmal per Achſe zu machen habe. Ueber Beſchwerlichkeiten der Reiſe hätte man alſo nur dann Urſache zu klagen, wenn Einem das Far Niente auf Dampfböten, oder das Wagengeraſſel auf Eiſenbahnen und Stillſitzen als Laſt erſchiene. Es giebt Menſchen, denen ſelbſt das Gehen beſchwerlich fällt und Leute, die beim Eſſen ſchwitzen. Wird man auch häufig durch Plakate von Beutelſchneidern (pickpockets) gewarnt; ſo reiſ't man doch in keinem Lande der Welt ſo ſicher und ſo bequem, wie in den Ver. Staaten. Vor dem Kriege war es wohl in den ſüdlichen Staaten für Jene nicht ganz ſicher zu reiſen, die als Aboliniſten dem Volke bekannt und, wie man zu ſagen pflegte, „not sound on the goos" waren; was ich, leider ſelbſt ein Mal erfahren und mein Heil in der Flucht ſuchen mußte. Dieſe Goos (Gans) hat nicht nur ausgeſchnattert, ſondern iſt mauſetodt und König Lynch hat ſeine Rolle für immer ausgeſpielt. An manchen Grenzen der Union werden die Reiſenden durch Indianer noch bedeutend gefährdet. Da ich dieſen Streifzug des Monates Juni erſt im Juli niederſchreibe, ſo habe ich Gelegenheit, das Geſagte durch eine Specialdepeſche aus Leavenworth vom 19. Juli zu belegen, welche da ſagt: „Sonntag wurde in der Nähe von Fort Larned ein Zug (train) von den Indianern erbeutet. Biſchof Lamy, zehn

Digitized by Google

Prieſter und ſechs barmherzige Schweſtern begleiteten den Zug, welchrr auf dem Wege nach Santa Fe war. Die Männer wurden getödtet und in ſcheußlicher Weiſe verſtümmelt. Die Frauenzimmer wurden als Gefangene weggeführt. Ihr Biſchöfe und Prieſter, ſprecht: ſind Indianer, Cannibalen und Großinquiſitoren auch Ebenbilder Gottes? Iſt dieſer euer Gott ein barmherziger, ein gerechter Gott? Denkt euch den ſchrecklichen Tod des Biſchofs Lamy und der zehn Prieſter und dann erſt das ſcheußliche Loos der barmherzigen Schweſtern, und wenn Ihr dann noch an die Barmherzigkeit eines perſönlichen Gottes glauben könnt, den Ihr lehrt, ſo ſeid Ihr eben ſo wenig eines vernünftigen Argumentes fähig wie der Wilde. Daß Ihr, aus Mangel an Vernunft und Zartgefühl, zu eben ſo ſcheußlichen und grauſamen Handlungen, inſtinktmäßig u. aus Fanatismus, fähig ſeid, das haben längſt die Zeiten der Inquiſition bewieſen. Beſtie iſt Beſtie; ob Tiger, Indianer oder ignoranter, fanatiſcher Chriſt. Die Natur folgt unabändrrlichen Geſetzen und der Gott, den Dummheit und Feigheit des Menſchen in ihr großes, ſtaunenswerthes Reich eingeſchmuggelt haben, iſt nicht im Stande, jenen Geſetzen Einhalt zu thun, an die wir Alle gebunden ſind, ob wild oder civiliſirt, ob gut oder bös, ob hoch oder niedrig geſtellt, ob Prieſter oder Laie, ob Nonne oder Proſtituirte. Der Menſch iſt der Schöpfer ſeines eigenen individuellen Gottes und außer der Natur giebt es keinen Gott, dem Ihr Theologen Allwiſſenheit, Weisheit, und Barmherzigkeit zuſchreibt. Das Leben der Menſchheit, die kurze Weltgeſchichte und ſelbſt das Schickſal einzelner tugendhafter Individuen erhebt dieſe Wahrheit über jeden Zweifel vor dem Richterſtuhle eines vernünftig und furchtlos denkenden Menſchen.

So lange noch ein Papſt von 490 Biſchöfen Adreſſen entgegennimmt, worin ſie bezeugen, daß ſie glauben u. lehren, was der Papſt glaubt und lehrt; ſo lange Biſchöfe ſich von einem ökumeniſchen Concilium noch reiche Früchte verſprechen, wie es der Fall iſt im Jahre des Herrn 1867, ſo lange ſteht es noch arg um Wiſſenſchaft und allgemeine Aufklärung. Civiliſirte Barbaren ſind wir im 19. Jahrhundert und nicht mehr!

„Sich von allem politiſchen Parteigetriebe ferne halten — einen geſetzlichen Sinn pflegen, der jederzeit in der Obrigkeit eine göttliche Anordnung erkennt und ſich verpflichtet fühlt um Gottes Willen Gehorſam zu leiſten —" das iſt die Quinteſſenz der chriſtlich kirchlichen Doctrin; dies iſt das Myſterium der Pfaffenherrſchaft, nach welcher Alle ſtreben, ob altgriechiſch oder neugriechiſch, ob römiſch-katholiſch oder proteſtantiſch; ſo verſchieden auch die Wege ſein mögen, auf welchen ſie gehen, das Ziel iſt Eins: geiſtige und politiſche Knechtung der Völker und Herrſchaft der Kirche, im Namen Gottes und der Religion, dieſer Popanze, um zu ſchrecken und die Gläubigen auf die Freuden des Himmels zu verweiſen, nachdem man ſie um die heiligſten Güter der Erde betrogen.

Ich bedauerte, nicht einige Tage früher nach Sauk gekommen zu ſein, um der Feier des jährlichen Feſtes der hieſigen freien Gemeinde beiwohnen zu können. Nach New-Ulm in Minneſota iſt es Sauk-City, in Wisconſin, wo auf ſo kleinem Raume das größte freiſinnige Element zuſammengewürfelt iſt; ein Element, von dem in gar vielen Landſtädten noch keine Spur vorhanden. Man bedenke, daß die Völker in Europa ſeit Jahrhunderten durch Staat und Kirche ſyſtematiſch verdummt werden; man bedenke, daß die Bevölkerung der Ver. Staaten blos ein Ableger jenes römiſchen und puritaniſch-monarchiſchen Syſtems iſt; man bedenke, daß der gläubige Pöbel auch hier das Bedürfniß der Kirche fühlt und in ſeiner Geiſtesſchwäche der Führer bedarf, die ihm den Weg nach dem Himmel weiſen; man bedenke, wie dieſes religiöſe Bedürfniß mit Heuchelei und Geſchäftsintereſſen im Bunde die freie Preſſe in Anſpruch nimmt, um die Dummheit des Volkes zu nähren, dem blinden Glauben zu fröhnen, die Geſchäfte zu fördern, und den heiligen Faullenzern der vielen Kirchen Anſehen und ein gemächliches Leben zu ſichern; man bedenke und erwäge alles Dieſes und man wird ſich wundern müſſen, daß es der Kirche noch immer nicht möglich war, trotz aller ihrer feilen Bemühungen, den Staat mit ſich direkt zu vereinigen, den ſie, leider, bereits ſchon namhaft influencirt u. beſchulmeiſtert. Das, trotz alledem, ſtark vertretene freiſinnige, deiſtiſche und atheiſtiſche Element darf wahrhaftig nicht die Hände in den Schoos legen, wenn die Trennung des Staates von der Kirche eine Wahrheit ſein und die Republik nicht zu einer theokratiſch-proteſtantiſch-chriſtlichen Zuchthausanſtalt umgewandelt werden ſoll. „Hütet Euch vor Wölfen in Schaafskleidern!"

Ich habe Madiſon, der ſeebeſpülten Schönen, dieſes Mal meinen letzten Beſuch abgeſtattet, und hatte das malheur, von einem biſſigen Hunde, gegen alle meine Erwartung und Abſicht, die Beſtie beleidigen zu wollen, an der Bruſt gefaßt und etwas unſanft geſchüttelt zu werden. Zum Glück hatte ich, in der Ohnmacht meiner körperlichrn Schwäche, ein Stück Wurſt in der Taſche, das ich ihr gab und dadurch mich frei machte. Komme faſt nie mit Menſchen in Streit; denn ich hüte mich vor ihnen. Ich liebe einen guten Hund weit mehr als einen rohen, böswilligen Menſchen; doch giebt es eben Fälle, wo es ſich auch mit Hunden nicht ſcherzen läßt, ohne attackirt, oder gebiſſen zu werden. Alſo: „Beware of Dogs!"

Von Madiſon fuhr ich via Watertown nach Janesville. Ein allerliebſtes Städtchen, das mich durch die liebreiche Aufnahme einiger wackrer freier Männer erfreulich für den Hundeüberfall entſchädigt hat. Nichts vollkommen auf Erden und ſelbſt der beſte Bäcker verdirbt zuweilen den Teig.

Via Chicago ging es in Dreißigmeilendampfſchritten des Eiſenroſſes nach Cumminsville, im Millcreek-Thal. Es war Mitternacht, als wir da an der Ludlow-Station hielten. Ich nahm meine Reiſetaſche, öffnete den Regen-

Digitized by Google

ſchirm und trollirte dem Hauſe zu, das die Schätze meines Lebens in ſich ſchließt, die mir mehr werth ſind als Californiens Goldgruben; die, über Schläge des Schickſals und Ungerechtigkeiten der Welt erhebend, ſelbſt Ruhm und Beifall überwiegen: denn es ſind Schätze der Liebe und o h n e L i e b e wäre für mich Oftgetäuſchten und Schwergeprüften das Leben keine Nußſchaale werth.

Nun denn Sieſta für einige Wochen und dann fort wieder auf der Bahn des unvermeidlichen, doch ſelbſterwählten und demnach angenehmen Berufes!!

Juli, 1867.

Maximilian iſt nicht mehr. Der Tod eines politiſchen Verbrechers war der Lohn ſeines Filibuſterſtrebens nach der Kaiſerkrone, um über ein Volk zu herrſchen, das im Prieſterjoche demoraliſirt ſeit langer Zeit ſich in fortwährenden Factionen zerfleiſcht. Wer einigermaßen Menſchenkenntniß beſitzt und die mexikaniſche Geſchichte kennt, der konnte als Freund eines Fürſten ihn blos bedauern und als Feind der Monarchie und gekrönter Häupter ſich freuen, daß der „gute Max“ ſich von dem gewiſſenloſen Kaiſer der Franzoſen Louis Napoleon dupiren ließ, der bei Ausbruch des amerikaniſchen Bürgerkrieges auf den Untergang der Republik mit Sicherheit kalkuliren zu dürfen geglaubt hat. Ich habe kein Recht, über die inneren Beweggründe eines Menſchen bei irgend einer guten oder ſchlechten That poſitiv abzuurtheilen. Maximilian mag die edle Abſicht gehabt haben, den ſtürmiſchen Kämpfen der Mexikaner durch eine ſtarke Regierung ein Ende zu machen: ich darf es moraliſch weder behaupten, noch läugnen; ſo viel iſt jedoch gewiß, daß ſeine zerrütteten Finanzverhältniſſe, etwa auch der Rath des Schwiegervaters und die Vorſpiegelung Napoleons, unterſtützt durch franzöſiſche Bajonette, ihn bewogen haben, ſich auf die hohe See eines ſturmbedrohten und ſtürmiſchen, abenteuerlichen Lebens zu begeben, um — im Sturme umzukommen. Mag man ſein Loos, als guter Menſch, als getäuſchter Fürſt, als ritterlicher Charakter, bedauern, ſo mußte er doch demſelben Geſetze unterworfen ſein, das über ſeine Generäle Miramon und Meja verhängt war und wovon er eigentlich ſelbſt, als ultima ratio ſeiner Verſuche, den Liberalen gegenüber der Urheber, oder doch ganz gewiß die billigende Exekutive war. Von Ungerechtigkeit und Grauſamkeit des Kriegsgerichtes, das ihn zum Tode verurtheilt, kann alſo, nach meiner Logik und ihren Conſequenzen, keine Rede ſein und mag ich ihn als einen Biedermann und unglücklichen Gatten, der ſein Weib über Alles liebte, bedauern, ſo hätte ich doch auch ſelbſt das Schuldig über ihn ausgeſprochen, und wäre er mein Bruder. Uebrigens iſt ſein Tod, nach meiner Weiſe zu denken, ſeiner Befreiung vorzuziehen. Die Appanage verzehrt, die Gattin wahnſinnig, der Thron verloren, die Zielſcheibe des Spottes und des Hohnes hoch- und allerhöchſtgeborner Yahoos in ſeiner Heimath, das ſind wohl Beweggründe genug, um nach dem Point d'honneur eines ritterlichen Fürſten den Tod als Erlöſer zu begrüßen und kann auch, laut Naturgeſetzen, ſeine arme Seele weder durch die Salbe des Papſtes noch durch Communion und Abſolution eines ſtupiden, oder heuchleriſchen Prieſters, das Crucifix in der Hand, in den Himmel ſpedirt werden, ſo hätte ihm doch auch die Erde wenig, oder keinen Erſatz geboten für ſeine namenloſen Leiden. Jedenfalls hätten ſein Herr Bruder und Napoleon den ſchmählichen Tod, füſilirt zu werden, eher verdient als er! Wohl, es iſt ſchwer mit dem Schickſal zu rechten und mit ihm „kein ewiger Bund“ zu flechten. „Arme Charlotte“, ſeine letzten Worte der Liebe. Ja, arme Charlotte; auch ich beklage dich. Mathilde verbrannt — und nun auch Sophie, Maximilian's Mutter, wie die Zeitungen berichten, dem Wahnſinn nah. Das iſt das Werk der Nemeſis. Für die Betſchweſter Sophie wäre der Wahnſinn ein zu großes Glück; ſie ſollte bis in's ſpätſte Alter ihren vollen Verſtand behalten, um für ihre Beſtrebungen gegen jeden freiheitlichen Aufſchwung von Individuen und Völkern und für ihre ſchweren Sünden gegen das blutende Ungarn zu büßen; ſie ſollte, als bigotte Pfaffenmetze, ſich vor ihr Crucifix hinwerfen und beten, daß ihre und ihres Sohnes Franz Joſeph's Seele nicht zur Hölle fahren möge.

Armer Max, arme Charlotte ſpricht, trotz alledem, leiſe mein Herz und der Verſtand ſpricht laut: ſein Lohn iſt ihm geworden. Mögen gekrönte Freiheitsmörder ſich ein warnendes Beiſpiel nehmen!

Kurz vor meiner Abreiſe überraſchte mich eines Nachmittags im Straßen-Eiſenbahnwagen die Erſcheinung eines beſchnurbarteten alten Herrn, in weißer öſterreichiſcher Majors-Uniform. Die Ueberraſchung erreichte noch einen höheren Grad als der abenteuerliche Herr mich, meinen Namen nennend, in deutſcher Sprache begrüßt hat. Es war Dr. Janiſch, deſſen intereſſante Bekanntſchaft ich vor einigen Jahren an den Niagara-Fällen gemacht und der den Leſern der Fackel durch einen Aufſatz über ſeine Luftfahrt in Paris noch im Gedächtniß ſein dürfte. Derſelbe wandte ſich, wie ſo viele Abenteurer in Civil und Militär, Lanzknechte aller Art, pour fair sa fortune, nach Mexico und hatte in ſeiner Capacität als Militär-Arzt und als Wiener häufigen Zutritt bei dem Kaiſer und der Kaiſerin. Am 3. Juni verließ er mit der verlorenen Sache ſeines Kaiſers Mexiko und iſt nun auf dem Wege nach Wien. Was wird wohl das Loos von Prinz S a l m S a l m werden, deſſen Bekanntſchaft ich in Blenker's Chor zu Washington gemacht habe?*) Auch Einer von jenen Lanzknechten, die für Gott

---

*) Soll vom Tod zu Gefängnißſtrafe begnadigt ſein.

Digitized by Google

und den Teufel kämpfen, wenn's gilt Geld und Chargen zu erwerben. Derſelbe verheirathete ſich mit einer intereſſanten Amerikanerin of obscure nativity, die in Mexika Alles aufgeboten hat, ſüße Worte, Geld und Diamanten, um auf dem Wege der Beſtechung Maximilian durch Flucht zu befreien. Es war vergebene Mühe und die abenteuerliche Dame der Republik mag ſich gratuliren, wenn ihr fürſtlicher Herr Gemahl mit heiler Haut davon kömmt.

Am 1. Juli machte ich einen Ausflug nach Louisville, um dort meinen Sohn Samuel in einer Schule unterzubringen, damit er zu Hauſe nicht der Gefahr ausgeſetzt ſei, ſich ſelbſt überlaſſen, durch Müßiggang während zwei Monate Ferien durch ſchlechte Geſellſchaft roher Buben, deren kleinere amerikaniſche Städte großen Vorrath haben, moraliſch verdorben zu werden. Im Alter von 15 bis 17 Jahren bedarf der Knabe die größte Aufſicht, um nicht durch Inſtinkt und Unvernunft getrieben Schiffbruch zu leiden. Dafür zu ſorgen, halte ich für des Vaters höchſte Pflicht. Mag aus meinen Knaben, Talent und Inclination gemäs, werden was da werden wolle; nur mögen ſie keine Rowdies, keine ſchlechte Menſchen werden; das iſt mein ſehnlichſter Wunſch. Die Schule ſoll Keinem entzogen werden, ſo lange ich lebe. Wiſſen iſt Macht. Das möge ihr Erbtheil ſein. Ich bin nicht geſonnen, ſie abſichtlich zu „Zehnſtunden-Arbeits-Maſchinen" und zu willenloſem Stimmvieh dreſſiren zu laſſen. Das Capital des Kopfes bringt meiſt kleine, doch die ſicherſten Zinſen und der wiſſenſchaftlich gebildete Menſch genießt das Leben ſelbſt bei geringem Einkommen in weit höherem und edlerem Grade, als der Geldprotze und der Spekulant, der par tout den Thaler zu machen ſucht, um ihn zu haben; nicht, um ihn, als Mittel, zu genießen.

Am Brighton Hauſe begegnete ich einer Proceſſion des Schützenvereins, mit General Willig, unſerem gegenwärtigen Auditor, an der Spitze, hoch zu Roß. Sie zogen nach dem im Millcreekthal hochgelegenen Schützenplatz, um dort an der Feier eines Feſtes Theil zu nehmen. Es iſt dies ein ſehr ſchön ſituirter Platz mit einem großen Backſteingebäude und vielen ſchattigen Bäumen; Eigenthum des Vereins. Unſere Schützen treffen gut. Sollten die Mucker ſich zu ſehr noch für eine chriſtliche Sabbathfeier in einer *chriſtlichen* Republik, nach ihrem Sinne, mit Verhöhnung der Menſchenrechte, ereifern und die Argumente und Proteſte der freien Männer nicht gegen die Gewalt der Pfaffen u. ihrer Myrmidonen ausreichen, ſo mögen ſie verſichert ſein, daß die d—d Dutch Turner und Schützen d—d well ſchießen und daß es Einer von ihnen mit zwanzig ihrer Gegner aufnimmt.

Ladet die Büchſe,
Spannet den Hahn!
Zielt nach der Scheibe,
Treffet den Wahn
Heil'ger Zeloten,
Kirchendeſpoten,
Frömmelnder Mucker,
Temperenz-Kalmukker!
Daß ſie ſich krümmen
Vor deutſcher Kraft,
Die für die Freiheit
Aller ſchafft.
Friedlich, wenn möglich,
Durch Schrift und durch Wort;
Reicht Das nicht hin, ſo zeiget,
Daß *die Büchſe der ſicherſte Hort*.

Den 4. Juli, den Geburtstag der amerikaniſchen Unabhängigkeits-Erklärung, feierte ich an Bord eines Steamers auf dem Wege nach Cincinnati, in ſtillen Betrachtungen über die gigantiſchen materiellen Fortſchritte des jungen Rieſen, der in geiſtiger Hinſicht ſich ſchwerfällig bewegt, geführt am Gängelbande feiler Pfaffen und ämtergieriger Demagogen.

Am 7. Juli feierten wir en famille, mit einigen deutſchen jungen Damen, den 25. Geburtstag meiner älteſten Tochter Adorine. Hätte ich, vor einigen dreißig Jahren, als ich mit Adorinen, der geiſtreichen Gräfin in Ungarn, poetiſirte und correſpondirte, je gedacht, daß ich in einem fremden Welttheile den Geburtstag einer Tochter feiern werde, der ich der verehrten Freundin gefeierten Dichternamen gab!? Seltſam ſind des Schickſals Wege. Leiden ſind oft die Quelle unſerer ſchönſten Freuden und auch ſo manche Freude birgt in ihrem ſüßen Kelche das Gift fürchterlicher Leiden. Auf und nieder ſchwankt die Waage. Lebe der Gegenwart, genieße die ſeligen Momente; begrabe die Vergangenheit und fürchte die Zukunft nicht! Das iſt meine Lebensmaxime ſeit vielen Jahren und ich darf ſie, mit gutem Gewiſſen, auch Anderen empfehlen, die da wiſſen, daß kein Licht ohne Schatten, kein Tag ohne Nacht, keine Luſt ohne Schmerz; daß man das Glück erjagen, das Leiden ertragen und nie verzagen müſſe.

Wenn drohende Stürme den Horizont umwölken, wenn Feinde uns verfolgen, wenn Krankheit niederbeugt, wenn Hoffnungen täuſchen und des Herzens Wünſche vereitelt werden; dann denke: Nichts vollkommen auf Erden — laß das Schickſal walten; Ein Augenblick kann Alles umgeſtalten.

Am 11. trat ich die Reiſe nach Minneſota an. Da meine Sarah ſich entſchloſſen hat, nach Lake-City zu reiſen, um unſrer jüngſten Tochter bei ihrer bevorſtehenden Entbindung hilfreich beizuſtehen, gaben wir uns ein Rendevous nach Chicago. Hier traf ich ſie denn nach einigen Tagen im Depot und wir fuhren zuſammen per Steamer auf dem Michigan-See nach Milwaukee; von da ohne Aufenthalt nach der Bahnverbindung, von wo die Züge nach La Croſſe

und nördlich nach Oshkosh abgehen. Hier trennten wir uns in der Hoffnung eines baldigen Wiederſehens.

Oshkosh, ein Emporium namhaften Holzhandels, hat ſich ſeit der letzten Feuersbrunſt ſehr verſchönert. Es iſt ſo das Loos aller amerikaniſchen jungen Städte, daß die Bretterhäuſer, beſonders in der Hauptſtraße, wegbrennen, oder daß man ſie abſichtlich, gegen Aſſecuranz-Vergütung niederbrennt, um ſolideren Backſteinhäuſern Platz zu machen. Die Schindel- und Sägmühlen der Stadt ſind in vollem Gange und ich ſah da keine Spuren eines Geſchäftsmiſere.

Auf der Rückreiſe nach der Bahnverbindung habe ich der Stadt Fond du Lac meinen letzten Beſuch abgeſtattet, da der Radikalismus hier bedeutend an der Schwindſucht leidet und die wenigen radikalen Philiſter, die da ſind, der Fackel keinen Geſchmack abzugewinnen vermögen, der ihnen 2 Doll. werth wäre. Es iſt leichter, hier freie Männer zu finden, die 500 Thaler für ein Pferd ausgeben, als einen Actionär für eine Propaganda gegen Kirche und Pfaffenthum. Es hat eben Jeder ſein eigenes Steckenpferd und ſo haben es auch die Pfaffen und Pfaffen reiten ſchnell. Sollte es ihnen bei der geringen Oppoſition, ſo gegen ſie gemacht wird, endlich wirklich gelingen, das geſteckte Ziel der Geiſtestyrannei zu erreichen, dann wird der radikale, indifferente, filzige Lümmel wehklagend ausrufen: „das hätte ich nicht gedacht, daß es in dieſem freien Lande ſo weit kommen werde.“ Ja, freilich, haſt du das nicht gedacht, weil eben Denken, aus dem Gedachten folgern und für den Fortſchritt Opfer bringen nie deine Sache war. Andere haben gedacht und auch gethan, was in ihren Kräften ſtand; doch ihre Zahl war zu gering, um gegen den Coloß der Pfaffenpartei und der muckeriſchen Sabbathgeſetze Front zu machen. Ich will noch nicht alle Hoffnung aufgeben auf dem Felde, das ſo Wenige, ſo ſehr Wenige mit mir bearbeiten; doch darf ich es wohl eingeſtehen, daß die Gefahr wirklich vorhanden iſt, welche den Menſchenrechten in dieſer jungen Republik mit Vernichtung droht.

An der Watertown Station hatte ich zwei Stunden auf Abgang des La Croſſe-Zuges zu warten. Ich hatte keine Luſt zu leſen, keine Luſt zu ſchreiben und ſo ſtreckte ich mich denn im kühlen Schatten auf meine Planket hin, gedachte des Sängerfeſtes, das in dieſer demokratiſchen Stadt vor Kurzem ſtattfand und gaff'te in's Blaue hinauf, das — ein verſchloſſenes Buch — Myriaden Welten in ſich ſchließt, von denen der Aſtronom bereits ſehr viel weiß, zu denen er aber den Hauptſchlüſſel für abſolute und unfehlbare Eröffnung in Ewigkeit nicht finden wird.

Zu La Croſſe angekommen ging ich ſogleich an Bord der Key-City, um nach Winona zu fahren. Schmutzige Betten, mittelmäßiger Tiſch, Mangel eines Spiegels im Schlafzimmer ſind eben keine Attribute, um ein Boot zu puffen. Doch das ſind ja Kleinigkeiten, über welche zu klagen es ſehr kleinlich wäre, beſonders wenn man eine See-Reiſe im Zwiſchendeck gemacht hat. Ach, der armen Emigranten, die zu Hauſe an Reinlichkeit gewohnt waren, die Bildung aber kein Geld an Bord eines Emigranten-Schiffes bringen; wie ſehr ſind dieſe zu beklagen! Wer nie eine ſolche Fahrt gemacht, der kann ſich von Schmutz, Rohheit, Gemeinheit und Brutalität, ſo gewöhnlich auf Zwiſchendecken herrſcht, keinen Begriff machen. Und wer da, in dieſen Schmutz- Lauſehölen, nicht Stoff findet für pſychologiſch-philoſophiſche Betrachtungen über den Menſchen und ſociale Stellung, wer da nicht Fortſchritte in den Lehren der Stoa macht, der hat keine Capacität für Betrachtungen und keine Hoffnung, je ſelbſt Philoſoph zu werden.

Winona iſt eine ſehr hübſch gelegene Stadt im ſüdlichen Theile von Minneſota. Hier landet man am Eiſenbahn-Depot und kann bereits auf den Schienen bis Belle Plain fahren. Bald wird die Bahn bis St. Peter fertig werden. Und New-Ulm? Wird gewiß auch nicht ohne Eiſenbahn bleiben. Ich habe dieſe Fahrt voriges Jahr von St. Paul nach Winona gemacht. Die Reiſe iſt ſehr angenehm; blühende Städtchen ſpringen überall empor und das höchſt feuchtbare Land iſt bereits in hohem Culturzuſtand. Deutſche, Norweger und Schweden werden den Staat Minneſota erobern. Die Einwanderung dieſer Nationalitäten vermehrt ſich mit jedem Jahre. Brave, fleißige Leute, bei denen man blos bedauern muß, daß ſie, als ungebildete und für den blinden Glauben ſyſtematiſch dreſſirte Automate, die Macht der Kirche verſtärken helfen. Obſchon das Bauermädel ſich ſchon im erſten Jahre ihres Hierſeins durch ſeidenes Kleid und Hut mit Schleier zur Lady amerikaniſirt und der Bauer in kurzer Zeit die äußere Form ſeines Kleides amerikaniſirt, ſo bleibt der innere Menſch doch derſelbe. Wohl heißt es: das Kleid macht den Mann; doch behaupte ich, daß Bildung und ſittliches Betragen der einzig wahre Maßſtab des Menſchenwerthes ſind, nach dem ich die Menſchen claſſificire und ihnen demnach einen Vorzug über die übrigen Thiere einzuräumen geneigt bin. Demokrat der politiſchen Gleichberechtigung nach, muß ich doch eingeſtehen, daß ich ſeit meiner früheſten Jugend ein Ariſtokrat der Bildung geweſen, dem Rohheit und Gemeinheit ſtets ein Greuel waren; gleichviel, ob ſie Attribute eines Adeligen, oder Reichen, eines Plebejers, oder Armen ſind.

Obſchon die Bluff's und hohen Ufer des oberen Miſſiſſippi manch intereſſante, wild romantiſche Scenerie darbieten, ſo ſind ſie doch monoton und ermangeln jener „Belebtheit, welche, bei Abwechſelung der Scenerie, allein im Stande iſt, den Schönheitsſinn des Beſchauers zu feſſeln.

Zu dem großartigſten colpo d'ochio gehört die Partie bei Wabashaw und Reeds Landing. Eine erhabene Perſpektive! Die Sonne ſenkte eben ihr Strahlenhaupt in den dunklen Schooß der Berge, Wolken und Fluth mit ihrem Purpurkleide ſchmückend. Solche Momente ſind es, die mich tief ergreifen und zu dem Ausrufe berechtigen: Welche Luſt gewährt das Reiſen!

Das kleine Reeds Landing hat noch immer keine Aus-

ſicht für eine ergiebige Erndte der Kirche. Die Deutſchen ſind da, mit geringer Ausnahme, Gegner der Kieche und des Muckerthums. Zu Wabashaw hingegen finden Pfaffen, aller Farben, ein beſſeres Feld. Ich hatte einem Abonnenten, dem Einzigen in der Stadt, den letzten Beſuch abzuſtatten und reſignire das Feld dem katholiſchen Wahrheitsfreund und Conſorten.

Wir paſſirten die deutſchen Städtchen, am Wisconſin-Uſer, Fountain City und Alma. Ein Paſſagier ſtieg in einer Wildniß ans, wo auf einem Brett zu leſen war: Buffalo City Landing. Es wird dem Mann wohl ſchwer fallen, ſich durch Moräſte durchzuarbeiten und über Stock und Stein den Weg nach der Stadt zu finden. Auch ein deutſches Unternehmen, das mit der herrſchenden Civiliſation unzufrieden ſich ein iſolirtes Eldorado gründen will, bei dem es aber den Gründern an einer Hauptrequiſition fehlt: an Bildung, an Liebe, an Einigkeit und an Capital Was aus allen ſolchen Unternehmungen werden kann, werden muß, ohne ſich einen Voezug vor der Corruption der herrſchenden Civiliſation zu erobern, das kann jeder ſchlichte Menſch mit geſundem Menſchenverſtand leicht einſehen, ohne Nationalökonom oder Prophet zu ſein.

Seltſam contraſtirt das nahe, kleine Lake City, mit ſeiner rührigen Geſchäftsſtraße und ſeinen breiten ſchönen Nebenſtraßen. Eine Yankee-Stadt, mit einigen ſoliden deutſchen Geſchäftsleuten. Ein gutes Feld füe „business;“ abee auch ein Muckerneſt, das ſich mit jedem andern meſſen kann, wo es außer dem raſtloſen Geſchäftstreiben nue zwei Arten von geiſtiger Aufregung giebt: eine in der Kirche durch die Teufelstyraden und Gnadenbank-Allelujas der Pfaffen und eine andere im Freien beim Schlittſchuhlaufen im Winter und beim Ballſpielen im Sommer. Kömmt aber zuweilen ein Circus in ſolch' eine heilige Stadt, dann feiert der Geiſt ſeinen höchſten Triumph. Dann füllt ſich die Bude mit dem dritten Theil der Bevölkerung und die Farmer kommen Meilen weit herbei gefahren. Die Ladies weiden ſich an den ſchönen Formen der in Tricot gekleideten Kunſtreiter und Seiltänzer und indeß Frömmler und Aftermoraliſten über das Unmoraliſche des Balletes, über das Scandaleuſe einer Binckcrook-Vorſtellung von der Kanzel herab und in Zeitungen ein Zetergeſchrei eeheben, das einem König David bei ſeinen Straßentänzen hätte an die Seele greifen müſſen und einen Altlutheraner, Presbyterianer und Methodiſten ganz gewiß zu Crocodilsthränen des chriſtlichen Mitleides rühren muß, indeß männliche Combaben ſich über Blosſtellung menſchlicher Formen in ihrem Pſeudoſchamhaftigkeitsgefühl empört fühlen, ſind es die amerikaniſchen Ladies, die ſich ſtillſchweigend an ſchönen männlichen Formen ergetzen und die ſelbſt bei Ermangelung des beſcheidenen Figenblattes nicht ſo dumm wären, über Unmoralität in die Poſaune zu ſtoßen. Das amerikaniſche Weib iſt überhaupt verſtändiger, großmüthigee, beſcheidenee und ehrlicher als der Amerikaner, dieſes in der Regel zweiköpfige Gabelthier, deſſen Gott der Dollar und deſſen unumgänglich nothwendig erachtetes Mittel, ihn a tout prix zu machen, die Kirche iſt.

Am 19. Juli, auf der Fahrt nach Reeds, ſchwebte meinem Geiſte Maximilian vor, wie er in Iturbide's verhängnißvoller Halle das durch ein Kriegsgericht ausgeſprochene Todesuetheil vernahm, wo er an dee Seite ſeines Beichtvaters zue Richtſtätte fuhr und von den Kugeln durchbohrt auf ein Crucifix hinfiel, dem als Judenkönig vom Pöbel eine Dornenkrone zu Theil ward; indeß er, der Erzherzog, duech falſche Ambition und ſubtilen Vorwand ein geſunkenes Volk erheben zu wollen geleitet, nach der Kaiſerkeone geſtrebt hat. Wohl, des Kaiſers Traum mag ſchmeichelhaft und ſüß geweſen ſein; ſein Erwachen war bitter, ſehr bitter und die Lehre, ſo daraus gezogen werden kann, iſt für den Pſychologen eben ſo intereſſant, wie ſie für Fürſten und Völker von großer Tragweite ſein dürfte.

Am 20. kam Ahasverus, der durch öſtereichiſche Cenſur verpönte und ſeit dreißig Jahren ſeines Vaterlands beraubte, ſtets heitre Wanderer nach Lake City, am See Pepin.

Die Freude des Wiederſehens hier von Weib und Tochter gehört in das geheime Privatfach des Herzens. Solche Freuden können nur Solche würdigen, die Liebe kennen. Liebe iſt rein geiſtiger Weſenheit und kann nicht aufhören Liebe zu ſein, auch wenn der geliebte Gegenſtand von Beegen und von Seen, ja durch den Tod ſelbſt getrennt ſein ſollte. Auf dieſe Höhe kann ſich freilich der rein ſinnliche Menſch nicht emporſchwingen: er will ſehen, hören, betaſten, um ſein Glück zu fühlen. Geiſtige Abſteaction gehört nicht in ſein Gebiet.

Um das Fortkommen meines amerikaniſchen Schwiegeeſohnes daef es mir nicht bange ſein; denn er iſt durch und durch Geſchäftsmann, trotz ſeiner Jugend. Wo im Garten das Unkraut wuchert und keine Blumen blühen, dort hat die Poeſie keine Stätte. Auf die Frage, warum er den Garten nicht in Ordnung halte, war die Antwort: „Es bezahlt ſich nicht.“ In dieſem Lakoniſchen: „it don't pay,“ zeigt ſich der Yankee in ſeiner ganzen inneren Weſenheit. Nur was Zinſen bringt, hat für den Geſchäftsmann wahren Werth; Blumen, beſonders in einem Garten, der nicht Eigenthum iſt, ſind werthlos und geiſtige Genüſſe, ſind entbehrlich, wenn nur das Geſchäft ſich lohnt. Nach meiner Art zu denken, iſt das Wort „Eigenthum“ blos ein illuſoeiſcher Begriff, der mit dem Tode des ſogenannten Eigenthümers füe immer verjährt. Wir ſind blos Nutznießer in dieſer Welt, ob wir einen Palaſt oder eine Hütte beſitzen, oder in der Miethe wohnen. Es iſt Mangel an Vernunft anzunehmen, daß der Menſch, wie in Europa, mit dem Baron, oder wie in Amerika, mit dem Hausherrn beginne. Das ſogenannte Eignen eines Hauſes hat blos den Vorzug, daß man nicht von dee Laune oder Willkühr eines Hausherrn abhängen muß und darin bleiben kann; ſo

lange man im Stande iſt Taxen, Aſſeeuranz und Reparaturen zu bezahlen. Uebrigens iſt ein eigenes Haus der erſte Sarg in dem wir uns gleichſam als glebæ adscripti (an die Scholle gebunden) ſelbſt begraben. Und kömmt dee unerbittliche Tod, ſo fällt das Scheiden dappelt ſchwer, wenn man das ſchöne Haus und all das prekäee Eigenthum, das man geerbt, erworben, oder zuſammengerafft, den lachenden Erben in Trauerkleidern zurücklaſſen muß. Sape l Das heißl: „Lerne Weisheit!“ Aus Söhnen eeicher Eltern, die ihnen großes Veemögen hinlerließen, iſt höchſt ſelten etwas Tüchtiges gewarden; die größten und tüchigſten Männer ſind obſeuren und armen Eltern entſproſſen und ſchwangen ſich empor durch Talent, Fleiß und Ausdauer. Wohl nimmt auch das Veehängniß und das Glück eines ſolchen Sichemporſchwingens einen Theil für ſich in Anſpruch. Ohne den Geiſt ſelner Zeit und ohne die Verderbtheit der katholiſchen Kirche wäre z. B. der Name Luthers, des Mönches, längſt verſchollen. Große Ereigniſſe, heißt es ja, machen große Männer: Dantons, Napoleone, und Murats; ja, ſogar einen Lincaln, den Befreier der Sllaven durch militäriſche Nothwendigkeit.

Von Lake City, nach einem Aufenthalt von zwei angenehmen Tagen, via Redwing, dem prachtvoll ſituirten Städtchen, und via Haſting, wo es ſo ſtill iſt wie in den Straßen von Pompeji, nach St. Paul gefahren. Meine temporäre Heimath, wo ich während ſieben Jahren troß drückender Sorgen, in die ich durch Verheißungen charakterloſer Menſchen geſtürzt und von nichl minder chaeakterloſen Parteikleppern ganz fürchterlich beſchimpft und tief gekränkt wurde, wa ich troß alledem, „unter den Eichen“ ſehr, ſehr glückliche Stunden genoſſen habe, deeen Erinnerung wie einer Reiſe nach dieſem meinem Golgatha ſtets erwünſcht und die Stadt ſelbſt, die reizende kalte Kakette, ſtets angenehm machen wird. „Ein Tag gelebt im Paradieſe, heißt es ja, iſt Seeligkeit. Ach, ich war ſo oft im Fegefeuer; dabe jedoch der Tage ſo viele im Paradies erlebt, daß ich dankerfüllt das matte Auge ſchließen werde, wenn der Jüngling mit umgeſenkter Fackel zur letzten Station mich rufen wird. Wohin? Nun, bei freier Wahl, gewiß, nach dem Paradieſe.

Der Miſſiſſippi war eben wieder hoch angeſchwollen. Weſt St. Paul, deſſen Hoffnungen total zu Waſſer gewarden und das Depat jenſeits der Brücke mit einee Strecke der Minneſota-Valley-Eiſenbahn waren überſchwemmt. Paſſagiere mußten ſeit einigen Monaten mit einem Dampfboot circa 2 Meilen weit zu den Zügen gebeacht werden. St. Paul ſchreitet ſehr langſam, doch ſichee vorwärts. Es ſind ſeit meinem letzlen Hierſein mehe Häuſer niedergebrannt, als neue aufgebaut; die wenigen jedoch, ſo gebaut wurden, und jene die noch im Bau, ſind ſchöne und ſolide Steinbauten. Auch das Opernhaus ſteht vollendet da. Das Aeußere iſt rauh und nichts weniger als äſthetiſch ſchön; doch entſpricht das Innere durch Einfachheit, Geräumigkeit und Akuſtik vollkommen dem Zweck. Ich ſah da eine Vorſtellung von Black Crook und mußte wirklich ſtaunen, daß es die Bühne in einer ſo jungen Stadt im fernen Nordweſte-, in Hinſicht von Scenerie und Orcheſter, zu einem ſolchen Grade gebracht hat, dee, über das Mittelmäßige hinaus, Anerkennung verdient und Dank für Jene, die ſch da in der kurz ci devant Wilderniß füe die Entwickelung der Kunſt intereſſiren.

Dee Sonntag iſt zu St. Paul noch ein freier Tag, ein Tag der Erholung und des Veegnügens füe Jene, die ſechs Tage arbeiten und nicht Luſt haben, am ſiebenten ſich durch die Salbadereien eines Kirchen-Chaelatans langweilen zu laſſen. Doch zeigen ſich auch hier ſchon Spuren muckeriſcher Beſteebungen und kurz vor meinee Ankunft hat da ein dampfgebackener ſchweizee Theolog, ein Finſterling erſter Claſſe, Ehrwürdigen Namens Schaf, Doctor dee Gottesgelahrtheit, in engliſcher und in deutſcher Speache gegen die heilloſen deutſchen Sabbathſchänder eine Philippica von Stappel gelaſſen, zue Erbauung allee anweſenden gläubigen heuchleeiſchen Schaafsköpfe, welch' Letztere mit der Religion „Handel und Politik treiben,“ und zur gerechten Entrüſtung ſolcher Deutſchen, die das Wort Freiheit und Menſcheneechte zu würdigen wiſſen, die ſolchen heilligen Frömmlern mit Wort und Schrift opponiren und wenn Argumente nicht ausreichen zur Rettung dee Freiheit, ſie und ihee Schaafsgefehrten jure revolutionis todtſchlagen werden wie Kirchenmäuſe. Das iſt grauſam, ſehr grauſam; dach gerecht — denn „wer Mord an der Freiheit begeht, der iſt des Todes ſchuldig.“ Wie haben keine Republik ausſchließlich, oder auch nue bevorzugend für Chriſten gemacht; wie wollen Rechte für Alle und wehe Jenen, die es wagen, ihre muckeriſche Hand an die Menſcheneechte zu legen! Ihr Lohn wird, ihr Lohn muß ſie früher ader ſpätee ereilen. Hört Ihr es, Ihr Mucker!? Juden, Katholiken, Driſten, und Atheiſten, (deren Zahl bereits Legion), ſind in der Sonntagsfrage gegen euch. Beſſer Ihr lenket ein, um ſpäter Blutvergießen zu erſparen.

Beide hieſige deutſche Zeitungen, Staatszeitung und Volksblatt, haben ſich gegen Schaf und die langährigen Beſchlüſſe ſeiner Verſammlung erklärt, beſonders hat Hr. Marlz Langeloth, Redakteur des Volksblattes, den Ehrwürdigen Herrn Dactor ſehr undelikat behandelt, um ſo mehe, da Se. Ehrwürden eine Einladung zu einer äffentlichen Debatte mit mir abzuſchlagen geruht hatten. Man erwartet in Bälde einen Collegen des Ehrwürdigen Herrn Schaf, um dieſen in ſeinen chriſtlichen Beſtrebungen zu unteeſtützen. Wohlan, nur herbei! Je größer die Action, deſto gewichtiger wird die Reactian ſein. Daß uns von Seiten der Pueitaner und deutſchen Mucker Gefahr drabt, iſt evident und wir ſollten, wahrlich, die Hände nicht in den Schaoß legen; denn „eternal vigilance is the price of Liberty.“ Wer am meiſten agitirt, wer am meiſten wacht, ſei es für

Digitized by Google

Freiheit oder Deſpoitie, der geht endlich aus dem Kampfe als Sieger dervor.

Schmählich, ſehr ſchmählich wäre es, wenn im 19. Jahrhundert, das einen Humboldt, Moleſchott, Strauß, Feuerbach, Büchner, Vogt, Roßmäßler, Ule und andere Größen in Europa hervorgebracht, hier in dieſer jungen, hoffnungsvollen Republik die Kirche den Staat beſiegen und ſomit die politiſche und geiſtige Freiheit vernichten ſollte. Deus avertat !(Gott verhüte es !) Und dieſer Gott iſt der Wille der intelligenten und freien Menſchen — Der möge Euch bewahren vor der Schmach einer Niederlage durch ſiegende Pfaffen !

Das Athenäum iſt der Sammelplatz der Deutſchen, für Vorträge, Concerte, Theater und Kränzchen.

Obſchon die Lage nicht ſehr vortheilhaft, ſo iſt es doch zu wünſchen, daß die Deutſchen Alles aufbieten, um ſich dieſe Baute zu ſichern! Dies iſt auch bereits durch Verkauf von Actien geſchehen, wodurch die darauf haftende Schuld gedeckt iſt. Vielen, beſonders Hrn. Rogers, dem nächſten Nachbar des Athenäums, einem Geldbrotzen und Mucker erſter Claſſe, iſt dieſes Haus der chriſtlichen Sabbathſchändung ein Greuel. Ach, feiert doch euren chriſtlichen Schabbes, den Ihr den Juden geſtohlen und auf den Sonntag verlegt habt, ganz nach Belieben auf eure Weiſe; doch miſcht euch nicht in die Feier des Sonntags nach unſerer althergebrachten europäiſchen Weiſe und wiſſet, daß der Staat eines freien Volkes nicht da iſt, um als Glaubenswächter die Ruthe zu ſchwingen, ſondern, um die gleichen Rechte Aller zu ſchützen, ohne Unterſchied der Geburt, der Farbe, der Confeſſion, des Beſitzes; auch iſt der Staat nicht da, um Meinungen zu richten, ſondern ſchlechte Handlungen und Verbrechen zu beſtrafen. Wer Ohren hat zu hören, der höre! Den jüdiſchen Pfaffenfeind Jeſum Chriſtum hat der durch Prieſter und Phariſäer aufgehetzte Pöbel an's Kreuz geſchlagen; Ihr Obſcuranten und Heuchler unſerer Zeit wollt die Freiheit kreuzigen. Jenen haben Hoheprieſter gerichtet; Euch werden freie Männer richten. Wer nach 50 Jahren lebt, mag es erleben. —

Bei Hrn. Lahr, der täglich delicaten Lunch credenzt, findet man die beſten Sorten von Rheinwein und im großen Billiard-Salon des Opernhauſes vorzüglichen Ungarwein. Bei Lahr lagen, neben verſchiedenen amerikaniſchen Zeitungen, auch einige Nummern der „pfälziſchen Volkszeitung“, von Rohr redigirt. Da las ich: „Der Kaiſer von Oeſterreich hat am 30. Juni zu München Nachricht erhalten, daß ſein Bruder erſchoſſen wurde; derſelbe hat ſich demnach nicht nach der beabſichtigten Reiſe nach Poſſenhofen begeben, ſondern kehrte ſogleich nach Wien zurück.“ Ja, das Todtſchießen eines Kaiſers iſt eben keine Poſſe, ſondern eine ernſte Begebenheit und ich ertheile Ihrer Hoheit Sophie, der Erzherzogin Mutter den beſcheidenen Rath, auf ihrer Bracelette den Bildniſſen der gehenkten Patrioten von Arad das Bild ihres erſchoſſenen Sohnes beizufügen. Ferner: „Der Mörder und Räuberhauptmann Anderozzi, eines der größten Scheuſale der Menſchheit, (mehre Päpſte abgerechnet) iſt mit ſeiner ganzen Bande in den päpſtlichen Militärdienſt getreten, um für Aufrechterhaltung der weltlichen Macht des Papſtes zu kämpfen.“

Sehr chriſtlich, in der That. Ach, Garibaldi, Garibaldi, wie lange wird der Sündenthron in der Siebenhügelſtadt noch beſtehen? Ach, Koſſuth, ach, Koſſuth, wie lange wird des heiligen Vaters treuer Knecht, Franz Joſeph, die ungariſche Krone entehren? O, patria, patria, quæ te dementia coepit! —“ *) „Herr von Beuſt iſt nach dem pfälzer Volksblatt ein kluger, weithinausſehender Staatsmann. Er erklärte dem Cardinal Rauſcher und dem Nuntius, in einer Conferenz, daß die Aufrechterhaltung des Concordates Oeſterreich in eine gefährliche Situation bringen werde.“

Aufrechterhaltung, oder Beſeitigung, gleichviel die Gefahr, in welcher Oeſterreich ſchwebt, kann nicht mehr beſeitigt werden und es mag die Zeit nicht ferne ſein, trotz aller progreſſiven Flickerei der Staatsmaſchine, wo Herr von Beuſt wird ſagen müſſen: „censeo Austriam esse delendam,“ wo Wien, Gratz u. ſ. w. mit dem biederen öſterreichiſchen Volke vorläufig an Preußen annectirt, ſpäter mit Deutſchland verſchmolzen werden; indeß Ungarn, mit Siebenbürgen, Croatien, Boßnien, Servien, Wallachei u. ſ. w., und Böhmen, mit Mähren, zu zwei ſelbſtſtändigen Königreichen, auf freieſter Baſis, erhoben werden müſſen; mit einer competenten Appanage der letzten Sprößlinge des Hauſes Habsburg für die ihren deutſchen, ſlaviſchen und ungariſchen Unterthanen Jahrhunderte hindurch geleiſteten „ſehr väterlichen“ Dienſte. — Lachet nicht! In der Welt iſt Alles möglich im Bereich des Möglichen.

Ich machte einen Ausflug nach St. Anthony und Minneapolis. Der heilige Anton iſt eine traurige Figur, die Tag und Nacht vor Langeweile gähnt. Minneapolis ein lebensfroher, hoffnungsvoller Jüngling, der ſich das Motto geſetzt hat. Go ahead! (Vorwärts!) — Die Miſſiſſippi-Fälle, reſpective Stromſchnellen, zwiſchen beiden Städten ſind bei dem hohen Waſſerſtand prachtvoll. Tauſende von Baumſtämmen (logs) wurden fortgeſchwemmt, und die ſchöne Drahtbrücke war nahe daran zerſtört zu werden. Von dem Spirit Island (Geiſter Eiland) nahe den Fällen iſt ein Theil in's Waſſer gefallen. Ein neuer Beweis, daß ſelbſt Geiſter, und ſeien es auch indianiſche Geiſter, der höheren Macht der Materie weichen müſſen.

Am 23. Juli ſtand der Fluß um 19 Fuß 2¼ Zoll über der Waſſermark von 1864. Man ſieht endlich einem baldigen Fallen entgegen.

Minneapolis hat ſich ſeit vorigem Jahr wieder bedeutend durch neue ſolide Gebäude verſchönert. Erfreulich für

*) O, Vaterland, o, Vaterland, welche Thorheit hat ſich deiner bemächtigt!

die Stadt iſt es, daß keine Ueberſtürzung auf dem Wege der Spekulation zu beſorgen iſt.

Mit Audiltor Greiben, bei 90 Grad Fahrenheit, im Schatten, einen Spaziergang nach Kränzlein und Müller's Brauerei gemacht, welche am Abhang eines Hügels, am rauſchenden Miſſiſſippi, ſehr hübſch gelegen. Das Laubdach einer blüheuden Linde, dieſes echten teutſchen Baumes, hat wohlthätig auf uns Beide gewirkt. Ein Omnibus am Eiſenbahn-Depot, der mich nach St. Anthony brachte, war meinen müden Beinen höchſt willommen.

Nach St. Paul zurückgekehrt, Hrn. Hermann Trott, den deutſchen Secretär des Landdeparments der St. Paul- und Paciſic-Bahn, beſucht und auch die mir und meinen Beſtrebungen ſehr freundlich- geſinnten Herren Carl Scheffer und M. Auerbach; Abends einen Abendſpaziergang gemacht hinauf zu den „zwei Eichen." Ich brach als Memento einen grünen Zweig und kehrte, beim Licht der Straßenlaternen, nach meinem Zimmer im Gaſthauſe des freundlichen Wirthes Julius Gros zurück, ohne die hieſige Vergangenheit zurückzuwünſchen, mit der Gegenwart vallkommen zufrieden.

Durch Hrn. Trott erfuhr ich, daß der Bau der St. Paul- und Paciſic-Bahn raſch vorwärts ſchreitet. Eine Brücke über den Miſſiſſippi wurde im Winter gebaut, was ſa weit nördlich allerdings ein Triumph der Wiſſenſchaft und der Ausdauer genannt werden darf. Der Strom der Einwanderung drängt nach Nardweſt. Die armen Einwanderer ſind außer den Entbehrungen aller Art, leider, Prellereien von Seiten gewiſſenloſer Menſchen ausgeſetzt. Um ſich van der Behandlung der von Oſten nach Weſten ziehenden Emigranten perſönlich zu überzeugen, und nach Kräften Uebelſtänden abzuhelfen und Betrügereien vorzubeugen, hat vor Kurzem Hr. Biſſinger, Präſident der deutſchen Geſellſchaft und Commiſſär der Emigration im Caſtle Garden, New-York, perſönlich eine Reiſe unternommen. Hrn. Biſſinger's Charakter hörte ich in St. Paul rühmlichſt preiſen; was ſeine Vorgänger an den Emigranten oft ſchwer verſchuldet, ſagte man mir, ſucht er nach beſten Kräften gut zu machen.

Hr. Münch in Miſſauri und Vater Pelz in Deutſchland liegen ſich wegen Miſſouri und Minneſata auf unſanfte Weiſe in den Haaren. Ei, das ſollte dach nicht ſein; verdient Minneſota ſeines vortrefflichen Waizenbodens wegen empfahlen zu werden, ſo wird Miſſouri Jenen willkommen ſein, die ſich beſonders auf Weinbau oder Viehzucht verlegen wollen und einen kurzen Winter einem längeren vorziehen.

Auch der wahre Dutchman, der Holländer hat bereits ſein Augenmerk nach Minneſota gerichtet. Die erſten Familien von 50 Perſonen haben ſich dieſen Sommer im Wright-Caunty, nahe dem Miſſiſſippi, angeſiedelt. Sie ſind direkte von Amſterdam gekommen.

„Dem Menſchen iſt die Welt zu klein und das Glück, das er in der Ferne ſucht, liegt ihm oft nah." Der Menſch iſt eben ein migratoriſches Thier und — das hat ſein Gutes für die Ausbreitung der Civiliſatian im Allgemeinen.

Am 28., des Margens um 5 Uhr, trottirte ich der Levee zu, um nach den Städten am Minneſota-Fluß zu reiſen. Es regnete, und ſo war mir denn ein Fleiſcherwagen ſehr willkammen, deſſen Treiber mich für 25 Cts. hinab nach der Levee gebracht hat. Eine ſolche Fahrt iſt allerdings ſehr ordinär; aber der Fahrt eines „armen Sünders" nach dem Richtplatz gewiß vorzuziehen. Ach, welcher Contraſt zwiſchen einer Spazierfahrt des Naturforſchers und Einſiedlers van Miramara und der Fahrt des Kaiſers Maximilian zu Queretaro! Seltſames Leben! Wie viel Stoff bieteſt du im Spiegel der Geſchichte, um die Nichtigkeit eingebildeter menſchlicher Größe und die Illuſion des Beſitzes, ſei es ein Thron oder ſonſtiges irdiſches Gut, kennen zu lernen! Doch der Menſch, in ſeiner Jugend- und Manneskraft, hat kein Auge für dieſen Spiegel; er folgt dem Inſtinkte ſeiner Ambition, ſeiner Hab-, Herrſch- und ſanſtigen Sucht, bis er ſich den Kopf an der Wand zerſchlägt, oder ausnahmsweiſe wenige Jahre vor dem Tode im höheren Alter zu Vernunft kömmt und über ſeine Thorheiten im Stillen lacht, die ihn häufig elend gemacht.

Die Minneſota-Valley Bahn iſt 47 Meilen weit bis Belle Plain im Fahrzuſtand. Schienen und Waggons ſind ſehr gut, doch iſt das lange Anhalten an Stationen ſehr langweilig. Dann noch das Ueberliegen von 5 Stunden zu Belle Plain, bis das zwiſchen hier, St. Peter und Mankato täglich verkehrende Boat abgeht. Wohl, es iſt hier eben Alles noch neu und im Werden. Geht man von St. Paul mit dem zweiten Zug ab, ſo verbindet man mit dem Boot directe. Nun, das hätte ich eben wiſſen ſollen. Man frägt nie zu oft auf Reiſen. Auch iſt es beſſer, Eine Stunde zu früh am Platz zu ſein, als Eine Minute zu ſpät.

Der beſcheidene Dämpfer führte den ſüßen Namen Mollie Mohler. Ich war ſtets ein Freund von Moll-Tönen und mohligen Painten; auch liebe ich einfache Koſt (doch gut zubereitet) und hartes Lager (beſonders eine Matratze mit Springfedern); auch ſehne ich mich nicht nach Luxus; würde mich jedoch ganz geſchmeidig darein fügen, wenn es ſich um Gemälde, Statuen, Büſten und ſonſtige Gegenſtände äſthetiſcher Schönheit handelt. Alſo habe ich auch Mollie bald liebgewonnen; denn ſie war ohne Luxus, bot einfache Koſt und hartes Lager; obſchon ohne Parentheſe. — Auch ihr Fahrpreis, die ganze Nacht hindurch, war ſehr billig; blos vier Dollars, ein Abendeſſen miteingerechnet. Mollies, die mehr dem Luxus fröhnen, würden ganz gewiß zehn Thaler rechnen. — Ihren weniger beſcheidenen amerikaniſchen Schweſtern glich Mollie blos darin, daß ſie den Waſſerfall nach Hinten trug. Und es ſauſte und es ſchäumte und ich lag in Nr. 7 und träumte wachend allerlei drollige Träume u. ſiehe da, wer klopft an der Thür um Einlaß? Herr Linau, der Herausgeber des Volksblattes von

Digitized by Google

St. Paul, auf einer Reiſe nach Oben, nicht nach dem Himmel, blos zu dem heiligen Petrus und nach New Ulm, um — zu collectiren. Nun ſage man mir noch, daß verwandte Geiſter ſich nicht anziehen! Ich meine nämlich das edle Collectiren. In der Politik verhält ſich unſere Verwandtſchaft wie der Südpol zum Nordpol und in Hinſicht der Religion? Ach, ob der Herausgeber einer Parteizeitung Religion hat oder keine, das iſt den Parteiführern eben ſo gleichgültig, als ob ein Prieſter unter ſeines Gleichen glaubt oder nicht glaubt, was ſeines Amtes iſt, zu glauben. Aber wehe, wenn der Diener einer Partei es wagt, die Religion oder den heiligen Clerus anzutaſten; wehe ihm! Außer dem Schimpf ſeiner gläubigen Leſer fallen ſie ab von ihm wie faule Aepfel vom Baum und er iſt ein ruinirter Mann. Kann ſelbſt ein ſolches Liedlein ſingen über das erfreuliche Thema: „Bondſtraße, Frau Schuſterin mit dem Kehrbeſen in der Hand und der Baltimore Wahrheitsverbreiter auf eiligem Rückzuge „vor der“ höheren Macht, die ihn, durch Abfall von Abonnenten, beim Schock, für längere Zeit der Schwerenoth auf den Hund gebracht.“ Doch der Hund gehetzt vom gläubigen Schund, begann alsbald in einem beſſeren Dienſte deſto lauter zu bellen, deſto eindringender zu beißen und er bellt ſeit bald 30 Jahren fort und fort und hat es zu einer ſolchen Unabhängigkeit gebracht, daß er den gläubigen Schuſterinen von ganz Amerika und ihren conſervativen Conſorten und dem ganzen Kirchenpack von Hochehrwürdigen und Ehrwürdigen mit ruhigem Lächeln zuruft: „je m'en fout.“ Quelle satisfaction dans ces mots! ſagt der Franzoſe. Ja, welche Befriedigung liegt in dieſen Worten, die dem etwas derben deutſchen Kraftausdruck: „küßt mir den H—n, ganz nahe kommen.“ Ende gut; Alles gut. Ich bin dem Ende nah.

August, 1867.

Der 1. Auguſt iſt ein wichtiger Tag für unſere farbige Bevölkerung. Es war am 1. Auguſt 1834, als die Sklaverei auf den britiſch weſtindiſchen Inſeln aufgehoben wurde, deſſen Erinnerung jährlich von unſerer farbigen Bevölkerung gefeiert wird. Nun erhält dieſer Tag für die Neger einen noch höheren Werth; denn es war der 1. Auguſt 1867, daß die befreiten Sklaven im Staate Tenneſſe, als ſouveraine Bürger, zum erſten Mal geſtimmt haben. Mag es in der Natur keinen Sprung geben, dem lateiniſchen Sprichworte nach, ſo iſt doch dieſer plötzliche Uebergang aus dem Sklavenjoch, ohne alle Schule, zu dem Stimmkaſten ein Sprung in der Politik, vor dem es ſo Manchem graut, der aus der bloßen Quantität der Stimmen, ohne Qualification der Bildung, keinen Segen für die Republik herauszudemonſtriren vermag! Wohl, der Krieg hat eben dieſes Reſultat herbeigeführt, das Reform, ohne Blutvergießen, ohne hohe Taxation und enorme Schuldenlaſt, in 50 Jahren mit mehr Segen für die allgemeine Freiheit bewirkt haben würde. Nun heißt es eben: „Hier iſt Rhodus, hier magſt du ſpringen.“ Die Neger in Tenneſſee haben dieſen Sprung meiſterlich gemacht. Durch weiße und farbige Redner über ihre Rechte und Pflichten inſtruirt, ſoll dieſe „rohe Horde“ allen Berichten nach in der größten Ordnung und mit der größten Ruhe, gegen die conſervative, mit Rebellenelement ſtark ſaturirte Oppoſition der alten demokratiſchen Partei geſtimmt und geſiegt haben. In den meiſten Diſtrikten der beſiegten Rebellenſtaaten ſind die Schwarzen numeriſch den Weißen überlegen und ſo war denn das allgemeine Stimmrecht das einzige draſtiſche Mittel, um die Herren Rebellen nicht nur unſchädlich, ſondern politiſch todt zu machen. Eine Strafe, die ſie ja durch freiwilliges Austreten aus dem Bunde an und für ſich verdient und gleichſam ſich ſelbſt dictirt haben. Ganz ſo, wie Maximilian durch ſein grauſames Edikt gegen die Liberalen, in Waffen gegen die Monarchie, ſich ſelbſt das Todesurtheil geſprochen hat, das Juarez zu vollziehen verpflichtet war.

Mother, mother the winds are all play,
Prithee, let me be idle to day —

ſagte das kleine Mädchen zur Mutter. Auch zu Mankato ſpielten und ſäuſelten kühle Lüftchen durch den hübſchen Gau an einem ſtillen, heiligen Sabbath der Chriſtusanbeter und ich flehte zu den Muſen, daß ſie mir hold ſein mögen in meiner Muße. Noch iſt es hier den Deutſchen erlaubt, Sonntags einige Sommergärten zu beſuchen, um ſich dort im kühlen Schatten mit ihrem beliebten „Lager“ zu erquicken. Bald ſoll es anders werden. Die Agitation hat bereits begonnen. Der Reverend Marſhall, Ignorant oder Heuchler, ſteht an der Spitze und ließ eben einen fulminanten Aufſatz über Stapel, mit der Aufſchrift: Shall we have a Christian Sabbath? Sein würdiger Helfershelfer im Weinberg des Herrn iſt Wiesner, der deutſche Paſtor einer proteſtantiſchen Heerde von Mankato.

Montag fuhr ich mit Miß Mollie zurück nach St. Peter. Harſ und Roß halten hier ein gutes Gaſthaus; Gebr. Schimmel ſind eben im Mühlenbau begriffen und Jacob und Philipp Stelzer haben ihrem raſtloſen Speculationsgeiſt durch eine Brauerei neuen Impuls gegeben.

Obſchon der Fluß hoch genug war für Dampfböte bis nach Neu-Ulm und noch weiter hinauf, ſo geht doch nur ſehr ſelten, wegen Mangel an Fracht, ein Boot dahin. Ich mußte denn dieſe Tour wieder per Achſe machen. Zwei Bekannte aus Neu-Ulm befanden ſich eben zu St. Peter und waren ſo freundlich mir ihre Gelegenheit anzubieten, was ich um ſo lieber annahm, da ſie gute Ponies hatten und ich dadurch auch an Zeit gewann. Die vielen Pfützen abgerechnet waren die Wege über die Prairie hin ziemlich gut. Wir verließen gegen zwei Uhr Nachmittags St. Peter und

kamen um 9 Uhr Abends zu Neu-Ulm an. Die Turnhalle, hochgelegen, war hell erleuchtet und in der Stadt regte ſich das Leben nur noch in wenigen Trinklokalen. Das Dacota-Haus des Herrn A. Selter gehört, in Betracht reiner Zimmer und guter Küche, zu den beſten deutſchen Häuſern in Minneſota. Auch Herr Gros hält hier ein gutes Haus. Die Stadt iſt ſeit vorigem Jahr, als ich da war, ziemlich in statu quo geblieben; doch zog ein Sturm über die von Indianern vor Kurzem ſchwer heimgeſuchten Bewohnern hin, deſſen Erſchütterung noch unheimlich über den Häuptern vibrirt. Bei dieſem Sturme haben, leider, die Deutſchen die Rolle der Indianer übernommen, um zu beweiſen, daß die aufgeregte Leidenſchaft keine Grenzen kennt und den Wilden ſowohl, wie den Chriſten und Atheiſten zur Beſtialität herabwürdigt, um ſeine Rache und Wuth zu ſtillen. Der Menſch iſt im Allgemeinen des Menſchen Feind und man ſage mir nicht, daß er, bei allen ſeinen geiſtigen Anlagen und Tugenden, in manchen Situationen, wo durch Haß ſeine Rache, ſein Fanatismus angeſtachelt werden, an Grauſamkeit Tiger und Hyäne nicht weit übertrifft. Der fatale Fall von New-Ulm war nämlich, ſo viel ich erfahren konnte, dieſer: „Es kamen am vorigen Chriſttage zwei Trapper, aus der nahen Stadt Mankato gebürtig, nach New-Ulm, erlaubten ſich freche Inſulten an einigen Frauen, kamen nach einem Bierſalon und ſchimpften da über die d—d Dutch. So ſoll es denn zu einem Streit gekommen ſein, der ein blutiges, beklagenswerthes Ende nahm. Während der Schlägerei erſtach einer der Trapper einen geachteten Deutſchen, Hrn. Spencer, der im letzten Kriege als Lieutenant gedient hat und Familienvater war. Dieſer Mord empörte die Anweſenden in ſo hohem Grade, daß ſie ſich beider Trapper bemächtigten und ſie ſummariſch henkten. Wäre es bei dieſer Lynchprocedur, deren ſich hier zu Lande, leider, ſo viele ereignen, geblieben; hätte man die Todten begraben, oder nach Mankato geſchickt, ſo wären die Thäter, obſchon nicht ganz zu entſchuldigen, doch weit weniger gravirt. Nicht zufrieden, in der höchſten Wuth das Amt des Henkers eigenmächtig in die Hand genommen zu haben, verſtümmelte man die Leichen, ſchleppte ſie nach dem Fluſſe, und verbarg ſie unter der Decke des Eiſes, wo ſie alsbald, nachdem ſich das Gerücht verbreitet hatte, durch eine aus Mankato abgeſandte Committee, die Blutſpuren verfolgend, aufgefunden und ihren Familien zur Beerdigung abgeliefert worden waren. Die Aufregung war hier ſo groß, die Zeitungen ſo erbittert, daß man einen Ueberfall der Stadt beſorgte und man ſich einige Wochen unter Waffen bereit halten mußte, um dem angedrohten Angriff zu begegnen. Nun iſt es ruhig, wie nach einem Gewitterſturm. Um bei ſolchen Fällen ein richtiges Urtheil zu fällen, wer die Urſache des Verurſachten war, muß man ruhiger Zuſchauer und Augenzeuge geweſen ſein. Mag man den Menſchen als Pſycholog bis zur Beſtialität zergliedern, ſeine Wuth mit des Tigers Wuth in gleiche Categorie ſtellen, und die aufgeregte Beſtie für unzurechnungsfähig erklären; ſo iſt es doch des Staates Pflicht, irgend eine verbrecheriſche Handlung ſtreng nach dem Geſetze zu beſtrafen. Und ſo dürften denn wohl, falls Zeugen die Thäter bezeichnen, Einige das ungeſetzliche — wenn auch zum Theil verdiente — Loos der Gehenkten am geſetzlichen Galgen zu theilen haben. Es iſt beklagenswerth in der That, daß einer Stadt, als deutſche Stadt ohnehin ein Dorn in den Augen der Amerikaner, ein ſolches Unglück widerfahren konnte; einer jungen Stadt, die von Anbeginn gegen große Schwierigkeiten ankämpfend dennoch ſichtbar gedeiht und wo es der intelligenten und braven Männer ſo viele giebt. Das Geſchehene kann nicht ungeſchehen gemacht werden; doch wird dieſe grauſame That, verübt von zwei rohen Subjekten, den Amerikanern in der Umgebung auch als Warnung dienen, den Deutſchen nicht zu unterſchätzen und ihn nicht durch Umgang und brutale Rohheit zu inſultiren.

In Neu-Ulm war es während meines Hierſeins ſehr lebhaft, da eben eine Verſammlung der Farmer ſtattfand, um ſich über die Intereſſen ihres auf Actien gegründeten Aſſociations-Ladens zu berathen.

Herr Hammer, ein alter Bekannter aus Chillicothe, hat ſich mir auch dieſes Mal in geſchäftlicher Hinſicht ſehr gefällig erwieſen.

Die deutſch-engliſche Schule wird von circa 300 Schülern beſucht. Die Lehrer Hilſcher und Wiedemann ſind ſehr tüchtige Pädagogen, unter deren Leitung die Kinder nicht dreſſirt, ſondern erzogen werden. Die Herren Stauß und Kompe lehren auf dem Lande, in der Nähe von Neu-Ulm.

Hat auch New-Ulm aufgehört eine Turnanſiedlung zu ſein, ſo iſt doch das Turnerelement ſehr gut vertreten. Es giebt keine Stadt in den Ver. Staaten, wo, bei einer ähnlichen Bevölkerung, ſo viele Zeitungen und Journale geleſen werden wie hier. Die Turngemeinde hat ein Liebhabertheater und eine gediegene Geſang-Sektion. Der älteſte Turnzögling iſt erſt 62 Jahre alt und wiegt blos 230 Pfd. Wollt Ihr wiſſen, was der 67jährige Fackler wiegt? 99½ Pfd. und keine Unze mehr, noch weniger. Iſt das nicht ein Menſch von Gewicht?!

Neu-Ulm hat circa 1200 Einwohner, unter denen blos drei amerikaniſche Familien. Boden und Frauen ſind hier ſehr fruchtbar. Ich habe noch nirgends ſo kerngeſunde Kinder geſehen wie hier. Im Durchſchnitt kommen auf jede Familie 5 Buben. Hört Ihr amerikaniſchen Frauen, fünf Buben auf jede Familie! Ihr — laſſet Pillen walten und das deutſche Weib — die Natur. Auf welcher Seite der moraliſche Vorzug liegt, iſt leicht zu beſtimmen.

Es ſind hier 5 Brauereien, von denen die größte jährlich circa 3000 Barrels braut.

Der erſte Wollenverkauf in Neu-Ulm hat dieſes Jahr ſtattgefunden und belief ſich auf circa 6000 Pfd. Die bei-

Digitized by Google

den Sägmühlen und Mahlmühle der Herren Beim, Fiſcher, Miller und Co. machen gute Geſchäfte. Meyer, Pfeuninger und Börſch ſind im Begriff eine neue Mahlmühle zu bauen.

Wo 5 Brauereien ſind, da fehlt es auch an Bierlokalen nicht. Wohl, Ihr möget trinken; ausnahmsweiſe auch Bummeln; nur verbummelt nicht, nur ſaufet nicht, um den deutſchen Namen zu ehren!

Die Neu-Ulm-Poſt wird von Hrn. Bogen, einem intelligenten und braven Deutſchen, redigirt. Die Hand an's Herz, nicht an den Parteimaaßſtab, gelegt, iſt es nicht ſo, Herr Linau vom Volksblatt?! Ach, ſollte man den Werth der Menſchen nach der Kritik eines politiſchen Gegners beurtheilen, dann müßte jeder Zeitungsſchreiber unſerer Glorreichen, ein Ignorant oder Schurke ſein. Einen ſchlechten Menſchen hängen und verſtümmeln iſt ſchlecht, ſehr ſchlecht; aber einen gemüthlich braven Mann mit dem Preßbengel moraliſch tödten, iſt der Schlechtigkeit und Niedertracht höchſte.

Nach einem Aufenthalt von 2 Tagen fuhr ich per Stage (Poſtklepper) 25 Meilen nach Mankato. Hier miethete ich ein Buggy und fuhr nach St. Peter, um einige Geſchäfte zu ſchlichten und dann mit der lieben Mollie nach Belle Plain und von dort nach St. Paul zu fahren. Mein Reiſegefährte auf der holprigen Fahrt nach Mankato war ein Amerikaner, der von Redwood kam, wo er einen kleinen Waſſerfall mit 2 Acker Land gekauft hat, für Errichtung einer Mühle. Es ſind dort, ſagte er mir, zwei intereſſante Fälle: der Ramſey-Fall, 50 Fuß und der Redwood-Fall, 25 Fuß hoch. An der Fähre des Blue-Earth River begegneten uns einige Wagen mit Methodiſten beladen, die nach dem 6 Meilen von Mankato entfernten Minneinneope-Fall fuhren, um ein ſogenanntes „Social“ zu feiern. Unter den Excurſioniſten bemerkte ich auch den Senator Wilkinſon, in einem Buggy.

Zu Belle Plain angekommen traf ich mit Conrad Ebert, aus Ironton, zuſammen. Wir gaben uns brieflich ein Rendevous nach St. Paul, um von dort zuſammen nach New-Ulm zu reiſen; doch irrte ich mich bei Angabe der Zeit. So reiſ'te er denn allein dahin, um ſein Land in Augenſchein zu nehmen und die Taxen zu bezahlen. Seine Rückreiſe gedachte er via Niagara zu machen; ich aber faßte den Plan, St. Joſeph, Leavenworth und Kanſas-City zu beſuchen, wo ich ſeit 1860 nicht geweſen bin.

Als wir ſpät Abends in St. Paul angekommen waren, gewährte der Bluff mit ſeinen großen erleuchteten Reſidenzen einen impoſanten Anblik. Die goldne Sichel ſchwebte über der Miſſiſſippi-Brücke und im Gau herrſchte Tempelſtille.

Der Fluß war indeſſen ſeit meiner Abreiſe ſo ſehr gefallen, daß wir bis an's Depot fahren konnten. Ein Omnibus brachte mich nach meinem Abſteigquartier, wo die nächtliche Ruhe weder durch Muskitos noch durch Wanzen geſtört wurde. Und das iſt gewiß ein großes Glück!

Ein ausgefüllter, ein genußreicher Sonntag. Ich machte Hrn. Carl Ahrendt den Vorſchlag, eine Buggy-Fahrt via St. Anthony und Minneapolis nach dem Minnehaha-Fall zu machen. Acceptirt. Ahrendt iſt ein gebildeter junger Kaufmann, den ich lieber auf der Bühne ſähe, als hinter Sicheln und Senſen, Zangen und Feilen, Meſſern und Bohrern und ſonſtigen Eiſenwaaren. Er beſitzt ſeltenes Bühnentalent, beſonders im Fache des Komiſchen. Seine Declamationen, mit Nachahmung des iriſchen und ſonſtiger Dialekte und Charaktere, ſind ganz vortrefflich. Uebrigens, was man bei Genies ſelten trifft, iſt er auch ein – wie man zu ſagen pflegt — ganz nobler Charakter.

Wir mietheten in einem der Leihſtälle ein Buggy, mit gutem Pferd. „Carl als Wagenleiter.“ Den „zwei Eichen“ vorüberfahrend erinnerten wir uns jener vergnügten Abende, die wir in jenem „ſorgen- und freudenreichen“ weißen Framehauſe, bei Muſik und Geſang oft zuſammen genoſſen hatten und es ſchwebte unſerm Geiſte auch jener poetiſche Abend vor, da zwei Schweſtern an der Seite ihrer Geliebten am Altare Hymens mit geſenktem Blicke ſtanden und getraut wurden. Nun ſind Beide glückliche Gattinen und Mütter. Wie eine Welle die andere drängt, ſo drängt ſich im Leben Luſt um Luſt, Schmerz um Schmerz, und der gegenwärtige Moment gehört ſchon in der nächſten Secunde der Vergangenheit an; der Moment, den dir, bildlich geſprochen, kein Gott zurückzugeben vermag.

Auch jene Momente, die wir am Minnehaha genoſſen, gehören nun der Vergangenheit an und leben fort in der Erinnerung, an der Spiegelſeite jener Eindrücke, welche tief und angenehm zu den Glanzpunkten des proſaiſchen Lebens gehören.

Der Anblick der St. Anthony-Fälle und die hohe Lage von Minneapolis iſt prachtvoll. — Durch eine lange Straße von St. Anthony, ein ödes Bild des Stillſtandes, fuhren wir nach der Wohnung des Hrn. Schillock, der vor Kurzem von Neu-Ulm hieher zog und in Bälde eine Bank zu etabliren gedenkt. Die gebildete und freundliche Hausfrau regalirte uns im Garten, im Schatten der Bäume, mit Kaffee und Kuchen und führte uns durch das Sanctum ihrer neuen Behauſung, wo ſie ſich ganz glücklich fühlt.

Von hier ging es über Minneapolis nach dem Fall. Eine angenehme Fahrt von 5 Meilen über eine Ebene hin, wo Farm ſich an Farm reiht; ein erfreuliches Bild ſichtbaren Wohlſtandes. Eine Eiſenbahn führt dicht am Minnehaha vorbei. Ich habe den Fall ſeit mehren Jahren nicht beſucht. Damals war noch Alles in der Nähe naturwüchſig wild. Jetzt ringsherum Korn- und Weizenfelder und freundliche Häuſer. Am Falle iſt eine Reſtauration, wo ſich die zahlreich hier verkehrenden Fremden körperlich ſtärken können, nachdem ſie ſich an der Caskade geiſtig vollgeſogen. Der Minnehaha-Fall iſt, mit dem Niagara verglichen, blos eine Gießkanne, jedoch von ſolch idylliſchem Reize, von ſolcher Schönheit pittoresker Scenerie, daß er, des Be-

Digitized by Google

ſuches werth, ein poetiſches Gemüih, ſei es das eines Dichters oder Malers, gewiß zur Bewunderung hinreißt. Die tiefe Grotte mit ihren Bäumen und Geſträuchen iſt ganz geeignet, im Geiſte des Dichters Erinnerungen an die Mythologie der alten Griechen zu wecken und ſich in der magiſchen Camera der Imagination von Dryaden und Najaden, von Nymphen und Tritonen umgaukelt zu ſehen. Auch drängt ſich da wohl Vielen der Gedanke an die Indianer auf, wie ſie mit Bogen und Pfeil und Tomahawk bewaffnet, vor dem Falle des „lachenden Waſſers" Sieſta hielten, ihr wildes Gemüth, in Andacht zu dem großen Geiſt erhoben. Eine Welle drängt und verdrängt die andere — die Civiliſation der Weißen drängt die Rothhäute von Revier zu Revier und die Zeit iſt nicht ferne, wo ſie gänzlich verdrängt ad antidiluviana werden gehören. Bis dahin wird noch mancher weiße Scalp die Rache des verdrängten und ſo häufig durch Agenten betrogenen Wilden lohnen. Das Kriegführen mit Indianern erfordert Tauſende von Millionen Thaler, ohne ein Reſultat zu erzielen; ſie für die Civiliſation gewinnen, iſt kaum möglich; um ſich alſo, bei dem Drange der Weißen nach den fernen weſtlichen Staaten und Territorien, gegen Greuelthaten der Wilden zu ſchützen, wird am Ende Nichts übrig bleiben, als jeden Indianer für vogelfrei erklären: der Menſch iſt des Menſchen Feind. Liebe, Aufrichtigkeit und Harmonie ſind ſo ſelten und ſo rar wie Diamanten und koſtbare Perlen.

Der Mond ſchwebte über uns ein Pharus unbekannter Welten. Es war 9 Uhr als wir zur Fähre am Fuß von FortSnelling, kamen. Charon war am jenſeitigen Ufer und wir hatten lange zu warten ehe er angeſchwommen kam, um einen Obulus zu verdienen. Der Weg nach der Stadt war ſehr gut und bald hielten wir vor dem Athenäum, um da einem Pſeudo- ſogenannten Sacred-Concert beizuwohnen. Die hübſche und geräumige Halle war mit einem faſhionablen Publikum gut beſetzt. Ich vergnügte mich da an einigen Geſangvorträgen und einem Concert-Stück, das, mit der Glanzpointe von Hanke's Violine, ſehr brav exequirt wurde. Zum Schluß gingen „die Zerſtreuten" über die Bühne; ich aber, abgeſpannt durch die geiſtige Aufregung am Minnehaha, ging ohne das Ende abzuwarten nach Hauſe. Ach, der ewige Wanderer iſt faſt täglich wo anders zu Hauſe, doch giebt es nur Ein „Zuhaus", wo das Herz ſich befriedigt fühlt.

An Bord der Itaska nach Lake-City zurückgekehrt, und zwar in der Hoffnung, hier einen Enkel zu begrüßen. Ich kam zu früh zur — Taufe. Ob wohl der getaufte Schwiegerſohn und ſeine ungetaufte Gemahlin die Taufe des Kindleins für nothwendig erachten werden? Sehr wahrſcheinlich; denn — die Kirche „is a matter of business that — pays."

Ich konnte blos Einen Tag da verweilen und die Thränen meiner guten Cora und ihr Schluchzen und Klagen, als ſähe ſie mich zum letzten Mal, haben mich ſelbſt zu Thränen gerührt. Leb' wohl! Sei glücklich in deinem poetiſchen Exil am Maiden-Rock. — Des Weibes Loos iſt, Eltern, Verwandte und Freunde zu verlaſſen, um dem Gatten zu folgen.

Es war Mitternacht als ein Dampfboot angeſchwommen kam. Wie die Toneswoge einer zerriſſenen Saite wogte der Schmerz des Scheidens im Herzen als ich zur Ruhe ging. Des Morgens ſtanden wir vor La Croſſe. Feierliche Stille waltete im großen Fluthenrevier und ſtill und ruhig war es auch in meinem inneren Hafen. Eine Ruhe des inneren Glückes, die man fühlen, doch weder beſchreiben, noch Andern begreiflich machen kann, deren Lebensſchiff, auf ſtürmiſchen Wogen durch allerlei Leidenſchaften getrieben, ſich noch vergebens nach einem Hafen der Ruhe ſehnt.

Zu Lanſing Halt gemacht, einige Freunde und gegen Abend meinen Lieblings-Bluff, den Theonit, beſucht. Ein belebtes Atom unter Myriaden Atomen ſaß der alte Wanderer da auf der Platform eines rauhen Geſteines und labte ſich an den mannigfaltigen Scenerien des maleriſch ſituirten Städtchens. Der blaue Horizont, die wilden Contouren, Bluffs und Hochflächen, das Schellengeklingel der heimziehenden Kühe, das Blöcken der Schaafe, das Säuſeln der Zephyre durch das Laubdach einer alten Birke vor mir; das melancholiſche Bild der die hohen Ufer wiederſtrahlenden dunkeln Fluthen-Krümmung unter mir; alles Dieſes wirkte ſo tief auf das Gemüth, daß die alte, noch nicht ganz vertrocknete poetiſche Ader ſich unwillkürlich geöffnet und folgende engliſche Strophen der Arethuſe des Herzens entlockt hat:

A father's Memento to his daugther Cora.

Whipe off your tear,
Pray, do not weep!
When all is clear,
The storm is but asleep,
And when the thunder roars,
Grief's sitting at the oars,
One moment all may change,
May happiness arrange.

Whipe off your tear,
Pray, do not weep!
Awake, aslepp
Be free of fear!
The present Moment do enjoy!
Lay in the grave the past!
Time flies, on wings so fast,
That mortals cannot cling,
What trust, to any future thing!

Whipe off then fast your tear,
Let heart and head be clear.

Digitized by Google

To my wife Sarah, on a visit to Lake City, Min.

„Husband and wife"
That's Love, united whit strife.
Home. sweet home,
Where is a place like home?
Hurry, Sarah, comme home?
Say, when will you comme,
To sweeten our dear little home?
Come! Come!
Echo:
I come — sweet is home.

Um 8 des Morgens, eben als ich mit der Toilette fertig war, pfiff das Rohr des Dampfbootes Dubuque, von der Nord-Weſtern-Line, auf ihrem Wege zurück nach St. Louis. Von St. Nicholas, unſtreitig dem beſten deutſchen Haus von St. Louis bis New-Ulm, trottirte ich hinab nach der Levee und nahm Paſſage nach Dubuque, in Jowa. Das Wetter war herrlich. Heiter nach Außen und heiter im Inneren zog ich den breiten Strom hinab, ergetzte mich an den Scenerien und ſchlürfte die reine Luft, welche wie Balſam auf mich wirkte und nun die Arſenik-Pillen, gegen Aſthma, überflüſſig machte. Das Boot Dubuque verdient empfohlen zu werden. Reine Betten und — ſogar ein Spiegel in den Schlafzimmern.

Ich traf auf dieſer Fahrt mit dem Vater meines Schwiegerſohnes, Hrn. Hubbard, zuſammen, was mir ſehr angenehm war. Wir ſchieden vor Dunleight, wo er den Zug nahm, nach dem Staat Illinois. Ich ſtieg jenſeits zu Dubuque aus, nahm am Ufer einen Expreß-Wagen, machte ſchnell zwei Geſchäftsbeſuche und kam noch zur rechten Zeit, um mit demſelben Boot weiter zu reiſen; was mich der Qual enthoben hat, 40 Meilen mit dem alten Kaſten Henderſon nach Savannah zu fahren, um dort den Zug nach Rock Island zu nehmen.

Unweit Dubuque bogen wir den Fieber-Fluß hinein, um in Galena Blei einzuladen. Der Aufenthalt hat mehre Stunden gedauert und mußte ich das Vergnügen vermiſſen, einige alte Freunde hier zu beſuchen, ſo machte mir doch das ſchöne Panorama des Stadt das Laviren angenehm.

Außer einigen hundert Tonnen Blei und Brennholz war an der Levee Nichts zu ſehen, was ein Lebenszeichen des Handels an ſich trug.

Did you see General Grant's House? ging es unter den Paſſagieren von Mund zu Mund. Ja, Grant, der ſchlichte Kaufmann von Galena, iſt eine hiſtoriſche Celebrität geworden. Die großen Celebritäten der Geſchichte ſind mit Blut geweiht, gefloſſen in Schlachten und bei großen Convulſionen. Man muß Alexander oder Tamerlan, Napoleon oder Cartouche, Cicero oder Verres, Grant oder Booth ſein, um in Klio's Buche dem Gedächtniß der ſpäten Nachwelt aufbewahrt zu werden. Kleinere Generäle ſind bald vergeſſen und wer verzeichnet den Heldenmuth ſo vieler Gemeinen?! Bildhauer, Maler und Dichter leben in ihren Werken fort, je nachdem ſie ſich über das Niveau der Mittelmäßigkeit erheben. Die Namen von vielen ſtürmiſch applaudirten Künſtlern ſind mit ihrem Leben verſchollen. Der Schriftſteller hat alle Kraft, allen ſeinen Fleiß auf Einen Punkt zu concentriren, wenn er einige Jahrhunderte nach ſeinem Tode fortleben will im Gedächtniß der Nachwelt. Wer hat noch je den Namen eines gewöhnlichen Reporters, Recenſenten, oder Zeitungscorreſpondenten in der Geſchichte aufgezeichnet geleſen, und hätten ſie das Geiſtreichſte geliefert!?

Titus oder Heliogabal, Cicero oder Catilinea, Joſeph oder Titto, Koſſuth oder Görgey — das iſt für die Sphäre des Ruhmes Daſſelbe. Die moraliſche Größe, die wahre Größe, liegt in den edlen Motiven Jenes, der eine große, eine edle That vollzog. Das Bewußtſein iſt ihr einziger, iſt ihr höchſter Lohn.

Das tiefe Blau des geſtirnten Himmels, der Fluß, geſchmolzner Lava ähnlich, die Hügel im Abendſchleier, das Plätſchern des Waſſers, das Zirpen der Grille, das gegemächliche Hingleiten des Bootes, die feierliche Stille im Gau gaben dieſer Fahrt auf dem Fieberfluß hinaus nach dem Vater der Ströme etwas Zauberiſches, dem blos Syrenenſtimmen und Flötentöne fehlten, um an eine Fahrt des Ulyſſes mit Calypſo, oder eines Antonius mit Cleopatra zu erinnern.

Am 9. des Morgens vor der verſchwundenen Gemüthlichkeit der Stadt Fulton, Clinton gegenüber, erwacht und — an vormalige Mondſcheinfahrten gedacht, mit den Matadoren Wiencoop und Weſtphal an der Spitze. „Alles wechſelt unter der Sonne." „Heut iſt der Mond in voller Pracht, bald iſt er eine Sichel; heute jubelt Michelchen und morgen jammert Michel."

Von Rock-Island, Davenport gegenüber, lagen wir einige Stunden, um Kohlen einzuladen. Ich dachte an d e n und dachte an d i e; doch konnte ich es nicht wagen, das Boot zu verlaſſen, um einige Freunde zu beſuchen, die ich ſo gerne geſehen hätte. Mein Herz muß, in der That von enormer Elaſticität ſein, um in ſeinen Liebesporen ſo viele andere Herzen aufzunehmen. Und die Feinde — ach, deren Zahl iſt Legion. Es liebe ſeine Feinde, wer ſie lieben kann; ich haſſe, theils verachte ich ſie. Rache liegt nicht in meinem Charakter.

Als ich am Bord des Dubuque Paſſage nahm, dachte ich zu Fort Madiſon auszuſteigen; doch bot mir das Boot ſo viel Comfort, daß ich nicht Luſt hatte, ein anderes zu erwarten und fuhr bis Quincy, Ill. Nach einigen Beſuchen und Poſtgeſchäften ging ich zur Landung hinab, um von dort Mittags mit dem regelmäßigen Packetboot nach St. Louis zu fahren. Der nächſte Weg nach St. Joſeph, dem nächſten Ziel meiner Reiſe, wäre via Hannibal geweſen; doch da eben Samſtag war und ich in dieſer triſten Stadt

Digitized by Google

den Sonntag über hätte laviren müſſen, zog ich es vor nach St. Louis, und von dort, auf der Northern Miſſouri, in Verbindung mit der Hannibal- und St. Joe-Bahn, nach St. Joſeph zu reiſen. Eine weite Tour; welche ich mehr des Vergnügens und der Geſundheit wegen unternahm, als des Geſchäftes wegen. Auch wollte ich ſehen, ob in den Städten am Miſſouri-Fluß, während und ſeit dem Kriege, ein materieller und geiſtiger Fortſchritt oder Rückſchritt ſtattgefunden habe. In St. Louis blieb ich 2 Tage, um für die 3. Series der Propaganda zu collectiren und, was der Beweggründe letzter nicht iſt, um mich in Bühler's Hotel an ſeinem ausgezeichneten Tiſche zu reſtauriren. Tivoli fand ich niedergebrannt, die Walhalla Toni Niederwieſer's in andern Händen, und ſonſtige Plätze des Vergnügens in statu quo. In der Turnhalle wohnte ich einem ſehr guten Concerte bei, das beſſer beſucht zu ſein verdient hat. Von den deutſchen Theatern hatte ich keine Luſt, weder das Eine noch das Andere zu beſuchen.

Die Fahrt von St. Louis nach St. Joſeph bietet dem Auge manch landſchaftliche Reize. Eine Strecke von circa 20 Meilen ſind Hügelungen zur Linken und der Fluß zur Rechten; ſonſt flach, guter Boden, viele Farmen, u. auf der Prairie weiden große Heerden von Ochſen und von Pferden. Vor St. Charles auf einer mit Schienen belegten Dampffähre den trüben Miſſouri paſſirt. Im Waggon traf ich einen Bekannten aus Cleveland, den Architekten Herrn Weyle, der nach St. Charles fuhr, wo er den Bau einer deutſchen, lutheriſchen Kirche zu inſpiciren hat. „Baue ich ſie nicht, ſo bauen ſie Andere" und dagegen läßt ſich vernünftigerweiſe wohl Nichts einwenden. Auf der weiten Reiſe paſſirten wir Wenzville, Wellsville, und einige Dutzend andre towns und villes, von denen Eine der Anderen gleich ſieht, wie ein Ei dem andern. Korn- und Weizenfelder, ſo weit das Auge reicht; auch fehlt es nicht an Strecken mit Holzland. Zu den Unannehmlichkeiten der Reiſe gehörte das Rauchen im car 1. Claſſe und der vom Schornſtein der Locomotive zuweilen durch die Fenſter ziehende Rauch.

Von St. Louis bis zur Fahrſection der Bahnen, bei Macon City, ſind 170 Meilen; von da nach St. Joe 136. Des Nachts im Depot angekommen erkundigte ich mich nach einem guten deutſchen Gaſthaus und ein Omnibus brachte mich nach dem City-Hotel. Ratten im Hof begrüßten mich bei der Ankunft im Hofe, und des Morgens nahm ich von einer Wanze Abſchied, um in einem andern Hauſe Eine Wanze gegen Hundert einzutauſchen; doch fand ich da ein Deutſches Haus, ſehr freundliche Menſchen, gute Küche, guten Wein und ſehr guten Kaffee. Ich war da blos Eine Nacht, aber das war eine lange Nacht. In meinem Zimmer ſtanden 6 Betten aus Eiſen, alle rein überzogen; aber es bedarf mehr als reine Leintücher und Kopfkiſſen, um von Wanzen verſchont zu bleiben.

„Ach, wie ſcheint der Mond ſo hell,
Und wie reiten die Wanzen ſo ſchnell!"
Ob's heiß? Ob's ſchwül?
Nun, ja, wie ſoll es denn bei 100 Graden
Nicht heiß ſein, um zu röſten und zu braten?
Doch angenehm und kühl
Wehn Lüftchen ſanft und rein
Zum Fenſter und zur Thür herein;
Und ſchält man ſich nur aus,
In ſeinem Marterhaus,
Bis auf die nackte Haut
Und wälzt ſich bis der Morgen graut
Vom Rücken auf den Bauch,
Vom Bauche auf die Seiten,
Und ſitzt 'ne Weile auch
Auf einem Stuhl, um ihn zu reiten,
Mit voller Reſignation,
Dann geht es ſchon.
Man wird am Ende müd und matt,
Des Gähnens und des Sternengaffens ſatt
Und fällt in ſüßen Schlaf,
Wie ein geduldig Schaaf;
Wenn aber nun, verſchont von Biſſen
Der göttlichen Muskitos,
Von ihrem Sange eingelullt,
Das blut'ge Heer, die Wanzen,
Vortrefflich eingeſchult,
Auf Leintuch und auf Kiſſen,
Die niedlich kleinen Puppen,
Liebkoſend Menuette tanzen,
Und ſich bald Solo,
Bald in Paaren, bald in Gruppen
Keck auf des Schläfers Naſe ſetzen,
An ihrem Blute ſich ergetzen,
Dann fährt der Schläfer auf
Und kratzt und ſchlägt barbariſch drauf;
Denn „Ein Moment kann Alles umgeſtalten,
Wenn man den lieben Gott läßt walten,
Und ſich, von Wohlgeruch erfüllt,
Der Wanzen ſucht zu wehren,
Die ſich im Nu ſo ſehr vermehren,
Daß man vom Bett muß ſpringen
Und aus Verzweiflung ſingen
Mit der Muskito-Schaar,
„Deren erſter Vater
Der erſte Alto-Sänger war."
Ne, warum nicht gar!
Ganz ſicherlich;
Ich ſchwör's dir beim Muskitoſtich.
Denn kann dich ein ſchön Geſicht
Begeiſtern zu einem Gedicht,
So, glaub' es mir, kann dich
Das nächtliche Miauen

Digitized by Google

Der Katzen auf den Dächern,
Vereinigt mit dem Grauen,
Das ſich,
Ganz fürchterlich
Durch Wanzenbiſſe offenbart,
Bis zu dem letzten Lachen
Begeiſtern und ſogar zum Dichter machen.

Der Tag meiner Ankunft zu St. Joe war ein wichtiger Tag für die Stadt; denn es wurde darüber abgeſtimmt, ob die Stadt geneigt iſt 800,000 Dollars Bonds zu zeichnen, zum Bau von 3 Eiſenbahnen, von denen Eine weſtlich, die Andere nordweſtlich und die Dritte nordöſtlich gebaut werden ſoll. Der Antrag ging mit der ſehr geringen Oppoſition von 61 Stimmen durch und Kanonenſchüſſe verkündeten den erfreulichen Sieg.

Es iſt dies ein fabelhaftes Land! In Einem Jahr wird die Locomotive die weite Strecke nach Council Bluffs und Denver hinbrauſen. Trotz des Krieges, trotz der hohen Beſteurung in Folge deſſelben, trotz des Chaos der ſüdlichen Staaten vormals in Rebellion, trotz der Jeremiaden über ſchlechte Geſchäfte und Johnſoniaden zu Waſhington drängt ſich der Strom nach Weſten hin. Eine Stadt entſteht nach der andern und der Bau von 800 bis 1000 Häuſern dieſer Stadtpilze in Einem Jahr iſt etwas ganz Gewöhnliches.

St. Joſeph, beſonders die deutſche Bevölkerung, hat während des Krieges bedeutend gelitten, ohne einen Vortheil, wie manche andere Städte, daraus zu ziehen. Im Jahr 1862 hatte man die Wahl, ſich in die Rebellen-Armee preſſen zu laſſen, oder die Stadt zu verlaſſen; doch, ſiehe da, die Deutſchen zogen hinüber nach Kanſas, und organiſirten ſich unter Hrn. Rodman's Leitung militäriſch und in Bälde ſtanden 8 Compagnien, jede zu 100 Mann, ſchlagfertig da, um einem Angriff der Rebellen zu begegnen. Dieſe Miliz bezog ihren Gehalt von der Regierung und beſtand 3 Jahre lang. Die Siege Lyon's und Siegel's in Miſſouri haben nicht nur St. Joe, ſondern den ganzen Staat vom Verderben gerettet. Der berüchtigte Gouverneur jener Zeit, Jackſon, ging mit General Price nach Arkanſas und nahm als Beute alle Schul- und ſonſtigen Staatsgelder mit, deren er habhaft werden konnte. Ein Jahr hindurch lagen zu St. Joe alle Geſchäfte total darnieder und Alle, die nicht auf irgend eine Weiſe gebunden waren, verließen die Stadt. Vor 2 Jahren erhob ſich die junge Stadt von Neuem; ſo ſehr, daß ich über die compacten Straßen, über die ſoliden und ſchönen Häuſer, über die vielen neuen, theils durch Berge gegrabenen Straßen ſtaunen mußte. Sogar eine Straßeneiſenbahn iſt bereits da! Die Einwohnerzahl hat 20,000 überſtiegen. Es erſcheint hier eine deutſche Zeitung, herausgegeben von General Heinrichs. Hrn. Sachſe, aus Baltimore, der 2 Jahre lang, ein engliſches Blatt, „St. Charles Kosmos", herausgab, traf ich hier wieder am Setzkaſten. Der Turnverein hat einen neuen Aufſchwung genommen und beſitzt gute Kräfte. Nur das geiſtige Turnen nicht zu niedrig angeſchlagen!

Zu St. Joe erhielt ich die freudige Botſchaft, daß meine Tochter Cora, zu Lake-City, am 9. Auguſt, glücklich mit einem Knaben entbunden wurde. Dies ſei meinen Freunden in Parentheſe geſagt. Möge der kleine Weltbürger wachſen und gedeihen und ja kein Mucker werden; denn Mucker ſind unter Menſchen Das, was Wanzen ſind unter Inſekten.

Nach der Stadt Omaha, in Nebraska, gehen von St Joe wöchentlich regelmäßig 3 Dampfböte. Dieſe Stadt und Denver, in Colorado, habe ich für einen Streifzug im Jahr 1868 vorgemerkt. „Menſchen denken, Verhältniſſe lenken" Die Eiſenbahn nach Denver ſchreitet raſch vorwärts — wenn vollendet, werden 800 Meilen blos ein Katzenſprung ſein.

Um mich nicht zum zweiten Mal zu einem Wanzengedicht begeiſtern zu laſſen überſiedelte ich am Abend vor meiner Abreiſe zu meinem vormaligen Agenten, Hrn. Julius Clemens, der ein Gaſthaus dem Depot gegenüber hält. Nach einer erquickenden Nacht verließ ich um 3 Uhr des Morgens das freundliche St. Joe und hielt vor Atchiſon an. Ich trottirte bei hellem Mondſchein nach der Fähre und von da einen weiten Marſch hinauf durch eine breite Straße, bis ich zu einem Hotel kam. Ein Kanapee im Parler war da willkommen, um bis zur Frühſtückſtunde zu ſchlummern.

Schnell die Geſchäfte abgemacht, mit einigen tüchtigen Deutſchen bekannt geworden und weiter hinab nach Leavenworth gezogen. Es ſind ſieben Jahre ſeit ich nicht hier war. Außer einigen Namen früherer Abonnenten, dem Andenken an den zu jener Zeit nicht beſonders empfehlenswerthen heiligen Georg u. das wüſte Treiben der damaligen Barrackenſtadt hatte ich Nichts von Leavenworth im Kopf behalten. Wir fuhren mit dem Bus der alten, großen Bude des Heiligen mit ſeinen zwei ſchwerfälligen Gallerien, kleinen Fenſtern u. niedrigen Thüren vorüber, u. ich ſchwankte zwiſchen einem amerikaniſchen Hotel und dem deutſchen Grant-Haus, das mir in St. Joe empfohlen wurde. Ich entſchied mich für das Grant-Haus. Da es mir jedoch zu weit abgelegen war, eilte ich zurück nach dem St. George-Haus, um zu ſehen, wie es da jetzt nach 7 Jahren ausſieht. Welche Ueberraſchung! — Capitän Odenfeld, ein Bekannter aus Springfield, O. als Barkeeper, ein gebildeter, ſehr freundlicher Wirth, ein comfortables Zimmer und guter Tiſch — das war wohl genug, um mit Rieſenſchritten den General Grant zu verlaſſen. Nicht nur die innere Verwaltung des alten St. George-Hotels hat ſich durch Hrn. Schwarte bedeutend verbeſſert, auch die Stadt hat, ſeit meinem letzten Hierſein, eine ganz andere Phyſiognomie erhalten. Die meiſten der Bretter-Buden in den Hauptſtraßen haben ſoliden geſchmackvollen Häuſern Platz gemacht und es giebt da Kaufläden, die an Eleganz und Aſſortement jeder Großſtadt

Digitized by Google

Ehre machen würden. Obſchon ich auch hier, wie überall, über ſchlechte Zeiten klagen höre, ſo ſehe ich doch nirgends Spuren von Armuth und auch in Leavenworth herrſcht noch immer Regſamkeit genug, um das Klagen blos auf die Zeit des Krieges paſſend zu finden, während deſſen hier die Geſchäfte blühend geweſen und Viele reich geworden ſein ſollen. Ich ſelbſt habe nicht Urſache über ſchlechte Zeiten zu klagen u. hätte das zur Epidemie gewordene Klagelied einen Grund, ſo würde die Fackel gewiß nicht ſo viele Abonnenten erhalten, deren Zahl in den Städten, wo ich lange nicht war, weit meine Erwartung überſteigt. Hier zu Lande iſt man eben nicht zufrieden, wenn man, durch Fleiß und Sparſamkeit, ſein Leben macht; man will Geld machen, viel Geld — und tritt, wie jetzt nach dem Kriege, eine Kriſis ein, oder regt ſich Handel und Wandel in einem normalen Zuſtand, ſo wird geklagt; doch dabei trotz alledem gut gegeſſen und viel getrunken. —

Die Bevölkerung hat bereits die hohe Zahl von 25,000 erreicht. Es ſollen hier an 3000 Farbige wohnen, die der Zeitgeiſt von Kanſas bis jetzt noch nicht mit dem Suffragium beehrt hat. Und das Frauen-Stimmrecht? Das iſt ein Hirngeſpinnſt, wie ich aus einer deutſchen radikalen Zeitung von Wyandott, genannt: „Die Fackel," erſehen konnte. Dieſe Fackel liefert in ihrer Nummer vom 14. Auguſt ein Gedicht aus einem alten Buch, um den ultra radikalen Thoren und Fürſprechern des Frauenſtimmrechtes zu zeigen, in welche Sphäre das Weib gehört. La voila.

Die Weiber ſollen ſein im Haus
Klug, weis, daß nichts wird tragen draus,
Durch falſch Untreu, Maid und Knecht,
Ihrer Kinder pflegen, warten recht,
Strehlen, Kämmen und zwagen,
Kochen, waſchen, nit viel fragen,
Was auf dem Rathhaus g'handelt werd.
Es würd ſonſt all Ordnung verkehrt,
Die blieben ſind bis auf die Stund,
Drum euer Fürnehmen hat kein Grund.
Weiber ſollen Weiber bleiben,
Ein jegliches ſeinen Beruf treiben,
Es würd ſonſt übel ſtehen in der Welt.

Welcher Geiſt! welche Sprache aus der „guten alten Zeit!" Packt euch, Ihr Weiber, in die Kammer, ſchert euch in die Küche! wacht über Magd und Knecht, waſcht und kämmt eure Kinder, ſeid euren Männern unterthan, kocht ihnen gute Suppe, Sauerkraut, Klöſe und Nudel, kümmert euch nicht was außer dem Hauſe vorgeht, leſet die Bibel und Genovefa, miſcht euch nicht in Politik, ſprecht über Waſchen und Kochen, ſeid demüthig im Glauben und vermeßt euch nicht, nach klaſſiſcher Lektüre euch es gelüſten zu laſſen und dem Born der Wiſſenſchaft; denn Ihr Weiber ſollt Weiber, ſollt getreue Dienſtmägde eurer Männer ſein!

Ihr Männer aber im alten Vaterland, ſeid und bleibt treue Unterthanen eurer Fürſten; kümmert euch nicht um Politik, die euch am Ende lüſtern machen könnte nach der heilloſen Republik, wo Ihr zwar freie Bürger, aber doch Stimmvieh ſein würdet, wie ſo viele eurer abtrünnigen Landsleute in Amerika, wo jetzt die „politiſche Nothwendigkeit" nicht nur den befreiten Sklaven zum ſtimmfähigen Bürger macht, trotz deſſen, daß er weder leſen noch ſchreiben kann, ſondern wo ſogar einzelne Fanatiker, die man Reformer nennt, das Stimmrecht der Weiber verlangen, die in der Regel eben ſo beleſen, eben ſo gut geſchult wie die Männer und weit tugendhafter, moraliſch beſſer und ehrlicher ſind als ihre ſouverainen Herren. Aber die Crinoline, der Waſſerfall, die ganze äußere Tournure und Figur ſind die nicht ganz der männlichen Form diametral entgegengeſetzt? Sind Frauen nicht auch körperlich ſchwächer als der Mann? Müſſen ſie nicht Kinder ſäugen? Müſſen ſie nicht aufhören Weiber zu ſein, wenn ſie ſich es einfallen ließen, ſich auf die Competenz des Gehirns, auf die geiſtigen Anlagen und die Rechte als „Menſchen" zu berufen? Sind denn Frauen wirklich Menſchen? Ach, Fackel von Wyandott, belehre doch den Fackler von Cincinnati, der ein ſo großer Verehrer der Frauen war, iſt und bleiben wird und der das Weib in der Regel höher ſtellt als den Mann, obſchon Frauen keine Matroſendienſte verrichten und höchſt wahrſcheinlich, wenn ſouverain in einer Republik, dem barbariſchen Handwerk des Kriegeführens für immer ein Ende machen würden; belehre ihn doch gründlich über die Beſtimmung des Weibes! —

Nicht für unfähig halte ich das Weib, ſich an allen Staatsangelegenheiten zu betheiligen, nur bedauren würde ich es, wenn es das Unglück hätte, ſich bei unſerer Culturſtufe, von dem männlichen Parteiſchund in Zeitungen beſchmutzen zu laſſen und ſich mit dem männlichen voting cattle meliren zu müſſen, dem cattle "par excellence", roh und gemein im Allgemeinen und ganz ſpeciell bei Wahlen vollgeſoffen. Aus purem Patriotismus, aus reinſter Freiheitsliebe.

Bedingte Intelligenz der Männer hat den Süden regiert und an den Abgrund der Rebellion getrieben. Wir wollen ſehen, wie künftig der Süden durch unwiſſende Neger regiert wird. Eine Regierung durch Frauenſtimmen werden wir noch lange nicht erhalten.

In Leavenworth erſcheinen gegenwärtig vier engliſche und zwei deutſche, tägliche Zeitungen. Mag das auch ein Beweis ſein, daß hier viel geleſen wird, ſo wäre doch eine deutſche und zwei engliſche tägliche Zeitungen hinreichend, um die Stadt mit Leſeſtoff zu verſehen und den Herausgebern eine ſorgenfreie Exiſtenz zu ſichern. Wohl, wir leben eben in einem Staate der freien Concurrenz und wer da am beſten lauft, der kömmt am weiteſten, wer aber fällt, der ſehe zu, wie er wieder aufſteht. Help yourself! Ach, hilf dir ſelbſt! Biſt du nur frei; was kümmern dich Andere? Biſt du nur „gut ab"; was kümmern dich Ande-

re? O, des kalten Egoismus, in deſſen Eisregion die edelſten Gefühle erſtarren und wo der begeiſterſte Menſchenfreund ſich endlich ſchneckenähnlich in ſein eigenes ſtilles Loch zurückzieht, die Menſchheit beklagt und mit diaboliſchem Lächeln ſich ſelbſt zuruft: hilf dir ſelbſt! Wohl ihm, wenn er bei abgekühlter Begeiſterung genug Charakterſtärke beſitzt, um dieſes „Sichſelbſthelfen“ nicht mit Aufopferung von Grundſätzen praktiſch durchzuführen und zum Schurken zu werden, der mit Principien Wucher treibt, für Geld Gott und dem Teufel, der Freiheit und der Knechtſchaft dient, ſich bückt und beugt, und krümmt und accomodirt, um ſich ſelbſt zu helfen! Für den Mörder einen Strick (falls man geneigt iſt, der Todesſtrafe das Wort zu ſprechen); für den Schurken, der mit Grundſätzen Handel treibt und die Menſchenrechte für ein Linſengericht feil bietet, die ſeidene Schnur! Das iſt ſo meine Meinung.

Ich hatte das Vergnügen einen der Redacteure des Conſervative, Hrn. Hoyt, vorgeſtellt zu werden. Derſelbe war Anwalt des Martyrers John Brown. Der Titel entſpricht dieſer Zeitung durchaus nicht; denn ſie iſt nichts weniger als conſervativ, ſondern ſo radikal, als man es von einer ſich radikal nennenden Parteizeitung erwarten kann. Auch die beiden deutſchen Zeitungen verfolgen eine radikale Tendenz.

An der Vereinsſchule, mit 150 Kindern, fungiren zwei Lehrer. Eine alte Bretterhütte, genannt Theater-Halle, ſcheint für die Kunſt rettungslos verloren zu ſein. Indeß Thalia einſtweilen hier keine Verehrer hat; zählt der Turnverein doch circa 100 Mitglieder, bei denen das geiſtige Turnen einen Werth zu haben ſcheint; denn man forderte mich auf, einen Vortrag zu halten, welcher von Herren und Frauen zahlreich beſucht war, und Mehre abonnirten für die Fackel. Beſonders intereſſirten ſich für mich die Herren Raſſieur, Oberſt Haas und W. Niemeyer, der mich vor 20 Jahren zu Hamburg gekannt und hier wieder erkannt hat. So wie zu St. Joe und Atchiſon hat auch hier Alles meine Erwartung übertroffen.

Drr Geſangverein hat an Hrn. Dotter einen tüchtigen Direktor. An Unterſtützungsvereinen, mit und ohne Geheimniß, mit und ohne Lappalien, Scherpen und Schürzen, fehlt es auch hier ſo wenig wie in andern Städten der Union. Das deutſche Element iſt hier bedeutend vertreten. Es ſind da eine Gießerei, mehre Mahl- und Sägemühlen, eine Wollenfabrik, eine Meubelfabrik, eine Speichenfabrik, fünf Brauereien, von denen die Herren Branſon und Kirmeyer per Dampf Ale und Porter brauen und auch Sodawaſſer fabriziren. Von den vielen Salons ſind die des Hrn. Haas und Beſſer und der des Hrn. Swizer, mit 10 Billardtiſchen, die größten und frequenteſten. Zum Sonntags-Vergnügen ſind den Deutſchen drei Sommergärten geöffnet, obſchon ſie auch noch ein Recht haben, oder doch das Recht ſich nehmen dürfen, in der Stadt bei offenen Thüren ihr Lager zu trinken. Uebrigens wird hier auch viel Wein getrunken. Ich fand da ſehr guten Concord, aus Hermann. — Die Deutſchen ſind an allen Geſchäftszweigen betheiligt; das Kleider- und Schnittwaarengeſchäft iſt faſt ausſchließlich in Händen von Iſraeliten. Zu den größeren Geſchäften zählt man gegenwärtig das Sattlergeſchäft des Hrn. Katzung, das für Schuhmacher-Requiſiten des Hrn. Endriß, das Liqueurgeſchäft des Hrn. Hoffmann, Uhren- u. Juwelengeſchäft von Dreckmann, mehre reichſortirte Grocerien und zwei gute Apotheken. Das größte Kleidergeſchäft iſt jetzt das von Cohn, und die größte Eiſenwaarenhandlung die von Viergutz u. Co. Auch fehlt es nicht an Kirchen; es ſind da drei deutſche Kirchen, eine Synagoge und ein katholiſches Bisthum. Die Stadt iſt auch bereits mit einem Nonnenkloſter beglückt. Wohl, die armen Schweſtern ſind gute Lehrerinen für Kinder gläubiger Eltern und gute Pflegerinen der Kranken. Wenn es Wanzen giebt, warum ſollte es nicht auch Nonnen und Mönche geben? Fürchteſt du die Biſſe Jener und den römiſchen Einfluß Dieſer, ſo ſchaffe ſie dir vom Leibe und halte dich hübſch ferne von ihnen! Berechtigt zum Leben ſind ſie ſo gut wie du ſelbſt.

Am 20. des Morgens auf der Pacificbahn 24 Meilen nach Kanſas-City, Mo., gefahren. Die Entfernung von Leavenworth nach St. Louis auf dieſer Bahn beträgt 309 Meilen. Die Fahrt eine Strecke am Strome hin, durch üppiges Holzland, iſt ſehr angenehm. Bei Wyandott, einem Städtchen in Kanſas, paſſirte der Zug den Kawfluß und bald hielten wir am Depot von Kanſas-City, im Staat Miſſouri. Eine aus Sandbergen mühſam herausgegrabene, rührige Stadt, mit circa 15,000 Einwohnern, von denen der dritte Theil aus Deutſchen beſteht. Auch hier iſt ſeit 7 Jahren, trotz der Leiden der Stadt während des Krieges, ein bedeutender Fortſchritt zu ſehen. Sähe ich nicht rings um mich neue Häuſer, neue Straßen, ſo würde ich es kaum glauben, daß hier im Jahr 1866 700 neue Gebäude aufgeführt wurden. So ſchreitet der Weſten voran. So reiht ſich auch Farm an Farm und Jene im Oſten täuſchen ſich ſehr, die da glauben, die fernen weſtlichen und nordweſtlichen Staaten ſeien eine Wildniß.

Bei meinem erſten Ausgange in der Stadt hörte ich meinen Namen rufen und ſiehe da, es war ein alter Bekannter, Hr. Ed. Keller. Seine Freude des Wiederſehens war ſo groß, daß er ſogleich in einen Leihſtall ging, um mir das Vergnügen einer Spazierfahrt zu bereiten. Wir fuhren zu Helmreich's Brauerei und beſuchten auch den Gärtner Schwanfeld, der eben mit Einſammeln einer zweiten Gemüſe-Erndte beſchäftigt war, da die erſte von den Heuſchrecken ſchonungslos vertilgt wurde. Man klage nicht über Heuſchrecken; die Zerſtörungswuth des Menſchen bietet Heuſchrecken und Kartoffelwurm — das beweiſen ja ſeine Kriege.

Drr Turnverein hat vor Kurzem den Bau einer ſehr hübſchen und geräumigen Halle vollendet. Ich hatte das Vergnügen da einen Vortrag zu halten. Das Innere, mit

Digitized by Google

dee Bühne und den Gallerien, hat viel Aehnlichkeit mit dem Atheuäum zu St. Paul. Nach der Rede bei heiterer Geſellſchaft einen vergnügten Abend zugebracht, bei Herrn Kumpſ, der uns in ſeinem Lokale mit ausgezeichnetem 65er Rheinwein die letzte Oehlung gab.

Die deutſche Schule wurde 1855 durch Beiträge gegründet und hat gegenwärtig circa 80 Schüler, mit einem Lehrer und einer Lehrerin. Es erſcheint hier eine deutſche Zeitung von freiſinniger Richtung, der die hieſigen Deutſchen in der Mehrzahl huldigen.

Ich wohnte hier der Grundſteinlegung einer Eiſenbahn-Brücke bei, welche über den Miſſouri-Fluß gebaut wird. Der Koſtenanſchlag beläuft ſich auf 1½ Million Dollars. Von dieſer Bahn, Fort Scott und Galveſton Road, iſt bereits eine Strecke von 240 Meilen vollendet. Die Hauptſtraße war mit Neugierigen gefüllt und die Salons machten gute Geſchäfte. Endlich um 12 Uhr ſetzte ſich der Zug von allerlei Geſellſchaften, mittelalterlichen und modernen, Rittern und Marſchällen, Meiſtern und Geſellen, in Bewegung, mit den Turnern — die eigentlich den Kopf der Proceſſion hätten bilden müſſen, — im Schlepptau von Hinten. Ach, dieſer Scherpen und Schürzen und theatraliſchen Lappalien in einem freien demokratiſchen Staate! Wollt Ihr denn gar nicht vernünftig werden? — „Vernunft und Tugend" bedürfen keines Schmuckes und weder Krone noch Talar, weder Doctorhut noch Seidenſcherpe vermögen ihren Mangel zu erſetzen. Einfachheit in Kleidung, ohne Firlefanz, charakteriſirt den vernünftigen Mann, den freien Bürger. Ueberlaſſet das „Coſtumiren und Decoriren" den Charlatanen der Kirche, den Monarchen und ihren Satelliten, und den Schauſpielern; Ihr aber, als Republikaner, ſuchet die Wahrheit und übet das Gute, das Edle ohne Schmuck und Schaugepränge! Glaubt nicht, daß ich gegen das Princip der Vereinigung und Verbrüderung für gute Zwecke bin; ich bin blos gegen die äußere Form und wünſche, daß man jene Liebe und Mildthätigkeit, die man in Logen und Vereinen lehrt und gegenſeitig üben ſoll, auf alle Menſchen ohne Unterſchied ausdehne, wenn ſie der Liebe würdig und der Hälfte bedürftig ſind.

Der Zug bewegte ſich bei ſchallender Muſik durch einige Straßen hinab nach dem Fluſſe. Die Feſtrede und das Gebet, mit geſchloſſenen Augen, wurde vom Großmeiſter einer Maurer-Loge gehalten. Nun, ohne Gebet geht es eben nicht. Zu bedauern iſt es blos, daß das Gebet bei ſolchen Gelegenheiten und bei den meiſten Betern nicht vom Herzen kömmt, ſondern hohles Herplappern kalter, unſinniger Worte iſt. Das Gebet verhält ſich zur Vernunft eben ſo wie Schürze und Scherpen zum Radikalismus der Freiheit. „Ironie und Karrikatur."

Ich hatte während der Ceremonie einen hohen Poſten auf einem Sandhügel eingenommen und fühlte — die bunte Menſchenmaſſe unter mir — tief, daß ich ſo ganz allein daſtehe und ich ſeufzte bei dem „inbeünſtigen" Gebete um ſo mehr, da ich vor mir, jenſeits dem Fluſſe, das Geſtade vom Clay-County ſah, das berüchtigt iſt durch — ſeine Strolche und Pferdediebe. Ja, wie ſind ein heiliges, ein chriſtliches Volk!

Des Abends ſpielte die „Peola-Braß-Band" einige Stücke vor dem Sheridan-Hauſe, und zwar ſehr brav. Muſik erhebt den Geiſt, Muſik veredelt das Gemüth. Gute Muſik iſt die Sprache der Harmonie; Harmonie iſt die Tochter der Liebe — ſchlechte Muſik iſt Disharmonie, die Furie des Haſſes.

Vor meinem Zimmer-Fenſter des Sheridan-Hauſes gruppirt ſich, in der Entfernung von einigen Meilen, das Städtchen Wyandott, hoch und pittoresk gelegen.

Möge die Kanſas-Fackel dort leuchten, nicht nur zur geiſtigen und moraliſchen Veredlung und Hebung des Mannes, ſondern auch des Weibes!

Am 22. fuhr ich 174 Meilen auf der Pacificbahn nach Jefferſon-City, der Capitolſtadt von Miſſouri. Der Landung wegen ſind die meiſten Städte entlang dem Fluſſe auf hohes, ungünſtiges Terrain gebaut; ſo gehört denn auch Jefferſon-City in die Claſſe der amerikaniſchen Siebenhügelſtädte. Ich erinnere mich ſehr dunkel, daß ich vor 15 Jahren in dieſer Stadt war; ſie war damals und iſt noch immer eine kleine Stadt.

In Ermangelung eines Omnibus brachte mich ein Expreßwagen nach einem Nr. 1 Hotel, dem McKurty-Hauſe. Wirth und Gäſte trugen hier das Gepräge der „guten alten Zeit", wo es nach Meiſter und Sklaven in Miſſouri gab. In den Zimmern fehlte es nicht an guten Meubeln, doch an Reinlichkeit und Ordnung; trotz deſſen, daß ein ganzer Schock von Schwarzen beiderlei Geſchlechts zur Bedienung da herum leiert. Das Speiſezimmer im basement war des Abends ſpärlich mit zwei Oehllampen erleuchtet und durch die Aufwärterinen verdunkelt, daß es mir kaum möglich war das kredenzte beef vom mutton zu unterſcheiden. Ach, die amerikaniſche Küche! Dieſes Ceremoniel, dieſe Steifheit, dieſer überflüſſige Troß von Aufwärtern und der geſchmackloſe Fraß!

Anſtatt des Gongs weckte mich am Morgen ein Neger mit der demiſſen Frage: „will you have your boots cleaned? No, Sir, erwiederte ich; denn ich bin ſeit 30 Jahren mein eigner Stiefelputzer und bin überhaupt zur Ueberzeugung gekommen, daß es am Beſten iſt, Nichts durch Andere verrichten zu laſſen, was man ſelbſt thun kann. Sich von Andern möglichſt unabhängig machen, iſt der größte Reichthum für den freien Mann.

Als ich nach dem Frühſtück auf der Veranda Sieſta hielt, war eben auch ein Eichhörnchen im Käfig mit ſeinem breakfast beſchäftigt. Der Cracker, an dem es nagte, ſchmeckte ihm gewiß beſſer als mir das geſchmorte Sohlenleder, genannt beefsteak.

Was leben will, muß eſſen und muß trinken: ob Menſch oder Eichhorn. Das Leben iſt ein wechſelſeitiger General-

Digitized by Google

Auffreſſungs-Prozeß; doch zum Gaurmand hat es blos der Menſch gebracht. Allerdings auch ein Vorzug der Intelligenz und welcher vernünftige Menſch von gutem Geſchmack würde nicht Champagner dem Fuſel und eine delikate Wiener Mehlſpeiſe oder „Backhendel" nicht einem amerikaniſchen Pie und Mutton Chop vorziehen!?

Vis-n-vis der Veranda hielt eben auch eine fette Negerin Sieſta und ſchmauchte ihr Gips-Pfeifchen, das gewiß nicht mit Knaſter gefüllt war. Gewahnheit vermag viel über den Menſchen und der hungrige Magen begnügt ſich mit Commiß-Brod. Im Hafraum tummeln ſich kleine Negerchen und Mulattchen herum. Wer weiß, ob nicht Einer von ihnen einſt noch Präſident der Ver. Staaten wird, dachte ich. Wenn ein weißer Bootsknecht und ein weißer Schneider ſich zum Präſidenten emporſchwingen konnten, warum ſollte die Zukunft, bei dem allgemeinen Stimmrecht, nicht auch einen begabten Mulatten zu dieſer hohen Stelle heranbilden!? Entſetzlicher Gedanke! Hört Ihr, Demokraten und conſervative Republikaner, ein ſchwarzer Präſident, mit einem weißen Thürſteher! Entſetzlich! Was wird die Zukunft nicht noch Alles bringen! Am Ende gar noch — eine Präſidentin. — Na, da muß dann doch die Welt bald untergehen.

Daß Weiber zu regieren verſtehen, haben längſt Königinen bewieſen und in Jefferſon-City hatte ich das Vergnügen eine gebildete deutſche Dame kennen zu lernen, die „ein Apotheker" iſt, der nicht gebaten werden kann. Exempla docent.

Das State-Haus iſt eine alte Baute im gewöhnlichen Capitol-Styl. Durch die Bekanntſchaft mit Hrn. Rodman, dem gegenwärtigen Staatsſecretär, fand ich Gelegenheit die Zimmer des Senates und die des Hauſes in Augenſchein zu nehmen. Auch die Kuppel erſtiegen wir, wo man eine ſehr hübſche Ausſicht hat über die Stadt, Flußgebiet und waldige Höhen. Von deutſchen Beamten im Kapitale könnte man beinahe den Schluß ziehen, daß Miſſouri ein deutſcher Staat ſei. Da giebt es jetzt außer dem deutſchen Staatsſecretär einen deutſchen Buchhalter und drei deutſche Chief-Clerks. Ich hatte auch das Vergnügen, dem Gauverneur, Hrn. Fleicher, vorgeſtellt zu werden.

Im Senatzimmer ſind die Portraite von Jefferſan u. von Lyons, coloſſal zu Pferd und ein Bruſtbild von Washingtan. Im Haus die Bildniſſe, in Lebensgröße, von Jefferſan, Clay, Bentan und Cooleß. Bentan, den Rebellen als free soiler verhaßt, hatte die Ehre eine Kugel durch die Stirne zu erhalten. Als ſich nemlich die letzte Rebellen-Verſammlung vertagt hatte, in Folge van Blair's und Lyon's Anmarſch, ſchoß einer der edlen Geſetzgeber mit einem Revolver nach Benton's Partrait. Des Mahlers Pinſel hat die Wunde leicht geheilt; aber die politiſchen und ökonomiſchen Wunden der Rebellen, in Folge der tollen Seceſſionsgelüſte, werden noch lange, lange nicht heilen.

Jefferſon-City zählt an 5000 Einwohner, von denen die Hälfte Deutſche ſind. Es beſteht hier ein Turnverein, eine deutſche Schule mit guten Lehrern und eine radikale Zeitung: „Der Fortſchritt," im Jahr 1866 durch eine Actiengeſellſchaft gegründet. Redacteur des Blattes iſt gegenwärtig Hr. Ernſt Schierenberg. Von den drei hieſigen Buchhändlern klagte der Eine, daß das Publikum blos Schriften a la Schinderhannes und Oſtereier, Blumenkörbchen und Gebetbücher kaufe. Nun, darüber braucht man ſich nicht zu wundern, wenn man die Ehre hat, mit dem Publikum, dem großen ſauverainen Lümmel, etwas genauer bekannt zu ſein. Die Geſchmäcker ſind halt verſchiedn; ſagt der Oeſterreicher.

Ich traf hier einen Leidensgefehrten von Kinkel u. von Schurz, Hrn. Joſ. Röſen, und einen Siebenbürger, Hrn. Zoeldy, einen beleſenen und vielgereiſ'ten Mann.

Handel und Gewerbe ſind zu Jefferſon-City von keiner Bedeutung; auch für den Weinbau iſt da noch wenig geſchehen. Gegenwärtig iſt eine Maſchinenwerkſtätte im Plan, für deſſen Gründung von Actionären bereits 6000 Dollars eingezahlt ſind.

Am 24. des Morgens um 4 Uhr fuhr ich bei hellem Mondſchein nach Washington. Dieſe Reiſe bald am Fluſſe hin, bald durch grüne Haine, bald dicht an felſigen Bluffs hinjagend, iſt ſehr angenehm. Um 6 Uhr hielten wir vor Hermann, der deutſchen Stadt. Knaben kamen an Bord und baten delicate Pfirſige zum Kauf an, 3 Stück für 5 Cts. Die erſte Rebe in Miſſouri u. den erſten Pfirſigbaum haben gewiß Deutſche gepflanzt. Der erſte Whisky-Brenner mag wohl ein Irländer geweſen ſein.

Der Geiſt Mühl's, vom Lichtfreund, und Weſſelhöfft's, des Herausgebers der alten und der neuen Welt, umſchwebten mich hier. Beide waren Biedermänner und Teutſche von echtem Schrot und Korn. Ruhe ihrer Aſche und Achtung ihrem Namen!

Um 8 Uhr reſtaurirte ich mich im Washington-Haus des Hrn. Fricke mit einem ſehr guten Frühſtück, machte die Runde in der Stadt und eilte nach St. Louis, um dort einen Sonntag materiell und geiſtig zu genießen.

Washington hat etwas über 2000 Einwohner. Es ſind da vier deutſche Schulen, ein Turnverein mit Muſik- und Geſangſection, eine Bühne mit guten Kräften und eine Zeitung: „Die freie Preſſe," herausgegeben von Huhn, dem gegenwärtigen Sprecher der Turngemeinde.

Im Umkreis der Stadt giebt es viele große Farmen, von denen $\frac{2}{3}$tel Deutſche eignen. Es ſind hier zwei bedeutende Mahlmühlen, die Eine mit vier Gängen.

Die Nacht hindurch gefahren u. früh des Morgens in Bühler's Hotel um Einlaß geklopft. Was MrCool unter den Bayern, Jahnſon unter den Demagogen, Bismark unter den Miniſtern, das iſt Bühler unter den Köchen: groß und nur von Solchen gehörig gewürdigt, die unter civiliſirten Menſchen, kraft Organiſatian und Erfahrung, berechtigt ſind, den Titel eines Feinſchmeckers in Anſpruch

Digitized by Google

zu nehmen. Wie Verſtand und Gefühl ihre Grade haben, ſo hat ſie auch der Gaumen, und nur ein Menſch, der feinen Geſchmack hat, eignet ſich zum Berufe eines Koches par excellence. Mag Käs und Brod eine geſunde Nahrung für Geſunde ſein, ſo ſind doch eine Cotelette mit Champignons, ein Hecht mit sauce piquant u. dgl. Delikateſſen andere, deren Zahl im Bereich der Gourmandie Legion, gewiß eine jute Jabe Jottes, deren Werth ein Zeno nicht minder anerkennt als ein Epikur.

Das Sommertheater von St. Louis fand ich gut beſetzt, das Orcheſter ſehr brav; doch zum haut gout hat es die Bühne noch lange nicht gebracht, trotz Fehringer und Pfeiffer.

Das Auge eines Adlers, der Buſen eines Schweizermädchens, der Mund gleich einer geſpalteten Roſenknoſpe, um welche Amoretten ſpielen, eine gewandte Soubrette; doch etwas zu viel embonpoint für die Bühne — das iſt Fräulein Fehringer.

Wie ich vernehme, ſoll eben in die Scene geſetzt werden: „Die Union wie ſie war; oder: Die rothen Pantoffeln eines republikaniſchen Doctors zu St. Louis.“ Tragiſchcomiſche Poſſe in Einem Aufzug. Name des Verfaſſers unbekannt.

Der Auguſt iſt vorüber — das war eine lange Tour, ein weiter und breiter Streifzug. — Ich kaufte mir mein Ticket im Planter's Hauſe, ſetzte mit einem der paſſagiere beladenen Omnibuſſe über den Fluß, nahm Platz im Schlafwaggon, erquickte mich mit Birnen und mit Pfirſigen, ſchlief ſehr gut und erwachte des Morgens im Depot von Porkopolis, der Königin des Weſtens. All well. Ach, es war ſeit lange her Alles wohl — was wird die Zukunft bringen? Wenn Alles ſtill und ruhig, ſind Stürme am nächſten. Vale! rufe ich dem Leſer zu und zu mir ſelbſt ſpreche ich im Stillen: Sape!

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Von der Beſchneidung. Radowsky	3
Freie Gedanken. C. Porſch	6
Oeſterreich's Macht und Verfall. S. Ludvigh	7
Römiſche Geſchichte. Dr. W. Wägner	11
Ueber Anſtand und Lebensart. Jul. Weber	15
Die Kunſt der Rede. L. Wienbarg	20
Geſchichtstabelle. F. H. Ziegenhagen	23
Die Frauen der franz. Revolution. J. Michelet	29
Lehre der Nahrungsmittel. Dr. J. Moleſchott	37
Gute Gedanken. C. Porſch	43
Der hinkende Teufel. Le Sage	43
Naturlehre. C. G. Rau	48
Senſualismus. Dr. H. Czolbe	53
Der hinkende Teufel. Le Sage	58
Lehre der Nahrungsmittel. Dr. J. Moleſchott	65
Die böſe Trinität. C. Porſch	69
Römiſche Geſchichte. Dr Wägner	71
Die Frauen der franz. Revolution. J. Michelet	75
Naturlehre. C. G. Rau	80
Amneſtie der Preſſe. S. Ludvigh	83
Uſurpation eines Präſidenten der Ver. Staaten und das Recht ihn abzuſetzen. S Ludvigh	85
Streifzüge. S. Ludvigh	86
Geſchichtstabelle. F. H. Ziegenhagen	93
Memoiren der Lola Montez	96
Briefe. Grg. Büchner	113
Die Frauen der franz. Revolution. J. Michelet	118
Freie Gedanken in unfreien Formen. C. Porſch	123
Ueber den Tod. Seneca	126
Parodie auf eine Convention. S. Ludvigh	126
Streifzüge. S. Ludvigh.	129
Der hinkende Teufel. Le Sage	138
Nahrungmittel. J. Moleſchott	143
Das Fieber. R. Virchow	145
Naturlehre. C. G. Rau	153
Senſualismus. Dr. H. Czolbe	156
Streifzüge. S. Ludvigh	159
Der Gegenſatz der Doppel-Pole. C. Porſch	168
Die Abderiten. J. Weber	169
Der Puritaner in China. C. Rümelin	174
Streifzüge. S. Ludvigh	200

Digitized by Google

Digitized by Google

LUDVIGH'S

U. S. ADVERTISER.

Vereinigter Staaten Anzeiger.

Cincinnati, Ohio.

Der Staat Minneſota
und ſeine Eiſenbahn-Verbindungen.

Es iſt eine längſt bewährte Thatſache, daß die Republik der Vereinigten Staaten, ſowohl in Hinſicht ihrer Regierungsform, wie in Betreff ihrer Erwerbsquellen, für die induſtriellen und arbeitenden Klaſſen einen großen Vortheil über Europa hat, daß es aber im fernen Nordweſten, wo noch vor fünfundzwanzig Jahren das herrliche Prairie-Land, Flüſſe und Seen im Beſitze von den wilden Ureinwohnern waren, einen Staat giebt, der in Hinſicht ſeiner geographiſchen Lage, ſeines fruchtbaren Bodens und ſeines geſunden Clima's den beſten Staaten der großen Union gleich kömmt und eine Bevölkerung von 225,000 Seelen beſitzt, das iſt in Europa noch wenig bekannt. Da es nun unſere Aufgabe iſt, die Aufmerkſamkeit der überſeeiſchen Auswanderer und auch die Bewohner dieſes Landes auf Minneſota zu lenken, ſo wollen wir wahrheitsgetreu einige Vortheile hervorheben und insbeſondere auf das große Eiſenbahnnetz hinweiſen, das projectirt und zum Theil bereits im Bau iſt.

Minneſota umfaßt die Central-Region des nordamerikaniſchen Continents, das Mittelland zwiſchen der heißen und kalten Zone, zwiſchen der Hudſon's Bay und dem Golf von Mexiko, zwiſchen dem atlantiſchen und ſtillen Ocean. Der Staat enthält einen Flächenraum von 84,000 Quadratmeilen, mit 63,760,000 Acker Land. Die gewöhnliche Form der Bodenoberfläche iſt die wellenförmige. Auch iſt der Staat reich an ſchönen Scenerien, ſteilen Uferhöhen, fiſchreichen Seen, bewaldeten Schluchten und maleriſchen Waſſerfällen. Der zu Minneſota gehörige Theil des großen Miſſiſſippi-Thales umfaßt mehr als drei Fünftel des Staates.

Nach dem Minneſota-Thal zu ſenkt ſich das Land, was einen bedeutenden Einfluß auf das Klima ausübt. Das Land iſt da durchaus wohl verſehen mit Holz, geſchmückt mit Seen und von vielen Flüſſen durchſchnitten.

Das St. Croix Thal hat ein Gebiet in Minneſota von 7300 Quadratmeilen. Der Boden iſt ſtrichweis fett und mit harten Holzarten bewachſen.

Das Sauk-Thal iſt reich an Holz und hat ſehr fruchtbaren Boden. Die Superior Abdachung durchziehen Hügelreihen, welche in das die Waſſerſcheide zwiſchen dem Superior und Miſſiſſippi-Becken bildende Hochland auslaufen.

Das Redriver-Thal umfaßt einen Flächenraum von 17,000 Quadratmeilen und bildet eine faſt ununterbrochene, fette Prairie und iſt, von Flüſſen durchſchnitten, für eins der beſten Weizenländer der Welt beſtimmt.

Das um den Otterſee gelegene Land gehört zu dem ſchönſten und fruchtbarſten Land der Welt.

An Zahl und Schönheit der Seen (Lakes) übertrifft Minneſota jeden andern Staat von Nordamerika.

Minneſota hat eine Sommertemperatur von 73 Grad. Der Anbau des Weizens erfordert eine mittlere Temperatur von 62 bis 65 Grad, während zweier Sommermonate. Demnach iſt die Klage gegen den kalten Winter in dieſer Hinſicht eine ungegründete und das Klima eignet ſich für den erfolgreichſten Ertrag aller Arten von Cerealien. Anhaltender Regen und ſchwerer Nebel ſind unbekannt in allen Saiſonen.

Aus den Berichten des landwirthſchaftlichen Departements vom Smithſonian Inſtitut ergiebt es ſich, daß Minneſota unter den jeweiligen Verheerungen des Froſtes nicht mehr zu leiden hat, als die übrigen weſtlichen Staaten.

Minneſota iſt in geologiſcher Hinſicht auch mit Mineralien und Salzquellen geſegnet; doch iſt es der Ackerbau, der dieſen Staat ſchon jetzt zu einer ſtaunenswerthen Blüthe gebracht hat und ihn unbedingt zu einem der reichſten Agricultur-Staaten machen muß. Die ſtatiſtiſchen Berichte über die Weizenernte zeigen im Jahr 1860 einen Durchſchnittsertrag von 22 Buſchel per Acker, indeß der Ertrag von Korn 33 Buſchel per Acker war.

Ein Land in ſo hohem Grade von der Natur geſegnet hat unbedingt eine große Zukunft, um ſo mehr, wenn man ſeine Verbindungen in's Auge faßt, durch welche mittels Dampfſchifffahrt und Eiſenbahnen auch der Handel befördert wird. Minneſota verbindet mit allen großen Binnenſtädten des Miſſiſſippi-Thales, mit dem atlantiſchen Meer, nach den Felſengebirgen und nach der Hudſonbay.

Minneſota bezieht Pelze aus dem Norden und durch den Miſſiſſippi tropiſche Früchte aus dem Süden und wird erſt das Eiſenbahn-Netz über den Staat ausgebreitet ſein, ſo kann es ſeine Produkte und Waaren leicht nach allen Staaten der Union und nach Europa verſenden.

Im Jahr 1857 gewährte der Congreß eine große Schenkung von circa vier und einer halben Million Acker Land zum Bau von Eiſenbahnen innerhalb der Grenzen des Staates. Im Jahr 1861 paſſirte die Staatslegislatur eine Schenkung von 500,000 Acker Marſchland zum Bau einer Bahn vom Miſſiſſippi nach dem Oberſee. Die vermeſſenen Strecken betragen über 1000 Meilen. Der Beſchluß beſtimmt ſechs Linien von Eiſenbahnen und gewährt jeder ſechs Sectionen, d. i. 3,840 Acker per Meile; der Grant wurde jedoch im vorigen Winter auf zehn Sectionen erhöht. Die Vorkaufs- und Heimſtättgeſetze afficiren dieſe Ländereien nicht, auch werden ſie nicht privatim verkauft, ſondern durch die zum Bau der Bahnen autoriſirten Geſellſchaften.

Die Hauptlinie, oder die erſte Abtheilung der St. Paul und der Pacific-Bahn führt über St. Paul, St. Anthony, See Minnetonka, Crow River, nach dem Bigſtone See und der Mündung des Sioux Wood-Fluſſes, in einer Länge von beinahe 200 Meilen.

Dieſe Ländereien gehören zu den fruchtbarſten des Staates, und befinden ſich in den Counties von Hennepin, Carver, Wright, McLeod, Meeker, Kandiyohi und Monongolia, im Mittelpunkt von namhaften Anſiedlungen, begünſtigt durch gute Märkte. Ein Zweig dieſer Bahn über St. Cloud wird die Thäler des obern Miſſiſſippi, Crow Wing und den untern Theil des Redriver-Thales durchſchneiden und ſich mit der großen internationalen Bahn nach dem ſtillen Meer verbinden. Dieſe Bahn iſt von St. Paul nach dem Elkfluß vollendet und die Arbeiten ſchreiten raſch vorwärts.

Die Hauptlinie der Southern Minneſota Bahn geht von Weſt St. Paul in der Richtung des Big Sioux River und Blue Earth County und liefert eine Strecke von circa 200 Meilen Eiſenbahn.

Die Winona und St. Peter Bahn, 268 Meilen lang, wird in Verbindung mit der Root River Bahn den Ernten von Süd-Minneſota als Abzugscanal dienen. Dieſe Bahn iſt bis Rocheſter, eine Strecke von 80 Meilen, in Operation und 30 Meilen weiter hinauf gradirt.

Alle dieſe Bahnen laufen in einer Richtung von Oſt nach Weſt und werden von der Minneſota Central durchkreuzt, welche von St. Paul und Minneapolis, 112 Meilen nach der Südgrenze des Staates läuft.

Digitized by Google

Die Superior und Miſſiſſippi-Bahn vervollſtändigt in einer Strecke von ferneren 150 Meilen das Netz der Verbindungslinien zwiſchen den einzelnen Theilen des Staates und den drei großen Waſſerſyſtemen des Continents.

Die Lake Superior Bahn wird in Verbindung mit der Minnesota Valley Bahn und der Unions Bahn den Handel nach den Seen und dem ſtillen Meere fördern und durch die projectirten Bahnen der St. Paul und Pacific Bahn werden 8000 Meilen Dampfſchifffahrt auf dem Miſſiſſippi und St. Lorenz, und 3000 Meilen auf centralamerikaniſchen Flüſſen in Verbindung gebracht.

Dieſe Geſellſchaft bietet Anſiedlern bedeutende Vortheile. Ihre Grants, welche ſich wie oben erwähnt in den fruchtbarſten Counties befinden, beſtehen aus Bauholz, Wieſen und Prairie-Land, von welchem ſie bereits an actuelle Anſiedler

500,000 Acker

zum Verkauf ausbietet, in Tracten von

40, 80, 160 und mehr Ackern

Die Preiſe ſind niedrig und es wird den Käufern auch Credit bewilligt. Das Prairieland iſt ganz vorzüglich für Viehzucht geeignet, beſonders für Schaafzucht. Dieſe Ländereien befinden ſich auf der directen Route nach

den Goldminen von Idaho;

ein Vortheil, der Anſiedlern von ſelbſt einleuchtend ſein muß.

Wir haben hier blos auf das Weſentlichſte über Minneſota und ſeine Eiſenbahnverbindungen hingewieſen, welche zu den glänzendſten Berechtigungen für die Zukunft des Staates berechtigen und verweiſen Jene, die nähere Aufſchlüſſe über die St. Paul und Pacific-Bahn zu haben wünſchen, an den Land-Commiſſär und Präſidenten

Georg L. Becker,

St Paul.

Dieſelben erhalten pünktliche Auskunft durch den Hermann Trott, deutſchen Sekretär in der Office.

Conſulat

für die Königreiche

Preußen, Bayern, Württemberg, Sachſen,

Baden, Oldenburg, Heſſen, Mecklenburg-Strelitz u. Schwerin, Sachſen-Meiningen u. Altenburg,

Herzogthum

Anhalt-Deſſau und

Fürſtenthum

Schaumburg-Lippe.

Der Unterzeichnete iſt jeden Tag während der Geſchäftsſtunden zu finden in ſeiner Office, ſüdweſtliche Ecke von Main und dritter Straße.

C. F. Adae, Conſul.

C. F. Adae,

Südweſtliche Ecke von Main u. 3. Straße, eine Treppe hoch,

Cincinnati, Ohio.

Wechſelgeſchaeft
mit
Europa.

Collectionen und Auszahlungen jeder Art in allen Theilen Deutſchlands, werden von mir wie gewöhnlich auf die prompteſte Art beſorgt. Für Wechſel auf New-York, St. Louis, Chicago, New-Orleans und andere Handelsplätze in den Ver. Staaten kann man immer bei mir das Geld erhalten. Auf die nachſtehenden Plätze ſind bei mir Wechſel in größeren ſowie in den kleinſten Summen zu den billigſten Courſen zu haben. Gelder, welche an eines der nachſtehenden Häuſer in Deutſchland für ihre Rechnung eingeſandt oder bezahlt werden, mit dem Bemerken, daß mir Nachricht zu geben ſei, können bei mir in Cincinnati ſogleich erhoben werden, ſobald ich die Nachricht vom Eingange der Summe erhalten habe. Da ich von meinen verſchiedenen Banquiers immer mit jedem Steamer Briefe erhalte, wenn Gelder eingegangen ſind, ſo iſt dies der ſchnellſte, ſicherſte und billigſte Weg, um Gelder nach Amerika zu ſchicken.

Liſte meiner Banquiers in Deutſchland 2c.

Frankfurt a. M.	Herr B. Metzler, ſel. Sohn u. Conſ.
	Ph. Nik. Schmidt,
Stuttgart,	Stahl u. Federer,
Heilbronn am Neckar,	G. Meyer u. Moerl,
Ulm,	Theo. Kindervatter,
Ravensburg,	Joh. Joſ. Dorn,
Nürnberg,	Joh. Conr. Knapf,
Bamberg,	die königl. baier. Filial-Bank,
Würzburg,	Gregor Oehninger,
Aſchaffenburg,	J. Fr. Trockenbrodt,
Landau,	Müller u. Weyland,
Neuſtadt a. d. Haardt,	Grohe Heinrich,
Germersheim,	J. M. Pernian,
Zweibrücken,	Georg Lilier,
Kuſel,	Johann Wack,
Darmſtadt,	J. A. Zöppritz,
Worms,	P. J. Valkenberg,
Mannheim,	W. H. Ladenburg u. Söhne,
Heidelberg,	Gebrüder Zimmer,
Carlsruhe,	G. Müller u. Conſ.,
Baden-Baden,	G. Müller u. Conſ.,
Freiburg im Breisgau,	Joſeph Sautier,
Schaffhauſen;	Zündel u. Comp.,
Baſel,	Biſchof zu St. Alban,
Straßburg,	Leon Blum Auſcher,
Leipzig,	Becker u. Comp.,
Berlin,	Breeſt u. Gelpcke,
Mühlhauſen, Thür.,	A. R. Blachſtein,
Caſſel,	Gebrüder Pfeiffer,
Köln,	J. H. Stein,
Trier,	G. F. Reß u. Comp.,
Coblenz,	Baiſch u. Gabriel,
Osnabrück,	C. Peenſing,
„	Weſterkamp u. Fortlage,
Hannover,	Adolph Meyer,
Münſter,	A. Schmedding und Söhne,
Preußiſch-Münden,	Fr. Clemen,
Halle in Weſtphalen,	Wilh Kisker,
Bremen,	C. F. Plump u. Co.,
„	Mühlenbrock, Meier u. Comp.,
Hamburg,	Schröder u. Maack.

Ferner ſind bei mir Wechſel zu haben auf:

Augsburg,	Chriſt. v. Fröhlich u. Söhne,
Bergzabern,	Jung u. Auffarth,
Dürkheim a. d. Haardt,	Chriſtian Haffner,
Speyer,	J. N. Gerard,
Offenburg,	Franz Xav. Fiſcher,
Lahr,	Theo. C. Hug,
Weißenburg,	Louis u. Vict. Boell,
Paris,	Bernes und Comp.,
Poſen, Preußen,	M. u. H. Mamroth,
Saarbrücken,	B. Schlachter,
Saarlouis,	B. Schlachter,
Amſterdam	Gall und Comp.,
London,	W. Ladenburg u. Co.

1. Januar 1867.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Fackel.

Literaturblatt

zur

Förderung geiſtiger Freiheit.

Redigirt und herausgegeben

von

Samuel Ludvigh.

Zwanzigſter Jahrgang.

Cincinnati, O.
1868.

Digitized by Google

Δ
Germ 23.1
HARVARD COLLEGE LIBRARY
INGRAHAM FUND
MAY 5 1943

Digitized by Google

Für die Fackel.

Aus dem Thierleben.

Von Th. Hilſcher, Lehrer in Neu-Ulm, Minneſota.

Schon in einem früheren Aufſatz, die „Thierſeele“ betitelt, ſuchte der Verfaſſer dieſer Zeilen nachzuweiſen, daß die Thiere eben ſowohl *Verſtand*, *Denkkraft*, beſitzen, wie der Menſch; daß es *qualitativ ganz dieſelbe* iſt, wie die menſchliche Denkkraft, und daß ſie nur *quantitativ* von der unſern verſchieden, d. h., daß der Verſtand des Thieres derſelbe Verſtand iſt, wie der unſrige, aber der unvollkommneren Körper-Organiſation des Thieres entſprechend, und alſo weniger ausgebildet, oder in geringerem Grade vorhanden iſt.

Diesmal will ich einige Züge, die mir ſelbſt bekannt geworden ſind, anführen, um in denſelben einen Beitrag zum Verſtändniß der Pſychologie (Seelenlehre) der Thiere zu geben. Dabei verſteht es ſich von ſelbſt, daß man *nicht von allen* Thieren derſelben Art dieſelben Leiſtungen erwarten darf. Giebt es doch auch unter den Menſchen *höher* befähigte, warum ſollte es alſo nicht auch „Genies“ unter den Thieren geben? Und es giebt ſolche Genies darunter freilich nicht ſo häufig; aber das iſt auch bei den Menſchen nicht der Fall, obgleich häufiger, als man glaubt. Und viele Genies unter Thieren u. Menſchen verunglücken durch ſchlechte Behandlung und Noth. Wiederum ſind es auch einzelne Thier*arten*, die mehr ſolche bevorzugte Individuen liefern, als andere. Auch darf man nicht vergeſſen, daß je höher die *Klaſſe* ſteht, deſto größer auch die *Anzahl* der *Thier-Genies* darin wird; auf der andern Seite aber auch, daß in Folge mangelhafter Beobachtungen viele einzelne Fälle gar nicht weiter bekannt werden. Dazu kommt noch, daß es nur zu viele Menſchen giebt, die in ihrem Dünkel als „Herren der Erde“ ſich viel zu erhaben dünken, als daß ſie ſich die Mühe geben ſollten, das „Vieh“ zu beachten, ausgenommen da, wo es verkauft oder geſchlachtet werden kann. Doch nun zur Sache.

Von *niederen* Thieren, die noch keinen Kopf, folglich auch *kein Hirn* haben, läßt ſich natürlich auch keine Ueberlegung erwarten. Dazu gehören die Korallenthiere, die Seeblaſen oder Seeneſſeln, die Meerſterne, endlich alle Arten von Muſcheln.

Die Schnecken ſtehen ſchon höher. Sie haben einen Kopf, aber in dieſem iſt nur ein Nervenknoten, wie ſie ja auch an den beiden ſympathiſchen Nervenſträngen, die den ganzen menſchlichen Körper durchziehen, in regelmäßigen Abſätzen vorkommen. Daſſelbe findet bei den Dintenfiſchen oder Seplen, bei den Würmern und noch bei den Inſekten ſtatt. Bei den letzteren tritt nun zum erſten Male, *neben* dem Inſtinkt oder Trieb, eine gewiſſe Ueberlegung hervor. Ameiſen, Bienen, Wespen, Käfer und Schmetterlinge ſetzen uns durch ihre Leiſtungen in Erſtaunen. Aber in dieſen Leiſtungen iſt zweierlei zu unterſcheiden.

1) Der *angeborne*, *unwillkürliche* Kunſt- oder Natur-Trieb, der, wie bei den Bienen, immer und regelmäßig *daſſelbe* hervorbringt und dem Thiere offenbar nicht mehr geiſtige Anſtrengung oder Nachdenken koſtet, als uns das Athmen und der eben ſo unwillkürlich iſt, wie daſſelbe oder dem Fiſche das Schwimmen. Vermittelſt dieſes Triebes, der ſeine Natur am beſten dadurch offenbart, daß er gleich in *voller Stärke* da iſt, und weder gelehrt noch gelernt zu werden braucht, reinigt die kaum ausgekrochene Biene ſofort ihre Brut-Zelle

Digitized by Google

und fliegt mit den andern denſelben Tag noch zum Honigſammeln aus. Vermittelſt dieſes Triebes bauen die Wespen ihre papiernen Neſter und die Ameiſe ſchleppt Körnchen auf Körnchen aus ihrem trichterförmigen Loch im Sande. Wenn aber dieſer Trieb nicht gelernt zu werden braucht, ſo zeigt er auf der andern Seite auch keine Mannigfaltigkeit und keinen Fortſchritt; denn ein Thier derſelben Gattung beſitzt ihn genau ſo wie das andere. Er äußert ſich bei allen gleichmäßig und nachfolgende Generationen machen es nicht ſchlechter und nicht beſſer als ihre Vorfahren. Höchſtens wirkt eine Klima-Veränderung ein. Ganz anders zeigt ſich aber zuweilen und nur in einzelnen Fällen

2) Die Ueberlegung dieſer Thiere. Ob in ſolchen Fällen der Nervenknoten des Kopfes alle Nervenkraft der übrigen in ſich vereinigt, etwa wie eine Leidner Flaſche die einzelnen Funken der Elektriſirmaſchine zu einem einzigen großen Funken zuſammenfaßt: das zu entſcheiden wird wohl einem höhern Standpunkte der Wiſſenſchaft, einem ferneren Zeitalter vorbehalten bleiben müſſen. Genug für unſern Zweck iſt die Wahrnehmung, daß ſolche Kundgebungen eines überlegenden Verſtandes ſchon bei dieſen Thieren auftreten. Einige Thatſachen mögen hier ihren Platz finden.

Wer hat nicht ſchon von dem „Todtengräber“ gehört, jenem braungelb- und ſchwarzgefleckten Käfer, der ſeine Eier auf todte Mäuſe, Fröſche u. ſ. w. legt und damit dieſe Eier in Ruhe ausgebrütet werden können, die todten Thiere mit Hülfe anderer aus ſeiner Sippſchaft, die er ſich dazu herbeiholt, einſcharrt. Dabei aber unterſucht er den Boden und eignet ſich derſelbe nicht zum Einſcharren, ſo arbeiten ſich dieſe Käfer erſt unter den todten Körper und ſchleppen ihn dann, natürlich langſam, auf ihrem Rücken an einen geeigneteren Platz. Iſt das keine Ueberlegung, dieſes Unterſuchen und Auswählen des Platzes?

Aehnlich macht es der „Pillendreher“, eine Art Dung- oder Miſtkäfer, der aus Kuhmiſt runde Ballen macht, in deren Mitte ſein Ei liegt, welches dann durch die Wärme des Düngers ausgebrütet wird. Der Dünger dient der Larve zur Nahrung und die Kruſte des Ballens als Puppenhülſe. Dabei iſt es dem Käfer auch nicht gleich, wohin er die Dungpille rollt. Auch er ſucht ſich erſt einen ſicheren Platz aus und beim Fortrollen unterſtützen ſich gewöhnlich zwei, Männchen und Weibchen. Ich ſah einſt zwei Käfern dieſer Gattung, (das war 1852 im Staate Maryland als ich von einem botaniſchen Ausfluge heimkehrte) zu, wie ſie eine Pille bergauf wälzten. Der vordere zog rückwärts, der hintere ſchob. Mit einmal ſtanden beide ſtill; der hintere mußte die Pille allein halten; der vordere kam herum, faßte ſie von hinten und der hintere ging nach vorn. Offenbar war der vordere müde geworden und ſo wechſelen ſie um. Iſt das kein Verſtand? Mit bloßem unwillkürlichem Triebe oder Inſtinkt, wie man es auch nennt, erklärt man dergleichen nicht.

Zu Indianapolis in Indiana ſaß im Sommer 1862 ein Freund von mir des Sonntags in ſeinem Garten und während er von dem Buche, worin er las, aufſah, bemerkte er, daß an einem Kirſchbaum die Ameiſen in doppelter Reihe, eine Linie aufwärts und eine andere abwärts, marſchirten. Er holte etwas Theer und machte damit einen Ring um den Baum, ungefähr in der Hälfte der Höhe. Die Ameiſen rannten, ängſtlich hin und her, ihre Verbindung war unterbrochen. Aber nicht lange; denn plötzlich ſah der Beobachter zu ſeinem Erſtaunen, daß ſie von oben und unten zugleich Blattſtückchen in ihren Freßzangen herbeitrugen, dieſelben auf den Theer pappten und ſo in kurzer Zeit eine doppelte Ueberbrückung herſtellten, auf welcher ſie dann ihren Zug fortſetzten.

Die Schlachten der Ameiſen; die Raubzüge, um anderen Ameiſen die Puppen zu ſtehlen und die ausgekrochene Brut als Arbeiter oder Sklaven zu halten; ferner, daß ſie Blattläuſe als ihre Milch- oder beſſer Honig-Kühe halten, um den ſüßen Saft, den letztern durch die zwei Röhren am Hinterleibe (Honigtrompeten) von ſich geben, zu erhalten; die Geſchicklichkeit der Bienen und Spinnen (beſonders der Maurerſpinnen); die Fallgruben des Ameiſenlöwen: all dieſes iſt bekannt genug und braucht hier nicht weiter beſchrieben zu werden.

Die Fiſche ſind die niedrigſten Wirbelthiere. Ihr Aufenthalt im Waſſer macht die Beobachtung ihrer Verſtandesfähigkeiten viel ſchwieriger, und bis auf den Neſtbau des Stichlings und die Gewohnheit einiger in Luſtgärten gezogener Karpfen, auf den Klang der Fütterungs-Glocke zu hören, mag wohl wenig von jenen Fähigkeiten vorhanden ſein, wie auch das Auseinanderliegen ihres Gehirns, oder vielmehr ihrer Gehirne, die paarweiſe jedes Paar abgeſondert, hintereinander liegen, anzudeuten ſcheint.

Auch bei den Amphibien mangelt die eigentliche Ueberlegung noch ſehr, wenigſtens fehlen die Beobachtungen, um ſolche Züge von Ueberlegung und Verſtand aufweiſen zu können. Die Schlangen lauern auf ihre Beute, wenn ſie hungrig ſind; der Alligator thut desgleichen; der Froſch fängt fliegende Inſekten im Sprunge und die Beißſchildkröte (Snapper) zieht junge Enten unter das Waſſer. Das iſt aber auch Alles, wenn man nicht etwa noch die „Kunſtſtücke“ tanzender Brillen-Nattern erwähnen will, die aber mehr auf unwillkürlichem Zwang, dem die Schlangen nicht widerſtehen können, auf nervöſer Empfindlichkeit, beruhen. Mit einem Worte, es ſcheint, als ob die gegliederten Thiere (Spinnen, Krebſe, Bienen, Schmetterlinge, Käfer u. ſ. w.), oder wenigſtens die höheren Klaſſen derſelben, die eine vollkommene Verwandlung durchmachen und nicht wie Regenwürmer und Blutegel, wie

Holzböcke und Ohrwürmer, beim Wurm- oder Puppenzuſtand in ihrer Entwickelung ſtehen bleiben — es ſcheint, als ob die höheren Gliederthiere *nicht nach*, ſondern zum wenigſten *gleichzeitig* mit den *unvollkommneren Wirbelthieren* (Knorpelfiſchen, Grätenfiſchen, Salamandern, Fröſchen, Eidechſen, Alligatoren, Schlangen und Schildkröten) entſtanden ſind. Allerdings ſteht es auch feſt, daß die Hochfläche und die Gebirgsthäler ſtets höhere Organismen hervorbringen, als das Waſſer und der Sumpf, und daß jede der vier großen Abtheilungen des Thierreichs (Strahlthiere, Weichthiere, Kerbthiere und Wirbelthiere) zuerſt vom Waſſer aus gingen. Allein das würde nicht ausſchließen, daß, während das trockene Land die *damals* möglichen höchſten Bildungen, alſo Käfer und Schmetterlinge, hervorbrachte, das Waſſer bereits eine *neue* Schöpfung, nach einem vollkommneren Grundprincip (Gehirn und Rückenmark), aber mit zurückbleibender Entwickelung des übrigen Körpers gebar. (Floſſen und Kiemen ſtatt der Füße u. Lungenröhren.)

Sehen wir nun die Fiſche und Amphibien mit ſehr *geringen* Geiſtesanlagen ausgeſtattet, ſo hebt ſich die Klaſſe der *Vögel* um ſo höher. Auch ſie beginnt mit den Bildungen der Waſſer, auf welche dann die Bildungen der Sumpfgegenden folgen. Ihnen reihen ſich die Geſtalten der Hochebene, die Laufvögel an, die endlich im Strauß die höchſte Entwickelung zum Säugethier hin erreichen, während auf der andern Seite die Vögelgeſtalt ſich immer vollkommner herausbildet und durch die Ordnungen der Raben, Geier, Falken, Adler, Eulen, Sperber bis zu den Inſektenfreſſern oder Singvögeln, den Bewohnern der Thäler, und endlich bis zu den Schwalben, den Seglern der Lüfte, hinaufſteigt.

Am höchſten ausgebildet zeigt ſich die Ueberlegung bei den *Sing*vögeln, die auch durch ihren künſtlichen Neſterbau ſchon längſt die Aufmerkſamkeit der Naturfreunde am meiſten gefeſſelt. Man hat ſchon einem Pärchen Kanarienvögel zugeſehen, wie ſie zuerſt im leiſen Gezwitſcher ſich über den Neſtbau zu verſtändigen ſcheinen und wie dann das Weibchen den Baumeiſter macht, während das Männchen ihm die Bauſtoffe zuträgt? Und wer hat ſchon beobachtet, wie zornig ein ſolch winziges Hausmütterchen werden kann, wenn der Herr Gemahl ſie einmal nicht verſteht und ihr das unrechte Stück herbeibringt; wie ſie ihm alles vor die Füße wirft und wie zänkiſch ihr Gezwitſcher dann klingt?

Kanarienvögel, Stieglitze, Zeiſige und Finken ſind es auch, die ſich zu allerlei kleinen Kunſtſtücken abrichten laſſen. Dieſe kleinen Sänger beſitzen viel mehr Ueberlegung, als die ſchwatzenden, kreiſchenden Papageien. Auch der Staar kann es weit bringen und ſelbſt Tauben, Hühner, Gänſe und Kraniche zeigen in einzelnen Fällen bedeutendes Nachdenken und ſogar Anhänglichkeit an Menſchen. Hier einige verbürgte Beiſpiele.

Faſt in jeder Naturgeſchichte findet ſich die Erzählung von einem *Kranichpaar*, das auf einem Gute in der Lauſitz gehalten wurde und wovon das Männchen ſich zum Schiedsrichter des ganzen Hühnerhofes aufwarf, mit dem Vieh auf die Waide ging und ſogar einmal, als der Hirt eingeſchlafen war und die Zeit des Heimtreibens verſäumte, die Heerde ohne den Hirten heimbrachte.

Gänſe hält man gewöhnlich für dumm; ſie müſſen es auch werden, wenn ſie auf der Wacht ſind, können dann aber nichts dafür. Die Wildgans, oder Schneegans, iſt ein ſchlauer Vogel. Sie ſtellen Wachen aus, wenn ſie waiden und dieſe Wachen werden abgelöſt und kennen ihr Amt ſo genau, wie die Schildwachen eines Lagers. Und doch gewöhnen ſie ſich an den Menſchen. Hier, 2 Meilen von Neu Ulm, im Staate Minneſota, wohnt ein alter Schweizer, der eine gezähmte Wildgans, (aus einem Wildgans-Ei durch eine zahme ausgebrütet), beſitzt. Als die Zugzeit kam, rieth ein Nachbar dem Beſitzer, Hrn. Röſch, der Gans die Flügel zu ſtutzen; er weigerte ſich aber dies zu thun. „Wenn ſie ziehen will, ſo ſoll ſie's thun. Ich will ſie an ihrer Freiheit nicht hindern, wenn's ihr bei mir nicht gefällt!“ So ſprach der alte Mann und das Thier blieb. Sie geht mit ihm auf den Acker und ſpaziert hinter dem Pfluge drein, und wenn der Beſitzer zur Stadt fährt, ſo muß das Thier eingeſperrt werden. Einmal, als er ſchon über eine engliſche Meile von Haus weg war, rauſchte es über ihm, ſo daß er beſtürzt ſich umſah. Das Freudengeſchrei der Gans belehrte ihn indeß bald, daß er zwar nichts zu fürchten habe, aber den Weg noch einmal zurücklegen müſſe; da er unmöglich das Thier mit nach der Stadt nehmen konnte.

Als Verfaſſer dieſer Zeilen noch ein Knabe war, beſaß ich ein *Rothkehlchen*, das ich 3 Jahre lang hielt. Im Herbſt hatte ich es in einem Sprengel gefangen und das Thierchen war während des Winters zum Liebling der Familie geworden. Es ſaß beim Mittageſſen ſtets auf dem Rande meines Tellers, und holte ſich, was ihm gefiel, heraus, wenn aber meine Mutter wuſch, ſo ſetzte es ſich auf den Rand des Waſchzubers und ſang, ſo lange es das Plätſchern der Wäſche hörte. Als das Frühjahr kam, ſollten natürlich die Fenſter geöffnet werden. Das wollte ich aber nicht leiden. Und doch mußte es ſein. Endlich brachte mich die Mutter durch Vorſtellungen und Zureden ſo weit, daß ich ſelbſt die Fenſter öffnen und dem Vögelchen die Freiheit ſchenken ſollte. Mit ſchwerem Herzen that ichs und ſah nun betrübt zu, wie das Rotbkleichen erſt auf das Fenſterſims hüpfte und endlich auf den großen Aepfelbaum im Garten flog. Wer aber beſchreibt meine Freude, als Nachmittags, da die Sonne ſich ſchon tiefer und tiefer ſenkte, mein liebes „Mätzchen“ wieder auf dem Fenſterſims erſchien und nachdem es mit ſeinen klugen, runden Aeuglein ſich umgeſehen, ob es wohl auch am rechten Platze ſei, auf meinen Ruf in die Stube und zu mir flog. Ich ſchäme mich nicht zu ſagen, daß ich vor Freude laut weinte. — Aber es war nicht allein anhänglich, ſondern auch pfiffig. Mein Bruder hatte

ſich einige Schmetterlinge geſammelt. Einſt hatte er ein „Pfauenauge" gefangen, was für ihn ein großes Ereigniß war, da dieſe Art Schmetterlinge in meiner Heimath (Schleſien) ziemlich ſelten ſind. Während er mit den Vorbereitungen zum Aufſtecken beſchäftigt war, ſah ihm das Rothkehlchen zu und betrachtete dabei mit lüſternem Auge den Schmetterling. Doch plötzlich faßte es zu und entwiſchte mit ihm unter das Bett, wo es ihn, trotz des Zornes meines Bruders, verzehrte. Der Junge war vollſtändig wüthend. Hätte ich ihm nicht mit Schlägen gedroht, er hätte mit einem Holzſcheit unter's Bett geworfen, um den Vogel zu tödten. Es war freilich auch keine Kleinigkeit! Das Rothkehlchen ſelbſt ſchien das aber auch zu wiſſen; denn es wagte ſich den ganzen Tag nicht mehr unter dem Bette hervor. Bei einem Umzug in eine andere Wohnung wurde jedoch es ſcheu, trieb ſich noch einige Tage in der Nähe umher und verflog ſich endlich.

Auch Tauben zeigen große Anhänglichkeit. Ich kannte einen alten Junggeſellen, einen Schuhmacher, der unter anderen Thierchen auch ein Kaninchen und einen Täuber hielt. Der Täuber maßte ſich unbedingte Oberherrſchaft an. Er war neidiſch wie ein Hund und lockte ſein Herr das Kaninchen herbei, ſo betrachtete er das als eine perſönliche Beleidigung und trieb es mit Flügelſchlägen und Schnabelhieben davon. Seinen Ruheplatz auf einem Schranke vertheidigte er gegen Jeden.

Staare ſind die „luſtigen Räthe" unter den Vögeln. Sie necken ſich mit ihrer Umgebung, ſpielen andern Vögeln, die mit ihnen zuſammengehalten werden, allerlei Poſſen, machen aber gern Freundſchaft mit größeren Thieren, z. B. mit Hunden und Katzen, grade ſo wie Hofnarren mit Fürſten.

Raben, Krähen und Dohlen, die „Schwarzkutten" u. „Galgenvögel" ſind geborene Diebe. Eine Freundin meiner Mutter erzählte einſt, als ſie zum Beſuche bei uns war, ſie habe ſelbſt beobachtet, wie ſich zwei Krähen (Nebelkrähen, wie ſie jeden Herbſt in Oſt-Deutſchland in großen Schaaren zum Ueberwintern aus Schweden u. ſ. w. eintreffen), mit einem Hunde um einen Knochen ſtritten. Der Hund hatte den Knochen in Beſitz genommen; die Krähen beſtritten ſein „Recht," konnten aber gegen den knurrenden und ſeine Zähne weiſenden Hund nichts ausrichten. Endlich hüpfte die eine hinter ihn und hieb ihn mit dem Schnabel in den Schwanz. Wüthend kehrte ſich der Getroffene um, gab aber dabei den Knochen preis, den die andere Krähe ſofort packte und im Triumph entführte. — Ein Jäger im Brandenburgiſchen erzählte mir einſt, daß die Kolkraben, wenn ſie auf die Haſenjagd gehen, es zu Vieren unternehmen und zwar ſo, daß das eine Paar dem andern die Beute entgegen treibt. Krähen, Raben, Elſtern und Häher wiſſen auch den Jäger ganz gut von andern Perſonen zu unterſcheiden. Der Häher warnt den ganzen Wald, ſobald er den Jäger erblickt, zum großen Aerger des letzteren. Von Raubvögeln verfolgt, flüchten ſich Lerchen und Krähen unter den Schutz des Menſchen. Gerettet, kreiſcht die Krähe dann ihrem Feind zum Hohne nach.

Beſonders zur Brutzeit und auf der Reiſe entwickeln viele Vögel merkwürdigen Verſtand. Der Hahn iſt ſtetig wachſam. Sobald ſein Auge den Habicht erſchaut, giebt er den Warnungsruf, worauf jedes Huhn ſich raſch verbirgt. Ich ſelbſt habe geſehen, wie ein Hahn und ein Jagdhund zuſammen einen Habicht, der auf ein Huhn geſtoſſen war, mit voller Wuth angriffen und ihn mit Zurücklaſſung ſeiner Beute vertrieben. In den Urwäldern von Indiana legen die Hühner, nach Straußenart, mehrere zuſammen in ein Neſt. Sobald eine Henne den Bruttrieb ſpürt, legt ihr jede der übrigen ſobald wie möglich ein Ei in's Neſt, damit ſie gleich den andern Tag anfangen kann zu brüten. Die Neſter ſind gewöhnlich in alten Baumſtumpen und da es dort noch ziemlich viel kleine Raubthiere giebt, ſo würden die Eier meiſtens van den Opoſſums und Wieſeln geſtohlen werden, ehe die Hühner an's Brüten kämen. Deshalb alſo jene Vorſicht: kömmt ein neuer Hahn auf einen Hühnerhof, ſo muß er mit den ſchon vorhandenen um jede Henne kämpfen, die ſich ihm anſchließen will. Der Sieger verkündet den Sieg durch ein Triumphgeſchrei; der Beſiegte ſchleicht ſich blutend davon.

Höher aber noch als bei den Vögeln iſt die Denkkraft der Säugethiere entwickelt. Beſonders ſind es drei Thiere, das Pferd der Hund und der Elephant, die oft den Menſchen, den „Herrn der Schöpfung," in Erſtaunen ſetzen. Das Pferd iſt indeß mehr ein Gewohnheits-Thier, als die andern beiden. Jedoch giebt es auch merkwürdige Ausnahmen. In Pennſylvanien, 15 Meilen von Harrisburg, war im Jahre 1854 eine Fuchsſtute auf der Farm van Joſeph Miller, die alle übrigen Pferde der Farm als Anführer betrachteten. Das Thier machte Thüren auf, indem es mit den Zähnen den Riegel zurückzog und die übrigen (darunter weit ältere) folgten ihm. Es wußte genau den Platz, wo die Salztonne in einem Gange ſtand und führte mehr als einmal die ganze Schaar dahin. In Deutſch-Hammer, einem Dorfe bei Oels in Schleſien, lebte ein alter Kurſchmied oder Thierarzt, der eins jener wilden Steppenpferde aus der Moldau gezähmt hatte. Das Thier ließ Niemand weiter, als ihn, aufſteigen. Auf dieſem Pferde, das er ſchon im Kriege von 1813 geritten, beſuchte der alte Thierarzt in ſeinen Geſchäften die umliegenden Dörfer und wie es bei ſolchen Leuten und bei ſolchem Geſchäft zu geben pflegt, kam er oft ſpät des Nachts und mit einem anſehnlichen Rauſch heim. Das Pferd trug ihn dann mit äußerſter Vorſicht. Einmal aber half ſelbſt dieſe Vorſicht nicht; der Alte glitt herunter. Nach vergeblichen Verſuchen, ihm wieder aufzuhelfen (wie ſpäter ſich durch den zerriſſenen Rockkragen herausſtellte) rannte das Thier heim und donnerte mit den Hufen an das Hofthor, bis der Sohn ſeines Herrn erwachte und mit Schrecken das ledige Pferd gewahrend

dieſem dahin folgte, wo der Alte im Walde am Boden lag. Glücklicherweiſe war derſelbe unverletzt. Als er einige Jahre darauf ſtarb, riß ſich das Pferd während des Begräbniſſes im Stalle los und ſchloß ſich dem Leichengefolge an. Nachher weigerte es ſich zu freſſen, riß ſich nach einigen Tagen wieder und zwar des Nachts los und man fand es dann ſterbend auf dem Grabe ſeines Herrn. — Bekannter iſt eine andere Begebenheit, die Napoleon nach der Schlacht von Wagram ſelbſt beobachtete. Als er über das Schlachtfeld ritt, bemerkte er ein Pferd, das neben ſeinem Gefallenen Herrn, einem öſterreichiſchen Reiter, ſtand. Kein Menſch durfte den Gefallenen anrühren; das Pferd biß und ſchlug die zur Beerdigung der Todten kommandirten Leute weg. Napoleon befahl, das Thier gewähren zu laſſen und ihm zu berichten, was weiter ſich begeben würde. Drei Tage lang ſtand das Pferd da, immer noch auf das Erwachen ſeines Herrn wartend. Dann verſuchte es ihn aufzurichten und als alle Bemühungen umſonſt waren, und es ſich ſo von ſeinem Tode überzeugt hatte, rannte es ſchnurſtracks nach der Donau, ſtürzte ſich in den Strom und ertrank. — Ein ausgedientes Huſarenpferd wurde von einem Bauer gekauft. Später, als er gerade pflügte, zog das Regiment, zu dem das Pferd früher gehört, mit klingendem Spiele durch's Dorf. Das Pferd zertrümmerte den Pflug und ſchloß ſich dem Regimente wieder an. — Der Elephant iſt höher entwickelt, als das Pferd. Der Finger an ſeinem Rüſſel, ſowie dieſes ganze Organ ſelbſt, befähigt ihn zu höheren Leiſtungen und hebt ihn über das bloße Gedächtniß und die Gewohnheit zum D e n k e n und U r t h e i l e n empor. Gezähmte Elephanten verrichten ihre Arbeit häufig allein. Gelingt ſie ihnen nicht recht, ſo werden ſie ungeduldig und ärgerlich. A l s B a r n u m, der Menageriebeſitzer, ſich durch verſchiedene Umſtände genöthigt ſah, ſeinen Beſitz den Gläubigern zu überlaſſen, blieb ihm von ſeinen 8 Elephanten noch e i n e r, den er dann mit auf ſeine Farm im Staate New-York nahm. Er wurde dort zum Pflügen, zum Aufſchichten von Klafterholz u. ſ. w. benützt. Bei dieſer letzteren Arbeit trat er dann öfter zurück, um zu ſehen, ob der Haufen gerade ſtände, probirte auch mit dem Rüſſel daran. Einmal fiel ihm aber doch ein Theil der Scheite herunter und, zornig darüber, warf er den ganzen Haufen um und fing ſeine Arbeit wieder von vorn an. — Barnum verkaufte ihn ſpäter, da in unſerem nördlichen Klima das Futter im Winter zu theuer und während dieſer Zeit die Arbeit im Freien nicht möglich war. In Oſtindien hingegen, wo es ſchneit; wo der Pflanzenwuchs viel üppiger, die Erhaltung eines ſolchen Rieſenthieres alſo ziemlich billig iſt, benützt man bekanntlich zahme Elephanten zum Ein- und Ausladen der Schiffe. Sie nehmen die Baumwollenballen auf ihre Zähne, legen den Rüſſel darüber und tragen ſo den Ballen an den angewieſenen Platz. — Noch höher als der Elephant ſteht jedoch der Hund, der treue Begleiter des Menſchen, der von ſeinen beiden Stammeltern, dem Fuchs und Wolfe, Klugheit und Ausdauer, Liſt und Beharrlichkeit geerbt hat. Hunde mit ſpitzen Ohren (Hirtenhund, Spitz-, Wolfs- u. Eskimohund) zeigen den Charakter ihrer Stammeltern noch deutlicher, während Pudel, Jagdhunde, Neufundländer, Fleiſcherhunde, Rattenfänger u. ſ. w. ſich der Kultur mehr gefügt haben, was ihre hängenden Ohren und ihr ruhigeres Temperament beweiſen. Die letzteren haben mehr Klugheit, die erſteren mehr Liſt; der Fuchs ſieht dem Spitz aus den Augen; der Wolf dem Metzgerhund. Ob vielleicht der Schakal und der ſcheckige Hyänenhund der afrikaniſchen Steppen auch Stammeltern von Hunderaſſen ſind? Möglich wäre es. Indeß ginge eine ſolche Unterſuchung über den Zweck dieſer Zeilen hinaus. Niemand wird jedoch leugnen, daß Hunde wirkliches Nachdenken zeigen. Dieſes Nachdenken zeigt ſich weniger in ihrer Dreſſur, als bei dem, was ſie f r e i w i l l i g thun. Ich beſaß einen Jagdhund, der Niemand außer mir an meinen Schreibtiſch kommen ließ. Meinen kleinen Sohn jedoch faßte er bei der Hand und führte ihn weg, ohne ihn zu beißen. Mit einem zahmen Waſchbär ſpielte er oft. Der Waſchbär aber konnte keine Katzen leiden, während der Hund, der mit einer Katze zuſammen aufgewachſen war, ſich ſehr gut mit ihnen vertrug. Der Waſchbär biß einſt einer Katze ein Ohr ab, der Hund nahm ſich ihrer an und leckte ſie täglich mehrere Male, bis das Ohr geheilt war. Rührend war es aber dann, zu ſehen, wie anhänglich die Katze ſpäter an den Hund war. Ging ich fort, ſo wartete ſie auf der Thürſchwelle auf ihn und ſah ſie uns von weitem, ſo ſprang ſie dem Hunde entgegen, richtete ſich auf, faßte mit ihren Pfoten ſeinen Kopf und leckte ihm das Geſicht. Der Waſchbär zeigte ſeine Talente auf andere Weiſe. Irgend welcher Unfug war ihm zuzutrauen. Einſt ſchmierte er ſich das ganze Geſicht mit Druckerſchwärze voll; ein andermal miſchte er einen ganzen Setzkaſten voll Lettern zu „Zwiebelfiſchen“, (oder „Pie“ wie die engliſchen Setzer es nennen) zuſammen, ſo daß ich ihn zuletzt kürzer anſchließen mußte. Was er mit den Vorderfüßen nicht erlangen konnte, verſuchte er mit den hinteren zu erreichen; er wußte alſo, daß er dann um ſeine ganze Körperlänge weiter reichen konnte. Er unterſuchte Einem die Taſchen nach eßbaren Sachen. Hielt man ihm aber einen Spiegel vor, ſo verſuchte er erſt, ſein Bild durch das Glas zu erreichen. Ging das nicht, ſo war er wie ein Blitz h i n t e r dem Spiegel. — Ein Dachshund, den ich in Baltimore kannte, wurde einſt von einer Gluckhenne tüchtig angegriffen, ſo daß er ſich zurückziehen mußte. Vor Aerger verbarg er ſich den ganzen Tag auf dem Boden des Hauſes und als er ſpäter die Henne einmal wiederſah, kehrte er den Kopf weg, als wenn er ſie nicht ſehen könnte. — Ein alter blinder Pudel, der früher als Jagdhund gebraucht worden war, richtete ſich zwei junge Katzen zur Jagd ab. Er ſpürte Haſen u. ſ. w. auf, die Katzen fingen das Wild und theilten es dann brüderlich mit ihm. Das war 1852 bei einem deutſchen Farmer, 8 Meilen von Baltimore. — Zu Cumber-

Digitized by Google

land, in Maryland, beſaß ein Wirth zwei Hunde. Beide gingen öfters des Nachts in den Wald auf die Jagd. Einſt waren ſie früh Morgens noch nicht da, kamen jedach im Laufe des Vormittags, indem ſie ein hohles Stück Halz auf die Weiſe ſchleppten, daß der große, ein Jagdhund, es mit unſäglicher Mühe mit den Zähnen zag, während der kleinere, ein Rattenfänger, das hintere Ende bewachte. Der Wirth, mit Namen Renner, hieb das Stück Holz entzwei und ein junges Häschen ſprang heraus.

Auch Freundſchaft und Mitleid findet man unter den Thieren. Ein alter Hahn nahm eine verlaſſene Brut Hühnchen an. Eine Hündin in Indianapalis rannte ſo ſchnell ſie konnte, wenn ſie ein Kind ſchreien hörte und biß Jeden, der ein Kind oder einen Hund ſchlug. Eine Katze, die einem Conditor, Hrn. Weinberger in Indianapolis, gehärie und der man ihre ſämmtlichen Jungen erſäufet, fand man den andern Morgen mit 4 jungen Ratten, die an ihr ſogen. Der Schmerz, den ihr die Milch machte, hatte hier alſa den natürlichen Haß überwunden. Das war im Jahre 1856. — Hunde ſchließen mit Pferden Freundſchaft, auch mit andern Thieren, ſogar mit Kaninchen u. ſ. w. Hier bei Neu-Ulm wahnt ein Farmer, Hull, mit Namen, der einen großen geiben Hund beſitzt, dem ſich ein junges Schaiböckchen, deſſen Mutter geſtorben, angeſchloſſen hat. Es ſchläft bei dem Hnnde und der Hund behütet und vertheidigt es gegen jeden andern Hund.

Das möge genügen. Und was beſagen dieſe Beiſpiele? Sie beſagen,

1) daß dee Thier-Inſtinkt und Thier-Verſtand zweierlei ſind;

2) daß der Inſtinkt oder Trieb das Reſultat der Ganglien-Nerveu und der Verſtand das der Hirn-Nerven iſt;

3) daß der Verſtand der Thiere nicht veeſchieden von dem unſrigen iſt, ſondern nur unvollkommener, in Folge des unvollkommneren Gehirns;

4) daß die Menſchen-Vernunft nue ein höherer Grad des Thier-Verſtandes iſt;

5) daß Thiere einer Erziehung und geiſtigen Vervollkammnung fähig ſind, ſoweit ihr Hirn es geſtattet und die Umſtände ihnen günſtig ſind;

6) daß man, anſtatt den Thieren Verſtand abzuſprechen und die Genie's unter den Menſchen verkümmern zu laſſen, lieber die Thiere beobachten und jedes Genie unter den Menſchen ſorgfälig unterſtützen und heranbilden ſallte.

Für die Fackel.

Religiöſes Leben in Neu-Ulm.

Von Fr. Forſter in Neu-Ulm, Min.

Neues und Intereſſantes aus dem religiöſen Leben und Treiben hiee aus der Pionerſtadt zu hören, wird den Leſern der Fackel ſehr angenehm ſein.

Am 23. Auguſt 1867 fand die Gedächtniß-Feier an die Gefallenen in der Vertheidigung von Neu-Ulm, im Jahr 1862, ſtatt. Van kirchlicher Seite ſpeculirte man auf dieſe Feier und eine Kirchengemeinſchaft hatte eine beſondere Todesfeiee in der Kirche angeordnet. Es wäre traurig, wenn der für Neu-Ulm ſo merkwürdige Tag nach Jahren von Jeder hier beſtehenden Kirchengemeinſchaft für ſich gefeiert würde. Die Feier ſoll eine allgemeine ſein und hoffentlich wird dieſer Tag, wenn gefeiert, als ein allgemeinee Gedächtnißtag beibehalten werden. Die Feier gilt, oder gelte nicht dem Lutheraner, Methodiſten, Katholiken oder dem Freigeiſt, ſondeen den im Kampfe gegen die wilden Beſtien gefallenen Tapfern, ſowie zur Erinnerung des Tags, an dem der wilde Feind durch die Tapferkeit unſeree Leute, van längerer Belagerung der Stadt, vam Morden und Beennen abſtehen und ſich zurückziehen mußte. Darum mache man keinen ſectionellen Unterſchied bei der Feier deſſelben! Man iſt gezwungen auszurufen: „die Kirche ſchachert, wie der Handelsjude." Man wollte ein Profitchen daraus für die Kirche machen. Sa war es. —

Wie man hört, ſoll in der nächſten jährlichen Townverſammlung beſchloſſen werden, wie der Tag ſpäter gefeiert und ab die Feiglinge jener Tage zu der allgemeinen Feier zugelaſſen werden ſollen ader nicht. Van kirchlicher Seite wird man gegen ſalche Beſchlüſſe oppaniren. Deren Waffen, die mit verdrehten Augen in Kellern angewandt wurden, haben nichts genützt und die, welche ſie anwandten, haben fürwahe keinen Muth gezeigt gegen den Feind zu kämpfen. Es iſt Thatſache, der freie Mann, nicht der Gläubige, hat ſich damals im Kampfe ausgezeichnet; nur freie Männee, die ſogenannten Ungläubigen, gingen muthig und unerſchracken dem Feinde entgegen, während Gläubige zurückbebten und ſich verkrachen; Ungläubige ſind hier im Kampfe gefallen und verwundet warden; Gläubige und Frömmler nahmen Reiß aus. — Ja, die Ungläubigen haben wacker gekämpf und jetzt wallen Feiglinge die allgemeine Feier beeinträchtigen, dieſelbe für die Kirche ausbeuten. Pfui! Thut es. Weinen wie 1862 wollt und ſollt ihr! Haltet Trauerfeier; andere, die gekämpft, werden den Tag zu einem Jubeltag, die Feier zu einee Jubelfeier machen. Ich frage Euch, wem ſoll eure Feiee gelten, ihr Lutheraner, Methodiſten? Sind Lutheraner, ſind Methodiſten hier im

Digitized by Google

Kampſe gefallen? Gewiß nicht! — Nun, für wen wollt Ihr beten? Für die, welche euer Geplapper, euren Humbug im Leben und im Tode verachteten? Sorgt für eure Heerde, da habt ihr, wahrlich, Arbeit genug!

Von Schwarzröcken war Neu-Ulm in letzter Zeit ziemlich ſtark beſucht. Da war große Parade eine Woche lang und das „Bim, bam," ſpät in der Nacht, das die Brüder u. Schweſtern zur Andacht einlud, verſetzte anfangs Manchen in Aufregung, da man an Feuerausbruch dachte. Die Lutheriſch-Evangeliſchen, oder Evangeliſch-Lutheriſchen, wie die guten Leute ſich nennen, wurden mit einer ähnlichen Miſſion beglückt. Mit dieſer Gemeinde will es nicht ſo voran gehen, wie man ſichs von Anfang dachte. Ob die Schuld daran an dem öftern Wechſel der Hirten, oder an der Heerde, den Schaafen, oder an dem Leithammel, auch Schaafs-Bock genannt, liegt, habe ich noch nicht ermittelt.

Sie ſehen, wie durch allerhand Manöver für die liebe Kirche Propaganda gemacht wird. Man hört ſo viel über Humbng und Humbuger in der Politik ſprechen und raiſoniren, aber von dem weit gefährlichern Humbug in Religion ſchweigt man. Was iſt wohl die Urſache dieſes Schweigens? — Nichts anders als der allmächtige — Dollar. Da iſt ein Geſchäftsmann, der Innerlich über den religiöſen Kriskram lacht; doch damit er nicht weniger Geſchäfte mache, oder damit ſein ſtockendes Geſchäft ſich hebe, ſchickt er Frau und Kinder zur Kirche. Dort iſt ein Anderer, deſſen Frau ihren Tribut zur heil. Anſtalt giebt, indem ſie als Lehrerin der Sonntagsſchule wirkt. Oft liegt auch politiſcher Grund zu ſolchen Leiſtungen und Aufopferungen vor. — Dort iſt ein Krämer, dort ein Salonhalter Gegner des kirchlichen Humbugs in vertrauter Geſellſchaft; doch damit er nicht weniger Yards, Pfunde ꝛc. oder Trink verkauſe als jene Kopfhänger, ſo ſchweigt er und unterſtützt im Geheimen die heil. Anſtalt, indem er 20, 30 ja 50 Dollars für den Bau einer Kirche, eines Thurmes, oder zur Anſtalt des Seelſorgers giebt. — Man ſieht die Proteſtanten und Evangeliſchen haben die Heiligen abgeſchafft, aber dafür die Scheinheiligen behalten. Die Katholiken haben die Heiligen behalten. Der Leſer wird den Unterſchied zwiſchen einem lebenden Scheinheiligen und einem todten Heiligen leicht finden.

Von Seiten etlicher Freien und von Turnern wird gegen den religiöſen Humbug etwas, aber auch nur wenig gethan, z. B. in Unterhaltung und Verſammlungen. Doch wie man dieſe Leute durch allerlei Mittel und Wege zu verdächtigen, wie man Haß gegen dieſelben zu pflanzen ſucht, ſieht man aus der noch nicht lange her gemachten Aeußerung eines Pfäffleins. Das Frauen-Männlein ſuchte in ſeiner Anſtalt ſeine Gläubigen zu belehren, daß die Turner (wegen ihres Unglaubens) die Urſache des Indianerausbruchs, und der Greuel in 1862 waren. Uns ſollte nicht wundern, wenn dem frommen Mann zu behaupten einfällt, daß die Turner auch die Urſache ſind der diesjährigen Metzeleien der Indianer in Kanſas und Nebraska. — Begierig wäre man zu hören, wie ſich das Pfäfflein heraushelfe, wenn man ihn fragte, ob er ſicher glaube, daß die Turner die Urſache der Indianergreuel waren, und daß der große Gott deßhalb ganze Settlements von Gläubigen durch die Indianer morden ließ? Iſt es ſo, dann müſſen jene Ungläubigen (Turner) in großem Anſehen bei dem Gotte ſtehen. (Ja, der Geiſt der Wahrheit huldigt nicht der Verdummung). Glaubt jedoch das Pfäfflein ſolches nicht, dann iſt er ein Schurke, ſolches ſeinen frommen Schaafen glauben zu machen.

Ihr Prediger des Evangeliums, wie Ihr Euch nennt, lehrt eure Anhänger das reine Evangelium; predigt nicht Haß und Fanatismus; lehrt die Wahrheit, nicht Lügen und Verdammung. Ihr macht den Ungläubigen den Vorwurf „unduldſam" zu ſein, aber vergeſſet dabei, daß Ihr ärger, zehnmal ärger ſeid als jene. — Zum Schluſſe lege ich Allen nachgenannte Wahrheit vor:

Die Welt hat es erfahren,
Daß einſt der Glaub' in Prieſterhand
Mehr Böſes that in tauſend Jahren,
Als in ſechstauſend der Verſtand.

Ein altes Sprichwort ſagt: „Hüte dich vor dem Hintertheil des Maulthiers, vor dem Vordertheil des Weibes, vor den Seiten des Wagens und vor allen Seiten eines Pfaffen."

Vorwärts!

Für die Fackel.

Der ſterbende Atheiſt.

Von G. L. Schieferdecker.

An den Ufern des majeſtätiſchen Miſſouri, umgeben von hohen, mit friſchem Grün bekleideten Bergen, aus denen moosumhüllte Felſen ragen, liegt das freundliche Städtchen S. Die Häuſer ſind meiſtens von Holz (frame), weiß angeſtrichen, von Gärten umgeben, eingefriedet mit lebendigen Hecken und umſchattet von ſchlanken Siblerpappeln; indeß immergrüne Cedern ſie decken, daß man nur das blendende Weiß u. die rothen Ziegeldächer durch ihre Zweige ſchimmern ſieht. Ein Bild der Ruhe und des Friedens. In eines dieſer Häuſer begleite mich der Leſer, um Zeuge der letzten Augenblicke eines Atheiſten zu ſein.

Die Strahlen der untergehenden Sonne erleuchteten das Zimmer, das ich betrat. Die feierliche Stille, die da

herrſchte, bewog mich unwillührtich leiſe aufzutreten, als beſände ich mich in einem Heiligthum. Und das ſallte wohl auch ein Sterbezimmer ſein; aber leider, wird ein ſalcher Raum nur zu oſt durch Prieſter profanirt, die den Sterbenden mit ihren religiöſen Ermahnungen martern, ſchrecken und tröſten.

Das Abendrath umfloß das blaſſe Antlitz eines Sterbenden, der in der Blüthe des Lebens ſeinem nahen Ende ohne Furcht entgegenſah. Weinend ſtanden an ſeiner Seite Eltern und Verwandte, indeß die herbeigerufenen Prieſter in einer Ecke des Zimmers ſich grauppirt hatten.

Da ihnen der Sterbende als Ungläubiger bekannt war, beglaßten ſie ſich gegenſeitig, als wallte man ſagen: „Den kriegt ſicher der Teufel."

Die Strahlen der Sonne zerfloſſen allmählig in einem blaſſen Raſa, zart hingehaucht das Bild der Ruhe vollendend. Im bleichen Geſicht des Sterbenden ſpiegelten ſich in einem verklärten Lächeln Ergebung und innerer Frieden. Der letzte Strahl der Freude ſprühte aus dem ermattenden Auge des jungen Mannes. Nach ein Mal richiete er ſich auf und ſendet einen liebevollen Blick auf die umſtehenden Verwandten und bittet ſie, ihn nicht zu beklagen; indeß er unerſchracken auf die Prieſter hinblickte, die ihm ſchonungslos als Unbekehrten die ewige Verdammniß angekündigt hatten. Mit geſenktem Haupte ſah er der allmählig im Schooße der grünen Bäume ſinkenden Sanne nach und ſprach, ſeine Augen auf ſie gerichtet, leiſe und in gebrachenen Warten:

„Alſo ſall ich dich nie wiederſehen, du herrlicher, unerforſchlicher Planet! Wenn deine Strahlen ſich in Dunkelheit verlieren, wird es ewig Nacht um mich herum ſein. Ich werde in kühler Erde ruhen, während du in deinem Purpurgewand in einer andern Welt aufgehen wirſt, um ſie zu erleuchten. O, wäre es dach wahr, daß auch wir, nach einer langen Nacht, in einer anderen beſſeren Welt leuchten! Wären die Prieſter-Satzungen nicht Chimären, ſa würde ich leichter von dir ſcheiden, deren Strahlen ſa aſt meine trübe Seele erleuchtet, deren Untergehen und Aufgehen mir ſa viel Genuß gewährt! Ja, die Welt iſt ſchön und das Scheiden von ihr thut mir weh, ſehr weh. Nur weil die Welt ſa ſchön iſt, verlaſſe ich ſie ungerne; aber nicht weil ich zukünftige Straſen fürchte; dieſe Welt, die in euren Augen ſa ſündhaſt erſcheint. Wie gerne würde ich ſterben, wenn ich nach dem Tade in eine beſſere Welt verſetzt zu werden hoffte. Ihr wollt eine beſſere Welt genießen, weil Ihr euch das Leben in dieſer Welt verbittert habt. Eigenliebe und Sektirerei verbargen euren Augen das Schöne, das Herrliche dieſer Welt. Während Ihr euch strittet über Taufe und über Abendmahl, wegen Meinungsverſchiedenheit auf der Kanzel ſchimpftet; während Ihr nur darauf bedacht waret, eure Seelen durch Kirchenlaufen und Beten var dem Höllenfeuer zu bewahren; während Ihr, Prieſter, eure Gemeinden verdummt und unter dem Scheine wahrer Chriſtusverehrer euch gezeigt habt, ohne deſſen Herzensreinheit und Nächſtenliebe zu beſitzen und Opfer bringen zu wollen, ſelten gleich; während Ihr dies Alles thatet, ging ich hinaus in die freie Natur, lernte ſie und mich ſelbſt kennen und machte mir mein Laos auf Erden nicht nur erträglich, ſondern angenehm.

Habt Ihr je, nach einer ſchweren Krankheit geneſen, in der ſchönen Natur die balſamiſche Luft eines Frühlingsmorgens eingeathmet, oder unter hohen Bäumen, auf grünen Waſen hingeſtreckt, das reine Blau des Himmels bewundert? Habt Ihr je auf weichem Grün einer Wieſe gebettet das Rauſchen eines Waldes belauſcht, wenn Vögelein in murmelnden Bächen ſich baden und durch ihr Zwitſchern und Singen den Menſchen ermahnen, ſich der ſchönen Erde zu freuen? Habt Ihr je das Auf- und Untergehen der Sanne beobachtet, wenn ſie den Gan mit ihrem Purpur vergoldet? Habt Ihr je die Ruhe einer Sommernacht bewundert, wenn dem Mande ſeine Silberſtrahlen entſträmen, wenn Millionen Thautrapfen wie ſa viele Diamanten auf Bäumen und Sträuchen zittern; wenn die Blüthe der wilden Raſe ihren Duft aushaucht, der van Zephyren getragen die Luft erfüllt; wenn leichte Abendwinde den Bäumen leiſes Flüſtern entlocken, ſüßer als Warte von Liebenden unter ihren Schatten hingehaucht?! Habt Ihr je den Kämpfen der Elemente zugeſehen, wenn Blitze auf Blitze mit ihrem zackigen Licht die vom Sturm getriebenen Walken erleuchten und der Danner Schlag auf Schlag erdröhnt, als jauchzte er blos, um die Furcht des zagenden Menſchen zu verhöhnen?

Der Sturm hat ausgetobt, die Wolken haben ſich zertheilt; Mand und Sterne erſcheinen am Firmament, ein hehres Bild des Friedens. Das Namenloſe, das Erhabene dieſer Scene, das innere Glück, das ſie im Buſen guter Menſchen erwecken; dies ſind die Belohnungen für unſere Sargen und Mühen auf Erden.

Der Gläubige hofft Seelenruhe im zukünftigen Leben, im Himmel zu genießen; der Weiſe genießt ſie hier auf Erden, welche Tharen für ein Jammerthal halten.

Ihr glaubt das Paradies zu erlangen, wenn Ihr zu einem imaginären Weſen betet und auf den Knieen rutſcht. Ihr Prieſter prediget die Lehren eures Gottes um Geld, was euer Jeſus nie gethan. Eurem Nächſten opfert Ihr keinen Heller, wenn er nicht glaubt wie Ihr.

Werdet Menſchen, um eines Paradieſes werth zu ſein! Hier auf meinem Sterbebett ſage ich euch: Nur Der genießt ein Paradies, der es ſich ſelbſt bereitet. Stoff dafür bietet unſere Erde in reicher Fülle.

Anſtatt einen Gatt, den Niemand ſieht, zu lieben, liebet eure Mitmenſchen! Thut Ihr Das, ſa werden Friede und Eintracht bei euch einkehren; Friede und Eintracht aber ſind das Paradies.

Der Menſch lerne ſich ſelbſt erkennen, um den Himmel auf Erden zu erwerben! Ihr, die Ihr euch als Auserwählte Gattes und deſſen Vermittler hinſtellt, lehrt die Menſchen

Digitized by Google

das Gute von dem Böſen unterſcheiden; das Gute üben, das Böſe unterlaſſen! Geht ſelbſt mit gutem Belſpiele voran! Bringet Opfer für die Menſchheit, anſtatt euch für das Wort Gotles bezahten zu laſſen! Laſſet die Natnr ſprechen; ſie iſt beredter als Ihr! Ihr Thoren, die da glaubet, euer Mund könne mehr Gutes wirken als die Natur in ihrem Wirken und Schaffen!

Ich habe der Natur gehuldigt und war glücklicher als Ihr es ſeid, und ſterbe ruhiger als Ihr einſt ſterben werdet. Ihr lauſet zur Kirche, bitlet euren Gott um Verſtand und heulet: Herr, mein Gott, „ich bin ein großer Sünder!" Damit wollt Ihr euren Popanz verſöhnen, der ein ſtrenger, ein gerechter Gott, den man ſich nur auf den Knieen mit hündiſchem Winſeln nahen dürfe, um ſeiner Gnade werth zu ſein.

Warum will man ein zukünftiges Leben haben? Weil man es nicht verſteht, die Erde zum Paradies zu machen. Wilde Leidenſchaften ſtürzen ſo viele Menſchen in's Verderben. Die köſtlichſten Gaben dee Natur werden mißachtet, mißbraucht oder in den Staub getreten.

Der Menſch iſt mit Denkvermögen begabt; weil aber dieſes, irrlg oder gar nicht entwickelt, blos dazu angewendet wird, um ſinnliche Lüſte, böſe Anſchläge zu befriedigen und den Nächſten zu übervortheilen; darum, glaubt Ihr, müſſe es einen Ort geben, wo die Vernunſt geläutert von allen Schlacken und vollkommen exiſtirt und himmliſche Seeligkeit genießt!

Es wurde uns ein Eden beſcheert; mehr können wir nicht verlangen. Laſſet uns ſtreben, dieſes Edens werlh zu ſein, ehe wir mehr beanſpruchen!

Meine Kräſte verlaſſen mich — ich fühle ſchwach, ſehr ſchwach; das Ende naht raſch. Trocknel eure Thränen, liebe Eltern und Verwandte, warum wollt Ihr klagen, daß die Natur Das zerſtört, was ſie geſchaffen, um aus dem Stoffe neue Formen hervorzubringen in des Stoffwechſels unendtichem Ocean!?

Ich bin erſchöpſt. — Er ſinkt auf das Kiſſen — ein Lächeln umſchwebl ſein Antlitz — er ſtirbt. —

So ſtirbt der Atheiſt.

Für die Fackel.

Ueber die Todesſtrafe.

Von G. L. Schieferdecker, St. Louis, Miſſouri.

Die Frage wegen Abſchaffung der Todesſtrafe, von unſerer Geſetzgebung kaum berührt, iſt ſofort wieder in Vergeſſenheit gerathen. Nur unſer alter Kämpe für Licht und Recht, Friedrich Münch, ließ ſeine Stimme in der Sache der Humanität laut ertönen; doch ſie iſt, leider, ohne Wirkung verſchollen und die wichtlge Frage ſcheint völlig eingeſchläfert zu ſein.

Ich will denn verſuchen, einlge Worte darüber zu ſprechen, nicht als glaubte ich, Münch's erprobte Feder zu übertreffen, ſondern, vem Princeipe beſeelt, damit das Schwache mit dem Starken gepaart doch einige Wirkung hervorruſen möge.

Es iſt die höchſte Zeit, daß unſer human ſein wollendes 19. Jahrhundert Etwas thue, was ſeine Anſprüche auf Ausübung von Humanltät rechtfertigt. Dies kann vor Allem durch Aufhebung der Todesſtrafe geſchehen, an deren Stelle für ſchwere Verbrecher humanere Strafen zu ſetzen ſind, die anſtalt zu vernichten, moraliſch beſſern.

Wurden noch nie Unſchuldige hingerichtet? Kann man dem unſchuldig Gemordeten das Leben wieder geben? Nein. Schuldlos und in Verzweiflung iſt der Verurtheilte geſtorben, da der menſchliche Verſtand nicht immer ausreicht, den Guten von dem Böſen zu unterſcheiden.

Führte man anſtatt der Todesſtrafe eine dem Verbrechen angemeſſene, auf der Baſis moraliſcher Beſſerung beruhende Kerkerſtrafe ein, ſo könnte der Staat ſelbſt aus der Arbeit des Verbrechers Nutzen ziehen und der möglicherweiſe unſchuldig Befundene könnte ſeine Freiheit wieder erlangen und die Beileidsbezeugung ſeiner Milmenſchen wäre ihm einiger Erſatz für das zeitweilig erlittene Unrecht der Strafe. Für einen wirklichen Verbrecher iſt die jahrelange Gewiſſensangſt im Kerker eine weit ſchwerere Strafe, als die kurze Todesangſt vor der Hinrichtung.

Wenn es gerecht wäre, einen der getödtet mit dem Tode zu ſtrafen, ſo müßte es auch recht ſein, einen Meineidigen mit Meineid, einen Dieb mit Diebſtahl, eine Proſtituirte mit Proſtitution zu ſtrafen. Wohin würde ſolch eine Procedur oder „Wiedervergeltung führen müſſen?!

Der Zweck der Todesſtrafe ſoll ſein: den Böſewicht durch Beiſpiel und Ausſicht auf Verluſt ſeines Lebens vom Verbrechen abzuſchrecken. Der Gedanke, ſein Leben auf gewaltſame Weiſe zu verlieren, ſoll ihm ſo ſchrecklich erſcheinen, daß er von jeder Miſſethat abſteht. Die Thatſache jedoch, daß Mordthaten, trotz der Todesſtrafe, verhältnißmäßig nicht abnehmen, ſpricht dafür, daß der Zweck der Todesſtrafe durch das Schreckbild durchaus nicht erreicht wird.

Diebſtahl iſt im Allgemeinen der Keim zu allen gröberen Verbrechen, die erſte Stufe zum Mord und dennoch iſt es gerade bei Hinrichtungen, wo die meiſten Taſchen der Zuſchauer geleert werden.

Iſt das gräßliche Schauſpiel nicht hinreichend einen Böſewicht Angeſichts deſſelben vom Böſen abzuhalten, ſo iſt es wohl nicht anzunehmen, daß es auf das Gemüth eines Mörders einen bleibenden Eindruck mache.

Würde eine Hinrichtung unangenehmen Eindruck auf

einen Mörder unter den Zuſchauern machen, ſo würde er ſie nicht mit anſehen, und bliebe, oder ginge vor der Vollendung der Hinrichtung weg und ſo bliebe denn auch natürlich die Wirkung aus. Sollte hingegen der Zweck einer Hinrichtung ſein: „Säuberung und Beſchützung des Staates vor einem großen Verbrecher," ſo könnte das durch Gefängnißſtrafe weit zweckmäßiger geſchehen. Freilich müßte man dahin ſtreben, weniger beſtechliche Beamte zu haben, als es jetzt bei uns der Fall iſt.*)

Gerechtigkeit und Vernunft befürworten die Abänderung der Geſetze zur Beſtrafung von Mördern. Da man weiß, daß das menſchliche Herz käuflich, zugänglich für Beſtechung und Schmeicheleien; daß die meiſten Advokaten geldgierig und gleichgültig gegen Recht und Unrecht ſind; ſo iſt es ein nicht zu billigender Akt, ein Geſchwornengericht über das Leben eines Menſchen aburtheilen laſſen. Man ſoll dem Menſchen nicht rauben, was man ihm nicht geben kann. Die Verurtheilung Eines Unſchuldigen kann durch Ausübung jahrelanger Gerechtigkeit nicht geſühnt werden.

Faulheit, Rachſucht und heftiges Gemüth ſind die Hauptantriebe zum Morden. Wer nach kalter Berechnung des Geldes wegen mordet, iſt zu faul, um zu arbeiten. Für Dieſen wäre gewiß die härteſte und doch zugleich humanſte Strafe, lebenslängliches Anhalten zur Arbeit, vereint mit Gewiſſensbiſſen. Der Mörder aus Rache hat gewiß über ſeinen beabſichtigten Mord nachgedacht und er wußte, daß, wenn verrathen, der Galgen ſein Lohn ſein wird. Dennoch mordet er ſein auserleſenes Opfer und liefert einen Beweis, daß die Todesſtrafe für ihn keine abſchreckende Warnung war. Wer in der Hitze eines aufgeregten Gemüthes mordet, denkt gewiß auch nicht an den Galgen. Ueber Dies giebt es nicht f r o m m e Geiſtliche, die dem „armen Sünder" ſein Lebensſtündlein erleichtern, und ihm den ſichern Eingang in den Himmel verſprechen; falls er ſich belehrt, oder zu ihrer Religion übertritt? Man ſuche doch die Urſachen ſo vieler Verbrechen zu beſeitigen, ehe man die Folgen davon ſo unmenſchlich beſtraft. Man laſſe die geiſtlichen Herren tüchtige Moral gratis lehren und es wird gewiß beſſere Wirkung haben, als das Wimmern und Singen mit dem verurtheilten Mörder. Laſſet ſie die Hütten der Armen und die Hölen der Böſen aufſuchen, und ſie über den Unterſchied zwiſchen g u t und b ö s belehren! Anſtatt Bibelſprüche und Heiland's Segen, gebt Brod und Beſchäftigung den Armen! Der Mörder ſoll des Troſtes nicht entbehren, aber ſterben muß er doch: Die moſaiſchen Geſetze erheiſchen, und die chriſtlichen billigen es Darf man ſich da wundern,

*) Wenn der Mord an und für ſich ein Verbrechen iſt, ſo müßte auch der Henker ſein Leben verwirken und ſo fort, bis kein Henker mehr vorhanden iſt. Der Staat der den Mörder hängen läßt, iſt gewöhnlich die Haupturſache aller Verbrechen. Beſſere Schulen und vernünftigere ſtaatliche Einrichtungen wären auf jeden Fall das beſte Mittel, die Zahl der Verbrechen zu vermindern. L.

daß die Todesſtrafe noch beſteht? Ueberliefern nicht die Häupter des Staates und Hauptpfeiler der Religion den p o l i t i ſ c h e n Verbrecher dem Schaffot? Laſſen ſie nicht arme Seelen in dumpfen, finſteren Kerkern ein elendes Daſein friſten? Laſſen ſie nicht ihre Mitmenſchen bei glühender Hitze, die jammervollſte Exiſtenz auf Galeeren hinſchleppen und werden nicht Menſchen nach den Steppen von Sibirien verbannt, um unter der Knute elender Peiniger ihre Tage zu enden? Sehen nicht chriſtliche Regenten und Unterthanen zu, wie ihre Mitchriſten von Ungläubigen geſchlachtet werden? Treiben nicht chriſtliche Herrſcher ihre Unterthanen ſchonungslos zum Kampf, zur Verzweiflung u. in den Tod? Praſſen nicht Chriſten, die 3mal des Sonntags zur Kirche gehen, in Ueberfluß, darauf bedacht, daß ihren Mitchriſten die reine Gotteslehre gepredigt werde; indeß ihre Brüder in Chriſto hungern, obdachlos und zerlumpt die Straßen großer Städte durchziehen?

Das iſt die chriſtliche Welt, die ihr Vorurtheil über die Todesſtrafe auf Gottes und Moſis Wort baſirt!

Lehren Jeſu, wie: „Wer ſeinen Bruder einen Narren ſchilt, iſt des hölliſchen Feuers werth," werden beherzigt und den Kindern auf die Seele gebunden. Solche Gebote, wie: „Liebe deinen Nächſten wie dich ſelbſt" — „vergelte Böſes mit Gutem", müſſen den rachedurſtenden Geſetzen Moſis weichen, Geſetzen, die in einem Zeitalter roher Gewalt und höchſter Barbarei gegeben wurden und die jetzt für eine Zeit paſſen ſollen, welche den höchſten Grad der Cultur beanſprucht.

Die Geſetze Moſis werden von den Chriſten über die Lehre Jeſu erhoben. Moſis Geſetze, dem Gott ſeiner Uebertritte wegen das gelobte Land verſagt hat, indeß die chriſtliche Mythe Jeſum in aller Glorie in den Himmel fahren läßt, bei deſſen Taufe eine Stimme rief: „Das iſt mein Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe."

Ihr Herren Chriſten ſchlagt euch mit euren eigenen Waffen; denn hätte Gott die Todesſtrafe einführen wollen, ſo hätte er Cain gewiß getödtet und ihn nicht ſeinen Gewiſſensbiſſen überliefert. Und dieſer euer Gott muß ja doch ein beſſerer Richter ſein als Moſes.

Ihr freien Denker Amerika's, laſſet uns alle mittelalterlichen Gebräuche von uns werfen! Laſſet uns dem alten Continent als Leuchte vorangehen! Laſſet uns die Todesſtrafe, als Erbtheil craſſer Barbarei, verwerfen! Laſſet uns den Gefangenen beſſern, anſtatt tödten! Laſſet uns Menſchen anſtatt Henker ſein und die Zahl der Verbrechen wird eine geringe werden, wenn auch nicht gänzlich verſchwinden! — Ein jeder Menſch hat Anſprüche auf ſeines Nächſten Liebe und Nachſicht. Laſſet uns Beide üben und die Nachwelt wird uns ehren als Pioniere des Humanismus.

Digitized by Google

Für die Fackel.

In Dominum Deum.

Von C. Porſch, Philadelphia.

I.

Der Wahrheit-Hauch belebte ſchon
Der Seele zarte Saiten;
Sie wollte gern im reinſten Ton
Der Göttin Sang begleiten;
Da drückte Gottes ſchwere Hand
Das Saitenſpiel zuſammen,
Die Seele ſchwieg, — die Wahrheit ſchwand,
Im Herzen wüthen Flammen.

Aus Gottes Hand befreit der Muth,
Zu brechen inn're Schranken.
Der Hölle Flamme löſcht die Fluth
Des Meeres von Gedanken,
Die aus dem tiefen reichen Schacht
Des innern Lebens fließen,
Sobald ihn nicht mit Zaubermacht
Des Glaubens Felſen ſchließen.

So lang wir nur in Schwächen gleich,
Iſt Hölle hier auf Erden.
Errungen kann das Himmelreich,
Doch nie erbettelt werden.
Laßt uns die böſe Wirklichkeit
Von guter Wahrheit ſcheiden
Und keine Ungerechtigkeit
Als Gottes Unrecht leiden!

II.

Herr, du biſt mir nicht mehr gnädig,
Weil ich that, was du verboten?
Weil ich — noch nicht Leibes ledig —
Eindrang in das Reich der Todten?
Weil ich — ohne Orpheus-Leier —
Trotzte deiner Hölle Schrecken,
Um die Lieben, die mir theuer,
Aus dem Todtenſchlaf zu wecken?
Weil ich mich entzog den Kämpfen
Um die Güter dieſer Erde
Und den theuren Opferdämpfen
Auf dem heimathlichen Heerde?
Darum ſoll der finſtre Kerker
Meine freie Seele tödten? —
Nein! das innre Licht wird ſtärker
In des Leibes ärgſten Nöthen.
Schilt mich immerhin Verräther
Deines höchſten Heiligthums!
Ich wär' nur ein Uebelthäter
Als Verkünder deines Ruhms.
Nicht im Golde, nicht im Eiſen,
Nicht in Liedes-Schmeicheltone
Will ich deine Größe preiſen;
Huld'ge nur dem Menſchenſohne!
Trotz der blut'gen Straf-Exempel,
Trotz der Jubelhymnen Schallen
Müſſen deine Götzentempel
Einſt in Schutt und Aſche fallen. —
Selig; frei von eiteln Sorgen,
Ledig aller böſen Triebe,
Feiert dann der Menſch den Morgen
Neuen Lebens, neuer Liebe!

Die Frauen der franzöſiſchen Revolution.

Von Jul. Michelet.

Lucile Desmoulins (April 1794).

Die conſtituirende Verſammlung hatte das Decret erlaſſen, daß jede Gemeinde im Saale der Municipalität, wo die Geburten und Todesfälle angezeigt und die Hochzeiten geſchloſſen wurden, einen Altar aufzurichten verpflichtet ſei.

Dadurch, daß die drei wichtigſten Momente der menſchlichen Beſtimmung am Altare der Gemeinde ihre Weihe empfingen und die Religionen der Familie ſich mit denen des Vaterlandes vereinten, dadurch wäre dieſer Altar bald der Einzige und die Municipalität der Tempel dieſes einzigen Altars geworden.

Man hatte Mirabeau's Rath befolgt.

„Ihr hättet gar nichts gethan, unterließet Ihr das Nothwendigſte: die Revolution zu e n t c h r i ſ t i a n i ſ i r e n."

Mehrere Arbeiter der Vorſtadt Saint-Antoine erklärten im Jahre 93, daß ſie ihre Heirathen nicht für geſetzlich hielten, wenn ſie nicht in der Gemeinde durch den Magiſtrat geweiht wären.

Im Jahre 91 hatte ſich Camille Desmoulins in der Kirche Saint-Sulpice nach kath. Ritus trauen laſſen, weil die Familie ſeiner Frau es ausdrücklich verlangt hatte. Aber als ein Jahr darauf ihm ſein Sohn Horace geboren worden war, trug er ihn ſelbſt nach dem Stadthauſe, um für ſein Kind das Geſetz der Conſtituante zu reclamiren.

Digitized by Google

Dies war, ſo viel uns bekannt iſt, das **erſte** und einzige Beiſpiel einer republikaniſchen Taufe.

Aber die rührendſte Erinnerung der ganzen Revolution iſt jener gute, beredtſame Camille Desmoulins u. ſeine reizende Lucile und der Akt, der ſie Beide aufs Schaffot gebracht: ihr inmitten der Herrſchaft des Schreckens gewagter Vorſchlag zur Gründung eines **Gnaden-Ausſchuſſes**.

Arm, oder, nach richtiger geſagt, nothleidend im Jahre 1789 und ſelbſt in Bezug auf ſeine phyſiſchen Eigenſchaften von der Natur wenig begünſtigt, faſt ſtammelnd, hatte Camille Desmoulins einzig und allein durch die Vorzüge ſeines Herzens wie durch den Reiz ſeines pikanten Geiſtes ſeine ſchöne, anmuthsvolle und verhältnißmäßig reiche Lucilie ſich errungen. Es exiſtirte von ihr ein Bild, das einzige vielleicht, ein köſtliches Miniaturbild, in der Sammlung des Obriſten Maurin, das nach deſſen Tode verſteigert ward. Was mag aus dieſer Sammlung geworden ſein und in welchen Händen mag ſie ſich jetzt befinden? Sie gehört der Geſchichte Frankreichs an. Und darum bitten wir den gegenwärtigen Beſitzer derſelben, wie er auch heißen möge, deſſen eingedenk zu ſein und das, was jetzt für Frankreich verloren iſt, uns wiederzugeben. Dieſe Sammlung gehört ins Louvre, wo man früher oder ſpäter ein Muſeum der Revolution gründen muß.

Lucile war die Tochter eines Beamten im Finanzdepartement und einer außerordentlich ſchönen und nicht minder vortrefflichen Frau, die in ihrer Jugend Maitreſſe des Finanzminiſters Terray*) geweſen ſein ſoll. Ihr Bild iſt das einer hübſchen Frau aus der untergeordneten Klaſſe, was ſchon ihr Name „Lucile Duplessis-Laridon“ beweiſt. Sie war hübſch und vor Allem ſchnippiſch: ein kleiner weiblicher Desmoulins. Ihr nettes, reizendes, aufgewecktes und fantaſtiſches Geſicht trägt den Hauch des „freien Frankreichs“**). Man merkt, daß das Genie, die Liebe eines Mannes von Genie, die Züge verſchönert hat***).

Wir vermögen es nicht, der reizenden Verſuchung zu widerſtehen, jene einfachen Zeilen abzuſchreiben, in welchen dieſe junge Frau von 20 Jahren ihre Eindrücke in der Nacht des 10. Auguſts erzählt:

„Am 8. Auguſt (ſchrieb ſie) war ich vom Lande zurückgekehrt: Aller Geiſt befand ſich bereits in Gährung; ich hatte die Marſeiller zu bewirthen ... wir unterhielten uns gegenſeitig ziemlich gut. Nach dem Mittagsmahle begaben wir uns zu Herrn Danton. Die Mutter weinte und war außerordentlich traurig und niedergeſchlagen, auch ihre Tochter hatte ein ganz zerſtörtes Ausſehen. Danton war zu Allem entſchloſſen und ich, ich lachte wie eine Närrin. Sie fürchteten, daß die bewußte Sache nicht ſtattgefunden habe; obgleich ich derſelben doch nicht ſicher war, ſagte ich ihnen doch ſo beſtimmt, als ob ichs ganz genau wüßte, ſie habe ſtattgefunden. Aber wie kann man über ſo etwas Ernſtes lachen? fragte mich Madame Danton. Ach, ſagte ich, das eben weiſſagt mir, daß ich dieſen Abend noch manche Thräne vergießen werde. — Das Wetter war ſchön. Wir machten einen kleinen Spaziergang durch die Straße, die ungewöhnlich belebt war. Mehrere Sans-Culottes rannten an uns mit dem Rufe: Es lebe die Nation! vorüber. Dann kamen kleine Trupps zu Pferde, dann ungeheuer große, zahlloſe Volksmaſſen. Da erfaßte auch mich die Furcht. — Gehen wir lieber, ſagte ich zu Madame Danton. Jetzt lacht ſie und zwar über meine Furcht, obgleich ihr anzuſehen war, daß auch ſie ſich fürchtete. Darauf ſagte ich zu ihrer Mutter: „Adieu, bald werden Sie die Sturmglocke hören.“ In ihrer Wohnung angekommen, gewahrte ich, daß Jeder ſich bewaffnete. Mein Camille, mein theurer Camille, trug eine Flinte. O Gott! Ich verbarg mich in dem Alkoven, bedeckte mein Geſicht mit beiden Händen und fing zu weinen an. Und doch wollte ich nicht ſo viel Schwäche zeigen, um Camille vor all dieſen Leuten zu bitten, er möge ſich in dies Alles nicht hineinmiſchen; ich zog es vor, den günſtigen Augenblick abzudauern, um ihm dies Alles zu ſagen, ohne von Andern gehört zu werden. Ich ſchilderte ihm meine Befürchtungen. Er ſuchte mich zu beruhigen, dadurch, daß er mir verſprach, bei Danton zu bleiben. Erſt ſpäter erfuhr ich, auch er habe ſich der Gefahr ausgeſetzt. Freron war feſt entſchloſſen, zu ſterben. Ich bin müde dieſes Lebens, ſagte er, und wünſche nichts ſehnlicher als den Tod. In jeder Patrouille, die vorüberzog, glaubte ich ihn zum letzten Male zu ſehen. Ich verkroch mich in den Salons, wo kein Licht brannte, um nichts von Allem, was um mich vorging, zu ſehen. Die Patrioten verließen Dantons Haus. Niedergebeugt, aufgelöſ't mußte ich mich auf ein Bett niederlegen, und ſo oft ich ſprechen wollte, ſchwatzte ich dummes Zeug. Furcht und Angſt hatten meine Sinne gelähmt. Bald darauf begab ſich auch Danton zu Bett. Seine Miene verrieth nicht die geringſte Unruhe. So nahte Mitternacht; man kam mehrmals, um ihn zu holen; endlich begab er ſich nach dem Stadthauſe. Bald darauf begann die Sturmglocke der Cordeliers zu läuten. Allein und in Thränen gebadet, lag ich auf den Knieen und vernahm mit Entſetzen die Töne der verhängnißvollen Glocke. Endlich kehrte Danton zurück. Mehrmals kamen Leute, um uns bald gute, bald ſchlimme Botſchaften zu bringen. Aus ihrem Geſpräche glaubte ich entnehmen zu können, daß ſie

*) Abbe Joſeph Marie Terray war ein Günſtling der Frau v. Pompadour, durch deren Einfluß er bis zum General-Controlleur der Finanzen emporſtieg, welchen Poſten er bis zum 24. Aug. 1774 bekleidete. An dieſem Tage, die Bluthochzeit der Miniſter genannt, ward er im Vereine mit dem Kapuziner Maupeou und dem Herzoge v. Aiguillon geſtürzt und ſtarb, allgemein gehaßt und verachtet, am 18. Febr. 1778.

**) „La France libre“ iſt der Titel eines der beſten politiſchen Pamphlets ihres Gatten.

***) Es iſt bekannt, daß Freron für dieſe Züge geſchwärmt hat. E. M. O.

beſchloſſen hatten, nach den Tuilerien zu ziehen. Es war mir, als müßte ich jeden Augenblick ohnmächtig niederſinken. Madame Robert fragte Jeden, welcher kam, wo ihr Mann ſei. — Stirbt er, ſagte ſie zu mir, dann mag auch ich nicht länger leben. Aber dieſer Danton, er, der an Allem Schuld iſt! Stirbt mein Mann, dann bin ich das Weib, das ihn ermordet! — Camille kehrte auf eine Stunde in meine Arme zurück, um mich zu beruhigen. Er war erſchöpft und ſchlief auf meiner Schulter ein. Madame Dantan ſchien darauf gefaßt, jeden Augenblick die Nachricht zu erhalten, daß ihr Mann getödtet ſei. Gegen Morgen wurden Kanonen abgefeuert. Sie hörte es, erbleichte und ſank in Ohnmacht. — Was ſoll aus uns werden, mein armer Camille! Ich hatte nicht mehr die Kraft aufzuathmen. O mein Gott, wenn es wahr iſt, daß Du exiſtirſt, ſo rette Menſchen, die Deiner würdig ſind. Wir wollen, großer Gott, was es auch koſten möge, frei werden!“

Lucile, die ſich hier ſo naiv in der ganzen Schwäche des Weibes zeigt, war eine Heldin im Augenblick des Todes.

Man muß ſie ſehen im Momente der Entſcheidung, wo zwiſchen Desmoulins und ſeinen Freunden berathen ward, ob er im Alles mit ſich fortreißenden Strome des Schreckens den gefährlichen, ihm wahrſcheinlich den Tod bringenden Schritt wagen ſolle, im Convente die Freiheit der Preſſe und der Rednerbühne, die durch die Gefangennehmung ſeines Freundes Fabre d'Eglantine gewaltſam erſtickt worden war, zurückzuverlangen.

Treten wie ein in dieſem Augenblicke der Gefahr in jenes beſcheidene, glorreiche Haus, in welchem dieſer Schritt beſchloſſen ward*). Im erſten Stockwerke wohnte Freron, im zweiten Camille Desmoulins und ſeine reizende Lucile. Ihre Freunde waren erſchreckt herbeigeeilt, um ſie zu bitten und zu beſchwören, van dieſem Vorhaben abzuſtehen. Alle zeigten ihm den Abgrund, an dem er ſtand. Ein Mann, der gewiß nicht furchtſam war, General Brune, ein Freund des Hauſes, rieth ihm Vorſicht an. Camille verſuchte, ohne ihm in Abrede zu ſtellen, daß er recht habe, ihn zu bekehren. Es war in jenem Augenblicke, wo Freron, Camille's Freund, Lucile's glühender Anbeter, ihm die Nachricht von dem Siege und den Gefahren Toulons mitgetheilt hatte. Auch Camille war und wollte ein Held ſein „Edamus et bibamus,“ ſagte er zu Brune, der mit ihm das Frühſtück theilte, „cras enim moriemur!“ Er ſagte dieſe Worte auf lateiniſch, damit Lucile ſie nicht verſtehe. Aber nichts deſtoweniger ſprach er von ſeiner Hingebung und von dem Beſchluß, den er gefaßt, mit ſo rührender, hinreißender Wärme, daß Lucile ihn umarmte mit dem Ausrufe: „Laßt ihn, laßt ihn. Camille erfülle ſeine ſchöne heilige Miſſion, er iſt's, der Frankreich retten wird, und die, welche anders denken, ſollen nicht meine Chocolade trinken.“

*) Es lag in der Straße der Rue de l'ancienne Comedie, in der Nähe der Rue Dauphine.

Die ſiebente Nummer des „Vieux cordelier,“ ſo dreiſt auftretend gegen die Gewaltſchritte der beiden Regierungs-Ausſchüſſe, die achte Nummer, eine Anklage gegen Robespierre enthaltend, verwickelten ihn in Dantons Prozeß und gaben ſeinem Gegner die Waffen in die Hand, auch ihn unter das Meſſer der Guillotine zu ſchicken.

Der ungeheure Antheil, den dieſer Prozeß hervorgerufen hatte, die zahlloſe Volksmenge, die mit geſpannter Erwartung den Juſtizpalaſt umlagerte und ſo günſtig für die Angeklagten geſtimmt war, berechtigten zu dem Glauben, daß dieſe Gefangenen, wenn es ihnen gelänge, ihren Kerker zu verlaſſen, das Volk mit ſich fortreißen würden. Der Kerker aber bricht die Energie der Menſchen. Keiner von Allen hatte eben ſo wenig Waffen als Muth.

Den Letztern gab ihnen ein Weib. Camille's junge Frau irrte, in Schmerz verſunken, um die Kerker im Luxembourg umher. Dort befand ſich ihr Gemahl, ihr über Alles geliebter Camille, wie feſtgebannt an den Gitterſtäben, um mit ſeinen Augen ſie zu ſuchen und ihr die herzzerreißendſten Dinge, die jemals die Seele eines liebenden Weibes gefoltert haben, zu ſchreiben. Mehr als je fühlte ſie gerade in dieſem ſchrecklichen Momente, wie groß und heftig ihre Liebe zu ihm ſei. Jung und hübſch, konnte es ihr früher Vergnügen machen, ſich im Stillen van General Dillon und Freron bewundert und angebetet zu wiſſen. Und dieſer Freron war in Paris und doch wagte er nichts für ſie zu thun. Dillon wohnte im Luxembourg, trank wie ein echter Irländer und ſpielte Karten mit dem erſten Beſten, der ihn beſuchte, und dachte nicht an das Unglück jener armen Frau, deren Schönheit er noch kurz vorher ſo reizend fand.

Camille war verloren für Frankreich und für Lucile. Das fühlte ſie und das beſtimmte ſie, mit ihm zu ſterben.

Am erſten Tage der Gefangennehmung ihres Gatten hatte ſie ſich an Robespierre's Herz gewendet und ihn in dem Briefe, den ſie ihm ſchrieb, daran erinnert, daß er ein Zeuge ihrer Hochzeit geweſen und ihr erſter Freund geweſen ſei, daß Camille raſtlos für Robespierre's Ruhm gearbeitet und ſchon darum ein beſſeres Schickſal verdient habe. Sie ſchloß dieſen Brief mit den Worten einer Frau, die ſich jung, reizend und bemitleidenswerth fühlt und der das Leben ſo theuer iſt; daß ſie nur ungern ſtirbt:

Uns Beide wirſt Du tödten, denn Ihn treffen heißt auch mich tödten, mich, die Du einſt geliebt haſt*).

Es erfolgte keine Antwort. Darauf ſchrieb ſie an Dillon:

„Man ſpricht davan, wieder September zu machen**). Soll da ein Mann von Herz ſich nicht wenigſtens vertheidigen dürfen?“

Die Gefangenen erriethen über die Lehre, die ihnen

*) Viele wollen wiſſen, Robespierre habe ſie früher heirathen gewollt.

**) Anſpielung auf die Niedermetzelung der Gefangenen im Abbaye-Gefängniß.

ein Weib gegeben, und beſchloſſen zu handeln; doch wollten ſie dann erſt den Verſuch zum Entfliehen aus dem Kerker wagen, wenn Lucile, ſich in die Reihen des Volkes werfend, die Maſſe zur Befreiung derſelben angefeuert habe.

Dillan, brav, aber geſchwätzig und indiskret, erzählte dies, etwas angetrunken, einem gewiſſen Laflotte, mit welchem er Karten ſpielte. Laflotte hörte es und machte ihn immer geſprächiger. Laflotte war Republikaner; hier aber, eingeſperrt, ohne Ausweg, ohne Hoffnung, fühlte er ſich ſchrecklich verſucht. Er denuncirte nicht den Abend (3. April), wartete die ganze Nacht und zögerte vielleicht noch. Am Morgen aber erkaufte er den Preis ſeiner Freiheit mit der Schmach, den Plan der Gefangenen zu verrathen. Mit dieſer unwürdigen Waffe erwürgte man Danton, Camille Desmoulins und einige Tage ſpäter Lucile und mehrere andere Gefangene im Luxenbourg, die van dem ganzen Plane nichts gewußt hatten.

Die Einzige, die von allen Angeklagten großen Muth zeigte, war Lucile Desmoulins. Sie blieb unerſchütterlich und zeigte ſich würdig des Namens ihres Gemahls. Sie erklärte, zu Dillon und zu den Gefangenen geſagt zu haben, daß, weil man wieder einen 2. September beabſichtige, es Jedermanns Pflicht ſei, ſein Leben zu vertheidigen.

Dieſe Ausſage brachte ſie aufs Schaffot. Es gab keinen Menſchen, welcher Meinung er auch angehören mochte, deſſen Herz bei der Hinrichtung Lucile's nicht geblutet hätte. Sie war weder eine Corday, noch eine Roland; ſie war nichts als eine einfache Frau, dem Anſehen nach ein junges Mädchen, ja faſt noch ein halbes Kind. Und ach, was hatte ſie verbrochen? Sie wollte einen Geliebten, ihren Gatten, ihren guten Camille, den Anwalt des Menſchengeſchlechts, aus den Mauern ſeines Kerkers befreien, ſein Leben vom Tode retten. Dieſes reizende, unerſchrockene Weib ſtarb für die Tugend, für die Erfüllung heiliger Pflicht aufopfernder Gattenliebe.

Ihre Mutter, die gute und noch immer ſchöne Madame Dupleſſis, erſchreckt von dem Allen, was ſie nicht begreifen konnte, ſchrieb in der Angſt ihres Herzens an Robespierre, um ihr Kind zu retten. Auch ſie wagte ihn zu erinnern, daß er Lucile einſt geliebt und ſogar heirathen gewollt. Liebſt Du ſie noch, dann rette ſie, ſo hatte das Herz der Mutter gefleht.

Doch auch darauf war keine Antwort erfolgt. Robespierre fürchtete ſich bloßzuſtellen.

Doch alle Welt verabſcheute dieſe kalte Vorſicht, dieſe gefühlloſe Klugheit. Jeder litt und büßte. Im ganzen Volke machte ſich Eine Stimme (eine von Jenen, welche Unglück bringend) hörbar. Alle Welt ſagte ſich tief empört: Das geht zu weit!

Bevor wir uns trennen von dem hellleuchtenden Bilde herzergreifender Weibesliebe, ſei uns vergönnt, hier den letzten Brief mitzutheilen, den Camille Desmoulins aus den Mauern ſeines Kerkers an ſeine Lucile geſchrieben hat.

Aus dem Gefängniß des Luxembourg, Duodi Germinal,
5 Uhr Morgens.

Der wohlthätige Schlaf hat meine Leiden aufgehoben. Man iſt frei, wenn man ſchläft: man fühlt nicht den Schmerz ſeiner Gefangenſchaft. Der Himmel hat ſich meiner erbarmt. Es war nur ein Augenblick: ich ſah Dich im Traume. Der Reihe nach umarmte ich Dich, unſern Horace und Durouſſe, der bei uns war; unſer Kleiner aber hatte durch einen Fluß, der ſich darauf geworfen, ein Auge eingebüßt, und der Schmerz, den ich über dieſes Unglück empfand, hatte mich aufgeweckt. Ich fand mich im Kerker wieder. Es begann ein wenig zu tagen. Da ich Dich nicht länger ſehen und Deine Antworten vernehmen konnte, (denn Du und Deine Mutter hatten im Traume mit Mir geſprochen), ſtand ich frühzeitig auf, um mit Dir zu ſprechen und Dir zu ſchreiben. Doch als ich das Fenſter öffnete, hat der Gedanke an meine Einſamkeit, der Anblick der ſcheußlichen Gitterſtäbe, der Gedanke an die Riegel meines Kerkers, der mich von Dir trennt, die ganze Standhaftigkeit meiner Seele beſiegt. Dann bin ich in Thränen ausgebrochen und ſchluchzend habe ich in meinem Grabe ausgerufen: Lucile, Lucile, o meine theure Lucile, wo biſt Du? (An dieſer Stelle ſeines Briefes gewahrt man die Spur einer Thräne). Geſtern Abend hatte ich einen ähnlichen Augenblick gehabt, als ich im Garten Deine gute Mutter erblickte. Unwillkührlich war ich an den Gitterſtäben meines Fenſters auf die Knie geſunken und hatte meine Hände gefaltet, als wollte ich ihr Mitleid anflehen. Ich habe ſie ſeufzen gehört, ich habe ihren Schmerz und ihre Thränen geſehen; ich ſah, wie ſie ihren Schleier ſenkte, weil ſie den Anblick meines Kerkers nicht länger ertragen konnte. – Wenn Ihr wiederkommt, dann bitte ich, Euch etwas mehr in meine Nähe zu ſetzen, damit ich Dich beſſer ſehen kann. Es iſt, wie mir ſcheint, keine Gefahr dabei. Meine Brille taugt nicht viel; ich möchte, daß Du mir etwas von jenen Gläſern kaufteſt, wie ich ein Paar davon vor 6 Monaten beſaß. Begehre Nummer 15; der Kaufmann weiß, was dies ſagen will; vor Allem aber, Lucile, bitte und beſchwöre ich Dich bei meiner ewigen Liebe, mir Dein Bild zu ſchicken. Daß Dein Maler Mitleid mit mir habe, mit mir, der dies Alles nur darum leidet, weil er zu viel Mitleid mit Andern gehabt. Bitte ihn, daß er täglich zwei Mal komme, damit ich Dein Bild ſo bald als möglich erhalte. In dem Schrecken meines Gefängniſſes wird der Tag, an dem ich Dein liebes, ſüßes Bild erhalte, ein Feſt, ein Tag der Freude und des Entzückens ſein. Bis dahin ſende mir einſtweilen eine Locke Deiner ſchönen Haare, auf daß ich ſie an mein Herz, an meine Lippen drücke. Sieh, meine theure Lucile, wie Dein Camille in die Zeit ſeiner erſten Liebe zurückgekehrt iſt, in jene ſchöne Zeit, wo einzig und allein nur das, was von

Digitized by Google

Dir kam, für ihn Intereſſe beſaß. Geſtern, als der Bürger, der Dir meinen Brief überbracht hatte, zu mir zurückgekehrt war, eilte ich ihm mit der Frage entgegen. „Nun, habt Ihr ſie geſehen?“ ganz ſo, wie ich einſt den Abbe Landreville gefragt, und es gewährte mir Genuß, ihn zu betrachten, gleichſam, als ob auf ſeiner Perſon und ſeinen Kleidern etwas von Deiner Gegenwart, etwas von Dir, haften geblieben wäre*). Dieſer Mann hat eine mitleidige Seele, weil er Dir meinen Brief ungeſäumt überbracht hat. Ich werde ihn, wie mir ſcheint, täglich zwei Mal, des Morgens und des Abends ſehen. Dieſer Bote unſerer Schmerzen wird mir jetzt eben ſo theuer ſein, als wäre er in früheren Tagen der Bote unſeres Glücks geweſen. — In meinem Kerker habe ich einen Spalt entdeckt: ich habe mein Ohr darauf gelegt, gelauſcht und ſeufzen gehört; ich habe einige Worte gewagt und die Stimme eines Kranken gehört, der ſehr zu leiden ſchien. Er fragte mich nach meinem Namen: ich ſagte ihm, wie ich heiße. O mein Gott! rief er bei dieſem Namen aus und ſank auf ſein Bett zurück, von dem er ſich kurz vorher erhoben hatte. Deutlich erkannte ich die Stimme Fabre d'Eglantine's. — Ja, ich bin Fabre, ſagte er zu mir. Wie aber kommſt denn Du hieher? Iſt die Contre-Revolution gemacht? — Doch wagten wir nicht länger mit einander zu ſprechen aus Furcht, daß der Haß uns ſelbſt um dieſen ſchwachen Troſt beneide und daß wir, wenn man uns hörte, getrennt und in noch engere Kerker geſteckt würden. Hier habe ich wenigſtens ein Zimmer mit einem Ofen, und das meinige wäre ziemlich erträglich, wenn ein Gefängniß dies überhaupt ſein kann. Aber, theure Freundin, Du haſt keinen Begriff von dem, was eingeſperrt ſein heißt, ohne zu wiſſen, weßhalb, ohne bisher verhört worden zu ſein, ohne ein einziges Journal zu erhalten. Das heißt leben und todt ſein zu gleicher Zeit, das heißt nur leben, um zu fühlen, daß man eingeſargt iſt. Man ſagt, daß die Unſchuld ruhig und muthig iſt. Ach, meine theure Lucilie, mein angebetetes Weib, ſehr häufig iſt meine Unſchuld ſo ſchwach und muthlos, wie die eines Gatten, eines Vaters, eines Sohnes. Ja, wenn's noch Pitt oder Coburg wären, die mich grauſam behandeln, daß aber meine Collegen mich eingekerkert haben, daß Robespierre den Befehl unterzeichnet hat, und daß die Republik, nachdem ich Alles für ſie gethan, dies für mich thut, das iſt's, was mich am tiefſten ſchmerzt. Das alſo iſt der Preis, den ſie mir für ſo viele Dienſte und Opfer zuerkannt hat! In den Kerker eintretend, habe ich Herault de Sechelles, Simon, Ferroux, Chaumette, Antonelle geſehen. Sie alle ſind weniger unglücklich: Keiner von ihnen iſt in geheimer Haft. Nur ich bin's, ich, der ich mich ſeit 5 Jahren ſo vielem Haß und ſo vielen Gefahren zum Wohle der Republik hingegeben, ich, der mitten in der Revolution ſeine Reinheit bewahrt und keinen Andern in der ganzen Welt um Verzeihung zu bitten hat als Dich, meine theuere Lucile, und die Du ihm großherzig gewährt haſt, weil Du weißt, daß mein Herz, trotz meiner Schwächen, Deiner nicht unwürdig iſt. Ich bin's, der von Menſchen, die ſich Republikaner und meine Freunde genannt, in den Kerker, in ſtrengen Verwahrſam geworfen iſt, als ob ich ein Feind der Republik, ein Verräther wäre. Sokrates trank den Schierling; doch ließ man ihm wenigſtens den Troſt, in ſeinem Gefängniß ſeine Frau und ſeine Freunde zu ſehen. Wie weh thut es mir, mich von Dir getrennt zu ſehen. Hart genug wäre der größte Verbrecher geſtraft, entriſſe man ihn einer Lucile anders als durch den Tod, der den Schmerz einer ſolchen Trennung nur einen Augenblick empfinden läßt; aber ein Verbrecher, der den Tod verdient, wäre nie Dein Gatte geworden, und Du haſt mich ja blos darum geliebt, weil ich nur das Glück meiner Mitbürger gewollt .... Eben ruft man meinen Namen: die Abgeordneten des Revolutionstribunals kommen, um mich endlich zu verhören.

Sie begnügten ſich nur Eine Frage an mich zu richten, die: ob ich gegen die Revolution conſpirirt habe? Welch ein Hohn, welch ein Spott! Kann man den reinſten Republikanismus tiefer beleidigen, ſchmerzlicher kränken, als durch ſolchen Verdacht? Daraus errathe ich das Loos, das meiner harrt. Lebe wohl, meine Lucile, meine theure Lucile, mein guter Wolf*). Ueberbringe das letzte Lebewohl von mir meinem armen, unglücklichen Vater. Du ſiehſt in mir ein Beiſpiel der Barbarei und des Undanks der Menſchen. Meine letzten Augenblicke werden Dich nicht entehren. Du ſiehſt, daß meine Furcht nicht ohne Grund war, und daß unſere Vorgefühle immer eintreffen. Ich habe ein Weib, ein tugendhaftes, himmliſches Weib geheirathet; ich war ein guter Gatte, ich war ein guter Sohn und wäre auch ein guter Vater geweſen; es iſt ein Wunder, daß ich in 5 Jahren ſo viele Abgründe der Revolution überſtiegen hatte, ohne hineinzuſtürzen, und daß ich noch jetzt athme und mein Haupt mit Ehren ſtützen darf auf das Kopfkiſſen meiner Schriften, die, obgleich mehr als zahlreich, alle dieſelbe Menſchenliebe, denſelben Wunſch athmen, meine Mitmenſchen frei und glücklich zu machen, Schriften, die das Beil der Tyrannen nicht vernichten kann. Ich ſehe jetzt wohl, daß die Macht faſt alle Menſchen berauſcht und daß Alle wie Dionys von Syracus ſagen: „Die Tyrannei iſt eine ſchöne Grabſchrift.“ — Aber tröſte Dich, untröſtliche Wittwe! Ruhmwürdiger wird die Grabſchrift Deines armen Camille ſein: es iſt die des Brutus und Cato, der Tyrannenmörder. O, meine theure Lucile, ich war geboren, um Dichter zu ſein und Dich glücklich zu machen und mit Deiner Mutter, Deinem Vater und einigen Freunden, die unſerm Herzen theuer ſind, ein Otahaiti zu ſchaffen. Ich hatte mir eine Republik geträumt, die alle Welt angebetet hätte. Ich konnte nicht glauben, daß die Menſchen ſo ungerecht

*) Es iſt merkwürdig, daß ganz denſelben Gedanken Göthe's Werther an ſeine Lotte ſchreibt. C. M. O.

*) Mon bon loup, war ſein Lieblingsausdruck.

Beſtien ſind. Wie konnte ich vermuthen, daß einige leichte Scherze, die ich mir in meinen Schriften gegen meine Collegen, die mich dazu provocirt, erlaubt hatte, die Erinnerung an alle Dienſte, die ich ihnen jahrelang geleiſtet habe, vergeſſen machen würden. Ich verhehle mir nicht, daß ich als ein Opfer meiner Freundſchaft für Danton ſterbe. Ich danke meinen Meuchelmördern, daß ſie mich mit ihm und Philippeaux ſterben laſſen. Und weil unſere Collegen feig genug ſind, uns zu verhaften und ihr Ohr den Verläumdungen zu öffnen, die ich nicht kenne, die aber plumper als plump ſein müſſen, ſo ſehe ich ein, daß wir als Opfer unſeres Muthes, als Opfer unſerer Wahrheitsliebe fallen. Wir dürfen das Zeugniß mit uns nehmen, daß in uns die letzten Republikaner ſterben. Verzeihung, geliebte Freundin, mein wahres einziges Leben, das ich ſeit dem Augenblicke unſerer Trennung eingebüßt, Verzeihung, Lucile, daß ich mich ſo lange mit mir ſelbſt beſchäftigt habe. Viel eher hätte ich darauf bedacht ſein ſollen, die Erinnerung an mich in Dir zu verlöſchen, meine Lucile, meine ſüße Louton, mein gutes Huhn! Ich beſchwöre Dich, nicht länger in der Nähe meines Kerkers zu verweilen. Rufe mich nicht durch den Schrei Deiner Klagen; ſie würden mir ſelbſt im Grabe das Herz zerreißen. Lebe für unſer Kind, für unſern Harace! Sprich mit ihm van mir. Später wirſt Du ihm ſagen, was er jetzt noch nicht verſtehen kann. Ach, wie würde ich ihn geliebt haben! Aber trotz meiner Höllenpein glaube ich an Gott. Mein Blut wird meine Fehler, die Schwächen der Menſchlichkeit, ſühnen und Gott wird mich für das, was gut in mir war, für meine Tugenden und für meine Liebe zur Freiheit jenſeits des Schaffots belahnen, dadurch, daß ich eines Tages Dich wiederſehen werde, Dich, meine Lucile! Leb' wohl, Loulou, lebe wohl, mein Leben, meine Seele, meine Goltheit hier auf Erden! Adieu, Lurile, meine theuere Lucile! Leb' wohl, Harace! Leb' wohl, mein guter Vater! Ich ſehe, wie der Stram des Lebens raſch an mir vorüberzieht. Ich ſehe nur noch Dich, Lucile! Ich ſchließe Dich in meine Arme, meine Hände drücken die Deinigen und mein Haupt ruht auf Dir! — Leb' wohl, Lucile, leb' wohl!

Für die Fackel.

Käferjagd.

Von Lehrer Funke, Columbus, Ind.

Den geneigten Leſern der Fackel, die ſo freundlich waren, mir und meinem Freunde (der wirklich ein ſchönes Muſeum angelegt hat), auf unſern Spaziergängen, die Wunder in der kleinen Thierwelt der Inſekten zu ſehen, zu folgen, mögen noch einige kleine Mittheilungen, meinetwegen Anekdoten, mitgetheilt werden, welche beweiſen, daß es nicht immer gefahrlos iſt, „Mucken" zu jagen.

So hatte ich einſt, bei einer Kahnfahrt an das ſonſt von ganz ſteilen Felſen eingeſchloſſene Ufer des kleinen etwa 200 Schritte breiten Fluſſes ein kleines Käferchen gefunden, von dem ich bald erfuhr, das es bis dahin nur in Italien ſehr ſelten gefunden worden ſei (es war Tachyusa balteata), und daß es von allen meinen Correſpondenten ſehr ſehnlich gewünſcht ward. Eine Kahnfahrt war nicht mehr möglich, weil das kleine Fahrzeug den Weg alles Fleiſches, oder vielmehr alles Holzes gegangen war. Den Käfer aber mußte ich haben, da er ein ſehr ergiebiges Tauſchmittel werden mußte.

Auf die etwa 200 Fuß hohen Felſen des Ufers war leicht zu kommen; aber wie hinab an das Flußufer? Zeit war auch nicht zu verlieren, da das irdiſche Leben dieſer armen kleinen lieblichen Geſchöpfe nur von ſehr kurzer Dauer iſt, ohne daß ihnen eine ewige Seligkeit an den ſumpfigen Ufern der himmliſchen Flüſſe zu Theil würde. Was nun thun? — Der Felſen war der rothe Rochlitzer Sandſteinporphyr. Etwa 50 Fuß vom oberen Rande war ein einige Fuß breiter Abſatz, auf dem dürre Büſche wuchſen; oben lag Steinſchutt genug aus den nahen Steinbrüchen. Wir nahmen nun Baumäſte und ſchoben den Schutt hinunter, und ſchon am andern Tage lag er unten ſo hoch, daß man im Nothfall hinunterſpringen konnte. Ich wagte es! Aber nicht zum zweiten Male. Denn als ich auffiel, gab der ganze Schutt nach und ich kollerte ſogar über den Abſatz hinunter ohne eine noch hervorragende Strauchſpitze faſſen zu können. Von dort an ging es ſchräger abwärts auf dem zerbröckelten, verwitterten Geſtein bis auf den ſchmalen Wieſenſtreifen am Ufer, wo das früher ausgetretene Waſſer ziemlich viel Geröhricht abgeſetzt hatte. Darauf hatte nun mich meine Felſenfahrt abgeſetzt, und zwar in ſo wenig Secunden, daß ich des Odems beraubt war. Als ich mich wieder erholt, einen Schluck genommen und meinen ſchreienden Freund beruhigt hatte, der nun zu folgen aber kein Verlangen zu verſpüren ſchien, machte ich mich an meine Arbeit, und ſammelte in 2 Stunden mehrere Hundert dieſer ſeltenen erſehnten Thiere. Nun erſt fiel mir es auf das Herz, wie hinauskommen, aus dieſes Thales Gründen? Ich machte verſchiedene Anläufe, kam aber mit Noth und Mühe nur 40—50 Fuß hoch, ſehr leicht und ſchnell aber wieder thalwärts. Endlich nach langer, ſehr gefährlicher Anſtrengung erlangte ich doch den Vorſprung wieder. Da aber war das Klettern zu Ende, denn wenn ich den Fuß auf den Schutt ſetzte, gab er nach und rollte mit Gepolter in die Tiefe. Mein Freund Gr. mußte zuletzt die Steinbrecher holen, und dieſe zogen mich an dicken, feſten Seilen hinauf. Ich verſendete nun bald meine Erndte; allein das Verlan-

Digitized by Google

gen wurde größer und ſo ſuchte ich für die nächſten Jahre eine Art Weg herzuſtellen, der aber immer noch gefährlich genug war.

Einmal war die Noth eine andere. Ich machte 1842 eine Tour durch die ſchöne, und für mich äußerſt fruchtbare ſächſiſche Schweiz. Ich war gewöhnt, äußerſt billig zu reiſen. Mein ehemaliges Studentenränzchen enthielt all meinen Bedarf, und an maleriſcher Stelle wurde das einfache Mahl eingenommen. Demnach war meine Geldtaſche nie ſo ſchwer, daß ſie mich an einem tüchtigen Tagemarſche gehindert hätte. Bei herrlichen Ausſichten oder großartigen Naturwundern hielt ich mich auf dieſer zehnten oder zwölften Reiſe durch die ſächſiſche Schweiz nie lange auf. Mein Zweck war, Naturalien zu ſammeln, weßwegen ich häufig rechts oder links vom Wege abſchweifte. Ich machte äußerſt gute Geſchäfte und ſo ſchweifte ich fort in die böhmiſche Schweiz hinein, ohne an den Stand meiner Finanzen zu denken, gleich dem Blutjungen von Oeſterreich. Als ich in Rumburg mein Nachteſſen, Schlafſtätte und Frühſtück bezahlt hatte, fanden ſich noch 9 Pfennige, ſage neun Pfennige im Schatz vor, um damit die Ausgaben auf meiner Reiſe von mehr als 30 Wegſtunden zu beſtreiten; denn auch mein Ränzchen entbehrte nun der Füllung. Würde ich ſagen, daß meine Lage mir ſehr behaglich vorgekommen wäre, ſo würde ich lügen, wobei mir Niemand Glauben ſchenken möchte. Daß ich ſofort rechts kehrt machte, iſt wohl kaum nöthig beizufügen. Tauſend Pläne wurden gemacht, wie meine 9 Pfennige in Heckegeld zu verwandeln ſeien, oder wie ich anderweit Revenüen beziehen könnte. Ich hätte wohl mich in irgend den 1. beſten Gaſthof einlogiren u. an „die liebe Mutter" ſchreiben können. Allein meine Ferien waren bis auf die letzten 2 Tage zu Ende, alſo konnte ich nicht auf ſolche Umwege mich einlaſſen. Betteln konnte ich nicht, meine Kleider waren zu gut, ja zu elegant (ich war damals noch ein junger Mann), man hätte mir ins Geſicht gelacht. Und doch hatte ſich am langen Sommer-Vormittage Hunger und Durſt ſehr peinigend eingeſtellt. So kam ich, gewiß nicht in roſenfarbener Laune, auf dem wunderbaren Probiſchthore an. Ich wollte auf den allerhinterſten Punkt gehen, um dort ungeſtört nachdenken zu können, was ich denn eigentlich Alles für meine 9 Pfennige anſchaffen könnte. Ach du blaues Herrgöttle von Biberach! Als ich um die letzte Felsecke bog, fiel mir das Herz vor die Füße. Eine elegante Dame in meergrünem Seidenkleid, deren Alter gewiß keinem Zweifel mehr Raum gab über die ſchönen Tage von Dingskirchen, declamirte Verſe an die Landſchaft; wahrſcheinlich waren es ihre eigenen Gefühlsergüſſe. Wer je Probiſchthor und ſeine nahe und ferne Ausſicht genoß, weiß, daß einen nur ein ſtummes Entzücken überkommt, was höchſtens zu einem Ach! zwingt. Und ich unglückſeliges hungerndes und dürſtendes nur 9 Pfennige beſitzendes Geſchöpf finde an dieſer bezaubernden Stelle einen dichtenden Blauſtrumpf. Mit wohl etwas ſehr ſchafsmäßigem Geſicht zog ich mich ſtumm um die Felsecke zurück, um Probiſchthor zu verlaſſen. Meinen menſchenfreſſeriſchen Humor zu ſteigern, ſchreit auf einer breiten Felſenplatte ein Oberkellner nach 2 andern dienſtbaren Geiſtern: „Tiſch mit 4 Gedecken, 2 Flaſchen Tokayer!" Er hätte mir größere Freude gemacht, wenn er mir einen Stoß gegeben, der mich in den Abgrund ſtürzte.

Sie fragen mich vielleicht naiv genug, warum ich mir denn nicht ein Glas Bier kaufte? Sehr einfach zu beantworten; der edle Ungar koſtete damals dort nur 1 Gulden, und die Flaſche Bier 3 G. (⅛ Thaler). Und ich hatte 9 Pfennige!

Ich ſtürze fort, um den Berg herunter in das Bretlmüllerdorf Hirniskretzſchen zu kommen, da konnte ich mir vielleicht für einen Dreier Brod kaufen und das kryſtallhelle Bergwaſſer trinken. In der That geſchah es mir einmal, daß ich mit einem Bekannten nach einer langen und anſtrengenden Reiſe in Schandau einzog. Wir konnten vor Müdigkeit und Schlafſucht nicht eſſen u. legten uns in unſre Betten. Eben ſo wenig Frühſtücken. Ich nahm ein Laib Brod mit. Die Morgenluft ſtärkte den Appetit, ich nahm mein Brod heraus, tauchte ein Stück in den Kirnitzſchbach, ſo glaube ich, heißt er, und ſiehe da, eine große Waſſerſpinne kam heraus und fuhr über das Brod weg. Ich aß und es bekam mir wohl, ehe wir in den Kuh- (Ochſen) Stall einzogen. Meinem Bekannten hätte ich eine Million Thaler hinlegen können, er hätte nichts davon gegeſſen. Am Waſſerfalle kaufte er für ſchweres Geld Eſſen. Denn wer weiß es nicht, daß an Straßen ſolcher Vergnügungsreiſenden das Geringfügigſte mit Gold aufgewogen werden muß.

Meine üble Laune legte ſich aber auch nun, wenn ich an die ſchönen, viele Thaler werthen Sachen dachte, die ich geſammelt und im Ränzchen hatte. Könnte ich nur bis Dresden kommen ohne zu verhungern, dachte ich, dort könnte ich mir Geld leihen bei Freunden, die zwar allerdings in der Regel auch keinen Ueberfluß daran hatten.

„Ach Herr," redete mich jetzt eine ſehr corpulente Dame an, „Sie ſind im Begriff wegzugehen, und ich hätte Sie gern um Auskunft gebeten. Iſts Ihnen nicht gefällig, einen Biſſen mit uns zu eſſen? Dabei werden Sie vielleicht meine neugierigen Fragen gefälligſt beantworten."

Gern bin ich erbötig, Ihnen zu dienen, doch fürchte ich, Sie irren in meiner Perſon. Ich hatte meines Wiſſens noch nicht die Ehre, Sie zu ſehen, war meine Antwort.

„Das Dings da in Ihrer Hand ſagt uns ja, daß wir nicht irren; wir haben Sie ſchon ſeit 4 Tagen begleitet."

Die Dame hatte zwei ſehr nette, faſt ſchöne Mädchen und einen jungen Herrn in ihrer Begleitung. Der Herr Gemahl der Fetten war in Dresden zurückgeblieben und die übrigen Glieder der Familie Schulenburg des Handelsherren aus Berlin, hatten die ſächſiſche Schweiz bereiſ't. Jetzt fiel es mir ein, daß dieſe Geſellſchaft bald zu Fuß, bald auf Maulthieren am Wege gehalten oder vorbeipaſſirt war,

wenn ich ſeitwärts Steine umwendete oder meinen Schöpfer handhabte, oder auch, daß ich ſie paſſirte hatte.

Verehrte Frau, ſagte ich ihr, gern ſtehe ich Ihnen zu Dienſten, wenn ich nur heute nach Dresden kommen kann. Uebrigens werden Sie ſelbſt lachen über das Seltſame unſeres Zuſammentreffens, wenn ich Ihnen Alles erzähle.

Wir gingen weiter, und die 4 Gedecke und 2 Ungarn waren für die Familie. Schnell war mehr beſorgt. Und die Geſellſchaft war bald vom Geiſte der Heiterkeit beſeelt. Ich erklärte ihnen meine Beſchäftigung, aber Mamma, ein ächtes Berliner-Kind, wußte noch immer nicht, was „Käfer" ſei. Ich nahm ein Fläſchchen heraus, in dem einige ziemlich gleichgültige, aber lebende Käfer waren und ließ ſie auf das Tiſchtuch laufen. Da wollte des Jubelns kein Ende werden, denn jetzt erſt ſahen die Glieder der Familie, was und wie Käfer wären.

Beim Glaſe Wein gab ich nun noch als Antwort auf das „Seltſame" meine Neunpfenniggeſchichte zum Beſten, und es war wirklich zu beſorgen, daß wir Alle den Lachkrampf bekommen würden.

In Schulenburgs Wagen fuhr ich mit nach Dresden zurück, ohne weiter meiner 9 Pfennige zu bedürfen; da bekam ich Geld zur Weiterreiſe in meine Heimath. Die genannte liebenswürdige Familie habe ich ſpäter in Tharand wieder getroffen, wo ſie die Schlammbäder gebrauchten.

Oft noch haben wir über die 9 Pfennige gelacht.

Ein kleiner Waſſerkäfer, (Hydroporus ovatus) den der Naturforſcher Sturm bei Rouen in Frankreich gefangen haben wollte, wurde für ein Fabelthier gehalten, da kein anderer Naturforſcher dies Thier je gefunden, in welchem Lande er auch geweſen wäre. Auf dem Nachhauſewege von einem 5 Stunden weiten Käferfangplatze ſchöpfte ich in der ſpäten Dämmerung noch einmal in einem kleinen Bache mit großen mit Moos überzogenen Steinen. Was in dem Schöpfer wackelte, wurde der Dunkelheit wegen, ohne erkannt zu werden, ins Gläschen gethan. Mein Freund lachte; in ſeiner Müdigkeit that er weiter nichts. Beiher hatte ich noch ein Paar Molche gefangen, in ein Käſtchen geſteckt und in meine Rocktaſche geſchoben. Unterdeß war es finſter und wir Beide ſehr müde geworden, alſo daß wir ſtumm hinter einander herhumpelten und verdrießlich, weil das Bischen Fang den ſehr weiten Weg gar nicht lohnte. Auf einmal fängt mein Freund Gr. hinter mir, ſo glaubte ich, an, leiſe in *einem* Tone zu pfeifen, faſt im Takte des Schrittes. Es wurde mir dies widerlich; ich ſagte es ihm. Mir iſts ſchon lange zuwider, antwortete er, daß du pfeifſt. Ich blieb ſtehen, es war ſtill. Als wir abermals gingen, pfiff es auch wieder und zwar in unſerer allernächſten Nähe. Freund Gr. hatte ſeinen Kopf hinter mir ganz nahe an mich gehalten, und ſagte, es pfeift bei dir — und plautz — lagen wir beide im Waſſer. Unſer Weg führte hart an der Mulde hin und dieſe hatte im Ufer ziemlich große Buſen ausgewaſchen. Wir hatten einen andern Jagdweg eingeſchlagen, darum waren uns dieſe Buſen auf dem Heimwege nicht bekannt. Es hatte keine große Gefahr uns aus den ſchlammigen Bucht herauszuarbeiten, aber wie „anziehend" fanden wir uns Daheim!

Aus dem Schlamme erlöſt, nahm ich das Käſtchen mit den Molchen (Salamandern, dieſer ſchönen ſchwarzen, gelbgefleckten, fettglänzenden, eidechſenartigen Thieren) heraus, goß das Waſſer aus, und ſiehe da, nach kurzer Zeit pfiffen ſie wieder. Ich habe den Verſuch wiederholt, und ſo iſt feſtgeſtellt, trotz aller gegentheiligen Behauptungen, daß Molche (Salamander) eine Stimme haben, und daß Naturalienſammler, ſelbſt wenn ſie Naturforſcher wären, in den Dr... fallen, Berge herabpurzeln, und ſogar in Neunpfennigsnoth gerathen können.

In der Dunkelheit hatte ich mehrere hübſche Waſſerkäfer gefangen. Darunter waren einige, die ich noch nicht kannte u. deren Beſchreibung auch ich in den mir zu Gebote ſtehenden Werken nicht fand. Ich verſendete ſie zum Beſtimmen und — o Freude — es war: Hydroporus ovatus Sturmii, das Fabelthier.

Tauſende haben wir davon in dieſem einzigen Bache gefangen und verſendet. Ja, es kamen ſelbſt Naturforſcher zu Beſuch, um das Thierchen lebendig zu ſehen und ſelbſt zu fangen.

Haben die geehrten freundlichen Fackelleſer ihre Studien am Ernſten, ſo hätten ſie freilich Vorſtehendes nicht leſen dürfen, aber wie St. Johannes, an den ſie *doch alle glauben*, auch zuweilen am *kindiſchen* Spiele Gefallen fand, ſo mögen ſie auch diesmal von mir etwas Heiteres, obſchon Wahres hinnehmen. Ich hätte, meine Geehrten, Ihnen erzählen können, wie mich die Käferjagd ſogar vor das hochpreißliche ſächſiſche Polizeigericht gebracht hat, aber ich will Ihre Geduld nicht mit ſolchem Kladdertatſch ermüden, denn wenn mein Freund Ludvigh, der Fackler, auf meiner Schreiberei beſteht, müſſen Sie mir das nächſte Mal nicht nach der Centralſonne aller Centralſonnen aller Sonnen und auch nicht nach den Ameiſenhaufen, ſondern in das *ſchauerliche Waldheim*, deſſen Bewohner ich ſein *durfte*, folgen.*)

*) Der Fackler glaubt, daß ſeine Leſer dem intereſſanten Stern-Gucker und Käferſammler überall hin mit Vergnügen folgen. L.

Digitized by Google

Für die Fackel.

An Meine Tochter des Frühlings.

Eine Nativitäts-Stellung.

Von C. Porſch, Philadelphia.

„Mägdlein, geboren im Lenz, in den Tagen des ſonnigen Brachmonds,
wo mit der Blüthen Pracht feſtlich die Erde ſich ſchmückt;
machtlos ſtrahlet der Dom des Himmels in lieblicher Dämm'rung,
Vögel und Käfer die Luft ſingend und ſummend durchzieh'n, —
ſolche Töchter des Lichts ſind Erben der heil'gen Sehnſucht
nach der Wahrheit Sieg, Erben des himmliſchen Reichs.
Klar ſtets leuchtet der Blick, „im Herzen wohnet die Sanftmuth;
denn von Leidenſchaft fern hält ſie der höhere Sinn.“ —
Alſo tönet der Spruch des ſchmeichelhaften Orakels,
welcher des Vaters Geiſt liebend und hoffend erſann.
Nicht will nähren er dir den thörichten Glauben an Schickſals
Gunſt und an Wundermacht, welche beherrſcht die Natur.
Wecken will er den Muth zum Anfang ſchönerer Schöpfung,
die der menſchliche Geiſt frei in ſich ſelber vollbringt,
wenn er richtig erkennt des Lebens allgültige Ordnung,
wie ſie dem Menſchen nur ziemt, nicht wie die Schrift ſie befiehlt.
Viel noch bleibet zu thun bevor das himmliſche Reich kommt,
Frieden gebend der Welt, einigend Menſch und Natur;
denn es kommt nicht von ſelbſt; es iſt kein göttliches Machwerk;
„fertig von Ewigkeit her,“ wie uns die Dichter geſagt. —
Wie ſich die Raupe verpuppt und lange im eignen Geſpinnſt lebt,
ſchlafend und ſorgſam verſteckt, bis ſie als Falter erwacht;
alſo hat ſich der Menſch, in blinder Verehrung des Schriftworts,
einſt gebildet den Sarg für den lebendigen Geiſt.
Nicht mehr ſind ihm Natur und Gefühl die Quellen der Wahrheit;
in der Geſchichte allein ſieht er das Recht und das Heil. —
Doch, durch dunkles Geſpinnſt auch dringet erwärmender Lichtſtrahl,
ſanft anregend den Pol ſchlummernder, geiſtiger Kraft.
Flügel erwachſen dem Wurm, ſelbſtleuchtend durchbricht er Verhüllung
und in verſchönter Geſtalt lebt er nicht länger am Blatt.
Nicht das Sterben bewirkt der Seele vollkommneres Daſein;
lebend als denkender Menſch wird man ein menſchlicher Gott.
Aber dies Wort unterlag vielfach unrichtiger Deutung,
Götter erſchuf nur der Menſch — Menſchen erſchafft die Natur. —
Laß dich nicht irren vom Wahn, das dir, als Weib oder Jungfrau,
weniger eigne die Kraft, weniger zieme der Muth.
Spricht er in Räthſeln zu dir, der alte kindiſche Manngott,
ſuche getroſt den Verſtand in dem natürlichen Sinn.
Was ſich nicht offenbart, das iſt auch nicht menſchliche Weisheit;
Allen verſtändlich zu ſein ſtrebet der wahrhaftige Gott.
Menſchenfreundlich verſchmäht er jedes gelehrte Geheimniß;
Seligkeit, Allen gemein, lehret und ſchafft er zugleich.
Wo man die Wahrheit verhehlt muß Lüge herrſchen und Irthum;
wo man das Gute verſteckt, fürchte den Böſen als Herrn.
Hienach richte die Welt und bilde dir ſelber ein Urtheil;
harre dann ruhig der Zeit, welche Vollſtreckung erlaubt.
Bleibt es dir noch verſagt, zu erleben den Frieden der Gottung;
wiſſe, das Leben als Menſch bleibt wiederholt dein Geſchick.
Dieſen Glauben gewinnſt du durch des Vaters Belehrung,
wenn du die Krücke verwirfſt, welche zur Kirche dich führt.—

Europäiſche Nachtgedanken, im Gefängniß.

Von C. Porſch, Philadelphia.

Wahrlich, ein zärtlicher Freund biſt du mir, Schlaf, der geräuſchlos
naht, umarmend den Geiſt, welcher nach Ruhe ſich ſehnt.
Nicht ſelbſtſüchtig, ertheilſt wohlthuend du ſüße Erquickung;
forderſt nicht ewigen Dank, warteſt nicht gierig auf Lohn. —
Mütterlich iſt deine Lieb', ſorgt gern für das kindliche Wohlſein;
unbemerkt, wie du kommſt, weckeſt du, ſcheidend, den Freund.
Heute entflohſt du zu bald. Es ſcheuchte des wachſenden Halbmonds
hellausglänzender Strahl dich und den lieblichſten Traum. —
Alle, die ich geliebt, die mir der neidiſche Tod nahm,
alle Liebenden auch, lebend, doch ferne im Raum,
ſah ich verſammelt um mich und hielt eine „nächtliche Heerſchau,“

Digitized by Google

aber nicht kriegeriſch wild, nicht als ein Helden-Geſpenſt.
Wachſen ſah ich die Schaar der Gleichgeſinnten, und Thatluſt
leuchtete Allen im Blick; aber zu Thaten des Heils.
Schon eröffnete ſich mein Mund zu „geflügelter Rede,“
als eine plötzliche Flucht mich in die Wirklichkeit zog. —
Heilige Stille herrſcht ringsum, nur das ſchnarrende „wer da?“
wachender Schergen ertönt ehrenbeleidigend laut,
mahnet mich, daß ich hier zu Kerkerleiden verdammt bin,
weil der metallene Gott, weil mich der Mammon verließ. —
Kennſt du die Menſchen, Mond? Es trübt ſich dein himmliſches Antlitz.
Weinſt du, dem Heilande gleich, als er Jeruſalem ſah? —
Wohl dir, daß du kein Herz haſt, daß du unwiſſend, gefühllos
leuchteſt dem nächtlichen Thun unſrer gebildeten Welt!
Wohl dir, daß du kein Ohr haſt! Engliſch, franzöſiſch und hochdeutſch
ſchnattert ſie im Soldat, Knecht, im politiſchen Klub,
fluchet bei Spiel und Gelag und ſeufzet und girret im Harem,
„Legt ſich dir Tugend zur Ruh, ſetzt ſich das Laſter zu Tiſch.“
Schau in des Königs Palaſt! Er feiert ein prachtvolles Hoffeſt
wegen des letzten Triumphs über's „Rebellengezücht.“
Oechslein und Eſelein nah'n mit Opfern betäubenden Weihrauchs,
wiederkauend das Stroh leeren gehaltloſen Worts.
Glaubt man der Thierchen Geſchrei, ſo braucht man zum ewigen Volksheil
nichts als Thron und Altar, Könige, Waffen und Gold.
Aber, ſiehe, es ſteigt im Oſten ſchwarzes Gewölk auf,
ſchwer vom Thränenſtrom duldender Armen im Staat.
Wende gen Weſten dich, Mond; dort keimt das Gute — ſo ſagt man;
hier, in der alten Welt, kennt man das Glück nur als Traum.
Doch, das Glück iſt Gefühl und Thiere auch fühlen ſich glücklich.
Mancher behagt ſich als Wolf; mancher noch beſſer als Hund.
Hund iſt des Menſchen Bild! Er würgt auf Befehl ſeine Gattung;
freut ſich „erfüllter Pflicht, treu, ein geſchworner Soldat!
Meint ihr, dies ſei Gott; ihr Ritter und Fürſten? Erkennt euch
ſelbſt doch im Wappenſchild! Ueberall Klaue und Horn!
Schwatzet mir ferner nicht mehr von „alten hiſtoriſchen Baſen.“ —
Baſen ſind leider zu viel, leider ſind alle zu jung.
Sucht ihr der Weisheit Gewähr im Alter? Ihr findet ſie wahrlich
nicht in der Todten Schrift, ſondern im lebenden Mann.
Sechs Jahrhunderte ſchon durchdenk' ich, als Erbe der Vorzeit;
Moſes iſt Kind gegen mich; ich bin der ältre Geiſt! —
Doch, ſagt an: was iſt Pflicht? Iſt's nicht der Erde Beſtellung,
daß ſie dauernd mit Frucht labe das ganze Geſchlecht?
Wem denn gebühret das Glück? — O, ſchweigt und verberget euch ſchamroth;
euer bibliſches Recht machte die Arbeit zur Laſt!
Wollt ihr den Arbeitsſtaat? So löſet erſt auf den Finanz-Staat!
Laßt nicht Geld-Capital ferner betrügen den Fleiß.
Tugend und Ehre ſind Spott im Dienſte des ledigen Mammons,
denn man ſparet das Geld nur durch Verſchwendung der Kraft.
„Aber das Kopf-Capital?“ Führwahr, eine ſchöne Erfindung!
Wäre der Weisheit Ruhm durch den Erfolg nur bewährt.
Grande misere forcee, von Revolution überboten;
das bleibt Regel im Spiel aller regierenden Herren!
Oft ſchon leuchtete Blitz in die Nacht des Tyrannen-Bewußtſeins,
Nacht aber kehrte zurück, eh noch der Donner verhallt. —
Wandle nun, blitzendes Wort, dich um zu magnetiſchem Nordlicht,
länger ſtrahlend und mild; lehrend mit himmliſcher Schrift!
Führe herauf den Tag, wo Weisheit und Liebe Gericht hält,
wo der heilige Chriſt handelt als heiliger Geiſt!

Der „hinkende Teufel.“

Von Le Sage.

Ein junger Cavalier von Toledo entfernte ſich, von ſeinem Kammerdiener begleitet, in großen Tagreiſen von ſeiner Geburtsſtadt, um den Folgen eines tragiſchen Abenteuers auszuweichen. Zwei kleine Meilen von der Stadt Valencia begegnete ihm am Eingang eines Waldes eine Dame, die ſehr haſtig aus ihrem Wagen ſtieg. Kein Schleier bedeckte das von Schönheit ſtrahlende Geſicht, und das holde Kind ſah ſo verſtört um ſich, daß der Cavalier ſie für eine Hülfsbedürftige hielt und ihr unbedenklich ſeine Dienſte anbot.

„Großherziger Unbekannter!“ ſagte die Dame zu ihm, „ich nehme Euer Anerbieten an; gewiß hat der Himmel Euch hierher geſandt, um das Unglück, das ich fürchte, ab-

Digitized by Google

zuwenden. Zwei Cavaliere haben ſich in dieſem Walde zu einem Zweikampfe beſchieden und ich habe ſie ſo eben hineingehen ſehen. Habt die Gefälligkeit, mir zu folgen und ſie trennen zu helfen." Mit dieſen Worten ging ſie ſchnell in den Wald: der Toledaner aber übergab ſein Pferd dem Bedienten und eilte ihr nach.

Kaum waren ſie hundert Schritte gegangen, ſo tönte ihnen Degengeklirr entgegen, und bald erblickten ſie zwei Männer in wüthendem Kampfe begriffen. Der Jüngling lief auf ſie zu und nach vielen Bitten und Anſtrengungen gelang es ihm, ſie zu trennen. Hierauf fragte er ſie nach der Urſache ihres Streites.

„Tapferer Unbekannter," antwortete ihm einer der beiden Cavaliere: „ich heiße Don Fadriquez de Mendoza und mein Gegner Don Alvaro Ponce. Wir lieben Beide Donna Theodora, die Dame, die mit Euch gekommen iſt; ſie hat aber von jeher unſere Bewerbungen ſehr wenig beachtet, und mit allen nur erdentlichen Bemühungen, ihr zu gefallen, vermochten wir der Grauſamen keinen freundlichen Blick abzugewinnen. Was mich betrifft, ſo hatte ich im Sinn, ihr trotz ihrer Gleichgültigkeit auch fernerhin fortwährend meine Dienſte zu weihen, nicht ſo aber mein Nebenbuhler, der mich forderte."

„Es iſt wahr," fiel Don Alvaro ein, „ich habe dieſen Schritt nöthig gefunden; denn ich glaube, wenn ich keinen Nebenbuhler hätte, ſo würde mich Donna Theodora möglicherweiſe erhören. Deßhalb will ich Don Fadriquez zu tödten ſuchen, um einen Mann loszuwerden, der meinem Glück im Wege ſteht."

„Edle Herren," ſagte hierauf der Toledaner: „ich kann euern Kampf nicht gut heißen, da er für Donna Theodora beleidigend iſt. Bald wird man im ganzen Königreich Valencia erfahren, daß ihr euch ihretwegen geſchlagen habt, und die Ehre eurer Dame ſollte euch doch theurer ſein, als eure Ruhe und euer Leben. Ueberdies, welchen Lohn hat der Sieger zu erwarten? Glaubt er vielleicht, ſeine Geliebte werde ihn mit günſtigeren Augen betrachten, wenn er ihren Ruf bloßgeſtellt habe? Laßt euch einen Rath geben, deſſen Befolgung eurer edlen Namen würdiger iſt. Bemeiſtert eure wüthende Erbitterung und verpflichtet euch durch einen unverbrüchlichen Eid, den Vergleich einzugehen, den ich euch vorſchlagen will: euer Streit kann ohne Blutvergießen entſchieden werden."

„Wie denn?" rief Don Alvaro. „Die edle Dame," verſetzte der Toledaner, „ſoll unter euch Beiden wählen, und der verkürzte Liebhaber ſeinem Nebenbuhler das Feld räumen." — „Ich bin's zufrieden," ſagte Don Alvaro, „und ſchwöre es bei Allem, was heilig iſt. Donna Theodora möge nun entſcheiden: wenn ſie auch meinem Nebenbuhler den Vorzug giebt, ſo wird mir dies doch weniger unerträglich ſein, als dieſe ſchreckliche Ungewißheit! — „Auch ich," ſagte Don Fadriquez, „rufe den Himmel zum Zeugen an: wenn die Göttin, die ich anbete, nicht zu meinen Gunſten entſcheidet, ſo will ich ihre Reize zu vergeſſen ſuchen und, gelingt es mir nicht, ſie wenigſtens nie mehr ſehen."

Sofort wandte ſich der Toledaner zu Donna Theodora und ſagte zu ihr: „Jetzt, Sennora, iſt es an Euch zu ſprechen. Ihr könnt mit einem einzigen Worte dieſe zwei Nebenbuhler entwaffnen und braucht nur denjenigen zu nennen, deſſen Beſtändigkeit Ihr belohnen wollt." — „Sennor Caballero," antwortete die Dame, „ſucht einen andern Ausweg. Warum ſoll ich das Opfer ihrer Verſöhnung werden? Ich ſchätze ſowohl Don Fadriquez als Don Alvaro hoch, aber ich liebe ſie nicht, und es wäre durchaus unbillig, wenn ich bloß aus Rückſicht auf den Schaden, den meine Ehre durch ihren Kampf leiden könnte, Hoffnungen erwecken müßte, die mein Herz nicht anzuerkennen vermöchte."

Sennora," erwiederte der Toledaner, „Verſtellung iſt hier nicht mehr am Platze: Ihr müßt die Gefälligkeit haben, Euch zu erklären. Obwohl die beiden Cavaliere gleich ſtattlich ſind, ſo bin ich doch überzeugt, daß Ihr zum Einen mehr Zuneigung habt, als zum Andern. Der deutlichſte Beweis iſt die Todesangſt, in der ich Euch ſo eben noch ſah."

„Ihr deutet dieſe Angſt falſch," verſetzte Donna Theodora. „Der Tod des Einen oder Andern der beiden Herren würde mir allerdings nahe gehen, und ich müßte mir ewig Vorwürfe darüber machen, obwohl ich nur die unſchuldige Urſache deſſelben wäre; aber wenn ich Euch ängſtlich vorkam, ſo bezog ſich dies einzig und allein auf die Gefahr, die meiner Ehre drohte."

Don Alvaro Ponce, ein brutaler Sterblicher, verlor endlich die Geduld und ſagte in barſchem Tone: „Schon gut! Da Donna Theodora ſich weigert, die Sache in Güte beizulegen, ſo mag alſo das Loos der Waffen entſcheiden." So ſprechend ſchickte er ſich an, Don Fadriquez zu Leibe zu gehen, der ſeinerſeits bereits Anſtalten traf, ihn gehörig zu empfangen.

Jetzt rief die Dame mehr aus Angſt über dieſe drohenden Bewegungen, als um ihr Herz ſprechen zu laſſen: „Haltet ein, Sennores; ich will euern Willen thun. Wenn es kein anderes Mittel giebt, einen Kampf zu verhindern, bei dem meine Ehre betheiligt iſt, ſo erkläre ich, daß ich Don Fadriquez de Mendoza den Vorzug gebe."

Kaum hatte ſie dieſe Worte geſprochen, als der hintangeſtellte Ponce, ohne ein Wort zu ſagen, auf ſein Pferd zulief, es abband und mit wüthenden Blicken auf ſeinen Nebenbuhler und ſeine Geliebte davonſprengte. Der glückliche Mendoza dagegen wußte ſich vor Freude kaum zu faſſen; bald warf er ſich vor Donna Theodora auf die Knie, bald umarmte er den Toledaner und konnte nicht Worte genug finden, um die Dankbarkeit auszudrücken, von der ſein Herz überſtrömte.

Indeſſen bereute es die Dame, die nach Don Alvaro's Entfernung ruhiger geworden war, daß ſie ſich verpflichtet hatte, die Bewerbungen eines Liebhabers zu dulden, deſſen

gute Eigenſchaften ſie zwar anerkannte, für den aber ihr Herz nichts fühite.

„Seunor Don Fadriquez," ſagte ſie zu ihm, „ich hoffe, daß Ihr den Vorzug, den ich Euch gegeben habe, nicht mißbrauchen werdet; Ihr verdankt ihn einzig der Nothwendigkeit, zwiſchen Euch und Don Aivaro zu wählen. Nicht als ob ich Euch nicht von jeher höher geſtellt hätte, als ihn; ich weiß recht gut, daß er bei Weitem nicht alle die Vorzüge hat, die Euch auszeichnen; auch laſſe ich Euch die Gerechtigkeit widerfahren, daß Ihr der vortrefflichſte Cavalier von ganz Valencia ſeid. Ich will ſogar hinzuſetzen, die Bewerbung eines Mannes, wie Ihr, könne der Eitelkeit einer Frau ſchmeicheln; aber ſo ehrenvoll ſie auch für mich ſein mag, ſo muß ich doch geſtehen, daß ſie durchaus nicht nach meinem Sinn iſt, und Ihr ſeid zu beklagen, wenn Ihr mich ſo zärtlich liebt, wie Ihr Euch den Anſchein gebet. Gleichwohl will ich Euch nicht alle Hoffnung nehmen, mein Herz zu rühren; meine Unempfindlichkeit iſt vielleicht nur eine Nachwirkung des noch nicht ganz geheilten Schmerzes über den Verluſt meines Gemahls, Don Andre de Ciſuentes, der vor einem Jahre ſtarb. Obgleich wir nicht lange mit einander lebten und er ſchon im vorgerückten Alter war, als meine Eltern, durch ſeine Reichthümer geblendet, mich zwangen, ihn zu heirathen, ſo betrübte mich dennoch ſein Tod ſehr, und ich weihe ſeinem Andenken täglich einige Augenblicke.

„Und warum ſollte ich es nicht?" fuhr ſie fort; „er war keiner von den griesgrämigen, eiferſüchtigen, alten Männern, die einer jungen Frau nicht Leidenſchaftsloſigkeit genug zutrauen, um ihnen ihre Schwäche zu verzeihen, und ſie daher auf jedem Schritt und Tritt entweder ſelbſt belauern oder von einer Duenna, dem blinden Werkzeug ihrer Tyrannei, belauern laſſen. Ach! er vertraute auf meine Tugend, wie kaum ein angebeteter junger Ehemann zu vertrauen vermöchte. Dabei war er in allen Stücken ſo gefällig gegen mich, und ich darf wohl ſagen, daß dieſer gute Don Andre de Ciſuentes es zum einzigen Beſtreben ſeines Lebens machte, allen meinen Wünſchen zuvorzukommen. Ihr könnt Euch denken, Mendoza, daß man einen ſo liebenswürdigen Mann nicht ſo leicht vergißt; er ſchwebt mir beſtändig vor Augen und ohne Zweifel trägt das nicht wenig dazu bei, meine Aufmerkſamkeit von Allem abzulenken, wodurch Andere mir zu gefallen ſuchen."

Don Fabriquez konnte nicht umhin, Donna Theodora hier zu unterbrechen: „Ach, Sennora," rief er, „wie wohl thut es mir, aus Euerm eigenen Munde zu vernehmen, daß Ihr nicht aus perſönlicher Abneigung gegen mich meine Bewerbung bisher verſchmähtet! Ich hoffe, Ihr werdet dereinſt doch meine Beſtändigkeit anerkennen." – „Von meiner Seite ſoll kein Hinderniß in den Weg gelegt werden," antwortete die Dame. „Ich erlaube Euch hiemit, mich zu beſuchen und manchmal von Eurer Liebe zu ſprechen. Gebt Euch Mühe, daß ich an Euren Galanterien Geſchmack finden und Euch lieben muß; ich werde Euch keinen Hehl daraus machen, ſobald Ihr mich zu Euren Gunſten geſtimmt haben werdet. Wenn Euch aber dies trotz aller Bemühungen nicht gelingen will, dann, Mendoza, bedenket, daß Ihr kein Recht habt, mir Vorwürfe zu machen."

Don Fabriquez wollte etwas darauf erwidern, hatte aber nicht mehr Zeit, denn die Dame nahm des Toledaners Arm und ging ſchnell nach ihrem Wagen zurück; er band ſein Pferd ab, führte es am Zügel und folgte ſeiner Angebeteten, die in eben ſo große Aufregung wieder in ihren Wagen ſtieg, als ſie herausgeſtiegen war, wiewohl aus ganz andern Gründen. Die beiden Cavaliere ritten neben ihrem Wagen her bis an die Thore von Valencia, wo ſich die Geſellſchaft trennte. Die Dame fuhr nach ihrer Wohnung, Don Fadriquez aber nahm den Toledaner mit in die ſeinige.

Nachdem er ſeinem Gaſt einige Ruhe gegönnt und ein tüchtiges Mahl vorgeſetzt hatte, fragte er ihn unter vier Augen, was ihn nach Valencia führe, und ob er ſich lange hier aufzuhalten gedenke? „Nein," antwortete der Toledaner, „ſo kurz als nur immer möglich. Ich reiſe bloß durch, um das Meer zu erreichen und mich auf dem nächſten beſten Fahrzeug, das die ſpaniſche Küſte verläßt, einzuſchiffen. Es liegt mir nichts daran, an welchem Orte der Welt ich mein unglückſeliges Daſein vollenden ſoll; nur muß ich dieſes Land des Jammers fliehen."

„Was ſagt Ihr?" verſetzte Don Fadriquez höchlich erſtaunt; „wie mögt Ihr gegen Euer Vaterland ſo aufgebracht ſein, und haſſen, was alle Menſchen unwillkürlich lieben müſſen!" — „Nach dem, was mir begegnet iſt," antwortete der Toledaner, „verabſcheue ich mein Vaterland und hege keinen ſehnlicheren Wunſch, als es auf immer zu verlaſſen." — „Ach, Seunor Caballero!" rief Mendoza gerührt, „wie ſehr wünſchte ich die Geſchichte Euers Unglücks zu kennen! vermag ich Euer Leid auch nicht zu verſüßen, ſo würde ich es doch wenigſtens theilen. Eure Phyſiognomie hat mich auf den erſten Blik für Euch eingenommen, Euer ganzes Weſen gefällt mir ungemein gut, und ich fühle, daß ich mich ſchon jetzt lebhaft für Euch intereſſire."

„Ein ſehr großer Troſt für mich," antwortete der Toledaner, „und um das Wohlwollen, das Ihr mir bezeigt, wenigſtens einigermaßen zu vergelten, will ich Euch offen geſtehen, daß auch Ihr mir gleich im erſten Augenblick beſſer gefielet, als Don Alvaro Ponce. Ich fühlte mich, wie noch bei Niemand, auf den erſten Anblick ſogleich zu Euch hingezogen und war daher ſehr in Angſt, Donna Theodora möchte Euerm Nebenbuhler den Vorzug geben; um ſo größer war aber auch meine Freude, als ſie zu Euren Gunſten entſchied. Ihr habt mich nun in dieſem erſten Eindruck ſo vollkommen beſtärkt, daß ich Euch Alles offenbaren will, und es mir eine Art Vergnügen machen wird, mein Herz gegen Euch auszuſchütten. So vernehmt denn die Geſchichte meines Unglücks.

Ich bin in Toledo geboren und heiße Don Juan de Za-

Digitized by Google

rata. Meine Aeltern ſtarben, als ich noch ein kleines Kind war, und ſo kam ich ſehr früh in den Beſitz von 4000 Dukaten jährlicher Renten, die ſie mir hinterließen. Da ich ganz unabhängig war und mich reich genug glaubte, um bei der Wahl einer Gemahlin nur auf die Stimme meines Herzens hören zu können, ſo heirathete ich ein ausgezeichnet ſchönes Mädchen, aber arm und von niedriger Herkunſt. Ich fühlte mich überglücklich in ihrem Beſitze, und um meine Freude deſto ungeſtörter genießen zu können, führte ich ſie einige Tage nach der Vermählung auf mein Landgut in der Nähe von Toledo.

Hier lebten wir froh wie Engel mit einander, als der Herzog von Naxera, der ebenfalls ein Schloß in dieſer Gegend hatte, nach einer Jagdpartie bei mir einſprach. Er ſah meine Frau und verliebte ſich in ſie; wenigſtens glaubte ich ſo, und es wurde mir immer klarer, als er ſich bald darauf ſehr angelegentlich um meine Freundſchaft bewarb, die ihm bisher höchſt gleichgültig geweſen war. Er lud mich zu ſeinen Jagden ein, machte mir eine Menge Geſchenke und erbot ſich zu allen nur möglichen Gefälligkeiten.

Dies machte mich im Anfang etwas unruhig, und ich hatte eine Zeitlang im Sinn, mit meiner Frau nach Toledo zurückzugehen. Gewiß hatte mir dieſen Gedanken ein guter Engel eingegeben, denn hätte ich dem Herzog jede Gelegenheit genommen, meine Frau zu ſehen, ſo wäre mir all dies Unglück nicht zugeſtoßen, allein im Vertrauen auf ihre Tugend beruhigte ich mich wieder. Es ſchien mir unmöglich, daß eine Frau, die ich ohne Mitgiſt geheirathet und aus der Niedrigkeit hervorgezogen hatte, undankbar genug ſein ſollte, meine Güte zu vergeſſen. Aber ach, ich kannte ſie ſchlecht. Ehrgeiz und Eitelkeit, dieſe zwei Erbfehler weiblicher Natur, waren auch meiner Frau im höchſten Grade zu Theil geworden.

Sobald der Herzog Gelegenheit fand, ihr ſeine Empfindungen mitzutheilen, ſo bildete ſie ſich Wunder was auf dieſe wichtige Eroberung ein. Die Aufmerkſamkeit eines Mannes, der Excellenz betitelt wurde, kitzelten ihren Stolz und erregten ihren Hochmuth. Sie bekam eine viel höhere Meinung von ſich, aber ihre Liebe zu mir erkaltete immer mehr. Statt das, was ich für ſie gethan, dankbar anzuerkennen, verachtete ſie mich: ſie glaubte, ich ſei ihrer Schönheit nicht würdig, und wenn dieſer vornehme Herr, der ſich jetzt in ihre Reize vergafft, ſie vor ihrer Vermählung mit mir geſehen hätte, ſo würde er ſie unfehlbar auch geheirathet haben. In dieſem tollen Wahn und verführt durch einige Geſchenke, die ihr ſchmeichelten, pflegte ſie geheimen Umgang mit dem Herzog.

Sie ſchrieben einander ziemlich häufig, ohne daß ich die geringſte Ahnung von ihrem Einverſtändniß hatte; endlich aber war ich unglücklich genug, aus meinem Schlafe zu erwachen. Eines Tags kam ich früher als gewöhnlich von der Jagd zurück und ging geradezu auf's Zimmer meiner Frau, die mich nicht ſo bald erwartete: ſie hatte ſo eben einen Brief vom Herzog erhalten und war im Begriff, ihn zu beantworten. Als ſie mich ſah, gerieth ſie in augenſcheinliche Verlegenheit; ich zitterte vor Zorn, denn das Papier und die Tinte auf dem Tiſch waren mir Beweis genug, daß ſie meine Ehre verkaufte. Ich beſtand darauf, ſie ſolle mir zeigen, was ſie ſchreibe, allein ſie weigerte ſich ſo hartnäckig, daß ich Gewalt brauchen mußte, um meine eiferſüchtige Neugierde zu befriedigen. So ſehr ſie ſich auch wehrte, ſo zog ich ihr doch folgenden Brief aus dem Buſen.

„Werde ich noch lange nach einer zweiten Zuſammenkunft ſchmachten müſſen? Wie mögt Ihr doch ſo grauſam ſein, die ſüßeſten Hoffnungen in mir zu erwecken, aber mit ihrer Erfüllung ſo lange zu zögern? Don Juan geht täglich auf die Jagd oder nach Toledo; und wir ſollten dieſe Gelegenheiten benützen. Bedenkt, Sennora, welche Liebesgluth mich verzehrt, und habt Mitleiden mit mir. Wenn es eine Götterwonne iſt, ſeinen heißeſten Wunſch erfüllt zu ſehen, ſo iſt es Höllenqual, lange darauf warten zu laſſen."

Dieſer Brief machte mich raſend. Schon griff ich nach meinem Dolche und wollte in der erſten Hitze die Ungetreue, die meine Ehre ſtahl, niederſtoßen; allein der Gedanke, daß dies nur eine halbe Rache wäre und daß dieſe Beleidigung noch ein zweites Opfer fordere, dämpfte meine Wuth. Ich verſtellte mich alſo und ſagte mit der möglichſten Ruhe zu meiner Frau: „Sennora, es iſt unrecht von Euch, daß Ihr den Herzog anhört; ſein hoher Rang ſollte Euch nicht blenden. Doch ich weiß, junge Damen lieben den Glanz und Schimmer, und will gerne glauben, daß darin Euer ganzes Verbrechen beſteht, und Ihr mir noch nicht den letzten Schimpf angethan habt. Deßhalb entſchuldige ich Eure Unvorſichtigkeit, wenn Ihr auf den Weg der Pflicht zurückkehren, mir allein Eure Zärtlichkeit widmen und die meine zu verdienen ſuchen wollt."

Nach dieſen Worten verließ ich ihr Zimmer, damit ſie ſich von ihrem Schreck erholen konnte; ich ſelbſt aber ſuchte die Einſamkeit auf, deren ich bedurfte, um den Zorn, der in mir raſte, wenigſtens einigermaßen zu beſchwichtigen. Zwei Tage lang ſtellte ich mich ruhig und gelaſſen, wenn ich es auch nicht ſein konnte; am dritten aber ſagte ich zu meiner Frau, ich habe ein Geſchäft von äußerſter Wichtigkeit in Toledo und müſſe ſie daher auf einige Zeit verlaſſen; indeſſen erſuche ich ſie, während meiner Abweſenheit auf ihre Ehre Bedacht zu nehmen.

Ich reiſte wirklich ab, ging aber nicht nach Toledo, ſondern ſchlich mit Anbruch der Nacht heimlich wieder in mein Schloß und verſteckte mich auf dem Zimmer eines treuen Bedienten, von wo aus ich Alles ſehen konnte, was in mein Haus kam. Ich zweifelte nicht daran, man werde den Herzog von meiner Abreiſe benachrichtigt haben, und er werde unfehlbar die Gelegenheit benutzen wollen. Ich hoffte ſie dann Beide beiſammen zu überraſchen und verſprach mir volle Rache.

Gleichwohl täuſchte ich mich in meiner Erwartung:

Digitized by Google

ich bemerkte durchaus keine Anſtalten zum Empfang eines Liebhabers, ſondern ſah im Gegentheil, daß die Thore immer gehörig verſchloſſen waren. Da nun drei Tage lang weder der Herzog, noch Jemand von ſeinen Leuten kam ſo ſchloß ich daraus, meine Frau werde ihren Fehltritt bereut und allen Verkehr mit ihrem Liebhaber abgebrochen haben.

Dieſer Glaube machte mich wieder verſöhnlich und ſanft wie ein Lamm, und die durch Zorn unterbrochene Liebe trat auf's Neue in alle ihre Rechte ein. Ich lief auf's Zimmer meiner Frau, umarmte ſie zärtlich und ſagte zu ihr: „Sennora, ich ſchenke Euch meine ganze Hochachtung und Freundſchaft wieder. Ich will es nur geſtehen, daß ich nicht in Toledo war, ſondern dieſe Reiſe bloß vorgeſchützt habe, um Euch auf die Probe zu ſtellen. Verzeiht dieſen Fallſtrick einem Ehemann, deſſen Eiferſucht nicht ungegründet war. Ich fürchtete, Euer Herz möchte ſich durch falſche Vorſpiegelungen von Glanz und Herrlichkeit vom rechten Wege abbringen laſſen; aber Gott ſei's gedankt, Ihr habt Euern Irrthum eingeſehen, und ich hoffe, von nun an ſoll nichts mehr unſere Einigkeit ſtören."

Meiner Frau ſchienen dieſe Worte ſehr zu Herzen zu gehen; ſie ließ ſogar einige Thränen fallen und rief: „Ach! wie unglücklich bin ich, daß ich Euch Veranlaſſung gegeben habe, an meiner Treue zu zweifeln! So ſehe ich nun verabſcheue, was Euch ſo weit mit Recht gegen mich aufgebracht hat, obſchon ich mir dieſe zwei Tage her die Augen krank geweint habe, all mein Schmerz, all meine Gewiſſensbiſſe werden mir zu nichts helfen, ich werde nie mehr Euer Vertrauen gewinnen." — „O freilich, Sennora," unterbrach ich ſie, im Innerſten gerührt durch ihre augenſcheinliche Betrübniß; „ich will alles Frühere vergeſſen, da Ihr es ſo aufrichtig bereut."

Wirklich ſchenkte ich ihr von dieſem Augenblicke an meine ganze Zärtlichkeit wieder und begann auf's Neue Freuden mit ihr zu genießen, die ſo grauſam geſtört worden waren. Sie wurden jetzt nur noch um ſo pikanter, denn meine Frau ſchien alle Spuren der mir angethanen Kränkung aus meinem Gedächtniß verwiſchen zu wollen und gab ſich weit mehr Mühe, mir zu gefallen, als bisher. Ich fand ſie viel lebhafter in ihren Liebkoſungen, und wenig fehlte, ſo hätte ich ihr noch für den Kummer gedankt, den ſie mir verurſacht hatte.

Um dieſe Zeit wurde ich krank. Mein Leiden war zwar nicht gefährlich, aber dennoch zeigte meine Frau die ängſtliche Beſorgniß. Sie brachte den ganzen Tag bei mir zu u. in der Nacht kam ſie wenigſtens zwei- bis dreimal aus ihrem Zimmer, um nach mir zu ſehen: kurz ſie war ganz außerordentlich bemüht, allen meinen Wünſchen und Bedürfniſſen entgegen zu kommen, wie wenn ihr Leben an das meinige geknüpft wäre. Ich meinerſeits war hoch erfreut über dieſe Beweiſe von Zärtlichkeit und gab ihr auch meinen Dank zu erkennen. Aber ach! Sennor Mendoza, ich hatte mich bitter getäuſcht.

Eines Nachts, als ich ſchon wieder auf dem Wege der Beſſerung war, weckte mich mein Kammerdiener und ſagte in ſehr bewegtem Tone zu mir: „Gnädiger Herr, es thut mir ſehr leid, daß ich Euch in der Ruhe ſtören muß; allein meine Treue gegen Euch erlaubt mir nicht, Euch zu verſchweigen, was in dieſem Augenblicke in Euerm Hauſe vorgeht: der Herzog von Narero iſt bei der gnädigen Frau."

Ich war wie vom Himmel gefallen und konnte eine Zeitlang meinen Bedienten bloß ſtarr anſehen, ohne ein Wort zu ſprechen; je mehr ich über ſeine Meinung nachdachte, je ſchwieriger wurde es mir, daran zu glauben. „Nein, Fabio!" rief ich, „es iſt unmöglich; meine Frau kann ſich dieſer ſchändlichen Verrätherei nicht ſchuldig machen! Du biſt deiner Sache nicht gewiß." — „Sennor," antwortete Fabio, „wollte Gott, ich dürfte daran zweifeln! Aber ich habe mich durch falſchen Schein nicht hintergehen laſſen. Seit Eurer Krankheit habe ich Verdacht, daß man beinahe jede Nacht den Herzog in's Schlafzimmer der gnädigen Frau einläßt; ich verſteckte mich, um darüber in's Klare zu kommen, und weiß es nur zu gewiß, daß ich recht vermuthet habe."

Jetzt ſtand ich wüthend auf, warf meinen Schlafrock um und lief mit dem Degen in der Hand gerade auf's Zimmer meiner Frau zu. Fabio mußte leuchten. Als wir in's Zimmer traten, ſtand der Herzog, der auf ihrem Bette ſaß, ſchnell auf, zog ein Piſtol aus ſeinem Gürtel, ging auf mich zu und drückte los; allein er hatte vor Schreck ſo den Kopf verloren, daß er mich fehlte. Ich lief nun ſchnell auf ihn zu und ſtieß ihm meinen Degen in's Herz. Sofort wandte ich mich zu meiner Frau, die mehr todt als lebendig war, und ſchrie ihr zu: „Auch du, Ehrloſe, ſollſt jetzt den Lohn deiner Verrätherei empfangen." So ſprechend, durchbohrte ich ſie mit meinem vom Blute ihres Galans noch rauchenden Degen.

Ich ſehe wohl ein, Sennor Don Fadriquez, daß ich mich vom Zorn, zu ſehr hinreißen ließ, und daß ich eine ungetreue Gemahlin auch ſonſt hätte ſtrafen können, ohne ihr gerade das Leben zu nehmen; allein welcher Mann könnte in einem ſolchen Falle kalt bleiben! Stellt Euch einmal vor, wie zärtlich das treuloſe Weib in meiner Krankheit um mich zu ſorgen ſchien, wie liebevoll ſie mich pflegte und wie ſchändlich ſie mich verrieth: dann ſprecht, ob ich nicht mit Recht wüthend wurde und ſie tödtete.

Ich kann meine tragiſche Geſchichte jetzt vollends kurz faſſen. Nachdem ich meine Rache ſattſam gekühlt hatte, kleidete ich mich in aller Eile an, denn ich dachte wohl, ich werde keine Zeit zu verlieren haben, und die Verwandten des Herzogs werden mich in ganz Spanien verfolgen laſſen. Da nun ſeine Familie weit mächtiger iſt, als die meinige, und ich bloß im Ausland Sicherheit hoffen zu können glaubte, ſo ſteckte ich all mein baares Geld und meine Juwelen zu mir, wählte meine zwei beſten Pferde und verließ in Begleitung des Bedienten, der ſeine Treue ſo ſchön be-

Digitized by Google

währt hatte, vor Tagesanbruch mein Schloß. Ich ſchlug den Weg nach Valencia ein, in der Abſicht, mich auf's erſte beſte Schiff zu werfen, das nach Italien ſegeln würde. Heute nun, als ich an dem Walde vorbeiritt, wo Ihr waret, begegnete mir Donna Theodora: ſie bat mich, ſie zu begleiten und Euch trennen zu helfen."

Als der Toledaner ſeinen Vortrag beendet hatte, ſagte Fadriquez zu ihm: „Sennor Don Juan, Ihr habt dem Herzog von Nazera nur ſein Recht angethan. Seid unbeſorgt über die allenfallſigen Verfolgungen von Seiten ſeiner Verwandten und thut mir den Gefallen, ſo lang bei mir zu bleiben, bis ſich eine günſtige Gelegenheit nach Italien zeigt. Mein Oheim iſt Gouverneur von Valencia; Ihr werdet hier ſicherer ſein, als überall ſonſt, und überdies bei einem Manne, der Euch hiemit ſeine aufrichtigſte Freundſchaft anbietet."

Zarata bezeigte ſeinen gerührteſten Dank und nahm das ihm angebotene Aſyl an. Hier, Sennor Don Kleophas — fuhr Asmodi fort — habt Ihr Gelegenheit, die Macht der Sympathie zu bewundern; dieſe zwei jungen Cavaliere fühlten ſich ſo zu einander hingezogen, daß ſich binnen weniger Tage ein Freundſchaftsband zwiſchen ihnen feſtknüpfte, das nur mit der Freundſchaft des Oreſtes und Pylades verglichen werden kann. Neben gleichen geiſtigen Vorzügen hatten ſie ganz dieſelbe Gemüths- und Denkungsart, und Alles, was dem Don Fadriquez gefiel, war ſicherlich auch Don Juan angenehm: mit Einem Wort, ſie waren recht eigentlich für einander geſchaffen. Don Fadriquez beſonders war ganz entzückt über das Benehmen ſeines Freundes und konnte nicht umhin, ſeine Liebenswürdigkeit jeden Augenblick gegen Donna Theodora zu rühmen.

Oft gingen ſie Beide zuſammen zu dieſer Dame, die Mendoza's Galanterien und Huldigungen fortwährend mit Gleichgültigkeit erwiderte. Dies ſchmerzte ihn tief und er klagte es häufig ſeinem Freunde, der ihn dann durch allerlei Vorſtellungen zu tröſten ſuchte. Auch die kieſelherzigſten Frauen, ſagte er zu ihm, laſſen ſich endlich doch erweichen, und es fehle den Liebhabern in der Regel nur an der nöthigen Geduld, um dieſen günſtigen Zeitpunkt abzuwarten; er ſolle nur den Muth nicht ſinken laſſen, ſeine Dame werde ihn gewiß früher oder ſpäter belohnen. So wahr dieſe Erfahrungsſätze auch ſind, ſo vermochten ſie doch den verzagten Mendoza nicht zu beruhigen, und er fürchtete immer, er möchte der Wittwe des Cifuentes nie gefallen können. Dies machte ihn ſo unglücklich, daß Don Juan ihn von ganzem Herzen bemitleidete, und doch war Don Juan bald noch beklagenswerther als ſein Freund.

So gerechte Urſachen der Toledaner hatte, nach dem ſchändlichen Verrathe ſeiner Frau über ihr ganzes Geſchlecht erbittert zu ſein, ſo verliebte er ſich doch unwillkürlich in Donna Theodora. Er hing übrigens dieſer Leidenſchaft, die ſeinen Freund beleidigen mußte, nicht nach, ſondern gab ſich alle Mühe, ſie zu bekämpfen, und da er wohl einſah, daß dies nur dann möglich ſei, wenn er die Augen, welche das Feuer der Liebe in ihm entzündet hatten, auf immer fliehe, ſo beſchloß er, die Wittwe nie mehr zu beſuchen. So oft ihn daher Mendoza zu ihr führen wollte, wußte er immer eine Entſchuldigung zu finden.

Auf der andern Seite kam Don Fadriquez nie zu ſeiner Angebeteten, ohne daß ſie ihn fragte, warum denn Don Juan ſich nicht mehr ſehen laſſe. Eines Tags, als ſie abermals dieſe Frage an ihn richtete, antwortete er lächelnd, ſein Freund habe ſeine Gründe. „Und welche Gründe kann er haben, mich zu fliehen?" fragte Donna Theodora weiter. „Sennora," antwortete Mendoza, „ich wollte ihn heute zu Euch führen, allein er weigerte ſich, mich zu begleiten; als ich ihm nun meine Verwunderung darüber zu erkennen gab, geſtand er mir etwas, was ich Euch zu ſeiner Rechtfertigung auch mittheilen muß. Er ſagte mir nämlich, er habe eine Eroberung gemacht, und da er ſich nicht mehr lange hier aufzuhalten gedenke, ſo ſei ihm jeder Augenblick koſtbar."

„Faule Fiſche," gab die ſchöne Wittwe erröthend zur Antwort; „man darf ſeine Freunde nie verlaſſen, wenn man auch noch ſo verliebt iſt." Don Fadriquez bemerkte die Röthe auf ihren Wangen, ſchrieb ſie aber bloß beleidigter Eitelkeit einer Dame zu, die ſich vernachläſſigt glaubte. Der liebe Mann irrte ſich aber gewaltig: es war ein weit lebhafteres Gefühl, als Eitelkeit, was ſich in dieſem Augenblick ſo gewaltſam im Buſen ſeiner Schönen regte. Um ſich nicht zu verrathen, brach ſie ſchnell das Geſpräch ab und affektirte, ſo lange Mendoza bei ihr war, eine ſolche Luſtigkeit, daß ſein Scharfſinn nothwendig daran hätte ſcheitern müſſen, wenn er nicht ſchon zum voraus einer irrigen Anſicht geweſen wäre.

Als Donna Theodora allein war, dachte ſie ernſtlich über die Sache nach und jetzt erſt wurde ſie ſich der ganzen Gewalt der Leidenſchaft bewußt, die ſie für Don Juan gefaßt hatte. Da ſie nun ihre Liebe ſchlechter belohnt glaubte, als ſie es wirklich war, ſo ſagte ſie ſeufzend: „Welche ungerechte und barbariſche Macht mag wohl ihre Freude daran finden, Herzen zu entflammen, die nicht für einander paſſen! Don Fadriquez betet mich an und ich kann ihn nicht lieben; dagegen glühe ich für Don Juan und dieſem ſteckt eine Andere im Kopf! Ach, Mendoza, ſchilt mich nicht länger wegen meiner Gleichgültigkeit; dein Freund rächt dich bitter genug."

Sie weinte ſogar vor Schmerz und Eiferſucht, aber die Hoffnung, welche unglückliche Liebende nie verläßt, führte ihr bald angenehmere Bilder vor die Augen. Sie dachte ſich, ihre Nebenbuhlerin könne nicht ſehr gefährlich ſein: Don Juan ſei vielleicht weniger durch ihre Reize gefeſſelt, als daß ihre zuvorkommende Güte ihm einige Unterhaltung gewähre, und ſo ſchwache Bande werden ſich unſchwer zerreißen laſſen. Um nun darüber in's Klare zu kommen, beſchloß ſie, den Toledaner unter vier Augen zu ſprechen. Sie

Digitized by Google

ließ ihn zu ſich bitten; er kam, und als ſie allein waren, nahm Donna Theodora folgendermaßen das Wort:

„Ich hätte nie geglaubt, daß die Liebe einen Ritter wie Euch ſeine Pflichten gegen die Damen ganz vergeſſen ließe, und doch, Don Juan, kommt Ihr nimmer zu mir, ſeit Ihr verliebt ſeid. Ich habe gewiß Urſache, mich über Euch zu beklagen. Doch will ich glauben, daß Ihr nicht aus eigenen Stücken und aus freier Wahl mich fliehet; ohne Zweifel hat Eure Dame Euch verboten, mich zu beſuchen. Geſteht es mir, Don Juan, und ich will Euch entſchuldigen. Ich weiß, verliebte Herren können nicht immer thun, wie ſie wollen, und dürfen es nicht wagen, ihren Damen ungehorſam zu ſein."

„Sennora," antwortete der Toledaner, „ich gebe zu, daß mein Benehmen Euch auffallend erſcheinen muß, aber habt die Güte, mir meine Rechtfertigung zu erlaſſen, und begnügt Euch mit der Erklärung, daß ich meine Gründe habe, Euch zu fliehen." — „Dieſe Gründe mögen ſein, welche ſie wollen," verſetzte Donna Theodora ſehr aufgeregt, „ich verlange, daß Ihr ſie mir ſagt." — „So muß ich Euch denn gehorchen, Sennora, erwiderte Don Juan; „aber beklagt Euch nicht, wenn Ihr mehr hören müſſet, als Ihr zu wiſſen begehret."

„Don Fadriquez — fuhr er fort, — hat Euch erzählt, warum ich Caſtilien verlaſſen mußte. Bei meiner Abreiſe von Toledo war ich über das ganze weibliche Geſchlecht ſo erbittert, daß ich glaubte, keine einzige werde mir je wieder etwas anhaben können. In dieſer ſtolzen Gemüthsſtimmung näherte ich mich Valencia; ich begegnete Euch, und was vielleicht noch Niemanden gelungen iſt, ich vermochte Eure erſten Blicke auszuhalten, ohne meine Ruhe darüber zu verlieren. Ich habe Euch ſogar nachher noch einige Male ungeſtraft geſehen; aber ach! wie ſchwer mußte ich einige wenige Tage des Stolzes büßen! Ihr habt endlich meinen Widerſtand überwunden; Eure Schönheit, Euer Geiſt, alle Eure Reize haben den Rebellen gezähmt. Mit Einem Wort, ich liebe Euch mit all der Liebe, die Ihr und nur Ihr einzuflößen im Stande ſeid.

„Dies, Sennora, ſind meine Gründe, warum ich Euch ferne blieb. Die Perſon, von der Ihr glaubtet, daß ſie meine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen habe, lebt nur in der Phantaſie meines Freundes Mendoza, dem ich dies weismachte, damit er ſich über meine beharrliche Weigerung, Euch in ſeiner Geſellſchaft zu beſuchen, keine Gedanken machen ſollte."

Donna Theodora war hocherfreut über dieſe Erklärung, zumal da ſie nicht im Mindeſten darauf gefaßt war. Sie konnte ihr Vergnügen darüber nicht verbergen, wollte es aber auch nicht, und ſtatt ihre Augen mit kalter Strenge zu wappnen, blickte ſie den Toledaner gar zärtlich an und ſagte zu ihm: „Ihr habt mir Euer Geheimniß geoffenbart, Don Juan, nun will ich Euch das meinige auch mittheilen. Hört mich einmal an.

„Gleichgültig gegen die Seufzer Alvaro Ponce's, ungerührt durch die flammende Liebe Mendoza's, führte ich ein heiteres und ruhiges Leben, als der Zufall Euch an dem Walde vorbeiführte, wo wir uns begegneten. Trotz meiner damaligen Aufregung bemerkte ich recht gut, daß Ihr mir mit ungemein viel Anſtand Eure Hülfe anbotet, und die Art, wie Ihr die zwei wüthenden Nebenbuhler zu trennen wußtet, flößte mir einen hohen Begriff von Eurer Gewandtheit und Tapferkeit ein. Der Vergleich aber, den Ihr vorſchluget, wollte mir gar nicht gefallen. Es kam mich ſehr ſauer an, mich für den Einen oder den Andern auszuſprechen, und um Alles geradezu zu ſagen, ich glaube, daß Ihr ein wenig Schuld daran waret; denn in demſelben Augenblick, da mein Mund nothgedrungen den Namen Don Fadriquez ausſprach, fühlte ich, daß mein Herz ſich für den Unbekannten erklärte. Von dieſem Tage an, den ich nach dem Geſtändniß, welches Ihr ſo eben ablegtet, unter die glücklichen zählen darf, hat ſich meine Hochachtung für Euch fortwährend geſteigert.

„Ich will Euch, — fuhr ſie fort — kein Geheimniß aus meinen Empfindungen machen, ſondern geſtehe ſie mit derſelben Offenherzigkeit, womit ich Mendoza ſagte, daß ich ihn nicht liebe. Eine Frau, die das Unglück hat, ihrem Geliebten nicht angehören zu können, mag ſich mit Recht Zwang anthun und ihre Schwachheit wenigſtens durch ewiges Schweigen rächen; einem Manne aber, der nur ehrliche Abſichten hat, kann man, glaube ich, eine unſchuldige Zärtlichkeit ohne alles Bedenken entdecken. Ja, es freut mich herzlich, daß Ihr mich liebt, und ich danke dem Himmel, der uns ohne Zweifel für einander beſtimmt hat."

Die Dame ſchwieg jetzt, um Don Juan ſprechen zu laſſen und ihm Gelegenheit zu den wärmſten Ergießungen der Freude und Dankbarkeit zu geben, wozu ſie ihn verpflichtet zu haben glaubte; allein er ſchien durchaus nicht ſo entzückt, wie ſie hoffte, ſondern verſank in düſteres Nachdenken.

„Was ſehe ich, Don Juan?" ſagte ſie endlich zu ihm. „Wenn ich, um Euch ein Loos zu bereiten, das jeder Andere als Ihr beneidenswerth finden könnte, den Stolz meines Geſchlechtes vergeſſe und Euch mein ganzes Entzücken ſehen laſſe, wie könnt Ihr da noch der Freude widerſtehen, die eine ſo verbindliche Erklärung Euch machen muß? Warum dieſes ſtarre Stillſchweigen? Ja, ich ſehe ſogar Schmerz in Euren Augen. Ach, Don Juan, ich hatte mir einen ganz andern Erfolg von meiner Güte verſprochen!"

„Sennora," antwortete der Toledaner traurig, „von einem Herzen, wie das meinige, konntet Ihr nichts Anderes erwarten. Ich bin um ſo unglücklicher, je gewiſſer ich Eurer Neigung ſein darf. Es iſt Euch nicht unbekannt, was Mendoza für mich gethan hat; Ihr wißt, wie feſt die zärtlichſte Freundſchaft uns an einander knüpfte; wie könnte ich auf den Ruin ſeiner ſüßeſten Hoffnungen mein Glück grün-

Digitized by Google

den wallen?“ — „Ihr ſeid gar zu delikat,“ ſagte Donna Theodara. „Ich habe Dan Fadriquez nichts verſprochen; ich kann Euch meine Hand anbieten, ohne ſeine Varwürfe zu verdienen, und Ihr könnt ſie annehmen, ohne einen Raub an ihm zu begehen. Ich geſtehe, daß der Gedanke an einen unglücklichen Freund Euch einigen Kummer bereiten kann: aber, Dan Juan, darf er wohl gegen das glückliche Laas in Betracht kommen, das Euch erwartet?“

„Allerdings, Sennora,“ erwiderte er in feſtem Tone; „ein Freund, wie Mendaza, hat mehr Gewalt über mich, als Ihr glaubt. Wenn es Euch möglich wäre, unſere Freundſchaft in ihrer ganzen Zärtlichkeit, ihrer ganzen Kraft zu begreifen, ſa würdet Ihr mich ſehr beklagenswerth finden. Dan Fadriquez hat nicht das mindeſte Geheimniß var mir und meine Intereſſen ſind die ſeinigen geworden: ſeiner Aufmerkſamkeit entgeht nichts, was nur die entfernteſte Beziehung auf mich haben könnte; mit Einem Wort, ich theile ſeine Seele mit Euch.

„Ach! wenn Ihr gewallt hättet, daß ich von Eurer Güte Nutzen ziehen ſall, ſa hättet Ihr ſie zeigen müſſen, bevar ſich dieſe Freundſchaftsbande ſa feſt geknüpft hatten. Entzückt über das Glück, Euch zu gefallen, hätte ich dann Mendaza nur als meinen Nebenbuhler betrachtet; mein Herz wäre var ſeiner liebevallen Zuneigung auf der Hut geweſen und hätte ſie nicht erwidert; ich würde ihm nicht verdanken, was ich ihm verdanke. Jetzt aber, Sennara, iſt es nicht mehr Zeit: ich habe ſa viele Gefälligkeiten van ihm angenommen und mich van meiner Neigung zu ihm gänzlich hinreißen laſſen. Trieb des Herzens binden mir die Hände und verſetzen mich in die grauſame Nothwendigkeit, dem glarreichen Laaſe zu entſagen, das Ihr mir anbietet.“

Der Danna Theodora traten die Thränen in die Augen und ſie nahm ihr Tuch, um ſie zu traduen. Dieſer Anblick war für den Taledaner zu ſtark: er fühlte, daß ſein Muth wankte und fing an, für nichts mehr gut zu ſtehen. „Lebt wahl, Sennara,“ fuhr er unter vielen Seufzern fart; „lebt wahl, ich muß Euch fliehen, um meine Tugend zu retten. Ich kann Eure Thränen nicht anſehen; ſie machen Euch zu furchtbar. Ich will mich auf ewig von Euch entfernen und den Verluſt dieſer göttlichen Reize beweinen, die meine unerbittliche Freundſchaft durchaus als Opfer verlangt.“ Sa ſprechend entfernte er ſich mit einem mühſam zuſammengehaltenen Reſt von Feſtigkeit.

Tauſend Empfindungen beſtürmten jetzt die Bruſt der ſchönen Wittwe. Sie ſchämte ſich, daß ſie ſich gegen einen Mann erklärt hatte, den ſie nicht feſſeln konnte; da ſie aber an ſeiner glühenden Gegenliebe nicht zweifeln durfte und er die angebatene Hand nur aus Rückſicht auf ſeinen Freund ausgeſchlagen hatte, ſa war ſie vernünftig genug, ſich nicht darüber zu ärgern, ſondern eine ſa ſeltene Aufapferung zu bewundern. Weil es jedach in der Natur jedes Menſchen liegt, daß er ſich betrübt, wenn ſeine Angelegenheiten nicht den gewünſchten Fartgang nehmen, ſa beſchlaß ſie, gleich am andern Margen auf's Land zu gehen, um ihren Kummer zu zerſtreuen oder vielmehr zu vermehren; denn die Einſamkeit iſt weit geeigneter, die Liebe zu verſtärken, als ſie zu ſchwächen.

Dan Juan ſeinerſeits hatte ſich, da er Mendoza nicht zu Hauſe fand, auf ſein Zimmer verſchlaſſen, um ungeſtört ſeinem Schmerz nachzuhängen. Nach dem, was er für ſeinen Freund gethan hatte, glaubte er wenigſtens ſeufzen zu dürfen; aber Don Fadriquez unterbrach ihn bald in ſeiner Träumerei, und da er auf ſeinem Geſichte Spuren van Unwahlſein zu bemerken glaubte, ſa zeigte er ſich darüber ſa beſargt und ängſtlich, daß Dan Juan ihn mit der Erklärung beruhigen mußte, er bedürfe lediglich nur einiger Ruhe. Mendaza entfernte ſich ſagleich, um ihn nicht zu ſtören, aber er ging ſa traurig van dannen, daß dem Taledaner ſein Unglück immer ſchwerer auf's Herz fiel. „O Gott!“ ſagte er bei ſich ſelbſt, „warum muß die zärtlichſte Freundſchaft von der Welt das ganze Elend meines Lebens machen!“

Am andern Margen war Dan Fadriquez noch nicht aufgeſtanden, als man ihm meldete, Danna Theodara ſei mit ihrer ganzen Dienerſchaft nach ihrem Schtaſſe Villareal abgereiſt und werde allem Anſchein nach ſabald nicht zurückkehren. Dieſe Nachricht kränkte ihn tief, nicht ſawahl weil es einem Liebhaber überhaupt unangenehm iſt, vam Gegenſtand ſeiner Liebe entfernt zu ſein, ſandern hauptſächlich, weil man ihm kein Wart davan geſagt hatte. Er wußte nicht, was er davan denken ſallte, kannte ſich aber einer düſtern Ahnung nicht erwehren.

Er ſtand ſchnell auf, um zu ſeinem Freunde zu gehen: denn er wollte ſich nach ſeinem Befinden erkundigen und ihm dann ſein Leid klagen. Aber, als er eben mit ſeinem Anzuge fertig war, trat Don Juan in ſein Zimmer und ſagte zu ihm: „Ich kamme, um Euch nicht länger meinetwegen in Unruhe zu laſſen; ich befinde mich heute wieder recht wohl.“ — „Dieſe gute Nachricht,“ antwartete Mendoza, „tröſtet mich wieder einigermaßen für die ſchlimme, die ich ſa eben erhalten habe.“ Der Taledaner fragte, was er damit ſagen walle, warauf Don Fadriquez alle ſeine Leute hinaus gehen hieß und zu ihm ſagte: „Danna Theadora iſt heute früh auf's Land abgereiſt und man glaubt, ſie werde lange dart bleiben. Die Sache iſt mir ſehr auffallend. Warum hat man mir denn kein Wörtchen davon geſagt? Was haltet Ihr davan, Don Juan? habe ich nicht alle Urſache, unruhig zu ſein?“

Zarata hütete ſich wohl, ihm ſeine wahre Meinung zu affenbaren, und ſuchte ihn zu überreden, daß Donna Theodara wahl auf's Land gegangen ſein könne, ohne daß er darob zu erſchrecken brauche. Mendaza aber begnügte ſich nicht mit den Beruhigungsgründen ſeines Freundes, ſandern fiel ihm in's Wart und ſagte: „Dies Alles kann den Verdacht nicht entkräften, der mir gleich im Anfang aufgeſtiegen iſt. Wahrſcheinlich habe ich unbeſannenerweiſe etwas gethan was Donna Theadara mißfiel, und nun ver-

läßt ſie mich zur Strafe und hält es nicht einmal der Mühe werth, mir mein Vergehen vorzuhalten.

„Wie dem auch ſein mag, dieſe Ungewißheit iſt mir ſo peinlich, daß ich ſie nicht länger aushalten kann. Kommt, Don Juan, und laßt uns ſie aufſuchen; ich will ſogleich ſatteln laſſen.“ — „Ich rathe Euch,“ ſagte der Toledaner, „Niemand mitzunehmen; eine Erklärung dieſer Art geſchieht immer am beſten ohne Zeugen.“ — „Don Juan wird nie überflüſſig ſein,“ antwortete Don Fadriquez; „Donna Theodora weiß recht gut, daß Euch nichts verborgen iſt, was in meinem Herzen vorgeht: ſie ſchätzt Euch hoch und Ihr werdet mich nicht nur nicht beläſtigen, ſondern mir auch behülflich ſein, ſie zu meinen Gunſten wieder zu beruhigen.“

„Nein, Don Fadriquez,“ antwortete dieſer, „meine Gegenwart könnte Euch zu nichts helfen. Ich beſchwöre Euch, gehet allein dahin.“ — „Nein, mein lieber Don Juan,“ erwiderte Mendoza, wir müſſen zuſammen gehen; ich erwarte dieſe Gefälligkeit von Eurer Freundſchaft.“ — „Welche Tyrannei!“ rief der Toledaner ärgerlich; „warum verlangt Ihr durchaus gerade das von meiner Freundſchaft, was ſie Euch nicht gewähren darf!“

Don Fadriquez begriff dieſe Worte nicht, und der heftige Ton, womit ſie geſagt wurden, war ihm ſehr auffallend. Er blickte ſeinen Freund ſcharf an und ſagte dann zu ihm: „Don Juan, was ſoll ich davon denken? Welch entſetzlicher Verdacht ſteigt in mir auf! Ihr dürft nicht länger mit der Sprache zurückhalten und müßt jetzt ſprechen. Warum weigert Ihr Euch ſo beſtimmt, mich zu begleiten?“

„Ich wollte Euch meine Gründe verſchweigen,“ antwortete der Toledaner; „da Ihr mich aber genöthigt habt, offen zu ſprechen, ſo darf ich mich nicht länger verſtellen. Mein lieber Don Fadriquez, hören wir auf, uns zur Gleichheit unſerer beiderſeitigen Neigungen Glück zu wünſchen; dieſe Gleichheit geht nur zu weit, die Pfeile, die Euch verwundet, haben auch Euern Freund nicht verſchont. Donna Theodora .....“ — „Ihr wäret alſo mein Nebenbuhler!“ unterbrach ihn Mendoza erblaſſend. „Sobald ich mir dieſer Liebe bewußt wurde,“ antwortete Don Juan, „ſo habe ich ſie zu bekämpfen geſucht. Ihr wißt ſelbſt, wie beharrlich ich die Wittwe floh, und habt mir ſogar Vorwürfe darüber gemacht. Ich triumphirte wenigſtens über meine Leidenſchaft, wenn ich ſie auch nicht zerſtören konnte.

„Geſtern aber ließ ſie mir ſagen, ſie wünſche mich zu ſprechen. Ich ging zu ihr. Sie fragte mich, warum ich ihr aus dem Wege zu gehen ſcheine. Ich erfand allerhand Ausflüchte, allein ſie ließ keine einzige gelten. Endlich ſah ich mich genöthigt, ihr den wahren Grund zu entdecken. Ich glaubte, ſie würde nach dieſer Erklärung mein Benehmen gut heißen, allein das ſeltſame Geſtirn, unter dem ich geboren bin ..... Ja, Mendoza, ich muß es Euch ſagen, Theodora war für mich eingenommen.“

So ſanftmüthig und vernünftig Don Fadriquez ſonſt war, ſo gerieth er doch bei dieſen Worten in Wuth. Er unterbrach ſeinen Freund abermals und ſagte zu ihm: „Haltet ein, Don Juan, und ſtoßt mich lieber nieder, als daß Ihr dieſe unglückſelige Erzählung fortſetzet. Ihr geſteht nicht bloß, daß Ihr mein Nebenbuhler ſeid, ſondern ſagt mir auch noch, daß man Euch liebe! Bei allen Heiligen, wie mögt Ihr mir das bieten! Ihr ſtellt unſere Freundſchaft auf eine gar zu harte Probe. Doch was ſage ich Freundſchaft? Ihr habt ſie ſelbſt verletzt, indem Ihr die verrätheriſchen Gefühle in Euch aufkommen ließet, die Ihr ſo eben bekanntet.

„Ach! ich habe mich grauſam getäuſcht! Ich hielt Euch für großherzig, für edelmüthig, und entdecke nun einen falſchen Freund, der im Stand iſt, eine Liebe zu nähren, die mich beſchimpft. Dieſer unerwartete Schlag ſtürzt mich zu Boden: ich fühle ihn um ſo lebhafter, als er mir von einer Hand verſetzt wurde, die .....“ — „Seid nicht ſo ungerecht gegen mich, rief der Toledaner, „und habt nur noch einen Augenblick Geduld: ich bin Nichts weniger, als ein falſcher Freund. Hört mich an, und Ihr werdet bereuen, mich ſo geſchmäht zu haben.“

Er erzählte ihm hierauf umſtändlich, was zwiſchen der Wittwe und ihm vorgegangen war, wie ſie ihm zärtlich ihre Liebe geſtanden und ihn zu veranlaſſen geſucht habe, ohne weiteres Bedenken auf ihre Leidenſchaft einzugehen. Er wiederholte, was er darauf geantwortet hatte, und als er auf die Feſtigkeit zu ſprechen kam, die er dabei an den Tag gelegt, wurde Don Fadriquez allmählig wieder ruhiger. „Kurz und gut,“ ſetzte Don Juan hinzu, „die Freundſchaft hat über die Liebe geſiegt, ich ſchlug Theodora's Hand aus. Sie weinte vor Verdruß, und großer Gott! welchen Sturm haben dieſe Thränen nicht in meinem Herzen erregt! Noch jetzt kann ich nicht ohne Zittern an die Gefahr denken, in der ich ſchwebte. Ich fing an, mich ſelbſt grauſam zu ſchelten, und einige Augenblicke, Mendoza, wurde mein Herz Euch untreu. Gleichwohl ließ ich mich nicht von meiner Schwachheit hinreißen, ſondern entzog mich durch ſchleunige Flucht dieſen gefährlichen Thränen. Es iſt übrigens noch nicht genug, daß ich dieſer Gefahr entgegen bin: auch für die Zukunft iſt noch Alles zu fürchten. Ich muß meine Abreiſe beſchleunigen und will mich Theodora's Blicken nie mehr ausſetzen. Wird mich Don Fadriquez noch immer des Undanks und der Verrätherei beſchuldigen?“

„Nein,“ antwortete Mendoza, ihn umarmend, „ich erkenne jetzt Eure ganze Unſchuld an, und es fällt mir wie Schuppen von den Augen. Verzeiht dieſe ungerechten Vorwürfe der erſten Aufwallung eines Liebenden, der ſich alle ſeine Hoffnungen entreißen ſieht. Ach! wie mochte ich auch glauben, daß Theodora Euch längere Zeit ſehen könnte, ohne Euch zu lieben, ohne ſich dieſem Zauber hinzugeben, deſſen Macht ich an mir ſelbſt verſpürt habe? Ja, Ihr ſeid ein wahrer Freund. Ich ſchreibe mein Unglück fortan nur noch dem feindlichen Schickſal zu, und ſtatt Euch zu haſſen, ſchenke ich Euch wieder meine vollſte Zärtlichkeit. Wie?

Ihr wolltet mir zu Liebe dem Beſitz Theadara's entſagen! Ihr bringt unſrer Freundſchaft dies ungeheure Opfer, und ich ſollte nicht dadurch gerührt werden? Ihr vermögt Eure Liebe zu bezwingen, und ich ſollte mich nicht bemühen, die meinige zu überwinden? Nein, Don Juan, ich muß Eure Großmuth vergelten. Folget immerhin dem ſüßen Triebe Euers Herzens und heirathet die Wittwe: mag mein Herz anch darob brechen, ich bitte Euch darum."

„Alles umſonſt!“ erwiderte Zarata. „Ich geſtehe, daß ich leidenſchaftlich in ſie verliebt bin, aber doch iſt mir Eure Ruhe weit theurer, als mein Glück." — „Und Theodora's Ruhe?" verſetzte Dan Fadriquez: „darf dieſe Euch gleichgiltig ſein? Wir wollen einander nicht ſchmeicheln; ihre Neigung zu Euch entſcheidet über mein Schickſal. Wenn Ihr Euch auch von ihr entfernen, wenn Ihr, um ſie mie abzutreten, fern von ihren Augen ein beklagenswerthes Daſein hinſchleppen wolltet, ſo würde mir dies Alles doch zu Nichts helfen. Da ich ihr bis jetzt nicht gefallen konnte, ſo werde ich ihr nie gefallen; der Himmel hat dieſen Ruhm nur Euch allein vorbehalten. Sie hat Euch vom erſten Augenblick an, da ſie Euch ſah, geliebt und ſich unwillürlich zu Euch hingezogen gefühlt; mit Einem Wort, ſie könnte nur mit Euch glücklich ſein. Deßhalb nehmt die Hand an, die ſie Euch bietet; erfüllt ihre und Eure eigenen Wünſche, und überlaſſet mich meinem Unglück. Muchet nicht drei Menſchen elend, da ein Einziger die ganze Härte des Schickſals auf ſich allein ablenken kaun."

Hiee wurde Asmodi in ſeinem Vortrag von dem Studenten unterbrochen, der zu ihm ſagte: „Eure Erzählung iſt ſehr merkwürdig; ſollte es in der Wirklichkeit ſo herrliche Charaktere geben? Ich ſehe überall nur Freunde, die ſich, ich will nicht ſagen, wegen Damen wie Donna Theodora, ſondern ſogar wegen ganz gewöhnlichen Dirnen entzweien. Kann auch ein Liebender, nur um ſeinen Freund nicht unglücklich zu machen, einer Dame entſagen, die er anbetet und von der er geliebt wird? Ich hielt dies nur in Romanen für möglich, wo man die Menſchen ſchildert, wie ſie ſein ſollen, nicht wie ſie ſind." — „Sehr wahr," antwortete der Teufel, „dies iſt einer von den ſeltenen Fällen; doch gehört dieſe Erſcheinung nicht bloß dem Roman, ſondern wirklich der edleren Natur des Menſchen an. Ja, ich habe ſeit der Sündfluth zwei ſolche Beiſpiele mit angeſehen, das vorliegende dazu gerechnet. Kommen wir indeß auf meine Geſchichte zurück.

Die beiden Freunde beſtanden alſo darauf, einander ihre Leidenſchaft zum Opfer zu bringen, und da keiner dem Andern an Großmuth nachſtehen wollte, ſo blieben ihre verliebten Empfindungen einige Tage hindurch ganz eingeſtellt. Sie ſprachen nicht mehr von Theodora und wagten es nicht einmal, ihren Namen zu nennen. Während indeß in der Stadt Valencia die Freundſchaft auf dieſe Art über die Liebe triumphirte, herrſchte die Liebe, gleich als wolle ſie ſich rächen, andern Ortes mit tyranniſcher Gewalt und erzwang ſich widerſtandsloſen Gehorſam.

Donna Theodora gab ſich auf ihrem Schloſſe Villareal, das nahe am Meere liegt, ganz ihrer Zärtlichkeit hin. Sie dachte unaufhörlich an Don Juan und konnte ſich von der Hoffnung nicht losſagen, dereinſt die Seinige zu werden, ſo wenig Ausſichten auch nach obengedachter Erklärung ihres Angebeteten in Betreff ſeines Freundſchaftsverhältniſſes zu Don Fadriquez vorhanden waren.

Eines Abends, als ſie noch nach Sonnenuntergang mit einer ihrer Frauen am Meerbuſen ſpazieren ging, bemerkte ſie eine kleine Schaluppe, die ſtark auf das Land zuſteuerte. Die 7 bis 8 Männer, die darin ſaßen, kamen ihr etwas häßlich vor, als ſie dieſelben aber mehr in der Nähe ſah und aufmerkſamer betrachtete, erkannte ſie, daß ſie Masken für Geſichter gehalten hatte. Wirklich waren es maskirte Leute, ſämmtlich mit Degen und Bajonetten bewaffnet.

Sie erſchrack, und da ſie ſich von der Landung dieſer Kameraden, wozu ſie ſich eben anſchicken, nichts Gutes verſprach, ſo kehrte ſie ſchnell nach ihrem Schloſſe um. Von Zeit zu Zeit ſah ſie zurück, um die Fremden zu beobachten, und da ſie bemerkte, daß ſie feſten Fuß gefaßt hatten und anfingen ſie zu verfolgen, ſo lief ſie aus Leibeskräften; weil ſie aber minder leichtfüßig war, als Atalanta, die Masken dagegen flinke und muntere Burſche, ſo wurde ſie vor dem Thore ihres Schloſſes eingeholt und feſtgenommen.

Die beiden Frauen ſchlugen ein lautes Geſchrei auf, das ſogleich einige Bedienten herbeizog, und da dieſe im Schloſſe Lärm machten, ſo kam bald die geſammte männliche Dienerſchaft Theodora's mit Stecken und Stangen auf den Platz geſprungen. Gleichwohl nahmen zwei der flinkſten Masken Gebieterin und Zofe in ihre Arme und trugen ſie trotz alles Sträubens und Widerſtrebens nach der Schaluppe, indeß die Uebrigen den Leuten vom Schloſſe Stand hielten, die ihnen lebhaft zuzuſetzen anfingen. Der Kampf dauerte lang; endlich aber führten die Masken ihr Unternehmen glücklich aus und erreichten kämpfend die Schaluppe. Es war hohe Zeit, daß ſie ſich zurückzogen; denn noch waren nicht Alle auf dem Schiffe, als ſie von der Straße nach Valencia her 4 bis 5 Reiter erblickten, die im ſtärkſten Galopp auf ſie losſprengten und Theodora zu Hülfe kommen zu wollen ſchienen. Bei dieſem Anblick ſputeten ſich die Räuber, und es gelang ihnen, noch vor der Ankunft ihrer neuen Gegner die offene See zu gewinnen.

Die Reiter waren Niemand anders als Don Fadriquez und Don Juan. Der Erſtere hatte an demſelben Tage einen Brief erhalten, worin ihm gemeldet wurde, man habe aus guter Quelle in Erfahrung gebracht, daß Alvaro Ponce ſich auf der Inſel Majorka aufhalte und eine Art Tartane ausgerüſtet habe, um mit etwa 20 Burſchen, die Nichts zu verlieren haben, die Wittwe des Cifuentes zu entführen, ſobald ſie ſich auf ihrem Schloſſe zeige. Auf dieſe Nachricht hin waren der Toledaner und er ſogleich von Valencia ab-

Digitized by Google

gereiſt, um Donna Theodora zu warnen. Sie batten ſchon von ferne am Ufer ziemtich viele Leute bemerkt, die mit einander zu kämpfen ſchienen, und da ſie nun fürchteten, das Entſetzliche möchte eben jetzt geſchehen, ſo ſprengten ſie mit verhängtem Zügel heran, um Dan Aivaro zu bekämpfen. Allein umſonſt: ſie kamen nur noch, um Zeugen der Entführung zu ſein, die ſie verhindern wollten.

Indeß entfernte ſich Alvaro Ponee, ſtolz auf den glücklichen Erfolg ſeiner Verwegenheit, mit der ſchänen Beute, und ſeine Schaluppe vereinigte ſich mit einem wohl ausgerüſteten kleinen Schiffe, das ihn in offener See erwartete. Man kann ſich keinen größern Schmerz denken, als den der beiden Freunde. Sie verfluchten Don Aivara zur Hölle, und erfüllten die Lüſte mit eben ſo jammervollem als nutzlaſem Klagegeſchrei. Die geſammte Dienerſchaft Theodora's folgte dieſem ſchönen Beiſpiel und ließ es ebenfalls nicht an Thränen und Webtlagen fehlen. Das ganze Ufer widerhallte van ihrem Geſchrei: Wuth, Verzweiflung und Jammer ſchienen ihren Wohnſitz allda aufgeſchlagen zu haben. Helen's Raub hat am Hof von Sparta keine größere Beſtürzung verurſacht."

Römiſche Geſchichte.

Von Dr. W. Wägner.

Literatur und Kunſt.

Wiſſenſchaft u. Paeſie der Römer hatten ihre Wurzeln in Griechenland, da die eigene volksthümliche Richtung durch die Bekanntſchaft mit den Leiſtungen der Hellenen frühe verlaſſen wurde. Dach tragen die Schriften der republikaniſchen Zeit trotz dee oft ſklaviſchen Nachahmung noch das Gepräge des römiſchen Geiſtes. Unter der Monarchie mußte die altrömiſche Geſinnung immer mehr zurücktreten und Heuchelei und kriechende Schmeichelei ihre Stelle einnehmen. Man bekannte ſich, weil es der gute Ton foederte, zu einer philoſophiſchen Schule, am liebſten zu der Epikur's deren Grundſätze man ſich zur Rechtfertigung des ſinnlichen Wonnelebens zurecht legte. Nur die Staiker, welche in Wahrheit dem Syſteme der Stoa huldigten, wagten es, unter dem Drucke und den Drohungen der Tyrannei für Das in die Schranken zu treten, was ſie als gut und edel erkannt hatten. Unter Auguſtus fanden ſie dazu keine Veranlaſſung; erſt die ſpätern, despotiſchen Kaiſer machten die Eefahrung, daß es noch freie Männer gab, die auch in der entarteten Zeit für Wahrheit und Recht bereit waren, Blut und Leben zu opfern.

Noch mehr als Philoſophie mußte die Beredtſamkeit in Verfall gerathen. Durch die Aufrichtung der Alleinherrſchaft ward ihr gleichſam dee Boden entzogen. Die Comitien bewahrten nur noch den Schein ihrer früheren Bedeutung, und wenn Reden im Senat gehalten wurden, ſo konnten ſie immerhin ſehr kunſtreich zuſammengefügt ſein, abee ſie waren nicht naturwüchſige Erzeugniſſe der Begeiſterung, ſie ſtanden unter der Cenſur des Monarchen, der mit ſcharfer Zucht redneriſche Kühnheit und Freimüthigkeit zu zügeln verſtand. Eine ſorgfältige Pflege erfuhr dagegen das bürgerliche Recht, für deſſen Ausbildung das römiſche Volk wie kein anderes thätig geweſen iſt. Schon in der republikaniſchen Zeit wurden in ſchwierigen Fällen Männer von umfaſſender Gelehrſamkeit um ihr Gutachten befragt. Auguſtus übertrug einer Anzahl berühmter Juriſten die geſetzliche Befugniß, ihr Gutachten zu ertheilen, das für die Richter bindende Kraft haben ſollte. An der Spitze dieſer Rechtsgelehrten ſtanden Labeo, dee noch republikaniſchen Ideen huldigte, und Capita, ein fügſames Werkzeug des Herrſchers, dabei aber mehr dem Buchſtaben des Geſetzes folgend.

Im Gebiete der Länder- und Völkerkunde wurde viel geleiſtet. Agrippa ließ eine Vermeſſung des römiſchen Reiches vornehmen und Karten zeichnen, zu welchen er ſelbſt Erklärungen ſchrieb. In den großartigen öffentlichen Bibliotheken fanden ſich gelehrte Männer aus allen Gegenden zuſammen, um die literariſchen Schätze auszubeuten. Daſelbſt ſammelte beſonders der Grieche Strabo die Kenntniſſe zu ſeinen umfaſſenden geographiſchen Werke, welches nebſt dem des Aſtronomen Ptolemäus im zweiten Jahrhundert nach Chriſto die wichtigſte Quelle für die Kunde der alten Welt iſt.

Gleichwie der Beredtſamkeit, ſo wurden unter der Monarchie auch der Geſchichtsſchreibung Feſſeln angelegt. Was dem Herrſcher mißfiel, durfte nicht veröffentlich werden. Nach einem Senatsbeſchluß wurde ſogar das freiſinnige Werk des Labienus über die Bürgerkriege öffentlich verbrannt. Dennoch blühte unter Auguſtus der berühmteſte römiſche Geſchichtsſchreiber Titus Livius aus Patavium (Padua), der in 142 zum Theil erhaltenen Büchern eine Geſchichte des römiſchen Valkes abfaßte. Andere Schriftſteller wandten ſich lieber der Betrachtung des Auslandes oder den älteren Zeiten zu, wie die Griechen Dionyſius von Halicarnaſſus und Diodor van Sicilien, was minder gefährlich war.

Die Paeſie bedarf dee Gunſt und des Goldes der Großen, ſagt man gewöhnlich; aber das iſt die Hof- und Kunſtpoeſie, nicht die, welche unſer großer Dichter meint, wenn er ſpricht:

„Ich ſinge, wie der Vogel ſingt,
Der in den Zweigen wohnet;

Digitized by Google

Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Iſt Lohn, der reichlich lohnet."

Dieſe Volkspoeſie war in Rom nicht heimiſch, weil die Anfänge dazu frühe von dem Glanze der helleniſchen Dichtung verdunkelt und verdrängt wurden. Doch trugen die Poeſien der republikaniſchen Zeit mehr oder minder römiſches Gepräge. Dieſes Gefühl der Unabhängigkeit mußte unter monarchiſcher Cenſur ſchwinden. Dafür war die eingetretene Ruhe und Behaglichkeit der Entwickelung der Kunſtpoeſie ſo günſtig, daß ſie zu hoher Blüthe gelangte, weshalb man die Zeit des Auguſtus die goldene nennt. Da die ausgebildete Sprache Gemeingut der vornehmen Welt war, ſo machte Jedermann Verſe, ſelbſt der ausgetrocknete, kalte Monarch und der finſtere Tiberius zimmerten Rhythmen, gute, oder ſchlechte, die von den Höflingen über Pindar's Dithyramben erhoben wurden. Indeſſen iſt auch die Zahl der begabten Dichter aus dieſer Zeit nicht gering, und wir müſſen die hervorragenſten hier näher beſprechen.

Den früheren Dichtern ſchließt ſich zunächſt an Albius Tibullus. Er bewahrte ſeine Unabhängigkeit, beſang, unbekümmert um die Machthaber, im elegiſchen Versmaaße (Diſtichen) ſeine Freuden und Leiden und die Reize des Landlebens, die er auf ſeinem ererbten Gütchen zu Padum zwiſchen Tibur und Präneſte genoß. Er tummelte ſich 10 Jahre, 42—32 v. Chr., im Kriege herum; daher ſagt er in der erſten Elegie:

„Hätt' ich doch damals gelebt, die traurigen Waffen gekannt nie,
Nimmer das ſchmetternde Horn zitternden Herzens gehört!
Jetzt beruft mich der Krieg; vielleicht ſchon trägt ein Geſchoß mir
Irgend ein Feind, das beſtimmt, mir zu durchbohren das Herz.
Rettet, ihr Laren der Väter! Schon als ich zu euren Füßen
Wandelte jung und zart, habt ihr mich ſchützend gepflegt.
Damals bewahrte man beſſer die Treu', als im dürftigen Tempel
Stand ein hölzerner Gott, ärmlich mit Opfern verehrt.
War er doch leicht verſöhnt, wenn man ein Träubchen geſpendet,
Ihm um das heilige Haupt Kränze von Aehren gelegt.
Wehret, ihr Laren, mir ab die Todesgeſchoſſe; als Opfer
Will aus dem Stall ich euch ſelbſt bringen ein Ferkelchen dar.
Welch' ein Wahnſinn, holen den traurigen Tod durch den Kriegeskampf!
Droht er und kommt er doch ſchon heimlich, mit ſchleichendem Schritt!
O wie glücklich müſſen wir preiſen den Mann, den in kleiner
Hütte, von Enkeln umringt, langſam das Alter beſchleicht.
Selber treibt er die Schaafe zur Weid' und das Söhnchen die Lämmer.
Für den Ermüdeten wärmt Waſſer zum Bade die Frau.
Alſo wünſch' ich es mir, daß einſt das Haupt mir ergrau',
Daß ich erzähl' als Greis Thaten vergangener Zeit.
Weile, ſeliger Fried' auf der Flur! Den ſtattlichen Rindern
Zwangſt du den Nacken zuerſt unter des Pfluges Gejoch.
Friede gewährt Gedeihen der Reb' und keltert die Trauben,
Daß für den Sohn das Faß fülle der Vater mit Moſt."

In leichten, fließenden Rhythmen, einfach, ohne fremdartigem Schmuck ſang Tibull, was ihm die Seele bewegte. Er erreichte das glückliche Alter nicht, das er ſich gewünſcht hatte; denn er ſtarb im 35 Lebensjahre.

Volltönender, ſchwungvoller iſt Sextus Propertius, aber auch weniger natürlich. Seine Verſe athmen die Leidenſchaftlichkeit ſeiner Seele, erſcheinen aber mitunter durch häufige Verwebung mit alten Mythen überladen. Er gehörte zu den Dichtern, welche Mäcenas in ſeine Umgebung gezogen hatte. Daher bezeigt er ihm in mehreren Elegien ſeine Huldigung, und er war wohl dazu genöthigt, da er durch Ackervertheilung an Veteranen ſein väterliches Erbgut eingebüßt hatte. Er ſtarb vier Jahre nach Tibull, ehe er eine vollſtändige Sammlung ſeiner Gedichte veranſtalten konnte.

Q. Hor. Flaccus, den man als den größten lyriſchen Dichter der Römer betrachtet, war 65 v. Chr. in Venuſia geboren. Sein Vater, ein Freigelaſſener, führte ihn frühe nach Rom, wo er ihm mit Aufwendung aller ſeiner Mittel eine möglichſt vollendete Erziehung geben ließ. Der junge Dichter begab ſich ſpäter nach Athen, ſchloß ſich darauf in den Bürgerkriegen begeiſtert dem Brutus an, und focht als Tribun in der Schlacht bei Philippi. Er warf hier wie viele Andere den Schild weg, um das Leben zu retten. Nach ſeiner Rückkehr lebte er ärmlich als Schreiber in Rom und ſuchte durch Gedichte ſein Einkommen zu vermehren. Seine Satyren erwarben ihm die Freundſchaft Virgil's und anderer Dichter, welche ihn bei Mäcenas einführten. Da er einſah, daß die Republik unmöglich geworden ſei, ſo entſagte er gänzlich den Freiheitsliedern und huldigte mit Ueberzeugung der Monarchie. Er erhielt ſpäter von ſeinem Gönner ein Landgütchen im Sabiniſchen, wo er ſich glücklich fühlte, ohne um weitere Gunſt zu buhlen. Indeſſen ehrte er Mäcenas und das kaiſerliche Haus, wie aus vielen Stellen ſeiner Gedichte hervorgeht. Er war ein feiner Menſchenkenner; ſein Blick durchdrang alle Schichten der Geſellſchaft und was er beobachtet hatte, wußte er in gebundener Rede wiederzugeben. Daher iſt ſein eigentliches Feld Satyre. Da geißelte er die Thorheiten und Laſter der Menſchen nicht gerade mit Erbitterung, ſondern mit heiterem Spott, wie ein Menſch, der hoch darüber ſteht und lachend die Verkehrtheiten ſpielender Kinder ſchilt. Die Lächerlich-

keit geringer Leute, der Dünkel der Emporkömmlinge, Schwelgerei, Wolluſt, Geiz, Erbſchleicherei, Habſucht, auch eigene Verirrungen zeichnet er mit einer an Nachläſſigkeit gränzenden Natürlichkeit. Ergötzlich iſt beſonders die Beſchreibung einer Reiſe nach Brunduſium, auf welcher er, wie verabredet war, mit Mäecenas und andern Freunden zuſammentraf. Er fährt auf dem Appiſchen Kanale bei Formiä. Der halb betrunkene Schiffer beſingt abwechſelnd mit dem Maulthiertreiber während der ſtillen Nacht die ferne Freundin, dann, als die Reiſenden trotz Schnaken und quakenden Fröſchen eingeſchlafen ſind, hält er an, um gleichfalls ein Schläſchen zu machen. Ein Weidenknoreen, den ihm Morgens einer von der Geſellſchaft an den Kopf wirft, weckt ihn aus ſeinen Träumen. Zu Fundi begrüßt die Hereen das Ortsoberhaupt, ein ehemaliger Schreiber, ſtolz auf ſeinen Purpurſaum und mit dem Weihrauchfaſſe ſich brüſtend. Auf einer Villa, wo die Geſellſchaft Aufnahme findet, ergötzt ſie ein grimmiger Zank zwiſchen zwei närriſchen Leuten. „Du wilder Gaul!“ ruft der Eine, der eine garſtige Narbe zur Schau trug. „Du mit der ausgeſchnittenen Stirne brauchſt keine Larve vorzubinden!“ zetert der Andere. Hungrig erreichen die Reiſenden Benevent; aber als die Speiſen aufgetragen werden, entſteht ein Brand in der Küche. Geſchwind ſtopft Jeder, Herr wie Knecht, ſo viel Vorrath, als er erfaſſen kann, in den Mund, ehe er zum Löſchen eilt. Da rennen nun Alle mit vollen Backen und arbeitenden Zähnen durch einandee, bis die Wanderer mit von Rauch triefenden Augen aufbrechen und nach einer benachbarten Villa überſiedeln.

Aehnlichen Inhalt wie die Satyren bieten die Epoden unſeres Dichters, nur daß ſie in der Form von Diſtichen verfaßt ſind. In ſeinen Briefen beſpricht er anmuthig mit ungemeiner Natürlichkeit eigene wie fremde Wahrnehmungen.

Beſonders geleſen und berühmt ſind die Oden unſeres Horaz, worin er mit tadelloſer Eleganz und Kunſtfertigkeit die Rhythmen der Griechen nachbildet. Indeſſen fehlt ihm gerade in dieſen lyriſchen Dichtungrn die Begeiſterung, die aus der Seele abſichtslos hervorbricht und ungeſucht im poetiſchen Worte Form und Leben gewinnt. Nur in einigen Gedichten, wenn er von Freundſchaft und Liebe ſpricht, wenn er die Jugend zu edeln Thaten auffordert, kommt der Geiſt über ihn, der ergreift und fortreißt; aber dieſe Momente machen bald wieder der Nüchternheit Platz, die moraliſche Lehren ertheilt.

Folgende Ode „an die Lyra“ fügen wir hier, wie die meiſten Proben, nach eigener Ueberſetzung bei.

Töne, Lied! Wenn unter den Sternen jemals
Wir gewagt, Geſänge zu jubeln tändelnd
Fernem Fahrſtrom, Latiums Lieder töne,
Heilige Harfe,

Die du Wohllaut lesbiſchem Sänger klangeſt,
Als er kriegsfroh unter dem Waffenklirren,
Oder fluthumrauſchtem Geſtade nahe
Ankernd das Fahrzeug,

Liber's Preislied ſang und die Muſen, ſie auch
Mit dem wolluſtathmenden Sohne, Venus,
Und den Lycus feurigen Blicks, von ſchwarzen
Locken umfloſſen.

Saitenſpiel, Phöbus', des Erhabenen, Zierde,
Saitenſpiel, Zeus' Mahlen du nimmer fehlend,
Troſt im Leid, dich ruf' ich, grüßend nach alter,
Heiliger Weiſe.

Horaz ſtarb in einem Alter von 57 Jahren und ward neben ſeinem Freunde Mäcen auf dem Esquilin beigeſetzt.

Dem Odendichter gleich an ausgebreitetem Ruhme war der ihm befreundete P. Virgilius Maro, geboren zu Andes bei Mantua, Sohn eines vermögenden Gutsbeſitzers. Er verſuchte ſich frühzeitig in Eclogen oder Idyllen (Hirtengedichten) nach dem Muſter der bucoliſchen Dichter Siciliens. Allein obgleich er viele Gönner und Fürſprecher fand, ward er dennoch unter den Stürmen der Bürgerkriege von räuberiſchen Veteranen aus ſeinem Gütchen vertrieben, und erſt Mäecenas, der ihn in den Kreis ſeiner Vertrauten zog, verſchaffte ihm ſeine Beſitzung wieder. Er war dafür dankbar, indem er ſeinen Beſchützer und das Herrſcherhaus nicht durch übertriebene Schmeichelei, ſondern auf würdige Weiſe feierte. Seine Eclogen fanden großen Beifall; ſie ſind aber keineswegs der Ausdruck wahren Gefühls; man erkennt vielmehr deutlich die perſönlichen Zwecke, die der Dichter verfolgt und den handelnden Perſonen in den Mund legt. Weit größern Werth hat ſein Georgikon, Lehrgedicht über den Ackerbau, worin er die Landwirthſchaft ſchildert und den trockenen Stoff durch poetiſche Beſchreibungen und Epiſoden zu beleben weiß. Eine Stelle aus dem 2. Geſange, der Preis Italiens, möge hier nach Munck's Ueberſetzung das Geſagte anſchaulich machen.

„Unſre Gefilde beſtellten nicht flammſprühende Stiere,
Daß ſie die Zähn' aufnehmen der ſchrecklichen Hyder, als Saamen,
Und dicht ſtarre das Land von Helmen und Speeren der Männer,
Sondern die wuchernden Frücht' und des Bacchus maſſiſche Traube
Füllten das Land, wo der Oelbaum heimiſch und fröhliche Rinder,
Heimiſch das edele Roß, das bäumend ſich ſtürzt in die Feldſchlacht,
Heimiſch die ſchneeige Heerd' und der Stier, das herrlichſte Opfer.

Digitized by Google

Hier iſt ewiger Lenz und Sommer in Monden des Winters.
Zweimal trägt das Vieh, zweimal trägt Früchte der Obſtbaum.
Nicht wuthſchnaubende Tiger, noch Brut des grauſamen Löwen
Finden ſich hier, noch täuſcht Giftkraut armſelige Sammler;
Nicht auch ſchleppt ſich am Boden dahin in mächtigen Kreiſen,
Ringelt ſich nicht in ſolchem Gewande die ſchuppige Schlange.
Hier ſind viele der prächtigen Städt' und der mühſamen Werke,
Feſtungen, hoch mit den Händen erbaut auf ragenden Felſen,
Flüſſe, die ſtill durchſtrömen die alterthümlichen Mauern.
Soll ich gedenken des oberen Meers und untern, das anſpült,
Und der erbaueten Häfen des eingedämmten Lucrinus,
Wo mit lautem Geziſch das Meer grollt, wo ſich zurück weit
Dränget die See und die juliſche Wog' andonnernd hereinſtrömt
In die averniſche Bucht, die tyrrheniſche wagende Meerfluth?
Heil dir, ſaturniſches Land, du glückliche Mutter von Früchten,
Glückliche Mutter von Männern! dich lehr' ich die Kunſt, die der Ahnen
Ruhm war, da ich gewagt, zu erſchließen die heiligen Quellen
Und mein äſträiſches Lied durchtönt die romantiſchen Städte."

Wer fühlt nicht, daß der Dichter Gedanken hervorſtrömen läßt, die ſeine Seele erfüllen! Anders iſt es mit ſeinem großen epiſchen Werke „Aeneis", das er zur Verherrlichung des Juliſchen Geſchlechts verfaßte. Da mußte er ſich in eine fremde, in die Homeriſche Welt zu verſetzen ſuchen, was immer eine mißliche Sache iſt. Er hielt ſich daher an ſein großes Vorbild, ſchmolz die Abenteuer ſeines Helden aus Odyſſee und Iliade zuſammen, thut auch viel Eigenes hinzu, beſonders landwirthſchaftliche Schilderungen, und breitete darüber den zauberiſchen Reiz ſeiner edeln Sprache aus. Indeſſen, wie ſehr auch das Werk bewundert wurde, iſt es doch nur eine Nachahmung, um nicht zu ſagen: Abklatſch Homer's. Die Heldengeſtalten, die bei dem griechiſchen Barden leben und athmen, kämpfen und dulden, bewegen ſich bei Virgil wie Automaten, nicht mit ureigner Kraft, wie ſie die Natur fordert, ſondern nach dem Willen des Meiſters, der ihnen lange Reden in den Mund legt. Nach unſerm Urtheil werden alle Ideen edler Humanität, von denen die Aeneine durchdrungen iſt, weit in Schatten geſtellt durch die eine Scene, in welcher der Zorn des ſchrecklichen Helden Achilleus durch die Bitte des greiſen Priamus bezwungen wird. Der Held in Virgil's Dichtung iſt Aeneas, nach der Sage der Ahnherr des Juliſchen Geſchlechts. Nach dem Untergange Troja's irrt er mit ſeinen Unglücksgenoſſen auf dem Meere umher. Ein Sturm, von der feindlichen Juno erregt, verſchlägt ihn an die libyſche Küſte, wo er bei Dido gaſtliche Aufnahme findet. Da er ſie nach dem Willen der Götter wieder verläßt, greift die verzweifelnde Fürſtin nach dem Schwert, das ihr der Held nicht zu dieſem Gebrauche geſchenkt hat. Und ſie ſank auf's Lager und rief in der Fülle des Jammers:

Theures Geräthe, dieweil mir die ſeligen Götter gewähren,
Nimm und empfange die Seele, gelöſ't von jeglichem Schmerze,
Denn ſchon iſt vollendet der Lauf, den das Schickſal vergönnt hat,
Und in die Tiefe hinab wankt bleich mein Schattengebilde.
O daß nimmer der Dardaner Kiele die Ufer berührten,
Wo die erhabene Stadt ich gebaut und glücklich geweſen!
Rache, der Leidenden Troſt, wird nicht mir zu Theil; doch ich ſterbe,
Und von der Höhe des Meeres erſchaue der grauſame Flüchtling
Leuchtende Flammen, die gierig den Leib der Verlaſſ'nen verzehren.
Alſo ſpricht ſie und ſtürzt in das Schwert ſich, ein kläglicher Anblick
Ihren Genoſſen: ſie ſelbſt, die Fürſtin, die Hände gebreitet,
Und das mörderiſche Eiſen, geröthet und rauchend vom Blutſtrom.

Aeneas zieht indeſſen weiter durch die unendliche Salzfluth zur cumäiſchen Sibylle, welche ihn in die Unterwelt führt. Daſelbſt berichtet ihm der Geiſt ſeines Vaters Anchiſes die künftigen Geſchicke Roms. Er gelangt dann zu dem laurentiſchen Könige Latinus, der ihm die Hand ſeiner Tochter Lavinia zuſagt. Darüber entbrennt ein wüthender Krieg mit den Rutulern. Die Schilderung iſt faſt in allen Zügen den Kämpfen vor Ilium nachgebildet und ſchließt mit dem Tode des tapfern Turnus, den Aeneas nach manchem Wechſel des Glückes erlegt.

Nach Vollendung ſeiner epiſchen Dichtung unternahm Virgil eine Reiſe nach Griechenland, kehrte aber krank wieder zurück und ſtarb in Neapel. Am Poſilippo in der Nähe der Stadt ſind noch jetzt die Ueberreſte ſeines Grabes; aber nicht mehr beſchattet von dem Lorbeerbaum, der Jahrhunderte lang ſeine Aeſte darüber ausbreitete.

Nach Horaz und Virgil iſt P. Ovidius Naſo unter den großen Dichtern Roms zu nennen. Er war 43 v. Chr. zu

Digitized by Google

Sulmo im Hochwalde der Apenninen geboren, aber nicht eine gediegene, geſtählte Natur, wie ſie das Hochland erzieht, ſondern beweglich, dem Augenblicke hingegeben, heiter und leichtfertig. Frühzeitig entwickelten ſich ſeine poetiſchen Anlagen, wie er ſelbſt ſagt:

„Schon der Knabe gefiel in der Himmliſchen ſeligem Reich ſich;
Zog doch die Muſe mich hin, heimlich zu üben ihr Werk.
Oftmals ſchalt mich der Vater: Was treibſt du ſo nutzloſe Dinge?
Wiſſe, daß ſelber Homer ſterbend nicht Schätze verließ.
Eindruck machte ſein Wort. Ich ſtieg vom Helikon nieder.
Versmaß' meidend mit Fleiß, müht' ich in Proſa mich ab.
Alles umſonſt; es entſtand ein Gedicht in geordnetem Rhythmus;
Jegliches Wort, das ich ſprach, wandelt' alsbald ſich zum Vers."

Ungeachtet dieſes angeborenen Dranges zur Poeſie verſuchte ſich Ovid Anfangs in Staatsdienſt, gab ihn aber bald auf und lebte ſeiner Neigung. Sein Vermögen erlaubte ihm, in den Strudel der hauptſtädtiſchen Freuden ſich zu verſenken, ſein Talent führte ihn in die vornehme Welt. Er liebte, ſchwelgte, dichtete; aber Theilnahme an Hofintriguen, wahrſcheinlich an den Ausſchweifungen der kaiſerlichen Julia, zog ihm Verbannung nach Tomi am unwirthbaren Pontus zu. Von dorther, aus dem Lande der Barbaren, ſandte er ſeine Klagelieder, Ausflüſſe eines gebrochenen Herzens, nach Rom; aber ſie bewirkten nicht ſeine Erlöſung. Er ſtarb in der Ferne, ohne den Troſt zu haben, ſeine Gattin, die mit ganzer Seele an ihm hing, noch einmal zu umarmen. Er ward in damaliger Zeit viel geleſen und bewundert, und noch jetzt ſind beſonders ſeine Metamorphoſen (Verwandlungen, nach griechiſchen Mythen) allgemein bekannt. Kein römiſcher Dichter hat eine ſolche Gewandtheit in der Form, einen ſolchen Reichthum der Phantaſie. Allein die Fülle von Bildern, welche ihm zu Gebote ſteht, führt ihn faſt unwillkürlich von einem Gegenſtande zum andern; überall mangelte es ihm an Tiefe und Kraft, an Idealität und erhebenden Gedanken. Man folgt mit Verwunderung dem Fluge ſeines Talents, aber man fühlt ſich nicht emporgetragen zu jenen Höhen, wo die ächte Muſe das Gemüth tröſtet, läutert und über die gemeine Welt erhebt.

Buchhandel.

„Hin zu Vertumnus und Janus, mein Buch, ſo ſcheint es mir, ſchielſt du,
Möchteſt wohl zierlich polirt feil ſtehn in der Soſier Laden?
Schloß und Riegel, Beſcheidenen lieb, dir ſind ſie zuwider,
Klagſt, daß Wenige nur dich kennen und willſt doch gekannt ſein.
Nicht ſo zog ich dich auf. O meide den Ort, wo hinab dich
Ziehet die Luſt. Nicht kannſt du, entlaſſen, je finden den Rückweg.
Theuer nur biſt du, mein Büchlein, in Rom, ſo lange du neu biſt.
Haben dich abgegriffen die ſchmutzigen Hände des Pöbels,
Wirſt du ſchweigend ein Fraß der unäſthetiſchen Motten,
Oder du wanderſt gebunden nach Utica, oder Ilerda."

Mit dieſen Worten redet Horaz am Schluſſe der Briefe ſein Buch an und beweiſt uns damit, daß der literariſche Verkehr im Alterthum keineswegs unbekannt war. Damit iſt indeſſen viel zu wenig geſagt; der Buchhandel hatte vielmehr eine Ausdehnung, welche mit der gegenwärtigen vollſtändig verglichen werden kann. Da gab es zahlreiche Buchläden am Forum, nördlich davon im Argiletum und anderwärts. Man konnte an den Säulen der Vorhallen die Titel der Bücher und Inhaltsanzeigen leſen. Trat man aber in einen ſolchen Laden, ſo fand man die Bücherrollen zum Theil in prachtvollem Einband von Purpur und Cedernholz nach ihrem Werthe oder ihrem Inhalte in zierliche Fächer oder, wie man ſagte, Neſter geordnet. Daſelbſt traf man auch immer gute Geſellſchaft, Gelehrte, Dichter, die eigene oder fremde Werke vorlaſen, beſprachen, auch wohl Unkundige zurechtwieſen. Beſonders war dies der Fall in den größern Handlungen der Gebrüder Soſius bei dem Vertumnus-Tempel und der Janus-Säule, wo, wie aus Horaz angeführt wurde, dieſer Dichter ſeine Werke verlegte, bei Atrectus und dem weit bekannten Tryphon. Schon der gelehrte Pomponius Atticus, Cicero's Freund, hatte ein Bücherlager, wie vielleicht kein Buchhändler unſerer Zeit. In ſeinen Lokalen wimmelte es von Arbeitern zur Herſtellung der Bücher, von Schreibern, Vorleſern, Correctoren, Buchbindern, welche Tauſende von Exemplaren in ſehr kurzer Zeit zu Stande brachten. Dennoch wurden ſeine Anſtalten in der Kaiſerzeit noch weit überboten. Freilich mangelte unſere Preſſe; allein ſie wurde durch wohl eingeübte Schreiber, welche als Sklaven nur Verköſtigung erhielten, beinahe vollſtändig erſetzt. Man denke ſich hundert ſolcher Leute, die mit allgemein bekannten Abkürzungen ſchreiben, um einen dictirenden Vorleſer gruppirt; wieviel mußten ſie in wenigen Tagen fertig bringen! Dann wurde das Werk von Andern corrigirt, ging hierauf in die Hände der Buchbinder und ſtand bald zierlich in den Neſtern, oder wurde durch die nach allen Seiten hin eingerichteten Privatpoſten in die Provinzen verſandt. Daß die maſſenhafte Herſtellung leicht und nicht koſtſpielig war, beweiſt der niedere Preis der Bücherrollen; denn die Gedichte Martial's, wahrſcheinlich nur das erſte Buch, koſteten in Purpureinband 5 Denar, d. i. nach dem damaligen Münzfuße den Denar zu

5¾ Silbergroſchen gerechnet, gegen 1 Thaler, ordinär gebunden 6 bis 10 Seſterzen, oder 8 bis 13⅓ Silbergroſchen. Der Verleger Tryphon verkaufte das 13. Buch deſſelben Dichters für 4 Seſterzen (5¾ Silbergroſchen). Die Verſe füllen nicht ganz 1½ Bogen in gewöhnlichem Druck. Der Verfaſſer ſagt aber:

„Kaufe dir, Freund, das Buch mit den rüſtigen Xenien-Schaaren;
Vier Seſtenzen der Preis, zahl' ihn und trag' es dir heim.
Zwar der Preis iſt zu hoch; er ſoll' auf die Hälfte beſchränkt ſein!
Dann noch machte Gewinn reichlich der Händler Tryphon."

Wenn man annimmt, der Dichter habe zu Ungunſten des Buchhändlers übertrieben, ſo dürfte doch feſtſtehen, daß der gewöhnliche Druckbogen nach Abzug des Einbandes mit Gewinn für 2 Silbergroſchen geliefert werden konnte und gewöhnlich geliefert wurde. Zu dieſer Wohlfeilheit trug allerdings das geringe Honorar bei, das gezahlt wurde. Die Autoren begnügten ſich häufig mit dem Ruhm; allein die unvermögenden mußten auf pecuniäre Einnahme Bedacht nehmen, und der arme Martial, deſſen Epigramme in der ganzen römiſchen Welt geleſen wurden, ſagte ausdrücklich, er müſſe ſeine Diſtichen ſchließen, da der Wucherer Lupus Zinſen, und ſeine Kinder Brod forderten; der Leſer möge daher zahlen, d. h. das Büchlein fleißig kaufen. Er erhielt demnach wahrſcheinlich für jede neue Auflage ſein Honorar. Daß dieſe Einnahmen den Dichter, der, wie er ſagt, den lieben langen Sommer hindurch in ſeiner Wohnung drei Stiegen hoch ſchwitzte, nicht aus der Klemme zogen, iſt begreiflich. Aehnlich verhielt es ſich mit andern dürftigen Poeten. Dabei hatten ſie viel von oberflächlicher Kritik zu leiden und zwar nicht blos nach Veröffentlichung ihrer Werke, ſondern auch nach Vorleſung derſelben. Reiche Literaten pflegten wohl die böſen Zungen durch einen leckern Imbiß zu beſchwichtigen. Wer dies nicht vermochte, dem wurde der Stab gebrochen. Noch ſchlimmer hatten es die Hiſtoriker, die, wie ein Dichter ſagt, für alle unſägliche Mühe, für allen Aufwand an Material, Zeit, Oel nicht ſoviel erhielten, als ein Aktenleſer. Es gab alſo damals, wie jetzt, fette Buchhändler, magere, viel geplagte Autoren, kritiſirende Splitterrichter und ein blaſirtes Publikum.

Uebrigens wurde, was faſt unglaublich ſcheint, mehr geleſen und geſchrieben als gegenwärtig. Man hatte mehr Muße; die reichen Leute, ſelbſt hohe Beamte, überließen alle ihre Geſchäfte den Sklaven und Freigelaſſenen, die geſammte Damenwelt bedurfte der Unterhaltung, las, lernte Dichter auswendig, ſuchte ſogar in wiſſenſchaftlichen Werken Stoff, um in der Geſellſchaft zu glänzen. Dazu kam das Bedürfniß für Schulen, für öffentliche und Privatbibliotheken von Alexandrien umſchloß 700,000 Bücherrollen, welche man zu etwa 40,000 unſerer Foliobände anſchlägt. Die großartigen Bibliotheken in Rom ſtanden ihr gewiß nicht nach, und von einem reichen Privatmann wird erzählt, er habe ſo viel Bücher gehabt, daß er ſein ganzes Leben auf das Leſen der Titel hätte verwenden können. Auch für öffentliche Blätter war geſorgt. Eine Staatszeitung, „Tagesgeſchichte des römiſchen Volkes," erſchien täglich und wurde in die Provinzen verſandt. Darin las man in der republikaniſchen Zeit Alles, was das öffentliche Leben anging; Senatsverhandlungen, Volksbeſchlüſſe, Kriegsereigniſſe; unter den Kaiſern wurden dieſe Berichte nach dem Willen der Herrſcher eingerichtet, zum Theil auch durch Beſchreibung von Hofluſtbarkeiten, Schauſpielen, Hochzeiten, kaiſerlichen Bauten erſetzt. Weiter ging damals die Cenſur nicht; die Autoren konnten ihre Werke veröffentlichen; fand man ſie aber den Regierungs-Principien zuwider, ſo wurden ſie verbrannt, und ihre Verfaſſer beſtraft. Auf dieſe Art dehnte die Willkürherrſchaft ihre Gewalt auch über das Gebiet des Gedankens aus, doch nicht in dem Umfange, wie die Cenſur neuerer Zeit, die von vornherein den Gedanken todtſchlug, indem ſie dem beſtellten Cenſor Vollmacht gab, jedes unliebſame Wort vor der Veröffentlichung zu unterdrücken.

Naturgeſchichte.

Von C. G. Rau.

Schon der bloße Anblick der Naturkörper zeigt uns, daß dieſelben in drei große Abtheilungen oder Reiche zerfallen, nämlich in das Thierreich, Pflanzenreich und Mineralreich.

Mineralogie.

Die Mineralogie im weitern Sinne iſt die Kenntniß der Mineralien. Betrachtet ſie die einfachen, ſichtlich nicht gemengten Mineralien, ſo heißt ſie Mineralogie im engern Sinne oder Oryktognoſie; betrachtet ſie dagegen die gemengten Mineralien, Zuſammenſetzung ſchon dem bloßen Auge wahrnehmbar iſt, ſo heißt ſie Geognoſie. In Verbindung mit der Geognoſie wird gewöhnlich die Geologie betrachtet, welche die Entſtehung unſeres Erdkörpers zu erklären verſucht und uns die Umwandlungen kennen lehrt, die derſelbe erlitten hat.

Die Mineralien entwickeln ſich nicht, wie Pflanzen und Thiere, aus einem Keim von innen heraus, durch eine ihnen innewohnende Lebenskraft, ſondern entſtehen und ſind

entſtanden durch Anhäuſung gleichartiger Theile von außen. Man findet weder in noch an ihnen Organe, die auf Ernährung, Wachsthum und Fortpflanzung berechnet ſind. Ebenſowenig kann von willkürlicher Bewegung und Empfindung bei ihnen die Rede ſein. Sie ſterben nicht, ſondern zerfallen oder verwittern, wenn ſie der Luft und der Witterung ausgeſetzt ſind. Man nennt ſie deßhalb unbelebte, unorganiſche Körper.

Nach den vier Haupteigenſchaften: Härte, Schwere, Brennbarkeit und Auflöslichkeit laſſen ſich die Mineralien eintheilen:

1. Erden und Steine, 2. Metalle, 3. brennbare Mineralien, 4. Salze.

Die erdigen Steine oder Foſſilien.

Sie ſehen meiſtens gar nicht wie Erde oder erdig aus, ſondern heißen nur ſo, weil ſie größtentheils, wenn man ſie chemiſch zerlegt, Erdarten in ſich haben, z. B. Kieſelerde, Thonerde, Kalkerde, Bittererde.

Hartſteine. Sie ſind durch ihre Härte ausgezeichnet und gehören meiſt zum Kieſelgeſchlecht, d. h. ihr Hauptbeſtandtheil iſt bei den meiſten die Kieſelerde (dürfen aber nicht mit dem Geſchiebe in Bächen und Flüſſen verwechſelt werden.) Dahin gehören: der Diamant, von verſchiedener Farbe; findet ſich in Oſtindien und Braſilien. Im Reiche Hindoſtan ſollen allein gegen 6000 Arbeiter in 23 Diamantgruben beſchäftigt ſein. Der Saphir iſt hochblau und himmelblau, findet ſich auf Ceylon, in Böhmen und Frankreich. Der Rubin, verſchiedenfarbig, die ſchönſten hochrothen werden auch Karfunkel genannt. Der Smaragd, grün, eingewachſen in Urſelsarten. Der Topas, Granat, Bergkryſtall. Dieſen findet man faſt in allen Urgebirgsarten, am ſchönſten und häufigſten aber in den ſogenannten Kryſtallkellern der Granitgebirge der höchſten Alpen, z. B. in der Schweiz und Savoyen. Der Amethyſt, veilchen- oder röthlichblau; der Quarz, der Chalcedon, auch Heliotrop oder Carneol genannt; er bildet mit Jaspis u. Hornſtein den Agat; der Jaspis, der Hornſtein, der Feuerſtein, der Feldſpath und andere. Ferner der Opal, der Bimsſtein, Natrolith, der Glimmer, ſowie auch der Serpentin, Baſalt und Thonſchiefer.

Thonige Weichſteine. Sie laſſen ſich mit dem Meſſer recht gut ſchneiden, ja, manche ſchon mit den Fingern zerbröckeln, kleben meiſt an der Zunge und laſſen ſich zum Theil mit Waſſer etwas zuſammenkneten. Dahin gehören: Steinmark, Bolus, Porzellanerde, Töpferthon (gelblich — Lehm, grau — Letten, weiß — Pfeifenthon), Gelberde oder Ockergelb, Grünerde, Bergſaife, Walkererde.

Talgige Weichſteine, haben meiſtens ein fettiges Ausſehen und glänzen zum Theil auch wie Fett, z. B. der gemeine Talk, der Speckſtein, der Meerſchaum, Asbeſt.

Kalkſteine, enthalten hauptſächlich Kalkerde mit einer Säure. Dahin gehören: der gemeine Kalk, der körnige oder Urkalk, unter dem Namen karariſcher Marmor bekannt, Kalkſpath, Kreide, Flußſpath, Gyps. — Der Schwerſpath enthält Schwererde.

Die Salze.

Man erkennt die Salze daran, daß ſie ſich ſehr leicht im Waſſer auflöſen und einen ſauren, ſalzigen oder zuſammenziehenden Geſchmack haben. Das gewöhnliche Salz oder Kochſalz findet ſich hier und da als Steinſalz, ganz feſt und ſogar ſchön durchſichtig wie Glas, in den Bergen; der Salpeter, der Vitriol, der Alaun, der Salmiak, der Borax.

Die brennbaren Foſſilien.

Sie unterſcheiden ſich von andern Steinen, wie ſchon ihr Name ſagt, daß ſie brennen, oder doch viel Kohle enthalten, z. B. der Schwefel, das Erdöl, die Steinkohle oder Schwarzkohle, die Braunkohlen, der Bernſtein, der Graphit oder das Reißblei.

Die Metalle.

Sie zeichnen ſich im reinen Zuſtande durch ihren eigenthümlichen ſchönen Metallglanz und durch ihre bedeutende Schwere aus. Man gräbt ſie aus dem Schooß der Erde, doch findet man ſie ſelten rein. Die meiſten ſind in harten Steinen enthalten, die hernach klein zerſchlagen und in großen Oefen bei einem ſehr ſtarken Feuer ſo lange geſchmolzen werden, bis das reine Metall herausfließt, welches dann in Formen gegoſſen, geſchmiedet und ſonſt verarbeitet wird. Zuweilen findet man auch reines Metall, z. B. Gold, noch mehr Silber, und in dieſem Zuſtande heißen die Metalle gediegen; ſind ſie aber mit Schwefel oder andern Mineralien vermiſcht, ſo nennt man ſie vererzt, daher der Ausdruck Erze. Man theilt ſie gewöhnlich in edle und unedle Metalle. Zu den erſteren gehören Platina, Gold und Silber, nicht gerade wegen ihrer Seltenheit und ihres großen Werthes, ſondern vornehmlich, weil ſie im Feuer ihr metalliſches Anſehen unverändert beibehalten, nicht röſten und von den Einflüſſen der Luft nicht zerſtört werden. Weitere Metalle ſind: das Eiſen, das Kupfer, das Blei, das Zinn, der Zink, der Wismuth, das Spießglanzmetall oder Antimon, das Queckſilber und noch einige andere.

Das Pflanzenreich.

Wenn ein Saamenkorn in die Erde fällt, ſo entſteht daraus eine neue Pflanze; dieſe bedarf, wenn ſie wachſen und gedeihen ſoll, der Nahrung, welche in wäſſerigen, erdigen und andern nährenden Theilen, in Luft, Licht und Wärme beſteht. Um die Nahrung aufzunehmen, im Pflanzen-

Digitized by Google

körper weiter zu leiten und zu verarbeiten, haben die Pflanzen verſchiedene Organe, äußerlich die Wurzel, Steugel und Blätter, innerlich die Saftgänge, Zellen, ſchraubenartig oder ſpiralförmtg gewundene Gefäſſe. Die höchſte Lebensthätigkeit zeigt ſich in der Bildung der Blüthe und Frucht, aber des Saamens zu weiterer Fortpflauzuug. Haben die Pflanzen etn gewiſſes Alter erreicht, ſa ſterben ſie. Die Pflanzen habeu in Betreff der Entſtehung, der Ernährung, des Wachsthums und der Fartpflanzung viele Aebnlichkeit mit den Thieren; aber ſie ſind für ihre ganze Lebensdauer an einen gewiſſen Ort gebunden, auch fehlt ihnen die Empfindung für äußerliche Einflüſſe, Berührungen und Verletzungen. Pflanzen und Thiere nennt man organiſche Körper. Das ſtille Wachsthum der Pflanzen bezeichnet man mit dem Wart „vegetiren", daber Vegetation.

Hinſichtlich des Alters theilt man die Gewächſe in einjährige (Sommergewächſe), welche gleich im erſten Jahr Frucht bringen und dann abſterben; in zweijährige, welche erſt im zweiten Jahre Saamen tragen und dann ebenfalls abſterben, und in ausdauernde (perennirende), deren über der Erde befindlichen Theile zwar über den Winter hinwelken, deren Wurzel aber unter der Erde viele Jahre fortdauert und jeden Sommer neue Stengel treibt. Das Alter mancher Pflanzen, beſonders der Bäume, iſt erſtaunlich. Ein indiſcher Feigenbaum ſoll 2500 Jahre alt ſein; Epheu kennt man 900 Jahre. Nußbäume ſollen 300 Jahre zu ihrer vollſtändigen Entwicklung bedürfen und wahrſcheinlich über 1000 Jahre leben, ebenſo Eichen und Linden.

Die Pflanzen ſind über die ganze Erdoberfläche verbreitet, hauptſächlich da, wa ſie Dammerde finden; aber auch auf Steinblöcken und nackten Felswänden, in Waſſer und auf dem Grunde der Flüſſe und des Meeres, ſelbſt auf dem Schnee der höchſten Alpen in der Schwetz werden (kleine, niedliche) Pflanzen getroffen. Manche Pflauzen, z. B. Mooſe, Flechten und Pilſe wachſen auf andern Pflanzen, man nennt ſie deßhalb Schmarotzerpflanzen. Nur in den unüberſehbaren Sandwüſten der heißen Länder, wa nirgends eine Quelle ſich findet und niemals ein Regentropfen den glühenden Boden benetzt, ſucht man vergebens ein grünes Kraut oder einen ſchattigen Baum. Nach der Verſchiedenheit ihres Standorts giebt es: Wieſenpflanzen, Acker-, Berg-, Wald-, Felſen-, Alpen-, Sumpf-, Waſſer-, Meerpflanzen u. ſ. w. Die Zahl der bekannten Pflanzenarten ſchätzt man auf 50,000.

Wir verdanken den Pflanzen mancherlei Stoff, die für den Menſchen van graßem Nutzen ſind. Dahin rechnet man den Faſerſtoff, welcher den Hauptbeſtandtheil des Stengels und des Holzes der Gewächſe ausmacht; er iſt im reinen Zuſtand (durch Auswaſchen, Auslaugen und Bleichen) weiß, wie man an unſerer Leinwand ſehen kann. Der Pflanzenſchleim findet ſich faſt bei allen Pflanzen, beſanders in den Wurzeln des Eibiſch, in den Blättern und Früchten der Malve, in den Stengeln einiger Tragantarten. Auch das Gummi, das aus der Rinde der Kirſchen- und Zwetſchgenbäume ausſchwitzt, und insbeſondere das arabiſche Gummi, das von einem Mimoſenbaum kommt, gehören hieher. Das Starkmehl, der nahrhafteſte Beſtandtheil der Früchte, insbeſondere unſerer Getreidearten, Kartoffeln u. ſ. w. Der Zucker — die Pflanzenſäuren, z. B. die Weinſteinſäure, Sauerklee-, Citronen-, Aepfel-, Gallus-, Eſſig-, Blauſäure. Letztere in den Kernen der Pfirſiche, Aprikoſen, Zwetſchgen, Kirſchen, insbeſondere in den Blättern des Kirſchlorbeers. Das fette Oel in den Saamen und Früchten des Oelbaums, des Mahns, Rübſaamens u. ſ. w. Das Wachs — die flüchtigen Oele, z. B. das Nelkenöl aus den Gewürznelken, Zimmtöl, Pomeranzenöl u. ſ. w. Das Harz aus unſern Nadelhölzern. Die ſogenannten Balſame ſind Harze mit ätheriſchen (flüchtigen) Oelen. — Das Federharz oder Gummielaſtilum fließt als milchigter Saft aus einigen Pflanzen der heißen Zane und verdickt ſich an der Luft. Der Gerbeſtoff in den Rinden der Eiche, Erle, Weidenbäume. Der Färbeſtoff in den Wurzeln, Stengeln, Blättern und Blüthen. Der Campher in allen Theilen des Campherbaumes. Der ſcharfe und betäubende Staff, ein für Menſchen und Thiere giftiger Stoff in den Giftpflanzen.

Man kann alle Gewächſe in zwei große Abtheilungen bringen, nämlich in Phänogamen, d. h. Pflanzen mit deutlichen Blüthen, und in Kryptogamen, d. h. Pflanzen mit undeutlichen Blüthen, die aber dennoch Saamen hervorbringen.

Zur genauen Unterſcheidung der Pflanzen iſt die Kenntniß der einzelnen Theile nathwendig. Dieſe ſind:

1) Die Wurzel, ſie iſt vielerlei Art: Stockwurzeln, wie bei den Bäumen und Sträuchern; Faſerwurzeln (Gräſer), Zwiebelwurzeln (Zwiebelgewächſe), Knollenwurzeln (Kartoffeln.)
2) Der Stamm bei holzartigen Gewächſen, Stengel bei krautartigen, Halm bei graßartigen, Strunk bei pilzartigen Gewächſen, Schaft, wenn er blos Blüthen und keine Blätter treibt. Der Stengel iſt rund oder eckig, glatt oder rauh, nackt oder haarig, gerade odee gekrümmt, aufrecht, übergebogen oder niederliegend.
3) Die Blättern a. nach ihrer Form ſind: rund, eirund, herzförmig, pfeilförmig, lanzettförmig, linienförmig, nierenförmig, ſtumpf, ſpitzig; b. nach der Zuſammenſetzung: einfach oder zuſammengeſetzt, alſa gezweit, gedreit, gefingert, gefiedert; c. der Blattrand: ganzrandig, geſägt, gezähnt, gekerbt, gelappt, buchtig, ſchrotſägeförmig, leyerförmig; d. hinſichtlich des Stiels: geſtielt, ungeſtielt, anſitzend, ſtengelumfaſſend.
4) Die Blüthe. a. Der Kelch, die grüne Hülle, einblätterig oder mehrblätterig, dabei verſchiedenartig geſtaltet. b. Die Blumenkrone, die farbige Hülle, iſt: glockenförmig, trichterförmig, röhrig, rachen-

oder lippenförmig, ſchmetterlingsförmig, kreuzförmig, roſenartig, ſternförmig u. ſ. w.

c. Die Befruchtungswerkzeuge, nämlich die Staubgefäſſe (Staubfaden, Staubbeutel und Blumenſtaub) und der Stempel (Fruchtknoten, Griffel, Narbe). Die Art, wie mehrere Blüthen beiſammen ſtehen, heißt der Blüthenſtand, z. B. die Dolde beim Kümmel, die Traube beim Weinſtock, die Rispe beim Hafer, die Aehre beim Waizen, das Köpfchen beim Klee, das Kätzchen bei den Weiden, der Quirl bei der Taubneſſel.

5) Die Frucht iſt entweder nackter, freiliegender Saamen, oder er iſt von einer Fruchthülle umgeben und heißt dann Aepfel, Nuß, Steinfrucht, Beere, Kürbis, Hülſe, Schote wie beim Reps, Kapſel beim Mohn.

Hinſichtlich der Eintheilung der Gewächſe giebt es zwei Syſteme: ein künſtliches von dem berühmten ſchwediſchen Naturforſcher Linne, wobei hauptſächlich auf die Zahl und Beſchaffenheit der Befruchtungswerkzeuge geſehen wird, und ein natürliches Syſtem von dem franzöſiſchen Naturforſcher Juſſieu, bei welchem die Pflanzen nach ihrer allgemeinen Form oder natürlichen Verwandtſchaft in Familien zuſammengeſtellt ſind.

Linne theilte die Pflanzen nach der Zahl und Länge und der Art des Beiſammenſtehens der Staubfäden in 24 Klaſſen und dieſe wieder nach der Zahl der Piſtille (Stempel) in Ordnungen.

In die 1. Klaſſe gehören demnach Pflanzen mit einem Staubfaden oder Männlein, z. B. der bei uns hie und da in Gärten gezogene Erdbeerſpinat, ferner das Waſſerſternchen.

In die 2. Klaſſe gehören Pflanzen mit 2 Staubfäden, z. B. der Ehrenpreis, der türkiſche Hollunder oder Flieder, auch Syringe genannt, der Liguſterſtrauch.

3. Klaſſe, Pflanzen mit 3 Staubfäden; dahin gehören außer dem Baldrian und den Schwertlilien faſt alle unſere Getreide- und Grasarten.

4. Klaſſe mit 4 Staubgefäſſen; dahin gehört der Cornelius-Kirſchbaum, auch Dürlitzenbaum genannt, die Scabioſe, die Tuch- oder Weberkarten, das Waldmeiſterlein, das Labkraut, der Wegerich.

5. Klaſſe mit 5 Staubfäden, iſt nebſt der 19. Klaſſe wohl die allerreichſte: das Vergißmeinnicht, Lungenblume, die Primeln oder Schlüſſelblümchen, der Boretſch, der Gauchheil, die Winde, die Glockenblumen, die Königskerze, das Gaisblatt, das Bilſenkraut, der Stechapfel, der Tabak, die Tollkirſche, die Kartoffel, die Stachelbeere, die Johannisbeere, der Weinſtock, das Veilchen, der Enzian, das Tauſendgüldenkraut und andere.

6. Klaſſe mit 6 Staubgefäſſen: das Schneeglöckchen, die Tulpe, die Narciſſe, die weiße Lilie, die Kaiſerkrone, das Maiblümchen, die Hyacinthe, die Herbſtzeitloſe.

7. Klaſſe mit 7 Staubgefäſſen: die wilde Kaſtanie.

8. Klaſſe mit 8 Staubgefäſſen: die Heidelbeere, der Seidelbaſt, das Heidekraut, die Kapuzinerkreſſe.

9. Klaſſe mit 9 Staubfäden: der Waſſerlieſch, der Lorbeerbaum.

10. Klaſſe mit 10 Staubfäden: die Hortenſia, die Gartennelke, der Sauerklee, die Lichtnelke, die Ackerrade.

11. Klaſſe mit 12 Staubfäden: die Haſelwurz, die Wolfsmilch, die Gartenſede, der Odermennig, das Blutkraut.

12. Klaſſe, 20 und mehr Staubfäden, die auf dem Kelch ſitzen: der Kirſchen-, Zweiſchgen-, Apfel- und Birnbaum, die Spierſtaude, die Roſe, die Himbeer- und Brombeerſtaude, die Erdbeere, das Fingerkraut.

13. Klaſſe mit 20 und mehr Staubfäden, die an der Blumenkrone ſitzen: der Mohn, das Schöllkraut, die Linde, der Ritterſporn, die Schmalzblume, die Ranunkeln, die Anemone.

14. Klaſſe mit 2 längeren und kürzeren Staubfäden: die Münze, der Majoran, die Taubneſſel, die Hanfneſſel, der Günſel, die Grundrebe, das Löwenmaul, der Fingerhut.

15. Klaſſe mit 4 langen und 2 kurzen Staubfäden: die Brunnenkreſſe, Wieſen- und Gartenkreſſe, der Senf, der Rettig, die Kohlarten.

16. Klaſſe, die Staubfäden unten in einen Büſchel verwachſen, daher Einbrüderſchaft: die Geranien, die Malven, die Paſſionsblume.

17. Klaſſe, ein Staubfaden frei, die andern verwachſen: Zweibrüderſchaft; es gehören dahin unſere Hülſenfrüchte und Kleearten, der Erdrauch, der Ginſter, die Akazie.

18. Klaſſe, die Staubfäden mit 3 Büſcheln, Vielbrüderſchaft: das Johanniskraut.

19. Klaſſe, Blumen mit verwachſenen Staubbeuteln: der Löwenzahn, der Gartenſalat, der Wieſenbocksbart, das Cichorienkraut oder Wegwarte, das Habichtskraut, die Diſteln, der Aſter, das Maaslieben oder Gänſeblümchen, die Schaafgarbe, die Kamille, die große Gänſeblume, die Sonnenblume, die blaue Kornblume oder Cyane, die Ringelblume.

20. Klaſſe, die Staubbeutel ſind an dem Griffel befeſtigt: Geſchlechtsverwachſung: das Knabenkraut, die Oſterluzei.

21. Klaſſe, an einer und derſelben Pflanze ſind einige Blüthen blos männlich, andere blos weiblich — Einhäuſigkeit: der Mais, Welſchkorn, die Brenneſſel, der Aron, der Wallnußbaum und unſere meiſten Baumarten, auch der Kürbis und die Gurke.

22. Klaſſe, Pflanzen, bei welchem auf einem Stengel blos männliche, auf dem andern blos weibliche Blüthen ſitzen: Zweihäuſigkeit: der Hanf, der Hopfen, die Weide, die Pappel, der Wachholder.

23. Klaſſe, hat neben beſondern männlichen und weib-

Digitized by Google

lichen und Zwitterblühen — Vielehe; der Ahorn, die Edelesche.

24. Klaſſe, mil unvollkommenen Blüthen; es gehören dahin die Farrenkräuter, Mooſe und Schwämme: das Zinnkraut, der Tüpfelfarren, der Meertang, die Morchel, der Fliegenſchwamm, der Bärlapp, das isländiſche Moos.

Die bibliſche Eintheilung der Gewächſe in Geas, Kräuter und Bäume beruht auf äußeren Merkmalen, wie ſie ſich dem Auge darbieten.

Holzgewächſe.

Obſtbäume: der Kirſchbaum, Pflaumen-, Aprikoſen-, Pfirſich-, Mandel-, Dürlitzen-, Birn-, Apfel-, Quitten-, Nuß-, Kaſtanien-, Maulbeeebaum.

Wald- oder Forſtbäume: a. Laubholz: die Linde, Eiche, Buche, Hain- oder Hagenbuche, Birke, Erte, Happel, Weide, Eſche, Ahorn, Ulme, Vogelbeerbaum; b. Nadelholz: die Tanne, Fichte, Forche, Leeche, Ceder, Cypreſſe. c. Bäume der wärmeren Ländee: der Oelbaum, Kaffee-, Lorbeer-, Zimmet-, Campher-, Cacao-, Zitronen-, Muskatnuß-, Gewüeznelken-, Myrten-, Geanatapfel-, Cypeeſſen-, Gummigut-, Johannisbrod-, Campeche- oder Blauholz-, Mahagoni-, Affenbrodbaum, Feigenbaum, Palmen (Dattel-, Cocosnuß-, Sagopalme).

Steäucher, treiben aus den Wurzeln mehrere holzige Stämme: der Wachholdeeſtrauch, Haſelnußſtrauch, die Stechpalme, der Haetriegel, der Wegdoen (Keeuzdoen oder Faulbaum), der Spindelbaum oder Pfaffenhüllein, das Galsblatt, dee Hollunder-, der Schneeball- oder Waſſerhollunder-, dee Saueedorn- odee Berbitzenſtrauch, der Epheu-, Schleh- oder Schwaezdorn-, Hage- odee Weißdoen-, der Roſen-, Johannisbeee-, Stachelbeer-, Brombeee-, Himbeerſtrauch, Pfeiemenſteauch, die Waldeebe, dee Jasmin, der Fileder odee Syringe. Steäucher der wärmeeen Länder: der Theeſtrauch, der Pfeffer-, Indigo-, Ebenholz-, Sennesblättee-, Vanilleſteauch.

Kräuter.

Küchenkräutee: die Kartoffel, Schwarzwurzel, Peterſilie, Sellerie, Möhre oder Mohrrübe, rothe Rübe, weiße Rübe, Rettig, Salal, Spinat, Kreſſe, Gurke, Bohne, Eebſe, Linſe, die Kohlarten.

Gewürzkräuter: dee Lauch oder die Zwiebel, die Salbey, das Bohnenkeaut, Majoran, Meliſſe (Zitronenkeaut), die Pfeffermünze, der Kümmel, der Anis, Coeiander, Dill und Fenchel, Ingwer.

Oelpflanzen: der Reps oder Rübſaamen, der Mohn, der Lein, der Hanf, die geoße Sonnenblume.

Färbepflanzen: dee Krapp, der Wau, dee Waid, der ächte Safean, der Safflor, die Färbediſtel oder Scharte.

Futterkräuter: der gemeine Klee, die Luzeene oder der ewige Klee, die Eſparſelte, die Futterwicke, der Buchwaizen.

Andere ökonomiſche Keäuter: die Rauhkarte, der Tabak, der Hopfen, Hanf, Flachs oder Lein, die Baumwollenſtaude.

Zierpflanzen: die Primeln und Aurikeln, die Winde, Kaiſerkrone, Tulpe, Nareiſſe, Hyacinthe, Nelke, Lilie, Reſede, Jehovablümchen u. ſ. w.

Die Giftpflanzen: der Lolch (Schwindel- oder Dippelhaber), das Bilſenkraut, dee Stechapfel, die Tollkirſche, der ſchwarze und kletternde Nachtſchatten, der Gartenſchierling, gefleckte und Waſſerſchierling, die Einbeere, Wolfsmilch, der Eiſenhut, der rothe Fingerhut, die Nießwurz, der Giftranunkel, dee Kellerhals oder Seidelbaſt, die Herbſtzeitloſe und die giftigen Pilze.

Gräſer.

Die Geteeideaeten: dee Roggen, der Waizen, der Spelz odee Dinkel, das Einkoen, der Emmer, die Gerſte, der Habee, die Hirſe, der Mais; in wärmeren Ländeen: das Zuckerrohr, der Reis, der Papieeſchilf, das ſpaniſche Rohe, das Bambusrohr.

Die ächten Wieſengräſer: das Ruchgras, das Fuchsſchwanzgras, Lieſchgras, Steaußgras, die Schmiele oder Schmeele, das Zittergras, Riespengras, Schwingelgeas, Teespe oder Treſze, das Pfeiemengeas, das Bandgeas, dee Lolch (das engliſche Raygras), das Roßgras, (franzöſiſches Raygras).

Unächte Gräſer: das Wallgeas, die Binſe, die Segge oder das Rindgras mit ſehr vielen Arten, die ſimſenartigen oder Lillengeäſer, die Kolbengeäſer.

Für die Fackel.

Streifzüge.

Von Samuel Ludvigh.

September, 1867.

Der einzige materielle Nutzen, der mir durch Cincinnati geworden, iſt die Centralität der Lage, welche mich in Stand ſetzt kleinere Touren zu machen; indeß das ferne St. Paul für eine Reiſe ſtets zwei bis drei Monate Abweſenheit von Haus in Anſpruch nahm.

Ach, dem Jüngling war die Welt zu klein. — Durſt nach Wiſſen, Sehnſucht fremde Städle, fremde Sitten zu

Digitized by Google

ſehen und wohl auch eine gute Doſis Ambition zogen ihn aus dem engen Kreis der Heimath hinaus, die ſo ſchön, ſo poetiſch war und alle Elemente beſaß, um aus dem einzigen Sohn einen angeſehenen und reichen Mann zu machen. Es ſollte nicht ſein. Die innere Weſenheit des Menſchen iſt der Gott, der über ſeine Beſtimmung, über ſein Glück und über ſein Elend waltet. Der rothe Faden der erſten Sehnſucht ſpann ſich fort und fort, in hohem Maaße jedoch befriedigt, den ſchönſten Theil Europa's geſehen und genoſſen zu haben. Die Reiſe nach Amerika war nicht freie Wahl, ſondern Nothwendigkeit, da Alles — Wohlſtand und geträumtes Liebesglück — in Scherben lag; indeß der Geiſt in neuen Hoffnungen ſchwelgte, beſeelt durch ideale Bilder transatlantiſcher Freiheit. Ward in der alten Heimath der raſtloſe Geiſt in Allem getäuſcht; ſo war es hier blos die „Freiheit", von der ihm ein ſo hehres, ſo ſchönes, ſo erhabenes Bild vorſchwebte, einzig und allein, welche ihn ſehr bald bitter enttäuſcht und getäuſcht hat. Die Poeſie war dahin; die Proſa iſt geblieben. Dieſe war und iſt wohl noch ausnahmsweiſe eine poetiſche; doch im Allgemeinen, eine trockene, eklige, herz- und geiſtquälende, gemeine, amerikaniſche Proſa. Oder wißt Ihr Etwas, das einem mit Idealen geſchwellten Geiſte, einem Herzen voll Gemüth und Liebe, einem eſthetiſchen Sinn, oft entzückt durch Werke der Kunſt und Schönheiten der Naturſceenerien in Italien, Griechenland, Deutſchland und der Schweiz, wißt Ihr Etwas, das ihm hier im Lande karrikirter und von brutaler Souverainetät entwürdigter Freiheit ein Erſatz ſein könnte, für das dem Ideal der Freiheit hingeopferte Glück, wenn es nicht etwa das ſeltene Loos des Familienglückes wäre!?

Wohl dem Gefühlsmenſchen, der in dieſem Land des Schachers, der Heuchelei, der Frömmelei und politiſchen Corruption ein Herz, wenn auch nur Ein Herz gefunden, das ihn mit der ekligen Proſa des Lebens verſöhnt!

Der rothe Faden in den Händen meiner Parcen wird noch immer fortgeſponnen; doch iſt es nicht mehr der zarte Roſafaden: abgeſchoſſen und matt ſchillert nur noch das Roth durch das alte Gewebe das über nicht lange zerriſſen wird am Rande des Styx, um einzukehren als Leiche im Gaſthaus der Ewigkeit und Platz zu nehmen an der großen Tafel unendlicher Stoffverwandlung. Und der Geiſt? Du magſt ihn greifen — ich begreife ihn nicht.

Früher hieß es; „ich will reiſen," jetzt heißt es: „ich muß reiſen." Wohl, Veränderung ſoll ja die Würze des Lebens ſein und was bietet der Veränderung und Abwechslung mehr als Reiſen? Nichts. Den Fluch des Muß habe ich ſtets mit dem beſten Gewürz in Luſt und Vergnügen verwandelt; wenn aber jetzt zuweilen das Aſthma den Flug des Geiſtes hemmt und ſelbſt die Reiſetaſche in der Hand zur ſchweren Bürde und eine Treppe zum Berg wird, dann hat es mit dem Würzen der Lieblingsreiſe ein Ende und der Menſch, dem Nichts zu hoch und Nichts zu ferne war, ſieht ſich zu einem ſchwach belebten Automat herabgeſunken.

Nur die Luſt eines Mephiſto kann in Momenten diaboliſch ſüßer lächeln als ich, wenn ich auf der Straße einen alten Gaul oder ausgemergelten Eſel ſehe an einen Karren geſpannt, den er fortſchiebt und fortſchieben muß, kraft des Hungers und der Peitſche. Ich habe im Leben blos zu zwei Geſellſchaften gehört: in der Einen waren die meiſten Mitglieder Eſel; in der andern: „the sons of Malta" waren zwei Eſel (ein alter und ein junger) die Matadoren der Geſellſchaft, die Repräſentanten epikuräiſcher Weisheit; die Mitglieder aber der phyſiologiſchen Eſel-Repräſentation waren unbedingt die jovialſten und geſcheidtſten Leute, mit denen ich hier zu Land ſeit 30 Jahren in Berührung kam. Alſo: es lebe und genieße der junge Eſel! Der alte, mit geſenkter Waffe, bedenk' ſein nahes Ende!

Iſt das Leben oft Eſelei, ſo iſt es der Tod nicht minder; denn Leben und Tod ſind ſo innig verwandt, ſo eng verbunden, daß man das Eine von dem Andern kaum zu trennen vermag. Unſterblich iſt auch der Eſel nicht weniger als der Menſch. Beweiſet das Gegentheil! Ihr vermöget es nicht, wenn „Unendlichkeit" Axiom iſt, was keinen Zweifel zuläßt.

Daß, auf jeden Fall, blos der Leib des Menſchen ſtirbt und ſeine Seele unſterblich iſt und daß es einen Gott giebt, davon hat mich endlich zu Cincinnati, ein berühmter Reiſender in ſeiner Vorleſung „über den Menſchen und die Menſchen" ſo ſehr überzeugt, daß ich mich faſt ſchämen ſollte über den Fortſchritt des menſchlichen Geiſtes, deſſen höchſte Stufenleiter des Forſchens zur „Selbſtthätigkeit der Natur", alſo zum Atheismus führt. Es wäre mir ſehr angenehm von dem vielgereiſten Herrn und geiſtreichen Humoriſten zu erfahren, aus was dieſe excluſiv unſterbliche Menſchenſeele (reſpektive Geiſt) beſteht, wie dieſer Gott außerhalb der Natur beſchaffen iſt und wer des Gottes Schöpfer war? Ach, Inſpiration, Declamation u. Phraſen ſind noch lange keine Argumente des Verſtandes u. gegen das Herz ankämpfen, iſt von nicht mehr Erfolg als der Kampf eines Donquixote gegen Windmühlen. Etwas abſolut behaupten, das nicht bewieſen werden kann, iſt Anmaßung und Abſurdität. Von Dem, das nicht abſolut bewieſen werden kann, ſagen: ich begreife es nicht, iſt Beſcheidenheit eines denkenden Menſchen.

Ich habe im September allerlei kleine Ausflüge gemacht: nach Louisville, Jeffersonville, Madiſon, Aurora, Lawrenceburg, Connersville, Parker's Woods u. nach den Bachuseilanden der Sandusky-Bay. Indeſſen wurde überall ſehr viel „geſpietſcht"; denn es handelte ſich von Seiten der Sprecher darum, ob die Aemter den Demokraten oder den Republikanern zufallen ſollen und von Seiten des ſouverainen Volkes in einigen Staaten darum, ob Neger, Mulatten u. Quarterons Menſchen ſind wie das weiße animal

Digitized by Google

bipes und Rechte haben ſollen im Land der Freiheit wie ſie der Weiße genießt, oder ob die Farbigen religiöſe Thiere ſind, die zwiſchen Affe und Menſch eine beſondere Gattung bilden. Welch' hochwichtige Fragen! O, Solon, o, Solon, da iſt es gewiß heilige Pflicht des Bürgers, ſich am Kampf zu betheiligen! Die Zahl ſolcher Menſchen aber, die ſich ſchämen, im Jahrhundert eines *Humboldt* über eine ſolche naturhiſtoriſche Frage zu debattiren und über eine ſolche politiſche Frage zu ſtimmen, iſt gewiß eine ſehr geringe. Dann erſt die eben ſo wichtige Frage, ob man in einer *freien* (?) Republik als *Nichtchriſt* gezwungen werden könne, den *chriſtlichen* Schabbes zu feiern, ohne an der Göttin der Freiheit Nothzucht zu begehen, und ob man als freier Bürger ein Recht habe, außer Waſſer auch andere Getränke zu trinken! Das Eſſen iſt bis jetzt noch zu keiner öffentlichen Sprache gekommen und die frommen Leute der Republik behalten ſich es vor, ſpäter über das Verbot gewiſſer Speiſen und über republikaniſch-chriſtliche Faſttage zu diſponiren. O, du frommes, du intelligentes, du allerchriſtlichſtes, du eſeliges, du freies Volk! Ein Glück iſt es für dich, daß es auch Ausnahmen von der Regel giebt; daß es auch ziemlich gleichgültig, ob Peter oder Paul die milchreiche Kuh melkt und daß bei wechſelſeitigem Betrug der Beſitz des „Allmächtigen" blos die Perſon wechſelt.

Noch iſt nicht aller Sinn für Wahrheit und Recht aus dem Volke gewichen, noch iſt Hoffnung da, den Freund des Fortſchrittes vor den Klippen des Peſſimismus zu bewahren.—Selbſt im Staat Kentucky, beſonders in der Stadt Louisville, findet man Spuren eines ſolchen troſtreichen Sinnes und Das — will viel ſagen. Iſt es nicht ſo, Ihr mir freundlich geſinnten Herren Collegen in erwähnter Stadt? Sagt, könntet Ihr — ohne Rückſicht auf Partei — beſtehen, ohne Euch der ſtrengen Volks-Cenſur zu fügen? Gewiß nicht. Wie mancher Literat in einer Monarchie ruft im Stillen aus: „Der Teufel hole den Cenſor!" Könnten wir hier in unſrer Glorreichen nicht dasſelbe wünſchen? Und wer iſt hier der Cenſor, den der Teufel holen möge? Es iſt die Dummheit und Rohheit der Maſſe und die Charakterloſigkeit der Pfaffen und „ſmarter" Demagogen. Könnte man die Republik von dieſem Uebel befreien, dann würden Vernunft und Humanismus bald erfreuliche Siege erringen.

Man wird, vor der Hand, im Süden nicht mehr getheert und gefedert, der Sklaverei wegen; aber wie lange wird es noch dauern, bis der befreite Sklave *intelligenter* Menſch wird und der freie weiße Plebs es einſehen und zugeben wird, daß der eigentliche Werth des Menſchen nicht durch die *Farbe* bedingt ſei, ſondern durch vernünftige *Schulen* und moraliſche *Handlungen*.

Wir haben viele Schulen, Freiſchulen und Sektenſchulen; doch für Inſtitute, wo Kopf und Herz, wo der ganze Menſch entwickelt wird, iſt das Feld noch immer ein ſehr ſteriles. Die elimfreien Männer von Louisville hatten den Willen, eine ſolche Pflanzſchule für ihre Kinder zu gründen — man hatte ſie auch in's Leben gerufen; aber ſie war von kurzer Dauer. Dreſſur, Taufe und Confirmation haben einſtweilen, wer kann es ſagen, auf wie lange Zeit, hier wie überall die Oberhand erhalten und ſelbſt die Kinder gar vieler Fackel-Leſer werden dreſſirt, getauft und confirmirt. Nun, des Facklers Schuld iſt es wahrlich nicht; der Wille iſt eben des Menſchen Himmelreich und dieſer Wille iſt bei Vielen ſehr, ſehr ſchwach; daher das Schwanken, das Achſeltragen, das Sichſelbſtaufgeben, und der Widerſpruch in concreto, als Miturſachen des langſamen geiſtigen und politiſchen Fortſchrittes.

Vis-a-vis Louisville, durch den Fluß Ohio getrennt, ſind zwei Städte, wo das deutſche Element ſtark vertreten iſt, New-Albany und Jefferſonville, im Staate Indiana. Ich kenne dort einige tüchtige, aufgeklärte Lehrer; aber — auch ſie verkümmern unter dem Drucke einer Volks-Cenſur, die keine Geiſtesfriſchheit bei den Kindern aufkommen läßt und ſie zur Paſſivität des blinden Glaubens verdammt.

Madiſon war in früheren Jahren eine rührige Stadt; beſonders florirte der Zweig der Schweineſchlächterei. Jetzt grunzen wenige Schweine unter dem Hammer — und in den Straßen iſt es ruhig und ſtill und dieſe Straßen ſind doch ſo ſchön und die Lage der Stadt ſo anmuthig. Hier hat man nicht Urſache über ſehr hohe Miethe zu klagen. Rühriger im Verhältniß ſind die beiden kleinen Städte am Ohio, Aurora und Lawrenceburg; beide ſehr hübſch gelegen. Auch das freiſinnige deutſche Element iſt da ſtärker vertreten als zu Madiſon, wo salvo erroris calculo und deductis deducendis Herrn Schmidt's ſelbſtproducirter Rothwein (Concord) unſtreitig das geiſtreichſte Element der Stadt bildet.

Zu Connersville, Ind., beſuchte ich ein Mitglied der Propaganda gegen Kirche und Pfaffenthum. Der brave Mann bezahlte ſeine Actie und klagte, daß es auch nicht Einen Menſchen hier giebt, der „Meslier's geſunden Menſchenverſtand" auch nur gratis acceptiren würde und daß es ihm nicht möglich ſei unter ſolchen Creaturen länger zu leben. Ha, ha, ha, ha — entſetzlich! Das Städtchen iſt hübſch und hat an 2500 Schafkopfs-Einwohner. Am Sonntag nicht die Kirche beſuchen, und Bier trinken zu irgend einer Zeit, iſt in den Augen dieſer Leute eine große Sünde. Es war da eben eine Conferenz von Methodiſten — einer der zahlreichſten Sekten der modernen Chriſten. Allerdings ein unfehlbares Geiſtes-Barometrum.—Wo der heilige Geiſt von hinten einkehrt, dort hat der Geiſt der Wahrheit alle Macht verloren.

Parker's Woods iſt ein ſehr anmuthiges Gehölz, ein naturwüchſiger Park, nahe Cumminsville, wo allerlei Geſellſchaften und Vereine ihre Pic-Nics zu feiern pflegen. Bei einer ſolchen Gelegenheit ſpazierte ich ebenfalls hinaus, nicht um das Feſt, ſondern das Wäldchen in Au-

genſchein zu nehmen. Es iſt dies wirklich ein ſehr anmuthiges Plätzchen, wo man ſich, des Geräuſches überdrüſſig, einſam und allein im Schatten der Bäume innig wohl fühlen kann. Unter einigen hundert Anweſenden, groß und klein, mit und ohne Regalien, Marſchälle, Meiſter und Geſellen, die ſich da bei Tanz und Lagerbier vergnügten, war ich der Einzige, der in der Einſamkeit ſein Vergnügen geſucht und gefunden hat. Am Fuße dieſes Gehölzes präſentirt ſich ein Theil des Mill Creek-Thales als ein maleriſches und bewegtes Landſchaftsgemälde. Hier, auf dem Teppich der freundlichen Tellus hingeſtreckt, dachte ich, möchte ich mir eine Hütte bauen, um von ihren Fenſtern aus die Reize der Natur zu genießen. Hat man Geld genug, ſo iſt es ein Leichtes, nicht nur eine Hütte, ſondern auch einen Palaſt zu bauen und ſintemalen und alldieweilen der alte Fackler blos über das Blei ſeiner Stereotypplatten, nicht aber über Gold und Greenbacks zu verfügen hat und ſomit auch keine eigene Hütte ſich bauen kann, ſo hat er, bis auf Weiteres hin, alle fremden Fenſter in Anſpruch zu nehmen, die ihm in den verſchiedenen Häuſern, in denen er alljährig „logirt“, zu Gebote ſtehen, um als ſtolſcher Nutznießer die Schönheiten der Natur zu genießen.

Am 17. via Dayton nach Sandusky gefahren. Dayton war in früheren Jahren mein Aeanjuez; die ſchönen Tage ſind vorüber und kehren nicht wieder. „Ausgefahren, ausgeritten, ausgetanzt und ausgeküßt ſchleicht endlich man durchs Leben hin.“ — Dayton und Sandusky ſind zwei ſchöne und rührige Städte im Staat Ohio. Beſonders zeichnet ſich Dayton durch breite Straßen und mehre elegante Neubauten aus. Zwiſchen Sandusky, Kelley's Island und den übrigen nahen Eilanden in der Bay verkehren täglich Dampfböte. Dieſe Eilande haben ſich, durch ihre anmuthige Lage und ihre Weingärten, in den Ver. Staaten einen namhaften Ruf erworben und werden in der Sommer- und Herbſtſaiſon von zahlreichen Feemden beſucht.

Zwei Deutſche, Harms und Röſch, ſind die Pioniere des hieſigen Weinbaues, da ſie es waren, die den erſten regelmäßigen Weingarten anlegten. Vor 16 Jahren waren da blos 3 Acker mit Reben bepflanzt. Jetzt ſind auf Kelley's Island 600, auf Put in Bay 300, auf Middle-Bas circa 156 und auf North-Bas 125 Acker. Der Weinbau wurde mit der Catawba- und Iſabella-Traube begonnen. Jetzt wird der Delaware ihrer Süße wegen den Vorzug gegeben. Die Concord hat hier bis jetzt noch wenig geliefert und der Wein davon, wenn gehörig behandelt, kann ſich mit dem beſten Concord von Miſſouri meſſen. Die Northern Virginia reift hier früher als die Catawba, hat einen ſehr üppigen Wuchs und gehört noch zu den ſeltenen Reben. Die Iſabella-Rebe wird auf den Eilanden allmählig gänzlich ausgemerzt.

Herr Schraldt machte mich mit ſeinen Nachbaren, den Winzern Harms und Müller bekannt, die da Beide große Weingärten beſitzen. Bei Harms trank ich vom Delaware; dem erſten, welcher hier von dieſer Rebe gezogen wurde. So wie dieſe Traube alle übrigen hieſigen Sorten übertrifft, ſo wird auch bald auf den Eilanden der Wein die Prämie für ſich in Anſpruch nehmen.

Put in Bay iſt 3 Meilen lang und zählt gegenwärtig an 600 Einwohner. Dieſes Eiland hat auch ein hiſtoriſches Intereſſe, da in der Nähe Commodore Perry über die Engländer einen Sieg errungen. Während meines Hierſeins hat eben eine Verſammlung ſtattgefunden, um ſich über Errichtung eines Perry-Monumentes zu berathen. Möge es zu Stande kommen! „Ehre dem Ehre gebührt“! Auch dem Eiland ſelbſt würde ein Monument von großem Vortheil ſein Bei der Verſammlung fungirte ein Deutſcher, Herr Riedling, als Secretär.

Am Bord des Bootes Clinton fuhr ich nach der wenige Meilen von Put in Bay entfernten Halbinſel Port Clinton. Am Bord befand ſich eine Muſikbande, die nach einer demokratiſchen Maſſenverſammlung gebracht werden ſollte. Zu Port Clinton angelangt durchzog man mit klingendem Spiel das Städtchen, gleichſam um die Bewohner zur Fahrt nach der Verſammlung einzuladen. Nur ſehr Wenige ſchloſſen ſich der Excurſion an; ich am allerwenigſten; denn — „Alles hat ſeine Zeit“. Habe 25 Jahre lang geſtumpt und geſtimmt, ohne mir eine Nachtwächterſtelle erſtumpt zu haben, indeß einige Andere meiner beredten Stumpcollegen Miniſter geworden ſind. Das kann man aber blos werdrn, wenn man mit den Drahtziehern ſelbſt Drahtzieher iſt und durch dick und dünn mit ihnen geht. Zu einer ſolchen Klugheit und Charakterſtärke habe ich es nie bringen können; wer ſich aber auf das Volk verläßt, der bleibt trotz aller Hurrahs in Ewigkeit verlaſſen.

Obſchon kein Jude habe ich zu Port Clinton einen langen Tag gefeiert. Ein Krüppel, der ſeit 18 Jahren auf der Erde herumrutſcht, der lallen aber nicht ſprechen kann, hat mich auch hier wieder überzeugt, daß ſelbſt dem „lieben Gott“ nicht Alles gelingt und daß es eben ſo gut verkrüppelte Menſchen, wie verkrüppelte Thiere und Pflanzen giebt. Auch frug ich mich, ob es nicht vernünftig und gerecht war, daß die Spartaner verkrüppelte Kinder ſogleich nach der Geburt im Eurotas ertrankt hatten? Ich habe im Jahr 1827 in jenem Fluß gebadet und ein Stein aus demſelben verherrlicht jetzt noch meine kleine Raritäten-Sammlung. Alles was weit her kömmt, gewinnt in den Augen der Menſchen an Intereſſe und Werth — nur die Deutſchen in den Vereinigten Staaten machen — den Yankees gegenüber — eine Ausnahme; den Yankees, die das Non plus ultra des indirekten Schöpfungswerkes eines Bibelgottes ſind.

Daſſelbe Boot brachte die Muſikanten, nachdem ſie dem weißen Volke rein demokratiſche Töne vorgeblaſen hatten, zurück nach Put in Bay. Ich zog es vor, per Stage 4½ Meile nach Plaſter Bed zu fahren und hier das Boot,

Digitized by Google

Grant zu nehmen. Es war dies eine herrliche Fahrt. Die kühle Seereiſe wirkte wie Medicin auf meinen „derangirten Blaſebalg," oder deutlich geſprochen, auf mein Uebel, durch die medicinische Wiſſenſchaft mit dem Fremdwort Aſthma benamſt.

Nach Sandusky zurückgekehrt, brachte mich Herr Otto Krommer, Miteigenthümer der Fulton Maſchinen-Werkſtätte, nach ſeinem einige Meilen gelegenen Wingarten. Ich ſage nicht Weinberg, weil da von Berg und Hügel keine Spur zu ſehen iſt. Wir paſſirten Venedig, das einen Canal, doch keine Gondeln hat. Je größer die Namen der amerikaniſchen Städte, deſto kleiner ſind ſie, denn — groß iſt der Humbug, der bei Auslegung und Anpreiſung junger Plätze getrieben wird, von denen es viele nicht weiter bringen als bis zu ein Paar hundert Einwohnern, mit einem Grocer, einem Doctor und einem Lawyer, erſten Ranges in wiſſenſchaftlicher Hinſicht, to be sure!

Obſchon mir von einigen Freunden Trauben und Wein per Expreß verſprochen wurden, fiel ich doch mit einer Gier über die Delaware des Herrn Krommer her, als hätte mich ein guter Geiſt nach einem Weinberg meines Vaters verſetzt und als wären es die letzten geweſen, die den Gaumen laben ſollten. Trauben und Kirſchen und alles Obſt ſchmeckt am ſüßeſten wenn man es ſelbſt pflückt. Der Acker, von 160 Quadrat-Ruthen, bringt hier durchſchnittlich 4 bis 500 Gallonen Wein. Ich habe nie ſo viele Trauben auf den Stöcken geſehen wie hier und doch klagte man über eine mittelmäßige Erndte.

Der Menſch, beſonders der „amerikaniſche Menſch, will eben von Allem viel, ſehr viel haben, doch am reichen Füllhorn der Natur, das einige Wenige Auswählte erquickt, ſieht man Tauſende darben; denn gemeinſchaftlicher Genuß iſt Chimäre und über die freie Concurrenz hat es das civiliſirte Gabelthier, das Ebenbild Gottes, nach Jahrtauſenden nicht gebracht; alſo: ein Hurrah für freie Concurrenz und ein doppeltes Hoch für Reichthum und für Armuth! —

—

Oktober, 1867.

Schon wieder nach Louisville! Die am nächſten gelegenen Städte trifft immer das Loos der Vorauszahlung, indeß andere erſt im Lauf oder am Schluß des „Fackel-Jahrganges" das Abonnement entrichten. So war ich denn dieſes Jahr noch nicht in den öſtlichen Städten um für den 19. Jahrgang zu collektiren, indeß man bei dieſer Tour im Oktober bereits für den nächſtfolgenden 20. Jahrg. pränumerirt. Dieſer regelloſe Geſchäftsgang iſt auch meinen Abonnenten bereits bekannt und es ſind höchſt ſeltene Fälle, daß irgend Einer nicht bezahlt, wenn ich ihm die Quittung präſentire. Daher giebt es auch bei meinem Geſchäfte weder Rückſtände und Verluſte durch Agenten, noch ein Schuldenbuch für reſtirende Subſcribenten. Ob ſich wohl auch die Herausgeber religiöſer Zeitſchriften ſolcher Pünktlichkeit ihrer frommen Leſer rühmen können? Schwerlich. Der breite Mantel der Religion, dieſer ergiebigen Kuh, deckt auch die Schulden ſchlechter Zahler zu.

Louisville vergrößert und verſchönert ſich ſichtlich mit jedem Jahre. In der Mainſtraße iſt ein großes in einfach elegantem Styl erbautes Hotel der Vollendung nahe. Am Broadway werden Trottoire u. eben auch mehre ſolide Häuſer gebaut. An den äußerſten Enden der Stadt ſind in den letzten 10 Jahren ganze Straßen entſtanden, beſonders weſtlich in der Nähe des proteſtantiſchen Waiſenhauſes. Die alten Markthäuſer in der Marktſtraße ſind bis auf ein Paar verſchwunden, um einer Straßen-Eiſenbahn Platz zu machen. Als Erſatz baute man an der 4. Straße ein großes und ſehr ſchönes Markthaus in neuerem Style.

Ich habe, eines Sonntags, dem proteſtantiſchen Waiſenhauſe einen Beſuch abgeſtattet. Das Gebäude wurde kürzlich reparirt, und zeichnet ſich im Innern durch Ordnung und Reinlichkeit aus, indeß nach Außen Blumen-Anlagen das Inſtitut verſchönern. Die Direktion, unter Hrn. Mader und ſeiner Gattin, iſt in ſehr guten Händen. Unter den Verwaltern des Inſtitutes hat ſich beſonders Herr W. Göppee, von der Jägerhalle, durch Thätigkeit und Anregung Verdienſt erworben.

Vom Waiſenhaus wollen wir nun eine Straßeneiſenbahnfahrt hinauf nach Strube's Woodland Garten machen. Trotz des herrlichſten Herbſtwetters war dieſer anmuthige und beliebte Park nur ſpärlich beſucht und unter den Wenigen bewegten ſich vier Bruchſtücke aus dem „himmliſchen Reiche" der Japaneſen, die das allgemeine Begaffen mit confucianiſcher Ruhe ſich gefallen ließen. Braune Geſichtsfarbe, ſtarke Backenknochen, kleine feurige Augen, die Friſur der Haare und der Schnitt der Kleider ſagten es Allen deutlich, daß ſie weit, weit her kamen, und ſie kamen, um durch ſeltene Kunſtſtücke der edlen Schwarzkunſt und Gaukelei ſich im profanen Reiche der Irrgläubigen Geld, viel Geld zu verdienen; ein Gott, der von allen Völkern auf gleiche Weiſe, neben dem National-Gott, auf das Höchſte verehrt wird. Mag uns die japaneſiſche Tracht weder bequem, noch eſthetiſch ſchön erſcheinen, ſo iſt der Japaneſe doch in Hinſicht der Kleidung vernünftiger als wir, da er ſich nicht zum Sklaven der Mode macht; ihrer übrigen moraliſchen Vorzüge über den Chriſten hier gar nicht zu gedenken.

Die hochgelegene Brauerei von Zang u. Co. zieht des Lagers und der Lage wegen viele Gäſte an. Nicht weit vom Woodland Garten gelegen entbehrt ſie den kühlen Schatten der Bäume und hat den Vorzug einer ſchönen Ausſicht auf Stadt und Umgegend. Die Muſik iſt an beiden Plätzen gut und wer kein Freund iſt von zu langem Sitzen, der

wird gewiß beiden Lokalen ſeinen Sonntagsbeſuch abſtatten. Ich ſelbſt gehöre auf jeden Fall zu dieſer Klaſſe: ein belebtes perpetuum mobile.

Via Seymour nach Columbus, Ind. gefahren. Hier hatte ich das Vergnügen Lehrer Funke zu treffen, früher an der Freimännerſchule in Louisville angeſtellt, und den Leſern der Fackel durch ſeine gediegenen Beiträge bekannt. Die freie Schule zu Columbus hat oft ihre Lehrer zu wechſeln. Möge Herr Funke, deſſen Geſundheit nicht die erfreulichſte, hier nicht auch zu den Ephemeren gehören!

Von Columbus fuhr ich durch Aurora und Lawrenceburg nach Cincinnati zurück. Hier donnerten mir die Freudenſchüſſe der ſiegreichen demokratiſchen Partei entgegen, die ſich — mit conſervativen Republikanern im Bunde — durch eine Majorität von mehr als 30,000 Stimmen gegen das conſtitutionelle Amendement ausgeſprochen und demnach am Stimmkaſten entſchieden hat: daß der Farbige, daß Neger und Mulatten keine Menſchen, keine Perſonen ſeien, folglich im Staat Ohio nicht ſtimmen dürfen. Des Volkes Stimme iſt eben Gottes Stimme und ſo iſt es denn durch Gott conſtatirt, daß er im weiſen Staat Ohio blos die Weißen als ſeine Ebenbilder betrachtet und die Schwarzen als menſchenähnliche Thiere behandelt wiſſen will.

Alſo wäre denn die republikaniſche Partei, mit ihren Halbheiten, Heucheleien, Kaltwaſſerduſeleien u. Sonntags-Eſeleien, mit ihrem feigen Bramarbaſiren, conſervativen u. radikalen Palliativen, neben andern Staaten auch hier auf's Haupt geſchlagen und das geſchieht ihr ganz recht; daß aber durch dieſe Niederlage Herr Johnſon um ſo kecker ſich gebehrdet, daß Wallandigham und die Rebellen mit ihren Freunden triumphiren, das iſt wohl eben nicht ſehr erfreulich und nichts weniger als ein Zeichen der fortſchreitenden naturhiſtoriſchen Wiſſenſchaft und politiſcher Reform in jenen Staaten, wo die demokratiſche Partei den Sieg errungen hat.

Wohl, die Staatsmaſchine arbeitete während der Rebellion fort, ſie bewegt ſich trotz der ungelöſ'ten und ſchwer zu löſenden Reconſtructionsfrage und wird ſich noch lange fortbewegen, ſelbſt wenn die nächſte Folge ein Crawall in Waſhington und eine Raſſen-Metzelei im Süden ſein ſollte. Schwarz oder Weiß, das iſt nach dem Fall „des göttlichen Inſtitutes der Sklaverei" die große Frage in den nordamerikaniſchen Staaten.

Ha, der Schwarze ſoll ſtimmen, ſoll Aemter bekleiden, ſoll dem Weißen ebenbürtig ſein; er, der vor Kurzem noch Sklave war, und vom lieben Gott blos darum aus Afrika nach Amerika verſetzt geweſen zu ſein ſchien, um den edlen Weißen zu bedienen, um ſeine Felder zu pflügen, ihn zu raſiren, ſeine Stiefel zu putzen und Saamen zu liefern, um den life stock für den Sklavenmarkt zu vermehren! Wahrlich, kein anſtändiger Demokrat, der leſen und ſchreiben gelernt, wird ſich herablaſſen wollen, bei Tiſch an der Seite eines Negers zu ſitzen, mit einem Neger zu ſtimmen u. ſ. w. Ueber eine ſolche „fürchterliche" Kluft kann ſich blos ein Menſch erheben, der bei höherer Ausbildung ſeiner Denkfähigkeit mit Beſcheidenheit die Nichtigkeit ſeiner ephemeren Erſcheinung als Individuum im großen Ganzen anerkennt.

Der Sprung iſt gewaltig, der Sprung iſt gewagt — die militär. Nothwendigkeit — als Folge der civilen Dummheit u. Ungerechtigkeit — hat die politiſche zur Folge und da Intelligenz noch wenig vermag, werden im großen Gährungsprozeſſe Dummheit und Fanatismus das Ihrige thun, und dem Fortſchritt Vorſchub leiſten. Es ſcheint, daß auch dieſe Gährung in der Retorte des allgemeinen Stimmrechtes nicht ohne Blut vor ſich gehen werde. Was die Weißen dadurch im erſten Stadium der Kriſis gewinnen werden, iſt ſchwer zu ſagen. Just go a head! Wo blinde Leidenſchaft herrſcht, dort kann es keine Harmonie geben. Heterogene Elemente bekämpfen ſich ſo lange, bis das Schwächere durch das Stärkere zu Boden geſchlagen. So iſt es in der phyſiſchen, ſo in der moraliſchen Welt. Die ganze Natur iſt in ewigem Kampfe begriffen; ſie ſchafft, um zu zerſtören und zerſtört, um zu ſchaffen. Wo jetzt die Mitte des Oceans iſt, dort wird einſt ſeine Grenze ſein und ein neues Geſchlecht wird nicht wiſſen, daß es einen Koran, eine Bibel, eine Conſtitution und einen Sklaven-Coder gab, ſo wenig als wir von jenem Geſchlechte etwas wiſſen, daß vor dem kurzem Zeitraume von 20,000 Jahren gelebt, geliebt, gelitten und genoſſen hat. Der Menſch, eine Molecule der Natur, iſt der Feind des Menſchen; Einer gegen den Andern, viel Haß und wenig Liebe, Jeder ſich für die Achſe haltend, um welche die Welt ſich dreht, bekämpft ſich das Gabelthier ſeit ſeinem Erſcheinen auf dem Schauplatz des Lebens u. wird ſich ſtets u. zwar um ſo heftiger bekämpfen, je unwiſſender, je roher, je fanatiſcher er iſt, dieſer Menſch, das arrogante Ebenbild eines bibliſchen Pfuſchers. Wie die Nacht wechſelt mit dem Tag, ſo wechſelt ſeit den wenigen uns bekannten Jahrtauſenden Krieg mit Frieden, und die Zwiſchenräume des Friedens ſind ſelbſt bei vorangeſchrittener Civiliſation von kurzer Dauer, ſo lange es noch Könige, Päpſte und Pfaffen giebt. Leſet die Geſchichte und Ihr müßt es zugeben.

In Italien hat Garibaldi wieder ſein Schwerdt gegen den Papſt erhoben, deſſen Thron ſchon ein Mal gewankt hat und der Idee nicht lange fallen muß trotz aller Dummheit gläubiger Völker und Bajonete römiſch-katholiſcher Regenten. Napoleon iſt der böſe Geiſt den die Hölle geſandt hat, um den Fortſchritt zu hemmen. Trotz deſſen, daß ſelbſt Kaiſer der Vorzeit vor dem Papſte um Gnade bettelten, wird es doch jetzt der Kaiſer der Franzoſen ſein, der das Papſtthum ſchützt, anſtatt mit vereinter Kraft jenen Sündenthron der babyloniſchen Hure zu ſtürzen, und ihr Gut, der geſtohlenen, theils erſchlichenen Schätze und Güter der Kirche für Nationalzwecke zu verwenden. Aber — aber — Pfaffen bemühen ſich, Prinzen zu verdummen, um dumme Könige für ih-

Digitized by Google

re Zwecke zu benutzen. Daher iſt die Kirche noch immer eine Macht und ſchlägt auch hier in dieſer Republik Wurzel durch ihre Abirger des Ignoranz und des Glaubens, gepflegt durch die Hand ſchlechter Pfaffen. Auch hier ſtrebt die Kirche nach Macht; doch wird dieſes Streben durch die Zerriſſenheit des Chriſtenthums in allerlei feindſelige Sekten gewaltig paralyſirt; ſo daß der Fall des Chriſtenthums ſelbſt, nach einigen Jahrhunderten, eine weit größere Wahrſcheinlichkeit für ſich hat, als es eine herrſchende Macht der Kirche beanſpruchen kann. — Trotz des in den letzten Züden liegenden Pabſtthums, trotz Wachsthums des Romanimus in den Ver. Staaten, trotz der puritaniſchen Eſeleien und Beſtrebungen, die Republik in einen abſolut chriſtlichen Staat umwandeln zu wollen, trotz Frömmelei, Heuchelei und Kleiderausſtellungen in Tauſenden von proteſtantiſchen Kirchen, iſt das Chriſtenthum doch bereits dem Verweſungsprozeſſe anheimgefallen und ſo wie die Götter des Olympes werden in ſpäterer Zeit auch Jehova und der Gott der Chriſten der Geſchichte angehören. An den Trümmern der Peterskirche zu Rom wird der Antiquar einſt ſagen: „hier hat der Sündenthron der Päpſte geſtanden — Alles fällt mit dem Endlichen in der Welt.“

Am 23. trottirte ich, von meinem braven Setzer Chriſtian Vogler begleitet, nach dem Depot in der Pearlſtraße. Der Zug nach Indianapolis ſtand in Bereitſchaft und bald ging es fort in polterndem Galopp, zwiſchen Fluß und Kanal hin nach Lawrenceburg. Es giebt wenige Städte in den Ver. Staaten, die Cincinnati an Schönheit und Mannigfaltigkeit der Scenerien übertreffen, und keine, die ſich eines größeren Geſtankes von Seifenfabrikation u. Schweineſchlächterei rühmen kann. Beſonders ſtinkt es im „Weſtende“ der Stadt u. beſonders ſchön iſt die Partie des Ohioflußgebietes unſerer Königin des Weſtens u. bei Lawrenceburg. Deutſcher Fleiß hat die Hügelungen in Weinberge umgeſchaffen. Freundliche Häuſer mit Gärten und Villas erhöhen den Reiz der Landſchaft am Ohioufer, indeß es auch dem jenſeitigen Kentukyufer nicht an Spuren der Cultur fehlt, trotz des lange drückenden Hemmſchuhes der Sklaverei in dieſem Grenzſtaat.

Die Freiheit zieht ſichtbar immer mehr nach Weſten hin und mit ihr wohl auch die Rohheit, wovon man ſich häufig in Eiſenbahnwaggons überzeugen kann. In den Wagen erſter Klaſſe wird nicht nur geraucht (um einer filzigen Compagnie den Rauchwagen zu erſparen), ſondern mitunter auch geflucht und ich ſah erſt vor Kurzem eine Scene, wo ſich zwei Kerle an der Gurgel faßten und zu Boden warfen, ohne daß der Conducteur angehalten und die Ruheſtörer an's Land geſetzt hätte. Mag man mit Recht den Polizeiſtaat haſſen, ſo iſt doch Freiheit ohne Ordnung zu tadeln. Indeß der Polizeiſtaat keine Freiheit zuläßt, iſt es hier der Pöbel, der die Freiheit entehrt und gefährdet.

Indianapolis, die Großſtadt im Staat Indiana, hat einige gute deutſche Hotels, indeß der Deutſche, der kein Freund vom Kaſernenleben, in Chicago, der Großſtadt von Illinois, gezwungen iſt zu amerikaniſchen Häuſern Zuflucht zu nehmen, um Comfort und Reinlichkeit zu finden, für 3 bis 4 Dollars per Tag. Uebrigens offenbart ſich zu Indianapolis auch der Geiſt des Fortſchrittes durch eine gute, f r e i e deutſche Schule, durch einen Verein für Verbreitung radikaler Schriften, durch Journaliſtik, Turnverein, Komödienſpielen und — conditio sine qua non, geſchmackvolle Reſtaurationen und Salons, von denen Seltin's und Deſchler's die frequenteſten.

Via Lafayette und Ann Arbor nach Detroit gefahren. Beide jener Städte verſchönern ſich ſichtbar und Detroit iſt bereits eine Großſtadt. Zum Emporblühen des anmuthigen Ann Arbor trägt das Meiſte die dortige Univerſität bei, die von mehr als tauſend Studenten frequentirt wird. Welcher Unterſchied zwiſchen einem amerikaniſchen und einem deutſchen Muſenſohn, dem Studenten einer Hochſchule! Das burſchikoſe Leben kennt man nur in Deutſchland. Schade, daß der bummelnde und enthuſiaſtiſche Burſche zum Philiſter wird, ſo bald er ein Amt bekömmt. Und der amerikaniſche Student? Iſt geborner Philiſter, Jene abgerechnet, die ſich mit und ohne Univerſitäts-Bildung der Politik in die Arme werfen, um auf dem Wege der Zoll- und Poſtämter, der Staatslegislaturen und Congreßhallen, der Conſulats- und Miniſterſtellen d a s H ö ch ſt e zu erreichen, den Präſidentenſtuhl im weißen Haus, mit einem Jahresgehalt von 25,000 Dollars.

Wie lange wird ſich das amerikaniſche Volk noch den Vierjahrskönig im Filzhut gefallen laſſen, anſtatt den durch d i r e c t e Stimmenmehrheit des Volkes zu erwählenden Congreß, nach dem Einkammer-Syſtem, zu ermächtigen, ſeinen Vorſitzer und das Miniſterium zu erwählen? Kein Präſident, kein Veto; gleiches und allgemeines, nicht durch einzelne Staaten, d u r ch d e n C o n g r e ß zu beſtimmendes Stimmrecht der Bürger, direkte Beſteurung des liegenden und beweglichen Eigenthums in geometriſcher Progreſſion, abſolute Gewerbsfreiheit, keine Temperenz- und Sonntagsgeſetze — ſollten das nicht Principien ſein für eine künftige Fortſchrittspartei? Sollen wir nicht Alle im wahren Sinn des Wortes Demokraten und Republikaner ſein? Soll noch länger hin ſelbſt der Name einer Partei Humbug, oder Zeichen politiſcher Ignoranz bleiben? Hoffen wir das Beſſere.

Detroit, Canada gegenüber, am ſchiffbaren Fluſſe Detroit gelegen, iſt eine ſchöne und rührige Stadt. Günſtig gelegen verkehren hier viele Dampf- und Segelſchiffe mit den großen Seen und den vielen Städten an deren Geſtaden. Das deutſche Element iſt da ſtark vertreten. Obſchon ſich auch hier, wie überall, der orthodoxe Glaube breit macht, ſo giebt es doch keine Stadt in der Union, wo, im Verhältniß der Population, ſo viele radikale Schriften geleſen werden wie hier. Deutſcher Hotels wegen braucht man da nicht verlegen zu ſein. Das Hotel Mauch, und

gauz beſonders das Hotel Erichſen bieten Alles, was man auf Reiſen bedarf, um zufrieden geſtellt zu werden. Ich wohnte bei Erichſen, wo mir ein ſchönes Zimmer, guter Tiſch und freundliche Bewirthung den Aufenthalt ſtets ſehr angenehm machen.

Es erſcheinen in Detroit zwei deutſche Zeitungen und eine belletriſtiſche Monatſchrift; Böhnlein's Buchhandlung ſorgt für ſonſtige geiſtige Nahrung und wer mateeiell naſchen will, der gebt in die Conditoreien zu Winemann, Haſſelbacher und Müller. Verdirbt man ſich den Magen durch „zu Viel des Guten“ ſo findet man verläſſige Aerzte und gute Apotheken, beſonders die von Leuſchner, Dr. Scherer und Moſer.

Am deutſch-engliſchen Seminar fungiren 6 Lehrer, unter Feldner's Dieektion. Es wurde duech freiwillige Beiträge gegründet und gehört zu den gediegenſten der Union. Der Turnverein nimmt erfreulich zu und gehört nicht zu Jenen, die drei große C. an die Halle ſchreiben. Der Arbeiterverein baut eben eine neue Halle. Herr Bartenbach kaufte voe Kurzem einen Juden-Tempel und wandette ihn in ein Theater um. Ach, würde man doch alle Tempel jüdiſcher und chriſtlicher Ignoranz in Theater und Hallen dee Wiſſenſchaft verwandeln! Ein frommer Wunſch für dieſes Jahrhundert. Das Haus wurde während meines Hierſeins mit dem Stück: „Mathilde“ eröffnet, unter Regie von Eduard Fürſt. Detroit wird ſich nur dann einer guten Bühne erfreuen können, wenn ſich alle Kräfte in Einem Theater concentriren, aus dem der Dilettantismus verpönt und der Künſtler anſtändig honorirt wird.

November, 1867.

Ich feierte den Tag aller Heiligen in Detroit, ſah Schaaren von Rechtgläubigen aus der unteeen Schichte des Volkes, (wie man in Europa zu ſagen pflegt), nach den Kirchen wallfahrten, von denen wohl ſo Manchee aus inbrünſtigem Heezem für den heiligen Vater in Rom gebetet haben mag, vom chriſtlichen Wunſche beſeelt, daß Garibaldi recht bald der Teufel holen möge. Es hat ſo eben Jeder ſeine eigene Weiſe und — der „Weiſen“ giebt es nur Wenige.

Die Bahn von Detroit nach Toledo und Cleveland iſt ſehr gut und die Waggons ſind bequem und ſchön.

In Toledo fand ich, mehre hübſche neue Häuſer ausgenommen, in ſtatu quo. In Cleveland wird eben der hübſche Park im Centro der Stadt geviertheilt; das heißt durch zwei Fahrwege in viee kleine Quadrate getheilt. Perry iſt ſo glücklich, dee Straßenreform zu entgeben und ſeinen alten Platz, der Symetrie zur Ehre, in der Mitte der ſich durchſchneidenden Wege behaupten zu dürfen. Bei einer Fahrt in den Euklyd- und Hudſonſtraßen überzeugte ich mich wieder, daß Cleveland die ſchönſte Stadt des Weſtens iſt. Das deutſche ſociale Leben ſteht trotz der zahlreichen Bevölkerung noch immer unter Null. — Der Turnverein iſt im erſten Stadio der geiſtigen Entwickelung, indeß es hier noch immer keine deutſche Bühne giebt, trotz vieler Gebildeten die in der Stadt wohnen. Zerſtreute Elemente ſind genug da, doch will ſich Niemand finden, der ſie zu vereinigen vermag. An Logen und Unterſtützungsvereinen fehlt es ſich nicht und es giebt hier ſogar einen ungariſchen Verein zue Unterſtützung armer Landsleute. Nun, alle dieſe iſolirt da ſtehenden Verbrüderungen mögen für die Brüder und Mitglieder ihr Gutes haben; aber wo iſt der Gemeingeiſt, wo das gemeinſchaftliche Streben nach etwas Großem, Wahrem, Schönem? Wo iſt der Geiſt, der den alten Griechen nur einigermaßen gleichkäme? Nirgends. Parteien, ohne Platform wahrhaft freier und humaner Grundſätze; Sekten einſeitig und geiſtlos dem Weſen nach; Brüderſchaften ohne Bruderliebe; Geſellſchaften und Vereine, deren Hauptaufgabe: Biertrinken im geſunden Zuſtand und eine Geldſpende zur Unterſtützung der kranken Brüder und Veeeinsglieder. Außerhalb der Partei giebt es keine Freundſchaft, außerhalb der Kirche kein Seelenheil, außerhalb der Sekte keine Wahrheit, außerhalb der Loge keine Brüdee. Das iſt die Zerriſſenheit des amerikaniſchen Lebens hier im freiſten Staate des 19. Jahrhunderts!

Vor Kurzem ſtarb hier mein älteſter Bekanntee und vormaliger Agent der Fadel, Herr L. Emerich. Lieutenant unter Napoleon verehrte er den Völkerſchlächter bis in ſein hohes Alter; ein Feind der Pfaffen war er ein ſtets treuer Anhängee der demokratiſchen Partei, unbeachtet ihres Platformwechſels. Ein ſchlichtee und braver Menſch ſtarb er im 85. Jahre ſeines Lebens, geachtet und betrauert von Allen die ihn näher kannten.

Ein anderer Bekanntee, ein alter Junggeſelle, von Bildung und gutem Charakter, Herr Heydenreich, wurde während meines hieſigen Aufenthaltes begraben. So wenige Thränen dem Hageſtolzen gefloſſen ſein mögen, ſo ſehr weinte der Himmel, wie man zu ſagen pflegt, indem es während der Begräbniß ſtark geregnet hat.

Selig ſind die Todten. Laſſet ſie ruhen in Frieden und genießet das Leben ſo lange Ihr lebt! Ein gutes Glas Wein iſt der Genüſſe letzter nicht und ſo ging ich denn zu Seyler und Paul Schmidt, um mir in Cleveland doch Einen Genuß zu holen, u. das Triviale des Collektirens elender Papierwiſche, genannt Geld, zu würzen.

Wäre mir die Courtoisy der Cleveland Eiſenbahncompagnien nicht a posteriori bekannt geweſen, ſo hätte ich mich, gegen eine Anzeige in der Fadel, beim Herrn Superintendenten um eine Freikarte nach Columbus beworben. Eigentlich iſt es unklug (wenn man nicht, wie ich, beim lieben Gott verſichert iſt), mit einem Paß zu reiſen, da man dadurch auf Entſchädigung für einen Eiſenbahnunfall, oder

Digitized by Google

Wagenumfall (accident), Verzicht leiſten muß, um ſo mehr unklug, da ſich dergleichen fatale accidents in dieſem Lande der Freiheit ohne Ordnung ſehr häufig ereignen.

Was ſoll ich von Columbus ſagen? Daß ich hier in der Fabrik des Hrn. M. Krumm eine Blumenvaſe für mein Gärtchen gekauft habe? Das kann Niemand intereſſiren. Daß hier das Capitol des Staates Ohio iſt? Das weiß jeder Schuljunge. Daß dieſes capitolium eine geſchmackloſe, plumpe Baute? Das weiß Jeder, der es geſehen und Geſchmack hat. Daß hier viele deutſche Chriſten und mehre deutſche Juden wohnen? In welcher Stadt aber des Weſtens wohnen nicht viele deutſche Chriſten? Und wo ſind 6 Kleiderläden (clothing stores), von denen nicht 5 deutſchen Juden gehören? Obwohl Columbus eine hübſche und rührige Stadt, hat es mir hier doch nie beſonders gefallen und es wundert mich, daß es in dieſer Stadt noch Sieben giebt, die Geſchmack an der Fackel haben. Das freiſinnige Element iſt ſchwach vertreten, obſchon es da eine Turngemeinde und einen Schützenverein giebt; obſchon hier weiland ein Graff gepredigt, ein Clemen gewirkt und der vielgeleſene Weſtbote für das geiſtige Heil der Republik des Staates Ohio ſorgt. Es iſt doch ein wahres Unglück, und dennoch ein erfreulicher Troſt, wenn man ſich ſo überall in der Minorität befindet, und ſtatt bequem mit dem Strome mit fortwährender Anſtrengung gegen den Strom ſchwimmt. „Welch' ein Eſel muß ein ſolcher Menſch ſein, der Das thut?“ So mögen wohl gar Viele denken, die ſich natürlicherweiſe ſelbſt für keine Eſel halten. Nun, es haben eben ein jeder Mann und eine jede Frau ihren eigenen Kopf, und demnach auch ihre eigenen Gedanken und dieſe Gedanken ſind der Geiſt des Menſchen und das Aggregat dieſes Geiſtes in concreto macht den Zeitgeiſt. Ach, der Zeitgeiſt des 19. Jahrhunderts ſaugt noch an den Brüſten ſeiner Mutter und braucht Jahrhunderte, um Selbſtſtändigkeit zu erlangen. Nur Geduld! Nur nicht das Evangelium des Peſſimismus verkündigt! Mit der Zeit wird Alles kommen; ſelbſt neue Dummheiten, wenn die alten ſich werden ausgelebt haben.

Am 6. des Abends in Cincinnati angekommen und auf dem Wege nach dem Brighton Houſe einen 6jährigen Knaben überfahren, den die Vorſehung unter die Räder unſers Straßeneiſenbahnwagens gebracht hat, um ihm ſpäter die philoſophiſche Lehre beizubringen, daß man auch als Krüppel durchs Leben hinken und glücklich ſein kann.

Armer Junge! Arme Eltern! dachte ich und fühlte ſehr verſtimmt. Ein Moment entſcheidet über Glück und Unglück; über Wohl und Weh; über Leben und Tod.

Zu Hauſe wieder Alles heiter und froh. Sorgen und kleine Plackereien abgerechnet im Protokoll des Lebens, ſind wir blos Einmal vom Tode heimgeſucht worden, als er ſich unſern Erſtgebornen zum Opfer auserlas. Das Unglück der Blindheit von zwei Töchtern war von kurzer Dauer und belohnte reichlich durch das wiedererhaltene Augenlicht derſelben. Sollte ich da murren gegen ein Schickſal, weil ich nicht reich bin? Kann man denn in der Miethe nicht ebenfalls comfortabel wohnen? Iſt nicht das ganze Leben ein Miethscontrakt, aus dem man ohne Kündigung des Hausherrn ausziehen muß, oder ſogar hinausgeworfen wird? Soll man über Armuth klagen, wenn man an Nichts Mangel leidet, was zum Leben gehört, und nothwendig iſt, um es einigermaßen angenehm zu machen? Das wäre eben ſo ungerecht wie unvernünftig; beſonders für einen gi devant Rationaliſten-Redner zu Gotham, dem großen Bedlam reicher geiſtiger Verheißungen und bettelhafter Errungenſchaften auf der Rutſchbahn des geiſtigen Fortſchrittes.

Von Cumminsville jeden Vormittag im ſchönen Mill-Creek-Thale nach dem Brighton Houſe, von hier durch den wohlriechenden Theil von Porkopolis am weſtlichen Ende nach der Office in der Mainſtraße gefahren, ſo man der vielen clothing stores wegen daſelbſt füglich auch Judengaſſe nennen darf; wie ein Tretgaul, ſtets Dieſelbe Linie bezeichnend, zur Poſt gegangen; bei Eith oder Schwenck geluncht und ein Glas Rhein- oder Ungarwein getrunken; zuweilen auch über Backhaus's Apotheke, im Juden-Caſino des freundlichen Wirthes Wiſe, eine gute und koſchere Taſſe Caffee getrunken und Nachmittags retour gefahren — das iſt das große Programm meines zeitweiligen kurzen Aufenthaltes zu Hauſe. Möchte wohl wiſſen, wie oft ich die Welt hätte umſegeln können, nach Zeil und Meilenzahl meiner poetiſchen Wanderungen in Europa und proſaiſchen Streifzüge in Amerika. Und ſtets (bis jetzt) mit heiler Haut davongekommen. Iſt Das nicht ein ſicheres Zeichen, daß der liebe Gott am Fackler ein Wohlgefallen hat? Oder kann ein Sperling ohne ſein Wiſſen vom Dache fallen? Kann es einen Kopf geben, deſſen Haare (oder Wolle) von ihm nicht gezählt ſind? Kann der Blitz in eine Kirche ſchlagen und andächtige Beter tödten, ohne ſeinen heiligen Willen? Kann ein Ocean Schiff und Mannſchaft in der Fluth begraben ohne ſeine Allmacht? Kann es einen Gott geben, der nicht einen andern noch mächtigeren Gott zum Schöpfer hätte und von dieſem beeinflußt wird? Ad infinitum! Oder ſind auch die Regeln unſeres Gottes — des Zweiten in der göttlichen Genealogie — nicht ohne Ausnahmen? Nun, das mag ſich Jeder ſelbſt beantworten. Unfehlbaren Aufſchluß darüber kann blos ein kaukaſiſcher Menſch geben, der Theologie ſtudirte, eine erhabene, infallible Wiſſenſchaft, die den Materialismus bereits beſiegt hat. Traut man alſo ſeinem eigenen profanen, wenn auch nicht gerade lümmelhaften, doch laienhaften Urtheile nicht, ſo wende man ſich nicht an Leute wie Vogt, Moleſchott oder Büchner, auch nicht an Aſtrologen, ſondern an die verwandten Geiſter dieſer Letzteren, an die unfehlbaren, „univerſitätsgeſchuhten“ Theologen, an die Gottesgelehrten. Iſt es nicht ſo, Herr Paſtor Schäfer? Iſt es anders, lieber Landsmann aus Oberſchützen, Herr Prediger Polſter? Ach, warum kann nicht Jeder Theologie

Digitized by Google

ſtudiren? Hätte ich z. B. dieſe „Wiſſenſchaft des Glaubens“ dieſe contradictio in contradicto ſyſtematiſch ſtudirt, anſtatt, mit dem Ehrwürdigen Bretſchneider an der Hand, privatim hineinzupfuſchen, ſo wäre mir die Exiſtenz Gottes Evidenz und jeder natürliche Widerſpruch löſ'te ſich mir in theologiſche Wahrheit auf.

Narrheit! Das römiſche Drama von 1867 iſt ausgeſpielt. Garibaldi gehumbugt von einem Schaafskopf; getauſcht vom Volk, dem großen Eſel; überfallen von einem Banditen und beſiegt durch eine Combination von Blödſinn, Schlechtigkeit, Verrath und Dummheit. Dennoch wird die alte babyloniſche Metze fallen und endlich die Freiheit erſtehen! Alles braucht ſeine Zeit. Alles wechſelt in der Zeit.

Am 12. November machte ich mich wieder reiſefertig, um die große Tour nach dem Oſten anzutreten. Hätte ſich die Geographie der Ver. Staaten nicht ſtereotyp in mein Gehirn eingeprägt, ſo würde ich Appelton's Guide zur Hand genommen haben, um den Reiſeplan zu entwerfen. Ich warf mich denn blos im Geiſte nach den öſtlichen Staaten hin und zeichnete mir folgende Reiſeroute vor. Via Parkersburg, W.Va. nach Wheeling und Pittsburg, Pa. Von da via Meadville, Erie, Dunkirk, N. Y., Buffalo, Niagara, Rocheſter, Troy, Springfield, Maſſ. nach Boſton. Von hier durch den Staat Connecticut nach New York, Newark, Philadelphia, Pa., Baltimore, Md., Washington D. C. und über die Allegheny Gebirge via Pittsburg nach Cincinnati. Iſt das nicht eine intereſſante Tour? Wenn nur der kalte Dezember nicht vor der Thür wäre! Im Winter ſollte in Gegenden wie die unſrige, jedem Menſchen ein Pelz wachſen, um ſich im Frühling wieder zu haaren. Konnte die Natur manchen Thieren dieſen Vorzug geben, warum nicht auch dem Menſchen? Na, um den Kürſchnern ein Feld zu öffnen. Zu bedauern iſt blos, daß ein Zobelfell, ein Mink, eine Grimmziege, ein Aſtragan u. ſ. w. ſo hoch im Preis, daß ſie blos reiche Leute kaufen können und für Arme, die nicht minder frieren wie Reiche, ſelbſt die Pelze von einheimiſchen Katzen und Schaafen zu theuer ſind. So friere man denn, und danke dem lieben Gott, wenn man nicht erfriert!

Die erſte Station der erhabenen Collections-Tour war Chillicothe. Der Bergkranz dieſes ſchön ſituirten Städtchens war entblättert. Alles im Thale düſter und öde; nur der Himmel war heiter und die Sonne ſandte milde Strahlen herab auf unſern Planeten; ſie kokettirte gleichſam ein Troubadour im 60. Lebensjahre mit der Mutter Tellus.

Wer bei günſtiger Saiſon von Cincinnati aus eine angenehme kleine Excurſion machen will, dem ſei die Fahrt auf der Marietta- und Cincinnati-Eiſenbahn empfohlen nach Chillicothe und Portsmouth, im ſchönen Sciotothale. Den Rückweg mache man auf dem „belle riviere“ per Dampfboot. Wohl findet man da nicht das Großartige der Scenerien, wie z. B. im Lehighthale, in Pennſylvanien; keine hohen, pittoresken Bluffs, wie die am Hudſon und Obern Miſſiſſippi; doch anmuthige Thäler, die das Auge angenehm berühren und durch ihren Geiſt der Ruhe und des Friedens das Herz in ruhige Stimmung verſetzen.

In früherer Zeit, als noch keine Schienen gelegt waren, habe ich die Reiſe im Sciotothale öfter per Stage gemacht; ein Vergnügen, das ich mir gerne in der Erinnerung vergegenwärtige. Ja, per Stage geht es langſam und bei ſchlechten Wegen eben auch nicht ſehr ſicher; aber es iſt nur der Poſtwagen, wo der lebensfrohe Reiſende leicht Bekanntſchaft macht und mit ſo mancher intereſſanten Dame in nahe Berührung kömmt. Mit dieſen Berührungen hat es bei mir geſchellt. Jetzt liebe ich ſchnell zu fahren; jetzt lauſche ich in mich gekehrt dem Geraſſel der Wagenräder; genieße die Gegend, wo ſie ſich zuweilen reizend präſentirt, lebe iſolirt in einer Ideenwelt, ohne den Stachel der Leidenſchaft ruhig und glücklich; beſchleicht mich zuweilen Apathie und Ekel, ſo nehme ich Zuflucht zu meinem Seneca. Alles hat ſeine Zeit. Alles iſt eitel, ſagt Salomo. Mag Alles ſeine Zeit haben, ſo iſt doch jene Zeit nicht gekommen, wo mir Alles eitel erſchiene. Noch hat das Leben, trotz Aſthma und Dyspepsia, Reiz für mich und noch Manches iſt unvollendet, was ich vor der großen Reiſe nach dem Atomenall auf der Erde gerne vollenden möchte. Und bleibt es unvollendet? Nun, ſo tröſtet mich das wahre Wort, daß Alles Stückwerk.

Nach flüchtigem Aufenthalt zu Portsmouth machte ich Marietta meine Abſchiedsviſite und fuhr nach Parkersburg. Im Waggon auf dieſer Fahrt befand ſich ein edles Bruderpaar: ein Amerikaner, der zum Heile armer Seelen allerlei Traktätchen mit ſich führte; ſogar „dutch ones,“ und ein Agent des Dr. J. R. Newton, eines praktiſchen Arztes, der wie Jeſus und Hohenlohe „Blinde ſehend“ und „Lahme gehend“ macht; blos durch Auflegen der Hände. Der Unterſchied zwiſchen dem Nazarener Doctor und dem von Parkersburg iſt blos dieſer, daß Jener im Namen ſeines Vaters gratis heilte und Dieſer nach Verhältniß des Vermögens des Patienten ſich bezahlen läßt. Taubheit iſt die ſchwierigſte Krankheit für den Doctor zu heilen. Mit Augenkrankheiten, Hirnkrankheiten, Huſten, Veitstanz, Rheumatismus, Nervenſchwäche, Bronchites, verdorbenen Säften, Leber-, Lungen- und Herzbeſchwerden geht es leichter von ſtatten.

Zu Parkersburg machte ich mit Hrn. Brandt einen Spaziergang nach ſeiner Steinöhl-Raffinerie. Vor Kurzem zerplatzte hier durch Entzündung eine große eiſerne Retorte und tödtete vier Perſonen. So ſind die Wege aus dem Leben verſchieden und mannigfaltig. Der Tod iſt, ſo wie das Leben, an unabänderliche Geſetze gebunden und fordert ſeine Opfer.

Bei günſtigem Wetter in Wheeling angekommen hatte ich Zeit genug, um zu collectiren und mit dem Nachmittagzug nach Pittsburg zu fahren. Ich hatte noch Zeit genug

Digitized by Google

den radikalen Louis Keller zu beſuchen und in Rennee's Hotel ein gutes deutſches Mahl einzunehmen. Radikaliſſimus iſt Chemiker geworden und beſchäftigt ſich jetzt mit der Frage, aus wie vielerlei Waſſer ein Pfaffe beſtehen müſſe, um competentee Seelſorger zu ſein; ferner aus welchen Beſtandtheilen die Seele des Menſchen beſteht, die durch alle Räume hindurch, luſtgeſüßt, oder hermetiſch geſchloſſen, den Weg nach dem Himmel findet, und wie viele Schurken auf Einen Vernünſtigen und Gerechlen kommen.

Ein ſonderbarer Kauz dieſer Louis, den der Radikalismus am Ende noch zum Aſtrologen machen dürfte, was für Wheeling ein großes Glück wäre, ſintemalen hier keine Geiſtee mehr klopfen und ſo die Menſchen ſich ſelbſt überlaſſen ſind, ohne durch unfehlbare Medien aus der andern Welt und von den Gräbern ſichere Kunde zu erhalten. Alſo, du radikaler Feind der Theologie, treibe Aſtrologie und ſage den Leuten die Wahrheit; nicht die bittere, die ſchmerzt, ſondern die ſüße, die Jeder gerne hört, und du wirſt der aufgeklärten Chriſtenwelt nützen und — briſante Geſchäfte machen.

Ein Bus brachte mich über die impoſante Drahtbrücke hinüber nach dem Eiſenbahndepot und kaum hatte ich da ein halbes Dutzend roher Auſtern verſchluckt, kam das Eiſenroß herangeſtürmt und fort ging es in Zwanzigmeilendampfſtieſeln nach Pittsburg.

Das Ruſh-Haus hat den Vortheil, daß es nahe am Depot gelegen iſt und dem Reiſenden gut meublirte Zimmer bietet, mit oder ohne Koſt. Die Lage iſt jedoch in ſofern etwas unbequem und unheimlich, da ſich in der Nähe zuweilen Gauner herumtreiben, die auf die Börſen Jagd machen, die ihnen hier ſpät Abends in die Hände fallen. Bange machen, dachte ich, gilt nicht und ſo ſtieg ich denn im Ruſh-Hauſe ab und hatte ſogar die Courage, einige Mal des Abends den ominöſen Elevator zu paſſiren, wo man vor Kurzem einen Menſchen kalt gemacht hat.

Es freut mich, ſagen zu können, daß Pittsburg ein gutes deutſches Theater hat. Das Haus iſt niedlich; das Orcheſter mit guten Kräften beſetzt. Es läßt ſich erwarten, daß die Direktion A. Charles den Winter hindurch ſtets volles Haus haben wird. Man eröffnete den Ciklus am 20. Nov. mit einem Stück von Charlotte Birchpfeiffer: „Die Waiſe von Lowood." Ein intereſſantes Charaktergemälde. Frau Wollenberg Rhode, als Jane Lyre, ſpielte ausgezeichnet; ſie erinnerte mich ſehr an weiland Fräulein Grahn, als ſie zu St. Louis gaſtirte. Eben ſo rühmlich verdient Herr Herrmann, als Lord Rocheſter, erwähnt zu werden. Auch Frau Müller, als Lady Clarens, ſpielte ſehr brav. Herr Kunſt, L. Klotz, Th. Klotz, Frau Lange und Frau Klotz, als Mrs. Reed, trugen das Ihrige bei, um meine Erwaetung von einer Pittsburger Bühne zu übertreffen. Das Orcheſter iſt unter Direktion des Herrn H. Ziiterbart. Das Haus war mit einem ſehr anſtändigen, zum Theile faſhionablem Publikum gut beſetzt. Herr Walter aus Biemingham hatte die Güte, mich nach dem Hotel zu begleiten, was mir ſowohl ſeiner Geſellſchaft wie der „Gaunerreporte" wegen ganz erwünſcht war.

Der Turnverein zu Pittsburg hat auf Actien von 80 bis 500 Dollars eine Halle gebaut, deren Koſten ſich auf circa 40,000 Dollars belaufen. Den Bau leitete Herr A. Benz und Herr J. F. Walter beſorgte die Stukkaturarbeit. Die Eröffnung wird wahrſcheinlich zu den nächſten Weihnachten ſtattfinden.

Auch die Gemeinde der äußerſten Linken zu Birmingham, Pittsburg gegenübee, hat ihrem unſichtbaren Gott ein Haus gebaut, mit einem hohen Thurm, als Meilenzeiger nach dem Aufenthalt der unſterblichen Seelen im Himmel. Der Saame, den hier vormals Prediger Zimmermann geſtreut hat, war ein guter Saame, ein Saame, aus dem ſich die Blüthe des ſelbſtſtändigen Gedankens entwickelt. Möge Herr Polſtee, der die Dogmatik eines Tholuk über Bord geworfen, des braven Zimmermanns begonnenes Werk der geiſtigen Aufklärung „erwachſener Kinder" fortſetzen und den Krebsgang verabſcheuen, der anſtatt nach vorwärts rückwärts ſtrebt!

Das Sonntagsgeſetz wird in Pittsburg ſehr ſtreng gehandhabt; ſo wie der Staat Pennſylvanien überhaupt eine feſte Burg des Glaubens iſt. Zu bedauern iſt blos, daß der chriſtliche Staat ſich in Glaubensſachen Rechte anmaaßt, die ihm, laut proclamirter menſchlicher Gewiſſensfreiheit, durchaus nicht zukommen.

Alle Geſchäftsläden, beſonders Trinklokale, feſt geſchloſſen; Letztere jedoch zuverläſſigen Bekannten „von Hinten offen" Und ſo wird denn doch auch am heiligen Schabbes getrunken, ja mitunter ſogar geſoffen, was die Thatſache beweiſ't, daß ich eines Sonntags, wo es ſo ſtill war wie in einer Straße von Pompeji, in Pittsburg zwei beſeſſene, und zu Birmingham Einen zu Geſicht bekam. Alle drei Amerikaner. Die zu Pittsburg und Jener zu Birmingham machten ſogar Jagd auf mich, ſo daß ich meine Schritte verdoppeln mußte, um den Kerlen zu entkommen. Polizei war weder da noch dort zu ſehen. Während der drei übrigen Tage meines Aufenthaltes daſelbſt ſah ich keinen Betrunkenen. Der Schluß betreff des Sonntagsgeſetzes ergiebt ſich von ſelbſt.

Lehrt und prediget Moral und Mäßigkeit!! Doch ſeid nicht ſo dumm zu glauben, man könne Moralität und Mäßigkeit durch Zwanggeſetze fördern und erzwingen! —

Es geht doch Nichts über die Conſequenz vieler unſerer radikalen Pfaffenvertilger. Der Eine iſt frei von Aberglauben und blindem Glauben; hat aber das Loos, eine gläubige Frau zur Kirche begleiten zu müſſen, um den Hausfrieden nicht zu ſtören. Ein Anderer iſt frei, und geht zur Kirche des Geſchäftes wegen. Andere ſind ebenfalls frei und hegen den Wahn, man müſſe die Kinder in die Sonntagsſchule ſchicken, da Religion mit zur Erziehung gehöre.

Zu Allegheny-City habe ich des Sonntags zweien mei-

ner eifrigſten Anhänger und Leſer der Fackel einen Morgenbeſuch abgeſtattet. Die Frau des Einen kam eben aus der Kirche; die Kinder des Andern baten den Vater um einen Cent für die Sonntagsſchule. Ach, ach, und weh. — Von da ging ich nach der Turnhalle und hier — konnte ich bei einer Debatte hören, was ich nie gedacht hätte, daß es möglich ſei. Das Thema war: „Iſt das Sonntagsgeſetz zum Wohl der Freiheit, oder nicht?“ Selbſt die Frage ſtellt einen Turnverein in ſehr ungünſtiges Licht. Wenn man aber hört, daß zwei Turner für das Sonntagsgeſetz ſind, weil das Volk noch nicht reif ſei für einen freien Sonntag, und Einer dagegen, und die Uebrigen die Debatte gleichgültig dahinnehmen, dann möchte man rein des T—ls werden. „Und dennoch dreht ſie ſich.“

Kirche — Sonntagsſchule — Sonntagsgeſetz — dieſe drei hängen ſo eng zuſammen, daß Jener, der die Kirche unterſtützt und die Kinder zur Sonntagsſchule ſchickt, das Sonntagsgeſetz als nothwendige Folge ſchweigend hinnehmen ſollte, anſtatt über Sonntagszwang zu klagen. Menſchen, wollt Ihr denn gar nicht conſequent in euren Handlungen ſein?

Daß mich zu Birmingham ein Betrunkener überfiel, habe ich bereits geſagt. Ich flüchtete vor der Beſtie in einen Straßen-Eiſenbahn-Wagen und fuhr zu einem alten Freund, dem Poeten, Schuhmacher G. F i ſ ch e r. In ſeiner Geſellſchaft fuhr ich zu Schattong und zu Franz, dem Winzer. Eine intereſſante Fahrt in den rauhen Bergen am Monongahela.

Ich habe dieſes Mal zu Pittsburg vier Tage lang verweilt; denn die Abonnentenzahl hat daſelbſt und in den Nachbarſtaaten bedeutend zugenommen. Das iſt der Saame Zimmermann's, der Früchte trägt.

Von Pittsburg reiſ'te ich nach Meadville, in der Oehlregion von Pennſylvanien. Auch hier hat die Fackel wackere Freunde, was im chriſtlichen, orthodoxen Staate des braven Penn allerdings zur Ausnahme gehört. —

Das iſt doch, in der That, eine liederliche Wirthſchaft der Pittsburg-, Fort-Wayne-Eiſenbahn-Geſellſchaft! Man verkauft Karten zu Pittsburg nach Meadville, via New-Caſtle. Der Zug verließ um 2 Uhr N. M. das große und elegante Depot, brachte uns über die Allegheny-Brücke nach Allegheny-City und ſetzte uns hier an's Trockene, da es glücklicher Weiſe eben nicht geregnet hat. Zwiſchen Kiſten und Fäſſern placirt ſaßen wir nun da, wie arme Sünder, bis endlich nach einer vollen Stunde der Zug herangeſtürmt kam. Zu Transfer hatten wir abermal eine halbe Stunde zu laviren. Endlich kam ein langer Kohlen-Train mit einem eleganten Paſſagierwaggon im Schlepptau. Es war 1 Uhr des Nachts, als wir im Depot von Meadville ankamen. Ich blieb im Depot, in McHenry-Hauſe, und hatte für $3.50 per Tag, Urſache, ſowohl mit Wohnung wie mit Koſt zufrieden zu ſein.

Herr D. Schreiber hatte die Güte, mich bei meiner Runde zu begleiten. Das deutſche freiſinnige Element iſt hier ſtark vertreten und wenn es in der Macht des eifrigen Maurers Schunk läge, ſo könnte hier nie eine deutſche Kirche beſtehen. Wohl, es giebt eben verſchiedene Menſchen, und viele, denen die Kirche Bedürfniß iſt und die des Gängelbands eines Pfaffen bedürfen, da ſie allein nicht im Stande ſind den Weg durchs Leben nach dem Himmel zu finden, wohin ſie par tout kommen wollen. Freund Wälte, der liberale Brauer, hat dem Wittwerſtand Lebewohl geſagt und eine intereſſante und gebildete deutſche Dame, aus Cleveland, zur Gattin genommen.

Es ſind hier mehre nahmhafte deutſche Geſchäfte, z. B. die Gerberei des Hrn. Benz, drei Brauereien, die Conditorei des Hrn. Greeble, das Uhrengeſchäft von Wurſt und Macher und als Wurſtmacher darf man wohl den Metzger Hiller erwähnen.

In Keener's Salon einen ſehr vergnügten Abend zugebracht, in Geſellſchaft von intelligenten Deutſchen.

Das Oehlgeſchäft iſt gut, doch liegt das Geſchäft der Küfer darnieder, da das Oehl nicht mehr in Fäſſern, ſondern meiſt in großen Bütten (tanks) verſchickt wird.

Von Meadville ſetzte ich meine Tour, via Corry, nach Erie fort. Die Waggons in der Oehlregion ſind ſehr elegant; doch die Paſſagiere mitunter ziemlich rauh. So hatten wir auch jetzt ein Subjekt an Bord, der fluchte, laut lachte und ſeine Bewunderer fand. Zu meiner Freude verließ er bald den Zug und ſchied mit dem Ruf: good by, Gentlemen, I am a Democrat!— Eine große Ehre, in der That! — Etwas Ariſtokratie wäre ſolchen Charakteren ſehr zu wünſchen; denn — „Rohheit und Unwiſſenheit ſind die Klippe der Freiheit.“ Mit Ekel über dieſes Exemplar amerikaniſcher Souverainetät erfüllt, nahm ich auf der Fahrt nach Erie Zuflucht zu meinem Seneca. Ein Auszug von dem Geleſenen mag, als geiſtiger Streifzug, für den Leſer von Intereſſe ſein. Seneca iſt Deiſt und es iſt auffallend, wie er den Schein des Atheismus zu vermeiden ſucht, dem er eigentlich gänzlich ſelbſt verfallen iſt, ohne es zu bekennen. So ſagt er z. B. im 2. Buch der Naturfragen: Man glaubt nicht, daß Jupiter, den wir im Capitol und anderen Tempeln verehren, den Blitz mit ſeiner Hand ausſende; ſondern man verſteht unter Jupiter den Leiter und Beſchützer des Univerſums, die Seele und den Geiſt, den Schöpfer und Herrn der Welt, dem j e d e r N a m e zukömmt. Willſt du ihn F a t u m nennen? Du wirſt nicht irren. Von ihm emaniren alle Urſachen der Urſachen. Willſt du ihn V o r ſ e h u n g nennen? Du wirſt ihn richtig benennen. Denn durch ſeinen Rath wird dafür geſagt, daß Ordnung im Weltall herrſche. Willſt du ihn N a t u r nennen? Du wirſt dadurch nicht ſündigen. Denn ſie iſt es, aus der Alles entſteht, durch deſſen Geiſt wir leben. Willſt du ihn W e l t nennen? Du wirſt dich nicht irren. Denn Alles was du ſiehſt, iſt Er, aus ſich ſelbſt ſchaffend, ſich ſelbſt erhaltend, durch eigene Kraft.

Digitized by Google

Nun, wenn das nicht reiner Atheismus iſt, ſo weiß ich nicht, welche Definition man ihm geben ſoll und geben kann. — Nimmſt Du keinen perſönlichen Gott außerhalb der Natur, keine übernatürliche Urſache der Exiſtenz der Welt an, ſo biſt du Atheiſt, ſo ſehr du dich auch bemühen mögeſt, dich einen Deiſten, einen Gottgläubigen zu nennen. Ausgezeichnet ſagt Seneca im 3. Buch: „Man vertraue nie dem Glück und verzage nicht im Unglück. Warum brüſteſt Du dich? Weißt Du, wohin dich das Schickſal führen wird, das dich auf die höchſte Stufe erhoben hat! Das Uebel nimmt ſeinen Lauf nach Beſſerem und das Angenehme verwandelt ſich in Unangenehmes. — Alle Staaten ſind mitten in der Blüthe zerfallen. Die meiſten Dinge erſcheinen groß, weil der Menſch ſelbſt klein iſt. Es giebt gar Viele, die Städte und Völker ihrer Botmäßigkeit unterworfen haben; aber ſehr Wenige, die ſich ſelbſt beſiegen. Was iſt das Vorzüglichſte? Den Geiſt über die Drohungen und Verheißungen des Schickſals erheben; das Unglück mit Ruhe ertragen; denn Alles kömmt ja durch die Vorſehung Gottes.(!) Städte werden in Jahren gebaut, die Stunde kann ſie vernichten. Der Wald brauchte viel Zeit, um zu entſtehen; ein Moment genügt für die Aſche. Der neugeborne Knabe iſt bereits an das Geſetz des Bartes und der grauen Haare gebunden — denn der geſammte Körper und ſein Wachsthum ſind durch die kleinen und verborgenen Lineamente bedingt. —

Dieſe wenigen Sätze genügen, dem Leſer ein großes Feld für Betrachtungen zu eröffnen.

In Erie, Pa., begegnete ich auf meiner flüchtigen Runde zwei Bekannten, einem Arzt und einem Redacteur, die mir etwas *Nichtsneues* unter der Sonne eines Pfaffen mittheilten, der vor Kurzem zu Erie als Profeſſor Julius *Degemeier* figurirt und in beſonderem Anſehen geſtanden hat. Sintemalen aber weder das Studium der Theologie, noch der Titel eines Profeſſors weder gegen Thorheit, noch gegen Schlechtigkeit eine abſolute Aegide ſind, ſo iſt denn auch dieſer geiſtliche Herr, trotz ſeiner Gottesgelahrtheit, in die Schlingen des Teufels gefallen und ließ ſich zu allerlei Schwindel und Betrug verführen, weßhalb Se. Ehrwürden laut einer Correſpondenz aus North Eaſt, vom 27. Nov. 1867, zu Naſhville in die Falle gingen und arretirt wurden. Ein altes Sprichwort ſagt: „Der Krug geht ſo lange zum Brunnen bis der Henkel bricht" und: „Ehrlich währt am längſten." Das Laſter iſt ſtets verabſcheuenswerth; aber am häßlichſten erſcheint es dann, wenn es von Perſonen verübt wird, die Religion lehren und Moral predigen.

Von Erie fuhr ich via Dunkirk nach Buffalo. Erie ſowohl wie Dunkirk, N. Y., haben ſich in den letzten zehn Jahren bedeutend erhoben. Letztere Stadt hat bereits an 10,000 Einwohner. Eine Eiſenbahn, welche von hier direkte nach Pittsburg gebaut werden ſoll, wird viel beitragen zur ferneren Hebung der Stadt. Auch die Lage derſelben, am Erie-See, iſt ſehr anmuthig. Das Sigel-Haus des Herrn Peter gehört zu den beſten in Amerika. Ich habe da einen chriſtlichen Schabbes zugebracht. Obſchon es in den Straßen ſtill und öde war, ſo ſah man doch, daß die Mucker hier das Terrain noch nicht erobert haben; denn man trinkt und ſpielt, auf deutſche Weiſe, bei offenen Thüren. Das Sigel-Haus iſt Sonntags ein förmliches deutſches Caſino. Ich hatte da in Geſellſchaft einiger Bürger einen ſehr vergnügten Abend. Auch ward mir das Vergnügen zu Theil, im Laden der Hrn. Gebrüder Koch den Ortspaſtor, Hrn. Schäfer, kennen zu lernen, von dem ich in Erfahrung gebracht, daß „der Materialismus" bereits durch die Wiſſenſchaft beſiegt ſei. In der That? Herr Paſtor! Sie werden mir wohl erlauben, dieſen Sieg der Wiſſenſchaft in Zweifel zu ziehen und zu behaupten, daß „Stoff und Materie" in neuerer Zeit eine bedeutende Rolle in der Wiſſenſchaft ſpielen und ganz beſonders in die feſte Burg der Theologie ſehr bedenkliche Breſche geſchoſſen haben.

Die Stofflehre verhält ſich zur Theologie wie die Magenleere zu einer kunſtgerecht zubereiteten Mahlzeit. Entſchuldigen Sie dieſen trivialen Vergleich, zu dem mich die ausgezeichnete Küche in Grüner's Hotel zu Buffalo geführt hat. Ja, dieſer gottloſe Materialismus, der die Welt entgeiſtert und dem geiſtigen Menſchen einen Spiegel vorhält, wo die Erde als Schlachterhaus erſcheint, wo ein Thier das andere auffrißt, um zu leben und Leben zu ſchaffen und wo der Menſch, das civiliſirte bipes, den großen Vorzug hat, ſämmtliche Thiere ſeinem Gaumen kunſtgerecht genießbar zu machen; daher er, das Ebenbild Gottes, auch par excellentiam a posteriori mehr ſtinkt als jedes andere Geſchöpf auf Erden!

Buffalo iſt eine große Stadt, mit — ich weiß nicht — wie vielen Einwohnern. Die Zahl der Deutſchen iſt Legion und die deutſche Induſtrie manifeſtirt ſich vom feinſten Handſchuhmacher bis zum ordinärſten Chiffoniere, der Lumpen und altes Eiſen in Wägelchen transportirt, die durch Hunde gezogen werden. Ich habe dieſe „Hunde-Equipagen in keiner andern amerikaniſchen Stadt noch geſehen. Die Civiliſation hat demnach die höchſte Spitze erreicht. Ihr armen Hunde! Nicht genug, daß man Pferde quält und Ochſen und Eſel ſchindet; auch Ihr müßt dem Menſchen als Laſtthiere dienen!

Buffalo hat neben namhaften deutſchen Geſchäften aller Art zwei deutſche Theater, deutſche Zeitungen, einen Turnverein und einige große Brauereien. Für das *geiſtige* Turnen wurde da noch wenig gethan; indeß das *geiſtliche* Turnen bedeutende Fortſchritte macht. Jenes ſoll uns die Erde erobern; Dieſes den Himmel. Ach, den Himmel — wo iſt denn eigentlich der Himmel? Nun, ganz gewiß *oben*. Iſt es aber weniger gewiß, daß der Himmel auch *unten* iſt? Nur ein Idiot kann das bezweifeln. Doch wie da hineinkommen? Das magſt du erfragen bei Orakeln und bei Theologen, die Alles wiſſen und nie gelo-

Digitized by Google

gen. Auch Politiker lügen nie und treiben blos oft böſes Spiel. Das große Spiel zwiſchen Congreß und dem Präſidenten iſt noch immer nicht ausgeſpielt. Der Pfirſig-Prozeß (impeachment) iſt noch immer in der Schwebe und es wird ſich höchſt wahrſcheinlich noch herausſtellen, daß trotz alledem Se. Excellenz der conſervative Schneider ein ſmarterer Politiker iſt als der „ridiküle" Congreß. Den Jeff. Davis wollte das Volk auf einen ſauren Apfelbaum hängen; der Congreß den Herrn Johnſon auf einem Pfirſigbaum. — Beide werden ſiegreich aus der Klemme kommen und der amerikaniſche Radikalismus wird zur Farce werden. Vous verrez.

Während des letzten Krieges wurden 300 Kirchhöfe angelegt, in denen 300,000 Soldaten verfaulten. Und Jeff. Davis lebt noch! Jetzt beſteht unſere Armee blos aus 56,500 Mann, unter denen 34,000 Rekruten. Da uns der Süden ohnmächtig zu Füßen liegt, ohne Hoffnung ſich je wieder mit Waffengewalt zu erheben; da wir Länder kaufen anſtatt zu erobern und Papier genug haben, um Bonds und Geld zu fabriciren, da man in der ganzen Welt Schulden, die man nicht bezahlen kann, unbezahlt läßt und unſere Republik auch zur Welt gehört, ſo wird dieſer Militär-Etat wohl für eine Weile genügen und das Militär-Budget von 77 Millionen Dollars für 1868 iſt für eine große Nation blos eine Bagatelle. —

Nun wollen wir wieder dem Niagara einen kurzen Beſuch abſtatten und dann die Reiſe nach dem Oſten fortſetzen.

(Eingeſandt.)

Lebensverſicherungen, Wittwenkaſſen, und Sterbe-Logen.

Die Zwecke der Lebens-Verſicherungen ſind, da ſolche ſchon über 150 Jahren beſtehen, im Allgemeinen dem Publikum wohl bekannt, und beſtehen darin: der Frau, den Kindern oder der Familie einer Perſon (auch wohl den Gläubigern derſelben) eine bei ihrem Tode — nach Uebereinkunft aber auch ſchon nach einer Reihe von Jahren, ſelbſt bei ihren Lebzeiten — zahlbar, mehr oder minder bedeutende Geldſumme zu ſichern. Weniger bekannt ſind die großen Vorzüge, welche insbeſondere die New-Yorker Lebens-Verſicherungen von allen Wittwenkaſſen, Kranken- u. Sterbe-Logen und ähnlichen Hülfsvereinen haben. Dieſe ſind 1., daß die Lebensverſicherungen *feſt beſtimmte Jahresbeiträge*, welche auf der mathematiſch genau feſtgeſtellten Mortalität beruhen, erheben u. den (nach Abzug der Verwaltungskoſten erzielten) Gewinn in der Form von *Dividenden* an die Verſicherten wieder zurückzahlen. In den Sterbelogen war es bis dahin wohl allgemein üblich, daß jedes Mitglied ohne Unterſchied des Alters bei jedem eintretenden Todesfalle eine beſtimmte Summe, z. B. $1. für die Wittwe des Verſtorbenen einbezahlt. Angenommen, eine Loge beſtehe aus 100 Mitgliedern; ſo zahlt, da das Sterblichkeits-Verhältniß im Durchſchnitt 1½ pCt. beträgt, der Beitrag eines Mitgliedes jährlich $1.50. Iſt aber die Sterblichkeit in einem Jahre verhältnißmäßig hoch, oder bricht eine Epidemie an dem Wohnſitz der Sterbe-Logenmitglieder aus; ſo können ungewöhnlich viele Sterbefälle eintreten, alſo auch die Beiträge ſich plötzlich zu einem für Einzelne unerſchwinglichen Betrage erhöhen. Dazu kommt noch die Ungewißheit der Zahlungs-Termine, weil Keiner nur einige Zeit vorher wiſſen kann, wann und wie viel er zu zahlen hat; was doch offenbar, wenn die Sterbefälle ſich häufen, oder die Geſchäfte ſtocken, mit ſehr großer Unbequemlichkeit verbunden ſein muß.

Die Lebensverſicherungen erheben ihre Beiträge nach der Wahrſcheinlichkeit des Eintritts der Sterbefälle, welche im Großen und Kleinen mit mathematiſcher Sicherheit vermittelſt der Statiſtik aus der bisherigen Erfahrung aus den Sterbetabellen aller Länder der alten und neuen Welt erſehen werden können; haben alſo für ältere Perſonen ganz natürlich bedeutend höhere Prämien, als für jüngere. Ein 20jähriger zahlt z. B. in einer Lebensverſicherung für $100 Verſicherung jährlich nur $1.77 Prämien, und abzüglich der, nur zu 33⅓ pCt. angenommenen Dividenden, nur $1.16; alſo noch lange nicht den Durchſchnittsſatz der Logen. Ein 60jähriger dagegen würde nach der Mortalität, der Billigkeit gemäß, das Fünffache zahlen müſſen. Indem aber in den Logen die Alten auch nicht mehr als den Durchſchnittsſatz zahlen, haben die Jüngeren die den Alten zukommenden Laſten zu tragen. Es iſt zwar das Drückende dieſer Unbilligkeit in ſolchen Logen, in denen ſich noch verhältnißmäßig wenige Alte befinden, weniger fühlbar, weil ſich die höheren Beiträge, die die Paar Alten tragen müßten, unter ſo ſehr viele Junge vertheilen; weil aber die Zahl der Alten ſich im Laufe der Zeit nothwendig vermehrt, ſo muß auch die dadurch für die Jüngern entſtehende Laſt immer drückender und zuletzt unerträglich werden.

2. Bei den Lebensverſicherungen beſteht eine faſt *abſolute Sicherheit* für Erfüllung ihrer Verſicherungsverträge. Denn alle Lebensverſicherungsgeſellſchaften des Staates New-York (mit denen wir es hier allein zu thun haben) müſſen 1. geſetzlich eine bedeutende *Caution* ſtellen, 2. eine ausreichende *Reſerve*, zur Deckung aller etwaigen Anſprüche der Verſicherten, bereit halten, 3. alljährlich *beſchworene Statements* dem Superintendenten über das ganze Verſicherungsweſen im Staate, welcher darüber die ſchärfſte Controlle führt, einreichen; 4. *beſondere Staatsgeſetze* garantiren der Wittwe und den Kindern des Verſicherten, daß die zu ihren Gunſten ver-

Digitized by Google

ſicherten Beträge weder von den ſonſtigen Erben, noch von den Gläubigern des Mannes unter irgend einem Vorwand in Anſpruch genommen werden dürfen; 5. beim Austritte aus der Geſellſchaft, nach 2 reſp. 3 Jahren, erhält der Verſicherte eine nach dem Reinwerthe ſeiner Police beſtimmte Rückzahlung.

Bei den Logen dagegen iſt in der Regel die Sicherheit ihre ſchwächſte Seite. Denn abgeſehen von abſichtlichem Betruge oder Unredlichkeit der Vorſteher und Schatzmeiſter, welche möglicherweiſe das ganze Vermögen der Loge verſchlingen könnten, was bei einer Lebensverſicherung, wo neben der geſetzlich deponirten bedeutenden Caution auch noch ein board of directors mit ihrem Stammcapital Garantie leiſten, unmöglich erſcheint, ſind die Logen 1. wohl ſelten im Stande, von ihrem Vorſtande hinreichende Caution zu beſchaffen; 2. von einer Reſerve, die bei den Lebensverſicherungen von Jahr zu Jahr immer anwächſt, iſt bei den Logen gar keine Rede, weil deren hohe Bedeutung noch gar nicht erkannt iſt; 3. bei den Logen werden die Intereſſen der Wittwen durch keine controllirenden Staatsbeamte, noch ſchützende Staatsgeſetze gewahrt, ſind vielmehr ganz allein von dem guten Willen und der ganz zufälligen Anzahl ihrer augenblicklichen Mitglieder — die in einem Jahre Hunderte, und im nächſten einzelne Wenige betragen können, abhängig; 4. beim Austritt aus der Loge ſind alle Beiträge, ohne allen Erſatz, rein als verloren zu betrachten; und gerade auf dieſen Gewinn, der durch das Verziehen der Mitglieder oder deren zeitweiſe Inſolvenz häufig veranlaßt wird, ſcheint von den Logen große Rechnung gemacht zu werden; 5. wenn aber endlich eine Loge ſich auflöſt, oder auf eine andere Art eingeht; wer erſetzt dann dem Armen, der mit ſeinen ſauren Erſparniſſen ſtets pünktlich ſeine Beiträge bei den Todesfällen ſeiner Logenbrüder entrichtet hat, dieſe Ausgaben? Oder, im Falle eine Loge von 100 Mitgliedern im Laufe der Zeit auf ½ oder ¼ ihrer Mitglieder zuſammenſchmilzt — gegen welchen Fall keine Vorkehrungen getroffen werden können — ſo hätte ein Mitglied, das ſelber immer für 100 andere bezahlt hat, im Falle ſeines Todes nur auf Beiträge von 20 zu rechnen, ſtatt erweiterter und verdienter $100, nur 20!

6. Schließlich ſind bei den Logen noch mancherlei Nebenausgaben, als **Eintrittsgeld** (oft ſehr hohes), **Strafgelder** für Nichterſcheinen bei den Meetings, und beim Erſcheinen **Gelegenheit zum Geldverzehren**; welche die **Verwaltungskoſten** einer Lebensverſicherungsgeſellſchaft leicht überwiegen dürfen. Dieſe Verwaltungskoſten werden mit der Ausdehnung ihrer Geſchäfte immer unbedeutender, und betragen überhaupt nur 10—20 pCt. der Prämien, und ein großer Theil derſelben wird überdies noch durch die Dividenden wieder zurückvergütet. Auf die Schwierigkeit des Geldeinkaſſierens und der ſichern Anlage kleinerer Beiträge, wie ſolche bei den Logen vorkommen, wollen wir blos hindeuten.

Wie ſehr auch der gute Wille und die chriſtliche, menſchenfreundliche Bereitwilligkeit der Logenbrüder, für die Wittwen und Waiſen ihrer Mitbrüder Sorge tragen zu wollen, Anerkennung verdient; ſo iſt doch nicht zu leugnen, daß die Unbekanntſchaft mit den Grundbedingungen der Lebensverſicherungen die gute Abſicht in vielen Fällen gänzlich vereitelt hat. In der neueren Zeit können aber die Logen nicht mehr umhin, von dem ſichern Treiben der Lebensverſicherungen Kenntniß zu nehmen, u. fangen an, das Ungenügende und theilweiſe Unbillige ihres bisherigen Verfahrens einzuſehen, und haben ſchon einige derſelben einen engen Anſchluß an feſtbegründete Lebensverſicherungen verſucht. Ihrem Verlangen aber, das ſie anfänglich ſtellten, daß für die Prämien aller ihrer Mitglieder Durchſchnittsſätze angenommen werden ſollten, konnten die Geſellſchaften nicht entſprechen, weil ein Abweichen von den, durch die Mortalität gewonnen, Grundbedingungen gleich wäre dem Untergraben ihres eigentlichen Fundamentes.

Die eigentliche **Wittwenkaſſe** in Deutſchland, wie z. B. die Berliner ſogen. Allgemeine, die aber nur für Beamte geſtiftet iſt, zahlen, wenn die Frau vor dem Manne ſtirbt, gar Nichts, (auch nicht an die Kinder, obſchon bei Wiederverheirathung, der Wittwe die Hälfte der Wittwenpenſion an ſie übergeht.) Der Schreiber dieſes hat ſeit 20 Jahren jährlich über 42 Thaler in dieſe Staatsanſtalt gezahlt, und verliert, bei dem jetzt erfolgten Tode ſeiner Frau ein namhaftes Kapital ohne allen Erfolg! Das iſt die traurige Folge der Staatsanſtalten; während die auf dem (dem europäiſchen Despotismus verhaßten) Genoſſenſchaftsprincip beruhenden Lebensverſicherungen einen derartigen Verluſt gar nicht als möglich erſcheinen laſſen.

Die Germania-Lebens-Verſicherungs-Geſellſchaft zu New-York, 90 Broadway, iſt die einzige Deutſche für Deutſche geſtiftet, und von Deutſchen verwaltete Geſellſchaft, die allen Deutſchen mit dem beſten Gewiſſen empfohlen werden kann. Sie beſteht ſeit Juli 1860, erklärt am 8. Januar des kommenden Jahres und dann alljährlich Dividenden in **baar**, und hat ſeit ihrem Beſtehen bis 16. Juli 1867 14,000 Perſonen mit $23½ Million verſichert. Für Todesfälle hat ſie bis faſt $500,000 bezahlt; davon $5000 an die Erben des (nach 14 monatlicher Verſicherung) im Jan. d. J. verſtorbenen Paſtors an der St. Paulskirche zu Reading, Pa. (gebürtig aus Münſter in Weſtphalen), Herrn Gerhard Wallmeyer. N.

Menſch und Natur. — Materie.

Von Hudſon Tuttle.

Aus dem Engliſchen in's Deutſche übertragen,

von

Dr. H. M. Achner.

Wir ſtehen inmitten einer blühenden Schöpfung, umgeben von unausgeſetzt wechſelnden Scenen und Erſcheinungen, welche bald durch Lieblichkeit unſere freudige Bewunderung erregen, bald durch ihre Erhabenheit uns mit bangender Ehrfurcht erfüllen. Wohin immer die Sinne wahrnehmend und beobachtend ſich wenden, im Großen wie im Kleinen, begegnen ſie dem gemeſſenen Spiel räthſelhafter Kräfte. Wir wiſſen: dieſe Schöpfung exiſtirt und wir in ihr. Hierauf beſchränkt ſich aber auch die ganze Auffaſſungskraft des beobachtenden Kindes wie des Wilden. Das „Warum“ und „Wofür“ liegt hinter einem für ihre Einſicht und ihr Erkenntnißvermögen undurchdringlichen Schleier; ſie wiſſen weder wie noch durch welche Macht der großartige Bau der Schöpfung aufgerichtet, ſeine innern Werke in Bewegung geſetzt worden ſind. Das Gerüſte iſt beſeitigt und tiefes Dunkel herrſcht über die Art und Weiſe, wie das Gebäude gezimmert worden. Die Schöpfung von heute verdeckt und verbirgt die von geſtern, aus der ſelbſt ſie hervorgegangen.

Kann es uns wundern, wenn der Menſch, im Zuſtande der Wildheit, die um ihn her vor ſich gehenden Veränderungen in der Natur mit einer Miſchung von Ehrfurcht und Entſetzen betrachtete. War er ja doch, wie er es jetzt noch iſt, der Repräſentant der Kindheit der Raſſe. Sein Geiſt erhob ſich nicht über den Verſtand des Kindes; ſeine Beobachtung war oberflächlich, ſein Gedankengang ſeicht. Unfähig Geſetze abzuleiten und Wirkungen auf ihre Urſachen zurückzuführen verfiel er dem Glauben an unſichtbare Weſen, welche die Elemente beherrſchen, und an einen guten oder böſen Willen derſelben, welcher ihn bald dem vernichtenden Wirbel des Sturmwinds überlieferte, bald wieder mit lachendem Sonnenſchein und reichlichen Ernten beglückte. Durch Gebet glaubte er ihren Zorn verſöhnen, ihre Gunſt gewinnen zu können. So entſtanden nach und nach religiöſe und theologiſche Ideen, deren weitere Ausbildung endlich zur Verſchmelzung der zahlreichen Elementargeiſter in die Vorſtellung von einer guten und einer böſen Gottheit führte, welchen das Werk der Schöpfung wie ihre Erhaltung zugeſchrieben wurde.

Wir können jenes das theologiſche Zeitalter der Menſchheit nennen. In ihm erſchien Gott als der Urheber der Natur, außerhalb derſelben ſtehend und unabhängig von ſeinem Werke, als Herr und Meiſter es nach ſeinem despotiſchen Gutdünken formend und modelnd. Iſt dies nicht ein trauriger Glaube, der uns als bloßes Spielzeug dem unbegreiflichen tyranniſchen Willen eines unverantwortlichen Gebieters anheimgiebt? — Die Mehrzahl der Menſchheit freilich zieht jetzt noch die durch eine ſolche Anſchauung der Dinge erzeugte Geiſtesſtumpfheit jener raſtloſen Forſchung vor, welche das Kind des geiſtig berechtigten Zweifels iſt; denn es iſt viel bequemer, alle Fragen über den Urſprung der Natur durch den gläubigen Hinblick auf einen perſönlichen Gott abzuſchneiden, als die noch hie und da unbeſtimmten und vielſeitig verwickelten naturwiſſenſchaftlicher Forſchung zu betreten. Doch der Uebergang vom blinden Glauben in das lichte Reich der Thatſachen iſt vollendet, iſt ſelbſt zur menſchgeſchichtlichen Thatſache geworden: dem raſtloſen Streben des denkenden Forſchergeiſtes iſt es gelungen, die fluthende Bewegung der Beobachtungen und Hypotheſen in ſtetige, klare Strömungen zu leiten. Die Welt hat die Puppenhülle abgeworfen, in welcher ſie der theologiſche Zauberſpruch gebannt hielt, und der befreite Menſchengeiſt athmet die reine Atmoſphäre welche ſich über die lichten Höhen, naturwiſſenſchaftlicher Anſchauung ergießt. Die Sphären der theologiſchen und naturhiſtoriſchen Anſchauung haben ſich vollkommen und entſchieden getrennt; nur an den Berührungspunkten beider bewegt ſich noch ein unausgeſetzter aber unfruchtbarer, erfolgloſer Kampf; denn weder die Macht der Thatſachen, noch die Schärfe der Logik vermag den eiſernen Panzer der Selbſtgenügſamkeit jener Streiter zu durchdringen, welche ihre Waffen aus der dunkeln Rüſtkammer der Theologie holen. Jahrhunderte hindurch hat ſich mit unerquicklichem Lärm der Kampf auf dem Gebiete der Metaphyſik bewegt, jener im Gewande der Wiſſenſchaftlichkeit ſich blähenden Tochter der Theologie. Wo Begriffe durch leere Worte vertreten werden — wer könnte da eine abſchließende Entſcheidung, einen vollſtändigen Sieg erwarten?

Wagt es doch ſelbſt noch in unſern lichteren Tagen ein gottgläubiger Kämpe*) ſich des Sieges der Metaphyſik über wiſſenſchaftliche Thatſachen und die Ueberzeugung der Vernunft zu rühmen und die Wiſſenſchaft zum Kampfe auf der Arena ſeiner orthodoxen Katzbalgereien herauszufordern.— Wohl bewegte ſich vor kaum einem Jahrhundert die Naturwiſſenſchaft noch in ihren Kinderſchuhen, die Thatſachen waren hie und da mißdeutet und ſtanden noch in zu loſem Zuſammenhang, um ſie in wirkſame Schlachtlinien gegen die Vorurtheile und Angriffe verſchobener Köpfe ordnen zu kön-

*) Hugh Miller plaidirt drei dicke Bände hindurch: Fußſtapfen des Schöpfers, — alter rother Sandſtein — Zeugſchaft der Felsgeſteine, mit den gewöhnlichen Hilfsmitteln thatſachenſcheuer Polemik: perfide Witzelei, Entſtellung und Verdrehung, zu Gunſten — keineswegs der Wahrheit, aber des Dogma, für das er ein günſtiges Verdict zu erzwingen ſucht.

nen. Aber jeder Tag hat ſeitdem neues Lichi auf ihre Reihen geworfen und dem unbefangeneu Sinn muß ſich die Ueberzeugung aufdrängen, daß die letzte Schlachi auf dem poſitiven Baden exakter Wiſſenſchaftlichkelt geſchlagen werden muß. Seit Jahrhunderteu verbrelteten die wiſſenſchaftlichen Enthüllungen der Natur Furcht nnd Schrecken im Lager dee Thealagie. Ais Galilei der Bibelſatzung: die Erde ſei der ruheude Mitteipunlt des Himmelsgewölbes, aus wiſſenſchaftlichen Gründen widerſprach, da erbebie das theologiſche Gebäude in ſeinen Grundfeſten nnd jede neue Geiſtesentwicklung rütteite an den morſchen Stützen.

Langſam tagte der Morgen geiſtiger Freiheli und Klarheit. Entfeſſelt von den unnaiürtichen Banden künſtlicher Theoreme und orthodoxer Satzungen fühli ſich der Menſchengeiſt durchdrungen von ſeiner erhabenen Aufgabe: Erkenntniß der Natur. Frei von jedem Vorurtheil, gleichſam mit kindiich unbeſangenem Sinn, muß er die reichen Gefilde natururſächlicher Schöpfung beireien, ollein angewieſen auf eigne, ſeibſtſtändige Beabachtung und Schlußfalgerung. Was immer bis zum heutigen Tag varausgeſetzt oder angenommen, geſagt und geſchrieben worden, kann nur inſoſrrne Werih für ſein Urtheli haben, als es ſich wiſſenſchaftiich bewahrheiten iäßt: wenn nicht, ſo iſt es als werthiaſer Kram zu verwerſen, und wäre auch das Siegei eines Gottes darauf gedrückt. In der Naiur giebt es weder Fälſchnngen nach Eniſtrllungen. In friſcher urſprünglicher Reinheit bietet ſie ſich nns dar, unbefleckt oon ſeibſtſüchtig-trügeriſchen Händen. Verſiehen wir Blatt für Blatt in ihrem Buche zu leſen, und finden wir es im Widerſpruche mit irgend einer vorgebiichen Offenbarung, wäre dieſe auch nach ſo alt und beugte ſich gleichwohl die haibe Welt ihrer Autoriiät, ſo dürfen wir überzeugt ſein, daß jene Offenbarung ein Betrug iſt. — Die einzige veriäßige Probe ber Wahrheit liegt in der vernunftgemäßen Erkenntniß der Naiur, und nur auf dem Wege methadiſcher Beobachiung und exakter Forſchung gelangen wir zur Löſung des Räihſels vom „Werden" und „Sein". Dies müſſen wir ols die erſte unumſtößliche Satzung einer geſunden Philoſophie geiten laſſen.

Seit Letztere ſich mit der Meihode exakier Forſchung der Natur zugewendet hat, was frühere Zelten ais Lieblingswahrheiten genährt und gepflegt, was fromme Schlanheit nnd gläubiger Blödſinn in das Gewand heiiiger Unaniaſtbarkeit gehülli haiten, van der genaueſten, rückſichisloſeſten Unterſuchung oerſchont geblieben. Von den Atomſtäubchen irdiſcher Materie bis zu den Sphären der enilegenſten Sonnenſyſteme wanderte der beobachtende, foeſchende Geiſt, allenthaiben die Pforten des Geheimniſſes erſchiieſzend. Vor Allem drängte ſich der Beabachtung die ſtetige Regelmäßigkeit der Erſcheinnngen auf; man erkannte, daß ſie gleiche Wirkungen erzeugen, wie ſanſt, ſo jetzi und für immer. Willkür ſo wenig wie Zufall kannien mehr eine Stelle finden: überall begegnen wir einer ungeſtörien Ordnung und unwandelbaren Regel der Naturvorgänge im unorganiſchen wie im organiſchen Sioff. Dieſe methodiſche Regelmäßigkeit hat man Geſetz genannt, von jener Analogie ausgehend, welche menſchliche Anordnungen in Bezug auf Grund und Abſicht darbieten. Allein weder Zwang uoch Macht finden in den Naturgeſetzen ihren Ausdruck. Der modus operandi, die Art und Weiſe, das Weſen des Vorgangs bleibt unſerer Anſchauung entrückt und wir begegnen in dieſer Forſchnngsrichtung wenigſtens dem kategoriſchen Gebot: bis hieher und nicht weiter. Wir wenden uns ab und fragen: was iſt Sioff, was iſt Materie? Iſt ſie erſchaffen oder ewig? Woraus beſteht ſie? Noch einmal laſſen wir den Blick über das Geſammtgebiet unſerer Beobachinngen und Farſchungen ſchweifen und gelangen zu dem Vernunftſchluſſe: die Materie iſt ewig, ſo weit ein endiicher Geiſt dies zu faſſen im Stande. Dies iſt ein ſelbſtverſtändliches im innerſten Grund und Weſen der Natur ruhendes Axiom. Im ſtrikten Gegenſatze zu dieſer Anſchaunngsweiſe ſucht die Theologie den frageuden Menſchengeiſt mit dem ſchöpferiſchen „Werde" eines Gattes zu beſchwichtigen. Weicher Sinn liegt in dieſer Annahme? Wenn ſie die Selbſtexiſtenz eines Gattes varausſetzt, wie will die Theologie die berechtigte Frage beantworten: Woher kam jenes allmächtige Weſen, welches die Macht beſaß, das Univerſum aus Nichts zu ſchaffen? Der Schleier des heiilgen Myſteriums, in welchen man die Gottheit hüllt, kann unmöglich der Vernunft nud Wiſſenſchaft imponiren. Die Annahme einer rein zufälligen Entſtehung des Weliails mit all ſeinen Sonnen und Sterngruppen, wimmelud von lebenden Weſen, müßte dem beſonnenen, unbeſangenen Denker immerhin noch wahrſcheiniicher und vernunftgemäßer erſcheinen, denn die Erſchaffung oder Urexiſtenz eines Weſens, fähig die Welt durch elnen bloßen Willensakt zu pradneiren. Entweder müſſen wir die Materie ais ewig annehmen oder ihr einen ſchöpferiſchen Goit vorausſetzen. Was aber war dieſer Gott vor Erſchaffung der Welt? Ein Gott ohne Welt?! Wenn nun Materie und Weit geſchaffen worden, dann haben wlr auch das Recht, nach dem Urſprung jenes Gottes zu fragen. Schwerlich aber wird der klare Menſchenverſtand über das Axiom hinaus wollen, daß die Entſtehung oder Präexiſtenz einer Weſeuheit niederer Art eher und ieichter denkbar iſt, ais die einer höhereu Art.

Unier allen Erſcheinungen raſtloſer Thäiigkeit und unaufhörlichen Wechſels in den Naturvorgängen finden wir die Materie ais ſolche im Zuſtande ſtetiger Beharrlichkeit. Das Grnndweſen derſelben iſt ewig und unvergängiich. Der Einwirkung der höchſten Hitzegrade, der mächtigſten Reageniien, der zerſtörendſten Kräfte unterworfen, wechſelt ſie nur ihre Form; mag ſie gasförmig, flüſſig oder feſt erſcheinen, neue Verbindungen eingehen oder neue Eigenſchaften annehmen, weiche ſie vorher nicht beſaß, — ſie bleibt immer dieſelbe unzerſtörbare Maierie; und wie immer ſich auch ihr Formzuſtand verändert haben mag, faſt immer läßt

ſie ſich durch entſprechende Reagentien wieder auf eine ihrer primitiven Formen zurückführen. Auf dieſem principiellen Verhalten der Materie beruht jene wunderbare Ausgleichung zwiſchen Stoffverbrauch und Erſatz, jener ununterbrochene Kreislauf, durch welchen die Naturreiche ſich untereinander verſchlingen. Ohne Unterbrechung finden im großen Laboratorium der Natur die Vorgänge der Erneuerung, der Geburt, des Todes und der Wiederbelebung ſtatt, nirgends jedoch begegnen wir einer Vernichtung oder Abnahme der Materie ſelbſt. Wir ſind überreich an Thatſachen, durch die genaueſte Beobachtung erhoben, welche die allgemeingültige Richtigkeit obiger Behauptung durch unabweisbare Schlußfolgerungen darthun. Wollte man anderſeits annehmen, daß auch nur ein einziges Atom Materie in irgend einem Zeitmoment der Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft, in welcher Weiſe immer, geſchaffen oder zerſtört werden könnte, ſo würde dadurch die ganze Grundlage vernunftgemäßer Naineanſchauung aufgehoben, und es bliebe nichts übrig, als ſich einem plan- und zielloſen Hin- und Herſchwanken im uferloſen Ocean theologiſcher Spekulation zu überlaſſen, gehüllt in jene ägyptiſche Nacht, aus deren Schooß bereits die phantaſtiſch-verworrenſten Syſteme der Weltſchöpfung geboren worden. Noch nie iſt übrigens der Verſuch eines Beweiſes geglückt, daß Materie geſchaffen oder zerſtört werden könnte. — Wir haben nicht ohne Bedacht den bisherigen Erörterungen ſo viel Raum gewährt. Hier, an der Schwelle unſerer Unterſuchungen, fühlen wir uns verpflichtet, alle jene cosmologiſchen Syſteme, welche unter hochtrabenden Titeln nur grobe Unwiſſenheit oder abſichtliche Entſtellung verbergen, ſowie die geſammte metaphyſiſche Träumerei u. Wortklauberei, vor Allem aber das ſcheinheilige Geſaſel der Theologie in die Leere ihrer eigenen Nichtigkeit zurückzuweiſen.

Wir erwähnten bereits, was der Naturforſcher unter Geſetz verſteht. Richtig erfaßt, muß der Begriff „Geſetz" ſich ſtets auf Principien beziehen, mit dieſen ſelbſt verſchmelzen. Die Principien erheben ſich zu Attributen, welche urſprüngliche Elemente der Kraſt bezeichnen, über welche wir mit unſerem gegenwärtigen Wiſſen nicht hinaus können. Wir gelangen ſonach zu folgenden Rethenabſtufungen: verſchiedene Thatſachen begründen eine Wahrheit (Erkenntniß); verſchiedene Erkenntniſſe ein Geſetz; Geſetze einigen ſich unter einem Princip; Principien führen zur Beſtimmung eines Attributes.

Iſt die Materie ewig, ſo ſind es auch ihre Attribute. Es ermangelt jedoch alles Grundes, dieſe Attribute von ihren Objekten zu trennen, und jene durch vage inhaltsloſe Wortbegriffe, wie Lebenskraft, Seele, Geiſt u. ſ. w. iſoliren zu wollen, wie es bisher durchſchnittlich üblich war. Wir haben im Gegentheil einen höchſt triftigen Grund, die Naturobjekte nur in ihrer natürlich innigen Verbindung oder vielmehr in ihrer Einheit mit ihren durch den analytiſchen Verſtand abſtrahirten Attributen zu ſtudiren, denn durch die willkürliche Trennung von Stoff und Kraft, Körper und Geiſt heben wir unmittelbar jene Harmonie auf, welche der Wiſſenſchaft ſo unentbehrlich iſt, wie der Natur ſelbſt. Können wir uns, zum Beiſpiel, eine greifbare Exiſtenz vorſtellen ohne die Attribute der Undurchdringlichkeit und Ausdehnung? Letztere ſind untrennbar nothwendige Bedingungen einer ſolchen Exiſtenz; denn ein Ding, welches keinen Raum einnimmt, aller Ausdehnung und Dichtigkeit entbehrt, iſt — Nichts. Ließe ſich überhaupt irgend ein Etwas denken, das weder Gewicht hätte, noch der Bewegung fähig wäre? — Wenn wir alſo ſagen „Materie," ſo meinen wir damit auch gleichzeitig ihre Eigenſchaften. Der geſunde Menſchenverſtand wenigſtens, wenn gleich im Widerſpruche mit den älteren Theorien, kann auf eine Trennung beider unmöglich eingehen.

Die Philoſophen des Alterthums hielten die Materie für todt und glaubten, daß ſie ſich nur durch Einwirkung äußerer Kräfte bewege. Uns hingegen hat Beobachtung belehrt, daß Bewegung eine untrennbare, weſentliche Eigenſchaft der Materie ſelbſt iſt. Im ganzen Labyrinth der Schöpfungswelt iſt nirgends Ruhe und Raſt: alle Materie iſt in unausgeſetzter Bewegung begriffen. Nur Oberflächlichkeit der Beobachtung konnte zu dem Glauben Anlaß geben, daß die Materie ſich nur auf äußere Veranlaſſung hin bewege. Man ſah, daß das Schiff nur durch den Wind, die Kugel durch einen Stoß, eine Maſchine durch Dampf bewegt wird, und ſo fort durch die endloſen Manifeſtationen mechaniſcher Kraft. Dadurch glaubte man ſich zu dem Schluſſe berechtigt, daß der Materie eine inhärente Abneigung gegen alle Bewegung innewohne, was man „Trägheit der Materie" nannte. Oberflächlich betrachtet, ſcheinen die Körper in der That den bewegenden Kräften Widerſtand entgegenzuſetzen; was liegt dieſem Widerſtand zu Grunde? Die Reibung iſt eine jener bekannten Urſachen, welche der Bewegung Hinderniſſe bieten; aber es giebt deren noch manche andere, welche Objekte an beſtimmte Oertlichkeiten feſſeln. Der Felſen, welcher ſein altersgraues Haupt über das Gebirge erhebt, hat ſich ſeit Jahrhunderten nicht merklich verändert, die Gravitation zuſammen mit dem Widerſtand der Unterlage machen jede wahrnehmbare Bewegung unmöglich; ſo lange jene im Gleichgewichte bleiben, rückt er nicht von der Stelle. Dies iſt aber nicht durch einen dem Felſen inhärenten Widerſtand, ſondern durch die auf denſelben wirkenden Kräfte bedingt. Seine Bewegungsloſigkeit iſt übrigens nur ſcheinbar; er iſt im beſtändigen Kreislauf begriffen, mit der Erde rotirend und ciecnlirend; überdies hat durch alle Zeiten hindurch im Innern deſſelben eine unausgeſetzte Bewegung und Umlagerung ſeiner kleinſten Theile ſtattgefunden, während ſeine Oberfläche einer fortwährend wenn auch langſamen Zerſetzung unterworfen iſt. Folgen wir der Erde, wie ſie ſich um ihre Axe ſchwingt, wie ſie die Sonne umkreiſet, als wäre ſie von einem allmächtigen Hauch getrieben, denken wie an den ganze Sternenflotten durchſe-

gelnden Kometenkörper — und zweifeln wir nach, daß der Materie Bewegung inhärent iſt? Hier, wo kein Widerſtand von Seite anderer Kräfte geboten, folgt die freie Materie ihrem eigenen, innerſten, ureigenem Triebe. Der moasbewachſene Felſen hinwieder, kommt auch ihm eine Mitwirkung bei dieſen Kreisbewegungen zu, oder verhält er ſich als paſſive Maſſe, nur van einer geheimnißvollen Macht beeinflußt? Bewegung iſt dem Atom eigen. Die Welt iſt nur ein Inbegriff von Atomen und ihre ſämmtlichen Bewegungen im Großen verhalten ſich nicht anders, als die jedes einzelnen Alames an irgend einer Stelle ihrer Sphären; jedes Atom muß ſein eigener Motor ſein, und die Summe der vereinigten Wirkungen aller macht die Bewegungskraft eines Planeten aus. Die Kraft, welche die großen Weltkörper in ihren Kreisbahnen bewegt, muß in ihnen ſelbſt ruhen. Mathematiſcher Calcul wie Vernunftſchlüſſe berechtigen zu dieſer Annahme. Die Vermittlung durch ein allmächtiges Weſen, welches jene in beſtändigem Umſchwunge erhalten ſoll, entſpricht den Anforderungen der Wiſſenſchaft keineswegs; ebenſowenig jene phyſikaliſche Annahme eines den Planetenſyſtemen urſprünglich mitgetheilten Stoßes: jede äußere, nicht fortwährend erneuerte Kraftmittheilung müßte ſich in die Länge an dem Widerſtande verzehren, welchen das im Raume verbreitete Medium, der Weltäther, bietet. Die der Materie ſelbſteigene Bewegungskraft bewährt auch jene Einfachheit, welche die Natur allenthalben aufweiſt, und wir ſind im Stande, ihre Entfaltung und Wirkung von den Schwingungen der großen Sonnen im Weltenraume bis herab zur Kryſtalliſatian feſter Maſſe aus einer Löſung und bis zu den complicirteſten Bewegungen belebter Organiſation zu verfolgen. Bewegung iſt ſtets eine und dieſelbe, nur in verſchiedenen Richtungen oscillirend und verſchiedene Reſultate erzeugend, ſtets dieſelbe, ob ſie Salzpartikeln zu einem Kryſtallwürfel nneinanderreiht, oder ob ſie im unendlichen Netzwerk der Sternenſyſteme Planeten zu Sonnen, Sonnen zu Sonnen wie mit eiſernen Banden feſſelt.

Aus Bewegung iſt das Leben geboren. Seinen erſten Spuren begegnen wir in der gegenſeitigen Anziehung zwiſchen den Atomen in einer Löſung, indem ſie ſich zu beſtimmten Formen zuſammenreihen, in der Verwandtſchaft, Anziehung und Abſtaßung der kleinſten Theilchen der Materie. Will man eine Lebenskraft annehmen, ſo muß dieſe ſich auch bei der Bildung eines Kryſtalles äußern und ihr zu Grunde gelegt werden. Jedenfalls berechtigen uns Thatſachen zu dem Schluſſe, daß es eine und dieſelbe Kraft iſt, welche im anorganiſchen wie organiſchen Reiche Lebensbewegungen vermittelt. Bei den niederſten Thieren, wo das Leben dem Mineralreiche am Nächſten ſteht, bildet ſich die Skeletform des Thieres nach den Geſetzen kryſtalliniſchen Wachsthums, wie in den Platten des Seeigels, den Strahlen der Seeſterne und dem Kalkgerüſte der Korallen; ſelbſt bei den höheren Säugethieren ſind die Knochen ſtets kryſtalliniſch, d. h. aus verlängerten Kryſtallen gebildet, welche in dem kartilaginöſen Bette anſchießen, gerade wie in einer Löſung. Der Verſteinerungsprozeß des Holzes unterſcheidet ſich nicht weſentlich von dem Wachsthum der Knochen.

Der geheimnißvolle Vorgang der Aufſaugung bei den Pflanzen und Thieren unterſcheidet ſich nicht im Geringſten von der Abſorption in den Mineralien. Dieſelbe Kraft, welche eine Flüſſigkeit die Wandung thieriſcher Membranen durchdringen macht, bedingt auch die Aufſaugung einer Flüſſigkeit durch Kreide oder andere poröſe Mineralien, oder das Aufſteigen derſelben über ihr Niveau in einem Haarröhrchen.

Der Vorgang der Secretion, obwohl verwickelt in ſeiner Art, kann mit mineraliſchen Scheidewänden und Filtern ſtatt des lebenden Gewebes nachgeahmt werden. Dieſe Thatſachen mögen immerhin nur als ſchwache Beweiſe gelten; trotzdem iſt nicht zu läugnen, daß ſie gleich dem Faden der Ariadne zu dem Geſetze führen, welches die organiſche mit der anorganiſchen Welt verbindet. Das organiſche Leben muß ſich ja auf das Mineralreich ſtützen, in welchem allein es urſprünglich ſeine Brutſtätte wie ſeine Nahrungsquelle finden konnte.

Nehmen wir an, Gatl hätte durch einen beſonderen Schöpfungsakt den Menſchen aus Staub gemacht, ſo iſt doch der daraus zu folgende Schluß ſelbſtverſtändlich, daß die Materie wenigſtens die Fähigkeit gehabt haben müſſe, ein lebendes Weſen zu werden. Sie muß alſo ein inhärentes Lebensprincip in ſich ſchließen, deſſen Entwicklung uns in jedem lebenden Organismus vor Augen tritt. Uns umgiebt ein unausgeſetzter Schöpfungsvorgang und wir ſehen ſogenannte lebloſe Materie aus dem ſcheinbaren Todesſchlaf erwachen, um ſich in der raſtloſen Thätigkeit eines empfindenden Organismus zu tummeln. Wir brauchen keine äußere Macht zu Hilfe zu rufen: dieſe Materie beſitzt ſelbſt Lebenskraft. Sobald ſie in entſprechende Verhältniſſe verſetzt wird, eewachen ihre vorhee ſchlummernden Thätigkeiten unter der neuen Ordnung der Dinge und der vermeintliche ladte Stoff wird zur lebendigen Materie. Empfindung iſt kein ausſchließlich nothwendiges Attribut des Lebens. Die niederſten Thiere können kaum von den niederſten Pflanzen unterſchieden werden und die niederſte Pflanze wächſt, wie ein Kryſtall ſich in der Mutterlauge vergrößert, durch Verlängerung ihrer Centralaxe. Dieſe Pflanze aber lebt, und ihr Leben iſt daſſelbe, wie das eines Zweihufers, eines Einhufers oder des Menſchen. Die Pflanze iſt einfach ein nerven-, und deßhalb empfindungsloſes Thier. Alle thieriſche Funktionen, mit Ausnahme jener des Nervenſyſtems, ſind rein vegetativer Natur; Secretion und Excretion, Abſorption und Aſſimilation ſind da wie dort dieſelben. Philaſophen haben behauptet, es beſtehe eine unausfüllbare Kluft zwiſchen der organiſchen und anorganiſchen Welt. Aber wo iſt dieſe Kluft in der Natur zu finden? Wenn Leben in ſeinem allgemeinen

Ausdruck nur ein wechſelſeitiger Austauſch von Verhältniſſen und Beziehungen iſt (Gulyol, Erde und Menſch), dann kann auch die Materie an und für ſich nur als lebendige aufgefaßt werden. Wenn der heulende Sturmwind die bäumenden Wellen des Oceans peitſcht und in wilder Großartigkeit Alles niederſchmetternd und verwüſtend dahinbrauſt, — ist dies nicht Bewegung? Finden wir nicht unverkennbare Sympathien und Antipathien im Verhalten der chemiſchen Elemente zu einander? Walten nicht lebendige Anziehungskräfte unter den mächtigen Weltatomen, welche ſie in ihren Kreisbahnen halten? Mit welcher Spannung überwachen wir die Magnetnadel, wenn ſie unter den Ausſtrahlungen des Nordlichts erzittert! Welches Erſtaunen erregt in uns das Kampfſpiel elektriſcher und magnetiſcher Kräfte zwiſchen verſchieden geladenen Körpern! Gewiß, wenn dies Alles nicht Leben iſt, ſo hat es wenigſtens ſehr den Anſchein deſſelben. Leben iſt Individualiſirung; wenn nun der Kryſtall ſtets nach einer beſtimmten Grundform aus ſeiner Mutterlauge anſchießt, iſt dies nicht ein Streben nach Individualiſirung? Iſt es nicht der erſte Schritt zur organiſchen Geſtaltung?

Schreiben wir nicht der Materie ſelbſt Leben zu, woher wollen wir letzteres ableiten? Wie erlangt die anorganiſche Materie die Fähigkeit, ſich in organiſchen Stoff umzuſetzen, oder ſelbſt nur lebenden Weſen als Grundlage ihrer Exiſtenz zu dienen? Dieſe Fragen wären vor Allen zu erörtern, wollten wir die bisher übliche Naturanſchauung feſthalten; aber eine befriedigende Antwort erſcheint unmöglich. Wenden wir unſern Blick dem Naturleben in ſeinen allgemeinen Erſcheinungen und Manifeſtationen zu: welch' reiches Schöpfungsleben ſtrömt uns entgegen aus der Tiefe der von Ebbe und Fluth bewegten Gewäſſer; ſpricht nicht vornehmlich genau das Rauſchen des majeſtätiſchen Stromes, das Brauſen des wilden von Blitzen durchzuckten, vom Donner dröhnenden Sturmes, flüſtern nicht verſtändlich dem empfänglichen Geiſte die ſtill geſchäftigen Kräfte, welche, ſicherer als auf des Atlas Schultern, unſern Erdball in ſtetig kreiſender Schwebung erhalten, und raſtlos den ewigen Umſatz anorganiſchen Stoffes vermitteln; verkünden dieſe Erſcheinungen nicht ein allgegenwärtiges Leben, das in den Sternen flimmernd ſie zugleich durch ihre Bahnen ſchwingt, das in den Licht- und Wärmewellen pulſirt, und den magnetiſchen Strom mit mehr als Blitzesſchnelle durch ſeine Pfade vibriren macht? Solche Kräfte in harmoniſchem Zuſammenwirken geeint, ſollten ſie nicht im Stande ſein, einen lebenden Organismus zu erzeugen? Wollen wir den Urſprung des Lebens in ſeiner pflanzlichen oder thieriſchen Form methodiſch ſtudiren, ſo müſſen wir es da zu erfaſſen ſuchen, wo es im Erſcheinen der niederſten lebenden Weſen zu dämmern beginnt, und ſeine verwandten Beziehungen auf's genaueſte erforſchen und beobachten. Die niederſte Lebensform zeigt ſich als eine einfache gelatinöſe Maſſe, geſchaukelt von den Wellen des Meeres, ohne irgend welche Organe, beinahe ſtrukturlos, faſt nur aus einer Maſſe kryſtalliniſcher Zellen beſtehend. Dieſe Maſſe iſt nahe, ſehr nahe dem mineraliſchen Stoffe verwandt, und ſo einfach in ihrer Struktur, daß man eher an eine ſpontane Entwicklung als an eine Fortpflanzung durch Zeugung denken möchte.

In dieſer Form erhebt ſich zuerſt das allgemeine Leben in ſeiner Specialiſation über den Kryſtall. Hier begegnen wir keiner ſcheidenden Kluft, die wir zu überſpringen hätten. So unmerklich iſt der Uebergang, daß wir kaum irgend eine Modification der herrſchenden Geſetze anzunehmen brauchen. Die Principien der Kryſtalliſation bleiben im Beſtande, die Zellenmaſſe iſt nur eine höhere Ordnung der Kryſtalliſation, die Zelle das organiſche Subſtitut des Kryſtalls.

Betrachten wir das Sachverhältniß von einer andern Seite. Alles ſpecialiſirte Leben beginnt mit der Zelle. Die Zelle iſt die Grundform der Pflanze wie des Thieres. Alle Gewebe ſind aus Zellen zuſammengeſetzt und Zellgewebe iſt das Material aller Thierbildung. Das Blatt iſt Typus und Grundlage der ganzen Pflanze, die Zelle die des Blattes. Nach allen Seiten hat uns das Mikroſkop dieſe lichtvolle Verallgemeinerung erſchloſſen, welche uns die Zelle als die einfachſte urſprüngliche Lebensform erkennen läßt; jede Unterſuchung der geheimen Werkſtätten der großen Tiefe beſtätigt dieſe Wahrheit. In jenen finden wir die erſte Artung des der organiſchen Form ſich zuwendenden Lebens als einfache Zelle, als einen ſtickſtoffhaltigen Sack, gefüllt mit einer wäſſerigen Flüſſigkeit, ein Gebilde von ſo lockerem Zuſammenhang, daß es bei der leiſeſten Berührung zerfällt, und nur durch das ſtärkſte Licht von dem Waſſer unterſchieden werden kann, in welchem es ſchwebt. Es ſteht in nächſter Verwandtſchaft zum Mineralreich. Der Beweis, daß ſpecielles Leben ſich in der Form eines einfachen ſtickſtoffhaltigen, mineraliſchen, mit Waſſer gefüllten Sackes manifeſtiren kann, iſt ein wichtiger Ausgangspunkt für die Folge unſerer Unterſuchung.

Man mag einwenden, daß organiſches Leben in einer innigeren Beziehung zu den unwägbaren Agentien: Licht, Wärme und Electricität ſtehe, als das Mineralreich. Zugegeben; aber ſind dieſe Agentien nicht ebenfalls materiell? haben ſie nicht ihre Geſetze? Oder wollen wir ſie auch nur als Schwingungen des Weltäthers gelten laſſen, dann bleibt doch immerhin ihre Baſis materiell. Und wenn es ſelbſt möglich wäre, eine immaterielle Natur derſelben anzunehmen, was würde dies unſerm Argumente ſchaden? Walten nicht dieſelben Kräfte allüberall im Naturganzen? Aller wahrnehmbare Unterſchied liegt in ihrer größeren Intenſivität, wenn ſie in differenzirter Form auftreten. Wenn im Pyramidenbau der Naturgeſchichte der Gipfelpunkt des individualiſirten Lebens in eine Geſetzesſphäre höherer Potenz hereinragt, wird dadurch derſelbe von ſeiner Grundlage abgeſchnitten oder durch eine unvermittelbare Kluft getrennt? Im Gegentheil: gerade von dieſem Standpunkte

Digitized by Google

aus gewahren wir in überzeugender Weiſe, wie der Lichtſchein wunderbarer harmoniſcher Schönheit, der über alle Werke der Natur ausgegoſſen, ſich im Brennpunkt vollkommener, allumfaſſender Einheit concentrirt.

Würde auch die Erde aller Lebensformen, welche ſich im Reiche der organiſchen Welt um uns bewegen, beraubt ſein, ſie wäre doch keine todte, träge Maſſe, die ſich in ihrer Kreisbahn dahinwälzte, ſondern Alles wäre belebt, wie jetzt, durch die raſtloſe Thätigkeit der kraftbegabten Elemente. So war es während der Perioden der Urzeit, da der kahle Erdplanet ſeine ſpärlichen, fahlen und zerklüfteten Eilande der Sonne zuwendete, deren Lichtkraft kaum die dichte, trübe, von ſtürmenden Wirbelwinden bewegte Dampf- und Nebelatmoſphäre zu durchdringen im Stande war, die auf einem faſt univerſellen Ocean lagerte, in deſſen Wogen noch kein lebendes Geſchöpf ſich regte. Aber ſelbſt damals entfaltete ſich die Macht des Lebens, und gleich einer allumfaſſenden Intelligenz arbeitete es an der Vervollkommnung des noch im rohen Urzuſtande befindlichen Weltkörpers. — Wir können Leben nicht anders definiren, als die Specialiſation der in der Materie liegenden principiellen Kräfte.

Bis hieher betrachteten wir das Leben nur in ſeinen allgemeinen Erſcheinungen und Kundgebungen, inſofern ſie allen Formdifferenzen der Materie in gemeinſamer Weiſe zukommen: wir müſſen nun verſuchen, ſeine Spuren in aufſteigender Ordnung zu verfolgen, um die Abſtufungen kennen zu lernen, mittelſt welcher es ſich zu ſpecialiſirten Geſtaltungen erhob. Der Differenzirung und Specialiſirung deſſelben lag die wechſelſeitige Anziehung wohlverwandter Atome und Moleküle zu Grunde. Wie in einer Miſchungslöſung verſchiedener Salze jeder anſchießende Kryſtall nur jene Maſſentheilchen anzieht, welche als gleichartige in ſeine Konſtitution eingehen können, ſo bemächtigt ſich auch im natürlichen Zuſtande Pflanze wie Thier nur jener Nahrungstheile, die ſeinem Bedürfniſſe entſprechen; alles Uebrige bleibt zurück oder wird wieder ausgeworfen; ja, derſelbe Stoff, welchen das eine Weſen als Gift für ſeinen Lebensbeſtand verwirft, wird von einem anderen als Nahrungsmittel aſſimilirt. Die Giftpflanze verſchlingt ihre Wurzeln mit denen des mehlhaltigen Getreides, ſaugt ihre Nahrung aus demſelben Boden, wird von denſelben Regentropfen befruchtet, und doch iſt die eine Pflanze giftig in jeder Faſer, die andere der Träger eines unſerer Hauptlebensmittel. Wir erkennen vollkommen die Relativität des Begriffes „Gift“; das angeführte Beiſpiel ſoll nur dazu dienen, die wechſelſeitige Anziehung verwandtſchaftlicher Theilchen zu erläutern.

Aus einer gemiſchten Löſung von ſchwefelſaurer Soda und gewöhnlichem Küchenſalz ſcheiden ſich Kryſtalle aus, aber in beſtimmt geſchiedener Gruppirung. An irgend einen vorſtehenden Punkt des die Löſung enthaltenden Gefäßes heftet ſich das erſte Atom Kochſalz an, auf einen andern ſchlägt ſich ein Atom des ſchwefelſauren Salzes nieder. Jedes derſelben zieht nur die ihm verwandten Theilchen an, während es die fremdartigen abſtößt. So entwachſen der gelöſten Miſchung zwei ganz verſchiedene Subſtanzen, jede ſo rein in ihrem chemiſchen Beſtande, als wäre ſie aus einer ungemiſchten reinen Löſung kryſtalliſirt.

Alſo jedes Naturweſen einverleibt ſich nur ſeinem Beſtande adäquate Theilchen, während es alles Fremdartige als feindlich verwirft. Selbſt der Menſchengeiſt aſſimilirt nur ſolche Nahrung, welche ſeiner Entwicklungsſtufe entſpricht.

Es iſt bis jetzt nicht gelungen, in der Pflanze etwas dem Nervenſyſtem Analoges nachzuweiſen: ſie iſt deßhalb unfähig im geltenden Sinne des Wortes — zu fühlen. Ungefähr daſſelbe Verhältniß finden wir bei den niederſten Thieren, oder vielmehr bei jenen Geſchöpfen, in welchen ſich das pflanzlich-thieriſche Leben mit dem mineraliſchen verſchlingt. Mit der weiteren Ausbildung der Primoidalzelle, welche den Keim pflanzlichen wie thieriſchen Lebens noch in der Indifferenz trug, erlangt das Thier nach und nach ein Nervenſyſtem und mit dieſem die Fähigkeit der Empfindung. In einem ſpäteren Abſchnitt werden wir die Beziehungen der Empfindung zur Entwicklung des Nervenſyſtemes genauer erörtern: hier beſchränken wir uns auf Angaben, welche ſpäter bewieſen werden ſollen.

Die Entwicklung des Nervenſyſtems mit ſeiner Centraliſation im Gehirn bedingt die Intelligenz des Individuums.

Wir dürfen jedoch individuelle und univerſelle Intelligenz keineswegs verwechſeln. Die eine bezieht ſich auf die Bedürfniſſe des Einzelweſens, die andere kommt dem Univerſum zu, und wenngleich ihre nahe Verwandtſchaft nicht abgeſtritten werden kann, ſo ſollten wir doch nicht zwei ſo verſchiedene Vorſtellungen in Einem Ausdruck vermiſchen. In der Natur finden wir eine Ordnung der Thätigkeit — Geſetz — eine Genauigkeit und Zweckmäßigkeit, welche dem oberflächlichen Beobachter die Ueberzeugung von der Exiſtenz eines allmächtigen, unabhängigen Weſens aufzunöthigen ſcheint, das mit der Macht ſeines deſpotiſchen Willens auf die träge Materie wirkt. Wir haben bereits geſehen, wie der Wilde die Urſache ſolcher Erſcheinungen zu perſonificiren pflegt und das Geſchöpf ſeiner Phantaſie anbetet, welches ſeinem Weſen nach doch blos ein Princip oder höchſtens ein Attribut ſein kann.

Man glaubt die Gegenwart eines ſolchen Weſens in der ſchönen Harmonie der Planetenſyſteme, in ihrer abgerundeten Form, in der gleichſam berechneten Anordnung derſelben erkennen zu müſſen. Nichts iſt in dem Allen zu erkennen, als das Beſtehen von Principien. — Der Thautropfen, welcher am Blumenblatt zittert, iſt er nicht ebenfalls abgerundet? Iſt er es, weil ſeine Atome ſich dem Centrum zu nähern trachten und ſo ein Gleichgewicht erſtreben, das zur Bildung einer vollkommenen Sphäre Berechu-

Digitized by Google

laſſung geben muß, oder bedarf es einer beſonderen göttlichen Einwirkung, um jeden Tropfen abzurunden? Daſſelbe Princip, welches den Thautropfen rundet, geſtaltet auch den Weltkörper zur Sphäre. Nehmen wir die Einmiſchung einer göttlichen Macht an, ſo müßten wir ſie auch für alle Wirkungen gelten laſſen. Wenden wir die erkannten Principien auf die Materie an, ſo bedarf die Abrundung der ſich ſelbſt überlaſſenen Materie zur Kugelform durchaus nicht der Einwirkung einer unabhängigen Intelligenz. Dieſelbe Kraft, welche den Stein zu Boden fallen macht, hält auch den Mond in ſeiner Kreisbahn; wenn aber die Einwirkung eines unabhängigen Weſens für letzteren Fall nöthig erachtet wird, ſo müßte jene auch ſtattfinden, wo immer ein Stäubchen fällt.

Die Intelligenz, welche man der Natur zugeſchrieben hat, beruht in nichts weiter, als der entſprechenden Anpaſſung von Urſache und Wirkung. Wir begegnen ihr in jeder Blume, die am Bachufer blüht, im Wogen des Getreidefeldes wie im Rauſchen des Waldes; in den Sonnen und Planeten und allenthalben, wo ſich Leben regt. Dieſelbe Kraft, welche eine Säure mit einer Baſe vereint, ſchied auch die Stoffe unſerer Erde aus dem uranfänglichen Luftmeer, formte ſie zu geſchichteten Lagern und bildete Oceane, Flüſſe, Seen und Gebirgszüge, beſtimmte wie mit mathematiſcher Berechnung Umfang, Abſtand und Umſchwungszeit der Planeten und ordnete das verwickelte Syſtem des Univerſums. Man hat ſie eine intelligente Kraft genannt, weil ſolche Beziehungen zwiſchen Urſachen und Wirkungen eine Analoge mit den Verſtandsoperationen vernünftiger Weſen darbieten; aber dieſe Analogie iſt nur oberflächlich und illuſoriſch. Die Naturerſcheinungen, welche man auf eine höhere Intelligenz beziehen zumüſſen wähnte, haben mit dem Menſchenverſtand nichts gemeinſam. Eine weſentliche Verſchiedenheit drückt ſich in beiden aus, und ihre Aehnlichkeit beruht lediglich in der hier wie dort wahrzunehmenden Harmonie zwiſchen Urſachen und Wirkungen. Die Anwendung des Begriffes „Intelligenz“ auf die Natur hat oft zu Zweideutigkeit, Verwirrung und irrigen Anſchauungen geführt.

Ein Ueberblick der großartigen Schöpfungsgeſchichte muß den Naturforſcher mit der tiefen Ueberzeugung eines Fortſchrittes in der Natur erfüllen. Von Epoche zu Epoche läßt ſich dieſer Fortſchritt nachweiſen, deſſen jede derſelben Zeuge iſt. Warum war dies ſo? Warum folgte nicht gleich die Schöpfung der Gegenwart auf den wilden Titanenkampf der plutoniſchen Zeitalter? Einfach deßhalb weil der noch rohe Zuſtand der Elemente es unmöglich machte. Sie waren erſt fähig, die niederſten Lebensformen zu erhalten; nur die niederſten konnten auf ſolcher Grundlage zur Entwicklung gelangen. Unter analogen Verhältniſſen der Gegenwart, wie wir ſie in Granitgebirgen finden, erſcheinen zuerſt Flechten und Mooſe; erſt nachdem ſich durch langes Wachsthum derſelben organiſcher Stoff angehäuft, können höher organiſirte Pflanzen gedeihen. — Das aus der Holzaſche gewonnene Kali erhöht die Fruchtbarkeit des Bodens ungemein, ſobald er einmal fähig geworden eine Vegetation zu unterhalten, obwohl jeder aus der Zerſetzung granitiſcher Geſteinsmaſſen herſtammende Boden mit mineraliſchem Kali geſättigt iſt. Die Chemie erklärt mineraliſches Kali und vegetabiliſche Pottaſche für identiſch; die lebende Pflanze widerlegt dies auf's Beſtimmteſte. Sie bleibt kaliarm und verkrüppelt auf dem Boden, der nur mineraliſches Kali enthält, während ſie üppig gedeiht, wo ihr Pottaſche geboten wird. Phosphorſaurer Kalk, aus Knochen gewonnen, gehört unter die Dungmaterialien, welche das Gedeihen der Pflanzenwelt am lebhafteſten fördern; den früheren Formationen des Mineralreichs entnommen — iſt er als Düngungsmittel werthlos. Auch hier erklärt die Chemie die Stoffe für ein und denſelben, ob aus Knochen oder Geſteinen gewonnen; die Pflanze macht eine feinere Analyſe.

Hier ſehen wir eine augenſcheinliche Verfeinerung oder Potenzirung in der Elementarmaterie, die, wenn auch nicht nachgewieſen durch die roheren Reagentien der Chemie, doch von den Wurzelfaſern der Pflanze gleichſam herausgefühlt wird. Solche Thatſachen können nicht verfehlen, uns einen Einblick in das große Geheimniß des Fortſchritts durch alle Zeitalter zu gewähren, welches ſich nicht auf Wirkungen allein, ſondern auf die Konſtitution der Materie in ihren feinſten Verhältniſſen bezieht. So war denn jede Aera ſo vollkommen, als nach der beſtehenden Grundlage ſtofflicher Auswirkung es eben möglich ſein konnte.

Die Chemie nimmt 64 Grundelemente an; von der andern Seite werden wir über eine unendliche Steigerungsfähigkeit der Elemente, über eine endloſe Verſchiedenheit derſelben belehrt. Das durch den Organismus der Pflanze gegangene Kali iſt nicht mehr daſſelbe, wie es im Mineral beſtanden hat. Es ſteht auf einer höhern Form und iſt nun erſt fähig als ein Konſtituens in die thieriſche Organiſation einzugehen. Der phosphorſaure Kalk der Thierknochen iſt nicht derſelbe wie der des Mineralreichs. Pottaſche wie Kalk haben nun erſt die Fähigkeit erlangt die Vegetation zu fördern und zu kräftigen, und ſomit wieder höhere Formen zu erhalten.

Dieſelben Elemente, welche der Pflanze zur Nahrung dienen, ernähren auch das Thier; aber die Pflanze ſaugt mineraliſche Elemente unmittelbar auf, was das höhere Thier nicht kann. So wäre denn die Pflanzenwelt das Laboratorium, in welchem die roheren Elemente ausgearbeitet und raffinirt werden, um höheren Lebensformen zum Unterhalt zu dienen. Daſſelbe Element, derſelbe Stoff ändert bei ſeiner Aſſimilation Etwas in ſeinem feineren Formbeſtande: woraus ſich denn eine unendliche Manichfaltigkeit in der Form und den Eigenſchaften der Materie ergiebt, ſo daß die Grundelemente als Stufen einer beſtändigen Fortſchrittsentwicklung erſcheinen, welche durch Reihen von Zwiſchenſtufen verbunden ſind.

Wie Form- und Zuſtandswechſel unbegränzt, ſo iſt

auch die Fortſchrittsentwicklung unendlich. Unendlicher Fortſchritt und unendliche Theilbarkeit der Materie ſetzen ſich gegenſeitig voraus. Wenn letzterer Grenzen geſetzt ſind, ſo müßte ihre Fortentwicklung, bei jenen angelangt und eingedämmt durch dieſe organiſche Beſchränkung, aufhören und die Natur in ewigen Stillſtand verfallen. Wenn aber, wie wir zu erweiſen ſuchen, unendlicher Fortſchritt Naturgeſetz iſt, ſo müſſen wir — unſern Denkgeſetzen zur Folge — die Grundurſache dieſes Fortſchritts in der unendlichen Verſchiedenheit und Theilbarkeit der Materie ſuchen.

Man hat die faſt grenzenloſe Diffuſibilität des Moſchus, die Winzigkeit der ihrem Zwecke doch ſo vollkommen entſprechenden Ernährungsflüſſigkeit mikroſkopiſcher Inſuſionsthiere, die ſtoffliche Unerfaßbarkeit vieler Gerüche u. ſ. w. als Beweiſe der unendlichen Theilbarkeit der Materie angeführt; aber was bedeuten jene Thatſachen im Vergleiche mit den ſogenannten unwägbaren Stoffen, deren ätheriſches Weſen den feinſten Wägungsverſuchen Hohn ſpricht und welche ihre Gegenwart nur durch ihre Wirkungen kund geben. Die aufs höchſte verfeinerten Potenzen der Materie: Licht, Wärme, Elektricität, Magnetismus, ſo unerfaßbar ſie uns auch erſcheinen, ſtehen immerhin noch weit zurück hinter jener ſublimen Verflüchtigung der Materie, welche wir Geiſt und Gedanke nennen. Doch hievon an einem andern Orte.

Die unausgeſetzte Veränderung der Grundbeſtandtheile der Materie erzeugt unendliche Verſchiedenheit, ſo daß kaum ein Atom dem andern im ganzen Naturbereiche vollkommen gleich ſein kann. Einen ſchönen jene Verſchiedenheit der Atome erläuternden Beweis bietet uns das Prisma dar. Der Lichtſtrahl, welcher daſſelbe durchdringt, wird in die Farben des Regenbogens zerlegt. Wären die jede einzelne Farbe bedingenden Lichttheilchen identiſch, ſo würden ſie ſich alle zu einem diſtinkten Streifen vereinigen; obwohl dieſe Streifenbildung in der That ſtattfindet, ſo finden wir doch zerſtreute Lichttheilchen über das ganze Spectrum verbreitet. Jede Farbe iſt von der andern verſchieden conſtituirt, und jedes dieſelbe zuſammenſetzende Theilchen iſt verſchieden von allen übrigen. Wäre dies nicht der Fall, ſo würden wir keine zerſtreuten Strahlen finden. Demnach ſind unendliche Verſchiedenheit wie ewige Veränderung naturgeſetzlich.

Die Lücken der hier gegebenen Skizze werden ſich ausfüllen, in dem Maaße, als wir uns über die Gegenſtände, welche im Bereiche unſerer Aufgabe liegen, des Weiteren auslaſſen und die hier erörterten Principien auf Thatſachen anwenden werden.

Nichts wirkt überwältigender auf unſern Geiſt, als die Erkenntniß der Nothwendigkeit, welche Urſachen zu ihren Wirkungen treibt. Wirkungen werden durch abſolute Nothwendigkeit hervorgebracht: ihr Eintreten kann unter gegebenen Bedingungen nicht ausbleiben. Es iſt eiſerne Nothwendigkeit, eigenſinnig, unbeugſam, unbarmherzig, rückſichtslos und unabwendbar. Sie verſenkt das Schiff in die Tieſen des Meeres und wäre es auch mit lauter Heiligen befrachtet; ſie weicht nicht zurück vor dem gebieteriſchen Mandat eines Erzengels. Das Feuer verbrennt einen Heiligen ſo ſicher wie einen Erzſchurken. Wenn wir den Sturm mit widerſtandsloſer Wuth dahinbrauſen ſehen, unbeirrt von den flehenden Gebeten derer, welche er zermalmt, wenn der wüthende Ocean über dem ſinkenden Schiff zuſammenſchlägt, oder wenn ſich unſer Blick dem friedlichen Flimmern des beſternten Himmels zuwendet, wer kann ſich da des tiefſten Eindrucks, der innerſten Ueberzeugung entſchlagen, daß eine gebieteriſche Nothwendigkeit die Natur beherrſcht? Wir können weder freiwillig auf die Dauer unſern Athem unterdrücken, noch dem Sturm Einhalt gebieten, weder den Ocean beſchwichtigen, noch Geburt oder Tod beſtimmen, wir ſind nie und nimmer im Stande, auch nur im Geringſten auf die einmal in der Natur feſtbeſtimmte Ordnung der Dinge einzuwirken. Das Feuer verzehrt mit gleicher Gier lebenden wie todten Stoff, — das Holz in unſern Oefen und unſere Wohnhäuſer, das Thier wie den Menſchen, die ſeiner Macht nicht mehr entrinnen können. Das Geſetz der Schwere bringt den überreifen Apfel zum Fall, feſſelt Planeten in ihre Bahn, und reißt uns vom Rande des Abgrunds in die Tiefe der Vernichtung hinab — ohne Wahl und Rückſicht. Wohl hat man oft es ausgeſprochen, daß ſich die Natur nur durch Befolgung ihrer Geſetze beherrſchen läßt. Leider liegt hierin mehr Wahrheit, als die Menſchheit praktiſch auszuführen geneigt iſt: Thatſache bleibt, daß wir von allen Seiten von einer gebieteriſchen Nothwendigkeit eingehegt ſind. Der Wurm, welcher auf dem Pfade kriecht, die Welt, die in ihren Bahnen rollt, der Menſch, welcher ihre Geheimniſſe zu ergründen ſtrebt, jedes Ding und Geſchöpf, organiſch oder anorganiſch, wird vom Schickſal getrieben. Da gilt kein Widerruf, kein Aufſchub der einmal feſtbeſtimmten Ordnung. Der Dampf explodirt, das Feuer verzehrt: dieſe Geſetze verharren in Unabänderlichkeit. Wir ſtreben, die Bedingungen und Eigenthümlichkeiten derſelben zu erkennen: glücklich ſind wir nur, inſofern wir denſelben gerecht werden können.

Nicht die Abſicht, gegen die Annahme einer Gottheit aufzutreten, hat uns im Laufe der bisherigen Schlußfolgerungen beſtimmt oder geleitet. Wir haben durchaus Nichts mit der Theologie zu ſchaffen. Dem gottgläubigen Theologen iſt der Eintritt in das große Gebiet, welches wir bis hieher überblickt, nicht verwehrt: er mag die Exiſtenz irgend eines beliebigen Gottes zu beweiſen u. darzuthun ſuchen, daß die geſchilderten Attribute nur Kraftäußerungen ſeines Willens ſeien. Wir ſtehen auf naturwiſſenſchaftlichem Boden und ſind nur berechtigt ſo weit zu gehen, als unſere Beobachtungen und Forſchungen uns leiten. Wir müſſen durch Erziehung übererbte Vorurtheile bei Seite ſetzen und uns beſtreben, Thatſachen auf ihre Urſachen zurückzuführen. In ſtrikter Befolgung dieſes Grundſatzes können wir über die Attribute der Materie nicht hinausgehen, bis neues Licht

Digitized by Google

ſich über die Blätter des Buches der Natur verbreitet. Sollte aber der Theologe, einen andern Pfad der Unterſuchung wandelnd, hier auf dieſer Scheidegrenze des Gebietes je mit uns zuſammentreffen, dann wäre die Vollendung des Schöpfungsſyſtems auch geiſtig vollbracht, und aus vollſtem Herzen könnten wir uns die Hände reichen als Lehrlinge und Brüder im Tempel der wahren Göttlichkeit.

In ſtufenweiſem Aufſteigen, ausgehend von den erſten Manifeſtationen des Lebens in der Anziehung von Atomen durch die Zelle, ſind wir bei der Empfindung und Intelligenz angelangt. Wir bedürfen keiner metaphyſiſchen Vorausſetzungen und Annahmen: Naturbeobachtung allein iſt unſere Baſis, Phraſeologie und eitle Wortklauberei kann unſerm Zwecke nicht entſprechen.

Es ſteht feſt, daß die phyſiſche Welt von beſtimmten und unwandelbaren Geſetzen beherrſcht wird. Wir beabſichtigen, den Beweis zu liefern, daß dies nicht allein für jene Exiſtenzform gilt, die man gemeinhin unter Leben verſteht, ſondern auch für den Geiſt im allgemeinſten Verſtändniß des Begriffes. Das Walten der Geſetze in beiden Gebieten war ſo lange in Dunkel gehüllt, daß man die Erſcheinungen in denſelben der unmittelbaren Einwirkung einer Gottheit zugeſchrieben hat; denn die Menſchen waren ſtets mehr geneigt, eine Wirkung, welche ſie nicht begriffen, auf ein Wunder zu beziehen, als ihre Unwiſſenheit einzugeſtehen. Mehr und mehr aber ſchwand im Laufe der Zeit die Domäne des Zufalls und der Wunder auf einen ſo beſchränkten Raum ein, daß die gegründetſte Hoffnung vorhanden iſt, ſie werde alsbald vollſtändig im Lichtreiche der Wiſſenſchaft aufgehen, und auch kein Winkelchen werde mehr übrigbleiben für die Spuckgeiſter Zufall und Wunder, um ihre erbärmliche Scheinexiſtenz friſten zu können.

Faſſen wir nochmals zuſammen, was uns zu beweiſen vorliegt: jede Urſache bringt auf einem natürlich beſtimmten Wege ſeine Wirkung hervor, was ſoviel heißt, als: jede Erſcheinung wird durch ein beſtimmtes, permanentes Geſetz in's Leben gerufen. Der modus operandi mag uns unbekannt ſein, er mag räthſelhaft und geheimnißvoll erſcheinen; ſicher wiſſen wir jedoch, daß ein Geſetz in Thätigkeit iſt, wenn auch noch ſo ſehr verſchleiert. Das Studium der Natur muß ſtrikt an Thatſachen feſthalten, und darf bei den aus jenen abgeleiteten Schlußfolgerungen weder von herkömmlichen Vorurtheilen, noch von überkommenen religiöſen Ideen beeinflußt werden, noch vor der Konſequenz der Schlüſſe zurückſchrecken. Das uns Gegebene muß die Vernunft mit Kühnheit und Entſchiedenheit zu Gunſten der Wahrheit ausbeuten. Nur auf dieſem Wege ſchreiten wir mit ſicherem Fuße im Gebiete der Erkenntniß voran, jeder Schritt in dieſer Richtung hebt uns auf einen Standpunkt mehr einſichtsvoller u. klarerer Naturanſchauung, u. führt uns ſo näher dem unendlichen Geiſte, in deſſen Erkenntniß allein unſer innerſtes Weſen Befriedigung finden kann.

Für die Fackel.

Streifzüge.

Von Samuel Ludvigh.

Dezember, 1867.

Flach und eintönig iſt die Eiſenbahnfahrt von Buffalo nach den Niagara-Fällen und nur in der unmittelbaren Nähe derſelben eröffnet ſich das Romantiſche hoher, felſiger Ufer, das Schaurige eines über Felsbluffs hinabſtürzenden Stromes und das Anmuthige der Städtchen an beiden Ufern Canada's und der Ver. Staaten.

Daß es hier nicht an großen faſhionablen Hotels fehlt, iſt eben ſo ſelbſtverſtändlich, als daß man eine gut beſpickte Börſe mitbringen muß, um da Comfort und Luxus zu genießen. Auch fehlt es nicht an Kutſchen (hacks), die Fremden zu Gebote ſtehen, um dieſſeits und jenſeits der Fälle die intereſſanteſten Punkte „von Waſſer und von Land" in Augenſchein zu nehmen. Ich habe hier meiſt meine eigene Apoſtel-Equipage einer Miethkutſche vorgezogen und ein Freund einſamer Wanderungen iſt mir Geſellſchaft nirgends ſo wenig erwünſcht als im Gau ähnlicher impoſanter Naturſcenerien.

Dieſes Mal war es mir nicht möglich, den Fällen einſam und allein meinen flüchtigen Beſuch abzuſtatten, ohne Billigkeit und Etiquette zu verletzen, ſo ich einem Kaufmann aus Bremen zu ſchulden glaubte, deſſen Bekanntſchaft ich zu Buffalo in Grüner's Hotel machte und den ich hier an der Mittagstafel im River Hanſe wieder traf. Ob es einen Kaufmann in der Welt giebt, bei dem die Poeſie des Geiſtes die Proſa des Lebens überwiegt, weiß ich nicht; auf keinen Fall gehörte mein Gefährte aus Bremen in dieſe exotiſche Claſſe. Dem guten Mann hat der Tod eine geliebte Gattin in der Blüthe des Lebens entriſſen, wodurch er ſich veranlaßt fühlte, eine Reiſe über den Ocean zu machen. Wo könnte der Schmerz wohl ein paſſenderes Aſyl finden, als am toſenden Niagara-Fall? Wo dürfte ſich ein „zerriſſenes Gemüth" mehr nach Einſamkeit ſehnen, um ſich ganz dem leidenden Ich zu überliefern, als hier vom Fluthendonner betäubt, vom Irisgürtel entzückt, den die farbenreiche Göttin um die ſchäumende Fluthenſäule ſchlingt, wie der Gläubige die Strahlen der Hoffnung über die Sehnſuchtsbrücke zwiſchen Zeit und Ewigkeit? Aber, aber, jedes Auge ſieht anders, jedes Herz fühlt anders und wo Einer vom Sturme hingeriſſen die Größe einer Naturſcenerie bewundert und im Gefühle betet, dort bleibt ein Anderer kalt. Zu dieſer Claſſe der gemüths- und poeſiearmen Kalten gehörte auch mein Gefährte, der weder ſchweigend an irgend einem Punkte durch Bewunderung ſich feſſeln ließ, noch in laute

Extaſe ausbrach und blos ein Mal ſagte: „Die Fälle ſind ſehr hübſch.“ Die Niagara-Fälle ſehr hübſch! Bei Vorlage eines neuen Muſters von Delain oder ſonſtiger Schnittwaare hätte der Kaufmann höchſt wahrſcheinlich das Epitheton ſehr „ſchön“ gewählt und ein Schaufenſter von Hrn. Stewart in New-York hat ihn ganz gewiß in höhere Extaſe verſetzt als der Fall von Niagara.

Still und traurig iſt es in dieſer Saiſon an den Fällen; die großen Hotels ſind ohne Gäſte und zu den größten Raritäten in den Raritäten-Läden gehört ein Käufer. Was im Sommer gemacht wird das wird im Winter verzehrt. Wäre es nicht für die hohen Preiſe, welche man da durch die Anziehungskraft indianiſcher Stickereien, photographiſcher Anſichten, und allerlei ſonſtiger geſchmackvoller u. geſchmackloſer Galanterie-Waaren den Taſchen der Gäſte zu entlocken vermag, ſo würde es einem Kaufmann wohl nicht möglich ſein, die jährlichen Auslagen und den Winterbedarf zu beſtreiten.

Einſt in der Jugend mit mir ſelbſt und mit der Welt zerfallen, hatte ich öfter die tolle Idee, Kamaldulenſer im Paradieſe von Neapel zu werden und das Leben eines Einſiedlers auf dem hohen Kalvarienberge meiner pittoresken Geburtsſtadt erachtete ich höchſt beneidenswerth. War das nicht dumm? Doch liegt nicht Poeſie in dieſer Dummheit? Gewiß. Nun bin ich ſeit bald 30 Jahren einig mit mir ſelbſt, und die Welt iſt mir zur lauteren Proſa geworden und da durchkreuzte in jüngſter Zeit ſchon oft der Gedanke das alte nüchterne Gehirn: „möchte wohl gerne die letzten Jahre des Lebens am Niagara verleben!“ In jener Winterperiode angelangt, wo dem Menſchen, wenn nicht Alles, doch ſehr Vieles, eitel erſcheint, ſind es Liebe, geiſtige Beſchäftigung und die Reize der Natur die auf mich gleichſam einen ewig jugendlichen Einfluß üben.

Am Fuße eines Vulkans, in einem Thale eiſiger Schweizeralpen, an den Niagara-Fällen, — ja da möchte ich wohl im Greiſenalter leiblich vegetiren und geiſtig genießen! Wie würde ich da ſchwelgen in den Reizen des „delicaten Paradieſes;“ wie würde ich die Teufel, die es bewohnen, ohne Haß und Groll ſich gebahrden laſſen und ſelbſt keine Engel mir als Geſellſchafter wünſchen.] Am Fuße eiſiger Alpen, wie würde ſich da das ruhige Herz erweitern, und der Schönheitsſinn über das Triviale des Lebens den Geiſt erheben; den muntern Gemſen würden die trunkenen Blicke mit nicht weniger Freude in ihren Sprüngen folgen, als einſt den graziöſen Bewegungen ſchöner Tänzerinnen eines Ballets, und das Alpröslein und die Firnenblume würde ich an das Herz drücken, wie einſt einen Blumenſtrauß der Geliebten. Und an den toſenden und ſchäumenden Fällen, wie viele einſame Stunden geiſtiger Andacht würde ich da zu allen Jahreszeiten, beim hellen Sonnenlichte des Tages und beim fahlen Mondenſcheine der Nächte, in mich ſelbſt verſunken, genießen! Wie würden, auf dem magiſchen Irisgürtel gewiegt, die ſchönſten Hoffnungen meiner ſtürmiſchen Jugend wie aus einem Zauberſpiegel wiederſtrahlen! In den ſchwarzen Wolken, hinter denen ſich der Mond verbirgt, ſähe ich die camera obscura jugendlicher Täuſchungen und aus den groteſken Eisformationen am Rand der mächtigen Caſcade würde ich die Kälte herausleſen, die ſo viele Menſchen herz- und lieblos mit einer Eiskruſte umzieht und gleichgültig gegen das Weh und Elend ihrer Mitmenſchen macht! Das Treiben des Luxus hätte da keinen Werth für mich und die vielen Gäſte, die ſich da jährlich bewegen, würden wie Marionetten vor mir vorüberziehen; nur an jene Wenigen würde ich mich anſchließen, um Ideen und Gefühle auszutauſchen, bei denen ich ein für große Eindrücke empfängliches Herz und einen Geiſt fände, der erhaben iſt über das eklige Klitſchklatſch des alltäglichen Lebens. Doch da träume ich ja ſchon wieder und Ihr könnt ſehen, daß man auch im Alter noch träumen kann, und Träume ſind doch ſo ſüß! —

Aber nein, nein, der Traum iſt zu ſchön, um je noch verwirklicht zu werden; der Kopf wird mir völlig verwirrt von all dem Geträumten und das Lumpenſammeln von „Greenbacks“ zieht den nüchternen Geiſt etwas unangenehm in das öde Gebiet der Wirklichkeit herab; das Aſthma lähmt die Schwingen des alten Adlers, der von keinen Höhen herab mehr die Reize der untern Regionen zu genießen vermag und der durch die Macht der Metamorphoſe ſein Ebenbild mit diaboliſcher Wolluſt nur noch im alten Eſel erblickt und ſich zuweilen im Stillen frägt: Was iſt aus den Hurrahs geworden, ſo Tauſende begeiſtert deinen Reden gezollt? Und was wird wohl bald aus dir ſelbſt werden, wenn dir die (einſt geflügelten) Beine den Dienſt auf Collections-Touren verſagen, und der Geiſt, ein Pergaſus im Joch, die matten Schwingen zur Erde ſenken wird, ohne Kraft, ſie je wieder zu wirklichen und zu idealen Höhen zu erheben? „Na, da wird ſich wohl auch noch Rath finden in der rathloſen Welt.“ Was ſoll ich mich mit Grillen über die Zukunft plagen, der ich ſtets nur der Gegenwart gelebt!? Und geht es mit dem Leben nicht mehr, ſo erlöſ't ja der Tod und zögert er zu erſcheinen, wenn ringsherum Alles in Nacht gehüllt, keine Hoffnung mehr beſeelen, keine Liebe tröſten, kein Comfort einen an Unabhängigkeit gewohnten Geiſt das Vegetiren erträglich machen ſollte, nun dann ſteht ja die Pforte des Lichtes offen — der Vorhang fällt und das ſtolze, das raſtloſe Atom feiert ſein Vermählungsfeſt im unendlichen Atomenall.

Und Du, mein Vaterland, frage ich Heimathsloſer in einem fremden Welttheile, du, meine geliebte Heimath, die du, noch nicht lange her, aus einem ſchweren Traum zu Arad erwacht, einen König zu Ofen gekrönt haſt, auch Du biſt alt geworden, ſehr alt, und laſſeſt dich noch immer am Gängelhand führen. Träumſt du denn noch zuweilen von Unabhängigkeit? Im Schlaf kömmt ſie nie, im Wachen nur kannſt du ſie durch Handlungen erringen. Ermanne Dich! Ach, an mich längſt Exilirten denkſt du wohl nicht mehr und

doch liebe ich dich ſo ſehr und wünſche ſehnlichſt, daß du jene Selbſtſtändigkeit erringen mögeſt, ob deren Weiſſagung ich im Jahr 1833, durch die Cenſur geächtet, dich, mein Vaterland, verwirkt habe.

Brauſet Ihr Fälle,
Schäumet Ihr Wogen,
Eilet in Schnelle
Hin durch den Bogen,
Ueber die felſigen Ufer geſpannt.
Zeigt, daß im Aufruhr der Frieden
Nur jenem Volk wird beſchieden,
Das ſich im Joche zur Freiheit ermannt!

Von den Fällen fuhr ich nach Buffalo zurück und reiſ'te von da per Eiſenbahn, via Rocheſter und Troy, im Staat New-York, nach Boſton; dem Athen der Ver. Staaten.

Willſt du den Menzel ſehen, der kleine Franzoſen frißt, in deſſen Reſtaurant man ein gutes Beefsteak ißt, ſo gehe nach 69½ Summer-Straße und du wirſt dich da bald wie zu Hauſe fühlen. Ich ſelbſt habe mit vieler Mühe gelernt, Ich zu ſein und wo ich bin, dort bin ich zu Hauſe: Dove sono Io — e il mondo, das heißt auf deutſch: „wo der Papſt iſt, dort iſt die Welt."

Gehörſt du zu den unglückſeligen Verſtümmlern des männlichen Bartes und laſſeſt dich raſiren, im Glauben, deine Larve dadurch zu verſchönern, ſo trottire nach dem Parker-Hauſe zu dem genialen Noite, un excellent Friseur et parfait Gentilhome.

Als ich nach einer ähnlichen Expedition von Sevilla die Washingtonſtraße paſſirte, zitternd vor Kälte wie ein Eſpenlaub, begegnete ich da einem kräftigen teutſchen Mann, deſſen Schönheit nicht im Bart ſich offenbart und deſſen Kraft nicht im Haar ſondern im Gehirn liegt, ein Mann der mehr gehaßt als geliebt wird, weil er zu den Wenigen hervorragenden Perſönlichkeiten gehört, die der Dummheit und Schlechtigkeit sub nulla conditione Conceſſionen machen; es war Carl Heinzen. Neuenglands Athen beſitzt auch ein Athenäum, mit Bibliothek und Gemälde-Gallerie. Ich wollte es beſuchen, doch waren eben die Thüren für Beſucher geſchloſſen. Man konnte mir die Urſache nicht ſagen, ob es die Winterſaiſon mit ſich bringt, in welcher der kalte Yankee förmlich zum Eiszapfen wird und ſich mehr nach Brandy Cock Tail als nach Gemälden ſehnt, oder ob Holz und Kohlen bei dieſen ſchlechten Zeiten ſo hoch im Preiſe ſind, daß die Herren Athener, durch Kunſtferien, das Heizen erſparen wollen. Geſchieht mir auch ganz recht, daß ich mit langer Naſe abziehen mußte, da ich nicht ſchon bei früheren Beſuchen der Stadt das Athenäum beſucht hatte. Wenn man eben im Leben ſchon viel Schönes geſehen und Gutes geleſen hat, ſo wird man am Ende ſelbſt gegen amerikaniſche Kunſtgegenſtände etwas gleichgültig und in gewiſſen Momenten hat ſelbſt die geiſtreichſte Kirchenzeitung und die freiſinnigſte demokratiſche Zeitung keinen Reiz für den geſättigten Geiſt.

In der Turnhalle gab man während meines Hierſeins Eduard Devrient's Luſtſpiel: „Die Gunſt des Augenblickes" und zwar zum Beſten der durch das gelbe Fieber in Noth gerathenen Deutſchen in New-Orleans. Obſchon die Amateurs brav ſpielten und die Gunſt des Augenblicks mir Gelegenheit geboten hat, den Turnverein für eine Actie der Propaganda zu gewinnen, ſchlug ich doch die Gunſt des Augenblickes frevelnd aus und machte mich, verſtimmt wie eine alte Baßgeige mit zerſprungenem Reſonanzboden, ſchon nach dem erſten Aufzug aus dem Staub, oder richtiger geſprochen, aus dem Rauch.

Um den Kunſtſinn frühe zu wecken und zu nähren, werden auch Kinder zugelaſſen und zwar auch Kinder unter 10 Jahren, die blos 15 Cents Entree zu bezahlen haben. Babies ſind bei deutſch-amerikaniſchen Liebhaber-Theatern überall frei und das iſt auch ganz in der Ordnung; denn ſollte es dem Orcheſter an Kraft fehlen, ſo kann ſie durch die Alttöne der babies erſetzt werden.

Außer dem Pionier des teutſchen Radikalismus, erſcheint in Boſton auch ein engliſches Journal: „The Investigator", das dem Atheismus huldigt. Welche Kühnheit, im chriſtlichen Affen-Athen ein antichriſtliches, atheiſtiſches Blatt erſcheinen zu laſſen! Ach, wie gering iſt noch die Zahl der freien Blätter, beſonders in engliſcher Sprache, neben dem Schwall der religiöſen Zeitungen und dem Wuſt geiſttödtender Tractätchen. Kirchen entſtehen wie Pilze, das Pfaffenthum gebahrdet ſich mit jedem Jahre unverſchämter, indeß die Wiſſenſchaft, beſonders in Deutſchland, das ihrige thut, um endlich den künftigen Jahrhunderten den Sieg des Lichtes über die Finſterniß zu bereiten. Das iſt eine ſchwere, faſt unmöglich ſcheinende Aufgabe und dennoch wird ſie, muß ſie endlich gelöſ't werden, kraft des dem Menſchengeſchlechte inhärirenden Nothwendigkeitgeſetzes der geiſtigen Entwickelung und Progreſſion.

Boſton iſt eine der ſchönſten Großſtädte der Ver. Staaten. Auf einer ſumpfigen Ebene gelegen, im Hintergrunde von Bergen bekränzt, haben ſich hier, in den zwei letzten Dekaden, die herrlichſten Straßen gleichſam aus den Fluthen erhoben, und über nicht lange hin, wird man ſich blos ſagen, daß dort, wo Paläſte ſtehen und das Dampfroß nach allen Richtungen hinjagt, Nichts wie Waſſer war, auf einem Terrain von mehren Meilen. Ein raſtloſer Geiſt, dieſer Yankee-Geiſt, dem Nichts zu ſchwer und Nichts zu ferne iſt und da es noch gar nicht lange her iſt, daß man zu Salem die letzte Hexe verbrannt hat, darf man wohl auch erwarten, daß eine Zeit kömmt, wo man den Glauben an eine Dreieinigkeit, an eine Gottheit Chriſti, an Auferſtehung und Himmelfahrt, an Gott und Teufel eben ſo belächeln wird, wie den kindlichen Glauben an Hexen und an Geſpenſter. Jedes Jahrhundert ſchwemmt Etwas von dem urſprünglichen Irrthum hinweg, und die

Digitized by Google

Jahrtauſende verbergen in ihrem finſtern Schooß der Zukunft ein größeres, ein intelligenteres, ein edleres Geſchlecht als das jetzige, wenn anders nicht früher im großen Welten-Billardſpiele durch irgend eine gewaltige Carambole der Erdball in Chaos und Trümmer fällt, Menſch und Maus begräbt, und ſelbſt keine Geſchichte zurückläßt, von dem was einſt geweſen. „Verweſen;" in dieſem Wörtchen liegt das All begraben und der ewige Wechſel iſt das Weltgericht.

Zu Springfield, Maſſ. hatte ich wieder Gelegenheit, das Angenehme mit dem Nützlichen zu vereinigen. Daß ich das freundliche Lächeln der Hausfrau im United States Hotel und die Zuvorkommenheit des Hausherrn mit zu dem Angenehmen rechne, iſt ſelbſtverſtändlich. Mag man es ſich gefallen laſſen, in amerikaniſchen, und ſogar deutſchen Hotels blos beim Mittagstiſch eine Serviete vorzufinden und des Morgens und des Abends mit dem Sacktuch ſich die Schnautze putzen zu müſſen; mag man ſich geſchmortes Kuhleder für beefs-steak als Augenweide gefallen und kalte, zähe buck wheat cakes kredenzen laſſen, die in Molasses ſchwimmen müſſen, um den Weg nach dem Magenkanal zu paſſiren; mag man ſich ſtoiſch in die Laune einer Gans von Aufwärterin fügen, wenn es ihr zu gebieten beliebt: take an other seat, this is taken; ſo werden doch dieſe häufig vorkommenden Schattenſeiten amerikaniſchen Hotellebens durch Nichts ſo ſehr in den Hintergrund gedrängt, als wenn ein Wirth ſich im Vordergrund lümmelhaft aufbläht, die Gäſte kaum eines Blickes oder Wortes würdigt und ſich für den König der Thiere hält, die er für hohen Preis in ſeinem republikaniſchen Souverainetäts-Stalle füttert.

In Geſellſchaft des Fresco-Malers Wieſe nach dem Arſenale gefahren. Während des Krieges waren da 2080 Arbeiter beſchäftigt, vor Kurzem 1000 und jetzt hämmern und feilen nur noch 100 an chriſtlichen Mordinſtrumenten. Iſt das nicht ein erfreuliches Zeichen des Friedens? Iſt es nicht vernünftiger, Pflüge zu fabriziren als Gewehre? So lange es aber noch Unvernunft und Brutalität geben wird, wird man auch Gewehre machen müſſen, und nur der Civiliſation iſt es vorbehalten, mittels des Segens der Chemie, Kanonen, Zündnadel-, Chaſſepot- und Needham-Gewehre, entbehrlich zu machen und ſie mit allerlei Höllenmaſchinen zu erſetzen, die ganze Armeen niederſchmettern und Städte wie Kartenhäuſer in Brand ſtecken. Ein großer Fortſchritt auf der Bahn nach dem tauſendjährigen Weltfrieden (lachet nicht!) wäre es, wenn man vorläufig (erſchrecket nicht!) mit ſolchen Menſchen die Hofburgen der Monarchen in die Luft ſprengte, nebſt Inhalt der hohen Herrſchaften, die ſtehende Heere bedürfen, um ſich auf dem Thron und die Völker im Joch zu halten. Entſetzlicher Gedanke! und dennoch ein ſehr frommer Wunſch, wenn man die mörderiſchen Kriege in Anſchlag bringt, die von Moſes bis zu Tamerlan, von Attila bis zu Napoleon geführt wurden. Man beginnt exempli causa in Einer Nacht in Paris, Wien und Petersburg. — Der Fall dieſer heiligen Trias würde einen ſolchen Knalleffekt machen, daß der heilige Vater zu Rom und ſämmtliche Duodez-Menagerie gekrönter Affen Reißaus nehmen und in fremden Welttheilen Schutz ſuchen würden. Die Burſchen gäben ganz gewiß die beſten Demokraten von der Welt, und würden ſich nie wieder nach ihrem Throne ſehnen.

Neben dem Arſenal iſt ſo eben die Reſidenz eines reichen Amerikaners im Bau, wo Herr Hahn die Fresco-Malerei beſorgt. Der Nabob kann da eine herrliche Ausſicht auf Hügel und auf Berge genießen, wenn er anders Sinn hat für das Schöne der Natur. Derſelbe begann ſeine Laufbahn als Maurer-Junge — verkaufte dann Candies auf der Straße, machte ſpäter ſelbſt Candy und wurde durch Candy ſo reich, daß er ſich jetzt ein Haus baut, welches auf die runde Summe von 100,000 Dollars zu ſtehen kömmt. Throne ſind eine Nuiſance und Paläſte neben Hütten laſſen auf dem Wege des Fortſchrittes noch gar Manches zu wünſchen und zu reformiren übrig.

Springfield hat ein hübſches, ſehr zweckmäßig gebautes Opernhaus, das 1500 Perſonen faßt. Ich hatte das Vergnügen Il Trovatore zu ſehen. Die Dame La Grange und Philips und die Herren Brignoli und Randolfi waren die Sterne des Abends. Das Orcheſter war ſehr brav. Das Publikum elegant.

Nach der Oper einen deutſchen Ball beſucht, im Lokale der Herren Ryan und Markle. Ein Preuße würde da geſagt haben: es jing da janz jemüthlich her. Und ſo war es, in der That. Es wurde bis 5 Uhr Morgens getanzt und auch ich war in Arkadien geboren, hab' mir trotz Aſthma einen Walzer auserkoren; aber — daß ſich Gott erbarme (wie der Oeſterreicher ſagt), wie ganz anders fühlt man beim Tanzen, wenn man noch jung iſt! Alles hat ſeine Zeit — das ſind ſo die letzten Zuckungen des Vergnügens, wenn ein 67ger in die 68 hinein tanzt und nach einigen Touren das Trema in die Glieder bekömmt. Das aber iſt nichts weniger als gemüthlich; das iſt ganz miſerabel; denn „beim Teufel iſt der Spiritus!"

Der Menſch hat ſo ſeine Liebhabereien und ein großes Glück iſt es für das Ebenbild Gottes, daß es ſich ſelbſt, in der Regel, für die größte Liebhaberei hält. Einer liebt die Jagd, der Andere die Muſen; Dieſer Weib, Wein und Geſang, Jener das Waffenſpiel. Einer mißt den Lauf der Geſtirne; Andere ſammeln Käfer, Kräuter, alte Münzen, Mineralien u. ſ. w. Maler Hoffmann zu Springfield findet ſeine Liebhaberei an Muſcheln. Seine Sammlung iſt gewählt und ſehr intereſſant. Aus ſeiner Bibliothek verehrte er mir eine Antiquität, die als Verfaſſer den Namen Corwin an der Stirne trägt. Einer von jenen Wenigen, die gegen Superſtition und Dummheit kämpfen, ihr Licht eine Weile leuchten laſſen und einen Saamen

ausſtreuen, die nicht ganz ohne Früchte bleibt. Dieſer Corwin iſt gewiß Wenigen bekannt und es ſoll mir ein Vergnügen ſein, die Leſer der Fackel durch Auszüge des Buches mit des Verfaſſers Geiſt vertraut zu machen. Das Gute iſt nie zu alt, um es zu copiren und nicht Alles was neu und original, iſt auch zugleich gut, dem Fortſchritte entſprechend und werth, copirt zu werden.

Auch „Jean Meslier" iſt mir einſt als Antiquität zugekommen. Ein fürchterliches Buch für Prieſter und Pfaffenknechte; aber ein Schatz für freie, ſelbſtſtändige Menſchen. Drei Auflagen in deutſcher Ueberſetzung haben dem „geſunden Menſchenverſtand" jenes ſeltenen Pfarrers — der es am Todtenbett bereut, das Chriſtenthum gepredigt zu haben — unter den Deutſchen in Amerika viele Freunde erworben.

Der Geiſt der Individuen wird zum Geiſt der Völker und Das iſt die einzige Unſterblichkeit auf glaubwürdiger Baſis.

Die Städte, welche ich auf der Reiſe von Baſton nach New-York paſſirte, namentlich: Hartford, Norwich New-Haven und Bridgeport, im Staat Connecticut, ſind ſehr ſchön und rührig. Die Scenerien ſind anmuthig; der Boden iſt ſteril und die kleinen Parcellen, mit Steinen eingefriedet, contraſtiren ſeltſam mit den unüberſehbaren Prärien des Weſtens. Dieſe produciren durch Landwirthſchaft, Ackerbau und Viehzucht den Nationalreichthum, indeß die Neuengland-Staaten durch Fabrikweſen das Ihrige beitragen. Neben dem Reichthum Einzelner wird da, leider, der Arbeiter an der Maſchine beinahe ſelbſt zur Maſchine. Die heterogenen Intereſſen dieſer verſchiedenen Staaten durch geſetzlichen Schutz in Harmonie zu bringen, iſt keine leichte Aufgabe der Staatsökonomie. Wie ſich die Souverainetät der einzelnen Staaten durch Seceſſion und Bürgerkrieg als gefährlich erwieſen hat, ſo kann auch Sonderbündelei und Bevorzugung einzelner Staaten kein Segen ſein für die allgemeine Freiheit. Erfahrung wird wohl das Volk endlich belehren, daß die Republik eine Einheit, nur dieſe ſouverain ſein und der monarchiſche Rattenſchwanz, „Präſident" genannt, abgeſchnitten werden müſſe, um dem gewaltigen Umſichgreifen der Corruption Schranken zu ſetzen. Die Amerikaner in den Vereinigten Staaten ſind keine Mexikaner und wer da bei dieſer Maſſe von politiſcher Intelligenz und den unerſchöpflichen Reſourcen des Landes, der gegenwärtigen gefährlichen Kriſis wegen, auf einen baldigen Fall der Republik ſchließt, der hat die Rechnung ohne Wirth gemacht.

Hier wäre ich denn wieder zu Gotham, in der Weltſtadt New-York und habe mein zeitweiliges Standquartier von circa einer Woche bei dem freundlichen Herrn Friedrich Diez, im Prescot-Hauſe, aufgeſchlagen. Wenn Einen alle Anwandlungen von Leidenſchaften, Paſſionen, Eitelkeiten und Thorheiten verlaſſen haben und, bei geſundem Gehirn, nur noch ein geſunder Magen den hohen Werth der Gourmandie, im Bereich der Küche und des Kellers, zu würdigen verſteht, ſo iſt es wohl kein Wunder, wenn man ſcherzweiſe den Wunſch äußert, den Reſt des Lebens in der erhabenen Rolle eines Stiefelputzers im Hotel Diez glänzend verwichſen zu wollen, um da lukuliſch zu eſſen und horaziſch zu trinken; verſteht ſich, mit Vorbehalt, als ſouverainer Bürger, mit gewaſchenen Händen und hübſch gedreßt, an der Tafel ſitzen zu dürfen. Wäre Das nicht ein Leben ohne Sorgen? Kann es denn auch in eſthetiſcher Hinſicht etwas Glänzenderes und Leichteres geben, als Stiefel putzen? Könnte ein Dichter, ein Reformer in ſolcher Situation nicht ſo ganz gemüthlich u. gemächlich auf ſeinen Lorbeern ruhen? „Gott hat uns dieſe Muße gemacht", ſagte Virgil's glücklicher Schäfer. „Gott hat Alles gut gemacht und wunderbar ausgeführt", würde der gefeierte Stiefelputzer ausrufen auf ſeinen Lorbeern in der piquanten Beitze von Hirſchbraten und anderen animaliſchen Delikateſſen, mit Hochheimer und Tokayer-Wein.

Der Hirſch wurde des Menſchen wegen erſchaffen—und der Menſch des Wolfes wegen, ſagten die Wölfe, als ſie ſich auf einem Schlachtfeld mit den Cadavern der Todten regalirten. Iſt die Erde etwas anders als ein temporäres Aſyl für wechſelſeitiges Auffreſſen? Und was ſind große Städte? Laſterhöhlen, in denen die Tugend darbt; Irrenanſtalten, wo die Mode Jung und Alt zu Narren macht; Carouſſels, in denen Einer den Andern niederrennt, übervortheilt und ausbeutet; wo Pferde geſchunden werden und viele Menſchen vor der Zeit ſich zu todt reiten. Für Pferdeſchinderei hat die Civiliſation der Chriſten Omnibus- und Leihſtälle erfunden, für das „Sichzutodtreiten" Proſtitutionshäuſer. Was der Treiber für Pferde, das iſt Black Crook für junge Leute — Jene und Dieſe übertreiben und ſenden ihre Opfer nach dem Schindanger und dem Friedhof. —

Wer ſich eine richtige Vorſtellung von Pferdeſchinderei machen will, der gehe bei heftigem Schneeſturm nach dem Broadway und der Bowery und ſehe, wie man die mit Herren und Damen vollgeſtopften, ſechsſpännigen Schlitten durch die Schneebarrikaden ſpedirt — und wer dabei das Herz eines Türken im Buſen hat, der wird ſeufzen über die Barbarei der Chriſten.

Als ich da Betrachtungen anſtellte über Thierquälerei und Menſchenſchinderei fühlte ich mich plötzlich am Arm erfaßt und eine unbekannte Stimme flüſterte mir in's Ohr: „ich bin Asmodeus — komm und folge mir." Was, ſagte ich, du der hinkende Teufel, der mich in der Jugend oft verſucht und zu manch' gefährlichem Liebesabenteuer verführt haſt, du verfolgſt mich ſelbſt im Alter noch? „Ich bin's u. ſchwör es dir bei meiner Krücke — magſt du auch ein moderner Ahasverus, heute da und morgen dort ſein, Ubiquität kömmt blos mir zu und ich trete mit Gott und dem Satan in die Schranken, wo es gilt, in das geheimſte Verſteck der menſchlichen Gedanken und Handlungen einzudringen. Du wunderſt dich über die Herzloſigkeit der Menſchen, bedauerſt die Gäule, die erſchöpft im Schnee zuſammenſtürzen und quälſt

dich doch ſelbſt, indem du bei Kälte und Schneegeſtöber die lumpigen Thaler für deine Fackel collectirſt, die ja doch nur ein Lämple iſt unter den vielen Kirchenlichtern. Blaſe ſie aus — laß die Narren Narren bleiben und entſchlage dich des fernern Gedankens eines geiſtigen Fortſchrittes. „Ha, hinkender Verſührer, hebe dich weg von mir und ſpotte nicht! Mit grinſendem Lächeln fixirte er mich mit ſeinem rothen feurigen Auge und ſprach: „an dir iſt Hopfen und Malz verloren, du wirſt nie und nimmer lernen mit dem Strome ſchwimmen und nicht aufhören gegen die Dummheit der Menſchen zu kämpfen, bis du, da den gequälten Pferden gleich, erſchöpft hinſtüezen wirſt, Vielen zur Freude, Wenigen zum Bedauren, Keinem zu aneifernden Beiſpiel. Hebe dich weg von mir, ſage ich, und laß mich allein. „Ei, ei, ei, du eigenſinniger Alter, ſprach er nun mit freundlichem Lächeln, ich weiß ja, daß du dich nicht irre machen laſſeſt auf deiner eingeſchlagenen dornigen Bahn; erlaube mir denn blos, daß ich dir in dieſem Bedlam eine Weile als Führer diene und dich, nachdem wir uns kraft meiner Zauberformel, werden unſichtbar gemacht haben, mit den Situationen eines Menſchen bekannt mache, der dir auf's Leben ähnlich ſieht. Entſchließ dich denn; der Streifzug durch einige Straßen von Gothom ſoll dich nicht reuen.“ Wohlan ich folge dir. Wie eine Feder erfaßte er mich nun, ſetzte mich auf ſeine Schulter, und indeß wir, der irdiſchen Form entrückt, Alles um uns herum ſahen und hörten, zogen wir ungeſehen von Andern über den Strom der Weltſtadt hin, der unter uns brauſ'te und tobte.

Dem Broadway entlang hielten wir wenige Schritte vor der Tammany-Hall an der Frankfurt-Straße vor den Fenſtern eines deutſchen Wirthshauſes, wo der Wirth eben in einem Kalender von 1837 blätterte, als ein junger Mann in Begleitung eines Negers, der deſſen Koffer aus einen am Caſtle-Garden landenden Emigranten-Schiff auf einem Schubkarren herſchleppte, eintrat und mit imponirender Stimme ſprach: Geben Sie dieſem Neger einen Viertel Thaler und laſſen Sie mich ein Zimmer haben, wenn möglich ein Zimmer für mich allein. „So weit haben wir Deutſche es in New-York noch nicht gebracht, daß wir Reiſenden in unſeren wenigen Boardinghäuſern ein Extrazimmer geben können; da ſind mehre Betten in Einem Raum aufgeſchlagen und damit werden Sie ſich wohl auch begnügen müſſen, falls Sie in einem deutſchen Hauſe logiren wollen.“ Nun, ländlich ſittlich, erwiderte der Fremde, ich bleibe. Der Neger ging mit ſeinem Quarter und der Reiſende hielt mit Einem und zwar dem letzten Kreuzer in der Taſche ſeinen melancholiſchen Einzug in dem Kaſernenraume, mit ſechs Betten. Die Ideale zerronnen wie eine Seifenblaſe, ſprach der Fremde zu ſich ſelbſt, der ſüße Traum von häuslichem Glück dahin, arm wie eine Kirchenmaus ſtehe ich da, hinausgeſchleudert, nur reich an Muth und Hoffnung. Nachdem ſich der „arme Teufel“, den mir Asmodeus als einen Poeten zu erkennen gab, raſch in Gala geworfen, einige Bücher in die Taſche geſteckt und den Wirth nach dem Laden des Buchhändlers R. gefragt hatte, trottirte er dahin nach der Pearlſtraße. Wir folgten ſeinen Schritten und hörten bald, wie ſich der Fremde dem Buchhändler als Schriftſteller introducirt und frägt, ob er ſich nicht durch Beiträge bei irgend einem Zeitungsſchreiber ein Honorar verdienen könne. — Was fällt Ihnen ein, ſprach der Buchhändler, hämiſch lächelnd, bei uns Deutſchen in Amerika kennt man weder Schriftſteller noch Honorar. Einige pennſylvaniſche Landzeitungen, die New-Yorker-Staatszeitung und die Alte und Neue Welt in Philadelphia, das iſt Alles, was die deutſche Literatur hervorbringt. Uebrigens ſind Sie gerade zur rechten Zeit gekommen. Die Alte und Neue Welt ſucht einen Redacteur und ich glaube, daß Sie die Stelle erhalten werden. Reiſen Sie ſogleich dahin. Da Sie ſagten, daß Sie ohne Geld ſind, will ich Ihnen 5 Dollars vorſtrecken, womit Sie den Wirth bezahlen und die Reiſekoſten beſtreiten können. Wie verklärt verließ der arme Poet den braven Buchhändler, fuhr nach Philadelphia und erhielt die Stelle als Redacteur des Wochenblattes, mit 8 Dollars per Woche Gehalt. Vierhundert Dollars per Jahr — welch ein Glück für einen deutſchen Literaten in Amerika, mit Einem Kreuzer in der Taſche!

Nun, ſprach Asmodeus, wollen wir uns im Geiſte nach dem Jahr 1843 verſetzen und ein deutſches Boardinghous in der Williamſtraße beſuchen. Sehen Sie dort, das ſchöne junge Weib, mit einem kleinen Mädchen auf dem Schooße, ſie wiſcht ſich eben eine Thräne vom Auge, da ihr Mann ſeine Uhr nach dem Verſatzamt trug, um für eine Woche Board zu bezahlen. Und wer iſt denn der arme Mann, frug ich, der im Land der Freiheit zum Pfandhaus ſeine Zuflucht nehmen muß? Er iſt ein Volksredner, der jeden Sonntag Abend in der Militär-Halle einen Vortrag hält und das Pfaffenthum verdonnert. Dafür erheben ſeine Anhänger, ein geringes Häuflein, eine Collekte, die aus Kupfer-Centen beſteht und nicht ausreicht, um eine Woche Board zu bezahlen. Armer Coridon! Doch bald vermehrte ſich das Häuflein und paſſirt man an Sonntagen die National-Halle, in der Canalſtraße, ſo hört man das Beifallklatſchen von mehr als 1000 Perſonen, die ſich da in ihrem rationaliſtiſchen, antikirchlichem Eifer verſammeln. Da werden wohl bald die Kirchen leer ſtehen — ſprach ich zu meinem Führer — der mit teufliſchem Lachen erwiederte: „Alberne Hoffnung — gegen die Dummheit kämpfen in dieſem Jahrhundert der Chriſten ſelbſt die Götter vergebens.“ Ich ſeufzte und ließ mich weiter ſpediren. Wir wollen nach der Pearlſtraße gehen und dort in einer deutſchen Bierkneipe einkehren. Auf dem Wege dahin erzählte Asmodeus, wie der Ex-Redacteur und Volksredner ſeine Stelle als Redner reſignirte, da man ihm den Vorwurf machte, daß er an Gott und Unſterblichkeit glaube und ein Pfaffe ſei, ſo ſchlecht wie die andern, gegen die er zu Felde zieht; wie er nun aus purem Hunger gezwungen war, eine Kneipe zu eröffnen, wohlwiſ-

Digitized by Google

ſend, daß die Deutſchen in Amerika gewöhnlich ſehr viel Durſt haben. Da ſind wie denn. „Sehen Sie dieſe zwei Stuben, wie gefüllt ſie ſind! Lauter Arbeiter, Communiſten, die nach den ſanntaglichen Vorträgen dieſe Kneipe beſuchen, „Plutzerbier" trinken und mit Klavierbegleitung heitere Lieder ſingen." Da gab es alſo noch kein Sonntagsgeſetz? „Nein, da waren noch die Demakraten am Ruder, die für die Trinkfreiheit der Weißen fechten, und ſich um die Sklaverei der Schwarzen nicht bekümmern." Ja, ja, ſo war es in der That. Asmodeus ſchmunzelte und ſprach: „Nun will ich Sie auch mit den hervorragenden Perſönlichkeiten der New Yorker Cammuniſten, unter dem Führer Heemann Kriege, bekannt machen. Sa eben ſitzt er im Leſezimmer der Kneipe am Klavier, vertieft in einee Sonate van Mazart. Ein Mann van glühender Begeiſterung, mit einem Herzen voll Liebe, vom Wunſche beſeelt, die Menſchheit zu beglücken, dee kaum mit den Zehen die Erde berührend ſtets in idealen Welten ſchwebt, kann ſich auch in der Muſik nur in erhabenen, ernſten Tönen gefallen. Aber er darf mir nicht entwiſchen; auf ihn habe ich es ganz beſanders abgeſehen; denn Nichts kann einem Teufel mehr verhaßt ſein, als der Idealismus eines Menſchen mit reinem Gemüthe. „Ja, ich ſchwör es, ihn, den Bravſten der Braven, zu verderben; indem er von Täuſchung zu Täuſchung geſtürzt über das erbärmliche Menſchengeſchlecht endlich den Verſtand verlieeen und im Irrenhauſe für ſein Utopien büßen ſoll." Schrecklicher, Feind des Edlen und des Schönen, Du wagſt es, mir das zu ſagen, der ich ſelbſt noch den beſſeren Glauben an die Menſchheit nähre und einen geiſtigen und ſacialen Fortſchritt haſſe. „Ja, ich wage es, da ich Nichts von Dir zu fürchten habe, den ich ebenfalls zu den Narren des 19. Jahrhunderts zähle." Abſcheulicher! „Wohl, Nichts für ungut, Sehen Sie dort in einer Ecke einen jungen Mann, Hen. B., der eine Ausnahme von dee Geſellſchaft Baron iſt, dabei exaltirtee Communiſt und Nichts trinkt wie Grog und Punſch. Ee brachte eine große, werthvolle Biblathek über den Ocean und da ich auch ihn mir als Opfer auserleſen habe, verkaufte er ein Werk nach dem andern und inveſtirt das Geld in geiſtige Getränke, indeß ſeine Gattin, die Frau Baronin plebejiſcher Abkunft, ein ganz braves Weibchen, ſich und ihren jungen Weltbeglücker mit der Nadel kümmerlich ernähet. Bummeln iſt der Abgrund, in welchen ich ihn geſtürzt habe und — Selbſtmord wird ſein Ende ſein." Armer, guter Baron! Abſcheulicher, hinkendee Satan!

Auf das Kanapee hingeſtreckt ſehen Sie dort ein anderes Original, Herrn A., der ſich als Socialiſt gefällt, und die Doctrin Jeſu als den Urborn der Liebe und die Baſis aller Freiheit verehet. Ein ganz gemüthliches Haus, das ich ſeinem natürlichen, allmähtigen Verfall überlaſſen will. Neben, eine Havanna rauchend, ſitzt Herr R., ein junger Adeliger, ein Menſch von gutem Herzen; mittelmäßiger Bildung u. ahne Einfluß; neben ihm der brave L., vom Shakeſpeare Hatel.

Im Kneipzimmer ſitzen drei kräftige Proletariee der Fauſt, die ſich über die Calonie berathen, die ſie im Weſten als Pioniere zu gründen beabſichtigen, um der Welt zu beweiſen, daß der Communismus nicht nur mäglich, ſandern alleinſeligmachend auf Erden ſei. O, der ungeſchulten Affen! Dieſer T. und ſeine Trabanten! Zieht nur hin als Pioniere; als Bettler an Geld, doch reicher an Verſtand ſollt Ihr zurückkehren, das habe ich euch geſchworen! Die übrige communiſtiſche Geſellſchaft, in der die Schneider, wohl in Folge des vielen Sitzens, die rabiatſten und ſuffiſant'ſten ſind, ſchwört in des Meiſters Worte, glaubt an keinen Himmel jenſeits, und wäre bereit, Jeden als einen Feind des Fortſchritts, zu verbrennen, der über die Ausführbarkeit der „Güter und Weibergemeinſchaft" den geeingſten Zweifel zu äußern wagte.

Der Kneipwirth in der Pearl-Straße „ci devant Rationaliſten-Redner, machte ſo gute Geſchäfte, daß er ſich veranlaßt fühlte, ein großes Haus zu miethen u. ein deutſches Hotel zu etabiieen. Der Plan wae gut; doch fehlte es am Nervus, um das Haus (98 Duane-Straße) gehärig zu meubliren. Meubles, Carpets, Bettzeug, Getränke, Alles wurde auf Credit gekauft. Die Communiſten blieben weg, theils weil dee Wieth am Himmel des Communismus zu zweifeln wagte, theils weil es ihnen im neuen Lokal zu elegant, zu wenig gemüthlich war. Das Billiard zog Müßiggänger an, die meiſt „auf die Kreide" bummelten, und ein Char von eelegirten Studenten, Muſikanten, vacirenden Kaufmannsdienern und verbummelten Advokaten, das ſich da eingeniſtet hatte, bezahlte Eine Wache für Koſt und Wohnung und ließ ſich nach drei oder vier Wochen hinauswerfen. So war es denn mit dem Wirth, dem Exreformator, „bald ſo weit gekommen, daß er wahnſinnig geworden, oder ſich umgebracht hätte, würde er ſich nicht ermannt und ſein Leben durch eine Reiſe nach Europa geeettet haben."

Das war wahl auch dein Werk, du Schrecklichee, ſprach ich zu meinem hinkenden Führer.

„Gewiß, ſtöhnte Derſelbe: ich will dich zwar nicht unbedingt vernichten; doch ſollſt du mir als Spielball meiner Laune dienen.

Sehr gnädig; doch ſage mir, was iſt aus der ſchönen Frau geworden, dee Gattin des Ballsredners, der Wirthin van der Duane Straße?

„Ach, das arme Weib; ich ſah ſie bei meinen Wanderungen in einee Dachſtube Cattun-Hemden nähen, für zehn Cents per Stück, ihr kleines Mädchen an der Seite und zwar — tatal erblindet. Ein Mal ſah ich da einen jungen Ehemann, der ihe den Hof und vergebene Anträge machte, um ſie des ſauren Hemdenähens zu entheben. Ein anderes Mal traf ich da einen ältlichen Amerikaner, der ſie vergebens perſvadirte, ſich auf der Bühne als Tänzerin zu qualificiren. Endlich begegnete ich daet zwei Herren, die ſehr viel Antheil an ihrer Lage nahmen und ihr beſſere Beſchäftigung u. ärztliche Hilfe füe das Kind zu verſchaffen,

Digitized by Google

verſprochen haben; aber — die Helfer in Noth ließen ſich nicht wieder ſehen; eben ſo erſchien auch Keiner von den Hurrahſchreiern ihres Mannes, um zu helfen.“

Das iſt hart, ſehr hart.

„Gewiß, und ihr Mann auf Reiſen wußte Nichts von dem Elend und lebte zur ſelben Zeit, fetirt in ſeiner Heimath, in dulci jubilo.“

Das iſt hart, ſehr hart. Genug, genug Satan, du hieltest mir einen Spiegel vor, in dem ich mich deutlich ſelbſt erkenne; habe genug geſehen, genug gehört und ich beſchwöre dich, mich meines Weges gehen zu laſſen und mich künftig mit deinem Haß ſowohl wie mit deiner Gunſt zu verſchonen. Sprich, Entſetzlicher, willſt du das?

„Dein Wunſch ſei dir gewährt; Zieh' hin in Frieden und ſei glücklich!“

Als ich von ſeiner Schulter herabſtieg, rieb ich mir die Augen, wie aus einem Traum der Vergangenheit erwacht, und ſah, daß ich mich vor der Marmorfront der New-Yorker-Staatszeitung befinde. Ich gehörte wieder mir ganz an, freute mich der Wirthsrolle und des Teufels los zu ſein, kaufte mir eine Nummer der Staatszeitung, zog mich auf mein Zimmer zurück und — las. Was? Nun, die Staatszeitung. Ich nahm ſogar die Scheere zur Hand, ſchnitt einige Piecen heraus, um ſie für den Streifzug zu benutzen; um den radikalen Leſern Gelegenheit zu geben, ſich mit der Politik unſeres würdigen Präſidenten zu verſöhnen, der Negromanie zu entſagen und den beſiegten Rebellen die verwirkten politiſchen Rechte großmüthig wiederzugeben. Auch die Zahl der Frauenzimmer, die ſich in New-York mit der Nadel ernähren, die Zahl der Mordthaten, und ſonſtiger in der allerchriſtlichſten Republik curſirender Verbrechen wollte ich, mit Angabe der Quelle, mittheilen; aber ſiehe da, Asmodeus ſtahl mir die herausgeſchnittenen Papierſtreifen und ſo weiß ich denn auch gar nicht, was ich über die Weltſtadt Intereſſantes ſchreiben ſoll.

Welch' reichen Stoff böte nicht das T[illegible]er? Das engliſche ſowohl wie das deutſche; aber das heilloſe Wetter, die grimmige Kälte feſſelte mich an das warme Zimmer, aus dem mich ſelbſt eine deutſche Künſtlerin, deren Namen ich, leider, vergeſſen habe, nicht herauszuziehen im Stande war; obwohl ſie durch ihre Leiſtungen, nach den Worten eines Reporters, das Publikum förmlich in Feſſeln ſchlug. Armes gefeſſeltes Publikum! Den glücklichſten Ehemann umſchlingen blos Bande; das kunſtliebende Publikum läßt ſich durch Madame Thalia ſogar in F e ſ ſ e l legen! Fräulein Janauſcheck war es nicht. Dieſen Namen vergeß ich nicht ſo leicht; denn ich hatte Gelegenheit, ſie zu ſehen und wer Geſchmack, wer Liebe für die Kunſt beſitzt und ſie ſpielen ſah, der vergißt ſie gewiß nie und ſelbſt ihren Namen nicht leicht, ſo ſlaviſch er auch für ein deutſches Ohr klingen mag.

Ob ſie eine Jüdin? Das iſt die große Frage, von Seiten des Publikums. Armes Publikum, was iſt denn daran gelegen, ob eine Künſtlerin von jüdiſchen oder chriſtlichen Eltern abſtammt? O, des erbärmlichen Vorurtheils, der Einſeitigkeit und Vornirtheit, denen man oft, ſelbſt „in guter Geſellſchaft“, zu begegnen hat!

Auch die eleganten Proſtitutionshäuſer und Kirchen gäben intereſſanten Stoff zu pſychologiſchen Genre-Bildern; aber als angehender 68ger darf ich Jene u. als Bekämpfer des Chriſtenthums Dieſe nicht beſuchen, ohne mich zu blamiren.

Hätte ich gewußt, wo Herr W e i t l i n g wohnt, der große Socialiſt und Weltbeglücker, deſſen „Republik der Arbeiter olim 7000 Abonnenten zählte, um über ein Kleines durch prakt. Verſuche, Fiasko zu machen, hätte ich ihn ſprechen können, ſo würde ich über die armen Einwanderer und das Leben im Caſtle-Garden, ſo auch über ſeine Knopflochmaſchine intereſſante Data liefern können zu beſonderer Erbauung ſeiner Collegen, der communiſtiſchen und ſocialiſtiſchen Schneider, und ſonſtiger Arbeiter per excellentiam, die — durch Demagogen verdorben — der höhern Bildung und den Rechten des Kopfes Hohn ſprechen.

Das Individuum verliert ſich ſo ſehr in dem wogenden Menſchenſtrom, des Stoffes giebt es hier in der Weltſtadt ſo viel, daß ich betäubt vom Geräuſch völlig ſatt wurde, ehe ich noch zugriff, um ihn zu bearbeiten. E i n e s Beſuches muß ich noch erwähnen, den ich einer deutſchen Dame von echtem Schrot und Korn, das heißt, von Geiſt und Gemüth, gemacht habe, Frauen K r e i ſ c h e r, die vor einigen Jahren, auf einer Vergnügungsreiſe in Minneſota, den Fackler in ſeinem idylliſchen Plätzchen „unter den zwei Eichen“ beſucht hatte. Ihr Gatte unterſtützte Alles, was ich ſeit Jahren ſchrieb und herausgegab und gehört zu jenen Wenigen, die wahrhaft radikale Principien nach ihren beſten Kräften fördern. Dieſer flüchtige Beſuch, im Eaſt-Broadway, gewürzt durch heitere Geſpräche und echten perlenden Champagner, ſoll im Kranze meiner Erinnerungen ein perennirendes Memento bleiben!

So gerne ich auch im Broadway einige Mal auf und ab ſpaziere, Schaufenſter und ſchöne Damen Revue paſſiren laſſe, ſo athme ich doch ſtets freier, wenn ich das Babel im Rücken habe und bei der Tante in Newark allmälig wieder zu mir ſelbſt komme. Aber wer iſt denn dieſe Tante? Ei, was am Namen gelegen! Sie iſt eine energiſche, grundgeſcheidte Frau, die im Bereich der „freien Liebe“ nicht die erfreulichſten Erfahrungen gemacht, dabei Nichts an ihrem Werth als Weib verloren, und vernünftig genug iſt, an der Wahrheit feſtzuhalten, daß Liebe allein das Sakrament der Ehe ſein kann und der Mangel derſelben ſie entwürdigt und zur Trennung, Weib und Mann, vollkommen berechtigt.

Im Sommer 1848, von meiner Kur-Reiſe aus Europa zurückgekehrt, etablirte ich mich alsbald zu Newark und verlebte da, als deutſcher Winkel-Advokat und Sprachlehrer, zwei recht angenehme Jahre; doch der innere Drang, die erloſchene Fackel wieder anzuzünden, bewog mich nach Baltimore überzuſiedeln und dort mit Wort und Schrift den

Kampf gegen das Pfaffenthum fortzuſetzen. Ich fühle mich denn in dieſen beiden Städten ſtets zu Hauſe, um ſo mehr, da ich endlich hier mit beſſerem Erfolge wirken und angenehmer leben konnte, als unter den Auſpicien des Teufels in New-York.

Newark, circa 20 Meilen von New-York entfernt, iſt zur Großſtadt herangewachſen, in welcher das deutſche Geſchäfts-Element ſtark vertreten iſt. Die Straßen der Stadt ſind regelmäßig und breit; die Lage ſehr anmuthig. Beſonders ſchön iſt die Fahrt per Dampfboot von hier nach Staten Island und New-York.

Durch eine Straßen-Eiſenbahn verbunden mit Newark iſt eine andere ſehr hübſche Stadt von Jerſey, Orange. Bei einem Landsmann, Hrn. Mohor, war ein Glas Tokayer eine jute Jabe Jottes. Nachdem ich daſelbſt den Abonnenten meinen Beſuch abgeſtattet u. per Schlitten in Newark nach Schalk's Brauerei fuhr, welche da die größte iſt und ſtets gutes Bier liefert, auch in der Wachstuchfabrik des Hrn. P. Renninger, der Propaganda wegen, einſprach — und zwar nicht vergebens — fuhr ich nach Philadelphia, der Stadt der Bruderliebe. Von Bruderliebe findet man jetzt eben ſo wenige Spuren wie von den weiland breitgerandeten Filzhüten und mausfarbigen Schwalbenſchwänzen der orthodoxen Quäcker.

Ich habe dieſes Mal in Rullmann's Hotel, in der Race-Straße, gewohnt. Trotz der comfortablen Zimmer und des guten Tiſches wird das Haus wenig beſucht. Rullmann iſt eben kein Schwabe, ſagte mir Jemand. Um in Philadelphia in einem deutſchen Geſchäft guten Erfolg zu haben, muß man Schwabe ſein. Es lebe die deutſche Einheit!

Es war in der Race-Straße, wo ich vor 30 Jahren im Schiller-Hotel meine erſte Wohnung, hoch oben in einer Dachſtube, aufſchlug und mich glücklich fühlte. Es war in dieſem Hotel, wo ein verkommener Buchhändler-Commis, Namens Kroll, der mit mir die Fahrt über den Ocean machte, mein Tintenfaß geborgt hat, um im „Demokraten" gegen mich, den Redacteur der „Alten und Neuen Welt", einen Schmähartikel über Stappel zu laſſen. Ihm waren bald, als politiſche Opponenten, die hochtrabenden Herren „Demagog Franz Grund" und „Buchhändler Kiderlen" gefolgt, um mir recht bald einen Vorgeſchmack zu geben von dem erhabenen Standpunkt der Gerechtigkeitsliebe und Moral der Partei-Preſſe dieſes freien Landes.

Der talentvolle, grundloſe Grund iſt todt, Kroll iſt längſt gänzlich verlndert und der Name Kiderlen, olim als Tambour Feit in der deutſch-amerikaniſchen Journaliſtik bekannt, iſt verſchollen und ſein in vaua spe angefertigter Conſular-Frack hat den diplomatiſchen Weg aller alten Kleider auf den Trödel, oder Straßenkehricht gefunden. Möchte wohl wiſſen, ob das giftige Männchen noch lebt. Die Alte und Neue Welt und die National-Zeitung ſind längſt zu Grabe getragen. Der Demokrat exiſtirt noch. Auch ſein Gründer, Herr Wollenweber, lebt noch und beſchäftigt ſich eben mit einem Werke über „die Deutſchen in Amerika." Als Oppoſitionsblatt des „Demokraten" erſcheint jetzt „die freie Preſſe" — beide tägliche Zeitungen mit großer Circulation.

Philadelphia mag wohl hunderttauſend deutſche Seelen beherbergen; aber die meiſten dieſer Seelen ſind geiſtlos, deren höchſter Flug bis zu den Spitzen der Kirchthürme reicht, philiſtrös und ohne Gemeingeiſt. Selbſt die Bühne vegetirt noch im Stadio der Mittelmäßigkeit.

Doctor Schmöle hatte den großen Plan, in der Nähe von Philadephia eine deutſche Fabrik- und Handelsſtadt zu gründen. Aber der gelehrte Doctor ſah bei Auserwählung ſeines Platzes vor lauter Sand die Wüſte nicht, in welcher er durch bombaſtiſche Anpreiſungen die Kinder des deutſchen gläubigen Israel geführt hat u. ſo fehlen denn der Stadt, Eggharbor (Eierhafen) genannt, ſeit vieljähriger Embryonal-Exiſtenz, noch immer Fabriken und Handel, Eiſenbahnen und Hafen, um des Doctors Eierſtadt mit New-York, mit Europa und mit Aſien in directe commercielle Verbindung zu bringen. Nur Geduld; es kann noch Manches geſchehen und verläßt auch zuweilen ein gebildeter und begeiſterter Befürworter des Eggharbor-Planes das geträumte Eldorado, und kehrt — durch Muskitos, Sand und Ueberdruß getrieben — nach dem Sodom einer Großſtadt zurück, ſo kommen doch auch wieder andere Malcontente, ſo daß Eggharbor fortbeſtehen wird, wenn auch nur als Aſyl für deutſchthümelnde Bummler und Weinpflanzer, die ſich nach keinem Schatten eines Baumes, nach keinem Rieſeln einer Quelle, nach keiner blumigen Wieſe ſehnen und deren Geduld unerſchöpflich iſt im Düngen des ſandigen Bodens, um ihn zur Hervorbringung von Trauben und von Gemüſe zu forciren.

Nichts für ungut, Herr Schmöle, tröſten Sie ſich über das Zerplatzen des Lehrer-Seminars von Philippsburg eben ſo wie über das Fiasko Ihrer Handelsſtadt mit dem Bewußtſein, das Beſte für Andere gewollt und — ohne Eigennutz — angeſtrebt zu haben. Können Sie Das nicht, ſo ſind Sie trotz homöopathiſchem Doctorhut und Reichthum ein armer, ein beklagenswerther homunculus.

Auch Ginal, der begabte und begeiſterte Redner, war nicht glücklicher als Schmöle in der Ausführung ſeiner Theorien. In der Praxis der freien Liebe hat er ſelbſt eclatant Fiasko gemacht; ſeine auf communiſtiſcher Baſis gegründete Colonie in einem ſterilen Theile von Pennſylvanien iſt aus Mangel an höherer Bildung u. Harmonie der Glieder elend zu Grunde gegangen und das Feld der „freien Gemeinde" mußte er dem Redner Schünemann Pott überlaſſen, indeß der gute, unpraktiſche Verkünder einer neuen Doctrin und Moral, jetzt entgeiſtert und alt wie ich ſelbſt, mit einer ganz gewöhnlichen Frau, Nr. 3, vegetirt und als wohlbeſtellter Sprachlehrer fungirt. Varium et mutabile omne. Der freie Saame, den Ginal geſtreut, iſt nicht ohne Früchte geblieben; doch die ſauerſten Früchte waren, lei-

Digitized by Google

dee, ſein eigener Lohn. Ich habe den Mann ſtets geliebt, habe vielen ſeiner Vorträge mit Vergnügen beigewohnt, und manche angenehme Stunde in ſeiner geiſtreichen Geſellſchaft auf Spaziergängen nach Fair Mount und auf Spazierritten genoſſen. Er war es auch, der mich auf abrupte und poetiſche Weiſe mit meiner Sarah getraut hat, die ſchön war wie eine Hebe, ſchuldlos wie eine Mimoſa und ſelbſtſtändig wie eine Amerikanerin. Mag Ginal bei Ausführung ſeiner eigenen Theorie gefehlt und dadurch ſelbſt manchen Freund ſich zum Feind gemacht haben, ſo kann ich ihn deßwegen allenfalls beklagen, doch nie verachten oder haſſen.

Herr Schünemann-Pott giebt eine gediegene Monatſchrift heraus: „Blätter für religiöſes Leben," in dem „Religion und Atheismus" in Einen ſynonimen Begriff zuſammenſchmelzen. Oder ſind „religiöſes Leben und Atheismus" ein Widerſpruch? Iſt der Atheiſt keiner religiöſen Gefühle fähig? Soll das Wort Religion blos mit Irrthum und Superſtition gleichbedeutend ſein? Soll es Gott und Unſterblichkeit der Seele u. Formendienſt, gepflegt durch allerlei Bonzen, vorausſetzen? Ich wünſche dieſe Fragen durch Herrn Schünemann-Pott oder durch einen ſonſtigen Redner einer freien Gemeinde beantwortet und gelöſ't zu ſehen. Es giebt Worte, über deren eigentlichen und wahren Begriff ſelbſt denkende Menſchen nicht leicht in's Reine kommen. So z. B. auch mit dem Worte Gott. — Gläubige denken ſich ihn als Perſon; Philoſophen entkleiden ihn der Perſönlichkeit und machen ihn zum Reſler ihrer eigenen Subjectivität; Dieſe ſagen: Gott iſt die Urkraft, Jene: Gott iſt die Liebe; Gott iſt die Welt und ich ſage jetzt: die Welt iſt in und durch ſich ſelbſt beſtehend, belebt und belebend, von Ewigkeit exiſtirend und das Wort Gott iſt ein leeres Wort ohne Object, ein „menſchlicher Gedanke." Wer ſoll darüber entſcheiden? Heinzen oder Pater Oertel, die poſitive Wiſſenſchaft oder die Metaphyſik des Glaubens? Ich halte es mit der Wiſſenſchaft.

Die Fackel hat in Philadelphia ein ſehr kleines Häuflein ſtereotyper Leſer, von denen es mir erlaubt ſei vorzugsweiſe die Namen Landenberger und Benkert zu nennen; die keinem Unternehmen ihre ſubſtantielle Theilnahme verſagen, das dem geiſtigen Fortſchritte dient. Wohl ließen ſich auch hier, mit Mühe, ein Paar hundert Abonnenten finden, wenn ſich Jemand zum Ausbeuten erbieten würde und Das iſt ja gerade der Fluch des antikirchlichen, des radikalen Publikums, das es ausgebeutet, angebellt und angebettelt ſein will und Nichts aus eigenem Antriebe thut.

Die Chesnut-Straße iſt in Philadelphia das, was in New-York der Broadway: der Bazar des Luxus, die Promenade der ſchönen und eleganten Welt. Auch hier ahnte man einſt bei Auslegung der Stadt ſo wenig wie in New-York — dem früheren Neu-Amſterdam — daß die Stadt ſolche Dimenſionen annehmen werde, wie wir ſie jetzt ſehen; daher die engen Straßen, von ſo großem Nachtheile für Omnibuſſe, Kutſchen, Straßen-Eiſenbahnwagen und für Fußgänger.

Mögen die Schaufenſter der Chesnut-Straße numeriſch von jenen des Broadway übertroffen werden, ſo kommen ſie ihnen doch an Eleganz gleich und man braucht da keine Poliziſten, um die Damen über die Straße zu escortiren und vom Ueberfahrenwerden zu ſchützen. Auch wird man hier weniger durch das Geräuſch betäubt wie dort und weniger an einen Bedlam erinnert, in dem der Menſch läuft und rennt und jagt, als ſäße ihm der Hunger oder der Gottſeibeinns an den Ferſen.

Bei meinen Promenaden in der Chesnut-Straße vor 30 Jahren ſtaunte ich oft über die Schönheit ſo vieler Damen, mit der ſich die Promenaden europäiſcher Hauptſtädte durchaus nicht brüſten können. Die anſpruchsloſen jungen Quäkerinen in ihrer einfachen Toilette, in der Archſtraße, waren ſtets ein Gegenſtand meiner Bewunderung. Halte ich jetzt Revue, ſo finde ich, daß es nicht mehr ſo viele ſchöne Damen giebt wie damals und die ſchlichten Quäkerinen ſind faſt gänzlich verſchwunden. Es war eine Quäkerin, die Tochter eines Conditors, dem Archſtraßen-Theater gegenüber, die mir zuerſt in Philadelphia in die Augen ſtach, und den Wunſch erregte, ſie zu heirathen. Doch iſt es beim Wunſch geblieben und ich führte aus der Spruceſtraße die Braut nach Hauſe, die von mütterlicher Seite ebenfalls von einer Quäkerfamilie, Namens Robinſon, abſtammt.

Dem Hotel Rullmann gegenüber brach in der erſten Nacht als ich da einzog Feuer aus. Ich hörte vom Feuerlärm Nichts u. ſah blos des Morgens die rauchenden Trümmer einiger Häuſer. Auch die Löſchanſtalten haben in neuerer Zeit ſich bedeutend verändert. Die großen, eleganten Dampflöſchmaſchinen, von Pferden gezogen, haben das Rowdy-Element durch Verminderung der Feuerleute bedeutend und erfreulich paralyſirt. Alles verbeſſert und verfeinert ſich durch neue Erfindungen aller Art; nur die Moral des Volkes ſcheint ſich mit jedem Jahr zu verſchlimmern, und dahin zu ſteuern, wo einſt moraliſche Verderbtheit das alte Rom geſtürzt hat.

Dem Leſer der Fackel iſt der Name Porſch, Philadelphia, als Dichter und kühner Denker rühmlich bekannt. Ich konnte ihn dieſes Mal hier nicht ſehen, da mich Zeit und Wetter an dem Beſuch im fern gelegenen Armenhaus verhindert hatten. Ja, im Armenhaus. Für gewöhnliche Menſchen hat das Wort Armenhaus einen ſchrecklichen Klang. Dem Philoſophen iſt es durchaus gleichgültig, wo ſein alter Cadaver vegetirt, ob man ihn im eigenen Hauſe, oder in der Miethe füttert, ob er in einem Palaſt oder in einem Armenhauſe der Verweſung entgegenſchleicht. Nur die Jugend läßt ſich durch Namen und Illuſionen täuſchen; nur die Unvernunft vermag es nicht, ſich über exiſtirende Vorurtheile und ſcheinbare Außendinge

zu erheben. Der Philoſoph lächelt über Irrthümer und Thorheiten der Menſchen.

Ich habe wieder einen jener faden Sonntage in Philadelphia zugebracht, wie ſie mich im erſten Jahre meines hieſigen Junggeſellen-Lebens angeekelt hatten, als mein Hund Almora der einziger Freund war, der ſich liebend an mich ſchloß. Das gute Quadeuped, das mich auf der Reiſe in Griechenland begleitet hat und mir nach dem Exil hierher gefolgt war, hatte das Loos durch Negerhand erſchlagen zu werden, da er eines Morgens ohne den polizeigemäßen Maulkorb die Schwelle des Hauſes verließ. — Ich weinte bitterlich und trauerte, als ich den vierfüßigen Freund verlor, der, wäre er länger am Leben geblieben, nachdem ich verheirathet war, ganz gewiß aus Eiferſucht und Gram geſtorben wäre. Ja, die Liebe des Hundes beſchämt ſo manchen gefühlloſen Menſchen.

Am 23. bei prachtvollem Wetter nach Baltimore gefahren. Die Scenerie an der Susquehanna iſt prachtvoll.

Im Hotel Gaedner abgeſtiegen, war mein erſter Gang nach der Schriftgießerei des Hrn. Lucas, um die Stereotypplatten meiner „Reden und Vorleſungen“ in Empfang zu nehmen, die ſeit neun Jahren deponirt und gleichſam ſequeſtirt im Keller lagen, da es mir nicht möglich war, die darauf haftende Schuld von 160 Dollars bis jetzt zu bezahlen.

Das war ein Triumph für mich. Jetzt, da man überall über ſchlechte Zeiten klagen hört und ausſtehende Schulden ſchwer einzukaſſiren ſind, war es mir möglich, eine alte Schuld zu bezahlen, die der Gläubiger wohl ſchon längſt für verloren angeſehen haben mag. Derſelbe war auch ſo großmüthig, die ihm geſetzlich zukommenden Intereſſen nachzulaſſen.

In Baltimore hat die Fackel einen größeren Leſekreis als in den Großſtädten New-York und Philadelphia. Für die Propaganda habe ich hier ein ſteriles Feld gefunden.

Der brave Rapp iſt wieder Redacteur des „Weckers“. Herr Raine iſt nicht nur Herausgeber des „Correſpondenten“, ſondern er macht auch als Broker in Noten und in Wechſeln: „Wer macht, der lacht und der Smarteſte iſt, wer am meiſten macht; ſo wie Jener der glücklichſte, der zuletzt lacht. Nemo ante mortem beatus, d. h. Man kann Niemand vor dem Tode glücklich preiſen. Mag der Satz auch paradox erſcheinen; ſo liegt doch Wahrheit darin; denn bleibt dem Menſchen heute auch Nichts zu wünſchen übrig; was kann der Morgen nicht Alles bringen: Krankheit, Armuth, Schande, Tod; ſogar Fegefeuer und Hölle.

Herrn Knapp's deutſch-engliſches Inſtitut in Baltimore verdient, des Lehrſyſtems und Disciplin wegen, empfohlen zu werden.

Der Turnverein hat in letzterer Zeit keinen beſondern Aufſchwung genommen und die Concordia, mit ihrem großen Gebäude, ihrer prachtvollen Bühne geht, wie man mir ſagte, den Krebsgang. Iſt die Geſellſchaft, oder vielmehr iſt das geräumige und elegante Lokal mit ſeinen Billards u. ſ. w. vielleicht zu exclusiv, um ſich zu rentiren? Iſt das der Fall, ſo ließe ſich wohl abhelfen, ohne dem Vergnügen der Mitglieder Abbruch zu thun. Sie ſoll, ſie darf nicht untergehen; es wäre nicht nur ſchade, ſondern ſchmählich! Januſchek hat hier nicht jene Theilnahme gefunden, die ihren Leiſtungen gebührt. Die ſchlechten Zeiten mögen wohl mehr dazu beigetragen haben als der Mangel des Publikums an Sinn für Kunſt.

Unter den vielen hieſigen Brauern konnte ich blos Einen finden, der ſich für eine Propaganda gegen Kirche und Pfaffenthum intereſſirt: Herrn Roſt.

Auch Baltimore verſchönert und vergrößert ſich mit jedem Jahr und das Rowdy-Regiment hat aufgehört die Sicherheit der Perſon zu bedrohen und die Wahlen zu controlliren, wie es früher der Fall war.

Young-Amerika läßt übrigens uns Großes von der Zukunft hoffen, wenn anders die Zeichen nicht ausnahmsweiſe trügen. Als ich am heiligen Chriſttage in der Conditorei eines meiner Abonnenten collectirte, traf ich da eine Rudel Jungen von circa 12 bis 16 Jahren am Tiſche ſitzen und Karten ſpielen, „coloſſale“ Cigaren im Munde.

Der jüngere Nachwuchs von 5 bis 10 Jahren verwandelte ſämmtliche Straßen der Stadt in förmliche Corridore eines Narrenhauſes, indem Tauſende dieſer jungen Souverainetäts-Ableger aus blechernen Trompeten eine Janitſcharen-Muſik anſtimmten, welche ein Grauſen und Entſetzen für das Trommelfell eines Ungläubigen ſein mußte, der an ſolch' chriſtliche Charfreitagstöne nicht gewöhnt war. Das ſchnelle Glockengeläute eines ſicilianiſchen Feſtes, Trommel und Pfeife eines Bärentanzes und das Trompetenblaſen der Baltimore boys am Charfreitage iſt das Schrecklichſte, was mir bis jetzt im Gebiete der Akuſtik noch vorkam.

Washington war die letzte Station dieſer Geſchäfts-Tour. An Freunden fehlt es mir auch hier nicht; doch habe ich nicht die Ehre, Hrn. Johnſon dazu zu zählen, whose policy can never be my policy. Ich habe hier den Verluſt eines Freundes, Hrn. Mühlingdaus, eines gebildeten und liberalen Mannes, der ſeinen Tod durch Einſturz einer Mauer fand — betrauert; habe das Capitol mit der ſchwarzen Freiheitsgöttin auf der weißen Kuppel — als wolle ſie die Kaukaſier höhnen — habe Washington's Statue und Jackſon zu Pferd geſehen; habe herrliche Auſtern gegeſſen und — den Papſt nicht geſehen.

Welcher Unterſchied zwiſchen dieſem Sodom der Politik während des Krieges und jetzt! Die breite Pennſylvania-Avenue ſtill und öde, die Geſchäfte flau, Congreß und Präſident in unverſöhnlicher Fehde und in der Eſſe der Corruption große Thätigkeit für die Campagne der herannahenden Präſidentenwahl. Das Drama im weißen Hauſe ver-

Digitized by Google

wickelt ſich mehr und mehr, die Zuſchauer ſehen der Entwickelung mit geſpannter Neugierde entgegen und beim Schluſſe deſſelben wird es hiee wohl lebhafter hergeben als jetzt. Noch ſind die Würfel nicht gefallen, ob das durch den Congreß repräſentirte Volk regiert, oder ob der Dictator im weißen Hauſe herrſchen ſoll.

Die Luft iſt ſehr ſchwül, der Horizont mit ſchweeem Gewölk umzogen und es drohen Stürme.

„Wohlan, aus den Stürmen wird die Sonne der Freiheit in heherem Glanz erſtehen und die Beut der Reaction wird untergehen!"

(Eingeſandt.)

Ueber Humanismus und freie Gemeinden.

Es herrſchen uoch ſo viele unrichtige Auſichten über die ſ.g. freien Gemeindeu", es wiſſen ſo Viele kaum, was der Zweck derſelben iſt, daß es wohl nicht unangemeſſen ſein dürfte, in dieſem der freien Forſchung gewidmeten Blatte hinſichtlich dieſes Gegenſtandes, der ja ein allgemein menſchliches Intereſſe berührt, einige der weſentlichſten Momente hervorzuheben und kurz zu beleuchten.

1. Fragen wir zunächſt, was der *Zweck* der freien Gemeinden ſei, ſo müſſen wir dabei vor Allem die Anſicht als irrig verwerfen,—eine Anſicht, welche auffallender Weiſe ſelbſt von Männern aufgeſtellt iſt, von denen man dies am allerwenigſten erwarten ſollte, da ſie als geiſtig freie Denker und Forſcher gelten wollen und können — daß es *lediglich und allein* Zweck dieſer Gemeinden ſei, oder wenigſtens *thatſächlich* als Zweck zu erkennen gegeben werde, das außerhalb derſelben in kirchlicher oder religiöſee Beziehung Beſtehende zu deſtruiren, den Kirchenbau zu zerſtören, die Pfaffen zu entlarven, die kirchliche Moral wie die beſtehenden Sittlichkeits-Normen umzuformen, kurz *nur deſtructiv* zu veefahren. Dieſe leider ziemlich allgemein verbreitete Anſicht iſt eine gänzlich ireige. Allerdings iſt es *auch* Zweck der freien Gemeinden—und die Statuten derſelben weiſen dies deutlich genug nach und ſprechen es aus, ſo z. B. die Statuien dee freien Gemeinde von Sauk County, Wis. — die Pfafferei, die amtliche Heuchelei u. Lüge, die Feindſchaft gegen Wahrheit, Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit, die verderbliche Macht des Kirchen-, Secten- und Pfaffenthums mit allen Kräften abzuſchwächen und in ihrer Leere und Schädlichkeit darzuſtellen; allein dies iſt nicht der *alleinige*, namentlich nicht der *nächſte u. hauptſächlichſte* Zweck. Dieſer beſteht nämlich darin: die geiſtigſittliche Feeiheit des Menſchen, ſeine Unabhängigkeit u. Selbſtſtändigkeit im Denken, Urtheilen, Wollen, Entſchließen und Handeln, anzuſtreben und aufzubauen; er beſteht in dee Erforſchung der Wahrheit, im Lehren und Lernen der ſittlichen Weltordnung und des höchſten Weltgeſetzes —Um dieſen Zweck zu erreichen, iſt es unvermeidlich, die in der Welt einmal beſtehenden kirchlichen und weltlichen (ſocialen) Verhältniſſe näher ins Auge zu faſſen und einer Kritik zu unterwerfen. Bei dieſer Prüfung muß es ſich dann vernunftgemäß unwiderleglich herausſtellen, daß es *Unſinn*, *vernunftwidrig* ſei, einen Prieſterſtand als den ausſchließlichen Träger des Geiſtes der Wahrheit gegenübee einem Laienſtande als bloßem leeren Gefäße anzunehmen, einen Alleinhandel der Kirche mit „übernatürlichen u. unbegreiflichen ſ. g. Gnadenmitteln" zu ſtatuiren, Glaubensſätze und Glaubensbefehle, ſchriftlich oder mündlich, zu dekretiren, das Inſtitut der Sclaverei—ſei es als eine ſ. g. göttliche oder als eine vom Staate gebilligte Einrichtung—zu dulden und zu befördern, die Volksſouveränetät verachtende Einrichtungen, wie die Monarchien, Oligarchien und dergleichen, zu conſerviren oder gar als Inſtitutionen göttlichen Urſprungs anzuſehen (ſ. g. Gottesgnadenthum). — Inſoweit alſo — und wir könnten dieſen Punkten noch viele andere hinzufügen — kann der Humanismus, die ſ. g. feeie Gemeinde, conſequenter Weiſe nicht umhin, deſtructiv zu verfahren, ſowenig als der, welcher ein neues Haus bauen will, es umgehen kann, den Bauplatz und das Baumaterial vor dem Neubau und während deſſelben von Schutt, Unrath und Schmutz zu reinigen reſp. dieſelben zu entfernen, u. zu zerſtören. Die freie Gemeinde kann nicht umhin, auch deſtructive Tendenzen zu verfolgen, weil dies ihre, der Gemeinde, Grundlage kathegoriſch erheiſcht. Dieſe Grundlage bildet ja die *Vernunft nebſt dem Buche der Natur u. Weltgeſchichte*, eine Grundlage, welche von den Prieſtern aller ſ. g. geoffenbarten Religionen geläſtert, von den Weiſen aller Völker und Zeiten aber geliebt und geehrt worden iſt. Die Gemeinde unterwirft den Menſchen nicht einer äußern Autorität, dem Anſehen einer Perſon oder eines Buches, um durch ſolchen unbedingten Gehorſam ihn „ſelig" zu machen, ſondern die Gemeinde bezweckt das gerade Gegentheil. — Dieſemnach alſo verfährt die freie Gemeinde nicht *lediglich* deſtructiv, ſondern ſie bauet, indem ſie deſtruirt, zugleich wieder auf, und zwar ein Gebäude, nicht auf den morſchen, faulen, unhaltbaren Grund des *Glaubens* fundirt, ſondern auf die felſenfeſte, unerſchütterliche Grundlage des *Wiſſens*, der *Vernunft*, baſirt. Es kann da begreiflich nicht von Autoritäts- u. Aberglauben die Rede ſein, nicht von Frömmelei und Kopfhängerei, nicht von Sektengeiſt, nicht von Verdammungs-Abſonderungs- und Veevolgungsſucht, nicht von moraliſchen, politiſchen und ſocialen Vorurtheilen. Das Gebiet der Geſchichte, Philoſophie und Sittenlehre, die Na-

Digitized by Google

turlehre, die Anthropologie und Phyſiologie, die Geologie und Aſtronomie bieten der freien Gemeinde den lehrreichſten Stoff für ihr neues Gebäude. Die Gemeinde lernt daraus namentlich, ſich eine ſelbſtſtändige Anſicht zu bilden vom Leben in der Familie, in der Geſellſchaft, im Staate und unter den Völkern, ſie bildet und ſchärft ihr ſittliches Gefühl und Urtheil, weckt in ſich die Achtung und das Wohlwollen gegen die Menſchen, flößt ihren Mitgliedern Haß gegen Knechtſchaft und Liebe zur Freiheit ein und übt ſie in der Selbſtbeherrſchung. Die Gemeinde macht ſich zu dieſem Zwecke mit dem Gange der Entwickelung des Menſchengeſchlechts, mit deſſen Wegen u. Abwegen, Zurechtfindungen und Verirrungen bekannt, ſie hält ſich die Muſterbilder edler Männer und Frauen aus der Geſchichte der ſ. g. Heiden, Juden und Chriſten vor. —

Indem wir bisher im Allgemeinen den Zweck der freien Gemeinde auseinander geſetzt haben, möge es uns erlaubt ſein,

2. noch einige einzelne Punkte und Fragen hervorzuheben, deren Beantwortung ſich die freie Gemeinde angelegen ſein laſſen muß. Wir rechnen dahin insbeſondre die Frage:

a) Iſt die Welt erſchaffen oder iſt ſie ewig, hat ſie weder einen Anfang genommen, noch wird ſie ein Ende nehmen?

b) Wird die Welt nach Art eines irdiſchen Königreichs durch einen Regenten regiert oder regiert ſie ſich ſelbſt durch ihre eigene Kraft?

c) Stehen wir unter einer väterlichen ſ. g. Vorſehung oder waltet das Schickſal unter uns?

d) Giebt es eine Vorherbeſtimmung oder beſtimmt der Menſch ſich ſelbſt?

e) Geſchehen Wunder oder herrſchen Naturgeſetze?

f) Giebt es eine Offenbarung oder iſt die Vernunft die Quelle, aus der wir unſre Erkenntniß ſchöpfen müſſen?

g) Liegt das Paradies für immer hinter uns oder ſollen wir daſſelbe auf Erden erobern?

h) Beſteht der Menſch aus zwei verſchiedenen Theilen, Leib und Seele, die von einander unabhängig ſind, oder iſt der Menſch ein untheilbares harmoniſches Ganzes?

i) Wird am ſ. g. jüngſten Tage Gericht gehalten oder iſt ein jeder Tag ein Gerichtstag?

k) Iſt der Himmel über der Erde oder auf derſelben?

l) Iſt die Hölle unter der Erde oder auf derſelben?

m) Giebt es eine Auferſtehung oder hört die Exiſtenz der Menſchen mit deren Tode auf?

n) Iſt der eine Theil der Menſchen beſtimmt, zu befehlen, der andere zu gehorchen, der eine zu genießen, der andere zu arbeiten, der eine zu lehren, der andere zu lernen?

o) Giebt es einen Gott und was verſtehen die Humaniſten darunter?

p) Exiſtirt der Teufel oder iſt der Menſch ſelbſt dieſer Teufel?

q) Iſt der Communismus in der Natur der menſchlichen Geſellſchaft begründet?

r) Iſt Republik oder Monarchie die Vernunft- u. naturgemäßeſte Staatsform?

s) Iſt Monogamie oder Polygamie oder freie Liebe das der menſchlichen Natur, dem ſocialen und ſtaatlichen Leben Angemeſſenſte?

Solche und tauſend ähnliche Fragen haben wir uns in der freien Gemeinde zu beantworten.

Allerdings haben ſchon früher, theilweiſe ſchon vor Jahrhunderten, die Weltweiſen, die Gottesgelehrten, die Naturforſcher, die Geſetzgeber die meiſten dieſer Fragen zu beantworten verſucht, größtentheils aber mit Bangigkeit und feiger Zurückhaltung. Sie hatten nicht den Muth, die volle reine Wahrheit offen und frei zu ſagen. Dadurch, daß dies nicht geſchah, ſind nicht allein viele Irrthümer erfolgt, ſondern iſt auch viel Blut gefloſſen. — Um dieſe Fragen gründlich und unpartheiiſch beantworten zu können, müſſen wir allen uns durch Gewohnheit und Erziehung lieb gewordenen Anſichten und Meinungen den Krieg verkündigen — ein endloſer Kampf, weil der Gegenſtand unſers Forſchens ein endloſer iſt. Wir müſſen ſtreben, den Dingen auf den Grund zu kommen.

Wie ſchön, wie erhebend, wie großartig iſt dieſer Zweck der freien Gemeide! Und doch gehört viel Muth dazu, Mitglied einer ſolchen zu ſein. Es iſt dies keine Sache des Geldgewinns. Um Geld zu machen, müſſen wir Mitglied anderer Geſellſchaften ſein. Die Mitgliedſchaft der freien Gemeinde iſt auch keine Sache des äußern Anſehens; ſie ſetzt uns vielmehr in dem Anſehen der meiſten Menſchen hinunter. Sie iſt ferner keine Sache des bloßen geſelligen Vergnügens. Das mag in einem Club, Kränzchen ꝛc. der Fall ſein. Sie iſt keine Sache der Mode. Dieſe wechſelt alljährlich nach Laune und Zufälligkeiten. Vielmehr iſt dieſe Mitgliedſchaft nur Sache des Herzens, der innerſten Ueberzeugung und der edelſten Begeiſterung. — Die freie Gemeinde erfordert ein geſundes, unverdorbenes Baumaterial, ſie erfordert Menſchen, welche ſelbſt denken, ſelbſtſtändig handeln, nach höchſtem Seelenadel ſtreben. Sie iſt die Botin des Paradieſes auf Erden, die Schöpferin eines neuen, glücklichen Zeitalters. Nicht die Wißbegierde allein ſoll in ihr befriedigt werden. Was hälfe das viele Wiſſen, wenn es an dem rechten Wollen fehlt, an dem guten, edlen Wollen, dem noblen Character, der unerſchütterlich iſt. Es iſt die Liebe, welche dabei zur Richtſchnur des Handelns dienen muß, es iſt das Handeln aus lautern Beweggründen und zu edlen Zwecken. Wer viel weiß und nichts Rechtes will, der iſt ein Schurke. Die freie Gemeinde hat vor Allem die Erler-

Digitized by Google

nung der ſchwerſten Kunſt ſich zum Ziele genommen: ein wahrer, guter, edler, freier Menſch zu ſein.

Nun noch die Frage:

> Wie iſt es zu erklären, daß troß dieſer, gewiß ſehr rühmlichen Tendenz der freien Gemeinde dieſelbe im Allgemeinen ſo geringen Anklang, ſo ſchwache Verbreitung und ſo geringes Wachsthum findet?

Wir wollen dieſe gewiß nicht unintereſſante Frage hier in der Kürze möglichſt gründlich erörtern.

Nach unſerm beſcheidenen Dafürhalten ſind es im Weſentlichen folgende Gründe, welche der ſchnellern Ausbreitung der ſ. g. freien Gemeinden entgegenſtehen:

1. Die Denkfaulheit.

Der größte Theil der Menſchen iſt — leider!! — ſehr wenig geneigt, über den höchſten Zweck des Menſchen irgend tiefer nachzudenken, oder auch nur einigermaßen die Fragen ſich zu beantworten, welche die freien Gemeinden ſich vorgeſteckt haben. Die meiſten Menſchen haben eine wahre Furcht vor dem Denken. Bringt man ſie auf die eine oder andere dieſer Fragen, ſo weichen ſie der Beantwortung unter allerlei Vorwänden aus, die ſchließlich darauf hinauslaufen, daß die Menſchen zu träge zum Denken ſind.

2. Das Hängen an alten Gewohnheiten und Anſichten.

Erfahrungsmäßig hängen die meiſten Menſchen, zumal die weniger gebildeten, mit einer beſſern Sache würdigen Zähigkeit an den Anſichten, die ſie ſo zu ſagen mit der Muttermilch eingeſogen haben, um ſo mehr dann, wenn ſie dieſe ihre — wir möchten ſagen verknöcherten — Anſichten auch von Leuten aufſtellen und vertheidigen hören, denen ſie eine gewiſſe geiſtige Superiorität zugeſtehen zu müſſen glauben. Sie ſchwören unbedingt, blindlings in verbum magistri.

Das iſt der Chriſt — er ſei Katholik oder Proteſtant. Er iſt als Chriſt getauft, unterrichtet und confirmirt in der chriſtlichen Kirche, ſeine Aeltern waren oder ſind Chriſten, alle ſeine Verwandte und Freunde desgleichen. Er hat als Chriſt die chriſtlichen Kirchen beſucht, vielleicht ſchon bis in ſein hohes Alter. Die lange, ſo zu ſagen mechaniſche Uebung iſt ihm zur andern Natur geworden. Er kann ſich nicht vorſtellen, daß ſein Treiben und Denken anders ſein müſſe, oder auch nur könne. Er mag ſich nicht gern von dieſem Althergebrachten, Angewöhnten trennen, er ſcheut u. wehrt ſich, daſſelbe einer vernünftigen Kritik zu unterwerfen, und ſo bleibt er lieber beim alten Zopfe — bis an ſein ſeliges Ende. An ſolchen Leuten iſt Hopfen und Malz verloren.

3. Die Furcht, daß der Eintritt in eine freie Gemeinde oder ein Anſchließen an dieſelbe, oder auch nur das offene Theilen von deren Anſichten dem „Buſineß" Nachtheil bringe.

Leider iſt bei den meiſten Menſchen das Materielle bei weitem vorwiegend. Der phyſiſche Genuß, die Sucht zu glänzen, eine Rolle in der Geſellſchaft zu ſpielen, darin durch Glücksgüter ſich hervorzuthun, läßt ihnen Tag und Nacht keine Ruhe, iſt ihr Alpha und Omega, ihr Dichten und Trachten, ihnen geht das „Buſineß" über Alles. Was ſoll man von ſolchen Menſchen denken? Kann man von ihnen irgend erwarten, daß ſie auch einmal dem geiſtigen Genuſſe ſich überlaſſen, ihm zu Liebe ein Opfer bringen werden? O nein! Sie leben in ſteter Angſt, daß ihr materielles Wohl dann leide, ihr Buſineß in Gefahr gerathe, denn — ſo denken ſie — „die Humaniſten bilden ja nur eine ſehr kleine Zahl gegenüber denjenigen Menſchen, die die Vernunft nicht zur Norm ihres Denkens und Handelns (ſpeciell in ſ. g. religiöſen Angelegenheiten) machen, und es iſt doch rathſam und vortheilhafter für das Buſineß, mit der Mehrheit zu gehen, die Majorität herrſcht ja, da iſt etwas zu machen!" „Wenn wir — meinen ſie — uns zu der freien Gemeide halten, mit den Humaniſten gehen, ſo verderben wir uns das Buſineß, die Mehrheit wendet ſich von uns ab und, und — wir leiden große Verluſte." — Ehe ſie ſich dieſer für ſie ſo ſchrecklichen Gefahren ausſetzen, geben ſie ſich nach wie vor lieber den Anſchein, als ſei es ihnen Ernſt damit — nach Art der „Gläubigen" — die Vernunft unter dem Gehorſam des Glaubens gefangen zu nehmen. Sie ſchwimmen lieber mit dem Strome. — O ihr jämmerlichen Menſchenkinder, ihr dauert mich. Ihr kennt wohl die Grundſätze des Humanismus und wollt ſie aus egoiſtiſchen Rückſichten dennoch nicht zu euren eignen machen, zieht materielles Wohlergehen dem geiſtigen Glücke vor. Wehe euch, wenn ihr aus eurem Geiſtesſchlafe erwacht. Es rächt ſich früher oder ſpäter, wenn man es unterläßt, in allen Dingen die Vernunft zur alleinigen Richtſchnur ſeines Handelns zu machen und die Lehren, welche das Buch der Natur- und Weltgeſchichte uns an die Hand giebt, zu mißachten.

4. Rückſichtnahme auf Feinde des Humanismus reſp. der freien Gemeinden.

Es iſt uns eine nicht geringe Zahl von Perſonen bekannt — und jedenfalls giebt es von deren Geiſtesgenoſſen noch viele — welche im Herzen den Principen des Humanismus huldigen, aber ſich verpflichtet halten, dieſelben nicht offen zu bekennen, insbeſondre der freien Gemeinde nicht beizutreten, weil ſie auf Perſonen Rückſicht nehmen zu müſ-

Digitized by Google

ſen glanben, von welchen ſie entweder mehr oder weniger abhängen, oder mit denen ſie ſonſt in irgend einer engern Verbindung ſtehen und welche Feinde des Humanismus ſind. Dieſe Rückſichten können ſehr verſchiedenartige ſein, ſociale, religiöſe, politiſche, geſchäſtliche, kirchliche ꝛc.

5. Der Mangel an tüchtigen Sprechern oder Rednern für freie Gemeinden reſp. guten Propagandiſten des Humanismus.

Wir dürfen dieſen Umſtand nicht unterſchätzen, er iſt gewiß ein ſehr gewichtiger.

Es iſt wohl anzunehmen, daß es noch viele Menſchen giebt, welche nur der geiſtigen Anregung bedürfen, um für den Humanismns gewonnen zu werden, Menſchen, welche die beſten Keime zu einem höhern geiſtigen Aufſchwunge in ſich tragen und bei denen es nur der Befruchtungen von außen bedarf, um die ſchönſten Blüthen und Früchte zu tragen. Um aber dieſe Blüthen zum Durchbruche, dieſe Früchte zur Reife zu bringen, würde es nothwendig ſein, daß Männer — wir möchten ſie Miſſionäre der Vernunſt, Propagandiſten des freien Menſchenthums nennen — ſich zu dem Zwecke vereinigten, um durch Belehrung, Aufklärung, Ermuthigung, den Humanismus im Herzen der betreffenden Perſonen zur Blüthe und Reife zu bringen.

Die Erfahrung hat gelehrt, daß die Rede, die mündliche Belehrung oder Aufklärung bei weitem der (allerdings auch nicht zu verachtenden) ſchriftlichen vorzuziehen iſt, wenn es ſich um Ueberzeugung Jemandes oder um deſſen Bekehrung von irrigen Anſichten handelt. Und ſo dürfte es ſich jedenfalls als höchſt wünſchenswerth herausſtellen, humaniſtiſche Reiſemiſſionäre zu dem Zwecke, für den Humanismus Propaganda zu machen, anzuſtellen. Es ſollten ſich alle Freunde des freien Menſchenthums vereinigen, dergleichen Miſſionäre auf gemeinſchaftliche Koſten im Lande umherzuſenden, und es würden ſich, wie wir nicht bezweifeln, ſehr bald mehr neue freie Gemeinden bilden, ſobald nur der Miſſionär ſich mit Ernſt und Liebe der Sache annimmt und derſelbe dieſem Berufe vollkommen gewachſen iſt. Allerdings würde es mit vielen Schwierigkeiten verbunden ſein, paſſende Perſönlichkeiten zu obigem Zwecke zu finden. Paſſende oder qualificirte Perſonen nennen wir diejenigen Männer, welche theils die nöthigen Kenntniſſe und die erforderliche Redegabe beſitzen, theils in moraliſcher Beziehung tadellos ſind, theils endlich — und dies iſt von hoher Wichtigkeit — Luſt und Liebe zur Sache, Ausdauer, Muth und Reſignation genug beſitzen, um das gewiß in vielen Fällen mühſame und undankbare Feld dieſer Art der Miſſion zu bebauen, ja mit eignen Opfern zu cultiviren. Doch glauben wir, daß ſich dergleichen Männer finden ließen, ſobald ſie in pecuniärer Beziehung nicht bloß vor Noth und Sorgen ſicher geſtellt, ſondern vielmehr in einer Weiſe honorirt würden, die für das höchſt ſchwierige Amt eine angemeſſene Vergütung bilden und ſie befähigen, anſtändig zu leben und für ſpätere Zeiten zurückzulegen, die Ihrigen und ſich ſelbſt im Alter vor Mangel zu ſichern. —

Endlich müſſen wir

6. noch eines Grundes erwähnen, der dieſe oder jene bereits beſtehende freie Gemeinde am Wachsthum hindert. Es iſt dies der bereits öfter vorgekommene Umſtand, daß der Vorſtand der reſp. Gemeinde entweder ſeiner Stellung nicht gewachſen oder zu lau in Ausübung ſeiner ſtatutenmäßig feſtſtehenden Pflichten war, oder mehr auf den Buchſtaben als auf Geiſt der Statuten hielt, oder endlich zum Schaden der Sache einzelne Perſonen begünſtigte oder hintanſetzte. Fälle dieſer Art können der Oeffentlichkeit nicht lange verborgen bleiben und haben dann regelmäßig die Folge, daß theils Austritte einzelner Gemeindemitglieder ſtattfinden, theils Andere vom Eintritt in die Gemeinde abgehalten werden. Wir möchten behaupten, daß kaum irgend wo der Grundſatz:

„leben und leben laſſen"

und

„nicht an Kleinigkeiten kleben,"

mehr practiſche Anwendung finden ſollte, als in freien Gemeinden, der Werkſtatt des freien Menſchenlhnms, der feſten Burg der edlen Vernunſt. Soll die freie Gemeinde wachſen, ſo muß ſie zunächſt und vor Allem in ſich einig, unter ſich innig verwachſen, duldſam und voll Liebe zu einander ſein. Das iſt die conditio sine qua non ihrer Exiſtenz ſowohl als ihres Fortſchritts auf geiſtigem Felde und ihrer Ausbreitung. Dadurch wird auch den Nichtmitgliedern gegenüber ein gutes Beiſpiel gegeben.

Wir ſchließen mit dem innigen Wunſche für das raſche und kräftige Gedeihen und Wachſen der freien Gemeinden, reſp. für die allgemeine Verbreitung des freien Menſchenthums.

Für die Fackel.

Ein Zeichen der Zeit.

Von Samuel Ludvigh.

Geſchrieben am 23. Febr. 1868.

Es giebt gewiſſe Zeichen in der phyſiſchen wie in der moraliſchen Welt, aus denen man auf gewiſſe Wirkungen und Folgen ſchließen kann, wenn auch nicht immer mit mathematiſcher Gewißheit, dennoch mit großer Wahrſcheinlichkeit.

Inneres Toben der Erze, coloſſale Rauchſäulen aus der Tiefe des Vulkans und ſonſtige Erſcheinungen ſind Zeichen einer Eruption. Aus Temperatur und Meer ſchließt der erfahrene Seemann auf den herannahenden Sturm. Schwüle drückende Luft verkünden den Donner u. ſ. w, So vermag der geſchickte Arzt von gewiſſen Symptomen auf gewiſſe Krankheiten ſchließen; u. der ruhige Forſcher, mit Urſachen und Folgen vertraut, ſieht mit prophetiſchem Blick aus der Stimmung des Volkes, oder aus gewiſſen Handlungen, den Genius einer friedlichen Umwälzung, oder die Furien des Krieges und der Revolution entſteigen.

Alle großen Ereigniſſe hatten ihre Vorboten, welche für die gedankenloſe Maſſe ſo lange in Schleier gehüllt ſind, bis ſie ſelbſt fühlbar vom Sturm der Ereigniſſe fortgeriſſen wird.

Die Reformation hatte ihre Vorboten in der Corruption des Clerus und der mit Sündengeld wuchernden Kirche. Die franzöſiſche Revolution verkündigte ſich durch den Luxus des Hofes, durch die Schuldenlaſt des Staates und durch den geiſtigen Einfluß der Schriften eines Rouſſeau, Voltaire, Diderot und Holbach.

Das Hängen engliſcher Zollbeamten in effigie und eine Handvoll Thee über Bord geworfen, waren Zeichen des Freiheitskampfes der britiſchen Colonien in Nord-Amerika.

Die Entdeckungen im Bereich der Wiſſenſchaft, in Aſtronomie, Chemie, Geologie, ſind ſichere Zeichen eines Umſchwunges in den religiöſen Meinungen, und ſcheinbar kleine Urſachen haben oft große Wirkungen im Leben der Individuen wie der Völker.

Wer vor circa 10 Jahren die ſüdlichen Staaten bereiſ'te, wer da ſah wie das Lynchgeſetz ſich ſeine Opfer wählte, welche Sprache man in Legislaturen und in Conventionen gegen den Norden führte, wer jene Feuerfreſſer über das göttliche Inſtitut der Sklaverei ſprechen hörte und ihre Zeitungen las, dem war es nicht ſchwer, Seceſſion und Bürgerkrieg vorher zu ſagen, wenn die lange Zeit mächtige Proſklaverei-Partei geſchlagen und Lincoln oder irgend ein Candidat der Oppoſitions-Partei den Sieg erringen ſollte.

Lincoln's Wahl zum Präſidenten war die letzte, die ausſchlaggebende Urſache des Verurſachten — der Seceſſion und des Krieges. Daß nach Beſiegung der Rebellen die Reconſtruction eine ſchwierige Aufgabe ſein wird und man aus politiſcher Nothwendigkeit, ſelbſt den befreiten Sklaven mit dem Stimmrecht werde bekleiden müſſen, um den gefährlichen politiſchen Einfluß des beſiegten Feindes, von dem man nur Haß und Rache, nicht Liebe erwarten kann, zu verhüten, das konnte man wohl vorher wiſſen, ohne eben großer Staatsmann zu ſein. So läßt ſich jetzt wieder aus den Handlungen und dem hartnäckigen Widerſtand des Präſidenten gegen jeden Beſchluß des Congreſſes mit großer Wahrſcheinlichkeit annehmen, daß er endlich dennoch, trotz ſeiner Smartheit, im blinden Eifer der Oppoſitions-Teufelei in die Falle gehen und in Anklageſtand verſetzt werden wird. Der Horizont zu Washington iſt bereits ſehr umwölkt und je eher der Sturm losbricht, deſto beſſer für die Reinigung der politiſch verpeſteten Atmosphäre.

Unſere Preſſe iſt frei und es konnte demnach nicht verhindert werden, daß von dieſer Freiheit die Feinde der Republik in Staat und Kirche, Sklavenzüchter, feile Demagogen, der katholiſche Clerus u. das proteſtantiſche Pfaffenheer, eben ſo Gebrauch machen, wie die Freunde der Freiheit. Ja, die ſüdliche Preſſe war in politiſcher Hinſicht lange tonangebend, indeß ihr die nördlichen Aemterjäger als Bediente huldigten — und ſomit das Volk verwirrten, fanatiſirten, ſtatt es zu bilden.

Und die religiöſe Preſſe? Ach, die religiöſe Preſſe — Beware of foreign influence, ſagte Washington. Er ſollte lieber geſagt haben: beware of foreign ignorance, and domestic religion! Doch er betete ja ſelbſt auf den Knieen zu Gott und der gute Mann kannte die Gefahren nicht, die der Republik durch Importation von blindlinggläubigen Automaten und hellſehenden Jeſuiten drohen können, falls im Kampf der freien Preſſe die importirten und einheimiſchen Feinde der Volksherrſchaft ſiegen ſollten. Das wird jedoch der allwaltende, nimmerruhende Zeitgeiſt verhüten.

Der Staat wurde von der Kirche getrennt; doch indeß die geiſtigen Höllenmaſchinen in der Naſſauſtraße zu New-York durch Traktätchen Kinder und Erwachſene zu verdummen ſich beſtreben und die katholiſche Preſſe das Ihrige thut, in einer anderen Richtung um daſſelbe Reſultat zu erzielen, bemächtigten ſich die heiligen Herren mit weißen Halsbinden indirecte des Staates, brachten es ſo weit, daß die Sitzungen des Congreſſes, die Legislaturen und Conventionen mit Gebet eröffnet werden; daß man in Freiſchulen ganz gegen den Geiſt der Verfaſſung, Kindern chriſtliche Traktätchen anhängt, ſie chriſtliche Lieder ſingen läßt und die Bibel einſchmuggelt; daß in manchen Staaten das Zeugniß eines Atheiſten verworfen und der Glaube an zukünftige Belohnung und Strafen geſetzlich verlangt wird; daß man es ſogar bereits in Pfaffen-Conventionen laut auszuſprechen und zu beantragen wagte, die Republik unter ihrer Controlle zu einer ausſchließlich und abſolut chriſtlichen umzumodeln.

Trotz der freien Preſſe hat ſich bei der großen Einwanderung aus katholiſchen Ländern das römiſche Element geiſtig und politiſch entwickelt und, beherrſcht durch Erzbiſchöfe, Biſchöfe, Prieſter, Mönche und Nonnen, ſo ſehr vermehrt und vergrößert, daß man, die Vergangenheit von 30 Jahren mit der Gegenwart vergleichend, beſonders zu Pittsburg, Baltimore, Cincinnati und Dubuque, zum Glauben ſich hinneigen muß, wir ſeien auf dem beſten Wege, um die Errungenſchaften des Mittelalters in dem Land der Freiheit zu moderniſiren und die profane Göttin als Heilige an Rom zu verkaufen.

Kurz, die freie Preſſe und die Geiſtlichen haben ſehr

Digitized by Google

viel gethan zur Verdummung und Knechtung des ſouverainen Volkes und die radikale Preſſe, die der Wiſſenſchaft huldigende Preſſe, und die freien Redner thaten ſehr wenig zur Entfeſſelung des Geiſtes und moraliſchen Hebung der Maſſe.

„Dennoch bewegt ſie ſich."

Die elende, in die Ketten des Eigennutzes geſchlagene, engliſch- und deutſch-amerikaniſche Preſſe hat die Freiheit, aus Partei- und Kirchen-Rückſichten, ſeit Gründung der Republik auf die ſchmählichſte Weiſe genothzüchtigt; ſie hat den Pfaffen ihre Spalten für kirchliche Anzeigen gratis geöffnet; das antirepublikaniſche Sonntagsgeſetz, mit geringer Ausnahme, befürwortet; kein chriſtliches Dogma zu refutiren gewagt, um keine Jobs, keine Abonnenten und keine Stimmen der Gläubigen bei Wahlen zu verlieren; ſie hat Alles gethan, was die freie Preſſe eines freien Volkes nicht thun ſollte und dennoch —

„bewegt ſie ſich."

Ich ſelbſt habe oft im Stillen geſeufzt; mein Streben, meine Mühen als fruchtlos betrachtet; war nahe, Peſſimiſt zu werden, wenn mich auf meinen Apoſtel-Wanderungen Ignoranz, Rohheit u. brutale Anmaßung mit Schimpf und Hohn begrüßten, mit Steinen warfen, mit Erſchießen drohten. Ich ſelbſt habe zuweilen an dem geiſtigen Fortſchritt in dieſem Lande verzagt, wenn ich die Kirchen gedrängt voll, die Kinder ſchaarenweiſe hineingetrieben ſah wie Schaafe, wenn ich die Zahl der Kirchen-Organe mit den Paar freien Journalen u. Werken verglich u. oft auch mit den Zähnen knirſchte, über den Indifferentismus, die geiſtige Bornirtheit, Bummelei, filzige Knauſerei Vieler unſerer lieben radikalen Jugend und erwachſenen Radikalen, Kirchenbeſtürmer und Pfaffenfreſſer, deren einziger Vorzug vor den Gegnern des geiſtigen Fortſchrittes im „großen Maul" beſteht, das am meiſten am Biertiſche ſich breit und laut macht. Und dennoch —

„dreht ſie ſich."

Und daß ſie ſich dreht, die Erde um die Sonne, die Wiſſenſchaft um die Erde, der freie Gedanke um den Sklavenſinn, der Hebel des geiſtigen Fortſchrittes um die Axe der Ignoranz u. Heuchelei, das habe ich vor Kurzem mit Ueberraſchung aus dem Boſton Inveſtigator wahrgenommen, wo ein Aufſatz aus dem New-York Herald, einem weit verbreiteten und ſehr viel geleſenen täglichen Blatt, dieſe Bewegung thatſächlich verbürgt. Eine ſolche Sprache in einem engliſchen Blatte, im Herald! Soll denn die Erde aus den Fugen gehen, ſoll denn das Pfaffenthum in ſeinem Wühlen, Unterminiren und Herrſchen wirklich an der Tages-Preſſe endlich einen Gegner gefunden haben, der ihm zuruft: „bis hierher, Ihr Schurken, Ihr Heuchler, und nicht weiter!"

So leſen wir denn den Aufſatz des Herald und freuen wir uns über dieſes, wenn auch noch ſchwache, Zeichen der Zeit, das uns eine lichtere Zukunft hoffen läßt, zum Segen der Freiheit und zum Beſten des Volkes.

Vom Verfall des Kanzel-Einfluſſes.

Jede Handels-Communität — in ſo ferne ſie ſich religiöſen Gegenſtänden hingeben mag — iſt naturgemäß conſervativ und praktiſch in ihren Theorien der Religion. Auch New-York macht in Bezug auf das Wirken dieſes Princips keine Ausnahme, da die Abnahme des Boſtonismus in dieſer Stadt, beſonders während der letzten 10 Jahre, deutlich zu erſehen iſt. Meinungen über den Urſprung der Dinge, vage Theorien über ſehr vage Gegenſtände, ſonderbare Grillen über Dreieinigkeit und Einheit, früher von Boſton entlehnt, ſind jetzt in der Metropole veraltet, oder liegen tief wie Foſſilien begraben unter den Schichten des praktiſchen Gedankens, der ſich bei der gegenwärtigen Generation der Denker in New-York entwickelt hat.

Der Kanzel-Einfluß iſt demzufolge auf der Neige; nicht als hätte das Volk per se keinen Reſpect vor der Kanzel, ſondern weil die Kanzel keine Sympathie für das Volk hat. Gegenwärtig iſt, beim Gottesdienſt, die Muſik Alles, und die Predigt ganz ohne Werth; und dennoch fahren die Prediger fort, dieſelben trockenen, hirnloſen Plattheiten zu detailliren, welche, weil ſie Nichts bedeuten, ſehr leicht herzuſagen ſind. Dieſe Plattheiten entſprechen dem Volke nimmer mehr, weder moraliſch, noch intellektuell.

Blaſirte Gefühle und blaſirter Transcendentalismus haben aufgehört, Effect zu machen. Das Publikum will Etwas empfangen, das Blut und Puls hat; und ſtatt über deſſen Lauheit zu declamiren, wäre es beſſer für die geiſtlichen Herren, wenn ſie ihre eigene Dummheit beſeitigen würden. Das geiſtliche Geplär muß aufhören; Kanzelredner müſſen weniger aus beſtäubten Bänden zuſammenſtoppeln und mehr denken, oder der Kanzel-Einfluß wird im Lande, als eine Macht, höchſt wahrſcheinlich gänzlich erlöſchen.

Wir wollen keine geiſtlichen Cantationen; wir wollen keine todten Dogmatiker! (Hört!) Wir brauchen ſtarke, geſunde, kräftige Gedanken von der Kanzel; und von der Kanzel müſſen wir ſie haben, oder wir werden uns ſonſt wo umſehen, ehe wir kaufen.

Es iſt nutzlos für die Kanzel, delphiſche Orakel zu affectiren, nach Art und Weiſe von Carlyle und Emmerſon. Irgend ein Menſch, der über Das was er ſpricht klare Ideen hat, kann und wird dieſe Ideen mit Präciſion und Verſtändlichkeit ausdrücken. Kann ein Menſch nicht deutlich ſich ausdrücken, ſo ſehen wir nicht ein, warum er nicht lieber ganz ſchweigen ſollte. Doch der geiſtliche Herr wird zur Vertheidigung dieſer Unverſtändlichkeit erwiedern: „Ich bin Transcendentaliſt; ich ſpreche von Dingen, die da ſind und ſein können; ich bin zu tief, um verſtanden zu werden und brauche mich demnach nicht um die gewöhnliche engliſche Weiſe zu kümmern; weiſſage ich überhaupt, ſo weiſſage ich in meinem eigenen ſpeciellen Engliſch, und weiſſagen

Digitized by Google

muß ich, oder ich muß untergehen durch den Exceß meiner Inſpiration. Sehr wohl; ſo weiſſage denn. Sauge deinen Daumen — dies iſt auch eine Tiefe, zu tief, um ausgeſprochen zu werden. Willſt du aber unbedingt weiſſagen, ſo thue es in gutem Engliſch, oder weiſſage gar nicht: das iſt Alles was wir von dir verlangen. Du magſt zu Grunde gehen durch den Exceß deiner Inſpiration; — wir werden dafür ſorgen, daß du anſtändig begraben wirſt; das Einzige, was ein Transcendentaliſt mit Recht erwarten kann und mehr als die Meiſten von ihnen erhalten.

Doch um ernſt zu ſein — und wir ſind ſtets ſo, wenn möglich — der Verfall des geiſtlichen Einfluſſes in der Stadt New-York — ein Verfall über welchen die Geiſtlichen ſelbſt ſich beklagen — rührt größtentheils von dieſem affectirten Geſchwätz unverſtändlicher Dinge her. Neun aus zehn aller unſerer wöchentlichen Predigten ſind weiter Nichts als leckere Biſſen von wiedergekäuten Worten; ſechsunddreißig geſchriebene Bogen aus allen und allem, in dieſer Richtung, drehen ſich um U n ſ i n n; ſie enthalten keine direkte, ernſte, verſtändige Meinung — keinen kühnen, männlichen Gedanken für Menſchen die denken, keine Sympathie mit den menſchlichen Bedürfniſſen einer Handels-Communität; ſie ſind blos ein moraliſches N i c h t s, eingefaßt und überzuckert mit rhetoriſchen Phantaſiebildern.

Der Styl unſerer Geiſtlichen iſt zu indirekt, zu umſchweifend, zu ſchwülſtig. Eine einfache Sprache erheiſcht die Rhetorik unſerer Zeit. Gedanken in einer Nußſchaale verlangt man von der Kanzel. Das Volk erhielt genug politiſche, ſociale und moraliſche Abſtractionen aus dem heiligen Pulte; ja, mehr als genug, beſonders vom Erſteren. Der Apoſtel im Union-Square ſah ſich durch die Logik der Ereigniſſe getrieben, bildlichen Traveſtien eines Bunyan Platz zu geben; ſo wie der Plymouth-Apoſtel gezwungen war, auf den Schultern eines Dickens Athem zu ſchöpfen, um eine neue Lease zu erhalten. Künftig hat uns die Kanzel Gedanken zu geben, oder die Gemeinde will ſie nicht hören. Man läßt ſich nicht mehr mit leerem Geſchwätz betrügen, noch durch leere Generalitäten allgemeiner Freiheit am Gängelbande führen. Man will Prediger haben, die denken, klar denken und mit dem Volke ſympathiſiren. Die Tage öffentlicher Senſationen ſind vorüber; wir müſſen jetzt eine geſunde Kanzel-Literatur erhalten, oder gar Nichts. Bis jetzt war unſere religiöſe Literatur Empfindelei, ephemer und verächtlich. Sie enthielt keinen Nährſtoff und Das iſt der zweite Grund, warum die Kanzel in Amerika keinen angemeſſenen Einfluß auf amerikaniſche Denker übt. Kränklich intellectuelle Dyſpektiker können unmöglich kräftig fühlen oder denken — und die meiſten unſerer Prediger ſind kränkelnde Geiſtes-Dyſpektiker — Menſchen, die wenig mit andern Menſchen verkehren, wenig von deren Bedürfniſſen und Verſuchungen verſtehen; und indem ſie ſich in den Mantel der Mode ſtecken, wundern ſie ſich, daß man ihr Geſchwätz nicht anhören will.

Wir ſagen es in allem Ernſt, es muß eine neue Ordnung der Dinge eingeführt werden, oder die Kanzel verliert allen ihren Einfluß. In Neu-England überflügelt das Volk, im Allgemeinen, geiſtig die Kanzel; in New-York hat das Volk keine Sympathie mit der kränkelnden Nichtigkeit der Kanzel-Redner und im Weſten iſt die Tendenz des ſpeculativen Skepticismus — der eben erſt in der Entwickelung begriffen — ſtärker als die ſämmtliche Armee der Prediger (ſog. Pfaffen) in der ganzen Union.*) Die Kanzel entſpricht nirgends den Bedürfniſſen des Volkes und wird wohl ſo bleiben, bis ſie das Volk ſtudirt und ihre Begeiſterung aus deſſen Anforderungen ſchöpft, anſtatt aus theologiſchen Dogmatikern.“

Gut geſprochen, Mr. Bennet, fahren Sie fort in dieſem Tone und gehen Sie Ihrem gelehrten Nachbar, dem „W a ſ ſ e r m i c h e l“ von der Tribune, mit gutem Beiſpiel voran. Die Preſſe iſt in Ihren Händen eine Macht. Benutzen Sie ſie als Hebel zur Entfeſſelung des menſchlichen Geiſtes und der intelligente Theil des Volkes wird Sie dafür ehren und ſegnen. Und das iſt mehr werth als Reichthum und des geiſtloſen Pöbels Jauchzen.

Der „hinkende Teufel.“

Von Le Sage.

Fortſetzung und Schluß der Erzählung von der Macht der Freundſchaft.

Theodora's Dienerſchaft hatte, wenn ſie auch die Entführung ihrer Gebieterin nicht verhindern konnte, doch wenigſtens muthigen Widerſtand geleiſtet und einige von Alvaro Ponce's Leuten übel zugerichtet. Einer von ihnen war ſo gefährlich verwundet, daß er ſeinen Kameraden nicht mehr folgen konnte und beinahe leblos auf dem Sande liegen blieb.

Man erkannte den Unglücklichen für einen Bedienten des Don Alvaro, und da man merkte, daß er noch athmete, trug man ihn in's Schloß und bot Alles auf, um ihn wieder zu ſich zu bringen. Endlich gelang es auch, obſchon er durch ſtarken Blutverluſt ungemein geſchwächt war. Um ihm einige Geſtändniſſe abzulocken, verſprach man ihm für ſein Auskommen beſorgt zu ſein und ihn nicht der Strenge

*) Das iſt eine ſtarke Doſis — ein großes Compliment für das Volk des Weſtens. L.

der Gerichte preis zu geben, wenn er ſagen wolle, wohin ſein Gebieter die Donna Theodora zu führen gedenke.

Dieſes Verſprechen lachte ihn an, obſchon ſein Zuſtand ihm wenig Hoffnung ließ, davon Nutzen ziehen zu können. Er ſammelte ſeine wenigen noch übrig gebliebenen Kräfte und beſtätigte mit ſchwacher Stimme die Nachricht, die Don Fadriquez erhalten hatte. Dann fügte er hinzu, Don Alvaro beabſichtige, die Wittwe des Ciſnentes nach Saſſari auf der Inſel Sardinien zu bringen, wo er einen Verwandten habe, deſſen Schutz und Einfluß ihm eine ſichere Zufluchtsſtätte verſpreche.

Bei dieſer Angabe wurde es Mendoza und dem Toledaner wieder etwas leichter um's Herz: ſie ließen den Verwundeten im Schloß, wo er einige Stunden darauf ſtarb, und ritten nach Valencia zurück, um die nöthigen Vorbereitungen zur Verfolgung zu treffen. Sie beſchloſſen, ihren gemeinſchaftlichen Feind in ſeinem Schlupfwinkel aufzuſuchen, und ſchifften ſich daher bald darauf ohne Gefolge in Denia ein, von wo ſie in den Hafen von Mahon fuhren, in der ſichern Hoffnung, daſelbſt in Bälde eine Gelegenheit nach Sardinien zu finden. Wirklich waren ſie kaum dort angelangt, als ſie erfuhren, ein nach Cagliari beſtimmtes Frachtſchiff werde unverzüglich abſegeln: eine Gelegenheit, die ſie nicht hinauslaſſen wollten.

Im Anfang hatten ſie den beſten Wind, den man ſich nur wünſchen kann; aber nach 5 oder 6 Stunden trat Windſtille ein und in der Nacht drehte ſich der Wind vollſtändig, ſo daß ſie laviren mußten, bis er wieder eine andere Richtung annahm. So ſegelten ſie drei Tage lang fort; am vierten aber um zwei Uhr Nachmittags entdeckten ſie ein Schiff, das mit vollen Segeln gerade auf ſie zukam. Im Anfang hielten ſie es für ein Kauffahrteiſchiff; als ſie aber ſahen, daß es beinahe bis auf Schußweite herbeikam, ohne eine Flagge aufzuſtecken, ſo zweifelten ſie nicht mehr daran, es werde ein Korſar ſein.

Ihre Erwartung wurde nicht betrogen: es war ein Pirat aus Tunis, welcher im Anfang glaubte, die Chriſten werden einziehen und ihre Kanonen in Bereitſchaft ſetzten; ſo ſchloß er daraus, die Sache müſſe wohl ernſthafter ſein als er ſich gedacht hatte, hielt daher an, zog gleichfalls ſeine Segel ein und rüſtete ſich zum Kampfe.

Die beiden Schiffe ließen ihre Geſchütze gegen einander ſpielen und die Chriſten ſchienen im Vortheil zu ſein, als ein algieriſcher Korſar mit einem noch größeren und beſſer ausgerüſteten Schiff, als die beiden andern, mitten im Kampfe dazu kam und die Partei des Tuneſers ergriff. Er ſteuerte mit vollen Segeln auf das ſpaniſche Schiff zu, das ſomit zwiſchen zwei Feuer gerieth.

Bei dieſem Anblick verloren die Chriſten den Muth, und da ſie den allzu ungleichen Kampf nicht länger fortſetzen wollten, ſo hörten ſie auf zu ſchießen. Hierauf zeigte ſich am Hintertheil des algeriſchen Schiffes ein Sklave, der den Chriſten auf ſpaniſch zurief, ſie ſollen nach Algier umkehren, wenn ſie Gnade wünſchen. Nach dieſer Aufforderung erſchien ein Türke mit einer Fahne aus grünem Tafft, worauf eine Menge ſilberner Halbmonde in einander verſchlungen waren, und ſchwang ſie in die Luft. Die Chriſten überzeugten ſich nun von der völligen Erfolgloſigkeit jedes weiteren Widerſtandes und fochten nicht länger, ſondern überließen ſich dem ganzen Schmerz, den der Gedanke an die Sklaverei freien Männern verurſachen muß. Der Capitän, der durch längere Zögerung die barbariſchen Sieger zu erbittern fürchtete, nahm die Fahne vom Hintertheil des Schiffes herab, ſtieg mit einigen ſeiner Matroſen in das Boot und übergab ſich dem algieriſchen Korſaren.

Der Seeräuber ſchickte einen Theil ſeiner Mannſchaft ab, um das ſpaniſche Schiff zu unterſuchen, d. h. mit andern Worten, rein auszuplündern. Der tuneſiſche Korſar ſeinerſeits ertheilte einigen ſeiner Leute denſelben Befehl, ſo daß ſämmtliche Paſſagiere des unglücklichen Schiffes in einem Augenblicke entwaffnet und durchſucht waren. Hierauf ſchleppte man ſie in das algieriſche Schiff, wo die beiden Piraten das Loos warfen und ſich in den Raub theilten.

Es wäre für Mendoza und ſeinen Freund wenigſtens ein Troſt geweſen, wenn ſie beide mit einander Einem Korſaren in die Hände gefallen wären. Gewiß hätten ſie ihre Ketten weniger ſchwer gefunden, wenn es ihnen vergönnt geweſen wäre, ſie gemeinſchaftlich zu tragen; allein ſie ſollten nun einmal den Kelch des Leidens bis auf den Grund leeren, und ſo fiel Don Fadriquez dem tuneſiſchen, Don Juan dem algieriſchen Korſaren zu. Denkt Euch die Verzweiflung der Freunde, als ſie ſich verlaſſen mußten. Sie baten die Seeräuber fußfällig, ſie nicht zu trennen, allein die Unholde, deren Grauſamkeit bei den rührendſten Schauſpielen ſich nicht gemildert hatte, ſchloſſen aus Allem die beiden Gefangenen müſſen vornehme Leute ſein, die wohl ein ſchweres Löſegeld bezahlen können, und nahmen ſich daher vor, ſie zu theilen.

Mendoza und Zarata, die wohl einſahen, daß ſie es mit Unmenſchen zu thun hatten, konnten ſich ihre Betrübniß nur durch Blicke zu verſtehen geben. Nach der Theilung der Beute aber und als der tuneſiſche Seeräuber mit den ihm zugefallenen Sklaven nach ſeinem Schiffe zurückfahren wollte, da glaubten die beiden Freunde, ſie müßten unter ihrem Schmerze erliegen. Mendoza näherte ſich dem Toledaner, ſchloß ihn feſt in ſeine Arme und ſagte zu ihm: „So müſſen wir uns denn trennen! Welch gräßliche Nothwendigkeit! Nicht genug, daß die Verwegenheit eines Räubers ungeſtraft bleibt, man raubt uns auch noch den Troſt, bei einander zu ſein. Ach, Don Juan, was haben wir dem Himmel gethan, daß er uns ſeinen Zorn ſo grauſam empfinden läßt!" — „Ihr braucht nach der Urſache unſers Unglücks nicht weit zu ſuchen," antwortete Don Juan; „ich bin allein daran Schuld. Die Ermordung meiner Frau und ihres Liebhabers, ſo entſchuldbar ſie in den Augen der Menſchen erſcheint, hat ohne Zweifel den Himmel gereizt

und er ſtraft nun auch Euch für Eure Freundſchaft gegen einen Elenden, den ſeine Gerechtigkeit verfolgt.

Dabei weinten die beiden Freunde bitterlich und ſchluchzten ſo laut, daß die andern Sklaven ihr eigenes Unglück beinahe darüber vergaßen. Die tuneſiſchen Räuber aber, noch gefühlloſer als ihr Hauptmann, machten nicht viel Umſtände; als ſie ſahen, daß Mendoza ſich nicht ſehr beeilte, das Schiff zu verlaſſen, riſſen ſie ihn mit Gewalt aus des Toledaners Armen und ſchleppten ihn unter Schlägen und Stößen fort. „Lebt wohl, geliebteſter Freund!“ rief er, „ich werde Euch nie wiederſehen: Donna Theodora iſt nicht gerächt. Die Leiden, die dieſe Unmenſchen mir bereiten, werden mein geringſter Kummer in der Sklaverei ſein.“

Don Juan vermochte nichts darauf zu antworten. Er hatte ſich über die Mißhandlung ſeines Freundes ſo entſetzt, daß er nicht ſprechen konnte. Da indeß die Ordnung dieſer Geſchichte verlangt, daß wir den Toledaner begleiten, ſo wollen wir Don Fadriquez einſtweilen auf dem tuneſiſchen Schiffe laſſen.

Der algieriſche Korſar kam glücklich in ſeinen Hafen zurück. Er ſtellte ſeine neuen Sklaven dem Paſcha vor und führte ſie von da auf den gewöhnlichen Menſchenmarkt. Ein Offizier des Dey's Mezomorto kaufte Don Juan für ſeinen Herrn, bei welchem der neue Sklave zu Arbeiten in den Gärten des Harems verwendet wurde. So peinlich nun auch dieſe Beſchäftigung für einen Edelmann ſein mußte, ſo hatte ſie doch auch etwas Angenehmes, weil er dabei allein ſein durfte. In ſeiner jetzigen Lage war ihm nichts lieber, als wenn er frei und ungeſtört über ſein Unglück nachdenken konnte. Dies that er auch unaufhörlich, und ſtatt ſolche betrübende Bilder zu vergeſſen zu ſuchen, fand er eine Art Vergnügen darin, ſie immer auf's Neue ſeinem Geiſte vorzuführen.

Eines Tags ſang er eben über ſeiner Arbeit ein trauriges Lied, als der Dey, den er nicht bemerkt hatte, im Garten ſpazieren ging. Mezomorto blieb ſtehen, die Stimme ſeines Sklaven gefiel ihm, und er ging aus Neugierde auf ihn zu und fragte nach ſeinem Namen. Der Toledaner antwortete, er heiße Alvaro. Er hatte nämlich gleich Anfangs für gut gefunden, ſeinen Namen, wie andere Sklaven auch, zu verändern und den eben erwähnten hatte er angenommen, weil ihm die Entführung Theodora's durch Alvaro Ponce beſtändig vor den Augen ſchwebte und er ihm deßhalb zuerſt in den Mund gekommen war. Mezomorto, der etwas ſpaniſch verſtand, fragte ihn Mehreres über die Sitten und Gewohnheiten Spaniens, beſonders über die Art, wie ſich die Männer den Frauen angenehm zu machen ſuchen, und Don Juans Antworten gefielen ihm ſehr wohl.

„Alvaro,“ ſagte er hierauf zu ihm, „du ſcheinſt ein verſtändiger Burſche zu ſein und ſtammſt gewiß auch von vornehmen Leuten ab; dem ſei übrigens, wie ihm wolle, du haſt das Glück, mir zu gefallen, und ich will dich mit meinem Vertrauen beehren.“ Bei dieſen Worten fiel Don Juan dem Dey zu Füßen und ſtand erſt wieder auf, nachdem er den Saum ſeines Kleides an ſeinen Mund, ſeine Augen und zuletzt an ſeinen Kopf geführt hatte.

„Um dir ſogleich Beweiſe meines Wohlwollens zu geben,“ fuhr Mezomorto fort, „ſo ſage ich dir hiemit, daß ich die allerſchönſten Frauen von Europa in meinem Serail habe. Beſonders Eine leuchtet unter allen Anderen hervor; ich glaube nicht, daß ſelbſt der Großherr eine ſo vollendete Schönheit beſitzt, obgleich ſeine Schiffe ihm täglich aus allen Gegenden der Erde welche zuführen. Ihr Geſicht gleicht der zurückgeſtrahlten Sonne, ihre Geſtalt dem Roſenſtengel im Garten Eram. Kurz, ich bin ganz bezaubert von ihr.

„Allein dieſes Wunder der Natur, dieſe ſeltene Schönheit iſt ſo traurig, daß weder die Zeit, noch meine Liebe ſie aufheitern kann. Obſchon das Schickſal ſie ganz in meine Hände gegeben hat, ſo habe ich doch meine Begierden nach ihr noch nicht befriedigt, ſondern bisher immer bezähmt. Ganz gegen die Gewohnheit von Meinesgleichen, die immer nur Sinnenluſt begehren, habe ich mir Mühe gegeben, ihr Herz durch eine Gefälligkeit und eine Ehrerbietung zu gewinnen, die ſelbſt der niedrigſte Muſelmann nicht gegen eine Chriſtenſklavin haben würde.“

„Indeß haben alle meine Bemühungen ihre Betrübniß nur vermehrt und ich fange nachgerade an, dieſes Eigenſinns müde zu werden. Der Gedanke an die Sklaverei iſt in den Geiſt der Andern nicht mit ſo tiefen Zügen eingegraben; meine freundlichen Blicke haben ihn bald verwiſcht; dieſe lange Betrübniß aber ermüdet meine Geduld. Ehe ich jedoch der Stimme der Leidenſchaft gehorche, will ich noch einen Verſuch mit ihr machen und mich dazu deiner Vermittlung bedienen. Da die Sklavin eine Chriſtin und ſogar Landsmännin von dir iſt, ſo wird ſie vielleicht Zutrauen zu dir faſſen und du wirſt ſie beſſer überreden können, als jeder Andere. Rühme ihr meinen Rang und meine Reichthümer: ſtelle ihr vor, daß ich ſie vor allen meinen Sklavinnen auszeichnen werde, mache ihr nöthigenfalls Hoffnung, dereinſt Mezomorto's Gemahlin zu werden, und ſage ihr, daß ich ihr mit mehr Hochachtung begegnen wolle, als einer Sultanin, deren Hand mir der Großherr ſelbſt anböte.“

Don Juan warf ſich zum zweiten Male vor dem Dey nieder, und ſo wenig ihm dieſer Auftrag behagte, ſo verſicherte er doch, daß er ſein Möglichſtes thun wolle, um ihn gut zu Ende zu führen. „Genug,“ antwortete Mezomorto, „laß dein Geſchäft liegen und folge mir jetzt: ich will dich gegen unſere Gebräuche mit der ſchönen Sklavin allein reden laſſen. Hüte dich aber wohl, mein Vertrauen zu mißbrauchen; Martern, die ſelbſt den Türken unbekannt ſind, würden deine Verwegenheit ſtrafen. Suche ihr Betrübniß zu verſcheuchen und bedenke, daß deine Freiheit an das Ende meines Schmachtens geknüpft iſt.“ Don Juan folgte dem Dey, der einige Schritte voranging, um die traurige Gefangene auf den Beſuch ſeines Agenten vorzubereiten.

Digitized by Google

Es waren zwei alte Sklavinnen bei ihr, die ſich ſogleich zurückzogen, als ſie Mezomorta erſcheinen ſahen. Die ſchöne Sklavin begrüßte ihn mit vieler Ehrerbietung, konnte ſich aber eines Schauders nicht erwehren, wie es ihr jedes Mal erging, ſo oft er ſich zeigte. Er bemerkte dies und ſuchte ſie zu beruhigen. „Liebenswürdige Gefangene,“ ſagte er zu ihr, „ich komme blos, um dich zu benachrichtigen, daß ſich unter meinen Sklaven ein Spanier befindet, mit dem du vielleicht gerne ſprechen würdeſt. Wünſcheſt du ihn zu ſehen, ſo werde ich ihm die Erlaubniß geben, ſogar ohne Zeugen, mit dir zu reden.“

Die ſchöne Sklavin bezeigte Luſt, ihren Landsmann zu ſehen, worauf der Dey ſagte: „Ich werde ihn ſogleich zu dir ſchicken. Möchte er die Wolke des Kummers von deiner Stirne bannen können!“ So ſprechend ging er hinaus und ſagte zu dem Toledaner, der ihm vor der Thür begegnete, ganz leiſe: „Du kannſt hineingehen und dich mit der Gefangenen unterhalten; dann aber komm in meine Wohnung und berichte mir, was ihr mit einander geſprochen habt.“

Zarala ging ſogleich hinein, begrüßte die Sklavin, ohne ſie genau anzuſehen, und ſie empfing ſeinen Gruß ebenfalls, ohne ihn lange zu betrachten. Als ſie einander aber näher in's Auge faßten, ſchrien Beide laut auf vor Ueberraſchung und Freude. „Gerechter Gott!“ ſagte der Toledaner, auf ſie zugehend, „iſt es Schein oder iſt es in Wirklichkeit Donna Theadora?“ — „Ach! Don Juan!“ rief die ſchöne Sklavin, „ſeid Ihr's?“ — „Ja, Sennora,“ antwortete er, zärtlich ihre Hand küſſend, „Don Juan ſteht vor Euch. Erkennt mich an dieſer Begeiſterung, die nur Eure Gegenwart hervorzurufen vermag. Jetzt klage ich nicht mehr über das Schickſal, da es Euch meinen Wünſchen zurückgiebt..... Doch wohin führt mich eine übermäßige Freude? Ich vergeſſe, daß Ihr in Feſſeln ſeid. Durch welche neue Laune des tückiſchen Geſchicks ſeid Ihr hierher gerathen? Wie habt Ihr Euch vor der Verwegenheit Alvaro's retten können? Ach! ſie hat mir unendlichen Kummer bereitet und ich fürchte ſehr, hören zu müſſen, daß der Himmel die Tugend vielleicht nicht mächtig genug beſchützt hat.“

„Der Himmel,“ ſagte Donna Theadora, „hat mich an Alvaro Ponce gerächt. Wenn ich Zeit hätte, Euch zu erzählen.....“ — „Zeit genug,“ fiel Don Juan ein; „der Dey erlaubt mir, bei Euch zu ſein und, was ſehr auffallend iſt, ohne Zeugen mit Euch zu ſprechen. Benützen wir dieſe glücklichen Augenblicke; berichtet mir Alles, was Euch ſeit Eurer Entführung bis jetzt geſchehen iſt.“ — „Woher wißt Ihr denn,“ fragte Donna Theadora, „daß ich von Don Alvaro entführt worden bin?“ — „Das weiß ich nur zu genau,“ erwiderte Don Juan, und erzählte ihr hierauf in kurzen Worten, wie er es erfahren, wie Don Mendoza und er ſich eingeſchifft haben, um ihren Räuber aufzuſuchen, und wie ſie von Korſaren gefangen worden ſeien. Als er mit ſeiner Erzählung zu Ende war, begann Theodora die ihrige mit folgenden Worten:

„Ich brauch Euch nicht erſt zu ſagen, in welchen Schrecken ich gerieth, als ich auf einmal von einer Schaar maskirter Leute angegriffen wurde. Ich fiel auf den Armen deſſen, der mich trug, in Ohnmacht, und als ich, ohne Zweifel erſt nach ſehr langer Zeit, wieder erwachte, ſah ich mich mit Ines, einer meiner Frauen, allein auf offenem Meere im hintern Zimmer eines Schiffes, das ſchnell dahinſegelte.

Die unglückliche Ines fing an mich zur Geduld zu ermahnen, und ich ſchloß aus ihren Aeußerungen, daß ſie mit meinem Räuber im Einverſtändniß ſein mußte. Er hatte die Frechheit, ſich vor mir zu zeigen. Er warf ſich zu meinen Füßen und ſagte: „Sennora, verzeiht Don Alvaro das Mittel, deſſen er ſich bedient, um Euch zu beſitzen. Ihr wißt, wie eifrig ich mich um Euch bemüht und mit welcher Beharrlichkeit ich Don Fadriquez Euer Herz ſtreitig gemacht habe bis auf den Tag, wo Ihr ihm den Vorzug gabet. Wäre meine Leidenſchaft für Euch nur eine gewöhnliche, ſo würde ich ſie überwunden und mich über mein Unglück getröſtet haben. Nun iſt es aber einmal mein Schickſal, Eure Reize anbeten zu müſſen, und ſo ſehr Ihr mich auch verachtet, ſo könnte ich mich doch nie von ihrer Macht befreien. Fürchtet jedoch nichts von dem Ungeſtüm meiner Liebe. Ich habe Euch die Freiheit nicht geraubt, um Eure Tugend durch unwürdige Verſuche zu erſchrecken, ſondern ich wünſche und hoffe, daß an dem Zufluchtsorte, wohin ich Euch führen will, ein ewiges und heiliges Band unſere Herzen verknüpfen werde.“

Er ſprach noch Mehreres der Art, worauf ich mich nicht mehr beſinnen kann; übrigens ſchien aus ſeinen Aeußerungen hervorzugehen, daß er mich zwar zur Heirath zwingen, aber nicht tyranniſiren wolle, und daß ich ihn weniger als einen unverſchämten Räuber, denn als einen leidenſchaftlichen Liebhaber betrachten müſſe. So lange er mit mir ſprach, weinte ich beſtändig u. geberdete mich verzweiflungsvoll; er ging daher, ohne mit weitern Ueberredungsverſuchen ſeine Zeit zu verlieren, und an der Thüre gab er Ines ein Zeichen, das ohne Zweifel zu bedeuten hatte, ſie ſolle die Gründe, womit er mich beſtechen wollte, mit ihrer geläufigen Zunge unterſtützen.

Dies that ſie auch und ſtellte mir ſogar vor, wie ich nach einer Entführung, die ſo großes Aufſehen gemacht habe, nicht umhin könne, trotz alles Widerwillens Alvaro Ponce's Hand anzunehmen; mein guter Ruf fordere dieſes Opfer von meinem Herzen. So bewies ſie mir zwar die Nothwendigkeit dieſer abſcheulichen Heirath, vermochte aber meine Thränen nicht zu trocknen, und ich blieb untröſtlich. Ines wußte nicht mehr, was ſie ſagen ſollte, als wir auf einmal vom oberſten Verdeck her einen großen Lärm hörten, der unſere ganze Aufmerkſamkeit auf ſich zog.

Don Alvaro's Leute hatten nämlich ein großes Schiff erblickt, das mit vollen Segeln auf uns zuſteuerte, und dem

wir, da das unſrige kein ſo guter Segler war, unmöglich ausweichen konnten. Es kam auf uns zu und wir hörten bald rufen: Ergebt Euch! Alvaro Ponce und ſeine Leute aber wollten lieber ſterben, als ſich ergeben, und waren kühn genug, den Kampf zu wagen. Das Gefecht war ſehr lebhaft; ich will es Euch nicht ausführlich ſchildern, ſondern nur hinzuſetzen, daß Don Alvaro und alle ſeine Leute nach verzweifelter Gegenwehr auf dem Platze blieben. Wir wurden auf das große Schiff geführt, das Mezomorto gehörte und von Aby Ali Osman, einem ſeiner Offiziere, befehligt war.

Aby Ali betrachtete mich lange mit einiger Ueberraſchung, und da er mich an meinen Kleidern für eine Spanierin erkannte, ſagte er auf ſpaniſch zu mir: „Sei nicht ſo betrübt und tröſte dich über dein Schickſal. Dieſes Unglück war unvermeidlich für dich; doch, was ſage ich, Unglück? Es iſt vielmehr ein Glück, worüber du dich von Herzen freuen ſollteſt. Du biſt viel zu ſchön, um dich mit den Huldigungen der Chriſten zu begnügen. Der Himmel hat dich nicht für dieſe elenden Erdenſöhne geſchaffen; du verdienſt den erſten Menſchen der Welt anzugehören und die Muſelmänner allein ſind würdig, dich zu beſitzen. Ich werde," fügte er hinzu, „ſogleich nach Algier zurückkehren. Obgleich ich keine andere Beute gemacht habe, ſo bin ich doch überzeugt, der Dey, mein Herr, wird mit meinem Ausfluge zufrieden ſein. Ich fürchte nicht, daß er mich ſchelten wird, wenn ich vor Ungeduld brenne, ihm eine Schönheit zu überliefern, welche die Freude ſeiner Augen und die Zierde ſeiner ganzen Serails ſein wird.

Aus dieſen Worten erkannte ich, was ich zu fürchten hatte, und meine Thränen floſſen immer reichlicher. Aby Ali aber, der die Urſache meines Schrecks mit einem ganz andern Auge betrachtete, als ich, lachte blos darüber und ſegelte nach Algier, indeß ich mich maßloſer Betrübniß hingab. Bald ſchickte ich meine Seufzer zum Himmel und flehte um ſeinen Beiſtand; bald wünſchte ich, einige chriſtliche Schiffe möchten uns angreifen, oder die Fluthen uns verſchlingen; zuletzt aber wünſchte ich, meine Thränen und mein Schmerz möchten mich ſo entſtellen, daß der Dey bei meinem Anblick erſchrecken müſſe. Vergebliche Wünſche meiner bedrohten Tugend! Wir kamen im Hafen an und man führte mich in dieſen Palaſt vor Mezomorto.

Ich weiß nicht, was Aby Ali zu ſeinem Herrn ſagte, als er mich vorſtellte, und eben ſo wenig, was dieſer antwortete, denn ſie ſprachen türkiſch mit einander; doch glaubte ich aus den Gebehrden des Dey's ſchließen zu können, daß ich das Unglück hatte, ihm zu gefallen, und die Worte, die er auf ſpaniſch zu mir ſagte, brachten mich vollends in Verzweiflung, da ſie meine Meinung nur zu ſehr beſtätigten.

Vergebens warf ich mich ihm zu Füßen und verſprach ihm ſo viel Löſegeld, als er nur wolle; vergebens führte ich ſeinen Geiz in Verſuchung, indem ich ihm mein ganzes Vermögen anbot: er ſagte, er ſchätze mich höher als alle Reichthümer der Welt. Hierauf ließ er dieſe Wohnung hier, die prächtigſte in ſeinem ganzen Palaſte, für mich in Bereitſchaft ſetzen, und ſeit dieſer Zeit hat er Alles gethan, um die Traurigkeit zu verſcheuchen, die mich zu Boden drückt. Oft bringt er alle ſeine Sklaven u. Sklavinnen, die ſingen oder ein Inſtrument ſpielen können, zu mir. Ines hat er mir genommen in der Meinung, ſie würde mich in meinem Kummer beſtärken; dagegen werde ich von alten Sklavinnen bedient, die mir unaufhörlich von der Liebe ihres Herrn vorſchwatzen und von all den verſchiedenen Freuden und Vergnügungen, welche er mir zudenke.

Aber Alles, was man anfängt, um mich zu zerſtreuen und aufzuheitern, bringt gerade die entgegengeſetzte Wirkung hervor; nichts vermag mich zu tröſten. Eine Gefangene in dieſem abſcheulichen Palaſt, der täglich von dem Geſchrei der unterdrückten Unſchuld widerhallt, fühle ich mich weniger unglücklich durch den Verluſt meiner Freiheit, als durch den Schreck, den mir die verhaßte Zärtlichkeit des Dey's einjagt. Obgleich er ſich bis auf dieſe Stunde immer nur wie ein überaus gefälliger und ehrerbietiger Liebhaber gegen mich betragen hat, ſo zittere ich doch an Leib und Seele; denn dieſe Ehrerbietung iſt ihm vielleicht ſchon jetzt läſtig und dann wird er ohne Zweifel Gewalt brauchen. Dieſe gräßliche Angſt läßt mir Tag und Nacht keine Ruhe und verbittert mir jeden Augenblick meines Lebens."

Donna Theodora brach bei dieſen Worten in einen Strom von Thränen aus, ſo daß Don Juan im Innerſten gerührt wurde. „Sennora," ſagte er zu ihr: „Nicht ohne Grund entwirſt Ihr Euch ein ſo ſchauderhaftes Bild von der Zukunft; auch ich fürchte daſſelbe wie Ihr. Der Dey iſt nur zu geneigt, andere Saiten gegen Euch aufzuziehen; ich weiß es aus ſeinem eigenen Munde, daß der bisher ſo unterwürfige Liebhaber demnächſt ſeine angenommene Sanftmuth abzulegen gedenkt, und ich ſehe alle die Gefahren voraus, denen Ihr entgegen gehet.

„Aber," fuhr er in einem andern Tone fort, „ich werde kein müſſiger Zeuge dabei ſein. Obſchon ich Sklave bin, ſo iſt doch meine Verzweiflung zu fürchten. Ehe Mezomorto Euch beſchimpft, ſtoße ich ihn nieder." — „Ach, Don Juan," fiel ihm die ſchöne Wittwe in's Wort, „welch ein verwegener Plan! Hütet Euch wohl, ihn auszuführen. Bedenkt, welche Grauſamkeiten der Tod des Dey's zur Folge hätte. Die ſchrecklichſten Qualen..... Mich ſchaudert, wenn ich nur daran denke! Ueberdies würdet Ihr Euch ganz unnöthig in Gefahr ſtürzen; denn wenn Ihr auch den Dey tödtet, ſo bin ich dadurch noch nicht frei. Ach! dann würde ich vielleicht an irgend einen Schurken verkauft, der nicht ſo ehrerbietig wäre, wie Mezomorto. Gerechter Gott, tritt du dazwiſchen! du kennſt das viehiſche Gelüſte des Dey's, du verbieteſt mir Dolch und Gift; ſo verhindere denn ein Verbrechen, das dich beleidigen würde!"

„Ja, Sennora," antwortete Zarata, „Gott wird helfen; ich fühle bereits ſeine Nähe. In dieſem Augenblick

Digitized by Google

kommt mir ein Gedanke, der ohne Zweifel ein geheimer Wink von ihm iſt. Der Dey hat mir blos deßwegen erlaubt, Euch zu beſuchen, damit ich Euch für ſeine Liebe günſtig ſtimmen ſoll. Ich muß ihm dann von unſerer Unterhaltung Rechenſchaft ablegen und ihn dabei nothwendig täuſchen. Ich werde ihm ſagen, Ihr ſeiet nicht ſo ganz untröſtlich; ſein höfliches Betragen fange an Eindruck auf Euch zu machen, und wenn er ſo fortfahre, könne er Alles hoffen. Ihr müßt mir hierin beiſtehen, und wenn er Euch wieder beſucht, etwas heiterer ſein, als gewöhnlich. Stellt Euch, als ob Ihr an ſeiner Unterhaltung einiges Vergnügen fändet."

„Unmöglich!" erwiderte Donna Theodora. „Wie kann eine freie und aufrichtige Seele ſich ſo verrathen und was hätten wir von dieſer peinlichen Verſtellung zu hoffen?" — „Der Dey," antwortete Zarata, „wird ſich über dieſe Veränderung freuen und durch Gefälligkeit Euer Herz vollends zu gewinnen ſuchen; einſtweilen aber werde ich für Eure Freiheit arbeiten. Ich geſtehe, daß das Unternehmen ſchwierig iſt; doch kenne ich einen gewandten Sklaven, von deſſen Mitwirkung ich mir viel verſprechen darf.

„Ich verlaſſe Euch jetzt," fuhr er fort; „mein Plan verlangt große Eile: doch werden wir uns wieder ſehen. Ich gehe ſtehenden Fußes zum Dey und will ſeine ungeſtüme Liebesgluth durch allerlei Mährchen zu ergötzen ſuchen. Ihr aber, Sennora, bereitet Euch, ihn zu empfangen; ruft alle Künſte der Verſtellung zu Hülfe. Eure durch ſeine Gegenwart beleidigten Augen ſeien ohne Haß und Strenge; Euer Mund, der ſich immer nur zu bittern Klagen öffnet, führe eine liebkoſende Sprache: fürchtet nicht, ihm in allzu günſtigem Lichte zu erſcheinen; Ihr müſſet Alles verſprechen, um nichts zu gewähren." — „Schon gut," erwiderte Theodora; „ich will Alles thun, was Ihr ſagt, da das Unglück, das mich bedroht, dieſe grauſame Nothwendigkeit auferlegt. Gehet, Don Juan, und laßt alle Minen ſpringen, um meiner Sklaverei ein Ende zu machen; es wird meiner Freude die Krone aufſetzen, wenn ich meine Freiheit Euch verdanke."

Der Toledaner begab ſich ſofort zu Mezomorto, um ihm den verlangten Bericht abzuſtatten. „Nun, Alvaro!" rief ihm der Dey ſehr lebhaft entgegen, „was für Nachrichten bringſt du mir von der ſchönen Sklavin? Haſt du ſie freundlicher gegen mich geſtimmt? Wenn du glaubſt, ich dürfe mir nicht ſchmeicheln, ihren hartnäckigen Schmerz überwinden zu können, ſo ſchwöre ich beim Haupte des Großherrn, meines Gebieters, daß ich mir heute noch mit Gewalt verſchaffen werde, was man meiner Gefälligkeit verweigert." — „Herr," antwortete Don Juan, „dieſes unverbrüchlichen Eides bedarf es nicht; Ihr werdet nicht in den Fall kommen, die Befriedigung Eurer Liebe durch Gewalt erzielen zu müſſen. Die Sklavin iſt eine junge Dame, die noch nie geliebt hat, und ſo ſtolz, daß ſie die Huldigungen der vornehmſten Herren Spaniens abwies. Sie lebte in ihrem Lande wie eine Königin und ſieht ſich nun auf einmal gefangen: eine ihrer Würde bewußte Seele kann einen ſolchen Glückswechſel nicht ſo leicht verſchmerzen. Gleichwohl wird dieſe hochfahrende Spanierin, wie alle andere, ſich an die Sklaverei gewöhnen, und ich darf wohl ſagen, daß ſie bereits anfängt, ihre Feſſeln weniger drückend zu finden. Eure Aufmerkſamkeiten und Höflichkeiten, die ſie nicht erwartet hatte, tröſten ſie einigermaßen und triumphiren über ihren Stolz. Sucht ſie in dieſer günſtigen Stimmung zu erhalten, mein Herr und Gebieter, und bezaubert die ſchöne Sklavin vollends ganz durch fortgeſetztes ehrerbietiges Benehmen, dann wird ſie ſich in Bälde mit Vergnügen in Eure Wünſche fügen und in Euren Armen die Liebe zur Freiheit vergeſſen."

„Du machſt mich zum glücklichſten Menſchen!" rief der Dey: „dieſe Hoffnung vermag Alles über mich. Ja, ich werde meine ungeſtüme Liebesgluth zurückhalten, um ſie deſto beſſer zu befriedigen; aber täuſcheſt du mich nicht, oder haſt du dich nicht ſelbſt getäuſcht? Ich gehe auf der Stelle zur Sklavin und will ſehen, ob ich die ſchmeichelhaften Hoffnungen, wovon du ſprichſt, ebenfalls in ihren Augen entdecken kann." Mit dieſen Worten ging er zu Theodora, der Toledaner aber kehrte in den Garten zurück, wo ihm der Gärtner begegnete. Dies war eben der gewandte Sklave, durch deſſen Mitwirkung er die ſchöne Wittwe zu befreien hoffte.

Er hieß Francisca, und ſtammte aus Navarra. In Algier war er ſehr gut bekannt, weil er hier ſchon mehreren Herren gedient hatte, ehe er in die Dienſte des Dey's kam. „Francisco, mein Freund," ſagte Don Juan zu ihm, „ich bin in der fürchterlichſten Noth. Im Palaſte hier befindet ſich eine junge Dame aus einem der angeſehenſten Geſchlechter von Valencia. Sie hat Mezomorto gebeten, ihr Löſegeld ſelbſt zu beſtimmen, allein er iſt in ſie verliebt und will ſie durchaus nicht frei geben." — „Und warum bekümmert Euch das ſo ſehr?" fragte Francisco. „Weil ich aus einer Stadt mit ihr bin," antwortete der Toledaner. „Ihre Eltern und die meinigen ſind die beſten Freunde, und ich werde Alles auf's Spiel ſetzen, um ſie zu befreien."

„Die Sache iſt nicht ſo leicht," verſetzte Francisca, „doch glaube ich, ich könnte ſie ausführen, wenn die Verwandten der Dame geneigt wären, einen ſolchen Dienſt tüchtig zu bezahlen." — „Darauf dürft Ihr Euch verlaſſen," antwortete Don Juan. „Ich bürge Euch für die Erkenntlichkeit der ganzen Familie, beſonders aber für die der jungen Dame ſelbſt. Sie heißt Donna Theodora, iſt die Wittwe eines Mannes, der ihr ein unermeßliches Vermögen hinterlaſſen hat, und eben ſo freigebig als reich: kurz ich bin Spanier und Edelmann; mein Wort muß Euch genügen."

„Nun gut," antwortete der Gärtner, „auf Euer Verſprechen hin will ich einen Renegaten aus Katalonien aufſuchen und ihm den Vorſchlag machen. . . . ." — „Was ſagt Ihr?" unterbrach ihn der Toledaner ſehr verwundert; „Ihr

wolltet Euch einem Elenden anvertrauen, der ſich nicht entblödet hat, ſeiner Religion abtrünnig zu werden? ....“ — „Er iſt zwar allerdings Renegat,“ erwiderte Francisco, ihn ebenfalls unterbrechend, „aber dennoch ein rechtſchaffener Mann; er ſcheint mir mehr Mitleid als Haß zu verdienen, und ich würde ihn entſchuldigen, wenn ſein Verbrechen überhaupt eine Entſchuldigung zuließe. Seine Geſchichte iſt kurz folgende:

„Er ſtammt aus Barcelona und iſt von Profeſſion ein Chirurg. Da es ihm in ſeiner Vaterſtadt nicht recht gelingen wollte, ſo beſchloß er, ſich in Carthagena niederzulaſſen, wo er ſich ein beſſeres Glück verſprach. Er ſchiffte ſich mit ſeiner Mutter dahin ein, wurde aber von einem algieriſchen Seeräuber gefangen und hierher gebracht. Sie wurden Beide verkauft: ſeine Mutter an einen Mauren und er an einen Türken, der ihn ſo entſetzlich mißhandelte, daß er aus Verzweiflung zum Mohamedanismus überging. Er glaubte dies um ſo eher mit gutem Gewiſſen thun zu können, als er dadurch ſeiner Mutter, die bei ihrem mauriſchen Herrn ebenfalls ſehr ſchlecht behandelt wurde, die Freiheit zu verſchaffen hoffte. Im Solde des Paſcha's machte er mehrere Raubzüge mit, auf denen er vierhundert Piaſter erbeutete; mit einem Theil davon kaufte er ſeine Mutter los, mit dem übrigen ſetzte er ſich in Stand, auf eigene Rechnung das Meer zu durchſtreifen.

„Er kaufte ein kleines Schiff, deſſen Hauptmann er ſelbſt war, kreuzte mit einigen türkiſchen Soldaten, die ſich freiwillig an ihn anſchloſſen, zwiſchen Alicante und Carthagena, und kam mit großem Raube zurück. Dies gelang ihm mehrere Male ſo gut, daß er ſich zuletzt im Stande ſah, ein bedeutendes Schiff auszurüſten, mit dem er anſehnliche Beute machte. Endlich aber verließ ihn das Glück. Eines Tags griff er eine franzöſiſche Fregatte an, die ſein Schiff dergeſtalt mißhandelte, daß er nur mit Mühe den Hafen von Algier wieder erreichte. Da man nun hier zu Lande einen Seeräuber blos nach dem Erfolge ſeiner Unternehmungen beurtheilt, ſo ſank der Renegat durch ſein Unglück auf einmal ſehr tief in der Achtung der Türken. Dies verdroß ihn dermaßen, daß er ſein Schiff verkaufte und ſich in ein Haus außerhalb der Stadt zurückzog, wo er ſeither von den Trümmern ſeines Vermögens mit ſeiner Mutter u. einigen Sklaven lebt.

„Ich beſuche ihn öfter: wir waren früher bei demſelben Herrn zuſammen und ſind ſehr gute Freunde. Er entdeckt mir ſeine geheimſten Gedanken, und erſt vor drei Tagen ſagte er mit Thränen in den Augen zu mir, er könne nimmer ruhig ſein, ſeitdem er das Unglück gehabt habe, ſeinen Glauben abzuſchwören; er werde unaufhörlich ſo ſehr von Gewiſſensbiſſen geplagt, daß er zuweilen in Verſuchung gerathe, den Turban mit Füßen zu treten und auf Gefahr des Scheiterhaufens hin durch ein öffentliches Bekenntniß ſeiner Reue das Aergerniß wieder gut zu machen, das er den Chriſten gegeben habe.

„Dies,“ fuhr Francisco fort, „iſt der Renegat, an den ich mich wenden will; ein Mann ſolcher Art darf Euch nicht verdächtig ſein. Ich will mich unter irgend einem Vorwand wegbegeben und zu ihm gehen. Ich ſtelle ihm dann vor, er ſolle ſich nicht vom Kummer darüber, daß er ſich aus dem Schooß der Kirche entfernt habe, verzehren laſſen, ſondern vielmehr auf Mittel denken, dahin zurückzukehren. Er brauche zu dieſem Behuf nur ein Schiff auszurüſten, wie wenn er, des müßigen Lebens müde, wieder einmal auf Raub ausziehen wollte, und mit dieſem Schiff können wir die Küſte von Valencia erreichen, wo Donna Theodora ihm die Mittel geben werde, den Reſt ſeiner Tage behaglich in Barcelona zu verleben.“

„Ja, mein lieber Francisco“ rief Don Juan, dem die zuverſichtliche Art des navarreſiſchen Sklaven neue Hoffnungen einflößte, „Ihr könnt dieſem Renegaten Alles verſprechen und dürft Beide einer anſehnlichen Belohnung gewiß ſein. Glaubet Ihr übrigens auch, unſer Plan werde ſich auf die Art, wie Ihr es im Sinn habt, ausführen laſſen?“ — „Es können ſich,“ antwortete Francisco, „allerdings Schwierigkeiten in den Weg ſtellen, an die ich bis jetzt nicht gedacht habe; übrigens hoffe ich im Verein mit dem Renegaten alle zu löſen. Alvaro,“ fügte er beim Abſchied hinzu, „unſer Unternehmen muß gewiß gelingen und ich hoffe, Euch bei meiner Rückkunft gute Nachrichten mitbringen zu können.“

Voll Unruhe erwartete Zaraia den Gärtner, der nach drei oder vier Stunden zurückkam und zu ihm ſagte: „Ich habe den Renegaten geſprochen und ihm unſern Plan mitgetheilt. Nach langer Berathung ſind wir dahin übereingekommen, daß er ein vollkommen ausgerüſtetes kleines Schiff kaufen ſoll, und da es erlaubt iſt, Sklaven als Matroſen mitzunehmen, ſo will er die ſeinigen alle dazu brauchen. Um ſich nicht verdächtig zu machen, nimmt er zehn türkiſche Soldaten in ſeinen Sold, wie wenn er wirklich auf Raub ausziehen wollte, und beſtimmt ihnen den Tag zur Abfahrt. Zwei Tage vorher aber ſchifft er ſich bei Nacht mit ſeinen Sklaven ein, lichtet ohne alles Geräuſch die Anker und holt uns an einer kleinen Thüre dieſes Gartens ganz nahe am Meere mit ſeinem Nachen ab. Dies iſt unſer Plan: Ihr könnt ihn der Dame mittheilen, und ſie verſichern, daß ſie längſtens binnen vierzehn Tagen frei ſein ſolle.“

Welche Freude für Don Juan, ſeiner Donna Theodora dieſe angenehme Nachricht überbringen zu können! Um die Erlaubniß zu einem Beſuche bei ihr zu erhalten, ſuchte er am andern Tag Mezomorto auf und ſagte zu ihr: „Verzeiht, Herr, wenn ich ſo frei bin, Euch zu fragen, wie Ihr die ſchöne Sklavin gefunden habt? Seid Ihr diesmal beſſer zufrieden, ...?“ — „O vollkommen! unterbrach ihn der Dey; „ihre Augen ſind geſtern meinen zärtlichen Blicken nicht ausgewichen; ihre Reden, bisher beſtändige Betrachtungen über ihr Schickſal, waren mit keiner Klage ver-

Digitized by Google

miſcht, und ſie hörte Alles, was ich zu ihr ſagte, ſehr artig und aufmerkſam an. Deinen Bemühungen, Alvaro, verdanke ich dieſe Veränderung, und ich ſehe, daß du die Frauen deines Landes gut kennſt. Du mußt heute wiederum mit ihr ſprechen, um zu vollenden, was du ſo glücklich begonnen haſt. Erſchöpfe all deine Ueberredungsgabe und deine Gewandtheit, um mein Glück zu beſchleunigen, dann werde ich ſogleich deine Feſſeln brechen; ja, ich ſchwöre dir beim Barte unſers großen Propheten, ich will dich mit ſo viel Wohlthaten überhäuft in dein Vaterland zurückſchicken, daß die Chriſten, wenn ſie dich wiederſehen, nicht glauben ſollen, du ſeiſt in der Sklaverei geweſen."

Der Toledaner ermangelte nicht, Mezomorto auf ſeinem Irrthum zu erhalten: er bezeigte ſich ſehr dankbar für ſeine Verſprechungen, und unter dem Vorwand, ihre Erfüllung zu beſchleunigen, machte er einen neuen Beſuch bei der ſchönen Sklavin. Er fand ſie allein in ihren Gemächern — die alten Weiber, die ſie bedienten, waren anderswo beſchäftigt — und ſagte ihr ſogleich, was der Navarreſe und der Renegat auf ſeine Verſprechungen hin mit ihm ausgemacht hatten.

Es war ein großer Troſt für die Dame, als ſie hörte, daß ſo gute Maßregeln zu ihrer Befreiung getroffen waren. „Iſt's möglich?" rief ſie voll Freude aus; „darf ich mich der Hoffnung hingeben, meine geliebte Vaterſtadt Valencia wiederzuſehen? Welch ein Glück, nach ſo viel Gefahren und Schreckniſſen dort mit Euch in Ruhe zu leben! Ach! Don Juan, wie angenehm iſt mir dieſer Gedanke! Seid Ihr nicht auch eben ſo vergnügt, wie ich? Bedenkt Ihr wohl, daß Ihr, wenn Ihr mich dem Dey entreißet, ihm Eure eigene Frau entführet?"

„Ach!" antwortete Zaraia mit einem tiefen Seufzer, „wie angenehm wären mir dieſe ſchmeichelhaften Worte, wenn nicht die Erinnerung an einen unglücklichen Freund eine Bitterkeit darein miſchte, die alle ihre Seligkeit verdirbt! Verzeiht mir, Sennora, Ihr müßt ſelbſt geſtehen, daß Mendoza Euer Mitleid verdient. Euch zu lieb hat er Valencia verlaſſen, ſeine Freiheit verloren, und ich zweifle nicht, daß ihn in Tunis die Laſt ſeiner Ketten weniger drücken wird, als die Verzweiflung, Euch nicht gerächt zu haben."

„Allerdings," ſagte Donna Theodora, „hätte er ein beſſeres Schickſal verdient, und ich rufe den Himmel als Zeugen an, daß ich ihm für Alles, was er meinetwegen gethan und gelitten hat, im innerſten Herzen danke: allein ſein Unſtern will, daß mein Herz nie der Lohn ſeiner Dienſte ſein kann."

Dieſe Unterhaltung wurde durch die Ankunft der mehrerwähnten zwei alten Sklavinnen unterbrochen. Don Juan fing ein anderes Geſpräch an und ſagte ganz in der Rolle als Vertrauter des Dey's zu Theodora: „Ja, reizende Sklavin, Ihr habt denjenigen gefeſſelt, der Euch in ſeinen Feſſeln zurückhält. Mezomorto, Euer und mein Gebieter, der verliebteſte und liebenswürdigſte aller Türken, iſt ſehr wohl mit Euch zufrieden. Seid fortwährend freundlich gegen ihn und Ihr werdet bald das Ende alles Eueres Kummers ſehen." Mit dieſen Worten, deren wahren Sinn nur die Dame errathen konnte, entfernte er ſich.

Dies war der Stand der Dinge acht Tage lang im Palaſte des Dey's. Inzwiſchen hatte der cataloniſche Renegat ein beinahe ganz ausgerüſtetes kleines Schiff gekauft und traf alle Anſtalten zur Abfahrt; aber ſechs Tage, ehe er im Stande war, abzuſegeln, kam Don Juan abermals in gewaltige Angſt.

Mezomorto ließ ihn zu ſich rufen und in ſein Zimmer treten. „Alvaro," ſagte er zu ihm, „du biſt frei und kannſt nach Spanien zurückreiſen, wann du willſt; die Geſchenke, die ich dir verſprochen habe, liegen bereit. Ich war heute bei der ſchönen Sklavin, und ſie kam mir ganz anders vor als damals, wo ihre Traurigkeit mir ſo vielen Kummer machte. Jeden Tag weiß ſie ſich beſſer in ihre Gefangenſchaft zu fügen und ſie erſcheint mir ſo liebenswürdig, daß ich ſo eben beſchloſſen habe, ſie zu heirathen. In zwei Tagen iſt ſie meine Gemahlin."

Bei dieſen Worten erblaßte Don Juan und konnte trotz aller Anſtrengung ſeine Unruhe und Ueberraſchung nicht verbergen, ſo daß der Dey nach der Urſache fragte.

„Gnädiger Herr," antwortete ihm der Toledaner in ſeiner Verlegenheit, „ich muß mich allerdings ſehr wundern, daß einer der vornehmſten Männer im ottomaniſchen Reich ſich erniedrigen will, eine Sklavin zu heirathen. Ich weiß wohl, daß dies bei euch nicht ohne Beiſpiele iſt, aber der hochberühmte Mezomorto, der auf die Töchter der erſten Beamten der Pforte Anſpruch machen kann....." — „Dies iſt wahr," unterbrach ihn der Dey; „ich könnte mich um die Hand einer Tochter des Großveziers bewerben und dürfte mir ſchmeicheln, dereinſt der Nachfolger meines Schwiegervaters zu werden; aber ich beſitze unermeßliche Reichthümer nur wenig Ehrgeiz; die Ruhe und die Vergnügungen, die ich hier genieße, ſind mir weit lieber als das Vezirat, dieſe gefährliche Ehre, wo man vor der Furcht der Sultane und der Eiferſucht neidiſcher Höflinge keinen Augenblick mehr ſicher iſt. Ueberdies liebe ich meine Sklavin, und ihre Schönheit machte ſie des Rangs, wozu meine Zärtlichkeit ſie beruft, vollkommen würdig.

„Aber," fügte er hinzu, „ſie muß heute noch ihre Religion ändern, um die Ehre, die ich ihr anthun will, zu verdienen. Glaubſt du wohl, ſie könnte ſich durch lächerliche Vorurtheile beſtimmen laſſen, dieſelbe nicht gehörig zu ſchätzen?" — „O nein, gnädigſter Herr," antwortete Don Juan; „ich bin überzeugt, daß ſie dieſem ſchönen Range Alles opfern wird. Erlaubt mir jedoch die Bemerkung, daß Ihr ſie nicht ſo ſchnell heirathen und überhaupt nichts übereilen ſolltet. Ohne allen Zweifel wird der Gedanke, einer Religion zu entſagen, die ſie mit der Muttermilch eingeſaugt hat, etwas Entſetzliches für ſie haben; gebt ihr daher Zeit,

Digitized by Google

darüber nachzudenken. Wenn ſie bedenkt, daß Ihr ſie nicht ſchmählich behandeln und unter Euren übrigen Gefangenen verwelken und verkümmern laſſen, ſondern auf die ehrenvollſte Weiſe zu Eurer Gemahlin erheben wollet, dann werden Dankbarkeit und Eitelkeit allmählig über alle ihre Bedenklichkeiten den Sieg davon tragen. Schiebt die Ausführung Eures Planes nur noch acht Tage hinaus."

Der Dey war einige Augenblicke in Nachdenken verſunken, denn die Friſt, die ſein Vertrauter verlangte, wollte ihm durchaus nicht behagen, und doch erſchien ihm ſein Rath ſehr verſtändig. „Alvaro," ſagte er endlich, „ich laſſe mich überreden; ſo ſehr ich mich auch nach dem Beſitze der Sklavin ſehne, ſo will ich gleichwohl noch acht Tage warten. Gehe ſogleich zu ihr und bereite ſie vor, daß ſie nach dieſer Zeit meine Wünſche erfüllt. Ich wünſche, daß derſelbe Alvaro, der mir ſo gute Dienſte bei ihr geleiſtet, auch die Ehre habe, ihr meine Hand anzubieten."

Don Juan ging ſofort zu Theodora und meldete ihr dieſe Unterredung, damit ſie ſich darnach einrichten ſollte. Zugleich ſagte er ihr, in ſechs Tagen werde das Schiff des Renegaten ſegelfertig ſein, und da ſie ſehr unruhig war über die Art, wie ſie ihre Gemächer verlaſſen könnte, indem die Zimmer, durch welche ſie gehen müßte, um auf die Treppe zu kommen, ſämmtlich wohl verſchloſſen waren, ſo ſagte er zu ihr: „Seid darüber ohne Sorgen, Sennora; von Euerm Zimmer geht ein Fenſter auf den Garten und ich will Euch eine Leiter beſorgen, um hinabzuſteigen."

Wirklich meldete Francisco nach Verfluß von ſechs Tagen dem Toledaner, der Renegat ſei bereit, in der nächſten Nacht abzuſegeln: man kann ſich daher denken, mit welcher Ungeduld dieſe erwartet wurde. Endlich kam ſie und war zum Glück ſehr finſter. Sobald der Augenblick zur Ausführung des Unternehmens erſchienen war, ſtellte Don Juan eine Leiter unter das Zimmerfenſter der ſchönen Sklavin, die ihn erwartete und alsbald mit großer Haſt hinabſtieg. Sie ſtützte ſich ſodann auf den Toledaner und ließ ſich von ihm nach der kleinen Gartenthüre gegen das Meer zu führen.

Unſere Liebenden gingen ſehr ſchnell und genoſſen ſchon zum Voraus die Wonne der wiedererlangten Freiheit; allein das Schickſal hatte ſich immer noch nicht vollkommen mit ihnen ausgeſöhnt, denn gerade in dieſem Augenblick ſollte ſie das gräßlichſte und unvorhergeſehenſte Unglück treffen.

Sie waren ſchon außerhalb des Gartens und ſchritten auf das Ufer zu, um den ſie erwartenden Nachen zu erreichen, als ein Mann, den ſie für einen Genoſſen ihrer Flucht hielten und von dem ſie nichts Böſes fürchteten, mit bloßem Degen auf Don Juan zuging und ihm denſelben in die Bruſt ſtieß. „Schändlicher Alvaro Ponce!" rief er, „alſo muß Don Fadriquez de Mendoza einen feigen Räuber beſtrafen; du verdienſt nicht, daß ich dich im ehrlichen Kampfe angreife."

Der Toledaner ſank ſogleich zur Erde und Donna Theodora, die an ſeinem Arme hing, fiel, überwältigt von Beſtürzung, Schmerz und Entſetzen, in demſelben Augenblick in Ohnmacht. „Ach, Mendoza!" ſagte Don Juan, „was habt Ihr gethan? Ihr habt Euern Freund getödtet." — „Gerechter Himmel!" rief Don Fadriquez, „wär's möglich? Hätte ich wirklich....." — „Ich verzeihe Euch meinen Tod," unterbrach ihn Zarata; „das Schickſal allein iſt daran Schuld, oder vielmehr es hat auf dieſe Art unſerm Unglück ein Ende machen wollen. Ja, mein lieber Mendoza, ich ſterbe vergnügt, da ich Euch Donna Theodora übergebe, die Euch verſichern kann, daß meine Freundſchaft gegen Euch ſich keinen Augenblick verläugnet hat."

„Allzu großmüthiger Freund!" ſagte Don Fadriquez in Verzweiflung, „Ihr ſollt nicht allein ſterben; derſelbe Stahl, der Euch getroffen, wird auch Euern Mörder beſtrafen. Kann mein Verbrechen auch durch Irrthum entſchuldigt werden, ſo vermöchte ich mich doch nie darüber zu tröſten." Mit dieſen Worten ſtieß er ſich ſeinen Degen bis an's Heft in den Leib und fiel über Don Juan hin, der weniger aus Schwäche in Folge ſeines Blutverluſtes, als aus Entſetzen über die Raſerei ſeines Freundes in Ohnmacht fiel.

Francisco und der Renegat, die zehn Schritte davon ſtanden und ihre guten Gründe hatten, dem Sklaven Alvaro nicht zu Hülfe zu kommen, wunderten ſich ſehr über die letzten Worte und die letzte That des Don Fadriquez. Sie ſahen ein, daß er ſich geirrt hatte, und daß die Verwundeten zwei Freunde, nicht, wie ſie geglaubt, Todfeinde waren. Sie eilten daher jetzt herbei; da ſie aber Beide, ſo wie auch die noch immer ohnmächtige Theodora, ganz regungslos fanden, ſo wußten ſie nicht, was ſie thun ſollten. Francisco war der Meinung, man ſolle blos die Dame fortſchaffen, die Cavaliere aber auf dem Ufer laſſen, denn allem Anſchein nach könnten ſie jeden Augenblick ſterben, wenn ſie nicht jetzt ſchon todt ſeien. Der Renegat dagegen ſagte, man dürfe die Verwundeten nicht verlaſſen, ihre Verletzungen ſeien vielleicht nicht tödtlich und er wolle ſie auf ſeinem Schiffe verbinden, wo er alle Inſtrumente ſeines früheren Gewerbes habe, das er noch nicht vergeſſen. Francisco war damit einverſtanden.

Da ſie wohl wußten, daß die höchſte Eile nothwendig war, ſo trugen der Renegat und der Navarreſe mit Hülfe einiger Sklaven die unglückliche Theodora nebſt ihren noch unglücklicheren beiden Liebhabern in das Boot. In wenigen Augenblicken hatten ſie ihr Schiff erreicht, wo ſogleich nach ihrer Ankunft ein Theil der Mannſchaft die Segel ausſpannte, während der andere auf den Knieen lag und mit den inbrünſtigſten Gebeten, welche ihnen nur die Furcht vor Mezomorto's Verfolgung eingeben konnte, die Gunſt des Himmels anflehte.

Der Renegat machte jetzt einen franzöſiſchen Sklaven, der ihn vollkommen verſtand, zu ſeinem ärztlichen Gehülfen und wandte ſeine erſte Aufmerkſamkeit der ſchönen Wittwe

Digitized by Google

zu: es gelang ihm auch mit ſeinen Heilmitteln ſowohl ſie, als die beiden Cavaliere wieder zum Leben zu bringen. Donna Theodora, die in dem Augenblick, wo ſie Don Juan verwundet ſah, in Ohnmacht gefallen war, wunderte ſich ſehr, Mendoza hier zu treffen, und obgleich ſie ſich auf den erſten Anblick überzeugen mußte, daß er ſich aus Schmerz über die Verletzung ſeines Freundes ſelbſt verwundet hatte, ſo konnte ſie doch nicht umhin, ihn als den Mörder ihres Geliebten zu betrachten.

Man kann ſich nichts Rührenderes denken, als wie dieſe drei Leute aus die Ohnmacht wieder zu ſich kamen; der todesähnliche Zuſtand, aus dem man ſie gezogen hatte, war bei Weitem nicht ſo bettagenswerth. Donna Theodora ſah Don Juan mit Augen an, worin der ganze Sturm einer von Schmerz und Verzweiflung überwältigten Seele ſich ſpiegelte, und die beiden Freunde hefteten, tiefe Seufzer ausſtoßend, ihre ſterbenden Blicke auf ſie.

Nach langer düſterer Pauſe nahm endlich Don Fadriquez das Wort und ſagte zu der Wittwe: „Sennora, bevor ich ſterbe, habe ich doch noch das Vergnügen, Euch aus der Sklaverei befreit zu ſehen. Wollte Gott, Ihr hättet Eure Freiheit mir zu verdanken, allein nach ſeinem Rathſchluſſe ſollte Euch nur derjenige von Euren Liebhabern, den Euer Herz gewählt, dieſen Dienſt erweiſen. Ich liebe dieſen Nebenbuhler zu ſehr, als daß ich darüber klagen könnte, und wünſche von Herzen, daß der Stoß, den ich ihm unglücklicherweiſe beigebracht habe, ihn nicht verhindern möge, Eure Dankbarkeit zu genießen." Die Dame antwortete darauf keine Sylbe. Das traurige Loos des Don Fadriquez rührte ſie in dieſem Augenblick nicht im Mindeſten, denn der Zuſtand des Toledaners flößte ihr wahren Abſcheu vor ihm ein.

Indeß traf der Chirurg Anſtalten, die Wunden zu beſehen und zu unterſuchen. Er fing mit Zarata an und fand ſeine Verletzung nicht gefährlich. Der Stoß war unter der linken Bruſtwarze ausgegleitet und hatte keinen von den edleren Theilen verletzt. Der Bericht des Chirurgen tröſtete Theodora ein wenig und machte dem Don Fadriquez große Freude. Er drehte jetzt ſeinen Kopf nach der Dame und ſagte zu ihr: „Ich bin zufrieden und ſterbe ohne Kummer, da mein Freund außer Gefahr iſt; ich werde nicht mit Euerm Haſſe beladen ſteeben."

Er ſprach dieſe Worte in ſo rührendem Tone, daß die Wittwe im Innerſten bewegt wurde. Da ſie für Don Juans Leben nichts mehr zu fürchten hatte, ſo haßte ſie auch Don Fadriquez nicht mehr und ſah in ihm nur noch einen Mann, der ihr ganzes Mitleid verdiente. „Ach, Mendoza," antwortete ſie ihm voll edlen Mitgefühls, „erlaubt doch, daß man Eure Wunde veebindet; vielleicht iſt ſie eben ſo ungefährlich, wie die Euers Freundes. Geſtattet, daß man für Eure Geſundheit ſorgt, und lebet; wenn ich Euch nicht glücklich machen kann, ſo werde ich wenigſtens auch nicht das Glück eines Andern machen. Aus Mitleid und Freundſchaft für Euch werde ich die Hand, die ich Don Juan ſchenken wollte, zurückhalten und Euch daſſelbe Opfer bringen, das er Euch gebracht hat."

Don Fadriquez wollte etwas erwidern, allein der Chirurg, welcher fürchtete, durch vieles Sprechen möchte ſich ſein Uebel verſchlimmern, legte ihm Stillſchweigen auf und unterſuchte ſeine Wunde. Er fand ſie tödtlich, denn der Degen war in den obern Theil der Lunge gedrungen, wie man aus dem ſtaeken Blutverluſt erſehen konnte, deſſen Folge das Schlimmſte fürchten ließ. Sobald er den erſten Verband aufgelegt hatte, ließ er die beiden Cavaliere im hintern Zimmer auf zwei Betten neben einander legen; der Donna Theodora aber wies er ein anderes Zimmer an, da er glaubte, ihre Gegenwart bei den Verwundeten könne nur nachtheilig wirken.

Trotz all dieſen Vorſichtsmaßregeln bekam Mendoza das Fieber, und gegen Abend wurde der Blutverluſt immer ſtärker. Der Chirurg erklärte ihm jetzt, es ſei keine Rettung möglich, und wenn er ſeinem Freunde oder Donna Theodora noch etwas ſagen wolle, ſo habe er keine Zeit zu verlieren. Dieſe Nachricht verſetzte den Toledaner in die ſchrecklichſte Aufregung: Don Fadriquez aber nahm ſie kalt und gleichgültig auf. Er ließ die Wittwe zu ſich bitten und ſie erſchien auch in einem Zuſtande, der ſich leichter denken, als beſchreiben läßt.

Ihr Geſicht war in Thränen gebadet und dabei ſchluchzte ſie ſo laut, daß es Mendoza tief zu Herzen ging. „Sennora," ſagte er zu ihr, „ich bin der koſtbaren Thränen, die Ihr weinet, nicht werth; beruhigt Euch doch und höet mich einen Augenblick an. Auch Euch, mein lieber Zarata," fügte er gegen den Toledauer hinzu, der ſeinen lebhaften Schmerz nicht unterdrücken konnte, „auch Euch bitte ich darum. Ich weiß wohl, daß dieſe Trennung Euch ſchmerzen wird: Eure Freundſchaft iſt mir zu gut bekannt, als daß ich daran zweifeln könnte. Aber wenn Ihr mich Beide mit ſo rührenden Beweiſen von Zärtlichkeit und Mitleid beehren wollet, ſo wartet doch wenigſtens bis ich wirklich todt bin.

„Bis dahin ſchiebt Euer Trauern auf; es geht mir tiefer zu Herzen, als der Verluſt meines Lebens. Vernehmet jetzt, auf welchen Wegen das Schickſal, das mich verfolgt, mich heute Nacht nach dem unglückſeligen Ufer führte, das ich mit dem Blute meines Freundes und meinem eigenen befleckt habe. Ohne Zweifel ſeid Ihr begierig zu erfahren, wie ich Don Juan für Don Alvara halten konnte. Ich will Euch dieſen traurigen Aufſchluß geben, wenn die kurze Zeit, die mir noch zu leben übrig bleibt, es geſtattet.

„Einige Stunden nach meiner Trennung von Don Juan begegneten wir einem franzöſiſchen Korſaren, der uns angriff. Er bemächtigte ſich des tuneſiſchen Schiffes und landete mit uns bei Alicante. Als ich frei war, war mein eeſter Gedanke, meinen Freund loszukaufen. Zu dieſem Behuf begab ich mich nach Valencia, machte eine bedeutende Summe zuſammen und ging nach Barcelona, da ich gehört

Digitized by Google

hatte, daß einige Brüder vom Erlöſersorden von da nach Algier reiſen wollten. Ehe ich aber Valencia verließ, bat ich den Gouverneur, Francisco de Mendoza, meinen Oheim, allen ſeinen Einfluß am ſpaniſchen Hofe aufzuwenden, um Zarata's Begnadigung und Wiedereinſetzung in ſeine Güter auszuwirken, die gleich nach dem Tode des Herzogs von Naxera confiscirt worden waren. Ich hoffte nämlich, glücklich, und geſund mit meinem Freunde nach Spanien zurückzukehren.

„Sobald wir in Algier angelangt waren, beſuchte ich all die Orte, wohin die Sklaven gewöhnlich kommen, allein ſo lange ich auch umherſtreifte, ſo fand ich doch nicht, was ich ſuchte. Da begegnete mir der katalоniſche Renegat, dem dieſes Schiff gehört: ich erkannte ihn als einen Mann, der früher meinen Oheim bedient hatte, ſagte ihm den Grund meiner Reiſe und bat ihn, ſich wegen meines Freundes genau auf Kundſchaft zu legen. „Es thut mir ſehr leid," antwortete er, „daß ich Euch nicht dienen kann: ich reiſe heute Nacht mit einer Dame von Valencia, einer Sklavin des Dey's, von Algier ab." — „Und wie heißt dieſe Dame?" fragte ich. — „Theodora," gab er zur Antwort.

„Ich war über dieſe Nachricht ſo überraſcht, daß der Renegat ſogleich daraus ſchloß, ich müſſe mich für die Dame intereſſiren. Er entdeckte mir ſeinen ganzen Plan zu ihrer Befreiung und da er mehrere Male des Sklaven Alvaro Erwähnung that, ſo zweifelte ich nicht daran, es könne Niemand anders ſein, als Alvaro Ponce. Voll Freude ſagte ich zu dem Renegaten: „Helft mir und gebt mir die Mittel an die Hand, mich an meinem Feinde zu rächen." — „Dies kann bald geſchehen," antwortete er; „Ihr müßt mir aber zuvor ſagen, weßhalb Ihr Euch über dieſen Alvaro beklagt." Ich erzählte ihm nun die ganze Geſchichte, worauf er zu mir ſagte: „Genug, Ihr braucht mich heute Nacht nur zu begleiten; man wird Euch Euern Nebenbuhler zeigen, und wenn Ihr ihn gezüchtigt habt, ſo tretet an ſeine Stelle und fahret mit uns und Donna Theodora nach Valencia zurück."

„Gleichwohl ließ mich meine Ungeduld Don Juan nicht vergeſſen. Ich übergab einem in Algier anſäſſigen italieniſchen Kaufmann, Namens Francisco Capati, ein Löſegeld, und dieſer verſprach mir auch ihn loszukaufen, ſobald er auf ſeine Spur käme. Endlich brach die Nacht an und ich ging zum Renegaten, der mich an's Ufer führte. Wir blieben vor einer kleinen Thüre ſtehen, aus welcher Jemand gerade auf uns zukam und mit dem Finger auf einen Mann und eine Frau zeigte, die hinter ihm herging. Er ſagte: „Dies iſt Alvaro und Donna Theodora."

„Bei dieſem Anblick wurde ich wüthend. Ich zog den Degen, lief auf den unglücklichen Alvaro zu und in der feſten Ueberzeugung, meinen verhaßten Nebenbuhler vor mir zu haben, ſtieß ich den treuen Freund nieder, den zu ſuchen ich gekommen war. Aber, Gott ſei Dank!" fuhr er in zärtlichem Tone fort, „mein Irrthum wird ihn nicht das Leben und Donna Theodora nicht ewige Thränen koſten."

„Ach, Mendoza!" unterbrach ihn hier die Dame, „Ihr beurtheilt meinen Kummer falſch. Ich werde mich niemals über Euern Verluſt tröſten und wenn ich auch Euern Freund heirathen würde, ſo geſchähe es blos, um Euch gemeinſchaftlich zu beklagen. Eure Liebe, Eure Freundſchaft, Euer Unglück würde immer der Gegenſtand unſerer Unterhaltung ſein." — „Ihr ſeid allzugütig, Sennora," antwortete Don Fadriquez; „ich verdiene nicht, daß Ihr ſo lange um mich trauern würdet. Nun aber beſchwöre ich Euch, gebt Zarata Eure Hand, ſobald er Euch an Alvaro Ponce gerächt haben wird." — „Don Alvaro lebt nicht mehr," ſagte die Wittwe; „er wurde am nämlichen Tage, da er mich entführte, von dem Korſaren, der mich hierher brachte, getödtet."

„Sennora," verſetzte Mendoza, „dieſe Nachricht macht mir große Freude, denn ſie kann für das Glück meines Freundes nur förderlich ſein. Hört nun Beide ohne allen Zwang auf die Stimme Euers Herzens. Mit Freuden ſehe ich den Augenblick herbeikommen, der das letzte Hinderniß beſeitigen wird, das Euer Mitleid und ſeine Großmuth Euerm gemeinſchaftlichen Glücke noch in den Weg legen. Mögen alle Eure Tage ruhig dahin fließen in einer Einigkeit, welche die Eiferſucht des Glücks nicht zu ſtören vermag! Lebt wohl, Sennora! lebt wohl! Don Juan! Erinnert Euch zuweilen Beide eines Mannes, der nichts ſo ſehr geliebt hat, als Euch."

Da die Dame und der Toledaner, ſtatt etwas zu antworten, nur noch mehr weinten, ſo fuhr Don Fadriquez, der dies bemerkte und ſich ſehr unwohl fühlte, alſo fort: „Doch ich werde allzu weich; ſchon umgeben mich die Schatten des Todes und ich denke nicht daran, die göttliche Güte um Verzeihung anzuflehen, daß ich meinem Leben, worüber nur ſie allein verfügen durfte, mit eigener Hand das Ziel geſteckt habe." Nach dieſen Worten hob er mit allen Anzeichen aufrichtiger Reue ſeine Augen zum Himmel und ſtarb darauf an einem neuen Blutſturz.

Nun gerieth Don Juan in Verzweiflung: er riß den Verband ſeiner Wunde ab und wollte ſie unheilbar machen; Francisco aber und der Renegat warfen ſich auf ihn und widerſetzten ſich ſeiner Wuth. Theodora, in der entſetzlichſten Angſt, vereinigte ihre Bitten mit dem Renegaten und Navarreſen, um Don Juan von ſeinem Vorſatz abzubringen. Sie ſprach in ſo rührendem Tone zu ihm, daß er wieder zur Beſinnung kam und ſich ſeine Wunde auf's Neue verbinden ließ; und ſo ſiegte am Ende das Intereſſe des Liebhabers über die Wuth des Freundes. Er enthielt ſich ſofort ſolcher unſinnigen Ausbrüche ſeines Schmerzes, ohne daß ſich jedoch das Gefühl deſſelben im Mindeſten geſchwächt hätte.

Der Renegat, der unter vielem Andern auch vortrefflichen arabiſchen Balſam und köſtliche Wohlgerüche auf ſeinem Schiffe hatte, balſamirte auf die Bitten der Dame und Don Juans, die ihren Freund in Valencia beerdigen laſſen wollten, Mendoza's Leiche ein. Während der ganzen Ueber-

fahrt ſeufzten und ſchluchzten die Beiden unaufhörlich. Die übrigen Leute auf dem Schiff waren heiterer, zumal da ſie fortwährend günſtigen Wind hatten und die Küſten Spaniens in Bälde ſichtbar wurden.

Bei dieſem Anblick überließen ſich die Sklaven aller ihrer Freude und als das Schiff glücklich im Hafen von Denia angelangt war, faßte Jeder ſeinen Entſchluß. Die Wittwe und der Toledaner ſchickten einen Courier nach Valencia mit Briefen an den Gouverneur und an die Familie der Donna Theodora, deren Rückkehr von allen ihren Verwandten mit großer Freude begrüßt wurde. Don Francisco de Mendoza aber war tief gebeugt über die Nachricht von dem Tode ſeines Neffen.

Er verhehlte es auch nicht, als er mit den Verwandten der Wittwe nach Denia kam und die Leiche des unglücklichen Don Fadriquez ſah. Der gute Greis benetzte ſie mit ſeinen Thränen und brach in ſo wehmüthige Klagen aus, daß alle Zuſchauer gerührt wurden. Endlich fragte er, wie ſein Neffe geſtorben ſei?

„Das will ich Euch erzählen, Sennor,“ antwortete der Toledaner. „Ich ſuche ſeine Geſtalt nicht aus meinem Gedächtniſſe zu tilgen, ſondern finde vielmehr ein bitterſüßes Vergnügen darin, ſie mir unaufhörlich vor die Augen zu rufen und meinen Schmerz dadurch zu nähren.“ Er erzählte hierauf die traurige Geſchichte unter vielen Thränen, denen der alte Oheim die ſeinigen beimiſchte. Theodora's Verwandte aber bezeigten große Freude, ſie wieder zu ſehen, und wünſchten ihr Glück zu ihrer wunderbaren Errettung aus der Tyrannei Mezomorto's.

Nachdem endlich genug gefragt und erzählt war, wurde der Leichnam des Don Fadriquez auf einen Wagen gelegt und nach Valencia geführt. Don Francisco ließ ihn aber nicht dort, ſondern in Madrid beerdigen, weil ſeine Zeit als Vicekönig ihrem Ablaufe nahe war und er ohnehin im Sinn hatte, nach Madrid zurückzukehren.

Während man die Zurüſtungen zur Leichenfeierlichkeit machte, überhäufte Donna Theodora den Navarreſen und den Renegaten mit Geſchenken. Francisco kehrte in ſeine Provinz zurück und der Renegat mit ſeiner Mutter nach Barcelona, wo er ſich wieder umtaufen ließ und noch bis auf die jetzige Stunde ein ſehr behagliches Leben führt. Um dieſe Zeit erhielt auch Don Francisco vom Hof das Begnadigungspatent für Don Juan, das der König, trotz ſeiner Rückſichten für das Haus Narera, den vereinigten Bitten der geſammten Familie Mendoza nicht hatte abſchlagen können. Dem Toledaner war dies um ſo angenehmer, als er nun die Leiche ſeines Freundes begleiten konnte, was er ſonſt nicht hätte wagen dürfen.

Endlich ging der Leichenzug in Begleitung einer Menge Leute aus den vornehmſten Ständen ab, und ſobald er nach Madrid kam, wurde die ſterbliche Hülle des Don Fadriquez in einer Kirche beigeſetzt, wo Zarata und Donna Theodora ihm mit Erlaubniß der Familie Mendoza ein prachtvolles Grabmal errichten ließen. Außerdem trugen ſie noch ein ganzes Jahr lang Trauer um ihren Freund.

Nach ſolchen glänzenden Beweiſen ihrer Zärtlichkeit gegen Mendoza heiratheten ſie einander; aber ſo groß iſt die Macht der Freundſchaft, daß Don Juan lange in tiefe Melancholie verſunken blieb, die nichts bannen konnte. Don Fadriquez, ſein geliebter Don Fadriquez, ſtand ihm beſtändig vor Augen: er ſah ihn alle Nacht im Traume und zwar meiſtens ſo, wie er ſterbend dagelegen war. Endlich gelang es jedoch, ihn von dieſen traurigen Bildern abzuziehen. Theodora's Reize, von denen er fortwährend bezaubert war, triumphirten über eine unglückſelige Erinnerung; kurz, Don Juan fing an, glücklich und zufrieden zu leben: aber dieſer Tage ſtürzte er auf einer Jagd vom Pferde und verletzte ſich am Kopf; es bildete ſich ein Abſceß, die Aerzte konnten ihn nicht retten und er iſt ſo eben geſtorben. Seine Theodora, dieſelbe Dame, die Ihr dort verzweiflungsvoll in die Arme ihrer zwei Frauen ſinken ſehet, wird ihm wohl in Bälde nachfolgen.

Chriſtlicher Fanatismus.

Von Corvin.

Hermann
Schta ierm an,
Lat piepen, lat trummen,
Jeſuiten ſind kummen,
Met ſpeeren un ſtangen
De Frieheit tau fangen.
Volkslied.

Die Welt iſt ſchon oft mit einem Narrenhauſe verglichen worden. Der Vergleich iſt für uns nicht ſchmeichelhaft, aber leider iſt er paſſend. Schauen wir nur um uns! Wo wir hinſehen, finden wir die charakteriſtiſchen Kennzeichen eines Tollhauſes; überall rennen wir gegen verſchloſſene Thüren, überall erblicken wir vergitterte Fenſter und drohend geſchwungene Peitſchen eines Aufſehers, wenn wir etwas zu unternehmen trachten, was gegen die Hausordnung verſtößt. Doch das Alles hat die Welt auch mit einem Zuchthauſe gemein; das Treffende des Vergleiches wird uns erſt klar, wenn wir ihre Bewohner, die Menſchen, in ihrem Treiben beobachten.

Dort erblicken wir hochmüthige Narren, die ſich für die Herren der Welt halten und feſt und ſteif glauben, Gott habe dieſelbe mit allen Menſchen nur zu ihrem Privatver-

gnügen geſchaffen; vor ihnen liegen Millionen noch größerer Narren im Staube, die ihnen glauben und demuthsvoll gehorchen.

Dort ſitzt ein Anderer und nennt ſich den Vice-Gott. Er liebt das Geld wie ein altrömiſcher Statthalter, und die Menge rennt herbei und füllt ihm die Taſchen mit Gold, wofür er ihr Einlaßkarten — zum Himmel giebt! Dort knieen Tauſende anbetend vor einer Bildſäule, dort vor einer Schlange, dort vor einem Ochſen. Jene beten die Sonne an, dieſe den Mond, andre das Waſſer und jene halten gar eine Oblate für ihren Gott!

Seht euch d i e ſ e Leute genauer an, denn von ihnen handelt dies Buch. Ihr findet unter ihnen Wahnſinnige von allen Graden, vom raſend Tollen bis zum armen Blödſinnigen, der unter Zittern und Zagen ſeinen Roſenkranz betet und beſtändig fürchtet, der Teufel möchte ihn holen. Wie mannigfach ſind nicht die Aeußerungen ihres Wahnſinns, oft grauenerregend, oft lächerlich, oft Abſcheu und Zorn, oft Mitleid erweckend. Dieſe Religionstollheit verdient ſchon eine genauere Betrachtung, denn ſie iſt über die ganze Erde verbreitet und hat unſägliches Elend über die Menſchen gebracht.

Und iſt denn dieſe Krankheit unheilbar? O nein! aber die Aerzte, die es vermöchten, ſie zu heilen, meinen es nicht ehrlich, denn ſie beuten dieſe Peſt des Menſchengeſchlechtes zu ihrem Vortheil aus und fürchten ihre Macht zu verlieren, wenn die Welt von dieſem Uebel befreit wird. Andere meinen es ehrlich; aber Machthaber feſſeln ihnen nicht allein die Arme, ſondern verſiegeln ihnen auch den Mund.

Vor etwa zweitauſend Jahren wurde zum Glücke der tollen Menſchheit der Welt ein Heiland geboren. Er war ein großer Arzt und wer ſeine Mittel gebrauchte, der genas von der Religionstollheit, die ſchon von Anbeginn unter dem Menſchengeſchlechte wüthete. Aber er fiel als ein Opfer ſeiner Menſchenfreundlichkeit. Die Narren hängten ihn ans Kreuz!

Seine Schüler ſchrieben die Lehren des Meiſters nieder, ſo gut ſie dieſelben begriffen, aber ſie thaten es in der überſchwenglichen Ausdrucksweiſe des Morgenlandes, und das war es, was das Abendland noch toller machte, als es vorher war. Hier verſtand man den Geiſt der Sprache nicht, man hielt ſich an den Wortlaut, fing an zu drehen und zu deuteln, und in die ganze Heilmethode kam grenzenloſe Verwirrung. Die gute Abſicht des großen Arztes, die Menſchheit aus den Feſſeln des Wahns zu erlöſen, ging verloren, die geiſtige Finſterniß wurde immer dichter, und die Menſchen ſind nach zweitauſend Jahren noch verrückter als ſie es vorher waren.

Doch ich will dieſe Bilderſprache aufgeben und ſie denjenigen überlaſſen, welche in dieſer ſo ſchändlich verkehrten und durch myſtiſchen Unſinn entſtellten Religion Poeſie finden und viel von der Romantik des Chriſtenthums zu fabeln wiſſen. Ich will nun weiter kein Blatt vor den Mund nehmen, ſondern grade und deutſch meine Meinung ſagen.

Es iſt meine ehrliche und aufrichtige Meinung, daß das Chriſtenthum unendliches Elend über die Welt gebracht hat! Das Gute, welches es erzeugte, wäre auf andern Wegen gewiß weit herrlicher erreicht worden, und dann ſteht es mit dem Böſen, deſſen Urſache es war, in gar keinem Verhältniß.

Rom und Grichenland ſind ohne Chriſtenthum groß geworden, und welcher chriſtliche Staat kann ſo herrliche Beiſpiele von Bürgertugend und wahrer Mannesgröße aufweiſen? Was hätte aus dem trefflich begabten deutſchen Volke werden können, wenn es ſich auf ähnlichem Wege wie das griechiſche entwickelt hätte, oder auch — wenn ihm Chriſti Lehre in ihrer reinen Geſtalt überliefert worden wäre! Aber was hat die chriſtliche Kirche mit Chriſtus gemein! Er predigte die Freiheit, — ſ i e aber Sklaverei. Was haben die Deutſchen durch das von den Pfaffen verpfuſchte Chriſtenthum gewonnen? — Sie, die ſonſt frei waren, wurden durch daſſelbe Sklaven und ſind es geblieben bis auf den heutigen Tag. Statt hölzerner und ſteinerner Götzenbilder, die keinen Schaden thaten, bekamen ſie lebendige Pfaffen!

Die Vertheidiger des Chriſtenthums rühmen, daß es die Barbaren entwilderte. Ich will zugeben, daß dies für den Augenblick geſchah, allein wie bald zerknickte nicht das Papſtthum die durch die neue Lehre hervorgerufenen dürftigen Blüthen der Kultur und verſenkte ganz Europa in eine Barbarei, die weit finſterer war, als ſie es zu heidniſcher Zeit jemals geweſen. Die heidniſchen Preußen waren ſo dumm nicht, als ſie den „heiligen“ Adalbert todtſchlugen, und verdienten weit eher das Denkmal, welches nun dieſem geſetzt werden ſoll.

Papſt Alexander VI. ſagte: „Jede Religion iſt gut, die beſte aber — die dümmſte.“ Er ſprach es aus, was alle Päpſte vor ihm und nach ihm dachten. „Rom kann nur herrſchen, wenn die Welt dumm iſt,“ das ſtand als unumſtößlicher Grundſatz in ihrer Seele geſchrieben, und deshalb ſchickten ſie ihre Apoſtel aus, welche die Menſchheit ſyſtematiſch verdummen mußten. Zwei Millionen Kutten, — ſo hoch belief ſich die päpſtliche Armee — flatterten über die in der Dämmerung liegende Welt; gleich Vampyren wiegten ſie die Menſchen in Schlaf, um ihnen das Blut abzuzapfen, — oder vielmehr, um ſie gleich Dieben zu plündern.

Völker und Fürſten lagen vor den Päpſten im Staube. Das Weltreich, welches ſie errichteten, und ſein Beſtehen bis auf den heutigen Tag iſt das größte Wunder, welches die Geſchichte kennt. Des großen Alexanders Reich zerfiel; das der alten Römer und das Napoleons ging in Trümmer; ſie waren gebaut auf die Gewalt der Waffen. Aber das Reich von Neu-Rom beſteht ſchon faſt anderthalbtauſend Jahr und wird wer weiß noch wie lange beſtehen, denn es ruht auf dem ſolideſten Fundament, — auf der Dummheit der Menſchen.

Man ſchämt ſich, ein Menſch zu ſein, wenn man überdenkt, durch welche Mittel es den Päpſten gelang, die Geiſter der Menſchen in das Joch zu ſchmiegen. Der grobe

Betrug, der nichtswürdigſte Eigennuß lagen ſo klar und offen da, daß er faſt unbegreiflich erſcheint, wie ſie nicht auf der Stelle und ſelbſt von dem Dümmſten erkannt wurden, beſonders da die Pfaffen ſich nicht einmal große Mühe gaben, ihr Thun und Treiben zu verbergen. Mit der ſchamloſeſten Frechheit wurde die dummgläubige Chriſtenheit geplündert, denn Geld! Geld! das war die Loſung Roms. Schaaren feiſter Mönche und Nonnen mäſteten ſich von dem ſauer erworbenen Sparpfennig der Armen, die um ſo mehr bereit waren, die Koffer der Pfaffen zu füllen, weil es ihnen hier auf Erden ſo ſchlecht ging und ſie ſich doch wenigſtens nach dem Tode ein bequemes Plätzchen ſichern wollten.

Der Glaube war das Narrenſeil, an dem die Pfaffen von jeher ihre Bekenner führten. Sie nahmen lachend das gute Geld, welches ihnen die Leichtgläubigen zahlten und gaben dafür Wechſel auf Jenſeits, die bis heute ihren Credit behielten, — da Todte bekanntlich ſtumm ſind.

Die ſchändlichſten Verbrechen, welche ſich die Zunge zu nennen ſträubt, konnten mit Geld gebüßt werden; aber wer an dem Glauben rüttelte, der büßte in den Flammen! O was iſt dieſer dumme Glaube für ein gefräßiger Götze! Die Zahl der menſchlichen Opfer, die ihm dargebracht wurden, rechnet man auf 50 Millionen. Die Spanier ſchlachteten ihm innerhalb 40 Jahren allein in Amerika 12 Millionen! — Doch die Thaten des Fanatismus gehören nicht hierher, und ich verweiſe auf die folgenden Blätter.

Der über alle Erwartung gute Erfolg und die unerhörte Leichtgläubigkeit der chriſtlichen Heerde hatten die Päpſte und Pfaffen zu ſicher gemacht. Ihre Geldgier wie ihre Ueppigkeit und Lüderlichkeit überſchritten alle Grenzen. Einzelne ſahen ein, daß der zu ſcharf geſpannte Bogen brechen mußte; aber alle ihre Warnungen waren vergebens. Cardinal Johann, ein Engländer, ſagte zu Innocenz IV.: „Bileams Eſelin ließ ſich lange mißhandeln, aber endlich fing ſie an zu reden." Der Cardinal hatte richtig prophezeiht. Die Eſelin redete; aber als ſie geredet hatte, da ſchwieg ſie wieder und blieb nach wie vor — eine Eſelin.

Von allen Seiten erhoben ſich Stimmen gegen das tolle Pfaffenweſen; ſie wurden in Flammen erſtickt, und bornirte Fürſten halfen getreulich die Ketzer vertilgen. Aber jeder vergoſſene Blutstropfen ſchien dem Pfaffenthum einen neuen Feind zu gebären, und nun begann der Kampf Roms mit der Vernunft, welche es ſchon längſt erſtickt zu haben meinte.

Wie ein Rieſe hieb der deutſche Grobian Luther die italieniſchen Finten durch; aber ach, ſagt ſein Zeitgenoſſe, Caſpar von Schwenkfeld: „Luther hat uns aus Egypten geführt und durch das rothe Meer, aber in der Wüſte ſitzen laſſen und Israel nicht in's gelobte Land gebracht." Und heute, nach 300 Jahren, iſt der Joſua noch nicht erſchienen!

Wer wollte die großen Verdienſte Luther's verkennen! Die von ihm hervorgerufene Reformation war auf den ſittlichen Zuſtand der Welt von unendlich großem Einfluß. Zahlen ſprechen am klarſten. Wilberforce beweiſ't uns, daß ſchon 30 Jahre nach der Reformation die Zahl der in England hingerichteten Verbrecher ſich von 2000 auf 200 jährlich verminderte! Luther hat wahrlich genug gethan, er hatte ſeinen Nachfolgern eine Gaſſe geöffnet. Aber auch in Luther ging erſt allmälig das Licht auf; er war Mönch geweſen und zu Rom die Treppe der Peterskirche auf den Knieen andächtig hinauf und hinunter gerutſcht. Bis zum Ende ſeines Lebens konnte er ſeinen Geiſt nicht ganz von der Mönchskutte befreien.

An ſeinen Schülern war es, auf dem von Luther gelegten Fundament zeitgemäß fortzubauen; aber es ging ihnen wie den Chriſten der erſten Jahrhunderte; ſie klebten an den Worten ihres Meiſters und blieben Lutheraner. Luther klagt ſchon: „Ich wollte, daß ſie (nämlich die von ihm geſchriebenen Bücher) alle zu Pulver verbrannt wären; wollt' Luſt machen zur heiligen Schrift, nun hängen ſie blos an meinen Büchern; ich wollte, daß ſie alle zu Pulver verbrannt wären." Dieſes ſtarre Feſthalten am Wort hat uns unendlich geſchadet!

Die neuen proteſtantiſchen Pfaffen, die wir nun noch zu den katholiſchen bekamen, waren noch intoleranter als dieſe, und hätten ſie die Macht gehabt, ſie würden ebenſo gebrannt und geſengt haben wie Päpſte und Mönche, ja ſie möchten es gern noch heute thun. Wie widerlich ſind nicht die theologiſchen Thierkämpfe dieſer Herrn „Fürbitter bei Gott," oder „Lehrer am Wort," wie ſich die erboſten Kampfhähne nannten! Blickt man auf die Streitigkeiten dieſer „Gotteszelahrten," dann verſteht man erſt recht, was Papſt Bonifacius XII. nach ſeiner Erwählung zu den Cardinälen ſagte: „Ihr habt einen großen Eſel erwählt, obwohl einen großen Theologen und Juriſten."

Die feiſten, lüderlichen Mönche, die gleißneriſchen Weltgeiſtlichen und Biſchöfe der katholiſchen Kirche ſind ein Greuel; aber noch widerlicher ſind dieſe ſalbungsvollen Pfarrherrn, die hochmüthig wie Cardinäle, glaubensdumm wie Bettelmönche und intolerant wie Inquiſitoren, einherſtolziren wie Truthähne, die auch nach ihnen Conſiſtorialvögel benannt ſind. Doch — „eine gewiſſe Gravität iſt Leuten ohne innern Gehalt ſo nothwendig als Inſekten, die keine Knochen haben, die äußere Haut oder Schale." Wer mit dem Glauben begnadigt iſt, was braucht der ſonſt für einen Gehalt, als den, welchen ihm ſein' Fürſt zahlt, was braucht der Vernunft? Glauben und Vernunft vertragen ſich wie Hund und Katze.

Der Sieg, den die Vernunft durch die Reformation erfochten hat, iſt wahrlich nicht ſo groß, als ihn eifrige Lutheraner gern machen möchten. Den beſten Beweis dafür liefert das proteſtantiſche Glaubensbekenntniß, welches von Jedem bei der Confirmation hergeplappert wird. Der gar zu laut ſchreiende Unſinn iſt daraus verſchwunden, aber es iſt noch genug darin geblieben, was — vor der Vernunft nicht beſtehen kann, um es nicht härter auszubrü-

Digitized by Google

cken. Luther hat geſagt: „Man muß die Vernunft unter die Bank ſtecken," und deshalb bleiben wir beim unvernünftigen Glauben. Ja, die Vernunft unter die Bank ſtecken! Das iſt die Zauberformel, die Rom groß gemacht hat! Die proteſtantiſchen Pfaffen gelüſtet es nach derſelben Macht in ihrem Bezirk, denn „es iſt kein Pfäfflein ſo klein, es ſteckt in ihm ein Päpſtlein!" Darum eifern ſie mit Händen und Füßen dagegen, wenn ſich die Vernunft an ihren Glaubensſätzen vergreifen will. Der gelehrte, unglückliche Abellard aber meint: „Je erhabener göttliche Dinge ſind, je ferner ſie von der Sinnenwelt abliegen, deſto mehr muß ſich das Streben unſerer Vernunft nach ihnen richten; der Menſch wird wegen der ihn auszeichnenden Vernunft mit dem Bilde Gottes verglichen: daher ſoll der Menſch ſie auf nichts lieber richten, als auf den, deſſen Bild er durch ſie vorſtellt."

Ihr Lutheraner und Reformirten meint Wunder was ihr vor den Katholiken voraus habt, die zu Tauſenden nach Trier wallfahrten, um Chriſti alten Rock zu verehren. O ich bitte euch, zupft euch nur an der eigenen Naſe. In euren Kirchen giebt es noch Unſinn genug, den ſchafft erſt weg, — dann mögt ihr den katholiſchen Augiasſtall ausmiſten helfen. O ſchaut euch nur um, ihr Herren Proteſtanten. Ihr braucht nur eure Geiſtlichen in ihrer Amtstracht anzuſehen, daraus könnt ihr ſchon entnehmen, was die Glocke geſchlagen hat und daß ihr in religiöſer Hinſicht noch auf dem mittelalterlichen Standpunkt ſteht. Wozu dieſe Maskentracht? Wozu der ſchwarze Schlafrock, wozu die ſeltſame Mütze? Soll das gothiſche Dach anzeigen, daß es unter ihm mittelalterlich ausſieht? Wozu die wackelnden Bäffchen, die lächerliche, gefältelte runde und ſteife Krauſe, auf der das andächtige Haupt ruht, wie das Johannes des Täufers auf der Schüſſel, oder wie das eines gebratenen Faſans?

Folgen wir einem ſolchen „Diener am Wort" in die Kirche. Es wird ein Kind getauft!! — Es iſt noch nicht lange her, da wurde dem unſchuldigen Wurm auch der Teufel ausgetrieben! Die Proteſtanten haben wahrhaftig keine Urſache, über die lateiniſche Meſſe zu lachen. Es wäre zu wünſchen, daß manche Prediger auf der Kanzel lateiniſch reden müßten, damit die Gemeinde den Unſinn nicht hört, den ſie zu Markte bringen. Wie ſelten ſind diejenigen Prediger, die ſich vom myſtiſchen Krimskrams fern halten und ſich auf die einfache chriſtliche Moral beſchränken! Die meiſten Predigten ſind leer wie gedroſchenes Stroh und gleichen der Pfingſtpredigt des weiland hochwürdigſten Superintendenten Dietrich, die vom Sauſen und Brauſen des Windes handelt. Im erſten Theil wird gefragt: wie? wo? wohin? er brauſe; im zweiten: wie? wo? wohin? er ſauſe, und in der Nutzanwendung wird bedauert — daß wir Beides ſo eigentlich nicht wiſſen.

Auf einer Kirchenverſammlung wurde ein Ketzer Namens Nyphon der einen herrlichen, bis zum Knie reichenden Bart hatte, auf den er ſehr ſtolz war, zum Verluſte dieſer Zierde verurtheilt. Wie würden unſre neumodiſchen Bärte verſchwinden und wie würden die Barbiere jubeln, wenn wir Alle auf's Gewiſſen über das Glaubensbekenntniß examinirt und die Ungläubigen zum Barbieren verdammt würden! Iſt es nicht ein faſt eben ſo großes Wunder, als das Weltreich der Päpſte, daß eine Religion beſtehen kann, an die vielleicht neun Zehntel ihrer Anhänger nicht glauben? Wie unwürdig iſt dieſe Heuchelei, in der wir Alle verharren, — blos weil wir den Frieden lieben, oder aus bloßer Gewohnheit.

Der weiſe Seneca ſagt: „Laßt uns nicht gleich dem Vieh dem Troß derjenigen nachgehen, welche vor uns wandeln, und ſtatt dahin zu gehen, wohin wir zu gehen haben, dahin laufen, wohin eben Alles läuft." Die Gebildeten haben ſchon längſt nur eine Religion und darum laßt uns die unwürdige Heuchelei über Bord werfen und frank und frei die Flagge der Vernunft aufziehen. Was Katholiken, was Proteſtanten, was Papſt, was Luther! Die Vernunft ſei unſer Papſt, ſie ſei der Reformator des 19. Jahrhunderts. Laßt uns Alle Proteſtanten ſein, Proteſtanten gegen jeden myſtiſchen Unſinn und gegen alles Sektenweſen.

Dann hat freilich das Papſtthum zu Rom, die Conſiſtorialwirthſchaft der Proteſtanten und die ganze Theologie auf einmal ein Ende; aber wozu brauchen wir Papſtthum, Conſiſtorien und Theologie? „Die Religion iſt keine Wiſſenſchaft, ſondern Glaube an Gott und ſein allweiſes Walten über uns; keine auf deutliche Anſicht beruhende Ueberzeugung, aber doch eine Ueberzeugung aus Gründen der Wahrſcheinlichkeit; folglich beruht auch der Glaube auf Vernunft und auf ſubjectiven Beweiſen von der Unvernünftigkeit das Gegentheil zu glauben." Vor allen Dingen fort mit dem unvernünftigen Glauben der Theologen und es wird ſich in der Welt Alles anders geſtalten, es wird Licht werden!

Aber das Alles bleiben größtentheils ſchöne Träume, wenn die Fürſten nicht den unſeligen Wahn aufgeben, daß die religiöſe Dummheit ihre Throne befeſtigt. Was vielleicht für die dunkle Zeit des Mittelalters eine Wahrheit war, iſt jetzt eine Lüge. Mag auch ſtatt des dummen Glaubens die Vernunft herrſchen, den Satz läßt ſie ſtehen: „Du ſollſt unterthan ſein der Obrigkeit, die Gewalt über dich hat," — denn wäre es nicht unvernünftig, dem ungehorſam zu ſein, der Gewalt über mich hat? Die Obrigkeit, die Gewalt über mich hat, kann mich unter allen Umſtänden zwingen, nichts zu thun, was ihre Geſetze verbieten, indem ſie mich im Uebertretungsfalle ſtraft, — was hat die religiöſe Anſicht damit zu ſchaffen?

Ja die Obrigkeit kann mich — eben weil ſie Gewalt über mich hat — zwingen, meine Kniee vor einer Oblate zu beugen; aber mein Geiſt iſt frei, über dieſen hat ſie keine Gewalt; ſie kann mich nicht zwingen, zu glauben, daß dieſes Gebäck aus Mehl und Waſſer mein Gott iſt, ſie kann mich nicht verhindern, von ihr ſelbſt zu denken, was ich will. Eben weil dies keine Obrigkeit kann, deshalb iſt es eine ab-

geſchmackte Anmaßung, unſern Glauben zwingen zu wollen, und vollends lächerlich iſt es, uns weiß machen zu wollen, daß alle dieſe Zwangsmaßregeln nur unſer Beſtes bezwecken, — um unſer Schickſal nach dem Tode zu ſichern! Doch „der iſt kein Narr, der einem etwas zumuthet, ſondern der, welcher thut, was man ihm zumuthet," — ſagt ein altes Sprüchwort.

Sehen denn die Regierungen nicht ein, daß ſie durch dieſen Glaubenszwang die von ihnen abhängigen Unterthanen zu Heuchlern und Lügnern machen und daß dies auf die Moralität des Volkes den verderblichſten Einfluß hat? Es iſt nicht eines Jeden Sache, ſich zum Märtyrer zu machen, und deshalb thun ſo Viele aus Rückſicht für ihr Wohlergehen und das ihrer Familie, — was die Obrigkeit verlangt, „die Gewalt über ſie hat," ſelbſt wenn ſich ihr Gefühl dagegen empört.

Der große Friedrich ſagte: „In meinem Lande kann Jeder nach ſeiner Façon ſelig werden." Ging Preußen wegen dieſer Glaubensfreiheit zu Grunde? Stand es mit ſeiner „Potsdamer Wachtparade" etwa weniger achtunggebietend da, als andere viel größere und mächtigere Reiche? —

O warum ſind doch die großen Fürſten ſo ſelten und warum erſcheinen ſie noch viel ſeltener im richtigen Augenblick! Alle Fürſten trachten nach Anſehen, Macht und Ruhm; aber ſie ſollten beſſer die Geſchichte ſtudiren, um zu lernen, daß die Fürſten nie groß wurden, die ſich dem Geiſte der Zeit und des Volkes entgegenſetzten. Hätte Kaiſer Karl V. ſich an die Spitze der Reformation geſtellt, anſtatt ſie zu bekämpfen, er wäre der größte Fürſt geworden, den die Geſchichte kennt. Dies war nicht allein der Weg zum höchſten Ruhm, ſondern auch zur höchſten Macht; er ſchlug den entgegengeſetzten Weg ein, und nach 40jähriger Regierung hatte er die Erfahrung gemacht, daß er vergebens gekämpft, daß Freiheit und Wahrheit ſich wohl aufhalten, aber nicht unterdrücken laſſen. Wodurch wurde der kleine Schwedenkönig Guſtav Adolph ſo groß? Warum lebt ſein Name noch heute in dem Munde der dankbaren Menſchen, während das Volk nichts mehr von dem mächtigen Kaiſer Karl V. weiß, in deſſen Reiche die Sonne nicht unterging?

Wäre heute ein Fürſt großherzig genug, veraltete Vorurtheile abzuſtreifen, und klug genug, den Geiſt der Zeit zu erkennen; wäre er entſchloſſen genug, ſich wie ein zweiter Guſtav Adolph an die Spitze der Bewegung zu ſtellen, — alle Herzen würden ihm entgegen fliegen, alle Arme ſich für ihn und die gute Sache bewaffnen, er würde der größte und mächtigſte Fürſt der Erde werden, und ſein Thron wäre feſter gegründet als jeder andere, der ſich auf eine Armee und auf wurmſtichige Pergamente ſtützt, denn er wäre erbaut für die Ewigkeit in den Herzen vieler Millionen dankbarer Menſchen.

Doch die königlichen Ehebetten gleichen der Aloe, aus der, wie man ſagt, nur alle 100 Jahr einmal eine Blüthe emporſteigt und die in der Zwiſchenzeit nur bittre Blätter und Stacheln hervorbringt. Preußen hat ſeinen Friedrich gehabt, Oeſterreich ſeinen Joſeph, — wir Deutſchen werden uns alſo wohl noch gedulden müſſen! Ich ſehe wenigſtens nirgends eine Hoffnung.

Staatsmänner, die es mit dem Volke ſchlecht meinten, haben ſtets dem Katholicismus von dem Proteſtantismus den Vorzug gegeben, denn: Glauben oben, Verſtand unten, ſo regiert ſich am beſten, das iſt der alte Grundſatz der Deſpoten. Die Bewegungen der neuern Zeit mißfallen ihnen, ſie fürchten, der Zeitgeiſt gehe mit der Freiheit ſchwanger, und trachten danach, die Frucht zu erſticken oder abzutreiben, ehe es zu ſpät wird. In ſolchen Künſten waren die Kloſterapotheken erfahren, — daher ſelbſt in proteſtantiſchen Ländern die Annäherung an den Katholicismus, daher die Vorſchläge zur Wiedereinführung der Ohrenbeichte und andrer zeitgemäßer Inſtitute!

Gott bewahre nur die Menſchheit und unſre Gewalthaber vor der entſetzlichen Verblendung, den Orden der Jeſuiten dem demokratiſchen Geiſte entgegenzuſtellen. Ein Aufſichtsſyſtem in Jeſuitenhänden zur Aufrechterhaltung des Anſehens der Fürſten wäre ſchlimmer als die ſpaniſche Inquiſition! Der Jeſuitengeneral Borgia ſagte: „Wie Lämmer haben wir uns eingedrängt, wie Wölfe werden wir regieren, wie Hunde wird man uns wegjagen, aber wie der Phönix werden wir uns verjüngen."

Nur Feinde der Fürſten oder heimliche Jeſuiten können den Rath gegeben haben, dieſe römiſchen Nattern aus ihrem Winterſchlafe zu erwecken, denn was ſind die Jeſuiten anders als eine Armee im päpſtlichen Solde? Die Fürſten würden es bald gewahr werden, daß ſie ſtatt des einen Feindes, den ſie bekämpfen wollen, nun zwei bekommen haben.

Die Maintenon nahm zu Führern ihrer geiſtlichen Töchter zu St. Cyr keine Jeſuiten, und als man ſie nach dem Grunde fragte, antwortete ſie: „Ich bleibe gern Herr in meinem Hauſe." Victor Amadäus, König von Sardinien, wurde an das Bette ſeines ſterbenden Beichtvaters gerufen, der zu ihm ſagte: „Sire, Sie haben mich mit Wohlthaten überhäuft, ich will dankbar ſein. Nehmen Sie keinen Jeſuiten mehr zum Beichtvater, aber fragen Sie mich nicht warum." Die Beantwortung dieſer Frage liegt aber ſehr nahe. Die Kaiſerin Maria Thereſia, die nicht für die Aufhebung des Jeſuitenordens war, ſoll dadurch belehrt worden ſein, daß man ihr von Madrid aus ihre Ohrenbeichte zuſchickte.

So ernſthaft die Sache auch iſt, möchte man bei dieſem Verfahren der Regierungen nicht lachen und an den Ritter von der traurigen Geſtalt denken, der die Galeerenſklaven in Freiheit ſetzt? Sind denn die Grundſätze der Jeſuiten ſo unbekannt? und wenn man ſie kennt, wie iſt es nur möglich ihnen zu trauen? Zur Zeit der Revolution haben allerdings Republikaner den Wunſch ausgeſprochen: „den letzten König erwürgen zu können mit den Gedärmen des letzten Pfaffen," wo aber haben deutſche Demagogen den Kö-

Digitized by Google

nigsmord gepredigt, wie es die Jeſuiten ganz frei nnd affen thaten? Der Jeſuit Sa lehrt: „Ein Geiſtlicher, der ſich gegen den Regenten auflehnt, macht ſich keines Majeſtätsverbrechens ſchuldig, denn er iſt nicht ſein Unterthan, und jeder mag einen Uſurpator tödten," und der Jeſnit Mariana ſchreibt gar: „Jeder Regent, der von der kathaliſchen Lehre abfällt, iſt ſeines Thrones verluſtig und alle Unterthanen ihres Eides ledig. Das Volk kann einen ſolchen Regenten entſetzen, ohne Weiteres aus der Welt ſchaffen; ja jeder Einzelne, dee auf eigene Gefahr den Staat retten will mit Ehre unb Ruhm, dee kann es thun mit Gewalt oder Liſt nnd mit Gift, wamit man Seſſel und Kleider einreiben kann." — Dieſe Lehren ſind nicht als Privatmeinungen eines Einzelnen, ſondern als Grundſätze des ganzen Ordens zu betrachten, denn kein Jeſuit dnefte etwas drucken laſſen ohne ausdrückliche Erlaubniß ſeiner Obeern.

Ich liebe die Freiheit viel zu ſehe, als daß ich den Füeſten — wenn ſie nämlich die Jeſuiten nicht ſelbſt herbeirieſen — rathen ſollte, dieſe gefährlichen Maulwürfe zum Lande hinaus zu jagen, ſondern billige vollkommen, was Friedrich der Große ſagte, als er das Aufhebungsbreve der Jeſuiten zurückwies: „Wenn man ſie hindern kann, die Geſellſchaft zu beunruhigen, ſo mag man ſie dulden, ſo lange ſie das Volk will." Aber dazu gehört auch, daß man dem Volke erlaubt, ſeine Meinung zu äußern, daß man ihm nicht das Maul verbindet. Gebt Preßfreiheit und dann mögt ihr die ganze Leibgarde des Satans anrücken laſſen!

Aber leider ſcheint dem Deſpotismus die Beſchränkung der Preßfreiheit als ſeine kräftigſte Stütze, und der Nuntius des Papſtes Hadrian VI. wußte wohl, was er that, als er zu Nürnberg auf Cenſur beſtand und dabei blieb: daß darauf Alles ankomme. „Große Männee, wie unſre Joſephe nnd Friedriche haben die Preßfreiheit nicht gefürchtet; — aber je kleiner der Gewaltsmann, deſto mehr haßt er das Licht."

Sind Regierungen ſo verblendet, daß ſie den beſcheidenen und vernünftigen Wünſchen des Volkes entgegenſtreben, nnn ſo muß ein Jedee ſich helfen, ſo gut er es kann, ahne die Geſetze zu verletzen. Muß auch äußerlich thun, wozu ihn die Obrigkeit zwingt, „die Gewalt übee ihn hat," ſo kann er doch ſein Haus, ſeine Familie von dem Gifte frei halten, welches ein böſer Wind über die Alpen auch nach Deutſchland geweht hat.

Die römiſch-katholiſche Kirche iſt noch dieſelbe, welche ſie vor 1000 Jahren wae, und es iſt eben ihe Stolz, daß ſie unverändert geblieben iſt. Sie verfolgt noch dieſelben Zwecke, u. wenn ſie die Reformation auch erſcheeckte, ſo hat ſie ſich längſt doch ſchon wiedee von dem Schrecken erholt, — da wie 300 Jahre lang ſchlieſen. Die alten erprobten Mittel zur Verdummung der Menſchen, die ſich früher ſo erfolgreich bewährten, ſie werden jetzt auf's Neue angewandt. Die geiſtlichen Rüſtkammern ſind wiedee geöffnet und ſpelen ihren Segen über die Welt aus, — mit welchem Erfolge, lehet die heilige Rockfahrt nach Trier.

Jeſuiten, die wahre Leibgarde des Papſtes, niſten ſich untee den mannigfaltigſten Vermummungen überall ein und werben Anhänger für ihren Orden unter den Staatsbeamten nnd Geiſtlichen. Wie ſollten ſie in unſrer geldgierigen Zeit auch keine Anhänger gewinnen, denn ſie ſind reicher als viele unſrer Fürſten und auch freigebiger als dieſe. Dee Vertraute des Papſtes Benedikt XIV., Paſſionei, wollte dieſem beweiſen, daß der Orden der Jeſuiten jährlich 24 Millionen für geheime Penſionen zahle. Mit einer ſolchen Summe läßt ſich ſchon etwas ausrichten, und ſo darf es uns denn nicht befremden, wenn wir von allen Seiten von jeſnitiſchen Maßregeln hören. Man trachtet danach, den Fanatismns zu wecken, dee wie eine ſchlafende Hyäne in der Bruſt jedes Menſchen liegt. Man hetzt Katholiken nnd Proteſtanten gegen einander, denn Petrns hat ſeinen Nachfolgern das Handwerksgeheimniß verrathen, daß in aufgeregtem Waſſee am beſten fiſchen iſt. Ja in manchen Gegenden floß ſchon Blut, u. laſſen wie dieſe heilloſen Schwaezen ungeſtört ihr Weſen treiben, ſo erleben wir zur Schmach des 19. Jahrhunderts wohl gar noch einen Religionskrieg!

Es iſt die Pflicht jedes redlich denkenden Menſchenfreundes, dahin zu wirken, daß das uns drohende Unheil abgewendet werde. Schon ſtehen ſelbſt unter den Katholiken Männer auf, die empört über das unwürdige Treiben der Pfaffen, ſich von dieſen und dem Oberhaupte derſelben losgeſagt nnd voe allen Dingen die Ehrloſigkeit dee Geiſtlichen abgeſchafft haben, welche auf die Sittlichkeit des Volkes von ſa verderblichem Einfluſſe war. Laßt nus dieſen wackern Männern nicht allein nach gewöhnlicher dentſcher Weiſe bei prunkenden Zweckeſſen ein Lebehoch zurufen, ſondern laßt uns ſie unterſtützen durch die That, denn in unſrer wortreichen Zeit ſpricht eine That lautee als Millionen Worte.

Gar Viele, und beſonders Proteſtanten, wiſſen jedoch nicht, von welcher Wichtigkeit der Schritt jener Männer iſt, die es mit kühnem Muthe unternommen haben, den finſteen Beſtrebungen Roms thatſächlich entgegenzuwirken, denn ſie kennen nicht die Geſchichte und wiſſen nicht, nach welchem Ziele die katholiſche Kieche ſtrebt; ſie kennen nicht die Zuſtände, die wir zu erwaeten haben, wenn ihre herrſchſüchtigen Pläne gelingen; ſie kennen nicht die entſetzlichen Wirkungen, welche der Fanatismus hervorbringt. Es iſt dahee Pflicht, die Greuel zu ſchildern, welche aus ihm hervorgingen, die Wege aufzudecken, welche die katholiſche Kirche ſchleicht, um den Fanatismns zu hellen Flammen anzublaſen; zu zeigen, wie ihr kein Mittel zu ſchlecht wae, ihre nichtswürdigen Abſichten zu erreichen, wie ſie ohne Mitleid Millionen Menſchen dahin ſchlachtete, wie ſie ohne Scham die menſchliche Natne herabwürdigte, die heiligſten Bande trennte, die Freiheit nnb den Wohlſtand blühender Länder vernichtete, und wie ſie dies Alles einzig unb allein that,

um ſich auf Koſten der ſyſtematiſch unterjochten und verdummten Welt zu bereichern.

Ich muß mich damit begnügen, diejenigen Begebenheiten der Geſchichte der Wahrheit getreu zu ſchildern, bei denen ſich die ſchrecklichen Wirkungen der Intoleranz und des chriſtlichen Fanatismus in ihrem grellſten Lichte zeigen.

Da es nun aber zum Verſtändniß dieſer hiſtoriſchen Gemälde durchaus nöthig iſt, einige Kenntniß davon zu haben, wie ſich die chriſtliche Kirche im Laufe der Jahrhunderte geſtaltete und wie allmälig durch ihre ſchamloſe Geldgier und durch das Schandleben ihrer Prieſter die Reformation hervorgerufen wurde, ſo ſehe ich mich genöthigt, eine Skizze davon gleichſam als Einleitung vorangehen zu laſſen, da ich eine ſolche Kenntniß bei meinen Leſern nicht allgemein vorausſetzen kann. Man erwarte indeß kein geordnetes Ganze und am allerwenigſten einen trocknen hiſtoriſchen Abriß, der die Leſer nur langweilen würde, im Gegentheil, ich fürchte, oft nur zu ſpaßhaft werden zu müſſen, wenn ich mich auch nur ganz einfach darauf beſchränke, das zu berichten, was Heilige, Päpſte und andere Prieſter ſich nicht ſchämten zu thun und zu ſagen. Sind ihre Thaten und Worte lächerlich und nicht immer anſtändig — ſo iſt es meine Schuld nicht.

Leipzig, im Februar 1845.

Aeſthetiſche Feldzüge.

Von L. Wienbarg.

Eine Vorleſung.

Im Indiſchen, wie wir geſehen, verwirrt ſich der von der That und der Welt der Sinne ſich losſagende Gedanke einerſeits in das Gebiet der abſtruſeſten Phantaſiebilder, andererſeits in einen bodenloſen Abgrund der Myſtik, wo er überhaupt aufhört Gedanke zu ſein und als ein Nichts über dem Nichts in ſchauerlicher Oede hinbrütet. Die äſthetiſche Weltanſchauung der Indier machte nur die Augen auf, um ſie wieder zu ſchließen, ſie ward ſich der Sinne nur bewußt, als zu vernichtender Widerſpiele des Geiſtes, nur als einer zu tödtenden Mannigfaltigkeit von Gedanken, Gefühlen und Beſtrebungen, der ganzen Welt nur, als einer kriminaliſtiſchen Mummerei wechſelnder Geſtalten, welche aus Blumen und Thieraugen den Menſchen wehmüthig ſchmerzlich anſehen und in Gemeinſchaft mit ihm nach der Zeit ſchmachten, wo ihre Larven fallen und ſie wieder in den Zuſtand der Seligkeit, das iſt der Bewußtloſigkeit, der Vernichtung zurückkehren. — Zu verweſen bei lebendigem Leibe, dieſe ſchauderhafte Sehnſucht zieht ſich durch die indiſche Welt, und erfüllt uns mit einem ſeltſamen, unheimlichen Gefühl, das uns durch den ganzen Orient begleitet und uns nicht eher verläßt, als bis wir an den Ufern des lebensfriſchen und lebensfrohen Griechenlands Athem holend angelangt ſind. Welcher Himmel, welche Erde, welche Menſchen, welche Götter, welche Geſchichte, welche Gedichte, welche Natur, welche Kunſt, das Alles iſt Griechenland und man muß ſtaunen und ſich verwundern, daß zwei ſo gleiche Länder, wie Indien und Griechenland, auf einem u. demſelben Planeten zuſammen liegen. Unauflöslich würde in der That das Räthſel ſein, wie die Weltanſchauung und das Leben bei Geſchöpfen von einerlei Natur und Art, aus einerlei Teig geknetet und mit demſelben geiſtigen Odem durchweht, ſo grundverſchieden, ja in jedem Punkt und nach allen Richtungen entgegengeſetzt ſich geſtalten konnte, wäre uns die Urgeſchichte des griechiſchen Geiſtes völlig unbekannt und könnten wir nicht einige ahnungsvolle Blicke auf dem früheren Zuſammenhang orientaliſcher und europ. Bildung werfen. Die Natur, das iſt unſere Ueberzeugung, kennt keine Widerſprüche, keine ſchreiende Diſſonanzen, ſie arbeitet ſich durch tauſend Mittelglieder hindurch und verbindet die Enden der Welt mit einem unſichtbaren Zauberbande, das im Dunkel des Mythos und der Geſchichte flattert, und nur vom Auge des Geiſtes erkannt wird. Alle die Töne der Weltenlyra klingen zuſammen in einen einzigen ungeheuren Akkord, in dem nichts Einzelnes mehr unterſcheidbar iſt und ſo haben alle Sprachen und Sagen aller Völker, ſo fremd und diſſonirend ſie klingen, einige Grundlaute mit einander gemein, die eben den geiſtigen Urlaut des menſchlichen Daſeins bilden. Aber durch allen Sinn und Unſinn der Geſchichte, durch den Wirrwarr aller Völkerſtimmen geht dieſer rein menſchliche Ton, dieſe Stimme der Natur, welche ihre Kinder, die Schwarzen und die Weißen und die Olivenfarbigen und die tauſendjährigen Todten und die Lebendigen heutigen Tags um den einen gemeinſchaftlichen Urborn des leiblichen und geiſtigen Lebens der Menſchheit verſammelt.

Europäer ſind Aſiaten, das lehrt die Geſchichte; Europa iſt ein Stück von Aſien, lehrt die Geographie. Die europäiſche Bildung hat ihre Wurzeln in Aſien, das deuten uns die älteſten Mythen und die Urelemente der Sprache, der Schrift, der Sitten und Geſetze der europäiſchen Völkerſchaften; auch die Bildung der Griechen hat ihre Wurzel jenſeit des Hellesponts, oder vielmehr ſie hat ſich mit dieſer Wurzel von aſiatiſchem Boden losgeriſſen und ſie in griechiſche Erde verpflanzt. Es gab eine Zeit, wo die Griechen noch nicht Griechen waren, eine Zeit, wo ihr Geiſt noch verſenkt war in den ſtarren Naturſymbolen des Orients, wo Prieſterherrſchaft und Kaſtengeiſt noch die Entfaltung des öffentlichen Lebens hemmte, wo ihre Sinne ſich noch mit ei-

Digitized by Google

nem dämmernden Flor umzogen und ſie nur noch die erſten Verſuche machten, ſich aus den bleiernen Armen der aſiatiſchen Tradition loszuringen und ihr Leben auf eigenthümliche Weiſe zu geſtalten. Nicht immer ward der griechiſche Olymp von Göttern bewohnt, wie Homer ſie ſchildert, nicht immer war den Griechen wüſte Phantaſie und Abgeſchmacktheit ein Greuel, ihre älteſten Götterdynaſtien, ihre Thier- und Menſchenungeheuer, Sphinxen und Centauren, ihre pelasgiſchen Kabiren verrathen uns nur zu deutlich eine frühere Bildungsſtufe, auf der ſie den Aegyptern und Indiern ähnlicher ſehen, als ſich ſelbſt in ſpäterer Zeit. Lange Zeit mögen ſie in dieſer dunkeln Naturmyſtik befangen geweſen ſein, worin ſie, wie die alten Indier noch ſchlaftrunken und mondſüchtig am Abgrund des Weſens hintaumelten und ihr Hirn ſchwindeln machten von den myſteriöſen Dünſten, welche ſpäter die Pythia allein einſog. Nur allmälig kam die Menſchheit zur Beſinnung, ſie aber waren die erſten, welchen das menſchliche Bewußtſein aufging, die menſchliche Perſönlichkeit gegen die dunkeln Mächte der Natur geltend machen, die, wenn der Ausdruck nicht zu kühn iſt, das Nabelband zerſchnitten, das den Menſchen bisher, wie ein Thier, mit dem Schooß der Erde verknüpfte und ihm das Bewußtſein eigner freier Exiſtenz fortwährend verdüſterte. Der Indier hatte kein Gefühl von ſeiner Kraft, daher war auch ſeine Weltanſchauung eine leidende und auf Vernichtung aller Perſönlichkeit, aller ſelbſtſtändigen That abzielende. Des Griechen Weltanſchauung ward eine thätige, und drang mit Bewußtſein auf die Harmonie des Gedankens und Willens und griff in alle Saiten der Seele und wühlte Töne auf, die kein ſterbliches Ohr bisher geahnt und ſetzte Gedanken ins Leben, die nicht untergehen werden, ſo lange die Welt ſteht. Suchen wir einen Namen, um die beſondere Art ihrer äſthetiſchen Weltanſchauung zu bezeichnen, ſo dürſen wir nur die Augen aufſchlagen und auf ihren Werken den eingeprägten Stempel betrachten, die ſchöne, die freie, die plaſtiſche, die perſönliche, die harmoniſche, die rein menſchliche; Namen für eine Sache, Strahlen eines Lichts, Blumen auf einem Stängel; denn nur als Perſönlichkeit, nur als freie und ſchöne Perſönlichkeit iſt der Menſch ein reiner Menſch, ein nach allen Kräften ſeiner Natur durchgearbeitetes Weſen, ein wachendes, handelndes, freudiges Geſchöpf, das den ſchönen Kreis, der ſeine bewußte Exiſtenz umgiebt, nur dann durchbricht, wenn Schlaf, Traum oder Tod es unwillkürlich herbeiführen. Dem träumenden Indier ward das ganze Leben zum Traum und der Traum ſelber eine Sehnſucht nach dem Austräumen, das heißt nicht nach dem Erwachen, ſondern nach Stillſtand, Tod, Auflöſung.

Vor Traum und Tod, welche die Lebendigen und Wachenden umlauern, fand der Grieche keinen Schutz, aber er träumte nicht, wenn er wachte und tödtete ſich nicht ab, um dem Tode den Sieg zu verſchaffen; ja die Vorſtellung des letztern ſuchte er ſich zu verſchönern und zu erheitern und ſtatt eines grinſenden Schädels blickte ihn auf Grabmalen der Jüngling mit einer umgekehrter Fackel an. Die Spanne zwiſchen Geburt und Grab; die Stunden zwiſchen Schlaf und Wachen, die nannte er ſeine Welt, ſeine Zeit, ſein Eigenthum, darin blühten ſeine Hoffnungen, darin reiften ſeine Pläne, darin herrſchte ſeine That; was draußen und dahinter lag, war für ihn kein Gegenſtand der Sehnſucht und der Aufopferungen. Nur das menſchlich Geſtaltete, das Organiſche gedieh ihm zur Luſt und Freude, und daher belebte er die ganze Natur, Erde, Himmel und Meer, mit Geſtalten, die ihm glichen und die zum Mitgefühl ſeiner Leiden u. Freuden ſich herabließen. Und nicht allein auf den Gipfeln des Olymps u. des poetiſchen Parnaſſus lebte eine perſönliche, vielgeſtaltige Götterwelt, ſondern auch auf den Höhen der Philoſophie regte ſich das plaſtiſche Streben des griechiſchen Geiſtes und ich ſehe in der platoniſchen Ideenlehre nur Götter, die Plato Ideen nennt und denen er die Idee der Ideen, das Eine, das Gute, als einen Ideenzeus überordnet, ſo aber, daß jede durch Theilnahme an der Natur des Einen, eine volle und ſelbſtſtändige Göttlichkeit genießt.

Wie in Philoſophie, Poeſie und Kunſt, ſo insbeſondere im Staate war das plaſtiſche Princip der Griechen wirkſam, welches wir als ihr oberſtes äſthetiſches Grundgeſetz betrachteten. Unter den Griechen tritt die Beſeelung des Staates, als eines Kunſtwerks zuerſt hervor, und zwar nach dem allgemeinen Gang und der Natur des Princips durchaus demokratiſch. Die erwachte Freiheit machte ſich ganz und gar als Beſonderheit geltend, auf ſich ſtrebte jede Perſönlichkeit ſich zu baſiren, jeder reklamirte im allgemeinen Wechſelverkehr ſeine natürlichen und angebornen Rechte. Zu gleicher Zeit fügten ſich alle dieſe Einheiten der höhern Einheit des Staats, ſie waren frei und beſeelt, aber ſie theilten ihre Seele miteinander. Es war eine ſtrahlende Lebendigkeit in allen dieſen Geſtalten, ein inneres, heroiſches Ungeſtüm trieb die Gemüther ins Leben und aus jeder häuslich dürftigen Beſchränkung heraus, der Schwung der Gemüther drückte gegen jede Feſſel und drohte ſie zu zerſprengen. Und doch zerfloß das Ganze nicht in Anarchie, denn die verborgene Einheit zügelte wieder den Uebermuth, dieſe Einheit, nicht des dumpfen Zwanges der Natur oder Gewohnheit, ſondern des Geiſterreiches, der Kraft und Zügel, Bedenken und Thun ſinnig vereinte, kein modernes Abſtraktum, kein logiſcher Staatsbegriff, ſondern die Einheit des Lebens, der Kunſt und der Schönheit, welche die Mannigfaltigen das Identiſche feſthält. In dieſer Elaſtizität der Willenskräfte, die federnd nach außen wirkten, verbunden mit jener Sympathie der Vaterlandsliebe ging das großartige Leben des Alterthums hervor. So hatten ſie ganz und gar ihren Beſtand im Sinnlichen gegründet, waren Autochthone, wie ſie ſich auch nannten und hingen mit dem verwitterten Urſtamme der aſiatiſchen Menſchheit nur in ſo fern zuſammen, als ſie

die nachquillenden rohen Naturſäfte deſſelben zu ihrer eigenen Blüthe verwandten.

Leider war auch dieſe Blüthe vom Schickſal beſtimmt, um zu verwelken und andern Blüthen des menſchlichen Geiſtes Platz zu machen. Die Römer haben Griechenland nicht zerſtört, ſie haben nur die letzte Hand daran gelegt, ſie haben die ſterbende Nationalexiſtenz nach höherem Beſchluß exekutirt. Sie ſtehen überhaupt in der Geſchichte als unerbittliche Exekutoren da, die alles Leben, was nicht auf den Beinen feſtſteht, vor ſich niederwerfen und mit eiſernem Fuße auf eine unterjochte und zertrümmerte Welt hintreten. Die Griechen waren ſich ſelbſt genug, daher machten ſie keine auswärtigen Eroberungen, außer geiſtigen. Die Römer hingegen drängten ſich, mit aller Kraft einer iſolirten Richtung, aus ſich heraus und wurden Eroberer und Unterjocher, weil ihnen das innere poetiſche Leben und der geſtaltende Sinn der Kunſt abging. Rom hat keine großen Dichter und Künſtler erzeugt, noch viel weniger einen Philoſophen, aber Roms Redner beſaßen eine dämoniſche Kraft, weil die Beredtſamkeit des Forums mit der Richtung ihres Geiſtes übereinſtimmte und einen thatſächlichen Charakter trug; Männer der That hat kein Volk in ſo großer Zahl und ſo ununterbrochener Reihe aufzuweiſen. Poſitiv und praktiſch war die Weltanſchauung der Römer, im graden Gegenſatz zur indiſchen, die ſich in ſich zurückzog, während die griechiſche ſich in der Harmonie des Geiſtigen und Leiblichen ſchwebend erhielt, daher denn auch mit Recht Virgilius den Römern zurief:

Tu regere imperio populos, Romane, memento
Hae tibi erunt artes.

Der Zuruf kam freilich zu ſpät, die Römer hatten Künſte und Wiſſenſchaften bekommen, aber ihre Kraft war gebrochen und der Koloß ihrer Herrſchaft ging in Fäulniß und Gährung über.

Das nun hervortretende Chriſtenthum, das ſich nicht als Volks-, ſondern als Völkerreligion geltend zu machen ſuchte, wurzelte allerdings im Judenthum und in den Ideen des Orients, ward aber von einem durchaus neuen und eigenthümlichen Geiſte beſeelt, wie es auch andrerſeits von den heidniſchen Religionen des Occidents ſich weſentlich unterſchied und unter den jüngeren Generationen, welche ſich auf dem Ruin der alten occidentaliſchen Welt anbauten, eine von allen bisherigen Erfahrungen verſchiedene Anſchauungsweiſe hervorrief. Ueber dem alten Götterhimmel wölbte ſich ein neuer Himmel, und wenn einſt der ſinnlich glückliche Grieche ſich von ſeinen Göttern ſelbſt über die irdiſche Seligkeit beneiden ließ, ſo ſchlug nun die Sehnſucht ihren Blick in die Höhe und die himmliſche Seligkeit überſtrahlte die irdiſche, welche keine mehr war, ſondern eine Prüfung, ein vergänglicher Wandel, ein Leben im Fleiſch, in dem das Böſe wohnt und das gekreuzigt werden muß, damit das Leben im Geiſt beginne. Drängt ſich uns danach die reſignirende Natur der chriſtlichen Weltanſchauung auf, ſo gerathen wir doch nicht auf die irrthümliche Verwechſelung der chriſtlichen Reſignation mit der indiſchen Negation des Sinnlichen. Dieſe hob nicht allein das Sinnliche, ſondern mit dem Sinnlichen, das verwandte Geiſtige auf, während der reſignirende Chriſt nur noch energiſcher und kräftiger die höhere Welt anſtrebte und die gedemüthigte Seele wieder erhob und zu reineren Regionen mit ſich fortriß. Balſam war ſie für ihre Zeit; die geſunkene Menſchheit richtete ſich an ihr wieder auf und die Millionen Sklaven warfen ihre Feſſeln hin, um mit ihren Herren vor den Altar des Herrn aller Herren zu treten. So bemächtigte ſie ſich anfangs aller Geiſter, die hienieden nichts zu hoffen hatten, im Fortgang der irdiſchen Großen, die viel zu fürchten hatten, und krönte ihr Werk mit Ergreifung jener jugendlichen Nationen von germaniſchem Stamm, die wild und feurig in der Welt umherſtreiften und ſich noch erſt Wohnplätze auf der weiten Erde ausſuchten. Neues Blut und neue Kraft drängte ſich nun auf die Bühne der Geſchichte und nun erſt bekam die neue Lehre ihre wahren Jünger, welche die alte abgeſtorbene Zeit ihr kaum bilden konnte. Das Element des Myſtizismus, das in ihrem Grundcharakter urſprünglich lag, aber in ihrem Verkündiger ganz in unmittelbar praktiſche Lebensſitte, Kindlichkeit und Reinheit der Geſinnung eingeſchleiert war, aber ſchon in den nächſten Nachfolgern zum Vorſchein kam, wurde nun von den nordiſchen Naturen, die innere Anlage dieſem Ziel entgegentrieb, mit friſcher, junger Kraft und Energie ausgebildet und zur romantiſchen Entwicklung hinangetrieben. Es war das Ferment, das mit der urſprünglichen Kraft des Nordens durchgährte und die ganze mittlere Geſchichte, Papſtthum, Kaiſerthum, Ritterthum, Feudalismus, gothiſche Baukunſt, Poeſie, Malerei und Skulptur des Mittelalters bilden half. Solche Geſtaltung des Lebens war nur durch die chriſtliche Anſchauungsweiſe möglich, war nur einmal da in der Welt, und wird nicht wiederkommen. Selbſt die Kunſt, welche das Chriſtenthum eine Zeit lang verherrlichte, die Malerkunſt des 14. und 15. Jahrhunderts trug mit zur Ausartung deſſelben bei; ſie war bei den Griechen in die Schule gegangen und hatte die Schönheiten der Form an der Antike ſtudirt und mit griechiſchem Auge im Leben aufgeſucht. Offne und freie Schönheit der Form aber iſt dem Chriſtenthume fremd, das Chriſtenthum iſt ernſt, verhüllt und züchtig, und immer ahnt es die Schlange, die hinter den Roſen verſteckt liegt. Auf einer raphaeliſchen Madonna würde der Blick eines Paulus ſchwerlich mit demſelben Wohlgefallen geruht haben, wie etwa der unſrige, derſelbe Apoſtel, der der Jungfrau verbot ihre Haare wallen zu laſſen und Kränze auf ihr Haupt zu ſetzen, mußte auch die Abſicht des Malers verrathen, bei aller Heiligkeit und Unſchuld der Madonna doch hauptſächlich das Bild eines ſchönen und reizenden Weſens vor Augen zu bringen.

Digitized by Google

Eben ſo gefährlich, als die neu erwachende Sinnlichkeit der griechiſchen Kunſt, ward der urſprüngliche Anſchauungsweiſe des Chriſtenthums der ſcharfe Verſtand, der ungläubige Witz, der ſcharf die Dinge ſcheidet, der klar und hell in die Erſcheinungen blickt und der freſſend, zehrend den Zauber, der ihn fangen will, durchſchneidet. Und ſo ſieht ſich daſſelbe von zwei Richtungen in die Mitte genommen, von der Sinnlichkeit und vom Verſtande, und es gährt wieder, wie ehemals, in einem neuen geſchichtlichen Prozeſſe u. Jeder von uns fühlt ſich mitbegriffen, bewegt und erſchüttert im Weben der Zeit und ſucht der Richtung zu folgen, welche ſich am herrſchendſten in ihm geltend macht. Ohne Zweifel wird ſich aus dieſem Kampf eine neue äſthetiſche Anſchauungsweiſe entwickeln und damit eine Umgeſtaltung der Dinge, welche eine neue Kunſt, eine neue Poeſie, ein neues Leben herbeiführen wird.

Von den Getränken.

Von J. Moleſchott.

Das Waſſer.

Wenn das Leben Stoffwechſel iſt, ſo iſt Flüſſigkeit des Lebens unerläßliche Bedingung. Denn die Verbindungen und Zerſetzungen, welche die Thätigkeiten unſeres Körpers im Stoffe hervorrufen, ſind nicht möglich ohne Waſſer. Daher iſt das einfachſte der Getränke zugleich das nothwendigſte von allen.

Zwar iſt dieſelbe Verbindung von Waſſerſtoff und Sauerſtoff, welche den weſentlichen Beſtandtheil alles Trinkwaſſers ausmacht auch in der trockenſten Speiſe in geringer Menge vorhanden. Aber weder Fleiſch noch Brod, und noch weniger die Hülſenfrüchte ſind ſo reich an Waſſer, daß ſie dem Blute ſeine gehörige Miſchung erhalten können. Und wer weiß es nicht aus Erfahrung, daß gerade dieſe nahrhafteſten Speiſen uns mehr zum Trinken reizen, als waſſerreiche Früchte und Gemüſe? Wir aber in unſerem Himmelsſtrich, bei unſerer Thätigkeit, bei der Kraft unſeres Stoffwechſels können von Obſt und Gemüſen nicht leben. Und Fleiſch und Brod, Erbſen und Bohnen, unſre wichtigſten Speiſen, müſſen mit einem waſſerreichen Nahrungsmittel vermiſcht werden, wenn das Waſſer erſetzt werden ſoll, das Haut und Lungen, Darm und Nieren dem Körper in unabläſſiger Anziehung rauben.

Unſer Trinkwaſſer iſt das waſſerreichſte Nahrungsmittel. Oder wäre das kein Nahrungsmittel, welches dem Blute den Stoff zuführt, der die Bewegung allen anderen Verbindungen vermittelt? Das Waſſer kein Erſatzmittel, wenn das zu mehr als drei Vierteln aus Waſſer beſtehende Blut durch alle Ausſcheidungen ohne Ausnahme beſtändig Waſſer verliert?

Und dennoch iſt Trinkwaſſer nicht blos deshalb ein Nahrungsmittel, weil es Waſſer enthält.

Die Wärme unſerer Erde treibt unermüdlich Waſſer in die Lüfte. Von Bächen und Flüſſen, von Seen u. Meeren, aber auch von Pflanzen und Thieren ſteigen in Folge der Wärme ununterbrochen Dünſte auf, die ſich in höheren Luftſchichten zu Wolken verdichten. Wenn es wahr wäre, was man in feiger Ruheſucht ſo oft der Natur andichtet, daß ihre Thätigkeit nie abweicht von dem gemeſſenſten Gange ruhiger Entwicklung, dann würde verdunſtendes Waſſer, wenn es im Regen herabfällt, nur mit Waſſer uns tränken. Aber die Brandung des Meeres und die Stürme des Luftgürtels, der die Erde umgiebt, der Druck der Luft und die Gewalt des Feuers reißen oft mit ſo tobender Wuth den Dampf gen Himmel, daß alles ihm folgt, was im Waſſer gelöſt war.

Daher iſt auch das mildeſte Waſſer, das aus den Wolken quillt, mit Salzen geſchwängert. Kochſalz und Chlorkalium, Kalk und Bittererde, verbunden mit Schwefelſäure und Kohlenſäure, Magneſium mit Chlor, ja ſelbſt Eiſen und Mangan hat man im Regenwaſſer gefunden. Und wenn dieſe feuerfeſten Beſtandtheile auch eine verſchwindend kleine Menge betragen, die Regelmäßigkeit ihrer Spuren iſt die Stütze des Geſetzes.

Jedoch reichlicher als die Erde, miſcht ſich die Luft mit dem Regen. Sauerſtoff und Stickſtoff, und der Pflanzen wichtigſte Nahrungsſtoffe, Kohlenſäure und Ammoniak, nehmen die fallenden Tropfen in ſich auf, die durſtende Erde tränkend, des Ackers befruchtender Segen. Und ſelbſt der Blitz muß helfen, die grünende Decke zu bereichern. Stickſtoff und Sauerſtoff bringt ſein Funke in zündende Verbindung, und Gewitterregen ſendet den Pflanzen ſalpeterſaures Ammoniak.

Ammoniak iſt es vorzugsweiſe, dem das Regenwaſſer ſeine weiche Beſchaffenheit verdankt, und der Kalk macht das ſalzreichere Waſſer hart, das wir lieben in unſeren Quellen und Brunnen. Die Kohlenſäure des Waſſers löſt die Kreide der Erde, das Waſſer ſelbſt den Gyps oder den ſchwefelſauren Kalk, der den Keſſelſtein abſetzt, wenn wir durch das Sieden eine beträchtliche Waſſermenge verjagen.

Mannigfaltig wie die Erde iſt das Waſſer der Quellen, das durch jene hindurchſickert. Erden und Alkalien, bald mit Chlor oder Schwefelſäure, bald mit Kohlenſäure oder Salpeterſäure verbunden, Eiſen und Mangan kann das Waſſer der Quellen und Brunnen in den verſchiedenſten Verhältniſſen enthalten. Der eine oder der andere Beſtandtheil fehlt öfters ganz. Nur die Phosphorſäure pflegt im-

mer zu fehlen, trotzdem daß in Quellen und Brunnen die Kalkſalze vorherrſchen.

Was das Waſſer der Sümpfe und Seen, der Flüſſe und Meere beinahe immer untrinkbar macht, ſind außer dem Kochſalz des Meeres die verweſenden organiſchen Beimengungen, die einen faulen Geſchmack hervorbringen. Bald iſt der Grund des Meeres die Retorte, die uns das Waſſer in die Luft hinaufſendet, aus der es zum Regen beinahe deſtillirt trinkbar herabſtrömt. Bald iſt das Erdreich das Filtrum, durch das gereinigtes, wenn auch nicht vollkommen reines Waſſer aus den Quellen hervorſprudelt. Ja ſelbſt die Haut des Menſchen kann die Rolle dieſes Filtrums übernehmen. Auf Felſen verſchlagen, auf denen kein Tropfen ſüßen Waſſers die lechzende Zunge erquickt, badet ſich der Schiffbrüchige im Meere, um dem quälendſten Tode zu entgehen. Von der Salzfluth dringt belebendes, ſalzärmeres Waſſer in den durſtenden Körper.

Wenn die ganze Verdauung auf eine Verflüſſigung der Nahrungsſtoffe hinausläuft, ſo iſt die Blutbildung nicht denkbar ohne Waſſer. Allein nicht nur die Entſtehung, auch die fortdauernde Verrichtung iſt von dem Waſſergehalt der Werkzeuge abhängig. Ohne Waſſer weder Verdauung noch Blutbildung, weder Ernährung noch Abſonderung. Und dennoch iſt hiermit die Bedeutung des Waſſers keineswegs erſchöpft. Denn nicht bloß als Mittel der Bewegung aller gelöſten Stoffe, nicht bloß als nothwendige Feuchtigkeit der Werkzeuge, deren thätigſte, wie Hirn und Muskeln, auch die waſſerreichſten ſind, tritt das Waſſer auf. Der Waſſerſtoff und Sauerſtoff, die wir als Waſſer genießen, gehen in die Zuſammenſetzung vieler Nahrungsſtoffe ein, indem ſich dieſe in Blutbeſtandtheile verwandeln. Wenn aus Stärkmehl oder Stärkgummi Zucker wird, ſo iſt dieſe Verwandlung bedingt durch die Aufnahme von Waſſer. In der Zuſammenſetzung unterſcheidet nur ein Mehrgehalt von Waſſer den Zucker vom Stärkmehl. Und eine Ausſcheidung von Sauerſtoff erzeugt die Umſetzung von Zucker und Fette.

Kein Nahrungsſtoff wird ſo leicht wie das Waſſer, wenn es in Ueberfluß getrunken wurde, aus dem Körper entfernt. Denn da es keiner Zerſetzung bedarf, um von Lungen und Nieren, der Haut und den Schweißdrüſen angezogen zu werden, ſo iſt nicht einmal eine vermehrte Aufnahme von Sauerſtoff hierzu nöthig. Reichliches Trinken regt in der Kälte die Nierenthätigkeit, in der Wärme die Hautausdünſtung an. Wer alſo mehr Waſſer trinkt, als zur Ernährung und Abſonderung verwendet wird, erzeugt um eben ſo viel mehr im Winter reichlichen Harn, im Sommer übermäßigen Schweiß.

Die Milch.

Ein Nahrungsmittel, das, wie die Milch, während eines ganzen Abſchnitts des Lebens allein die Blutmiſchung zu erhalten vermag, iſt gleichſam eine von der Natur gegebene Antwort auf die Frage, welche Nahrungsſtoffe zur Bildung eines vollkommenen Nahrungsmittels erfordert werden. Darum benutzte ich in der Schilderung der Verdauung die Milch als Urbegriff eines Nahrungsmittels. Sie iſt Speiſe und Trank, eine Quelle des Eiweißes und der Fette, des Zuckers und der Salze, mit Einem Worte ſie iſt das Nahrungsmittel der Nahrungsmittel.

Reicher an Waſſer, als unſer Blut, reicher als Brod und Fleiſch, enthält die Milch in ihrem Käſeſtoff einen Vertreter der eiweißartigen Körper, der von fertig gebildetem Fett in der Butter, von einem Fettbildner im Milchzucker und von den wichtigſten Blutſalzen begleitet wird.

In kleinen Bläschen enthalten, die glänzende Kügelchen darſtellen, ſteigt das Fett in Milch, die man ruhig ſtehen läßt, an die Oberfläche, den Rahm oder die Sahne bildend, während die untere, viel mächtigere Schichte die Hauptmaſſe des Käſeſtoffs, den Milchzucker und die Salze enthält. Mehr als ein Drittel dieſer Salze beſteht aus phosphorſaurem Kalk, zu dem ſich die phosphorſauren Salze von Kali, Bittererde nebſt einer Spur von Eiſenoxyd, Chlornatrium und eine große Menge Chlorkalium geſellen.

Wenn auch die Milch der Ziegen und Schaafe ihren eigenthümlichen Geruch dem freien Zuſtande einer der flüchtigen Fettſäuren verdanken mag, die in der Milch von Frauen und Kühen mit Oelſüß zu Mittelfetten verbunden ſind, ſo werden doch die wichtigſten Unterſchiede der Milch von Frauen und Thieren einzig und allein bedingt durch das verſchiedene Verhältniß, in welchem Käſeſtoff und Milchzucker, Butter und Salze in jenen Milcharten gefunden werden. So iſt die Menge des Käſeſtoffs in der Milch der Frau nicht halb ſo groß, wie die in Kuhmilch vorhandene, und während auch Butter und Salze viel reichlicher in der Milch der Kühe vertreten ſind, wird dieſe durch den Zuckergehalt der Frauenmilch um mehr als die Hälfte übertroffen. So wenig auch der Milchzucker ſüßt, wenn man ihn mit Rohrzucker vergleicht, ſo entgeht es doch dem Säugling nicht, daß die Milch ſeiner Mutter ſüßer ſchmeckt, als die der Kühe. Das eigentliche Butterfett der Chemiker, das bei gewöhnlicher Wärme flüſſiger iſt als das Perlmutter, oder der Oelſtoff müſſen in der Milch der Frau reichlicher vorhanden ſein, als in der Kuhmilch; denn dieſe beſitzt eine feſtere Butter.

In der allererſten Zeit enthält die Milch der Wöchnerinnen eine viel größere Menge von feſten Stoffen, namentlich mehr Butter, als ein Paar Tage ſpäter. Allein nach der auffallenden Verminderung des Gehalts der Milch, welche ſchon den vierten Tag nach der Entbindung auszeichnet, nehmen die Menge des Käſeſtoffs und der Salze wieder zu. Um ſo raſcher verarmt die Milch wieder nach der Entwöhnung.

Unter dem Einfluß des Käſeſtoffs der Milch verwandelt ſich der Milchzucker, zumal in der Wärme oder bei Gewittern, in Milchſäure. Weil Sauerſtoff die Zerſetzung des Käſeſtoffs und dadurch mittelbar in Bildung der Milchſäure

Digitized by Google

fördert, ſchützt das Kochen die Milch eine Zeit lang vor dem Sauerwerden, indem die Siedhitze den in der Milch gelöſten Sauerſtoff austreibt.

Die Entwicklung der Säure erfolgt um ſo leichter, da ſich der Milchzucker in der Zuſammenſetzung gar nicht von Milchſäure unterſcheidet. Die ſaure Milch wird dick, weil die gebildete Milchſäure den Käſeſtoff gerinnen macht; dicke Milch iſt Milch, in welcher durch freiwillig gebildete Milchſäure der Käſeſtoff geronnen iſt.

Wenn man aus dicker Milch den Käſeſtoff entfernt, dem ein großer Theil der Butter anhängt, dann bleiben die Molken übrig, eine milchſaure Löſung der Salze und des Zuckers, die im Gehalt an Käſeſtoff und Butter der urſprünglichen Milch bedeutend nachſteht.

In Buttermilch hat vorzüglich die Menge der Butter abgenommen; denn ſie wird durch den Theil der Sahne gebildet, aus welcher das Buttern die Fette entfernt hat. Dennoch enthält ſie immer eine Spur von Butter, und ſo ziemlich allen Milchzucker, die Salze und den Käſeſtoff, von denen nur wenig in die Butter übergeht.

Verdaulich und nahrhaft, ſo denkt ſich Jeder das Nahrungsmittel des Säuglings. Und beide Vorausſetzungen ſind in der Natur erfüllt. Denn während der Käſeſtoff den löslichſten Eiweißkörpern angehört, ſind die löslicheren Fette in der Butter vertreten. Nach dem Traubenzucker iſt der Milchzucker der verdaulichſte aller Fettbildner, und ſeine Verwandlung in Fett erleichtern die Butter und die Käſeſtoff, die ihn begleiten. Mit der Verdaulichkeit der Milch iſt auch die Nahrhaftigkeit bewieſen. Denn darf man ſich wundern über den Waſſerreichthum eines Nahrungsmittels, das zugleich Getränk und Speiſe dem Kinde reicht? Und wenn das Gewicht des Käſeſtoffs kaum den ſechſten Theil beträgt vom Gewicht der eiweißartigen Körper in Ochſenfleiſch, ſo vergeſſen wir nicht, daß wir dieſes in Suppe verdünnen oder mit Gemüſe und Wurzelwerk zu genießen pflegen, die den Eiweißgehalt der ganzen Nahrung bedeutend herabdrücken. Der Milchzucker aber iſt in der beinahe doppelten Menge des Käſeſtoffs in der Frauenmilch enthalten, und zwiſchen beiden hält die Butter die Mitte.

Kuhmilch wird von ſchwachen Verdauungswerkzeugen häufig ſchwer verdaut, und daran iſt der größere Buttergehalt derſelben Schuld. In der Mehrzahl jener Fälle wird abgerahmte Milch gut vertragen, und dieſe liefert uns die Milch der Eſelin im natürlichen Zuſtande. Armuth an Fett und Reichthum an Zucker macht Eſelinnenmilch zu einem unſchätzbaren Nahrungsmittel, das mancher Kranken Leben friſtet und erfreut.

So viele Erfahrungsregeln ſind der Natur abgelauſcht. Ich meine kein demüthig unbedingtes Abſchreiben der Natur, nach deren Geſetzen Krankheit neben Geſundheit, Heil neben Unheil beſteht. Jenes ruhige Wiegen in unthätigem Gehorſam, das ſich ſchmeichelt, die Endwirkung natürlicher Verhältniſſe ſei der Zielpunkt unſrer Wünſche, jene demüthige Ergebenheit, die mit dem Ziele die Mittel billigt, welche ſie einem bewußten Plane andichtet, mag den Glauben des Mahomedaners oder des in gedankenloſer Betrachtung verſunkenen Bramanen zieren; der Gottesdienſt, der den Geiſt des Menſchen anerkennt, ſtrebt Höheres an. Das Ziel zu errathen aus Wirkungen, die man gewähren läßt, iſt des freien Menſchen unwürdig, dem die Erkenntniß der Urſachen den Hebel der Kräfte in die mächtige Hand ſpielt. Darum rede ich nicht von Beſtimmung einer allweiſen Natur, die den Säugling nähret mit Milch. Wohl aber betrachte ich die Geſundheit des Kindes, als die ſicherſte und breiteſte Erfahrung, welche uns über die richtige Miſchung von Speiſe und Trank aufklärt, die der Menſch aufnehmen ſoll. Dieſe Erfahrung beſtätigt es, daß wir Fleiſch und Brod ohne Waſſer nicht genießen können, und daß in den beſten Nahrungsmitteln des Menſchen die eiweißartigen Körper, Fette und Fettbildner, Chlorverbindungen und Salze ohne Ausnahme vertreten ſein müſſen.

„Ob Nahrungsmittel einen noch höheren Einfluß haben," fragt Ferſter in ſeiner erhebenden Schilderung vom Nutzen des Brodbaums, „ob Sinn und Herz unmittelbar oder entfernt dadurch geſtimmt werden können? ſei unſern Enkeln zur Entſcheidung aufbewahrt. Wir wiſſen nur mit Zuverläſſigkeit, daß Sanftmuth, Liebe und Fühlbarkeit des Herzens die hervorſtechenden Charakterzüge ſind des Menſchen, der von der Brodfrucht lebt." Und wenn wir bedenken, daß auch jetzt noch die Hirtenvölker die mildeſten ſind, daß ſich der Charakter der Raubthiere durch die Gewöhnung an gemiſchte oder pflanzliche Nahrung beſänftigen läßt, warum ſollte es da mährchenhaft lauten, wenn man die Hirtenvölker edie Sanftmuth und friedliche Milde in Zuſammenhang bringt mit der Milch und den Früchten, die ſie genoſſen?

Die Nationen.

Von J. Weber.

Reich ſind die Kapitel, die uns die Nationen liefern, wenn wir die Reiſe um die Welt machen, und wenn wir ſie erſt in Natura unternehmen würden, wie Magellan, Bougainville, Cook und Forſter! die ſie gewiß als reiche Lords machten, wenn wir dadurch auch nicht unſterblich geworden wären, wie ja der Fall bei vielen Lords iſt.

Alle Menſchen ſind Brüder und einer Gattung, wenn ſie auch gleich von verſchiedenen Farben — in Europa weiß

— in Aſien gelbbraun, in Afrika ſchwarz, in Amerika kupferroth und in Auſtralien ſchwarzbraun ſind, der unzähligen Schattirungen von weißlichen und ſchwärzlichen — gelbbraunen und gelbgrünen, grüngelben und aſchgrünen und ſogar getigerten Menſchen nicht zu erwähnen. Iſt nicht auch das Schwein, das dem Menſchen phyſiſch am nächſten kommt, bei uns weiß, in Baiern braun, und in Savoyen ſchwarz? Das Rindvieh, das bei uns braunroth iſt, in Ungarn weißgrau? und haben nicht in Syrien Katzen und Ziegen ſchöne lange ſeidenartige Haare — auf Corſika Pferde und Hunde eine gefleckte Haut, wie im Norden ſchneeweiße, und werden nicht auf Guinea Menſchen, Hunde und Hühner ſchwarz? Laſſen nicht Pferde und Hunde und andere unſerer Hausthiere Ohren und Schwanz hängen, die ſie in Freiheit aufrechter tragen? als ob ſie — Menſchen wären? Wir ſind einer Gattung, denn der muthige Europäer befruchtet die Schwarze am Senegal, wie die Gelbe am Ganges, die Kupferfarbne am Miſſiſſippi, wie die Aſchfarbige in Auſtralien ſo gut als ſeine weißen Blondinen! Klima, Nahrung und Lebensart ändern nicht bloß die Farbe, ſondern auch die Phyſiognomie, und ſogar die Schädel, wie Blumenbachs intereſſante Schädelſammlung lehret. Wir ſind Lilliputer gegen unſere alten Germanen, und ſelbſt noch gegen die Ritter des Mittelalters, und noch heute iſt der Unterſchied von Schönheit und Größe in mehren adeligen Familien merkbar, verglichen mit Leuten geringen Schlages; gleiches bemerkte Cook auf Taiti. Das Menſchengeſchlecht gleicht dem Weltmeere, das nie in vollkommener Ruhe und Gleichgewicht iſt — wenn es hier ſteigt, ſo fällt es dorten, wenn es hier Land gewinnt, ſo verliert es dorten wieder, und zu gewiſſen Zeiten rüttelten es heftige Revolutionen zuſammen, wie Orkane oder Erdbeben Erde und Meer! Es giebt fünf Hauptverſchiedenheiten unſeres Geſchlechts: die kaukaſiſche — mongoliſche — äthiopiſche — malayiſche und amerikaniſche — aber alle ſind Brüder und Söhne eines Vaters, der Adam heißt; und wenn ſie auch ſo ausgeartet ſind, daß ſie ſelbſt nichts mehr von — Bruderliebe wiſſen. Die ſchönen kaukaſiſchen Völker ſcheinen der Hauptſtamm zu ſein, die beiden Extreme der Mongole und Neger, Malaye und Amerikaner machen die Uebergänge. Zambos und Kakerlacken ſind — Patienten, wie die gelben Europäer, wenn ſie zu viel Galle haben! Linne nahm nun zwei Menſchenarten an — Tagmenſchen und Nachtmenſchen — und hat viel für ſich, ob man gleich darüber gelacht hat, nämlich in moraliſcher Beziehung! Die Natur hat indeſſen für jedes Klima und jeden Boden beſondere Pflanzen und Thiere geſchaffen, und ſo wäre es gerade keine Ketzerei, wenn ſie auch beſondere, jedem Erdtheile eigene Menſchenraſſen und Autochthonen gegeben hätte, wie Meiners und andere Philoſophen meinen. — Keiner unſerer Philoſophen iſt ja bei der Schöpfung zugegen geweſen! Niemand hält die moſaiſche Sündfluth für eine allgemeine, und ſo konnte es auch mit Moſis Raſſe ſein. Was Moſes kannte, mochte von einer Raſſe ſein, wie ſeine überſchwemmte Erde, oder Moſis Welt wäre noch weit kleiner als der Erdkreis der Römer, ſowie uns der ganze Erdkreis, der römiſche, moſaiſch klein erſcheint! Schwerlich hat Moſes einen Neger geſehen!

Schon zur Zeit des Pſammetichus ſcheinen ſich die Gelehrten geſtritten zu haben über das älteſte Volk der Erde und ob es die Egyptier oder die Phrygier ſeien? Der König machte einen ſonderbaren Verſuch, ſo ſonderbar als Vater Herodot, der es erzählt, iſolirte zwei neugeborne Kinder vollkommen und eine Ziege nur wurde zugelaſſen, um ſich ſatt zu ſaugen und im Hintergrund ließ er ſie beobachten. — Die erſten Lippenlaute der Kinder waren Bieh. Glaubhafter wäre, wenn die erſten Laute der Kinder Ziegenlaute geweſen wären, und vielleicht machte der Heide aus Meck! Meck! Bieh! —

Viele Reiſebeſchreiber und ſelbſt trockene Statiſtiker haben Nationalcharaktere u. lächerliche Nationalitäten u. mit ſo ſchroffen Pinſelſtrichen gemalt und aus ihrer Studirſtube nach einzelnen Zügen ſo derbe Machtſprüche über Nationalzüge gethan, daß ſie ſich ſo lächerlich gemacht haben als jener Reiſende, dem der Wind zu Avignon den Hut vom Kopfe nahm, daher er in ſein Tagebuch ſetzte: „Avignon iſt heftigen Winden ausgeſetzt," oder jener Seefahrer, der an der Küſte wegfuhr und bemerkte, „daß die Einwohner ſehr umgänglich ſchienen." — Mangel an Sprachkenntniſſen hat zu vielem Unſinn Anlaß gegeben, und zu tauſend Fehlgriffen in Reiſebeſchreibungen, und Chanceier, der erſte brittiſche Reiſende in Rußland, iſt nicht der einzige, der da glaubte, die Ruſſen zankten ſich um die Ehre, ihn zu fahren, während ſie ſich zankten, wer ihn nicht fahren wolle. — Wenn vollends gar das Genie mit ſeinen glänzenden Farben malt, ſo haben die ſein ſollenden Nationalzüge ohnehin jedes Verdienſt, das der Aehnlichkeit ausgenommen.

Dem Reiſenden, der die Welt durchſtreift,
Und Neues ſucht auf der Erde Rund,
Dem iſt nicht ſehr der Verſtand gereift,
Wenn er jemals hofft einen neuen Fund.
Ob er auch zu Waſſer und Lande ſchweift,
Stets wird er bemerken an jedem Ort,
Hier iſt es ja ebenſo wie dort.

Seit den letzten drei Jahrhunderten, wo die Europäer in nähere Verbindung mit einander traten, verwiſchte ſich eine Eigenheit und eine Volkseigenthümlichkeit um die andere, folglich auch eine Lächerlichkeit um die andere. Die Thoren von ganz Europa, von ganz St. Vincent bis an den Oby, und vom Nordcap bis Matapan gleichen ſich jetzt beinahe überall, keine Thorheit iſt mehr ausländiſch, und unſere alte Jungfer, mit etwa 180 Millionen Kinder, ſieht bloß noch kleine Schattirungen und Manieren, die in's Auge fallen. Laſter und Leidenſchaften ſind allerwärts dieſelben

— Sitten und Meinungen begründen ſchon eher einen Nationalunterſchied, vorzüglich aber die Thorheiten; dieſe geben noch am meiſten in der Nationaluniform. In dieſer Hinſicht giebt es allerdings Nationalcharaktere, wie Familiencharaktere, und nichts beweiſ't die Fortpflanzung von Stammcharakteren mitten unter verſchiedenen Völkern beſſer als der Charakter — der Juden. Die Idee einer Nation iſt aber erſt eine Idee des achtzehnten Jahrhunderts, die noch im Anfange der Revolution Vielen lächerlich vorkam, denn man kannte nur Adel, Geiſtlichkeit und Volk!

Der Charakter der alten Nationen — der heutigen Nomaden und der Wilden iſt durch ſeine Einfachheit und Einförmigkeit weit leichter aufzufaſſen als der Charakter der Neueren — der policirten Abendländer nicht ſo leicht als der unpolicirten Morgenländer. Der Charakter der Britten und Niederländer iſt leichter unter einen Geſichtspunkt zu bringen, als der der Deutſchen — Franzoſen — Italiener, Spanier und Ruſſen wegen Verſchiedenheit der Provinzen, Klima, Nahrung, Geſchäfte, Sprache, Religion und Geſetze ꝛc. — Wie verſchieden iſt der Schwabe von dem Weſtphalen, der Preuße vom Oeſterreicher, und doch heißen ſie alle Deutſche, — wie verſchieden iſt der Venetianer vom Neapolitaner — der Gascogner vom Normannen oder Lothringer — der Galizier vom Caſtilianer oder Catalonier — der Ruſſe vom Finnen, Tartaren und Kamſchadalen! Der Boden und die Wälder Nordamerika's erlauben den Wilden faſt nicht anders als in einzelnen Familien zu leben, wie dem Araber und Sibirier in Horden und nomadiſch — Perſer werden ſchwerlich eins, denn die Wüſte Kermann iſt in der Mitte — die Flüſſe Sibiriens laufen ins Eismeer — ließen ſie nach Süden, ſo würde es um die Kultur ganz anders ſtehen — und ohne die Religion würden wahrſcheinlich Türken mit Griechen, und Juden mit den Nationen, unter denen ſie wohnen, längſt zuſammengeſchmolzen ſein. — Unfruchtbarer Boden macht geſchwächt — allzu fruchtbarer leicht liederlich — Gebirgsgegenden im Innern machen häuslich — Lagen am Meere und Inſeln kosmopolitiſch, kaufmänniſch. — Eine Handelsnation mächtig zur See überredet ſich leicht, daß ihre Macht eben ſo wenig Grenze habe als Vater Ocean. Unter den Völkern Europa's macht, ohne daß man ſich in Meiners Hypotheſen verirrte — der celtiſche oder ſlaviſche Urſprung den weſentlichſten Unterſchied. Celten, die den Griechen und Römern als Rieſen und Thürme wie zur Zeit der Kreuzzüge als eherne Säulen erſchienen, zeichnen ſich offenbar durch Wuchs und Tapferkeit, wie durch Geiſt und edlere Geſinnungen von ſlaviſchen Völkern aus und noch heute haben die letztern in den Fortſchritten ihrer Kultur an dieſer levis notae macula zu feilen.

Die Nationen Europa's haben ſogar ein gewiſſes äußeres Nationalgepräge, das der geübte Blick großer Handelsſtädte oder Seehäfen ſogleich erkennt, nicht bloß im Accente der Sprache. — Es giebt Nationalphyſiognomien unter Europäern, ſo gut wie unter Pferden, wenn ihnen gleich Lavater in ſeinen 4 Quartanten keinen Platz eingeräumt hat. Es ſind indeſſen bloße Schattirungen; mit Campe's Geſichtslinie, die ſich etwas vorwärts neigt, erhalten wir die antiken Köpfe — rückwärts geneigt die Negerköpfe — gebet man noch weiter rückwärts gegen die Horizontallinie, ſo kommen Affenköpfe, Hunde- und Pferdeköpfe, endlich wahre Vögel- und Schnepfengeſichter. Wie kommt es, daß Juden nicht ſowohl in der eigenen Judenſtufe, als vielmehr in dem Uebergange und der Verbindung der Naſenſcheide mit der Ohrenlippe etwas — Ziegenartiges haben?

Die Franzoſen ſind der Sauerteig, den das Weib Europa nahm, und ihn unter drei Scheffel Mehl vermengte, bis daß er gar durchſäuert war. Alle Europäer ſind Brode aus demſelben Brodtroge und Teige geknetet, und in einem und demſelben Backofen neuerer Kultur ausgebacken! — Den Franzoſen unſerer Zeit verdanken wir es, daß ſich die entfernteſten Nationen haben kennen lernen — nicht bloß Europäer, ſondern ſelbſt aſiatiſche Nomaden, die am Oby weiden. — Die Völker des Nils und Syriens ſahen Europäer, die Pariſer Mamelucken und äthiopiſche Mädchen — Ruſſen und Türken wurden Alliirte, und die Franzmänner hatten große Luſt, ſich im Ganges zu baden, ja ſelbſt mit ihren rothen Todfeinden zu fraterniſiren, die endlich ſich die Mühe nahmen, zu ihnen ſelbſt nach Paris zu kommen. Uns armen Deutſchen wurden alle Nationalcharaktere ins Quartier gelegt, um uns wenigſtens die Reiſekoſten zu erſparen.

Der Britte begeht ſeine Lächerlichkeiten aus Freiheitsliebe — der Franzoſe aus Lebhaftigkeit — der Holländer aus Geldſucht — der Spanier und Portugieſe aus Religionsvortheil — der Italiener aus Heftigkeit — Feinheit und Liebe zur Kunſt. Den Deutſchen gehören Nachahmungs- und Titelſucht und zu weit getriebene Beſcheidenheit — weiter gegen Norden hin dürfte man vielleicht Sklavenſinn nennen. Die vorherrſchende Neigung des Engländers iſt Eigenthum — des Deutſchen die Ehre — des Italieners der Geſchmack — des Spaniers Ruhe — des Franzoſen aber der Menſch und die Geſelligkeit — bei dem Britten miſchet ſich überall Sonderbarkeit ein — bei Franzoſen die Galanterie — beim Italiener Bouffonnerie — beim Spanier Andächteleien — beim Deutſchen, wo es halbweg ſein kann, Eſſen und Trinken und Rauchen.

Der Franzmann packt ſich über die Ohren ein, wenn er reiſ't, und geht mitten im Winter in ſeinem Palais royal in Schuh und Chapeau-bas in der leichteſten Kleidung, der Spanier trägt ſeine Eier in Säcken und ſeine Nüſſe in Körben, verkauft die Butter ellen- und das Getränke pfundweiſe, und unſere Damen ſchellen der Zofe, um ſich ein Schnupftuch aufheben zu laſſen und gehen einige Stunden ſpazieren, brittiſche Damen aber ſpeiſen Mittags im wohlverſchloſſenen Speiſeſaal, des Nachts aber im Garten. — Italiener ſind die Einbildungskraft, Franzoſen der Witz, Britten der Verſtand, Deutſche das Gedächtniß ... Ganganelli verglich die vier gebildetſten Nationen mit den vier Elemen-

Digitized by Google

ten. Der Italiener iſt das Feuer, der Franzoſe die Luft, der Engländee das Waſſer, der Deutſche die Erde, die troß ihrer Schwere herrliche Früchte bringt. Das Genie ſelbſt ſchlägl bei dem Teutſchen mehr in die Wurzel, beim Franzoſen in die Blüthe, beim Italiener in die Krone, und bei dem Briten in die Frucht. In den Colonien fingen die Spanier damit an, eine Kirche zu banen, die Britten eine Schenke und die Franzoſen eine Feſtung, in dee abee ein Tanzſaal ſein mußte! Ein Stallmeiſter unterſchied ſogar die Nationen nach der ihnen eigenen Art zu reiten. Die Engländer hüpfen, die Franzoſen ſitzen auf ihren Gäulen wie Schneider und die Italiener wie ein Laubfroſch auf der Wetteeleiter. Die Spanier ſchlafen daranf und die Ruſſen drehen den Oberleib wie eine Doke, nue der Deutſche ſitzt ruhig wie ein Mann, Mann und Pferd ſind eins!

Der Brite iſt Punſch, der Deutſche Wein, der Franzoſe Wein mit Waſſer; Wein mit Waſſer reicht hin, den Franzmann warm zu erhalten, dee Brite muß Punſch haben und dann lärmen ſie, dee Franzoſe hält Maaß — Damen animiren ihn, der Britte genießt ſie, der Deutſche hält ſie kosmopolitiſch gleich; ſeine Begeiſterung kommt von Innen.

Witz und Einbildungskraft ſcheinen mehr zu gedeihen bei müßigen Nationen, wie alle Südländer ſind, da ſie eine fruchtbare Erde, wenig Weiber haben und auf öffentlichen Plätzen und Spazlergängen viel Umgang pflegen, ſo wie die Alten, welche die Arbeiten den Sklaven überließen, und aufs Forum gingen. — Bei beſchäftigten Völkeen, wie die Nordländer, ſchlägt der moraliſche Menſch und der Verſtand mehr vor, und daher fühlen ſie auch im Komiſchen weit eher das Schändliche als das Lächerliche und Witzige. Selbſt die Sprache der germaniſchen Völker iſt energiſch und derb, wie die, die ſie ſpechen. Die ſüdlichen Sprachen ſind weicher, feiner und phantaſievoller, wie die Nationen, die ſie reden. In Europa iſt kaum noch der Mittelſtand irgendwo Ausländer, der Handwerker und Arbeiter aber übeeall zu Hauſe, wie die Souverains und der Adel; überall findet er Ambos und Hobelbank, Knieriemen und Schneiderſitz, Holz und Axt für die Woche, und für die Sonntage — Biee und Wein — ſeine Fidel und ſeine Mädchen!

Nur die Sitten der Orientalen haben noch den entſchiedenſten Abſtand von denen der Europäer und in ſo ferne hatte Napoleon nicht Unrecht, wenn er nue zwei Nationen annahm, Abendländer und Morgenländer, beinahe die umgekehrten Europäer. Barbaren, wie die mongoliſchen und tartariſchen Nomaden, oder die Mauren und Wilde, wie Neger, Amerikaner und Auſtralier verdienen nicht den Namen von Nationen. — Aber höchſt Unrecht hatte der große Mann der großen Nation, als er ſeinen Satz auch praktiſch machen wollte, und die Ideen über Frankreichs Naturgrenzen jedes Jahr ſo ſehr erweiterte, daß bereits Illyrien und die Weichſel dazu gezählt wurde. Der Mann hatte offenbar ſo ein ſineſiſches Reich im Kopfe, das ſo groß und eben ſo bevölkert ſein wird als Europa — aber er vergaß, daß Europäer keine Sineſen ſind. Die Natue ſelbſt ſcheint diejenigen Völker zu ſelbſtſtändigen Nationen beſtimmt zu haben, die eine Sprache ſprechen, einen Charakter haben und duech hohe Gebirgsketten und Meere von einander geſchieden ſind; nichts würde den Frieden beſſer ſichern, als wenn wir dieſem Naturwink folgen wollten. Die Natur will ſo wenig übergroße Städte und giebt uns Winke genug!

In nichts drückt ſich der Nationalcharakter oder das eigene Gepräge der Seelen- und Geiſteskraft und Aeußerungen durch phyſiſche und moraliſche Urſachen motivirt ſo ſpeechend aus, als in der Sprache eines jeden Volkes und die Geſinnungen der Achtung und des Wohlwollens gegen andere, wie der Hang zue Schmeichelei, Kriecherei u. Falſchheit in nichtsſagenden Redensarten, die offenen, redlichen und wahren Völkern durchaus fehlen. In der Sprache lieſt man den Abſcheu oder Liebe gegen gewiſſe Laſter und Schwächen — die Sprache hat Hyperbeln, Bilder und kühne Redensarten, wenn der Sinn für das Natürliche durch Veedorbenheit abgeſtumpft iſt. Der Franzoſe führt ſich vor, wenn er ſpazieet, der Deutſche mißt den Raum und dee Britte wandelt. Die Speache giebt National- wie Sitteneinheit und ſie, Gebirge und Meere ſind die einzigen Völkerſcheidungen. Flüſſe und Ströme ſind nur die Geäder des Weltkörpers — Bindemittel nicht Scheide, die höchſtens künſtlich zu Grenzen, wie Gebirge, Meere und Wüſten werden, wenn ſie Feſtungen haben. Das ewig reiche Meer abee iſt die Mutter, mit der alle eigentliche Nationen durch ihre Flüſſe zuſammenhangen müſſen, wie Kinder durch die Nabelſchnur! — Die größere klimatiſche Reizbarkeit des Südens, die vorzüglich auf Leidenſchaften und den ſechsten Sinn wirkt, mag die Urſache ſein, daß der Morgenländer ſo feſt bei ſeinen Sitten und Gebräuchen beharrt und ſelbſt den Deſpotismus ſo leicht erträgt, denn Sinnlichkeit macht ja ſelbſt im kältern Abendland den Geiſt ſo ſchlaff, daß er in Gottes Namen im gewohnten Joche fortzieht. Eben ſo wirkt dee politiſche Standpunkt einer Nation in Beziehung auf andere, Umfang und Lage des Landes und ihre Kriege auf den Charakter, kurz die ganze Geſchichte der Nation, daher der Unterſchied dee Deutſchen und Holländer verglichen mit Engländern und Schweizern. Italiener halten im Mittelaltee ſtets Kriege, aber immer unglückliche, daher ihre Liſt und Verſchlagenheit und Vielherrſchaft und Unkriegeriſchkeit. — Römer in demſelben Lande balgten ſich herum mit Glück und wurden kriegeriſch und edeldenkend, ſtolz und hochherzig!

Die Natue ſcheint zehn Nationen in Europa zu wollen. Spanier, die das Meer und die Pyrenäen iſoliren, und denen auch das kleine Portugal von Naturrechtswegen gebühret. Italienee, denen gleichfalls die Alpen und das Meer, wie den Engländern ihre Inſeln Grenzen ſetzen. Franzoſen beſchränken von drei Seiten Pyrenäen, Alpen und Meer den Raum ihrer Lebendigkeit, nur von der deutſchen Seite

Digitized by Google

könnte Streit entſtehen ... Schon Sully, Richelieu, Louvois und Colbert ſchrien, der Rhein iſt Frankreichs Naturgrenze, wie zur Zeit Cäſars, und natürlich war Cäſar Napoleon dieſer Meinung. Hermann der Cherusker dachte nber anders und auch wie Dentſche, und haben nun wieder den Rhein, die Nord- und Oſtſee (ſelbſt Dänemark gehört eigentlich zu Deutſchland, die Inſeln etwa abgerechnel), die böhmiſchen und ſchleſiſchen Gebirge, das adriatiſche Meer und die Alpen zur Naturgrenze. Der alte herrliche, heilige Rheinſtrom iſt eigentlich deutſcher Strom — u. nicht Grenze — Ardennen, Vogeſen und Jura ſind Frankreichs Naturgrenzen von deutſcher Seite, und dieſe hätten wir im Frieden behaupten ſollen.

Wir Deulſche werden die Franzoſen nie muthwillig angreifen, ſie aber möchten uns ſchon jetzt wieder angreifen, denn ihre Heiden fanden ungemeinen Geſchmack an dem ſonſt verachteten Deutſchland, und der Theil des Rheins, den man ihnen gelaſſen hat, wird ſie ſtets lüſtern machen nach den Grenzen, wie Straßburgs Thore nach dem reichen Süden, der ohne Schutz iſt. — Wir müſſen nun Kunſtgrenzen gegen den ewigen Erbfeind machen, wenn unſere Nainrgrenze von der Unnatur nicht beeinträchtigt werden ſoll. Wer den kochenden Brei im Keſſel halten will, muß den Rand haben, und dieſen Rand hätten wir wenigſtens im zweiten Frieden 1816 behaupten ſollen. Was nahmen uns dieſe Gallier nicht? und wir, wie wollten dem rührigen unverläſſigen Volk von 28 Millionen nicht die 3 Millionen abnehmen, zu unſerer Sicherheit, die noch heute Dentſche ſind und ihnen nie mit Recht zugehören? Gott gebe, daß daraus nicht der dritte puniſche Krieg entſtehe, und unſere Großmuth oder Uneinigkeit uns gereue!

Die Polen ſcheiden die Karpathen, Sudeten und die pommeriſch märkiſchen Sandhügel von dentſchem Boden — wie die Karpathen die Ungarn von Polen und dieſe der Hämus von den Griechen. Dem Scandinavier bleibt das Land jenſeits der Oſtſee und dem Ruſſen ſeine ungeheuren Steppen, da wo Polen aufhören, von der Oſtſee an bis zum Schwarzen Meere und von da an bis an das Eismeer und an die Küſten von Amerika. — Wir hätten wahrſcheinlich 10 Millionen in Europa, wenn die Nationen — befragt wüeden, und die Klagen der Regierungen, daß die Völker aufrühreriſch und ſchwer zu regieren ſeien, würden ſich von ſelbſt geben — können ſich aber nie geben, wenn die Regierungen es damit wie mit Heerden halten, und ſie in eine ſelbſtbeliebige Zahl von Sennereien vertheilen. — Uralt iſt das juriſtiſche Lexicon: „die Zugabe folgt der Hauptſache,“ — aber wie oft ſind nicht Herrſcherfamilien das Principale und die Nationen nur das Acceſſorium?

Wir werden das Gegentheil ſchwerlich erleben, und daher iſt es ein Troſt, daß Europa dennoch, verglichen mit dem Oriente, das Land der Freiheit iſt, wo von jeher durch den Weitſtreit der Kräfte höhere Kultur ſich entfaltete, die das kleine Land zur Herrſcherin der Erde machte, und der Orient das Land, wo von jeher Einheit vorherrſchte — große Maſſen in den einfachſten Verhältniſſen und in der Ruhe des Deſpotismus! So ſchritt einſt das kleine Griechenland bildend über die ganze Erde, und wer wird dabei an 100 Meilen denken, und es darum herabſetzen? Wenn es nach Quadratmeilen ginge, ſo wären die Kalmücken eins der herrlichſten Völker der Erde, und der ruſſiſche Koloß die größte und merkwürdigſte aller Monarchien, mehr als die Römerwelt und die Welt der Araber!

Ich zweifle, ob man einen denkenden Italiener, Polen oder Sachſen glauben machen kann, daß es ihr Glück erheiſchte, öſterreichiſche, ruſſiſch und preußiſch zu ſein; wahrſcheinlich werden ſie es ſo wenig glauben, als die Amerikaner, daß ſie ſpaniſch oder portugieſiſch bleiben müßten, und daß die Revolution, die mit der Stimmgebung nach Köpfen anfing, geendigt werden müßte mit Vertheilung der Seelen. — Die Grenzen ſind einmal überſchritten — Europa's Sicherheit und Ruhe vor Rußlands und Englands überwiegender Land- und Seemacht beruhet nur auf treuem Zuſammenhalten im Norden zwiſchen Schweden, Preußen, Oeſterreich und Türkei und im Süden zwiſchen Schweden, Dänemark, Niederlande, Frankreich und Spanien — dies iſt die europäiſche Politik des 19. Jahrhunderts. — England und Rußland ſind die vornehmſten Mächte Europa's, jenes, weil es am reichſten, dieſes, weil es am ärmſten iſt, und werden es noch lange bleiben, jenes, weil es durch Heere und Flotten, dieſes, weil es durch Klima, Wüſteneien und wilde und wohlfeile Krieger geſchützt iſt. England und Rußland werden aufhören, die Rolle zu ſpielen, ſobald jenes arm und dieſes reich ſein wird. England muß mit ſeinen Kolonien auch Welthandel und Flotten verlieren — Rußland, ſobald es bebaut und bevölkert ſein wird, muß dann in ſich ſelbſt verfallen und das größte Genie kann ein ſolches Weltreich nicht zuſammenhalten. Und welche Rolle wird dann Amerika ſpielen, wohin der unzufriedene Europäer ſtets auswandern wird? Nach tauſend Jahren möchte ich wiederkommen, wenn bis dahin der Erdball nicht ſelbſt gealtert und geſtorben iſt... Europa altert. — Aſien ſcheint in ruhigen ewigen Deſpotismus verſunken, wie Afrika, das die Sonne zu heiß brennt, um je etwas zu werden. — Amerika iſt bis dorthin höchſt wahrſcheinlich der kultivirteſte Erdtheil — die Leuchte des Erdballs, zu der ſchon jetzt die Weiſen aller Zonen ſegnend und ſehnſuchtsvoll hinſchauen! — Aber der Europäer, der damit zufrieden iſt, blickt nach dem Oriente, dem Paradies der Erde, und er muß zufrieden werden!

Hier tritt Barbarei alle Sicherheit der Perſon und des Eigenthums und jede Freiheit in den Staub mit ihren breiten Deſpotenhufen — hier ſchützet die 500 bis 700 Millionen Menſchen nichts vor Verzweiflung als etwa das, daß der Deſpatismus dieſe Menſchheit bereits ganz unfähig gemacht hat, ſich bis zum europäiſchen Gefühl der Menſchenwürde zu erheben. Wüſtlinge und eitle Weichlinge, auf-

Digitized by Google

gewachſen im Harem und unter Verſchnittenen, hudeln hier in Gemeinſchaft mit Sklavenlieblingen zu Sklaven herabgewürdigte Nationen — Sultane von Kraft, wenn ein Zufall ſolche Ausnahmen auf den Thron wirft, werden wilde Eroberer, ſtatt Väter ihrer Völker — ſie betrachten ſie als Heerden, und die Diener dieſer Sultane halten ſich für die Hirten, die dieſe Heerden — nicht weiden — ſondern ſcheeren und todtſchlagen — der Soldat ſieht ſie als ſeine Beute an, und um den Jammer zu vermehren, laſſen ſich goldgierige Europäer unter ihnen nieder, und die Eiferſucht der Kaufmannsgilden vollendet das Elend dieſer Völker! Wie zufrieden muß der Abendländer ſein, wenn er auf dieſe ſeine Brüder im Morgenlande blickt — der Abendländer, der etwa 160 Millionen ſtark auf dem kleinſten und nicht gerade fruchtbarſten Erdtheile die ganze übrige Welt beherrſcht durch ſeine Kuline! — Und in Afrika und Amerika iſt es nicht beſſer — nur die Kinder der Natur in der Südſee, wo keine Europäer hingekommen ſind, mögen glücklicher ſein als Europäer.

Es iſt ein Glück, daß Inſtinkt — nicht Vaterlandsliebe — jedem ſein Volk und ſeine Heimath theurer macht, als das Ausland. Dieſer animaliſche Trieb bannet den Römer in ſeine Sümpfe wie den Holländer, und den Neapolitaner an ſeinen Feuer und Lava ſprühenden Veſuv, wie den Lappen an den eiſigen Nordpol, an ſein Rennthier und ſeine ſtinkenden Fiſche — den Araber an ſeine brennenden Sandwüſten, wie den Schweizer an ſeine Alpen — wo der Kuhreihen tönet, den er überall höret. Dem unglücklichen Neger iſt kein Waſſer ſo ſüß als das aus dem Brunnen ſeines Dorfes, und kein Baum wirft einen ſo kühlenden Schatten als der Tabba des glücklichen Ortes, wo er des Lebens Frühling und ſeine Freiheit genoſſen hat! Wir nennen die Naturvölker Wilde, ſo wie wir die Thiere in voller Freiheit und Naturgenuß auch wilde nennen, und ſind ſie nicht in der Regel in vollem ungeſtörten Genuß der Natur, der Liebe u. der Freiheit glücklicher als unſere zahmen oder Hausthiere?

Jedes Volk liebt ſeine Nationalthorheiten und Fehler, wie der Einzelne, und wenn auch heutzutage nicht immer von Autochthonen die Rede iſt, wie zu Athen, worüber ſchon Antiſthenes ſpottete u. ſeine Landsleute „Brüder der Schnecken und Raupen“ nannte — wenn auch der Fremdling nicht immer ein Elender heißet, und nicht mehr, wie die Juden, in eigenen fremden Gaſſen leben muß, ſo heißen doch noch heute dieſe Gaſſen an manchen Orten das Elend, und oft genug iſt der Fremde auch noch elend daran. Der Lotos des Homers, der alle vorige Verhältniſſe vergeſſen macht, und einen unwiderſtehlichen Reiz giebt, unter den Lotophagen zu bleiben, wächſt wenigſtens nicht — im Norden. Aber wer in das Land der Bucklichen reiſet, iſt ſicher beſſer daran, wenn er ſelbſt einen Buckel hat, oder handelt weiſe, wenn er in Ermanglung eines natürlichen ſich einen künſtlichen anſchnallt — die Bewohner Eutins hören es weit lieber, wenn man den Namen ihres niedlichen Städtchens von Wohlfahrt, und nicht von dem plattdeutſchen ut un in (ſo kleine) ableitet, wie man in Mecklenburg leicht annehmen kann, daß die Schriftſteller des Mittelalters unter — Megalopolis Mecklenburg und keineswegs Conſtantinopel verſtanden haben. Ich rathe Jedem zu Donaueſchingen den Schritt über die Donau zu machen, wobei man durchaus nichts wagt, und ſich mit dem Glauben empfiehlt, wie mit jedem andern Glauben, den man mit Andern theilt, und in Weſtphalen über die ſchöngeſcheuerten Zinnteller und Schüſſeln, die ſich traulich an die Nachttöpfe anſchließen, nicht zu ſpotten — beide ſind nur zum Staate! Jener Oeſterreicher empfahl ſich wenig, der ſich mit beiden Füßen auf die Donauquelle ſtürzte und ausrief: „Die werden ſich wundern, wenn ihre Donau ausbleibt.“

Es gilt von allen Nationen, was Voltaire von der brittiſchen ſagt: „Oben Schaum, unten Kaffee, in der Mitte das Beſte!“ Alle Nationen halten ihre Nation und ihr Land für das beſte, wie Jeder ſeine Küſte — nur nicht die Deutſchen. Im Großen gleichen ſich alle Europäer, und da ſich die Stärke des Patriotismus nach der Größe der Volkseigenthümlichkeiten richten ſoll, ſo tritt in dem heutigen Europa an die Stelle deſſelben das hohe:

Dort iſt das Vaterland, wo es gut iſt,

oder **Nationalfarbe und Nationalkokarde.**

Die Nationalfarbe der Britten iſt ſcharlachroth — die portugieſiſche braun — die ſpaniſche blutroth. Die berühmte ſtolze Tricolorfarbe der Franzoſen iſt zur beſcheidenen einfachen weißen zurückgekehrt, und ob die Italiener noch die grüne — die Farbe der Hoffnung tragen, weiß ich nicht. Die ruſſiſche Nationalfarbe aber iſt grün, gelb und ſchwarz — die polniſche blau und karmoiſin — die ſchwediſche blau und gelb — die däniſche roth und weiß — die niederländiſche orange — und wir Deutſchen — die beſcheidenſte aller Nationen unſere Nationalfarbe war, als wir noch einen Kaiſer hatten — ſchwarz mit Gold, was noch die öſterreichiſchen Farben ſind. Preußen hat ſchwarz mit Silber genommen — Baiern weiß und blau — Sachſen weiß und grün — Württemberg roth und ſchwarz — Baden roth und gelb — Heſſen roth und weiß — u. ſ. w.

Wir Deutſche ſind von allen Farben — aber dennoch deutſche — Brüder, und in Hinſicht der Welt ſind wir ja alle Brüder und ich kenne nur zwei verſchiedene Völker, wie Menſchen auch, die guten und die böſen. Nach der Betrachtung des geſtirnten Himmels giebt es für den denkenden Geiſt kein lehrreicheres und angenehmes Schauſpiel als die Erde und ihre Bewohner mit dem Gedanken zu umfaſſen und die Menſchenkinder völkerweiſe vor dem Auge der Seele die Muſterung paſſiren zu laſſen, welchen Verſuch wir jetzt wagen wollen. Unſer Erdwaſſerbett enthält 9,288,000 Quadratmeilen, wovon zwei Drittel mit Waſſer bedeckt ſind und von den drei Millionen feſten Landes müſſen wir wieder Wüſten, Moräſte, Wälder, Wald-, Berg- und Eisländ-

der abrechnen, die der Bevölkerung Hinderniſſe in den Weg legen. Jede Quadratmeile kann 3000 Menſchen bequem ernähren, folglich könnten immerhin, nach Abzug jener Hinderniſſe, 5—6000 Millionen Menſchen ſein, deren wir aber nur 1000 bis 2000 Millionen zählen! Wir kennen kaum die Hälfte des Erdbodens, und da die Tiefen des Oceans beinahe Dreiviertel unſerer Kugel decken, ſo iſt kaum ein Achtel der Erdoberfläche unſern Augen aufgethan. — Genug bleibt alſo auch unſern Gelehrten Arbeit übrig, wir wiſſen aber bereits, daß der Erdball nicht ſo groß iſt, als Manche ſich einbilden, und eine Ameiſe verdient nicht ihre Nahrung, wenn ſie zu träge iſt, ſolche am andern Ende des Haufens aufzuſuchen.

Naturgeſchichte.

Von C. G. Rau.

Das Thierreich.

Wie die Pflanzen aus Saamen, ſo entſtehen die Thiere aus Eiern, theils ſchon im Mutterleibe, theils außer demſelben. Ihre Nahrung finden einige in ihrer erſten Lebensperiode an der Mutterbruſt, ſpäter aber nehmen ſie, wie die übrigen, dieſelbe aus dem Reiche der Pflanzen und Thiere. Um aber die Nahrung aufzunehmen, zu verdauen und die Ernährung und das Wachsthum des Leibes zu befördern, haben ſie verſchiedene Organe. Die Thiere können ſich ferner, entweder unmittelbar, nachdem ſie auf die Welt gekommen ſind, oder wenn ſie eine gewiſſe Altersſtufe erreicht haben, freiwillig bewegen und von einem Orte zum andern gelangen. Auch die niederen Thiere, welche lebenslang an einem Orte feſtſitzen, haben doch eine Bewegung des Leibes und der Gliedmaßen aus eigenem inneren Antriebe. Endlich haben die Thiere Empfindung für äußere und innere Einflüſſe, z. B. für Wärme und Kälte, Berührungen und Verletzungen. Haben ſie ein gewiſſes Alter erreicht, ſo erfolgt der Tod.

Der Leib der vollkommeneren Thiere iſt deutlich in Kopf, Rumpf und Gliedmaßen geſchieden. In der Kopfhöhle befindet ſich das Gehirn, von welchem, ſowie von dem verlängerten Hirn- und Rückenmark die Nerven ausgehen. Die Nerven ſind die Organe der Empfindung und vermitteln die Thätigkeit der Sinne. In dem Rumpf befindet ſich die Bruſt- und Bauchhöhle, welche durch das Zwerchfell geſchieden ſind. In ihnen befinden ſich die Organe der Ernährung, nämlich der Magen mit den Gedärmen, der Leber, die Milz, das Herz und die Organe des Athmens, die Lungen. Die Organe der Bewegung ſind die Muskeln, gewöhnlich Fleiſch genannt. Die Bewegung geht von dem Willen der Seele (?) aus u. theilt ſich den Nerven mit; dieſe wirken auf die Muskeln und dieſe ziehen ſich zuſammen und dehnen ſich wieder aus. Bei den vollkommeneren Thieren iſt überdieß ein Knochengerüſte oder Skelet vorhanden zum Anhaltspunkt für die Muskeln.

Unter den höheren Thieren finden wir bewundernswürdige Kunſttriebe, z. B. im Bau ihrer Neſter und Wohnungen. Dieſen geheimnißvollen Naturtrieb nennt man Inſtinkt. Sie handeln dabei auf eine unbewußte Weiſe, während der Menſch aus Ueberlegung handelt. Sie machen ihre Arbeiten das eine Mal wie das andere Mal, nicht vollkommener und nicht ſchlechter, indeſſen der Menſch raſtlos vorwärts ſchreitet und immer Neues ſchafft. Ihm allein ſind Vernunft und Verſtand verliehen und Sprache und Schrift, und ein unſterblicher Geiſt, der ihn ſeinen Schöpfer erkennen läßt.*)

Der Aufenthalt der Thiere iſt ſehr verſchieden. Die Bibel theilt ſie in Waſſerthiere, Luftthiere und Landthiere; letztere leben theils unter, theils auf, theils über der Erde auf Bäumen. Viele ziehen, wenn der Winter kommt, in wärmere Gegenden, während andere ſich in ihre Schlupfwinkel verkriechen und in einen Winterſchlaf fallen. Viele ſchlafen bei Tag und gehen des Nachts auf ihren Raub aus. Viele leben in Geſellſchaften, während andere einzeln leben.

Sehr verſchieden iſt auch ihre Lebensdauer; manche leben nur einige Tage oder Wochen, während andere, z. B. der Elephant, ein ſehr hohes Alter erreichen. Es giebt Fiſche, die 100, ja 200 Jahre alt werden, z. B. der Hecht. Manche haben ein ſehr zähes Leben, z. B. Amphibien, die Jahre lang ohne Nahrung in Eisſchollen eingeſchloſſen waren.

Aehnlich wie mit der Verbreitung der Pflanzen verhält es ſich auch mit der Verbreitung der Thiere auf dem Erdboden. In der heißen Zone iſt es nicht allein der Reichthum, ſondern auch die Mannigfaltigkeit und Größe der Thierformen, die uns in Erſtaunen ſetzt. Nicht ſo bevölkert ſind die gemäßigten Zonen, obwohl immer noch zahlreiche Geſchlechter und Arten vorhanden ſind; insbeſondere die Nagethiere und Wiederkäuer, zahlreiche Arten von Singvögeln, Hühner- und Waſſervögel, auch Inſekten; dagegen wenig Eidechſen, Schlangen und andere Amphibien. Die kalte Zone iſt die ärmſte an Thieren. Da hauſen vorzüglich die Rennthiere, Elennthiere, Robben und Wallfiſche; hingegen wenig Vögel und faſt keine Inſekten.

Bekannt iſt der mannigfaltige Nutzen der Thiere.

Nach ihrer innern und äußern Geſtaltung zerfallen die Thiere in vier Hauptabtheilungen: Pflanzenthiere, Weichthiere, Gliederthiere und Knochenthiere.

*) Ja, erkennen und auch läugnen läßt. L.

Die Pflanzenthiere.

Sie haben ihrer äußern Geſtalt nach viel Aehnlichkeit mit den Pflanzen. Ihr Leib beſteht aus einer durchſichtigen, gallertartigen (ſchleimigen) Maſſe und iſt eigentlich blos ein Magen oder Darm, in welchem außer einem Eierſtock nur undeutliche Spuren von Gefäßen ſich zeigen. Es gehören dahin die Infuſionsthierchen, Polypen und Quallen.

Die Infuſions- oder Aufgußthierchen, die in allen ſtehenden Waſſern zu Millionen enthalten ſind und nur durch das Vergrößerungsglas, nicht aber mit bloßem Auge wahrgenommen werden können. Nach ihrer Geſtalt heißen ſie: Punktthierchen, Kugelthierchen, Stabthierchen, Scheibenthierchen u. ſ. w.

Die Polypen, ſchlauförmige Thierchen mit Fangarmen um den Mund. Ihre Fortpflanzung geſchieht durch Eier und Sproſſen. An irgend einem Theile des Leibes bildet ſich ein oder mehrere Wärzchen, die zu einem neuen Thierlein erwachſen und ſo lange mit dem Alten in Verbindung bleiben, bis ſie ausgewachſen ſind. Nach ihrem Aufenthalt theilt man ſie in Süßwaſſerpolypen, z. B. der grüne Armpolyp, und in Meerpolypen. Letztere bewohnen meiſt feſtſitzende Gehäuſe, deren Maſſe ſie aus ihrem Leibe abſondern und die man im Allgemeinen Korallen nennt. So z. B. das Korallenmoos, die Edel- oder Blutkoralle, die Punkt- und Sternkorallen, welche im Meere die Koralleninſeln aufführen, die Seefeder und andere.

Die Quallen oder Meerneſſeln, manche von ſo weicher Subſtanz, daß ſie einem auf der Hand zerfließen; andere geben bei ihrer Berührung einen brennenden Saft von ſich, der ebenſo brennt und auf der Haut ebenſo rothe Flecken erzeugt, wie die Neſſeln. Sie finden ſich faſt in allen Meeren, unmittelbar unter der Oberfläche des Waſſers oder doch in geringer Tiefe. Sie ſind meiſtens hut- oder ſcheibenförmig geſtaltet, wie unſere Pilze. An der untern Seite haben ſie eine Mundöffnung, die zu einem Magen führt, von welchem nach dem Rande hin Saugadern ziehen, welche frei ins Waſſer herunterhängen; mit denſelben ergreifen ſie ihre Nahrung, die in kleinen Fiſchen und ſchleimigen Waſſerthieren beſteht. Intereſſant für den Seefahrer iſt das wundervolle Farbenſpiel, das man am Tage bei vielen Arten wahrnimmt, ſowie das herrliche Leuchten bei Nacht.

Die Weichthiere.

Sie haben einen weichen, fleiſchigen Körper, der meiſt mit einer harten Schaale bedeckt iſt. In ihrem Leibe findet ſich ein Herz mit Adern und Kiemen. Es gehören dahin die Muſcheln, Schnecken und Kraken oder Ruderſchnecken.

Die Muſcheln ſind meiſt mit zwei Schaalen verſehen, das Thier ohne Kopf, Augen und Fühlhörner, hat nur eine Mundöffnung an dem einen und eine Afteröffnung am andern Ende. Der vordere fleiſchige Theil des Bauches verlängert ſich bei vielen in einen Fuß, womit die Thiere fortkriechen, auch ſich einbohren können, z. B. die Malermuſchel, die Auſter, die Perlenmuſchel, die Bohrmuſchel, die Rieſenmuſchel.

Die Schnecken leben theils auf dem Lande, theils in Flüſſen, theils im Meere. Einige ſind nackt, während die meiſten ein einſchaliges Gehäuſe haben. Auf dem vom Leibe nicht deutlich geſchiedenen Kopf ſtehen gewöhnlich vier Fühlhörner, wovon die zwei längſten an der Spitze die Augen tragen. Die Meerſchnecken leben ſämmtlich von Fleiſch und ſaugen gewöhnlich andere Thiere aus. Mit den hornigen Zähnen ihres Rüßels bohren ſie in die dickſten Schaalen. Die Land- und Flußſchnecken freſſen Pflanzen. Die bekannteſten ſind: die Wegſchnecken, die Ackerſchnecke oder Gartenſchnecke, die Weinbergſchnecke, die Buſch- oder Gartenſchnecke, die Porzellanſchnecken, die Purpurſchnecke, das Rieſenrohr.

Die Ruderſchnecken oder Kraken leben ſämmtlich im Meere und kommen wenig im menſchlichen Verkehr vor. Z. B. der Clio oder das nordiſche Wallfiſchaas, das Schiffboot, das Papierboot, die Dintenſchnecken.

Die Gliederthiere.

Sie haben einen vielfach gegliederten Leib und vollkommenere Organe zum Athmen, als die Thiere der vorigen Abtheilung, indem bei vielen derſelben wirkliche Luftröhren gefunden werden. Es gehören dahin die Würmer, Krebſe und Inſekten.

Die Würmer haben faſt durchgängig einen walzenförmigen Leib, an welchem ſich weder Kopf, noch Bruſt, noch Bauch unterſcheiden laſſen. Sie leben alle im Waſſer oder wenigſtens in feuchter Erde. Sie theilen ſich wieder in Weißwürmer oder Eingeweidewürmer, Rothwürmer und Sternwürmer. Zu den erſten gehört: der Bandwurm, der bei Kindern ſo häufige Spulwurm, der Pfriemenwurm, der Blaſenwurm, der Medinawurm.

Die Rothwürmer unterſcheiden ſich von den Weißwürmern nicht allein durch das rothe Blut, das ſeinen Umlauf in einem vollkommenen Syſtem von Artereien und Venen macht, ſondern auch dadurch, daß ſie ihren walzigen, in eine Menge Ringel getheilten Körper in der Regel ſehr verlängern und verkürzen können. Sie leben ſämmtlich in der freien Natur und zwar die meiſten im Meere, in ſenkrechten Erdlöchern, wenige kriechen im Schlamm herum, wie der Blutigel, und der Regenwurm begnügt ſich mit feuchter Erde.

Die Sternwürmer finden ſich blos im Meer und kriechen gewöhnlich mit dem Munde nach unten am Boden herum. Sie erreichen eine beträchtliche Größe; manche werden mehrere Fuß lang und faſt armsdick; andere werden fauſtgroß, noch andere breiten ſich ſternförmig aus, größer

Digitized by Google

als Teller. Sie leben von Krebſen und Schalthieren, z. B. der Seeigel, Seeſtern, Schlangenſtern, Lilienſtern.

Die Krebſe oder Kraben. Dieſe Thiere begreifen unter ſich die Aſſeln, Krebſe und Spinnen. Der hornartige Leib iſt nicht deutlich in drei Theile geſchieden. Sie legen nicht beſonders viel Eier, aber auf eine mannigfaltige Weiſe. Die meiſten tragen ſie mit ſich herum, entweder am Bauche, oder in einem Sack von Fäden, wie manche Spinnen. Die Scorpionen bringen lebendige Junge zur Welt. Der Aufenthalt iſt ſehr mannigfaltig; indeſſen leben die meiſten im Waſſer und athmen durch Kiemen. Diejenigen, welche ſich in der Luft aufhalten, haben Luftblaſen und Luftröhren. Sie ſind meiſtens fleiſchfreſſend und oft blutſaugend. Z. B. die Mauerasſel, die Panzeraſſel, die Bandaſſel oder Hundertfuß; — der Flußkrebs, der Meerkrebs oder Hummer, der Taſchenkrebs, die Krabbe — die Milben, Zeken und Spinnen, als: Hausſpinne, Kreuzſpinne, Vogelſpinne, Tarantel, die Habergeißen und Weberknechte, der Skorpion, der Bücherſcorpion.

Die Inſekten leben ausſchließlich in der Luft, welche ſie durch Oeffnungen an den Seiten des Leibes einziehen. Ihr Körper iſt deutlich in drei Theile geſchieden. Die Zahl der Füße iſt ſechs oder durch ſechs theilbar. Auch der Mund iſt bei den meiſten Inſekten aus ſechs Haupttheilen gebildet, nämlich aus vier ſeitlich ſtehenden Kinnbacken und den beiden oben und unten ſtehenden Kinnladen. Die Inſekten entſtehen aus Eiern, die ſie immer an ſolche Orte legen, wo die Jungen ſogleich ihre Nahrung finden. Beſonders merkwürdig iſt ihre Verwandlung, nach welcher aus den Eiern erſt Larven (Maden, Raupen), dann Puppen und zuletzt die Inſekten entſtehen. Sehr verſchieden iſt ihr Aufenthalt, ihre Lebensart und ihre Nahrungsweiſe. Es giebt Pflanzen freſſende, Fleiſch freſſende und Alles freſſende. Im Bau ihrer Neſter übertreffen ſie nicht ſelten die Vögel. Endlich iſt der Nutzen und Schaden, welchen ſie dem Menſchen verurſachen, größer, als bei irgend einer andern Thierklaſſe, wenn man die Säugethiere ausnimmt.

Die Käfer: der Roßkäfer, Maikäfer, Goldkäfer, Hirſchkäfer, Fichtenkäfer, Todtengräber, Goldlaufkäfer, Bockkäfer, Rüßelkäfer, Johanniswürmchen, das Sonnenkäferlein.

Die Schmetterlinge: der Apollo, Schwalbenſchwanz, Trauermantel, Schillerfalter, Bläulingfalter, Weißling, Wolfsmilchvogel, Todtenkopf, das Abendpfauenauge, Nachtpfauenauge, der Seidenſpinner, die Weidenraupe, die Spanner, die Motten (Kleider-, Pelz-, Getraidemotten.)

Geradflügler: die Heuſchrecke, die Wanderheuſchrecke, die Haus- und Feldgrylle, die Werre oder Maulwurfsgrylle, die Schabe, das Ohrwürmchen.

Die Netzflügler: die Waſſerjungfern, das Haft- oder Uferaas, die Florfliege, die weiße Ameiſe oder Termite.

Die Bienen- und wespenartige Inſekten: die Gallwespe, die Schlupfwespen, die eigentliche Wespe, die Biene, die Ameiſe.

Die Wanzen: die Bettwanze, die Beerenwanze, die Blattlaus, die Schildlaus.

Die Mücken oder Zweiflügler: die Breme, die Viehbremſe, die Stechfliege, die eigentliche Fliege, die Stechmücke, die Wieſenſchnacke.

Die ungeflügelten Inſekten: die Laus, der Floh.

Knochen oder Wirbelthiere.

Sie ſind ihrer innern Ausbildung nach als die vollkommenſten Thiere anzuſehen, denn man findet bei ihnen ein eigentliches Knochen-, Muskel- und Nervenſyſtem. Es gehören hiezu die Fiſche, Amphibien, Vögel und Säugethiere.

Die Fiſche leben ſämmtlich im Waſſer; nur wenige, welche verſchließbare Kiemenlöcher haben, wodurch das Waſſer aufbewahrt wird, können es auf eine kurze Zeit verlaſſen, wie die Aale. Im ſüßen Waſſer finden ſich verhältnißmäßig viel weniger, als im Meer, auch ſind ſie in den wärmern Theilen der Erde viel zahlreicher und mannigfaltiger, als in den gemäßigten und kalten. Die äußere Geſtalt derſelben iſt ſehr mannigfaltig; die gewöhnliche und daher regelmäßige Geſtalt der Fiſche iſt die elliptiſche; es giebt aber auch wurmförmige, kugelrunde ꝛc.

Ihre Haut iſt entweder ganz nackt und dann ſchleimig, oder mit Schuppen bedeckt. Zum Schwimmen dienen ihnen die Floßen. Sie haben viele Zähne; ſelbſt die Zunge und der Gaumen ſind mit Zähnen beſetzt. Die Naſe öffnet ſich nicht in die Mundhöhle. Das Ohr hat keine Oeffnung nach außen. Die Augen haben keine Lider und ſtehen bei den regelmäßigen Fiſchen an der Seite des Kopfes, bei den unregelmäßigen aber eben auf dem Scheitel. Die Lunge der Fiſche iſt eine Blaſe ohne Zellen, welche ihnen zum Heben und Senken im Waſſer dient. Manchen fehlt ſie jedoch gänzlich. Ihre vorzüglichſten Athemorgane ſind die Kiemen zu beiden Seiten des Halſes, welche aus knöchernen Bögen und Blutgefäßen beſtehen und von dem darüber liegenden Kiemendeckel bedeckt werden. Der Fiſch athmet, indem er Waſſer in den Mund zieht und ſelbiges durch die Kiemen wieder ausſtößt, wobei die in dem Waſſer enthaltene Luft mit dem Blute in Verbindung kommt. Die ſogenannten Milchſäcke bei den Männchen enthalten eine milchartige Flüſſigkeit, voll von Infuſionsthierchen. Das Weibchen hat zwei, aus unzähligen kleinen Eierchen (Rogen) beſtehenden Säcke, welche man Eierſtöcke nennt. Das Weibchen legt ſeine Eier an einer ſonnigen, nicht gar tiefen Stelle ins Waſſers und das Männchen befruchtet ſie, indem es ſeinen Milchſaft darauf ſpritzt. Einige Fiſche gebären auch lebendige Junge.

Die meiſten freſſen Fleiſch und man nennt diejenigen welche andere Fiſche wegfangen, Raubfiſche.

Die Zahl der Eier geht ins Unglaubliche. Bei den Häringen hat man 40,000 berechnet, in einem Karpfen 300,000.

Digitized by Google

Den Hauptnutzen leiſten die Fiſche dem Menſch-n als Nahrungsmittel und ſind als ſolches äußerſt wichtig. Im Binneniande dienen ſie Tauſenden von Menſchen zum Unterhalle oder zur Labung; an den Meereoküſten aber ſind ſie für Millionen das elnzige odee doch das hauptſächlichſte Nahrungsmittel.

Da belm Laichen die Fiſche an beſcheänkten Orten, am Strande oder In Bächen, In Menge zuſammen kommen, ſo werden die meiſten um dieſe Zelt geſangen. Es muß aber geſchehen, ehe ſie den Lalch und Mitch abgeſetzl haben, well ſie nachher mager, ſchlaff und unſchmackhaſt werden.

Unregelmäßige Fiſche: die Prike odee das Neunauge (Lamprete), die Rochen, dle Haiſiſche, der Hammerſiſch, der Sägeſiſch, dee Stör, der Hauſen, die Grippe, der Wels, der Finßaal, dee Zitteraal, dee Kabeljau oder große Stockſiſch, der Schellſiſch, die Scholle oder Butte.

Regelmäßige Fiſche: der Thunſiſch oder Rieſenmakreie, der Schwertſiſch, der Fiußbarſch, die Grundel oder Schmerle, der Karpſen, der Weißſiſch, der Salm oder Lachs, die Foeelle, der Häring, die Sardelle, der Hecht, die Barbe.

Die Amph:bien, zu denen man Fröſche, Schildkröten, Schlangen und Eidechſen rechnet, haben alle laltes Blut und athmen durch Lungen, obgleich manche In ihree erſten Lebensperiode (als Quappe) auch durch Kiewen athmen. Die Nasiöcher öffnen ſich nach hinlen in den Mund. Die Ohren ſind auswendig verſchloſſen, indem die Haut eben darüber wegiänſt; dennoch iſt das Gehör lhe feinſter Sinn. Die Augen laſſen ſich nicht drehen. Sie halten ſich gerne verborgen; manche im Waſſee, manche an feuchten Orten, manche in Erdlöchern, oiele aber auch, beſonders Schlangen und Eidechſen, auf Bäumen.

Die Eier ſind meiſtens mit einer zähen Haut, theilweiſe mit einer kalkigen Schaale umgeben. Fröſche und Molche haben kleine ſchieimige Eier.

In heißen Ländern ſind die zahlreichſten, beſonders die Schlangen und Eidechſen. In gemäßigten Ländern halten alle einen Winterſchlaf.

Sie leben, mit Ausnahme mancher Schildkröten, ſämmtllch von Thieren und zwar von lebendigen. Todtes rühren ſie nicht an und warten daher immer, bis ſich das Thier bewegt, ehe ſie es verſchlingen. Es häuten ſich alle. Sie ſind die elnzlge Klaſſe, worin tödtliches Gift vorkommt. Der Nutzen beſchränkt ſich auf das Fleiſch der Fröſche und Schildkröten und das Schildkeot.

Feöſche: der Waſſermolch, der Erdmolch, der Laubfroſch, der Waſſerfroſch, der Gras- oder Brachfroſch, die Waſſerkröten oder Unken, die Landkröten.

Schlldlröten: die Landſchildkröte, Sumpfſchildkröte, Flußſchildlröte, Rieſenſchiidlröte.

Schlangen: die Waſſerſchlangen, die Rieſenſchlangen, dle Ottern, dle Nattern, die Brillenſchlange, die Klapperſchlange.

Eidechſen: die Blindſchleiche, die gemeine Eidechſe, die Kammeidechſe, die Flatiereidechſe, die Rolleidechſe oder Chamäleon, die Krokodile.

Die Vögel haben rothes warmes Blut, Federn, Flügel und zwei Füße mit Zehen, die bei manchen duech Schwimmhäute verbunden ſind. Die Zahl der Eier, welche auf eine Brut gelegt werden, iſt ſehr verſchieden und wechſelt zwiſchen 1—20; doch bleibt die gewöhnliche Zahl zwiſchen 6—12. Kleine Vögel legen, ſo lange ihre Legzeit dauert, jeden Tag, meiſt des Morgens ein Ei; große Vögel ruhen meiſt einen Tag um den andern, oder jedesmal nur den dritten Tag. Sie bauen für die Eier künſtiiche Neſter. Die Dauer der Brütezeit richtet ſich zirmlich nach der Größe der Vögei. Kleine Singvögel brüten 13—14 Tage, das Huhn 20—21 Tage, die Gans 4, der Schwan 5 Wochen. Die Jungen kommen in der Regel nackt ans dem Ei oder nur mit wenig Flaum bedeckt, der aber bei den Höheeen ſchnell wächst, ſo daß ſie nach wenig Tagen davon lauſen und ihre Nahrung ſelbſt ſuchen können. Den andeen muß das Futter, das faſt allgemein aus thieriſchen Stoffen beſteht, ins Neſt getragen, d. h. ſie müſſen geätzt werden. Man nennt dieſe Neſthockee; die andern Neſtflüchter.

Bei keiner Thierklaſſe iſt die Nahrung ſo mannigfaltig wie bei den Vögeln, und ſie ſchließen ſich hierin den Inſekten an.

Der Auſenthalt der meiſten iſt doch in der Luft, auf Bäumen, Thürmen, Felſen; manche laufen faſt beſtändig auf dee Erde umhee; viele andere endlich ſchwimmen auf dem Waſſer und gehen nur aufs Land, um zu brüten.

Ein Theil bleibt immer in derſelben Gegend, wie die Speelinge, Meiſen, Spechte, Raben, Repphühner u. dergl. und heißen daher Standvögel. Andere ſtreichen um dee Nahrung willen in andere Gegenden, wie die Hänflinge, Diſteifinken, Droſſein u. dergl. und heißen daher Strichvögel. Andere endlich gehen wegen Mangel an Wärme und Nahrung in ganz entfernte Länder, wie die Nachtigallen, Wachteln, Schwalben, Störche, wilde Gänſe u. dergl. und heißen daher Zugvögel.

Sie dienen dem Menſchen durch lhe Fleiſch, ihre Federn und Eier und ergötzen ihn durch iheen Geſang und ihr buntes Geſieder.

Sperlingartige Vögel: der Zaunkönig, das Goldhähnchen, die Geasmücke, der Schwarzkopf, die Nachtigall, das Rothſchwänzchen, Roth- und Blaukehlchen, die Bachſtelze, die Droſſeln, die Goldamſel, der Würger oder Dorndrehee, die Schwalben, die Meiſen, die Ammern, die Leechen, die Finken (wozu der Sperling) der Staar, der Rabe, die Krähe, der Heher, die Tauben.

Die Klettervögel: der Kolibri, der Baumläſee, die Spechtmeiſe, der Wiedehope, der Eisoogel, der Specht, der Kukuk, die Papageien.

Raubvögel: die Enlen, die Falken, Habichte, Adlee, Geiee.

Hühnervögel: der Pfau, der Truthahn, das Perl-

huhn, dir Haushühner, die Faſanen, der Auerhahn, der Birkhaha, dir Wachtel, das Rapphuhn.

Stelzvögel: der Strauß, der Kaſuar, der Trappr, der Kibitz, der Kranich, der Reiher, die Rohrdommel, der Storch, der Ibis, die Schnepfen, das Waſſerhuhn, der Flamingo.

Schwimmvögel: der Sturmvogel, die Möven, die Seeſchwalbe, der Pelikan, dir Enten, dir wilde oder Schneegans, die zahme Gans, der Schwan.

Dir Säugethiere ſtehen in ihrer ganzen leiblichen Bildung und Entwicklung dem Menſchen am nächſten. Sie haben warmes, rothes Blut, gebären lebendige Junge und ſäugen dieſe an Brüſten. Ein Theil von ihnen ernährt ſich aus dem Pflanzenreich, ein anderer frißt thieriſches Fleiſch. Der Menſch findet in dieſer Klaſſe ſeine vorzüglichſten, wichtigſten Hausthiere. Man theilt ſie ein (nach Oken) in:

Nagmäuſe: die Blind-, Haus- und Feldmaus, die Haus- und Wanderratte, der Hamſter, der Biber, das Murmelthier, der Siebenſchläfer, die Haſelmaus, das Eichhörnchen, das Stachelſchwein, das Kaninchen, der Haſe, das Meerſchweinchen.

Kaumäuſe: das Schnabelthier, der Ameiſenbär, das Schuppenthier, das Gürtelthier, die Faulthiere, die Beutelratte und das Känguru.

Raubmäuſe: der Maulwurf, die Spitzmaus, der Igel, die Fledermäuſe.

Hufthiere: der gemeine Wallfiſch, der Pottwal, der Narwal oder See-Einhorn, der Delphin, — das Flußpferd, das Schwein, der Elephant, das Nashorn, der Tapir, — das Zebra, der Eſel, das Pferd, — das Lama, das Kameel, das Trampelthier, das Biſam- oder Moſchusthier, der Hirſch, das Reh, das Rennthier, das Elennthier, die Giraffe, das Schaf, die Ziege, dir Gemſe, der Ochs.

Nagelthiere: das Wollroß, die Robben oder Seehunde, die Fiſchotter, der Marder, das Wieſel, das Hermelin, der Iltis, der Vielfraß, der Dachs, der Fuchs, der Wolf, der Hund, die Hyäne, die Katze, der Luchs, der Leopard, der Panther, der Tiger, der Löwe, der Bär, — dir Affen.

Römiſche Geſchichte.

Von Dr. W. Wägner.

Tiberius.

Regierung.

Was Livia mit unermüdlicher Beharrlichkeit und berechnender Klugheit Jahre lang auf guten und ſchlimmen Wegen verfolgt hatte, war erreicht; ihr Sohn Tiberius Claudius Nero hatte jetzt die erſehnte Alleinherrſchaft in den Händen. Er ſtand ſchon im 56ſten Lebensjahre, als er die Zügel der Gewalt, dem Anſcheine nach, nicht ohne Widerſtreben an ſich nahm, und ſeine Einſicht in die Verhältniſſe des Staates, ſeine Erfahrung im Kriege, überhaupt ſein gereifter, klar ſchauender Verſtand, berechtigten zu großen Hoffnungen. Er aber ſchien anfangs die gehegten Erwartungen noch zu übertreffen. Er ſprach im Senate die denkwürdigen Worte: „Ich habe euch oft geſagt, verſammelte Väter, und wiederhole es jetzt: ein guter und heilbringender Fürſt, den ihr mit ſo umfaſſender Gewalt bekleidet habt, iſt ein Diener des Senats, der geſammten Bürgerſchaft und meiſtentheils ſogar ein Diener der einzelnen Bürger. Dies geſagt zu haben, gereut mich nicht, da ich in euch ſtets gerechte u. wohlwollende Herren gefunden habe.“ „Der Fürſt ein Diener des Staates,“ das iſt eine Regel, der jeder Regent, in Gold eingegraben, bei Tag u. bei Nacht auf der Bruſt tragen ſollte, damit er nicht im berauſchenden Genuſſe der irdiſchen Größe ſeine heiligen Pflichten vergeſſe. Tiberius war vielleicht der erſte Monarch, der ſie ausſprach. Sie entſprang aus ſeiner richtigen Einſicht von dem Weſen der monarchiſchen Verfaſſung und war demnach keineswegs ein Ausfluß der ihm eigenthümlichen Vorſtellung. Daher erklärte er ferner, in einem freien Staate müſſe Rede und Gedanke frei ſein, und ertrug gelaſſen Widerſpruch, ja ſogar Schmähreden; den Senat aber, der Unterſuchungen darüber anſtellen wollte, wies er zurück, indem er ſagte, daß unter ſolchem Vorwande Jedermann ſeine Privatfeinde anſchwärzen könne, und daß man wichtigere Geſchäfte zu betreiben habe. Er ſelbſt ging in Thätigkeit den Dienern des Staates voran, hielt ſtets auf Befolgung der Geſetze, ordnete die Einnahmen und Ausgaben mit ſo weiſer Sparſamkeit, daß ſich jedes Jahr ein namhafter Ueberſchuß ergab. Die übermäßigen Geſchenke an den müßigen Pöbel und an das geldgierige Kriegsvolk beſchränkte er ohne Scheu vor Meutereien; dagegen gab er bei öffentlichen Unglücksfällen, bei Erdbeben, Brand, Ueberſchwemmungen reichliche Unterſtützungen. Die Beamten und Statthalter hielt er unter ſcharfer Aufſicht; er duldete keine Ueberſchreitung ihrer Amtsgewalt, ließ aber tüchtige und beliebte Männer viele Jahre in ihren Stellen, wodurch der Wohlſtand der Provinzen nicht wenig gefördert wurde. In Rom ſelbſt ſchaffte er die Volks-Comitien, die zum Scheine noch beſtanden, ohne Umſtände ab und übertrug ihre Geſchäfte dem Senat.

Gleich zu Anfang ſeiner Regierung erhoben ſich in wildem Aufſtande die Legionen am Rhein und an der Donau; allein letztere wurden durch eine Mondfinſterniß in Schrecken geſetzt und unterwarfen ſich; jene beſiegte Germanicus, der ſein Leben dabei wagte. Vielleicht weckte ſchon dieſe erſte Erfahrung den Dämon des Argwahns in der Seele des Monarchen, der überhaupt ſelten den Menſchen Vertrauen ſchenkte. Seit dieſer Zeit fing er an, den tapfern, von Heer

und Volk geliebten Adoptivſohn zu fürchten, da die meuteriſchen Heere denſelben zum Kaiſer verlangt hatten. Vorerſt ließ er ihn ſeine Schlachten in den Wäldern Germaniens ſchlagen und wendete ſich gegen die, welche mit republikaniſcher Keckheit fortfuhren, ſeine Handlungen und angeborenen oder angewöhnten Laſter zu kritiſiren. Er war von früher Jugend an dem Trunke und den Ausſchweifungen der Wohlluſt ergeben, was er freilich bisher unter dem Deckmantel äußeren Anſtandes zu verbergen geſucht hatte.. Er meinte, dergleichen Neigungen könne das Volk ſeinem Beherrſcher wohl nachſehen, wenn darunter die Geſchäfte des Staates nicht litten. Dagegen machte er jetzt die Erfahrung, daß, wer hoch ſteht, auch ſcharf beobachtet und beurtheilt wird. In ſeiner finſtern Seele erhob ſich der Unwille wider die frechen Verräther ſeiner Hoheit. Indem er dem Prätor den Beſcheid gab, man müſſe den Geſetzen ihren Lauf laſſen, ſtellte er die vorher abgeſchafften Gerichte wegen Majeſtätsbeleidigungen wieder her. Doch duldete er noch, daß die Angeklagten, die ſich freimüthig vertheidigten, freigeſprochen wurden. Im folgenden Jahre aber, da die Drohung nichts fruchtete, folgten Bluturtheile oft wegen weniger Worte. Die Leidenſchaften, die Angebereien, der Schrecken waren entfeſſelt; der Monarch ließ dem Dämon freien Spielraum, während er ſelbſt nach ſeiner Weiſe hinter der Scene verborgen blieb, um den Haß von ſich abzuwenden. Indeſſen fing er bald an, dieſe Rückſicht nicht mehr zu beachten, da er ſah, wie bereitwillig und niederträchtig man ſchon ſeinen Winken entgegen kam. So ſtarben der Dichter Saturninus wegen eines Schmähgedichts, Aemilius Scaurus, weil der Kaiſer in deſſen Atreus ſich ſelbſt zu erkennen glaubte, der Hiſtoriker Cordus wegen rühmlicher Erwähnung des Brutus und Caſſius.

Gleich nach dem Tode des Auguſtus war auf ſein und ſeiner Mutter Veranſtaltung ein Blutbefehl gegen Agrippa Poſthumus, den verbannten Sohn des berühmten Agrippa und der Julia, geſchleudert worden. Als ihm der Hauptmann, der mit dem Morde beauftragt war, meldete, es ſei geſchehen, was er befohlen habe, erwiederte der Tyrann: er habe nichts befohlen, der Thäter habe vor dem Senat Rechenſchaft abzulegen. Es war demnach eben ſo gefährlich, ſeinen verſteckten Willen errathen und befolgt zu haben, als ihn unbeachtet zu laſſen. Ferner mußte ſelbſt die unglückliche, wenn auch ſchuldige Julia in Elend und äußerſter Entblößung verkommen. Nahm auch das Volk an dem Schickſale dieſer Glieder der kaiſerlichen Familie wenig Antheil, ſo hing es dagegen mit großer Verehrung an ſeinem Lieblingshelden Germanicus; aber gerade dieſe Liebe brachte dem Fürſtenſohne Verderben.

Der Kaiſer berief ihn, aus Germanien zum Triumph nach Rom. Strahlend in Purpur und Gold ſaß der kriegeriſche Held, von ſeinen fünf Kindern umgeben, auf dem Siegeswagen, und alles Volk jauchzte ihm entgegen, als ob es in ihm den Bringer einer beſſern Zeit begrüße. Vor ihm her wurde Waffenbeute getragen, es ſchritten Schaaren von Gefangenen voran, aber nicht die unbeſiegten Fürſten der Germanen, welche in ihrer Heimath der muthig erkämpften Unabhängigkeit ſich freuten. Nur die von Segeſtes verrathenen Frauen der Edlen ſchmückten den Triumph, und unter ihnen auch Thusnelda mit ihrem in der Gefangenſchaft geborenen Söhnchen Thumelicus, die, ungebeugt vom Schickſale, durch keine Klage ihren Schmerz verrieth.

Von Thatendrang beſeelt, verſchmähte Germanicus die Lockungen der unwürdigen Lüſte, in deren Armen die römiſche Jugend ihre Kraft verſchwelgte. Wie ein Bild alter Römertugend ſtand er unter dem verkommenen Geſchlechte, das bewundernd zu ihm emporſchaute. Aber der Mann auf dem Thron erſchrack vor ſolcher Heldengröße und ſann auf Mittel, ihn zu beſeitigen, ohne Verdacht zu erwecken. In die allgemeine Verehrung einſtimmend, ertheilte er ihm den ehrenvollen Auftrag, mit großer Machtvollkommenheit nach Aſien zu gehen, wo Unruhen ausgebrochen waren. Germanicus ſtellte die Ordnung wieder her, machte Cappadocien und Comagene zu Provinzen des Reichs und verlieh dem jungen Könige von Armenien das Diadem. Während er aber in Aegypten die alten Denkmäler beſuchte, wagte der ſyriſche Statthalter Piſo, ein ſtolzer, ihm feindlich geſinnter Mann, alle ſeine Verfügung umzuſtoßen. Er ſtützte ſich auf geheime Vollmacht, welche ihm der Kaiſer mitgegeben habe, und machte dieſelben ſogar nach der Rückkehr des Prinzen geltend, wodurch die widerwärtigſten Streitigkeiten und Zänkereien entſtanden. Als er endlich in Antiochien dem Anſehen des Fürſten weichen mußte, fand er, wie es ſcheint, Mittel, demſelben ein langſam wirkendes Gift beizubringen, in deſſen Folge der Liebling des Volkes nach ſchmerzlicher Krankheit ſtarb. Agrippa, die treue Gattin des Entſeelten, brachte ſeine Aſche nach Rom. Unter großem Zulauf der Bürger, die dem Trauerzuge folgten, wurde die Urne im Grabmale Auguſt's feierlich beigeſetzt und die lauten Wehklagen bezeugten die warme Theilnahme für den frühe geſchiedenen Helden. Nur Tiberius und ſeine Mutter Livia blieben ungerührt; doch ließen ſie Unterſuchung gegen Piſo einleiten und ſahen es gerne, als ſich derſelbe durch Selbſtmord aller gerichtlichen Verfolgung entzog.

Sejanus.

Andere Sorgen machte dem Kaiſer ſein eigener Sohn Druſus, der die von ihm ererbten Laſter der Völlerei, Wolluſt und herzloſen Grauſamkeit offen zur Schau trug. Der junge Mann hatte im Kriege Proben von Tüchtigkeit abgelegt; allein wenn er den Kriegsrock ausgezo-

Digitized by Google

gen hatte, fragte er wenig nach dem, was ſich ſchickte. Er prügelte gelegentlich bei einem Leichenbegängniß einen römiſchen Ritter, und als er taumelnd von einem Zechgelage zu einem ausgebrochenen Brande kam, ließ er ſtatt Waſſer Glühwein herbeiſchleppen. Auch ſeine herrſchſüchtige Mutter machte ihm Sorge; aber ſie erntete jetzt, was ſie geſäet hatte; ſie mußte fühlen, daß ihr Sohn, den ſie erhoben und am Gängelbande zu führen hoffte, als Selbſtherrſcher Willen und Macht beſaß, ſie auf den Kreis des Hauſes zu beſchränken. Indeſſen behielt ſie noch immer einigen Einfluß auf die Regierung, und ihre bis in das höchſte Alter bewährte Geiſteskraft ließ ſie denſelben zum Beſten des Staates anwenden.

Wie jeder Menſch im Verlaufe der Zeit ſeinen Meiſter findet, ſo fand ihn auch der verſchloſſene, auf ſeine Macht eyferſüchtige Tiberius. Es war Aelius Sejanus, Präfect der Prätorianer, der es verſtand, ſich ſeinem Herrn unentbehrlich zu machen. Noch ehe er die männliche Toga empfing, war er, als Leiterbube des Schwelgers Apicius, in die unnatürlichſten Laſter eingeweiht; doch zeigte er in der Folge perſönlichen Muth im Kriege und nicht gewöhnliche Gewandtheit in allen Geſchäften. An der Seite des kaiſerlichen Prinzen Druſus dämpfte er namentlich den Aufſtand der Legionen an der Donau, und als er ſeinem Vater im Oberbefehle der Prätorianer folgte, zog er die zerſtreuten Cohorten derſelben in ein feſtes Lager am viminaliſchen Hügel zwiſchen der nomentaniſchen und collatiniſchen Straße zuſammen, wodurch ſie ein wirkſames Werkzeug der Tyrannei, aber auch nicht ſelten ihrem Oberherrn gefährlich wurden. Nachdem er alſo dem Reichsoberhaupt die Macht in die Hände gegeben hatte, öffnete er ihm Mittel und Wege, ſeine Lieblingsneigungen zu befriedigen, ohne Aufſehen zu erregen. Bacchanalien, wollüſtige Gräuel, Hinrichtungen unter geſetzlichen Formen, das Alles wußte der Günſtling ſeinem Herrn zu verſchaffen, und je mehr der alte Tyrann den Becher der Luſt, der Schande und des frech vergoſſenen Blutes trank, deſto zügelloſer entbrannte die Begierde darnach; aber wenn er in Sünde ſatt geſchwelgt hatte, ſo überkam ihn der Gedanke an ſeine Unwürdigkeit, die Furcht vor der Rache mißhandelter Menſchen, und eine Ahnung jener unſichtbaren Macht, welche im Verborgenen Thaten wägt und richtet. Er hatte den Aberglauben an ſibylliniſche Bücher und ähnliche Orakel glücklich beſeitigt; dafür hing er aſtrologiſchen Grillen nach, wie einſt auf Rhodus, und ſuchte in den Sternen die Schickſale und Abſichten aller Perſonen zu leſen, die ſich ihm naheten. Fand der aſtrologiſche Rechner ein ungünſtiges Reſultat, ſo gab es ſchon Mittel, dem mißliebigen Menſchen den Prozeß zu machen. Indeſſen duldeten die Opfer nicht immer ſtillſchweigend, ſie verkündigten die Schande des kaiſerlichen Schlächters oft unter den Qualen des Todes; ſie erſpähten Gelegenheit, ihre Anklagen in ausgeſtreuten Blättern laut werden zu laſſen. Mancher deckte in ſeinem Teſtament die Verbrechen des Kaiſers und ſeines Günſtlings auf. Man las an Säulen und am Theater:

„Wein verſchmäht er, da jetzt nach nichts als Blut ihn gelüſtet;
Soff er einſt gierig den Wein, ſäuft er nun gieriger Blut.“

Um ſolchen peinlichen Quälereien zu entgehen, brachte Sejan geſchickt die Rede auf eine Reiſe nach Campanien, wo Land und Menſchen beſſer und freundlicher ſeien als in Rom. Tiberius, der ſeit ſeiner Regierung kaum in die nächſte Umgebung gereiſt war, fand Gefallen an dem Vorſchlag. Er beſuchte Capua, Nola, das Vorgebirge Miſenum und die benachbarten Inſeln. Hätte er nicht den Jammer der Schuld mit ſich genommen, ſo wäre er vielleicht in dem paradieſiſchen Lande glücklich geweſen. Aber aus Argwohn, Seelenangſt, Menſchenſcheu und Menſchenverachtung mied er die Geſellſchaft und verkehrte mit Niemandem, als einem Rechtsgelehrten, einem Dichter und mehreren Griechen, die ſein Gefolge bildeten. Sejan hatte jetzt für ſeine bis zum Thron reichenden Pläne freiere Hand. Er wußte die Familie des Germanicus zu verdächtigen; daher mußte Agrippina mit ihrem Sohne Nero in die Verbannung nach der öden Inſel Pandataria wandern, wo ſie unter den ſchwerſten Entbehrungen ſtarben; ihr zweiter Sohn Druſus endete im Gefängniß. Den Sohn des Kaiſers, den ausſchweifenden Druſus, ſchaffte er mit Hülfe Livilla's, der Gattin deſſelben, durch Gift aus der Welt. Die angeſehenſten Männer umgab er mit Aufpaſſern, und wo Jemand gefährlich ſchien, waren ein Verhaftsbefehl, ein gehorſamer Richter und der Henker mit Folter und Beil bereit, den verdächtigen Bürger wegzuräumen. Der ſonſt immer mißtrauiſche Kaiſer billigte Alles, was der Günſtling in ſeinem Namen that. Es war, als ſei er mit Seele und Leib unterjocht und nur bemüht, immer größere Ehren auf das Haupt ſeines Dieners zu häufen. Senat und Bürgerſchaft wetteiferten mit einander, dem Kaiſer nachzuahmen. Sejan erhielt Schenkungen, Bildſäulen, Kronen; er durfte ſich jede Frechheit erlauben. Die vornehmſten Leute dankten noch, wenn er ſie mit einem Fußtritt beehrte; ſie umlagerten ſeine Wohnung, machten ihm ihre Aufwartung, begleiteten ihn, wie Clienten, in die Curie und auf den Rückweg. Er war, wie ein Schriftſteller ſich ausdrückt, Reichsoberhaupt, Tiberius aber Inſelkönig auf Capeea.

Livia, die zurückgedrängte Kaiſerin, die ſonſt mit ſcharfen Blicken beobachtete, war außer Verkehr mit ihrem Sohne. Doch hatte der Günſtling vor der greiſen Frau noch einige Scheu; als ſie aber 86 Jahre alt ſtarb, ſchritt er mit größerer Dreiſtigkeit auf ſeinem ſchlüpfrigen Wege vorwärts. Er warb auf verſteckte Weiſe um die Hand der unwürdigen Schweſter des Germanicus, deren verbrecheriſche Liebe er ſchon vor dem Tode ihres Gatten Druſus beſaß. Durch Verbindung mit ihr trat Sejan in die kaiſerliche Fa-

Digitized by Google

milie und erhielt rechtlichen Anſpruch auf die Herrſchaft. Während er aber dem Ziele ſich näherte und ſchon die Hand darnach ausſtreckte, öffnete ein geheimer Brief von der Mutter Livilla's dem Monarchen die Augen. Dieſer überſah mit einem Male den Abgrund, der ſich vor ihm aufthat; aber, von Jugend auf an Intriguen gewöhnt, fand er Mittel, der Gefahr zu begegnen. Niemand errieth, was ſeine verſchloſſene Seele bewegte. Zuweilen ließ er einen Tadel über die Handlungen ſeines Miniſters laut werden, dann folgten wieder überſchwengliche Lobeserhebungen. Sejan ſchwankte hin und her zwiſchen Furcht und Hoffnung, ward aber dadurch von äußerſten Schritten, einem Aufgebot der Prätorianer und ſeines Anhangs, abgehalten. Senat und Volk waren in gleicher Ungewißheit über die kaiſerliche Willensmeinung. Da erſchien Macro, ein Abgeſandter des Kaiſers, mit geheimer Depeſche an den Senat. Er verkündigte dem Miniſter und Jedem, der es hören wollte, er überbringe demſelben eine neue Gunſt, nämlich die tribuniciſtiſche Gewalt. Frohen Muthes, umdrängt von der glückwünſchenden Menge, trat Sejan in die Curie, wo der Conſul das ausführliche Schreiben unter ehrfurchtsvollem Schweigen der Verſammlung vorlas. Es verbreitete ſich über die bisherige Regierung im Allgemeinen und ging dann auf beſondere Fälle tiefer ein. Bald ward der Miniſter gelobt, bald auch bitter getadelt, bis gegen den Schluß die Wendung drohender wurde und das furchtbare Wort „Verhaftung" jeden Zweifel ausſchloß. Schon waren Tribunen an den Stuhl des Günſtlings getreten, um die Flucht zu verhüten; aber auch außerhalb hatte Macro die nächtliche Schaarwache aufgeſtellt, die Prätorianer in ihrem Lager verſammelt, Mann für Mann mit anſehnlichen Geldgeſchenken beſchwichtigt und ſich als neu ernannten Präfect zu erkennen gegeben. So ward die Bewegung zu Gunſten des geſtürzten Miniſters verhütet. Da der Senat den kaiſerlichen Willen errieth, ſo ließ er alsbald die Todesſtrafe nicht blos an Sejan, ſondern auch an ſeinen zum Theil unmündigen Kindern vollziehen. Das jüngſte Töchterchen rief umſonſt, es habe ja nichts Böſes gethan; es wolle, was man ihm Schuld gebe, nicht wieder thun; der Henker erwürgte es, wie die Andern, und die wüthende Menge zerſtückte noch die Glieder des Ermordeten.

Der Abgrund, den der Sturz des Miniſters geöffnet, war durch die Leichen der unſchuldigen Kinder noch nicht geſchloſſen. Der Mord unter der ſchauerlichen Larve gerichtlichen Verfahrens ſetzte ſein blutiges Geſchäft fort. Wer nur mit Sejan verwandt oder befreundet geweſen war, wer mit ihm Umgang gepflogen hatte, galt als verdächtig. Viele wurden eingekerkert; die Folter erpreßte Geſtändniſſe; das ſklaviſche Gericht ſprach das Urtheil, das der Henker vollſtreckte. Aber auch dieſe Procedur war dem Kaiſer zu langſam. Sein Machtſpruch erklärte alle Gefangene des Hochverraths ſchuldig; der feige Senat beſtätigte und ließ den Blutbefehl an Einem Tage vollziehen. Nun endlich beruhigte ſich die niedrige Seele des Tyrannen, wenn nicht in ihrer Tiefe der Jammer erwürgter Menſchen fortklang.

Caprea.

Am ſüdlichen Eingange des Golfs von Neapel, dem Vorgebirge der Minerva*) gegenüber, wo man die Ausſicht hat auf die jenſeitige reizende Küſte, auf Pompeji, Herculanum, Stabia, welche damals noch nicht von Lava u. Aſche bedeckt waren, erhebt ſich aus der blauen Meeresfluth das Felſeneiland Caprea (jetzt Capri). Ringsum ſchlagen die Wellen an das nackte Geſtein, das ſich in der Mitte der Inſel zu einer finſtern Felſenwand erhebt. Nur ein Landungsplatz gewährt den Schiffern Zugang, ſonſt überall ſtarren Klippen und Riffe gefahrdrohend empor. Dieſen einſamen Ort hatte ſich Tiberius zum ſtändigen Aufenthalt auserſehen. Einige Anlagen beſtanden daſelbſt ſchon ſeit Auguſtus, ſein Machtgebot zauberte Paläſte und Gärten hervor. Hier in tiefer Abgeſchloſſenheit und doch im Angeſichte der herrlichſten Natur glaubte der Kaiſer für ſeine menſchenfeindliche, verdüſterte Seele Ruhe zu finden. Denn hier ſah nicht die Hauptſtadt ſein von ekelhaften Paſten und Pflaſtern entſtelltes Angeſicht, noch reichten die Blicke der Späher, die Pfeile kühner Tadler, noch auch meuchleriſche Dolche in dieſe tiefe Einſamkeit, wo der greiſe Wollüſtling ſelbſt die Unſchuld unmündiger Kinder entweihte und an dem Anblicke der zu Tode gefolterten Opfer ſeines Verdachts ſeinen Blutdurſt ſtillte. Noch wurde lange nach ſeinem Tode der Marterplatz auf der Inſel gezeigt, wo er die Unglücklichen, an deren Qualen er ſich geweidet hatte, in's Meer ſtürzen ließ.

Der graue Wütherich verrichtete alle dieſe Gräuel nicht im Drange der Leidenſchaft, aus Blödſinn des Alters, oder von ſeiner Umgebung verlockt, ſondern mit voller Beſonnenheit. Er hielt noch immer das Ruder des Staates mit ſtarken Händen und ſorgte für Aufrechthaltung der Ordnung, für genaue Finanzverwaltung und, wo ſein blutdürſtiger Argwohn nicht in's Spiel kam, für Handhabung der Geſetze. Er erkannte ſeine Laſter und Verbrechen mit klarem Verſtande; er fühlte die Knechtſchaft der Sünde, ohne ſich ihr entziehen zu können, und dieſes Bewußtſein machte ſeinen Zuſtand doppelt qualvoll. Einen ſchauerlichen Blick in den Abgrund ſeiner Seele öffnete uns ein Brief an den Senat, deſſen Anfang wir hier beifügen:

„Wenn ich weiß, verſammelte Väter, was ich Euch ſchreibe, oder wie ich ſchreibe, oder was ich nicht ſchreiben ſoll, ſo mögen Götter und Göttinnen mit noch ſchwereren Qualen mich verderben, als die ſind, durch welche ich täglich zu Grunde gehe."

Ungeachtet dieſer innern Tortur ward der Tyrann 78 Jahre alt. Noch hatte er ſich über die Nachfolge nicht aus-

*) Jetzt Campanella genannt.

geſprochen; doch begünſtigte er des Germanicus letzten Sohn Cajus, den in ſeiner frühen Kindheit das Kriegsvolk im Lager Caligula (Stiefelchen) nannte. Derſelbe war der Genoſſe des Kaiſers bei ſeinen Trinkgelagen und hatte ſeine Freude an den Martern der Hingerichteten. Er begleitete ihn auch, als er, von peinlicher Unruhe getrieben, nach dem feſten Lande überging, um nach Rom zurückzukehren. Indeſſen erkannte er bald, daß die Parze, die den Lebensfaden durchſchneidet, über dem Haupte ſeines Großoheims ſchwebe. Die Reiſe mußte aufgegeben werden; der alte Mann bemühte ſich vergeblich in ſeiner Seelenangſt, die zunehmende Schwäche zu verbergen, bei Gaſtmählern ſich ſtark zu zeigen, der Aerzte zu ſpotten, Befehle zu ertheilen; er fiel öfters in todähnliche Ohnmachten. So lag er auf einem Landgute bei Miſenum geraume Zeit ohne ein Zeichen des Lebens. Macro, der Henker Sejan's und Präfect der Leibwache, hielt ihn für todt und huldigte mit dem ganzen Gefolge dem jungen Cajus. Zu ſeinem Schrecken ſchlug der Greis die Augen wieder auf und forderte Nahrung. Er aber häufte Decken u. Kiſſen auf ihn u. erſtickte den ſchwach glimmenden Lebensfunken, der ihm und den Begleitern hätte Verderben bringen können.

So ſtarb der greiſe Tyrann von Caprea durch Gewaltthat, wie er durch Gewaltthaten regiert hatte. Während ſeiner Herrſchaft war aber, ihm ſelbſt unbewußt, ein anderes Reich entſtanden, das nicht von dieſer Welt und doch für dieſe Welt beſtimmt war. Der Sohn Maria's, den einſt in Bethlehem die Hirten des Feldes und die Weiſen aus Morgenland verehrt hatten, ſtiftete dieſes Reich des Lichtes mitten in der Finſterniß der ſittlichen Entartung und der Barbarei. Er war es, von ihm der nordiſche Sänger ſagt:

„Ein Balder war im Süden auch der Jungfrau Sohn,
Fried' war ſein Heerſchrei, Liebe ſein hellblinkend Schwert,
Als Taube ſaß die Unſchuld auf dem Silberhelm.
Und unter fernen Palmen ſteht ſein Grab im Licht,
Sein Wort, erzählt man, wandert hin von Thal zu Thal,
Erweichet harte Herzen, legt in Hand die Hand
Und bauet auf verſöhnter Erd' ein Friedensreich.
Nicht kenn' ich recht die Lehre; doch geahnet ſchon
Hab' ich in meinen beſſern Stunden dunkel ſie,
Und alſo ahnt ſie, wie das meine, jedes Herz.
Einſt wird ſie kommen, weiß ich, und dann ſchwebt ſie leicht
Mit weißen Taubenflügeln über Nordland's Höh'n."

Wie der Dichter ſang, ſo iſt es geſchehen, und das Werk begann unter dem Kaiſer Tiberius. Da waltete im jüdiſchen Lande der Statthalter Pontius Pilatus, unbekümmert um den Lehrer der Wahrheit und Liebe, der mit ſeinen Jüngern durch die Städte Iſrael's zog, bis er auf Golgatha ſprach: „Es iſt vollbracht! Vater, vergieb ihnen; denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun!" Dann gingen ſeine Jünger aus in alle Welt und predigten das Evangelium aller Kreatur, und im Schooße der entzweiten, verfinſterten Welt entſtanden überall Gemeinden, wie Aſyle des Friedens, wie Oaſen inmitten grauenvoller Wüſtenei. Unter den Apoſteln aber trug der glaubensſtarke Paulus das Wort des Meiſters am weiteſten in die Städte der Heidenwelt. Er kam auch ſpäter unter dem Kaiſer Claudius nach Athen, wo ſtatt der großen Staatsmänner und Weltweiſen früherer Zeit ſchulmeiſternde Philoſophen in eitlem Wortgezänk einander zu überbieten ſuchten. Wie er daſelbſt die Tempel, Altäre, die Götterbilder und den eiteln Gottesdienſt ſah, ergrimmte er im Geiſte und redete laut das Wort ſeines Meiſters. Man zog ihn, weil er neue Götter verkündige, vor den Areopag. Er aber ſprach zu den Richtern und der neugierigen Menge, er habe unter den vielen Heiligthümern der Stadt einen Altar gefunden mit der Aufſchrift: „Dem unbekannten Gott." Nun aber wollte er ihnen dieſen Gott, ſelbſt den ſie unwiſſend verehrten, verkündigen. Derſelbe habe die Welt und Alles, was darin ſei, geſchaffen. „Er iſt," fuhr er fort, „nicht ferne von einem Jeglichen unter uns; in ihm leben, weben und ſind wir. Ja, wir ſind ſeines Geſchlechts; wie auch eure Dichter ſchon geſagt haben. Darum ſollen wir nicht meinen, die Gottheit ſei gleich den goldenen, ſilbernen und ſteinernen Bildern, durch menſchliche Gedanken gemacht." Darauf redete er von der Zeit der Erfüllung, von der Buße, dem Tage des Gerichts. Aber Viele verſpotteten ihn, Andere meinten, man werde ihn ein anderes Mal hören; Etliche aber wurden gläubig, und ſo fand der edle Saamen auch bei dieſem leichtſinnigen, nur auf Zeitvertreib bedachten Volke guten Boden, um Frucht zu tragen zu ſeiner Zeit.

In Korinth, Theſſalonich, Epheſus und andern Städten, ſelbſt in Rom, entſtanden damals chriſtliche Gemeinden; ſtill, unbeachtet und darum noch geduldet. Da wurde das Brod gebrochen nach des Meiſters Befehl, ſein Wort gelehrt und geübt. Da war kein Rangunterſchied; Reiche und Arme, Herren und Sklaven erkannten und liebten ſich als Kinder Eines Vaters. Die Sehnſucht des menſchlichen Herzens fand hier Befriedigung; darum wuchs die Zahl der Gläubigen fortwährend.*)

Phyſiologiſches.

In's Freie.

Nach Jak. Moleſchott für die Fackel ſkizzirt vom Herausgeber.

Wenn nach langem Winterſchlummer die Frühlingsſonne Myriaden Keime der allſchaffenden Erde ſchwillt, um ſie aus dem ſcheinbaren Tode in ſichtbares Leben einzufüh-

*) Was iſt im Lauf der Zeit aus der einfachen Lehre geworden? Ein modernes Heidenthum auf Grundlage der Superſtition durch Pfaffen gepflegt. L.

ren; wenn die Erſtlinge des Lenzes, von dem ſchönen Narciſſus begleitet, den Reigen der Flora eröffnen und die Obſtbäume mit ihren zarten Blüthenkronen des Menſchen Auge entzücken; wenn ſich die durch Kälte und Stubenheizung beengte Bruſt in des Frühlings Wonnemonat wieder erweitert und das Athmen leicht wird; wenn das Eis zerronnen, der Schnee geſchmolzen, die Erde ſich in des jungen Graſes grünen Teppich hüllt; wenn Schaaren von Vögeln wiederkehren und ihre Geſänge ſich auf den Tonwogen milder Lüfte ſchwingen; dann fühlt man ſich hinausgezogen in's Freie, und fühlt ſich frei, wie der Gefangenene, dem man die Kette abnimmt, ſo ihn an den engen Raum der Zelle gefeſſelt. So fühle auch ich jetzt wieder nach einem langen Winter, wo ich dem Tode mehr als dem Leben verwandt mich ſiechend hinſchleppte am rauhen Stab der Nothwendigkeit; wo ich zu allerlei Mitteln der Allopathie und Homöopathie, zu Eiſenpillen und zu Whisky, zu Arſenik und zu Ipekak Zuflucht nahm und auch phyſiologiſch den Körper in Betrachtung zog, um zu lernen, was ihm nützt und was ihm ſchadet. Da nahm ich denn auch Moleſchott's phyſiologiſches Skizzenbuch zur Hand, um darin „in lichten Momenten“ zu leſen und daraus zu lernen. Der Menſch lernt ſtets zu wenig und lernt nie aus, wenn er Tauſende von Jahren lebte. — Aber auch gar Manches lernt man, das nutzlos iſt, und Vieles läßt man unbeachtet, das man unbedingt wiſſen ſollte, theils zur Bereicherung des Geiſtes, theils zum Wohle des Körpers. Hierher gehören ganz beſonders Phyſiologie und Anatomie. Lichtenberg ſagt, dieſe Wiſſenſchaften ſollten vor Geographie und Geſchichte „n ä ch ſt der Religion“ gelehrt werden. Ich aber ſage vielmehr: ſie ſollten „a n ſt a t t Religion“ gelehrt werden, die als Fabellehre abſolut nutzlos iſt, ſie mag eine heidniſche, jüdiſche oder chriſtliche ſein. Tauſende von Menſchen, ſagt Moleſchott, erkundigen ſich mit Wißbegierde nach der Einrichtung einer Dampfmaſchine; aber unter den Tauſenden kann man nach niemal Tauſende zählen, die der Thätigkeit ihres Herzens einmal ernſtlich nachgefragt und Hunderte ſich nur dann erinnern, daß ſie überhaupt ein Herz beſitzen, wenn ſie Fieber haben. L e r n e n iſt überhaupt eine Lieblingsleidenſchaft von nur ſehr wenigen Menſchen; doch könnten und ſollten in Schulen der reiferen Jugend vorzüglich jene Zweige der Wiſſenſchaft populär vorgetragen werden, welche man jetzt blos als Fachſtudium betrachtet, und welche, neben Geographie und Geſchichte allgemein gelehrt, die Zahl der Krankheiten und der Prozeſſe bedeutend vermindern würden.

Moleſchott hat, trotz dem Achſelzucken vornehmer Gelehrten, ſein Scherflein dazu beigetragen, auch Laien über das Weſen ihrer Naturbedingtheit und damit über einen ſehr wichtigen Theil ihrer Bedürfniſſe aufzuklären. Und ich muß bekennen, daß ich trotz des Fachſtudiums einer Univerſitätsbildung mich auch ſelbſt in Bezug auf auf Phyſiologie und Anatomie zu den Laien, und zu Moleſchott's fleißigen und dankbaren Schülern zähle.

So populär dieſes S k i z z e n b u ch auch gehalten iſt, ſo ſtößt der Laie doch auf ſo manche techniſche Wörter, welche ihm unverſtändlich ſind und er hat, wie man zu ſagen pflegt, die Gedanken zuſammenzunehmen, um das Geleſene zu v e r ſt e h e n und gehörig zu v e r d a u e n.

Da eben der Frühling beginnt (ach, ein nordamerikaniſcher Frühling), ſo fühlte ich mich veranlaßt, eine Skizze niederzuſchreiben, die das Angenehme und Nützliche eines Spazierganges in's Freie zum Gegenſtand hat.

„Heute warm, morgen kalt und die Blüthen erfroren“ — das iſt ſo die Charakteriſtik eines nordamerikaniſchen Frühlings. Und da ich am heiligen Oſterſonntag unſeres Herrn Jeſus Chriſtus, am 12. April 1868, durch rauhes Wetter gehindert, keinen Spaziergang am Miſſouriſtrome machen kann, wie ich geſtern mir vorgenommen hatte, und behaglicher am Schreibtiſch im City-Hotel der Kapitolſtadt Jefferſon-City fühle, Müßiggang aber aller Laſter Anfang und „Nichtsthun“ für mich eine große Laſt iſt, ſo wollen wir denn in Geſellſchaft Moleſchott's, autour de notre petite chambre, einen Gang in's Freie machen.

In's Freie.

Wenn Du den Fuß über die Schwelle hebſt — ſchreibt Moleſchott — und den erſten Schritt in's Freie ſetzeſt, ſo haſt Du, ohne es zu merken, bereits die Thätigkeit Deines Herzens verändert. Der Gang aus Deinem Zimmer an die Hausthüre hat zu wiederholten Malen Deinen Fuß auf den Boden gedrückt; dieſer Druck hat die Empfindung vermittelnden Nerven Deiner Fußſohlen gereizt, die Reizung pflanzte ſich fort in's Rückenmark und wurde von hieraus auf die Bewegungsnerven des Herzens übertragen. Die Folge davon iſt eine erhöhte Thätigkeit des Herzens, die ein Geſunder an ſich ſelber nicht gewahrt, die aber bei vielen durch Krankheit reizbaren Menſchen als Herzklopfen deutlich empfunden wird. Durch Bewegung auf einem Spaziergang kreiſt das Blut, welches die Zuſammenziehung der Herzkammern durch die Gefäße treibt, mit vermehrter Geſchwindigkeit durch unſern Körper, durch die Lungen ſowohl, wie durch die Gefäße des Kopfes, des Bauchs und der Glieder.

So lange nicht tief greifende Störungen das regelrechte Verhältniß zwiſchen der Häufigkeit der Athem- und Herzbewegungen aufheben, findet ein ſteter Einklang zwiſchen der auf die Zeiteinheit gezogenen Zahl der Pulſe und der Häufigkeit der Athemzüge ſtatt.

„Dieſe Erfahrung habe ich geſtern und heute an mir ſelbſt gemacht. Geſtern als ich im Waggon bei offenem Fenſter die milde Luft eines warmen Lenztages einathmete zog ſich das Herz regelmäßig zuſammen, während das zwiſchen Bauch- und Bruſthöhle ausgeſpannte Zwerchfell, der wichtigſte Athemmuskel, ſich eben ſo regelrecht verkürzte. Heute war es anders, als ich bei rauher und feuchter Luft einen Gang nach dem Capital machte, wo die Treppen das

regelmäßige Verhältniß zwiſchen der Häufigkeit der Athem- und Herzbewegungen total aufgehoben und die Pulsſchläge des Aſthmatikers in völlige Disharmonie gebracht haben.“

Die Bewegung des Blutes, ſchreibt ferner Moleſchott, iſt eben ſo abhängig vom Athemholen, wie die Häufigkeit der Athemzüge von derjenigen der Pulſe abhängt. Das Herz liegt nämlich zwiſchen der vergleichsweiſe ſtarren Wand unſeres Bruſtkaſtens und einem aus Luft gefüllten, aus federkräftigem Stoff gebauten Kiſſen, d e n L u n g e n. Durch die Stimmritze, durch Rachen, Mund und Naſe ſteht die Luft in den Lungen in freier Verbindung mit der Außenwelt. Die Oberfläche der Lungen ſchmiegt ſich luftdicht der innern Wand des Bruſtkaſtens an. Da nun die Elaſticität der Lungen als eine Kraft zu betrachten iſt, welche dem Druck der in ihrer Höhle enthaltenen Luft entgegenwirkt, ſo iſt das Herz in dem Bruſtkorb weniger belaſtet, als die äußere Wand des Bruſtkorbs.

Auf allen Venen, die außerhalb der Bruſthöhle ihren Verlauf haben, laſtet der Druck der Atmosphäre; die großen Adern dagegen, die in das Herz einmünden, haben nur etwa $^{99}/_{100}$ von dieſem Druck zu ertragen. Da nun das Blut, den Geſetzen der Hydraulik gehorchend, von dem Orte, wo ein höherer Druck einwirkt, nach dem Orte, wo der Druck ein geringerer iſt, hinſtrömt, ſo muß die Entlaſtung des Herzens in der Bruſthöhle die Rückkehr des venöſen Bluts durch die Hohladern in’s Herz befördern.

Wenn bei einem Spaziergange, ohne angeſtrengte Bewegung, das Herz in ſeiner Thätigkeit gekräftigt und das Athmen ſowohl tiefer als häufiger wird, dann muß das Blut nicht blos deßhalb raſcher kreiſen, weil die kraftvolle Zuſammenziehung der Herzkammern es mit erhöhter Triebkraft durch die Schlagadern treibt, ſondern auch weil ein kleinerer Theil dieſer Triebkraft erforderlich iſt, um den Widerſtand, der dem Blut in den Adern entgegenſteht, zu beſiegen. Demnach wird denn beim Spaziergänger das Blut ſowohl kräftiger und ſchneller nach den verſchiedenen Theilen unſeres Körpers hingetrieben, wie es leichter und ſchneller von allen Werkzeugen zum Herzen wiederkehrt.

Wenn die Kräfte, die das Blut umtreiben und die Athmungsluft erneuern, eine Steigerung erfahren, werden auch alle Thätigkeiten, die dem Stoffwechſel angehören, kraftvoller vollzogen. Das Athmen führt dem Körper den Sauerſtoff zu, der die doppelte Rolle ſpielt, daß er unſere wichtigſten Beſtandtheile in Gewebebildner umwandelt und die Subſtanzen, in welche die Bauſtoffe unſerer Gewebe durch ihre Lebensäußerung zerfallen, ſo weit verbrennt, daß ſie in leicht lösliche und luftförmige Stoffe übergehen, die aus dem Körper wieder weggeſchafft werden müſſen, wenn ſie ihn nicht als Schlacke beſchweren, ſeine Verrichtungen hemmen und ihn geradezu krank machen ſollen.

Wird dem Luſtwandelnden durch häufigere und tiefere Athemzüge eine größere Menge Sauerſtoff geliefert, der als Urheber der Anbildung wie der Rückbildung unſerer Gewebe, Anfang und Ende allen Stoffwechſels, mithin aller Thätigkeit des Organismus genannt zu werden verdient; wird dieſer Sauerſtoff mit dem ſchneller kreiſenden Blute allen Theilen unſeres Körpers in vermehrter Menge zur Verfügung geſtellt, ſo muß dies eine reichere Ausſcheidung der Stoffe herbeiführen, die wir als ein Maaß für die Lebhaftigkeit des Stoffwechſels betrachten dürfen.

Dieſelbe Körperbewegung, welche die Herzthätigkeit anregt und das Athmen ergiebiger macht, beſchleunigt auch den Kreislauf des Blutes in der Bauchhöhle und iſt im Stande die Stockungen des Blutes in den Adern des Unterleibes zu löſen.

Bei den Ernährungsvorgängen läuft Alles darauf hinaus, daß das Blut zugleich mit den Bauſtoffen unſerer Gewebe den verſchiedenen Körpertheilen den Sauerſtoff zuführt, ohne welchen die Bauſtoffe ſich eben ſo wenig in ächte Gewebebildner verwandeln können, wie dieſe es vermögen, ohne ſeine Einwirkung ihre Verrichtungen, Empfindung, Bewegung und Gedankenthätigkeit, zu entfalten.

Der Sauerſtoff iſt nicht überall derſelbe. Wenn wir etwa aus dem Arbeitszimmer in einen jener mächtigen Tannenwälder treten, durch welche der Jura ſeinen Gipfeln Antheil verleiht an der Herrſchaft über den Luftgürtel, der ſeinerſeits den Menſchen ſo mannigfach beherrſcht, dann athmen wir einen von den grünen Bergwieſen friſch entbundenen Sauerſtoff ein, der alle Vorgänge des Stoffwechſels weit kräftiger einleitet, als der nicht erregte Sauerſtoff einer eingeſchloſſenen Zimmerluft. Treten wir aus dem Wald heraus auf einen ſonnigen Hügel, ſo wirkt das Sonnenlicht mit, um unſer Athmen zu beleben, und es iſt zunächſt eine rein ſtoffliche Beziehung zwiſchen der Luft und unſerem Hirn, durch das Blut vermittelt, welche unſern Sinn erfriſcht zu freudigem Naturgenuß. Denn das Gehirn iſt vor allen andern Werkzeugen abhängig von der Zufuhr eines mit Sauerſtoff gehörig geſchwängerten, arterialiſirten Blutes. Dadurch allein wird ihm der Anbau der Zellen und Faſern ermöglicht, die es empfindend und denkend zerſtört, in der Zerſtörung genießend und das Gefühl des Bedürfniſſes nach erneutem Anbau vorbereitend. Zu dieſer Wirkung von Luft und Licht kommt auch noch die Luſt der Sinne, angeregt von ſchönen und bewegten Bildern nach außen. Nicht nur romantiſche Thäler bringen ſolche Wirkung hervor, ſelbſt die einförmigſte Ebene vermag es, durch Gedankenanregung und dem engen Kreiſe unſeres Alltagslebens zu entziehen, wenn wir uns einigermaßen geübt haben in der Kunſt, „ſ i ch r e ch t l e b e n d i g z u b e m ü h e n u n d r e ch t ſ i n n l i ch g e n i e ß e n.“

Wo der Spaziergänger nach lebendigem Bemühen die Fähigkeit eines edlen ſinnlichen Genießens vorfindet, da rufen die Farben der Luft, und das Locken der Vögel, das rauſchende Grün und die harzigen Düfte des Waldes, des Meeres blaue Unendlichkeit und die Einſamkeit der Halde in uns Gedanken wach, nicht weniger ſtimmend als der Anblick ko-

ſender Kinder am Gartenhag, oder des wandernden Handwerksburſchen, deſſen Weg in die weite, weite Welt wenigſtens im Gedanken uns befreit aus dem kleinen Kreiſe, in welchem das Streben nach Bildung, oder die Arbeit um's tägliche Brod ſo viele Andere gefangen hält.

Wenn der Spaziergang unſere Bruſt hob und unſer Blut erfriſchte, wenn das erfriſchte Blut unſer Hirn belebt, daß die maleriſche Außenwelt eine gute Stätte fand für die Bilder, die ſie in unſerem Auge zeichnet und aus denen wir Gedanken ſchaffen, die das Gemüth bewegen, ſo hat auch das erregte Gehirn wirkſamen Einfluß auf die Thätigkeit des Herzens, deren Kräftigung das beſte Mittel iſt, um der Ermüdung vorzubeugen.

Die Muskelwirkung iſt in hohem Grade abhängig von der regelrechten Blutzufuhr. Muskeln, denen das Herz gar kein Blut mehr zuſendet, verlieren beinahe auf der Stelle die Fähigkeit, den Erregungszuſtänden des Gehirns, die man als Willensimpulſe bezeichnet, zu gehorchen.

Regen wir die Herzthätigkeit an, indem wir ſpazieren gehen, wird zugleich das Blut durch das lebhaftere Athmen reichlicher mit Sauerſtoff geſchwängert, ohne welchen es die Eigenſchaften nicht beſitzt, die zur Ernährung von Nerven und Muskeln erforderlich ſind, ſo müſſen die Muskeln in der Zeiteinheit häufiger, alſo reichlicher mit erfriſchtem Blut verſorgt werden. In dieſem Blut liegt in der That das Leben; denn es bringt Bewegung, indem es die Kraft der Muskeln erhöht und die Ermüdung verzögert. Wenn wir alſo den Schritt in's Freie ſetzen, leiten wir auf der Stelle eine nachdrückliche Bethätigung der Verrichtungen ein, welche dem Wanderluſtigen die Möglichkeit einer längeren Dauer des Spaziergangs verbürgen.

Auch die geſteigerte Muskelwirkung iſt kein müßiges Glied in der Kette der Veränderungen, welche mit dem Spaziergang beginnen. Die Muskel, die ſich zuſammenzieht, übt einen Druck auf die Gefäße ſeiner Umgebung, wie ſeines Innern. Jeder Druck, welchen der ſich verkürzende Muskel auf Adern und Lymphgefäße einwirken läßt, befördert die Bewegung von Blut und Lymphe durch dieſe Kanäle zum Herzen.

Man weiß es, von Turnern und Handwerkern, daß die Uebung den Muskel entwickelt, was nichts anderes ſagen will, als daß die Thätigkeit des Muskels ſeine Ernährung befördert und die reichliche Ernährung mit ſauerſtoffhaltigem Blut ſeine Kräfte ſteigert.

Indem wir ſpazieren gehen, verändern wir nicht blos den Puls und die Athemzüge, wir begünſtigen nicht blos die Anbildung und die Rückbildung, ſo daß der ganze Stoffwechſel beſchleunigt wird, wodurch wir das Blut erfriſchen, die Muskeln ſtärken, das Hirn beleben, die Müdigkeit hintanhalten und die Entfernung der Schlacke, welche bei allen unſern Verrichtungen entſteht, befördern; wir leiten noch eine Anzahl anderweitiger phyſikaliſcher Vorgänge ein.

Das Blut enthält die Beſtandtheile, eiweißartige Stoffe und Fette, Salze, Waſſer und Sauerſtoff, welche dem Muskel Erſatz bieten, für das, was jede Zuſammenziehung in ihm zerſtört. Das Blut muß kreiſen, es müſſen hinlängliche Mengen erfriſchten Blutes den Muskeln zur Verfügung geſtellt werden, damit die Muskeln nicht in kurzer Zeit ermüden. Das Herz muß raſch u. kräftig genug ſchlagen, wenn dieſem Uebelſtand vorgebeugt werden ſoll. Wenn nun, ſo lange der Kraftwerth, den wir mit der Nahrung vorher dem Blute zugeführt hatten, in richtigem Verhältniß ſteht zu der Anſtrengung, die wir vornehmen, j e d e r Schritt, den wir thun, das Herz zu erhöhter Thätigkeit erregt; ſo ſind wir luſtwandelnd dem A n t ä u s zu vergleichen, der ſeine Kraft vermehrte, ſo oft er mit dem Boden in Berührung kam.

Nehmen wir an, daß ein Spaziergänger, bei dem man Herz und Nieren prüft, ſtatt 70 Pulsſchläge deren 80 in der Minute aufweiſ't, was keine übertriebene Annahme iſt, ſo ergeben ſich für die Stunde 4800 Pulsſchläge, bei welchen die Herzkammern neue Kraft entwickeln, die 3840 Kilogramm auf eines Meters Höhe zu heben vermag, alſo um 480 Kilogramm mehr, als in gleicher Zeit ein Mann, der ruhig im Zimmer ſitzt.

Außer der erhöhten Muskelthätigkeit während eines Spazierganges iſt auch zu berückſichtigen, daß die äußeren Theile des Körpers um einen halben Grad (Celſius) wärmer werden können, obſchon die inneren Theile dabei keine erhebliche Veränderung ihres Wärmegrades erfahren. Bedenkt man nun, daß wir während eines Spazierganges mehr Luft in die Lungen bringen und die den Körper umgebende Luftſchicht beſtändig wechſeln; daß wir die Luft in den Lungen bei mäßig warmer Witterung, bevor wir ſie wieder ausathmen, nahezu dem Blute gleich warm machen, während wir von der geſammten Körperoberfläche beim raſchen Luftwechſel nicht blos durch Ausſtrahlung, ſondern auch durch geſteigerte Verdunſtung mehr Wärme an die uns umgebende Luft verlieren, als wenn wir ruhig in der Stube ſitzen; ſo iſt es einleuchtend, daß durch die Bewegung auf dem Spaziergang die Wärmebildung in unſerm Körper ſich ſteigert. Denn wir beſitzen am Ende des Spazierganges mehr Wärme, als beim Beginn, obwohl wir in derſelben Zeit mehr Wärme als gewöhnlich ausgeben.

Ein erwachſener Mann von 64 Kilogramm haucht in einer Stunde durch Lungen und Haut zuſammen 40 Gramm Kohlenſäure aus, und daneben verbrennt er reichlich ein halbes Gramm Waſſerſtoff ſeiner organiſchen Beſtandtheile zu Waſſer. Um 40 Gramm Kohlenſäure aushauchen zu können, muß er beinahe 11 Gramm Kohlenſtoff verbrennen. Bei dieſer Verbrennung wird im menſchlichen Körper Wärme frei, und zwar ſo viel, als hinreichen würde, 89 Kilogramm Waſſer um 1 Grad C e l ſ i u s wärmer zu machen, als ſie es vorher waren.

Da wir nun annehmen dürfen, daß während des Spazierganges, der nicht über eine Stunde dauert, und den Na-

men des Luſtwandelns verdient, etwa ein Drittel mehr Kohlenſäure ausgehaucht wird als bei völlig ruhigem Verhalten, ſo wird auch durch die Veebrennung des Kohlenſtoffs auf dem Spazlergang ein Drittel mehr Wärme entwickelt als beim Stillſitzen.

Es iſt vollkommen erklärlich, wenn man ſich am Ende eines Spazierganges, je nach dem Wäemegrad der Luft, erwärmt oder erhitzt fühlt. Daß die Erwärmung gerade an der Oberfläche des Körpers zur Wahrnehmung kömmt, rührt daher, daß eine Veränderung in der Vertheilung des Blutes Platz greift, ſo daß dieſes reichlicher als vorher in den Gefäßen der Haut ſich verſammelt. Daher erweitern ſich die Gefäße, und wo die Oberhaut dünn genug iſt, um das in geößerer Menge durch die unterliegenden Kanäle ſtrömende Blut durchſchimmern zu laſſen, wie auf den Waagen, da wird die Haut geröthet. Das „gute Ausſehen“ nach einem Spaziergange iſt immerhin ein Zeichen augenblicklichen Wohlbefindens, und es hängt zu einem großen Theile von dem nachherigen Verhalten ab, ob es bleibende Früchte tragen wird.

Spazierengehen heißt das Herz und die Athemmuskeln gymnaſtiſch üben und zwar mit der Bürgſchaft, daß eine Uebertreibung der Gymnaſtik nicht zu fürchten iſt, wenn das angedeutete Maaß eingehalten wird. Spazierengehen heißt das Blut erfriſchen und die Gewebe von der Schlacke befreien, welche ſie in Folge der Rückbildung wie mit Roſt umgiebt und ihren Verrichtungen einen Hemmſchuh anlegt. Spazierengehen, wie wir es meinen, heißt den Geſichtskreis erweitern, Gedanken ſchaffen und mit dem Blute das Gemüth erwärmen und verjüngen.

Alle Stubenſitzer bemühen ſich vergebens, durch große Spaziergänge nachzuholen, was ſie in der Jugend verſäumten. Die Uebung muß in guten Jahren begonnen werden.

Es iſt durch Meſſungen bewieſen, daß Menſchen, die das Zimmer nur ſelten verlaſſen, bei der größtmöglichen Ausdehnung ihres Bruſtkorbs ein Achtel bis zu ein Viertel weniger Luft in die Lungen ziehen können, als ſolche, die ſich viel im Freien bewegen.

So mancher allzueifriger Gelehrte und manche ſinnige Dame begeben ſich ſelbſt in die Gewalt des Herkules, der den mit erhöhter Stärke ſich Erhebenden nur durch die Liſt beſiegen konnte, daß er ihn hoch hinaufſchwang und dann erwürgte; ſie verſchmähen den gewöhnlichen Spaziergang, deſſen Reiz ſie nicht kennen, um ſich in der Stube ungeſtört, in bequemer Behaglichkeit, in höhere Gebiete geiſtigen Lebens hinaufzuſchwingen, ſo daß ſie den rauhen Boden der Muttererde kaum noch berühren. Sie gewinnen vorübergehend an Aether, aber ſie verlieren an Luft, dem weſentlichen Verbindungsmittel zwiſchen dem Menſchen und der Erde, und dem Aether ſelbſt; denn mit Hainſe zu reden:

„Aus unſerer Erde wachſen unſere Geiſter,
Sie haben ferne Himmel nie geſehen.“
Und Herkules erwürgt die Stubenſitzer.

Ja, ſo iſt es. Für die Wahrheit dieſer phyſiologiſchen Theorie Moleſchott's kann mein eigenes Leben bürgen, das — mit wenigen Unterbrechungen von Arbeit im Zimmer — ſeit mehr als vierzig Jahren ein „Spaziergang im Freien“ war und noch iſt. Oder ſind meine Fußreiſen in der Schweiz, in Italien, Sicilien, Griechenland, meine Reiſen zu Pferd in Ungarn, Siebenbüegen, in der Wallachei und der Türkei, und meine mehr als zwanzigjährigen Collections-Touren in den Ver. Staaten nicht Spaziergänge, die Herz u. Athemmuskeln ſtärken, das Blut erfriſchten, den Körper vom Roſt befreiten, den Geſichtskreis erweiterten, Gedanken ſchufen, mit dem Blut das Gemüth erwärmten und bis zum 68. Lebensjahr jugendlich erhielten? — Es wäre höchſt ungerecht, würde ich in dieſem Alter wegen etwas Huſten und Aſthma klagen, mit dem ich ſeit Kurzem, im Winter, behaftet bin.

„Lieben, Reiſen, Denken“ war der Wahlſpruch meiner Jugend. — Ein Leben ohne Liebe wäre für mich ohne allen Werth und weil ich im Leben viel geliebt, wird mir wohl auch viel verziehen werden. Iſt auch mein Reiſen in den Ver. Staaten ein dem Muß der Nothwendigkeit Abgedrungenes, ſo dient es doch zur Geſundheit und bietet mir auch des Angenehmen weit mehr, als wenn mein Beruf mich an die Stube feſſelte.

„Licht, Luft und Bewegung“, das ſind das beſte, das ſicherſte Mittel, ein geſundes und hohes Alter zu erreichen und kann ich gleich, als Individuum, dem Saturnus nicht entgehen, ſo ſoll mich doch Herkules nicht erwürgen und ſo lange ich im Stande bin, mich zu bewegen, will ich gleich Antäus den Boden berühren und reiſen und ſpazierengehen, bis endlich an der letzten Station „der Jüngling mit geſenkter Fackel“ dem Fackler im Atomenall ſeinen Platz anweiſ't, um im Reiche der Ewigkeit als Atom ewig fortzuleben.

Reden

von

Arnold Ruge.

—

„Herr Arnold Ruge lieferte „acht Reden über Religion“ an die Gebildeten und ihre Verehrer. Das

Werkchen erſchien im Verlage der „freien Gemeinde“ 311 Elmſtraße, St. Louis, Mo., 1868.

Um das „freie Menſchenthum“ in der Fackel nach beſten Kräften zu fördern, und auch, um das Publikum auf dieſe gehaltvolle Novität aufmerkſam zu machen, haben wir es für zweckmäßig erachtet zwei dieſer Reden zu publiciren.“

---

1. Götter, Poeten und Philoſophen.

In der unkünſtleriſchen Phantaſie liegt ſchon der poetiſche Trieb der Anſchaulichkeit; denn nur durch ſchlagende Anſchaulichkeit kann ſich der erſte märchenhafte erklärende Ausdruck (der Naturerſcheinung) durchſetzen; und in der künſtleriſchen Verarbeitung dieſer Phantaſieen liegt ſchon das Speculative der ſpätern Periode; aber Homers und Heſiods Speculation iſt noch Sache der Anſchauung, ſie ſpeculiren über die Formen, die Thätigkeit und die Leiden des Gottes. Dagegen verläßt die prieſterliche Speculation die Region der Anſchaulichkeit, ſie bleibt Phantaſie, ſie geht von den Kindern der unkünſtleriſchen und künſtleriſchen Phantaſie aus, aber phantaſirt ſich in's Ungeheuerliche und Formloſe hinein. Das Moment des Denkens, der Dialektik, der Gegenſätze, welches in dieſe phantaſtiſche Speculation hineinſpielt, ſteht aber unter der Herrſchaft der religiöſen, phantaſtiſchen Vorausſetzung. So iſt es in Indien, ſo iſt es ausgeſprochener Maßen im Mittelalter.

Die chriſtliche Speculation nimmt die ganze jüdiſche Mythologie auf; hat aber keine eigne poetiſche oder künſtleriſche Periode als Vorläufer. Dieſe liegt im alten Teſtamente. Die Märchen, welche die Chriſten haben, geben ſich für Biographie und Geſchichte, ſind Proſa und gehen offenbar ſchon von der prieſterlichen Speculation aus. Wenn nun dem Chriſtenthume die Periode der Poeten oder der künſtleriſchen Bildung ſeiner Götter fehlt und wenn es gleich mit der prieſterlichen phantaſtiſchen Speculation beginnt, ſo kommt dies daher, daß ihm die griechiſche Philoſophie unmittelbar vorhergeht. Die griechiſche Philoſophie iſt aber die Periode der Ueberwindung der poetiſchen Speculation, wie man Heſiod und Homer wohl nennen kann, da man ſie ja von den griech. Philoſophen immer ſo behandelt ſieht.

Natürlich denkt man bei chriſtlicher Dichtung an Dante, Milton und Klopſtock. Aber alle Drei finden die chriſtliche Götterwelt fertig vor, und ſind nicht im Stande, irgend welche Volksanſchauungen weſentlich zu bilden oder umzubilden. Sie ſchaffen keine Götter. Dies Geſchäft war lange vorher von andern Händen beſorgt worden, ehe ſie zur Welt gekommen. Ihre Bemühungen ſind alſo, religiös genommen, überflüſſig, ſpielen ohnmächtig nebenher, und können nur als Spiel in Betracht kommen, da kein Menſch je an ſie geglaubt hat. Sie ſind keine Götterbildner, ihre Werke keine heiligen Schriften geworden und verblaſſen ſogar gegen die prieſterliche Ueberlieferung im neuen Teſtamente, die ſpeculative Urmythe des Chriſtenthums, die ihren Dichtungen zu Grunde liegt. Das plaſtiſche, maleriſche oder poetiſche Intereſſe iſt von vornherein durch die phantaſtiſche Speculation verdrängt. Miltons Teufelscharaktere ſind intereſſant (Liebert in ſeinem Milton zeigt, daß Satan Cromwell iſt), aber religiös haben ſie nicht eingegriffen, ſind vielmehr verhältnißmäßig unbekannt geblieben.

Das praktiſche Verhältniß, uns die Götter gnädig zu ſtimmen durch den Cultus, verliert ſein Intereſſe, ſobald die göttlichen Perſonen nach ihrem Urſprunge und ihrer Bedeutung erkannt ſind; das theoretiſche Intereſſe, uns die Naturerſcheinungen, ja, die Entſtehung der Welt durch Märchen der Vorzeit zu erklären, können wir ebenfalls nicht mehr hegen: wir verlangen mit Recht eine wiſſenſchaftliche Erklärung. Nur das Denken kann uns das Geheimniß der Natur und des Geiſtes offenbaren. Das theoretiſche Intereſſe der Religion wird alſo durch Wiſſenſchaft und Philoſophie erſetzt.

Der Menſch hat allerdings von Anfang an — und die Märchen ſind älter, als die Wiſſenſchaft — den Trieb, ſein Weſen, die Vernunft, in Allem wieder zu finden. Darum verſetzt er vernünftige Perſonen in die Wolken und macht ſie zu Lenkern und Werkmeiſtern der Natur. Dieſer Trieb beherrſcht die Mythen- oder Märchenbildende Phantaſie. Sie erklärt ſich die Natur durch die Perſonen, die ſie in den Himmel und in die Erde hinein dichtet. Für uns iſt nun wieder die Erklärung des Weſens ſolcher erdichteten Perſonen oder des Märchens, in dem ſie handeln, die Naturerſcheinung. Das Märchen erzählt, Indra ſpaltet die dunkle Wolke mit dem Blitzſtrahl; wir ſagen, Indra iſt alſo das Gewitter. Für uns iſt das Gewitter unmittelbar der Prozeß, in dem Vernunft iſt. Aus dem Triebe der Phantaſie hingegen, Vernunft in die Naturerſcheinung hineinzubringen, entſteht das Mährchen*) oder der Mythus, d. h. die Verwandlung der Naturbegebenheit in eine Geſchichte. Dies iſt die älteſte Meteorologie, deren voreilige Erklärung durch den Gott noch immer neben der Wiſſenſchaft herläuft und bei weitem populärer iſt, als ſie.

Offenbar iſt nun hauptſächlich das Gewitter in Mythen oder menſchliche Geſchichten, in denen Perſonen thätig ſind, umgewandelt worden. Indra, Zeus, Jehovah, beweiſen das; ſie ſind Wettermacher.

Das Gewitter iſt die Hauptbegebenheit des Wolkenhimmels; und die Wolkenregion gilt hier ſo gut für den Himmel, als der Sternhimmel und das äußerſte Gewölbe.

---

*) Das Märchen iſt daher nicht abſolute Willkür, wie die Romantiker es gefaßt haben, ſondern es hat ſeinen Sinn und ſein Regulativ an der Naturerſcheinung. Es kann ſie auch an den Geſetzen der ethiſchen Welt haben; immer aber muß es die Wahrheit, die es nicht iſt, bedeuten. Dies iſt der Grund, weßwegen das Märchen, als nicht Selbſtzweck, eine untergeordnete Dichtungsform, ähnlich der Fabel, iſt. Das Märchen iſt dann oft zu höhern Formen und wieder zum Selbſtzweck erhoben worden, z. B. die Mythen in den griechiſchen Dramen.

Kuhn und Schwartz bringen alle möglichen Mythen und Götter mit Gewitter, Donner, Blitz, Regen, Verdüſterung, Kampf u. Wiederaufklärung des Himmels in Verbindung.

Wir haben ſchon oben bemerkt, daß unter den mannigfaltigen Darſtellungen, welche uns darnach die Phantaſie unſerer Vorfahren vom Gewitter giebt, einige ohne, andre mit Göttern erſcheinen. Die Mythen ohne Götter werden nun wichtig für das Verſtändniß der Götterbildung. Es fragt ſich nämlich, wann und wodurch der im Gewitter als handelnd Vorgeſtellte, ſei er Thier oder Menſch, zum Gott wird.

Die Mythen vom Gewitter laſſen, wie Schwartz zeigt, im Donner Steine über den Wolkenberg hinrollen; der Blitz ziſcht in ihnen als Schlange durch die Wolken und fliegt als Feuervogel herab; der Donner iſt ein Pferdegalopp, ein Stiergebrüll, ein Wagengeraſſel, ein Hammerwerfen; der wilde Jäger mit bellenden Donnerhunden folgt der Windsbraut, die dem Gewitter im Wirbelwinde voraustanzt; — alles Dies giebt eine Umwandlung des Naturereigniſſes in eine einmalige Begebenheit, in eine Geſchichte — Märchen, Mythe —, wobei himmliſche Thiere und Menſchen eine Rolle ſpielen, ohne daß ſie darum gleich Götter ſind.

Dieſe Thiere und Menſchen, die in dem himmliſchen Ereigniß wieder gefunden werden, haben zuerſt offenbar nur den Charakter der irdiſchen Veranſchaulichung oder Erklärung des himmliſchen Vorgangs; und urſprünglich iſt es der Mund des Erzählers dieſer Geſchichte, der die Perſonen oder Figuren des Donners von der Erde in die Wolken verſetzt.

Erſt wenn dieſe veranſchaulichende Geſchichte ſich vom Munde des Erklärers loslöſ't, erſt wenn der Accent auf die himmliſchen Figuren gelegt wird, erſt wenn dieſe als Urheber der himmliſchen Vorgänge in einem authentiſchen, urheberloſen Berichte erſcheinen und nicht mehr als irdiſche Schauſpieler in den Wolken, die der Menſch dort hindichtete, erſt wenn die himmliſchen Figuren aus erdichteten Akteuren ſelbſt zu Poeten, d. h. zu unabhängigen Urhebern des Drama's erhoben werden, erſt dann ſetzen ſie ſich in Götter um.

Erſt hier tritt „der gläubige Standpunkt" ein. Sie werden nun göttliche oder himmliſche Charaktere, die nicht mehr von Menſchen gemacht, ſondern ihrerſeits die Väter der Menſchen ſein ſollen. Götter ſind ſie erſt als Perſonen, die nicht blos gleichnißweiſe das Naturereigniß aufführen, ſondern ſeine wirklichen mächtigen Urheber, alſo Urheber ihres eigenen Urſprungs — des Gewitterdramas —, und Väter der Menſchen, alſo Väter ihrer Väter, Poeten ihrer Poeten, Schöpfer ihrer Schöpfer ſind, um deren Gunſt und Gnade die Menſchen ſich durch den Cultus zu bewerben haben.

Alsdann hat der Künſtler vor ſeinem Werke niederzufallen und es als ſeinen Autor anzubeten. Durch Cultus, Gebet, Zauber ſucht der Gläubige dieſe mächtigen Herren im Himmel gnädig zu ſtimmen.

Die griechiſchen Götter, Zeus, Apollo und die übrigen bleiben mehr weltliche Poeten; Brahma iſt zuerſt Opferdiener und Prieſter; Buddha und unſer Herr Chriſtus ſind reformirende Geiſtliche.

Das Gewitter macht nun allerdings den mythiſchen Hergang an den Hauptgöttern der Indiſchen, Griechiſchen und Chriſtlichen Religion, dem Indra, dem Vater Zeus u. dem Gott Vater am Klarſten; und nimmt man das Gewitter nur als die hervorſtechendſte, nicht als die einzige Naturerſcheinung, aus der die Götter entſpringen, ſo iſt es auch richtig, in ihm eine Erklärung der Hauptgötter, auch der gegenwärtig regierenden Dynaſtie zu finden, da ja ihr Haupt ohne Zweifel „regnen und donnern und die Sonne ſcheinen läßt über Gute und Böſe."

Dagegen iſt es nicht minder richtig, daß die Religion auch eben ſo wohl aus anderen Naturanſchauungen, als aus der des Gewitters entſpringt.

Iſis, das ſchwarze Fruchtland Aegyptens, Oſiris der Befruchtende und Horus oder Harpacrut, die Frucht und das Erzeugniß Aegyptens — dieſe Aegyptiſche Naturbegebenheit, die dem Iſismythus und dem ganzen Thierdienſt Aegyptens zu Grunde liegt, iſt nicht auf das Gewitter zurückzuführen.

Eben ſo iſt der heitere Himmel wohl zuweilen Product des Gewitters und Erfolg des himmliſchen Kampfes, aber auch Product der Nacht und der täglichen Umwandlung.

Darum nun aber die tägliche Umwandlung mit Abend- und Morgenröthe, Sonne, Mond und Sternen zur einzigen Wurzel der Geſchichten oder Mythen zu machen, die uns die Natur mit Göttern bevölkern, wäre ohne Zweifel weniger glücklich, als wenn man das Gewitter zur einzigen Grundlage machte, das dramatiſcher iſt und aus dem ohne Widerrede die drei berühmteſten Götterkönige mit ihrem ganzen Haushalte, Zeus, Indra und unſer „Gott" entſpringen. Auch aus dem Grunde iſt dies ein mythologiſcher Mißgriff, weil das Gewitter der einmaligen Begebenheit, der Geſchichte, der Mythe oder dem Märchen näher ſteht, als die tägliche Umwandlung in Tag- und Nacht-Himmel.

Dagegen iſt nicht einzuwenden, der Mythus habe ja grade den Charakter einer einmaligen Geſchichte nicht, ſondern ſei oder bedeute wenigſtens das immer wiederkehrende Naturereigniß. Denn was der Mythus bedeutet, iſt nicht der Mythus, es iſt nicht die Geſchichte, ſondern ihr Sinn.

Dieſer Sinn und dieſe Bedeutung der Märchen von Zeus und von Gott Vater, Sohn und heiligem Geiſt ſind nicht ſo einfach, als ſie z. B. in der indiſchen Religion ſind, welche die Naturgötter nicht künſtleriſch oder ſpeculativ in die Menſchenwelt zurücknimmt.

In der Griechiſchen und Chriſtlichen Götterwelt haben wir daher einen zwiefa[illegible] Sinn und eine zwiefache Bedeu-

tung, die Götter, die die Naturereigniſſe bedeuten, alſo ihren natürlichen und ihren humaniſtiſchen Sinn. Wenn bei der Griechiſchen und Chriſtlichen Religion der natürliche Sinn merklich zurücktritt, wie die Athener in Ariſtophanes „Wolken" die Mütter ihres Zeus nicht mehr erkannten und wie es keinem Chriſten einfällt, an den meteorologiſchen Sinn der Himmel- und Höllenfahrt zu denken, ſo nahe auch Beides liegt, wenn im Griechiſchen und Chriſtlichen Bewußtſein der natürliche Sinn der Götter ſich verloren hat, ſo liegt das daran, daß der Betrachtende zu ſehr in dem Gegenſtande befangen iſt, wie er grade geglaubt wird und die Entwicklung der Mythen gar nicht mitgemacht, ſondern nur die letzte Ueberlieferung, die humaniſtiſche oder im Chriſtenthum die ethiſch phantaſtiſche Speculation auswendig gelernt hat. Selbſt die philoſophiſche Betrachtung iſt alsdann im Stande, einſeitig zu Werke zu gehen.

So wird Zeus einerſeits zum Gewittergott, dann aber auch zum Herrſcher und Vorſitzenden des Götterrathes, der größtentheils aus Vertretern der Menſchenwelt beſteht.

Dies iſt eine zweifache Offenbarung. Eben ſo iſt der Chriſtliche Gott einmal der Naturgott im Himmel, und dann wird er wirklicher Menſch auf Erden. Dies iſt wiederum ſeine zwiefache Offenbarung.

Wenn man nun erklärend ſagt: „Die Menſchwerdung iſt unſers Gottes Offenbarung," ſo ſtimmt das, wie Hegel apologetiſch bemerkt, wörtlich mit dem Glauben überein —, iſt aber doch nicht das Geheimniß des Glaubens, ſondern die Erfüllung dieſes Geheimniſſes; denn wir nehmen die Menſchwerdung als Begriff, weil uns der Gott ein für allemal Menſch iſt — da alle Götter Menſchen ſind, die durch ihre Dichter von der Erde in den Himmel verſetzt wurden, — während der Gläubige dagegen nur die einmalige, die mythiſche Menſchwerdung (Chriſti) kennt. Er weiß die heilige Geſchichte auswendig, aber er verſteht ſie nicht. So wie ihre Bedeutung erkannt, ſo wie ſie begriffen iſt, iſt ſie keine Geſchichte mehr, die einmal in Paläſtina geſchehen iſt, ſondern der Humanismus iſt überall genöthigt, die himmliſchen Perſonen wieder aus den Wolken in die Menſchenwelt zurückzunehmen, weil ſie ſchon Menſchen waren, als ſie dahin verſetzt wurden.

In der religiöſen Menſchwerdung wird daher keine wirkliche Menſchwerdung geleiſtet; die heilige Geſchichte iſt nicht die Geſchichte des Menſchen, das Märchen der Menſchwerdung iſt nicht die Entwicklung des Menſchen, in welcher das wahre Weſen des Menſchen fortwährend verwirklicht wird, und der Menſch immer mehr ſeinen Begriff erreicht. Die heilige Geſchichte iſt das Märchen, das einmal in Paläſtina geſchehen ſein ſoll; die profane Geſchichte iſt die wahre Geſchichte, die wahre Menſchwerdung, die wahre Offenbarung; denn ſie iſt die Entwicklung der gegenwärtigen Menſchenwelt, von der Wiſſenſchaft und dem Willen ihrer Mitglieder zu Wege gebracht, in der alle Geheimniſſe der Götter, der Natur und des Geiſtes an's Tageslicht kommen und offenbar werden.

So verſchieden ſind die gläubige und die wahre Menſchwerdung, die eine iſt ein Märchen, die andere die Weltgeſchichte. Und ſie ſind unerbittliche Feinde. Das Märchen iſt nicht mit der Wahrheit, und die Wahrheit nicht mit dem Märchen zu verſöhnen.

Für die Fackel.

Streifzüge.

Von Samuel Ludvigh.

April, 1868.

Der Leſer meiner Streifzüge iſt mir im Geiſte bis zum Schluß des Jahres 1867 gefolgt. Jetzt ſchreiben wir bereits 68. Ich hatte, als „Invalid auf Reiſen" drei Monate hindurch keine Luſt den Stift zur Hand zu nehmen, um zu ſkizziren. Aber ohne Streifzüge ſoll eben kein Fackel-Heft erſcheinen, um mir die Gunſt meiner lieben Leſerinnen zu erhalten.

So bete ich denn inbrünſtig zu den neun Schweſtern, den Muſen, daß ſie meinem Gedächtniß zu Hilfe kommen und mich aus Arethuſe trinken laſſen mögen, damit ich im Stande ſei den zerriſſenen Faden anzuknüpfen und aus dem Born des Gehirns Das herauszuſchöpfen, was auf der jüngſten Tour nicht Lethe, den Strom der Vergeſſenheit, paſſirt hat.

Alte Leute, ſagt man, haben wie Kinder ein ſchlechtes Gedächtniß. Nun aber konnte ich mich ſelbſt in der Jugend keines guten Gedächtnißes rühmen; um wie viel ſchlechter muß denn nicht jetzt die Garderobe im Gehirnkaſten beſchaffen ſein, wo ſämmtliche Muskeln ſchwächer geworden und den Beweis liefern, daß nur in einem geſunden Körper ein geſunder Geiſt wohnt.

Keep up your spirit! ſchrieb mir vor Kurzem meine gute Tochter Adorine in einem ihrer Briefe. Keep up your spirit! Wie ſoll ich denn Das eigentlich verdeutſchen? „Laß den Muth nicht ſinken!" Oder: „Halte den Kopf oben." Oder: „Bewahre deinen Geiſt!" Jedes drückt wohl den Sinn aus und dennoch gefällt mir das Engliſche beſſer als irgend eine der drei Ueberſetzungen. Nun da man ſeit alten Zeiten der Seele und ihrem Stammverwandten „dem Geiſt" den Kopf zum Sitze angewieſen hat, unbeachtet des Blutes, wovon Ein Tropfen unregelrecht nach dem „Häuschen" getrieben, die unſterbliche Seele verrückt

Digitized by Google

zu machen, den unſterblichen Geiſt zu profaniren u. zu karrikiren vermag; da nun ein Mal große Theologen und große Philoſophen Seele und Geiſt als ein von der Materie unabhängiges ewiges Weſen in die Wiſſenſchaft introducirt haben, ſo will ich ihnen trotz der modernen Phyſiologie und Anatomie dieſes Mal den Gefallen thun und dem „Halte den Kopf oben" den Vorzug geben. Aber, aber, da grinſ't mich plötzlich wieder das Geſpenſt des Skepticismus an und ich frage: „Verlangſt Du von der verwitterten Roſe daſſelbe Aroma, das ſie in voller Friſche beſaß? Verlangſt Du von einem verſtimmten Inſtrumente die Einheit harmoniſcher Töne? Verlangſt Du vom kranken Löwen, daß er als König der Thiere ſtolz einherſchreite und das Revier beherrſche? Nein, muß die Antwort ſein. Nun, iſt denn der Organismus des Menſchen nicht denſelben Geſetzen unterworfen, wie jener der Pflanzen- und Thierwelt im Allgemeinen? Ganz gewiß iſt er unabänderlich an ſie gebunden. Wenn alſo in Folge des Alters, oder ſonſtiger Störungen im Bau des Körpers dieſes oder jenes Organ, dieſer oder jener Muskel geſchwächt und in ſeiner Thätigkeit geſtört wird, wenn das Herz unregelrecht pulſirt und verdorbenes Blut oder gehinderte Rückbildung und Anhäufung von Schlacken unbedingt auch das Gehirn afficiren muß; wie kannſt Du da verlangen, daß man unter ſolchem Druck „den Kopf oben halte," die Friſche der Gedanken bewahre, die ja dem Gehirn (dem Geiſte) Das ſind was das Aroma der Blume, der Ton dem Inſtrumente, der Stolz und der Muth dem Löwen?!

„Es fängt an wärmer zu werden. Sauerſtoff der Frühlingsluft und Bewegung im Freien wirkten wohlthätig auf meinen derangirten Organismus und ſo ſind denn auch die Gedanken wieder klarer und ich fühle wieder den Drang, die Gedanken in Form zu bringen und — zu ſchreiben.

Ach, das iſt ein fataler Streifzug, ein förmlicher Zug zwiſchen Leben und Tod zwiſchen Zeit und Ewigkeit. Ueber drei Monate Erſchlaffung des Geiſtes — dann endlich wieder körperlich wohl, eröffnet ſich die Gedankenwelt; ich fühle mich zum Schreibtiſch hingezogen, ſchrieb obige Einleitung und ſiehe da, in der darauffolgenden Nacht, als ich ganz ruhig ſchlief, erfaßte mich der Tod (bereits zum 4. Mal) am rechten Arm, ſo derb, daß er völlig paralyſirt dem Willen den Gehorſam verſagte, und völlig pulslos erkaltete. Außerdem verſagte auch die Zunge ihren Dienſt und ich befand mich unter ſpasmodiſchen Zuckungen in einem förmlichen Todeskampfe, zur größten Angſt der aufgeſchreckten Familie.

Mit ſchwerer Mühe gelang es mir, Frau und Tochter, die faſt alle Geiſtesgegenwart verloren hatten, durch Geberden verſtehen zu geben, daß ich eine Flaſche Wein zum Trinken und Branntwein zum Einreiben des Armes haben will. Ein Mittel das mir beim erſten Anfall, auf dem Miſſiſſippi — in Folge heftiger Aufregung, vom Pöbel zu Savannah mit Lynchen bedroht — in Abweſenheit eines Arztes an Bord, durch eigene inſtinktmäßige Präſcription geholfen hat. Nachdem ich die Hälfte des Weines mühſam hinabſchlürfen konnte und mich frottiren ließ, vermogte ich das Wort Doctor zu ſtammeln. Man eilte denn zu Dr. Mente, der auch ſogleich kam und meine eigene Cur durch andere Mittel ergänzte, welche von ſo unerwartetem Erfolg waren, daß ich nach circa 3 Stunden wieder ſprechen und den Arm controlliren konnte; jetzt nach zweitägiger Schwäche wieder wohl fühle und den begonnenen Streifzug fortſetze, von dem Wunſch beſeelt, daß Freund Hein, falls er mich bald wieder beſuchen ſollte, ſo gnädig ſein möge, ſich mit einem unſanften Händedruck oder derben Armſchütteln zu begnügen, ohne ſich um den Zuſtand meiner Lungen, die Angelegenheiten meines Herzens und die Aeußerungen meines Gehirns zu kümmern; denn ein ſolcher Eingriff in die Rechte meines Lebens müßte unbedingt den Tod zur Folge haben. Ach, für mich ſelbſt habe ich lange genug gelebt, gelitten und genoſſen. Für die große Reiſe nach der Ewigkeit bin ich bereits gerüſtet, ſie ohne Grauen anzutreten; aber für Weib und Kinder käme der Tod noch etwas zu früh. Auch der Propaganda habe ich noch zwei Werke zu liefern und wünſche dann noch ſchließlich, meine ſämmtlichen Gedichte aus dem Jünglings- und Mannesalter, in amerikaniſcher Ausgabe, erſcheinen zu laſſen. Alſo, Freund Hein, wollen Sie ſo gnädig ſein, mich noch ſo lange auf der Erde wandeln zu laſſen, um für meine leiblichen und geiſtigen Kinder als liebender Vater zu ſorgen! — Dann mögen Sie ſich allenfalls auch an's Herz wenden und mir die Gunſt erweiſen, das Gehirn unberührt zu laſſen, um normal und conſequent aus dem Leben und von meinen Leſern zu ſcheiden. Sie ſollen die Freude nicht haben zu ſagen: „ſeht, am Todtenbett hat er ſich bekehrt!" Bekehrt — zu was? zur Dummheit des Glaubens, daß Eins zugleich drei und drei Eins ſei, daß der liebe Gott ſeinen Thron im Himmel habe und da in Geſellſchaft ſeines geliebten Sohnes richte über die Lebendigen und die Todten.

Einen Theil von Januar und Februar brachte ich zu Hauſe zu und reiſ'te im März via Louisville, Tell City, Evansville, Cairo, nach St. Louis. In Louisville vermißte ich einen alten Bekannten und freien Mann, Herrn Sauermann, der im beſten Mannesalter ſtarb. Lehrer Funke, der geiſtreiche Correſpondent der Fackel, hatte ſeine Stelle zu Columbus aufgegeben und war eben in Louisville an's Krankenbett gefeſſelt. Die Theilnahme meiner Freunde an der Propaganda iſt mir auch für die nächſte vierte Series geblieben. Auch das kleine Tell City, mit ſeiner gewerbthätigen und freiſinnigen Bevölkerung, iſt dem Streben des alten Facklers treu geblieben. Ich habe mich hier 3 Tage im Gaſthaus des braven Schweizers Spörri aufgehalten und Einen Tag ſchwach im Zimmer zugebracht. In einer Nacht wüthete ein furchtbarer Sturm über dem Gau, der ſich auf viele Meilen hin erſtreckt hat. Ein Dampfboot, das am Wharfboot des Hrn. Steiner anhalten mußte, ſuchte vergebens Schutz; denn der Sturmwind riß die beiden gro-

Digitized by Google

hen Schornſteine nieder, nnd warf ſie auf das Dach des Wharfbootes, das ſie wie ein Kartenhaus zerſtörten.

Das Schwächere muß dem Stärkeren weichen, in der phyſiſchen wie in dee geiſtigen Wett" — das iſt Nainrgeſetz, das kein Gebet des Menſchen, ſelbſt kein Gott abzuändern vermag; ja, das vielmehr die allmächtige Gottheit ſelbſt iſt, die ſchafft, um zu zerſtören und zerſtört, nm zu ſchaffen. Einige Fabriken zu Tell City waren trotz des Miſere der „ſchlechten Zeiten," in voller Thätigkeit. Der Turnverein zeichnet ſich vor vielen anderen drei C. Trink- und Springanſtalten groſer Städte dnrch geiſtiges Streben aus. Die Schule erfreut ſich des Segens vortrefflicher deutſchee Lehrer.

Zu Evansville nnd Cairo war mein Aufenthalt ſehr knrz. Beide, beſonders Erſtere, ſind rührige Städte; jene im Staat Indiana, dieſe in Illinois, am Einfluß des Ohio-Stromes in den Miſſiſſippi. Dampfböte von und nach dem Süden legen da gewöhnlich an und die Illinois Central-Bahn, von Dunleith beginnend, hat hier ihren Terminus. Das deutſche Element iſt in beiden dieſer Plätze ſtark vertreten, und ſind da auch bedeutende dentſche Geſchäftshänſer.

Zu Cairo wohnte ich in einem deutſchen Hauſe bei Hrn. Louis Herbert, das ſehr gut geführt wird. Eine Kaffeeviſite bei Apotheker Schuh würzte das Triviale des Collectirens. Der Lenz entfaltete ſich hier eben in voller Blüthe. In den Gärten blühten Tulpen und Hyacinthen. Es war ſchön. —

Von Cairo fuhr ich per Steamer nach St. Louis. Wir ſind da des Nachts angekommen und wurden in Omnibuſſen nach den Hotels gebracht. Ich hatte das Vergnügen im Hotel Bühler mit meinen öſterreichiſchen Landsleuten, den drei berühmten Zwergen, Jean Piccolo, Petit Jean und Kis Jozſi, Bekanntſchaft zu machen und überzeugte mich in einer Vorſtellung des trivialen nnd weltberühmten Stückes: „Lumpaci Vagabundus," daß ſich die drei Herren, trotz des kleinen Köepermaßes, mit den gößten Comikern meſſen können.

Auch ſah ich die Voeſtellung der piquanten franzöſiſchen Oper: „La Duchesse Geroldstein". Das Haus war mit einem eleganten Publikum beſetzt; das Orcheſter ſehr brav und die Hauptcharaktere des Stückes ſpielten und ſangen ausgezeichnet. Die feine Ironie auf einen deutſchen Duodez-Hofſtaat, die geiſtreichen Satyren auf Militär und Civil, ſo auch Muſik und Darſtellung feſſelten mich bis zum Ende des Stückes, welches Vergnügen mir nur höchſt ſelten zu Theil wird.

Eine eben ſo ſeltene Begegnung war mir die außerordentliche Theilnahme nnd Auszeichnung durch einen braven und freiſinnigen Deutſchen, Hrn. W. Gerkhardt, der ſich nicht begnügte, ſich an der Propaganda u. Fackel zu betheiligen, ſondern mich auch mit ſeinen Verwandten bekannt machte, bei ſeiner Familie introducirte, mit Champagner regalirte, bei ſchlechtem Wetter in einem Buggy zu mehren meiner Abonnenten brachte und einige ſeiner Freunde bewog, für die Fackel zu abonniren. Da man ſolche Menſchen der That, ganz beſonders im Lager der Radikalen, mit der Laterne des Diogenes ſuchen muß, halte ich es um ſo mehr für meine Pflicht, Hrn. Gerkhardt laut meinen Dank auszuſprechen.

In Geſellſchaft von Carl Peteler machte ich eine Spazierfahrt nach Compton Hill. Es iſt dies eine der ſchönſten Garten-Lokalitäten außerhalb der Stadt St. Louis. Das Gebäude iſt ſolid und ſchön. Die Ausſicht vom Giebel prachtvoll. Seit Kurzem hat der geniale Niederwieſer das Lokal gemiethet, durch deſſen Geſchmack die Gartenanlagen ſich namhaft verſchönern. Dicht an einer Straßeneiſenbahn, ganz nahe Shaw's großem Parke gelegen, iſt Compton Hill für Familien unbedingt der angenehmſte Platz, um ſich durch den Genuß der freien Natur von der Monotonie, ſo wie auch von den Sorgen und Plackereien des Alltagslebens zu erholen.

Der cidevant eifrige Socialiſt Peteler, der zur Blüthezeit der New Yorker communiſtiſchen und ſocialiſtiſchen Beſtrebungen die Rolle eines Colporteurs von allerlei Traktätchen und Arbeiterzeitungen cum eminentia geſpielt hat, iſt jetzt in ſeinen reiferen Jahren auf dem beſten Wege, Philiſter und ſogar r e i c h e r Mann zu werden. Neben ſeinem Ledergeſchäft iſt Freund Carl jetzt im Beſitz einer patentirten tragbaren Eiſenbahn (portable railroad), die ihm durch den Erfinder, ſeinen kürzlich in Deutſchland verſtorben Bruder, geworden. Als Jüngling eiferte er gegen den ungleichen Beſitz und wollte die Berge im Zopfrevier abtragen; als Mann trägt er jetzt Sandberge ab, concurrirt mit den deutſchen und irländiſchen Arbeitern, die nicht im Stande ſind, mit ihren Karren die Schlacken, Sand, Erde und Lehm, in derſelben Zeiteinheit ſo raſch fortzuſchaffen, als es auf den tragbaren Schienen geſchehen kann.

Die Erfindung, ſo einfach an und für ſich wie das Ei des Columbus, iſt von großem Nutzen und muß ſich unbedingt lohnen, wenn gehörig gehandhabt. Alſo: Go ahead! Vorwärts! Es lebe die freie Concurrenz und mache Jeder was er machen kann auf der Rennbahn des Lebens, wo Alles jagt und ringt, als ſäße dem Ebenbilde Gottes der Gottſeibeiuns auf den Ferſen; wo, ganz beſonders in dieſer glorreichen Republik, das Feldgeſchrei iſt: G e l d, G e l d, v i e l G e l d; wo Kirchen des hochehrwürdigen Urſtammes und allerlei verrückter Sekten wie Pilze hervorſchießen; wo das Reichwerden trotz alledem zur Ausnahme u. das falliren, filoutiren, ſtehlen u. morden zur Regel gehört — der furchtbaren Accidents nicht zu gedenken, die ſich auf dem Wege des Monopols durch grenzenloſen Leichtſinn eines chriſtlichen Spitzbubengeſchlechtes ſo häufig durch Exploſionen und durch Ausbrennen von Dampfböten, Colliſionen von Dampfzügen, Einſturz ſchlechter Brücken

Digitized by Google

und ſonſtige Urſachen gewiſſenloſer Fahrläßigkeit hier im freiſten Land der Erde ſo häufig ereignen.

Freiheit iſt allerdings ein ſchätzbares Gut; aber Mißbrauch der Freiheit kömmt der Tyrannei gleich u. ſchändet eine Republik, wo das Geld als werthvolle, geachtete, bewunderte Realität gilt und der Menſch, ohne Beſitz, in den Augen des ſouverainen Plebs als Null angeſchlagen wird.

Durch den freundlichen Präſidenten der Northern-Line-Packet-Compagnie erhielt ich, gegen eine Anzeige, eine Freikarte bis nach St. Paul in Minneſota. Bei dieſer Tour werde ich ſie blos bis nach Keokuk benutzen und von dort nach Quincy und Hannibal zurückreiſen, von wo aus ich per Eiſenbahn St. Joſeph, Leavenworth und Kanſas-City zu beſuchen gedenke.

Keokuk hat eine große deutſche Bevölkerung; ſogar einen Turnverein; doch iſt die Zahl der Abonnenten der Fackel ſo gering, daß dieſer Beſuch wohl mein letzter ſein wird.

Quincy iſt eine der ſchönſten Städte von Illinois, hoch am Miſſiſſippi gelegen. Auch jetzt ſind da viele neue, ſolide Häuſer im Bau. Hr. Armbruſter hat vor Kurzem ein gutes deutſches Hotel eröffnet. Daß hier für Kirchen und ganz beſonders für den Romanismus ein ergiebiges Feld iſt, habe ich ſchon öfter erwähnt; doch fehlt es auch an ſolchen Bewohnern nicht, die gegen die Kirche ſind und ohne Prieſter und Seelſorger auf ihre eigene Façon ſelig zu werden gedenken. Unter dieſen hat auch die Fackel mehre warme Anhänger.

Ich hatte hier dieſes Mal das Vergnügen, die Wittwe des rühmlich bekannten Gelehrten Roßmäßler, kennen zu lernen. Er ſtarb in Leipzig, und die trauernde Wittwe gedenkt ihre letzten Jahre zu Quincy bei ihrem Schwiegerſohne, Dr. Rittler, zu verleben. Dieſelbe brachte die reich ſortirte Bibliothek ihres Gatten mit nach Amerika, welche zum Verkaufe feilgeboten iſt. Ich erlaube mir, deutſche Vereine und Logen auf dieſe werthvollen wiſſenſchaftlichen Schätze aufmerkſam zu machen.

Auf der Fahrt von Hannibal nach St. Joſeph hielt ich zu Macon an, wo ſich die Nord-Miſſouri- und die Hannibal- und St. Joe-Bahn kreuzen. Ich traf hier die Wittwe eines Bekannten aus Ungarn, des Hrn. Jäger, den der Krieg gegen Oeſterreich nach Amerika verſchlagen hat. Er ſtarb und die Söhne ſind hier tüchtige Kaufleute geworden. Hrn. Jäger kannte ich im Jahr 1829 zu Giralth, nahe Eperies, wo ich damals im Hauſe Hrn. v. Semſey's Hauslehrer war. So war es mir denn höchſt intereſſant, hier im Land der Proſa eine Dame zu treffen, die jene Familien kannte, die mir einſt ſo lieb und werth waren und deren ich jetzt noch oft gedenke.

Die Reiſe von Hannibal nach St. Joe nimmt einen vollen Tag und bietet dem Auge auch gar keinen Reiz. St. Joſeph, im Staat Miſſouri, iſt in kurzer Zeit zu einer Stadt von circa zwanzigtauſend Einwohnern herangewachſen, unter denen die deutſchen Geſchäftsleute ein namhaftes Contingent bilden. Es erſcheint hier eine deutſche Zeitung. Der Turnverein beſitzt intelligente Kräfte. Die Stadt, am ſchiffbaren Miſſouri gelegen, mit St. Louis und Omaha durch Eiſenbahnen in Verbindung, hat jedenfalls eine große Zukunft zu erwarten. Die Bahn nach Omaha ſoll am nächſten 4. Juli eröffnet werden. In wenigen Jahren wird der große Weſten mit ſeinen neuemporblühenden Städten durch Eiſenbahnen mit Californien in direkte Verbindung geſetzt werden. Welch' ein koloſſales Land! Gleichviel, welche Regierungsform in Zukunft ſich durch Verhältniſſe der Volks-Cultur und Volks-Moral geſtalten und umgeſtalten wird, es giebt dies ein Reich, wie es noch nie auf Erden dageweſen iſt. Wie das Volk, ſo die Regierung und der Hauptzweck jeder Regierung iſt am Ende kein anderer, als der, die Guten gegen die Spitzbuben zu ſchützen. Trüge jeder Menſch das Moralgeſetz und Gerechtigkeitsliebe im Herzen, ſo brauchte man gar keine Regierung: dann gäbe es weder Advokaten, noch Soldaten. Da Dieſes jedoch nie der Fall ſein wird, und Mangel an Intelligenz, Unkenntniß der Natur und ihrer Geſetze bei Tauſenden und Tauſenden noch lange, ſehr lange ſich äußern wird, ſo haben auch die Pfaffen Hoffnung, noch lange Zeit im Beſitze ihrer auf Ignoranz und Lüge baſirten Macht zu bleiben. „Die Welt wird alt, die Welt wird jung; der Menſch hofft immer Beſſerung."

Es ſind mir im gebildeten Kreiſe der Familie Demond ſehr angenehme Momente geworden; gewürzt durch Converſation, Muſik und 65er Rißling. Auch machte ich daſelbſt Bekanntſchaft mit dem deutſchen Pianolehrer, Herrn Hoffmann, der ſich für Alles intereſſirt, was ſchön in Kunſt und frei im Gebiete der Wiſſenſchaft iſt.

Es heißt: „liebe deinen Nächſten wie dich ſelbſt." Der Menſch, der dieſes geboten, hat Liebe nie gekannt! Nur das geiſtig Verwandte zieht ſich an, nur „gleich und gleich geſellt ſich gern." Zwiſchen Dummheit und Vernunft, zwiſchen Tugend und Laſter kann keine Harmonie, kann keine Sympathie, kann keine Liebe beſtehen. Liebe iſt aufopferungsfähig — ach, wie ſelten opfert ſich der Menſch, das Gabelthier, für ſeinen „Nächſten" auf! Ganz im Gegentheil — der Menſch muß die Menſchen fürchten; hat ſich mit Schloß und Riegel, und mit Waffen gegen ihn zu ſchützen. Man weiß kaum, wem man trauen darf. Und da faſelt man von Nächſtenliebe, wo oft Haß zur Tugend erhoben werden muß.

Anſtatt zu Atchiſon anzuhalten, um einige Abonnenten zu beſuchen, fuhr ich dieſes Mal von St. Joſeph direkte nach Leavenworth, da die Stadt vom Bahndepot durch den Fluß getrennt und das Ueberſetzen früh Morgens mir zu läſtig erſchien.

Als ich in Leavenworth ankam, war Alles in politiſcher Aufregung, in Folge der Stadtwahl. Die Demokraten hatten die Mehrheit; doch wurden auch einige Republika-

Digitized by Google

ner (irrthümlich auch Radikale genannt) erwählt, unter denen zwei von meinen Abonnenten und Mitgliedern der Propaganda zu den Auserwählten gehörten: Herr W. Niemeyer, als Stadtrath, und Herr Ph. Köhler, als Schatzmeiſter. Jedenfalls iſt dieſe Wahl ehrenhaft für die Deutſchen und zeigt, daß beide Candidaten das Vertrauen des Volkes ohne Unterſchied der Partei beſitzen. Die republikaniſche Partei ſcheint überhaupt einem Verweſungs- und daraus zu erwartenden Läuterungsprozeß entgegenzugehen; will ſie nicht auf der begonnenen Bahn der Emancipation conſequent und entſchieden vorwärts ſchreiten; will ſie blos dem befreiten Sklaven das Stimmrecht geben, um ihn als Stimmvieh zur Aufrechterhaltung der Parteiherrſchaft zu gebrauchen, und den geſchulten freien Negern das Stimmrecht verweigern, um ſie zu Parias zu machen; will ſie die Impeachment-Comödie blos ſpielen, um Capital für die nächſte Präſidentenwahl zu machen; will ſie nicht auf Mittel und Wege denken, um das Volk von den drückenden Steuern zu befreien und in Bälde die öffentliche Schuldenlaſt zu vermindern; will ſie, kurz geſagt, keine Reform- ſondern blos Ausbeutungs-Partei ſein, ſo muß ſie zu Grunde gehen. Der Sieg der demokratiſchen Partei kann, bei der lümmelhaften Bevorzugung der weißen Farbe und der ungerechten politiſchen Ächtung der farbigen Raſſe, welche ſie laut auszuſprechen wagt, ohne zu erröthen, durchaus nicht gefährlicher ſein, als der Sieg der republikaniſchen Partei, die in großer Mehrzahl nie aus Humanismus gegen die Sklaverei geeifert und zum Theil aus Ämtergier den Krieg heraufbeſchworen hat, wo nicht ihr, ſondern der militäriſchen Nothwendigkeit das Verdienſt der Emancipation zukömmt; die den Radikalismus auf ihre Fahnen ſchreibt und im Herzen dem Conſervatismus huldigt, gegen welchen frei anzukämpfen die meiſten ihrer Glieder zu feig und zu unwiſſend ſind, indeß die großen, ſouverainen Kinder der Demokratie ihm ehrlich zugethan ſind und ihn hartnäckig vertheidigen. Wollt Ihr nicht vorwärts gehen, ſo möget Ihr untergehen! Nur erwartet nicht, daß ſolche intelligente Deutſche, die da wiſſen, was Radikalismus heißt, mit Euch gehen, um Euch zu Ämtern zu verhelfen, ſondern gewärtet vielmehr, daß Viele gegen Euch und Manche, die in der Aufhebung des Königthums im Frack einen politiſchen Fortſchritt ſehen, für gar keinen Präſidenten mehr ſtimmen werden, am allerwenigſten für einen Candidaten, deſſen Verdienſt im Feldherrntalent beſteht und in gewonnenen Schlachten. Der republikaniſchen Partei dieſer Republik geht es gegenwärtig wie den Preußen: ſie haben als Fortſchritts-Agenten den Credit verloren; indeß Oeſtreich, ſage Oeſtreich, vom Geiſte Beuſt beſeelt, die Zeichen der Zeit zu verſtehen begonnen hat und durch rühmliche Reformen Preußen überflügelnd die große Aufgabe der Zukunft zu begreifen ſcheint, in Deutſchland aufzugehen: ſei es als deutſches conſtitutionelles Kaiſerreich, oder als deutſche Republik, mit Wien als Reſidenz, oder Capitol-Stadt an der Spitze.

Und Du, mein Vaterland? — Du wirſt ſelbſtſtändig werden — ein freier Staat von Preßburg bis Conſtantinopel und Fiume!

So führte mich denn die Stadtwahl von Leavenworth in geiſtigem Ideenpaſſus bis nach Conſtantinopel und von dort wollen wir denn flugs wieder in einer geiſtigen Retour-Chaiſe zurückkehren u. bei dem geſinnungstüchtigen u. gebildeten Hrn. Schowarte, im St. George-Hotel, Quartier nehmen. Ein Gegner aller Heiligen ſeiner Kirche, kann ſich doch Schowarte nicht von ſeinem, ihm in der Kindheit eingepflanzten Gott trennen, den er von Ewigkeit exiſtiren läßt, indeß er eine Schöpfung aus Nichts läugnet und die Welt, neben Gott, ebenfalls von Ewigkeit her datirt. Da jedoch eine Welt von Ewigkeit neben einem Gott von Ewigkeit nicht beſtehen kann; ſo muß man den ewigen Gott fahren laſſen, oder eine Schöpfung durch Gott zugeben. Was meinen Sie, lieber Schowarte, über dieſe meine Behauptung, after a second, — or some more sober thoughts? —

Mögen übrigens alle Skeptiker gegen den Glauben an Heilige ſein; ſo kann ich doch dem heiligen Georg von Leavenworth nicht meine Ehrfurcht verſagen; denn – er führt gute Küche, kredenzt guten Wein und läßt am Tiſche ſeine Gäſte durch allerliebſte Aufwärterinnen bedienen. Kann ein Voyageur mehr verlangen auf einer Reiſe im fernen Weſten? — Ach, es giebt ſo viele Leute, die da meinen, die Bewohner des fernen Weſtens ſeien Halbwilde. Wie täuſchen ſich dieſe Menſchen: legte man ſie mit den „Hinterwäldlern (ich meine unſere Deutſchen) auf Eine Wage, ſo würden ſie durch das Gewicht der Intelligenz als Halbwilde in der geſenkten Schale erſcheinen. Ich behaupte, daß ſechs der jüngſten Städte von Miſſouri, Kanſas und Nebraska mehr gebildetes und freiſinniges Element beſitzen, als ſämmtliche Landſtädte Pennſylvaniens zuſammengenommen.

Von Leavenworth per Eiſenbahn nach Kanſas-City, Mo. gefahren. Es wird hier eben wieder ſehr viel gebaut — das machen die ſchlechten Zeiten. Ich wohnte im Franklin-Haus des Marſchalls Keck, das gut geführt wird. Mein erſter Gang war, den braven Schweizer, Hrn. Keller aufzuſuchen und da er wohlbeſtellter Marktmeiſter iſt, ſo war es ein Leichtes, ihn als gewiſſenhaften Beamten auf ſeinem Platz zu finden. In ſeiner Begleitung fuhr ich nach der Brauerei des Hrn. Helmreich, vor deſſen Wohnung man eine reizende Ausſicht hat auf die Stadt.

Im ſelben Verhältniß wie St. Joe und Leavenworth, verſchönert ſich auch Kanſas-City mit jedem Jahre und bald wird der letzte Sandberg verſchwinden, um rührigen Straßen Platz zu machen. Da gäbe es noch ein ergiebiges Feld für Freund Peteler's tragbare Eiſenbahn!

Der Bau einer Eiſenbahnbrücke über den Miſſouri-Stram ſchreitet raſch vorwärts.

Die Kanſas-City-Paſt erſcheint täglich und wurde vor Kurzem von Hrn. Carl Weißmann angekauft. Es läßt ſich erwarten, daß bei dem raſchen Emporblühen der Stadt und dem ſteten Zuwuchs der deutſchen Bevölkerung das Blatt eine geſicherte Exiſtenz erhatten und unter Weißmann's tüchtiger Redaktion eine ehrenhafte Stellung unter den Blättern des Weſtens einnehmen wird.

Eben ſo fitzig als viele der G e n e r ä l e, das heißt General-Ticket-Agenten, und Superintendenten reicher Eiſenbahn-Geſellſchaften gegen Editoren ſind, eben ſo liberal findet man dieſe Heeren Beamten im Staat Miſſouri; ſo, daß mir da nirgends eine Freikarte verweigert wurde.

Am 11. April fuhr ich auf den guten Schienen der Paeificbahn nach Jefferſon-City. Das Weiter war ganz ſchauderhaſt; katt, regneriſch und noch kaum eine Spur vom Frühling. Wir jagten 20 Meiten per Stunde über eine große Prärie hin, geſchmückt mit vieten Farmen. Die Weizenſaat läßt eine gute Erndle erwarten; das heißt wenn der Segen van Oben herab kömmt — von Sonnenſchein und hinlänglichem Regen – u. der liebe Gott keine „Armee-Würmer“ ſchickt, um des Farmers Hoffnung zu vernichten. Dieſe und ähnliche Prärien erinnern mich ſo lebhaſt an Niederungarn, beſonders an den B a n a t, jene große Weizenkammer-Pannoniens. Und da erſcheinen; mie nun auch im Spiegel der Erinnerung jene katholiſchen Proceſſionen gläubiger Bauern und Bäuerinnen, die von Prieſtern geführt und a n g e f ü h r t, bei Dürre und Mangel an Regen den lieben Gatt Z e b a o t h im Himmel mit Geſängen und Gebeten beſtürmen, damit er Regen ſende. Aber, ach, der liebe Gott hat Ohren und erhört doch ihre Gebete nicht und ſa iſt der arme Bauer nicht nur vom Prieſter, ſondern auch vom lieben Herrgott a n g e f ü h r t. So weit hat es die Alleinſeligmachende, trotz ihres raſchen Umſichgreiſens, hier zu Lande noch nicht gebracht, daß ſich die geiſtlichen Herren, das Hemd über den Hoſen an, mit ihrem Judengott Jeſus und mit wunderthätigen Heiligen auf Fahnen und Standarten gemalt, in Proreſſionen auf die Straße u. auf Felder wagen. Uebrigens, nur patience, kann Alles noch kommen.

Im Waggon auf der Fahrt nach Jefferſon-City kam ein junger Deutſcher zu mir zu ſitzen, der mir alsbald — wie kleine und große Kinder zu thun pflegen — das ganze Gewicht ſeines lieben Ich in die Wagſchale meiner Gednld legte. Er war Cigarrenmacher; ging von Cincinnati nach Kanſas und nach Miſſouri, um Arbeit zu ſuchen; konnte aber bis jetzt keine finden und ſetzte ſeine letzte Hoffnung auf St. Louis. Durch ihn belehrte ich mich über die wichtige ſociale Arbeiter-Reform einer Ligue von Cigarrenmachern, die aus achtzig Unionen beſteht u. ihe Hauptquartier in Philadelphia hat. Der Zweck der Ligue iſt, gute Preiſe für die Arbeit zu erhalten. Ein Mitglied, das in einer Werkſtätte an der Seite eines Nichmitglitedes arbeilet, verfällt einer Straſe von 10 Dollars. Reiſende erhalten Karten van ihrer reſpectiven Union, um ſich als hoffähig zu legitimiren und nöthigenfalls auch, im Peche, einen kleinen Vorſchuß anf Credit zu erhalten. Bei dem allgemeinen Feldgeſchrei: „help yourself!“ iſt eine ſalche Selbſtbeſchützung ganz am Platze; dach „H e r r und M e i ſt e r“ bleibt immee das große Capital, deſſen Diener der Aebeiter ſtets war, iſt und bleiben muß, da der Menſch zu ſchlecht, um je für die Liebe des Communismus zu taugen, deſſen C a ſ e r n e n l e b e n übrigens auch vieten guten und geſcheidten Leuten durchaus nicht zuſagen will.

Zu Sedalia wurde dinirt. Es iſt dies eine ſehr rührige Landſtadt, von vielen Farmen umgeben. Ich ſaß am affenen Fenſter und athmete den Sauerſtoff ein, der für den Körper ſo nothwendig iſt; aber nur zu bald mußten die Fenſter geſchloſſen werden. Giebt es hiee zu Lande denn gar keinen Frühling? blos Winter und Sammer und eine Blüthenzeit, in welcher man heute ſchwitzt und morgen des Oberrocks bedarf. Wäre ich jünger, ich würde aus Deſperatian, des Climas wegen nach Californien zehen. Dort wäre ich gewiß nicht mit Huſten und Aſthma geplagt u. kein Arzt würde mir dort wie hier den Rath zu ertheilen brauchen: „Werfen Sie die Medicinen zum Teufel und trinken Sie Whisky, den beſten Whisky!“ Ach, welch eine Satyre auf die Wiſſenſchaft der Medicin, wenn ein gebildeter Arzt ſolchen Rath ertheilt! — Indeß ein Anderer Eiſenpillen, ein Dritter Arſenikpillen empfiehlt. Den Medicinern geht es wie den Theologen — ſie tappen im Finſtern herum. Jene füllen die Kirchhöfe durch Experimentiren. Dieſe geben den Menſchen einen Paß nach dem Himmel.“ — Ich habe zu Jefferſon City den Oſterſonntag zugebracht. Noch geſtern ſo warm und heute kalt, daß die Pfirſigblüthen erfrieren.

Beim Frühſtück waren rothe Eier kredenzt. — Habe als Knabe ſo manches Oſterei gefärbt und gravirt und das Feſt hatte damals eine ganz andere Bedeutung für mich, wie jetzt.

Die A u f e r ſt e h u n g — nur ein ſ c h e i n b a r todter Chriſtus kann nach drei Tagen auferſtehen, und eine Fahrt nach dem Himmel iſt eine Abſurdität, an welche blos Kinder und erwachſene Prieſter-Sklaven glauben können, in deren Gehirnkaſten finſtere Nacht herrſcht. Doch glauben macht ja ſelig — nun ſo g l a u b e t; nur laſſet Andere im Recht: z u d e n k e n.

Innerhalb meinen Hotelfenſtern blühen Tulpen und Pelargonien; draußen zieht ein rauher Nord durch den düſtern Gau. Das Zimmer iſt mir ein angenehmes Aſyl und die Muſen erſetzen mir den Umgang mit Menſchen, unter denen ich ſo ſelten Harmonie des Geiſtes und Sympathie der Gefühle finde. Der Oſtermantag war für mich ein förmlicher „langer Tag“ wie ihn die Juden feiern; doch anſtatt mit Jehova mich zu beſchäftigen, dachte ich in Liebe an Weib

Digitized by Google

und Kinder zu Cumminsville und an meine lieben Verwandten in Ungarn. Ich ſehnte mich bereits wieder ſo ſehr nach Hauſe, daß ich zu Washington, Ma. des Collectirens wegen gar nicht anhielt, ſondern directe nach St. Louis fuhr. Durch die Erinnerung an die drei großen C. des Jefferſonviller Turnvereins beſeelt, hatte ich in St. Louis das Vergnügen, den St. Louiſer Turnverein aus der Abonnenten-Liſte zu ſtreichen, in Folge einer Kündigung von Seiten des Bibliothekars. Was mag denn da wohl die Urſache ſein? O, die hoffnungsvolle Jugend, auf den Schultern die Zukunft ruht!

Die weltberühmten Zwerge waren noch in der Stadt und zogen volle Häuſer. Ganz in der Ordnung. Dem Verdienſt ſeine Krone! Und eine dreifache Krone für die heilige Dreieinigkeit unſerer radikalen Zeit: cerevisia, crepundia, cunnus!

Mag L e tz t e r e, nach Martial, eine deterrima belli causa ſein, ſo iſt ſie doch der Urborn und die Würze des Lebens, und C o m ö d i e und L a g e r b i e r munden den meiſten Menſchen beſſer und ſind leichter zu verdauen, als phyſiologiſche Theorien und wiſſenſchaftliche Dyatriben. Alſo ein dreifaches Gut Heil den großen drei C. —!

Es war des Nachts um die Geiſterſtunde, als ich in der Rheiniſchen Weinhalle abſtieg. Es wüthete ein Sturm wie ich ihn noch nie erlebt hatte. Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag — eine ſtundenlange Illumination durch elektriſches Licht — furchtbar für den Furchtſamen und erhaben für den Freund der Natur und ruhigen Denker. Das war der Jupiter Tonans — das iſt die Allmacht der Stoffe! Und außer ihr keine Allmacht eines perſönlichen Gottes, eines Götzen im Himmel.

Da mir der „Herr General" der Ohio- und Miſſiſſippibahn, trotz einer bombaſtiſchen Empfehlung eines deutſchen Editors, Anzeige und Paß verweigert hat, fuhr ich mit einer Freikarte der St. Louis- und Indianapolisbahn, über Terrehaut, nach Cincinnati zurück. Es führen mehre Wege nach Rom und der kürzeſte iſt nicht immer der Beſte. Ein nobilis frater jenes Herrn der Ohio- und Miſſiſſippi-Bahn iſt der gegenwärtige G e n e r a l der Little-Miami-Bahn, in Cincinnati. Da kennt man keine Courtoiſie und kümmert ſich nicht um Dutch Advertisements. Darum aber Nichts für ungut; es hat ein Jeder ſeinen eigenen Geſchmack, ſeinen eigenen Typus.

Ueber Nacht ruhte ich zu Indianapolis im Spencer-Hauſe aus, und fuhr ohne Aufenthalt nach Hauſe. Es war am 14. April, am Gedächtnißtage der Ermordung Lincoln's durch Booth. Johnſon wird gewiß nicht ermordet; doch ſcheint es bereits ſo, als fiele bald ſein Kopf unter der radikalen Guillotine des Impeachment, um infam caſſirt zu werden. Das wäre der erſte Fall eines amerikaniſchen Präſidenten und es wäre, wahrlich, beſſer, wenn ein ſolcher Fall ſich gar nicht ereignet hätte. Der Prozeß iſt dem Ende nah und Jedermann iſt, nach der Schattirung ſeiner Parteifrage, geſpannt auf das Reſultat des Schuldig oder Nichtſchuldig.

Solch eine wichtige Frage ſollte keine Parteifrage, ſondern ausſchließlich eine Frage der ſtrengſten Gerechtigkeit ſein; aber — in unſerer Glorreichen iſt Alles dem Parteiweſen verfallen und „R e f o r m" iſt ein leeres Wort.

Reden

von

Arnold Ruge.

2.

Dem Chriſtenthum geht der griechiſche artiſtiſche Humanismus und die griechiſche philoſophiſche Wiſſenſchaft vorher. Beide werden von ihm theils polemiſch, theils aneignend aufgenommen. Und ſo ſteckt dem Chriſtenthum der Humanismus und die Philoſophie der Griechen im Leibe.

Beide werden von ihm auf ſeine Weiſe verdaut. Der humane Gott, unſer Herr Chriſtus, fährt gen Himmel, alſo in die Natur zurück, und die Philoſophie hört auf, Wiſſenſchaft zu ſein und wird Prieſterſpeculation (Scholaſtik) über die Märchen und Dogmen der Religion.

Wie im Mittelalter Humanismus und Wiſſenſchaft in's Chriſtenthum untergingen, ſo geht nun in der neueren Geſchichte das Chriſtenthum, d. h. der Aberglaube, an den Naturgott im Himmel und an das Märchen von der einmaligen Menſchwerdung in Paläſtina, wieder in Wiſſenſchaft u. Humanismus unter.

Wie die franzöſiſche Revolution mit dem ethiſchen Humanismus des Chriſtenthums Ernſt machte, wie ſeitdem die Menſchenrechte und die Humanität ſich immer mehr verwirklicht haben, iſt bekannt.

Der Sinn und die Bedeutung der chriſtlichen Mythologie werden ohne Zweifel in größter Ausdehnung in der deutſchen Gelehrtenwelt verſtanden. Die mythologiſchen Forſcher geben die Thatſachen, die Philoſophie den Begriff.

So wird die Religion praktiſch und theoretiſch aufgehoben.

Nachdem wir die Religion zu dieſer ihrer Verklärung begleitet haben, wenden wir uns noch einmal zur Kunſt und zu ihrem Verhältniß zu den Mythen.

Der erſte Erzähler des Märchens oder der Mythe hat das himmliſche Naturereigniß vor ſich und erklärt es durch ähnliche irdiſche Vorgänge; er verſetzt ſeine Welt in die Wolken und in den Himmel; er phantaſirt ſie dorthin, und er weiß dies.

Bekanntlich hat man ſich bei den Volksdichtungen und Volksſagen den erſten Urheber ganz wegzuphantaſiren geſucht, weil dieſe Märchen und Sagen im Laufe der Zeit allerdings in aller Leute Mund kamen und ſo natürlich auch eine Fortbildung erfuhren; aber keine Phantaſie und kein Gedanke läßt ſich von dem freien Einzelnen loslöſen, er iſt deſſen Bethätigung ſelbſt, und das Volk dichtet und denkt nicht; alle Einzelne vereinigen ſich dagegen wohl in dem allgemeinen Gedanken oder der allgemeinen Dichtung, die das einzelne Subject denkt oder dichtet. Schwartz ſpricht ſich nicht darüber aus, wie er ſich dieſe Mythenbildung vorſtellt, nimmt aber gleich „den gläubigen Standpunkt“ d. h. das Verhalten des Volks zum gegebenen Märchen als Ausgangspunkt an. Es iſt möglich, daß die Mythologen behaupten werden, gleich der erſte Erzähler des Märchens, wenn er auch wiſſe, daß er dichte, glaube doch an ſeine Dichtung. Man kann nur ſagen, er glaubt, daß er richtig erklärt. Während die ſpäteren Gläubigen dieſe Erklärung für die Sache ſelbſt nehmen, weiß er, daß ſeine Erklärung van dem Naturereigniß verſchieden iſt. Er weiß, daß er den Alten, der dort oben Kegel ſchiebt, mangelt, Steine rollt, mit dem Wagen fährt, daß er die galoppirenden Pferde, den brüllenden Stier, den Jäger und die wilde Jagd dorthin verſetzt. Wenn er das himmliſche Feuer und die Wiedergeburt der Sanne, wie das irdiſche Feuer, durch die Stange entſtehen läßt, die mit Seilen in einer Scheide gedreht wird, wenn er ſolche Erzeugungen und Geburten in den Wolken vor ſich gehen läßt, wie ſie auch auf der Erde vor ſich gehen, ſo kennt er offenbar ſowohl den natürlichen Gegenſtand, z. B. das Gewitter, als auch ſeine eigne naive Erklärung, u. je mehr er nach dem Motto verfährt: Naturalia non sunt turpia, deſto ſicherer darf man überzeugt ſein, daß dieſe erſte Anſchauung noch nicht gläubig iſt. Denn die Zote iſt eine Form des bewußten Komiſchen, oder des Witzes. Die dumme Gläubigkeit, welcher ſelbſt die Zote heilig wird, iſt von ſpäterem Datum und ſicherlich unfähig, die Zote zu erfinden. Hony soit qui mal y pense.

Wenn uns dann die Kunſt des Dichters einen ausführlichen Kampf Indras mit den Dämonen, welche die Sonne geraubt, ſchildert, und ihn mit dem Donnerkeil die Gegner erlegen läßt, ſo hat ſie die urſprüngliche Erklärung der Erſcheinung ſchon weiter ausgebildet.

Offenbar nimmt die Kunſt in den Hymnen und Epen ſchon die Sage und deren Anſchauung, nicht das Naturereigniß ſelbſt, zu ihrem Ausgange, und wenn ſich auch der Dichter noch von dem Naturereigniß leiten läßt, ſo kleidet er es dach ſo reich in ſeine ſchönen Umhüllungen ein, daß die göttlichen Perſonen zwar immer beſtimmter hervoetreten, Charakter bekammen, aber ſich auch faſt von ihrem Urſprunge, den Wolken z. B., loslöſen. Wäre dies nicht der Fall, wie hätte da Socrates damit komödirt werden können, daß Ariſtophanes ihm aufbürdet, er mache die Wolken zu Göttern, während ja Zeus ſelbſt nichts Anderes iſt, als die Donnerwolke?

Wie die Aufklärung und der Glaube über die Menſchwerdung wörtlich übereinſtimmen, ſo ſtimmt der Hahn des Komikers mit der Wahrheit wärtlich überein.

So ſehr löſ't die humaniſirende Kunſt die Götter wieder aus den Walken las; ſie entnimmt und entfremdet ſie der Natur und nimmt ſie in die Menſchenwelt hinüber, oder wieder zurück.

Die griechiſche Kunſt humaniſirt durch das Maß der Schönheit die Mythen, d. h. ſie mißt die Götter an dem Begriff des Menſchen; und der Adler, der Blitzvogel, und der Blitz ſelbſt, alſa die Varſtellungen von dem Naturereigniß, ſinken zu Attributen des Götterkönigs herab. Die griechiſche Kunſt zieht alle Göttergeſtalten immer mehr aus der Natur heraus und immer tiefer in die Menſchenwelt hinein, ohne daß jedoch bei aller Vermenſchlichung die Götter aufhören Olympiee d. h. Naturgötter zu ſein.

Bei dieſer Vermenſchlichung der Götter bildet nun die griechiſche Kunſt auch die Menſchenwelt, d. h. ſie idealiſirt ſie durch und durch. Den Herrſcher, den Vater der Götter und Menſchen, den Zeus, den Sänger Apolla, den Schmied Hephäſtos, den Handelsmann Hermes, den Krieger Ares, die Geliebte Aphrodite, — alle dieſe Erſcheinungen des Menſchenlebens, erhebt ſie zu unſterblichen Typen. Dieſe Geſtalten ſind wahr, ſie ſind wahre Geſtaltungen, denn ſie zeigen das allgemein Menſchliche in weſentlicher, vollkommner Geſtalt. Dieſe Ideale ſind die unübertreffliche, für immer geltende Reitung alles Menſchlichen in den Himmel der Schönheit.

In dieſe unſterbliche Welt ſchöner und wahrer Formen ſehen wir uns, aus den wüſten Naturphantaſieen Indiens, Aegyptens, überhaupt des Orients, durch die Griechen gerettet.

Es iſt eine Befreiung, ja, aber nur eine Befreiung der Phantaſie durch ihre Bändigung unter dem Geſetz des Reinmenſchlichen und überhaupt unter dem Begriff, dem das einzelne Kunſtprodnct jedesmal zu entſprechen hat. Selbſt der Eber wird ideal; ſelbſt das Haus des Gottes, „das ſäulengetragene, herrliche Dach,“ iſt keine Willkür, ſondern der reine Begriff der Träger und des Getragenen, die das Haus bilden und deren richtige Verhältniſſe es ſchön machen.

Die Kunſt regelt ſich durch die Anſchauung des Reinmenſchlichen, überhaupt der Idee der Erſcheinung, u. bringt dadurch das Ideal, oder die ſchöne Erſcheinung hervar; die griechiſchen Götter ſind keine Ungeheuer mehr, weder verzerrte Menſchen, noch verzerrte Thiere, aber ſie ſind, und ſind, grade wie die unſrigen, mit der ganzen Weihrauch-Wolke der Mythen oder Märchen heilig, d. h. Gegenſtände der religiöſen Anbetung — d. h. unerkannte, von ihrem Mutterboden, der Naturerſcheinung, losgeriſſene Götter. Ja, es wird vergeſſen, daß ſie Geſchöpfe des Künſtlers und ſeiner idealiſirenden Phantaſie ſind; und der Künſtler betet

Digitized by Google

ſein eigenes Werk an. — Kein Gott kann das Licht der Erkenntniß aushalten. So lange er alſo noch angebetet wird, iſt er noch nicht offenbar als Das, was er in Wahrheit iſt, obgleich die Kunſt ihn vollkommen anſchaulich vorführt. Der Gläubige kennt den Zeus, aber er weiß nicht, was er iſt. Die Kunſt idealiſirt ihn nur, ſie offenbart ſein Weſen nicht; obgleich ſie ſich von der Anſchauung dieſes Weſens (des Menſchen) leiten ließ und dadurch zur Schönheit gelangte, ſo begreift ſie doch ſein Weſen nicht. Dies thut erſt die Philoſophie.

Erſt der Philoſoph erkennt, daß alle Götter Naturgötter ſind, daß ſie urſprünglich durch Märchenphantaſie, dann durch poetiſche Weiterbildung derſelben und endlich durch phantaſtiſche Prieſterſpeculation geſchaffen werden, und daß dieſer Schöpfung die phantaſtiſche Behandlung der Natur und der Menſchenwelt zum Grunde liegt.

Die Geſchöpfe dieſer Mythen, dieſer Dichtung und dieſer Speculation, — mögen ſie den Gläubigen noch ſo heilig ſein, von der Wiſſenſchaft kann ihnen keine andre Ehre widerfahren, als daß ihr Sinn nachgewieſen wird, und an die Stelle der gläubigen die wiſſende Weltanſchauung tritt.

Eine Philoſophie der Mythologie oder des geſammten Aberglaubens hat zu zeigen, wie zuerſt über Natur und Menſchenwelt phantaſirt, wie dann dieſe Märchen künſtleriſch und ſpeculativ weiter gebildet werden; wie ſich dieſe Phantaſieen und Kunſtgebilde im Laufe der Zeiten vermenſchlicht, — auch gelegentlich wieder verworfen haben.

In dieſen religiöſen Vorſtellungen und Anſchauungen finden wir nun allerdings die Urweisheit der Menſchheit, aber ſie ſind eben darum auch vor, nicht über die Wiſſenſchaft zu ſehen; ſie ſind noch nicht Wiſſenſchaft und Wahrheit.

Wenn der Gläubige ſagt: „Der Gott iſt Menſch geworden", ſo geht er von ſeiner Phantaſie des Gottes aus und erzählt uns ein Märchen. Dies Märchen iſt ſehr verſchieden von der Wahrheit: „Der Menſch iſt die höchſte Verwirklichung der Idee", oder: „Das höchſte Weſen iſt der denkende Menſch."

Davon iſt auch alle Verwirklichung der Idee durch das Ideal, alle Geſtaltung der Idee, alle Anſchauung der Idee weit verſchieden. Auch in dem reinſten Ideal kommt der Künſtler nicht zur denkenden Selbſterkenntniß. Der Inhalt iſt ihm gewiſſer Maßen gleichgültig: Haus, Eber, Menſch, Tragödie, Komödie. Er drückt die Wahrheit der Sache, nicht ſeine eigne Wahrheit aus.

Aber ein Künſtler kann der denkende Menſch ſein, ein Gläubiger kann er nicht ſein. Er kann die Idee als irgend welches Ideal veranſchaulicht darſtellen, aber er kann ſie nicht anbeten, ohne die Idee dranzugeben und ſein Wiſſen zu vergeſſen.

Eben ſo kann der Gläubige, der religiöſe, der Theologe den Gott des Phidias, die Madonnen Raphaels, ſo verſchieden ſie auch von einander ſind, er kann die Olympier Homers annehmen, er könnte Thorwaldſens, oder Danneckers Chriſtus ſelbſt ausgehauen haben, und immer noch beim Glauben bleiben; aber den Sinn und die Bedeutung dieſer Götter, den die Wiſſenſchaft ausſpricht, kann er nicht anerkennen, ohne den Glauben an ſeinen Gott aufzugeben.

Der Gläubige kann alſo kein Wiſſen von ſeinem Gotte haben.

Von der andern Seite erkennt weder das Wiſſen des Denkens, noch das Wiſſen von der Natur, noch das Wiſſen vom Geiſte die Märchen und die Märchen-ſingenden Götterbildner als wiſſenſchaftliche Autoritäten an; dagegen iſt in der Weltgeſchichte das Eingreifen des Glaubens, dem die Völker ergeben ſind, natürlich überall zu verfolgen; und noch vor Kurzem war der religiöſe Glaube die Hauptrückſicht der Politiker.

Alle Religionen, Theogonieen und Theologieen ſind alſo wohl Gegenſtände der Wiſſenſchaft, aber Wiſſenſchaft und Wahrheit ſelbſt ſind ſie ſo wenig, als Heſiods und Homers Gedichte, als die Vedas, der Koran, die Bibel und das Buch der Mormonen.

Die verſchiedenen Religionen, die alle nur Formen der Einen Naturreligion ſind, erſcheinen nun theils als Vorſtufe des Denkens, theils auch wieder als Abfall von ihm und auf beiden Standpunkten haben ſie die bitterſte Feindſchaft gegen das Denken und die Wiſſenſchaft gezeigt und mußten ſie zeigen.

Als Vorſtufe des Denkens erzeugen Religion und Kunſt ſich in der Philoſophie ihren eignen Gegenſatz;*) und die Fehde bricht aus, ſobald die Wiſſenſchaft den Nachtwandler bei Namen nennt und ihn unſanft aus dem Traume ſeiner Weltherrſchaft reißt. Anaxagoras, Socrates und Ariſtoteles erfuhren den Zorn der gläubigen Athenienſer.

In derſelben Gemüthsverfaſſung finden wir den Abfall vom Denken, wie er im Chriſtenthume vorliegt. Eben weil dieſer chriſtliche Glaube verderbte heidniſche Weisheit iſt, muß dieſe Weisheit allmälig wieder rein und reiner aus ihm hervorgehen. Zuerſt bringt die Theologie es dahin, die Philoſophie zu „ihrer Magd" zu machen, aber ſie hat nun „die Magd" immer in Verdacht, ſie möge ſich wieder aus dem Dienſte befreien.

Um Dies zu verhindern, hat das Chriſtenthum ſich als Hierarchie oder als republikaniſchen Prieſterſtaat conſtituirt und mit deſſen Macht viel ſyſtematiſcher, als das Heidenthum die Wiſſenſchaft verfolgt; ja, die Regenten der Gläubigen haben unter dem Namen der Ketzer einen eigenen Verdammungstitel für die Oppoſition erfunden, und aus der Oppoſition als ſolcher, d. h. aus jedem freien Gedanken, ja ſogar aus den Abweichungen auf dem Felde des Aberglaubens ſelbſt, Verbrechen gemacht und mit Feuer und Schwert dagegen gewüthet.

Die Herrſchaft des Prieſterſtandes (der Republik des Aberglaubens) und ſeines Hauptes, des Papſtes, hat nun

*) Die phantaſtiſche Weltanſchauung erzeugt die denkende.

Digitized by Google

zwar durch die Reformation einen Stoß erlitten, den ſie nie wieder verwinden wird; es iſt ihr faſt überall die Macht entſchlüpſt, die Wiſſenſchaft und das Denken zur Verantwortung zu ziehen und wegen Abweichung vom Aberglauben zu verurtheilen; aber das wiſſenſchaftliche Denken iſt, ſelbſt innerhalb der civiliſirten Welt, noch nicht in die Mehrheit der Köpſe gedrungen. Es hat in dieſer Welt nur das Vorurtheil, keineswegs die volle Einſicht für ſich; und auch ohne Papſt und Prieſterſtaat, ſelbſt in ihrer anarchiſchen Auflöſung, iſt die Religion noch ſehr mächtig, ſie iſt noch immer der Alles durchdringende Volksgeiſt; und um deſſen Verdunkelung, oder Erleuchtung ſtreiten ſich die Denker und die Nachbeter.

Die Harmloſigkeit der Religion ſchreibt ſich erſt von der Aufklärung her, deren unſterbliches Verdienſt um Wiſſenſchaft und Staat nicht genug zu preiſen iſt. Die Harmloſigkeit der Religion hört aber wieder auf, ſo wie ſie ſich der Politiker bemächtigt; und gläubige d. h. abergläubiſche Regenten und Geſetzgeber ſind in unſeren Tagen grade wieder ſehr geneigt, Philoſophie und Aufklärung noch einmal, wie im Mittelalter, im Aberglauben untergehen zu laſſen. Sie ergreifen, wie zu ihrer Zeit die Jeſuiten, das Mittel der Erziehung und überſchwemmen die Köpſe der Jugend mit den wieder aufgewärmten Phantaſieen der orientaliſchen Märchen, die ſie ihnen als heilige Wahrheit einprägen

Auf der einen Seite freilich reißt die Arbeit der Civiliſation an der Ueberwindung der Natur und der Unwiſſenheit der Menſchen über ſich ſelbſt und ihre höchſten Zwecke in der Geſellſchaft, unſere Zeitgenoſſen immer mehr aus der Phantaſiewelt der Religion heraus und in eine werthvolle, mächtige Wirklichkeit den Staat und die Wiſſenſchaft, hinein. Auf der anderen Seite haben wir aber ein endloſes Heer von Phantaſten, alle religiöſen, faſt alle Frauen und faſt alle Künſtler, die ſich von den Phantaſieen der Vorzeit nähren; dieſe treten in feindſelige Spannung mit der Philoſophie und ſuchen die Staatsmacht gegen ſie aufzuhetzen. Ihre Polemik freilich geht nicht viel weiter, als daß ſie ſchreien: „Das iſt Voltaire!“ „Das iſt Hegel!“ Beide verſtehen ſie nicht, ſonſt würden ſie ſogar dieſen Ausruf nicht wagen.

Die Wirkung des unwiſſenden Predigers und der gläubigen Dichtkunſt, der Malerei und der Muſik, die alle mehr oder minder ohne philoſophiſche Einſicht und oft dem Mittelalter ergeben ſind, iſt aber nicht gering anzuſchlagen; und nach den Erfolgen, welche die Dummheit, ja, der mönchiſche Wahnwitz gegen die griechiſche Philoſophie gehabt hat, wäre es tollkühn, dem antiquariſchen, phantaſtiſchen und romantiſchen Treiben unſerer Zeit gar keinen Erfolg zuzutrauen.

Dieſer Sturmbock gegen die denkende Wiſſenſchaft putzt ſich mit Kenntniſſen auf, wühlt ſich in die Vergangenheit ein, die ſeinem Herzen wohlthut, und ſucht das Heiligthum der Wiſſenſchaft von Innen heraus zu zerſtören. Selbſt die Philoſophie zieht er mit gewohnter Gewandtheit aus dem Denken in die Phantaſie hinüber, und wir ſehen die Scholaſtik im Umſehen wieder hergeſtellt. Nur die Naturwiſſenſchaft und der Mechanismus des Gewerbsweſens bieten den Phantaſten keine Handhabe; es war daher ein verrätheriſcher Vorſchlag, den neulich ein bekannter Schriftſteller that, die denkende Speculation aufzugeben und nach Lord Bacon's Vorgang die Naturforſchung ein Abkommen mit dem Glauben treffen zu laſſen.

Unter dieſen Umſtänden iſt es nöthiger, als je, die Philoſophie in ihrem eigenen Gebiete zur Herrſchaft zu bringen. Eine zweite und eine gründlichere Periode der Aufklärung iſt uns nöthig; und kann die Wiſſenſchaft in ihrer ſtrengen Form nicht an Alle herangebracht werden, ſo kann es doch ſicherlich noch einmal ebenſo gut zum Vorurtheil werden, daß man philoſophiren, als daß man die Phantaſieen unſerer Vorfahren und ihre uralten Märchen glauben müſſe: das Vorurtheil für die Wiſſenſchaft iſt ebenſo nützlich, als das Vorurtheil für den Aberglauben ſchädlich iſt.

Sich vor der Wahrheit fürchten, iſt Rohheit; ſich vor dem Aberglauben nicht fürchten, iſt ein graßer Mangel an Einſicht; denn faſt alle Greuel*) und ſicherlich die abgefeimteſten Syſteme der Knechtſchaft, das Judiſche, das Aegyptiſche und das Päpſtliche, ſind ſein Werk; er unterwirft ſich Vernunſt und Wiſſenſchaft und dadurch auch den Willen und die Freiheit.

Programm der Freien Gemeinde.

Vortrag, gehalten bei Eröffnung der neu erbauten Halle der deutſchen Freien Gemeinde von Nord-St. Louis, am 29. Sept. 1867, von C. Lüdeking.

Vor Allem ſage ich Ihnen meinen Dank für die Ehre, die Sie mir erwieſen, am heutigen feſtlichen Tage der Eröffnung Ihrer neuen Halle, Ihren Gedanken Ausdruck zu verleihen. Pflegt die religiöſe Welt ein für ihre Kultuszwecke neu errichtetes Gebäude, ehe ſie daſſelbe aus den Händen der profanen Arbeit hinnimmt, mit ſalbungsvollen Reden, mit frommen Sprüchen und Gebeten für ſeine heilige Beſtimmung einzuweihen, ſo fallen ſolche Sitten für uns weg. Wir kennen keine „heiligen Hallen“ inmitten einer profanen Welt. Wir bewegen uns nicht in dunklen Gefühlen und frommen Wünſchen, ſondern fragen uns am heutigen Tage

*) Der Inquiſition, der Hexenprozeſſe faſt noch in unſern Tagen, der Geſetze Manu's in Indien.

ganz nüchtern: Wozu haben wir dies Haus gebaut; wozu haben wir ſolche Opfer an Geld gebracht, ſolche Ausdauer und ſolches Intereſſe bewieſen? Was wollen wir? Dieſe Frage bewegt uns Alle, wie ich denke. Und ſo erwarten Sie bei der Fülle des Stoffes, der ſich mir aufdrängt, keine in der Form vollendete Rede, ſondern einen Verſuch, in möglichſt einfachen und klaren Zügen ein Programm der Freien Gemeinde aufzuſtellen. Daß daſſelbe aphoriſtiſch, unvollſtändig ausfallen wird, da die einem Vortrage zugemeſſene Zeit beſchränkt iſt, verſteht ſich von ſelbſt, und brauche ich Ihre Nachſicht nach dieſer Seite hin nicht in Anſpruch zu nehmen.

Was iſt, was will die Freie Gemeinde? — Werfen wir dieſe Frage auf, ſo begegnen wir ſogleich einer Menge unklarer und unrichtiger Vorſtellungen, die alleſammt darauf zurückzuführen ſind, daß über den geſchichtlichen Urſprung der Freien Gemeinde dieſelbe Unklarheit, oder totale Unwiſſenheit herrſcht. Was iſt die Freie Gemeinde? Hier wird uns Einer belehren: Sie iſt daſſelbe, was die Loge iſt; nur an die Oeffentlichkeit gebracht, was dort hinter verſchloſſenen Thüren verhandelt wird. Dort wird Einer die Freie Gemeinde mit einer Infidel-Society zuſammenſtellen wollen, errichtet auf Thom. Payne's, oder irgend eines beliebigen Freidenkers „geſunden Menſchenverſtand“, während dort ein Dritter darunter eine verbeſſerte Auflage einer ſogenannten freiſinnigen Religionsgemeinde, oder ein Vierter einen ſogenannten freiſinnigen Schulverein, oder ein Anderer einen Sammelplatz für ſo allerhand unbeſtimmte freie Beſtrebungen, je nach den wechſelnden Einfällen und Speculationen der jeweiligen ſog. Gründer und Führer, eine Art „Freimännerverein“, darunter ſich vorſtellen mag. Das Alles iſt nun nicht der Fall. Die Freie Gemeinde iſt nicht die Loge, ſie iſt nicht, wie dieſe, halb Mittelalter, halb Neuzeit, halb Romantik, halb Vernunft, halb Humbug, halb Wahrheit, halb Zunft, halb Kirche. Die Freie Gemeinde iſt nicht die Infidel-Society, ſie iſt nicht die Verneinung, ſondern die klare Poſition; ſie lebt nicht von der Zerſetzung des Alten, ſondern in der Erbauung des Neuen. Die Freie Gemeinde iſt nicht die verbeſſerte freie Religionsgemeinde, ſie reimt nicht Religion und Freiheit; das Intereſſe, das ſie an jener nimmt, iſt ein rein geſchichtliches, ebenſo wie auf alle andern geſchichtlich gewordenen Seiten der menſchlichen Culturentwicklung gerichtetes. Die Freie Gemeinde iſt auch kein „freiſinniger Schulverein“, ſie iſt nicht die Schule, ſondern pflegt die Schule, und das Intereſſe, das ſich nach dieſer Seite bethätigt, bildet, dem Wortlaut Ihres Grundgeſetzes gemäß, nur den einen Theil ihres Cultus. Und ſchließlich ein „Freimännerverein“ iſt nun erſt die Freie Gemeinde nicht, da ſie auch den Frauen eine Stimme giebt, und nicht den Zwecken und Abſichten Einzelner, ſondern einer großen geſchichtlichen Entwicklung ihre Exiſtenz verdankt. Die Freie Gemeinde iſt nichts Unbeſtimmtes, Zufälliges, Willkürliches, Gemachtes, ſondern etwas ganz beſtimmt geſchichtlich Gewordenes.

Werfen wir einen kurzen Rückblick in die Reformationszeit. Es war vor 400 Jahren, als die europäiſche Menſchheit nach der langen Nacht der chriſtlichen Mittelzeit zum Tag eines neuen Bewußtſeins erwachte. Derſelbe Geiſt der Prüfung und Forſchung, der die alten geographiſchen Grenzen überſchritt und neue Länder entdeckte, der die alten ausgetretenen Wege der handwerksmäßigen Ueberlieferung verließ und neue Erfindungen machte, der den Rechtstitel der Leibeigenſchaft prüfte und die Fackel des Bauernkrieges in die Burgen der Ritter warf, derſelbe Geiſt der Unterſuchung machte ſich auch an die Satzungen und Einrichtungen der Kirche. „Aus Eifer und Liebe die Wahrheit an's Licht zu bringen,“ ſo lauteten die Eingangsworte der 95 Sätze, welche dieſer Geiſt der individuellen Forſchung an die Thüre der alten Kirche heftete. Da dieſe aber ihre Sätze auf die ſogenannte „Schrift“ zurückführte, ſo ſah ſich der reformatoriſche Geiſt veranlaßt, auf dieſes Gebiet ſeinem Gegner zu folgen und aus deſſen eigenem Arſenale ſich die Waffen zu holen. Die „Schrift“ wurde überſetzt und als gleichberechtigter Bundesgenoſſe auf den Kampfplatz eingeführt. „Es ſei denn, daß ich mit Zeugniſſen der Schrift oder mit hellen und klaren Gründen überzeugt werde, kann und will ich nicht widerrufen“ — in dieſen Worten iſt dieſe zweite Phaſe der proteſtantiſchen Entwicklung ausgedrückt. Vernunft und Schrift, beide als gleichberechtigte Factoren! Wie hätte es auch anders ſein können, da die Vernunft des 16. Jahrhunderts ſich wohl ihres Gegenſatzes gegen die Kirche bewußt war, dagegen ſich von einem Gegenſatze zur „Schrift“ nichts träumen laſſen konnte. Waren doch die ſog. Reformatoren im dickſten Teufels- und Hexenglauben befangen; führte doch Luther ſein Ohrenweh, Calvin ſeine Migräne auf den Teufel zurück, und erzählt jener alles Ernſtes, wie er einſt in der Kloſterzelle in Wittenberg durch einen argen Lärm in der Nacht aus dem Schlafe geweckt worden ſei und wie er, da er bemerkt, es ſei nur der Teufel, ſich wieder umgedreht und ruhig weiter geſchlafen habe! „Vernunft und Schrift“ — freilich konnte das nicht lange vorhalten. Paſſirte es dem guten Luther doch alsbald, daß er in einer ſchwachen Stunde den vernünftigen Ausſpruch that: „Irgend eine Epiſtel der „Schrift“ ſei doch ein ſtrohenes Machwerk.“ Und erging es ihm ſo mit ſeiner eigenen Vernunft, ſo ſollte es ihm mit der Vernunft Anderer noch ſchlimmer ergehen. Die Vernunft Karlſtadts, die Vernunft Calvin's, die Vernunft Zwingli's, die Vernunft Schwenkfeld's kam zu ganz andern Reſultaten, als die Vernunft Luthers. Die Vernunft der „Bauern“ wollte erſt recht nicht ſtimmen, und doch beriefen ſich Alle auf denſelben von ihm citirten zweiten Factor der „Schrift“. Was war die Folge? Daß diejenigen der „Reformatoren,“ welche zu einer politiſchen Machtſtellung gelangt waren, gleichviel ob unter der Aegide der Republik, wie Calvin, oder derjenigen der Fürſtengewalt, wie Luther, ihre Vernunft, oder was dieſelbe aus der „Schrift“ gezogen hatte, als allein wahres

Bekenntniß aufſtellten und entgegenſtehende Anſichten mit Gewalt niederſchlagen und aus dem Lande treiben. „Mit den Zeugniſſen der Schrift oder den hellen u. klaren Gründen“ wurde nun nicht mehr gerechnet; die Phaſe der freien Forſchung hatte geendet und ſtatt des ſtolzen Loſung: Aus Eifer und Liebe die Wahrheit an's Licht zu bringen, mit der die Entwicklung begonnen, las man an den Thüren der lutheriſchen und reformirten Kirchen die alte katholiſche Inſchrift: „Die Kirche lehrt, und die Vernunft ſoll ſchweigen.“

Das war das Ende der freien Bewegung des 16. Jahrhunderts. Die Bekenntnißſchriften wurden die höchſte Norm, vor der die Autorität der Vernunft und ſelbſt der „Schrift“ ſich beugen mußte. Der Kampf, der für Geiſtesfreiheit begonnen, endete in Glaubenszwang. Die Schlacht, die mit den reinen Waffen der „hellen und klaren Gründe“ begonnen, endete im blutigen Handgemenge eines entſetzlichen 30-jährigen Glaubens-Krieges. An den ſelbſtgeſchlagenen Wunden verblutete das nationale Leben des deutſchen Volkes. Eine Zeit der tiefſten Erſchlaffung, der troſtloſeſten Zerſplitterung, der tiefſten Nacht und gänzlichen Erſtarrung füllt die nächſten 100 Jahre aus, die dieſem Kriege folgten. Die Ruhe des Kirchhofs herrſchte über Deutſchland, nur unterbrochen durch das widerliche Geſchrei lutheriſcher und reformirter Zeloten, oder durch die unheimlichen, weil unterirdiſchen Maſchinationen der jeſuitiſchen Maulwürfe, die das lockere Fundament der neu errichteten Kirchen unterwühlten.

Erſt mit dem Ende des vorigen Jahrhunderts erhob der längſt todtgeglaubte erſte Factor der proteſtantiſchen Entwicklung, der Rationalismus, wieder ſein Haupt. Inmitten der Kirche, in der man ihn begraben, hielt er ſeine Auferſtehung, — und ſo groß war ſeine moraliſche Macht, ſo tief zerrüttet die alte Anſchauung, daß die politiſchen Machthaber ſich vor ihm beugten. Der Rationalismus wurde das Schooßkind der Ariſtokratie; man coquetirte mit ihm und protegirte ihn im Hörſaal und der Kirche, auf dem Katheder und der Kanzel. „Vernunft und Schrift“ lautete wiederum, wie zur Zeit der Reformation, die Loſung. Aber wie anders jetzt, als damals! Die Vernunft des 19. Jahrhunderts war eine andere geworden, als die des 16. geweſen, die Vernunft Kant's eine andere als Luther's, die Vernunft Rouſſeau's eine andere als Calvin's. Während die „Reformatoren“ des 16. Jahrhunderts von einem Gegenſatz gegen die „Schrift“, noch Nichts ſich ahnen ließen, während die großen Entdeckungen eines Columbus und Kopernicus, obgleich ihre Zeitgenoſſen, noch keinerlei Einfluß auf ihre Weltanſchauung gewinnen konnten, war dies am Ende des vorigen Jahrhunderts anders geworden. Durch die Entdeckung des Kopernicaniſchen Weltſyſtems und die wiederholten Umſchiffungen der Erdkugel hatte der Himmel, zu deſſen eherner Wölbung die Vernunft des 16. Jahrhunderts noch ihr Gebet emporſenden mochte, ſeine religiöſe Bedeutung verloren. Das Oben und Unten hatte aufgehört. Die Erde, ſonſt der Mittelpunkt des Univerſums und der Augapfel der höheren Fürſorge, war zu einem kleinen Trabanten der mächtigen Königin Sonne herabgeſunken, und ebenſowenig man in dem neuen Weltgebäude einen paſſenden Platz finden konnte, um den Stuhl des Allerhöchſten aufzuſtellen, ebenſo wenig wußte man mehr, wohin denn nun eigentlich die Hölle verlegt werden ſolle. In ſolcher Verfaſſung trat die Vernunft des 19. Jahrhunderts abermals, wie zur Reformationszeit, an die „Schrift“ heran, aber wie anders jetzt, als damals! Suchte man damals in gutem Glauben die Vernunft durch die Schrift zu ſtützen und zu ſtärken, ſo war jetzt das Bewußtſein des Gegenſatzes beider ſchon ſo weit gediehen, daß man umgekehrt die Schrift durch die Vernunft zu ſtützen und zu erhalten ſuchte. Man ſuchte mit einem Worte Vernunft und Schrift zu reimen, die Bibel vernünftig auszulegen, das Wunder vernünftig zu erklären. Dies war die Zeit der ſog. „Denkgläubigkeit,“ der „Vernunftoffenbarung,“ des „natürlichen Wunders“ und wie alle die unhaltbaren Schlagworte der damaligen proteſtantiſchen Entwicklung heißen mögen, die den Stempel des innern Widerſpruchs an der Stirne tragen. Das Ungehörige einer ſolchen Richtung, das Unzulängliche eines ſolchen Rationalismus, „der zu glauben denkt und zu denken glaubt, obgleich es mit Beidem gleich Null iſt,“ wurde bald erkannt, und in den 30er Jahren ſchlug der proteſtantiſche Geiſt eine neue Richtung ein, die, weit entfernt, Vernunft und Schrift zu reimen, den ganzen Gegenſatz derſelben herausſtellen ſollte. Mit hiſtoriſcher-kritiſcher Unparteilichkeit ſuchte man die chriſtliche Entwicklung nachzuweiſen, ebenſo wie jede andere Culturentwicklung; mit hiſtoriſch-kritiſchem Eifer ſichtete man die „heiligen Schriften“ nach Zweck, Urſprung und Inhalt, ebenſo wie man die klaſſiſchen Schriftſteller, die heil. Schriften der Inder, der Perſer, oder den Koran ſtudirte. Man trug nichts in den hinein, was nicht darin enthalten war, ſondern unbekümmert, ob der Inhalt ein vernünftiger, oder unvernünftiger ſei, ſuchte man denſelben als ſolchen mit hiſtoriſcher Genauigkeit feſtzuſtellen. Was die hiſtoriſch-kritiſche proteſtantiſche Wiſſenſchaft auf dieſem Gebiete geleiſtet hat, wird ſtets von höchſtem Werthe bleiben und eines der glänzendſten Blätter der deutſchen Literaturgeſchichte füllen.

Soweit die wiſſenſchaftliche Entwickelung. Die praktiſchen Reſultate ließen nicht lange auf ſich warten. Hatte ſeit dem Anfange dieſes Jahrhunderts der Rationalismus unter der Gunſt der regierenden Häupter ſich entwickelt und waren ſeine Strahlen ſelbſt bis in die Hallen der römiſchen Kirche gedrungen, ſo trat ſeit den 40er Jahren faſt gleichzeitig die Reaction des preußiſchen Pietismus und des römiſchen Ultramontanismus hervor. Zurück zum alten Glauben, ins Mittelalter zurück, hieß plötzlich die Loſung der weltlichen und geiſtlichen Gewalthaber, die plötzlich die Entdeckung gemacht hatten, daß der Rationalismus, mit dem ſie

noch eben geſpielt, ein zweiſchneidiges Schwert ſei." Freilich wollte das Volk nicht ſo willig in die neue Bahn hinein, und, um ſein altes, liebgewonnenes „Vernunftchriſtenthum" zu behaupten, bildete man im Widerſpruch zur anerkannten Staatskirche ſ. g. freichriſtliche, deutſchkatholiſche Gemeinden. Vernunft und Schrift zu reimen, blieb die alte Loſung. Wie aber allemal in Zeiten der Gährung die Elemente raſch ſich ſcheiden, die ſcharfen Gegenſätze zum Vorſchein kommen, und die Mittelſtufen an die Seite fallen, ſo ging es auch hier. Geſtützt auf die Arbeiten der hiſtoriſch-kritiſchen Rationalismus, gelangte man ſehr bald zur Entdeckung, daß von einem vernünftigen Chriſtenthum nicht mehr die Rede ſein könne, da die ſ. g. Schrift auf einer total unvernünftig gewordenen Weltanſchauung ruhe, daß das Chriſtenthum, wie es geſchichtlich formulirt und geworden, mit der Vernunft unſerer Zeit in unlöslichem Widerſpruch ſtehe, — daß alſo die Frage nicht mehr liege zwiſchen vernünftigem und unvernünftigem Glauben, zwiſchen rationeller und rechtgläubiger Auslegung, ſondern zwiſchen Vernunft und Chriſtenthum überhaupt. Wie ein Lichtblitz fuhr die Schrift G. A. Wislicenus „Ob Schrift, ob Geiſt" durch die Dämmerung der freichriſtlichen, deutſchkatholiſchen Romantik, und ſcharf hob ſich auf dem trüben Hintergrunde jener denkgläubigen Vermittlungsverſuche der lichtvolle und klare Bau der erſten Freien Gemeinde in Halle ab. Mit der, von der Schrift inſicirten Vernunft hatte die proteſtantiſche Entwickelung begonnen, um mit der Ausſcheidung jener und der reinen Vernunft zu enden. Welchen Aufwand von wiſſenſchaftlicher Arbeit und ſittlichem Ernſt dieſe Entwickelung gekoſtet, wie hier kein Sprung, keine Willkür zuläſſig war, ſondern Stufe für Stufe erkämpft werden mußte, vermag nur Der zu beurtheilen, der an der Hand der bezüglichen Literatur den weiten Weg dieſer Entwickelung durchwandert hat. Daß aber das Reſultat dieſer Arbeit, die Befreiung von jeder religiöſen Satzung, die Emancipation des freien Gedankens von jeder Glaubensnorm das größte Werk geweſen iſt, das allein das deutſche Volk vollbracht hat, mag Jeder mit Zuverſicht erklären, der weiß, daß die entſcheidenden Siege der menſchlichen Civiliſation nicht auf dem blutigen Schlachtfeld, ſondern auf dem reinen Gebiet des Glaubens errungen werden.

Das Schickſal der Freien Gemeinden in Deutſchland iſt bekannt genug. Unentwickelt und unentfaltet, fielen ſie ſammt der politiſch-demokratiſchen Bewegung der Reaction zum Raube, die dem Jahre 48 nachfolgte. Ihre Verſammlungen wurden geſchloſſen, ihre Vertreter gemaßregelt und aus dem Lande getrieben. So iſt der Gedanke auch hierher getragen worden, ein Keim dieſes Geiſtes auch hierher gefallen. Es war im Dez. 1850, als eine Anzahl freier Männer hier zuſammentrat, um dem Gedanken, der hierher geflüchtet, eine Zufluchtsſtätte zu bereiten. Es bildete ſich hier die erſte Freie Gemeinde in Amerika. Die anderthalb Jahre, die ich damals in dieſem Kreiſe verlebte, gehören zu den ſchönſten, weil fruchtbarſten und geiſtig erregteſten meines Lebens.

Sollen wir nun noch ſagen, was die Freie Gemeinde iſt? Sie iſt die Auflöſung der „Schrift" und damit des Chriſtenthums in eine der Vernunft entſprechende Welt- und Lebensanſchauung. Sie iſt eine Verbindung freier Menſchen, die den Muth haben, der Wahrheit, der ganzen, die Ehre zu geben, die ſich nicht ſcheuen, einer veralteten Weltanſchauung zu kündigen und zu bekennen, daß nicht das Hergebrachte, ſondern nur das Vernünftige berechtigt und ehrwürdig iſt. Eine Verbindung ernſter, beſonnener Menſchen, die es müde ſind, in unbekannten, phantaſtiſchen Regionen Entdeckungsreiſen zu machen, dagegen entſchloſſen, an der Stelle der luftigen Gebilde der Religion die Reſultate der Forſchung zur Berechtigung zu bringen. Geſtützt auf dieſe Forſchung ſetzt die Freie Gemeinde an die Stelle einer willkürlichen Schöpfung, die den Launen und Leidenſchaften höherer Mächte unterthan iſt, ein ewiges und unendliches Allleben, das in vernünftiger Harmonie in ſich ſelbſt ruht und Genüge findet. An die Stelle einer fertigen „Offenbarung" ſetzt ſie eine fortſchreitende organiſche Entwickelung, an die Stelle des „Wunders" das Geſetz, an die Stelle der „Vorſehung" einen endloſen Zuſammenhang von Urſache und Wirkung. Sie verweiſt das „Uebel" aus der Oekonomie des Natur- und Menſchenlebens und weiſt jeder Erſcheinung ihre berechtigte, weil begründete Stelle an. Sie lehrt den Tod mit dem Auge des Weiſen betrachten, nicht als ein „Uebel", ſondern als eine natürliche, vernünftige Nothwendigkeit, nicht als einen Schein, ſondern als eine Wahrheit. Sie ſucht den Menſchen weder durch jenſeitige Verheißungen zu ködern, noch ihn durch dergleichen Schreckmittel zu terroriſiren, ſie weiſt den Menſchen auf ſich ſelbſt an, giebt ihn ſich ſelbſt zurück und faßt ihre Moral in den Worten zuſammen: Handle vernünftig und du genügſt dir ſelbſt und dem Ganzen.

Zur Cultivirung des freien Gedankens bedient ſich die Freie Gemeinde der Verſammlung der Erwachſenen und der Schule für die Jugend. Die Verſammlung der Erwachſenen ſoll der Pflege, der Erbauung der neuen Anſchauung und Moral dienen. Mit tauſend unbewußten Fäden iſt die Vernunft unſerer Zeit noch an das Alte gekettet, alle Zweige der Literatur ſind noch davon durchdrungen, und wenn auch theoretiſch die alte Anſchauung überwunden, iſt die neue noch lange nicht in Fleiſch und Blut unſerer Generation übergegangen. Welch' reicher, unerſchöpflicher Stoff liegt da vor uns ausgebreitet! Das ganze weite Gebiet der Natur und der Geſchichte, der ſichtbaren Welt der Erſcheinungen, wie der unſichtbaren der Gedankenentwickelung liegt vor uns. Daß hier von keinem „Vernunftpfaffenthum" die Rede ſein kann, verſteht ſich von ſelbſt. Jeder mag hier auftreten und ſeine Anſichten, wenn ſie nicht den Grundſätzen der Freien Gemeinde zuwiderlaufen, ent-

Digitized by Google

wickeln, um eben ſo, wie der ſ. g. Sprecher, der zugleich Lehrer iſt, dieſelben der Kritik der Verſammlung zu überlaſſen.

Die Pflege der Schule iſt die andere Seite des Cultus der Freien Gemeinde. Sie ſucht Erziehung und Unterricht im Sinne der Gemeinde zu geſtalten, die Gedanken derſelben auf die Jugend zu übertragen. Ihre Hauptaufgabe iſt es, ihren Unterſchied von der religiöſen Schule ſo ſcharf, als möglich, in Erziehung und Unterricht, zu markiren. Füllt dieſe das Gedächtniß des Kindes mit unverſtandenem Kram, ſo dringt die freie Schule auf das Verſtändniß des Gelehrten; tödtet jene mit allem möglichem unnützem Wiſſen das eigene Denken, ſo benützt unſere Schule das Wiſſen nur zum Zweck der Weckung des eigenen Urtheils. Derſelbe Gegenſatz in der Erziehung! Erzieht die religiöſe Schule das Kind zu blindem Gehorſam, ſo dringt die unſere auf ſelbſtbewußte Pflichterfüllung; waltet dort die Furcht, die Strenge, der Stock, ſo regiert hier die Verſtändigung, das vernünftige Wort des Lehrers. Hält jene an der äußern Regel und Form, ſo ſoll bei uns die Disciplin auf die Einſicht des Kindes gegründet werden. Werden dort Gebets-Maſchinen dreſſirt, ſo ſollen hier freie, ſelbſtbewußte Menſchen gebildet werden, werden dort äußere Zucht und Sittſamkeit, Händefalten und Augenverdrehen anerzogen, ſo ſoll hier das Kind zu Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit, zu unverſtelltem Handeln nach ſelbſtbewußten Gründen erweckt werden.

Welch' hohe Aufgabe, welch' ſchöner Beruf, in einer Welt voll Halbheit die volle Conſequenz zu vertreten, in einer Welt voll Nacht und Dämmerung den hellen Tag heraufführen zu helfen, in einer Welt voll Gleichgültigkeit und Lüge den ganzen Enthuſiasmus für die Wahrheit zu verkörpern! Das will, das kann die Freie Gemeinde.

Blicken wir um uns! Wie eine Oaſe in der Wüſte religiöſer Barbarei erſcheint unſere Verbindung, wie ein kleiner Punkt am Horizont einer fernen Zukunft. So ſcheint es. Aber iſt dem auch ſo? Die Agitation für Temperenz und Sonntagszwang regt ſich in unerhörter Weiſe. War dieſelbe vordem vom Knownothingismus getragen, ſo gilt es jetzt, das puritaniſche Kirchenthum vor dem Zerfall zu bewahren. So tief unterwühlt iſt daſſelbe, ſo baar an innerem Gehalt, daß man den morſchen Bau durch Polizeigeſetze zu ſtützen ſucht. So bankerott iſt der alte Glaube geworden, daß man denſelben in irgend einer Form in die Conſtitution dieſer Republik zu ſchmuggeln ſucht. Thörichtes Beginnen! Wohin werden dieſe wahnſinnigen Verſuche führen? Zum Untergang der Kirche! Gerade ſo, wie die Sklavenhalter durch ihren verblendeten Eifer die Kriſis beſchleunigten, die ihren Untergang herbeiführen ſollte, werden dieſe frechen zelotiſchen Beſtrebungen auf religiöſem Gebiete den Maſſen, wie den Geſetzgebern die Augen öffnen und dieſe chriſtlich-polizeilichen Zwangsmaßregeln erſt recht die Kirchen entleeren. Die Logik iſt überall dieſelbe. Und wie die proteſtantiſche Entwicklung in Deutſchland ihren

Verlauf genommen, ſo wird ſie überall verlaufen, — in der Auflöſung der „Schrift“ und der Anerkennung der reinen Vernunft. Wie aber mit der römiſchen Kirche? Die Logik iſt überall dieſelbe. Stand ſie nicht in Macht und Herrſchaft in Europa? — und doch genügte der Fauſtſchlag eines oberſächſiſchen Bauernſohnes, um den Bau zu erſchüttern. Weltliche und geiſtliche Machthaber griffen zu, und die ſtolze, reiche Kirche war froh, zu retten, was ſie eben retten konnte. Stand ſie nicht in Macht und Herrſchaft in Mexico? — und doch genügte ein paar Decrete, ihre Rechtstitel zu vernichten und ihre Macht zu brechen. Bereitet ſich nicht das Gleiche vor unſern Augen in Italien vor? Warum ſollte es hier anders kommen? Das Dogma der römiſchen Kirche iſt bereits von der Vernunft des 16. Jahrhunderts verworfen worden. Ihre Machtſtellung iſt hier eine politiſche, auf den Beſitz gegründete. Sie wird, wie überall, auch hier zur Herrſchaft zu gelangen ſuchen. Da aber „ein Haus, getheilt in ſich, nicht ſtehen“, ein Staat im Staate nicht beſtehen kann, ſo wird, damit die Republik lebe, die Kirche ſterben müſſen.

So liegt die „religiöſe Frage“ vor uns und harrt ihrer Löſung. Wie viel können wir dazu beitragen, wenn wir das ſind, was wir ſein ſollen: ein trotziges Bollwerk der Conſequenz, an dem alle Vermittlungsverſuche zu Schanden werden, ein untrüglicher Leuchtthurm der Wahrheit, nach dem ſich Alle wenden können, die noch auf dem Meer des Zweifels treiben, ein ſtarrer Fels, an dem aller Obſcurantismus zerſchellen muß, — eine Freiſtätte der Vernunft und der Gerechtigkeit!

Roßmäßler als Menſch, als Mann im Staate, in der Geſellſchaft, in der Kirche.

Rede

von Prof. Dr. Franz Wigand in Dresden.

Geehrte Trauergenoſſen!

Tauſende von Menſchenſchaaren ziehen alljährlich ein durch die geöffneten Pforten des Lebens und hinaus durch die dunklen Pforten des Todes. Grünend wölbt bald über ihnen ſich der Grabeshügel, und geſegnet ihr Hingang, wenn wenigſtens auch nur eine Seele ihrer liebend gedenkt. Wenigen Sterblichen iſt es vergönnt, eingetragen zu werden von Klios Griffel in die Erinnerungsblätter der Menſchheit und den Wenigſten unter den Wenigen iſt das Große und Herrliche gelungen, ein unvergängliches Denkmal ſich aufzurichten nicht in Mauſoleen und Pyramiden von Stein, die, wenn auch langſam und allmälig aber doch ſicher verfallen dem nimmer ruhenden nagenden Zahn der Zeit, ſon-

dern in dem Herzen des Volkes, unter und mit dem und für das ſie gelebt, geſchaffen und gelitten.

Sehen wir ab von den Grauen erregenden Helden des rauhen, Menſchen vertilgenden Waffenhandwerks, wie ſie die blutgetränkten Bücher der Geſchichte unſeres Geſchlechtes aufzählen, und vergegenwärtigen wir uns vielmehr jene Helden friedlicher Thatkraft, welche glänzen als leuchtende Sterne der Culturgeſchichte und Großes und Unvergängliches geleiſtet in der Wiſſenſchaft, im Staate, in der Gemeinde, in der Kirche; immerhin iſt klein das Häuflein unter ihnen, denen des Volkes Wohl der Anfang und das Ende, die alleinige Triebfeder und der unwandelbare Polarſtern ihres Denkens und Wirkens war und bis an das Ende ihres Lebens unverrückt blieb.

Unter dieſen Wenigen zählt der Eine nicht als der Letzte, deſſen Hülle klagend hinausgetragen wurde in den Stürmen des April, um ſie zu betten zu den vorangegangenen Geſchlechtern, zu deſſen Gedächtnißfeier wir uns aber verſammelt haben in dieſer ernſten Weiheſtunde.

Reich und vielfach geſtaltet iſt das äußere Leben unſeres geliebten und unvergänglichen Todten; reicher aber noch ſeine innere Welt, und ihn zu ſchildern ganz in ſeiner Geiſtesfülle, um ihn lebendig vortreten zu laſſen vor unſer geiſtiges Auge, überſteigt die Kraft des mehr als zwanzigjährigen Freundes.

Doch auch der flüchtige Umriß, entſprechend der flüchtigen Spanne Zeit, die dieſer Abend mir geſtattet, wird ein annäherndes Bild des Gefeierten gewähren und einen Einblick geſtatten in die lichte Werkſtätte ſeines nie ermüdenden Geiſtes.

Emil Roßmäßler,

geboren zu Leipzig im J. 1805, der Sohn eines geſchickten und allgemein geachteten Kupferſtechers daſelbſt, von dem er frühzeitig den deutſchen Geiſt empfing, beſuchte als „ſtiller, zart gebauter Flachskopf" die Bürgerſchule ſeiner Vaterſtadt, wurde ſchon in ſeinem 10. Lebensjahre einerſeits durch den Fund auf die Straße geworfener Mineralien, andererſeits durch ſeines Vaters bekannten „Sapiens" und deſſen naturwiſſenſchaftliche Abbildungen für das Studium der Naturwiſſenſchaften gewonnen und trug dieſe Liebe mit hinüber in das Gymnaſium, in welches er mit dem frommen Wunſche ſeiner Mutter im J. 1818 eintrat, daß dem Sohne dereinſt ein tüchtiger Theolog werde. Weder Vater noch Mutter erlebten die Vereitlung des gehegten mütterlichen Wunſches; denn im J. 1821 ſtarb der Vater, im J. 1824 die Mutter, und der älternloſe Gymnaſiaſt verlebte ſeine Ferien bei einer Tante in Niſchwitz, der Frau eines Rittergutspachters, wo Emil ſowohl Stoff zur Befriedigung ſeiner Vorliebe für die Natur als auch einen gleichgeſinnten Jugendfreund fand.

Zu Oſtern 1825, nachdem dieſe Geiſtesrichtung ſo manchen Strauß mit ſeinen Lehrern am Gymnaſium herbeigeführt hatte, bezog er die Univerſität Leipzig, auf welcher er dritthalb Jahre verblieb, Kirchen- nebſt Dogmengeſchichte hörte, die vorgetragene Philoſophie für ſehr ungenügſam erfand, und vielmehr nur den naturwiſſenſchaftlichen Collegien, ſo namentlich denen über kryptogamiſche Gewächſe und medicinische Botanik ſeine ganze Aufmerkſamkeit und ſeinen vollen Eifer zuwendete, auch bereits im zweiten Studienjahre botaniſchen Unterricht den Apothekern ertheilte.

Hernach ſtand er dritthalb Jahre einer Collectivſchule in dem thüringiſchen Städtchen Weida vor, benutzte ſeine Mußeſtunden zum Fortſtudium in der Botanik, worin er einen eifrigen Genoſſen in dem Apotheker des Orts erhielt, und trat nur erſt 25 Jahr alt im März 1830 das Amt eines Lehrers der Geologie an der Kgl. ſächſ. Forſtacademie zu Tharandt an.

Im folgenden Jahre finden wir ihn daſelbſt als Neuvermählten mit ſeiner Emilie, welcher er aus ſeiner Studentenzeit Liebe und Treue bewahrt hatte, und es entſproſſen ihm aus dieſer glücklichen Ehe vier Kinder, zwei Söhne und zwei Töchter, von denen der älteſte Sohn gegenwärtig als Fabrikdirigent bei Moskau, der jüngere Sohn als Fabrikbuchhalter in New-York, die älteſte Tochter als Ehegattin eines tüchtigen Arztes in der Nähe von St. Louis, die jüngſte, bereits Wittwe geweſen, als Gattin eines Künſtlers in Leipzig weilt.

Die Theilnahme an den Verſammlungen der deutſchen Naturforſcher zu Wien und Prag in den Jahren 1833 und 1837 vereinigte Roßmäßlern mit den hervorragenden Männern der Naturwiſſenſchaft, während er an die Verſammlung der Naturforſcher im J. 1836 eine Broſchüre überſendete, und ein mehrwöchentlicher Aufenthalt in Berlin im Jahr 1837 brachte ihn mit Alexander v. Humboldt, Leopold v. Buch, Link, Lichtenſtein, Ehrenberg, Klug, Roſe, Wigmann und anderen gefeierten Naturforſchern in nähere Berührung. Außerdem machte er in demſelben Jahre eine Reiſe nach Ungarn, auf welcher er ſich vorzugsweiſe mit der Paläontologie beſchäftigte.

Im Jahre 1843 beſuchte er die Verſammlung der deutſchen Land- und Forſtwirthe in Altenburg, woſelbſt ich ihn perſönlich kennen lernte und er mit mir einen bis zu ſeinem Tode dauernden, auf gleicher religiöſen und politiſchen Anſchauung fußenden Freundſchaftsbund ſchloß.

Daſſelbe Jahr rief unſern Roßmäßler auch zum erſten Male auf das politiſche Feld, indem er als Feſtredner bei dem Conſtitutionsfeſte zu Tharandt auftrat, nachdem er ſchon mehrere Jahre zuvor mit der Partei der Linken des ſächſiſchen Landtags in näherem Verkehr geſtanden und mit einigen Wenigen den Kern einer Fortſchrittspartei in Tharandt gebildet, auch in Verbindung mit dem dortigen Apotheker einen Bürgerverein in's Leben gerufen hatte.

Den Uebertritt zum Deutſchkatholicismus vollzog er mit ſeiner Lebensgefährtin im J. 1846 und der 16. Mai 1848 war der Tag des einſchneidendſten Wendepunktes für

Digitized by Google

ſein Erben. Der 22. ſächſiſche Wahlbezirk berief ihn nämlich als Nationalvertreter in die Paulskirche nach Frankfurt am Main. Ein treuer, nie ſchwankender Kampfgenoſſe auf der linken Seite des Hauſes wohnte er regelmäßig den Sitzungen der Nationalverſammlung bei, wirkte als Mitglied des Schulausſchuſſes wie in den Verſammlungen der Partei der Linken und den damals häufigen Volksverſammlungen u. verfehlte nicht, ſeine Wähler in ſteter Kenntniß zu erhalten über ſeine Anträge und Abſtimmungen. Trotz dieſer umfaſſenden Thätigkeit war er werkthätig auch bei dem damals in Frankfurt begründeten Verein zur Ausgleichung der religiöſen Bekenntniſſe und zur Begründung eines allgemeinen Humanitätsbundes.

Entſchieden wie in allen Lagen des Lebens war er auch in dem zwiſchen der Nationalverſammlung und den Fürſten ausgebrochenen Conflicte keinen Augenblick zweifelhaft, welchen Entſchluß er zu faſſen habe. Er folgte im Jahre 1849 dem Bruchtheile der Nationalverſammlung nach Stuttgart, und ausharrend bis zum letzten Manne war er ſelbſtbetheiligter Zeuge der ſchmählichen Gewalt, welche am 18. Juni deſſelben Jahres die Vertreter der deutſchen Nation mit blanker Waffe auseinander trieb.

Der deutſche Nationalvertreter, einem Flüchtling gleich, irrte nach dieſer ewig ſchmachvollen Kataſtrophe in den ſüdweſtlichen deutſchen Landen umher, weilte bald in Wildbad, bald in Baden, bis er endlich in Ludwigsburg eine vorübergehende Zufluchtsſtätte und gaſtliche Aufnahme fand, und hier reifte in ihm der Gedanke „auszugießen über das Treiben der Menſchen in Staat und Kirche, in Gemeinde und Werkſtätte den alles durchdringenden Hauch der natürlichen Weltanſchauung, zu ſchreiben ein Buch, von dem er nur Eines wußte, daß ſein Verſuch die Pfaffenpartei zur Gegnerin haben werde," zu ſchildern den Menſchen im Spiegel der Natur.

Zurückgekehrt noch in demſelben Jahre nach Sachſen folgten Suſpenſion vom Amte, Hochverrathsprozeß wegen Theilnahme an den Stuttgarter Beſchlüſſen und Quieſcirung vom Amte eines akademiſchen Lehrers ſich auf dem Fuße.

Aber der bis dahin akademiſche Lehrer wurde nun von da ab ein mächtiger und gewaltiger Volkslehrer in dem weiteſten Umfange der Bedeutung dieſes Wortes.

Dankbare Zuhörer in Tharandt widmeten dem Scheidenden Eichenkranz und Becher aus Silber, und Roßmäßler ſiedelte nun 1850 nach Leipzig über „ein freier Herr ſeiner Zeit und ſeiner Kraft, ein befliſſener Diener des Volkes" und wurde nun bis zum Jahre 1852 ein naturwiſſenſchaftlicher Reiſeprediger, vortragend in Frankfurt am Main, Stuttgart, Ludwigsburg, Wiesbaden, Aſchersleben, Halberſtadt, in Magdeburg wie in Leipzig ſelbſt, doch auch hierbei das damalige Schickſal faſt eines jeden freien Mannes theilend, daß ihm verboten wurde die öffentliche Ankündigung ſeiner Vorträge, oder daß die Ausweiſung ihn betraf, wie das erſtere bei ſeinem zweiten Beſuche in Stuttgart, das letztere in Frankfurt am Main ihm widerfuhr.

Das Jahr 1853 findet ihn auf ſeiner naturwiſſenſchaftlichen Reiſe in Spanien, deren Erinnerungen er im nächſten Jahre der Oeffentlichkeit übergab, und zu wiederholten Malen, in den Jahren 1853 und 1856, weilte er in der Schweiz, zuerſt wegen Begründung einer Ackerbauſchule daſelbſt, das andere Mal zum Behuf naturwiſſenſchaftlicher Studien.

Und nicht laß und müde wurde unſer Freund im Dienſte des Volkes und der Volksſache, entfaltend eine reiche ſowohl populäre als auch rein wiſſenſchaftliche Schriftſteller-Thätigkeit, zugleich Theil nehmend an allen Fragen und Aufgaben der Gegenwart.

Gefängniß und Zurechtweiſung erduldend, blieb er dennoch unbeirrt thätig und wirkend wie in der Schrift ſo im Wort für des Volkes heiligſte Intereſſen, wie die deutſchkatholiſche Gemeinde und der Arbeiter-Fortbildungsverein zu Leipzig, deren vieljähriger Vorſitzender er war, Zeugen deſſen ſind, und antwortete ſtolz und unerſchrocken den Männern des grünen Tiſches, die drohend ihn einzuſchüttern gedachten:

„Ich werde nach wie vor ſo reden, ſo ſchreiben, ſo handeln, wie es mir der Dienſt der Humanität in deren weiteſter Bedeutung vorſchreibt."

Und in dieſem Geiſte hat er vor wie nach geſchrieben; in dieſem Geiſte ſtellen ſich ſeine Werke uns dar, deren hauptſächlichſte folgende ſind:

1) der Menſch im Spiegel der Natur;
2) Populäre Vorleſungen aus dem Gebiete der Natur;
3) Reiſe-Erinnerungen aus Spanien;
4) Flora im Winterkleide;
5) Geſchichte der Erde;
6) Aus der Heimath, ein naturwiſſenſchaftliches Volksblatt;
7) Die vier Jahreszeiten;
8) Das Waſſer;
9) Der Wald;
10) Die Thiere des Waldes (mit Brehm); und viele kleinere Bücher für die Schule und Brochüren für das Volk, abgeſehen von ſeiner raſtloſen Theilnahme an der politiſchen Tagesliteratur.

Das, verehrte Trauergenoſſen iſt in Kürze der Umriß ſeines thatenreichen äußeren Lebens, in dem ſich allenthalben abſpiegelt klar und lauter ſeine innere Welt, aus deren Tiefen es uns überall zuruft:

Roßmäßler war ein ganzer Menſch, ein ganzer Mann im Staate, in der Geſellſchaft, in der Kirche,

und es bewahrheitet ſich an ihm ſelbſt, was er als oberſten Grundſatz ſeines eigenſten Weſens ausgeſprochen, der Grundſatz, „daß ihm der Menſch ein Ganzes ſei."

„Die Politik, die Kirche, die Schule, die Wiſſenſchaft,

Digitized by Google

die Gemeinde, Handel und Gewerbe", ſagt er wahr und treffend, „ſind Alles menſchliche Angelegenheiten, welche in ihrer untrennbaren Verknüpſung den Menſchen zur Menſchheil verbinden."

In dieſem Ausſpruch offenbart ſich das harmaniſche Geſüge ſeiner Natur und verklärt ſich ſeine auf den verſchiedenſten Gebieten des Lebens ſchaffende Kraſt in einer alles umſchließenden höheren Einheit, und ab wir uns ſchaaren um den Lehrſtuhl des geliebten Lehrers, ab wir wandern mit ihm hinaus in die freie Nalur, ſeine und unſer aller müllerliche Heimath, ob wir ihm folgen in die Werkſtätle des Handwerkers oder in die Arena palitiſchen Meinungskampfes, oder endlich ob wir einlreten mit ihm in die Halle geiſtiger Abſtraction des Unendlichen aus dem Endlichen — der Lehrer iſt mit dem Politiker, der Naturforſcher mit dem Philaſaphen und Theoiogen, der Familienvater mit dem Haupte der Arbeiter und der Menſchenfamilie ſa innig und untrennbar verbunden, daß es ſchwer iſt, herauszugreifen eine lönende Saite ſeines Geiſtes, ahne die auderen gleichmächtig ertönen zu hören.

Doch, den Naturforſcher und naturwiſſenſchaftlichen Volksſchriftſteller zu ſchildern gebührt dem campetenteren Sprecher nach mir, mir bleibe vergönnl, dem Politiker, dem Varſtand einer religiöſen Gemeinſchaft und dem Manne in der Geſellſchaft nach einize Worte zu widmen.

Die deutſche Geſchichle der jüngſten Decennien, das krampfhafte Ringen der deulſchen Natian um ihre einheitliche und freiheilliche Exiſtenz nach den Zeiten dumpfen Hinbrütens und traſtloſer Reſignatian war dazu angethan, Jeden, der ein Herz für ſein Volk im Buſen trug, hinauszurufen ans der ſtillen, friedlichen Studierſtube auf den Kampfplatz politiſchen Lebens, nnd unſer gefeierler dahingeſchiedener Freund war nicht der Letzle, der geſolgt war dieſem Ruſe des Vaterlandes. Bei der Unklarheit ſo vieler über Bedeutung und Umfang des Zieles und der Mittel zur Erreichung deſſeiben war er vornherein hierüber klar, bei dem Wankelmulh blieb er feſt und ſtandhaſt, der Zerſahrenheil zeigle er Beharrung bei der erkannten Wahrheit, der Ablrünnigkeit der Freiheil gegenüber glänzle ee als Polarſtern in unnahbarer Unbeſtechlichkeit und uneigennütziger Seibſtvergeſſenheit.

Roßmäßier war ein Demokrat durch nnd durch; er blieb es bis zum ietzten Athemzuge. Zeugniß hievon liefern ſeine Abſtimmungen in der deutſchen Nationalverſammiung zu Frankſurt am Main und zu Stuttgart, waſeibſl er aushielt mit dem kleinen Häuflein geſinnungsgetreuer deulſcher Nationalvertreter, bis ein ſchmachvoller Gewallael ſich an ihnen vollzog, Zeugniß hiervon lieſert ſein Verhältniß zum Nationalverein, dem er beigetreten und van dem er wieder ausſchied, als es ihm ſchien, daß dieſer die Bahn des ein- und freiheitlichen Zieles verlaſſe, Zeugniß hiervan geben ſeine Vorträge, die er gehaiten au verſchiedenen deutſchen Orten zu verſchiedenen Zeiten, wie die populärwiſſenſchaftlichen Schriſlen, die ein lheueres Vermächtniß bleiben werden dem deutſchen Volke.

Wenn aber der eigentliche und in ſeiner Art einzige Zerſetzungsprozeß der neueßten deutſchen Geſchichte eine eigene Gattung von Demokraten oder Liberalen in das Daſein geruſen, die in der Schöpfung eines einheitlichen Abſolntismus und einer einheillichen Militär-Diclalnr die deulſche Einheit jubelnd begrüßen und um dieſer alſo gearteten Einheit willen alle Freiheiten nnd Rechte des Valkes willig Preis geben; ſo hatte mit dieſer abſonderlichen Species unſer Roßmäßler eben ſa wenig etwas gemein, wie überhaupl mit den „allen nur erdeuklichen Verhältniſſen und Umſtänden Rechnung tragenden Männern van Golba." Darum entſchled er ſich auch für Einhallung von den Wahlen zum norddeutſchen Parlamenl; denn das Selbſtbeſtimmungsrecht des Voikes war ihm kein eitles Phantom, die Freiheiten und Rechte des Volkes waren ihm nichl gegenſtandslaſe doetrinäre Begriffe.

Mil je reinerem und heiligerem Fener er ſelbſt lebte und wirkte für die Verwirklichung dieſer unverſährbaren Anrechte des Volkes, mit deſto tieſerem Schmerz ſah er die Gleichgilligkrit und Gedankenloſigkeil der großen Maſſe bei dieſem Ringen und Kämpſen und erkaunte mil richtigem Gefühle die Schnle als den Baden an, auf dem allein ein anderes, ein kräftigeres Geſchlecht ſich erzengen könne; denn „unſere Volksſchule", ſagl er, „ſteht im großen Ganzen noch tief unter dem Niveau unſeres Jahrhunderls. Die Hebung der Vallsſchule iſt die Aufgabe der Humanilätsbeſtrebungen; ſie iſt die breite humane Unlerlage, welche gelegt werden muß." Aber, ſährt er fort, das Haupthinderniß einer ſolchen Unterlage darlegend, „ſo lange das Unterrichtsbndget ſeibſt in den ſogenannten Muſterſtaalen der Intelligenz nur wie ein kleiner Bruchtheil neben dem Rieſenbudgel des Krieges ſteht, ſa lange kann van einer Erreichung des Höchſten in der Volksſchule nicht die Rede ſein. Es kann davan nicht die Rede ſein, ſo lange die Schule unter der Gewalt der Kirche ſtehl, ſo lange irgendwa in Friedenszriten auf hundert Soidaten mehr Unter- nnd Oberofficiere kammen, als auf eine gleiche Anzabl von Schülern Lehrer." Und klagend fügte er hinzu: „Wir hören viel von Reſormen reden und von einem angeblich allgemein darnach erwachten Streben. Sa lange ſich der Väter und Mütter nicht ein Ingrimm über die Hintanſetzung des Valksunlerrichts gegen irgend ein anderes Intereſſe, möge es heißen wie es wolle, bemächligt — glauben wir nichl an den Ernſt aller dieſer Reformredereien. Ein Volk, welches nicht Mann für Mann den Schwerpunkt ſeiner Größe in den Volksunlerricht legt — wir wollen uns in nnſerem Ausdruck mäßigen — hat kaum ein Recht, über Regierungsbevarmundung zu klagen."

Mit dieſer hnmanen Anſchauung über Slaat u. Schnle ſtand im innigſten harmoniſchen Zuſammenhang ſeine Beobachtung und Ueberzeugung auf dem Gebiete der Kirche und der Religion. In ihm hat die Uebrrzeugung Wurzel

Digitized by Google

geſchlagen, „daß es keine theologiſche Wiſſenſchaft giebt, wie ſie aus innerer Nothwendigkeit ſein muß, ſondern nur eine ſolche, wie man — Kirche und Staat — will, daß ſie ſein ſoll oder im günſtigſten aber leider noch nicht eingetretenen Falle, wie der Bildungsſtand der Zeit dieſes will“ und „ein Vergleich mit nüchternem Blick, im Lichte der Vernunſt, des Gebahrens der Staatskirche gegen die Wiſſenſchaft macht daran irre, ob die Staatskirche überhaupt wiſſe, was Wiſſenſchaft ſei, nicht zu gedenken, daß ſie ſelbſt darauf verzichtet, der Wiſſenſchaft anzugehören.“

Wohl, verehrte Feſtgenoſſen, befinden ſich Tauſende und Tauſende der Gebildeten auf demſelben religiöſen Standpunkte wie Roßmäßler, wohl hat auch der Eine und Andre unter ihnen alſo geſprochen und geſchrieben, wie er; aber die Handlung blieb hinter der Rede und der Schrift ohnmächtig zurück. Aber Roßmäßlern „iſt der Menſch ein Ganzes,“ und nachdem er in ſeiner politiſchen Anſchauung ſich längſt auf die Seite des entſchiedenen Fortſcheitts geſtellt, mochte er auch nicht länger einer Kirche äußerlich angehören, von der er innerlich längſt abgefallen war. In der deutſchkatholiſchen Gemeinde ſteht er „die freie natürliche Weltanſchauung, die ihee Geundiage iſt, mehr ausgebildet;“ zu ihr trat er hinüber, in ihr wirkte er anregend, belebend und ſtärkend viele Jahre auf dem bevorzugten Sitze ihres Vorſtandes.

Und „was er that, das ruhte“ nach ſeiner eigenen Erklärung „auf der breiten feſten Grundlage des Vorſatzes, an die Stelle der tauſendfach auseinandergehenden übernatürlichen Weltanſchauung die einigende, die Menſchen aneinandernäher bringende natürliche Weltanſchauung ſetzen zu helfen.“ Er erkannte wahr und innig, „daß im Menſchen ein Zug zum Ganzen ſchlummert, mehr zum Naturganzen als zu dem politiſchen, in den kindlichen Schichten des Volkes ein Zug zum Ganzen, welches uns die Kirche vorhält und neben welchem dieſe befliſſen iſt, die ſchöne mütterliche Heimath als ein Jammerthal zu verdächtigen, welches des Lebens darin gar nicht werth iſt.“ Dem glaubte er eine Heimathganzes, eine menſchliche Geſammtheimath, die Natur gegenüberſtellen zu müſſen. Aber, betont er nachdrücklich und mahnend als den herrlichſten Ausſpruch ſeines tiefinnerlichen Denkens: „die Natur iſt weder ein Betſchemel noch eine Vorrathskammer noch auch eine Studierſtube, ſondern ſie iſt unſer Aller gemeinſame Heimath, in der ein Fremder zu ſein Jedermann Schande und Schaden bringt.“

Bei ſolchen Anſchauungen und Grundſätzen, bei ſeinem geiſtigen Ringen, den Menſchen und die Menſchheit zu verklären in reiner Humanität, wie dürfen wir endlich ein anderes Bild von dem Menſchen und Manne in der Geſellſchaft erwarten, als ein ſolches, deſſen Lebensfriſche ſich abhebt ſchon hinreichend aus dem Geſagten?

Treu und zuverläſſig als Freund und Parteigenoſſe, mit Vorliebe in den Kreiſen der Büeger ſich bewegend, bildete Duldung und Nachgiebigkeit, ſo weit dies die Verfechtung von Grundſätzen geſtattete, den Haupt- und Grundzug ſeines Charakters, ſo daß er auch aufrichtige noch ſo geiſtesbeſchränkte Frömmigkeit ſich geduldig, ſelbſt an ſeinen Freunden, gefallen ließ, wenn ſie nur damit nicht Lärm machten; denn Alles begreifen hieß ihm Alles verzeihen. Nicht dem ſtolzen Kreis hochmüthiger und ausſchließender Gelehrſamkeit war der reiche Schatz ſeines Wiſſens gewidmet, freigebig vielmehr ſpendete er aus ihm an jeden Wiſſensdurſtigen; denn „warum,“ fragte er, „ſollte auf dem gelehrten Gebiete die Zunftſchranke aufrecht erhalten werden, nachdem ſie auf dem gewerblichen überall niedergeriſſen wird?“ Und er that dies, trotzdem „die Aufnahme, welche ſeine ganze naturwiſſenſchaftliche Thätigkeit fand, eine lange Thermometerſcala von der Treibhauswäeme des Volksbeifalls bis zu der Grönländiſchen Kälte der verhaltenen Wuth derer war, denen die auf der Naturkenntniß beruhende Volksaufklärung ein Greuel iſt.“

Selbſt ein unermüdlicher Arbeiter des Geiſtes war insbeſondere auch unſer Roßmäßler ein aufrichtiger und warmer Freund des Arbeiters mit der ſchwieligen Hand, den er liebend heranzuziehen ſuchte zum beſſeren Verſtändniß ſeiner Aufgabe und Stellung, ohne ihn zu verlocken mit trügeriſchem Syrenengeſang zu eitlen Hoffnungen und Erwartungen der Hilfe außer ſich ſelbſt, wie er denn auch hier wieder zurückkommt zu dem Schwerpunkt alles Heiles und dafür hält, „daß, ſo lange die Staatenlenker nicht dafür ſorgen, daß jener thatenloſen und verzichtleiſtenden Trägheit des Arbeiterſtandes und überhaupt der unteren Volksſchichten durch Hebung ihres Wiſſens, ihrer Bildung entgegengearbeitet wird, ſie es nicht ehrlich mit ihnen meinen.“

Und wenn wir eintreten in den trauten Familienkreis, es iſt immer derſelbe Roßmäßler, derſelbe harmoniſche Menſch, wie wir ihn draußen finden auf dem Markte des Lebens und drinnen in den gedruckten Zeugniſſen ſeiner innern Welt, der treue und liebende Gatte an der Seite einer Gattin, welche die heiteren und die ſchwarzen Looſe ſtandhaft und ungebeugt mit ihm theilt, der zärtliche Vater wohlgerathener Söhne und Töchter, ihm zur Freude und Zierde.

Dieſer ganze Mann, er iſt nicht mehr; ihn, deſſen feuchtkalte Hand in der Hand der Gattin ruhte und von deſſen ſchon ſtarren Lippen noch wenige Augenblicke vor dem letzten Athemzuge es liſpelte: „Ich widerrufe nichts und habe nichts zu bereuen,“ ihn haben ſie nun gebettet zu den Geſchlechtern vor ihm und eine Kraft, mächtig in Worten und Schrift, iſt untergegangen.

Untergegangen? Ja, dann iſt er untergegangen ewig, unwiederbringlich für uns und für die Nachwelt, wenn wir heimkehren von dieſer Gedächtnißſtätte ohne den ernſten Willen und Vorſatz, auszufüllen was an uns iſt die verwaiſte Stelle, zu leben und wirken in ſeinem Geiſte für das Volk, das wahrlich werth iſt unſerer innigſten Hingebung; denn „das deutſche Volk iſt ein Volk von religiöſem Bewußtſein, von undegränztem Wiſſensdrang und von opfermuthigem

Freiheitsgefühl; das deutſche Volk iſt wie kein zweites, ein Volk aus einem Guße und will als ſolches genommen ſein.“ So erfaßte unſer geſchiedener Freund das deutſche Volk, ſo wollen auch wir mit heiliger Inbrunſt und mit allen Faſern unſeres Herzens daſſelbe umfaſſen, mit aller Thatkraft, mag auch unſer Wirkungskreis noch ſo klein ſein, wir vermögen dennoch auch Großes im Kleinen, in und mit dem Volke raſtlos, ausdauernd und muthig ſtreiten für ſeine höchſten und edelſten Güter, für ſeine Einheit in und mit der Freiheit.

Aber wenn wir unſeres großen Todten gedenken, dann laſſen Sie uns auch derer dankend gedenken, die im Kampfe für das Volk ihm treu und ermuthigend zur Seite geſtanden, denen der Todte nichts hinterlaſſen als die Ehre ſeines Namens und die Erinnerung an die ſchmerzlichen Kämpfe ſeines Lebens. Das deutſche Volk, das an dem friſchen Grabeshügel unſeres Geſchiedenen um ſeinen beſten Freund, um ſeinen unermüdlichſten Verfechter zu trauern hat, es mag und wird eingedenk ſein der verlaſſenen Gattin, es wird, ſo hoffen wir zuverſichtlich, Liebe um Liebe lohnen, es wird trocknen die Thränen der Wittwe und dadurch ein Denkmal ſetzen dem ächten und wahren Volksmann, ſich ſelbſt und ihm, das werthvoller, denn ein Denkmal von Stein.

Wohlan denn, Hand an das Werk, nicht nur hier, ſondern in allen Gauen unſeres großen und ſchönen Vaterlandes, überall, wo ein deutſches Herz ſchlägt für deutſches Weſen, deutſche Sitte, deutſches Recht. Ihm nach mit Muth, mit Thatkraft und Ausdauer, unverrückt das heilige Ziel im Auge, und dann öffnet ſich der Grabeshügel, dann iſt Roßmäßler nicht todt, nicht untergegangen, ſein Geiſt ſchafft in und mit uns fort und die Trauerſtätte des Abſchieds, ſie verwandelt ſich in eine Freudeſtätte ewiger Vereinigung mit ihm.

Die Statthalterei Gottes zu Rom.

Von Corvin.

Die Welt hat erfahren,
Daß einſt der Glaub’ in Prieſterhand
Mehr Böſes that in tauſend Jahren,
Als in ſechstauſend der Verſtand.

„Als die Leute ſchliefen und ſtockdumm waren, hat der böſe Feind, der Teufel, das Papſtthum geſtiftet.“

Mit conſequenter Unverſchämtheit kann in der Welt Alles durchgeſetzt werden, es mag auf den erſten Anblick auch noch ſo abgeſchmackt und verrückt erſcheinen. Beweiſe dafür liefert die Geſchichte in großer Menge, den glänzendſten aber die des Papſtthums!

Hätte Karl der Große den närriſchen Einfall gehabt zu behaupten: der Mond ſei viereckig, und hätten ſeine Nachfolger einen Jeden verbrennen laſſen, der ſich erkühnte, anderer Meinung zu ſein, ſo bin ich vollkommen davon überzeugt, daß es heute nach 1000 Jahren noch Millionen von Menſchen geben würde, welche wirklich daran glaubten, daß der Mond viereckig ſei, obgleich ſie ſich an jedem ſchönen Mondabend von der Verrücktheit ihres Glaubens durch den Augenſchein überzeugen könnten.

Meine Behauptung klingt lächerlich; allein lehrt nicht die Erfahrung, daß der Glauben eine Art epidemiſchen Wahnſinn iſt, welcher die davon Ergriffenen zu den tollſten Handlungen hinreißt und ſie blind macht, ſowohl leiblich wie geiſtig? Wäre dies nicht der Fall, wie könnte es noch heute Millionen Menſchen geben, welche in dem Papſte den Stellvertreter Gottes auf Erden ſehen, die ihn für den Oberherrn der Erde, die ihn für heilig und unfehlbar halten? Und doch ſind die Behauptungen, auf welche ſich die päpſtliche Macht gründet, eben ſo abgeſchmackt und haltlos als die: daß der Mond viereckig ſei.

Das Beſtehen des Papſtthums iſt der ſchlagendſte Beweis von der ſchrecklichen Verdummung und Verknechtung der freigebornen Menſchen und von dem Zerfall der Religion, die Jeſus geſtiftet hat.

Das Chriſtenthum hatte ein Ende, als das Papſtthum begann, und die Anhänger und Bekenner der Päpſte haben als ſolche auf den Namen Chriſten keinen Anſpruch, denn Papſt und Chriſtus haben ſo wenig mit einander gemein, als Gutes und Böſes.

Jeder Menſch mit einigem Verſtande, der die Geſchichte kennt, weiß, daß dies Wahrheit iſt, und muß ſich in ſeinem Herzen vom Papſte losgeſagt haben, wenn er ſich auch äußerlich noch zur römiſchen Kirche bekennt.

Die Geſchichte iſt der Gerichtshof, vor welchem jede Handlung, die auf die Menſchheit einen Einfluß übte, ihre verdiente Würdigung findet, und ſollte es in ſchwierigen Fällen auch erſt nach Jahrhunderten der Fall ſein. Eben ſo conſequent wie das Papſtthum danach trachtet, die Lüge zu verbreiten und die Verdummung zu befördern, ſo trachtet die Brüderſchaft der wahren Geſchichtſchreiber danach, die Wahrheit an das Licht zu ziehen und die Aufklärung zu verbreiten. Es gab gute Päpſte, wie es auch lügneriſche Geſchichtsſchreiber gab; aber jene vermochten es eben ſo wenig, den Lügengeiſt des Papſtthums zu unterdrücken, wie dieſe im Stande waren, die Wahrheit zu vernichten.

Die Geſchichte iſt der furchtbarſte Feind ſowohl der Päpſte, wie der weltlichen Despoten, und darum waren beide von jeher bemüht, zu verhindern, daß dieſelbe nicht unter das Volk kam; denn wäre dem Volke die Geſchichte bekannt, ſo gäbe es ſchon längſt weder Päpſte noch Despoten.

So lange die Wiſſenſchaften das Privilegium der ſogenannten „Gelehrten“ waren, mußte die Geſchichte dem Volke ein verſchloſſenes Buch bleiben, denn unſere deutſchen Gelehrten ſchreiben zwar hin und wieder deutſch; aber es klang den Deutſchen wie griechiſch; das Volk verſtand ihre Sprache nicht.

Das hat ſich nun geändert. Die Wiſſenſchaften ſind populärer geworden, und Männer aus dem Volke ſchreiben Geſchichtsbücher, welche das Volk lieſ't und verſteht, wenn ſie auch von Gelehrten belächelt werden, die wohl gar eine Art von Ruhm darin ſetzen, daß ſie nicht populär ſchreiben können.

Der oft ungeheure Abſatz, den derartige Geſchichtswerke haben, iſt der ſicherſte Beweis, daß das Volk begierig danach iſt, den Zuſammenhang der Dinge in der Welt und die Urſache der beſtehenden Einrichtungen kennen zu lernen. Iſt einmal im Volke dieſer Sinn für die Geſchichte erweckt, dann haben wir auch die Hoffnung, daß es uns bald Gelegenheit geben wird — ſeine Thaten in ihre Bücher einzutragen, denn bis jetzt iſt die Weltgeſchichte nur eine Leidensgeſchichte der Völker!

Eine Geſchichte der Päpſte zu ſchreiben, liegt nicht in meinem Plan; aber derſelbe geſtattet mir den Verſuch, es in der bisher befolgten ſkizzenhaften Art zu beweiſen, daß das Papſtthum auf den gröbſten Betrug gegründet iſt, und zu zeigen, welche nichtswürdigen Wege die Päpſte einſchlugen, welche verbrecheriſchen und abſcheulichen Mittel ſie anwendeten, um ſich die Welt tributpflichtig zu machen, und was endlich dieſe Päpſte für Menſchen waren.

Die Biſchöfe begnügten ſich mit der erlangten Macht nicht, und je beſſer es ihnen glückte, ihre Brüder zu knechten, deſto ausſchweifender wurden ſie in ihren Anſprüchen. Die Macht der jüdiſchen Prieſter, — ihrer Vorbilder, war es, nach welcher ſie trachteten. Das Bild des Prieſters Samuel ſchwebte ihnen beſtändig vor Augen.

Ein Betrüger ſchmiedete falſche Schriften, welche er den Apoſteln zuſchrieb und welche unter dem Namen der apoſtoliſchen Conſtitutionen bekannt ſind. Ihr Zweck iſt es, das Anſehen und die Gewalt der Biſchöfe zu erhöhen, und ſie enthalten das Verrückteſte, was man bisher zur Ehre der Biſchöfe geſagt hatte. Dieſe werden darin irdiſche Götter, Väter der Gläubigen; Richter an Chriſti Statt und Mittler zwiſchen Gott und den Menſchen genannt. In demſelben Sinne ſprachen von ihnen viele der angeſehenſten Kirchenväter.

Als die römiſchen Kaiſer zum Chriſtenthum übertraten, behaupteten ſie zwar ſelbſt ihre Würde als Oberprieſter; aber ſie beförderten das Anſehen der Biſchöfe ihren Gemeinden gegenüber. Ja, manche der Kaiſer waren ſo einfältig, ihre Kinder dieſen Biſchöfen zur Erziehung anzuvertrauen, was denn die natürliche Folge hatte, daß dieſe erzogen wurden „in der Furcht Gottes,“ das heißt in der Demuth gegen die Pfaffen. O, dieſe Einmiſchung der Pfaffen in die Jugenderziehung iſt an vielem Unheil ſchuld und unter Anderm auch an der verdummten Kutlentugend der Deutſchen — ihrer Hundedemuth!

Die Kaiſer warfen ſich bald ſo weit weg, daß ſie dieſen gleißneriſchen Pfaffen die Hände leckten, und ſo war es denn kein Wunder, wenn dieſe in ihrer Aufgeblaſenheit gar bald verlangten, daß die Majeſtäten ihnen auch den Pantoffel leckten. Sie forderte ſchon der Biſchof Leontius von Tripolis, daß die Kaiſerin Euſebia, Gemahlin des Kaiſers Conſtans, vor ihm aufſtehen und ſich verneigen ſolle, um ſeinen Segen zu empfangen! —

Die proteſtantiſchen Biſchöfe der neuern Zeit hätten es gern auch ſo weit gebracht. Als der vorige König von Preußen einſt in Magdeburg aus dem Wagen ſtieg und ſich dabei bückte, erhob ſchon der Biſchof D— ſeine Hände und ſeine Stimme, — um ihm den Segen zu ertheilen. Zum großen Verdruß des heiligen Biſchofs ſchob ihn aber der ſonſt ſo fromme König bei Seite und ſagte ſehr ärgerlich: Dumm Zeug! — ſo was nicht leiden!“

Das Hauptſtreben der Biſchöfe war darauf gerichtet, die Einmiſchung der „weltlichen“ Macht in die Kirchenangelegenheiten zu beſeitigen, ja, wo möglich die Kaiſer ſich unterzuordnen. Der Biſchof Ambroſius von Mailand machte damit gleich auf ſehr freche Weiſe den Anfang. Er nahm es ſich heraus, den Kaiſer Theodoſius zu excommuniciren, das heißt von der Kirchengemeinſchaft auszuſchließen!

Manche Kaiſer, denen die Pfaffen mit der Hölle die Hölle heiß machten, waren ſchwach genug, zu der pfäffiſchen Anmaßung zu ſchweigen, und wenn nun das Volk ſah, wie ihre gefürchteten Oberherren ſich ſo demüthig gegen die Biſchöfe betrugen, dann mußte es natürlich auf den Gedanken kommen, daß dieſe übermenſchliche Weſen wären. Ja, an einigen Orten wurden die Biſchöfe von den Chriſten mit dem evangeliſchen Hoſianna empfangen!

So ſchwoll den Pfaffen immer mehr der Kamm. Schon 341 auf der Synode von Antiochien wurde es den Geiſtlichen verboten, ſich in kirchlichen Angelegenheiten ohne Erlaubniß der Biſchöfe an den Kaiſer zu wenden. Die niedere Geiſtlichkeit wurde überhaupt immer mehr unterdrückt, und die Landbiſchöfe, welche über ihre Gemeinden daſſelbe Recht gehabt hatten wie die Stadtbiſchöfe, wurden 360 durch Beſchluß der Synode von Laodiceä ganz abgeſchafft.

Das gewöhnliche Sprüchwort ſagt: Eine Krähe hackt der andern kein Auge aus; aber die Pfaffen waren ſchlechter wie die Krähen, ſie hackten ſich nicht allein die Augen aus, ſondern die Köpfe ab, wenn ſie konnten. Wegen der lächerlichſten theologiſchen Streitigkeiten lagen ſie ſich fortwährend in den Haaren und erfüllten deshalb die Welt mit Unruhe und Mord.

Einen bedeutenden Einfluß auf dieſe theologiſchen Streitigkeiten hatten die zahlloſen Mönche, welche ihre Meinungen nicht allein mit den geiſtlichen Waffen, ſondern weit wirkſamer mit höchſt irdiſchen Knitteln verfochten.

Digitized by Google

Sie bildeten förmliche Freicorps, welche von den fanatiſchen Biſchöfen benutzt wurden und oft die gräulichſten Exceſſe begingen. Ein römiſcher Feldherr, Vitalianus, mußte 314 mit 6000 Mann in Konſtantinopel einrücken, um die Stadt von den wüthenden Mönchen zu ſchützen.

Die zweite Kirchenverſammlung zu Ephesus 449 n. Chr. erhielt den Namen Mörderverſammlung, weil hier die tollen Mönche mit dem Degen in der Fauſt die Annahme der Glaubensſätze erzwangen, welche ſie für gut hielten.

Einer der größten Fanatiker war der Biſchof Cyrillus von Alexandrien. Sein Haß traf die in dieſer Stadt ſeit 700 Jahren wohnenden Juden. Er hetzte den Pöbel und die Mönche gegen ſie auf, ließ ihre Synagogen niederreißen und jeden Juden niederhauen, der ihnen in die Hände fiel. So verlor Alexandrien 4000 ſeiner fleißigſten Bürger.

Der römiſche Präfect Oreſtes wollte dem Unfug Einhalt thun; aber er verlor darüber faſt ſein Leben; ein wüthender Mönch ſchlug ihm mit einem Steine den Kopf entzwei. Und die römiſche Regierung ſchwieg, ſo ſehr war das Pfaffengezücht ſchon gefürchtet!

Die ſchändlichſte Grauſamkeit verübten aber dieſe Kuttenhyänen gegen die Geliebte dieſes Präfecten, die Tochter des Mathematikers Theon, die liebenswürdige Philoſophin Hypatia. Zur Faſtenzeit riſſen die Mönche dies herrliche Weib aus ihrem Wagen, zogen ſie nackend aus und ſchleppten ſie wie ein Opferlamm in die Kirche. Hier ermordete man ſie auf die grauſamſte Weiſe. Kannibaliſche Pfaffen kratzten ihr mit Muſcheln das Fleiſch von den Knochen und warfen die noch zuckenden Glieder in's Feuer! Und gegen ſolche Beſtien ſoll man noch zarte Ausdrücke gebrauchen, will die Cenſur!

Stolz, Herrſchſucht und Geldgier hatten in den Herzen der Pfaffen die Stelle der chriſtlichen Liebe eingenommen. Die demokratiſche chriſtliche Gleichheit war ſchon längſt als unchriſtlich gebrandmarkt. Jeder Biſchof ſtrebte nur danach, ſich über die andern Biſchöfe empor zu ſchwingen, und ſo entſtanden denn unter ihnen allerlei Rangabſtufungen.

Die Biſchöfe in den Hauptſtädten von Provinzen oder Ländern erlangten bald eine Art von Oberhoheit über die der andern Städte und nannten ſich Metropoliten. Aber auch unter dieſen uſurpirten einige wieder einen höhern Rang und wußten die Biſchöfe mehrer Länder unter ihre Oberhoheit zu bringen. Sie nannten ſich zuerſt Exarchen, dann aber Patriarchen.

Zur Zeit des Kaiſers Theodoſius II. gab es fünf ſolcher Patriarchen zu: Konſtantinopel, Antiochien, Jeruſalem, Alexandrien und Rom. Sie waren von einander völlig unabhängig und in ihrem Range wie in ihren Vorrechten einander vollkommen gleich.

Wenn man eine Menge Ratten zuſammen in einen Behälter ſperrt und ihnen nichts zu freſſen giebt, ſo freſſen ſie ſich unter einander auf, bis endlich nur eine übrig bleibt. Die Kirchenratten waren aber noch gefräßiger wie die gewöhnlichen; ſie waren nicht eingeſperrt und hatten zu freſſen genug, und dennoch fraßen ſie ſich unter einander, bis nur ein Kirchenrattenkönig übrig blieb!

Rom war die Hauptſtadt der damaligen Welt; von hier gingen alle Befehle aus, welche ſie regierten. Die Pfarrer der römiſchen Gemeinde, welche ſahen, wie herrlich das Regieren von Rom aus von Statten ging, wurden lüſtern danach, die kirchliche Welt eben ſo zu regieren, wie die Kaiſer die weltliche.

Die übrigen Biſchöfe fanden dies natürlich höchſt einfältig und abgeſchmackt und ärgerten ſich über die Lügen, mit welchen ihre Kollegen zu Rom ihre Anſprüche unterſtützten. Wenn wir dieſe Lügen unterſuchen, ſo wiſſen wir nicht, ob wir mehr über deren Dummheit oder über deren Unverſchämtheit erſtaunen ſollen.

Die Biſchöfe in Rom ſagten: „Jeſus machte Petrus zum oberſten der Apoſtel; dieſe waren ihm untergeordnet. Petrus war 42 Jahre 5 Monate und 10 Tage in Rom Biſchof; wir ſind ſeine Nachfolger, folglich — ſtehen alle Biſchöfe und alle Fürſten der Chriſtenheit unter unſerer Oberhoheit."

Selbſt wenn Jeſus ſo unchriſtlich gehandelt und Petrus einen Vorrang vor den andern Jüngern gegeben hätte; ſelbſt wenn Petrus Biſchof in Rom geweſen wäre — ſo iſt es noch immer eine ſehr kühne Behauptung, daß deshalb ſeine Nachfolger — Statthalter Gottes auf Erden ſind! Doch darüber brauchen wir gar nicht einmal zu ſtreiten, denn es iſt ja klar bewieſen, daß es Jeſu nicht einfiel, Petrus einen Vorrang zu geben, und daß — Petrus niemals in Rom war!

Das Erſte bedarf kaum eines Beweiſes. Jeſus ſpricht es oft genug gegen ſeine Jünger aus, daß keiner vor dem Andern einen Vorrang habe, und Petrus iſt es auch niemals eingefallen, darauf einen Anſpruch zu machen, das ſehen wir aus ſeinen Briefen. In einem derſelben ſagt er: „Die Aelteſten, ſo unter euch ſind, ermahne ich als Mitälteſter" u. ſ. w. (1. Petr. 5. 1.) Auch Paulus ſagt kein Wort von dem Avancement des Petrus, ſondern er ſchreibt (2. Kor. Kap. 11—12): „daß alle Apoſtel unter einander gleich geworden wären."

Doch wozu ſoll ich mich bei ſolcher offenbaren Abgeſchmacktheit länger aufhalten. Petrus verdiente es auch nächſt Judas gewiß von allen Jüngern Jeſu am allerwenigſten, gleichſam als Oberhaupt an ihrer Spitze zu ſtehen. Er zeigte ſich ſchwächer wie jeder Andere, indem er Jeſus 3 Mal verleugnete und nicht einmal eine Stunde für Jeſus wachen konnte, nachdem er doch vorher ruhmredig verſichert hatte, daß er ſein Leben für ihn laſſen wolle!

Petrus war ein unüberlegter Hitzkopf, der mancherlei Uebereilungen beging, wozu der gegen Malchus geführte Streich — den ich ihm indeſſen gar nicht übel nehme — und die Ermordung des Ananias und deſſen Weibes gehören. Nebenbei war er ein Duckmäuſer, den Paulus wegen ſeiner

Digitized by Google

Heucheleí ſchilt*), ja, der ſogar einmal den ſanften Jeſus ſo in Eiſer brachte, daß er ihn einen Satan nannte.**)

Daß Petrus die chriſtliche Gemeinde zu Rom gegründet habe, ja, daß er hier an 25 Jahre Biſchof geweſen ſei, iſt eine noch dreiſtere Lüge, die ſich mathematiſch aus der Bibel nachweiſen läßt. Deshalb wollen die Päpſte es nicht leiden, daß ſie von den Katholiken geleſen wird!

Die Apoſtelgeſchichte geht bis in das Jahr 61 n. Chr. Geburt. Nach der Erzählung der päpſtlichen Geſchichtſchreiber iſt Petrus ſchon über 20 Jahre früher nach Rom gekommen; aber die Apoſtelgeſchichte, die doch am Anfange ſo viel und ſo weitläufig von Petrus ſpricht — ſagt von dieſer ſo wichtigen Reiſe kein Wort!

Ganz ſicher bewieſen iſt es, daß Paulus in Rom war und hier unter Nero, zwiſchen den Jahren 66 bis 68, den Märtyrertod erlitt, zugleich, wie die Päpſtler ſagen, mit Petrus. Paulus war 2 Jahre in Rom und ſchrieb Briefe an verſchiedene chriſtliche Gemeinden, in denen er mehrer ſeiner Freunde und Anhänger gedenkt; aber von Petrus ſpricht er kein Wort!

Wäre dieſer Biſchof in Rom geweſen, ſo hätte es Paulus gar nicht umgehen können, ihn zu nennen, ſei es auch nur, um ſich über ihn zu beſchweren, daß er ihn nicht in ſeinem Werke unterſtützte, denn er ſagt ausdrücklich, daß die von ihm genannten Männer ſeine einzigen Mitarbeiter im Reiche Gottes wären***). Alſo „Paulus ſchreibt davon nichts,“ daß Petrus jemals in Rom war.

Doch wenn dieſer auch wirklich, ganz gegen ſeinen Beruf als Apoſtel, 25 Jahre lang der Pfarrer einer Anzahl bettelhafter Chriſten geweſen wäre, folgt denn daraus, daß die nachherigen Biſchöfe von Rom das Recht hatten, mit Völkern, Kaiſern und Königen wie mit Bettlern umzuſpringen? Ei, ihr Herren Päpſte, nennt euch in Gottes Namen Nachfolger Peter, aber macht auch nicht mehr Anſprüche als dieſer!

Wo Petrus geſtorben iſt, das weiß man zum Glück für die Päpſte nicht; und ſo konnten dieſe eine ſehr ſchöne und rührende Geſchichte erfinden. Paulus wurde als römiſcher Bürger blos enthauptet; aber der Jude Petrus wurde gegeißelt und dann gekreuzigt, den Kopf nach unten, wie er es — ſo erzählt die Legende — aus Demuth und zum Unterſchied mit Chriſtus verlangte.

Aller Wahrſcheinlichkeit nach war die Gemeinde der Chriſten zu Rom zur Zeit, als Paulus dort war, noch nicht ſo groß, daß ſie eines eigenen Aufſehers bedurfte, und von einem Biſchofe in ſpäterem Sinne konnte vollends nicht die Rede ſein. Das Verdienſt — wenn man es ſo nennen kann — die chriſtliche Gemeinde zu Rom geſtiftet zu haben, gebührt alſo unbedingt dem Paulus; dem Petrus aber auf keinen Fall.

*) Gal. 2, 11 u. ſ. w.
**) Math. 16, 23.
***) Kol. 4, 7—14.

Alle Anſprüche alſo, welche die römiſchen Biſchöfe darauf gründeten, daß ſie Nachfolger des Petrus wären — zerfallen demnach in Nichts. — Urſprünglich wurden dieſe Peterlügen von ihnen nur deshalb erfunden, weil ſie dadurch bewirken wollten, daß ihre Stimme bei Kirchenſtreitigkeiten als die entſcheidende gelten ſollte. Als ſie dies erſt durchgeſetzt hatten, griffen ſie weiter, denn l'appetit vient en mangant.

Conſequenter Weiſe beginnen die Päpſte ihre Reihe mit Petrus. Nach ihm nennt man eine Menge zum Theil erdichteter Namen, um nur die Lücken auszufüllen; denn die erſte Geſchichte der römiſchen Biſchöfe iſt eben ſo dunkel wie die der römiſchen Könige. Mir ſoll es nicht einfallen, dieſe Herren Stadtpfarrer, denn Anderes waren ſie nicht, aufzuzählen. Ich will mich damit begnügen, nur diejenigen näher zu beleuchten, welche die größten Schritte thaten, um dem Gipfelpunkt näher zu kommen, nach welchem ſie Alle ſtrebten.

Die Reihen der römiſchen Kaiſer, die der aſiatiſchen Despoten, kurz, keine Fürſtenreihe der Welt bietet ſolche moraliſche Ungeheuer dar, als die Reihe der Päpſte, die ſich die Statthalter Gottes nennen! — Aber ſie mochten es noch ſo arg treiben, den verdummten Menſchen gingen die blöden Augen nicht auf. Fürſten und Völker ließen ſich von dieſen heiligen Männern das Fell über die Ohren ziehen und küßten den Tyrannen noch demüthig den Pantoffel!

Fuhr einmal ein vernünftiger Fürſt dem hochmüthigen Prieſter zu Rom über die Glatze, dann ſchrie das dumme Volk Zetermordio, und war einmal das Volk vernünftig genug, den römiſchen Anmaßungen entgegen zu treten — dann kam gewiß ein einfältiger Fürſt mit geweihtem Schwert und Hut und wetterte hernieder auf die verfluchten Ketzer!

So kam es denn, daß die Päpſte bis auf den heutigen Tag ein Recht ausüben, das ihnen Niemand gegeben. Durch eine unerhörte Dreiſtigkeit, durch die klügſte Benutzung der Dummheit der Menſchen haben ſie ſich nach und nach in den factiſchen Beſitz deſſelben geſetzt, denn die Chriſten der erſten Jahrhunderte waren weit entfernt, ihnen daſſelbe einzuräumen.

Ein Unrecht kann aber nie ein Recht werden, mag es auch Jahrtauſende factiſch beſtanden haben. Die, welche darunter leiden haben volles Fug und Recht, ſich von dem aufgezwungenen Joche loszumachen, ſobald ſie können.

Die ſonſt auf ihre Macht ſo eiferſüchtigen Fürſten ſind mir in ihrer Stellung zum Papſte unbegreiflich! Sie dulden eine Gewalt im Staate, welche der übrigen überall Abbruch thut, welche durch ihre Beamte das Volk beherrſcht und ſtets bereit iſt, daſſelbe aufzuwiegeln, wenn der Fürſt etwas unternimmt, was dem römiſchen Intereſſe entgegen iſt.

Und wie häufig müſſen dergleichen Fälle nicht vorkommen und beſonders in Ländern, in denen die proteſtantiſche

Digitized by Google

Religion die vorherrſchende und die der Regierung iſt! Die neueſte Zeit hat es bewieſen, wie die römiſchen Beamten ſtets bereit ſind, der weltlichen Regierung ihres Landes entgegen zu treten!

Wie ſchwach zeigt ſich eine ſolche Regierung, und wie erbärmlich ſteht ſie den andern Unterthanen gegenüber, wenn ſie ſich von einem Rom verkauften Biſchof ins Geſicht trotzen läßt. Ein Schriftſteller, der es wagt, eine Regierungsmaßregel zu tadeln — dem macht man den Proceß wegen Majeſtätsbeleidigung, frechen und unehrerbietigen Tadels der Geſetze und wie die neuerfundenen Ausdrücke alle heißen mögen; ein Miniſter, oder ein anderer Beamter, der mit einer fremden Regierung gegen die vaterländiſche conſpirirt, wird mit Recht als Hochverräther angeklagt, und — ein römiſch-katholiſcher Biſchof darf das Alles thun, ja er darf durch Reden und Schriften das Volk zum Aufruhr reizen!

Ein ſolches Benehmen der Regierungen macht — wie man im gemeinen Leben zu ſagen pflegt — böſes Blut. Vor dem Geſetze ſei Jeder gleich, der katholiſche Biſchof, wie der proteſtantiſche Bauer. Iſt es nicht ſo, dann werden die Herzen aller vernünftigen Unterthanen, welcher Confeſſion ſie auch ſein mögen, der Regierung entfremdet; die echt römiſch-katholiſchen ſind es von vorn herein; denn halb gehören ſie dem Vaterlande an, halb dem fremden Manne, der ſich Papſt nennt.*)

Wie ſchon oben geſagt, vor Ende des erſten Jahrhunderts hatte die römiſche Gemeinde wahrſcheinlich weder einen beſondern Biſchof noch eine beſondere Kirche. Die armen Chriſten mußten ſich herumdrücken wie ſie konnten, und ihre Aelteſten waren gewiß Männer von unbeſcholtenen Sitten, denen es mit der Lehre Chriſti Ernſt war. Das Märtyrerthum war ihnen unter den Verfolgungen ſo ziemlich gewiß, und daraus geht ſchon ganz ſicher hervor, daß ſie andere Leute waren, wie ihre Nachfolger, welche durchaus nicht nach dem Martyrium ſchmachteten.

Der erſte römiſche Biſchof, der ſchon mehr gelten wollte, als ſeine Kollegen, hieß Victor (192—201). Er verlangte ſehr ungeſtüm, daß alle übrigen Chriſten das Oſterlamm zu der Zeit eſſen ſollten, wenn es in Rom geſchah, nämlich am Auferſtehungstage Jeſu, und nicht, wie es die andern Chriſten beibehalten hatten, am jüdiſchen Paſſahfeſt, wo es auch Chriſtus aß.

Die andern Biſchöfe meinten, es rapple wohl dem Herrn Kollegen in Rom unter der Mütze, und von ſeiner Berufung auf Petrus, der dieſen Gebrauch in Rom eingeführt haben ſollte, nahmen ſie nur ſo viel Notiz, daß ihm der Biſchof Polykrates von Ephesus antwortete: „Daß nicht Petrus, ſondern Johannes an der Bruſt Jeſu gelegen wäre." Von einer Oberhoheit des Petrus über die andern Apoſtel ſchien man damals, ſo nahe der Quelle, noch nichts zu wiſſen, und tauſend Jahre ſpäter glaubte alle Welt daran!

Als die Chriſten in Rom einſt zur Biſchofswahl verſammelt waren, ſetzte ſich zufällig eine Taube auf den Kopf eines Mannes Namens Fabianus, und mit echt altrömiſchem Wunderglauben rief das Volk: „Der ſoll Biſchof ſein!" Seitdem nahm man an, daß der heilige Geiſt bei jeder Biſchofswahl gegenwärtig ſei und ſie leite. Das war bequem, nun konnte jede dumme Wahl ihm in die Schuhe geſchoben werden.

Stephanus, welcher 253 Biſchof wurde, war der Erſte, der behauptete: er ſei mehr als die andern Biſchöfe, denn er ſei der Nachfolger des heiligen Apoſtels Petrus. Ja, dies Papſtwickelkind ging ſchon ſo weit, daß es den aſiatiſchen Biſchöfen die Kirchengemeinſchaft aufkündigte, weil ſie ſeinen Vorſchriften nicht pariren wollten.

Dieſe waren höchlich erſtaunt über die Frechheit ihres Herrn Bruders in Chriſto, und der Biſchof Firmilian von Kappadocien äußerte ſich in einem, den Biſchöfen zugeſchickten Circulair, wie folgt: „Mit Recht muß ich mich in dieſem Punkte über eine ſo offenbare als unverkennbare Thorheit des Stephanus ärgern, welcher ſich ſeines Biſchofſitzes rühmt und ſich für einen Nachfolger des Apoſtels Petrus ausgiebt."

Als Kaiſer Konſtantin die chriſtliche Religion zur Staatsreligion machte, da wurde dieſer Umſtand ſogleich von den römiſchen Biſchöfen zur Erhöhung ihrer Macht benutzt. Durch niedrige Schmeichelei und Kriecherei gelang es ihnen, denen ſtets das Ohr der Kaiſer zu Gebote ſtand, dieſe zu bewegen, daß ihnen immer mehr Vorrechte eingeräumt wurden. Dabei waren ſie nicht blöde, ſie nahmen, wo ſie etwas bekommen konnten, wie ich ſchon im erſten Kapitel erzählt habe. So wurden ſie reich und mit dem Reichthum von Jahr zu Jahr hochmüthiger.

Die Stelle des römiſchen Biſchofs wurde nun eine ſehr beneidenswerthe und ſehr begehrte. Der heidniſche Statthalter zu Rom, Prätextatus, ſagte: „Macht mich zum Biſchof von Rom, dann will ich ſogleich Chriſt werden." Die Bewerber um dieſe Stelle lieferten ſich die blutigſten Gefechte, in denen Hunderte von Menſchen ihr Leben einbüßten.

Mit der Frömmigkeit und Heiligkeit der römiſchen Biſchöfe war es längſt vorbei, und wir ſehen auf dem Biſchofſtuhl ſchon Ehebrecher und Mörder. Doch bei ſolchen Kleinigkeiten wollen wir uns nicht aufhalten und eben ſo wenig bei den ehrgeizigen Kämpfen zwiſchen den Biſchöfen Roms und denen der andern Städte.

Es iſt zwar ſehr intereſſant, zu beobachten, wie durch conſequente Anwendung von Lüge, Unverſchämtheit, Liſt und Gewalt die Macht der römiſchen Biſchöfe immer weiter um ſich griff; allein eine ſolche Auseinanderſetzung würde mich hier zu weit führen und ich will mich damit begnügen, die Stellung der römiſchen Biſchöfe in den verſchiedenen Jahrhunderten ſowohl ihren Mitbiſchöfen als der weltlichen

*) Hört Ihr es, Katholiken dieſer Republik?!

Digitized by Google

Macht gegenüber, zu charakteriſiren und nur einzelne dieſer Ehrenmänner als Beiſpiel anzuführen.

Schon im vierten Jahrhunderte hatten die römiſchen Biſchöfe es erlangt, daß ihnen der erſte Rang unter den Patriarchen, alſo auch unter allen Biſchöfen, zuerkannt wurde. Dies geſchah jedoch nicht, weil ſie Nachfolger des Petrus ſein wollten, ſondern weil ſie ihren Sitz in der Hauptſtadt der damaligen Welt hatten. Aber man dachte noch nicht daran, ihnen eine höhere Würde als den andern Patriarchen einzuräumen.

Mehr erlangten ſie auch nicht im fünften, ſechsten und ſiebenten Jahrhundert, wenn ſie ſelbſt auch ſchon anfingen, ſich eine höhere Stellung anzumaßen und zu behaupten, daß ſie vermöge der ihnen von Petrus anvertrauten Gewalt mit der Vorſorge für die allgemeine Kirche beauftragt wären.

Dieſe Anmaßungen wurden indeſſen noch von Niemand anerkannt. In dieſen Jahrhunderten hielt man noch die allgemeinen Kirchenverſammlungen für die einzige rechtmäßige kirchliche Behörde, welche für die Erhaltung der Einheit der Kirche Sorge tragen mußte. Ueber die Beobachtung der allgemeinen Kirchengeſetze hatte jeder Biſchof in ſeiner Diöceſe, und vorzüglich jeder Patriarch in ſeinem Bezirk zu ſorgen.

Die von den Apoſteln geſtifteten Gemeinden waren allerdings die Richtſchnur für die übrigen, und da Rom im Abendlande die einzige der Art war (da ſie von Paulus geſtiftet wurde), ſo war es denn ganz natürlich, daß ſich die abendländiſchen Biſchöfe hin und wieder in ſtreitigen Fällen collegialiſch an die Biſchöfe von Rom wandten und um Rath baten.

In ſolchen Fällen waren dieſe ſtets darauf bedacht, ihren Rath in Form eines Befehls zu kleiden und wohl gar hinzu zu fügen: „So beliebt es dem apoſtoliſchen Stuhl." Wenn nun auch einzelne Biſchöfe zu ſolchen Anmaßungen ſchwiegen, worauf die römiſchen ſogleich ein Recht gründeten, ſo proteſtirte man doch von allen Seiten dagegen, und an ein Primat des römiſchen Stuhls dachte vollends noch Niemand, als höchſtens die römiſchen Biſchöfe ſelbſt.

Kaiſer Juſtinian erklärte ſogar durch ein eigenes Geſetz die Kirche zu Konſtantinopel für das Haupt aller chriſtlichen Kirchen, und Andere legten dem dortigen Patriarchen, zum größten Aerger des römiſchen, den Titel und Charakter eines allgemeinen Biſchofs bei.

Selbſt im Abendlande, wo doch der römiſche Biſchof noch im höchſten Anſehen ſtand, räumte man ihm in dieſer Zeit nicht einmal einen beſondern Titel ein. Alle Biſchöfe nannten ſich Papſt (von papa, Vater), auch Oberprieſter, auch ſogar Stellvertreter Chriſti, und gaben ſich untereinander dieſe Titel, alſo auch dem Biſchof von Rom, der bald Papſt der Stadt Rom, bald ſchlechtweg Papſt genannt wurde. Sogar der Titel Patriarch wurde im Abendlande nicht einmal allein dem Biſchof von Rom gegeben; es nannten ſich die meiſten Metropoliten ſo, und noch im Jahre 883 wurde der Biſchof von Lyon, der auf der zweiten Synode zu Maçon den Vorſitz führte, Patriarch genannt. Hierin liegt der Beweis, daß man im Abendlande noch gar nicht daran dachte, dem römiſchen Biſchof einen höhern Rang einzuräumen.

Zeigten ſich einzelne Kaiſer nachgiebiger gegen die Biſchöfe, ſo lag dies in ihrer Perſönlichkeit. Der römiſche Biſchof ſtand wie jeder andere Staatsbeamte unter dem Kaiſer, und dieſer und ſein Statthalter war ſein Richter. Die Reichsſynoden wurden von den Kaiſern berufen, und ſie präſidirten hier durch einen Commiſſarius, und wenn auf der Synode zu Chalcedon der Legat des römiſchen Biſchofs Leo den Vorſitz führte, ſo geſchah es, weil er ſich dies als eine beſondere Gnade vom Kaiſer erbeten hatte. Die Beſchlüſſe dieſer Synoden wurden nicht vom Biſchof in Rom, ſondern von den Kaiſern beſtätigt, und ſelbſt wenn eine ſolche Kirchenverſammlung gegen den Willen des römiſchen Biſchofs gehalten wurde, ſo verlor ſie dadurch nichts an ihrer allgemeinen Gültigkeit.

Bei ſtreitigen Biſchofswahlen entſchied immer der Kaiſer, und kein Biſchof durfte ſeine Würde antreten ohne die kaiſerliche Beſtätigung. Machte auch der Stolz hin und wieder einen der Biſchöfe verrückt, ſo wagten ſie es doch nicht, ſich über die Kaiſer zu erheben. Selbſt Gregor I. (590—604), in dem ſchon der Geiſt der ſpätern Päpſte ſpuckte, war demüthig wie ein Hund vor den Kaiſern.

In ſeinen Briefen an den Kaiſer Mauritius gebraucht er die kriechendſten Wendungen, indem er ſchreibt: „Wer bin ich, der ich zu meinem Herrn rede, als Staub u. Wurm." Er nennt den Kaiſer ſeinen „frommen Herrn, dem die Gewalt über alle Menſchen vom Himmel herab ertheilt worden ſei, und ſich ſelbſt nennt er ſeinen unwürdigen Diener."

Dies war er in der That, denn er war durch und durch ein laſterhafter, heuchleriſcher Schurke. Sein Benehmen gegen den Tyrannen Phokas beweiſ't dies ſchon allein. Der Kaiſer Mauritius, einer der edelſten Menſchen, die jemals auf einem Throne ſaßen, wurde durch dieſen Phokas, einen ſeiner Hauptleute, entthront. Selbſt Nero iſt gegen dieſes blutdürſtige Ungeheuer ein guter, ſanfter Menſch. Phokas ließ fünf Kinder des Mauritius vor deſſen Augen grauſam hinrichten und dann ihn ſelbſt. Er rottete die ganze kaiſerliche Familie aus und mordete auf die ſcheußlichſte Weiſe bis an das Ende ſeines Lebens.

Gregor hatte von Mauritius nur Gutes erfahren, er nannte ihn ſelbſt ſeinen Wohlthäter, und dennoch verleumdete er aus Kriecherei gegen Phokas den edlen Kaiſer. An den blutdürſtigen Tyrannen ſchrieb er: „Bisher ſind wir hart geprüft geweſen; der allmächtige Gott aber hat Eure Majeſtät erwählt und auf den kaiſerlichen Thron geſetzt, um durch Eurer Majeſtät barmherzige Geſinnung und Einrichtung aller unſerer Noth und Traurigkeit ein Ende zu machen. Der Himmel freue ſich daher, und die Erde ſei fröh-

lich, und das ganze Volk müſſe wegen einer ſo glücklichen Veränderung Dank ſagen.“

Und ſo warf ſich Gregor weg, um Phokas und ſein gleich nichtswürdiges Weib auf ſeine Seite zu ziehen, damit er ihn vor dem Biſchof von Konſtantinopel bevorzuge, welcher zum größten Mißfallen Gregors den Titel „allgemeiner Biſchof“ angenommen hatte! Doch ich muß die Aeußerungen der Verachtung gegen dieſen elenden Menſchen unterdrücken, denn wo ſoll ich ſonſt Worte finden, die Handlungen ſeiner noch verruchteren Nachfolger zu bezeichnen?

Dieſem Gregor verdankt die chriſtliche Kirche die Einführung einer Menge ſinnloſer Ceremonien, die noch bis zum heutigen Tage Geltung haben. Er war es, welcher noch die letzten Spuren des wahren Chriſtenthums verwiſchte. Er iſt der Erfinder des Fegefeuers, dieſer päpſtlichen Prellanſtalt, welche ſo trefflich rentirte, und auch der eifrigſte Beförderer des Mönchsweſens. Er hinterließ eine Menge Schriften, die von dem wundervollſten Unſinn ſtrotzten. In dieſen Schriften ſind auch Regeln für Geiſtliche enthalten, welche ſogar vorſchreiben, wie eines Biſchofs Naſe beſchaffen ſein ſoll! „Ein Biſchof darf keine kleine Naſe haben, denn — er muß Gutes und Böſes zu unterſcheiden wiſſen, wie die Naſe Geſtank und Wohlgeruch, daher auch das Hohelied ſagt: „Deine Naſe iſt gleich dem Thurme auf Libanon.“ Ein Biſchof darf aber auch keine allzugroße oder gekrümmte Naſe haben, um nicht ſpitzfindig, oder niedergedrückt von Sorgen zu ſein — er darf nicht triefäugig ſein, denn er muß helle ſehen, noch weniger krätzig, oder beherrſcht vom Fleiſche.“

Im ſiebenten Jahrhundert trug ſich eine Veränderung zu, welche zwar dem Chriſtenthume einen harten Stoß gab, aber für das Anſehen der römiſchen Biſchöfe in der Folge höchſt vortheilhaft wirkte. Muhamed trat auf als der Stifter einer neuen Religion.

Muhamed lehrte: „Es iſt nur ein einziger Gott, welcher die ganze Welt beherrſcht; er will von den Menſchen treu verehrt ſein durch Tugend. Tugend beſteht in Ergebung in den göttlichen Willen, andächtigem Gebete, Wohlthätigkeit gegen die Armen u. Fremden, Redlichkeit, Keuſchheit, Nüchternheit, Reinlichkeit, tapferer Vertheidigung der Sache Gottes bis in den Tod. Wer dieſe Pflicht erfüllt iſt ein Gläubiger und empfängt den Lohn des ewigen Lebens.“

Dieſe Lehre mußte in der damaligen Zeit großen Anklang finden, denn ſie war einfach und verſtändlich, während die der Chriſten ſich von der Jeſu ſo weit entfernt hatte, daß ſie unverſtändlicher, unklarer, myſtiſcher und unvernünftiger geworden war, als die der Heiden jemals geweſen.

Der Islam, ſo nannte man die Lehre Muhameds, verbreitete ſich mit großer Schnelligkeit über ganz Aſien und Nordafrika und vernichtete die chriſtliche Kirche in dieſen Ländern. Dadurch verſchwanden die Patriarchen von Antiochien, Jeruſalem und Alexandrien, und mit ihnen die gefährlichſten Gegner der römiſchen Anmaßungen. Muhamed und ſeine Nachfolger arbeiteten für die Päpſte.

Dieſe waren aber bis zum Ende des ſiebenten Jahrhunderts noch gar weit von ihrem Ziele entfernt. Die Kaiſer küßten ihnen noch nicht den Pantoffel, wie ſie es ſpäter thaten, ſondern gingen mit ihnen eben ſo um, wie mit den andern Staatsbeamten.

Der Biſchof Liberius, welcher ſich in Glaubensſachen nicht fügen wollte, wurde vom Kaiſer Konſtantin abgeſetzt und verwieſen. Der ſtolze Biſchof Leo der Große (452) mußte ſich von Kaiſer Valentin an als Geſandter an den Hunnenkönig ſchicken laſſen, und der Biſchof Apapet wurde in derſelben Eigenſchaft von dem Oſtgothenkönig Theodat an Kaiſer Juſtinian abgeſendet.

Wie demüthig Gregor war, haben wir geſehen, und das war wenigſtens klug von ihm, denn die Kaiſer ließen nicht immer mit ſich ſcherzen, wie es Konſtans dem Biſchof Martin (649—655) bewies.

Martinus wagte es, den Befehlen des Kaiſers entgegen zu handeln, ja, er ließ ſich in hochverrätheriſche Pläne ein. Dies bewog den Kaiſer, den Biſchof durch ſeinen Statthalter in Rom gefangen nehmen und nach Naxos bringen zu laſſen, wo er ein Jahr im Gefängniß ſaß.

Von hier brachte man den heiligen Vater nach Konſtantinopel, ſperrte ihn 89 Tage lang dort ein und ſchleppten ihn dann vor ein Gericht, welchem der Großſchatzmeiſter präſidirte. Der Biſchof hatte das päpſtliche Uebel, das Podagra in den Beinen — ſeine Nachfolger hatten es häufig im Kopf — und erſchien ſitzend in einem Seſſel. Aber der Richter befahl ihm, das Verhör ſtehend abzuwarten, und da er dies nicht konnte, ſo wurde er von zwei Männern aufrecht gehalten.

Die Schuld war offenbar und ſo war ihm denn bald das Urtheil geſprochen. „Du haſt gegen den Kaiſer verrätheriſch gehandelt, ſagte der Großſchatzmeiſter, du haſt Gott verlaſſen und Gott hat dich wieder verlaſſen und in unſere Hände gegeben.“ Darauf übergab er den Biſchof von Rom dem Gouverneur von Konſtantinopel mit der Weiſung, ihn ohne Bedenken in Stücke zerhauen zu laſſen, wenn er wolle.

Dem hochverrätheriſchen heiligen Vater wurde nun ein Halseiſen umgelegt und an Ketten wurde er durch die Stadt geſchleppt. Vor ihm her ging der Scharfrichter mit entblößtem Schwert, zum Zeichen, daß der Verbrecher zum Tode verurtheilt ſei. Darauf wurde er ins Gefängniß gebracht und mit eiſernen Ketten auf eine Bank geſchloſſen und unter freien Himmel geſtellt, wie es mit allen Verbrechern den Tag vor ihrer Hinrichtung geſchah.

Ueber den armen deutſchen König Heinrich erbarmte ſich Niemand, als er halbnackt im Schloßhofe von Canoſſa im Schnee ſtand, aber Martin fand mitleidige Seelen. Die Gefängnißweiber legten ihn in's Bett und der Kämmerling des Kaiſers ließ ihm zu eſſen bringen. Ja, der ſterbende fromme Patriarch Paulus von Konſtantinopel, den Martin feierlich als Ketzer verflucht hatte, bat auf ſeinem Sterbbette den Kaiſer um ſeines Feindes Leben. Es wurde ihm be-

Digitized by Google

willigt. Martin wurde aus dem Lande verwieſen. Wo bat jemals ein römiſcher Biſchof um das Leben ſeines Feindes? — Der Nachfolger des Martinus zeichnete ſich durch nichts aus — als, daß er dieſen verhungern ließ!

Im achten Jahrhundert thaten die Päpſte einen mächtigen Sprung vorwärts, wozu ſie im Anfang deſſelben nicht die geringſte Hoffnung hatten. Als die Longobarden Herren Italiens waren, da beſchränkte ſich die Macht der römiſchen Biſchöfe nur auf ihre Diöceſe, denn die barbariſchen Könige erkannten ſie nicht einmal als Patriarchen von Italien an, und die andern Biſchöfe dieſes Landes behaupteten ihre Unabhängigkeit.

Das änderte ſich aber bald, als das langobardiſche Reich unter die Heerſchaft der Franken kam. Durch ſie wurden die römiſchen Biſchöfe die größten Landbeſitzer in Italien, und dies, wie die Unterſtützung der Frankenkönige, half ihnen zum Primat in Italien.

Sie verloren zwar in dieſer Periode vollends allen Einfluß auf Spanien, dafür traten ſie aber wieder in nähere Berührung mit Gallien und legten den Grund zu ihrer Herrſchaft in Deutſchland. In England hatten ſie ſchon zu Ende des ſechsten Jahrhunderts feſten Fuß gefaßt, indem die dortigen chriſtlichen Kirchen auf ihre Veranlaſſung geſtiftet wurden.

Von 715 bis 735 ſaß Gregor II. auf dem biſchöflichen Stuhle zu Rom. Unter ihm brach der große Bilderſtreit von dem ich ſchon früher geſprochen habe, und der das ohnedies ſchon durch Thronſtreitigkeiten zerrüttet oſtrömiſche Reich noch mehr ſchwächte.

Eigentlich hatte man ſich ſchon ſeit den erſten Jahrhunderten des Chriſtenthums wegen der Verehrung der Bilder gezankt, und die angeſehenſten und frömmſten Kirchenlehrer hatten den Bilderdienſt als ſcheußlichſten Götzendienſt verdammt. Um von den vielen Beiſpielen nur eins anzuführen, ſetze ich den Ausſpruch Tertullians hier her: „Ein jedes Bild iſt nach dem Geſetz Gottes ein Götze, und ein jeder Dienſt, der demſelben erwieſen wird, eine Abgötterei.“

So wie Dieſer, verdammen Euſebius von Cäſarea, Clemens von Alexandrien, Origenes, Chryſoſtomus und viele andere der geachtetſten Kirchenväter die Verehrung der Bilder als eine der chriſtlichen Lehre durchaus Hohn ſprechende Abgötterei. Aber die römiſchen Biſchöfe u. die Mönche, welche den Vortheil erkannten, und ihre Kaſſe aus dieſem Götzendienſt ziehen mußte, vertheidigten die Bilder mit Leib und Leben.

Gregor II. war ein großer Bildernarr, und als der oſtrömiſche Kaiſer Leo, der Iſaurier, die Bilder mit Gewalt aus den Kirchen Italiens entfernen laſſen wollte, da kam es zu den blutigſten Zwiſtigkeiten, welche der Longabardenkönig Luitprand dazu benutzte, ſeine Herrſchaft in dieſem Lande immer weiter auszudehnen.

Gregor hetzte Alles gegeneinander und wiegelte das Volk gegen den Kaiſer auf. An dieſen ſchrieb er den unverſchämteſten Brief, in welchem er ihn einen „Ignaranten, einen Tölpel, einen dummen und verrückten Menſchen, einen gottloſen Ketzer nannte.“ Der rechtſchaffene Kaiſer, anſtatt dieſen hochmüthigen Pfaffen hängen zu laſſen, antwortete ihm mit großer Mäßigung, aber nun ſtieg erſt recht die Frechheit Gregors, und in einem ſeiner Briefe ſchrieb der „Vater der Chriſtenheit“ an den Kaiſer: „Jeſus Chriſtus ſchicke dir den Teufel in den Leib, damit dein Geiſt zum Heil gelange!“

Leo griff nun den unverſchämten Biſchof am richtigen Flecke an; er entzog ihm ſein ganzes Patrimonium in Sicilien und Calabrien und unterwarf es dem Patriarchen von Konſtantinopel. Dadurch verlor Gregor jährlich 225,000 Livres Einkünfte. Die katholiſche Kirche verehrt dieſen Gregor als einen Heiligen!

Sein Nachfolger, Gregor III., fuhr ganz in demſelben Geiſte fort und wiegelte das Volk zu offener Empörung gegen den Kaiſer auf. Als er aber auch den Longobardenkönig beleidigte, rückte dieſer vor Rom. Der geängſtigte Biſchof, den nun alle heiligen Knochen nicht ſchützten, bat Karl Martell, den fränkiſchen Oberhaushofmeiſter, um Hülfe und wand ſich vor ihm wie ein Wurm. Endlich ließ ſich der Franke bewegen, ihn zu ſchützen, als er verſprach, ſich vom Kaiſer loszuſagen und ihm Rom zu unterwerfen.

Nach Gregors und Martells Tode wurde der Nachfolger des erſtern, Zacharias, wieder arg von den Longobarden bedrängt, und ſah nirgends Troſt und Hülfe, als bei den Franken. Hier führte der Sohn Karl Martells, Pipin, das Schwert des Reichs, und hatte große Luſt, den ſchwachen König Childerich III. zu entthronen.

Zacharias wußte es ſo zu lenken, daß die fränkiſchen Stände an ihn die Frage richteten: „Ob nicht ein feiger und untüchtiger König des Thrones beraubt und ein würdigerer an ſeine Stelle geſetzt werden dürfe? Der römiſche Biſchof antwortete Ja und machte ſich dadurch den nun zum Frankenkönig erwählten Pipin zum Freunde.

Er erlebte aber die Früchte ſeiner Politik nicht. Von ihm verdient noch bemerkt zu werden, daß er einen Biſchof, Namens, Virgilius, in den Bann that und als Ketzer verdammte, weil dieſer behauptet hatte: daß die Erde eine Kugel ſei und daß auf der andern Seite derſelben Menſchen wohnten, die uns die Fußſohlen zukehrten.

Biſchof Stephanus II. (752—757) erntete, was ſeine Vorgänger geſäet. Bedrängt von den Longobarden, begab er ſich in Perſon zu Pipin. Dieſer ſchickte ihm ſeinen Sohn Karl dreißig Meilen weit entgegen und ritt ſelbſt eine Meile, um ihn zu begrüßen. Er litt nicht, daß der Biſchof vom Pferde ſtieg, ſondern begleitete ihn ſelbſt zu Fuß, gleich einem Stallknechte. So erzählen die päpſtlichen Geſchichtſchreiber!

Pipin ließ ſich in Paris von Stephan ſalben, und dieſer entband ihn feierlich des Eides, den er ſeinem Könige geleiſtet, und that die Franken, wenn ſie Pipin und ſeine

Digitized by Google

Nachkommen nicht als Könige anerkennen würden, in den Bann.

Dieſe freche und unverſchämte Handlungsweiſe, weit entfernt die Franken zu empören, befeſtigte Pipins Macht, ſo ſehr war dies tapfre Volk ſchon von dem päpſtlichen Aberglauben umgarnt. Pipin zeigte ſich dankbar; er ſchenkte dem Biſchof das Exarchat, nämlich die heutige Romagna und Ankona, das ihm gar nicht gehörte!

Als Stephan nach Hauſe zurückgekehrt war, und die Franken zu lange zögerten, ihn von den Longobarden zu befreien, ſchrieb er einen Brief nach dem andern an Pipin und als dieſer noch immer nicht kam, griff er zu einem ganz unerhörten, ſchamloſen Betrug. Er ſchickte einen Brief des Apoſtel Petrus an Pipin, ſeinen Sohn und die fränkiſche Nation, in welchem dieſer Apoſtel auf die Longobarden ſchimpft, dringend um Hülfe bittet, aber auch droht: „daß, wenn Pipin nicht helfen wolle, er vom Reiche Gottes ausgeſchloſſen ſei.“

Pipin und ſeine Franken waren ſolche Einfaltspinſel, dieſen groben Betrug für Wahrheit zu halten, und da ſie es mit dem Himmelspförtner nicht verderben wollten, ſo rückten ſie in Italien ein, zwangen die Longobarden, das Exarchat zu räumen, und ſetzten den Biſchof von Rom in Beſitz dieſes Landes, welches dem oſtrömiſchen Kaiſer gehörte und deſſen Unterthan auch Stephan II. war.

Während die römiſchen Biſchöfe ſelbſt dafür beſorgt waren, in Italien ihr Schäfchen ins Trockene zu bringen, arbeitete für ſie in unſerm Deutſchland Bonifacius, welcher ſeiner Beſchützer ganz würdig war. Ich habe ſchon früher von dieſem Unglücksapoſtel geſprochen, dem wir, in dieſer Zeit der Denkmale, eine Schandſäule ſetzen ſollten, damit das Volk endlich aufhöre, ſolche jämmerliche Schufte unter ſeine großen Männer zu zählen!

Dieſer Bonifacius kam nach Rom und leiſtete Gregor II. über dem erlogenen Grabe der Apoſtel einen Huldigungseid, durch welchem er ſich dem Papſtthume, nicht dem Chriſtenthume, mit Leib und Seele unterwarf. Mit heiligen Knochen aller Art ausgerüſtet, ging nun Bonifacius nach Deutſchland und wandte alle von ſeinem Meiſter zu Rom erlernten Mittel an, die deutſchen Biſchöfe dem römiſchen Stuhl zu unterwerfen.

Das Chriſtenthum hatte in Deutſchland längſt Wurzel gefaßt; allein Bonifacius rottete es als Ketzerei aus und gab dem Volke dafür die moderne Heidenreligion, die man ſchon damals in Rom für Chriſtenthum ausgab. Er ſtiftete als Legat des römiſchen Biſchofs eine Menge Kirchen in Deutſchland, die er alle demſelben unterwarf, und ſeinen Bemühungen gelang es, zu Stande zu bringen, daß 744 ſämmtliche deutſche Biſchöfe dem römiſchen Stuhle beſtändig Gehorſam gelobten!

Auch über die fränkiſchen Biſchöfe erlangte der zu Rom eine Art von Oberhoheit; allein ſowohl hier als in Deutſchland hatte dieſelbe noch ziemlich enge Grenzen, und man war weit davon entfernt, ihm die geſetzgebende Gewalt über die ganze chriſtliche Kirche einzuräumen. Aber es war ſchon genug, daß man ihm eine gewiſſe Autorität zuerkannte. Mit Lug und Trug kamen, wie wir ſehen werden, die Päpſte bald weiter!

Wenn auch Pipin ſich ſehr demüthig zeigte, ſo fiel es doch ſeinem Sohne, Karl dem Großen, obgleich er ſich in Rom vom Papſte zum Kaiſer krönen ließ, nicht im Allerentfernteſten ein, ſich dieſem unterzuordnen; er betrachtete ihn als den erſten Reichsbiſchof und trat in alle Rechte, welche ſonſt der römiſche Kaiſer ausgeübt hatte.

Aber dieſer ſonſt ſo vernünftige und große Mann, welcher die Geiſtlichkeit wegen ihrer Habſucht, Prachtliebe und Sittenloſigkeit ſehr derb herunter kanzelte, beging dennoch den dummen Streich, den Pfaffen ein Recht zu gewähren, welches nur dazu diente, die Macht zu erhöhen, von der Karls Nachfolger mißhandelt wurden. Er beſtätigte den Zehnten!

Als die chriſtlichen Prieſter ſich ganz nach dem Muſter der jüdiſchen bildeten verlangten ſie auch, wie dieſe, den zehnten Theil der Ernte u. ſ. w. für ſich. Bisher hatten ſie die gläubigen Chriſten zur Zahlung dieſer Abgabe durch Ueberredung zu verführen geſucht, und wenn auch ſchon am Ende des ſiebenten Jahrhunderts eine fränkiſche Synode den Zehnten für eine göttliche Satzung erklärte und Jeden mit dem Bann bedrohte, der ihn nicht bezahlen wollte, ſo war dies eben weiter nichts, als ein Beweis der pfäffiſchen Unverſchämtheit, deren wir ſo viele haben.

Karl der Große machte den Zehnten erſt geſetzlich, und bald dehnten ihn die Pfaffen auf alles Mögliche aus. Sie verlangten nicht nur den Zehnten von den Feldfrüchten, Schafen, Ziegen, Kälbern und dem Erwerb, ſondern ſie wollten ihn ſogar von Dingen haben, die ſich für Geiſtliche ſehr ſchlecht ſchickten. Den Beweis dafür mag Folgendes liefern:

Zu Brescia belehrte der Pfarrer die Frauen im Beichtſtuhl, daß ſie ihm auch den Zehnten von — den ehelichen Umarmungen entrichten müßten. Eine der Frauen, welche ſich von der Rechtmäßigkeit der geiſtlichen Anſprüche hatte überzeugen laſſen, wurde von ihrem Manne über ihre lange Abweſenheit zur Rede geſtellt; von ihm gedrängt, beichtete ſie das ſaubere Beichtſtuhlgeheimniß. Der beleidigte Ehemann ſann auf eine herbe Züchtigung. Er veranſtaltete ein großes Gaſtmahl, zu welchem auch der zehntenluſtige Pfarrer geladen wurde. Als man in der beſten Unterhaltung war, erzählte der Wirth die ſaubere Geſchichte der Geſellſchaft und wandte ſich dann plötzlich gegen den entſetzten Pfaffen, indem er ſagte: „Da du nun von meiner Frau den Zehnten von allen Dingen verlangſt, ſo empfange nun auch den hier.“ Dabei überreichte er ihm ein Glas voll Urin und — nun die Leſer mögen ſich denken, was darin war — und zwang den halbtodten Pfarrer, daſſelbe vor den Augen der ganzen Geſellſchaft zu leeren! —

Seitdem wird ihm wohl der Appetit nach dem Zehnten etwas vergangen ſein!

Karls des Großen unwürdige Nachfolger begingen die Unklugheit, ſich ebenfalls von dem Papſte krönen zu laſſen, und ſo wurde in dem dummen Volke bald die Idee erweckt, daß der Papſt über dem Kaiſer ſtehe, da er ihn ja erſt durch die Krönung zum Kaiſer mache! Die Einwilligung, welche aber die Päpſte zu ihrer Wahl vom Kaiſer bedurften wurde ſtets ohne Sang und Klang eingeholt, damit das Volk davon nichts merkte.

Papſt Eugenius entwarf ſelbſt den Eid, welchen er „ſeinen Herren, den Kaiſern Ludwig und Lothar" leiſtete und den auch ſeine Nachfolger den Kaiſern ſchwören mußten. Dieſer Eid, den ich nicht ausführlich herſetzen will, ſteht auch in den Diplomen, die von den Kaiſern Otto I. und Heinrich I. in der Engelburg in Rom aufgefunden wurden. Es iſt alſo ganz klar bewieſen, daß die Päpſte damals vollkommen anerkannten, daß ſie Untergebene der Kaiſer waren.

Es iſt ordentlich erbaulich, zu leſen, mit welcher grenzenloſen Unverſchämtheit die Päpſte dies abzulügen ſuchten! Wahrhaft groß darin war Nicolaus I. (858—868). Er behauptet: „daß die Kaiſer, wenn ſie Synoden für nöthig hielten, ſtets nach Rom geſchrieben und nicht befohlen, ſondern nur gebeten hätten, eine Synode zuſammen zu rufen, und dann gut geheißen oder verdammt hätten, was man in Rom für nöthig fand."

Er war ſogar ſo dreiſt, zu behaupten: „daß die Unterthanen den Königen, die den Willen Gottes (d. h. des Papſtes) nicht thäten, keinen Gehorſam ſchuldig wären." Seinen Namen ſetzte er in allen Schriften vor den der Könige, ja, er wagte es, Lothar zu excommuniciren, und dieſer — bat wirklich demüthig um Abſolution!

Die Erzbiſchöfe Teutgaud von Trier und Günther von Köln traten kühn dem frechen Nickel entgegen. „Du biſt ein Wolf unter Schafen," ſagten ſie zu ihm, „du handelſt gegen deine Mitbiſchöfe nicht wie ein Vater, ſondern wie ein Jupiter, du nenneſt dich einen Knecht der Knechte und ſpielſt den Herrn der Herrn — du biſt eine Wespe — aber glaubſt du, daß du Alles thun dürfeſt, was dir gefällt? Wir kennen dich nicht und deine Stimme und fürchten nicht deinen Donner — die Stadt Gottes, von der wir Bürger ſind, iſt größer als Babylon, das ſich rühmt, ewig zu ſein, und ſich brüſtet, als ob es nie irren könne."

Doch was helfen alle dieſe Anſtrengungen? Die ſtarke Kreuzſpinne zu Rom ſpann ihr Lügengewebe über ganz Europa und beſtrickte damit endlich Könige, Biſchöfe und Volk! Es ging aber damit den Päpſten noch immer zu langſam und ſie erſannen einen Betrug, der ihnen ſchneller zum Ziele helfen ſollte und, Dank der Dummheit der Welt, leider auch half:

Niemand wollte noch an die Rechtmäßigkeit all der Rechte glauben, welche die Päpſte nach und nach uſurpirt hatten. Dies war ihnen in vielen Fällen fatal und ſie mußten ſehr wünſchen, es nachweiſen zu können, daß ſchon die erſten römiſchen Biſchöfe ſolche Machtvollkommenheit gehabt hätten, wie ſie in Anſpruch nehmen.

Zu dieſem Zweck wurden zu Anfang des neunten Jahrhunderts die in der Geſchichte unter dem Namen der Pſeudo-Iſidoriſchen Dekretalen bekannten Urkunden von einem päpſtlichen Betrüger zuſammengeſtellt. Sie wurden unter dem Namen des höchſt geachteten Biſchofs Iſidor von Sevilla [der 636 ſtarb] verbreitet und begannen mit ſechszig Briefen der allererſten Biſchöfe Roms, denen eine Menge biſchöflicher Dekretalen [Beſchlüſſen], echte und falſche durch einander, folgte.

Der Hauptzweck dieſes Buches war es, die ganze Kirchenzucht über den Haufen zu werfen, den römiſchen Biſchof zum unumſchränkten Kirchenmonarchen zu machen, ihm mit Vernichtung aller Metropolitan- und Synodalgewalt die Biſchöfe unmittelbar zu unterwerfen; die Kirche von aller weltlichen Gerichtsbarkeit unabhängig zu machen und allen Einfluß des Staates auf kirchliche Angelegenheiten und Verhältniſſe zu zerſtören.

In dieſem ſaubern Machwerke iſt auch eine Schenkungsurkunde enthalten, durch welche der Kaiſer Konſtantin dem Apoſtel Petrus das ganze abendländiſche Reich und deſſen Hauptſtadt Rom zuſichert.

Das Betrügeriſche dieſer Briefe und Urkunden liegt ſo klar am Tage, daß man kaum begreift, wie ſelbſt Biſchöfe ihnen damals Glauben ſchenken konnten. Aber die meiſten derſelben waren ungelehrte Leute, welche nicht einmal die Geſchichte ihrer Kirche kannten. Fragte ein Geſcheuter unter ihnen nach den gewiß in Rom aufbewahrten Originalien dieſer Dekretalen, dann wußte man ſehr ſchlau und ausweichend zu antworten, und die meiſten Biſchöfe ließen fünf grade ſein, da ſie lieber von dem entfernten Biſchof von Rom, als von ihrem Metropoliten abhängig ſein wollten, der ihnen zu nah auf die Finger ſah.

In dieſen Briefen, die angeblich von den römiſchen Biſchöfen der erſten Jahrhunderte geſchrieben waren, kommen Bezeichnungen von Dingen vor, die man zu ihrer Zeit noch gar nicht kannte. Ja, der betrügeriſche Fabrikant dieſes Buches läßt ſie Stellen aus der Bibel nach der Ueberſetzung des heiligen Hieronymus, ſelbſt aus Büchern citiren, die erſt im ſiebenten Jahrhundert geſchrieben wurden! Ja, es ſind ſogar Stellen aus den Beſchlüſſen einer Synode zu Paris im Jahr 829 in dieſem Werke aufgenommen!

Doch, wie lächerlich es auch klingen mag, dieſe Pſeudo-Iſidoriſchen Dekretalen, dieſes ſo ungeſchickte, betrügliche Machwerk ſind die Grundlage des Papſtthums. Durch ſie wurden die Päpſte unumſchränkte Geſetzgeber in geiſtlichen und weltlichen Dingen, durch ſie erhoben ſie ſich über Völker und Fürſten, ließen ſich als Halbgötter anbeten, verfügten willkürlich über mächtige Reiche, ja, verſchenkten ganze Welttheile.

Digitized by Google

Der Titel alſo, den ein meuchelmörderiſcher Schurke, Phokas, ertheilte; die Schenkung geſtohlenen Gutes, welches ein Uſurpator, Pipin, machte, und eine ganz gemeine Fälſchung, dieſe Pſeudo-Iſidoriſchen Dekretalen — ſie bilden die unheilige Dreieinigkeit, auf welcher die päpſtliche Macht gegründet iſt. Mord, Diebſtahl, Fälſchung! Ein ſaubres Fundament!

Das Gebäude, welches darauf erbaut wurde, hielt bis auf den heutigen Tag, denn es war gemörtelt mit der Dummheit der Menſchen, und die Riſſe, welche die Vernunft zu manchen Zeiten darin machte, wurden zugeleimt mit dem Blute von Millionen!

Die Pſeudo-Iſidoriſchen Dekretalen äußerten ſchon ihre Kraft unter dem obengenannten Papſt Nicolaus I. und noch mehr unter Johannes VIII., der 872 den römiſchen Stuhl beſtieg. Er geberdete ſich ſchon wie ein rechter Papſt und ſprach von dem Kaiſer Karl dem Kahlen: „da er von Uns zum Kaiſer gekrönt ſein will, ſo muß er auch zuerſt von Uns gerufen und erwählt ſein!“ Er war der Erſte, der den Kroncandidaten eine förmliche Capitulation vorlegte, ehe ſie zur Krönung nach Rom kommen durften!

Karl dem Dicken, der einige Kloſtergüter verſchenkt hatte, ſchrieb er: „Wenn du ſolche binnen ſechezig Tagen nicht wiederſchaffſt, ſollſt du gebannt ſein, und wenn auch dies nicht hilft, durch derbere Schläge klug werden.

Er ſprach in einem Schreiben an die deutſchen Biſchöfe mit dürren Worten aus, wohin das Streben aller Päpſte zielte: „Was ſchaffen wir denn in der Kirche an Chriſti Statt, wenn wir nicht für Chriſtus gegen der Fürſten Uebermuth kämpfen? Wir haben, ſagt der Apoſtel, nicht mit Fleiſch und Blut, ſondern wider die Fürſten und Gewaltigen zu kämpfen.“ O, wollten doch unſre Fürſten Geſchichte ſtudiren!

Stephan V. [885—891] war ſchon nicht mehr damit zufrieden, ein Menſch zu ſein, denn er ſagte: „Die Päpſte werden, wie Chriſtus, von ihren Müttern durch die Ueberſchattung des heiligen Geiſtes empfangen; alle Päpſte ſeien ſo eine gewiſſe Art von Gott-Menſchen, um das Mittleramt zwiſchen Gott und den Menſchen deſto beſſer betreiben zu können; ihnen ſei auch alle Gewalt im Himmel und auf Erden verliehen worden.“

Der Strom der päpſtlichen Nichtswürdigkeit und Unfläthereî wird nun immer breiter. Mit dem zehnten Jahrhundert beginnt das ſogenannte „römiſche Hurenregiment.“ Gemeine Buhldirnen regieren die Chriſtenheit und ſchalten und walten nach Gefallen über den ſogenannten apoſtoliſchen Stuhl.

Ich könnte leicht parteiiſch erſcheinen, wenn ich dieſe ſchmachvolle Periode der Wahrheit getreu charakteriſirte, deshalb mag für mich der Cardinal Baronius ſprechen, ein durchaus päpſtlicher Schriftſteller. Er ſagt: „In dieſem Jahrhundert war der Greuel der Verwüſtung im Tempel und Heiligthum des Herren zu ſehen, und auf Petri Stuhl ſaßen die gottloſeſten Menſchen, nicht Päpſte, ſondern Ungeheuer. Wie häßlich ſah die Geſtalt der römiſchen Kirche aus, als geile und unverſchämte Huren zu Rom Alles regierten, mit den biſchöflichen Stühlen nach Willkür ſchalteten und ihre Galane und Beiſchläfer auf Petri Stuhl ſetzten.“

Doch man darf nicht glauben, daß nur die Päpſte ein ſo unwürdiges Leben führten, nein, verdorben wie das Haupt, ſo waren auch die Glieder. König Edgard ſagt in einer Rede von der engliſchen Geiſtlichkeit: „Man findet unter der Kleriſei nichts Anderes als Ueppigkeiten, liederliches Leben, Völlerei und Hurerei. Ihre Häuſer haben ſie ganz infam gemacht und ſie in Hurenherbergen verwandelt. Tag und Nacht wird darin geſoffen, getanzt und geſpielt. Ihr Böſewichte, müſſet ihr die Vermächtniſſe der Könige und die Almoſen der Fürſten ſo anwenden?“ Ich werde ſpäter hinlängliche Beweiſe anführen, daß König Edgard die Wahrheit ſprach, und daß ſeine Strafrede nicht allein die Geiſtlichkeit Englands, ſondern aller Länder anging.

Nicht der heilige Geiſt, ſondern die Maitreſſe des mächtigen Markgrafen Adalbert von Toskana, Marozia, erhob Sergius III. auf den päpſtlichen Stuhl und zeugte mit ihm hier ein Söhnlein, welches ſpäter ebenfalls Papſt wurde. Als dieſer Papſt ſtarb, gaben ihm Marozia und ihre Schweſter Theodora ihren Liebling Anaſtaſius II. zum Nachfolger. Dieſem folgte in kurzer Zeit, weil das Schweſterpaar viel Päpſte conſumirte, Johannes X., der es aber mit Marozia verdarb, die ihn gefangen ſetzen und erſticken ließ. Leo VI., der ihm folgte, wurde ebenfalls nach einigen Monaten ermordet.

Endlich machte Marozia ihren mit Sergius erzeugten Sohn Johannes XI., der noch faſt ein Kind war, zum Papſt. Mord und Todtſchlag erfüllte Rom. Einer der Feinde des Papſtes bemächtigte ſich deſſelben und ließ ihn im Gefängniß vergiften.

Die tolle Wirthſchaft, die in Rom und überhaupt in Italien zu dieſer Zeit herrſchte, iſt zu verwirrt und bunt, als daß ich mich auf nähere Umſtände einlaſſen könnte. Im Jahr 956 gelang es einem Enkel der Marozia, Namens Octavian, den päpſtlichen Stuhl zu erobern, obwohl er erſt neunzehn Jahr alt und niemals Geiſtlicher geweſen war. Er nannte ſich Johannes XII. und iſt ein wahres Juwel von einem Papſt, der es noch toller trieb als ſein gleichzeitiger College, der griechiſche Patriarch Theophylaktus — ein Junge von ſechszehn Jahren!

Johannes verkaufte Bisthümer und Kirchenämter an den Meiſtbietenden, und verwandte mehr auf Pferde und Hunde, als wohl einem Papſt ziemt. Von erſteren hielt er nicht weniger als 2000, und dieſe fütterte er aus bloßer Verſchwendungsſucht mit Piſtazien, Roſinen, Mandeln und Feigen, die vorher in guten Wein eingeweicht waren. Guter Hafer und Heu wäre ihnen höchſt wahrſcheinlich lieber geweſen.

Unter ſeiner Regierung ging es recht luſtig zu, man lachte und tanzte in der Kirche und ſang dazu liederliche Lieder. Der päpſtliche Palaſt wurde von ihm in ein Serail verwandelt. Kein Weib war mehr ſo keck, ſich ſehen zu laſſen, denn Johannes nothzüchtigte Alles, Mädchen, Frauen und Wittwen, ſelbſt über den Gräbern der heiligen Apoſtel. So erzählte von ihm der Biſchof von Cremona, Luitprand.

Die Wirthſchaft wurde endlich dem Kaiſer Otto I. zu toll. Er berief ein Concil, und hier erfuhr er von dem „heiligen Vater“ höchſt unheilige Dinge. Die achtungswertheſten Biſchöfe traten gegen ihn als Ankläger auf. Einer ſagte, daß er geſehen, wie der Papſt Einen im Pferdeſtalle zum Biſchof ordinirte; Andere bewieſen, daß er Biſchofsſtellen für Geld verkaufte und daß er einen zehnjährigen Knaben zum Biſchof von Lodi gemacht habe. Die Unzucht will ich hier übergehen, weil ſie zu viel Platz wegnehmen würde. Man beſchuldigte ihn ferner, daß er den Cardinal Subdiakonus caſtrirt, mehrere Häuſer in Brand geſteckt, beim Wein des Teufels Geſundheit getrunken und beim Würfelſpiel oftmals Venus und Jupiter angerufen habe.

Nachdem die Synode feierlich die Wahrheit dieſer Ausſagen beſchworen hatte, bat ſie den Kaiſer, den Papſt trotz aller Beweiſe nicht ungehört zu verdammen. St. Johannes wurde alſo citirt, aber ſtatt ſeiner kam ein Brief, in welchem er ſchrieb: „Wir hören, daß ihr einen andern Papſt wählen wollt. Iſt das eure Abſicht, ſo excommunicire ich euch Alle im Namen des allmächtigen Gottes, damit ihr außer Stand geſetzt werdet, weder einen Papſt zu ordiniren, noch auch Meſſe zu halten.“

Nun machte Kaiſer Otto I. nicht viel Umſtände mit Johann, ſetzte ihn ab und den von Volk, Adel und Geiſtlichkeit erwählten Leo VIII. an ſeine Stelle. Johann hatte ſich mit den Schätzen der Peterskirche davon gemacht.

Als Kaiſer Otto mit ſeinen Deutſchen abmarſchirt war, da verlangten die römiſchen Damen nach ihrem Liebling Johannes und wußten es durch ihren Anhang dahin zu bringen, daß er wieder im Triumph in Rom eingeführt wurde. Leo gelang es, zu entkommen, aber mehrere ſeiner Freunde fielen Johannes in die Hände und er ließ ſie ſchändlich verſtümmeln. Otgar, Biſchof von Speier, der noch in Rom war, wurde ſo lange gepeitſcht, bis er ſtarb!

St. Johannes genoß aber die neue Herrlichkeit nicht lange. Er entführte eine ſchöne Frau, wurde von dem Manne derſelben auf der That ertappt und „auf der Breſche“ der erſtürmten Citadelle todtgeſchlagen. Ein ſeltſames Sterbekiſſen für einen heiligen Papſt!

Ich habe die Thaten dieſes Johannes etwas ausführlicher erzählt, um die Leſer vorzubereiten auf die ſpäteren Päpſte, die noch heiliger waren. Die andern „heiligen Väter“ dieſes Jahrhunderts will ich etwas ſummariſcher behandeln.*)

*) Fortſetzung folgt.

20

Die Frauen der franzöſiſchen Revolution.

Von Jules Michelet.

Katharina Théot, die Mutter Gottes. Robespierre-Meſſias. (Juni 1794.)

Es war die Zeit des Fanatismus. Das Uebermaß der Gemüthsbewegungen hatte den kalten, ruhigen Verſtand gebrochen, gebeugt und entmuthigt. Ueberall ſah man — ohne von der Vendée zu ſprechen — ein Wunder nach dem andern. In Artois war ein Gott erſchienen. 94 ſtanden die Todten aus ihren Gräbern auf. Im Lyonnais hatte eine Wahrſagerin großen Zulauf. Hunderttauſend gläubige Seelen ergriffen den Wanderſtab und zogen fort, ohne zu wiſſen, wohin. In Deutſchland verbreiteten ſich die unzähligen Secten der Illuminaten nicht nur durch alle Schichten des Volkes, ſondern ſelbſt bis in die höchſten Klaſſen der Geſellſchaft. Selbſt der König von Preußen war Illuminat. Aber kein Menſch in ganz Europa erregte die Aufmerkſamkeit dieſer Myſtiker in höherem Grade, als Maximillen Robespierre. Sein ganzes Leben, ſeine Erhebung zur höchſten Macht durch die Gewalt ſeiner Feder, was war dies Anderes, als ein Wunder und vielleicht das erſtaunenswürdigſte von all dieſen Wundern? Es kamen ihm Briefe zu, die ihn geradezu für einen Meſſias erklärten. Andere ſahen deutlich am Himmel die Conſtellation Robespierre. Am 2. Aug. 1793 bezeichnete der Präſident der Jacobiner Robespierre, ohne ihn zu nennen, als den Heiland, welchen Frankreich erwartet. Unzählig viele Leute hatten ſein Portrait wie ein Heiligenbild bei ſich aufgehängt. Frauen, ja ſelbſt Generale, trugen ein Miniaturbild von Robespierre auf ihrem Herzen, küßten und beteten es wie ein Bild des Heilands an. Das, was noch mehr Staunen erregte, war: daß Jene, die ihn beſtändig und in nächſter Nähe ſehen konnten, daß ſeine heiligen Frauen, u. A. eine Baronne Chalabre, die gleichzeitig ſein geheimer Polizeiſpion war, ihn wie ein Weſen anderer, höherer Art betrachteten. Verſunken im Anſchauen ſeiner Tugenden falteten ſie die Hände und flüſterten, bebend voll Ehrfurcht:

— Ja, Robespierre, Du biſt unſer Heiland!

Von dem kleinen (jetzt niedergeriſſenen) Hotel, in welchem der Sicherheitsausſchuß reſidirte, nach den Tuilerien, in welchen der Wohlfahrtsausſchuß ſeine Sitzungen hielt, führte ein dunkler Corridor. Hieher kamen die Agenten der Polizei, um ihre verſiegelten Pakete niederzulegen, von hier trugen kleine Mädchen die Briefe und Pakete zu der großen Scheinheiligen des zukünftigen Heilands, zu jener Madame Chalabre, deren Sohn Spielbank-Unternehmer im Palais royal war.

Der bittere Cevenne, Rabaud-Saint-Etienne hatte ſehr gut errathen, daß dieſer lächerliche Mummenſchanz, dieſe Umgebung ſcheinheiliger Betſchweſtern, die Geduld Robespierre, dieſes Puppenſpiel zu ertragen, der verwundbare Fleck, die Achilles-Ferſe ſei, an der dieſer Held ſterblich war. Girey-Dupré griff dieſe Ferſe in einem witzigen, geiſtreichen Weihnachtsliede an, und Fabre d'Eglantine benützte dieſelbe Idee zu einem Luſtſpiele, das bald darauf, wie der Autor ſelbſt, von der Bühne verſchwand.

Aber um die Anklage klar und beſtimmt abzufaſſen, bedurfte es einer Thatſache und einer Gelegenheit, ſie zu ergreifen. Robespierre gab ſie ſelbſt.

In ſeinem Polizeitriebe unerſättlich neugierig auf Alles, was ſich auf ſeine Feinde, auf die Mitglieder des Sicherheitsausſchuſſes bezog, deren Macht er zu brechen Willens war, durchſuchte er gern die Cartons dieſes Ausſchuſſes. Hier fand er die auf die Herzogin von Bourbon bezüglichen Papiere, nahm ſie und weigerte ſich, ſie wiederzugeben. Das Comité verſchaffte ſich eine Abſchrift davon und gewahrte, daß dieſe Angelegenheit, die ihm ſo ſehr am Herzen lag, eine Angelegenheit des Illuminismus war.

Aber welch geheimen Grund hatte Robespierre, die Illuminaten zu beſchützen und zu verhindern, daß deren Angelegenheit nicht gerichtlich verfolgt werde?

Dieſe Secten ſind den Politikern niemals gleichgiltig geweſen. Der Herzog von Orleans hatte ſich ſehr tief mit den Freimaurern und den Tempelherren eingelaſſen und es heißt ſogar, er ſei Großmeiſter der Letztern geweſen. Die Janſeniſten, die, verfolgt, eine geheime Geſellſchaft bildeten, zogen durch die ungewöhnliche Geſchicklichkeit, mit der ſie die geheimnißvolle Veröffentlichung der „Nouvelles ecclesiastiques" bewerkſtelligten, die ganz beſondere Aufmerkſamkeit der Jacobiner auf ſich. Die ſinnreich ausgedachte Schilderung, die jenen Mechanismus entſchleierte, war im Jahre 90 die einzige Zierde der Bibliothek der Jacobiner. Robespierre wohnte von 89 bis 91 in der Rue de Saintlonge au Marais, in der Nähe der Rue de Touraine, faſt an der Thür jenes Allerheiligſten, in welchem die überſpannten Köpfe des ſterbenden Janſenismus ihre letzten Wunder gewirkt hatten. Die Hauptſache war, die Frauen an das Kreuz zu ſchlagen. Es war leicht vorauszuſehen, daß der Herrſchaft des Schreckens eine Verſchlimmerung des Fanatismus folgen werde. Wer aber ſollte daraus Vortheil ziehen?

Im Schloß der Herzogin von Bourbon predigte ein Adept, der Karthäuſer Dom Gerle, Robespierre's College zur Zeit der conſtituirenden Verſammlung, derſelbe Mann, der die ganze Aſſemblé ein Erſtaunen ſetzte dadurch, daß er als Sache, die ſich gleichſam von ſelbſt verſtand, verlangte, daß der Katholicismus zur Staatsreligion erklärt wurde. Dom Gerle verlangte zu derſelben Zeit, daß die Verſammlung die Wahrheit der Weiſſagungen einer Närrin, der jungen Suſanne Labrouſſe, anerkenne. Dom Gerle war ſeitdem mit ſeinem frühern Collegen Robespierre immer in Verbindung geblieben. Er beſuchte ihn oft und ehrte ihn wie einen Schutzheiligen u., wahrſcheinlich, um ihm zu gefallen, wohnte auch er bei einem Schreiner. Dom Gerle hatte von Robespierre ein Certificat unverdächtigen Bürgerſinn erhalten.

Der Karthäuſer war, obgleich guter Republikaner, nebenbei auch Prophet. In einer Bodenkammer des Quartier latin war ihm die Sehergabe eingehaucht worden durch eine alte Frau, die man die Mutter Gottes hieß. Katharine Théot (dies war ihr Name) ward in ihren Myſterien von zwei jungen, hübſchen Frauen unterſtützt, von denen die Eine, welche brünett war, die Sängerin, die Andere, welche blond war, die Taube hieß. Sie verſchafften der Dachkammer der alten Mutter Gottes zahlreichen Zuſpruch. Es kamen Royaliſten, Magnetiſeure, Schwachköpfe, Spitzbuben und allerhand Narren zu ihr. Bis zu welchem Puncte konnte ein ſo ernſter Mann wie Robespierre ſich mit dieſem Mummenſchanze eingelaſſen haben? Das weiß man nicht. Man weiß nur, daß das alte, halb blödſinnige Weib drei Armſtühle hatte: einen weißen, einen rothen, einen blauen; auf dem erſten thronte ſie, auf dem zweiten, der zu ihrer Linken ſtand, Dom Gerle, der ſich ihren Sohn hieß. Für wen aber ward der dritte Armſtuhl, der Ehrenplatz, der zur Rechten der Mutter Gottes ſtand, aufbewahrt? War's nicht für einen ältern Sohn, für den Heiland, welcher kommen ſollte, für den Meſſias, der nicht Frankreich blos, ſondern das ganze Menſchengeſchlecht retten ſollte?

Wie lächerlich dieſe Sache auch an und in ſich ſelbſt ſein konnte, ſo zeigte ſie doch zwei Puncte, aus welchen ſich der Verſuch einer plumpen Aſſociation zwiſchen dem chriſtlichen Illuminismus, dem revolutionären Myſticismus und der Gründung einer neuen Propheten-Herrſchaft herausfinden läßt.

Das erſte Siegel des Evangeliums war die Verkündigung des Worts; das zweite die Spaltung der Culte; das dritte: die Revolution, das vierte: der Tod aller Könige, das fünfte: die Vereinigung aller Völker, das ſechſte: der Kampf des Würgengels, das ſiebente und letzte Siegel endlich: die Auferſtehung des auserwählten Sohnes der Mutter Gottes und das allgemeine, durch die Propheten beſchützte Menſchenwohl.

Wo aber wird am Tage der Auferſtehung die Mutter Gottes ſein? Auf ihrem Throne, zwiſchen den Propheten, im Phantheon.

Der Spion Sénart, der ſich in die Myſterien dieſes neuen Cultus einweihen ließ, um die Mutter Gottes zu verrathen und ſie feſtzunehmen, fand bei ihr, wie er ausſagte, ein in ihrem Namen an Robespierre gerichtetes Schreiben, in welchem ſie ihn ihren erſten Propheten, den Sohn des höchſten Weſens, den Erlöſer, den Meſſias nennt.

Die beiden Gascogner, Barrere und Vadier, die den malitiöſen Bericht über dieſe Entdeckung abfaßten, der bald

Digitized by Google

darauf von den Ausſchüſſen in den Convent geſchleudert ward, hatten nicht verfehlt, als Ingredienzien in den Hexenkeſſel allerhand fremdartige Dinge und darunter auch ein Bild vom kleinen Capet, das man in Saint-Cloud gefunden hatte, beizumiſchen. Dies Bild des Dauphins gab den Vorwand, im Berichte von Royalismus und von beabſichtigter Wiederherſtellung des Königthums zu ſprechen. Der Convent, ganz confus gemacht, wußte Anfangs nicht, was er davon glauben ſollte. Erſt nach und nach begriff er. Aus dem dumpfen, düſtern Vortrage Vadier's fühlte er die mächtige Komik dieſes Schwankes heraus. Der Spaß im Munde eines Mannes, der ſeine ernſte Miene zu behaupten weiß, reißt zu unwiderſtehlichem Gelächter hin. Der Eindruck war ſo mächtig, daß der Convent, ſelbſt unter dem Beile der Guillotine, darüber aus vollem Halſe hatte lachen müſſen. Man wand ſich auf den Bänken ... vor Gelächter. Und im allgemeinen Enthuſiasmus ward beſchloſſen, daß dieſer Bericht gedruckt und, in hunderttauſend Exemplaren abgezogen, an die 40,000 Gemeinden der Republik, an alle Verwaltungsbehörden und an die Armeen verſandt werde, um ganz Frankreich Kunde zu geben vom Erſcheinen des neuen Meſſias.

Nichts hat unmittelbarer und mächtiger zum Sturze Robespierre's, als die Verbreitung dieſes lügenhaft ausgeſchmückten Berichtes beigetragen.

Der Mann des Schreckens war dadurch zum Gegenſtande des allgemeinen Gelächters herabgeſunken.*)

Die Damen Saint-Amaranthe.
(Juni 1794.)

Jene Geſchichte von der Mutter Gottes hing mit einer andern, noch weniger begründeten Anklage zuſammen, deren Gegenſtand ebenfalls Robespierre war.

Man ſuchte das Gerücht zu verbreiten, der Apoſtel der Jacobiner ſei ſo weit gegangen, Proſelyten ſelbſt in den Spielhäuſern und Schülerinnen unter jenen Damen zu ſuchen, die bei ſich Spieler empfingen.

Abſichtlich, boshafter und verläumderiſcher Weiſe verwechſelte man Robespierre den Aeltern mit dem jüngern Robespierre, der dieſe Häuſer allerdings zu beſuchen pflegte.

Auguſtin Robespierre, Advokat, leichtſinniger Schwätzer und Lebemann, der allen Vergnügungen nachlief, fühlte nicht, wie der hohe und ſchreckenerregende Ruf ſeines Bruders ihm die Nothwendigkeit auferlegte, ſein eigenes Betragen zu zügeln. In ſeinen Miſſionen, wo ſein Name ihm eine große und ſchwierige Rolle zu ſpielen verlieh, wachte er viel zu wenig über ſeinen Ruf. Ueberall, und ſelbſt in den Clubbs, erſchien er am Arme einer höchſt zweideutigen Frau.

In Folge ſeiner Jugend und ſeines guten Herzens hatte er die Hoffnung genährt, es werde ſeinem Bruder gelingen, die Revolution zu beſänftigen. Er ſelber zeigte in der Provence Milde und Menſchlichkeit, indem er die Girondiſtiſchen Gemeinden ſchonte. Selbſt in Paris beſaß er den Muth, mehrere der Contre-Revolution verdächtigte Perſonen und unter Andern den Director der geiſtlichen Verwaltungsbehörde, (den nachherigen Schwiegervater von Geoffroy-Saint-Hilaire) zu retten.

In der Uebereilung ſeines antiterroriſtiſchen Eifers ließ er ſich häufig dazu hinreißen, die heftigen Vertheidiger der Schreckensherrſchaft zum Schweigen zu bringen. Im Jura-Departement, zum Beiſpiel, wies es den Volksvertreter Bernard de Saintes in die Schranken der Menſchlichkeit zurück. Dieſer ergreifende Auftritt flößte den Contre-Revolutionären jenes Departements ein unbegrenztes Vertrauen zu ihm ein. Sie ſagten ſich, wie einer der Ihrigen, Charles Nodier, berichtet: „Wir genießen des Schutzes der Herren von Robespierre."

In Paris beſuchte der jüngere Robespierre ein ungemein verdächtiges Haus im Palais royal, gegenüber dem Perron, an der Ecke der Rue Vivienne, das alte Hotel, in welchem früher der Philoſoph Helvétius gewohnt. Dieſer Perron war, wie man weiß, der Mittelpunct der Agioteure und Börſenſchwindler, der Wechſel- und Aſſignaten-Agenten, der Frauen- und Mädchen-Kuppler. Ringsum waren prachtvolle Spielhäuſer, mit Ariſtokraten angefüllt. Wir haben in einem der hervorgehenden Kapitel gezeigt, wie alle alte, abgenutzte Parteien, je nach dem Maßſtabe ihrer Auflöſung, im Palais royal zwiſchen Freudenmädchen u. Roulettes geſtorben ſind. Hier endeten die Mitglieder der Conſtituante, die Talleyrands, die Chapeliers. Hier hauſten die Orleaniſten. Hieher kamen viele von der Gironde. Dem jüngeren Robespierre, verwöhnt durch ſeine mit prinzlichem Luxus ausgeführten Miſſionen, gewährte es Vergnügen, in dieſen Kreiſen einige Ueberreſte der alten Geſellſchaft wiederzufinden.

Das Haus, in welchem er zu ſpielen pflegte, ward von zwei royaliſtiſchen und nebenbei ſehr hübſchen Frauen gehalten. Die Tochter zählte 17, die Mutter kaum 40 Jahre. Letztere, Frau von Saint-Amaranthe, Wittwe, wie ſie ſagte, eines am 6. Oktbr. getödteten Garde-du-Corps, hatte ihre Tochter mit einem jungen Manne vermählt, deſſen Namen

*) Ueber die Myſterien dieſer ſogenannten Mutter Gottes und über ihren Plan, Robespierre zum Meſſias des Menſchengeſchlechts zu proclamiren, exiſtiren zwei, ſelbſt in Frankreich ziemlich ſeltene Schriften. Die Eine „Vie privee de Catherine Theos, mere de Dieu, agee de 78 ans. (Paris, ohne Jahreszahl), iſt von dem Polizei-Commiſſär Chenon, der das erſte Protokoll bei ihrer Verhaftung aufgeſetzt hat. Die zweite Schrift „Mysteres de la mere de Dieu devoiles," (Paris 1795) iſt von Joachin Vilate.
E. M. O.

eine anrüchige Rolle in den Annalen der franzöſiſchen Polizei ſpielt. Fräulein von Saint-Amaranthe hatte Hrn. v. Sartine, den Sohn des Miniſters der Pompadour, welchen Latude unſterblich gemacht, geheirathet.

Frau von Saint-Amaranthe genirte ſich nicht, unter den Augen der Spieler, die ihr Haus beſuchten, die Bildniſſe Ludwigs XVI. und Marie Antoinettens hängen zu laſſen. Dieſes royaliſtiſche Aushängeſchild fügte ihrem Hauſe keinen Schaden zu. Die Reichen blieben Royaliſten. Die Damen aber trugen Sorge, daß es ihnen nicht an hohen Beſchützern fehle, die der herrſchenden Partei angehörten. Die kleine Saint-Amaranthe ward vom Jacobiner Desfieux geliebt, einem Agenten des unter Chabots Leitung ſtehenden Sicherheitsausſchuſſes, einem vertrauten Freunde Proly's, mit dem er ein und daſſelbe Zimmer bewohnte, einem Freunde des famoſen (von Wien nach Paris übergeſiedelten) Jacobiner-Bankiers Jun. Frey, der ſeine Schweſter mit Chabot verheirathet hatte. Das Alles kam zur Sprache beim Prozeſſe Desfieux's, der mit Proly in den Prozeß der Héberiiſten verwickelt war.

Nachdem Desfieux mit Hébert, am 24. März 1794, hingerichtet worden war, erließ Saint-Juſt eine Note gegen jenes Spielhaus, welches Desfieux beſucht hatte, und in Folge dieſer Note wurden am 31. deſſelben Monats die beiden Saint-Amaranthe und Sartine eingekerkert.

Aber eben ſo gut als Desfieux war auch der jüngere Robespierre ein Freund dieſes Hauſes. Dieſem Umſtande hatten ſie, ohne Zweifel, zu verdanken, daß ſie ziemlich lange ohne Urtheil im Gefängniß blieben. Der Sicherheits-Ausſchuß, an den man ſich hätte wenden müſſen, um deren Freilaſſung zu erlangen, war von jenem Umſtande ſehr wohl unterrichtet. Hier fand er ein Schwert gegen ſeinen Feind. Herrlicher Fang! Die Sache, geſchickt gedreht, konnte Robespierre den Sittenprediger, als Beſchützer der Spielhäuſer erſcheinen laſſen.

Robespierre? Aber welcher von Beiden? Man hütete ſich zu ſagen: der Jüngere. Die Sache hätte dann all' ihren Werth verloren.

Maximilien wird bald davon unterrichtet, ohne Zweifel durch ſeinen Bruder ſelbſt, der ihm Alles beichtet. Er ſieht den Abgrund und ſchaudert.

Soll er zu den Comités gehen? Oder ließen die Comités ihn rufen, um ihn darüber zu vernehmen? Man weiß dies nicht. So viel aber iſt erwieſen, daß am Abende des 25. Prairial (14. Juli) ſich zwiſchen Maximilien Robespierre und den beiden Comités zwei ſchreckliche Dinge ereigneten.

Er überlegte, daß die Sache nicht mehr zu ändern ſei, daß Widerſtand von ſeiner Seite die Wirkung dieſer Anklage nur vergrößern würde. Er beſchloß aus dieſer falſchen Anklage Nutzen zu ziehen und von den Comités, gleichſam als Entſchädigung für ihre vereitelte Bosheit, eine neue, ausgedehntere Vollmacht zu erhalten, die ihm vielleicht dazu dienen könnte, die Comités zu unterjochen; jedenfalls aber einen entſcheidenden Schritt vorwärts zu thun auf der von ihm betretenen Bahn gerichtlicher Dictatur.

In dem Augenblicke alſo, in welchem der alte Vadier ihm mit der Miene des Ausforſchers ſagte: „Morgen müſſen wir den Bericht über die Angelegenheit Saint-Amaranthe abfaſſen,“ machte Robespierre weit weniger Einwürfe, als Jener vermuthet hatte.

Jedermann glaubte Robespierre eng verbunden mit der Saint-Amaranthe, die er, allem Anſcheine nach, gar nicht gekannt hat. Die Unwahrſcheinlichkeit der ganzen Intrigue hielt Niemanden von der Ausführung derſelben zurück. Alle fanden es natürlich, daß dieſer düſter-ernſte, grauſam bewegte, unaufhaltſam ſeiner tragiſchen Beſtimmung entgegeneilende Mann eben ſo gut, wie Bertrand Barere, auch ein Marquis der Schreckensherrſchaft, ſolch ein Haus beſuchen könne, um ſich daſelbſt in der Geſellſchaft anrüchiger Frauen zu zerſtreuen, aufzuheitern und zu beluſtigen. Die wüthende Leichtgläubigkeit verblendete die Augen ſeiner Gegner. — — — — — — — — —

Im Juni ging mit ungewöhnlich großem Pompe die feierliche Hinrichtung der ſogenannten Meuchelmörder Robespierre's u. darunter auch die der beiden Amaranthe vor ſich.

Das Drama dieſer mit ganz beſonderer Sorgfalt in Scene geſetzten Execution zählte 54 Perſonen, die alle jene Kleidung trugen, welche bis zu dieſem Tage einzig und allein Charlotte Corday getragen hatte, das unheimliche rothe Hemde, womit das Geſetz ausdrücklich die Vatermörder und Jene bekleidete, welche die Väter der Nation, die Volksvertreter, gemeuchelmordet hatten. Der unabſehbar lange Zug brauchte drei volle Stunden, um von der Conciergerie nach dem Revolutionsplatze zu gelangen, und die Hinrichtung ſelbſt währte eine ganze Stunde.

Auf dieſe Weiſe hatte das Volk, während dieſer vier langen Stunden, die gehörige Zeit und Muße, die Meuchelmörder Robespierre's zu zählen, zu betrachten, zu prüfen und deren ganze Geſchichte kennen zu lernen.

Die Karren der Verurtheilten wurden von Kanonen und einer Unzahl von Truppen begleitet. Es war ein pomphaftes, ſchreckenerregendes Schauſpiel, wie es die gute Stadt Paris ſeit der Hinrichtung Ludwigs XVI. nicht mehr geſehen hatte.

— Und dies Alles, ſagte man ſich, um einen Mann zu rächen? Und was würde man mehr thun können, wenn Robespierre König wäre?

Unter den Verurtheilten befanden ſich fünf hübſche Frauen, von denen drei noch ganz jung waren. Das war es hauptſächlich, was die Aufmerkſamkeit, die Theilnahme, das Mitleid des Volkes erregte; das war's, was man nicht verdauen konnte. Und rings um dieſe Frauen ihre ganze Familie: Frau von Saint-Amaranthe mit ihrer Tochter

Digitized by Google

und ihrem Schwiegerſohne; die Renault*) mit allen ihren Angehörigen; auf jedem dieſer Henkerskarren ein vollſtändiges Traueeſpiel mit gegenſeitigen Thränen und herzzerreiſſenden Abſchiedsſcenen. Madame Saint-Amaranthe, Anfangs entſchloſſen u. ſtolz, ward, je näher ſie dem Richtplatze kam, immer ſchwächer und ſank jeden Augenblick in Ohnmacht.

Den höchſten Antheil aber erregte eine Schauſpielerin des italieniſchen Theaters, Mademoiſelle Grandmaiſon. Einſtmalige Maitreſſe Sartiue's war ſie ihm, trotz ſeiner Verheirathung mit der jungen Saint-Amaranthe, bis zum letzten Augenblicke treu geblieben. Nur ihm zu Liebe hatte ſie ſich ins Verderben geſtürzt, um wenigſtens den Troſt zu haben, mit ihm an einem und demſelben Tage, in einer und derſelben Stunde zu ſterben. Weib und Geliebte befanden ſich auf demſelben Karren; die beiden Unglücklichen, die der Tod zu Schweſtern gemacht, ſtarben in einer und derſelben Liebe zu einem und demſelben Manne, dem in ihrer Mitte der Weg zum Tode nicht ſchwer zu werden ſchien.

In der Menge treiſte das ſchrecklich verläumderiſche Gerücht, Saint-Juſt, in Liebe entbraunt zur jungen Saint-Amaranthe, die ſeine Neigung ſchnöde zurückgewieſen, habe aus Eiferſucht und Wuth ſie denuncirt. Alles aber war erſtaunt, daß Robespierre die beiden Saint-Amaranthe, die man für ſeine Freundinnen ausgeſchrieen, verlaſſen und, ohne Einſpruch zu thun, dem Meſſer der Guillotine überliefert hatte.

Alle Bedingungen des Schreckens und der Lächerlichkeit ſchienen in dieſer Angelegenheit vereint zu ſein. Der Sicherheitsausſchuß, von dem das Ganze arrangirt worden war, hatte dabei die Grenzen des Luſtſpiels und der Tragödie weit überſchritten und alle großen Vorbilder beider Genres verdunkelt. Das Unwandelbare und Vorwurfsfreie, in ſeiner Nacktheit gezeigt zwiſchen zwei Masken — das war für die Bosheit, die Alles glaubt und Alles gierig verſchlingt; ein gefundener Fraß. Philoſoph beim Schreiner der Rue Saint-Honoré, Meſſias unter den alten Weibern der Rue Saint-Jacques und Spielhaus-Unterhalter im Palais royal ... dieſe drei verſchiedenartigen Rollen in Einer Reihe unter dem bleichen Antlitze des unbarmherzigen Sittenrichters auftreten zu laſſen, hieß Shakeſpeare demüthigen und Moliere beſiegen.

Das Volk, gleichzeitig nachdenkend über den feigen Egoismus, der die, die ihm gedient, verließ, über die ungeheure Schlauheit dieſes Meſſias, dieſes neuen Heilands, blos ſein eigenes Ich rettend, ſeine Apoſtel an Judas verrathend, gab ſich im Innern der tiefſten Verachtung dieſes Heuchlers hin.

Der arme Robespierre! Er, der noch geſtern Dictator, Papſt und Gott geweſen war, ſank heute zum Gegenſtande allgemeinen Haſſes herab.

Dies war der ätzende, beißende, brennende Eindruck, den die Verläumdung auf die geſchickt darauf vorbereiteten Seelen gemacht. Er, der ſich ſein ganzes Leben hindurch vager und häufig gänzlich falſcher Anklagen bedient hatte, um ſeine Feinde zu ſtürzen, er ſelber ſollte als ein Opfer der Verläumdung, die er ſo oft gegen Andere angewendet, in dieſelbe blutbefleckte Grube fallen, die er Andern gegraben hatte.

Die Colporteure, die unvermeidlichen, unausſtehlichen Ausſchreier, die hier die heilige Guillotine, die 54 Rothmäntel, die Meuchelmörder Robespierre's ausſchrieen, boten noch viel lauter heulend die Geheimniſſe der Mutter Gottes aus. Ein dichter Platzregen kleiner Pasquelle und Pamphlete, Millionen ſtechender Fliegen, erzeugt im Augenblicke des Ungewitters, flogen unter dieſem Titel in allen Straßen umher. Dieſe Austräger, Maratiſten, Hébertiſten, ihre Patrone fortwährend beklagend, verkündeten mit hölliſchem Geſchrei den Bericht, der auf Befehl des Convents in 100,000 Exemplaren verbreitet ward.

Robespierre's Commune ließ dieſe Schreier arretiren; aber der Sicherheitsausſchuß gab ſie augenblicklich wieder frei. Dadurch noch wilder gemacht, ſchrieen ſie jetzt um ſo wüthender. Vom Convente bis zu den Jacobinern, ſelbſt vor dem Hauſe Duplay, in welchem der Gegenſtand dieſer Pamphlete wohnte, ertönte ihr Schrei, der die Fenſter erbeben machte. Der ungeheure Zorn des Pere Duchesne ſchien von Neuem aufgelebt zu ſein, um ſiegend durch die tauſend zügelloſen Rachen und gewundenen Mäuler der Colporteure wie ein Triumphgeſchrei ausgerufen zu werden.

Indifferenz am Leben. Schnellzündende Liebe in den Gefängniſſen (93—94.)

Die überreiche Verſchwendung, womit man die Todesſtrafe angewendet, hatte die gewöhnliche Wirkung, eine erſtaunenswerthe Gleichgiltigkeit am Leben, hervorgebracht.

---

*) Cécile Renault, Tochter eines Pariſer Papierhändlers, gereizt durch das Beiſpiel Charlotte Corday's, hatte den Entſchluß gefaßt, Robespierre zu ermorden. Sie fand ihn nicht zu Hauſe; doch ward ſie, verdächtig durch ihre Unruhe, feſtgenommen. Vor Gericht erklärte ſie, ſie habe ihn nicht ermorden, ſondern ſich blos überzeugen wollen, wie ein Tyrann ausſehe. Aber nicht ſie allein, auch die Aeltern und Anverwandten des 20jährigen Mädchens büßten Ceciliens Unklugheit auf dem Schaffot. — An demſelben Tage, an welchem ſie bei Robespierre erſchienen war, hatte ein gewiſſer Lamiral ein Attentat auf Collot d'Herbois gewagt. Man ſchloß daraus auf eine weitverzweigte Verſchwörung. An demſelben Tage, wo Ceciliens Haupt unter der Guillotine ſank, ward auch Lamiral hingerichtet. C. M. D.

Der Schrecken war eine Art Lotterie geworden. Er traf nur zufällig und ſehr häufig nicht den Richtigen, wodurch er oft ganz ſeine Abſicht verfehlte. Dies große Blutopfer, dieſe furchtbare Anhäufung von Haß, ging rein verloren. Verwirrt und inſtinktartig fühlte man die Unnützlichkeit deſſen, was geſchah. Und daher kam dieſe große, allgemeine Entmuthigung, dieſe raſche, unheilſchwangere Entſittlichung, eine Art moraliſcher Cholera.

Iſt aber einmal der moraliſche Nerv zerſtört, dann ereignen ſich zwei entgegengeſetzte Dinge. Die Einen, entſchloſſen zu leben um jeden Preis, ſetzen ſich im vollſten Schmutze feſt. Die Andern, von Langeweile, Ekel und Abſcheu ergriffen, eilen dem Tode entgegen oder thun wenigſtens nichts, um ihm zu entgehen.

So war es in Lyon geweſen. Die allzuhäufigen (von Joſeph Chalier decretirten) Hinrichtungen hatten die Zuſchauer allmählig gänzlich abgeſtumpft. Einer von ihnen ſagte, heimkehrend:

— Was ſoll ich thun, damit auch ich guillotinirt werde?

In Paris waren 5 Gefangene den Gensd'armen entſchlüpft. Was thaten ſie? Sie Alle wollten ins Vaudeville gehen, um vor ihrem Tode noch einmal aus vollem Halſe lachen zu können. Einer von ihnen kehrte freiwillig zum Tribunale zurück.

— Können Sie mir ſagen, wo unſere Gensd'armen ſind? Ich konnte ſie nicht wiederfinden. Geben Sie mir Auskunft, an wen ich mich jetzt zu wenden habe, um je eher je lieber hingerichtet zu werden.

Dieſe und ähnliche Anzeichen bewieſen nur zu klar u. deutlich, daß der Schrecken ſich abgenutzt hatte. Dieſe Auflehnung gegen die Natur vermochte ſich nicht länger zu halten. Die Natur, die unbezähmbare Natur, die nirgends kräftiger, als gerade in den Gräbern keimt, ſtieg aus dem großen Grabe ſiegreich unter tauſend neuen, unerwarteten Formen herauf. Der Krieg, der Schrecken, der Tod, Alles, was gegen ſie zu ſein ſchien, verlieh ihr neue Triumphe. Die Frauen entwickelten nie mehr Kraft und Seelenſtärke als gerade zu dieſer Zeit. Sie waren es, welche die Männer anſpornten, dem Tode muthig ins Auge zu ſchauen. Die Härte des Geſetzes machte die Schwächen der Schönheit gleichſam legitim. Während ſie die Gefangenen trõſteten, geſtanden ſie dreiſt: „Bin ich heute nicht gut, dann iſt's morgen ſchon zu ſpät." Morgens begegnete man jungen, hübſchen Milchgeſichtern, welche zu den Mächtigen des Tages liefen, um ihr Mitleid für jene Gefangenen, deren Loos ſie intereſſirte, in Anſpruch zu nehmen. Das Mitleid führte ſie oft zu weit. Tröſterinnen außerhalb oder Gefangene im Innern, Alle gaben ſie ſich den Tröſtungen der Liebe hin. Schwanger zu ſein hieß, für Letztere, eine Chance, ſich am Leben zu erhalten.

Unabänderlich ward ein Wort wiederholt und auf Alles angewendet. Die Natur! Der Stimme der Natur folgen. Ueberlaſſen wir uns der Natur! Erſt 95 folgte auf das Wort „nature" das Wort und der Begriff „la vie."

Man ſchauderte, der Natur nicht zu genügen: man ergriff ſie im Durchgange, man geizte mit den Brotkrumen, die ſie übrig ließ. Man ſtahl dem Verhängniſſe Alles, was ſich verbergen ließ. Da gab's keinen Schatten mehr von weiblicher Zurückhaltung. Gefangenſchaft war für ſie, in dieſem Sinne, eine vollſtändige Freilaſſung. Die ernſteſten Männer, die anſtändigſten Frauen überließen ſich kindiſchen Paraden und Verſpottungen des Todes. Ihre Lieblingserheiterung war die vorläufige Wiederholung ihres letzten Lebensactes, der Verſuch ihrer letzten Toilette und die Quaſi-Einübung der Ruhe, des Anſtandes und der Anmuth, die ſie ſelbſt bis zum Schaffot hinauf zur Schau zu tragen entſchloſſen waren. Dieſe traurigen Todesparaden riſſen manche unter ihnen oft zu den allerkühnſten Schauausſtellungen ihrer körperlichen Reize hin. Man wollte, daß Jedermann das bedaure, was dem bleichen Tode anheimfällt. Selbſt in der finſtern Conciergerie, dort, wo man nur hinkam, um zu ſterben, wollte man die letzten Augenblicke genießen und ... leben. Die Nacht und der Tod bewahrten das Geheimniß der letzten Stunden.

Ebenſo beeilte und überſtürzte man die Geſchäfte. Die Aſſignaten flößten kein Vertrauen ein; kein Menſch hielt ſich für ſicher, länger zu dauern, als das Papiergeld. Die Verbindungen wurden auf gut Glück gewagt, gebrochen und von Neuem angeknüpft mit außerordentlicher Haſt und Schnelligkeit. Das Daſein hatte ſich, ſo zu ſagen, in Dampf aufgelöſt. Es gab nichts Solides, Feſtes mehr: Alles war flüſſiges Gas!

Lavoiſier verſuchte um dieſe Zeit, einen großen neuen Gedanken feſtzuſtellen und zu beweiſen: daß feſt, flüſſig und gashaltig nichts anderes als drei verſchiedene Formen einer und derſelben Subſtanz ſind.

Was iſt der phyſiſche Menſch und das Leben? Ein zu einem feſten Körper verdichtetes Gas!

Lehre der Nahrungsmittel.

Von J. Moleſchott.

Kaffee, Thee und Chocolade.

Daß man Kaffee, Thee und Chocolade im gewöhnlichen Leben als Getränke betrachtet, die einander bis auf einen gewiſſen Grad erſetzen können, hat einen guten chemi-

ſchen Grund. Alle drei enthalten eine ſtickſtoffhaltige Baſis, der ſie einen Theil ihrer wichtigſten Eigenthümlichkeiten verdanken. In Thee und Kaffee iſt ſogar eine und dieſelbe Baſis vorhanden, welche deshalb ohne Unterſchied bald Theeſtoff, bald Kaffeeſtoff heißt. Die Baſis der Chocolade will ich Kakaoſtoff nennen. Der Kakaoſtoff iſt reicher an Stickſtoff als der Theeſtoff, welcher letztere in ſeiner Zuſammenſetzung ſehr nahe mit der Fleiſchbaſis übereinſtimmt. In kaltem Waſſer wird der Theeſtoff nur ſehr wenig, der Kakaoſtoff in geringer Menge ſogar von heißem Waſſer gelöſt, in welchem der Theeſtoff leicht löslich iſt.

Während jene Baſis im Thee mit der gewöhnlichen Gerbſäure verbunden vorkommt, bildet ſie in den Kaffeebohnen mit einer eigenthümlichen kohlenſtoffreicheren Gerbſäure ein Salz, das mit kaffeegerbſaurem Kali zu einem ſogenannten Doppelſalze vereinigt iſt. Dieſe Kaffeegerbſäure entwickelt beim Röſten den angenehmen Kaffeegeruch.

Nicht nur die gleiche Baſis, ſondern noch zwei ähnliche organiſche Säuren, von denen die eine im Thee, die andere im Kaffee vorkommt, vermehren die Uebereinſtimmung zwiſchen Theeblättern und Kaffeebohnen.

Erbſenſtoff, Zellſtoff, Stärkegummi, Zucker, Citronenſäure nebſt Oelſtoff und einem eigenthümlichen Fett, das man Palmfett nennt, weil es in der Frucht einiger Palmen gefunden wurde, begleiten die organiſchen Säuren und den Theeſtoff der Kaffeebohnen. Auch flüchtige Oele ſind in dieſen enthalten.

Die Theeblätter dahingegen ſind, abgeſehen von der Baſis und den Säuren, aus Eiweiß, Zellſtoff, Stärkegummi, Wachs, dem grünen Farbſtoff der Pflanzen und dem flüchtigen Theeöl zuſammengeſetzt. Das Theeöl iſt eine Haupturſache der Würze des Thees, die ihn vom Kaffee, trotz der Uebereinſtimmung von Kaffeeſtoff und Theeſtoff, ſo weſentlich unterſcheidet.

Auch die anorganiſchen Beſtandtheile ſind in Thee und Kaffee verſchieden. Denn während in den Kaffeebohnen Chlor, Phosphorſäure und Schwefelſäure mit Kali, Kalk, Bittererde und Eiſenoxyd verbunden ſind, iſt der Thee noch um eine anorganiſche Säure reicher, die aus Mangan und ſehr vielem Sauerſtoff beſteht.

In den Kakaobohnen, aus denen die Chocolade bereitet wird, findet ſich außer dem Kakaoſtoff Eiweiß, Talgſtoff und Oelſtoff, Zellſtoff, Stärkegummi und Stärkmehl, ein rother Farbſtoff und wenig Waſſer.

Die Cichorien, die ſo allgemein als Erſatzmittel des Kaffees in Gebrauch ſind, enthalten weder Kaffeeſtoff, noch auch ſonſt irgend einen der eigenthümlichen Beſtandtheile der Kaffeebohnen. Bisher iſt nicht einmal irgend ein eiweißartiger Körper in der Cichorienwurzel nachgewieſen. Wenn nun auch Eiweiß in keinem Pflanzentheile ganz fehlt, ſo muß es doch in der Cichorienwurzel ſehr ſpärlich vorhanden ſein. Allein die Fettbildner ſind reichlicher in derſelben vertreten. Denn außer Zellſtoff, Zucker und Stärkegummi enthält ſie eine ziemlich bedeutende Menge eines dem Stärkmehl gleich zuſammengeſetzten Stoffs, der ſich durch bloßes Kochen in Waſſer in Zucker verwandelt. Chlorkalium, eine Verbindung von Chlor mit Ammoniak (der ſogenannte Salmiak), ſchwefelſaures und ſalpeterſaures Kali ſind die anorganiſchen Beſtandtheile.

Bisher kann man alſo der Cichorienwurzel weder eine große Bedeutung als Nahrungsmittel, noch Aehnlichkeit mit dem Kaffee zuſchreiben. Wenn nicht ein bitterer, organiſcher Stoff, der noch nicht genauer unterſucht iſt, ſich in der Folge als beſonders werthvoll erweiſt, dann beſitzt der Cichorienaufguß keinen anderen Vorzug als Zuckerwaſſer, dem man eine braune Farbe u. einen bitteren Beigeſchmack mitgetheilt hätte. Aber, wie geſagt, jenen bitteren Körper kennen wir nicht. Wenn deshalb einerſeits die Cichorien in wiſſenſchaftlicher Beziehung keineswegs als ein wahres Erſatzmittel des Kaffees gelten können, ſo ſind ſie andererſeits viel zu wenig unterſucht, als daß man zu einer unbedingten Verurtheilung derſelben das Recht hätte.

Die geröſteten Kaffeebohnen unterſcheiden ſich von den rohen durch ihr geringeres Gewicht bei größerem Umfang. Brenzliche Stoffe, welche das Röſten erzeugt, bedingen die braunrothe bis ſchwarzbraune Farbe, die durch das Brennen veränderten Kaffeegerbſäure den Geruch. Der Zucker verliert einen Theil ſeines Gehalts an Waſſerſtoff u. Sauerſtoff und iſt nach dieſer Zerſetzung unter dem Namen Caramel bekannt.

In dem Aufguß, den man mit ſiedendem Waſſer aus den gemahlenen Kaffeebohnen bereitet, ſind der Kaffeeſtoff und die Säuren, das Stärkegummi und Caramel, das geſchmolzene Fett und die Salze, aber nur eine ſehr geringe Menge Erbſenſtoff zu finden.

Zwiſchen grünem und ſchwarzem Thee, die man ſo oft fälſchlich von verſchiedenen Pflanzen herleitet, herrſcht ein ähnlicher Unterſchied, wie zwiſchen rohen und geröſteten Kaffeebohnen. Die Blätter werden ſchwarz, wenn man ſie ſtärker trocknet, als die grünen. Grüner Thee iſt erſt durch Dampf zum Welken gebracht und dann in eiſernen Keſſeln getrocknet, während der ſchwarze über freiem Feuer erhitzt wurde. Weil die Hitze zerſetzend wirkt, ſo enthält der ſchwarze Thee weniger Theeöl, weniger Gerbſäure und weniger grünen Farbſtoff, als der grüne. Dagegen entſteht durch das Trocknen ein dunkles Zerſetzungsprodukt, von dem nur eine Spur im grünen, im ſchwarzen Thee dagegen eine erhebliche Menge vorhanden iſt. In China wird der Thee indeß nicht ſelten mit Gyps, Gelbwurz und Berliner Blau oder Indigo gefärbt.

Durch das freie Feuer iſt im ſchwarzen Thee das Eiweiß vollſtändiger geronnen, als im grünen. Bei der Gerinnung des Eiweißes wird das Theeöl frei. Zum Theil hat der ſchwarze Thee auch deshalb mehr von ſeinem Theeöl verloren als der grüne, und aus demſelben Grunde iſt der Thee am ſchmackhafteſten, wenn er mit vollkommen ſie-

Digitized by Google

dendem Waſſer angebrüht wird, das alles noch lösliche Eiweiß zur Gerinnung bringt und dadurch das Theeöl um ſo leichter auflöſt. Aber auch der gerbſaure Theeſtoff wird nur von kochendem Waſſer gehörig ausgezogen; dieſe Verbindung ſcheidet ſich ſogar in der Kälte wieder aus, und daher die Trübung beim Erkalten eines gut bereiteten Theeaufguſſes, die Jeder kennt, der den Thee einmal nach ruſſiſcher Sitte aus Gläſern getrunken hat. Theeſtoff und Theeöl ſind aber die eigenthümlichſten Beſtandtheile des Thees, ſiedendes Waſſer alſo eine unerläßliche Bedingung, wenn man wirklich Thee, und nicht braunes Gummiwaſſer trinken will. Mit dem ſiedenden Waſſer dürfen aber die Theeblätter nur übergoſſen, nicht weiter gekocht werden, ſonſt entweicht das Theeöl und es entſteht eine bittere Gerbſäurelöſung, zu welcher man auch Galläpfel gebrauchen könnte. Der erſte Aufguß enthält vier bis ſechsmal mehr der eigenthümlichen Theebeſtandtheile als der zweite.

Endlich ſind auch die beiden Hauptarten der Chocolade in ähnlicher Weiſe verſchieden wie grüner und ſchwarzer Thee. Zwar werden die Kakaobohnen immer geröſtet, aus denen die Chocolade bereitet wird. Aus dem Stärkmehl wird Stärkegummi, und neben dem zerſetzten Fett entſteht ein gewürzhafter, brenzlicher Stoff von dunkler Farbe. Aber die Menge dieſes letzteren iſt in der ſtärker geröſteten, ſchwarzbraunen italieniſchen Chocolade größer, als in der ſpaniſchen, in welcher die ſchwächere Röſtung mehr Stärkmehl und mehr Kakaobutter unverändert zurückließ. Die Farbe der ſpaniſchen Chocolade iſt braunroth, ihr Geſchmack nicht ſo bitter und gewürzhaft, wie der der italieniſchen.

Wenn ein ſehr reichlicher Eiweißgehalt die Chocolade zu dem nahrhafteſten der drei beſprochenen Getränke macht, ſo iſt es dem Fett zuzuſchreiben, daß ſie zugleich das am ſchwerſten verdaulich iſt. Da indeß ihre würzigen Stoffe die Verdauung kräftigen, ſo iſt immerhin eine Taſſe Chocolade ein vortreffliches Erſatzmittel und ſelbſt für Schwache ſtärkende Labung, wenn nur die Verdauungswerkzeuge nicht allzu empfindlich ſind. Der Kardinal Richelieu verdankte in ſpäteren Jahren ſeine Geſundheit und Munterkeit dem Genuß von Chocolade.

Thee und Kaffee entbehren jenen Vortheil. In den Theeblättern iſt das Eiweiß, in den Kaffeebohnen der Erbſenſtoff nur ſpärlich vertreten, und in den Aufgüſſen noch dürftiger. Denn während das Eiweiß der Theeblätter durch das ſiedende Waſſer gerinnt, iſt der Erbenſtoff der Kaffeebohnen wegen des Kalks, mit dem er verbunden iſt, unlöslich in Waſſer.

Freilich wurden Kaffee und Thee ſelbſt von Chemikern als nahrhaft geprieſen, in einer Zeit, in der man ſtickſtoffhaltig und nahrhaft als gleichbedeutend gelten ließ. Seitdem hat man erkannt, daß für die Erſatzmittel unſeres Körpers nicht die Grundſtoffe, ſondern die Nahrungsſtoffe wichtig ſind. Letzteren Namen verdient der Theeſtoff nicht, der ſich mit überraſchender Schnelligkeit als Hornſtoff wieder ausſcheidet. Dieſer ſchnellen Umſetzung verdanken Thee u. Kaffee ihre harntreibende Wirkung, die das warme Waſſer des Aufguſſes bedeutend unterſtützt. Die Nieren ziehen den Harnſtoff an, mit dem der Theeſtoff das Blut beladet.

Obgleich Thee und Kaffee für ſich nicht unverdaulich ſind, ſo ſtören ſie doch leicht die Verdauung eiweißartiger Körper, die ihre Gerbſäure aus Löſungen niederſchlägt. Darum iſt Milch in Thee und Kaffee ſchwerer verdaulich, als wenn ſie allein getrunken wird. Und nur ſchwarzer Kaffee iſt wirklich im Stande nach Tiſch die Verdauung zu fördern, indem er die Abſonderung der löſenden Säfte vermehrt. Kein Italiener trinkt nach Tiſch Milch in ſeinem Kaffee.

Das flüchtige Oel des Kaffees und die brenzlichen Stoffe und Gewürze der Chocolade beſchleunigen den Kreislauf, den das Theeöl beruhigt.

Thee und Kaffee erregen die Thätigkeit des Hirns und der Nerven.

Der Thee ſteigert die Kraft, erhaltene Eindrücke zu verarbeiten. Man wird zu ſinnigem Nachdenken geſtimmt und trotz einer größeren Lebhaftigkeit der Denkbewegungen läßt ſich die Aufmerkſamkeit leichter von einem beſtimmten Gegenſtande feſſeln. Es findet ſich ein Gefühl von Wohlbehagen und Munterkeit ein, und die ſchaffende Thätigkeit des Gehirns gewinnt einen Schwung, der bei der größeren Sammlung und der beſtimmter begrenzten Aufmerkſamkeit nicht leicht in Gedankenjagd entartet. Wenn ſich gebildete Menſchen beim Thee verſammeln, ſo führen ſie gewöhnlich geregelte, geordnete Geſpräche, die einen Gegenſtand tiefer zu ergründen ſuchen und durch die heitere Stimmung, die der Thee erzeugt, leichter als ſonſt ein gedeihliches Ziel erreichen.

Wird der Thee im Uebermaaß getrunken, ſo ſtellt ſich eine erhöhte Reizung der Nerven ein, die ſich durch Schlafloſigkeit, ein allgemeines Gefühl der Unruhe und Zittern der Glieder auszeichnet. Es können ſelbſt krampfhafte Zufälle, erſchwertes Athmen, ein Gefühl von Angſt in der Herzgegend entſtehen. Das flüchtige Oel des Thees erzeugt Eingenommenheit des Kopfs, die ſich im Theerauſch anfangs als Schwindel, ſodann als Betäubung zu erkennen giebt. Dieſe nachtheiligen Wirkungen hat der grüne Thee, der viel mehr flüchtiges Oel enthält als der ſchwarze, in weit höherem Grade als dieſer.

Während der Thee vorzugsweiſe die Urtheilskraft erweckt und dieſer Thätigkeit ein Gefühl von Heiterkeit zugeſellt, wirkt der Kaffee zwar auch auf das Denkvermögen erregend, jedoch nicht ohne zugleich der Einbildungskraft eine viel größere Lebhaftigkeit zu ertheilen. Die Empfänglichkeit für Sinneseindrücke wird durch den Kaffee erhöht, daher einerſeits die Beobachtung geſteigert, auf der anderen Seite aber auch die Urtheilskraft geſchärft, und die belebte Einbildungskraft läßt ſinnliche Wahrnehmungen durch Schlußfolgerungen raſcher beſtimmte Geſtalten annehmen. Es entſteht ein Drang zum Schaffen, ein Treiben der Gedanken

Digitized by Google

und Vorſtellungen, eine Beweglichkeit und eine Gluth in den Wünſchen und Idealen, welche mehr der Geſtaltung bereits durchdachter Ideen, als der ruhigen Prüfung neu entſtandener Gedanken günſtig iſt.

Der übermäßige Genuß des Kaffees hat Schlafloſigkeit und einen rauſchartigen Zuſtand von Aufregung zur Folge, in welchem Bilder, Gedanken, Wünſche haſtig durcheinander jagen. Es entſteht ein Gefühl von Unruhe und Hitze, Angſt und Schwindel, Zittern der Glieder, ein Drang ins Freie zu kommen, und die friſche Luft iſt gewöhnlich das beſte Mittel zur Aufhebung eines Zuſtandes, deſſen Fortdauer eine wahrhaft aufreibende Gewalt über den Menſchen ausübt.

In Konſtantinopel heißen die erſten Kaffeehäuſer Schulen der Erkenntniß. Dichter und Weiſe verſammelten ſich in dieſen Schulen; ihre Erörterungen und Urtheile rieſen die Wächter der Gewall in den Harniſch. Die Geiſtlichkeit lehrte Murad II. die Gefahr dieſer Verſammlungen fürchten, und Pfaffenfurcht, die treue Bundesgenoſſen des Uebermuths der Herrſcher, ſchloß die „Schulen der Erkenntniß.“ Ein ähnliches Schickſal erlitten im 17. Jahrhundert die Kaffeehäuſer in London. Aber die Sitte wächſt mit dem Verbot, das oft die Staatsform, nie aber die Geſellſchaft beherrſchen kann. Geſellige Umwälzungen werden nicht durch Waffen gehemmt, weil ſie nicht durch Waffen gefördert werden.

Für die Fackel.

Streifzüge.

Von Samuel Ludvigh.

Mai, 1868.

Ja, das Mill Creek Thal, an deſſen öſtlichen Saum das Städtchen Cumminsville anſpruchslos ſich anſchmiegt, iſt hübſch und der eine Hügel, mit dem impoſanten Schützenhaus der Cincinnatier Deutſchen, iſt ſogar ſchön und reizend; beſonders jetzt im Wonnemonat, wo der grüne Teppich der Erde mit den Obſtbäumen ſo herrlich contraſtirt; aber — es klagt hier keine Philomele mit Liebesſehnen ihre Freude, ihren Schmerz; es ſchwirrt hier keine Lerche in der Luft; es ſingt kein Stiglitz, es ſingt kein Fink; nicht einmal die deutſchen Gemüſegärtner im Thal ſingen bei ihrer Arbeit auf deutſche Weiſe und es iſt Alles ſo ſtill im Gau, ſo flau, ſo ohne alle arkadiſche Poeſie. In den Gärten der proſaiſchen „men of property“ blühen keine Blumen: Grasbeete und Tannengeſträuche genügen ihrem uneſthetiſchen Geſchmack. Selbſt die Bäume an der breiten Avenue ſind meiſt verkrüppelt noch ehe ſie den vollen Wuchs erreicht. Von einer blumigen Wieſe keine Spur im Thal und nur einige Weinpflanzungen auf den Höhen erinnern an deutſches Land, an deutſchen Fleiß.

Deſto mehr Schweine hört man hier grunzen und Das iſt doch auch Etwas; denn der Menſch lebt ja nicht von Brod allein.

Mag übrigens das Schöne ſich compariren laſſen und ſeine Grade haben, ſo finde ich doch in dieſem meinen temporären Aſyl Reize der Natur genug, um mich glücklich zu preiſen; ſo mehr, da ich mir, neben comfortabler Wohnung, wieder ein Gärtchen anlegte, das für die Poeſie der „zwei Eichen“ in St. Paul entſchädigt. Da blühen nun die Primel, die Reſede, die Verbena, das Stiefmütterchen, das Geranium und die Petunia, neben Roſen und Nelken. Von allen dieſen ſchuldloſen Kindern der Natur lieb und werth iſt mir die zarte Maiblume, welche der Hausherr — als hätte ihn ein Dämon zum Medium erkoren — gepflanzt hat, um mich damit zu necken; denn — es war ja Conteſſe Betty Sigray, die im Jahr 1833 der unglücklich verliebte Dichter „als Maiblume“ beſungen. Ach, jene Blume war ſo ſchön; aber ſie war doch nicht ſchöner als die Maiblume von Philadelphia, die mir das verſöhnende Geſchick, nach langem vergebenen Sehnen in meinen Lebensgarten gepflanzt hat, um endlich den Troubadour in Liebe glücklich zu machen. Freilich war ſie keine exotiſche Blume eines ariſtokratiſchen Treibhauſes, blos eine Feldblume, naturwüchſig reizend; keine Gräfin, blos die Tochter eines engliſchen Piloten; doch Schönheit, Liebe und Tugend ſind über Privilegien erhaben und der Diamant iſt der Politur fähig; was auch der Meinige bewieſen hat.

Des Lebens Mai hat abgeblüht — Erinnerung iſt geblieben. Die Blüthen ſind zu Frucht geworden und der alte Baum wird über nicht lange der Verweſung anheimfallen und es wird eine Zeit kommen, wo weder von den Blüthen, noch von der Frucht, noch vom Baum eine Spur übrig ſein wird. Nicht nur Individuen, ganze Geſchlechter verſchwinden, um im Strom der Ewigkeit der Vergeſſenheit anheim zu fallen. Ein trauriger Gedanke für den ſtolzen Menſchen, der die Hoffnung noch auf das Grab hinpflanzt; doch es iſt einmal ſo und kann nicht anders ſein, wenn wir zugeben, daß die Unſterblichkeit des Geiſtes nichts anders iſt, als eine metaphyſiſche Grille.

Vor Kurzem mit dem „Jüngling mit umgeſenkter Fackel“ auf der Brücke zwiſchen Zeit und Ewigkeit in Conflikt, ſchied ich dieſes Mal um ſo ſchwerer von Weib und Kindern, da dergleichen Conflikte mit dem Unerbittlichen ſtets Vorboten ſind aus jenem Schattenland, aus dem kein Sterblicher je zurückgekehrt, um uns Kunde zu geben von einer Seligkeit nach dem Tode.

So wollen wir denn noch eine Weile leben und — rei-

ſen. Das Leben an und für ſich iſt ja eine Reiſe; nur wechſelt nicht Jeder die Stationen ſo oft wie ich ſie wechsle.

„Sind Sie denn des ewigen Reiſens nicht überdrüſſig? werde ich häufig gefragt. Nun, das klingt beinahe ſo, als früge man eine chriſtliche Seele im Himmel: „biſt du denn des ewigen Lebens und der ewigen Hoſiannas nicht überdrüſſig?“ Nach einem ſolchen ewigen Leben, nach einem ewigen Gottſchauen ſehne ich mich, wahrhaftig, nicht; das wäre für meinen raſtloſen Geiſt etwas Unausſtehliches. Aber ein Paradies der Moslems, mit ſeinem Reize ewiger Jugend! Oder, ein Leben auf Erden mit viel Bewegung, ſtetem Scenerienwechſel, fortwährender Aufregung auf Reiſen — wenn gleich im poeſiearmen Amerika — kann mir, wahrlich, nie überdrüſſig werden, ſo lange ein geſunder Geiſt in einem geſunden Körper wohnt. Iſt die phyſiſche Kraft dahin, der Körper krank und ſchwach, dann verliert nicht nur das Reiſen, ſondern das Leben ſelbſt ſeinen Reiz und es könnte mir, bei ſolchem decrepiten Zuſtande — wo auch der Geiſt, das heißt das *Gehirn* mit afficirt wird — ganz einerlei ſein, ob ich in einem eigenem Palaſte, oder im Armenhaus zu vegetiren hätte. Das faſſe, wer es faſſen kann — der geübten Denker giebt es nur ſehr wenige, die das Leben in ſeinem ganzen Werthe und ſeiner flüchtigen Dauer zu erfaſſen vermögen. Der Menſch iſt ein Mikrokosmos in ſich ſelbſt und — Du biſt nicht Ich; Ich bin nicht Du und Jeder hat ſo ſeine eigene Weiſe das Leben — und das *Glücklich*- oder *Unglücklichſein* zu beurtheilen. Der Schluß von ſich ſelbſt auf Andere kann nie ein *poſitiv gewiſſer* ſein. Der Thor beneidet dem Scheine nach den Reichen. Dem König, der Philoſoph iſt, erſcheint ſein Thron als werthloſer Stuhl, ſein Scepter als eitles Schnitzwerk, ſeine Herrſchaft als Reſultat der Dummheit der Maſſe und der Schlechtigkeit Einzelner, die ſich um die Königsmacht ſchaaren, um durch ſie zu Anſehen und Reichthum zu gelangen. Der monarchiſche Dorfſchulze glaubt ſich über Andere erhaben, weil ihn und den Herrn Pfarrer jeder Bauer und jede Bäuerin ehrfurchtsvoll grüßt. Der republikaniſche Schuſter, mit einem Logenſchurzfell decorirt, oder wohl gar Präſident irgend einer Clique, glaubt Wunder was zu ſein und weiß es zu ſeinem Glücke nicht, daß die Haut des Löwen die Ohren eines Eſels nicht zu decken vermag. Der europäiſche Bauer, ungeſchult und roh, der in der Republik reich geworden und „property“ beſitzt, ſieht mit Bauernſtolz auf Solche herab, die ihm an Bildung überlegen kein Eigenthum beſitzen, ſolglich nach ſeiner Logik arme Teufel ſind; ſo wie die durch das Geld ihres Herrn Gemahlen zur Dame travestirte ci devant Magd durch den Schleier ihrer verborgenen Rohheit, unter angelernten Affengrimaſſen äußerer Politur, mit Geringſchätzung auf die gebildete Frau eines Literaten oder ſonſtigen gebildeten Mannes herabſchaut. Ueber dieſe und ähnliche Muſtercharaktere der Ignoranz lächelt der Weiſe, der gereiſte Denker; und hätten jene Pilze über eine Million taxfreier Bonds zu gebieten, er würde dafür die Schätze ſeines inneren Reichthums nicht austauſchen.

Menſch im höheren Sinne des Wortes iſt blos, wer *Kopf* und *Herz* beſitzt — wem das Eine oder das Andere fehlt, der iſt belebtes Automat — gleichviel, ob *weiß* oder *ſchwarz* — ja, oft ſogar gefährliche Beſtie.

Auch der abſolute Unglaube iſt ſo wenig eine Garantie der Bildung und des Charakters wie der orthodoxe blinde Glaube — individuell iſt es ziemlich einerlei, ob das Gabelthier an einen Gott glaubt oder an keinen; ich frage nicht ſo ſehr nach dem, was du *glaubſt*, wie nach dem, was du *thuſt*. Biſt du ein Neider, ein Verläumder, ein Lügner, ein thörichter Schwätzer, oder gar ein grober Verbrecher, ſo fehlt dir der eigentliche Werth eines edleren Weſens; gleichviel, ob du arm oder reich, Kaukaſier, Etiopier oder Malaje, Heide, Jude, Chriſt, Deiſt oder Atheiſt ſein mögeſt.

Ach, der ſchuldloſen Blumen! Wie glücklich fühlt ſich das Herz in ihrer Mitte, wenn der Verſtand gegen Dummheit und Corruption anzukämpfen hat; wenn es ſo weit gekommen, daß in der Meinung eines Volkes der Werth des Geldes alles Edlere im Menſchen überwiegt, und es ſo tief geſunken, daß z. B. amerikaniſche Frauen des „Fruchtabtreibens“ ſich rühmen, wie Spanierinnen der Zahl ihrer Cicisbeos; daß Bankerott im Großen für *Smartheit* gilt und der Glaube ſich geltend macht, daß ohne Religion keine Tugend möglich ſei, und daß (trotz aller Religion) jeder Richter beſtechlich, jeder Geſetzgeber zu kaufen ſei, wobei es ſich blos um die Summe handele. Pfui, Schmach und Schande über ſolch ein entartetes Geſchlecht!

So weit iſt es bereits in dieſer Republik gekommen, wo vormals das Inſtitut der Sklaverei das ſtolze Volk des Südens demoraliſirt, in ſeinen Begriffen von Recht und Unrecht verwirrt, und Geld- und Aemterſucht das heuchleriſche Volk des Nordens von politiſcher Oppoſition (der Beute wegen) bis zum Kriege geführt hat, wo der blutgedüngte Boden des legalen Mordens u. geſetzlichen Fouragirens zur Pflanzſchule des ungeſetzlichen Mordens und Stehlens geworden.

Leſet die Tagesblätter und widerlegt das Geſagte, wenn Ihr könnt!

Jefferſon Davis wandelt unter den Lebenden — der Anklagezuſtand des Präſidenten Johnſon wurde zur Parteifrage gemacht; ſämmtliche Republikaner im Repräſentantenhaus ſtimmten für *Anklage* und als die Sache endlich zur Entſcheidung kam, da ſtimmten doch ſieben republikaniſche Senatoren für Freiſprechung. Ob dieſe Sieben ihre Meinung geändert haben, indem ihr zartes politiſches Gewiſſen zwiſchen dem Verbrechen eines Straßenräubers und der Schuld eines Präſidenten, der ein Geſetz mißachtet und verletzt, diſtinguirte, oder ob ſie ſich durch die Allmacht des Dollars beſtechen ließen, das mögen ſie ſelbſt am Beſten wiſ-

ſen. Genug, Johnſon wird nicht infam kaſſirt und es jubelt darob der Parteigeiſt im Lager der Demokraten, es wüthet die republikaniſche Preſſe über den „Verrath“ der ominöſen S i e b e n und die Republik ſteht blamirt da vor aller Welt.

Die Reiſetaſche iſt gepackt; laſſet uns reiſen! Es ſcheint, als ob im Monat Mai auch im Staat Ohio der Frühling begonnen habe; obſchon man die Oefen nicht voreilig einiger warmen Tage wegen aus den Zimmern ſchaffen und den Oberrock gegen den Schutz der Motten verpacken ſollte. Der Meinige wurde durch die ſorgfältige Hausfrau nebſt ſonſtigen Winterkleidern bekampfert und verpackt. Schon in Chicago änderte ſich das Wetter auf ſo ungünſtige Weiſe, daß ich des Shawls bedurfte, um mich im Frühling gegen Kälte zu ſchützen. Der Strohhut, den ich voreilig von Hauſe mitgebracht, mußte einem dem Wetter angemeſſenen weichen, um nicht in den Augen civiliſirter Leute eine lächerliche Figur zu machen. Gegen das Ausgelachtwerden hat ſtets mein Inneres revoltirt. Der Hut macht freilich den Doctor nicht; aber das Decorum, das Zweckmäßige, das Schöne beanſpruchen nicht minder ihre Rechte wie das Vernünftige und vernünftig iſt es auch, weder Sklave der Mode, noch Sonderling zu ſein.

Alſo wären wir denn wieder in Chicago und eſſen und ſchlafen dieſes Mal im Central Hauſe, das für den Preis von 2 Dollars per Tag ſehr gut geführt wird. Die Urſache, daß man in dieſer großen Stadt kein deutſches Hotel erſten Ranges hat, mag wohl die ſein, daß die Miethe eines paſſenden Hauſes von fünf bis achttauſend Dollars per Jahr koſten und ſo das Unternehmen ſich durchaus nicht rentiren würde.

Ja, Chicago gehört unſtreitig zu den Wundern des 19. Jahrhunderts. Oder iſt es nicht wunderbar, in früheren Zeiten unerhört, wenn ſich ein Conglomerat von Holzbarracken, frame houses genannt, in weniger als 30 Jahren zu einer Stadt emporſchwingt, wo ſich in mehren Straßen Paläſte an Paläſte reihen, in denen Merkur ſeinen Thron aufgeſchlagen, deſſen Prieſter, die Kaufleute, im letzten Jahr über 850,000,000 Dollars Werth Geſchäfte machten?! Wo von Morgen bis Abend ein Menſchenſtrom ſich auf und nieder wälzt wie in irgend einer Großſtadt Europa's; wo Kunſt und Wiſſenſchaft, wenn gleich noch im Embryo, ein Aſyl gefunden; wo Gasbeleuchtung, Trottoirs u. Schaufenſter mit New-York's Broadway rivaliſiren; wo die Brücken über den ſchiffbaren Chicago-Fluß als geſchäftshemmend weichen müſſen, um Tunnels Platz zu machen; kurz, wo man unwillkürlich ausrufen muß: „Amerika iſt ein großes Land!“ Ja, der junge Bengel U. S. (uncle Sam) iſt, kaum den Windeln enthoben, zum Rieſen herangewachſen.

Ach, wenn der ſouveraine Flegel bei ſeiner S m a r t h e i t nur weniger Religion und mehr Moral beſäße! Welche Zukunft ließe ſich dann erwarten, ohne dem, auf frühere Republiken baſirten, Peſſimismus Conceſſionen machen zu müſſen, der da behauptet: Alles ſei blos Kreislauf. Angenommen, doch nicht zugegeben, wollen wir denn trotz alledem in der uns zugemeſſenen Spanne Zeit im Kreiſe laufen und — ohne uns mit gewiſſen Politikern im Cirkel zu ſchwingen — an einen Fortſchritt glauben und unſer Scherflein beitragen zum großen Bau der Ewigkeit.

Da mein Aufenthalt in Chicago auf einen Tag des Herrn fiel, hatte ich wieder das Vergnügen, das proſaiſche Lumpenſammeln von Greenbacks mit einem Concert in der Turnhalle zu würzen. Die große Halle war zahlreich beſucht. Man ſaß an Tiſchen, trank Bier, Wein, Sodawaſſer und Kaffee und erheiterte ſich, dem Sonntagsgeſetz zum Hohne, in den heitern Tönen der „profanen Kirchenmuſik“ (sacred concert). Die muſikaliſchen Kräfte der Concertanten ſind, in der That ausgezeichnet. Welcher Fortſchritt in Muſik ſeit einigen 20 Jahren, als Squire Berdell mit ſeiner Blechinſtrumenten-Bande im alten Courthauſe bei meiner erſten dortigen Rede „aufgeſpielt“ hat! Es iſt intereſſant, dieſe coloſſale Entwickelung: dieſen Städtebau, dieſes Umwandeln unüberſehbarer Prärien in große, herrliche Farmen; dieſen Eiſenbahnbau, dieſen Commerz im Inland u. mit dem Ausland, dieſes coloſſale Fabrikweſen, den Aufſchwung in der Journaliſtik, dieſe Territorial-Ausdehnung, dieſen mörderiſchen Krieg, der den Tod der Sklaverei zur Folge hatte; ja, es iſt höchſt intereſſant allen dieſen Wechſel mit eigenen Augen mit angeſehen zu haben.

Eine gelehrte Kritik, welche vor Kurzem in einem Chicagoer Blatt über einen von Schünemann Pott in der Turnerhalle gehaltenen Vortrag erſchienen, bewegt mich pflichtgemäß zu erklären, daß es mir durchaus nicht angenehm iſt, auf Koſten Anderer gelobt zu werden. Als ausgedienter Kriegsgaul kann ich nicht erwarten, gegen hohes Honorar in einem Paradewagen geſpannt zu werden und es wundert mich gar nicht, wenn dieſer oder jener Verein einen jugendlichen Redner dem alten Fackler vorzieht, obſchon auch dieſer eine Einladung nicht ausſchlagen würde, ohne ſich für ſeine Rede bezahlen zu laſſen.

Was ich in den Streifzügen über die drei großen lateiniſchen C. ſagte, das kann durchaus nicht auf den Chicago Turnverein angewendet werden, der nicht nur ſeit Jahren die Fackel hält, ſondern ſich auch an der Propaganda gegen Kirche und Pfaffenthum betheiligt. Mag es ſchwer ſein, den gelehrten Kritiker dem Weſen nach zu widerlegen, ſo muß es doch ein Leichtes ſein, ihn zu überzeugen, daß der Chicago Turnverein wegen Mangel an Sinn und Wirken auf dem Felde des geiſtigen Turnens durchaus keine Rüge bedarf. Cuique suum — Jedem das Seine.

Die wenigſten Menſchen können die Wahrheit vertragen, welche oft mißverſtanden, oft auch abſichtlich verdreht wird und es ſind doch Jene unſere beſten Freunde, die uns unverhehlt die Wahrheit ſagen, wenn wir irren, wenn wir fehlen, auch wenn ſie ſchmerzen ſollte. Mag pflegt Das ſo

Digitized by Google

gerne „S c h i m p f e n" zu nennen, was nichts anders iſt als lautes Ausſprechen und Rügen von Irrthümern, Fehlern und Schlechtigkeiten. Solchem Rügen liegt nicht Liebe zum Schimpfen, ſondern Haß gegen Irrthum, Lüge und Schlechtigkeit zu Grunde. Solche Rügen findet man höchſt ſelten in Parteiorganen, beſonders bei einflußreichen Wahlen, wo es ſich um B e u t e handelt. Bei den Lohnbedienten der Parteien gehört das Schimpfen mit zur Politik und der unparteiiſche Leſer hat ihr Lob und ihren Tadel ſtets cum grano salis zu nehmen. Der Parteiklepper verfolgt durch Dick und Dünn ſeinen eigenen Vortheil, ohne die Mittel in Betracht zu ziehen, welche zum Zweck führen; daher der Aemterjäger unmöglich ein ſtreng gewiſſenhafter und principientüchtiger Menſch ſein kann, am wenigſten aber ein Reformer, der ohne Parteiaccommodation dem Volk die Wahrheit ſagt, auch wenn ſie ihm ſelbſt ſchaden ſollte. Gerade dieſe wenigen Ausnahmen in der Preſſe werden am meiſten angefeindet, am wenigſten unterſtützt, indeß den Parteimännern und Demagogen von ihrer ſiegenden Partei Hurrahs, Geld und Aemter zufließen.

So lange die Nomination für Aemter von Drahtziehern abhängt und die Anſtellung und Erwählung von Beamten ausſchließlich Parteiſache iſt, kann kein Ehrenmann, der ſich ſelbſt achtet und von Gerechten geachtet ſein will, für „ein Amt laufen", wie man hier zu Lande zu ſagen pflegt, ſondern er geht vereinzelt ſeinen Weg, begnügt ſich mit wenigen Anhängern und Freunden, die nie und nimmer ein als wahr erkanntes Prinzip gewiſſenlos irgend einer Partei aufopfern, um ihr zu nützen u. durch ſie ſ i c h ſ e l b ſ t zu pouſſiren. Wenn es aber in einer Republik ſo weit gekommen, daß keine der Parteien ſolche Grundſätze für das a l l g e m e i n e Wohl aufſtellt, an welche ſich der freie, der ſelbſtſtändige Mann vorwurfsfrei anſchließen kann, dann ſteht es traurig um die Freiheit, und es iſt dann ziemlich Eins, ob unter Hurrahs eines gedankenloſen Parteiplebs der Spitzbube A. oder der Spitzbube B. als König im Filzhut am Ruder des Staatsſchiffes ſitzt, um es 4 Jahre lang zu leiten, oder — um ſich von andern ſmarteren Schitzbuben ſelbſt leiten zu laſſen.

Das: e pluribus unum (aus Mehren Einen) klingt dem: omnes pro uno (Alle für Einen) gegenüber, a priori ganz hübſch; wenn aber die M e h r e n Einen wählen, der allenfalls Schlachten zu liefern verſteht, doch in Staatswiſſenſchaften Idiot iſt, ſo ſtellen ſie, im beſten Lichte betrachtet, ſich ſelbſt ein geiſtiges Armuthszeugniß aus und ſtehen auf keiner höheren Stufe politiſcher Bildung als der ſchwarze Troß emancipirter, zu ſouverainen Bürgern traveſtirter Sklaven.

Moraliſch verkommene Parteiführer nominiren nicht nach Verdienſt, ſondern nach expediency; wer am beſten zieht, der wird nominirt. Nun ſo zieht denn am Seil und nennt uns Narren, die nicht mit euch, nicht für euch ziehen wollen!

Im Opernhauſe wurde, zum Beſten des bevorſtehenden großen Sängerfeſtes, Wilhelm Tell aufgeführt. Obſchon ſich von der hieſigen Geſellſchaft etwas Gutes erwarten ließ, konnte ich mich, des ſchlechten Wetters wegen, nicht entſchließen der Vorſtellung beizuwohnen.

Es klingt fabelhaft, wenn man hört, daß hier 10,000 Häuſer im Bau ſind, unter welchen mehre große, prachtvolle Bauten. Der rothe Backſtein mußte früher bei größeren Gebäuden dem Sandſtein und dem Gußeiſen weichen; jetzt beginnt man Häuſer aus weißem Marmor zu bauen.

Ach, die Klagen über ſchlechte Zeiten! Indeß einige Schooskinder Fortuna's und Lieblinge Merkur's über Millionen gebieten, müſſen die meiſten Menſchen im Schweiß ihres Angeſichtes ſich nähren; vom Elend jedoch und drückender Armuth ſehe ich trotz aller Klagen of hard times auf allen meinen weitverzweigten Touren höchſt ſelten eine Spur. Das Volk, en masse, ißt gut, trinkt gut und bezahlt ſeine Taxen und ſollten die zwei Billionen und einige hundert Millionen Dollars republikaniſcher Staatsſchulden je als eine zu drückende Laſt erſcheinen, ſo macht es der ſouveraine Bengel wie weiland Kaiſer Franz von Oeſterreich, erhebt ſich in voller Parteimajeſtät und ſpricht das heilſame Wort: repudiation. Kömmt wohl nicht von pudere (ſich ſchämen) her; denn in einem Staate, wo ſich Individuen des Bankrottes nicht ſchämen, vielmehr darob bewundert werden, wenn es ſich um eine große Summe handelt, mag wohl früher oder ſpäter das Volk in ſeiner Majorität auch die Staatsſchuld devalviren, oder gar für null und nichtig erklären, ohne ſich vor ſich ſelbſt und der Welt zu ſchämen. Wer wird denn auch ſo kleinlich ſein, in einem f r e i e n Lande ungetaxter Bonds ſich zu ſchämen! Hurrah for Democracy! Hurrah for Liberty! Up with Churches! Down with Morality! O, Zeiten, o, Sitten!

Bei Hrn. C. Kadiſch hatte ich das Vergnügen, einen intelligenten jungen Mann kennen zu lernen, Joſeph Zradlovsky, der hier ein böhmiſches Journal Pokrok (Fortſchritt), gegründet hat, deſſen Zweck iſt, dem ſich hier unter den Böhmen ausbreitenden Jeſuitismus entgegenzuwirken. Ein ſchweres Stück Arbeit, ein edler Zweck: möge er erreicht werden!

Herr Kadiſch war in Europa auf Beſuch und iſt kürzlich von dort zurückgekehrt. Er weiß viel Rühmliches über den Fortſchritt in Oeſterreich zu ſagen — in Oeſterreich, wo ich 1848 auf Plakaten las: „a C o n ſ t i t u t i o n, a b e r k a n e J u d e n!" In unſerer Glorreichen ſchreibt man jetzt im Jahre 1868: Liberty for the White Man! Down with the Nigger! Welcher Fortſchritt! Jenſeits, in Oeſterreich wankt das Concordat und Franz Joſeph muß nolens volens ſich vorwärts ſchieben laſſen; dieſſeits, in Amerika, gedeiht der Romanismus und der ſouveraine Lümmel, mit der Unabhängigkeits-Erklärung in der Hand, kreiſcht ſich demokratiſch-republikaniſch heiſer: Down with the Nigger! (Nieder mit dem Neger!) —

Digitized by Google

Kadiſch hat auch Prag, die Hauptſtadt von Böhmen, beſucht und mir über Vojta Naprſtek die erfreuliche Nachricht gebracht, doß der vormalige Herausgeber der Milwankier Flugblätter auf dem Felde des Geiſtes noch immer freiſinnig und thätig iſt und daß er den Vorwurf, er habe ſich der Alleinſeligmachenden in die Arme geworfen und gehe fleißig zur Kieche, durchaus nicht verdiene. Auch ich habe ihm in eiuem Streifzuge dieſen Vorwurf gemacht, der Verſicheruug eines Böhmen zu Chicago Glauben ſchenkend. Nicht Pfaffeu, ſoudern freiſinnige Männer und Frauen verkehren in Naprſtek's Haus, ſagt Kadiſch; uicht zur Kirche geht er, ſondern hält Vorträge zu Guuſten des geiſtigen und ſocialen Fortſchrittes. Mich freut dieſe Kunde, und Vojta's Ankläger möge ſich ſchämen, falls er nicht ebenfalls auf Höreuſagen mich falſch berichtet hat.

Mag man eiuen Apoſtaten mit Recht tadeln; mag man eiuem Menſchen, der ſeiue innere Ueberzeugung dem äußern Vortheil opfert nnd mit Grundſätzen ſchachert wie ein Trödler mit alten Kleidern, in verſtändlicher Sprache einen Schurken neunen: es kann ein ſolcher Tadel nur geeecht ſein und Andern zur Warnung dienen; doch den Charakter eines Menſchen, ſelbſt eines Feiudes, aus böſer Abſicht, aus Religions- oder Parteihaß, oder ſonſtiger unlauterer Quelle verleumden, das iſt ſchlecht, ſehr ſchlecht; um ſo mehr, wenn dem Verieumdeten die Gelegenheit fehlt ſich zu vertheidigen. Daher ſoll man im Verdammen nie voreilig und im Glauben eines Gerüchtes ſtets vorſichtig ſein uud ſein Urtheil auf poſitive Ueberzeugung, oder ſolche Proben gründen, welche keinem Zweifel Raum laſſen. Wo es ſich blos um Verdacht und Wahrſcheinlichkeit handelt, dort enthalte man ſich eines Verdictes und ſage: „wer weiß, ob es wahr iſt." Da man ſo häufig erfahren kann, wie Einer gegen den Andern loszieht, wie er deſſen kleinſte Schwächen aufdeckt und vergrößert, um ſeine eigenen Fehler zu bemänteln, ſollte man überhaupt die Worte des Skeptikers beherzigen: „wer weiß, ob es wahr iſt!" Das Böſe, das Dumme, das Wunderbare einer Ueberlieferuug findet viele Gläubige in dee Maſſe, das Gute, das Wahre, das Vernüuftige wird nur von Weuigen geglaubt.

Neben dem Central Hauſe, das der brave Schweizer Rud. Migele baueu ließ und uoch eignet, wurde bei meiner Ankunft eine Holzbarracke weggeräumt (auf amerikaniſch-deutſch: gemoved), in welcher eiuer meiner alten Bekannten Herr Stoß, als armer Grocer ſeine Laufbahu beginnend, zum reichen Manu wurde; werden mußte, da der Preis der Bauplätze im Laufe der Zeit fabelhaft geſtiegen iſt.

In Kurzem werden die noch wenigen im Geſchäftstheile der Randolphſtraße mit Paläſten contraſtireuden Barracken anſehnlichen Bauten Platz machen. Auf dieſe Weiſe, aber beſonders durch Fleiß und Sparſamkeit iſt in derſelben Straße ein anderer alter Freund, Herr Schüttler, als Wageufabrikant; reich geworden. Das große Geſchäft wird jetzt durch ſeinen Sohn, Herrn Petee Schüttler, der in Deutſchland eine gediegene Bildung erhielt, fortgeſetzt. Auch mein alter Freund Berdell, der ci devant Poſauneubläſer und Leader of the First Chicago Brassband lebt noch als wohlbeſtellter Friedensrichter und wohlhabender Mann.

Trotz des commerciellen Reichthums der Stadt ſieht man hier ſehr wenige Equipageu; deſto mehr Fuhrwagen und Karren, vor denen Einer ſich eben ſo ſehr in Acht zu nehmen hat wie in New-York vor den Omnibuſſeu, um nicht überfahren zu werden.

Die Brauereieu und Salons ſind zahlreich und gut vertreten. Neben mehren Rheinweinlokalen findet man auch echte Ungarnweine in den Kellern des Hrn. J. Breck und des Hrn. Talier. Für die beſten Reſtaurationeu halte ich die von Mai und jeue von Ibach.

Der Holzhaudel nimmt mit jedem Jahr coloſſalere Dimenſionen an uud die vielen großen Elevatoren zeugen von der Bedeutung des Getraidehaudels.

Die Lage der Stadt, als Prairie-Stadt, iſt ohue allen Reiz; da giebt es keinen Vordergrund und keiuen Hintergruud — Alles flach uud monoton. Selbſt der Anblick des wogenden Michigan-See mit ſeinem Pharus und prachtvollen Reſidenzen am Geſtade, vermag es nicht, ein an Sceneriewechſel gewohntes Auge zu befriedigen. Leute die ſich hier uiederlaſſen, deukeu uicht au Natur-Poeſie; ihr höchſter Zweck iſt das Geſchäft nud dee daraus zu ziehende Dollar. Für dieſen Zweck bietet Chicago unſtreitig die beſten Chancen. Viele reuſſireu; aber noch Mehren fällt auch hier das Loos zu, durch Fleiß und Arbeit ihr Bischen Leben machen zu müſſen. Achtbare Menſchen, die eine ſelbſtſtändige religiöſe und politiſche Meinung haben und ſie offen ausſprechen, findet man in der Regel in dieſer Klaſſe. Leute, deren höchſter Gott, neben Jehova odee Jeſus, der Dollar, deren höchſter Zweck des Lebens Geldmacheu, die ſtets a little more haben wolleu, die tragen gewöhnlich auf beiden Schultern, um es mit keiner Seite, mit keiner Partei zu verderben. Dieſes Caliber findet man auch unter den ſogenannten Infidels, unter den Pfaffenfreſſern, ſtark vertreten, die — ſelbſt entſchieden frei in Religion nud Politik — als „Geſchäftschriſten" ſorgfältig zu vermeiden ſuchen, ihre wahre Meinung öffentlich zur Schau zu ſtellen. Eiu ſolcher Menſch in einem freien Staate iſt ein miſerables Produkt der Erde, und ein Staat, in welchem Bürger heucheln müſſeu, um beſſere Geſchäfte zu machen, iſt ein elender Staat, der kein freier Staat dem Weſen nach genannt zu werden verdient. Es iſt am Ende wenig Unterſchied, ob man durch den Scepter des Königs und den Rothſtift des Cenſors tyranniſirt wird, oder durch die Meinung eines politiſch unmündigen, der Freiheit unwürdigen armen und reicheu Pöbels. Jeder Menſch hat ein Recht auf ſeiue religiöſe und politiſche Meinuug uud wer dieſes Recht nicht anerkennt, wer einen Andern ſeiner Meinuug wegeu ächtet, der keunt das A.B.C. der Freiheit uicht, der iſt ein Tyrann, ſo wie Jeder ein Sklave iſt, er möge Demokrat oder Repub-

likaner, Deiſt oder Atheiſt ſein, der ſich dieſer Tyrannei durch Verſchweigen oder Verläugnen ſeiner Meinung unterwirft.

„Sich ſelbſt angehören, eine eigene Meinung haben, das iſt die einzige Bedingung, den Namen eines freien Menſchen zu verdienen. Es giebt keinen Mittelweg.

Wer nicht ganz frei iſt, der iſt ein ganzer Sklave, ſo wie der ſich nicht geſund nennen kann, der an einer Krankheit laborirt, und wäre es auch eine noch ſo unbedeutende.

Bei C. Kadiſch machte ich auch Bekanntſchaft mit Beauer C. Geeen, dem Erfinder und Inhaber eines Patentes einer Malzdörre, eines Malzwachs-Apparates und eines Kuhlers. Die Malzdörre ſah ich ſelbſt in Operation und fand ſie von ſolcher Einfachheit von ſolchem Vortheile über die alte Methode des Schaufelns, daß ich ſie den Brauern ganz beſonders empfehlen kann. Der Malzwachs-Apparat war in Geeen's Locale ſo eben im Bau, und kann darüber kein Urtheil fällen. Eine Erfindung, wodurch Zeit u. Raum erſpart wird, kann man gewiß eine nützliche nennen und eine ſolche praktiſche Erfindung iſt die des Hrn. Geeen.

Von Chicago fuhr ich nach Janesville. Eine ſehr hübſche und rührige Stadt im Staate Wisconſin, mit wenigen Deutſchen. Deſto ehrenvoller iſt es, daß hier vor Kurzem eine freie Schule gegründet wurde, die viele Schwierigkeiten zu beſiegen hatte, welche ihr durch Orthodoxie und Bornirtheit entgegenſtanden. Die Schule, unter dem Lehrer Kienow, einem vormaligen Theologen, zählt bereits 34 Schüler. Trotz gemachter Oppoſition werden auch farbige Kinder zugelaſſen; doch ſah ich da ſelbſt blos weiße demokratiſch-republikaniſche, hoffähige Kinder. Das Vorurtheil der Farbe war im Süden zur Zeit der Sklaverei nie ſo ſtark wie in den ſogenannten freien Staaten: das konnte ich ſchon daraus ſehen, daß die ſchwarzen Kinder überall mit den weißen ſpielten, daß ſchwarze Zofen in freundlichem Verkehr mit ihren weißen jungen Meiſterinen ſtanden und die weißen jungen Herren Pflanzer ſtets darauf bedacht waren, den life stock durch hübſche Mulatchen und Quarteronchen zu vermehren. Nach dem Krieg iſt es anders geworden: der Schwarze wird im Süden nicht mehr wie ein theurer Gaul gepflegt und ſelbſt im Alter noch verſorgt; er iſt frei geworden und hat ſich an eigene Erhaltung zu gewöhnen, und das iſt recht; aber daß man den aus Politik ſyſtematiſch verdummten, gänzlich ungeſchulten freigegebenen Sklaven ſogleich das Stimmrecht ertheilt, ohne ihm zuerſt die Schule zu eröffnen, das iſt ungerecht und ſchlecht. Hätte man, zur Zeit unſerer Conſtitutionsverkehrtheit, in Folge eines Congreßbeſchluſſes alle Farbigen, als Perſonen, für ſtimmberechtigt erklärt, ſo könnte man daraus auf Humanität des Volkes ſchließen; allein indeß Parteiführer das ſüdliche pecus für ſouverain erklärten, um die Herrſchaft der Partei aufrechtzuerhalten, opponirt dieſelbe Partei in großer Mehrheit die Stimmberechtigung der Farbigen im Norden, Oſten und Weſten. Nun, es haben eben nur ſehr, ſehr wenige Republikaner und Demokraten philoſophiſche Studien gemacht. — Erwähnenswerth iſt es übrigens, daß ein Farbiger, Namens Chester, durch Senator Sumner empfohlen, in England mit Lords und in Rußland mit dem Kaiſer an Einer Tafel als deren Gaſt ſpeiſ't. Ob jene hohen Herrn wohl auch Jacobiner ſind? Ach, es iſt ſo ſüß für den geiſtigen Plebs zu glauben, daß es unter ihm noch einen Plebs giebt.

Die demokratiſche Partei ſagt es doch offen heraus: Der Weiße ſoll regieren, wir wollen den Neger uns nicht gleichſtellen. Die Republikaner — mit geringer Ausnahme — heulten gegen die Sklaverei aus Neid und Aemtergier, während es ihnen nie einfiel, die Neger in den freien Staaten ihnen politiſch und ſocial gleichzuſtellen: ihr Alpha war Verrath an der Staaten-Souverainetät, die ſie als Bürger beſchworen hatten, und ihr Omaga war und iſt elende Heuchelei.

Es muß ſich binnen wenigen Jahren eine neue Partei geſtalten, der conſervativen Demokratiſchen gegenüber; das kann dem Zeitgeiſt und den bitteren Erfahrungen gemäß nicht vermieden werden. Dann möge der Kampf zwiſchen Stillſtand und Fortſchritt beginnen, mit Wort und Feder geführt und am Stimmkaſten entſchieden werden, ohne die Nothwendigkeit der Barbarei des Krieges heraufzubeſchwören in den Gemüthern einer durch leidenſchaftliche Tyraden aufgehetzten Maſſe!

Aus dem Janesviller Schulverein iſt auch ein Geſang- und Muſikverein hervorgegangen. Nur vorwärts, Ihr wenigen Pioniere, und laſſet euch von Pfäffleins und ſonſtigen Gegnern nicht irre machen, in deren Gehirn es einen leeren Raum giebt, ſo ſchwarz wie die Haut eines Negers.

Von Janesville ging es nach Milwaukee, dem vormaligen Athen von Wisconſin. Es giebt auch jetzt noch deutſche Männer und Frauen hier, die ein Griechengeiſt beſeelt, die ſich kühn über Vorurtheile und Superſtition erheben. Auch ſolche die im Fach der Muſik auf den Namen eines Künſtlers Anſpruch machen können; aber es giebt da auch Menſchen, die eine Omlette nicht von einem Pfannkuchen zu unterſcheiden wiſſen, und die den Tiſch verlaſſen würden, ſetzte ſich der Neger Chester an ihre edle kaukaſiſche Handwerker- oder Krämerſeite, indeß ſie es ganz in der Ordnung finden, wenn der Hausknecht, hier zu Lande Porter genannt, ſich mit ungewaſchnen Händen und zerriſſnen Rockärmeln in die Nähe von geputzten Damen ſetzt. Dieſer Gleichberechtigung habe ich ſelbſt, als Demokrat, Nichts entgegenzuſetzen; rüge den Fall blos des eſthetiſchen Contraſtes, der ſocialen Etiquette wegen u. wünſche, daß jeder ſich Demokrat nennende Menſch ſich auch über das Vorurtheil der Farbe zu erheben im Stand wäre. Sklavenketten mögen und können durch Gewalt der Kanonen geſprengt werden; über Vorurtheile kann ſich blos die Vernunft erheben und wer, ſelbſt ohne Vorurtheil, aus Vorurtheilen Capital macht, der iſt kein braver Mann, auch wenn er hundert Champagner-Räuſche gehabt hat.

Digitized by Google

Es erſcheinen hiee drei deutſche Zeitungen in Milwankee: Banner und Volksfrennd, Herold, und Seebate. Ich gönne Jedem die Freiheit auf ſeine Meinung. Im geiſtigen Kampſe muß endlich die Wahrheit ſiegen.

Den materiellen Genuß des „toujour beafsteak pour dejeuner“ konnte ich zu Milwankee bei einem Concerte mit geiſtigem Abendgenuß würzen. Das war, in der That, eine Peoduetion von Künſtlern, von denen ich ganz beſonders des Violinſpielers Weinberg, des Pianiſten Gumpert und des Violoncelliſten Melms mit Vergnügen erwähne. Die große und elegante Muſikhalle war mit einem faſhinablen Publikum ziemlich gut beſetzt. Die Wahl der Piecen, unter Direction von A. Schmrlz, war eine durchaus claſſiſche und mir Laien blieb da Nichts zu wünſchen übrig, nls daß die jungen Sängerinnen etwas mehr Geſchmack in drr Toilete zeigten und daß man den Vortrag des gemiſchten Chors nicht zum Finale gewählt hätte. Dieſer Vortrag contraſtirte mit den übrigen Vorträgen eben ſo wie die verwitterte Traperie-Malerei vor der Bühnr mit der geſchmackvollen Totalität der Halle. Im Concrrte wurde mir auch die Geſellſchaft des gebildeten Hrn. Roſenthal, preußiſchen Conſuls, und einer geiſtreichen dentſchen Dame zu Theil; ein Vergnügen das eine erfreuliche Ausnahme macht in der Regel des trivialen Alltagslebens.

Frau Mathilde Annecke's Inſtitut für junge Damen verdient erwähnt und Eitern empſohien zu werden, die ihren Töchtern eine gediegene Erziehung zu geben wünſchen. In den meiſten engliſchen Boarding-Schulen und Seminaren werden die jungen Damen gewähnlich zu Stümperinen in Muſik und Wiſſenſchaſt und zu Virtuoſen in Putzſucht nnd Koquetterie herangebildet.

Auch das Turnen iſt bei amerikaniſchen Damen in Milwaukee introducirt worden. Es beſtrht nämlich ein durch Privatunternehmen gegründetes Female College, mit circa 300 Schülerinen, wo auch geturnt wird.

Am 1. Mai 1867 wurde ein engliſcher Turnverein — Gymnasium — gegründet, welcher gegenwärtig 460 Mitglirder zählt. Die Halle iſt die ſchönſte und größte, die ich je geſehen; ſie mißt 80 bei 60 und iſt 25 Fuß hoch. Turnlehrer iſt Herr Broſius, ein Deutſcher, der einen Jahresgehalt von $1200 bezieht. Was der Amerikaner unternimmt, das thut er ganz und mit Geſchmack. Das Turnen hat für ihn blos einen phiſiologiſchen Zweck; indeß er das geiſtige Turnen im Gymnasio gänzlich außer Acht läßt; die dentſchen Turnvrreine rühmen ſich des geiſtigen Turnens, das heißt drr Entwickelung und Förderung geiſtiger Bildung und Verbreitung freiſinniger, radikaler Principien. Nun giebt es wohl einige Gemeinden, die dieſer Aufgabe zu entſprechen ſuchen und geiſtige und ſociale Freiheit nach Kräften fördern; aber was ſoll man von ſolchen Turnern halten, die ſich nicht einmal über das Vorurtheil drr Farbe erheben können und als Bürger am Stimmkaſten dem Rückſchritt dienrn?! Was von Jenen, die anſtatt aufzuklären nnd zu überzengen zu Zwangsmaßregeln Zuflucht nehmen und den kategoriſchen Imperativ auf ihre Fahne ſchreiben: „Ihr müßt für die repnblikaniſche Partei ſtimmen.“ Alſo bei der nächſten Wahl für Grant und das Recht der Staaten, die Sonderbündelei fortzuſetzen, den Raſſenheß zu pflegen und den weißen Bürgern das Recht zu geben, den Farbigen das Stimmrecht zu verweigern. Und das iſt der Radikalismus, für welchen, mit Gutheißung vieler, der Turner nicht nur ſtimmen ſoll, ſondern ſtimmen muß? Wo das Muß anfängt, hört die Freiheit auf. Kann es etwas Dentlicheres geben? Man läßt ſich als Radikaler, als Reformer oder Revolutionär, die Guillotine gefallen, wenn ſie den Kehricht der Deſpotie wegfegen und der Freiheit eine Gaſſe öffnen ſoll; aber auf der Bahn der politiſchen Freiheit einen Bürger zwingen, für dieſe oder jene Partei zu ſtimmen, das nenne ich, „der perſönlichen Freiheit beraubt ihn zum Stimmvieh machen.“ Ob dieſer Zwang von einem Kaiſer, von einem Pfaffen, oder von einem Verein ausgeht, ändert die Sache dem Principe nach gar nicht und ich, für meinen Thril, kann ihn unmögiich billigen.

Ich las in einer Zeitung, daß zu Baſtan die Turner-Tagſatzung ſtattfand. Aus dem Bericht des Central-Committees geht hervor, daß ſich in den Ver. Staaten, einſchließlich drr Küſte vom ſtillen Meere, 180 Turnvereine mit 12,000 Mitgliedern befinden. Nun, 12,000 junge Männer für den politiſchen und geiſtigen Fortſchritt gewinnen, wäre allerdings eine eben ſo erfolgreiche Propaganda, wie 12,000 Stimmen für Aemterjäger dieſer oder jrner Partei eine gute Aquiſition ſein müßten. Aber, aber, wo iſt denn die Partei, die dem Geiſt des ſocialen Turnerbundes entſpricht, wenn er ſich ſelbſt treu ſein will?! Noch haben wir keine.

Freie Lectüre und freie Vorträge ſind der Hebel des Fortſchrittes; der Stimmkaſten iſt das Mittel, drn Ideen Farm zu geben. Habt Ihr es noch nicht über Epaulette, Staaten-Souverainetät, Drahtzieherei und Sonderbündelei gebracht, ſo gehet hin, ſtimmt dafür und rufet Hoſiann!

Um zu ermitteln, was Ihr für freie Lectüre thut, erlaube ich mir die 180 Vereine zu fragen, wie viele davon Heinzen's Pionier, oder den Inveſtigator, oder die Fackel halten? — Oder, ob denn von 12,000 Turnern auch nur 3000 Mitglieder Abonnenten des Turnorgans: die Zukunft, ſind? In wie weit ſich 180 radikale Vereine an meiner Prapaganda gegen Kirche und Pfaffenthum betheiligen, kann Jedem klar werden, wenn ich ſage, daß der Chicago Turnverein, der Baſtoner, der Cleveland, der Rocheſter, N. Y., der Tell City, Kanſas City und Minneapolis-Turnverein die einzigen ſind, die es bis jetzt der Mühe werth erachteten, gegen eine Actie von 10 Dollars werth freie Bücher zu beziehen, um dieſe zu verkaufen, oder zu verſchenken. Und da ſollte man den entegoriſchen Partei-Imperativ gut heißen? Da ſollte ich nicht die drei großen C., als freier Mann, pflichtgemäß erwähnen? Nicht aus Haß, ſondern

aus Liebe zum Fortſchritt! Ich habe geſprochen — kurz und deutlich — Ihr möget mich richten!

In Milwaukee beſteht, neben den vielen Gotteshäuſern auch ein Tempel der Vernunft einer freien Gemeinde, wo gegenwärtig Herr Graf als Redner angeſtellt iſt. Da eben Sonntag war, beſuchte ich die Halle, welche ich zu meiner Freude dicht mit Herren und Frauen beſetzt fand. Herr Graf war ſo freundlich, mir beim Eintritt einen Sitz nahe der Rednerbühne anzuweiſen und frug mich, ob ich nicht nach ſeinem Vortrag einige Worte ſprechen wolle. Ich mußte verneinend antworten. Das Thema des Redners war: „die Auferſtehung.“ Die Rede war durchdacht, wiſſenſchaftlich gehalten, belehrend und intereſſant; zu bedauren iſt blos, daß dieſe Herren Redner der freien Gemeinden das Wort „Religion“ noch immer nicht über Bord werfen wollen, und im Sauerteig der erſten Eindrücke, oder im Duſel des Idealismus die Wörter Gott und Gottheit noch immer, auf Don Quixotenweiſe, mit der Materie zu identificiren ſuchen.

Nun aber erlaube ich mir die Frage: „Herr Graf, warum haben Sie am Schluß Ihres Vortrages nicht erwähnt, daß der Herausgeber der Fackel in der Halle ſich befinde, daß er, Förſch und Etnal die erſten waren, die vor bald 30 Jahren den Grundſtein der freien Gemeinden in Amerika gelegt, im Gegenſatz zur orthodoxen Kirche? Warum haben Sie der Gemeinde die Fackel nicht anempfohlen? Sind Schünemann Pott's Monatshefte die einzige Lectüre, welche empfohlen zu werden verdient und von Mitgliedern freier Gemeinden geleſen werden ſollen? Warum haben Sie der Propaganda gegen Kirche und Pfaffenthum mit keiner Sylbe erwähnt, da Sie doch gegen Kirche predigen und ſelbſt aufgehört haben Pfaffe zu ſein? Soll man zu Euch kommen, um zu betteln? Oder iſt es genug, blos gegen Honorar einer Anzahl von freien Menſchen zu predigen und andere freie Männer und ihre Schriften zu ignoriren? Das wäre weder humaniſtiſch, noch gerecht. Ein freiſinniger Denkgenoſſe, Herr B., ſchenkte Ihnen ein Exemplar von „Alt und Neu, Uebungen für geiſtiges Turnen,“ das ganz im Geiſte Ihrer Gemeinde geſchrieben iſt. Sie wiſſen, daß Derſelbe, als Actionär, mehre Exemplare davon beſitzt; warum empfehlen Sie das Buch nicht? Sollte eine freie Gemeinde nicht 10 Mitglieder in ihrer Mitte zählen, die ein ſolches Werk kaufen, es leſen und es Andern zu leſen geben, vielleicht blos darum, weil darin die Gottheit in der Materie untergegangen und als nonens verflüchtigt iſt, dann wäre es wahrlich beſſer, ſie löſ'te ſich „im Herrn“ auf, damit das Streben einer freien Gemeinde nicht zur Farce werde. Auch erſuche ich Sie anmit, mir zuweilen eine Ihrer Reden für die Fackel, ohne oder gegen Honorar, einzuſenden; damit Ihr freies Wort auch durch die Preſſe ſich im Volk verbreite.

Mit Vorbehalt der Kritik, wie ſie Heinzen gegen Ruge's Idealismus gebraucht hat. Wahrlich, die Kirchenleute und ihre Prieſter und Prediger verſtehen es beſſer und beſtreben ſich mehr, für den Himmel zu wirken, Bibeln, Teſtamente und Traktälchen zu verbreiten, als Ihr, ſogenannte Radikale, für die Freiheit auf Erden und für ſie, durch Verbreitung freier Schriften, Propaganda zu machen geneigt ſind!“

Es giebt Tauſende, die reich an Worten ſind und laut gegen Pfaffen ſchimpfen; aber nur ſehr Wenige, die für ihre eigene Bildung und für Aufklärung Anderer einen lumpigen Dollar auszugeben den Willen haben. So iſt es und man kann es eben nicht anders machen; daher der Schneckengang des Fortſchrittes im politiſchen und geiſtigen Leben. „Und dennoch dreht ſie ſich, trotz alledem, und alledeſſen.“

Beſonderes Vergnügen gewährt es mir des Vereins „Germania“ Erwähnung zu thun. Das Streben und Wirken der Vereinsmitglieder geht dahin, die deutſche Sprache und die ſchönen Künſte in Amerika zu pflegen ſich in der Redekunſt zu üben, körperliche und geiſtige Ausbildung zu heben und ein harmlos geſelliges Leben zu fördern. Als Mittel zur Erreichung dieſer Zwecke betrachtet man:

Beſprechung der vorliegenden Tagesfragen;
Diskuſſion gegebener Themata;
Vorträge und Declamationen;
Pflege der Muſik;
Geſellige Unterhaltungen und
Benutzung der vom Verein gehaltenen Zeitſchriften, ſo wie der in der Bibliothek befindlichen Bücher.

Solche Vereine ſind es, die uns Noth thun. Solche Vereinigungen von Männern und Jünglingen ſollten in jeder Stadt, wo ein deutſches Element vorhanden, ſtattfinden, des geſelligen Vergnügens ſowohl wie der Ausbildung des Geiſtes wegen. Nur dürfen ſolche Vereine nicht zu ariſtokratiſcher Sonderbündelei führen, bei welcher man nicht der Bildung, der Moralität und dem feinen Benehmen, ſondern dieſem oder jenem Stande und dem Gelde einen Vorzug einräumt; noch ſollen ſie zu Spiel-Clubs entarten, in denen die Bibliothek blos als Mobiliarvermögen figurirt.—

Am 15. fuhr ich nach Racine. Auf dieſer Fahrt konnte mich unmöglich ein Unglück treffen; denn ich ſaß zwiſchen zwei Heiligen, von denen der eine hinter mir im Breviario gebetet und der Andere von vorne die Offenbarung Johannis geleſen hat; ich aber frevelte mit der allſehenden Gottheit in der Natur und mit dem Allmächtigen Gott im Himmel, indem ich ein Capitel in Meslier's geſundem Menſchenverſtand las. Das Gebet war überwiegend, denn wir kamen glücklich zu Racine an. Ich habe hier einige recht wackere Freunde, die dem Turnverein angehören und von denen der Eine bitter klagte, daß die meiſten der jungen Leute nicht die geringſte Luſt haben, etwas anderes zu leſen als eine Parteizeitung und daß es ihm nicht möglich war, ein halbes Dutzend des Werkes: „Friſch und frei“ im Verein abzuſetzen. Ach, der fatalen drei großen lateiniſchen C.!

Was

Digitized by Google

Was ſoll aus der republikaniſchen Partei werden, wenn die demokratiſche Jugend blos Neuigkeiten lieſ't und ſich über politiſche Wahrheiten nicht aufklären läßt, wie z. B. dieſe: daß die republikaniſche Partei in ihrer jüngſten Platform (mit horrend ſtupider Naivetät) erklärt, daß die Gleichberechtigung in den ſüdlichen Staaten ein Poſtulat der Dankbarkeit und Gerechtigkeit war, und daß es ihre Pflicht ſei, den ſouverainen weißen Sonderbündlern im Norden, Oſten und Weſten das Recht zu garantiren, die freien Neger, aus Dankbarkeit und Gerechtigkeit, zu rechtloſen Parias zu machen; ein Zuſtand, ſchlechter und entehrender als abſolute Sklaverei. O, der politiſchen Jeſuiten! O, der übertünchten Gräber! Der Denker, der unabhängige Mann kennt eure gerechte und liberale Politik; eure Phraſen, Verheißungen und eure expediency, um — das arme Volk mit dem Ring an der Naſe frührend — euch in der Beute zu theilen.

Die Göttin der Freiheit hat in unſerer Glorreichen des 19. Jahrhunderts alle Schaam verloren! Wohl dem Neger, daß er kraft ſeiner Hautfarbe nicht erröthen kann über die Gerechtigkeit ſeiner weißen republikaniſchen Freunde!

Auch Herr Johnſon iſt zu den Republikanern eine Weile in die Schule gegangen. Was wird uns wohl Herr Grant bringen, wenn er erwählt werden ſollte? Politiſchen Fortſchritt, oder retrograde Vetos in conſtitutionellen Cigarrenrauch gehüllt? We shall see.

Seit acht Tagen ſah ich keine Sonne im blauen Aether ſchweben; zu Racine lächelte mir die Holde wieder freundlich zu. Oder hat ihr Blick Herrn Johnſon gegolten, der am ſelben Tage in Bezug auf den weſentlichſten Anklage-Artikel frei geſprochen wurde? Die Sonne und Alles ſteht ja unter Gottes Leitung und was Gott thut, das iſt wohl gethan. Oder ſollten blos Senatoren eine Ausnahme machen und ſich nicht durch Gott, ſondern durch die Kraft der inneren Ueberzeugung oder durch die äußere Gewalt des Dollars beeinflußen laſſen? Sollten Trumbull oder Henderſon ſchlechter ſein als ein Sperling? Ne, gewiß nicht: alſo danket Gott, daß Herr Johnſon, unſer kugel- und conſtitutionsfeſter Präſident, der Falle der Tenur Bill entſchlüpfte und rein da ſteht von aller und jeder politiſchen Schuld!

Abends nach Milwaukee zurückgefahren. Nächſten Tag die gebildete Familie Geisberg und die geiſtreiche Math. Anneke beſucht u. weiter geſegelt auf den Rabenſchwingen des Dampfes, via Mazo Manie nach Sauk City. Eine deutſche Stadt, von den Ungarn Haraczty u. Halacz gegründet; reizend am Wisconſin-Fluß gelegen, in der Ferne von einem Bergkranz umſchlungen. Das freiſinnige, antikirchliche Element iſt hier ſtark vertreten. Es erſcheint da ein gutes deutſches Wochenblatt: der Pionier am Wisconſin. Einige der Kaufleute machen große Geſchäfte. Obſchon da gutes Bier gebraut wird, findet man auch in einigen Lokalen guten Rheinwein. Den beſten trank ich bei Hrn. E. Nebel und in Becker's Salon, in Geſellſchaft des Brauers Deininger und des Andr. Schröter. Wer nicht liebt Weib, Wein und Geſang, der bleibt ein Eſel ſein Lebelang. Das Weib hat mich oft berauſcht, der Geſang oft entzückt; aber zum eigentlichen Rauſche konnte ich es, trotz meiner Liebe zu einem guten Glas Wein, noch nie bringen und gedenke auch, meinen orthodoxen und radikalen Feinden nie durch einen Zopf, viel weniger durch einen Rauſch die Freude zu machen, mich als Trunkenbold auſchwärzen zu können. Mir ſind meine Denkgenoſſen viel zu werth, als daß ich ſie durch Unmäßigkeit oder Inconſequenz je täuſchen oder gar blamiren möchte. Wenn auch nicht das Leben, ſo habe ich doch, bei zwei Fällen der Paralyſe, dem Wein den Gebrauch meines Arms zu verdanken und ich glaube feſt daran, was Aesculapins ſagt: daß vinum lac adultis, daß der Wein die Milch des Alters iſt. „Nur darf es kein verfälſchter, kein Siebenmännerwein, darf es kein Fuſel ſein."

Die nächſte Station war Oſhkoſh. Eine in der Nähe des Winnebago-Sees, am Wolfsfluß gelegene, ſehr rührige Stadt. Die hieſige Monatshefte haben aufgehört zu erſcheinen und an ihre Stelle trat ein Wochenblatt. Die Einwohnerzahl vermehrt ſich mit jedem Jahr und ſind eben wieder viele neue Häuſer im Bau. Die deutſche Bevölkerung iſt auch hier, wie überall in Wisconſin, ſtark vertreten und die wenigen Freiſinnigen huldigen weder in Religion noch in Politik irgend einer Accomodation und Halbheit. Da ſind die Mierswas, die Sarans, Paus, Metz und Witzels, deren Namen auch in moraliſcher Hinſicht mit Achtung genannt zu werden verdienen, und die weder der Dummheit, noch der Corruption Conceſſionen machen. Wenn man ſolche Männer kennen lernt, wie wir ſie in unſern Reihen in den Ver. Staaten nach Tauſenden zählen können, und lieſ't in einem chriſtlichen Kirchenblatt, [illegible]inem Staate von Ungläubigen weder Eigenthum noch Leben ſicher ſein würden, ſo muß man ſtaunen über die Ignoranz oder Schlechtigkeit ſolcher elender Skribenten. Selbſtſtändige Tugend, auf Naturgeſetze baſirte Moral kennen dieſe Leute nicht, oder längnen ſie abſichtlich, um aus dem Glauben ihrer Heerde Capital zu ziehen.

Oſhkoſh war eben am Tage meines Hierſeins von den geflügelten Gäſten beſucht, die am Winnebago-See zur Welt kommen, um nach wenigen Tagen zu ſterben. Man nannte ſie Lakefly (Seefliege). Dieſe Fliegen formiren förmliche Wolken, und ein Glück iſt es für die Bewohner dieſer Stadt, daß ſie weder ſtechen noch beißen.

Von Oſhkoſh fuhr ich zurück nach der Milton Junction und — ohne in Madiſon und Watertown anzuhalten — nach La Croſſe. Das St. Charles hat, ſeit vorigem Jahr als ich da war, wieder ſeinen Wirth gewechſelt und dadurch in Hinſicht der Zahl und des Comforts der Zimmer erfreuliche Verbeſſerungen erhalten. Herr Glasmann hat ſeinen eigenen Omnibus, welcher Paſſagiere gratis nach dem Hotel bringt. Jeder Zug bringt Emigranten nach La Croſſe; meiſtens Deutſche und Norweger, die in den Staaten Wis-

conſin und Minneſota ſich eine neue Heimath gründen. Es war des Nachts als wir da ankamen und da die Brücke eben unter Reparatur war, hatte man eine halbe Meile zu geben, um die Omnibuſſe zu treffen. Das mag bei regneriſchem Wetter, beſonders für Frauen mit Kindern, ein ganz angenehmer Gang ſein, welcher wahl zu dem Wunſche berechtigt, daß die Eiſenbahn-Geſellſchaft dieſem ſchauderhaften Zuſtand ihrer ſchwindſüchtigen Brücke recht bald ein Ende machen möge.

Auch bei dieſem Beſuche traf mich wieder das glückliche Loos, einen vergnügten Abend genießen zu können, da Sonntags am 24. Mai in der Sängerhalle ein Vocal-Inſtrumental-Concert, unter Direction des Hrn. Angelrath, ſtatfand. Das Programm begann mit der Ouverture zur Oper Fra Diavolo, van Auber, und wurde ſehr brav exequirt. Von den 12 Pieeen, welche gegeben wurden, ſprach mich am meiſten die ſchöne Gunſt e an, vom Männerchar vorgetragen, ferner ein Potpourri von 44 deutſchen Liedern, für Orcheſter, u. Fräulein Wachenheimer's Sapran Solo: meine Ruh iſt hin. Ich glaube, daß es keine Stadt in der Union giebt, welche ſich bei einer gleichen Zahl der deutſchen Bevölkerung beſſerer muſikaliſcher Kräfte zu rühmen vermag. Der orientale Typus iſt mir im Publiko durch intereſſante Phyſiognomien und geſchmackvolle Toilette beſonders aufgefallen. Man muß es den Juden zur Ehre anrühmen, daß ſie, neben ihrem ſuperlativen, durch Chriſtenunterdrückung inoculirten Schacher- und Geſchäftsgeiſte, Sinn für Kunſt und Wiſſen, und in der Regel belletriſtiſche Bildung beſitzen. Auch äußern Anſtand zeigt der Genleman und die Lady. Einen Laafer, einen Trunkenbold unter den Israeliten zu treffen, gehört zue höchſt ſeltenen Ausnahme.

Nach dem Concert war Tanzkränzchen und da ließ ich mich denn wieder durch Frau Führ, eine ausgezeichnete Tänzerin, verführen, ſage eine Tour zu walzen. Hätte wohl gerne noch mehr getanzt, aber, um nicht zu riſkiren von der Jugend ausgelacht zu werden, ſchützte ich mein Alter vor Thorheit.

Zu den merkwürdigen Erſcheinungen in La Croſſe gehört das engliſche Blatt: La Crosse Democrat, mit dem Motta: Democratic at all times, and under all circumstances. Das iſt ein Motio, wie es ein Parteiblatt ziemt; „durch dick und dünn zu jeder Zeit und unter allen Umſtänden.“ Aus dieſem Motio erklärt ſich die Sympathie dee demokratiſchen Partei mit dem Süden, ſelbſt als er in der Rebellion das Inſtitut ſeiner Sklaverei durch Seceſſion zu retten ſuchte; denn er war ja im conſtitutionellen Recht, den Sklaven als Eigenthum zu betrachten und das Inſtitut zu ſchützen. Das iſt der Dämon des Conſervatismus, der auch jetzt mit dem Süden ſympathiſirt, den Neger verachtet und das allgemeine Stimmrecht apponirt, und mit dieſem Dämon ſympathiſiren auch zwei Drittheile der republikaniſchen Partei, welcher der Neger niemals Zweck der Freiheit, ſondern ſtets Mittel der Parteiherrſchaft war. Kann uns ein deutſcher General, kann uns ein deutſcher Miniſter, kann uns Cicero oder Demoſthenes das Gegentheil beweiſen? Hat je die republikaniſche Partei die plötzliche oder ſtufenweiſe Aufhebung der Sklaverei in ihrer Platform gehabt? Nie. Erwähnt ihre Platform, 1868 zu Chicago fabricirt, mit Einer Sylbe die Gleichberechtigung der Farbigen in jenen Staaten, in welchen ſie noch Parias ſind? Sie ſchweigt darüber und ſtellt ſich ihrem Gegner Senator Douglas mit ſeiner Squatter Souverainetät an die Seite, indem ſie es dem weißen Volke dieſer Staaten frei ſtellt, das Stimmrecht den Farbigen zu geben, oder zu verweigern. Sollen wir dieſe Partei eine Fortſchrittspartei nennen? Vorwärts getrieben muß ſie werden, vorwärts gehen will ſie nicht. Kann ein Anhänger dieſer Partei einen Marl M. Pomroy, den Herausgeber des La Crosse Democrat, einen Vallandigham, ja, einen Jeff. Davis, dieſe Heroen des alten Schundes, wodurch die Freiheit mit der Sklaverei conſtitutionell zuſammengekoppelt war, kann er ſie auf den Pranger ſtellen, ohne übee ſeine eigene Unwiſſenheit in Fragen der Conſtitutionalität, odee ſeine infame Heuchelei und Parteiaccommodation ſchamroth zu werden?

Euch, Ihr Zwitter, ſollten wir Jakobiner nennen? Nein. Euee Radikalismus iſt eine Larve, die euer conſervatives Angeſicht verbirgt, um das Volk mit dem Scheine des Fortſchrittes zu täuſchen; indeß einzelne eurer Führer völlig radikal im Innern ſich der Halbheit accommodiren, um als verkappte Sophiſten hohe Aemter zu erhalten. Was Pomroy in ſeinem offen ausgeſprochenen Negerhaß ſchreibt, das iſt auf dem Standpunkt eurer Conſtitution und Staatenrechte politiſche Wahrheit; was Ihr, mit erheuchelter Negerliebe predigt, iſt Fuſelei, und jeſuitiſchee Demagogenbrei. Daher haßt Ihr mit einem kriegsdemokratiſchen Generalen, der achtbar als Privatmann, zu ſiegen und gerade darum verdient Ihr zu unterliegen; denn euer Sieg wird der allgemeinen Freiheit und der Verminderung der Laſten durch Steuern um kein Jotta mehe Vorſchub leiſten, als ein Sieg der demokratiſchen Partei mit Seymour, oder Pendelton. Es giebt Leute, wenn auch nicht viele, die ſich durch eure Tyraden keinen blauen Dunſt vormachen und in's Backshorn jagen laſſen, um füe euch zu ſtumpen oder zu ſtimmen. Uns mögt Ihr Jakobinee heißen; denn wir wollen unbedingt den Fortſchritt, den wir weder bei euch, nach im demokratiſchen Lager finden. Wir beſitzen eine iſolirte Batterie, deren Geſchütze gegen euch beide Reactionäre gerichtet ſind.

Pomray iſt ein Original, iſt ein ganzer Kerl; Ihr, feine Opponenten, ſeid Jeſuiten im Kleide des Hanswurſten. Chicago iſt ein Elephant; eure Chicago Platform iſt dem Weſen nach eine Mausgeburt. Das Volk ſoll das Mäuslein ſein, das nach eurer Pfeife tanzt.

Was Karl Heinzen auf dem Felde des radikalen Fort-

Digitized by Google

ſchrittes iſt, das iſt Mark Pomroy auf dem Felde des conſervativen Stillſtandes; beide ſind Rieſen in ihrer Art; das Volk aber iſt, in großer Majorität, ein Zwerg. Wie beweiſ't Du Das? Nun, Pomroy begann vor drei Jahren mit 150 Abonnenten und verſendet jetzt wöchentlich über 200,000 Ex. an regelmäßige Abonnenten. In ſeinem Etabliſſement arbeiten zwei Dampfpreſſen und eine Dampffalzmaſchine. Das Haus, in dem der Dämon des Rückſchrittes ſchafft, groß und feſtgebaut, iſt ſein Eigenthum und ſein Sanctum iſt ein fürſtlicher Salon, mit Bibliothek, Gemälden, Piano, koſtbaren Teppichen, großen Spiegeln und eleganten Meubeln.

Heinzen hat jetzt nicht mehr Abonnenten, als er vor 14 Jahren hatte, ganz gewiß keine 3,000; ſein Etabliſſement iſt eine Stube mit einigen Setzkäſten; er hat keine Preſſe, kein eigenes Haus und ein ſehr beſcheidenes, demokratiſches Sanetum. So a peu pres verhält es ſich auch mit der radikalen Fackel und ihrem Herausgeber. Wenn aber ein Blatt des Stillſtandes, reſpective des Rückſchrittes, in 3 Jahren 200,000 Subſcribenten erhält, indeß Pionier, und Fackel und Inveſtigator zuſammen kaum 7,000 zählen, ſo iſt man wohl berechtigt zu ſagen, das Volk, das nicht im Stande iſt ſich über Kirchentreppen und Platform zu erheben, ſei ein Zwerg dem Wiſſen und dem Geiſte nach.

Herr Führ, Sprecher des Turnvereins, war es, der mich auf Pomroy's Etabliſſement aufmerkſam gemacht und mich dahin gebracht hat. Als wir eintraten, erkannte mich ein junger Mann, der Setzer zu St. Paul war, als ich dort wohnte. Dieſer war ſo freundlich, uns den Eintritt in alle Räume zu gewähren und auch das Sanetum des Herausgebers zu zeigen.

Die journaliſtiſche Preſſe von La Croſſe hat numeriſch New-York und Bennet durch Pomroy geboten.

Wie klein erſcheint auch der deutſche Nordſtern von La Croſſe des braven Ulrich neben dem ſüdlichen Planeten des La Croſſe Democrat! Tröſten wir uns, daß Wahrheit, Vernunft und Gerechtigkeit nicht Gemeingut der Maſſen, vielmehr blos Eigenthum von Wenigen ſind und laſſen wir uns durch den Sumpf conſervativer und retrograder Preſſen nicht irre machen in unſerm Wirken! Das Leben iſt ja ein Kampf und kein Sieg iſt ſo ſchwer zu erringen als ein Sieg der Vernunft und der Freiheit.

Von La Croſſe fuhr ich auf dem Miſſiſſippi per Steamer nach Winona, Reads Landing, Redwing und St. Paul. Milde Luft, das erquickende Grün der naturwüchſigen Bluffs und ganz beſonders ein Sonnenuntergang als wir Wabaſhaw paſſirten, waren die Würze dieſer Fahrt.

Das Boot, das mich nach Winona brachte, hieß Damſel. Ich hatte ſchon früher das Unglück, die nähere Bekanntſchaft dieſer Dame zu machen. Zwar anſtändig; aber nichts weniger als elegant und comfortabel iſt ihr Fahrzeug, auf welchem zerlumpte Teppiche der Herren-Cajüte mit den ſammtgepolſterten Stühlen des Harems ſeltſam contraſtiren. Wir hatten eine große Barke mit Emigranten, Norweger und Deutſche, im Schlepptau. Ach, da wären zerriſſene Teppiche ein Luxus und geſchmorrtes Sohlenleder, beefsteak genannt, ein haut gout geweſen. Kräftige Männer und Jünglinge, Mütter mit Kindern, ſchmucke Bauernmädchen mit roſigen Wangen gruppirten ſich da auf dieſer Barke. Hier ſaß Einer auf ſeiner Kiſte und raſirte ſich, dort ließ ſich ein Anderer die Haare ſchneiden; neben wuſch ſich Einer, indeß Andere ſich kratzten. Ein Bild des Jammers präſentirte im untern Raum der Barke ein Weib, in Negligee des Unterrockes, mit halbentblößten Brüſten, auf jene Thierchen Jagd machend, die ſich durch das Kreuz auf dem Rücken als Gewandläuſe zu erkennen geben. Hatte ſelbſt auch einſt als Zwiſchendecks-Paſſagier auf dem Ocean das ſtille Vergnügen, zoologiſche Betrachtungen anzuſtellen über die weißen Flöhe, dieſe niedlichen „Geſchöpfe Gottes," deren Kitzel dem gemeinen Türken Wolluſt iſt, wie ich einſt zu Indſcherli erſehen konnte, wo Einige jener türkiſchen Gourmande die niedlichen Thierchen nicht nur knickten, ſondern ſogar als Leckerbiſſen verſpeiſten. Die Geſchmäcker des Menſchen ſind eben verſchieden, und es läßt ſich darüber nicht disputiren. Quelle delicatesse! ſagte ironiſch Jean, des genialen Fürſten Friedr. Schwarzenbergs Kammerdiener; ich aber, obſchon Proteſtant, war nahe daran, den heiligen Ulrich anzurufen.

An Bord der Damſel fuhr ich bis Winona, eine ſehr hübſch gelegene Stadt im ſüdlichen Theile von Minneſota. Es wohnen da viele Deutſche u. wird auch geturnt und Comödie geſpielt. Für freie Schriften iſt da ſehr ſchwer ein Liebhaber zu finden, obwohl es an Exchriſten nicht fehlt, die wacker gegen Pfaffen ſchimpfen, noch an Juden, denen Schweinefleiſch nicht weniger koſcher iſt als Schickſelfleiſch.

Die Fahrt von Winona, auf dem oberen Miſſiſſippi, nach St. Paul iſt ſehr angenehm, auch die Böte des Capt. Davidſon, reſpektive der North Weſtern Union Line, laſſen an Comfort und guter Tafel Nichts zu wünſchen übrig.

Als wir zwiſchen Wabaſhaw und Reed's Landing fuhren, ſenkte eben die Sonne ihr Strahlenhaupt auf das Purpurkiſſen des weſtlichen Horizontes u. im erhabenen Flußreviere, mit ſeinen grünen Höhen, ſeiner prachtvollen Perſpektive, war es ſo ſtill, ſo heilig, ſo voll der Andacht. Heſperus winkte den Müden, als ich, ſelbſt auch müde durch geiſtigen Genuß, zu Reed's Landing im American Hauſe des Hrn. Paull die erwünſchte Erquickung und Ruhe fand. Ein allerliebſtes Städtchen Nach den Kirchen zu urtheilen machen die hieſigen Deutſchen eben ſo ſchwache Fortſchritte im chriſtlichen Glauben, wie in jenem Materialismus, dem freie Schriſten Bedürfniß und Genuß ſind. „To make money, das iſt das Zeichen unter welchem der Indifferentismus zu ſiegen ſtrebt. Hab' Nichts dagegen. Es hat ſo Jeder ſeinen Geſchmack.

Nachdem wir den Lake Pepin paſſirt, wo ich dem Mal-

Digitized by Google

den Rock gegenüber vor Lake City meine Tochter Cora auf den ätheriſchen Schwingen des Geiſtes einen Kuß zugeſandt, erreichten wlr Redwing. Hier giebt es ein rühriges und tniellìgentes deutſches Element, das vom edlen Zweck des Geldmachens noch nicht ſo ſehr ſich abſorbiren ließ, um kei- ne Zeit zum Leſen zu haben.

Da in Bälde ein anderes Boot hier erwartet wurde, beeilte ich mich, meine Freunde zu beſuchen und eben als ich nach der Levee zurückgekehrt war, gab die Glocke das Zei- chen zur Abfahrt.

Die Ufer von hier via Haſting nach St. Paul ſind mo- noton und nur mit den Bluffs der jungen Großſtadt von Minneſota beginnen wieder reizende Scenerien, in der Rich- tung circa 12 Meilen hinauf bis Mendota und Fort Snel- ling. Hier vereinigt ſich der Miſſiſſippi mit dem Minneſo- ta-Fluß, um mit ihm die weite Reiſe hinab nach dem me- xikaniſchen Golf zu machen. Welch coloſſales Stromgebiet! Und welches Areal von Millionen Ackern des fruchtbarſten Weizenbodens und unerſchöpflichen Mineralreichthums hin- ter demſelben, in den Staaten und Territorien gegen die Felſengebirge hin! Da können noch Tauſende und Tau- ſende aus Deutſchland Norwegen und Schweden kommen und von Uebervölkerung kann da keine Rede ſein.

Ich habe 5 Tage, und zwar ſehr angenehme Tage in St. Paul zugebracht. Ein Ball im Athenäum, ein Beſuch des Minnehaha-Falles, delikates Souper und angenehme Geſellſchaft bei Hrn. Carl Scheffer und M. Auerbach, ein Miternachtsſchmaus mlt Moſelwein im Reſtaurant von Schiller und Schmidt, in Geſellſchaft von C. Ahrendt und Polizeirichter Malmaros, eine Kaffeeviſite bei Hrn. Wolf von der Staatszeitung und eine Spazierfahrt mit meiner Cora, der ich hier ein Rendezvous gab; dies waren die Momente jenes geſelligen Vergnügens, das um ſo angenehmer iſt, wenn es uns ſelten zu Theil wird.

Daß ich meinem vormaligen idylliſchen Plätzchen einen Beſuch abſtattete, iſt ſelbſtverſtändlich. Ach, die Idylle iſt zu trockener Proſa geworden. Es blühen da ſehr wenige Blumen u. deſto mehr Gras u. Unkraut wuchert zwiſchen allerlei Gemüſen. Der Anblick machte mich eben ſo trau- rig, wie der erſte Anblick der Hütte, welche bei meiner An- kunft im „Land der republikaniſchen Verheißungen" halb fertig war und auf einem Bauplatz mit dichten Eichen- und Haſelgebüſch bewachſen mir andeutete, daß ich hier in dieſer Wildniß mit meiner Familie werde wohnen müſſen. Arbeit und Geſchmack hat die Wildniß in kurzer Zeit in ein Para- dies umgeſchaffen und in dem theuren Bretterhauſe, in de- ren untern Räumen der Schnee im ſibiriſchen Winter leichten Eingang fand, hatten wir, trotz Täuſchung und Geſchäfts- miſere, viele vergnügte Stunden, von denen jene die unver- geßlichſten, als zwei meiner Töchter an Einem Abend ihre Hochzeit feierten. Das war die ſchönſte, die erhabenſte Poe- ſie meines Lebens, das nun auf der Neige auch mit Enkeln geſegnet iſt, die ich als lebendige Dityramben an das Herz drücken konnte, das ſich ſo lange vergebens nach Liebe ge- ſehnt. —

Juni, 1868.

St. Paul hat bereits fünfzehntauſend Einwohner. Die Neubauten ſind alle von Stein und ſehr geſchmackvoll. Im oberen Theil der Stadt geht es jedoch mit dem Bauen ſehr langſam vorwärts und es ſind da mehre Brandſtätten, wel- che ſchon geraume Zeit auf Capitaliſten warten, die Luſt ha- ben, ihr Geld in Wohnhäuſer zu inveſtiren. Indeß das nahe Minneapolis die Beſtimmung hat, eine bedeutende Fabrikſtadt zu werden, wird St. Paul zu einer namhaften Handelsſtadt heranwachſen. Es ſind jetzt ſchon einige be- deutende Handelshäuſer hier, unter denen Auerbach, Schef- fer und Fiiſh, Importeure von Schnittwaaren, Baupre und Kelly, und Conſtans, Whole Sale Grocers, L. C. Ma- io, Eiſenwaarenhändler en gros, die größten Geſchäfte ma- chen. Der Verkauf von Schnittwaaren der obigen Firma belauft ſich in einem Jahr auf eine Million Dollars.

Mit dem Eiſenbahnbau geht es im Staate raſch vor- wärts. Die Einwanderung hat in den letzten zwei Jah- ren bedeutend zugenommen. Trotz des ſtrengen Winters ſichert dem Staate das herrliche Land eine große Zukunft, wozu das Heimſtättegeſetz weſentlich beiträgt.

Von St. Paul fuhr ich eine kurze Strecke per Eiſen- bahn nach Merriam und von da einige Meilen per Stage nach Carver. Ein kleines Städtchen am Minneſota-Fluß. Es beſteht hier ein deutſcher Leſeverein von 24 Mitgliedern, mit einer gewählten Bibliothek, in welcher das freiſinnige Element und naturhiſtoriſche Fach ſehr gut vertreten iſt. Im Carver County circuliren von meinen freien Schriften mehr Exemplare als z. B. in Philadelphia mit einer deutſchen Bevölkerung von mehr als 100,000 Deutſchen!

Nach kurzem Aufenthalt von einem halben Tag fuhr ich nach der Merriamſtation zurück und ſetzte die Reiſe per Eiſenbahn fort, welche bereits bis Le Sueur befahren und in Bälde bis Mankato und St. Peter vollendet ſein wird. Im Waggon wurde viel Deutſch geſprochen, was in Ameri- ka ein ſeltener Fall. Eine joviale Geſellſchaft von jungen „Grünen" ſang ſogar das bekannte Lied: „Mein Mann iſt gefahren in's Heu — der Teufel fahre in's Heu. Ach, wie lange her iſt es ſchon, daß ich dieſes Lied ſelbſt oft mit Gui- tarbegleitung geſungen habe!

In Le Sueur laviite ich einen Tag. Ein amerikani- ſches Hotel bot mir comfortables Zimmer. Der Tiſch la la come ça, wie der Franzoſe ſagt. Es ſchien mir überhaupt bei dieſer Tour, als ſchlachte man im jungen Minneſota blos alte Ochſen und alte Kühe; denn bis jetzt war es mei-

nen Zähnen rein unmöglich, die beefsteaks zu verarbeiten. — Die Kutſche nach Mankato war mit vier Pferden beſpannt, was auch des ſchlechten Weges wegen ſehe nothwendig. Dee Regen ſtürzte in Strömen herab, die ſich in den Straßen von Mankato zu förmlichen Bächen verzweigt hatten.

Die Fahrt 30 Meilen von Mankato nach Neu Ulm hat mir, trotz der anmuthigen Gegend, wegen der heillaſen Wege keine Luſt gewährt. Auch die Sitze im Folterwagen waren ſo miſerabel, daß es mir als einzigem Paſſageur ſehe gut zu ſtatten kam, mich unter denſelben hinzuſtrecken und den ſchauderhaften Comfort eines Lederkiſſens zu genießen. Die Fahrt nahm einen ganzen Tag in Anſpruch und da war denn bei der Ankunft in Neu-Ulm ein nettes Stübchen im Dakotah-Haus des freundlichen Wirthes A. Seiter höchſt willkommen.

Neu-Ulm hatte eben das Anſehen einer Caravanenſtadt, durch welche täglich Einwanderer, von ihrer Heerde gefolgt, ziehen, um ſich im gelobten Lande van Brown County niederzulaſſen. Man ſollte ſich wundern, daß viele Farmer ihr fruchtbares Land in Illinois und andern Mittelſtaaten verlaſſen, um mit Weib und Kind und Vieh im fernen Nordweſten ſich eine Heimath zu gründen; doch das Recht, 160 Acker mit ſehr geringen Vermeſſungskoſten occupiren zu können, iſt zu verlockend, um nicht davon Gebrauch zu machen.

Das Indianer Maſſacre von Neu-Ulm gehört jetzt der Geſchichte an und man hat von den zurückgedrängten Rothhäuten keine Wiederholung von Greuelthaten zu beſorgen.

Die Farmer in der Umgebung von Neu-Ulm ſind alle wohlhabend geworden; dies und der fortwährende Zuwachs von neuen Anſiedlern muß dieſe deutſche Stadt unbedingt zu einer großen und rührigen Landſtadt machen.

Die Bewohner der Stadt haben ſich ſeit Kurzem dahin vereinigt, die Geſchäftsläden an Sonntagen zu ſchließen. Daß dies keinen religiöſen Grund habe, ſondern als eine Art von Accommodation den Amerikanern gegenüber, zu betrachten iſt, um deren Anathema zu beſchwichtigen, iſt ſelbſtverſtändlich, and kann blos gebilligt werden.

Der Arbeiter und Geſchäftsmann ſollen einen Ruhetag haben; doch einen Sonntag als „T a g d e s H e r r n" geſetzlich anbefehlen, iſt gegen den Geiſt der Verfaſſung dieſer Republik, die nicht für C h r i ſ t e n, ſondern für M e n ſ c h e n gegründet wurde.

Eines Sonntags beſuchte ich die Turnhalle. Es iſt dies ein großes Backſteingebäude, hoch gelegen. In Einer Linie mit dieſer Halle des politiſchen und geiſtigen Fortſchrittes präſentiren ſich ein Paar beſcheidene Kirchlein, als Repräſentantinnen des geiſtigen Stillſtandes und in der Nähe bringt Schramm's Windmühle Bewegung in die anmuthige Landſchaft. Es fiel mir da Don Quixot ein, der gegen Windmühlen gekämpft hat. Iſt das Streben der Theologen wohl vernünftiger als jener Don Quixoten-Kampf?

Herr Julius Berendt ertheilt Sonntags Unterricht im Zeichnen. Ich habe da von einigen Knaben ſehr gute Leiſtungen geſehen. Es wurde mir das Vergnügen zu Theil, eine Rede zu halten über die Politik der Gegenwart. Hier regt ſich noch immer ein freier Geiſt und die Turner begreifen ihre Aufgabe auf religiöſem ſowohl wie auf politiſchem Gebiete. Auch die Zeitung, Neu-Ulm-Poſt, verfolgt eine freie Richtung.

Im Hintergrund der Turnhalle lugt auf einen Bluff Müller's Sommerwirthſchaft aus den Kronen der Bäume freundlich hervor. Die Lage von Neu-Ulm auf einer großen Hochfläche, in der Ferne mit waldigen Höhen bekränzt, iſt ſehr ſchön.

Daß Neu-Ulm ein freiſinniges Leſepublikum beſitzt, erhellt wohl daraus, daß hier die Fackel einige fünfzig Abonnenten zählt und ſehr viele andere Blätter geleſen werden.

Für Verbreitung derſelben, ſo auch meiner freien Werke intereſſiren ſich ganz beſonders die Herren Fiſcher, Hammer, Herrendörfer und mein biederer Landsmann Dr. Kallay.

Sonntags machte ich einen Spaziergang nach Müller's Berg. Auf dem Wege begegnete ich Lehrer Hilſcher und ſeiner lieben Gattin, die als kleines Mädchen meine Schülerin in Baltimore war, als ich dort einige Monate den Schulmeiſter, ohne Gehalt, geſpielt hatte. Hilſcher machte mich am Fuß des Bluffs auf eine Pflanze aufmerkſam, welche durch Berührung die Hände anſchwellen macht. Es iſt der Giftſumach, rhus radicans und rhus toxicodendron. Geſalzne Butter iſt das Heilmittel gegen die Geſchwulſt.

Die junge Welt vergnügte ſich mit Tanz, wozu Lehrer Wiedemann, der Aeltere, die Muſik geliefert hat. Derſelbe iſt Einer von den 3 in der Freiſchule angeſtellten Lehrer, welche in drei Claſſen getheilt gegenwärtig 275 Schüler zählen.

Die Ausſicht von Müller's Dach auf Stadt und Umgebung iſt prachtvoll.

Man hat mir in Neu-Ulm eine Nummer des Wanderers, einer katholiſchen Zeitung von St. Paul, eingehändigt, in welcher der Herausgeber alle eifrigen Katholiken vor dem reiſenden Samuel Ludvigh und ſeinen antikirchlichen Schriften warnt und alle Prieſter auf dieſen ihren Antagoniſten aufmerkſam macht. Das war ſehr dumm, Herr Schröder vom Wanderer; beſäßen Sie die Klugheit eines Jeſuiten, ſo hätten Sie den S a m i e l ignorirt, oder ihm recht derb die Leviten geleſen; ſo aber kann ich Ihnen blos danken für die Anzeige, welche wankende Katholiken auf meine antikirchlichen Werke aufmerkſam macht, zum großen Nachtheil der alleinſeligmachenden Kirche. Wäre das Volk ſo geſchult und ſo vernünftig wie ſeine Prieſter, ſo gäbe es kein Pfaffenthum.

Am 9., an einem prachtvollen Minneſotaſommertage, um 10 Uhr Vormittags, Neu-Ulm verlaſſen und um 7 Uhr Abends zu St. Peter angekommen. Entfernung 30 Meilen. Wege ſchauderhaft. Von St. Peter weiß ich eben

Digitized by Google

nichis beſonderes zu ſagen, ais daß es ſehr hübſch gelegen und jeẞt einen tüchtigen deutſchen Mayae hat, Hrn. Wilhelm Schimmel.

Zu Niralet in einer Taverne, die ſich mit einem polniſchen Wirthshaus meſſen kann, Speck und Eier gegeſſen und dazu eine ſchwäezliche Brühe getrunken, welche man Kaffee genannt hat. Auch wurden hier Pferde gewechſelt. Die Reiſegeſellſchaft beſtand aus zwei Männern und einem angenkranken deutſchen Mädchen, das nach St. Louis reiſ'te, um ſich operiren zu laſſen. Ach, das Mädchen erinnerte mich an jene Reiſe, welche ich mit meiner Tochiee Cora gemachi, um ſie nach Columbus, O., in das Blindeninſtitui zu bringen. Ihre Erblindung beliebten Gläubige eine Strafe Gottes zu nennen; nun da muß wohl ihe Geneſen, ohne ärztliche Hilfe, dee Liebe Gottes zugeſchrieben werden? Es giebt blinde Menſchen, blinde Pferde und ſonſtige Thiere: ſollen auch die Vierfüßler der Strafe Goties unterwarfen ſein? Welchee Unſinn! Welche Entwürdigung des Begriffes eines ſupponirten Gottes, als vallkommenen Weſens!

Von Neu-Ulm nach St. Paul zurückgekehrt verweilte ich da noch zwei angenehme Tage und trat am 13. an Bord der Northern Belle die Rückreiſe an, via Lanſing, Davenport, Burlington und Chicago. An Bord unſerer „Nördlichen Schönen" befanden ſich 10 Mann deutſche Muſiker in Soldatenuniform, geführt durch einen Sergeanten. Das Ziel ihrer Reiſe wae Omaha in Nebraska.

Das Boot ſallte um 9 Uhr des Morgens abgehen, doch es wurde 4 Uhr, ehe zur Abfahrt geläutei wurde. Es iſt höchſt unangenehm, wenn man auf einem Dampfboat kein Zimmer bekömmt, und ſich, wenn müde, nicht hinſtrecken kann. So ging es mie hier bis Abend, da eine große Geſellſchaft von Touriſten erwartet wurde und man nicht wußte, wie viele Zimmee man füe Damen werde gebeauchen müſſen. Ach, der glücklichen Damen in Amerika! Obſchan ſie palitiſch Parias ſind, wird ihnen doch ſocial die höchſte Aufmerkſamkeit geſchenkt und im Hauſe ſind ſie, trotz ihres Bibelglaubens und dee altherkömmlichen Tranungsfoemei, den Männern nicht nue nicht unterthan, ſondern ſogar im Hauſe Ton angebend, und ſie verſtehen es, den verliebten oder gaianten Herrn Gemahl zahm und gehoeſam zu machen wie ein ſchuldlos Lamm.

Als die Excurſioniſten, Eiſenbahnbeamte und ihre Familien aus Chicago und New-York, an Bord waren, wurde endlich um 4 Uhr abgefaheen. Es befand ſich in dee Geſellſchaft amerikaniſchee haut volee eine Schaar ſehe eleganter Damen, die gleich Pfauen mit ihren ſeidenen Schleppkleidern einherſtolzirten, umrungen von eleganten Dandies, die im Courmachen ſo gewandt ſich zeigten wie irgend ein Cavallier der hohen europäiſchen Ariſtokratie. Wäre ein deutſcher Baron, oder ungariſcher Graf an Bord geweſen, ſo hätte er mit dem Feanzoſen ſagen müſſen: c'est tout come chez nous.—Ja, wohl, nur excelliren wir hier weit mehe in politiſchem Humbug der „Volksherrſchaft" und in Karrikirung ſariaier Manieren. Das Geldbraẞenthum hochmüthig und veeſeinert dem Aeußern nach bis zur Karrikatur, die ſogenannten armen und niedern Klaſſen anmaßend u. eoh auf das Extremſte, gehören Einfachheit, feines Benehmen und Intelligenz mit republikaniſchen Tugenden gepaart zue höchſt ſeltenen Ausnahme in unſerer glorreichen Muſterrepublik.

Die Reiſe war durch herrliches Wetter begünſtigi. Es war 8 Uhe des Abends ais wir in den See Pepin einbogen. Mehre der Paſſagiere, beſonders die junge Welt, genoßen die Friſche des Abends am Hurrikandeck, bis ſie die Muſik im Salon zur Quadrille rief. Die Damen, von denen einige ſehr ſchön waren, tanzten mit Grazie und die Herren mit naiver nonchallence. Es wuede auch gewalzt und Galopp getanzt. Der Walzer iſt eine eein deutſche Production, welche durch Ameeikaner zur Karrikatur wied.

Die Elite der Excueſioniſten beſtand aus 60 Perſonen, Herren mit intelligenten Phyſiagnamien und intereſſanten Damen.

Bei den Mahlzeiten wurde an 5 Tiſchen dreimal geſpeiſ't. Dee Tiſch an Bord der Nordweſtlichen Union Compagnie iſt ſehr gut, die Böte ſind geräumig und elegant.

Untee den zahlreichen Paſſagieren befanden ſich auch 7 Japaneſen. Höchſt intereſſant war es für mich über dieſe exotiſchen Exemplare, und über die weiße und ſchwaeze Raſſe dee Aufwärter Revue zu halten, als ſie an drei verſchiedenen Tiſchen beim Speiſen ſaßen und alle insgeſammt Gabel und Meſſee mit derſelben Grazie zu handhaben mußten, wie Jene, die auch in einer Republik es unter ihrer Würde finden, mit Dienern an Einem Tiſche zu ſpeiſen. Die Mulatten, 8 an Zahl, Bediente dee Eiſenbahn-Herrſchaften, hatten intelligente Geſichter. Die Japaneſen, obſchon die geſchickteſten, waren die häßlichſten, und die weißen Aufwärter, 10 an Zahl, hatten den Typus dee Rohheit und Anmaßung.

Als ich im Hotel bei meinem lieben heiligen Nikolaus zu Lanſing angekommen war, erfuhr ich, daß eine Meile van der Stadt ein deutſches Pic-Nic ſtattfinde und ſo machte ich mich denn ſogleich auf den Weg, um meine Freunde und Bekannten in concreto beiſammen zu finden. Es ſchien für ſie eine angenehme Ueberraſchung zu ſein, als der alte Fackler, friſch, geſund und wahlgemuth, in ihrer heiteren Mitte ſeine Erſcheinung machte. Es war da im ſchattigen Gehölz eine zahlreiche Verſammlung von Alt und Jung und trotz des heiligen Sabbathes wurde bei klingendem Spiele echt wacker getanzt. Daß Lagerbier in Strömen floß, iſt ſelbſtverſtändlich: Gambrinus iſt eben der Abgott des deutſchen Valkes, dem Bachus nie den Rang der Herrſchaft wird ſtreitig machen können. Erfreulich iſt es jedoch, daß bei dem unerſeeulichen Bravour-Trinken bei deutſchen Feſten ſehr ſelten Räuſche zum Vorſchein kammen; wie ſie bei ameeikaniſchen Gelagen, wo Whisky getrunken wird, öftee ſich einſtellen.

Digitized by Google

Die Menſchen ſind vorherrſchend ſinnlicher Natur und da dieſe Wahrheit ſich nicht wegdemonſtriren läßt und Jene, die für geiſtige Genüſſe empfindlich ſind, vergebens dagegen ankämpfen, ſo dürfen wir in der neuſten Zeit, ſeit die großartigen Geſangfeſte en vogue gekommen, zu meinen drei lateiniſchen C. füglich und mit Recht noch ein viertes C. hinzufügen, um auch dem Geſange (Cantus) Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen.

Ob denn wohl eine Zeit kommen wird, wo man neben ſinnlichen Genüſſen auch Dichtern, Schriftſtellern und Rednern eine Arena eröffnen wird, um ſich im edlern Wettkampfe Kronen des Verdienſtes und Lorbeeren des Geiſtes zu erwerben?! Noch ſind keine Spuren der Hoffnung vorhanden. Der deutſch-amerikaniſche Geiſt iſt noch lange kein Griechengeiſt.

Wie ſehr ſich übrigens die Menſchen auf dem Standpunkte der bis jetzt erreichten Civiliſation gleichen, können wir auch aus *Saluſtius'* Worten erſehen, der in der Einleitung zu ſeiner Beſchreibung des „Krieges gegen *Jugurtha*" ſagt:

„Iſt der Geiſt gefeſſelt von ſchlimmen Begierden, in Unthätigkeit und Sinnesgenuß verſunken, ſo wird, wenn er verderbliche Luſt genoſſen und Kräfte, Zeit und Geiſt in Stumpfſinn zerronnen ſind, die Schwäche der menſchlichen Natur angeklagt und Jeder der ſich's ſelbſt zuzuſchreiben hat, ſchiebt die Schuld auf die Verhältniſſe.

Wie der Menſch zuſammengeſetzt iſt aus Geiſt und Leib: ſo richtet ſich Alles nach deren Natur. Ein glänzendes Aeußere, großer Reichthum, Körperkraft und Dergleichen ſind von kurzer Dauer, dagegen Werke des Geiſtes unſterblich ſind.*)

Alles Entſtandene altert und vergeht, wenn es ſeine Größe erreicht hat; der Geiſt, unvergänglich, ewig, Lenker des menſchlichen Geſchlechtes, leitet und beſitzt Alles, iſt ſelbſt aber in Niemandes Beſitz. Um ſo mehr muß man ſich über die Verkehrtheit der Menſchen wundern, die, Sklaven ſinnlicher Freuden, träge und ſchwelgeriſch ihr Leben hinbringen, ihren Geiſt dagegen, das Beſte und Bedeutendſte, am menſchlichen Weſen, *aus Mangel an Bildung* in Stumpfſinn erlahmen laſſen; obſchon es ſo viele, ſo mannigfaltige Beſchäftigungen des Geiſtes giebt."

Erwähnenswerth erachte ich, gerade jetzt, wo die Corruption in unſerer modernen Republik ſichtbar überhand nimmt, auch folgende Stellen aus Saluſtius, dem alten römiſchen Schriftſteller, zu citiren:

„Betreff geiſtiger Beſchäftigungen ſind Staatsämter und Befehlshaberſtellen, kurz jede Betheiligung an öffentlichen Angelegenheiten, in gegenwärtiger Zeit am wenigſten wünſchenswerth, weil ja doch weder dem *Verdienſte* Auszeichnungen ertheilt werden, noch ſelbſt Diejenigen, welche durch Schliche*) zu ſolchen gelangten, geſichert, oder deßhalb mehr geehrt ſind."

Saluſtius frägt auch:

„Wo iſt beim jetzigen Zeitgeiſt ein Einziger, der nicht lieber in Reichthum und Aufwand, als in Biederſinn und Thätigkeit mit ſeinen Vorfahren wetteiferte?"

Und ich frage: Sind jetzt nicht ebenfalls Reichthum und Aufwand das goldene Kalb, das unſere modernen Juden-Chriſten dieſer Republik anbeten? Von einem „Wetteifern mit den Vorfahren" kann übrigens bei uns keine Rede ſein, denn die wenigſten Leute wiſſen von ihrer Genealogie mehr als daß ſie ein Vater gehabt haben, und der Werth des Dollars hat in den Augen des Volkes bereits jedes edlere, geiſtige Wetteifern abſorbirt.

„Ob Conſulat u. Prätur an und für ſich etwas Glänzendes und Großes wären, und ihre Geltung ſich nicht vielmehr nach dem Werthe Derer richtete, die ſie bekleiden!

Ich habe mich zu frei und zu tief eingelaſſen, ſchließt Saluſtius, indem der Geiſt in unſerm Staate mich *ärgert* und *anwidert*."

Hört Ihr, ſo war es zur Zeit der Römer! So ſprachen und klagten gerechte Männer und ſo iſt es auch jetzt; ſo hat man auch jetzt Grund zu rügen und zu klagen. Die Klagen jener einzelnen edlen Römer ſind die Quinteſſenz meiner *Vier* großen C. und wenn wir fortfahren in dieſer Huldigung und ſie zur höchſten Stufe treiben, geiſtige Beſchäftigungen und Principientreue hintanſetzend, Aufrichtigkeit und Rechtlichkeit mit Füßen tretend, das goldne Kalb anbetend, dann wird und muß dieſe unſere Republik mit dem römiſchen Staat das gleiche Schickſal treffen. Gleiche Urſachen, gleiche Folgen.

Unter den Deutſchen von Lanſing giebt es tüchtige Charaktere und intelligente Männer, von denen ich beſonders die Gebrüder Kerndt, Reith, Hufſchmidt, Huber, Rupprecht und Schinzel in Liebe erwähne.

Dem Theonit, meinem Lieblingsbluff, habe ich dieſes Mal keinen Beſuch abgeſtattet, da das Pic-Nic die Zeit in Anſpruch nahm. Die alte Birke am Geſtein wurde vor Kurzem vom Sturm zerknickt und ihre zu Boden geſenkten, welken Zweige ſchienen mir zuzuflüſtern: „Alles welkt und Alles fällt mit dem Leben in der Welt."

Die nächſte Station von Lanſing war die deutſche Stadt Guttenberg. Seit Januar 1868 beſteht hier ein Turnverein, der bereits 40 Mitglieder zählt. Turnlehrer iſt Herr Wolter. Die Halle iſt Privateigenthum und der Grund iſt ſtädtiſch. Mit Geſchmack und etwas Geld läßt ſich daraus etwas machen.

Herr Arnemann, ein wiſſenſchaftlich gebildeter Mann, der eine Zeit lang ſich als Bierbrauer verſucht und einige

*) Das heißt Jahrhunderte und Jahrhunderte hindurch ſich erhalten.

*) Bei uns durch Parteiaccommodation und Bedientendienſt. L.

Digitized by Google

tauſend Dallars dabei eingebüßl hat, iſt jetzt Lehrer der Freiſchule. Der Gehalt der hier bezahlt wird, iſt ſehr gering. Ein wohlhabender Logenbruder Arnemanns war voll der chriſtlichen Milde nnd legte einer Schuld wegen Beſchlag auf ſeinen Gehalt von 40 Dollars, monatlich. Freunde und Menſchen kennen zu lernen, muß man in Noth nnd in Verhältniſſe kommen, fremder Hilſe zu bedürſen. Ich erlaube mir, freie Schulvereine anſ Hrn. Arnemann zu Guttenberg aufmerkſam zu machen und bürge für deſſen Fähigkeiten u. ſittlichen Werth.

Das Städtchen iſt ſchön gelegen. Die Herren Fleck u. Co., Reidt nnd Frankenheim machen bedeutende Geſchäfte. Das Drogengeſchäft des Hrn. Heine iſt rrich ſortirt. Es ſind hier einige gute deutſche Gaſthänſer, von denen ich dem Jefferſon Hauſe den Vorzug gebe. Auch an Saions für Erfriſchnngen fehlt es Gutlenberg nicht.

Am 16. brachte mich der große War Eagle 40 Meilen nach Dubuque, um hier meinen drei Abonnenten den letzten Beſuch abzuſtatten. Uhrmacher K o ch, der frühere Herausgeber des Antipfaff in St. Louis, und Se. Hochwürden der Biſchof ſorgen daſür, daß die zahlreichen Deutſchen in Dubuque ohne Fackel und ſonſtige freie Lectüre ſelig werden können. Das Wetter war, ſeil ich St. Paul verließ, kühl und ſehr angenehm und ich fühlte wieder wie um 20 Jahre verjüngt.

An Bord einer Dampffähre fuhr ich nach Dunleith hinüber und ſetzte von da auf den Schienen die Reiſe nach Galena, im Staate Illinois, fort. Eine romantiſch ſituirte Teraſſenſtadt, am ſchiffbaren Fieberfluß. Die Geſchäfte ſind hier unbedeutend; doch giebt es da mehre Leule, die ein großes Capital repräſentiren. Einer meiner älteſten Bekannten und Abonnenten in Amerika iſt hier der geſinnungstüchtige Dr. Wierich; ſo der biedere Italiener De Zoja. Dieſer iſt 72 Jahre alt nnd vermählie ſich vor Kurzem mit ſeiner Schwägerin, einer Schweizerin, 62 Jahre alt. Vernünftige Männer halten ſtels an der Wahrheit feſt, daß es nicht gut iſt, daß der Menſch allein ſei. Sein Haus iſt hübſch geiegen und der Weinberg an demſelben brachte bei der letzten Erndte 100 Gallonen.

Ein anderer alter Mann, eine athletiſche Figur, mit vallem Bart, ärmlich gekleidet, zog in einem Laden meine Aufmerkſamkeit auf ſich. Einſt ein Mann von einer halben Million, hat er jetzt — 78 Jahre alt — nicht, wohin ſein Haupt zu legen. Es iſt Capt. Reed.

Am 18. fuhr ich nach der demokratiſchen Burg Freeport. Eine ſehr hübſche Stadt, die ſich mit jedem Jahr vergrößert. Die Deutſchen bilden da ein manhaftes Contingent. Es beſteht hier eine dentſche Feuerverſicherungsgeſellſchaft, eine deutſche Schule und ein Turnverein.

Von hier via Dixon nach Lyons geſahren; bei Winkoop, dem gemüthlichen Haus, einen delicalen marinirten Fiſch conſumirl, in Eile collectirt und nach Fulton abmarſchirt.

Soll ich nach Chicago, zum großen Sängerfeſt, oder ſoll ich nicht hin? So frug ich mich hier am Depot nnd gewahnt das Vergnügen blas en passant mitzunehmen u. nie es mit Hintanſetzung der Pflicht nnd mit graßen Kaſten zu erkaufen, erfalgte die Antwort alsbald in der Negative.

So fuhr ich denn, den Pian der Collectianstour verfolgend, per Eiſenbahn nach Davenpart im Staat Jowa. Auch hier wohnen viele Deutſche; beſonders viele geſinnungstüchtige Schleswig-Halſteiner. Man hat hier eine gute Bühne, einen Turnverein und Schulen mit ſehr gnlen Lehrern. Die Schule des deutſchen Schulvereins hat jetzt 240 Kinder unter Leitung von drei Lehrern: Kahrmann Körchert und Willrodt. Auch die Privalſchule van True und die van Hannecke und Riepe ſind ſehr gut beſtellt.

In Geſellſchaft des geniaien Jul. Koch habe ich einen ſehr angenehmen Sonntag zugebracht. Vormittags ſpazierten wir zu unſerm gebiideten u. allgemein geachteten Landsmann, Nik. Fejervary, deſſen Reſidenz und pittaresker Lage auf einem Bluff ich bereits in einem früheren Streifzug Erwähnung that.

Zu Miltag geladen war es mir wieder vergönnt, ſtille Betrachtungen anzuſtellen über die ungariſche und die amerikaniſche Küche, welch letztere ſich zu jener wie ein unreifer Kürbiß zu einer reifen ſmyrnaer Melane verhäit. Der malerielle Genuß wurde durch Converſation, durch Stahiſtiche vaterländiſcher Anſichten und Großfolio Photographien der Kaulbach'ſchen Bilder gewürzt.

So reiſ'ten wir denn im Geiſte durch ganz Ungarn n. dieſe Reiſe hat mich tief, tief ergriffen durch Erinnerung u. durch Sehnſucht; vergebene Sehnſucht. Uebrigens wird es, lrotz des durch diplomatiſche Nothwendigkeit errungenen öſterreichiſchen Fortſchrittes noch lange dauern, bis Ungarn ein ſelbſtſtändiger und freier Staat wird, wo ich mich, der Cenſur entwöhnl, ſa ganz heimiſch fühlen könnte.

Die Roſen und Peonien waren in Fejervary's Tusculum in voller Blüthe. Von da gingen wir nach Langenberg's Gartenwirthſchaft, wo uns bei Muſik im Freien eine ausgezeichnete Taſſe Kaffee durch die liebe kleine Bertha kredenzt wurde.

Abends beſnchlen wir einen Ball des Schützenvereins, der rechl hübſch war. Hälte gar ſa gerne getanzt; doch — tempi passati, und ich liebe es nicht, mir von einer Dame eine Gnade zu erbitten. Nein, bei Joh. Schröder's delicatem Hamburger beefsteak n. rother Krütze ſei es geſchworen, das Alter vor Ausgelachtwerden zu bewahren!

Das war ein ausgefüllter Sonntag; kein muckeriſcher Sabbath; ein Tag der Erholnng und des Frohſinns freier Menſchen!

Schließlich habe ich noch zu erwähnen, daß der Turnverein 150 Mitglieder zählt, mit einem Committee für geiſtiges Turnen. Die Bibliothek, wie man mich verſicherte, beſteht ans Einen Band von Freiligrath's Gedichten. Glücklicher Freiligrath! Na, iſt das nicht Radikalismus? Nur

vorwärts, immer vorwärts, niemals rückwärts u. wir deutſche Radikalen bringen einen Umſchwung in das amerikaniſch-politiſche, geiſtige und ſociale Leben, wie ihn die Welt noch nie geſehen hat! En avant! Barkeeper, noch ein Glas Lager; denn die Hitze beginnt unerträglich zu werden! Und da es ſo heiß wird, eile ich denn auch nach dem Schatten meiner Behauſung, halte blos noch zu Burlington an, um einen alten Freund Fr. Becker zu begrüßen und fahre Tag und Nacht hindurch via Chicago und Indianapolis nach Cincinnati. Dem Leſer aber rufe ich zu: „Im Oſten ſehen wie uns wieder!“

Der Himmel. Die Erde. Der Menſch.

Von Franz Schmidt.

Der Himmel.

Schau zum Himmel empor! — Dies geheimnißvolle Blau, das rings über dir hin deinem Blicke Schranken zu ſetzen ſcheint: es iſt kein undurchdringliches Gewölbe, keine feſte Decke, durch welche der Raum geſchieden würde in obere Räume des Himmels und untere Räume der Erde; — dies tiefe, herrliche Blau, das überall die nämliche Wölbung über dir bildet, auf welchem Punkt der Erdkugel immer du ſteheſt: — es iſt nichts Anderes, als die Farbe der Lufthülle, welche die Erde umkleidet, und durch welche hindurch du ſchaueſt in den unermeßlichen, endloſen, äthergefüllten Weltraum.

Es gab eine Zeit der Kindheit auch für das Menſchengeſchlecht, da galt der Himmel für eine „Veſte“, in welche einzudringen dem Auge des Sterblichen verſagt ſei; — da malten die Menſchen den Himmel ſich aus, nicht wie ſie ihn geſchaut, ſondern wie ſie ihn dachten und wünſchten, und glaubten feſt an die Richtigkeit ihrer ſo gebildeten Vorſtellung; — gleichwie die Jungfrau, gleichwie der Knabe die noch unbekannte Zukunft ihres Lebens ſich ausmalen, ohne zu ahnen, daß von all ihrem Hoffen und Glauben vielleicht nur wenig, und ſelbſt dies Wenige ganz ſich anders erfüllen werde, als ſie in der Jugend gedacht.

Die Zeit der Kindheit iſt vergangen für das Menſchengeſchlecht; — der Himmel hat aufgehört eine undurchdringliche „Veſte“ für das Auge des Menſchen zu ſein: wirklich und wahr liegt er vor unſerem Blicke aufgethan! — Und ob wir auch das nicht finden im wirklichen Himmel, was frühere Geſchlechter von ihm gehofft und gedacht, ſo erblicken wir doch des Herrlichen ſo viel, ſchauen hinein in ſo wundervolle Pracht, daß wir gar freudig und gern jenen Träumen entſagen und für ihr Zerrinnen tauſendfachen Erſatz erhalten im Erſchauen, Erkennen, im Genuſſe der Wahrheit!

Schau auf zu den Sternen! — Der erſte Stern, den du blinken ſiehſt, lacht dir die Wahrheit entgegen, daß du — durch den Glanz der Luft und des Aethers hindurch — hierin in den Himmel zu ſchauen vermagſt! Und jener Zweite, jener Dritte, jene Millionen Sterne — ſie ſchimmern dir entgegen aus unendlich weiter Ferne, unermeßlich tief aus den Räumen des Himmels heraus!

Den Ocean magſt du ergründen und ſeine Tiefen durchmeſſen: — die Räume des Himmels nicht! — Und ſchauſt du durch tauſendfach vergrößerte Gläſer in vollendeter Klarheit, was der natürlichen Sehkraft des bloßen Auges nicht zu ſchauen vergönnt iſt: dennoch — je tiefer du blickeſt, deſto weiter und immer weiter thun die Himmelsräume ſich vor dir auf. — Du wirfſt das Maaß irdiſcher Räume hinweg; du beginnſt zu meſſen nach ungeheuren Sternen-Weiten: — doch auch der rieſigſte Maaßſtab verſagt dir den Dienſt — im Meere der Unendlichkeit!

Einſt nannte man die Erde: „Welt.“ — Nun denn, jeder einzelne dieſer Sterne, die du ſchaueſt mit bloßem und bewaffnetem Auge, jeder einzelne iſt eine „Welt,“ wie die Erde und gewaltig größer als ſie. — Und jene leichten Körper, wie leichte Wölkchen in fernen Himmelsräumen ſchwimmen ſiehſt, und die das beſtbewaffnete Auge vom hellen Aether kaum zu unterſcheiden vermag: es ſind Gruppen zahlloſer „Welten,“ die dem ſtaunenden Menſchen auf Erden Kunde von ihrem Daſein geben nur durch den ſchwachen Lichtſchimmer, den ſie zuſammt um ſich verbreiten! — Doch, nicht die Erde, nicht ein einzelner Stern, nicht ganze Gruppen von ihnen, nicht alle zuſammen, die du ſtrahlen und ſchimmern ſiehſt, umfaſſen und bilden die Welt; — **Welt** — das iſt die unermeßliche Fülle des Sein's, das lebt und webt dort im endloſen Himmelsraum, wie hier im Erdenſtäubchen, das in nächſter Nähe dem Wahrnehmungsſinne des Menſchen entſchwindet.

Aber nicht in der Unendlichkeit des Raumes und Stoffes allein, nicht im Anblick, nicht in der Ahnung zahlloſer Sterne und Sternengruppen iſt die ganze Pracht und Herrlichkeit des Himmels erſchöpft; ſondern weiter bieten die ewigen Geſetze des Werdens und Lebens im Weltraum deinem forſchendem Geiſte ſich zum Genuſſe dar.

Da ſchauſt du rundliche Nebelmaſſen; — da tritt in der Einen matt ſchimmernd ein Sternlein hervor; — da iſt aus der andern eine ganze Gruppe von Sternen geboren. — Und ſtaunend ahnſt du, daß jene Nebelmaſſen wohl die Urgeſtalt ſeien, in welcher zuerſt — aus dem ſchaffenden Aether heraus — Geſtirne zur Erſcheinung treten, ahnſt du die Rieſenkraft des Lebens, die ſolch neugebornen Himmelskörper durchglüht — Jahrtauſende auf Jahrtauſende — bis durch die Nebelmaſſe hindurch der erſte Schimmer des jugendlichen Sternleins bricht, und bis dieſes Sternlein end-

lich — völlig befreit von der mütterlichen Nebelhülle, die es geboren — in ungetrübtem Glanze unter Sonnen und Sternen kreist.

„Wie wir in unſern Wäldern dieſelbe Baumart gleichzeitig in allen Stufen des Wachsthums ſehen, und aus dieſem Anblick den Eindruck fortſchreitender Lebens-Entwicklung ſchöpfen, ſo erkennen wir auch in dem großen Weltgarten die verſchiedenſten Stadien allmähliger Sternbildung.“ — (Alexander von Humboldt.)

Da herrſcht Ruhe, Stillſtand niemals und an keinem Punkte; da drehen in ununterbrochenen Kreiſen Sterne ſich um ihre eigene Axe, ſchwingen zugleich ſich um andere Sterne, umkreiſen mit dieſen zugleich ihre Sonne, und folgen ihr weiter auf ihrer Bahn.

Und in all' den endloſen Kreiſen dieſes ewigen Werdens und Lebens, in der Unermeßlichkeit dieſes Weltenlebens: überall die heiligſte Ordnung, ſtets die vollendetſte Harmonie!

Und die Erde ſelbſt, ein Stern unter Sternen, frei ſchwebend im unendlichen Weltraum, folgt ihren Bahnen — gleich den andern Geſtirnen. — Das Geſetz der Schwere, das alles Erdgeborne an ſeine Mutter Erde feſſelt, es gilt nicht für die Erde allein in irdiſchen Räumen, gilt nicht für den „engen“ Bereich des Einzellebens der Sterne, nein! auch die Himmelskörper unter einander folgen einem Geſetze der Schwere, der Maſſenanziehung, das an beſtimmte, rieſige Maſſen die einzelnen Sterne kettet, zu harmoniſchem Ganzen ſie fügt, die Bahnen bedingt, in denen ſie kreiſen und ſo zur Quelle all des Lebens wird, das den Stern, das die Erde umkleidet.

Die Erde.

Blick' um dich, o Menſch! — Die Wunder des Himmels umgeben dich in nächſter Nähe. — Erkenne die Erde als Stern unter Sternen, folge, Denker, ihren Bahnen, ſchau' auf die ſchäumende Fülle ihres Lebens; und du findeſt dich ſelber geſtellt inmitten des Weltenraumes, inmitten der Wunder des Himmels.

Blick' um dich, o Menſch! — Die Luft, die du athmeſt, das Licht, das dich umglänzt, der Tropfen, der dich labt, die Scholle, die dich trägt: es ſind himmliſche Stoffe, ſind Gaben, Erzeugniſſe des nämlichen Weltenlebens, das rings um die Erde herum im endloſen Himmelsraum ſich deinem Auge zeigt!

Andachtsvoll lauſcheſt du gern dem erfahrungsreichen Worte des Alters; lieblich ſpricht es dich an, wenn Menſchen dir ſagen, was Menſchen vor dir gethan, und bewundernd gedenkeſt du gern älteſter Sitten, erſter Spuren des menſchlichen Lebens auf Erden. — Wohlan denn, es iſt dir vergönnt, noch weiter zurückzuſchauen, zurück vor den Beginn des Menſchengeſchlechts; es iſt dir vergönnt, zu erkennen, was dereinſt geſchehen auf Erden, ehe denn es Menſchen gegeben, ehe menſchliche Sinne lauſchten auf die Lebenszeichen der Mutter Erde.

Es iſt die Erde ein Stern unter Sternen; — alſo magſt du am Werden anderer Sterne das einſtige Werden desjenigen Sternes erkennen, an deſſen Wiege kein menſchliches Auge gewacht, des Sternes, den du ſelber bewohnſt. — Und wenn du ſchauend erwägſt die verſchiedenen Grade der Dichtigkeit, in denen ſich die Himmelskörper dir zeigen, von der durchſichtigen Nebelmaſſe, bis zur derzeitigen Feſtigkeit des Erdkörpers, da drängt ſich die Frage dir auf: all dieſe verſchiedenen Bildungsſtufen — hat die Erde wohl auch ſie durchlaufen?

Vor deinem Auge erſtarrt in der Kälte des Winters der feinſte, luftigſte Körper der Erde (Waſſerſtoffgas mit Waſſerſtoff, d. i. Waſſer) zu feſtem Eiſe; — und menſchliche That vermag es, auch die dichteſte Maſſe der Metalle am ſchmelzenden Feuer in Dunſt zu verwandeln. — Wärme alſo und Kälte beherrſcht die Dichtigkeit irdiſcher Stoffe: verſchieden ſind die Grade der Dichtigkeit in verſchiedener Temperatur.

Was aber iſt der Schmelztiegel des Menſchen gegenüber den Wärmkräften, die im Schooße des Aethers ruhen — gegenüber dem Feuermeer, das einen Stern, einen Planeten durchglüht!

Wer wagt es, mit ſeinem Denken die Kraft begrenzen zu wollen, jene allmächtige Lebenskraft des Weltalls, die im harmoniſchen Zuſammenwirken zahlloſer Himmelskörper ihre Quelle hat! — Vor ſolcher Kraft und Allgewalt verſchwindet das Räthſelhafte, das in dem Gedanken dir lag, daß in erſter Geſtalt wohl auch die Erde als dünne Nebelmaſſe aus dem Aether hervorgetreten, und daß ſie ſodann vielleicht als feurig-geſchmolzener „Tropfen“ die Sonne umkreist. — Was menſchlicher Kraft unmöglich erſcheint, das tritt als vollendete Thatſache vor des Menſchen denkenden Geiſt und überläßt es ihm, zu ſchauen, zu forſchen, zu begreifen.

Wie? Die metall- und felſenreiche Erde wäre zu dicht, zu ſtarr, als daß ſie aus einem Lichtnebel geboren ſein könnte? — Was weißt du denn von der Inhaltsmaſſe der Erde, auf welche du dich berufſt? — Wie tief biſt du eingedrungen in die innere Werkſtätte des Erdbodens? — Auch wo der Menſch in den tiefſten Schacht hinabgeſtiegen, da ſteht er noch immer nicht einmal den eilften Theil Einer Meile tief unter dem Spiegel des Meeres, und der Durchmeſſer der Erde mißt 1719 Meilen! — Und dennoch — wie unendlich wenig man noch eingedrungen iſt in die Rinde der Erde: ſchon hat man ſich überzeugt davon, daß die Wärme immer zunimmt nach dem Innern des Planeten zu. — Da gedenkſt du weiter der heißen Ströme von Dampf und Waſſer, die hier und da ſich ergießen auf die Oberfläche der Erde; — du gedenkſt, wie oft der Menſch

Digitized by Google

den Boden unter ſeinem Fuße hat wanken gefühlt und mit Entſetzen gerufen: „die Erde bebt!“ — Du vernimmſt in der Tiefe dumpfes Getöſe und ahneſt in ihm die nämliche Stimme, die dort ſich hören läßt aus den Bergen heraus, welche Dämpfe, Waſſer, geſchmolzene Erdmaſſen aller Art, und Feuer auswerfen. — Du findeſt die aus den Tiefen der Erde herausgeworfenen Stoffe denen verwandt, die längſt vollkommen abgekühlt unter menſchlichem Fuße und menſchlicher Wohnung gelegen, und — wie dicht und feſt du die Erde unter dir gewähnt: du glaubſt nun gern, daß ihr Uebergang von *feurig-flüſſiger* zu feſter Form und nicht vollendet, daß tief im Innern der Erde der feurig-flüſſige Zuſtand fortbeſteht, und nur die äußerſte Rinde des Rieſenkörpers erſt abgekühlt und verdichtet iſt.

Du fühlſt dich geſtellt auf die dünne Decke eines in ſeinen Tiefen raſtlos arbeitenden Feuermeeres; allein — ferne von Furcht und Grauen — erkennſt du, wonnigen Staunens voll, in jenem Sieden und Brauſen des Planeten die ſchaffende Mutterarbeit der Erde, die nämliche Arbeit, welche rings um dich her — von Innen heraus — die Berge emporgerichtet und die Rieſenbecken der Meere eingeſenkt. —

Es ſammelten die Gewäſſer ſich in den Vertiefungen der Erdrinde; — es ſchwand allmählig die Nebelhülle, von welcher umgeben einſt auch unſer Planet gekreiſt; klarer und klarer wurde das Luftmeer, das die Erde umfluthet — bis ſie endlich — von den Strahlen der Sonne getroffen, von Millionen Sternen umglänzt — Leben auf Leben ihrem Schooße entſteigen ließ.

„Das Meer erblickt die Sonne und es lebt.“ – (Oken.)

So durchbricht der Tagfalter, wenn ſeine Zeit gekommen, die Puppe, die ihn umhüllt; ſo das Saatkorn, ſo das Küchlein die mütterliche Schaale, um fortan *im Licht der Sonne* zu leben und zu wachſen.

Nicht nach Jahrtauſenden ſelbſt iſt die Geſchichte der Erde zu meſſen, die ſie bereits durchlebt. — Jahrtauſende hat es gewährt, ehe der Sonne erſter Strahl die Nebelhülle durchdrang u. die ſchon verdichtete Oberfläche der Erde erreichte, ehe die erſte Pflanze entſtand, das erſte thieriſche Leben zu athmen begann; und Jahrtauſende lebt die Erde ſeitdem. — Mehr denn einmal wieder wurde die Geſtalt ihrer ſchon erſtarrten, bewachſenen, belebten Oberfläche verändert: hier gehoben, dort verſchlungen durch Kräfte, die von Innen nach Außen, wie durch ſolche, die von Außen nach Innen wirkten, durch die Gewalten des Feuers, des Waſſers; mehr denn einmal hat die Erde in unerſchöpflicher Zeugungskraft Pflanzen und Thiere *neu geboren*.

Das Kohlenlager, in deſſen Tiefen der Bergmann hinabſteigt, hat einſt geprangt als üppig wuchernde Waldung auf der Oberfläche der Erde. Oft iſt an der Kohle ſelbſt die Pflanzenform deutlich erhalten, und ferner findet ſich ihr einſtiges Bild treulich bewahrt zu zahlloſen Abdrücken ihrer Blätter und Stämme in Thon- und Sandſchichten zwiſchen den Kohlen. — Ein Reichthum, eine Ueppigkeit, Formen einſtigen Pflanzenlebens, tauchen da vor dir auf, wie du Aehnliches heut nur in den *heißen* Zonen der Erde noch findeſt. — Du ſiehſt, es hat einſt auch auf den Nordſeiten der Erde, wo du die Kohle gräbſt, die Pflanze üppiger gewuchert als heut; einſt — da die feſte Rinde noch weniger dicht, das innere Feuer noch näher war an der Oberfläche der Erde.

Nicht die vormalige Pflanzenwelt nur hat dir ihre Ueberreſte aufbewahrt und den getreuen Abdruck ihres Bildes, ſondern auch die Geſchlechter der *Thiere*, die vordem die Erde bevölkert, haben eine gar inhaltsreiche Grabſchrift hinterlaſſen in unzähligen Verſteinerungen ihrer Knochen und Abdrücken ihres Bildes. — Lies dieſe Schrift, entziffere ſie! — Sie erzählt, wie lange wohl die Erde gelebt, wie oft ſie ihr äußeres Antlitz verändert und wie ganz anders, als heut, dereinſt die Geſchöpfe geweſen, die ſie geboren, genährt und begraben.

Jene Rücken und Kuppen der Berge erzählen und weiſen dir auf, was einſt gelebt — auf dem Grunde des Meeres; — hier holſt du aus tiefem Schachte herauf, was einſt *am Lichte der Sonne* gewachſen: — ſo hob die innere, vulkaniſche Arbeit der Erde den Meeresgrund ſammt Allem, was auf ihm lebte und webte, zum hohen Berge empor; — und tief hinab verſenkte ſie die üppigſte Pflanzenwelt.

Bewunderung ergreift dich und Staunen, wenn du den Himmel anſchauſt und des ewigen Reigens der Sterne gedenkſt; — doch wie erhöht ſich dies Staunen, wie fühlſt du dich heiligſter Andacht voll, wenn du dein Auge lenkeſt zur Erde, in die Tiefen der Erde und findeſt auch hier dich mitten in „*himmliſchem*“ Leben; — wenn du der Bahnen der Erde gedenkeſt, in welchen du ſelber ſie begleiteſt; — wenn du ganz deutlich dir machſt, wie auch die Erde, ein Stern, frei ſchwebend im endloſen Raume, *den* Geſetzen nur folgt, die ſie vereinen mit anderen Sternen; wenn du endlich das *Leben* erſchauſt, die unendliche Fülle des Lebens, das rings die Oberfläche der Erde umkleidet — und wenn du ſchauend dir ſagſt: All dieſes wimmelnde Leben hat die Erde zur Mutter; — die Blüthenpracht all der Gewächſe, die Lebensluſt all des Gethiers, ſie ſind die köſtlichen Früchte, die aus des Weltenreigens unerſchöpflichem Füllhorn in den Schooß der Erde gefallen!

Du faſſeſt nicht, *wie* es entſtand, das *organiſche Leben* auf Erden; du fühlſt dich geneigt zu zweifeln, daß es gefolgt als natürliche Wirkung aus völlig natürlicher Urſach, daß es ſei ein lebendiges Zeugniß der Leben zeugenden Kraft der Erde. — Nun, zweifle nur zu! — Die Erde folgt ruhig der Bahn um die Sonne; alljährlich von Neuem kehrt dir der Frühling zurück und kündet laut des Sternenlaufes *allmächtiges* Walten; — und immer reicher enthüllt ſich dem forſchenden Blicke aus dem Schooße der Erde die Wahrheit, daß ſie mehr ſchon des Lebens gezeugt und getragen, als das, welches heut dein Erſtaunen, deinen Zweifel erregt. — Da endlich wohl ſchwindet der

Zweifel, bewundernd bekennſt du: ich ſchaue, ich glaube! — Ja, wundervoll und gewaltig hat die Erde gelebt und geſchaffen; ganze Schöpfungen hat ſie aus ihrem Schooße geboren und in ihn wieder begraben, — begraben nicht zum *Tode*, ſondern zu ewig ſich verjüngendem *Werden* und *Leben*; — und immer weiter ſchritt ihre Entwicklung, immer edlere, vollkommenere Gebilde rief ſie in's Daſein, bis endlich du ſelber entſtandeſt — *der Menſch*, allein unter allem Gewordenen fähig *zu erkennen*; — zu erkennen *deine Mutter: die Erde.*

Der Menſch.

Im fernen Nebelgebilde des Aethers, das du kaum mit deiner Ahnung erreichſt — in den Sonnenbahnen der Erde, denen du folgſt und die du berechneſt — im dröhnenden Krater, der dich ſchreckt — im Blüthenſchmucke des Baumes, der dich entzückt: allüberall iſt es *dieſelbe* lebenſpendende Gotteskraft des Weltalls, die Form und Geſtaltung gewinnt, *dieſelbe* Lebenskraft der Natur, die am herrlichſten und wunderbarſten zur Erſcheinung tritt — *in dir ſelber*, im *Menſchen*, dem jüngſten, dem am reichſten begabten Gebilde der Erde.

Schau' in dich, o Menſch! — und erkenne dich ſelbſt! — Du biſt der Erde jüngſtes Kind, wie du ihr vollkommenſtes biſt, darum ſuchſt du vergeblich dein eigenes Bild unter den Ueberreſten längſt vergangener Erdgeſtaltungen, ſucheſt vergeblich *menſchliche* Spuren, wo der Schooß der Erde die Bilder einſtiger Thier- und Pflanzengeſchlechter birgt und bewahrt. — Der Menſch gehört der letzten, der jüngſten Schöpfung der Erde — und reicher, unendlich reicher iſt er begabt, denn Alles, was zugleich mit ihm aus dem Schooße der Erde erſtand und zum Leben erwachte.

Aber — gleichſam damit er es nimmer vergeſſe, daß er mit all ſeinem Reichthum *der Erde* entſproſſen, drückte Mutter Erde dem Menſchen ſogleich bei ſeiner Geburt ein unauslöſchbares Merkmal ſeiner Abſtammung auf: *verſchieden* erſchuf ſie den Menſchen, je nach den verſchiedenen Formen ihres eigenen Lebens und Seins. — Kaukaſier, Mongole, Amerikaner, Aethiopier, Malaye: es trägt ein Jeder den Stempel des Erdtheils, der ihn geboren.

Erkenne und ſchätze dich ſelbſt nach dem Vergleich mit Allem, was ſonſt die Oberfläche deines Planeten belebt und bewohnt.

Zwar haben die anderen Thiere alle die Organe und Formen mit dir gemein, auf denen das thieriſche Leben ruht, durch die es athmet, lebt, ſich nährt. — Allein auch hierin ſchon hat die Natur dich gütiger, reicher bedacht: dich hat ſie befähigt, in *allen* Zonen der Erde zu leben; — dir hat ſie geſtattet, Speiſe zu wählen, dir Labung zu ſuchen in *jeglichem* Kreiſe der irdiſchen Schöpfung.

Zwar ſind es die nämlichen Sinne: Geſicht, Gehör, Gefühl, Geſchmack, Geruch, durch welche das Thier wie der Menſch im Verkehr und Zuſammenhang ſteht mit Allem, was außer ihm da iſt; ja du findeſt wohl gar die Sinne bei Thieren weit ſchärfer und vollkommener ausgebildet, als ſelber der Menſch ſie beſitzt, findeſt ſelbſt in niederen Kreiſen des thieriſchen Lebens die wunderbarſte Bildung und Vollendung einzelner Organe; — allein auch der ſchärfſte Sinn, auch die vollendetſte Gliederung dient dem Thier nur zur Ernährung, nur zur Erhaltung des thieriſchen Lebens und Seins. — Beim *Menſchen* dagegen — ſiehe! da wird die Wahrnehmung mittelſt der Sinne zugleich zum Grundſtein einer zweiten Welt, zur Welt des denkenden, geiſtigen Lebens im Innern des Menſchen. —

Das Auge, die Sinne des Menſchen und der Thiere ſind Spiegel, in welche das Weltall ſein Bild wirft; aber — *menſchlicher* Kraft *allein* iſt's gegeben, das Auge zu ſchließen und — doch das Bild zu behalten!

Was der Menſch einmal empfunden, geſchaut, das geht ihm nicht wieder verloren; er trägt lebendig in ſich das Bild des einmal Wahrgenommenen. — Und je öfter, je beſtimmter der Eindruck der Dinge auf ſeine Sinne ſich wiederholt, deſto treuer, deſto wahrer bildet und geſtaltet der Menſch den Abdruck davon in ſeinem Bewußtſein, in ſeiner Seele.

So iſt jegliches Ding in der Welt, das ein *menſchliches* Auge erſchaute, ein *menſchliches* Ohr vernahm, das durch irgend einen der Sinne dem Menſchen zugänglich wurde: es iſt zum zweiten Mal da, zum andern Male erſchaffen — im vorſtellenden, begreifenden Geiſte des Menſchen!

Und ſo trägt der Menſch — jeder Menſch — in ſich ſelber das Spiegelbild des Weltalls, wie er es ſich durch Erkenntniß geſchaffen. — Neben der *wirklichen* Welt, in welcher die lebendige Schöpferkraft der Natur unmittelbar zur Erſcheinung tritt, neben der wirklichen Welt erſchafft eine zweite, erſchafft eine Welt der *Vorſtellungen* ſich ſelber *der Menſch*, „der Gottheit leibhaftiges Ebenbild!“

Auf dieſer Welt der menſchlichen Vorſtellung ruht all das Denken, Streben und Schaffen der Menſchen. Waltet Wahrheit und Klarheit tief innen im Tempel des menſchlichen Geiſtes, dann muß auch das *äußere Leben* ſich herrlich und ſelig geſtalten; Jammer aber und Elend folgt unausbleiblich dem Irrthum!

Jegliches Verhältniß, in welchem Menſchen leben mit ihres Gleichen, jegliche Form des Verkehrs, jeglicher Zuſtand des menſchlich-geſelligen Lebens, in welchem ſie jauchzen, unter welchem ſie weinen: ſieh, er fiel weder vom Himmel, noch auch iſt er zugleich mit der Menſchheit entſtanden und dem Menſchen unveräußerlich angeboren; — ſondern der Menſch ſelber, der denkende Menſch iſt es, der ihn erſchaffen.

Inſtinkt leitet das Thier und ſchafft ſeinem Leben Be-

Digitized by Google

friedigung. Denkend dagegen muß der Menſch die Formen ſelber ſich ſchaffen, darin er ſein Leben geſtalte.

Ganz nach dem Bilde, das du vom Weltall in dir trägſt, ganz deiner Weltanſchauung gemäß ſchätzeſt und wägeſt du ab den Werth aller Dinge, unterſcheideſt Gutes von Böſem, beſtimmſt die Richtſchnur für all dein Begehren und Wollen — und was du begehrſt, was du willſt, das eilt die Hand zu vollziehen. — So iſt dein Thun von deinem Wollen, dein Wollen von deinem Urtheil, dein Urtheil von den Begriffen und Vorſtellungen abhängig, die du in dir ſelber trägſt; — die Bildung deiner Gedanken und die Geſtaltung deines ganzen äußeren Lebens iſt bedingt durch die Art, wie du das Weltall anſchauſt im Ganzen und in all ſeinen Theilen.

Im ganzen übrigen Reich der Natur erfolgt das Werden und Wachſen der Dinge, ohne daß ſie ſelber ein Bewußtſein davon in ſich tragen, und ohne daß ein eigener Wille die Formen des Lebens bedingt; — im Kreiſe des menſchlichen Lebens dagegen treten die inneren Geſetze der Menſchennatur zur Erſcheinung nur mittelſt des eigenen Bewußtſeins des Menſchen, und menſchlicher Wille hilft ſie vollziehen. — Darum, wenn dort ein geſunder Keim und ungeſtörte Entfaltung genügt, um geſunde Frucht zu reifen, ſo muß im Menſchen zugleich die Erkenntniß lauter und rein, muß das Denken richtig und wahr ſein, ſollen am Baume des menſchlichen Lebens köſtlich beglückende Früchte gedeihen.

Erblickſt du Noth und Verderben im menſchlichen Leben und ſiehſt, wie Millionen Menſchen ſo wenig zur Entfaltung ihrer herrlichen Naturanlagen, ſo wenig zum Genuß eines reinmenſchlichen Daſeins kommen, daß ſie ſelbſt die Thiere des Feldes beneiden um ihre thieriſche Exiſtenz: dann ſuche die erſte und tiefſte Urſache davon in der Art des menſchlichen Denkens, im Irrthum, der die Menſchen an Erkenntniß der Wahrheit verhindert.

Sind die Menſchen Jahrtauſende lang gewohnt zu denken und ſich vorzuſtellen, ihr Daſein auf Erden ſei von Natur zu Qual und Elend beſtimmt, ſie ſelber — ſündhaft und verworfen von Anfang — könnten nimmer ihr Heil und Glück ſich bereiten, ſondern müßten ihr Heil erwarten von fremder Gnade, allein und in einem anderen, ſpäteren Leben: muß da nicht ganz nothwendig Luſt und Kraft zum Wirken und Schaffen erlahmen und ihr Erdenleben in Noth und Elend verrinnen? — Es iſt ja das äußere Leben des Menſchen nichts Anderes, als die ſichtbare Geſtaltung ihres inneren Denkens und Fühlens!

Tragen die Menſchen lauter und klar in ihrer Vorſtellung das herrliche Bild des Weltalls in all der Fülle von Leben und Glück, von der es durchdrungen; — haben ſie deutlich erkannt, daß Alles, was lebt, ſeine Befriedigung ſucht und findet im Kreiſe ſeines Daſeins; — ahnen ſie die eigene menſchliche Kraft in ihrem unendlichen Umfang; — erkennen ſie unverfälſcht den Drang der eignen Natur, im Erdendaſein ein menſchlich-glückliches Leben zu ſuchen und zu geſtalten; dann, wahrlich, muß ihr Denken, Fühlen und Wollen thatſächlichen Ausdruck finden im Bau des herrlichen Tempels menſchlicher Glückſeligkeit!

Erwäge die unendliche Mühe und Kraft, die aufgeboten wird, um das Erkennen der Menſchen zu hindern, ihr Denken zu umnachten, ihre ganze Weltanſchauung in Verkehrtheit zu erhalten: und all das Elend des Lebens iſt dir erklärt.

Bedenke, wie einſt die nämlichen Mittel und Kräfte dazu benutzt werden können, um vor dem erkennenden Geiſte des Menſchen Natur und Welt auszubreiten in all ihrem Glanze, den Menſchen einzuführen in die Hallen der Wahrheit: und du zweifelſt nicht mehr an der Möglichkeit einer künftigen, glücklichen Geſtaltung des menſchlichen Lebens auf Erden.

Das iſt der Vorzug der Menſchennatur, daß in des Menſchen eigene Hand ſein ganzes Schickſal gelegt iſt. — Läßt er von Lüge und Irrthum ſich bannen, ſo ſchmachtet, verkommt er im Elend; — erſtrebt und erfaßt er die Wahrheit: ſo gelangt er zu ſeligem Leben auf Erden!

Und ob man das Bild der Wahrheit noch ſo dicht verhüllt vor ſeinen Blicken, und ob man ſein Streben nach Freiheit und Glückſeligkeit noch ſo gewaltſam unterdrückt und verkehrt: immer und unaustilgbar bleibt dem Menſchen die Ahnung der Wahrheit, bleibt ihm der Drang, ſie zu verwirklichen im Leben, der Drang nach Erlöſung!

Schau' in dich, o Menſch! — Erkenne dich ſelbſt! — Erkenne dich als herrlichſtes, vollkommenſtes Gebilde deiner Mutter Erde! — Erkenne, daß ſie — wie all ihren Kindern — auch dir, ihrem Liebling, für alle Triebe und Kräfte, die ſie in dich gelegt, für all dein Fühlen, Denken und Wollen, reiche, überreiche Befriedigung bietet, dafern du nicht in unſeliger Verblendung ſie von dir weiſeſt. — Erkenne dich ſelbſt, erkenne die Welt, und — was du über den Wolken geſucht, Himmel und Seligkeit, baue ihn, ſchaffe ſie ſelbſt inmitten deiner Brüder auf Erden!

Die Frauen der franzöſiſchen Revolution.

Von Jules Michelet.

(Schluß.)

Untergang aller Parteien durch die Frauen.

Wenn die Frauen Anfangs der revolutionären Begeiſterung neuen Aufſchwung gaben, ſo waren auch ſie es, die,

Digitized by Google

unter dem Drang blinden Mitleids, frühzeitig genug ihr Scherflein beitrugen zur Reaction. Und ſelbſt damals, als ihr Einfluß auf den Gang der Revolution die höchſte Achtung eingeflößt hatte, waren ſie es, die häufig den Untergang der Parteien herbeiführten.

Lafayette, durch die Uneigennützigkeit ſeines Charakters, durch das Beiſpiel Amerika's und durch Jefferſon's Freundſchaft ein ächter Republikaner, ward zurückgehalten durch den Einfluß ſchmeichleriſchen Frauen, die ihn umgarnten, vor Allem durch den Einfluß ſeiner eigenen Frau, deren ſcheinbare Reſignation, deren Schmerz und Tugend mächtig auf ſein Herz einzuwirken verſtand. In ihr hatte er ſtets einen beredten Anwalt des Königsthums um ſich, beredt durch den ſtummen Thränenerguß. Sie war untröſtlich darüber zu ſehen, daß ihr Gemahl ſich zum Kerkermeiſter des Königs gemacht hatte. Eine geborene Noaillee, hatte ſie mit ihren Verwandten ihre Jugend im Kloſter der Miramionen, an einem der bedeutendſten Heerde des royaliſtiſchen Fanatismus, verlebt und endlich ſchloß ſie damit, daß ſie ihren Mann, der nach und nach durch ſie ein Vertheidiger des Königsthums geworden war, verließ und ſich nach der Auvergne zurückzog.

Die Sieger Lafayette's, die Girondiſten, ſind, wie wir geſehen haben, nicht minder durch den Einfluß der Frauen compromittirt und ihrem Untergange entgegengeführt worden. Wir haben geſehen, wie Vergniaud's Genie ſich einſchläfern und entnerven ließ durch die allzu ſüßen Töne des Harfenſpiels der Mademoiſelle Candeille.

Robespierre, fälſchlich angeklagt durch den Leichtſinn ſeines Bruders, war mit Recht verdächtig geworden durch die abgöttiſche Anbetung, die er ſich ruhig gefallen ließ, durch den lächerlichen Fetiſchdienſt, womit er ſich durch ſeine Scheinheiligen umringen ließ. Der Cultus, den ihm die Mutter Gottes, Katharine Théot, angedriben ließ, hat mehr, als man glaubt, zu deſſen Sturze beigetragen.

Wenn wir von den Republikanern zu den Royaliſten übergehen, ſo drängt ſich uns ganz dieſelbe Beobachtung auf. Die Unklugheiten der Königin, ihre Heftigkeit, ihre Fehler, ihre Verbindungen mit dem Auslande trugen mehr als alles Uebrige dazu bei, den Sturz des Thrones zu beſchleunigen.

Die Vendéerinnen arbeiten frühzeitig am Zuſtandekommen und Umſichgreifen des Bürgerkrieges. Aber die blinde Wuth ihres Eifers war auch eine jener Urſachen, woran die Folgen deſſelben geſcheitert ſind. Ihre Hartnäckigkeit, der großen Armee zu folgen, die im Oktober 93 die Loire überſchritt, trug mehr als alles Andere dazu bei, ſie zu paralyſiren. Der Schuldigſte aller Vendéer, Herr von Banchamps, hatte ſeine ganze Hoffnung in die Verzweiflung, in die Kraft, die Jene verleihen würde, geſetzt. Er hatte, als er ſeine Feſtung, ſein ſicheres Bocage, verließ, ſich der Hoffnung hingegeben, die Vendée würde Frankreich, deſſen Heere an den Grenzen ſtanden, überrumpeln und vom Joche der Republik befreien können. Dieſe wilde Eberjagd bedurfte der Blitzeseile, eines ſchreckenerregenden Anſtoßes, der kräftigen Entſcheidung von Seiten der Männer und Soldaten. Bonchamps hatte nicht vorausgeſehen, daß 10 bis 12,000 Weiber ſich an die Ferſen ſeiner Vendéer ketten und ihnen nachfolgen würden. Dieſe Frauen hielten es für zu gefährlich, im Lande zurückzubleiben. Abenteuerlich und von demſelben Eifer beſeelt, der ſie zur Entzündung des Bürgerkriegs entflammt hatte, waren ſie entſchloſſen, auch alle Wechſelfälle und Gefahren deſſelben zu theilen. Sie ſchwuren, beſſer und ſchneller zu marſchiren, als die Männer, und waren entſchloſſen, bis ans Ende der Welt zu ziehen, um ihre bedrohten Altäre zu retten. Die Einen, (Frauen, welche bis dahin eine ſitzende Lebensweiſe geführt) die Andern, (Nonnen, wie die Aebtiſſin von Fontevrault) ſchwärmten in ihrer Einbildung für den unbekannten Reiz eines Kreuzzuges, für ein freies, kriegeriſches Leben. Und warum ſollte, wenn es anders Gottes Wille war, die Revolution, ſo ſchlecht vertheidigt durch die Männer, nicht beſiegt werden können durch die Frauen, deren Fanatismus den höchſten Gipfel erreicht hatte?

Eine dieſer Frauen, die bis dahin eine ſtille, fromme Nonne geweſen war, befragt, was ſie davon hoffe, daß auch ſie ſich dieſem confuſen Heere anſchließe und alle Gefahren deſſelben zu theilen entſchloſſen ſei, erwiederte ganz kriegeriſch:

— Ich ziehe mit, um dem Convente Furcht einzujagen.

Viele dieſer Vendéerinnen glaubten, daß die Männer, weniger leidenſchaftlich, weiblicher Anregung bedürften, um deren Muth aufrecht zu halten und deren Thatkraft anzuſtacheln. Sie zogen mit, um ihre Männer und Geliebten anzufeuern und ihren Prieſtern Muth und Vertrauen zum Herrn der Heerſchaaren einzuflößen.

Beim Uebergange über die Loire waren nicht genug Barken da, um dieſen großen Nachtrab von Frauen hinüberzuführen. Währeud benutzten ſie die Zeit, um zu beichten. Die Prieſter, ausruhend auf den Hügeln des Ufers, hörten deren Beichte und ertheilten ihnen für alle Gräuel, die ſie den Feinden des Thrones und der Altäre gegenüber auszuüben entſchloſſen waren, im Voraus Abſolution und alle Segnungen der beleidigten Kirche. Dieſe Segenausgießung en masse wurde plötzlich durch einige ins Blaue abgefeuerte Schüſſe der republikaniſchen Kanonen getrübt. Einer dieſer frommen Beichtväter ergriff das Haſenpanier. Die Beichtende holt ihn ein, hält ihn zurück und verlangt: Zuerſt Abſolution, mein Vater! — Nimm ſie, meine Tochter, und laß mich los. Sie aber, damit nicht zufrieden, hielt ihn an ſeiner Kutte zurück und zwang ihn dem Feuer Trotz zu bieten.

Aber wie unerſchrocken auch dieſe Frauen immerhin waren, nichts deſto weniger blieben ſie für das Heer ein großes Hinderniß. Außer 50 großen Wagen, in welchen ſich

Digitized by Google

einige Hunderte von ihnen zuſammengedrängt hatten, gab es Tauſende, die auf Karren, zu Pferde und zu Fuße mitzogen. Viele ſchleppten ſogar ihre Kinder mit. Mehrere darunter waren hochſchwanger. Bald fanden ſie die Männer ganz anders, als ſie es beim Abmarſche geweſen waren. Die Tugenden des Vendéers hielten an deſſen Gewohnheiten feſt. Außerhalb ſeiner Häuslichkeit war er ſehr bald außer Rand und Band. Sehr bald ſank das Vertrauen, das er in ſeine Anführer und in ſeine Prieſter geſetzt. Die Erſteren hielt er in Verdacht, entfliehen und ſich einſchiffen zu wollen. In den Reihen ihrer Prieſter offenbarten ſich die Streitigkeiten, die Schurkerei des Biſchofs von Agra, die Ränke Berniers, ihre bis dahin nur im Verborgenen ausgeübten Unſittlichkeiten in ihrer ganzen cyniſchen Nacktheit. Das Heer verlor da ſeinen Glauben. Es gab da keine Mitte. Geſtern noch fromm und gottesfürchtig, begann man heute ſchon zu zweifeln und nichts mehr zu reſpectiren.

Die Vendéerinnen bezahlten auf ſchreckliche Weiſe den Antheil, den ſie am Bürgerkriege gehabt. Ohne von den Noyaden, von den Ertränkungen en masse zu reden, die bald nach deren Ausrücken erfolgten, wurden nach der Schlacht bei Mans einige dreißig dieſer Frauen niedergeſchoſſen. Viele Andere, es iſt wahr, wurden durch die republikaniſchen Soldaten gerettet, die, den zitternden Schönen ihren Arm reichend, ſie galant aus der Klemme riſſen. Viele verbargen ſich, ſo gut es ging, bei den Familien in der Stadt. General Marceu*) rettete in ſeinem Cabriolet eine junge hübſche Vendéerin, die in der Schlacht all die ihrigen verloren hatte. Es ſchien ihr wenig an ihrem Leben und an ihrer Rettung gelegen. Sie that nichts, um ihren Retter in ſeiner menſchenfreundlichen Abſicht zu unterſtützen. Sie ward vor Gericht geſtellt und zum Tode verurtheilt. — Einige unter ihnen heiratheten diejenigen, die ſie aus dem Getümmel der Schlacht gerettet hatten; aber dieſe Heirathen fielen größtentheils nicht glücklich aus, denn bald erwachte im Herzen der fanatiſchen Frauen der alte Haß von Neuem.

Ein junger Beamter von Mans, Goubin, fand am Abende der blutigen Schlacht**) ein armes Mädchen, das ſich hinter einer Thür verborgen hatte und nicht wußte, wo ſie ſich ein Obdach ſuchen ſollte. Er ſelber noch fremd in der Stadt, wußte kein Haus, in welchem er ſicher glaubte; aus dieſem Grunde nahm er ſie zu ſich. Dieſe Unglückliche, bebend und zitternd vor Furcht und Kälte, mußte ſich in ſein Bett legen. Da ſein Gehalt nur 600 Francs betrug, bewohnte er ein kleines Zimmer, in dem ſich nichts mehr als ein Bett und ein Stuhl befand. Acht Nächte hinter einander ſchlief er auf dem Stuhle. Dadurch abgemattet und erkrankt, erlaubte ihm das Mädchen, angekleidet an ihrer Seite zu ruhen. Unnöthig zu ſagen, daß er das that, was ſein mußte. Ein glücklicher Zufall erlaubte dem Mädchen, bald darauf zu ihren Aeltern heimzukehren. Es fand ſich, daß ſie reich, von vornehmer Familie und, was darum um ſo erſtaunenswerther iſt, eingedenk der Dienſte war, die ihr der arme Teufel von Commis geleiſtet hatte. Sie ließ dem jungen Bürger Goubin ſagen, ſie wolle ihn heirathen.

„Ich danke, Bürgerin," erwiderte er, „ich bin Republikaner. Die Blauen müſſen blau bleiben!"

*) François Severin Desgravier Marceau war, nach Ausſage aller Geſchichtsſchreiber, einer der ritterlichſten Charactere der Revolution. Mit 22 Jahren Brigadegeneral, ein Freund Klebers ſtach ſeine reine uneigennützige Vaterlandsliebe wohlthuend von der Habgierigkeit und Grauſamkeit der meiſten andern Revolutions-Generale ab. In einem Alter von 27 Jahren ſtarb er auf dem Felde der Ehre. E. M. O.

**) Die Schlacht von Mans ward am 18. Dezember 1793 geſchlagen. E. M. O.

Die durch die Frauen bewirkte Reaction im halben Jahrhundert, das der Revolution gefolgt iſt.

Nach dem 9. Thermidor (nach dem Sturze Robespierre's) hatten mehrere Urſachen zuſammengewirkt, um die Reaction zu beſchleunigen.

Die außerordentliche Ausdehnung der revolutionären Herrſchaft, die Abgeſpanntheit einer Folge von Dingen, die dem Geiſte wie dem Herzen die härteſten Opfer auferlegt hatte. Das Mitleid, das ſich Aller bemächtigte, war unwiderſtehlich.

Kein Wunder alſo, daß die Frauen, mitleidsvoller als die Männer, die mächtigſten Triebfedern, die thätigſten Agenten der Reaction wurden.

Die von der Revolution verlangte Vernachläſſigung des Coſtüms und der Toilette, die Annahme der volksthümlichen Sprache und Gewohnheiten, das „Debraille" jener Epoche war mit dem Namen Cynismus gebrandmarkt worden. In Wahrheit hatte die republikaniſche Gewalt in ihrer wachſenden Strenge allen Ständen die Strenge der Sitten als Gewährſchaft des Bürgerſinns auferlegt.

Eine Art moraliſcher Cenſur ward nicht allein durch die Obrigkeit, ſondern mehr noch durch die populären Geſellſchaften ausgeübt. Mehr als ein Mal wurden Ehebruchs-Prozeſſe vor die Gemeinde und vor die Jacobiner-Clubbs gebracht. Die Eine wie die Andern entſchieden, daß jeder unmoraliſche Menſch in den Augen der Republik verdächtig iſt. Dies war eine folgenſchwere Bezeichnung, mehr gefürchtet als irgend eine andere Strafe.

Keine Regierung hat härter als die Republik die öffentlichen Mädchen verfolgt. Bälle und Spiele (damals gleich bedeutend mit Proſtitutionshäuſern) waren faſt gänzlich verſchwunden.

Die Salons, in welchen bis 92 die Frauen ſo ſehr geglänzt hatten, ſchloſſen ſich vor 93.

Die Frauen fühlten ſich wie vernichtet. Unter dieſer wilden Regierung blieb ihnen kein anderer Ausweg übrig, als Gattinnen und Müttee zu ſein, was nicht Allen unter ihnen genügen wollte.

Der 9. Thermidor entzügelte alle Leidenſchaften. Noch an demſelben Tage begann ein wildes Bachanal.

Auf dem langen Spazierwege, den man Robespierre machen läßt, um ihn zum Schaffot zu führen, wae nichts ſchrecklicher als der Anblick dee um jeden Preis gemietheten Fenſter. Unbekannte Geſtalten, die ſich bis dahin verborgen gehalten, waren mit Einem Male wieder ans Licht getreten. Eine Welt reicher Wollüſtlinge u. verworfener Geſchöpfe brüſtete ſich mit auffallendem Luxus auf den Balcons, an welchen der Zug vorüberkam. Namentlich boten die Frauen ein nicht zu duldendes Schauſpiel dar. Schaamlos und, unter dem Vorwande der Juli-Hitze, halb entblößt, Hals und Buſen mit Blumen geſchmückt, auf den Sammet der Balcone gelehnt und mit halbem Körper auf die Saint-Honoré-Straße hinabgebeugt, ſchrieen ſie mit greller Freude: Zum Tode, auf die Guillotine mit dem elenden Tyrannen, der alle unſere Freuden geſtört hat! An dieſem Tage legten ſie dreiſt wieder ihren großen Staat an und Abends wagten ſie wieder in der Geſellſchaft ihrer leichter aufathmenden Anbeter zu ſoupiren. Niemand legte ſich mehr Zwang an.

Einen Tag darauf verließ Sade ſein Gefängniß.*)

Als der Zug der Verurtheilten vor dem Hauſe des Schreiners Duplay ankam, führten die Schauſpielerinnen eine Scene auf. Wie Furien umtanzten ſie den Karren, auf welchem der Feind ihrer Ausſchweifungen, mit zerſchmetterter Kinnlade, ſich befand. Ein Kind ſpritzte mit einem Beſen aus einem mit Ochſenblut gefüllten Eimee Blutstropfen gegen das Haus in dem er gewohnt hatte. Robespierre ſchloß die Augen, um nichts von Allem zu ſehen.

Abends rannten die nämlichen Bacchantinnen nach Saint-Pélagie, wo die Mutter Duplay gefangen ſaß, um ihr in die Ohren zu ſchreien, daß ſie die Wittwen der Schlachtopfer Robespierre's ſeien. Sie ließen ſich durch die erſchreckten Gefängnißwärter die Pforten des Kerkers öffnen, erwürgten die alte Frau und hingen ſie an dee Gardinenſtange auf.

Paris ward mit Einem Male, trotz der herrſchenden Hungersnoth, wiedee heiter und froh. Das Palais royal wimmelte wieder von Spielern und Freudenmädchen und andern Damen, die, halb nackt, mit Jenen in der Schauſtellung ihrer Reize zu wetteifern ſchienen. Dann öffneten ſich jene „Bals des victimes“ wo der ſchaamloſe Luxus in den ausſchweifendſten Orgien ſeine falſche Trauer umherwälzte. Dee gefühlvolle Menſch ſpeculirte, ſeufzend, auf die Aſſignaten und Nationalgüter. Die „bande noire“ beweinte mit heißen Thränen Anverwandte, die ſie nie beſeſſen hatte. Die Marquiſinnen und die Gräfinnen, die royaliſtiſchen Tänzerinnen und Schauſpielerinnen, aus den Gefängniſſen und aus ihren Schlupfwinkeln hervorkriechend, arbeiteten, ohne ſich zu ſchonen, an ihrer großen, gemeinſchaftlichen Aufgabe, den Schrecken zu royaliſiren. Sie umſtrickten die Terroriſten, bezauberten die Thermidoriens, trieben deren Hand zum Morde und gaben ihnen das Meſſer in die Hand, um der Republik die Adern zu öffnen und ſie verbluten zu laſſen. Viele von den Montagnards, wie Tallien, Bentabolr, Rovere, verheiratheten ſich mit Damen aus dem alten Adel. Der Fleiſcher Legendre lange Zeit abgemagert wie ein zur Ader gelaſſener Ochſe, ward von Neuem wüthend unter dem Stachel der Mademoiſelle Contat; dieſe boshafte Suſanne des Beaumarchais'ſchen Figaro's warf dieſem Stiere ihr Strumpfband zu und trieb ihn mit geſenkten Hörnern mitten durch die Reihen der Jacobiner.

Hiee wollen wir einhalten. Das Alles iſt nicht mehr die Revolution. Dies Alles iſt der Anfang der langen Reaction, die ſeit einem halben Jahrhundert fortdauert und fortdauern wird bis zu dem Tage, wo Feankreich ſich erinnern wird, daß die Freiheit kein leerer Schall, ſondern ein im Herzen des Volkes tief gewurzelter Glaube, die Religion der Zukunft, iſt.

---

*) Alphonſe Marquis v. Sade, der berüchtigte Verfaſſer der „Juſtine“ und anderer ſchaamloſen Romane, war während der Schreckensherrſchaft Secretär der Volksgeſellſchaft der „Pikenmänner“ und auf Robespierre's Antrag, des Moderantismus verdächtig, in den Kerker des Madelonnettes geworfen worden. Robespierre haßte dieſen Elenden, weil er überzeugt wae, daß deſſen obſcönen Romane mehr als alles Andere zur Demoraliſation dee Geſellſchaft beigetragen hatten. Entſchloſſen, ihn bei der erſten Gelegenheit hinrichten zu laſſen, ſagte er zu Saint-Juſt: Ich ziehe es vor, ihn in ein Narrenhaus zu ſperren, weil es Augenblicke giebt, wo ich ihn zu ſchlecht für die Guillotine halte. E. M. O.

Aeſthetiſche Feldzüge.

Von L. Wienbarg.

Haben wir die äſthetiſche Weltanſchauung als eine Offenbarung der Geſchichte angeſpeochen, unſerer Zeit aber eine ſolche abgeſprochen, ſo müſſen wir deſſenungeachtet das Zugeſtändniß machen, daß das äſthetiſche Gefühl auch zu unſerer Zeit Anſprüche mache, Urtheile fälle, zu Handlungen reize, Befriedigung ſuche. Wir ſchreiben uns einen

Digitized by Google

Geſchmack zu, um eine ſchöne That von einer häßlichen zu unterſcheiden, um eine Sudelei nicht mit einem Meiſterwerk zu verwechſeln; und ſind wir ſelbſt die Handelnden und die Künſtler, ſo trachten wir bei unſeren Handlungen und Produktionen ſowohl nach eigenem, als nach fremdem Beifall, und ſuchen das Mißfallende nach Kräften zu vermeiden. Was alſo unterſcheidet uns und unſere Zeit von ſolchen Menſchen und Zeiten, die ſich einer gemeinſamen Weltanſchauung zu rühmen haben? Nach dem Bisherigen und Ihrem eigenen Gefühl iſt die Antwort: der Mangel an Einheit und daher der Mangel an Kraft und Sicherheit, und daher der Mangel an Wahrheit. Wir ſind im Handeln eben ſo unſicher, wie im Genießen, im Schaffen eben ſo ſchwankend, wie im Beurtheilen, Kopf ſtößt ſich an Kopf, Gefühl an Gefühl, es iſt eine Welt von Diſſonanzen, die ihren Generalbaß erſt von der Zukunft erwartet.

Was iſt ſchön? Was nennt man heutzutage unisono eine ſchöne That? Denken Sie an den Aufſtand der Polen! — Daß vor vielen Jahrhunderten die Schweizer ſich von Oeſtreich losriſſen, daß Tell den Gesler erſchoß, daß Winkelried der Freiheit eine Mauer war und die feindlichen Lanzen in ſeine eigne Bruſt ſchob, das finden wir allerdings unisono ſchön und es iſt jedem Deutſchen ſowohl polizeilich, als äſthetiſch erlaubt, darüber in gelinden Enthuſiasmus zu gerathen. Allein, daß ein ſchändlich zerſtücktes und unterdrücktes Volk vor unſern Augen die Eisdecke der Tyrannei in die Luft ſprengt, daß es eine Nacht gab, wo wir ruhig in unſern Betten ſchliefen und Gott weiß, von welcher Oper träumten, eine Nacht, wo eine Handvoll kühner Jünglinge den Palaſt zu Warſchau ſtürmten und nach der Flucht und dem Tode von wenig feilen Kreaturen einer Morgenröthe zujauchzten, welche die geſprengten Ketten einer großen und edelmüthigen Nation beleuchtete, dieſes Ereigniß und alle die glänzenden Thaten und Opfer, die es nach ſich zog — fand es ſo allgemeinen Anklang, riß es ſo allgemein und wahrhaft die Gemüther hin, oder hörte man nicht, wo 12 zuſammenſtanden, den Einen verabſcheuen, den Andern bewundern und Zehen mit den Händen klatſchen, als wohnten ſie nur im Theater der Welt der Aufführung eines ſchönen Stückes bei.

Ich führe eben dieſes tragiſche, uns ſo nahe liegende Beiſpiel an, um zu zeigen, was es für eine Bewandtniß habe mit unſern äſthetiſchen Gefühlen, wenn auch die glühendſte Thatenſchönheit ſich vor unſern Blicken aufthut. Hier ſehen Sie eine That, von deren Schönheit man durchdrungen ſein muß, wenn man einen Tropfen Römerblut, einen Hauch aus Timoleons Seele in ſich ſpürt, wenn nicht Alles Lüge und Schulgeſchwätz iſt, was wir der alten Geſchichte nachrühmen, der kontraſtirendſten Beurtheilung anheim fallen, nach den Extremen der Bewunderung und des Abſcheus hingetrieben und bei der Menge entweder dumpfes Staunen, ſtupides Ergötzen, oder eine Art von künſtleriſchem, dramatiſch-theatraliſchem Wohlgefallen erregend. Ein ſolches Schickſal, meine Herren, wird jede andere ſchöne That unter uns erleben: Viele werden ſie ſchön finden, nicht als Ereigniß der Geſchichte, nicht als ſittliche Handlung, nicht als wiederbegeiſternde Begeiſterung ſchöner Seelen, ſondern als ein ſchönes Natur- oder Kunſtprodukt, deſſen bequeme und ruhige Betrachtung wohl eine angenehme Wärme im Herzen verbreitet, aber eine Wärme, die für das Herz ſo flau und unſchuldig iſt, wie eine Taſſe Thee für den Magen; immer nur Wenige wird es geben, denen die That auf's Herz ſchießt, wie ein Blitz, entzündend, begeiſternd, zu ähnlichen Thaten beflügelnd, kurz, auf deren Gemüth die geſchichtliche, lebendige Schönheit, wie es in ihrem urſprünglichen Weſen liegt, geſchichtlich und lebendig wirkſam iſt.

Leichter, werden Sie ſagen, vereinigt man ſich über die Schönheiten der Kunſt und Dichtung. Sie haben recht, und das iſt es auch eben, was dem Künſtler und Dichter nicht allen Muth nimmt in dem Maaß, wie dem handelnden Menſchen, das iſt ſogar die Urſache, weswegen der Aeſthetiker, wenn er auch ſeiner Aufgabe nicht entſprechen kann, die Aeſthetik nicht ganz fahren läßt. Laſſen Sie ein Dichtergenie, gleich dem des Shakſpeare, die Polenrevolution, den Kampf und Untergang der Freiheit, großartig poetiſch in ruhiger Zeit auf die Bretter bringen, „welche nicht die Welt ſind, ſondern die Welt bedeuten,“ wie Schiller ſagt, dann werden Sie hören, wie alle Urtheile ſich vereinigen, wie das Parterre klatſcht, wie die Fähndriche ſich in die Bruſt werfen, wie die Kritiker ihre Brillen wiſchen, welcher Enthuſiasmus ſich in den Logen verbreitet und wie vielleicht ſelbſt ein erſtarrtes Amts- und Miniſtergeſicht am Schluß des Stücks und der Freiheit Thränenwaſſer und einen Reſt von Mitgefühl und Wehmuth auf den Wangen hat.

Woher dieſe Erſcheinung? Hat der Dichter Begeiſterung und Schmerz der That erſt hinzugedichtet, oder gehören ſie nicht vielmehr der That an; hat der Dichter Erhabenes und Schönes aus ſeinem Hirn geboren oder iſt nicht bereits die That erhaben und ſchön, liegt Alles, was ſo mächtig rührt, nur darin, daß es in Verſen ausgeſprochen und in fünf Akte vertheilt iſt, oder hat die Poeſie einen tieferen Grund, weswegen ſie zum Herzen ſpricht? Ja, die Poeſie hat einen tieferen Grund. Die dramatiſche Poeſie wäre gar keine ohne die Poeſie der That, der Dichter iſt kein Gott, der uns aus angebornem Kraftvermögen neue Welten erſchaffen könnte, er iſt auch kein Taſchenſpieler, der durch Reim und Klang, durch eine rhythmiſche Abwechſelung von ſechs metriſchen Füßen, allerhand Phantome der Luſt und des Schmerzes, der Furcht und der Begeiſterung in der Seele ſeiner Zuhörer aufregen könnte; der Dichter nimmt Stoff und Begeiſterung aus der That und die höchſte Palme hat er errungen, wenn die Schönheit der That aus dem Leben in eine andere Welt, in die Kunſtwelt, von ihm verpflanzt, ſein Gedicht durchſtrahlt und wieder vom Gedicht, wie ein Juwel in der Einfaſſung, neuen Glanz annimmt. So durchläuft die Schönheit einen doppelten Kreis und bringt zwei-

ſache Wirkung hervor, einmal im Leben, als ſittliche, poetiſche, hiſtoriſche, geſellſchaftliche, das andere Mal in der Dichtung, als künſtleriſche, dramatiſche, epiſche. In beiden Fällen wirkt ſie ein äſthetiſches Gefühl, aber im erſten mehr ein thätiges, im andern mehr ein leidendes, im erſten mehr ein unmittelbar, im zweiten ein mehr mittelbar rückwirkendes. So ſollte, wollte ich ſagen, die Schönheit einen doppelten Kreis durchlaufen u. ſowohl auf den Willen, wie auf das Gefühl ihren zaubervollen Einfluß ausüben; allein wir gingen mit Recht davon aus, daß der Zauberſtab der Schönheit, womit ſie die Zuſchauer u. Hörer ſchöner, großer Thaten, ſelbſt wieder zu ſchöner und großer That bewegt, leider keine Macht über uns ausübt, u. daß nur das Luſtigere der Kunſt unſere Gemüther bewegt, und zur paſſiven Mitempfindung anreizt.

Ueber das Schöne in Kunſt und Dichtung findet daher eine leidliche Verſtändigung in der Regel Statt, auch theilen wir beim Anblick ſchöner Gemälde und Gedichte miteinander ſo ziemlich denſelben Eindruck; allein im Gebiet des Thatſächlichen zerfallen die Meinungen und Gefühle und hier, wo das Schöne unmittelbar aus der Quelle ſprudelt, wo es vom göttlichen Athem noch gleichſam warm angehaucht iſt, hier läßt es ſo Viele kalt; hier wird es von ſo Vielen verſchmäht. Plato wollte keine Dichter in ſeine Republik aufnehmen, ſondern nur handelnde Männer, unſere Geſetzgeber wollen keine Männer, nur Dichter im Staat, keine Thaten, nur die Schatten derſelben, keine andern Schönheiten, als gereimte und gemalte.

Eben daher iſt uns denn auch der Begriff der Schönheit ſo zuſammengeſchrumpft, daß der Name: ein ſchöner Geiſt, eben nur einen Belletriſten von Fach andeutet, der Ausdruck einer ſchönen That uns an ein gegebenes Almoſen und an Alles eher, als an eine heroiſche Handlung erinnert; die ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte aber mitſammt den Schönheiten der Natur, ſchönen Weibern, ſchönen Blumen den ganzen Inbegriff des Schönen ausfüllen.

Unſere Aeſthetiker, wenn ſie die Frage, was iſt die Schönheit, aufwerfen, haben dabei faſt nur die Proportionen des Geſichts und der menſchlichen Geſtalt vor Augen, und wenn ſie dieſe beſondere Schönheit in eine Definition gezwängt haben, ſo glauben ſie die Weihe der Aeſthetik damit ertheilt zu haben, noch dazu ſchlug der Gott der Schönheit die Meiſten mit Blindheit.

Uebereinſtimmung der Theile erklären Viele als das Myſterium der Schönheit; wobei noch dazu die kläglichſte Verirrung zur Einſeitigkeit hinzutritt; denn die Theile eines Kamſchadalen ſtimmen eben ſo gut überein, wie die Theile eines Antinous und überhaupt iſt Proportion nichts weiter, als Maaß. Man kann alle Verhältniſſe beobachten, jede Figur in ſo und ſo viel Kopflängen eintheilen, ohne doch eine ſchöne Geſtalt zu Stande zu bringen. Die Schönheit liegt auch da wieder in etwas, was in der Definition nicht liegt. Andere ſprachen von der Angemeſſenheit jedes einzelnen Theils zum Zweck des Ganzen. Aber Polyphems großes Stirnauge iſt eben ſo gut zum Sehen geſchickt, als Apollo, und ſo zweckmäßig auch und harmoniſch mit dem ganzen Leibe die Stacheln eines Stachelſchweins emporſtarren, ſo wenig ſchön finden wir dieſen Anblick. Der engliſche Maler Hogarth fand die Lineamente der Schönheit in der Wellenlinie, wonach denn auch das unförmlichſte Ganze, die ödeſte Seekiſte, mit den Spuren der Wellenlinie darin ſchön genannt werden müßte.

Fragt die Kröte, ſagt Voltaire, was ſchön iſt, oder einen Schwarzen von Guinea, oder einen Philoſophen, — dieſer allein wird euch mit einem Gallimathias antworten. Man kann Voltaire nur beiſtimmen. Selbſt Platon's Erklärung der Schönheit iſt nur eine ſchöne Mythe, welche bei näherer Betrachtung das Weſen der Schönheit eigentlich aufhebt. Sie erinnern ſich, wo er von dem Entzücken ſpricht, worein Jemand gerathen würde, erſchien ihm die Idee der Schönheit ſelbſt in leicht verkörpertem Gewande. Allein dies Entzücken wird keinem Sterblichen zu Theil werden, Platon's Idee der Schönheit iſt, bei Licht betrachtet, von jeder andern abſtrakten Idee durch nichts unterſchieden, wir können die Schönheit nicht ablöſen von den individuellen Organismen, in denen ſie zur Erſcheinung kommt, die ſchöne That nicht vom Charakter des Menſchen, der ſie ausführt, die ſchöne Roſenknoſpe nicht von dem ſchlanken, grünen Stängel, worauf ſie wächſt, die ſchönen Augen, den bezaubernden Mund, die feine Naſe nicht von dem Geſicht und das Geſicht nicht von dem Rumpfe des einzelnen Weſens getrennt und abgeſondert denken, ohne uns überhaupt den Eindruck der Schönheit zu zerſtören.

Es iſt nicht meine Abſicht, hier alle Definitionen der Schönheit zu beleuchten. Bemerke ich nur, daß grade die tiefſinnigſte auf dem Grundfehler beruhe, die Schönheit als ein ideelles Etwas, als eine einzige beſtimmte Urſache für alle Wirkungen des Schönen zu betrachten. Allein mannigfaltig iſt des Schönen Natur und viele Elemente giebt es, die das Schöne darſtellen.

Doch halte ich es für wichtig, ehe ich Ihnen darüber meine Ideen mittheile, Sie vor der ſo gewöhnlichen Verwechſelung des Schönen, ſei es mit dem Nützlichen und Angenehmen, ſei es mit dem Intereſſanten, zu warnen. Ganze philoſophiſche Sekten, wie die ſtoiſche, haben das Schöne mit dem Nützlichen verwechſelt; alle Dialektik der Stoiker konnte den äſthetiſchen Sinn nicht erſetzen. Das Schöne befriedigt, wie das Nützliche und Angenehme, allein das Schöne befriedigt, wie es geſucht wird, um ſein ſelbſt willen, das Nützliche nur um eines Andern willen, wozu es nütz iſt, und, obwohl wir das Angenehme oft ohne weitere Nebenrückſichten begehren, und es alſo mit dem Gefallenden und Mißfallenden im nahen Verhältniß ſteht, ſo fehlt uns doch noch öfter der beſtimmte Gegenſtand dafür und es ſchwebt nur als ein dunkles Gefühl in uns, ohne uns, wie das Schöne, als Gegenſtand entgegenzutreten und ſich der Beurtheilung zu unterwerfen. Das Angenehme ergötzt ſich

Digitized by Google

mit augenblicklichen Gefühlen, die, ſobald man ſie aufklärt, in Nichts zurücktreten u. verſchwinden, dagegen iſt das Schöne, je länger man es betrachtet, je ſchärfer man ſeine Natur unterſucht, deſto lebendiger und nachhaltiger von Wirkung auf das Gefühl, ſo wie nur der Kenner der Kunſt den vollſten Genuß vom Anſchauen der Meiſterwerke hat und dem Kenner der Muſik tauſend Fibern im Ohr berühet werden bei Anhörung eines wohlexerzirten Orcheſters, gegen eine Fiber im Ohr des Unkundigen. Nur das Schöne, wenn man den Ausdruck genau nehmen will, nur das Schöne gefällt, nicht das Nützliche, nicht einmal das Angenehme, obwohl dieſes auf unmerklichen Wegen ſich zum Schönen ſteigern kann; beſonders wenn es den Sinn des Geſichts affizirt, wie bei den Farben, als bloßen Pigmenten, oder bei einem Stück blauer Luft, oder grünem Raſen und dergleichen. Doch iſt der Sprachgebrauch hierin ziemlich lax und obwohl Niemand ſagen wird, daß ihm der Zirkel gefällt, weil er rund iſt, ſo wird Mancher ſchon von dem Geruch einer Hyazinthe, als etwas, das ihm gefalle ſprechen können.

Das Intereſſante iſt aber, was ſich dem Schönen beigeſellt, ohne ſelbſt das Schöne zu ſein. Ein Dichter, der es darauf anlegt, unſere Aufmerkſamkeit auf mehrere Stunden in Anſpruch zu nehmen, erreicht dieſen Zweck ſelten nur mit bloßer Hülfe des Schönen, er muß unſere Aufmerkſamkeit durch den Wechſel der Perſonen und Scenen, durch den Wechſel des Ernſten und Heitern, überhaupt durch Abwechſelung zu unterſtützen ſuchen, er muß für unſere Unterhaltung ſorgen, wenn er uns das Schöne zu genießen giebt. So kann z. B. ein Trauerſpiel von 24 Akten ſehr ſchön ſein, aber ich zweifle, daß es auch unterhaltend iſt. Voltaire hat nicht Unrecht, wenn er von den Gattungen der Dichtkunſt ſagt: jedes Genre iſt gut, ausgenommen das langweilige.

Die Statthalterei Gottes zu Rom.

Von Corvin.

(Schluß.)

Leo VIII. und Benedict V. wurden bald abgethan, und es beſtieg den päpſtlichen Stuhl Johann XIII. (965—972), den die Römer wegjagten, weil er zu ſtolz und gewaltthätig war, und an deſſen Stelle Benedict VI. zum Papſt gemacht wurde. Dieſer wurde aber auch bald von einem Sohn der Marozia und des Papſtes Johann X. ins Gefängniß geworfen und erdroſſelt.

Johann VIX. ließ einen ſeiner Gegenpäpſte ebenfalls einſperren und vergiften; aber dieſer, Bonifaz VII., ſtarb bald darauf, und ſeine Leiche wurde von den erbitterten Römern durch alle Pfützen geſchleift und dann auf offener Straße liegen gelaſſen wie ein Aas. Einige Geiſtliche holten ſie weg und begruben ſie heimlich.

Johann XV. (985—996) maßte ſich das Recht der Selig- und Heiligſprechung an, welches bisher jeder Biſchof nach Gefallen ausübte. Johannes XVI. wurde von ſeinem Gegner Gregor V. (996—998) gefangen genommen und hatte ein klägliches Ende. Gregor ließ ihn an Augen, Ohren und Naſe ſchrecklich verſtümmeln, in einem beſchmutzten prieſterlichen Gewande rücklings auf einem Eſel, den Schwanz in der Hand, durch die Straßen führen und dann in einem Kerker elend verhungern!

Ehe ich es vergeſſe, muß ich hier noch eine Sage einſchieben, welche von den Feinden des Papſtthums immer mit großer Schadenfreude erwähnt wurde, wenn auch neuere Schriftſteller ſie durchaus als eine Erfindung behandeln. Es iſt dies die berüchtigte Geſchichte von der Päpſtin Johanna.

Man erzählt nämlich, daß zwiſchen Leo III. und Benedict IV. ein Frauenzimmer unter dem Namen Johann VIII. auf dem päpſtlichen Stuhl geſeſſen habe. Bald macht man dieſe Päpſtin zu einem engliſchen, bald zu einem deutſchen Mädchen und nennt ſie Johanna, Guta, Dorothee, Gilberte, Margarethe oder Iſabelle. Sie ſoll mit ihrem Liebhaber, als Jüngling verkleidet, nach Paris gegangen ſein, dort ſtudirt und ſich ſolche Gelehrſamkeit erworben haben, daß man ſie, als ſie nach Rom kam, zum Papſte wählte.

Dieſer Papſt war aber, ſo erzählt die Sage weiter, vertrauter mit ſeinem Kämmerer, wie mit dem heiligen Geiſt, und der heilige Vater fühlte, daß er eine heilige Mutter werden wollte. Es erſchien ihr ein Engel, der ihr die Wahl ließ, ob ſie ewig verdammt oder vor der Welt öffentlich beſchimpft ſein wolle? Sie wählte natürlich das letztere und kam in öffentlicher Proceſſion zwiſchen dem Coliſäum und der Kirche St. Clemens mit einem jungen Päpſtlein nieder.

Es hat jeder Hof ſeine geheime Geſchichte, und die vorgefallenen Schändlichkeiten werden meiſtens ſo gut vertuſcht, daß der ſpätere gewiſſenhafte Geſchichtſchreiber die ſich hin und wieder davon vorfindenden Erzählungen als nicht hinlänglich begründet verwerfen muß. Ich habe Büchertitel geleſen, auf denen verſprochen iſt, die Echtheit der Päpſtin Johanna aus mehr als hundert päpſtlichen Schriftſtellern nachzuweiſen; aber andre Titel, die eben ſo gründlich und zuverſichtlich klingen, verſprechen grade das Gegentheil! Die Sache iſt an und für ſich nicht ſo wichtig, deshalb habe ich meine Zeit nicht damit verloren, ſie hiſtoriſch zu unterſuchen, was eine ſehr mühſame Arbeit ſein möchte, und ich muß ſie dem Glauben der Leſer überlaſſen.

Seit dieſer ärgerlichen Geſchichte, fährt die Sage fort, mußte ſich der neu erwählte Papſt auf einen durchlöcherten Stuhl ſetzen, vor verſammelter Geiſtlichkeit und Volk.

Dann mußte ein Diakonus unterſuchen, ob der heilige Vater das habe, was der Johanna fehlte. Fand er Alles in Ordnung, dann rief er mit feierlicher Stimme: Er hat, er hat, er hat! Und das Volk jubelte: Gott ſei Dank! Dieſer Stuhl hieß der Unterſuchungsſtuhl oder die sella stercoraria. Erſt Leo 10. ſoll dieſen Gebrauch abgeſchafft haben.

Gregor 5., der letzte Papſt im zehnten Jahrhundert, war der Erſte, welcher das Interdict auf ein Land ſchleuderte, und zwar auf Frankreich. „Das Interdict war die furchtbarſte und wirkſamſte Taktik der Kirchendeſpoten und der recht eigentliche Hebel der geiſtlichen Univerſal-Monarchie.“

Jetzt mag der Papſt bannen und interdiciren ſo viel er will, es kräht kein Hahn darum; allein in jener Zeit des Aberglaubens konnte ein Land kaum ein größeres Unglück treffen als das Interdict. Trauer und Verzweiflung waren über daſſelbe ausgebreitet, als wüthe die Peſt. Der Landmann ließ ſeine Arbeit liegen, denn er glaubte, daß der verfluchte Boden nur Unkraut ſtatt Frucht trüge; der Kaufmann wagte es nicht, Schiffe auf die See zu ſchicken, weil er befürchtete, Blitze möchten ſie zertrümmern; der Soldat wurde ein Haſenfuß, denn er meinte, Gott ſei gegen ihn.

Keine Wallfahrt, keine Taufe, keine Trauung, kein Gottesdienſt, kein Begräbniß mehr! Alle Kirchen waren geſchloſſen, Altäre und Kanzeln entkleidet, die Bilder und Kreuze lagen auf der Erde, keine Glocke tönte mehr, kein Sacrament wurde ausgetheilt, die Todten wurden ohne Sang und Klang verſcharrt wie Vieh, in ungeweihter Erde! — Ehen wurden nur eingeſegnet auf den Gräbern, nicht vor dem Altar — Alles ſollte verkündigen, daß der Fluch des heiligen Vaters auf dem Lande laſte! Kurz die ganze Pfaffheit war ſuſpendirt. Es war ein Zuſtand, wie ich ihn — die Dummheit des Volks abgerechnet — dem deutſchen Volke von ganzem Herzen wünſche!

Der Bann, oder die Excommunication, kommt ſchon weit früher in der chriſtlichen Kirche vor; aber dann war er immer nur gegen einen Einzelnen gerichtet, und dieſer hatte daran ſchwer genug zu tragen, wenn er ſich auch perſönlich nichts daraus machte. Das Volk betrachtete ihn als einen Teufelsbraten und floh ſeine Gemeinſchaft, als ob er ein Peſtkranker wäre. Die Ueberbleibſel ſeiner Tafel, und waren es die einer kaiſerlichen, rührte ſelbſt der Aermſte nicht an, ſie wurden verbrannt.

Mit der Excommunication wurde der Gebannte auch zugleich für bürgerlich todt erklärt. Er konnte keine Rechtsſache vor Gericht führen, nicht Zeuge ſein, kein Gut zu Leben oder in Pacht geben u. ſ. w. Vor die Thür eines Gebannten ſtellte man eine Todtenbahre, und ſeine Leiche durfte nicht in geweihter Erde begraben werden. Hieraus wird man es erklärlich finden, daß ſelbſt Könige vor dem Banne zitterten!

Sylveſter 2., der Nachfolger Gregor's 5., iſt der einzige Papſt, von welchem die päpſtlichen Geſchichtsſchreiber mit Beſtimmtheit melden, daß ihn der Teufel geholt habe. Er wae nämlich ausnahmsweiſe ein geſcheuter Mann, der beſonders Mathematik trieb und die Wiſſenſchaften begünſtigte. Ihm verdanken wir auch die arabiſchen, das heißt unſre gewöhnlichen Zahlen.

Dieſem geſcheuten Papſt hatte, ſo erzählt man, der Teufel die Papſtwürde verheißen und verſprochen, ihn nicht eher zu holen, als bis er zu Jeruſalem Meſſe leſen würde. Dazu war wenig Hoffnung, denn dieſe Stadt war von den Sarazenen beſetzt. Aber der Teufel iſt ein Schalk. Es gab in Rom eine Kapelle, die Jeruſalem hieß. Hier las der Papſt Meſſe, und ſo holte ihn denn der Teufel. Sylveſters Grab hat lange geſchwitzt und ſeine Gebeine raſſelten — hu!

Die Pſeudo-Iſidoriſchen Decretalen hatten im zehnten Jahrhundert ſchon ihre Blüthen entfaltet; aber im eilften fingen ſie erſt recht an, Früchte zu tragen. Wir erblicken in ihm das Papſtthum in ſeiner höchſten Macht, und Gregoe 7. erklomm den Gipfel derſelben.

Ehe ich von dieſem gewaltigen Papſte rede, muß ich noch erwähnen, daß ſchon vor ihm das Collegium der Cardinäle zu ſehr hoher Bedeutung gelangte. Urſprünglich gab es ſieben Cardinales (von Cardo, Thürangel), und es waren dies die vornehmſten Geiſtlichen Roms. Da aber der Einfluß dieſer Herren mit der Zeit ſehr ſtieg, und alle Geiſtlichen nach dieſer Würde trachteten, ſo ſahen ſich die Päpſte genöthigt, die Zahl der „Thürangeln der Kirche“ unter allerlei Abſtufungen zu vermehren, bis ſie endlich, weil Jeſus 70 Jünger hatte, auf 70 ſtieg.

Allmählig wurde der Geiſtlichkeit und dem Volk das Recht der Papſtwahl „entzogen,“ was man auf deutſch geſtohlen nennt, und die Cardinäle maßten ſich das Recht derſelben an. Dieſes Collegium, aus dem der Papſt nun gewählt wurde, hatte ein directes Intereſſe daran, das Anſehen des päpſtlichen Stuhles auf jede Weiſe zu fördern, denn es konnte ja jedes Mitglied Papſt werden!

Die Cardinäle errangen bald die größten Vorrechte. Sie machen Anſpruch auf einen Rang unmittelbar nach den Königen und verlangten den Vorrang vor allen Kurfürſten, Herzögen und Prinzen. Sie, die eigentlichen Privatdiener des Papſtes, ſtanden weit höher als Erzbiſchöfe u. Biſchöfe, welche doch alle eben ſo viel waren wie der Papſt. Doch haben ja auch in manchen unſerer deutſchen Staaten die Kammerherren, die dem Fürſten den Operngucker nachtragen müſſen, Oberſtenrang!

Die Cardinäle trugen Purpur. Begegneten ſie einem Verbrecher auf ſeinem Gange zum Galgen, ſo konnten ſie ihn befreien. Sie ſelbſt verdienten dieſen Galgen ſehr häufig; aber ich glaube nicht, daß jemals ein Cardinal durch rechtskräftigen Urtheilsſpruch gehängt wurde. Es war auch beinahe unmöglich, ihn eines Verbrechens zu überführen, denn dazu gehörten 72 Zeugen. Cardinäle durften jede Königin oder Fürſtin auf den Mund küſſen, u. keiner durfte ein Einkommen unter 4000 Scudi jährlich haben. Der Po-

ſten eines Cardinals ſoll einer der bequemſten in der Chriſtenheit ſein.

Gregor 7. (1073—85) war der Sohn eines Handwerkers und hieß eigentlich Hildebrandt. Er war nur klein von Körper, aber der größte und kräftigſte Geiſt, der je auf dem päpſtlichen Stuhle geſeſſen. Sein Zeitgenoſſe, der Cardinal Damiani, nannte ihn nur einen heiligen Satan, und die ſpätern reformirten Schriftſteller titulirten ihn nie anders als Höllenbrandt.

Schon als Cardinal beherrſchte er unter den früheren Päpſten den „apoſtoliſchen Stuhl“ und wußte es durch Intriguen und Heuchelei dahin zu bringen, daß man ihn ſelbſt auf denſelben erhob und daß Kaiſer Heinrich 4., trotz aller Warnungen gut geſinnter Biſchöfe, ihn beſtätigte.

Dieſer Grobſchmiedsſohn Hildebrandt ſchmiedete die Kette, unter welcher die Welt ſeit 800 Jahren ſeufzt. Er iſt der eigentliche Begründer des Papſtthums. Unabläſſig trachtete er danach, ſeine Idee einer Univerſalmonarchie zu verwirklichen, und ſeinem echt pfäffiſchen Genie, welchem kein Mittel zu ſchlecht war, gelang es auch.

Kaum war er Papſt, ſo behauptete er: die ganze Welt ſei Lehen des römiſchen Stuhls. Mehrere Fürſten waren auch wirklich ſo einfältig, ihm zu glauben und ihre Reiche von ihm zu Lehen zu nehmen! Solche Fürſten, bei welchen alle ſeine niederträchtigen Künſte und Lügen nicht fruchteten, die that er in den Bann, und ich habe oben gezeigt, was ein ſolcher Bann zu bedeuten hatte! Ein excommunicirter König war nach Gregor's Grundſatz ſeiner Macht und Würde entſetzt, und alle Unterthanen waren ihres Eides des Gehorſams entlaſſen. Da man ſich bereits daran gewöhnt hatte, den Papſt als den Statthalter Gottes zu betrachten, ſo wurde es ihm nicht ſchwer, bei den verdummten Menſchen ſeinen Anmaßungen Geltung zu verſchaffen.

Zur Ausführung ſeiner ehrgeizigen Pläne hielt es Gregor für nöthig, die Geiſtlichkeit von allen Banden zu trennen, durch welche ſie mit der bürgerlichen Geſellſchaft und mit dem Staate verbunden war. Da Familienbande die feſſelndſten und einflußreichſten ſind, ſo unternahm er es, um jeden Preis die Ehe bei Geiſtlichen auszurotten.

Gregor 7. iſt der Urheber der erzwungenen Ehelaſigkeit der Prieſter, oder des Cölibates. Wer die Süßigkeit und den Segen des Familienlebens kennt, kann ſich wohl vorſtellen, daß die Geiſtlichen dem Papſte hierin den größten Widerſtand leiſteten. Der Kampf der Prieſter um ihre Weiber dauerte 2 Jahrhunderte; endlich unterlagen ſie! In der Folge werde ich mich weitläufiger über dieſen Kampf auslaſſen, bei welchem der dumme Fanatismus des Volkes die Päpſte mächtig unterſtützte, wie auch über die entſetzlichen Folgen, welche das Cölibat für die Welt hatte.

Ein anderer Schritt, den Gregor zur Erreichung ſeines Zweckes that, war die Vernichtung des Inveſtiturrechtes. — Die höhere Geiſtlichkeit war von den Fürſten mit Reichthümern überſchüttet, mit Land und Leuten begabt und mit fürſtlichen Ehren und Rechten verſehen worden; Erzbiſchöfe, Biſchöfe und Aebte waren Vaſallen des Reiches. Als ſolche übergaben ihnen die Fürſten bei der Belehnung einen Ring, zum Zeichen der Vermählung des Biſchofs mit der Kirche, und einen Hirtenſtab, als Zeichen des geiſtlichen Hirtenamtes. Der Geiſtliche wurde nicht eher in den Genuß ſeiner Würde eingeſetzt, bis dieſe Ceremonie nicht geſchehen war. Dieſe nannte man die Inveſtitur. Sie war das Band, durch welches die Biſchöfe mit dem Landesfürſten zuſammenhingen.

Dieſes Band wollte Gregor löſen, um der weltlichen Macht alle Gewalt über die Kirche und die Geiſtlichkeit zu entziehen. Auf einer Synode (1075) erließ er ein Decret, welches allen Geiſtlichen bei Strafe des Verluſts ihrer Aemter verbot, die Inveſtitur aus der Hand eines Laien, das heißt Nichtgeiſtlichen, zu empfangen, und welches den Laien unterſagte, dieſelbe bei Strafe des Bannes zu ertheilen.

Die Fürſten waren erſtaunt über die neue Anmaßung des hochmüthigen Narren und kehrten ſich nicht an ſeine Befehle. Gregor aber mühte ſich nicht mit den kleiner Fürſten ab, er wollte ihnen ſeine Macht zeigen, indem er ſie gegen den angeſehenſten unter ihnen, gegen den Kaiſer, ſeinen Herren, richtete.

Heinrich 4. hatte in Deutſchland unter den Mächtigen viele Gegner. Gregor ſchürte die Streitigkeiten mit denſelben und machte die Sache der Feinde des Kaiſers zu der ſeinigen. Endlich hatte er die Frechheit, den Kaiſer nach Rom zu citiren, damit er ſich vor ihm verantworte!

Heinrich, deſſen Vater noch 3 Päpſte abgeſetzt hatte, war empört über dieſe Unverſchämtheit und berief eine Synode nach Worms, von welcher Gregor einſtimmig gebannt und abgeſetzt wurde.

Während dies in Worms geſchah, ſprang auch in Rom eine Mine gegen Gregor. Eine Menge Gebannter vereinigten ſich, überfielen ihn in der Kirche, als er grade Hochamt hielt und ſchleppten ihn bei den Haaren hinweg ins Gefängniß; aber der verblendete Pöbel in Rom ſetzte ihn wieder in Freiheit!

Gregor lechzte nach Rache. Das Abſetzungsdecret beantwortete er dadurch, daß er Heinrich 4. und alle ſeine Anhänger in den Bann that, die Unterthanen ihres Eides entband und den Kaiſer abſetzte! Zugleich überſchwemmten Mönche, die bereitwilligen Handlanger der Päpſte, ganz Deutſchland und bearbeiteten das Volk.

Zuerſt ſchrie man hier faſt einſtimmig gegen den verwegenen Papſt, denn im Schreien iſt Deutſchland groß; aber Heinrichs Gegner handelten. Durch Hildebrandts Intriguen verführt, fielen allmählig die Anhänger des Kaiſers von demſelben ab, nur der Herzog Gottfried von Lothringen blieb ihm treu. Gregor ſchaffte ihn durch Meuchelmord aus dem Wege!

Die elenden deutſchen Fürſten verſammelten ſich zu Tribur und erklärten hier dem Kaiſer: „daß ſein Reich zu En-

de ſei, wenn er ſich nicht innerhalb eines Jahres vom Banne befreie!“ Niedergedrückt von dem finſtern Geiſte ſeiner Zeit, von aller Welt verlaſſen — nur wenige Soldaten waren noch bei ihm — entſchloß er ſich, nach Rom zu gehen und den furchtbaren Gegner zu verſöhnen.

In der ſtrengſten Kälte, in einem armſeligen Aufzuge, ging er über die Alpen. Die Italiener ſtrömten ihm zu und verlangten, er ſolle an der Spitze eines Heeres den frechen Großpfaffen zur Rede ſtellen. Aber die Niederträchtigkeit der Deutſchen hatte den Muth und das Herz des ohnehin ſchwachen Kaiſers gebrochen! Er wollte demüthig von Gregor Gnade erflehen!

Dieſer ließ ſich nichts weniger träumen als das. Er war auf einer Reiſe nach Augsburg bereits bis in die Lombardei gekommen. Als er die Ankunft des Kaiſers vernahm, floh er eiligſt nach dem feſten Schloß Canoſſa, welches ſeiner Buhlerin, der reichen Gräfin Mathilde, gehörte.

Hier erſchien der deutſche König. In einem wollenen Büßerhemde, bloßen Hauptes, barfuß, ſtand er in dem Raum vor der innern Ringmauer des Schloſſes — drei Tage und drei Nächte lang, mitten im Januar, zitternd vor Froſt und matt vor Hunger und Durſt!

Aus den Fenſtern des Schloſſes ſchaute Gregor am Arm ſeiner Buhlerin auf ſeinen gedemüthigten Feind herab und hätte ihn gern ſo ſterben ſehen. Des Papſtes unmenſchliche Härte brachte alle Hausgenoſſen zum Murren, und endlich gab er den Bitten der Mathilde nach, die zwar auch Heinrichs Feindin, aber barmherziger war, und führte den Kaiſer an den Altar. Hier durchbrach Gregor eine Hoſtie. „Bin ich des Verbrechen ſchuldig, deren du mich zu Worms bezüchtigt haſt,“ redete er ihn an, „ſo mag Gott der Herr meine Unſchuld bewähren, oder mich durch einen plötzlichen Tod ſtrafen!“ — dann nahm er die Hälfte der Hoſtie. Der Bann wurde von Heinrich genommen, aber unter den entehrendſten Bedingungen. „Wirſt du dich,“ ſagte Hildebrandt, „auf dem zuſammen zu rufenden Reichstage rechtfertigen und die Krone wieder erhalten, ſo ſollſt du mir gehorchen und unterthänig ſein.“

Nach Deutſchland zurückgekehrt, richtete der von Kummer aller Art betroffene Kaiſer ſein Auge auf den von ihm ſelbſt erbauten Dom zu Speier und ſagte zu ſeinem alten Freund dem Biſchof: „Siehe, ich habe Reich und Hoffnung verloren, giebt mir eine Pfründe, ich kann leſen und ſingen.“ Der Biſchof antwortete: „Bei der Mutter Gottes, das thue ich nicht!“ — Pfui über den ſchuftigen Pfaffen!*)

Die lombardiſchen Städte und Fürſten waren empört über Heinrich's Demüthigung und ſagten ihm unverhohlen ihre Meinung. Da ermannte ſich der niedergedrückte Kaiſer und ſtellte ſich an die Spitze der bald um ihn verſammelten Armee. — Die pflichtvergeſſenen deutſchen Fürſten aber erwählten in dem Herzog Rudolph von Schwaben einen neuen Kaiſer. Gregor verhielt ſich ruhig, ſo lange nichts Entſcheidendes geſchehen war; als aber Heinrich in einer Schlacht geſchlagen wurde, ſandte er dem Gegenkaiſer eine Krone zu mit der ſtolzen Inſchrift: Der Fels (der Kirche) gab Petrus, Petrus gab Rudolph die Krone. Ueber Heinrich wurde aufs Neue der gräßlichſte Bannfluch ausgeſprochen.

Aber dieſer hatte ſeine Männlichkeit wiedergefunden. Eine Synode ſetzte Gregor abermals ab, und Guibert, Erzbiſchof von Ravenna, wurde als Clemens 3. zum Papſte erwählt. Gregor verſuchte ſeine alten Künſte. Er gab den Rebellen die Verſicherung, daß noch in demſelben Jahre vor dem Petersfeſte ein falſcher König ſterben werde. Um ſeine Prophezeihung an Heinrich zu erfüllen, ſandte er einige Meuchelmörder aus; aber des Papſtes Fluch wurde dem Kaiſer zum Segen. Am 15. Juni 1080 ſchlug er Rudolph, und dieſer ſtarb in Folge einer in der Schlacht erhaltenen Wunde.

Nun rückte Heinrich auf Rom los, vernichtete das Heer der Papſthure Mathilde, eroberte die Stadt und belagerte den raſenden Hildebrandt in der Engelsburg. Die von dieſem zur Hülfe gerufenen Normannen, welche damals in Unteritalien herrſchten, befreiten ihn zwar; aber Gregor mußte vor der Wuth der Römer fliehen. Er ging nach Salerno zu den Normannen und endete hier ſein fluchbeladenes Leben.

Gregor war der erſte wirkliche Papſt. Er befahl auf einer Synode, daß von nun an nur Einer Papſt heißen ſolle in der Chriſtenheit, denn bisher nannten ſich alle Biſchöfe ſo. Ein Schriftſteller aus jener Zeit ſagt ſchon: Das Wort Papſt in der Mehrzahl ſei eben ſo gotteslaſterlich, als den Namen Gottes in der Mehrzahl zu gebrauchen!

Gregor wollte die Kaiſer und Könige zu ſeinen Untergebenen machen und keine andre Herrſchaft als die ſeinige auf Erden dulden. Darum ſchrieb er an Heriman, Biſchof von Metz: „Der Teufel hat die Monarchie erfunden!“

Um die chriſtliche Kirche leichter zu regieren, ordnete er an, daß beim Gottesdienſt überall die römiſchen Gebräuche befolgt und die lateiniſche Sprache gebraucht werden ſollten. In den meiſten deutſchen Kirchen hatte dies ſchon der Römerknecht Bonifacius eingeführt.

In einem ſeiner hinterlaſſenen Briefe hat Gregor ſeine Grundſätze niedergelegt. Es ſind 27, aber ich will nur einige anführen. Der Papſt allein kann den kaiſerlichen

*) Da ich genöthigt bin, den Ausdruck Pfaffe ſehr oft zu gebrauchen, ſo will ich, um Mißverſtändniſſen vorzubeugen, hier kurz erklären, was ich darunter verſtehe. Einen Geiſtlichen, welcher aus Eigennutz, oder um das Intereſſe des römiſchen Stuhls oder irgend eine andere Macht zu befördern, dem Volke Lehren vorträgt, die gegen ſeine Ueberzeugung ſind; der ſich nicht ſcheut, aus den genannten Motiven unmoraliſche, nichtswürdige Handlungen zu begehen, einen ſolchen Geiſtlichen nenne ich einen Pfaffen.

Digitized by Google

Schmuck tragen. — Alle Fürſten müſſen dem Papſt den Fuß küſſen und dürfen dieſes Zeichen der Ehre außer ihm keinem Andern erweiſen. Es iſt dem Papſt erlaubt, Kaiſer abzuſetzen. — Sein Urtheil kann von keinem Menſchen umgeſtoßen werden, er aber kann aller Menſchen Urtheil umſtoßen. — Die römiſche Kirche hat nie geirrt und wird auch nach der Schrift niemals irren. — Derjenige iſt kein Katholik, der es nicht mit der römiſchen Kirche hält. — Der Papſt kann die Unterthanen vom Eide der Treue losſprechen, den ſie einem böſen Fürſten geleiſtet haben.

Es ſcheint mir nicht nöthig, noch einige Bemerkungen über Gregor hinzuzufügen, und ich überlaſſe das Urtheil über ihn dem Leſer. „Sein Leben klagt ihn an, ſeine Verkehrtheit verdammt, ſeine hartnäckige Bosheit verflucht ihn.“ So ſpricht von ihm Thierry, Biſchof von Verdun.

Ich habe nun das Papſtthum bis zum Gipfel ſeiner Macht begleitet. Der Raum geſtattet mir nicht, in derſelben Weiſe fortzufahren, und ich muß mich darauf beſchränken, aus jedem Jahrhundert einige Päpſte biographiſch zu ſkizziren und an ihnen zu zeigen, wie ſie alle danach ſtrebten, Gregor nachzueifern und das von ihm aufgeſtellte Syſtem einer Univerſalmonarchie zur Ausführung zu bringen und feſt zu begründen. Alle gefielen ſich in der Vorſtellung: Sich als Chriſtus, die weltlichen Regenten als die Eſelin, die er ritt, und das Volk als das Eſelsfüllen zu betrachten. — Die Eſelin iſt unterdeſſen geſtorben; aber das Eſelsfüllen iſt ſeitdem e i n a l t e r E ſ e l geworden, der geduldig auf ſich reiten läßt!

Im 11. Jahrhundert trennte ſich die griechiſche Kirche vollends von der abendländiſchen, indem die griechiſche behauptete, daß weder die Lehre, noch die Disciplin der letzteren mit der heiligen Schrift und den heiligen Ueberlieferungen übereinſtimme, alſo ketzeriſch ſei. Die Oberherrſchaft des päpſtlichen Stuhls verwarf ſie, als eine antichriſtiſche Einrichtung.

Unter Hadrian 4., der 1153 den „apoſtoliſchen Stuhl“ beſtieg, begann der Kampf der Päpſte mit den deutſchen Kaiſern aus dem Geſchlechte der Hohenſtaufen. Friedrich 1., der Rothbart, trat den Anmaßungen dieſes Papſtes kräftig entgegen, und die Ehrenbezeugungen, welche derſelbe von ihm verlangte, machte er lächerlich, ſelbſt indem er ſie gewährte. Friedrich hielt dem Papſte den Steigbügel — ſo weit war es bereits mit den Kaiſern gekommen — aber er hielt ihn den auf der rechten Seite, auf welcher der Schinder zu Pferde ſteigt, und antwortete auf die Bemerkung Hadrians darüber: „Ich war nie Stallknecht, Ew. Heiligkeit werden verzeihen.“

Den ſchwerſten Stand hatte Friedrich mit Alexander 3. (1159—1181). Es war dies einer der muthigſten und klügſten Päpſte, der niemals im Unglücke verzagte, aber im Glücke übermüthig wurde, aber ſtets darauf bedacht war, die Uſurpationen ſeiner Vorgänger zu behaupten. Der große Kaiſer Friedrich kam 1177 zum erſten Male mit ihm in Venedig zuſammen — und küßte ihm den Pantoffel.

Die Pfaffenlegende erzählt, daß der Papſt bei dieſem Kuß den Fuß auf des Kaiſers Nacken geſetzt und geſagt habe: „Auf Schlangen und Ottern mögſt du gehen, und treten auf junge Löwen und Drachen.“ Aber Alexander war gewiß viel zu klug, um den ihm an Geiſt ebenbürtigen Kaiſer durch ſolche unnütze Worte zu reizen, und Friedrich viel zu ſtolz, um ſich dergleichen gefallen zu laſſen. Glaublicher iſt die Erzählung, daß dieſer beim Pantoffelkuſſe zum Papſte ſagte: „Nicht dir gilt es, ſondern Petrus,“ und Alexander antwortete: „Mir und Petrus.“

Auch der kräftige König, Heinrich 2. von England, mußte ſich vor dem Worte des mächtigen Papſtes beugen. Heinrich hatte ſeinen Liebling, Thomas Becket, mit Gnaden überſchüttet und endlich zum Erzbiſchof von Canterbury gemacht. Nun war der Schurke am Ziele. Er verband ſich mit dem Papſte gegen ſeinen Herrn und Wohlthäter, dem er durch pfäffiſche Nichtswürdigkeiten aller Art das Leben verbitterte.

Im Unmuthe rief einſt der geplagte König aus: „Wie unglücklich bin ich, daß ich in meinem Königreiche vor einem einzigen Prieſter nicht Frieden haben kann! Iſt denn Niemand zu finden, der mich von dieſer Plage befreit?“

Dieſe Worte hörten vier Ritter, welche dem Könige treu ergeben waren, ſie eilten ſogleich hinweg, fanden den Erzbiſchof vor dem von ihm geſchändeten Altar, ſpalteten ihm den Kopf und machten ihn dadurch zum Heiligen, denn Wunder fanden ſich. Einige Stallleute des Königs hatten einſt dem Pferde des Erzbiſchofs den Schwanz abgehauen, und zeugten forthin für dieſen Frevel lauter Kinder mit — Schwänzen.

Die Pfaffheit ſchnob wegen dieſes Mordes nach Rache! Alexander drohte mit dem Interdict, und Heinrich der ſein Volk nicht leiden ſehen wollte, unterwarf ſich allen Strafen, die der Papſt über ihn verhängte. Der König ſchwur feierlich, daß er den Mord des Erzbiſchofs nicht gewollt; aber das half ihm nichts. Er mußte barfuß zum Grabe des neuen Heiligen wallen, ſich hier andächtig niederwerfen und — von 80 Geiſtlichen geißeln laſſen! Jeder gab ihm 3 Hiebe, — macht 240!

Mit Kaiſern und Königen gingen jetzt die Päpſte oft wie mit Hunden um. Als Cöleſtin 3. (1191—1198) den Sohn des in Paläſtina geſtorbenen Friedrich 1., Heinrich 4., gekrönt hatte, und dieſer ihm den Pantoffel küßte, ſtieß er dem Kaiſer mit dem Fuße die Krone vom Kopfe, zum Zeichen, daß er ſie ihm geben und nehmen könne!

Der mächtigſte aller Päpſte war aber Innocens 3. (1198—1215.) Alle Rechte, die Gregor 7. zu haben behauptete, übte dieſer mächtige Papſt wirklich aus. Als er den päpſtlichen Stuhl beſtieg, war er in ſeiner vollen Manneskraft, denn er war erſt 37 Jahr alt. Die Könige zitterten vor ihm, wie Schulknaben vor dem ſtrengen Schul-

Digitized by Google

meiſter. Allen gab er ſeine Ruthe zu fühlen. Johann von England rief einſt beim Anblick eines ſehr feiſten Hirſches aus: Welches dicke und feiſte Thier, und doch hat es nie Meſſen geleſen! Aber auch dieſer Spötter über das Pfaffenthum kroch demüthig zu Kreuze, als ihm das heilige Raubthier zu Rom die apoſtoliſchen Zähne wies.

Innocens 3. iſt der Erfinder der wahnſinnigen Lehre von der Transſubſtantiation, das heißt von der Lehre: daß ſich durch die Weihung des Prieſters das Brod und der Wein beim Abendmahl wirklich in Fleiſch und Blut Chriſti verwandle. Hierbei fällt mir die Antwort eines Indianers ein, welchen der Miſſionär, nachdem er ihm das Abendmahl gereicht hatte, fragte: „Wie viel Götter giebt es?“ — „Keinen, antwortete der Indianer, denn du haſt ihn mir ja ſo eben zu eſſen gegeben!“

Eben ſo materielle Vorſtellungen vom Abendmahl hatte ein lutheriſcher Bauer. Der Herr Paſtor war ein großer Whiſtſpieler, und durch Zufall war eine weiße runde Whiſtmarke mit unter die gleichfalls runden Oblaten auf den Hoſtienteller gerathen. „Nehmet und eſſet, denn dies iſt mein Leib,“ ſagte der Geiſtliche und ſteckte dem Bauer die unglückliche Marke in den Mund. Der Bauer biß herzhaft zu; als er aber das Ding gar nicht klein bekommen konnte, ſagte er: „Wies der Dübel, Herr Paſtor, ick mut 'nen Knoken derwiſcht hebben!“

Innocens führte auch die Ohrenbeichte ein, von der ich ſchon früher geredet habe, und das ſcheußlichſte Tribunal, welches jemals die Erde und die Menſchheit ſchändete, — die Inquiſition, von der ich ſpäter ausführlicher reden werde.

Der gefährlichſte Feind des Papſtthums kam mit dem großen Hohenſtaufen, Friedrich 2., auf den deutſchen Kaiſerthron. Er hatte in der Jugend unter der Vormundſchaft Innocens 3. geſtanden, aber dennoch wurde er nichts weniger als ein Pfaffenknecht, ſondern ein Mann, deſſen religiöſe Begriffe ſeiner Zeit bedeutend vorangeeilt waren. Hätte ihn das Volk unterſtützt, dann wäre vielleicht damals das Papſtthum zu Grabe gegangen. Aber das damalige Volk glich den heutigen Meining'ſchen Landſtänden, denen ihr Fürſt auch zu Freiſinnig iſt! Friedrich's Wahlſpruch war: „Laß' lärmen und dränen, und die Eſel ſchreien!“

Den heftigſten Kampf hatte er mit Gregor 9. (1227—1241). Dieſer that ihn einmal über das andere in den Bann und legte ihm Verbrechen zur Laſt, die ihn als den verruchteſten Ketzer brandmarkten. Friedrich ſollte geſagt haben: Die Welt ſei von drei Betrügern getäuſcht worden, wovon zwei in Ehren geſtorben, der dritte aber am Galgen: Moſes, Muhamed und Chriſtus. — Ferner habe er darüber gelacht, daß der allmächtige Herr des Himmels und der Erde von einer Jungfrau geboren ſein ſollte, und geäußert, daß man nichts glauben ſolle, was nicht durch Natur und Vernunft bewieſen werden könne.

Dieſe letzte Aeußerung ſah allerdings dem Kaiſer ſehr ähnlich, der aus dem Morgenlande, wohin er einen Kreuzzug unternehmen mußte, ſehr freie Anſichten über die Religion mitgebracht hatte. Einſt äußerte er: Wenn der Gott der Juden Neapel geſehen hätte, würde er gewiß nicht Paläſtina gewählt haben; und beim Anblick einer Hoſtie rief er: „Wie lange wird dieſer Betrug noch dauern!?“ Als er einſt an ein Waizenfeld kam, hielt er ſein Gefolge vor demſelben zurück, indem er ſagte: „Achtung, hier wachſen unſre Götter.“ Die Hoſtie wird nämlich aus Waizenmehl gebacken.

Gregor hatte den deutſchen Ritterorden ſehr lieb gewonnen und ſchenkte ihm Preußen. Aber die Ritter zeigten ſich nicht ſehr dankbar gegen den päpſtlichen Stuhl und gegen die Pfaffen. Einer ihrer Großmeiſter, Reuß von Plauen, ſagte: „Man muß den Geiſtlichen keine Güter geben, ſondern nur Beſoldung, wie andern Staatsdienern auch, ſie ſollen ſich an den ſchlichten Text des Evangeliums allein halten,“ u. der Hofmeiſter Wallenrode äußerte: „Ein Pfaff in jedem Lande iſt genug, und den muß man einſperren, und nur herauslaſſen, wenn er ſein Amt verrichten ſoll.“

Innocens 4. (1243—1254) ſetzte den Kampf mit Friedrich 2. fort. Er war ein Graf Fiesco, und ein genauer Freund des Kaiſers geweſen. Als man dieſem wegen der Wahl ſeines Freundes zum Papſte beglückwünſchte, antwortete Friedrich: „Fiesco war mein Freund, Innocens 4. wird mein Feind ſein, kein Papſt iſt Ghibelline“ (nämlich liberal).

Es war ſo, wie der Kaiſer ſagte, der bald in den Bann gethan wurde, den Friedrich nun ſchon anfing gewohnt zu werden. Er rückte dem Papſt zu Leibe, und der heilige Vater machte, als Soldat verkleidet, einen Ausritt von 54 italieniſchen Miglien in einer kurzen Sommernacht, um der Gefangenſchaft zu entgehen.

Der Papſt floh nach Lyon, wo er 1245 eine Synode zuſammen berief, auf der Friedrich abermals gebannt und abgeſetzt wurde. Friedrich kämpfte wie ein Mann; aber die Welt war dumm und band ihm überall die Hände. Die deutſchen Fürſten zeigten ſich dem edlen, großen Kaiſer gegenüber ſo niedrig, ſo unendlich klein! Elende Pfaffenknechte! Nur in der Schweiz ſchlugen ihm treue Herzen, trotz Bann und Interdict. Mehre Cantone ſandten ihm Hilfstruppen, und Luzern und Zürich hielten zu ihm bis zum letzten Augenblicke. — Aus den verachteten Ochſenjungen waren Helden geworden, aber jetzt ſind die Helden wieder — Kühjungen? — nein ſelbſt — — geworden!

Kaiſer Friedrich ſtarb an päpſtlichem Gift. Innocens jubelte; nun ſtand ihm der Weg nach Rom wieder offen. Er zog ab und bedankte ſich bei den Lyonern für die gute Aufnahme. Dieſe hatten aber keine Urſache, den heiligen Vater zu ſegnen. Cardinal Hugo ſagte nämlich in ſeinem Abſchiedsſchreiben mit echtpfäffiſcher Unverſchämtheit: „Wir haben euch, Freunde, ſeit unſerer Anweſenheit in dieſer

Stadt, einen wohlthätigen Beitrag geſtiftet. Bei unſerer Ankunft trafen wir kaum 3 bis 4 Huren, bei unſerm Abzug hingegen überlaſſen wir euch ein einziges Hurenhaus, welches ſich vom öſtlichen bis zum weſtlichen Thore durch die ganze Stadt verbreitet." Man hatte demnach Aehnlichkeit mit einer deutſchen Hauptſtadt, von welcher ihr König dasſelbe ſagte, und welche Papſt Pius 6. Deutſch Rom nannte!

Innocens 4. verlieh den Cardinälen als Auszeichnung rothe Hüte. Auf ihn folgt eine Reihe unbedeutender Päpſte. Urban 4., der Sohn eines Schuhflickers, ſtiftete das Frohnleichnamsfeſt zu Ehren der Hoſtie, oder vielmehr des Abendmahls. Eine verrückte Nonne hatte ein Loch im Monde geſehen, und das — flickte der päpſtliche Schuhflicker mit einem neuen Kirchenfeſte aus!

Martin 5., ein Franzoſe, war ein erbitterter Feind der Deutſchen. Er wünſchte: „daß Deutſchland ein großer Teich, die Deutſchen lauter Fiſche und er der Hecht ſein möchte, der ſie auffreſſe, wie der Storch die Fröſche." Stockfiſche waren wir von jeher, die von den römiſchen Haifiſchen gefreſſen wurden!

Die Hohenſtaufen erlagen im Kampfe mit dem Papſtthum. Die Habsburger nahmen ſich ein warnendes Exempel daran; ſie ſpielten mit dem „Leckerlein zu Rom" unter einer Decke und zogen nun dem Volke vereinigt das Fell über die Ohren. —

Innocens 5. war der erſte Papſt, der im Conclave gewählt wurde. Sein Vorgänger, Gregor 10., hatte nämlich befohlen, daß nach ſeinem Tode ſämmtliche Cardinäle in ein Zimmer geſchloſſen werden ſollten, welches für jeden eine beſondere Zelle und keinen andern Ausgang hatte, als zum Abtritt. Jeder Cardinal hatte nur einen Diener bei ſich. Das Zimmer durfte nicht verlaſſen werden, bis ein neuer Papſt gewählt war. War dies nach drei Tagen nicht geſchehen, ſo erhielt jeder der Cardinäle in den folgenden 14 Tagen nur ein Gericht, und nach dieſer Zeit nur Brod, Wein und Waſſer. Dieſe Hungerkur beförderte merklich den Verkehr mit dem heiligen Geiſt!

Unter der Kirchenherrſchaft von Nikolaus 4. (1288—1292) regierte über Tyrol der wackre Graf Meinhardt. Dieſer hielt die liederlichen Pfaffen gehörig im Zaum und zog ſich dadurch den Zorn des Papſtes zu, der ihn in den Bann that.

Meinhardt vertheidigte ſich wacker. Er ſagt: „Ich bin nicht der Angreifer, ſondern meine Biſchöfe, die keine Hirten, ſondern Wölfe ſind. Statt zu lehren, ſuchen ſie ſich nur zu bereichern, Baſtarde in die Welt zu ſetzen, zu tafeln und zu zechen. Weidet man ſo die Schafe Chriſti? Sie nehmen grade umgekehrt das Wort: „Gebet ihnen den Rock;" ſie nehmen auch noch den Mantel und ſind ſchlimmer als Juden, Türken und Tartaren. Sie blenden das Volk durch Ceremonien, und es genügt ihnen nicht, die Schafe zu melken und zu ſcheeren, ſie ſchlachten ſie."

Cöleſtin 5. wurde aus einem einfältigen Eremiten ein noch einfältigerer Papſt, und als der Cardinal Cajetan eines Nachts durch ein verſteckt angebrachtes Sprachrohr in ſein Schlafzimmer ſchrie: „Cöleſtin, Cöleſtin, Cöleſtin — lege dein Amt nieder, denn dieſe Laſt iſt dir zu ſchwer," glaubte der Dummkopf, der liebe Gott würdige ihn wirklich einer perſönlichen Unterredung, und dankte ab.

Card. Cajetan trat als Bonifaz 8. (1295—1303) an ſeine Stelle. Auf einem koſtbar aufgezäumten Schimmel, der von den Königen von Apulien und von Ungarn geführt wurde, ritt er zur Krönung. Nach der Rückkehr aus der Kirche, wobei 40 Menſchen im Gedränge erdrückt wurden, tafelte er öffentlich, und die beiden Könige ſtanden als Bedienten hinter ſeinem Stuhle und warteten ihm auf! — Daß dich das Wetter! — wahrhaftig, wenn man das lieſt, dann möchte man fluchen wie ein Papſt!

Nun gab es aber noch viele Leute, welche die Abdankung Cöleſtins als ungültig betrachteten. Dieſer wurde überall als ein Heiliger angeſtaunt. Um der Sache ein Ende zu machen, ließ Bonifaz ihn einfangen. Der arme Waldeſel bat fußfällig, ihn doch in ſeine Höhle zurückkehren zu laſſen; aber all ſein Flehen war umſonſt. Er wurde auf dem feſten Schloß Fumone in ein enges Behältniß eingeſperrt, wo er kläglich verhungern mußte!

Dieſer Bonifacius war eben ſo ſtolz wie Gregor 7. und Innocens 3. In einer Bulle*) (von 1294) ſagt er: „Wir erklären, ſagen, beſtimmen und entſcheiden hiermit, daß alle menſchliche Creatur dem Papſte unterworfen ſei, und daß man nicht ſelig werden könne ohne dieſes zu glauben."

Dieſer ungemeſſene Stolz mußte ihn natürlich ſehr bald in eine feindſelige Berührung mit den weltlichen Monarchen bringen. Philipp 4. von Frankreich, der Schöne, gerieth mit Bonifaz auf das Heftigſte zuſammen. Aber der König war kein Heinrich 4., ſeine Großen keine Deutſchen, und der Papſt kein Hildebrandt. Er ſchrieb zwar an Philipp: „Biſchof Bonifaz an Philipp, König von Frankreich. Fürchte Gott und halte ſeine Gebote! Du ſollſt hiermit wiſſen, daß du uns im Geiſtlichen und Weltlichen unterworfen biſt. — Wer anders glaubt, den halten wir für einen Ketzer."

Hierauf antwortete ihm aber der von ſeinem Parlament wacker unterſtützte König: „Philipp von Gottes Gnaden, König von Frankreich, an Bonifaz, der ſich für den Papſt ausgiebt, wenig oder gar keinen Gruß! Du ſollſt wiſſen, Erzpinſel, daß wir in weltlichen Dingen Niemandem unterworfen ſind. — Andersdenkende halten wir für Pinſel und Wahnwitzige."

Wie erbärmlich erſcheint dagegen König Erich von Dä-

*) Bulle heißt das Siegel von Wachs unter den Urkunden. Am untern Ende derſelben wurde nämlich durch das Pergament oder Papier ein Faden gezogen, deſſen beide Enden durch das Siegel verbunden wurden. Um dieſes vor Beſchädigung zu ſchützen, ſchloß man es oft in eine Kapſel ein. Von dieſem Siegel erhielten beſonders die päpſtlichen Erlaſſe den Namen Bulle.

Digitized by Google

nemark, welcher, mit Bann und Interdict bedroht, ſchreibt: „Erbarmen, Erbarmen! Was haben meine Schafe gethan? Alles, was Ew. Heiligkeit mir auflegen, will ich tragen — Rede, dein Knecht höret."

Der ſtolze „Erbpinſel" wurde aber bitter gedemüthigt. Philipps Abgeſandter, Nogaret, verbunden mit dem Sciarra Colonna, gegen deſſen Familie der Papſt die unerhörteſten Grauſamkeiten begangen hatte, überfielen ihn in ſeinem Schloſſe Anagni und nahmen ihn gefangen. Willſt du die Tiara abtreten, die du geſtohlen haſt?" ſchnob ihn der wüthende Calvana an. Bonifaz antwortete hochmüthig. Da loderte der Zorn des ſchwer mißhandelten römiſchen Edelmannes hoch auf, er ſchlug den Papſt ins Geſicht und ſchrie: „Willſt du das Maul halten, Höllenſohn! alter Sünder!" Mit Mühe hielt Nogaret den Wüthenden zurück, daß er ſeine Rache nicht vollends befriedigte an dem 86 Böſewicht, der Seelenſtärke genug hatte, Colonna zuzurufen: „Hier iſt der Hals und hier iſt das Haupt!

Darauf ſetzte man den Vieegott auf ein Pferd ohne Sattel und Zaum, das Geſicht dem Schwanze zugekehrt, und brachte ihn in ein elendes Gefängniß, wo er, aus Furcht vergiftet zu werden, drei Tage und drei Nächte lang nichts genoß, als ein wenig Brod und drei Eier, welche ihm ein altes Mütterchen zuſteckte. — Man möchte Mitleid haben mit dem alten Manne; aber er war ein alter Böſewicht, und man denke an den armen Cöleſtin, den er verhungern ließ.

Das Volk zu Anagni befreite Bonifaz und brachte ihn im Triumph nach Rom. Aber die erlittene Demüthigung hatte den ſtolzen Mann wahnſinnig gemacht. Er befahl ſeinen Dienern, ſich zu entfernen, und ſchloß ſich in ſein Zimmer ein. Am Morgen fand man ihn todt. Sein weißes Haar war mit Blut befleckt, vor ſeinem Munde ſtand Schaum, und der Stock, den er in der Hand hielt, war von ſeinen Zähen zernagt.

So endete Bonifaz 8., wie man von ihm vorhergeſagt hatte: „Er wird ſich einſchleichen wie ein Fuchs, regieren wie ein Löwe und ſterben wie ein Hund."

Er ſtarb wie ein Hund und lebte wie ein Schwein. Er erklärte öffentlich, daß Hurerei, Ehebruch und Unzucht gar keine Sünde ſei, weil ja Gott Weiber und Männer dazu gemacht habe. Er lebte mit einer verheiratheten Frau u. mit ihrer Tochter zu gleicher Zeit und mißbrauchte ſeine Pagen zur unnatürlichen Wolluſt, ſo daß ſich dieſe unter einander H— des Papſtes nannten.

Was von ſeinem Glauben zu halten iſt, ergiebt ſich aus folgenden Aeußerungen, deren ihn Philipp gegen Clemens 5. beſchuldigt: Gott laſſe es mir wohlergehen auf dieſer Welt, nach der andern frage ich nicht ſo viel als nach einer Bohne. — Die Thiere haben ſo gut Seelen wie der Menſch. — Es iſt abgeſchmackt, an einen und an einen dreifachen Gott zu glauben. An Maria glaube ich ſo wenig, als an eine Eſelin, und an den Sohn ſo wenig, als an ein Eſelsfüllen. Maria war eine Jungfrau, wie meine Mutter eine war. — Sacramente ſind Poſſen u. ſ. w. — Philoſophen und andere Freigeiſter haben dergleichen Gedanken wohl ſchon öfter ausgeſprochen; allein im Munde eines Papſtes klingen ſie um ſo ſeltſamer, als die Inquiſition, Tauſende wegen weit unbedeutenderer Aeußerungen verbrennen ließ. — Clemens 5. erklärte ihn aber für einen frommen katholiſchen Chriſten, und nun wiſſen wir doch, wie ein ſolcher beſchaffen ſein muß, um den Päpſten zu gefallen!

Bonifaz 8. iſt derſelbe, welcher das Jubeljahr erfand. Er war auch der erſte Papſt, der ein Wappen führte und der auf die Tiara, oder päpſtliche Mütze, eine zweite Krone ſetzte. Früher trugen die römiſchen Biſchöfe die ſogenannte phrygiſche Mütze der Prieſter der Cybele, Mitra genannt. Ein Biſchof, Hormidas, ſetzte die von König Clodwig erhaltene Krone hinzu. Die dritte Krone kam erſt mit Johann 22. oder mit Benedict 12. auf die päpſtliche Nachtmütze.

Mit Clemens 5. begann die ſogenannte babyloniſche Gefangenſchaft der Päpſte (von 1305—1374). König Philipp der Schöne fand es nämlich vortheilhaft, die Päpſte für ſeine Zwecke bei der Hand zu haben und verleitete ſie durch allerlei Lockungen, ihren Sitz in Avignon zu nehmen, wo ſie 70 Jahre lang reſidirten. Sie waren hier völlig abhängig von den franzöſiſchen Königen, lebten aber unter deren Schutz dafür auch weit ſicherer, als in Rom. Sie beſchäftigten ſich in ihrem Exil damit, neue Geldprellerei zu erfinnen und das umliegende Land durch ihre eigene und die Sittenloſigkeit ihres Hofes zu demoraliſiren.

Nach dem Zeugniß der geachtetſten Geſchichtsſchreiber ſtammt die ſpätere große Sittenloſigkeit in Frankreich hauptſächlich von dem 70jährigen Aufenthalte der Päpſte zu Avignon her.

Clemens 5. trat ebenſo feſt wie Bonifacius, nur nicht ſo heftig und deshalb klüger auf, wodurch er auch mehr gewann. In dem deutſchen Kaiſer Heinrich 7., dem Luxenburger, würde wahrſcheinlich ein Feind des Papſtthums, gleich Friedrich 2., erwachſen ſein, — wenn er nicht, wie man es in Rußland nennt, geſtorben worden wäre. Der Dominikaner Bernard von Montepulciano, ſo erzählt man, reichte ihm eine vergiftete Hoſtie, und der Kaiſer war zu religiös, um dem Rathe ſeines Arztes, ein Brechmittel zu nehmen, zu folgen. So ſtarb er denn an ſeiner Frömmigkeit.

Das größte Schanddenkmal hat ſich Clemens 5. durch den nichtswürdigen Prozeß gegen den Ritterorden der Tempelherren und den Juſtizmord der unglücklichen Ritter geſetzt. Er war freilich nur die Katze, welche mit ihren heiligen Pfoten die gebratenen Kaſtanien für Philipp den Schönen aus dem Feuer langte. Die Sittenverderbniß unter den Tempelherren war groß; allein waren etwa die andern geiſtlichen Herren, ja ſelbſt die Päpſte reiner?

Ihre Sittenloſigkeit hätte den Templern ſchwerlich den Hals gebrochen; aber ſie wagten es, vernünftigere u. freiere Religionsanſichten zu haben, als der andre Kuttenpöbel, und dann waren ſie ungeheuer reich! Deshalb mußten ſie

Digitized by Google

untergehen. Ich werde wohl ſpäter noch auf die Templer zurückkommen müſſen.

Johann 22., eines Schuhflickers Sohn, war ſchon ein Schuft und Betrüger, ehe er den päpſtlichen Stuhl beſtieg, und auf demſelbem vervollkommnete er ſich nur in ſeinen Tugenden. Ich habe ſchon im vorigen Kapitel Erbauliches von ihm erzählt und füge nur noch Weniges hinzu.

Er lag im beſtändigen Streit mit dem deutſchen Kaiſer, Ludwig dem Baiern, und dem Könige von Frankreich. Erſterer wehrte ſich zwar tüchtig, kuſchte aber doch zuletzt, denn „er hatte zwei Seelen, eine kaiſerliche und eine baieriſche.“ Philipp der Schöne aber ließ dem übermüthigen Papſt ſagen: Er werde ihn als Ketzer verbrennen laſſen.

Leider iſt das nicht geſchehen. Johann ſtarb 90 Jahr alt und hinterließ, außer ſeinen 33 Millionen, welche die Kirche verdaute, die ſchöne, bekannte Hymne: Stabat mater dolorosa.

Sein Nachfolger, Benedict 12., war ein herzensguter Mann und hatte nur den einen großen Fehler, daß er Papſt war. Aber auch dieſen ſuchte er ſo viel als möglich zu mildern. Er erklärte: „Ein Papſt hat keine Verwandte,“ und beſchämte dadurch ſeine Vorgänger und Nachfolger, welche ihre Neffen u. ſ. w. nicht reich genug beſchenken konnten. Hohe Perſonen hielten um ſeine Nichte an. Er aber ſagte: „Für ein ſolches Roß ſchickt ſich kein ſolcher Sattel,“ und gab ſie einem Kaufmann aus Touslouſe.

Clemens 6., der Benedict folgte, war nach dem Ausdruck eines gleichzeitigen Geſchichtſchreibers „höchſt ritterlich und nicht ſehr fromm,“ welches letztere man wohl von mehren „heiligen Vätern,“ ſagen konnte. Er benahm ſich ſehr hochmüthig gegen Kaiſer Ludwig und hatte leichtes Spiel mit deſſen Gegner, dem Pfaffenkönig Carl 4. Obwohl er ſelbſt ſehr locker lebte, hielt er es doch für nöthig, die höhere Geiſtlichkeit wegen ihres ſchlechten Lebenswandels gehörig abzukanzeln, und ſagte ihnen unter andern in der Strafpredigt: „Ihr wüthet wie eine Heerde Stiere gegen die Kühe des Volkes!“

Clemens war ſehr prachtliebend, und mit ungeheurem Pomp krönte er Don Sanchez, den zweiten Sohn des Königs von Kaſtilien, zum König der glücklichen Inſeln, wie damals die canariſchen hießen. Beim Krönungszuge kam als üble Vorbedeutung ein Platzregen, ſo daß Papſt und König pudelnaß wurden, und in der That wurde auch das Königreich zu Waſſer, denn die Normanen hatten es in Beſitz und hielten es feſt.

Mit dieſem Sanchez hatte Clemens große Abſichten. Er verſprach, ihn an die Spitze eines neuen Kreuzzuges zu ſtellen und ihm den Titel: König von Egypten zu geben. Der Prinz war außer ſich vor Dankbarkeit und rief: „Nun ſo mache ich Ew. Heiligkeit zum Chalifen von Bagdad!“ So erzählt der berühmte Dichter Petrarca.

Philipp des Schönen Beiſpiel hatte den Päpſten böſe Früchte getragen, denn die Kraft ihres Bannes fing an zu erlahmen. Das fühlte Urban 5. Ein Erzbiſchof weigerte ſich einen Mönch zu ordiniren, der ihm von ſeinem Landesherrn, Barnabo Visconti von Mailand, empfohlen war. Dieſer ließ den Erzbiſchof vor ſich citiren und ſagte: „Weißt du nicht, du alter H—r, daß ich König, Papſt und Kaiſer in meinem eigenen Reiche bin?“ Für dieſes ungeheure Verbrechen that ihn Urban in den Bann und belegte ſein Land mit dem Interdict! Als die Legaten des Papſtes die Bannbulle nach Mailand brachten, führte ſie Visconti, ſammt ihrem Wiſch auf die Navigliobrücke und fragte ſie: „Wollt ihr eſſen oder trinken?“ Die Legaten ſahen mit ſehr langen Geſichtern auf den Fluß und verlangten höchſt kleinmüthig zu eſſen. „Nun ſo freßt den Wiſch da!“ — Die Herren Legaten fraßen.

Gregor 11. verlegte die Statthalterei Gottes wieder nach Rom. Zu Avignon hätte man ſie paſſender die Stuterei des Teufels nennen können, denn die Geſchichtsſchreiber können von der dort herrſchenden Unzucht nicht genug erzählen, und die meiſten Dinge verſchweigen ſie aus Schamgefühl. Das müſſen ſchöne Dinge geweſen ſein, denn im Mittelalter war man noch nicht ſo prüde wie heut zu Tage, wo eine engliſche Dame Vapeurs bekommt, wenn ſie das Wort Hoſen ausſprechen hört.

Ein ſchönes Papſtexemplar war Urban 6. (1378—1389). Fünf Cardinäle, die nicht für ihn geſtimmt hatten, und mehre Prälaten ließ er fürchterlich foltern und dann theils in Säcke ſtecken und ins Meer werfen, theils lebendig verbrennen, erdroſſeln oder enthaupten. Einen ſechsten Cardinal, der von der Tortour ſo elend war, daß er nicht fort konnte, ließ er unterwegs erwürgen. Als die Cardinäle zur Tortur abgeführt wurden, ſagte der heilige Vater zum Henker: „Martere ſo, daß ich Geſchrei höre.“ Dabei ging er im Garten ſpazieren und las im Brevier.

Die Leichen von zwei Cardinälen ließ dieſer Henkerpapſt in Oefen austrocknen und dann zu Staub zerſtoßen. Dieſer wurde auf ſeinen Befehl in Säcke gethan und nebſt den rothen Hüten der Cardinäle auf ſeinen Reiſen auf Mauleſeln vor ihm hergeführt, Andern als ſchreckliches Exempel!

Zu Ende des 14. und am Anfang des 15. Jahrhunderts finden wir immer wenigſtens zwei, meiſten drei zugleich, die von den verſchiedenen Parteien als die echten Statthalter Gottes betrachtet wurden. Ich habe es beinahe ſatt, die ſcheußlichen Thaten der heiligen Väter zu erzählen, und müßte vollends ermüden, wenn ich die Schandthaten dieſer verſchiedenen Gegenpäpſte berichten ſollte.

Man durchwandre einen Bagno mit der Schreibtafel in der Hand und laſſe ſich von jedem der Galeerenſclaven erzählen, welche Verbrechen er begangen, ſo wird man ein Verzeichniß der Schandthaten der Päpſte in dieſer Perido haben.

Das böſe Beiſpiel der Päpſte und überhaupt der Geiſt-

Digitized by Google

lichkeit hatte die übelſten Folgen. Von der damaligen Zügelloſigkeit unter dem Volke, und beſonders unter den höhern Ständen, hat man heut zu Tage gar keinen Begriff. Alle Geſetze der Moral und der Sitte waren aufgelöst. Die Nothwendigkeit einer Beendigung dieſes Zuſtandes wurde allgemein gefühlt, und man kam dahin überein, auf einem großen Concil die Ordnung vorerſt in der Kirche herzuſtellen.

Dies Concil wurde 1414 zu Conſtanz gehalten und iſt eines der glänzendſten, die jemals ſtattgefunden. Man ſah auf demſelben nächſt einem Papſte und dem Kaiſer alle Kurfürſten, 153 Fürſten, 132 Grafen, über 700 Freiherren und Ritter, 4 Patriarchen, 29 Cardinäle, 47 Erzbiſchöfe, 160 Biſchöfe, über 200 Aebte, ein Heer von Mönchen, Geiſtlichen und Rechtsgelehrten und, die gewöhnliche Begleitung des päpſtlichen Hofes, gegen 1000 öffentliche Dirnen, die heimlichen und unterhaltenen gar nicht mitgerechnet.

Drei Päpſte ſtritten ſich um die Tiara: Johann 23., ein Gregor und ein Benedict. Johann war dreiſt genug, auf dem Concil zu erſcheinen; aber als man ernſtlich daran ging, ſeinen Lebenslauf zu muſtern, da hielt es der heilige Vater für gerathener, als Poſtknecht verkleidet, mit Hülfe des Herzogs Friedrich von Tyrol zu entwiſchen.

Man hatte ſeine Verbrechen in 70 Artikel zuſammengefaßt und gab ſie dem heiligen Vater zur Durchſicht. Er äußerte aber kein Verlangen, von denſelben Einſicht zu nehmen. Der Zweck dieſer Flucht war, das Concil zu zerſprengen; aber dies gelang nicht. Johann's Thaten wurden öffentlich verleſen, das heißt nur 54 Artikel davon, die andern ſchämte man ſich öffentlich auszuſprechen. 37 Zeugen bewieſen, daß Johann nicht nur Hurerei, Ehebruch, Blutſchande, Sodomie, Simonie, Freigeiſterei, Räuberei und Mord verſchuldet, ſondern auch 300 Nonnen verführt und genothzüchtigt habe, die er dann zum Sündenlohn zu Aebtiſſinnen und Priorinnen beförderte.

Sein eigner Secretär, Niem, erzählt, daß der Papſt zu Bologna einen Harem von 200 Mädchen unterhalten hätte. Auch beſchuldigte man Johann, daß er ſeinen Vorgänger, Clemens 5., vergiftet habe.

Johann wurde abgeſetzt. Gregor dankte freiwillig ab; aber der alte Benedict ſpielte in einem Winkel Spaniens, wohin er geflohen war, den irdiſchen Donnergott, aber Niemand kehrte ſich an ſeine Blitze. Endlich ließ der neuerwählte Papſt, Martin 5., den 90jährigen Benedict vermittelſt Gift aus dem Wege ſchaffen.

Unbegreiflich iſt es, wie dieſer in aller Wolluſt ſich wälzende heilige Vater ein ſo hohes Alter erreichen konnte. Berühmte Kanzelredner predigten öffentlich gegen ſein abſcheuliches Leben, und einer derſelben ſagte: J'aime mieux baiser le derriere d'une vieille maquerelle, qui auroit les hemmoroides, que la bouche de ce Pape la!

Das Concil von Conſtanz verurtheilte Johann Huß und Hieronymus von Prag als Ketzer zum Feuertode und verurſachte dadurch blutige Kriege; aber der Zweck des Concils, eine Reformation an Haupt und Gliedern der Kirche, wurde nicht erreicht.

Im Jahre 1418 gingen die Herren Reformatoren auseinander. Die Stadt Conſtanz hatte 4 Jahre lang einen ſchönen Verdienſt die 100 000 Fremden mit 40,000 Pferden, die ſie ſo lange beherbergen mußte. Für das gute Verhalten erhielt die Bürgerſchaft vom Kaiſer unſchätzbare Belohnungen, nämlich das Recht, eine 14tägige Meſſe zu halten, mit rothem Wachs zu ſiegeln, im Felde eigene Trompeter zu halten und auf ihr Banner — einen rothen Schwanz zu ſetzen, der ſie vielleicht an die vielen Cardinäle erinnern ſollte, denn ich bin nicht bewandert genug in der Heraldik, um die Bedeutung dieſes ſeltſamen Wappenvogels zu erklären.

Wäre das Concil heut zu Tage gehalten worden, dann hätte der Bürgermeiſter die Bruſt voll Orden bekommen, wie Blücher oder Wellington; aber der von Conſtanz mußte ſich mit dem Ritterſchlage begnügen.

Von Eugenius 6., Calix 3. und Pius 2., der eine Krone trug, die 200,000 Dukaten werth war, ebenſo von dem Meuchelmörder Sixtus 4., der in Rom die erſten öffentlichen Bordelle anlegte und ſeinen Cardinälen 20—30 liederliche Weibsbilder zu ihrer Einnahme anwies, wie man in Rußland Bauern verſchenkt; der für Geld die Erlaubniß ertheilte, bei der Frau eines Abweſenden die Stelle des Mannes zu vertreten; der mit ſeiner Schweſter einen Sohn erzeugte, ſeine beiden Söhne zur unnatürlichen Wolluſt mißbrauchte und unendlich viel andre Schandthaten beging: von allen dieſen Päpſten ſchweige ich, obgleich ihre Geſchichte gewiß ſehr lehrreich und erbaulich wäre.

Innocens 8. (1484—1492) ſorgte mit väterlicher Zärtlichkeit für ſeine Kinder und ſcharrte unendlich viel Geld zuſammen. Doch das thaten alle Päpſte. Er zeichnete ſich nur noch durch ſeine Sündentax-Ordnung aus, die in 42 Kapiteln 500 Taxanſätze enthält. Ich habe ſchon früher davon geſprochen; hier noch einige Beiſpiele aus dieſem ſchönen Dokument: Begeht ein Geiſtlicher vorſätzlich einen Mord, ſo zahlt er nach Reichswährung zwei Goldgulden acht Groſchen. Vater-, Mutter-, Bruder- und Schweſtermord iſt taxirt zu ein Gulden zwölf Groſchen! Will aber ein Ketzer im Beichtſtuhl abſolvirt werden, ſo hat er zu bezahlen vierzehn Gulden acht Groſchen. Eine Hausmeſſe in einer gebannten Stadt koſtet vierzig Gulden.

Dieſer Papſt Innocens 8. widmete dem Hexenweſen ganz beſondere Aufmerkſamkeit und kann als der Begründer der Hexenprozeſſe betrachtet werden, welche ſo vielen alten und jungen Weibern das Leben koſteten. In der abgeſchmackten Bulle, die er hierüber erließ, faſelte er von böſen Geiſtern, die ſich auf den Menſchen, und ſolchen, die ſich unter ihn legen. Innocens war gewiß einer der erſten Art.

Digitized by Google

— Auf das Hexenweſen komme ich wohl ſpäter noch, wenn die Leſer nicht die Geduld verlieren!

Alexander 6. (1492—1502) war der Nachfolger von Innocens und das größte Scheuſal unter den Päpſten, was wirklich bedeutendes Talent erfordert. Er war in Valencia geboren und hieß urſprünglich Roderich Langolo; aber ſein Vater veränderte dieſen Namen in den Borgia. Roderich ſtudirte, wurde dann aber Soldat und verführte eine Wittwe, Namens Vanozza, und ihre beiden Töchter. Von einer derſelben hatte er vier Söhne Franz, Cäſar, Ludwig und Gottfried, und eine Tochter Lucretia.

Sein Oheim, Alphons Borgia, wurde unter dem Namen Calixtus 3. Papſt, und Roderich begab ſich ſchleunigſt nach Rom. Der Papſt überſchüttete ihn mit Würden und Geſchenken und machte ihn endlich zum Cardinal. Nun richtete er ſeine Augen auf die päpſtliche Krone. Als Innocens 3. ſtarb, beſtach er von 27 Cardinälen 22 durch Verſprechungen und wurde Papſt. Als er ſein Ziel erreicht hatte, ermahnte er die verbrecheriſchen Cardinäle zur Beſſerung und räumte ſie allmählich durch päpſtliche Hausmittelchen aus dem Wege.

Für das Schickſal ſeiner Kinder war Alexander 6. auf das Zärtlichſte beſorgt. Er verheirathete ſie alle vortrefflich und ſorgte „für ihr Fortkommen." Cäſar wurde zum Cardinal gemacht u. hatte die Freude, ſeinen Bruder Gottfried mit Sancia, der Tochter des Königs Karls 8. von Frankreich zu verheirathen, der noch weit größere Opfer bringen mußte, um den Papſt zu bewegen, daß er ſeine Abſichten auf das Königreich Neapel unterſtützte. Karl mußte unendlich viele Dukaten opfern, denn Geld war bei Alexander 6. die Loſung.

Um dies zu erlangen, verſchmähte er kein Mittel. Schändlich war ſein Betragen gegen den unglücklichen Prinzen Dſchem. Dieſer hatte ſich gegen ſeinen Bruder, den Sultan Bajazet, empört, war gefangen und dem Papſt Innocens gegen ein Lehrgeld von 40,000 Ducaten zur Aufbewahrung überliefert worden. Um Geld zu gewinnen, ließ Alexander dem Sultan weiß machen, daß Karl 8., wenn er Neapel erobert habe, gegen ihn ziehen wolle und ſich bereits ſeinen Bruder Dſchem erbeten habe, um ihn an die Spitze des Unternehmens zu ſtellen. Zugleich erbat ſich ſich Alexander die fälligen 40,000 Ducaten.

Der wirklich beſorgte Sultan ſchickte gleich 50,000 und ſchrieb an den „ehrwürdigen Vater aller Chriſten," ſo nannte er Alexander, einen ſehr freundſchaftlichen Brief, in welchem er ihn aufmuntert, „ſeinen Bruder ſo bald als möglich von dem Elende dieſer Welt zu befreien und ihm zu einem glücklichen Leben zu verheiſen." Wenn der Papſt dieſe ſeine Bitte erfüllen wolle, ſo verſpreche er ihm feierlich und eidlich 300,000 Ducaten, die koſtbare Relique des Leibrocks Chriſti und ewige Freundſchaft!

Alexander wollte aber noch mehr Nutzen aus dem „Heiden" ziehen, der in ſeinem Gewahrſam war; er lieferte ihn Karl 8. für 20,000 Ducaten aus, aber bereits mit einem Tränkchen im Leibe, woran er baldigſt ſtarb; — „an einer Speiſe oder an einem Trank, die ihm nicht gut bekam," ſagt einer der Geſchichtſchreiber. Bajazet hielt eben ſo Wort wie der Papſt.

Alexander erhob ſeinen älteſten Sohn, den Herzog von Gandia, den er am liebſten hatte, zum Herzog von Benevent. Dieß war ſein Tod, denn der eiferſüchtige Cäſar, ſein Bruder, ließ ihn ermorden. Man zog den von 9 Dolchſtichen durchbohrten Leichnam aus der Tiber, und die Römer ſpotteten: „Alexander iſt der würdigſte Nachfolger Petri, denn er fiſcht aus der Tiber ſogar Kinder." — Alexander war über den Tod ſeines Lieblings außer ſich; aber er vergab Cäſar den kleinen Mord ſehr bald, und alle Zärtlichkeit ging nun auf dieſen würdigen Sprößling über.

Um nicht daran gehindert zu ſein, durch Heirath zur Macht zu gelangen, verließ der Cardinal Cäſar Borgia den geiſtlichen Stand, — ein bis dahin nie vorgekommener Fall — und wurde von dem Könige von Frankreich zum Herzog von Valence in der Dauphine ernannt, und bald darauf heirathete er eine Tochter der Königin von Navarra.

Seine andern Kinder vergaß der zärtliche Vater aber auch nicht. Lucretia hatte ſchon viel herum geheirathet, als ſie an Alphons, Herzog von Biſceglia gelangte, der aber ermordet wurde und einen Prinzen von Farrara Platz machen mußte. Die päpſtliche Familie führte ein ſehr gemüthliches Stillleben. Die Brüder und der Vater „liebten" abwechſelnd mit der ſchönen Lucretia, und ſie beſchenkte den letzteren mit einem Söhnlein, Namens Roderich, welches alſo der Bruder ſeiner Mutter und der Sohn und Enkel ſeines Vaters war und von dieſem zum Herzog von Sermonata gemacht würde.

Die italieniſchen Fürſten, welche von dem heiligen Vater und ſeinem Cäſar geplündert wurden, vereinigten ſich gegen dieſe Ungerechtigkeiten, allein „wurden faſt ſämmtlich geſtorben." Ein halbes Dutzend von ihnen beſorgte Cäſar zur Ruhe, und einen andern der Herr Papa.

Cäſar würde ſich wahrſcheinlich unter dem Schutze ſeines heiligen Vaters ein ganz artiges Reich zuſammen geſtohlen haben, wenn dieſer nicht plötzlich geſtorben wäre. — Alexander hatte nämlich die Gewohnheit, ſolche reiche Leute, die er gern beerben wollte, aus der Welt zu entfernen, und eins ſeiner Lieblingsmittel war Gift, welches er höchſt gemüthlich: Requiescat in pace nannte.

Der Cardinal von Corneto, ein ungeheuer reicher Mann, ſollte ſo beruhigt werden, und wurde zu dieſem Zweck vom Papſt zum Abendeſſen geladen. Durch ein Verſehen reichte ein Diener dem Papſt den „in der Hölle gewürzten" Wein, und dieſer endete am andern Tage im 72. Lebensjahre ſein heiliges Leben. Cäſar, der auch von dem vergifteten Wein getrunken, hatte ein volles Jahr daran zu verdauen.

Mit den Schandthaten dieſes Papſtes kann man ein

Digitized by Google

ganzes Buch füllen; aber ich will dem Leſer nur einige mittheilen.

Von der Macht und Vortrefflichkeit der Päpſte hatte Alexander die höchſten Begriffe, denn er ſagte: „Der Papſt ſteht ſo hoch über dem König, als der Menſch über dem Vieh,“ und mit der Religion, welche damals die chriſtliche hieß, war er vollkommen zufrieden, denn er äußerte: „Jede Religion iſt gut, die beſte aber die — dümmſte. Er ſelbſt hatte gar keine.

Höchſt originell iſt die Unterredung des gelehrten Prinzen Pico di Mirandola mit dem Papſt nach der Niederkunft der Lucretia mit dem nachherigen Herzog Roderich. Alexander fragte ihn: „Kleiner Pico, wen hältſt du für den Vater meines Enkels?

„Nun Ihren Schwiegerſohn!“ nämlich den für impotent geltenden Alphons.

Wie kannſt du das glauben?

„Der Glaube, Ew. Heiligkeit, beſteht ja darin, Unmögliches zu glauben,“ und nun kramte der Prinz eine ſolche Menge geglaubter Unmöglichkeiten aus, daß der heilige Vater ſich beinahe vor Lachen ausſchüttete.

Ja, ja, ſagte der Papſt, ich fühle wohl, daß ich nur durch Glauben, nicht durch meine Werke ſelig werden kann.

„Ew. Heiligkeit,“ antwortete der Prinz, „haben ja die Schlüſſel des Himmelreichs, aber ich, — wie ginge es mir dort, wenn ich bei meiner Tochter geſchlafen, mich des Dolches und der Cantarella (Gift) ſo oft bedient hätte!“

Ernſthaft, ſage mir, fuhr der Papſt fort, wie kann Gott am Glauben Vergnügen finden? nennen wir nicht den, der da ſagt, er glaube, was er unmöglich glauben kann, einen Lügner?

„Großer Gott!“ rief der Prinz und ſchlug das Kreuz, „ich glaube, Ew. Heiligkeit ſind kein Chriſt!“

Nun! ehrlich geſprochen, ich bin's auch nicht.

„Dacht' ich's doch!“ Damit endete die ſeltſamſte Unterredung, die wohl je zwiſchen einem Papſt und einem Laien ſtattgefunden hat.

Die Lüderlichkeit Alexander's läßt ſich in unſerer keuſchen Sprache nicht gut ſchildern, und kömmt nur der des Cäſar Borgia und der des Lucretia gleich. Alle Abarten der Wolluſt, welche wir Deutſche, Gott ſei Dank! meiſtens nicht einmal dem Namen nach kennen und welche von früheren Päpſten einzeln getrieben wurden, dienten dieſem Papſt gewordenen Priap zur Unterhaltung.

Certain sculpteur a Rome ayant fait un Priape,
Les polissons juroient, qu'il ressembloit au Pape,
Le Lieutenant de Christ au fou delateur
Renvoya le Priape: on me fait trop d'honneur!

Burcard, der Ceremonienmeiſter Alexander's 6., hat uns in ſeinem Diarium das Leben an dem päpſtlichen Hofe geſchildert, und die üppigſte Phantaſie kann nichts erdenken, was hier nicht getrieben wurde. Burcard ſagt: Aus dem apoſtoliſchen Palaſt wurde ein Bordell, und ein weit ſchandvolleres Bordell, als je ein öffentliches Haus ſein kann.

„Einſt wurde,“ ſo erzählt Burcard, „auf dem Zimmer des Herzogs von Valence (Cäſar Borgia) im apoſtoliſchen Palaſt eine Abendmahlzeit gegeben, bei welcher auch fünfzig vornehme Courtiſanen gegenwärtig waren, die nach Tiſche mit den Dienern und andern Anweſenden tanzen mußten, zuerſt in ihren Kleidern, dann nackend. Darauf wurden Leuchter mit brennenden Lichtern auf die Erde geſetzt, und zwiſchen denſelben Kaſtanien hingeworfen, welche die nackten Weibsbilder auf allen Vieren zwiſchen den Leuchtern durchkriechend auflaſen, während Seine Heiligkeit, Cäſar und Lucretia zuſahen. Endlich wurden viele Kleidungsſtücke zum Preiſe für Diejenigen hingelegt, die mit mehren dieſer Luſtdirnen ohne Scheu Unzucht treiben würden, und ſodann dieſe Preiſe ausgetheilt. Dieſe ſchöne Scene fiel vor an der Allerheiligen Vigilie 1501.“

Einſt ließ Alexander roſſige Stuten und Hengſte vor ſein Fenſter führen und ergötzte ſich mit ſeiner Lucretia an dem Schauſpiel. — Dieſes Weib war über alle Beſchreibung lüderlich. Einige der Gloſſatoren des Papſtrechts haben aufgeſtellt, daß man nur diejenige eine wahre Hure nennen könne, die 23,000 Mal geſündigt habe!

Lucretia genoß das unbeſchränkte Vertrauen ihres Vaters. In deſſen Abweſenheit erbrach ſie alle Briefe, beantwortete ſie nöthigenfalls und verſammelte die Cardinäle nach Gefallen. Man ſchrieb ihr folgende Grabſchrift: „Hier liegt, die Lucretia hieß und eine Thais war, Alexander's Tochter, Weib und Schwiegertochter,“ letzteres, weil einer ihrer vielen Männer ein anderer Sohn des Papſtes, alſo ihr Halbbruder war.

Die zu jener Zeit auflebenden Wiſſenſchaften und die immer weiter um ſich greifende Anwendung der hölliſchen Erfindung der Buchdruckerkunſt machte den Papſt ſehr beſorgt. Er fürchtete, daß die freie Preſſe dem Schandleben der Päpſte ein Ende machen möchte, und hatte nicht Unrecht, zu fürchten. Er führte daher die Büchercenſur ein, dies Inſtitut, welches ich von ganzem Herzen verwünſchen möchte, — wenn es die Cenſur erlaubte! — Doch mit oder ohne Cenſur! Die Gewalt weiß den „mißliebigen“ Schriftſteller ſtets zu faſſen.

Der Cardinal Richelieu wettete einſt mit einem Literaten, daß er nicht fünf Worte ſchreiben könne, wofür er ihn nicht in die Baſtille bringen wolle. Jener ſchrieb: Zwei und eins macht drei. — „Unglücklicher,“ rief der Cardinal, Sie leugnen die Dreieinigkeit.“ — Von ähnlicher Beſchaffenheit ſind faſt alle unſere modernen Preßprozeſſe; an ihnen iſt nichts reell, — als die Gefängnißſtrafe, welche der „mißliebige“ Autor erhält. — St. Thieleus, bitt' für mich!

Julius 2. (1503—1513) gelangte ebenfalls durch Liſt und Beſtechung auf den päpſtlichen Stuhl. Er war ein tüchtiger Soldat, das iſt das einzige, ſeltſame Lob, welches

Digitized by Google

man dieſem Statthalter Gottes geben kann. Er hetzte alle Fürſten gegen einander, ließ Armeen morſchiren, komman- dirte ſie ſelbſt und belagerte und eroberte Städte.

Seine Gegner beriefen eine Synode noch Piſo, um dem martialiſchen Sohn der Kirche ſein unberufenes Hand- werk zu legen. Von dieſer Kirchenverſammlung wurde er als ein Störer des öffentlichen Friedens, als ein Stifter der Zwietracht unter dem Volke Gottes, als ein Rebell und blut- dürſtiger Tyrann und ols ein in ſeiner Bosheit verhärteter Menſch oller geiſtlichen und weltlichen Verwaltung entſetzt.

Julius kehrte ſich notürlich nicht on dieſes Urtheil; es erbitterte ihn nur noch mehr gegen ſeine Feinde und beſon- ders gegen den vortrefflichen König von Frankreich Lud- wig 12., den er obſetzte. Gonz Frankreich wurde ebenſalls mit dem Interdict belegt. Aber die aus dem Vatican ge- ſchleuderten Blitze zündeten nicht mehr.

Julius 2. handelte, noch dem Ausdruck des berühmten Geſchichtſchreibers Mezeray, wie ein türkiſcher Sultan und nicht wie ein Statthalter des Friedensfürſten und wie ein Vater aller Chriſten. In den Kriegen, die er aus Rochbe- gierde und Blutdurſt führte, verloren zwei Mal hundert tauſend Menſchen ihr Leben. Er ſtarb mitten unter Vorbe- reitungen zu neuen Kriegen.

Er war ſo lüderlich wie Alexander 6., und vor dieſem hatte er noch voraus, daß er ein Trunkenbold war. Kai- ſer Maximilian 1. ſagte einſt: „Ewiger Gott, wie würde es der Welt gehen, wenn du nicht eine beſondere Aufſicht über ſie hätteſt, unter einem Kaiſer, wie ich, der ich nur ein elen- der Jäger bin, und unter einem ſo laſterhaften und verſof- ſenen Papſte, ols Julius iſt."

Der Ceremonienmeiſter dieſes Popſtes, de Graſſis, er- zählt, doß der heilige Voter einmal ſo heftig von der Krank- heit ongeſteckt war, welche der Ritter Boyard: le mal de celui qui l'a nennt, daß er om Charfreitage Niemand zum Fußkuß laſſen konnte!

Ein ebenſo lüderlicher Menſch war ſein Nachfolger Leo 10. (1513—1521), welcher ſeine Erhebung zum Papſt der- ſelben Krankheit verdankte, die Julius am Fußkuſſe verhin- derte. Als er zur neuen Papſtwahl ins Conclave kam, litt er an einem veneriſchen Geſchwür am Hintern, welches ei- nen peſtilenzialiſchen Geruch verbreitete. Die andern Car- dinäle, welche angeſteckt zu werden fürchteten, befragten die Aerzte des Conclaves, und dieſe erklärten einſtimmig, daß Leo gewiß bald ſterben werde. Um nur baldigſt von dem Geſtank befreit zu ſein, erwählten ihn die Cardinäle zum Papſt.

Leo 10., ein Sprößling der berühmten Fürſtenfamilie der Medicis, war ein geſcheuter Mann, welcher Künſte und Wiſſenſchaften liebte und manche andern Eigenſchaften hotte, die wir an einem weltlichen Fürſten recht hoch ſchätzen wür- den. Er lebte „vergnügt wie ein Papſt" und kümmerte ſich eben ſo wenig um die Chriſtenheit als um Geſchäfte, wenn er nicht durch ſeine ungeheuern Geldbedürfniſſe dazu ge- zwungen wurde.

Er ſoll während der acht Jahre ſeiner Herrſchaft 14 Millionen Ducaten verbraucht haben, was ſehr glaublich iſt, denn er achtete das ſo leicht erworbene Geld durchaus nicht. Bei ſeiner Krönung verſchenkte er 100,000 Ducaten. Dichter und Moler erhielten von ihm ſehr bedeutende Sum- men; ober die guten Chriſten deckten Alles. Einſt ſagte Leo zum Cardinol Bambus: „Wie viel uns und den Unſri- gen die Fabel von Chriſto eingebracht habe, iſt aller Welt bekannt."

Sein Hof war der prächtigſte, den es gab, und das Geld wurde mit vollen Händen weggeworfen, wie an denen der altrömiſchen Kaiſer. So war es denn kein Wunder, daß er trotz ſeines Ablaßkromes noch bedeutende Schulden hinter- ließ.

Leo verkaufte Alles, was nur Käufer fand, und ſein Finanzminiſter, Cardinal Armellino, war der unverſchäm- teſte Blutſauger. Einſt ſagte Colonna von Letzterem: „Man ziehe dieſem Schinder das Fell über die Ohren und laſſe ihn um Geld ſehen, was mehr einbringen wird, ols wir brauchen.

Leo wurde durch einen plötzlichen Tod aus ſeinem üp- pigen Leben hinweggeriſſen und holte nicht einmal Zeit, die kirchlichen Sacramente zu empfangen. Dies gab einem Dich- ter Veranlaſſung zu einem Epigramm, welches in der Ueber- ſetzung lautet: „Ihr fragt warum Leo in der Sterbeſtunde die Sacromente nicht nehmen konnte? Er hatte ſie ver- kauft."

Leo's Ablaßkram, von dem ich bereits geredet habe, wurde die nächſte Veranlaſſung zur Reformation. Die Ge- ſchichte derſelben iſt unendlich oft geſchrieben worden und befindet ſich in den Händen des Volkes; ich darf ſie alſo als bekannt vorausſetzen und kann hier ſchnell dorüber hinweg- gehen.

Die gefährliche Lage des päpſtlichen Stuhls hätte ei- nen recht kräftigen Papſt erfordert; aber Leo's Nachfolger Hadrian 6. wor dies durchaus nicht. Er war ein bornir- ter Gelehrter, mehr geeignet, „ſich und die Jungens zu en- nuyiren," ols das lecke Schifflein Petri über Waſſer zu er- halten, obwohl ſein Vater Schiffszimmermann in Utrecht war.

Seiner Gelehrſamkeit wegen hatte mon ihn zum Leh- rer Karls 5. gewählt, und als ſein Zögling Kaiſer wor, machte man ihn zum Rector der Univerſität Löwen. Lu- ther ſagte von ihm: „Der Papſt iſt ein Magister noster aus Löwen, da krönt man ſolche Eſel." Man möchte faſt dieſes Urtheil unterſchreiben, wenn mon lieſ't, daß Hadrian bei den herrlichſten Kunſtwerken Roms, wie Laokoon, Apoll von Belvedere u. ſ. w. mit einem flüchtigen Seitenblicke vor- überging, indem er ſagte: „Es ſind alte Götzenbilder."

Als dieſer „deutſche Barbar" zu Fuß nach Rom kam, als er zu ſeinem Unterhalt täglich nicht mehr ols 12 Tha-

Digitized by Google

ler brauchte, und — horribili dictu — Bier dem Wein vorzog, — da machten die Cardinäle ſehr lange Geſichter und kamen zu der Einſicht: „Daß der heilige Geiſt keinen als einen Italiener verſtehe."

Hadrian war ein hölzerner Pedant und viel zu ehrlich, als daß man ihn lange auf dem päpſtlichen Stuhl hätte dulden können. Die Satyriker nahmen ihn ſcharf mit. Der Dichter Berni charakteriſirt dieſes Papſtes Regierung ſehr ergötzlich. Die bezügliche Stelle heißt in der Ueberſetzung: „Eine Regierung voll Bedacht, Rückſicht und Gerede, voll Wenn und Aber, Jedennoch und Vielleicht, und Warten in Menge ohne Saft und Kraft, voll Glaube, Liebe, Hoffnung, d. h. voll Einfalt, — wird allgemach Hadrian zum Heiligen machen."

Hadrian beging in den Augen aller Cardinäle und Geiſtlichen ein ſchreckliches Verbrechen, denn er geſtand ein, daß Luther mit ſeinem Verlangen nach einer Reformation gar nicht ſo Unrecht habe, indem er ehrlich genug war, zu ſchreiben: „Gott verſtattete die Verfolgung um der Sünde Willen, die Sünde des Volks ſtammt von den Prieſtern, die daher Jeſus auch zuerſt im Tempel aufſuchte, und dann erſt in die Stadt ging. Selbſt von dieſem unſerem heiligen Stuhl iſt ſo viel Unheiliges ausgegangen, daß es kein Wunder iſt, wenn ſich die Krankheit vom Haupt in die Glieder, von Päpſten in die Prälaten gezogen hat. Wir wollen allen Fleiß anwenden, damit zuerſt dieſer Hof, von dem vielleicht alles Unheil ausging, reformiret werde, je begieriger die Welt ſolche Reformen erwartet."

So etwas war unerträglich, und Hadrian „wurde geſtorben." Der Jubel der Römer bei ſeinem Tode war ſehr groß und ſie begingen die Unſchicklichkeit, die Thür ſeines Leibarztes zu bekränzen und mit der Inſchrift zu verſehen: Liberatori Patriae S. P. Q. R. (Der Senat und das Volk Roms dem Befreier des Vaterlandes).

Damit man aber nicht in Verſuchung kommt, das Schickſal dieſes Papſtes gar zu ſehr zu beklagen, bemerke ich nur, daß er fünf Jahre lang Großinquiſitor in Spanien war und dort 1620 Menſchen lebendig und 560 im Bildniß verbrennen ließ und 21,845 Andere zu Vermögens-Confiskation, Ehrloſigkeit und dergleichen verurtheilte.

Clemens 7. (1523—1534), wieder ein Mediceis, folgte nun auf dem päpſtlichen Stuhl. Er verſtand es beſſer, den Kirchenmonarchen zu ſpielen, wie ſein Vorgänger; aber die Reformation konnte er nicht unterdrücken.

Er hatte große Noth auszuſtehen, denn der Connetable Karl von Bourbon ſtürmte mit ſeinem unbezahlten Heere Rom. Der Feldherr ſelbſt wurde zwar erſchoſſen; dies aber diente nur dazu, um die beuteluſtigen Truppen noch mehr zu erbittern. Unter ihnen befanden ſich 14,000 Deutſche unter Georg von Fronsberg, der es beſonders auf den Papſt abgeſehen hatte und einen goldenen Strick bei ſich trug, um Se. Heiligkeit eigenhändig damit aufzuknüpfen!

Der Papſt floh in die Engelsburg, und Rom wurde ſchrecklich geplündert. Die Cardinäle hatten ſchlimme Zeit, denn ſelbſt die katholiſchen Spanier gingen mit ihnen unbarmherzig um. Wenn die Soldaten der damaligen Zeit Geld witterten, dann ſuſpendirten ſie alle Religion, ſtahlen und mordeten nach Herzensluſt und ließen ſich dann — abſolviren. Die Beute der Soldaten belief ſich an Gold, Silber und Edelſteinen auf mehr als zehn Millionen Gold, und an baarem Geld, womit ſich die Vornehmen ranzioniren mußten, auf eine noch größere Summe.

Ich habe da ein altes Buch von 1569 vor mir, in welchem Adam Reißner, der in Dienſten Fronsbergs mit in Rom war, die tolle Wirthſchaft, welche die Soldaten dort 9 Monate lang trieben, ſehr treuherzig und einfach beſchreibt. Ich will eine Stelle daraus wörtlich herſetzen:

Die Landsknecht haben die Cardinäls Hüt aufgeſetzt, die roten langen Röck angethan, vnd ſind auff den Eſeln in der Statt vmbgeritten, haben alſo jr Kurtzweil vnd Affenſpiel gehalten. Wilhelm von Sandizell iſt offtermals mit ſeiner Rott, als ein Römiſcher Bapſt, mit dreyen Kronen für die Engelburg kommen, da haben die andern Knecht in den Cardinäls Röcken jrem Bapſt Reverentz gethan, jre lange Röck vornen mit den Händen aufgehebt, den hintern Schwantz hinden auff der Erde laſſen nachſchleyffen, ſich mit Haubt und Schultern tieff gebogen, niederkniet, Füß vnd Händ geküßt. Alsdann hat der vermeynt Bapſt Clementen einen Trunk gebracht, die angelegte Cardinäl ſind auff jren Knien gelegen, haben ein jeder ein Glaß voll Wein außtrunken, vnd dem Bapſt beſcheyd gethan, darbey geſchrien, Sie wöllen jetzt rechte fromme Bäpſte vnd Cardinäl machen, die dem Keyſer gehorſam, vnd nicht wie die vorige widerſpenſtig, Krieg vnd Blutvergieſſen anrichten.

„Zuletzt haben ſie laut vor der Engelburg geſchrien: Wir wöllen den Luther zum Bapſt machen! welchem ſolchs gefallen, der ſoll ein Hand auffheben, haben darauff all jre Händ auffgehebt, vnd geſchrien, Luther Bapſt, vnd viel dergleichen ſchimpffliche lächerliche Spottreden gethan.

„Grünenwald, ein Landsknecht, ſchrey vor der Engelburg mit lauter ſtimm, Er hett luſt, daß er den Bapſt ein ſtück auß ſeinem Leib ſolt reiſſen, weil er Galtes, deß Keyſers, vnd aller Welt Feind ſey u. ſ. w."

Nachdem Papſt Clemens an die Truppen nach gegen 400,000 Ducaten bezahlt hatte, ließ man ihn aus der Engelsburg, als Diener verkleidet, entwiſchen.

Clemens hatte kein Glück, aber auch kein Geſchick. So viel hätte er mit ein wenig Verſtand erkennen können, daß die Zeit der Innocenze vorüber war. Er war unpolitiſch genug, es mit dem deſpotiſchen Heinrich 8. von England zu verderben, den er excommunicirte und der ſich dafür mit ſeinem ganzen Lande von Rom losſagte. Dadurch verlor der päpſtliche Stuhl den Petersgroſchen*), der ihm bis dahin

*) So nennt man nämlich die Abgabe, welche ſeit 740 von jedem engliſchen Hauſe nach Rom bezahlt wurde.

Digitized by Google

ſchon gegen 38 Millionen Gulden eingebracht haben mochte. — Die Reformation machte unter dieſen beiden letzten Päpſten immer weitere Fortſchritte. Die auf dem Reichstag zu Nürnberg (1522) verſammelten Reichsſtände erklärten: „daß ſie die päpſtlichen und kaiſerlichen Verordnungen nicht vollſtrecken laſſen könnten, weil das Volk, welches den Lehren Luthers in großer Menge zugethan ſei, dadurch leicht auf den Argwohn gerathen könnte, als wolle man die evangeliſche Wahrheit unterdrücken, und die bisherigen Mißbräuche unterſtützen, und dies könnte leicht zu Aufruhr und Empörung Anlaß geben.“

Die deutſchen Fürſten auf dem Reichstage nahmen diesmal kein Blatt vor den Mund und in den „hundert Beſchwerden der deutſchen Nation“ ſprachen ſie geradezu von Betrügereien der Päpſte, was man heut zu Tage nicht wagen darf. —

Doch damals war Vieles anders. Jeder Einzelne intereſſirte ſich für öffentliche Angelegenheiten und wurde warm dafür. Von dem Indifferentismus unſerer Zeit wußte man noch nichts. Wenn jetzt Jemand für Volksrechte eifert, Exiſtenz und perſönliche Freiheit auf das Spiel ſetzt, dann betrachten ihn die Andern wie einen närriſchen Menſchen und können nicht begreifen, wie man wegen einer Sache, die nicht gemünztes Metall iſt, in Wallung gerathen kann. Sehe ich unſre deutſchen Vorkämpfer für die Volksrechte, und dann dieſes Volk ſelbſt an, dann fällt mir immer jenes Verschen aus der ſchönen öſterreichiſchen Nationalhymne ein:

Ein Knödel ſchaut den andern an
Wie er nur ſo ſieden kann.

Ronge's Brief an den Biſchof Arnoldi hat für die heutigen Katholiken dieſelbe Bedeutung, wie Luthers 95 Theſes gegen den Ablaßkram für die des 16. Jahrhunderts. Ronge's Schriften werden aber jetzt ſelbſt in proteſtantiſchen Ländern verboten, ſo „wohlmeinend anſtändig“ ſie auch ſind, während man Luthers unfläthige Schimpfereien, welche man damals Satyren nannte, ungehindert verbreiten ließ.

Vor Päpſten und Fürſten zeigte der „Gottesmann Lutherus“ gar wenig Reſpect, wenn es die Vertheidigung ſeiner Sache galt. Er geht mit ihnen um, als wären ſie Bettelbuben, und ſagt ſowohl dem König von England, wie auch dem Herzog Georg von Sachſen auf das Allerderbſte die Wahrheit. Den Herzog von Braunſchweig nannte er nur „den Hanswurſt.“ Am ſchlimmſten kam aber bei ihm der Papſt weg.

In ſeinem Buche: „Das Papſtthum vom Teufel geſtiftet“ nennt er die Kirche die Leeche und den Papſt den Kuckuk, der die Eier freſſe und dafür Cardinäle in das Neſt hineinſch—. Er nennt Se. Heiligkeit einen „Gaukler, das Leckerlein zu Rom, päpſtliche Hölliſchkeit und Spitzbube, ein epicuriſch Schwein, das vom Teufel hintenaus geboren, und will, daß man ihm den Hintern küſſe — einen beſch—n und f—n Papſteſel, vor deſſen F—n ſich der Kaiſer fürchtet und der alle F— der Eſel binden, und die ſelbſteigenen angebetet haben will und daß man ihm dabei noch den Hintern lecke.“

Wagte es heut zu Tage ein Schriftſteller, ſo gegen lebende Fürſten zu ſchreiben, dann fiele halb Europa in Ohnmacht, und dem Verfaſſer winkte eine Haft, ſo lang wie das Fegefeuer.

Seine Gegner blieben Luther indeſſen nichts ſchuldig, und Dr. Eck, den er nur Dreck nannte, zahlte ihm mit gleicher Münze. Die gewöhnlichen Titel, die man ihm gab, waren Doktor Dreck-Märten, Dokter Sauhund von Wittemberg und dergleichen. Der Jeſuit Weislinger ſagte von Luther in Bezug auf die Tiſchreden: „Luther iſt Ceremonienmeiſter bei Hofe, wo man Miſt ladet, Advocat zu Sanheim, wo nicht gar Stadtrichter zu Schweinfurt — gäbe es ein Miſtingen, Schmeisau oder Dreckberg, ſo gehörte der Sau-Luther dahin.“

Das nannte man in jener Zeit Satyre. In ſolchen Ausdrücken wagt jetzt Niemand mehr zu ſchreiben und dieſe Aenderung wird wohl Niemand tadeln. Allein wir ſind jetzt ſuperfein geworden. Daß wir nicht ſchreiben, wie wir wohl möchten, dafür ſorgt die Cenſur; allein dieſe Cenſur hat ſogar rückwirkende Kraft. Wir denken ſchon cenſirt und ſprechen auch ſo. Kein Ding darf mehr beim rechten Namen genannt werden; wir drehen uns mit „dürfte, möchte und könnte“ drum herum, wie die Katze um den heißen Brei. Jeder fürchtet ſich das Maul zu verbrennen. Was ſoll man dazu ſagen, wenn ein Leipziger Profeſſor in einer öffentlichen Vorleſung nicht einmal den Titel eines Buches zu nennen wagt (die vier Fragen von Jacobi), blos weil es „höhern Orts“ mißfallen hat!

Damals kannte man ſolche „zarte Rückſichten“ nicht; aber wie geſagt, damals war auch Alles anders. Fürſten gingen mit den Völkern Hand in Hand und ſtanden ſich nicht gegenüber wie zwei Schachſpieler. Damals war die ſchöne Phraſe vom „beſchränkten Unterthanenverſtand“ noch nicht erfunden, und der Kurfürſt von Sachſen, den man doch den Weiſen nannte, glaubte nicht alle Weisheit gepachtet zu haben. Jetzt hat zwar, ſo viel ich weiß, kein einziger Fürſt den Namen der Weiſen; aber ſie ſind alle weiſer, wie Friedrich. — —

Doch meine Litanei von „ſonſt und jetzt“ könnte leicht ſo lang werden wie die Marianiſche, und dann verpflichtet mich auch „der Trieb der Selbſterhaltung“ dazu, das Maul zu halten. Ich will deshalb wieder zu den Päpſten zurückkehren. Die ſind längſt todt und mit keinem unſerer regierenden Häuſer verwandt, und ich brauche nicht zu befürchten, in criminaliſtiſche Wolfsgruben zu fallen.

Clemens 7. war ein großer Freund der Mönche. Unter ihm entſtanden die Kapuziner, eine Abart der Franziskaner, welche ſich vor dieſen nur durch ihre größere Dummheit und Schweinerei auszeichneten. Die Spitzen Kapu-

zen, die ſie tragen, und die einem Lichtauslöſcher ſehr ähnlich ſehen, können zugleich als ihr Feldzeichen dienen, denn Clemens hoffte durch ſie das Licht auszulöſchen, welches durch Luther angezündet war.

Paul 3. (1539—1549), der nach Clemens Papſt wurde, war ſchon im 26. Jahr Cardinal geworden und zwar, weil er ſeine ſchöne Schweſter Julia Farneſe an Alexander 6. vermiethet hatte. Er war einer der liederlichſten Päpſte. Blutſchande, Mord und dergleichen waren ihm ganz geläufig. Er vergiftete ſowohl ſeine eigene Mutter wie ſeine Schweſter!

Doch das ſind alles „Privatſachen," die uns eigentlich nichts angehen. Weit wichtiger iſt es für uns, daß Paul am 27. September 1540 den Orden der Jeſuiten beſtätigte. Wir werden dieſe Fledermäuſe noch näher kennen lernen und wollen ihnen dann ſagen, was ſie waren und was ſie ſind; denn ſie ſelbſt konnten und wollten darüber keine Auskunft geben und ſagten, ſie wären tales qualas, das heißt: Diejenigen, welche — — den Galgen verdient haben, füge ich hinzu.

Julius 3. war ein Papſt, der noch weniger taugte, wie ſein Vorgänger. Er hielt ſich mit dem Cardinal Crescentius gemeinſchaftlich Buhldirnen, und die Kinder erzogen ſie auf gemeinſchaftliche Koſten, weil Keiner von Beiden wußte, wer Vater war. Seinen Affenwärter, einen häßlichen Jungen von 16 Jahren, machte er zum Cardinal, und als ihm die Cardinäle deshalb Vorwürfe machten, rief er: „Potta di Dio! was habt ihr denn an mir gefunden, daß ihr mich zum Papſte machtet?" Der heilige Vater ließ einſt in Rom Heerſchau über die Freudenmädchen halten, und es fanden ſich nicht weniger als 40,000 in der Stadt! Unter einem ſo liederlichen Papſt, wie es Julius war, mußte ihr Handwerk natürlich gedeihen. Sein Nuntius, Johann a Caſa, Erzbiſchof von Benevent, ſchrieb ein Buch über Sodomiterei, worin er dieſe lebhaft in Schutz nimmt. Dies Buch iſt 1552 zu Venedig gedruckt und — dem Papſt dedicirt!

Paul 4. war ein vor Stolz halb wahnſinniger, 80jähriger Narr, und nebenbei ein mordluſtiger Pfaffe. Unter ihm konnte die Inquiſition nicht genug Opfer erwürgen. Hören wir, was Pasquino über ihn ſagte; aber vorher noch einige Worte über Pasquino. Nach der Sage war dieſer ein luſtiger Schneider in Rom, deſſen Schwänke viele Leute nach ſeiner Bude lockten. Dieſer gegenüber ſtand eine verſtümmelte Statue, an welche man häufig Satyren angeklebt fand, die man dem Schneider zuſchrieb. Daher ſtammt das Wort Pasquil. Bald wurde nun eine andere Statue am Capitol dazu auserſehen, die Antworten aufzunehmen, und ſo entſtand ein Frage- und Antwortſpiel, welches nicht nur ſehr ergötzlich, ſondern auch von großem Nutzen war.

Als Paul 4. 1559 geſtorben war, ſchlug Pasquino folgende Grabſchrift vor: „Hier ruht Caraffa (aus dieſer Familie ſtammte der Papſt), verflucht im Himmel und auf Erden, deſſen Seele in der Hölle, deſſen Aas im Boden iſt. Der Erde mißgönnte er den Frieden, dem Himmel Gebet und Gelübde, ruchlos richtete er Clerus und Volk zu Grunde; vor den Feinden kroch er, gegen Freunde war er treulos; wollt ihr Alles auf einmal wiſſen? — er war Papſt!"

Der Name: Papſt war damals in Rom zum Schimpfwort herabgeſunken. Pasquino erwiederte einem Fragenden: „Warum jammerſt du?" — „Ach der Schimpf bricht mir das Herz!" — „Nun was iſt's?" — „Du erräthſt es nicht? — ſie haben mich, ruft er unter Schluchzen, ſie haben mich — einen Papſt genannt!"

Paul war Kaiſer Karls erbitterter Feind geweſen und wollte nach deſſen Abdankung Kaiſer Ferdinands Wahl nicht anerkennen, weil deſſen Sohn und Thronfolger, Maximilian, meiſt unter Lutheranern aufgewachſen ſei.

Der Kaiſer kehrte ſich wenig an den Papſt, dazu angeregt durch den Reichs-Vicekanzler Dr. Seld, den Metternich Ferdinands 1. Dieſer Miniſter ſagte in einem Gutachten: „Man lacht jetzt über den Bann, vor dem man ſonſt zitterte, man hielt ſonſt Alles, was von Rom kam, für heilig und göttlich, jetzt ſpeiet männiglich, er ſei alter oder neuer Religion, darüber aus. Die alten Kaiſer haben die Päpſte beim Kopf genommen, geſtöckt, gepflöckt und abgeſetzt, wir haben ſelbſt erlebt, wie Karl mit Clemens umgegangen, ſolchen Ernſtes ſind Ew. Majeſtät nicht einmal benöthigt. Uebrigens weiß man, daß Se. Heiligkeit die Cardinäle, welche Wahrheiten ſagen, Beſtien und Narren geſcholten, ſolche mit Stecken geſchlagen, woraus anzunehmen, daß dieſelben Alters oder anderer Zufälle wegen nicht wohl bei Vernunft und Sinnen ſeien."

Unter Pius 4. wurde das berühmte Trientiner Concil geſchloſſen (im Dezember 1563), welches 18 Jahre verſammelt geweſen war, um die ſchon längſt als nothwendig anerkannte Reformation der Kirche an „Haupt und Gliedern" vorzunehmen.

Dieſes Concil wurde mit denſelben frohen Hoffnungen begrüßt, wie eine andere erlauchte Verſammlung unſerer Zeit, die mit jenem Concil in allen Stücken die vollkommenſte Aehnlichkeit hat.

Ich könnte eine ſehr intereſſante Parallele ziehen; aber ich muß es dem Leſer überlaſſen, die wenigen Notizen, die ich hier über das Trientiner Concil geben kann, auf unſere Zeit anzuwenden.

Das Concilium ſtand unter der unmittelbaren Beaufſichtigung des Papſtes. Cardinal del Monte ſtand mit ihm durch eine ununterbrochene Courierlinie zwiſchen Trient und Rom in fortwährender Verbindung, und des Papſtes Inſtructionen hatten auf alle Beſchlüſſe den entſchiedenſten Einfluß. Alle Welt ſchrie, das Concilium ſei nicht frei, aber Niemand konnte das ändern.

Der Biſchof Dudith von Tina in Dalmatien und mehre Andere ſagten: „Der heilige Geiſt, der die verſam-

Digitized by Google

melten Väter in Teient belehrte, kam im römiſchen Fell-
eiſen."

Die heiligen Väter ſtrengten ſich nicht übermäßig an. Alle Monate einmal eine Sitzung, wenn nicht Ferien oder Feſtlichkeiten die Zeit wegnahmen; aber wenn man einmal Sitzung hielt, dann war man faſt ebenſo thätig, wie jene andere Verſammlung.

Man diſputirte mit allem Ernſt, der ſo wichtigen Dingen gebührt, über Rang der Abgeordneten, über Kleidung, Siegel und dergleichen. Dann feagie man, ob man vom Glauben, oder von der Reformation anfangen wolle? Endlich entſchied man ſich denn für den Glauben, da einige Vorwitzige unverſchämt genug waren, die Meinung zu äußern, daß die Reformation bei den Häuptern beginnen müſſe!

Die Franzoſen und ſelbſt die ſo geduldigen Deutſchen verloren die Geduld. Ein kaiſerlicher Geſandter behauptete gar, der Papſt und ſeine Legaten „hätten die Hufeiſen verkehrt aufgeſchlagen, um ſich den Schein zu geben, vorwärts zu gehen, während ſie doch rückwärts gingen."

Wenn das Volk, welches ſich nach all den ſchönen Verſprechungen auf die Coneiliumsbeſchlüſſe wie auf den heiligen Chriſt feeute, durch ſeine Vertreter deshalb anfragen ließ, dann erhielt es immer zur Antwort, daß der Bericht noch nicht fertig ſei.

Als aber der Bericht endlich fertig war, da machte alles Volk ein langes Geſicht und „entſatzete" ſich. Beim Schluß der Synode ſtand der Cardinal von Guiſe auf und rief: „Verflucht ſeien alle Ketzer!" Verflucht! verflucht! verflucht! brüllten die Herren Geſandten im Chorus, und der heilige Geiſt in Rom lachte ins Fäuſtchen. Dies war freilich nicht der Weg, die Proteſtanten in den Schooß der der Kirche zurückzuführen, welches eigentlich der Hauptzweck der langen Synode war.

Der proteſtantiſche Schriftſteller Heiddegger verglich das Papſtthum mit einer Hure, die immer unverſchämter wird, je länger ſie mitmacht. Dieſer Vergleich iſt zwar nicht ſehr höflich, aber wenn man die Beſchlüſſe des Trientiner Conciles anſieht, ſo — muß man ihm beiſtimmen. Aller Unſinn, der ſich allmählig in die chriſtliche Kirche eingeſchlichen hatte, wurde dadurch feierlich ſanctionirt, und was von der trientiniſchen Glaubensformel abwich, hatte „den Verluſt der Seligkeit" zu erwarten.

Das Concil war das letzte, welches gehalten wurde, und ſeine Beſchlüſſe gelten bis auf den heutigen Tag. Hume ſagt bei der Geſchichte der Königin Eliſabeth von England: „Das Trienter Concil iſt das einzige, das in einem Jahrhundert beginnender Aufklärung und Forſchung gehalten wurde; die Wiſſenſchaften müßten tief ſinken, wenn das Menſchengeſchlecht aufs Neue zu einem ſolchen groben Betruge geſchickt würde."

Daß aus der Synode nicht viel werden konnte, war wohl natürlich, denn die Herren Jeſuiten nahmen ſich ihrer an und ſoufflirten dem heiligen Geiſt. — Dies Concil hatte große Folgen, und die allerſchlimmſte war wohl die, daß die Päpſte, welche bisher beſtändig gegen die weltliche Macht Oppoſition gebildet hatten, von nun an gemeinſchaftliche Sache mit ihr machten, um das ſichtbare Streben nach einem beſſeren Zuſtande und politiſcher Freiheit zu lähmen. —

Pius 4. „gab ſeine Seele durch den Theil des Leibes von ſich, durch welchen er ſie erhalten hatte." Ihm folgte als Pius 5. ein ehemaliger Großinquiſitor. Bei ſeiner Wahl ſoll er geäußert haben: „Als Mönch hoffe ich ſelig zu werden, als Cardinal zweifle ich daran und als Papſt halte ich die Sache füe unmöglich."

Dieſer Pius 5. war der grauſamſte unter den Päpſten! Sowohl von ihm als von ſeinen Nachfolgern werde ich in den folgenden Büchern dieſes Werkes ausführlicher reden müſſen. Hier mögen nur einige Notizen und Charakterzüge folgen, die ich ſpäter nicht gut werde anbringen können.

Dieſer blutdürſtige Papſt ließ Nic. Franco, wegen eines Diſtichons hängen, welches er auf den im Literan (päpſtlichen Palaſt) neuerbauten Abtritt machte!

Papſt Pius 5., der beladnen Bäuche ſich erbarmend,
Errichtete dieſen Abtritt, ein edles Werk.

Der arme Poet rief mit Recht: „Das iſt zu arg!" und noch auf der Leiter wollte er nicht glauben, daß die Sache Ernſt ſei, und fragte: „Wie, Nicolas an den Galgen?" —

Pius hat unſägliches Unglück über die Welt gebracht! Ihn belebte nur eine Idee: Ausrottung der Ketzer. Er iſt der Urheber der Pariſer Bluthochzeit, der ſchrecklichen Verfolgungen in den Niederlanden unter Alba, wie aller Verſchwörungen in Schottland und England.

Doch ich darf auch das Gute nicht unerwähnt laſſen, was von dieſem Papſte zu melden iſt, und um ſo weniger, da es auf dem „apoſtoliſchen Stuhl" eine Seltenheit iſt. Er führte ein ſehr ſtrenges Leben, wie ein Einſiedler, trug ſtets ein Cilirium*) und kein Hemde. Seine Speiſe beſtand aus Gemüſe und ſein Getränk war Waſſer. —

Als er unter gräßlichen Steinſchmerzen ſeine Henkerſeele ausgehaucht hatte, herrſchte allgemeine Freude. Die während ſeiner Regierung beinahe in den Ruheſtand verſetzten öffentlichen Mädchen verſammelten ſich jubelnd um ſeine Leiche, und ſogar der türkiſche Sultan ließ Freudenfeſte wegen dieſes Todes anſtellen.

Gregor 13. war ſeinem Vorgänger an Fanatismus gleich, wenn auch nicht an Sittenſtrenge. Er eröffnete dem ſpitzbübiſchen Jeſuitengeneral Aquaviva, daß es Proteſtanten, beſonders Gelehrten, Fürſten, höheren Beamten und andern einflußreichen Perſonen, wenn ſie zur römiſchen

*) Das Cilicium iſt ein handbreiter, ſtachelicher Drahtgürtel, der auf dem bloßen Leibe getragen wird, natürlich nur von Liebhabern von dergleichen Schindereien.

Digitized by Google

Kirche übergingen, aus beſonderer päpſtlicher Gnade geſtattet ſein ſollte, ihren neuangenommenen Glauben verläugnen und noch alle proteſtantiſchen Kirchengebräuche mitmachen, kurz, nach wie vor ſich als Proteſtanten benehmen zu dürfen. — Ad notam! — —

Nach Gregor kam Sixtus 5. (1585—1590) auf den päpſtlichen Stuhl. Sein Vater war Weingärtner, ſeine Mutter eine Magd, und er ſelbſt hütete in ſeiner Jugend die Schweine. Deshalb ſcherzte er oftmals: „Ich bin aus einem durchlauchtigen Hauſe; Sonne, Wind und Regen halten freien Zugang in die Hütte meiner Eltern.“

Er hieß eigentlich Felice Peretti und wurde 1521 zu Grotta a Mare, nicht weil von Montalto in der Mark Ancona geboren. Ein Franziskaner, dem der Junge gefiel, nahm ihn von den Schweinen weg und brachte ihn in ein Kloſter, und ſomit auf die Leiter, welche zum apoſtoliſchen Stuhl führt.

Er ſtieg ſchnell. Papſt Pius 5. war ihm gewogen und machte ihn zum Cardinal Montalto, aber Gregor konnte ihn nicht leiden, und ſo hielt er es denn für zweckmäßig, ſich ganz zurückzuziehen und dem Anſcheine nach ein völliger Franziskaner zu werden. Er ſpielte ſeine Rolle ſo gut, daß ſämmtliche Cardinäle angeführt wurden. Er ſtellte ſich äußerſt demüthig, einfältig und körperlich hinfällig, ließ ſich geduldig „der Eſel aus der Mark“ nennen und dachte, wer zuletzt lacht, lacht am beſten.

Die Cardinäle waren in ſechs Parteien getheilt, und da keine der andern den Willen thun wollte, rief die größte Zahl der Cardinäle, daß der Eſel aus der Mark Papſt ſein ſolle. Kaum merkte der an ſeiner Krücke einherſchleichende Montalto, daß er die meiſten Stimmen für ſich habe, als er ſogleich ſeine Stütze wegwarf, ſich kerzengrade in die Höhe richtete, bis an die Decke der Kapelle ſpuckte und mit einer Stentorſtimme ein Te Deum anſtimmte, daß die Fenſter zitterten.

Man kann ſich den Schrecken der überliſteten Cardinäle denken. Als der Ceremonienmeiſter den neuen Papſt dem Gebrauche gemäß knieend fragte: Ob er die Würde annehme? antwortete er: „Ich hätte noch Kraft zu einer zweiten,“ und als ihm einer der ſtolzeſten Cardinäle wegen ſeines guten Anſehens Complimente machte, ſagte er lachend: „Ja, ja, als Cardinal ſuchten wir gebückt die Schüſſel des Himmelreichs; wir fanden ſie und ſehen nun aufrecht gen Himmel, da wir auf Erden nichts mehr zu ſuchen haben.“

Einer der Cardinäle, der ſich immer für ihn intereſſirt hatte, wollte ſeine verſchobene Kapuze in Ordnung bringen; aber Montalto wies ihn zurück, indem er ſagte: „Thut nicht ſo vertraut mit dem Papſte!“ Cardinal Farneſe, der dem jetzigen Papſt niemals recht getraut und ihn immer nur den Paternoſterfreſſer genannt hatte, äußerte nun gegen ſeine Herren Collegen: „Ihr meintet einen Gimpel zum Papſt zu machen; ihr habt einen dazu gemacht, der mit uns Allen wie mit Gimpeln umgehen wird!“ — Pasquino erſchien mit einem Teller voll Zahnſtocher.

Sixtus 5. blieb auch als Papſt ſtets ein ſtrenger Mönch und griff nun mit Energie in die bisher ſo jämmerlich ſchlaff gehandhabten Zügel der Regierung. Zuerſt war er darauf bedacht, das Land von den unzähligen Räuberbanden zu reinigen, die unter Gregor 13. ſo überhand genommen hatten, daß kein Menſch ſeines Lebens ſicher war. 500 Verbrecher erwarteten, wie es bei einem Regierungsantritte gewöhnlich war, ihre Befreiung; allein Sixtus ließ ihnen den Prozeß machen und die Galgen wurden nicht leer. „Ich ſehe lieber die Galgen und Galeeren voll als die Gefängniſſe,“ pflegte er zu ſagen.

Ganz Rom gerieth in Entſetzen, denn ſeine Strenge traf Reich und Arm, was man bisher gar nicht gewohnt war. Graf Pepoli, welcher die Banditen beſchützte, wurde zu Bologna enthauptet, und die Villa des Prälaten Ceſarino ließ der Papſt niederreißen, weil ſie ein bekannter Banditenſchlupfwinkel war.

„Ich verzeihe, ſagte er, was unter Montalto geſchehen iſt; aber als Sixtus muß ich das Haus niederreißen und einen Galgen an die Stelle ſetzen.“ Ceſarino wurde aus Angſt Carthäuſer!

Einer der Landhäſcher (Bargello), die nur zu oft mit den Banditen gemeinſchaftliche Sachen machten, wollte ſich verbergen, als er Sixtus gewahr wurde. Dieſer ließ ihn aber in Ketten legen und nur unter der Bedingung frei, daß er ihm innerhalb 8 Tagen eine beſtimmte Anzahl Banditenköpfe einliefre.

Ja der Papſt ging in ſeiner grauſamen Gerechtigkeitsliebe ſo weit, daß er, um Verbrechen zu entdecken, die alten Criminalakten durchſtöbern ließ. Einen gewiſſen Blaſcht, der ſchon vor 36 Jahren wegen eines Mordes nach Florenz entwiſcht war, ließ er requiriren und enthaupten.

Dieſe Strenge gab Pasquino hinlänglichen Stoff. Einſt ſah man an der Bildſäule die Engelsbrücke mit den ſich gegenüberſtehenden Statuen der Apoſtel Petrus und Paulus abgebildet. Petrus war in Stiefeln und Reiſemantel. Paulus äußert ſein Erſtaunen und Petrus antwortet: „Ich will mich fortmachen, denn ich habe vor 1500 Jahren Malchus das Ohr abgehauen.“

Sixtus trieb ſeine Gerechtigkeitspflege mit ordentlicher Leidenſchaft, und einſt beim Eſſen nach einer großen Hinrichtung äußerte er: „Mir ſchmeckt es nie beſſer, als nach einem ſolchen Akt der Gerechtigkeit.“ — Pasquino erſchien mit einem Becken voll kleiner Galgen, Räder, Beile ꝛc. und ſagte: „Dieſe Brühe wird dem heiligen Vater Eßluſt geben.“

Die Mütter ſchreckten jetzt ihre Kinder mit dem Papſt, und wenn ſich dieſer auf der Straße blicken ließ, ſo drückte ſich Jeder bei Seite. Ein Zeichen, daß es in Rom viele Spitzbuben und andere Leute gab, welche die Strenge des Papſtes zu fürchten hatten. Er verfolgte nicht allein Ban-

Digitized by Google

diten, ſondern auch die Menſchenfleiſchhändlee odee Kuppler, welche den Cardinälen und lüderlichen Reichen ihre Weibee und Töchter zu veehandeln pflegten. Eine berühmte Buhlerin, Pignaccia, welche man nur die Prinzeſſin nannte, ließ ee hinrichten und von ihrem Vermögen ein ſchönes Spital erbauen.

Für die Armen ſorgte ee in bedrängtee Zeit väterlich und ließ nicht allein Lebensmittel austheilen, oder die Preiſe derſelben herabſetzen, ſondern auch Seiden- und Tuchfabriken anlegen. Dee Adel mußte ſeine Schulden bezahlen, was ihm hart genug ankam.

Schön war es von Sixtus, daß ee ſich früher erhaltenee Wohlthaten erinnerte. Einem Schuſter hatte er einſt füe ein Paar Schuhe nur 6 Paoli bezahlt und geſagt: „Das Uebrige werde ich bezahlen, wenn ich Papſt bin." Nun bezahlte er ſeine Schuld mit Intereſſen und gab dem Sohne des Schuſters — ein Bisthum. Ebenſo belohnte er einen Prior, dee ihm voe 40 Jahren 4 Scudi geborgt hatte.

Seine Verwandte vergaß er übrigens auch nicht; aber trotz dieſee Ausgaben und der nun bedeutend geringer gewordenen Einnahme des päpſtlichen Stuhles, legte er doch 3 Millionen Scudi im päpſtlichen Schatze niedee, während andere Päpſte Schulden hinterließen.

Sixtus beſaß Verſtand und ſelbſt Witz, abee gegen den Anderer wae er ſehr empfindlich. Pasquino trocknete einſt ſein Hemd am Sonntag. — „Warum warteſt du nicht bis zum Mantag?" — „Ich trockne mich, bevor die Sonne verkauft wird," und ſein ungewaſchenes Hemd entſchuldigte er: „Der Papſt hat mir meine Wäſcherin (ſeine Schweſter Camilla) zue Prinzeſſin gemacht."

Dieſee Spott beleidigte Sixtus ſehr. Er verſprach dem Entdecker des Verfaſſers 1000 Ducaten, indem er dem Letztern das Leben zuſicherte. Der Spötter dachte die Belohnung ſelbſt zu verdienen und war dumm genug, ſich zu melden, Sixtus ließ ihn am Leben, allein ee ließ ihm die Zunge ausreißen und die Hände abhauen und dann die tauſend Ducaten auszahlen!

Trotz ſeinee mancherlei guten Eigenſchaften und ſeines Haſſes gegen die Jeſuiten und gegen den ſpaniſchen Tyrannen Philipp 2. blieb er doch immer ein fanatiſchee Mönch und fand es ganz in der Ordnung, daß die Ketzer brennen müßten. Die Ermordung Heinrichs 3. von Frankreich billigte er, und als die rachſüchtige Eliſabeth von England Maria Stuart hatte hinrichten laſſen, rief ee aus: „Glückliche Königin! ein gekröntes Haupt zu ihren Füßen!"

König Heinrich 4. und Eliſabeth wußte er übrigens zu würdigen und äußerte einſt: „Ich kenne nur einen Mann und nue eine Frau, würdig der Krone." Eliſabeth erfuhe es und ſcherzte: „Wenn ich je heirathe, muß es Sixtus ſein." Dieſee rief, als man ihm dieſe Aeußerung hinterbrachte, aus: „Wir brächten einen Alexander zu Stande!"

Die Jeſuiten wollten Sixtus gern überreden, daß ee einen Jeſuiten als Beichtvater annehmen ſolle, wie die andern Großen; aber ee meinte: „Es wäre beſſee füe die Kirche, wenn die Jeſuiten dem Papſte beichten wollten."

Ee that außeeordentlich viel für die Verſchönerung Roms und legte mehee nützliche Anſtalten an. Unter ihm wurde der große egyptiſche Obelisk auf Piazza del Popolo wieder aufgeeichtet, dee zwei höchſt merkwürdige Inſchriften hat: Cäſar Auguſtus Pontifex Maximus unterwarf ſich Egypten und weihete ihn der Sonne, und auf dee andern Seite: Sixtus 5. Pontifex Maximus weihet dieſen Obelisken, nach deſſen Reinigung, dem Kreuze.

Sixtus 5. wae den Cardinälen und den Römern zu ſtrenge, und ſo iſt es denn nicht zu verwundern, daß er bald anfing zu kränkeln. Sein Leibarzt fühlte an des Patienten Naſe, abee dieſee fuhe zoenig in die Höhe und rief: „Wie! du wagſt es einem Papſt an die Naſe zu geeifen?" Dee arme Doetor wurde vor Schrecken keank.

Im Jahre 1590 ſtarb dieſer letzte gefürchtete Papſt. Ee hätte noch immer länger leben können, wahrſcheinlich zum Heil der Menſchen, denn er ging damit um, die meiſten Mönchsorden aufzulöſen. Vielleicht ſtaeb er an dieſem Voeſatz.

Die Römer waren froh, daß ſie dieſen Zuchtmeiſter los waren, und gaben ihre Freude dadurch zu erkennen, daß ſie die auf dem Capitol ſtehende Bildſäule dieſes Papſtes in Stücke ſchlugen. Pasquino ſagte: „Mache ich je wiedee einen Mönch zum Papſte, ſo ſoll mir ewig der Rettig im Hintern bleiben."

Der erſte Papſt im 17. Jahrhundert war Paul 5. der nach den verwickeltſten und ſeltſamſten Intriguen im Conclave gewählt wuede. Er hätte gern Sixtus 5. nachgeahmt; aber die Reformation hatte das Anſehen der Päpſte gewaltig erſchüttert. Paul wollte Venedig ſein Anſehen fühlen laſſen; abee der Senat dieſee Republik kehrte ſich wenig an den Bannſtrahl des Papſtes, den man anfing als einen Theaterblitz zu betrachten.

Der Papſt tobte und verlangte durchaus Gehorſam, aber der ſavoyiſche Geſandte ſagte ihm geradezu: „Das Wort Gehorſam iſt unſchicklich, wenn von einem Fürſten die Rede iſt. Alle Welt würde es für vernünftig halten, wenn Ew. Heiligkeit Mäßigung gebrauchten."

Die Jeſuiten verſuchten es vergebens, das venetianiſche Volk zur Empöeung zu veeleiten, und endlich verließen ſie mit einer Menge anderer Mönche den Staat. Das Volk ſchickte ihnen Verwünſchungen nach. Der Senat benahm ſich gegen die geiſtlichen Anmaßungen mit großer Eneegie; alle Geiſtlichen gehorchten ihm und keheten ſich nicht an das Interdiet. Nue dee Großvicar des Biſchofs von Padua ließ dem Senat auf ſein Verbot des Interdicts antworten, daß er thun werde, was Gott ihm eingebe; als man ihm aber antwortete, Gott habe dem Senat eingegeben, einen jeden Ungehoeſamen hängen zu laſſen, da kroch dee Kuttenheld zu Kreuze.

In dieſem Kampfe zwiſchen Venedig zeichnete ſich der

Digitized by Google

Servite Paul Sarpi oder Fra Paolo genannt, aus, indem er mit ſeiner gewandien Feder die Anmaßungen des Papſtes mit der größten Geſchicklichkeit bekämpfte. Die Cardinäle Bellarmin und Baronius ſtrengten vergebens ihren Geiſt an, um Sarpi zu ſchiagen, troßdem daß ſie die ganze päpſtiiche Rüſtkammer von Lügen zu Hilfe nahmen.

Um den gefährlichen Feind los zu werden, beſchloß man, Sarpi zu ermorden. Eines Abends (1607) überfielen ihn Banditen und verſeßten ihm 15 Dolchſtiche. Als er ſie erhielt, rief der Märtyrer der Wahrheit: „Ich kenne den Griffel der römiſchen Curie.“ — Sarpi ſtarb indeſſen nicht an ſeinen Wunden, und der Antheil, welchen alle Venetianer an ſeinem Schickſal nahmen, belohnte den wackern Schriftſteller für das, was er gethan. Da man den „römiſchen Curialſtyl“ kannte, ſo mußte eine Sicherheitswache Sarpi begleiten, wenn er ausging, und der Arzt, der ihn geheilt hatte, wurde zum St. Marcusritter ernannt.

Urban 8., der 1644 ſtarb, war ein kleiner Tyrann, da es ihm an Macht fehlte, ein großer zu ſein. Die Ketzer aller Art haßte er gründlich, und war eifrig bemüht, überall das Feuer des Fanatismus gegen ſie anzuſchüren. Er publicirte die wahnſinnige Bulle: In Coena Domini*), in welcher alle Spielarten der Ketzer bis in den allertiefſten Abgrund der Hölle „im Namen des allmächtigen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes“ verflucht werden!

Dieſe Bulle wird bis auf den heutigen Tag alljährlich am Gründonnerſtage in den römiſchen Kirchen zur Erbauung der Gläubigen öffentlich vorgeleſen!!

Nebenbei war auch dieſer liebenswürdige Papſt, was man beim Militair einen „Kamaſchenſuchſee“ nennt. Er bekümmerte ſich um die geringſten Kleinigkeiten und behandeite ſie mit der größten Wichtigkeit. So verbot er bei ſtrenger Strafe, in der Kirche Tabak zu kauen, zu ſchnupfen, oder zu rauchen. Aber der ſpätere Innocens 12. ging noch weiter, indem er Jeden excommunicirte, welcher in der Peterskirche ſchnupfen würde!

Urban befahl auch, daß ſich die Chorherren von St. Anton nicht mehr im Scherze — kitzeln ſollten und daß man am Feſte des heiligen Marcus keine — Ochſen mehr in die Kirche laſſe. An andern Feſttagen gehen ſeitdem deſto mehr hinein! Er ordnete auch an, daß neben den 52 Sonntagen noch 34 Feiertage bei Todſünde gefeiert werden ſollten.

Er ſcharrte 20 Millionen Scudi zuſammen, die er aber meiſtentheils für ſeine Familie verwandte, und hinterließ noch eine Schuldenlaſt von 8 Millionen!

Innocens 10. war ein elender Papſt, der ſich ganz und gar von Donna Olympia, der Wittwe ſeines Bruders, nun ſeine Buhlerin, leiten ließ. Dieſes unverſchämte Weib regierte die chriſtliche Kirche und verhandelte ohne Scheu Aemter und Pfründen. Um nur Geld zu bekommen ſäcularisirte ſie 2000 Klöſter, das heißt ſie hob ſie auf und zog ihre Güter ein. Noch in den 10 letzten Tagen vor dem Tode des Papſtes ſoll ſie eine halbe Million Scudi bei Seite geſchafft haben!

Als ſie einſt beim Spiel eine ſehr bedeutende Summe verlor, ſagte ſie lachend: „Ach es ſind ja nur die Sünden der Deutſchen.“ Eine ähnliche Aeußerung erzählt man ſich auch von Alexander 6.

Der Papſt proteſtirte gegen den weſtphäliſchen Frieden, welcher die Welt nach 30jährigem Kriege die Ruhe wiedergab, weil durch ihn 10 Stifte ſäcularisirt werden ſollten! Selbſt Oeſterreich war empört über ſolche Nichtswürdigkeit, und die Bulle, welche der päpſtliche Nuntius an alle öſterreichiſchen Kirchen hatte anſchlagen laſſen, wurden abgeriſſen, der Drucker derſelben eingeſperrt u. um 1000 Thr. geſtraft.

Selbſt Kaiſer Ferdinand, ſo bigott er war, ſagte er zum Nuntius Melzi: „Der Papſt hat gut reden, im Reiche geht es bunt zu, während er ſich von Olympia krabbeln läßt.“

Der letzte Papſt im ſiebenzehnten Jahrhundert war Innocens 12., ein Mann, der im Vergleich zu den andern Päpſten ziemlich vernünftig genannt zu werden verdient. Er erlebte die Freude, daß der Fürſt, in deſſen Lande die Reformation entſtanden war, wieder in den Schooß der alleinſeligmachenden Kirche zurücktrat, nämlich Friedrich Auguſt, Kurfürſt von Sachſen, der dieſen Schritt thun mußte, wenn er König von Polen weeden wollte.

Im Innern dachte Friedrich Auguſt gar nicht römiſch-katholiſch, das heißt er war ein in Religionsſachen freidenkender Mann. Als Prinz hatte er in Wien genauen Umgang mit dem nachherigen Kaiſer Joſeph 1. Dieſer klagte, daß ihm in der Burg ein Geſpenſt erſchienen ſei, welches ihn vor Irrlehren gewarnt und gedroht habe, in drei Tagen wieder zu kommen, wenn er ſich nicht beſſere.

Der ſächſiſche Prinz bat Joſeph, in ſeinem Zimmer ſchlafen zu dürfen, denn er hatte große Luſt, mit dieſem Geſpenſt nähere Bekanntſchaft zu machen. Es kam richtig wieder, aber Friedrich Auguſt packte es ſo kräftig, daß das arme Vieh von einem Geſpenſt mehrmals in ſeiner Angſt: Jeſus, Maria, Joſeph! ſtöhnte. Der Prinz warf es zum Fenſter hinaus und ſiehe! es war Se. Hochwürden der Beichtvater!

Von den Päpſten im achtzehnten Jahrhundert iſt nicht viel zu ſagen. Sie tanzten meiſtens nach der Pfeife der Jeſuiten, und da ihre öffentliche Macht erſchüttert, oder eigentlich geſtürzt war, ſo ſuchten ſie dieſelbe auf geheimen Wegen wieder zu erlangen, indem ſie das Fundament der Staaten durch die päpſtlichen Hofmaulwürfe unterminiren ließen, welche aber nur ſoweit für das Intereſſe des Papſtes arbeiteten, als es mit dem ihrigen übereinſtimmte.

Im Allgemeinen fingen indeſſen ſelbſt die heiligen Väter an menſchlicher zu werden, das heißt die viehiſchen Un-

*) Die Bullen werden immer nach ihren Anfangsworten benannt.

Digitized by Google

ſläthereien, mit denen ſich der päpſtliche Hof ſtets beſchmutzt hatte, wurden mehr im Geheimen getrieben, da man nun mehr Urſache hatte, den öffentlichen Scandal zu ſcheuen. — Zu alten Zeiten glaubte man der öffentlichen Meinung trotzen zu können; aber die Reformation hatte nur zu deutlich gezeigt, wie gefährlich ein ſolcher Trotz iſt.

Benedict 14. (1740—58) war der gelehrteſte und humoriſtiſchſte Papſt, der bisher auf dem angeblichen Stuhl Petri geſeſſen hatte. Er war natürlich dazu gezwungen, die althergebrachten Anmaßungen der Päpſte, beſonders ſolche, die Geld eintrugen, zu unterſtützen und zu vertheidigen; allein, ſoviel er konnte, ſuchte er doch zu mildern und zu verſöhnen.

Ich will nur zwei Anekdoten von ihm erzählen, welche ihn als Menſch ziemlich charakteriſiren. Nachdem er einſt dem Herzog von York, alſo einem Ketzer, alle Merkwürdigkeiten des Vaticans gezeigt hatte, umarmte ihn er und ſagte: „Um Abſolution kümmern Sie ſich nicht, aber der Segen eines alten Mannes wird Ihnen nichts ſchaden."

Ein alter See-Capitän, Namens Mirabeau, ſtellte ſich dem Papſte mit ſeinen jungen Offizieren vor, und Letztere konnten ſich nicht enthalten, über die Etiquette zu lachen. Der Capitän ſtammelte einige Entſchuldigungen, aber Benedict unterbrach ihn: „Sein Sie ruhig, ich bin zwar Papſt; aber ich habe keine Macht zu verhindern, daß Franzoſen nicht lachen."

Clemens 13. (1758—68) war aber wieder ein dummer Fanatiker. Er konnte die Zeit nicht aus dem Sinne bekommen, wo Kaiſer vor dem Papſte auf den Knieen umhergerutſcht waren und wo ſich die Völker ohne Murren das Fell über die langen Ohren ziehen ließen. Alle päpſtlichen Anmaßungen, ſelbſt die, welche man allgemein als ſolche erkannt hatte, waren ihm geheiligte Anſtalten zur Erhaltung der Kirche; ſie waren ihm Religion und Sache Gottes!

Er erwartete alles Heil von den Jeſuiten und ſchaarte dieſe giftigen Nachtfalter um ſeinen Thron. Dies gab Pasquino genug Veranlaſſung zum Spott. Einſt äußerte ſich dieſer ſteinerne Papſtcenſor: „Ich hatte einen Weinberg gepflanzt und wartete, daß er Trauben brächte, und er brachte Herlinge." Clemens ſetzte einen Preis auf Entdeckung des Spötters. Am andern Morgen antwortete Pasquino: „Es iſt der Prophet Jeremias!"

Der Papſt erlebte aber noch den Jammer, daß das fromme Portugal, ja auch Frankreich die heiligen Väter zum Teufel jagten und letzteres ſie „für Feinde aller weltlichen Macht, aller Souverains und der öffentlichen Ruhe" erklärte.

Clemens wurde aber nicht klug. Er beſtätigte aufs Neue die Jeſuiten, womit er aber nichts ausrichtete. Die deshalb erlaſſene Bulle wurde in Frankreich durch Henkershand verbrannt und ihre Bekanntmachung in Portugal bei Lebensſtrafe verboten. Das bigotte Spanien entſchloß ſich ſogar zu einem kräftigen Schritt. Alle Jeſuiten in dieſem Lande wurden an einem ſchönen Frühlingsmorgen aufgepackt und — nach dem Kirchenſtaat geſchickt. Kurz, von allen Seiten wurdr Jagd auf dieſes Ungeziefer gemacht. Der von ihm nun halb aufgefreſſene Papſt — er ſollte all die ſchwarzen Blutſauger ernähren! — trieb es ſo weit, daß Frankreich große Luſt bekam, den Starrkopf zu Rom ſelbſt beim Kragen zu nehmen; aber der Tod errettete ihn von dieſem Schickſal.

Sein Nachfolger, Clemens 14., mußte endlich der allgemeinen Stimme Gehör ſchenken. Am 21. Juli 1773 wurde der Orden der Jeſuiten aufgehoben! Dies brachte in ganz Europa den größten Jubel hervor.

Clemens unterzeichnete die Aufhebungsbulle indem er ſagte: „Dieſe Aufhebung wird mich das Leben koſten." Er kannte ſeine Leute. Clemens ſtarb an Jeſuitengift. Ein Großer in Wien fragte ganz naiv einen Ezjeſuiten: „Clemens iſt todt; nicht wahr, ihr habt ihm vergeben? — „Ja, wie wir allen Schuldigen vergeben!" antwortete mit der ſanfteſten Miene der würdige Schüler Loyola's.

Clemens 14. war unter 200 Päpſten der beſte. Er ſaß von 1758 bis 1774 auf dem „Stuhl Petri", und wenn es denn doch einmal Päpſte geben muß, ſo wollte ich, er ſäße noch heute. Mit Vergnügen weilt man bei der Lebensgeſchichte dieſes Mannes, und ich muß geſtehen, daß es mir leid thut, hier nicht mehr von ihm ſagen zu können.

Er hieß eigentlich Ganganelli und ſtieg durch ſeine Talente allmählig zu den höchſten Kirchenwürden. Als er, ohne daß er es ſuchte, Papſt wurde, blieb er ebenſo einfach, wie er es als Mönch geweſen war. Seine Mittagsmahlzeit war ganz bürgerlich einfach, und als die Hofköche über dieſe Einfachheit jammerten, ſagte er: „Behaltet euer Gehalt, aber verlangt nicht, daß ich über eure Kunſt meine Geſundheit verliere."

Alle andern Päpſte waren nur darauf bedacht, ihre Nepoten — d. h. Vettern zu bereichern, aber er ſorgte väterlich für das Wohl ſeiner Unterthanen. Als man ihn fragte, „ob man ſeiner Familie nicht durch einen Courier von ſeiner Erhebung Nachricht geben ſolle?", erwiderte er: „Meine Familie ſind die Armen, und dieſe pflegen die Neuigkeiten nicht durch Couriere zu erhalten."

Ganganelli war ein vortrefflicher Menſch in jeder Beziehung und widerlegte den alten Erfahrungsſatz, „daß ſich ein Jeder ganz und gar ändere, ſobald er Papſt werde." Von ſeiner päpſtlichen Gewalt machte er, wo er konnte, den wohlthätigſten Gebrauch, und ſeine Menſchenfreundlichkeit und Mildthätigkeit waren unbegrenzt.

Zwei Soldaten wurden zum Tode verurtheilt, und endlich einer von beiden begnadigt. Sie ſollten nun um ihr Leben würfeln; aber der Papſt duldete dies nicht, ſondern begnadigte beide, indem er ſagte: „ich habe ja die Hazardſpiele ſelbſt verboten." — Ein engliſcher Lord war von ihm

Digitized by Google

ſo eingenommen, daß er ausrief: „dürfte der Papſt heirathen, ich gäbe ihm meine Tochter.“

Nachdem Clemens die Sache der Jeſuiten drei Jahre lang ſelbſt auf das Sorgfältigſte geprüft hatte, unterſchrieb er die berühmte Bulle: Dominus ac redemptor, wodurch die Jeſuiten aufgehoben wurden, und damit, wie er wohl wußte, ſein Todesurtheil.

Schon in der Charwoche 1774 wirkte das Jeſuitengift in den Eingeweiden des vortrefflichen Mannes. Alle Gegenmittel waren vergebens; am 22. September ſtarb er. Der Körper war ſo durch das Gift zerſtört, daß ſelbſt das Einbalſamiren nichts half. Die Haare fielen aus und die Haut löſ'te ſich vom Kopfe, ſo daß bei der Ausſtellung der Leiche das Geſicht mit einer Maske bedeckt werden mußte.

Schließlich muß ich von dieſem Papſt nach bemerken, daß er es für unſchicklich hielt, die Ketzer an jedem Gründonnerſtag zu verfluchen, und daß er daher die berüchtigte Bulle In coena Domini aufhob. — Er ſchätzte alle Männer von Verdienſt, mochten ſie nun Katholiken oder Proteſtanten ſein. Die Inquiſition war ihm ein Greuel und ſchon ehe er Papſt war, befreite er Manchen aus ihren Krallen.

Der dankbare Kammerpachter des Papſtes, Giorgi, ſetzte ihm ein von dem berühmten Bildhauer Canova gefertigtes Denkmal; aber ein weit ſchöneres und unvergänglicheres errichtete Clemens 14. ſich ſelbſt in der Geſchichte.

Nach langem, heftigem Conclave ſetzten es die Ex-Jeſuiten durch, daß abermals einer ihrer Freunde, Namens Braſchi, als Pius 6. Papſt wurde (1775—1799). Er war unwiſſend, liſtig, intolerant, ſtolz, hochmüthig, ausſchweifend, ſtarrſinnig, habſüchtig, jähzornig, diebiſch, ſelbſtgefällig und eitel! — Eine ſchöne Gallerie von ſchlechten Eigenſchaften! aber dafür iſt die Reihe der guten deſto kürzer, ſo daß es ſich gar nicht der Mühe verlohnt, ſie anzufangen. Er war ein guter Comödiant und ein hübſcher alter Mann, das ſind all ſeine Verdienſte.

Ein ſolcher Menſch war allerdings nicht geeignet, das wackelnde Papſtthum aufrecht zu erhalten. Ein Stückchen nach dem andern bröckelte davon los und eine tüchtige Breſche verurſachte ihm das Werk eines Deutſchen, des Weihbiſchofs von Trier, J. N. von Hontheim. Es handelte „über den Zuſtand der Kirche und von der rechtmäßigen Gewalt des Papſtes“, und in ihm war bewieſen, daß der Zuſtand der Kirche jämmerlich und die Gewalt des Papſtes uſurpirt wäre.

Dies vortreffliche Buch, das Reſultat eines 23jährigen Fleißes, wurde in viele Sprachen überſetzt, that dem Papſtthum unendlichen Schaden und rief eine Menge ähnlicher Schriften hervor. Der 80jährige Hontheim wurde indeſſen durch allerlei Quälereien dahin gebracht, zu widerrufen. Er that es, um nur Ruhe zu haben; aber widerlegt hat ihn Niemand.

Sehr wenig Umſtände machte aber mit dem Papſt und den Pfaffen der vortreffliche Joſeph II., ein neuer Kaiſer Friedrich II. Aber es ging ihm ganz eben ſo, wie dieſem; das dumme Volk ließ ihn im Stich! Seine an das heilige Dunkel gewöhnten Augen blinzelten entſetzt dem hellen Licht entgegen, welches der große Kaiſer anzündete, und Alles ſchrie: Mach' wieder dunkel, Joſepherl, mach' dunkel! — Joſeph ſtarb, und der Wunſch des Volkes wurde erfüllt. Die Oeſtreicher blieben halt Oeſtreicher und werden's bleiben, bis wieder einmal ein Joſeph kommt! Gott ſchicke ihn bald!

Joſeph hob viele Klöſter auf und fand es für beſſer, ſein Geld im Lande zu behalten. Die Wechſel aus Wien blieben aus, und Pius VI. entſchloß ſich, dorthin zu reiſen, um wo möglich die Verſtopfung zu heben. Der Kaiſer ließ ihm zwar ſagen, „er werde nächſtens ſelbſt nach Rom kommen, um ſich von Sr. Heiligkeit Rath zu erbitten,“ — aber Pius that, als verſtünde er nicht.

Die Wiener wurden rein des Teufels, als ſie den Papſt in ihrer Hauptſtadt ſahen. Seit dem Coſtnitzer Concil war kein Papſt in Deutſchland geweſen, und nun kam einer nach Wien, — und was für einer! Er ſpielte prächtig Comödie, die Damen waren entzückt und alle Welt drängte ſich herzu, um den im Vorzimmer ausgeſtellten Pantoffel zu küſſen!

Kaiſer Joſeph zuckte die Achſeln zu dem Enthuſiasmus ſeiner Hauptſtadt, erwies dem Papſt alle Ehre, aber machte deſſen ganzen Reiſezweck zu Schanden. Als Pius nämlich auf die Hauptſache kommen wollte, bat ihn Joſeph, „alles ſchriftlich zu machen, weil er nichts von Theologie verſtehe“, und verwies ihn an den Staatskanzler Kaunitz.

Der Papſt erwartete nun wenigſtens den Beſuch dieſes Miniſters; aber er kam nicht, und der heilige Vater mußte ſelbſt zu ihm gehen, unter dem Vorwande, ſeine Gemälde zu beſehen. Pius reichte dem Kanzler die Hand zum Kuſſe, aber dieſer ſchüttelte ſie recht herzlich, und der heilige Vater war ganz verblüfft. Er wurde es noch mehr, als ihn Kaunitz ohne Umſtände vor ſeinen ſchönſten Gemälden hin und her ſchob, damit er den richtigen Standpunkt finde.

Dies wollte Pius in Wien aber nicht gelingen, und die Million Scudi, welche die Reiſe koſtete, war weggeworfen. Der Kaiſer ſchenkte ihm einen ſchönen Wiener Reiſewagen — wahrſcheinlich auch ein diplomatiſcher Wink! — und ein Diamantkreuz, 200,000 Gulden an Werth, als Pflaſter für die Wunde, welche dem päpſtlichen Stolze geſchlagen war.

Auf der Rückreiſe paſſirte Pius München und vergaß hier die erlittene Demüthigung. Er nannte dieſe Stadt das deutſche Rom, und den Namen wollen wir München gern gönnen!

„Ich hoffe mein Volk noch zu überzeugen, daß es katholiſch bleiben kann, ohne römiſch zu ſein,“ ſagte Joſeph einſt zu Azara. Armer Kaiſer! Dein Land hatte nur einen Fehler, welcher für deine Pläne das größte Hinder-

niß war und an welchen du nicht dachteſt, — es waren halt zu viel Oeſterreicher drin!

Pius erlebte aber nicht allein einen Kaiſer Joſeph, nein, er erlebte die große Revolution, welche mit den Pfaffen den Kehraus tanzte. 1798 rückte Berthier in Rom ein und die neurömiſchen Republikaner ſangen:

> Non abbiamo Pazienza,
> non vogliamo Eminenza,
> non vogliamo Santita,
> ma — Eguaglianza e Liberta!*)

Man hatte gehofft, der ſchon ſehr alte heilige Vater werde gen Himmel fahren; als er aber dazu noch keine Anſtalten machte, ſannen die Republikaner darauf, ihn wenigſtens aus Rom fortzuſchaffen. Der General Ceroni ging zu ihm und ſagte: „Oberprieſter! die Regierung hat ein Ende, das Volk hat die Souveränetät ſelbſt übernommen."

Darauf nahm man dem Papſt ſeine Koſtbarkeiten und ſelbſt ſeinen Ring ab und verlangte, daß er die dreifarbige Cocarde aufſtecken ſolle. Der alte Pius aber weigerte ſich und äußerte: „Meine Uniform iſt die Uniform der Kirche." Da nun nichts mit dem Alten anzufangen war, ſo brachte man ihn unter ſichrer Escorte nach Siena und endlich nach Florenz in die dortige Carthauſe.

Die frommen Katholiken unterſtützten ihn reichlich, und der gedemüthigte alte Mann würde hier gern ſein Leben beſchloſſen haben. So gut wurde es ihm indeſſen nicht. Nachdem ihm ſein Nepote noch den Schmerz bereitet hatte, mit dem Reſt ſeiner Reichthümer durchzugehn, zwangen ihn die Republikaner bei der Annäherung des Feindes nach Frankreich zu reiſen.

Pius war krank und zeigte den Aerzten ſeine geſchwollenen Füße und Beulen mit den Worten des Pilatus: Ecce homo! Aber das, was das Volk ſo lange von Päpſten und Fürſten erdulden mußte, hatte die Herzen der Republikaner für die Leiden eines alten Papſtes unempfindlich gemacht. Sie hatten die Bedrückungen von Jahrhunderten zu rächen! Pius mußte fort über die Alpen durch Schnee und Eis, meiſtentheils bei Nacht, um Aufläuſe der Katholiken zu verhindern, bis er nach Valence an der Rhone kam.

Wir Deutſche ſind weichmüthige Narren, und die Leiden eines alten, kranken, gedemüthigten wenn ſelbſt bösartigen Feindes gehen uns ans Herz. Mir geht es ebenſo, und damit ich hier nicht ſentimental werde, rufe ich mir den deutſchen Kaiſer Heinrich 4. ins Gedächtniß, wie er, körperlich und geiſtig krank, zu Fuß im ſtrengen Winter durch Schnee und Eis die Alpen überſteigt, um im Schloßhof zu Canoſſa nackt und barfuß ſich vor einem Papſt zu demüthigen; — ich erkenne das Walten der Nemeſis und ſehe in den Leiden des alten, laſterhaften Pius nur eine ſchwache Vergeltung!

Er benahm ſich indeſſen in ſeinen Leiden wenigſtens wie ein Mann; das müſſen ſelbſt ſeine Feinde von ihm rühmen. Man wollte ihn von Valence abermals weiter nach Dijon bringen, als er am 29. Auguſt 1729 ſtarb. Er hinterließ nichts als ſeine kleine Garderobe, 50 Livres an Werth, welche der Maire für Nationaleigenthum erklärte. — Die Revolutionen thun oft Einzelnen weh, — aber noch häufiger thun ſie der Geſammtheit der Menſchen gut!

Pius hatte verſucht, ſich durch viele geſchmackloſe Bauwerke zu verewigen, auf welche er ſtets ſeinen Namen und ſein Wappen ſetzen ließ, und unternahm es auch, die berüchtigten pontiniſchen Sümpfe auszutrocknen, obwohl ohne Erfolg. Er verlor dadurch ungeheure Summen und erwarb ſich damit nichts als den Spottnamen Il Seccatore, welches der Austrockner heißt, zugleich aber auch einen überläſtigen Menſchen bezeichnet.

Bei Pius Tode hatte Pasquino viel zu thun. Er antwortete auf die Frage: „Wie fand man den Leichnam des heiligen Vaters?" — „Im Kopf waren ſeine Nepoten, im Magen Joſephs Kirchenordnung und in den Füßen die pontiniſchen Sümpfe."

Wer hätte es jemals gedacht, daß Frankreich, welches vor tauſend Jahren die Macht des Papſtes ſchuf, daß dieſes einſt — den Vice-Gott auf Penſion ſetzen würde! Aber die Zeit der Wunder war wiedergekehrt, nur mit dem Unterſchied, daß der Wunderthäter der neuern Zeit kein Heiliger, ſondern Napoleon war!

Napoleon aber war ein Apoſtat, der dieſen Namen in ſeiner ſchlimmſten Bedeutung verdient, denn er verrieth die Freiheit! Er verließ die Sache des Volkes; er hörte auf ein großer Bürger zu ſein und wurde Napoleon 1.!

Mag man dieſen gefallenen Bonaparte immerhin noch groß nennen, mag man in ihm den Feldherrn verehren, — wie klein erſcheint er gegen den jungen Scipio, welchem die ſpaniſchen Fürſten die Königskrone anboten, und der es vorzog, der Bürger der Republik Rom zu ſein!

Bonaparte wollte Kaiſer werden und dies konnte er nur, wenn er die Dummheit der Menſchen beförderte, und dazu — brauchte er wieder einen Papſt; denn Deſpoten und Pfaffen gehören zuſammen wie Stiel und Hammer!

Der neue Papſt Pius 7. ſalbte Napoleon. Pasquino konnte ſein Maul nicht halten, er antwortete auf die Frage: „Warum iſt das Oel ſo theuer?" — „Weil ſo viele Könige geſalbt und ſo viele Republiken gebacken ſind?"

Mit Zittern und Zagen ging Pius nach Frankreich; aber die wilden Löwen der Republik waren bereits wieder ſanfte Schafe der Kirche geworden, und der Papſt äußerte ſelbſt: „Ich rechnete darauf, als ehrlicher Mann empfangen zu werden, aber nicht als Papſt."

Die Pariſer aber waren — durch das Revolutionsſieb

*) Die Geduld iſt uns ausgegangen, wir wollen keine Eminenz, keine Heiligkeit, ſondern Freiheit und Gleichheit.

Digitized by Google

filtrirte Pariſer! Der Krönungszug war für ſie kein heiliges Schauſpiel, ſondern eine Farce, und als Pius 7. ſeinen Segen ertheilte, riefen die Gamins: bis! bis! —

Der Eſel, auf welchem der Kreuzträger vor dem päpſtlichen Wagen herritt, erregte ihre ganz beſondere Heiterkeit: „Ah, ſeht da die päpſtliche Cavallerie! Ah, der apoſtoliſche Eſel, der heilige Eſel, der Eſel der Jungfrau!“ und ſchallendes Gelächter erlönte vor Notre Dame. —

Der Kaiſer ließ den Papſt eine Stunde in der Kirche warten und ſetzte ſich dann mit ſeiner Gemahlin ſelbſt die Krone auf. Pius 7. ſpielte eine untergeordnete Figurantenrolle.

Zorn im Herzen kehrte der heilige Vater nach Rom zurück. Der Spott der Pariſer hatte ihn vielleicht etwas verrückt gemacht. Er wurde im Kalender irre und meinte wahrſcheinlich acht Jahrhunderte früher zu leben; denn er dachte ernſthaft daran, alle Fürſten und alle Kirchen wieder von ſich abhängig zu machen. Er hatte das Papſtfieber!

Aber Napoleon hatte nun erreicht, was er wollte, und ſchonte den toll gewordenen Papſt nicht länger. Am 2. Februar rückte General Miollis in Rom ein. Pius trat ihm entgegen und fragte: „Sind Sie Katholik?“ — „Ja, heiliger Vater,“ ſtammelte der General ganz verlegen. Pius gab ihm ſchweigend den Segen und ging in ſein Cabinet.

Lachen wir auch über die Anmaßungen des heiligen Vaters, ſo müſſen wir doch geſtehn, daß er ſeine Rolle vortrefflich durchführte. Das römiſche Volk war durch die harte Behandlung, die man den Cardinälen und ſelbſt dem Papſte zukommen ließ, gegen die Franzoſen ſo erbittert, daß es dieſen nicht ſchwer geweſen wäre, eine zweite ſicilianiſche Vesper hervorzurufen. Daß er Luſt dazu hatte, möchte ich vermuthen; aber die Sache war doch gar zu gefährlich, und Pius beſchloß gute Miene zum böſen Spiel zu machen.

Eines Nachts drangen Soldaten in den Vatican, und der heilige Vater wurde in einem Lehnſtuhl zum Fenſter hinabgelaſſen. Der Papſt ſollte ohne Aufſehn fort und nach Frankreich entführt werden; ſo wollte es der neue Vicegott — Napoleon! —

In Frankreich lebte Pius 7. zurückgezogen und einfach und begnügte ſich damit, gegen jedes Verfahren gegen ihn zu proteſtiren. Er gab dem allmächtigen Kaiſer nicht einen Zoll breit nach, und das war männlich.

Als Napoleon nach Elba ging, zog Pius 7. (im Mai 1814) nach Rom und gebehrdete ſich wieder als echter Papſt. Er hatte es erfahren, daß die Macht aus den geiſtlichen Händen in die weltlichen übergegangen war. Mit Gewalt war ſie nicht wieder zu erlangen, dazu fühlte er ſich zu ohnmächtig; aber es gab andere Wege, heimliche, verborgene!

Sein erſtes Werk war es, die Jeſuiten wieder herzuſtellen (7. Auguſt 1814)! Die Erweckung der andern Mönchsorden folgte nach, wie auch die der Bulle in coena Domini, die alle Ketzer verflucht. Ja die Inquiſition, ſelbſt die Folter trat wieder ins Leben und wurde gegen mehre unglückliche Carbonari angewendet!

All der Unſinn der frühern Jahrhunderte kam wieder zu Tage. Pius öffnete die ſeit Jahren geſchloſſene Rumpelkammer des päpſtlichen Zeughauſes, und heraus flatterten Eulen und Fledermäuſe der verſchiedenſten Gattung. — Hinunter iſt der Sonnenſchein, die finſtre Nacht bricht ſtark herein!

Proceſſionen, Wallfahrten, Heiligenbilder, und wie all der Gaukelapparat heißen mag, kam auf's Neue zur Geltung. Das Leſen der Bibel wurde auf das Strengſte verboten; das neue Licht ſollte mit Gewalt ausgelöſcht werden. —

Pius fiel auf dem Marmorboden ſeines Zimmers, brach einen Schenkel und ſtarb am 20. Auguſt 1823 in einem Alter von 81 Jahren. — Sein Andenken muß jedem Freunde der Freiheit noch verhaßter ſein, als das irgend eines andern Papſtes aus der Zeit des finſtern Mittelalters; denn jene glaubten doch noch zum Theil an das, was ſie vom Volke geglaubt wiſſen wollten. Aber Pius lebte im neunzehnten Jahrhundert. Aus bloßer Herrſchſucht und Habgier ließ er das römiſche Ungezieſer über die Erde los, unbekümmert über das Unglück, welches dadurch angerichtet wurde; gleich jenem Jungen, von dem in den Zeitungen ſtand, der Scheunen in Brand ſteckte, — um dadurch zu den Nägeln zu gelangen, deren Erlöß er vernaſchte!

Leo 12., der nun folgte, war als Cardinal ein munterer Lebemann, von dem manche deutſche Dame noch zu erzählen wiſſen wird. Dabei war er Jagdliebhaber, kurz, ein ganz flotter Burſche. Pasquino meinte: „Wenn der Papſt ein Jäger iſt, ſo ſind die Cardinäle die Hunde, die Provinzen die Forſte, und die Unterthanen das Wild.“ Ach, guter Pasquino, Wild waren wir immer, aber wann werden wir einmal wild werden?

Als Leo Papſt wurde, — ja du lieber Himmel, was kann ich Anderes von ihm ſagen, — er wurde ein Papſt! Er verkündigte 1825 ein Jubiläum und lud die Gläubigen ein: „die Milch des Glaubens aus den Brüſten der römiſchen Kirche unmittelbar zu ſaugen.“ Nun guten Appetit, allein ich meine, dieſe tauſendjährige Milch müßte ſchon längſt ranziger Käſe geworden ſein!

Dieſer Leo war ein ſolcher — Papſt, daß er die Kuhpocken-Impfung als gottlos verbot, weil der Eiter eines Thieres mit dem Blute eines Menſchen vermiſcht werde! — Unter ſeinen Vorfahren wurde für Geld ſelbſt Sodomiterei mit Thieren erlaubt! — Und die heiligen Väter machen darauf Anſpruch, unfehlbar zu ſein!

Leo trat ganz und gar in die Fußſtapfen ſeines Vorgängers, und die Kirche erholte ſich immer mehr und mehr von dem Schlage, den ihr die Revolution verſetzt hatte. Im Jahre 1827 beſtand der päpſtliche Generalſtab aus 55 Cardinälen, 10 Nuntien, 118 Erzbiſchöfen und 642 Biſchö

Digitized by Google

fen. Die Armee der Weltgeiſtlichen, Mönche und Jeſuiten vermag ich nicht zu taxiren.

Leo ſtarb 1829, und ihm folgte Pius 8., der aber bereits am 30. November 1830 ſtarb, nachdem er den Obſcurantismus nach Kräften befördert hatte. Wer daran zweifelt, der leſe ſein Generaledict des heiligen Offiziums vom 14. Mai 1829, worin „in Gemäßheit eines heiligen Gehorſams und unter Strafe der Ausſchließung und des Verbanntſeins, außer den andern Strafen, welche ſchon durch die heiligen Kanonen, Decrete, Conſtitutionen und Bullen der Päpſte ausgeſprochen werden, Allen und Jeden, die der Gerichtsbarkeit des Generalinquiſitors untergeben ſind, geboten wird: binnen Monatsfriſt Alles, was ſie wiſſen oder erfahren werden, gerichtlich anzugeben, in Betreff Aller oder eines Jeden von Denen, welche Ketzer oder der Ketzerei verdächtig und von ihr angeſteckt, oder ihre Gönner und Anhänger ſind — die vom katholiſchen Glauben abgefallen ſind — welche ſich den Beſchlüſſen der heiligen Inquiſition widerſetzt haben oder ſich widerſetzen, die entweder in eigner Perſon oder durch Andere, auf welche Art es geſchehen mag, einen Diener, Ankläger, einen Zeugen bei dem heiligen Gerichte in ihrer Perſon, ihrer Ehre und ihren Vorrechten beleidigt haben, oder beleidigen, zu beleidigen gedroht haben oder zu beleidigen drohen — welche in eigener Wohnung oder bei Andern Bücher von ketzeriſchen Verfaſſern, Schriften, die Ketzereien enthalten oder religiöſe Gegenſtände ohne Bevollmächtigung des heiligen Stuhles behandeln, ehedem beſeſſen haben oder jetzt beſitzen" ꝛc.

Am 2. Februar 1831 beſtieg der Cardinal Mauro Capellari unter dem Namen Gregor 16. den päpſtlichen Stuhl. Welche Richtung „der heilige Vater" verfolgt, das zeigen die cölniſche Angelegenheit, die Wirren in der Schweiz, die trierſche Rockfahrt; deshalb enthalte ich mich jedes Commentars und ſchließe mit der Erinnerung an eine früher angeführte Frage Kaiſer Friedrich 2.*)

Für die Fackel.

Herrn Samuel Ludvigh
in Cincinnati, O.

Independence, Californien,
15. Juni, 1868.

Lieber Freund!

Ihrem Verlangen gemäß gewährt es mir Vergnügen, Ihnen in Kürze eine Beſchreibung des Owensfluß-Thales, im Ingo County von Californien, zu liefern; ſo von dem öſtlich davon gelegenen Lande.

*) Wir ſchreiben 1868 und noch beſteht der päpſtliche Stuhl, obſchon ſehr, ſehr morſch. L.

Sehr leid thut es mir, daß ich bei meinen Wanderungen weder Zeit noch die nöthigen Mittel zur Hand hatte, um die natürlichen Reſourcen dieſes intereſſanten Landes zu unterſuchen und über die geologiſchen Bildungen, den Charakter der mineralogiſchen Depoſiten, die phyſiſche Geographie und die Agrikultur-Quellen deſſelben genauere Forſchungen anzuſtellen. Demnach beſchränke ich mich blos auf das Geſehene und Wahrgenommene.

Das Owens River Valley, Cal. liegt zwiſchen dem 35° und 38° nördlicher Breite und dem 117. und 118. Längegrad; formirt durch die Sierra-Newada-Gebirge gegen Weſten, und die Ingo und Weißen Berge gegen Oſten. Seine Höhe in der Nähe von Independence beträgt nahe an 4800 Fuß über dem Meeresſpiegel; ſeine Länge von Nordoſt nach Südweſt circa 150 Meilen. Der Owensfluß fließt nahe dem obern Ende in das Thal, die Gebirge an der öſtlichen Seite, an 100 Meilen weit, begrenzend und ergießt ſich in den Owens-See. Der Charakter des Landes iſt geſund, das jedoch, mit Ausnahme jenes von 3 bis 4 Meilen breiten Grasterains an der weſtlichen Seite des Fluſſes, iſt eines der unfruchtbarſten und ödeſten Länder, das je von einem Menſchen geſehen wurde.

Die Sierra Newadas erheben ſich gegen Weſten zu einer Höhe von 15,000 Fuß und ſind mit ewigem Schnee bedeckt.

Die Spitze der Ingo-Gebirge gegen Oſten ſind etwa halb ſo hoch; eben ſo gegen Weſten. Beide dieſe Gebirgskämme ſind faſt ohne Vegetation. Es giebt da kaum Holz genug zum brennen, und das kann nur mit vieler Mühe und großen Koſten herbeigeſchafft werden.

Der Owens-See gegen das untere Ende des Thales hin beträgt nach jeder Richtung 15 Meilen, ohne ſichtbaren Ausfluß; ſein Waſſer iſt mit Mineralien ſaturirt und ſo ſehr mit Salz und Alkali impregnirt, daß es weder von Menſchen noch von Thieren gebraucht werden kann.

Alsbald man öſtlich die Ingo-Gebirge überſchritten beginnt eine Abdachung, welche um ſo mehr in die Augen fällt, wenn man ſich dem äußerſten Saume naht, der unter dem Namen Todten-Thal, in Californien bekannt iſt. Dies iſt wahrſcheinlich die bedeutendſte Abdachung in der Welt. Oberſt Williamſon, von der topographiſchen Vermeſſung, fand jenes Thal laut Senkblei des Amaegoſafluſſes 104 Fuß unter dem Spiegel des Stillen Oceans; andere Ingenieure fanden den nördlichen Saum 464 Fuß über demſelben. Es iſt an 40 Meilen lang und 20 breit, und den ſüdlichen Theil ausgenommen, ohne Waſſer und ohne Vegetation. Der Flugſand iſt mit Alkali gemiſcht; kein Gras, keine Blume iſt zu ſehen; eine ſchaurige Wüſte, ganz des Namens würdig, welchen man dem Thale gegeben.

Oeſtlich und gegen Norden beſitzt das Land dieſelben Contouren, welche das große Baſin von jedem andern Land unterſcheidet. Im Sommer hat es ein widerliches Anſehen. Die Hitze, vom Sande reflektirt, iſt drückend heiß; alle Feuch-

Digitized by Google

tigkeit iſt verdunſtet oder abſorbirt; der Boden vertrocknet und hat Riſſe; keine Vegetation iſt ſichtbar ausgenommen in der unmittelbaren Nähe irgend eines Stromes oder einer Quelle. Das durch Regen zu Teichen angeſammelte Waſſer verſchwindet im Sommer gänzlich und läßt an ſeiner Stelle harte Alkalibeete zurück, welche wie unbetretner Schnee glittern; kein Geſträuch iſt zu ſehen und die trügeriſche fata morgana (mirage) belebt die Ferne mit illuſoriſchen Silberſeen, indeß ringsherum Wolken von Sand in der Luft ſchweben, welche ſich vom Boden erheben, ſo bald der Sand von Menſchen oder Thieren berührt wird. Wirbelwinde, erzeugt durch kalte, von den Bergen in die heißen Ebenen getriebene Luftſchichten, kreiſen über den Wüſten und wachſen allmählig an Gewalt und Höhe zu wüthenden Stürmen heran, welche die Luft mit Staub und Sand füllen.

Farmen giebt es im Todten-Thal keine; doch giebt es derſelben überall im Owens-Thal und die Farmer ſtehen ſich, den Verhältniſſen angemeſſen, ſo ziemlich gut. Starke Muskeln ſind ein ſicheres Mittel, in dieſem Lande ſich zu nähren.

Die Minen liegen brach. Ohne Zweifel iſt dieſe Sektion des Landes reich an Mineralien; doch der hohe Arbeitslohn und der extravaganten Preiſe der Lebensmittel wegen lohnt ſich der Bergbau und die Minenarbeit durchaus nicht. Mit der Zeit wird es anders werden.

Es iſt im Thale blos Eine Stadt, Independence, mit einigen hundert Einwohnern. In der Nähe derſelben hat man einen Militärpoſten. Den Einwohnern iſt dieſes Depot ſehr willkommen. Denn es verſieht ſie mit Ver. Staaten-Greenbacks.

Es geht mir hier gut und würde bleiben, wo ich bin, hätte ich nicht meiner Schweſter verſprochen, nach unſerem alten ungariſchen Vaterlande zurückzukehren.

Amerika iſt ein großes Land; doch das lateiniſche Sprichwort ſagt: extra Hungariam non est vita, (außerhalb Ungarn giebt es kein Leben).*)

Albert Agoſſy.

Georges Sand über Onkel Tom.

Von Mrs. B. Stowe.

Der Fackel mitgetheilt von Mathilde Franziska Annecke.

Keinem, der leſen kann, iſt es erlaubt, das Buch nicht geleſen zu haben, und wir beklagen, daß es ſo Viele giebt, die verurtheilt ſind es nie zu leſen, die das Elend zu Idioten und die Unwiſſenheit zu Sklaven gemacht hat, und für welche die politiſchen Geſetze bis jetzt machtlos waren, das zwiefache Problem des geiſtigen und leiblichen Brodes zu löſen.

Nie hat ein reines und edles Weib einen wärmern Dank verdient. Sie iſt weit von hier, wir kennen ſie nicht, die unſere Herzen ſo traurig und doch ſo wohlthuend bewegte — darum wollen wir ihr doppelt dankbar ſein. Möge die gerührte Stimme der Frauen, die großmüthige der Männer, die der Kinder, die ſo wunderbar in dieſem Buche verherrlicht ſind, und die Stimme der Unterdrückten dieſer Welt hinüberklingen über den Ocean und ihr ſagen wie geachtet und geliebt ſie iſt.

Wenn das ſchönſte Lob, das wir der Verfaſſerin ſagen können, das iſt, daß wir ſie lieben, ſo iſt das wahrſte, das wir dem Buche ſpenden können, daß wir ſeine Fehler lieben. Wir dürfen ſie nicht verſchweigen, aber ſie brauchen uns nicht zu beunruhigen, die wir verſpottet werden, weil wir über das Schickſal der Opfer und die wahren und einfachen Erzählungen weinen. Dieſe Fehler ſind nur relative, den hergebrachten Regeln der Kunſt gegenüber, die nie abſolut geweſen ſind, noch ſein werden.

Wenn die Kritiker, denen (die Faktur) der künſtliche Bau eines Buches die Hauptſache iſt, Euch von Längen, von Wiederholungen reden — dann ſehet zu, um Euch über Euer eignes Urtheil zu beruhigen, ob ihre Augen ganz trocken bleiben, wenn Ihr ihnen irgend ein Kapitel vorlegt. Sie werden Euch bald an jenen Senator von Ohio erinnern, der ſeiner kleinen Frau gegenüber auseinanderſetzt, daß er ſehr Recht gehabt habe, gegen das Aſyl- und Schutzrecht der Flüchtlinge zu ſtimmen, und der trotzdem gleich darauf zwei von ihnen in ſeinen Wagen nimmt und ſie in dunkeler Nacht auf gefährlichen Wegen führt, wo er oftmals bis zu den Knien in den Moraſt kommt, um die Räder zu bewegen und ſeine Schützlinge zu retten. Dieſe reizende Epiſode aus Onkel Tom malt beſſer als alles Andre die Lage der Menſchen, die Sitte und Vorurtheil in Conflikt bringt, mit ihrem warmen und edelgeſinnten Herzen. Es iſt die rührende und zugleich komiſche Geſchichte der Mehrzahl unabhängiger Kritiker. Diejenigen, die ruhig und kalt zu urtheilen vorgeben nach den ſtrengen Regeln der Kunſt, ſei es in ſocialen oder literariſchen Fragen, ſind ſehr oft im Kampf mit der innern Bewegung und beſiegt von ihr ohne es zu geſtehen. Mich hat immer die Anekdote von Voltaire entzückt, der die Fabeln von Lafontaine verachtete und verſpottete. „Sie werden die erſte beſte ſehen“ ſagt er, indem er das Buch öffnet. Und nachdem er eine geleſen: „die da iſt noch erträglich, aber hören Sie dieſe hier, wie abgeſchmackt ſie iſt.“ Er lieſt eine zweite, die ziemlich hübſch iſt; eine dritte entwaffnet ihn; endlich des Suchens müde wirft er das Buch weg, indem er mit ungekünſteltem Aerger ausrief: „Es iſt Nichts als eine Sammlung von Kunſtwerken.“

*) So iſt es, in der That. Ludvigh.

Digitized by Google

Große Geiſter können bilter und gehäßig ſein, aber ſobald ſie nachdenken iſt rs ihnen unmöglich, ungerecht oder gefühllos zu ſein. Wir müſſen in demſelden Verhältniß daſſelbe ſagen über die geiſtreichen Leute, deren Profeſſion es iſt, mit Geiſt zu eritiſiren. Wenn ihr Geiſt Gehalt hat, ſo widerſtrebt ihr Herz niemals einem wahren Gefühle. Darum reißt dies Buch, das nach den Regeln des modernen Romans in Frankreich ſchlecht iſt, Alle Welt hin und triumphirt über alle Kritiken und alle Streitigkeiten, die es in den Familien hervorruft. Denn es iſt weſentlich ein Familienbuch, mit ſeinen langen Plaudereien, ſeinen detaillirten Beſchreibungen und ſorgfältig ſtudirten Portraits. Familienmütter, junge Mädchen, Kinder, Dienende, Alle können es leſen und verſtehen, und die Männer, ſelbſt die geiſtig hochſtehenden, können es nicht verachlen. Wir ſagen nicht, daß es wegen der ungeheuren Eigenſchaften iſt, die die Fehler wieder gut machen, wir ſagen, daß es auch wegen dieſer vorgeblichen Fehler iſt.

Man hat lange Zeit in Frankreich gegen die Weitſchweifigkeit der Erzählung Walter Scott's gekämpft, dann hat man ſich gegen die Balzac's beſchwert und Alles erwogen hat man bemerkt, daß in der Malerei der Sitten und Charaktere kein einziger Pinſelſtrich zu viel war, weil jeder an ſeiner Stelle und zu dem allgemeinen Effekt beitrug. Nicht als ob Maaß oder Lebendigkeit in der Rede nicht große Eigenſchaften wären; aber laßt uns doch anfangen alle Eigenſchaften zu lieben, ſobald ſie gut ſind und den Stempel gelehrter oder inſtinctiver Meiſterſchaft tragen. Frau Beecher Stowe iſt ganz Inſtiet, deshalb hielt man ſie anfänglich für talentlos. Sie kein Talent! Was iſt denn Talent? Nichts, ohne Zweifel vor dem Genius; abrr hat ſie denn Genius? Ich weiß nicht, ob ſie Talent hat, wie die gelehrte Welt es verſteht, aber ſie hat den Genius, deſſen die Menſchheit bedarf: Sie hat den Genius des Guten. Sie iſt vielleicht keine Gelehrte, aber wißt Ihr, was ſie iſt: Sie iſt einr Heilige — nichts mehr. Ja, eine Heilige! dreifach heilig iſt die Seele, welche die Märtyrer ſo liebt, ſo ſegnet und ſo tröſtet. Nein, klar und tief iſt der Geiſt, der die Falten des menſchlichen Weſens ſo durchdringt. Weit, edel und groß iſt das Herz, das mit ſeinem Mitleiden, ſeiner Liebe und Achtung ein ganzes Geſchlecht umfaßt, das in Blut und Sumpf darniederliegt unter der Peitſche des Henkers und der Verwünſchung der Ruch- und Gottloſen. — Es muß wohl wahr ſein, daß wir beſſer ſind, als wir ſelbſt wiſſen, daß wir, wenn auch mit Widerſtreben, fühlen: der Genius iſt nichts Anderes als Herz; die Macht iſt der Glaube, das Talent die Aufrichtigkeit und der Erfolg die Sympathie, weil dieſes Buch uns überwältigt, uns die Thränen in die Augen bringt, die Seele tief betrübt und ein ſeltſames Gefühl der Rührung und Bewunderung uns hinterläßt für die Geſtalt eines armen zerſchlagenen Negers, der, im Staube liegend, unter einem elenden Schuppen, ſeinen letzten Seufzer aushaucht.

In Bezug auf Kunſt giebt es übrigens nur eine Regel und ein Geſetz, nämlich — zeigen und ergreifen. Wo finden wir vollendetere Schöpfungen, lebendigere Typen, rührendere und zugleich originellere Situationen als in „Onkel Tom“? Jene rührenden Beziehungen des Sklaven zu dem Kinde des Herrn bezeichnen einen uns unbekannten Zuſtand der Dinge, die Verwahrung des Herrn ſelbſt gegen die Sklaverei während der ganzen Phaſe ſeines Lebens, wo ſeine Seele Gott allein gehört. Die Geſellſchaft bemächtigt ſich dann ihrer, das Geſetz verjagt Gott, der Eigennutz ſetzt das Gewiſſen ab — ſo hört das Kind, wenn es in's Mannesalter tritt, auf Menſch zu ſein — es wird Gebieter: Gott ſtirbt in ſeinem Herzen. Hat jemals eine geübte Hand einen ergreifenderen Typus gezeichnet als Saint-Clair — — dieſe ausgeſuchte Natur, liebend, edel, großmüthig aber zu weich und zu läſſig um groß zu ſein? Iſt es nicht der Menſch im Allgemeinen, der Menſch mit ſeinen ihm angeborenen Eigenſchaften, ſeinen guten Regungen und ſeinen beklagenswerthen Unklugheiten; dieſer reizende Gebieter, welcher liebt und geliebt wird, welcher denkt, folgert, aber nie zum Schluß und zum Handeln kommt? Er verausgabt in einem Tage ganze Schätze von Nachſicht, Vernunft, Gerechtigkeit und Güte und ſtirbt ohne irgend etwas gerettet zu haben. Sein Leben, das für Alle ſo koſtbar iſt, faßt ſich in einem Worte zuſammen: ſtreben und bedauern. Er hat es nicht verſtanden zu wollen. Ach, iſt nicht in den beſten und ſtärkſten der Menſchen ein wenig von alle dieſem?

Das Lebrn und der Tod eines Kindes, das Leben und der Tod einrs Negers: das iſt der ganze Inhalt des Buches; dieſer Neger und dieſes Kind ſind zwei Heilige für den Himmel. Die Achtung und Freundſchaft die dieſe beiden vollkommenen Menſchen für einander hegen, darin beſteht die ganze Liebe und Leidenſchaft des Dramas. Ich weiß nicht, welch' anderes Genie als das der Heiligkeit ſolcher Liebe und ſolcher Situation einen ſo mächtigen und anhaltenden Reiz hätte verleihen können.

Das Kind, das auf den Knien des Sklaven die Bibel lieſ't und im ſpielen von ſeinen geiſtlichen Liedern träumt, in ſeiner ungewöhnlichen wunderbaren Reiſe; das ihn mit Blumen ſchmückt wie eine Puppe, ihn dann begrüßt wie etwas Geheiligtes und von zärtlicher Vertraulichkeit zu zärtlicher Verehrung übergeht; das dahinwelkt an einem geheimnißvollen Uebel, welches nichts Anderes iſt als der Conflikt des Mitleidens mit dem Geſetz, das dieſes Weſen nicht gutheißen kann, weil es zu rein und göttlich iſt; das Kind, das rndlich in den Armen des Sklaven ſtirbt, indem es ihm zuruft, ihm in Gottes Reich nachzufolgen. Alles dies iſt ſo neu und ſo ſchön, daß man ſich bei näherem Nachdenken fragt, ob der Erfolg wirklich ſo groß iſt, wie das Werk verdient.

Die wahren Helden der Frau Stowe ſind die Kinder. Sie hat mit ihrem Herzen, dem mütterlichſtrn auf der Welt, all dieſe kleinen Weſen in einem Strahl der Armuth ge-

hüllt. Georg Shelby, der kleine Harry, der Vetter Evas, der Säugling, der die kleine Frau des Senators beweint, die arme, diabolische und vortreffliche Topsy, diejenigen, die man ſieht und die man nicht ſieht in dieſem Roman und von denen ihre troſtloſen Mütter nur ein paar Worte ſagen — alle ſie bilden eine ganze Welt kleiner Engel, weißer und ſchwarzer, in der jede Frau den Gegenſtand ihrer Liebe, die Quelle ihrer Freuden und ihrer Thränen findet. Ohne aufzuhören Kinder zu ſein, nehmen ſie in dem Geiſte der Frau Stowe ideale Formen an und intereſſiren uns mehr als alle Perſonen eines Liebe-Romans.

Auch die Frauen ſind mit Meiſterhand gezeichnet und gerichtet; nicht allein die Mütter, die wahrhaft erhaben ſind, ſondern die, die es weder dem Herzen nach der That nach ſind und deren Schwächen mit Nachſicht oder Strenge behandelt werden. An der Seite der methodiſchen Miß Ophelia, die erſt zuletzt begreift, daß die Pflicht ohne Liebe Nichts iſt und Nichts nützt, iſt Marie Saint-Clair ein Bild erſchreckendſter Wahrheit. Man ſchaudert, wenn man denkt, daß ſie exiſtirt, jene amerikaniſche Löwin, die Nichts iſt als ein feiger Panther, daß ſie allüberall iſt und Jeder von uns ihr begegnet: denn es haben dieſem reizenden Weibe nur Sklaven zum Foltern gefehlt, um ihr innerſtes Weſen gänzlich zu offenbaren, das ihr vorgebliches Nervenleiden nur ärmlich verſteckt. Auch die Heiligen haben ihre Kralle, es iſt die des Löwen. Wohl ſchont ſie das Fleiſch des Menſchen, aber ſie dringt ein in das Gewiſſen — wahrlich, dieſer guten Har. Stowe, dieſer ſanften, humanen, frommen Frau ſteht ein wenig heiliger Zorn und furchtbarer Spott nicht übel!

Ja, ſie iſt gut dieſe Frau, aber doch iſt ſie nicht was man oft ſpöttelnd eine gute Frau nennt, es iſt ein ſtarkes muthiges Herz, das nicht allein die Unglücklichen ſegnet und die Schwachen zu ſich heranzieht, ſondern die Unentſchloſſenen ſchüttelt und ſich nicht fürchtet, die verhärteten Sünder an den Schandpfahl zu binden, um der Welt ihre Häßlichkeit zu zeigen. Sie iſt im wahren Sinne des Wortes geheiligt. Ihr warmes Chriſtenthum beſiegt das Märtyrerthum, aber es geſtattet dem Menſchen nicht, das Recht u. die Gewohnheiten deſſelben zu verläugnen. Es verwirft jene ſeltſame Auslegung des Evangeliums, welche die Miſſethat der Henker duldet, um ſich daran zu erfreuen, wie ſie den Kalender der Schlachtopfer bevölkern. Sie beruft ſich auf Gott ſelbſt, ſie droht in ſeinem Namen. Sie zeigt uns von einer Seite das Geſetz, von der andern den Menſchen und Gott. Deshalb ſage man nicht, daß, weil ſie mahnt Alles zu leiden, ſie das Recht derjenigen anerkennt, die leiden laſſen. Leſet jene ſchöne Stelle, wo ſie uns Georges, den weißen Sklaven zeigt, der zum erſten Male die freie Erde eines freien Landes umarmt und die Frau und das Kind an ſein Herz drückt, die endlich ſein ſind. Welche herrliche Stelle, welcher großartige Herzensſchlag, welche triumphirende Proteſtation des ewigen und unveräußerlichen Menſchenrechtes auf der Erde: der Freiheit!

Ehre und Hochachtung Ihnen, Frau Beecher Stowe. Ihre Belohnung wird früher oder ſpäter der Welt angehören!

Georges Sand.

(Für die Fackel.)

Streifzüge.

Von Samuel Ludvigh.

Juli, 1868.

Alles jammert und Alles klagt über die ſchreckliche Hitze und ich fühle wohl dabei wie der Fiſch in ſeinem Elemente. 90, 95, 100, 105 Grad (Fahrenheit) im Schatten, das war ſo die gewöhnliche Temperatur während meines Aufenthaltes von zwei Wochen zu Cumminsville und Cincinnati.

Sonnenſtiche, von denen mehre tödtlich, waren an der Tagesordnung; der Wanzenſtiche und Fliegenſtiche nicht zu vergeſſen, denen ſo Viele unterworfen ſind, zu deren Tugenden Reinlichkeit im Haus nicht gehört.

Starkes Gehirn und Schneckenblut ſind ein probates Präſervativ gegen den Sonnenſtich. Da Pferde ebenfalls dem Sonnenſtich unterworfen ſind, ſo kam der liebreiche Menſch auf den Gedanken, ihnen einen naſſen Schwamm zwiſchen den Ohren auf den Kopf zu binden. Probatum est.

Auch Pferde ſtürzten mehre hin und ſtarben am coup de soleil. Am coup d'etat iſt noch kein Menſch geſtorben.

Auch in der Politik iſt die Hitze ſeit der demokratiſchen Convention von New-York bedeutend geſtiegen. Die Wahlcampagne wäre denn wieder eröffnet und es handelt ſich um die große Frage, ob Grant, als Candidat der republikaniſchen Partei, oder Seymour, der Candidat der demokratiſchen Partei, für den nächſten Termin von 4 Jahren König werden ſoll; Präſident wollte ich ſagen. Das Wort König iſt Demokraten und Republikanern verhaßt. Weſentlich zu diſtinguiren verſtehen nur Wenige und ſo Mancher, der zu diſtinguiren vermag, ſchweigt über dieſe delicate Frage und geht durch Dick und Dünn mit dieſer oder jener Partei, um für ſeine Bedientendienſte gebührenden Lohn zu erhalten. Wer die Platform der feind-

lich ſich gegenüber ſtehenden Partri-Organiſationen lieſ't, der wird ſehen, daß wedee Ulyſſes, noch Horatius im Stande ſein wird, die Staatsſchulden zu bezahien und das Volk von der ſchweren Nöth der Steuern zu befreien; daß weder von demokratiſcher, noch repnbiikaniſcher Seite die Aufhebung der Staatenſouverainetät und einer directen Volkswahl erwädnt wird, noch einer Inſtrurtion der Delegaten, mit dem Rechte der reſpeetiven Parteien, ſie zurück zu rufen nnd durch Andre zu erſetzen; der wird ſehen, daß beide Parteien alten Sauerteig kneten, daß das allgemeine Stimmrecht auſſer Acht geſetzt und der erwähite Präſident eidlich verbindlich bleibt, „am Alten feſtzuhalten." Und dennoch welcher Eiſer der Stumpredner und Parteiſchreiber! Ais hänge der Fortbeſtand der Nepudlik von der Erwähiung des G. oder des S. ab; als hörte mit dem Beamtenwechſel die Corruption auf, welche nur dann aufhören kann, wenn ſie durch weſentliche Reformen im Regierungsſyſteme und durch ſtrenge Controlle unmöglich gemacht wird. Ein Umſtand iſt jedoch weſentlich zu demerken, das iſt das hochmüthige und brutale Gebahrden mehrer ſüdlichen Blätter, die es offrn ausſprechen, daß ſie — ihrer verlornen Herrſchaft wegen — eine Fortſetzung des Krieges wünſchen und mit Seymour und Blaie an der Spitze die ſanguiniſchſten Hoffnungen hegen. Armer, getäuſchter Süden! Durch Seceſſion haſt du einen Selbſtmord begangen. Kein Gott kann dir das Inſtitut der Seiaverei wieder geben und dennoch giebt es noch Leuie, die ihr Heil tn einer Wiederholung des mörderiſchen Krieges ſuchen. Arme, verblendete Menſchen! Würdet Ihr anſtalt Politik treiben, dem Zeitgeiſt gemäß reformiren; würdet Ihr Euch durch Vernunſt regieren, anſtatt durch Leidenſchaft beherrſchen laſſen; würdet Ihr, ohne Vorurtheil, der allgemeinen Freiheit das Wori ſprechen, anſtait den Congreß zu verdammen, der zum Beſten der Republik Maaßregein ergreifen mußte, welche Idr ſelbſt heraufbeſchworen, nachdem Ihr zwar ritterlich, doch ſehr thöricht, den freien Staaten den Fehdehandſchuh des Krieges vor die Füße geworfen habt; würdet Ihr Eurr Heil in der Union und Eure Geneſung in neuen Quellen der Induſtrie und des Handels fnchen, ſo würdet Jbr nicht von Krieg faſeln, der Euch nur noch länger der Militärherrſchaft anheimſtellen müßte, die nothwendig war und die aufhört, ſobald Ihr die Situation begreiſt und Das vergeſſet, was nicht zu ändern iſt. „Die verdammten Schreier und Demagogen — ſie ſind es, die an die Leidenſchaften der Maſſe appelliren, ſie ſind der Fluch der Freiheit!"

Doch laſſen wir Das, die Welt geht ihren Gang, bald auf edenen, bald auf hoiprigen Wegen, es möge uns gefallrn oder nicht und in die Waagſchale der Ereigniſſe legt Jeder, der Eine mehr, der Andre weniger, ſein Gewicht.

Nach dieſem Präludium wollen wir wieder die Reiſetaſche packen und alsbald Variationen ſpielen, auf einer öſtlichen Tour. Variatio delectat, ſagt der Lateiner, (Abwechslung macht Vergnügen). Dem armen, geſchundenen Pödel in katholiſchen Ländern geben Staat und Kirche zeitweilig Feſte, um ihn momentan der Laſten vergeſſen zu machen, weiche ſie ihm auferiegen; wir geben dem ſouverainen Volke zuweilen Wahlcampagnen, Wahlproceſſionen und Stumpffeſtivitäten, nm ihm Gelegenheit zu geben durch Hurrahs ſich des Segens ſeiner probiematiſchen Feeiheit laut zu freuen.

Und wo ſoll denn dieſes Mal die Reiſe hingehen? Nehmen wir die Karte zur Hand. — Ein Blick genügt, um dem geübten Touriſten den Reiſeplan zu zeigen. Hier iſt Cincinnati, dort iſt Boſton; hier liegt Philadelphia und dort Wheeling — ſetzen wir nun eine Spitze des Cirkels auf den Punkt Cleveland und formiren ein grometriſches großes Oval, füllen dieſes mit einigen Dutzend Städten aus und wir haben die öſtliche Tour von einigen Tauſend Meiien vor uns in der Vogelperſpektive. „Da weder die allweiſe Natur, noch der allmächtige Goti den Menſchen mit Flügein begabt hat, nm raſch hin durch ferne Räume zu fliegen, ſo gab ſie (oder er) ihm die Vernunft, um nach allerlei Erfadrnngen, Combinationen und Experimenten dem langſamen Gang ſeiner Beine durch die Kraft der Dampfbewegung zu Hilſe zu kommen. Hade ſo manche hundert deutſche Meilen in Europa zu Fuß gemacht; bin auch auf Reiſen auf Pferden und auf Eſeln geritten und bin bald 30 Jahre hindurch Tauſende von Meilen per Dampf grfahren, ohne (durch den lieben Gott beſchützt) den Hals gebrochen zu daden. Das Fußreiſen kennt man in Amerika nicht, und in Europa iſt es nur noch eine Prärogative reiſender Handwerksburſchen und weniger Sludenten. Ach, wie gerne würde ich jetzt noch, mit dem Ränzchen auf dem Rücken, eine Fußreiſe machen durch Italien und die Schweiz! Auch fühle ich wieder, nach des Winters Aſthma und Huſten, ſo diaboliſch wohl, daß es mir ein Leichtes wäre und Vergnügen machen würde, in ſchöner Gegend einige zwanzig engliſche Meilen jeden Tag zu wandern; und wäre es auch nur im Lehigh, oder Mohawk Thale unſrer proſaiſchen verneinigten Staaten. Aber, aber die Poeſie iſt dahin — bin ja, ha, ha, ha, Geſchäftsreiſender, ſouverainer Lumpenſammler des großen Inſtitutes der Fackel; — 's wäre Thorheit und Schande hier zu Lande, zu Fuß zu reiſen und ſo wollen wir denn am 21. Juli auf dem Riegelweg von Cumminsville via Hamilton nach Dayton fahren.

Streichen wir den liberalen Gerber J. W. Sohn und den freiſinnigen Kaufmann Hoßfeld, nebſt ein Paar andern Namen aus des Fackler's Liſte, ſo wäre es unnöthig zu Hamilton Halt zu machen, ſo ſtark hier auch das deutſche Element vertreten iſt. Und Dayton? Na, da giebt es halt kein Abenteuer mehr; aber (hört und ſtaunt über Orindur) ſelbſt im Lager der Vallandingham- und Pendelton-Demokratie einige recht warme Freunde und ſtereotype Leſer der

Fackel. Ich wohnte in einem republikaniſchen Hauſe, bei Freund Valentin Scheuermann, der gerne Alles nach Kräften unterſtützt, was dem Fortſchritt dient. Ob die Erwählung Grant's zum Präſidenten dem Fortſchritt dienen, und die Wahl Seymour's die Feuerfreſſer im Süden und im Norden zu einer Contrerevolution animiren oder gar verführen wird, darüber wußte Scheuermann ſo wenig Gewiſſes zu ſagen, wie ich ſelbſt; doch ſetzt er in Grant mehr Vertrauen, indeß ich glaube, daß der Sieg, welchen der Humanismus mittels der großen Kanone errungen hat, nur dann am ſchnellſten Früchte der allgemeinen und dauernden Freiheit bringen wird, wenn eine noch größere Kanone, in kürzerer Zeit, das begonnene Werk fortſetzt, um auf neuer Baſis eine neue, eine wahrhaft freie Union zu gründen, ohne König auf vier Jahre und ohne Sonderbündelei. — So iſt es mir denn, vor der Hand, blos die fünf zwanziger Bondfrage demokratiſch bevorzugend, tout egal, ob G. oder S. Präſident wird. Mag Seymour ein zweiter Buchanan werden — würden doch Grant, Sherman und Andere die letzte Schlacht gewinnen, verurſacht durch Feuerfreſſer und Demagogen. Amen will ich erſt dann ſagen, wenn aus den Trümmern der jetzigen beiden Parteien eine neue Partei ſich geſtaltet, die in der Schule der Vergangenheit gelernt hat, daß eine Conſtitution keinem Panzerhemd, ſondern einem bequemen Rocke gleichen ſoll, in dem ein freier Menſch ſich frei bewegt und frei entwickelt. Conſervativ ſein, heißt ein Ochs ſein, der durch Naturnothwendigkeit beſtimmt iſt Ochs zu bleiben, ſo lange das Geſchlecht der Ochſen dauert.

Weß Geiſtes Kinder die ſüdlichen Feuerfreſſer ſind u. was ſie, ökonomiſch bankerott und politiſch halbtodt, noch jetzt im Schilde führen, erhellt auch auf eclatante Weiſe aus Cobb's Rede zu Atlanta, im Staate Georgia. Als Schatzkämmerer, unter Buchanan, that er ſein Beſtes, die Kaſſe zu plündern und widmete ſich alsbald ganz der Seceſſion.

Er ſagt in ſeiner Rede:

„I come to-day in the spirit of tolerance. I want to bury in Georgia bitter recollections of the past. You and I have differed for days and for years since the hour in which my voice was first raised in the public meeting of my country. I come to-day to present candidates, and invite every good and true man in Georgia to join with me in the good work. Come if you have gone astray come back. The doors are wide open, wide enough, broad enough to receive every white man in Georgia, unless you should discover him coming to you creeping and crawling under the Chicago platform. Upon them there should be no mercy. They have dishonored themselves and sought to dishonor you. Anathematize them. Drive them from the pale of social and political society.

Young men, in whose veins the red blood of youth runs so quickly, let the ardor of your temperaments, the pulsations of your hearts, all beat for Georgia! Your old State, the State of your fathers, that holds in reserve honors innumerable for you and for them, come! Come one and all, and let us snatch the old banner from the dust, give it again to the breeze, and, if needs be, to the God of battles, and strike one more honnest blow for constitutional liberty. (Prolonged and enthusiastic applause.)"

Als ich ſchon lange her mich für Fremont und Jeſſie begeiſtern ließ, hat einer meiner älteſten Abonnenten zu Dayton nicht nur die Fackel aufgegeben, ſondern ſogar den Fackler „mit Worten" zur Thüre hinausgejagt. Glaube nicht, daß der gute Mann es je bereut hat; denn er iſt ſeinen politiſchen Grundſätzen getreu geblieben. Ich aber bedauerte, in der That, politiſcher Meinungsverſchiedenheit wegen einen braven Mann und alten Freund verloren zu haben. Es iſt ſchlimm für die Menſchen und gefährlich für die Freiheit, wenn Parteiliebe zu Parteiſucht wird und Fanatismus die Argumente der Vernunft erſtickt. Man mag lieben, man ſoll lieben, aber man ſoll nicht raſen. Man mag ſich irren, man ſoll aber nicht abſichtlich dem Irrthum dienen.

Als ich im Depot mein Fahrgeld nach Sandusky bezahlt hatte, traf ich Hrn. Altſtädter, einen Bekannten und Agenten der Bahn, der mir durch Introduction beim Präſidenten eine Freikarte anbot, um mich einer Geſellſchaft von Editoren aus Louisville, Cincinnati und Dayton anzuſchließen, die auf einer Excurſion nach Kelley's Island und Detroit eben im Depot ihre Sitze in einem Separat-Waggon einnahmen, um nach Sandusky abzureiſen. Ich erhielt denn mein Geld zurück und hatte das Gratisvergnügen einer ſehr intereſſanten und angenehmen Fahrt. Auſſer der Repräſentation des Cincinnati Volksfreundes waren alle Editoren Amerikaner. In Politik verſchieden gefärbt, konnte man nicht jene Harmonie erwarten, die man findet, wo Herz und Sinn der Geſellſchaft Eins ſind. Nichtsdeſtoweniger war Alles froh und heiter, und trotz des mouſſirenden Catawba's, der in Strömen floß, iſt keine Diſſonanz zum Ausbruch gekommen. In Sandusky City lag das Boot „Evening Star," in Bereitſchaft und von einer kühlen Briſe gefächelt glitten wir hin auf den blauen Wogen der Bay. In Kelley's Island angekommen hat man uns auf Rechnung der Eiſenbahngeſellſchaft (Cincinnati, Hamilton und Dayton R. R.) mit einem ſehr guten Souper bewirthet, wo abermal Sparkling kredenzt wurde. Wein auf einer amerikaniſchen Tafel gehört zur großen Seltenheit. Erſt vor Kurzem verlangte auf Put in Bay Island im Hotel an der Mittagstafel Herr W., ein bedeutender Weinpflanzer aus Cincinnati und ſehr biederer alter Deutſcher, eine Flaſche Wein. What, Mr. W. Wine at the table? Yes, Sir, and if you refuse it, I shall look for it somewhere else. Als er aufſtehen wollte, beſiegte der Wirth raſch ſeine Temperenz-Heuchelei und alsbald erſchien eine Flaſche Wein, zum Grauen Dieſer und zum Aerger Jener über die Frech-

Digitized by Google

heit des old Dutchman, der beim Eſſen, gegen alle amerikaniſche Sitte, Wein trinkt. —

Das Boot ging des Nachts nach Detroit ab; ich aber blieb im Hotel zurück, da ich gekommen war, um hier die perſönliche Bekanntſchaft des Herrn Fareiot zu machen, des Superintendenten der Kelley's Island Wein-Compagnie.

Am nächſten Morgen fuhr ich mit Hrn. Fariot, der mich abzuholen kam, nach ſeiner Wohnung. Ich ſah da einen gewölbten, aus Felſen gehauenen Keller mit drei Etagen von Fäſſern, zu 500 bis 1000 Gallonen das Stück. Der Keller iſt 120 Fuß lang, 36 breit und 18 Fuß hoch. Gegenwärtig lagen da 82,000 Gallonen Wein in Fäſſern. Den Wein, beſonders den Rothwein, fand ich ſehr gut. Der Weißwein von Kelley's Island zeichnet ſich beſonders durch ſeine Blume aus. Würde man nicht die beſten Trauben beim Pfund verkaufen und nicht Beeren und Kämme zuſammenpreſſen, ſo würden die Weine dieſes Eilands um hundert Procent mehr werth ſein und mit dem beſten Rheinwein rivaliſiren können.

Die Weincompagnie ward durch die Familie Kelley in's Leben gerufen. Man macht bereits große Geſchäfte; wozu wohl Fareiot's gründliche Weinkenntniſſe ſehr viel beitragen. Die Geſellſchaft zählt jetzt 38 Mitglieder.

Nach einem guten Lunch, kredenzt durch Frau Fareiot und ihre Schweſter, gebildete und gemüthliche Wienerinen, begleitete mich Hr. F. den hieſigen großen Kalkſteinbrüchen vorüber nach der Landung, von wo ich alsbald die angenehme Fahrt von 8 Meilen nach dem Eiland Put in Bay fortſetzte.

Gegenüber liegt Gibraltar, Eigenthum des Hrn. Cook, der ein fanatiſcher Verehrer des Chriſtenthums und des Pfaffenthums große Summen ſpendet, um in den Himmel zu kommen. Möge er hinkommen, der arme Mann!

Mit Hrn. Schraidt beſuchte ich ſeine deutſche Collegen die Winzer Harms und Müller. Eine Sieſta im kühlen Schatten von drei Linden, bewirthet mit Seedling- und mit Delawareſaft, war bei Harms, in der That, der juten Jaben letzte nicht.

Am 24. fuhr ich an Bord eines Dampfers, der mit Excurſioniſten dicht beſetzt war, zurück nach Sandusky. Heiter war blos die Muſik an Bord; die Menſchen machten lange, langweilige Geſichter.

Meine Freunde in Sandusky erboten ſich, eine Nachtpartie zu Waſſer zu veranſtalten; aber es trat Gott Aeolus dazwiſchen, erhob einen heftigen Wind und peitſchte die Fluth, daß unſere Freude zu Waſſer wurde.

Das Fenſter meines freundlichen Zimmers in Geiersdorf's Hotel gewährte mir das Schauſpiel der hochbewegten Bay; in meiner Herzens-Bay aber war es ſo ſtill, ſo ruhig, als hätte da noch niemals ein Sturm getobt.

„Ein ſorgenfreies Alter, wenn mit Geſundheit begleitet, iſt doch die ſchönſte Saiſon des Lebens"; da iſt Alles normal; da ſtürmt keine Leidenſchaft, da kränkt keine illuſoriſche Hoffnung eitler Ambition, da bewegt die Bruſt kein thörichter Wunſch, da hat es mit den dummen Streichen geſchellt; da gleitet der Lebenskahn ſo ruhig hin und der alte Schiffer blickt lächelnd hinab in die raſtloſen Strömungen des jugendlichen Lebens und Treibens.

Von Sandusky fuhr ich per Eiſenbahn nach Cleveland, nahm wie gewöhnlich im deutſchen Hotel Weidekopf's Quartier, ſtattete da im Fluge den Freunden der Propaganda meinen Beſuch ab, ſprach beim alten Wächter am Erie ein, ſtärkte mich bei Paul Schmidt und bei Seyler mit einem Glas Rheinwein, regalirte mich da der Schauſpielerin Frau Eiche gegenüber mit einer Augenweide und dachte: „das Schöne und das Intereſſante gewährt auch noch dem Auge des Alters Genuß."

Der Sonntag-Morgen wurde more consveto dem Schreibtiſch gewidmet und Nachmittag beſuchte ich den Friedensrichter Kolbe, den Wagenfabrikanten Drumm, in deſſen Haus ich in früheren Jahren viele angenehme Momente genoſſen habe, bei Muſik und bei Geſang, und Graſſelli, den Chemiker und Fabrikanten allerlei diaboliſcher Stoffe, als da ſind Blauſäure, Vitriol u. ſ. w. Da ich nicht Graſſelli's Kunde, ſondern er mein Kunde und Leſer ſeit vielen Jahren iſt, ſo wurden mir natürlich keine Proben aus dem chemiſchen Laboratorium, ſondern Stoffe von Kelley's Island vorgeſetzt, gewürzt durch heitere Geſpräche. Herr Graſſelli beſitzt eine ſehr intereſſante Sammlung von Mineralien; doch das edelſte Metal iſt ſein freier Geiſt.

Am 27. um 7:15 A. M. das Depot verlaſſen und um 9:30 A.M. zu Erie, im Staat Pennſylvanien, angekommen.

Geht das nicht Alles raſch und ſchnell voran? So lieb ich es — kommen und gehen, genießen und ſehen — nur mit des Cæsars veni, vidi, vici (ich kam, ich ſah, ich ſiegte) iſt es vorüber. Mit 68 ſiegt man nicht und wird nicht mehr beſiegt: man labt ſich blos noch an den vormals errungenen Trophäen, als Decorationen aufbewahrt in den Tempeln des Cupido und der Venus.

Ich habe zu Erie den alten Junggeſellen Benſon, Herausgeber der „Freien Preſſe" nach langer Zeit wieder ein Mal beſucht. Die Herren Collegen können ſich überhaupt nicht beklagen, daß ich ſie oft mit einem Beſuche in ihrem Sanctum beläſtige, um mit Püffen beehrt zu werden. Das Lob unſerer Zeitungen, bei denen in der großen Regel Kirche und Partei Alles, Wahrheit und Gerechtigkeit Nichts ſind, iſt mir (bis eine ſehr, ſehr limitirte Zahl derſelben) eben ſo gleichgültig wie ihr Tadel; nur von Einem Blatt wünſchte ich ganz beſonders ein Mal gelobt zu werden; aber das war bis jetzt unmöglich, denn — „es liebt mich halt nit und ſo lobt's mi a nit." Grauſamer Löwe, kannſt du den Eſel nie vergeſſen?!

Benſon kann es den Leuten nicht recht machen, ſagte er mir. So geht es den beſten Leuten und ſo geht es ja

Digitized by Google

auch dem lieben Gott im Himmel, der gewiß die beſte Perſon in der Welt iſt.

Beſonderes Vergnügen macht mir jedes Mal der Beſuch bei Dr. Brondes, den ich ſeit vielen Jahren kenne und der ſtets der geiſtreiche, der äſthetiſche, der elegante, der beliebte Doctor von Erie geblieben. Der Doctor iſt eben im Begriff, ſich ein Palais en miniature bauen zu laſſen, wozu er einen Baumeiſter von New-York kommen ließ, um den Plan zu zeichnen. Sein College, Doctor Germer erfreute mich bei dieſem Beſuche mit einigen Wiener Blättern: „Punſch, Kikiriki und Hans Jörgel.“ Hätte man zu meiner Zeit ('s iſt freilich ſchon lange her) den Wienern ſolchen ſtarken Punſch kredenzt, hätte der Kikiriki vor Metternichts Sanctum ſolche Lieder geſungen, hätte Hans zur Zeit von Eipeldauer auf ſolche Weiſe gejörgelt, ſo wäre es Jedem wie mir armem Teufel gegangen: man hätte ihnen mit Feſtung gedroht, oder ſie zur freien Wahl gezwungen, nach „Amerika“ zu gehen. — Wie ſich doch in der Zeit die Menſchen ändern: aus dem winzigen Schneeflocken wird die Lawine und der kleine Franz Joſeph wird ein großer Mann, wie es n peu pres der winzige Lincoln geworden, getrieben durch den Sturmwind der Verhältniſſe. Gleichviel, ob der Hebel willig oder unwillig an die Maſchine geſetzt wird, wenn er nur hebt und ſchiebt und vorwärts treibt. Möchte jetzt, wahrlich, ſelbſt noch in Wien krähen; zum Fackeln wär es noch zu früh, ohne ſich der Gefahr auszuſetzen, „vom Teufel ſich das Licht ausblaſen zu laſſen.“

Alles braucht ſeine Zeit. Auch iſt unter der Sonne Vieles möglich: Wien kann noch der Sitz eines deutſchen conſtitutionellen Kaiſerreiches werden und Franz Joſeph oder deſſen Erbe König eines unabhängigen conſtitutionellen Ungarns. We shall see; if not we, others may see it.

Warum giebt es denn keine Hofnarren mehr? Das wäre das einzige Amt, nach dem ich ſtreben und ſogleich bei Sr. Majeſtät, dem Henker von Arad, ſuplieiren würde. Höchſtdieſelben müßten den Kaiſertitel freiwillig einem Hohenzoller abtreten und ſich mit dem Königstitel von Ungarn, Croatien, Serbien, Wallachei, Bosnien u. ſ. w. begnügen, um — dem Fortſchritt zu dienen und die Dynaſtie zu retten. Kikiriki! Sela.

Ich habe zu Erie das Gefängniß beſucht, um die Phyſiognomie eines Diebes zu ſtudiren, der ſeit Jahren mit geſtohlenen Waaren Handel trieb. Er heißt Knapp. Weib und Kind ſitzen ebenfalls als Mitſchuldige. Der Krug geht ſo lange zum Brunnen bis der Henkel bricht.

Von Erie fuhr ich via Corry durch wild romantiſche Partien nach Meadville, in der Oehlregion von Crawford County, im Staat Pennſylvanien. Dieſer Staat hat viele große Landſtädte, von europäiſchen und von amerikaniſchen Deutſchen bewohnt; doch außer in Erie, Pittsburg, Allegheny City, Birmingham, Meadville und Philadelphia hat die Fackel dort auch nicht Einen Abonnenten und im kleinen Meadville beſitzt ſie ein zahlreicheres antikirchliches Element als in der Großſtadt Philadelphia, trotz Schünemann Pott's vieljährigem Wirken als Redner einer freien Gemeinde.

Die Reiſe nach Meadville macht mir der dortigen freundlichen Aufnahme wegen ſtets Vergnügen. Auch jetzt hatte ich wieder im Hauſe von Daniel Schreiber einen ſehr vergnügten Abend. Freund Wälte, der liberale Brauer, überraſchte mich da mit einem Ständchen. Sein Sohn ſpielte die Guitarre ſehr brav und alsbald wurden einige Touren getanzt. Den Reigen begann der joviale Hausherr mit der Köchin vom Haus und Ahasverus konnte, frei u. ungenirt bei Freunden, dem Drang nicht widerſtehen mit Derſelben, zur Ueberraſchung der Anweſenden, einen ſteiermärkiſchen Ländler zu tanzen und, als Intermezzo, ein ungariſches Lied, mit Guitarbegleitung, und ſogar die heiteren Strophen: Bäurin ſollſt ham gehn, dein Mann is krank rc. zu ſingen.

„Freude, ſchöner Götterfunke, wie ſelten iſt deine Würze des Lebens, u. wie innig fühlt man deinen Zauber, wie tief und rein, wenn man nach Armuth und Krankheit erfahren hat, was Leben heißt.“

Reiſende finden zu Meadville ein elegant eingerichtetes deutſches Hotel, das vor Kurzem Conditor Greeble, nahe dem Depot, eröffnet hat. Guter Tiſch und echte Rheinweine machen das Haus beſonders empfehlenswerth.

Am 30. des Morgens um 3 Uhr fuhr ich mit dem Frachtzug zurück nach Corry, hatte da in dieſem Eldorado für Spekulanten und für Schwindler zwei Stunden zu laviren, ehe ich die Reiſe nach Dunkirk, im Staat New-York, fortſetzen konnte. Wir paſſirten den See Chautouqua in einer freundlichen Gegend.

Im Sigel Hauſe des Hrn. Peter fand ich, wie gewöhnlich, ſehr gute Bewirthung. Dunkirk vergrößert ſich mit jedem Jahr. In Folge einer Feuersbrunſt werden eben wieder mehre ſolide große Häuſer gebaut. Unter den Deutſchen, die gelitten, ſind auch die Gebrüder Koch abgebrannt, deren neues Haus eine Zierde der Stadt ſein wird. Der deutſche Maurermeiſter Schäfer hat vollauf zu thun. Der Schaden des Einen iſt häufig der Nutzen des Andern; ſo wie oft einzelnes Uebel zu allgemeinem Gut wird.

Am 31. nach Buffalo gefahren. So entſchwand mir denn der heiße Juli; Geſundheit und ſonſtiger Momente wegen, für mich ein höchſt angenehmer Monat. Auch die Geſchäfte waren gut und das iſt ja in Amerika in der Regel Hauptſache; denn Alles rennt und Alles jagt nach dem allmächtigen Dollar und machen die Leute in dieſem Elyſium des Schachers nicht mehr als ſie brauchen, ſo wird über ſchlechte Zeiten geklagt. Klagen über ſchlechte Menſchen kommen im Volke ſelten zur Sprache und lieſt man, beſonders jetzt im Wahlkampf, die Parteiblätter, dieſen demoraliſirenden, lügenſtrotzenden Schund, ſo ſollte man doch glauben, daß es hier in der Gloereichen ſehr viele ſchlechte Men-

Digitized by Google

ſchen giebt und Jene die ſchlechteſten ſein müſſen, die man für die höchſten Aemter erwählt.

Preßfreiheit iſt ein Segen für das Volk; Preß'frechheit iſt die Todtengräberin der Freiheit.

August, 1868.

Die Hitze iſt bereits weniger ſchweißtreibend als ſie es im Juli war; bei 80 Grad Fahrenheit können ſich, gewiß, ſelbſt Schmerbäuche wohl fühlen. Es iſt dies eine herrliche Saiſon zum Reiſen; von reichen Leuten ganz beſonders benußt, um ſich, in der Regel, bei ihrer Geiſtesarmuth in Badenorten und am Niagara abzukühlen und zu langweilen. Wer des Schönheitsſinns bar iſt, wen Naturſcenerien nicht zu begeiſtern vermögen, dem gewährt das Reiſen ſo wenig Luſt, wie das luxuriöſe Ameublement ſeines Parlors. Wo Geiſt u. Geſchmack fehlt, dort iſt das Knotenthum zu Hauſe, gleichviel, ob ſolch ein Menſch Hausherr eines Palaſtes, oder Inwohner einer Hütte iſt.

„Wenn Herz und Mund ſich laben, will auch die Naſe Etwas haben," ſagt der Tabakſchnupfer, und ich ſage, jetzt: wenn man ſich von der vortrefflichen Tafel in Grüner's Hotel zu Buffalo einige Tage materiell reſtaurirt hat, ſo thut es Herz und Geiſt ſehr wohl, einen Ausflug nach den Niagarafällen zu machen, dort ſich am erhabenen Schauſpiel der Natur zu laben und ſich in Jacob's empfehlenswerthem River Hauſe mit einem Sturzbad zu erfriſchen. Dieſe ſeligen Momente wurden mir denn in dieſer angenehmen Saiſon abermal zu Theil und zwar einſam und allein, wie ich dergleichen Momente am liebſten genieße.

Das Röschen, das an den Stromſchnellen beſcheiden und naturwüchſig blühte und deſſen ich in früheren Streifzügen erwähnte, iſt zur Roſe geworden: das Mädchen wird Mutter, die Mutter wird Großmutter und ſo drängt eine Welle die andere; ſo verdrängt ein Alter und ein Geſchlecht das andere. Auch an der Mittagstafel im River Hauſe befanden ſich dieſes Mal recht hübſche Roſen, ganz intereſſante und gebildete deutſche Mädchen, aus Buffalo und aus Toledo. Wäre ich jung und Toledaner geweſen, ich hätte der jüngſten jener Damen für einen Kuß den ſchönſten Strauß zu Füßen gelegt; aber alt und runzelig — was kann man Beſſeres haben, als ſchwelgend am Schönen ſich laben?!

Was aus der irländiſchen Nymphe, die ich, vor etwa 12 Jahren, als ſie mir ein Bad anwies, ſcherzend auf die Achſel klopfte, und aus dem Badeinhaber, jenem Schurken, der mich dieſes „ſchrecklichen Inſultes" wegen arretiren wollte, ſich jedoch mit einigen Thalern abſpeiſen und mich laufen ließ, was aus dieſen beiden Prachtexemplaren, einer Gans und eines Wolfes, geworden, das mögen die Götter des Olympes wiſſen. Vergeſſen werde ich jene Scene auf Goats Island nie. Und wenn es nicht ſchlecht wäre, einem Andern Schlechtes zu wünſchen, ſo wünſchte ich, daß jenen Schangel und Beutelſchneider der Teufel holte und der Irländerin ein Schwefelbad bereitete, in dem er für ſeine ſchlechte That, die gewiß nicht die erſte geweſen ſein mag, büßen müßte. Sela.

Nachdem ich die Familie Nielſon beſucht und dem Fall auf der amerikaniſchen Seite meine Aufwartung gemacht hatte, kehrte ich nach Buffalo zurück.

Um die Proſa einer Geſchäftsreiſe zu würzen entſchloß ich mich, einen Abſtecher nach Canada zu machen und dort im Lande der Königin Victoria die Städte Hamilton und Toronto zu beſuchen.

Vor der Abreiſe von Buffalo fuhr ich auf der Straßeneiſenbahn hinaus nach dem Rennplatz, wo eben während meines Hierſeins ein Wettrennen ſtattfand (races). Obſchon ich nie den Dollar feſthalte, wo er mir Genuß bringt, hatte ich doch keine Luſt, hier das Entree eines Thalers zu bezahlen, um einem Concurs von einigen tauſend Menſchen und das tolle Jagen geſchundener Pferde anzuſehen. Ich fuhr denn ſogleich wieder Linksum und kehrte in Köſter's Park ein. Es iſt dies ein ſehr angenehmer Erholungsplatz mit ſchattigen Bäumen, wo wöchentlich einige Concerte ſtattfinden. Man findet da die beſten ausländiſchen und inländiſchen Weine und ſonſtige Erfriſchungen aller Art. Den Temperenzlern und Puritanern iſt ſolch ein Ort des Trinkens und profanen Muſicirens im Centro der Stadt ein Greuel; indeß vernünftige Menſchen das Unternehmen Köſter's zu würdigen wiſſen.

Kann es für eine poetiſche Seele was Schöneres geben, als nach einem heißen Tag unter den ſäuſelnden Baumkronen mit Semelen zu kokettiren und auf den Toneswogen der Muſik geiſtig zu ſchwelgen? Und wird da der materille Genuß Jener nicht geſteigert, die Geſchmack finden an einem Glas Wein, oder Bier? Gewiß.

Ich kann nicht verſäumen zu erwähnen, daß ich wieder ausnahmsweiſe einen Menſchen traf, Hrn. Jul. Brock, der nicht zufrieden ſelbſt die Fackel zu leſen, auch will, daß ſie von vielen Andern geleſen werde; und ſo machte er denn eine Parforcejagd unter „ſeinen Leuten" und bewog auch Einige zum Abonnement. Ein ſchweres Stück Arbeit, welche ich ſehr gerne Andern überlaſſe, obſchon ich mich ihr zuweilen der Sache und des eigenen Nutzens wegen pflichtgemäß unterziehen ſollte, zum böſen Spiele gute Miene machend. Abonnenten ſammeln – Abonnenten für meine eigenen Schriften — das konnte ich blos aus Hunger, oder aus Stolz, um nicht Fiasko zu machen zum Triumphe der Gegner und Feinde.

Der hieſigen deutſchen Hunde-Equipagen für Shuddies habe ich ſchon bei einem früheren Streifzuge erwähnt; nun will ich aber auch der deutſchen Preſſe erwähnen, um daraus zu erſehen, wie ſtark das deutſche Element in Buffalo vertreten iſt. Daß es hier einen Turnverein giebt, iſt ſelbſtver-

Digitized by Google

ſtändlich und ſo iſt denn da auch ohne Zweifel für den Fortſchritt geſorgt. Auſſer dieſem Medium wird die deutſche Bildung durch vier, ſage vier Journale verbreitet: freie Preſſe, für unabhängige Bildung; der Demokrat, für demokratiſche Bildung; der Telegraph, für republikaniſche Bildung; der Volksfreund, für katholiſche Bildung, id est: für Wahrheit, Freiheit und Recht, oder identiſch: für Dreieinigkeit, Inquiſition und Rom.

Garibaldi ſoll kürzlich das Pfaffenthum die Cholera von Italien genannt haben, deren Buden man niederreißen ſolle. Entſetzlicher Wunſch! Wohin käme es dann mit Wahrheit, Freiheit und Recht?! Ne, das Niederreißen der Buden hilft wenig; aber wenn man ſo durch einen patentirten Apparat die Millionen dummer Köpfe wie faule Zähne vom Weinſteinanſatz des Glaubens reinigen und befreien könnte, dann würden Papſtthum und Pfaffenthum bald von der Erde verſchwinden und humaniſtiſche Bildung würde folgen, die den Himmel ſtürmt, um die Erde zu erobern, um deren Früchte und deren Freuden die Völker ſeit Jahrtauſend betrogen werden von kirchlichen und politiſchen Gauklern und Gaunern. Iſt es anders? Beweiſet!

Durch Buchhändler Beſſer erfuhr ich, daß hier vor Kurzem ein deutſcher proteſtant. Prediger ſtarb, der in ſeiner Stellung nach beſten Kräften nach dem Lichte der Aufklärung geſtrebt haben ſoll. Verdient allerdings Anerkennung; um jedoch das Licht zu verbreiten muß man aus den engen Schranken der Kirche heraustreten und aufhören, Prediger und Chriſt zu ſein.

Es iſt der 4. Auguſt. Laſſen Sie uns auf der New-York Central, die Editoren keine Päſſe, doch Schadenerſatz für Accidents giebt, laſſen Sie uns nach der impoſanten Drahtbrücke (suspension bridge) fahren, den Fällen auf der Canada Seite eine Viſite machen und dann die Tour fortſetzen nach Hamilton.

Wir haben die Brücke paſſirt und den Fällen einen flüchtigen Liebesblick zugeworfen. Wir halten am Depot an; ich ſteige aus, um für einige Exemplare S. Ludvigh's freie Schriften der britiſchen Regierung den gebührenden Zoll von $2.25 zu bezahlen, damit ich nicht als Schmuggler der Strafe verfalle und auch, um dem Rechte Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Beſchützt uns das Geſetz, ſo haben wir es auch zu reſpektiren, ſo drückend und ungerecht es etwa auch erſcheinen mag. Hätte ich einſt ſo gedacht und Metternich's Geſetze reſpektirt, ſo hätte ich mich keinem Exil unterziehen müſſen. Aber wo wären dann meine Sarah und die Fackel geblieben? „Was Gott thut, das iſt wohlgethan; Gott aber iſt nichts Anderes als der Menſch ſelbſt: was alſo der Menſch thut, das iſt wohlgethan und wäre es noch ſo verkehrt oder noch ſo ſchlecht gethan. Entſetzliche Argumentation. Widerlegt ſie! Ich habe längſt im Stillen vor dem Bilde Sr. Majeſtät, meinem Kaiſer und König, Abbitte gethan für alle meine begangenen und noch zu begehenden Unterlaſſungsſünden und ſegne das Fatum, das mich an ſeinem unſichtbaren Zwirn durch ein Labyrinth von dummen Streichen in den Hafen der Ruhe und des Glückes geführt hat. Dumme Streiche ſind oft eine Wohltbat für den Menſchen, nur möge der Himmel Jeden und Jede vor ſchlechten Streichen bewahren.

Man kann Caſanova leſen und dumme Streiche machen, ohne ſich zu compromittiren; aber kleine Mädchen nothzüchtigen, zwölf Bände des Caſanova ſtehlen und dieſe Bücher noch im Zuchthauſe leſen, wie jüngſt der Schauſpieler Pohle zu Buffalo gethan hat, das iſt ſchlecht gethan und bringt ſchlechte Früchte. Armer Teufel, du dauerſt mich. O, dieſer Stachel, dieſer Stachel, wie elend, wie unglücklich macht er ſo viele Menſchen!

Nachdem die Zollprocedur geſchlichtet war, machte ich — leicht athmend durch geflickten Blaſebalg — einen Spaziergang von einer Stunde, am hohen felſigen Ufer des blauen Stromes, nach den Fällen. Es war ſo ſchön, es war ſo angenehm, ſo feierlich, ſo groß, ſo ſchaurig, ſo erhaben. Eine kurze Strecke diesſeits dem Clifton Hauſe hielt ich auf einem Felsplatteau kurze Sieſta u. weidete mich an dem impoſanten Wogenſpiel u. bewunderte zugleich die geiſtige Größe des Menſchen, die ſich hier wieder durch den begonnen Bau einer zweiten Draht-Brücke manifeſtirt. Dieſe Brücke wird, diesſeits nahe dem Clifton Hauſe und jenſeits an dem Schweſtern-Eiland, beide Ufer, das der Monarchie und der Republik, verbinden. Welch' großer Gedanke! Welch' kühner Bau! Ach, es freut mich doch, daß es noch Etwas giebt, das mir groß vorkömmt und das ich bewundere. Je mehr man ſich beſtrebt Etwas zu wiſſen, deſto mehr lernt man einſehen, daß man ſehr wenig weiß, und je mehr man ſich der Größe naht, je näher man der Pyramide kömmt, je mehr man ſich Betrachtungen und Vergleichungen hingiebt, deſto kleiner erſcheint Alles im Einzelnen, deſto weniger bewundert man das Individuelle und wird endlich erfüllt vom großen Gedanken des unergründlichen Univerſums.

In der Veranda des Clifton Hauſes ſetzte ich mich in den kühlen Schatten und ergötzte mich an dem Totalanblick der majeſtätiſchen Fälle.

Das war eine ausgefüllte Stunde. Es kam der Zug und ich fuhr nach Hamilton. Man gab mir die Adreſſe eines deutſchen Gaſthauſes das gut genug iſt, um da eine Nacht zu ſchlafen, ohne von Wanzen moleſtirt zu werden. Im Depot angekommen begrüßte mich ein Deutſcher, der mich vor mehren Jahren zu Erie, Pa. ſah, und nun wieder erkannt hat. Es war Herr Müller, Muſiker und Fresko-Maler, ein intelligenter, freiſinniger Mann. Hrn. Göring, den vormaligen Agenten der Fackel, traf ich jetzt als Wirth und Importeur von Rheinweinen. In ſeinem Hauſe verkehren ſämmtliche Editoren der Preſſe von Hamilton. Es erſcheinen hier zwei tägliche und vier wöchentliche Zeitungen. Die deutſche Zeitung exiſtirt nicht mehr. Hamilton hat 24,000 Einwohner, unter denen circa 300 Deutſche.

Digitized by Google

Die Stadt, 42 Meilen von Niagara entfernt, am Ontario-See und der Burlington Bay gelegen, ist sehr hübsch. Die Bay ist 7 Meilen lang, 3 Meilen breit und 30—100 Fuß tief. Die Bevölkerung ist mit der Regierung sehr zufrieden und sehnt sich nach keiner Annexation mit der Nachbar-Republik. Die Schulen sind in gutem Zustande. Freiheit hat man hier so viel wie bei uns; doch etwas mehr Sicherheit und Ordnung. Das Damen-Collegium, das Taubstummen-Institut und das Mechanics-Institut, mit einer großen Bibliothek, sind ansehnliche öffentliche Bauten. Obschon ich nach Canada blos des Vergnügens wegen kam, so erhielt ich doch auch ganz unerwartet Abonnenten für die Fackel, von der seit 14 Jahren keine Exemplare nach Hamilton gekommen waren.

Am 5. fuhr ich per Eisenbahn nach Toronto. Die Entfernung ist 40 Meilen. Passage $1.00; versteht sich in Silber. Indeß bei uns blos Greenbacks circuliren, ist Canada mit Vereinigter-Staaten-Münze überschwemmt. Es sollen 11 Millionen Thaler im Umlauf sein und das Canada Papier ist höher im Preis als unser Silber Scheidemünze wird zu 10 Procent u. größere Münze zu 4 Procent Discount angenommen. Indeß wir froh wären unsere Münze im Umlauf zu sehen, ist sie den Canadensern eine wahre Last. Ich habe zu Toronto nahe dem Depot in einem deutschen Gasthause Quartier genommen, wo mir die Aussicht auf den wogenden See das Angenehmste war. Toronto ist eine sehr hübsche Stadt, mit circa 60,000 Einwohnern. Deutsche wohnen hier sehr wenige. Unter den Geschäfts-Firmen hat Herr Hettingee da eine Destillerie und Herr Peiler ein Cigarrengeschäft. Auch hat man einige wohleingerichtete deutsche Privatlokale, hier wie in den Staaten Saloons genannt. Das Glas Bier kostet 5 Cents in Silber und für denselben Preis verkauft man auch ein Glas Rheinwein. Die meisten Straßen der Stadt sind breit und regelmäßig ausgelegt und sehr lebhaft. Indeß wir in der Republik a posteriori alle gleiche Flegel sind, findet man hier die Geburtsaristokratie und das Volk bedeutend mehr markirt und distingvirt. Auch das Militär hat einen ganz andern Typus wie das unsrige. Die rothen Farben der Soldaten und die weißen Segeltuchstiefeletten der Gentlemen sind Etwas, das man bei der republikanischen Garderobe in den Städten nicht findet. Um sich in diesem sogenannten Sibirien von Amerika im Sommer gegen den Sonnenstich zu schützen, trägt das Militär höchst unästhetische weiße Leinwandmützen und viele Herren tragen Hüte, mit einem weißen Schleier turbanartig umwickelt. Sehr angenehm war es mir, zu Toronto die Gesellschaft eines Bekannten aus Detroit, des Hrn. Landsberg, zu genießen. Wir fuhren zusammen in einer Hack nach der Universität, stiegen hier aus und lustwandelten an einem kühlen Abend im großen, herrlichen Park. „Militat omnis amans", sagt Ovidius (Jeder Liebhaber ist ein Krieger) und Amor hat seine Festungen; aber zu Toronto sch auch jeder Soldat sein Liebchen zu haben, wie wir aus vielen Begegnungen im Park von „Rothangelaufenen, mit einer Dulcinea am Arm, sehen konnten. Es liebt der Söldner, es liebt der Mönch und Uniform und Kutte sind blos Lappalien, die den Menschen zudecken, aber das Menschliche nicht vernichten. Ach, wenn doch der Mensch blos l i e b t e, ohne, als Soldat, systematisch zu morden, und ohne, als Mönch, das freie Menschenthum zu entwürdigen! Ein Schlachterhaus ist die Erde, in welchem Mörder als Helden figuriren und ein Narrenhaus, in dem Priester und Bonzen, theils Selbstbetrogene, theils Betrüger, zur Ehre Gottes Hokus Pokus treiben und arme Seelen dem Teufel verschreiben.

Am 6. fuhr ich, circa 80 Meilen, via Suspension Bridge, nach Rochester, im Staat New-York. Man findet da ganz nahe am Depot bei Hrn. Böhm ein gutes deutsches Haus und freundliche Bedienung. Auch Rochester ist seit einigen 30 Jahren zur Großstadt herangewachsen. Das deutsche Element ist namhaft vertreten. Man hat eine gute Realschule, mit 7 Lehrern, und einen Turnverein, gegenwärtig mit 84 Mitgliedern. Ich fand da Intelligenz und Freisinnigkeit erfreulich vertreten; indeß leider so vielen jungen Leuten Lectüre ein Greuel und Bummelei Zweck der Turnerei ist. Trotz alledem sind es doch diese Vereine, von denen sich für den geistigen Fortschritt noch das Meiste erwarten läßt. Dienen gleich viele Turner, theils aus Interesse, theils aus Mangel an Einsicht, dem Rückschritt oder Stillstand auf dem Felde der Politik, so finden wir doch die Meisten auf der äußersten Linken, wo es sich um Reformen handelt, und die Aufnahme des Turners in den Bund ist an keine Bibel gebunden und wird durch keinen Glauben an Gott bedingt, wie dies bei geheimen Gesellschaften aller Art der Fall ist.

Am 15. August wird zu Rochester das Bezirksturnfest stattfinden, wozu bereits die Pyramiden gebaut werden. Gut Heil!

Meine nächste Station war Syrakus; doch nicht Jenes, das ich im Jahr 1827 mit S e u m e in der Tasche besucht hatte. Auch giebt es im amerikanischen Syrakuse kein Ohr des Dyonisius; aber es fehlt an langen Ohren nicht, noch an Tyrannen, welche die Wahrheit hassen, das Licht scheuen und glauben, daß der Dummheit das ausschließliche Recht auf Souverainetät gebühre. Ich machte hier flugs einige Geschäftsvisiten bei Aerzten und Brauern. Dr. Bausinger hat hier eine große, sehr schöne Apotheke und Dr. Evers, der Jüngling von 78 Jahren, hat ein allerliebstes junges Weib. Bei Brauer Benedikt Häberle trinkt man nicht nur gutes Bier, sondern auch 65er vom Baler Rhein. Man lies't, daß der 68er dem 11er gleichkommen wird, und verspricht sich eine sehr reiche Erndte.

Via Rom und Utica nach Troja gefahren. Welch' große Namen! Aber, ach, kein Papst zu Rom, kein Cato zu Utica, keine Helene; obschon Unterröcke genug, um blu-

tige Kriege anzufachen und Städte, am Aſchermittwoch, in Aſche zu legen.

Troy liegt am Fuß pittoresker Höhen am öſtlichen Geſtade des Hudſon-Fluſſes. Die Straßen ſind meiſt breit, in rechten Winkeln ausgelegt und mit Bäumen bepflanzt. Die claſſiſche Stadt hat auch claſſiſche Berge: den Ida und den Olympus. Statt der olympiſchen Götter hauſen da katholiſche Prieſter. Die Ausſicht von jenen Höhen iſt prachtvoll. Die Stadt wird mittels Eiſenröhren hinreichend mit Waſſer verſehen, von einem Baſſin zu Lanſingburg, 75 Fuß hoch über der Stadt. Gegenüber iſt Weſt Troy, eine rührige Manufacturſtadt, durch eine 6 Meilen lange macadamiſirte Heerſtraße mit Albany, der Capitalſtadt des Staates New-York, verbunden.

Der Hudſonfluß kann an ſchönen und impoſanten Scenerien mit dem deutſchen Rhein rivaliſiren und gehört unſtreitig, in vieler Hinſicht, zu den wichtigſten Strömen der Welt. Der Miſſiſſippi und der Ohio übertreffen ihn an Länge und an Breite; doch in pittoresker Hinſicht iſt er ihnen weit überlegen. Der Hudſon hat in einer Länge von 160 Meilen tiefes Fahrwaſſer und kann betreff Schaluppen- und Dampfboot-Navigation nicht übertroffen werden. Eine Meile oberhalb Troy ergießt ſich der Mohawk in den Hudſon, welcher nach mehren Krümmungen vom See Champlain in gerader Richtung New-York zufließt. Seine Geſammtlänge beträgt 325 Meilen. Grüne Abdachungen, mit Graspartien und mit Wäldern bis zum Saume der Fluth ſich erſtreckend, anmuthige, theils rührige Städte, und prachtvolle Reſidenzen, Bluffs und felſige Präcipice bieten dem Auge des Reiſenden den mannigfaltigſten Wechſel von maleriſchen Landſchaften.

Wie wir auf der Fahrt von Albany nach New-York ſehen werden, iſt der Hudſon auch ein claſſiſcher Strom in Bezug auf die Geſchichte der Revolution der Colonien gegen das Mutterland von Großbritanien.

Die Dampfböte auf dem Hudſon ſind die eleganteſten und die Paſſage iſt die billigſte im ganzen Lande. Man nennt dieſe Böte mit Recht ſchwimmende Paläſte.

Der Strom iſt oberhalb New-York, in einer Länge von 25 Meilen, 1 Meile breit. Faſt der ganzen Diſtanz entlang erſtrecken ſich an der Weſtſeite Felswände, unter dem Namen Palliſaden bekannt. Oberhalb dieſen erweitert ſich der Fluß bis zu einer Breite von 3 Meilen: Tappan- und Haverſtraw-Bay genannt. Die Berge erheben ſich zu einer Höhe von 700 Fuß. Wo das Hochland beginnt, fließt der Strom durch ein ſchmales Beet dahin und iſt bedeutend tiefer. Oberhalb dem Hochlande, das ſich 16 Meilen weit hin erſtreckt, dacht ſich das Land ab und formirt, 100 Meilen weit, eine fruchtbare hügelige Landſchaft.

Beſonders erwähnenswerth iſt es, daß auf dieſem Strome durch Fulton im Jahr 1808 der erſte gelungene Verſuch gemacht wurde, Schiffe durch Dampfkraft zu treiben. Zweifler — ſagt ein Amerikaner — die ſo gerne das Genie bei neuen Erfindungen zu entmuthigen ſuchen, mögen die Lage Fulton's, deſſen Erfindung, man ſchlechtweg „Fulton-Narrenheit" nannte, mit den herrlichen Dampfböten vergleichen, welche jetzt da kreuzen. Ja, wohl. Wie mancher Genius wurde durch Hohn, Mißgunſt und Dummheit im Keime vernichtet, der Armuth nicht zu gedenken, welche ſo manches Schöne erſtickt oder deſſen Blüthe erſchwert. Fulton und Guttenberg — könnte Jener die Dampfböte unſerer Gegenwart auf Flüſſen und auf Meeren ſehen und dieſer die koloſſalen Dampfpreſſen: welche Wonne müßte ihren Buſen ſchwellen!

Nach 20 Jahren wollte ich wieder einmal das Vergnügen haben den Badeort Saratoga zu ſehen, um mich mit Bad und Mineralwaſſer zu erquicken. Es geben von Troy 2 Bahnen dahin. Ich fuhr auf der Renſellaer- und Saratoga-Bahn, eine Entfernung von 31 Meilen. Die Stadt hat ſich im Verhältniß zu andern amerikaniſchen Städten unbedeutend vergrößert; doch hat ſie an Alleen, Parks und Hotels bedeutend gewonnen.

Da eben ein Pferdewettrennen (race) ſtattfand, war es hier ſehr belebt. In der Hauptſtraße, wo ſich die reiche und elegante Welt zu Fuß und in Equipagen concentrirt, glaubte man ſich nach dem Broadway von New-York verſetzt. Was in Ungarn bei Herrſchaften ganz beſonders zum guten Ton gehört, iſt eine Equipage mit Vieren. In Amerika hat es die Geldariſtokratie in dieſer Hinſicht noch nicht bis zur „Vierpferdemanie" gebracht. In Saratoga iſt mir nach langer Zeit wieder eine ſolche Equipage zu Geſicht gekommen. In der Kutſche ſaßen 2 ſehr ſchöne Damen und ein junger Herr; ein anderer Dandy ſaß neben dem Kutſcher und trieb die Pferde; indeß am Bock 2 „degradirte weiße ſouveraine Bürger ſaßen, in Lakaien-Uniform geſteckt, das Bedientenhaupt mit bordirten Hüten bedeckt."

Neben den großen Hotels lieſ't man auch in großer Schrift den Namen eines kleinen deutſchen Hotels. Ich habe da in einer Geſellſchaft von 8 Perſonen ein gutes Mittagsmahl conſumirt und Betrachtungen angeſtellt über die Grazie, mit welcher Japaneſen und Neger auf einem in den Streifzügen erwähnten Dampfboote Meſſer u. Gabel zu meiſtern verſtanden u. über die Plumpheit, mit welcher ſich dieſe edlen acht Germanen am Tiſche benahmen. Die Servietten blieben unberührt; mit ihren ſchmierigen Gabeln ſtachen ſie in die Fleichſchüſſel, mit den ſchmutzigen Meſſern in die Butter; fünf waren Bündelhauſirer, „von unſeren Leuten"; die niedrigſte Stufe des Handels, welche bis zur höchſten der Rothſchilds führt, fortuna favente, wenn Fortuna günſtig iſt.

Mein erſter Gang war zur Congreß-Quelle. Ich trank da einige Gläſer der delicaten Nymphe und luſtwandelte eine Weile im Schatten des Parkes. Einige ſchlecht gearbeitete mythologiſche Figuren und eine gelungene Büſte von Abe Lincoln verherrlichen den Park.

Digitized by Google

Indeß Hunderte nach dem race ground fuhren, nahm ich ein Bad in Putnam's, und luſtwandelte im Temple Grove.

Hier iſt das Paradies der Yankees. Hier iſt das Rendezvous für Courmacher, Heirathsluſtige, unfruchtbare Frauen, Gauner, Kleider- und Pferdeausſteller. Hier iſt der Himmel auf Erden für Leute, die ungetaxte (?) Bonds und legale Greenbacks in abundance beſitzen. Hier trifft man auch zuweilen einen Edelſtein zwiſchen Kies, einen vernünftigen Menſchen zwiſchen Tauſenden von Thoren.

Man hört zu Saratoga nur Engliſch ſprechen und unter den Yankees leuchteten einige ſpeculative Griechen in Coſtum hervor, die da auf der Straße einen Tiſch aufgeſchlagen hatten mit orientalen Bijouterien, Shawls, Pantoffeln u. ſ. w. Auch ein anderes ſeltſames Individuum iſt mir noch ganz beſonders in die Augen gefallen. Ein alter Herr, mit langen, ſchneeweißen Haaren, in continentaler Kleidung (Maskerade): ein Dreiſpitz auf dem philoſophiſchen Kopf, brauner Frack mit breiten Schwalbenſchwänzen, Kniehoſen, Strümpfe und Schuhe mit Schnallen. Qualität: Colporteur einiger engliſchen Flugſchriften, in the taste of the times. Werden auch keine Kinder als Narren geboren, ſo giebt es doch erwachſene Menſchen, die ſich abſichtlich zu Narren machen. Chaqun a son gout.

In einem Putzladen wollte ich meiner Sarah einige hübſche Schnupftücher kaufen. Als ich nach dem Preiſe eines kleinen mit Spitzen eingefaßten Tuches frug, ward ich ganz frappirt, als die Dame hinter dem Counter ſagte: forty Dollars a piece. Eine Bagatelle, in der That, ſagte ich zu mir ſelbſt, vierzig Dollars für ein Schnupftuch. — Frage: was muß wohl der Anzug einer Shuddy-Dame koſten, wenn ihr Schnupftuch vierzig Dollars koſtet? Und dieſe Dame iſt, in der Regel, im beſten Lichte betrachtet, ein Gänschen, oder eine Gans, an welcher die Federn das Beſte ſind. Als ich disappointed aus dem Laden trat, ſprach mich im Gewühl ein Herr bei meinem Namen an. Es war Herr Roſe, aus New-York, der Gatte der geiſtreichen Polin, Frau Roſe, einer unſerer amerik. Rednerinen für geiſtige Freiheit, Emancipation und Frauenrechte. Herr Roſe hat mich ſeit 20 Jahren nicht geſehen und dennoch wieder erkannt. Ich eilte ſogleich nach der Waſhington Hall, um Frauen Roſe einen flüchtigen Beſuch abzuſtatten. Ach, ich hätte ſie, wahrlich, nicht wieder erkannt. Ich ſah ſie zuletzt als ſchlanke, jugendliche Frau, jetzt präſentirte ſie ſich mir als fette Matrone mit grauen Haaren. Iſt es denn möglich, daß ſtrebſame, geiſtreiche Menſchen fett werden können? Ja, dach gewiß nur in der ſeltenen Ausnahme von der Regel.

Von Saratoga fuhr ich nach Troy zurück und übernachtete in Hilke's Hotel, dicht am Depot gelegen, das Reiſenden beſanders zu empfehlen. Die Capitolſtadt des großen Staates New-York, Albany, iſt blos 6 Meilen von Weſttroy entfernt. In dieſer Stadt wurde die Fackel bei ihrem Entſtehen viel geleſen, bis die Zahl der Abonnenten zur Zeit der Fremont-Campagne meiner Politik wegen auf Wenige herabſchmolz und endlich nur Einer, der lutheriſche Prediger, übrig blieb, den ich ſelbſt aus der Liſte ſtrich. So kam es denn, daß ich ſeit 10 Jahren in dieſer Stadt nicht angehalten habe. Nun wollte ich ſehen, ob ſich der Geiſt des Publikums nicht zu meinen Gunſten geändert habe und hielt denn wieder an, beſuchte den Herausgeber der deutſchen Zeitung und ließ mir die Namen von mehren Deutſchen geben, die er als freiſinnig kannte. Indeß der Wirth, Wächter, bei dem ich vor Jahren zu wohnen pflegte, und der ſogar Agent der Fackel war, in ſeinem demokratiſchen Eifer die Fackel im Ofen dem Feuertode geopfert hat, war jetzt Herr Fiſcher, in deſſen Haus ich auf Empfehlung abſtieg, der Erſte, der das Blatt beſtellte. Auſſer mehren Abonnenten hat ſich auch ein Actionär für die Propaganda gefunden. Der Turnverein zählt gegenwärtig circa 70 Mitglieder und hat gute Elemente in antikirchlicher und in politiſcher Beziehung. Ich beſuchte einige meiner alten Bekannten; in specie den Pianomacher Heimberger, einen meiner früheren Agenten, der in der Stadt jetzt noch der Fackel-Schreiner genannt wird und der noch immer „guter Demokrat" iſt. Trotz alledem hat auch er die alte Gottloſe beſtellt.

Albany iſt prachtvoll gelegen. Von den Giebeln der City Hall, des Capitols, des Obſervatoriums und anderer öffentlicher ſowohl wie Privatgebäuden hat man eine große, herrliche Ausſicht. Die Stadt iſt auf einem flachen Tract Alluvial-Landes erbaut, am Saume des Fluſſes. Innerhalb einer halben Meile erhebt ſich das Land plötzlich in einer Höhe von 153 Fuß und eine Meile weiter hin bis zu 220 Fuß über dem Waſſerſpiegel des Hudſon. Die älteren Straßen ſind unregelmäßig und eng, indeß der neuere Stadttheil ſchön und regelmäßig gebaut iſt.

Die Lage iſt in commercieller Hinſicht eine ſehr günſtige. Neben dem ſchiffbaren Strome concentriren hier Eiſenbahnen von 4 Hauptpunkten und der Erie-, ſo der Champlain-Canal geben dem Verkehr ein namhaftes Contingent.

Den Genuß einer ſchönen Ausſicht holte ich mir bei der Brauerei der Herren Hinkel und Schöbler. Beſonders ſchön präſentirt ſich hier der Waſſerſpiegel mit einer Eiſenbahnbrücke und das am jenſeitigen Ufer gelegene Städtchen Greenbuſh, am Terminus der Hudſon Riverbahn, indeß gegen Oſten hin majeſtätiſche Berge in ferner Perſpektive das Auge entzücken.

Am 8. des Morgens begab ich mich an Bord des Dämpfers Bibbard, um nach New-York zu fahren. Es gehen täglich 2 Böte ab, Eins des Morgens und Eins des Abends. Ich zog die Tagtiule vor, um — durch das Wetter eben begünſtigt — die Schönheiten des Hudſon in vollem Maaße zu genießen.

Ein bewegtes Bild von Flatböten, Schooner- und Dampfböten präſentirte ſich, als wir vom Land ſtießen.

Digitized by Google

Das große Baot war gefüllt mit Paſſagieren, unter denen viele elegante Herren und Damen von verſchiedenen Ratianalitäten. Eine Gruppe ſchöner Jüdinen leuchtete beſonders hervor, mollige Frauen und Mädchen mit dunklem Teint, ſchwarzen Haaren und Augen, aus welchen die Hölle ſprühte, wie mein Reiſegefährte im Orient, Fürſt Friedrich Schwarzenberg, van den Türkinen zu ſagen pflegte. Ich ſuchte mir ein Plätzchen, wo ich — nicht feurige Augen und Frauenreize — die Reize meiner letzten Geliebten, der Natur, am bequemſten genießen konnte. Die Luft mit einer Temperatur von einigen 80° Fahrenheit, war mild und wirkte wie Balſam auf mich. Es war eine Fahrt, wo man ſagen konnte: „Welche Luſt gewährt das Reiſen!"

Bei Caſtleton, 135 Meilen von New-York, paſſirten wir Sandbänke, welche der Schifffahrt ſehr nachtheilig ſind. Bei niedrigem Waſſerſtand wird da die Fahrt größern Baoten ſehr erſchwert.

Mehren Villagen, Städtchen und Weinbergen vorüber kamen wir nach Hudſon, mit Athen gegenüber durch eine Dampffähre verbunden. Die Lage dieſer Städte iſt prachtvoll, gleichſam das erſte majeſtätiſche Panorama auf der Fahrt den Fluß abwärts.

Der Haupttheil der Stadt Hudſon liegt auf einem pittoresken Vorgebirg, ſechzig Fuß hoch über dem Fluſſe. Nahe der Landung ſind mehre große Waarenhäuſer, welche nebſt den vielen Dämpfern und Schiffen aller Art, die da anlegen, von der Betriebſamkeit der Stadt zeugen. Hier iſt der Terminus einer Eiſenbahn, welche, in einer Entfernung von 193 Meilen, nach Boſton führt. Auch die Hudſon-River-Bahn, von Albany nach New-York, zieht hier vorüber. Der Bau dieſer Bahn wurde, ſo wie Fulton's Dampfboat, als eine Viſion verſchrien. Der Erfolg hat das Gegentheil bewieſen. Im Winter iſt der Hudſon 90 bis 100 Tage lang zugefroren und ſo hat denn der Yankee-Geiſt Alles aufgeboten, um den circa 2 Millionen Reiſenden, die in den Sommermonaten den Fluß paſſiren, einen neuen Weg zu eröffnen. Der Geſchäftsmann zieht auch im Sommer, des Zeitgewinſtes wegen, die Eiſenbahn dem Dampfboate vor. Die Entfernung vom Depot in New York bis Albany beträgt 143½ Meilen. Obſchon die Bahn über eine öde flache Strecke von 114 Meilen hinzieht, hatte man doch an 2 Millionen Cubic-Yards durch Felſen zu brechen. An der Hochland-Abtheilung (Highland Diviſion) allein ſind, von Peekskill nach Fiſhkill, in einer Länge von ſechzehn Meilen, an 2 Millionen Cubic-Yard Felſen excavirt. Dieſe Tunnels ſind 24 Fuß breit und 18 Fuß hoch. Entlang der Bahn ſind 90 Brücken, unter denen 10 Zugbrücken.

Nun laſſen wir die Klapperſchlange mit ihrem polternden Räderwerk und ſchnaubenden Dampfraß im Sturmgalopp hineilen und gleiten ſtill und ruhig weiter hinab nach dem zweiten großen Panarama von Rheinbeck.

Wäre ich blos Tauriſt und nicht Amphybium von Touriſt und Geſchäftsmann, ſo müßte ich bei Catskill ausſteigen, hier in der Stage Platz nehmen, 12 Meilen weit nach dem Catskill Haus fahren und von da 4 Stunden in gemeſſenen Backsſchritten die Berge empor klimmen, um das Vergnügen zu haben, von einer Höhe van 4700 Fuß auf eine Welt von Bergen, Hügeln, Thälern, Städten, Villagen u. Stromgebiet hinabzuſchauen mit entzücktem Auge und luſtgeſchwelltem Herzen. Bin im Jahre 1827 8 Stunden nach dem Krater des Aetna, in Sicilien, gegangen, gekrochen und geklettert. Nach 40 Jahren wäre es mir wohl jetzt nicht möglich, die H ä l f t e eines ſolchen lungenanſtrengenden und halsbrecheriſchen Spazierganges in's Freie zu machen. Alles hat ſeine Zeit. Sa ſpricht der weiſe Salamo. Tauſend Weiber für einen bibliſchen Käfig, nach Gottes Wohlgefallen, in der Jugend, und Eine, um ihn im Alter zu erwärmen; wie den guten Mann Gottes David! Das iſt ja ein Maaßſtab für das Leben eines Menſchen in allen den verſchiedenen Genüſſen und Nuancirungen. Ich werde alſo, nach den unabänderlichen Geſetzen der Natur, nach keiner Katze am Fuß der Catskillgebirge jagen, um ſie am Gipfel derſelben zu tödten. (Cats, Katzen; kill, tödten.) Welch poetiſcher Name dieſes majeſtätiſchen Hochlandes! Man ſchiebt, und höchſt wahrſcheinlich mit Recht, dieſe Benennung einem Dutchman (Holländer) in die Schuhe. Ein Deutſcher hätte es wenigſtens Bearskill (Bärentodtſchlag) benamst.

Wir halten vor Rheinbeck's Landung. Die Stadt Rheinbeck liegt 2 Meilen vom Fluß auf einem fruchtbaren flachen Grund. Gegenüber ſehen wir Rondout, und 2 Meilen nordweſtlich liegt Kingſton, eine große, rührige Village. Dieſe Gegend iſt hiſtariſch denkwürdig. Nach Einnahme der Farts Montgomery und Clinton (1777) ging eine Abtheilung der britiſchen Flatte den Hudſan hinauf nach Kingſton. Der Befehlshaber Vaughan ließ den Flecken niederbrennen und große Quantitäten von Proviſionen zerſtären. Seinem weiteren Marſch wurde durch die Nachricht, daß ſich Burgoyne mit ſeiner ganzen Armee ergeben habe, Einhalt gethan. Er zog ſich mit ſeinen Schiffen nach New-York zurück. Bald darauf befeſtigten die Caloniſten Weſt-Point; ſo daß die Städte oberhalb dieſem Fort nie wieder durch feindliche Invaſion beunruhigt wurden.

Das dritte große Panorama eröffnet ſich vor Poughkeepſie, einer anſehnlichen Stadt, welche im Jahr 1705 durch die Holländer gegründet wurde. Ich habe dieſe Stadt ein Mal vor mehren Jahren beſucht. Sie iſt ſchön und compact gebaut und bietet, hoch gelegen, eine herrliche Ausſicht auf Berg- und Flußgebiet, in abwechſelnd maleriſchen Partien.

Nun kommen wir zum vierten Panorama von Newburg und dem gegenüber ſituirten Fiſhkill. Schön, majeſtätiſch, erhaben. Zwiſchen hier und New-York verkehren täglich 2 bis 3 Dampfböte. Hier iſt auch der Terminus eines Zweiges der Erie Bahn, welche eine directe Linie nach Buffalo und dem großen Weſten bildet. Südlich van New-

Digitized by Google

burg in kleiner Entfernung ſteht noch das alte Steinhaus, in welchem General Waſhington ſein Hauptquartier hatte, als die Armee hier zur Zeit der Revolution ſtationirt war. Hier empfing Waſhington, als der Krieg ſchon ziemlich vorüber war, durch Lewis Nicola, im Namen mehrer Offiziere den Antrag, eine Monarchie zu gründen und ſich zum König zu machen. Mit Entrüſtung wies der edle Mann den Antrag zurück und ſolch ein Zug verdient, daß ich ſeine Antwort in der Original-Sprache den Streifzügen einverleibe.*)

An Samuel Ludvigh
in Cincinnati, O.

Buzias, Badeort bei Temesvar,
24. Sept. 1868.

Lieber Onkel!

Ich habe Deine „Fackel" Vol. 20. Nr. 2 und 3 erhalten und mit Vergnügen geleſen, ja, Luſt bekommen für ſie Briefe aus Ungarn zu ſchreiben. Ich erinnere mich der Zeiten, wo man dieſe Zeitſchrift nur den beſten Freunden unter dem heiligſten Verſprechen der Verſchwiegenheit zu leſen gab — und heute kann ſie unter Kreuzband per Poſt zu uns kommen; es gab Zeiten wo deine Artikel nur mit Kopfſchütteln geleſen wurden, heute finden wir Alles recht und natürlich. Für Dich liegt in dieſer Umgeſtaltung der Dinge eine unendlich große Genugthuung. Das Vaterland, welches Dich vor 30 Jahren Deiner Grundſätze wegen exilirte, huldigt nun ſelbſt mehr oder weniger dieſen Grundſätzen. Freilich ſind wir noch nicht im vollen Fahrwaſſer der Liberalität; aber unſer Schiff wird unaufhaltſam dahin getrieben und ſollte darob das Steuerruder brechen; gekracht hat es ja ſchon einigemal. Wenn unſer Fortſchritt nur ein langſamer iſt, ſo ſind wir Ungarn deßhalb nicht zu beſchuldigen; Amerika weht von allen Seiten friſche Seeluft an, wogegen die Luftſtrömungen, die Ungarn berühren, durch weſteuropäiſche Klöſter und Kaſernen, durch aſiatiſche Steppen fegen. Unſere politiſche Lage iſt ſeit einigen Jahren eine für die Gegenwart genügende, aber die Zukunft des Vaterlandes iſt eine düſtere. Die Klippen die uns mit Zerſchellen drohen ſind das tägliche Sinken der Moralität im eigenen Schoße und die politiſche Unreife unſerer Nachbaren. Wie kann es aber anders ſein? Die Satzungen der herrſchenden Kirchen werden nicht geglaubt, die Kirche thut keinen Schritt nach vorwärts und die Laien keinen, um ſich von einer Kirche loszureiſſen, deren Dogmen ſie auslachen. Das Reſultat dieſer Trägheit iſt Gleichgültigkeit, und weil das Volk keinen Anker hat, an welchem es ſich halten ſollte, ſo lebt es ſich recht bequem in den Egoismus, in den Betrug, in die Gewiſſenloſigkeit hinein. Es wäre wohl ſchon an der Zeit durch Schrift und Rede der öffentlichen Moralität eine neue und beſtimmte Richtung zu geben; glaube aber, daß noch viele Jahre vergehen werden, bis ſich eine „Fackel" hier anzünden laſſen wird. Wenn es ſchlimm um uns Ungarn ſteht, was ſoll ich von unſeren Nachbaren ſagen? Wir haben unſeren Mitnationen, den Wallachen, Raizen und Croaten politiſche Freiheit gegeben, wir brachen für ſie im 1848—49 die Feſſeln der Leibeigenſchaft, wir theilen mit ihnen alle Errungenſchaften und dennoch ſind ſie uns ſtets Feinde. Anſtatt mit Ungarn einen feſten Bund zu ſchließen, werfen ſie ſich in die Arme Rußlands. Nicht religiöſe Aufklärung, nicht politiſche Freiheit, nicht ſoeielles Wohlſein ſind die Triebfedern der oſteuropäiſchen Völker, nur der leidige Nationalitäten-Schwindel bewegt ſelbe. Manche dieſer Völker beklagen ſich gegen den Druck des Muhamedanismus und weiſen die ungariſche Freiheit zurück; ſie wollen nicht einſehen, daß ihr Chriſtenthum intoleranter iſt als das türkiſche Regime; ihr Ideal iſt und bleibt der Panſlavismus unter moskovitiſcher Knute. Ja, aus der orientaliſchen Frage kann für das Menſchengeſchlecht nur traurige Erfahrung reſultiren. Der ganze orientaliſche Lärm iſt nichts anderes als chriſtliche Intoleranz und Raſſenhaß, aufgepeitſcht durch ruſſiſche Herrſchſucht. Der einzige Hoffnungsſtrahl liegt in der Erfahrung, daß in unſerer Epoche der Eiſenbahnen und Telegraphen die Kultur und die Aufklärung die verborgenſten Winkel der Menſchheit ſchneller erleuchtet als die ausgepichteſte Diplomatie vorwärts ſchreiten kann. Vielleicht wird es gelingen die oſteuropäiſchen Völker früher für den Fortſchritt zu gewinnen als Petersburg ſeine Zwecke erreicht. Darum nur wacker geſtritten in den Spalten der Fackel, die amerikaniſchen Ideen finden von ſich ſelbſt den Weg herüber und es werden keine weitern 30 Jahre vergehen, um den Sieg der Aufklärung auch bei uns zu verkünden.

Colomann v. Graffay.

*) Der Schluß der Streifzüge im Monat Auguſt muß wegen Mangel an Raum bis zum nächſten Heft, Nr. 1, Jahrgang 21, verſchoben werden. L.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite.
Aus dem Thierleben. Von Th. Hilſcher	3
Religiöſes Leben und Treiben in New-Ulm. Von Fr. Forſter	8
Der ſterbende Atheiſt Von G. L. Schieferdecker	9
Ueber die Todesſtrafe. Von G. L. Schieferdecker	11
In Dominum Deum. Von C. Porſch	13
Die Frauen der franzöſiſchen Revolution. Von Jul. Michelet	13
Käferjagd. Von Lehrer Funke	18
An meine Tochter des Frühlings. Von C. Porſch	21
Europäiſche Nachtgedanken im Gefängniß. Von C. Porſch	21
Der hinkende Teufel, Von Le Sage	22
Römiſche Geſchichte. Von Dr. W. Wägner	32
Naturgeſchichte. Von C G. Rau	37
Streifzüge. Von S. Ludwigh	41
Lebensverſicherungen	54
Menſch und Natur. Materie. Von Dr. H. M. Achner, Aus dem Engliſchen	56
Streifzüge. Von S. Ludwigh	64
Ueber Humanismus	75
Ein Zeichen der Zeit. Von S. Ludwigh	78
Der hinkende Teufel. Von Le Sage	81
Chriſtlicher Fanatismus. Von Corvin	92
Aeſthetiſche Feldzüge. Von Wienbarg	98
Von den Getränken. Von J. Moleſchott	101
Die Nationen. Von J. Weber	103
Naturgeſchichte. Von C. G. Rau	109
Römiſche Geſchichte. Von Dr. W. Wägner	112
In's Freie! Von S. Ludwigh	117
Reden. Von A. Ruge	121
Streifzüge. Von S. Ludwigh	124
Reden. Von A. Ruge	130
Programm der freien Gemeinde. Von C. Lüdeling	133
Roßmäßler. Von Dr. Fr. Wiegand	137
Die Statthalterei Gottes zu Rom. Von Corvin	142
Die Frauen der franzöſiſchen Revolution. Von J. Michelet	153
Lehre der Nahrungsmittel. Von J. Moleſchott	158
Streifzüge. Von S. Ludwigh	162
Der Himmel. Die Erde. Der Menſch. Von Fr. Schmidt	177
Die Frauen der franzöſiſchen Revolution. Von J. Michelet	181
Aeſthetiſche Feldzüge. Von L. Weinbarg	184
Die Statthalterei Gottes zu Rom. Von Corvin	187
Schreiben aus Californien. Von A. Agoſſy	211
Georges Sand über Onkel Thom. Von Frau B. Stowe	212
Streifzüge. Von S. Ludwigh	214
Brief aus Ungarn. Von C. v. Graffay	225

Digitized by Google

LUDVIGH'S

U. S. ADVERTISER.

Vereinigter Staaten Anzeiger.

Cincinnati, Ohio.

Der Staat Minneſota

und ſeine Eiſenbahn-Verbindungen.

Es iſt eine längſt bewährte Thatſache, daß die Republik der Vereinigten Staaten, ſowohl in Hinſicht ihrer Regierungsform, wie in Betreff ihrer Erwerbsquellen, für die induſtriellen und arbeitenden Klaſſen einen großen Vortheil über Europa hat, daß es aber im fernen Nordweſten, wo noch vor fünfundzwanzig Jahren das herrliche Prairie-Land, Flüſſe und Seen im Beſitze von den wilden Ureinwohnern waren, einen Staat giebt, der in Hinſicht ſeiner geographiſchen Lage, ſeines fruchtbaren Bodens und ſeines geſunden Klima's den beſten Staaten der großen Union gleich kömmt und eine Bevölkerung von 225,000 Seelen beſitzt, das iſt in Europa noch wenig bekannt. Da es nun unſere Aufgabe iſt, die Aufmerkſamkeit der überſeeiſchen Auswanderer und auch die Bewohner dieſes Landes auf Minneſota zu lenken, ſo wollen wir wahrheitsgetreu einige Vortheile hervorheben und insbeſondere auf das große Eiſenbahnnetz hinweiſen, das projectirt und zum Theil bereits im Bau iſt.

Minneſota umfaßt die Central-Region des nordamerikaniſchen Continents, das Mittelland zwiſchen der heißen und kalten Zone, zwiſchen der Hudſon's Bay und dem Golf von Mexiko, zwiſchen dem atlantiſchen und ſtillen Ocean. Der Staat enthält einen Flächenraum von 84,000 Quadratmeilen, mit 63,760,000 Acker Land. Die gewöhnliche Form der Bodenoberfläche iſt die wellenförmige. Auch iſt der Staat reich an ſchönen Scenerien, ſteilen Uferhöhen, fiſchreichen Seen, bewaldeten Schluchten und maleriſchen Waſſerfällen. Der zu Minneſota gehörige Theil des großen Miſſiſſippi-Thales umfaßt mehr als drei Fünftel des Staates.

Nach dem Minneſota-Thal zu ſenkt ſich das Land, was einen bedeutenden Einfluß auf das Klima ausübt. Das Land iſt da durchaus wohl verſehen mit Holz, geſchmückt mit Seen und von vielen Flüſſen durchſchnitten.

Das St. Croix Thal hat ein Gebiet in Minneſota von 7300 Quadratmeilen. Der Boden iſt ſtrichweis fett und mit harten Holzarten bewachſen.

Das Sauk-Thal iſt reich an Holz und hat ſehr fruchtbaren Boden. Die Superior Abdachung durchziehen Hügelreihen, welche in das die Waſſerſcheide zwiſchen dem Superior und Miſſiſſippi-Becken bildende Hochland auslaufen.

Das Redriver-Thal umfaßt einen Flächenraum von 17,000 Quadratmeilen und bildet eine faſt ununterbrochene, fette Prairie und iſt, von Flüſſen durchſchnitten, für eins der beſten Weizenländer der Welt beſtimmt.

Das um den Ottertail gelegene Land gehört zu dem ſchönſten und fruchtbarſten Land der Welt.

An Zahl und Schönheit der Seen (Lakes) übertrifft Minneſota jeden andern Staat von Nordamerika.

Minneſota hat eine Sommertemperatur von 73 Grad. Der Anbau des Weizens erfordert eine mittlere Temperatur von 62 bis 65 Grad, während zweier Sommermonate. Demnach iſt die Klage gegen den kalten Winter in dieſer Hinſicht eine ungegründete und das Klima eignet ſich für den erfolgreichſten Ertrag aller Arten von Cerealien. Anhaltender Regen und ſchwerer Nebel ſind unbekannt in allen Saiſonen.

Aus den Berichten des landwirthſchaftlichen Departements dem Smithſonian Inſtitut ergiebt es ſich, daß Minneſota unter den jeweiligen Verheerungen des Froſtes nicht mehr zu leiden hat, als die übrigen weſtlichen Staaten.

Minneſota iſt in geologiſcher Hinſicht reich an Mineralien und Salzquellen geſegnet; doch iſt es der Ackerbau, der dieſen Staat ſchon jetzt zu einer ſtaunenswerthen Blüthe gebracht hat und ihn unbedingt zu einem der reichſten Agricultur-Staaten machen muß. Die ſtatiſtiſchen Berichte über die Weizenerndte zeigen im Jahr 1860 einen Durchſchnittsertrag von 22 Buſchel per Acker, indeß der Ertrag von Korn 33 Buſchel per Acker war.

Ein Land in ſo hohem Grade von der Natur geſegnet hat unbedingt eine große Zukunft, um ſo mehr, wenn man ſeine Verbindungen in's Auge faßt, durch welche mittels Dampfſchifffahrt und Eiſenbahnen auch der Handel befördert wird. Minneſota verbindet mit allen großen Binnenſtädten des Miſſiſſippi-Thales, mit dem atlantiſchen Meer, nach den Felſengebirgen und nach der Hudſonbay.

Minneſota bezieht Pelze aus dem Norden und durch den Miſſiſſippi tropiſche Früchte aus dem Süden und wird erſt das Eiſenbahn-Netz über den Staat ausgebreitet ſein, ſo kann es ſeine Produkte und Waaren leicht nach allen Staaten der Union und nach Europa verſenden.

Im Jahre 1857 gewährte der Congreß eine große Schenkung von circa vier und einer halben Million Acker Land zum Bau von Eiſenbahnen innerhalb der Grenzen des Staates. Im Jahr 1861 paſſirte die Staatslegislatur eine Schenkung von 500,000 Acker Marſchland zum Bau einer Bahn vom Miſſiſſippi nach dem Oberſee. Die vermeſſenen Strecken betragen über 1000 Meilen. Der Beſchluß beſtimmt ſechs Linien von Eiſenbahnen und gewährt jeder ſechs Sectionen, d. i. 3,840 Acker per Meile; der Grant wurde jedoch im vorigen Winter auf zehn Sectionen erhöht. Die Vorkaufs- und Heimſtättgeſetze afficiren dieſe Ländereien nicht, auch werden ſie nicht privatim verkauft, ſondern durch die zum Bau der Bahnen autoriſirten Geſellſchaften.

Die Hauptlinie, oder die erſte Abtheilung der St. Paul und der Pacific-Bahn führt über St. Paul, St. Anthony, See Minnetonka, Crow River, nach dem Bigſtone See und der Mündung des Sioux Wood-Fluſſes, in einer Länge von beinahe 200 Meilen.

Dieſe Ländereien gehören zu den fruchtbarſten des Staates, und befinden ſich in den Counties von Hennepin, Carver, Wright, McLeod, Meeker, Kandiyohi und Monongalia, im Mittelpunkt von namhaften Anſiedlungen, begünſtigt durch gute Märkte. Ein Zweig dieſer Bahn über St. Cloud wird die Thäler des obern Miſſiſſippi, Crow Wing und den untern Theil des Redriver-Thales durchſchneiden und ſich mit der großen internationalen Bahn nach dem ſtillen Meer verbinden. Dieſe Bahn iſt von St. Paul nach dem Elkfluß vollendet und die Arbeiten ſchreiten raſch vorwärts.

Die Hauptlinie der Southern Minneſota Bahn geht von Weſt St. Paul in die Richtung des Big Sioux River und Blue Earth County und liefert eine Strecke von circa 200 Meilen Eiſenbahn.

Die Winona und St. Peter Bahn, 268 Meilen lang, wird in Verbindung mit der Root River Bahn den Produkten von Süd-Minneſota als Abzugscanal dienen. Dieſe Bahn iſt bis Rocheſter, eine Strecke von 50 Meilen, in Operation und 30 Meilen weiter hinauf gradirt.

Alle dieſe Bahnen laufen in einer Richtung von Oſt nach Weſt und werden von der Minneſota Central durchkreuzt, welche von St. Paul und Minneapolis, 112 Meilen nach der Südgrenze des Staates läuft.

Digitized by Google

Die Superior und Miſſiſſippi-Bahn vervollſtändigt in einer Strecke von fernern 150 Meilen das Netz der Verbindungslinien zwiſchen den einzeinen Theilen des Staates und den drei großen Waſſerſyſtemen des Continents.

Die Lake Superior Bahn wird in Verbindung mit der Minneſota Valley Bahn und der Unions Bahn den Handel nach den Seen und dem ſtillen Meere fördern und durch die projectirten Bahnen der St. Paul und Pacific Bahn werden 8000 Meilen Dampfſchiffahrt auf dem Miſſiſſippi und St. Lorenz, und 3000 Meilen auf centralamerikaniſchen Flüſſen in Verbindung gebracht.

Dieſe Geſellſchaft bietet Anſiedlern bedeutende Vortheile. Ihre Grants, welche ſich wie oben erwähnt in den fruchtbarſten Counties befinden, beſtehen aus Bauholz, Wieſen und Prairie-Land, von welchem ſie bereits an actuelle Anſiedler

500,000 Acker

zum Verkauf ausbietet, in Tracten von

40, 80, 160 und mehr Ackern.

Die Preiſe ſind niedrig und es wird den Käufern auch Credit bewilligt. Das Prairieland iſt ganz vorzüglich für Viehzucht geeignet, beſonders für Schaafzucht. Dieſe Ländereien befinden ſich auf der directen Route nach

den Goldminen von Idaho;

ein Vortheil, der Anſiedlern von ſelbſt einleuchtend ſein muß.

Wir haben hier blos auf das Weſentlichſte über Minneſota und ſeine Eiſenbahnverbindungen hingewieſen, welche zu den glänzendſten Berechtigungen für die Zukunſt des Staates berechtigen und verweiſen Jene, die nähere Aufſchlüſſe über die St. Paul und Pacific-Bahn zu haben wünſchen, an den Land-Commiſſär und Präſidenten

Georg L. Becker,

St Paul.

Dieſelben erhalten pünktliche Auskunft durch den Herrn n Teott, deutſcher Sekretär in der Office.

Conſulat

für die Königreiche

Preußen, Bayern, Württemberg, Sachſen,

Baden, Oldenburg, Heſſen, Mecklenburg-Strelitz u. Schwerin, Sachſen-Meiningen u. Altenburg,

Herzogthum

Anhalt-Deſſau und

Fürſtenthum

Schaumburg-Lippe.

Der Unterzeichnete iſt jeden Tag während der Geſchäftsſtunden zu finden in ſeiner Office, ſüdweſtliche Ecke von Main und dritter Straße.

C. F. Adae, Conſul.

C. F. Adae,

Südweſtliche Ecke von Main u. 3. Straße, eine Treppe hoch,

Cincinnati, Ohio.

Wechſelgeſchaeft

mit

Europa.

Collectionen und Auszahlungen jeder Art in allen Theilen Deutſchlands, werden von mir wie gewöhnlich auf die prompteſte Art beſorgt. Für Wechſel auf New-York, St. Louis, Chicago, New-Orleans und andere Handelsplätze in den Ver. Staaten kann man immer bei mir das Geld erhalten. Auf die nachſtehenden Plätze ſind bei mir Wechſel in größeren ſowie in den kleinſten Summen zu den billigſten Courſen zu haben. Gelder, welche an eines der nachſtehenden Häuſer in Deutſchland für ihre Rechnung eingeſandt oder bezahlt werden, mit dem Bemerken, daß mir Nachricht zu geben ſei, können bei mir in Cincinnati ſogleich erhoben werden, ſobald ich die Nachricht vom Eingange der Summe erhalten habe. Da ich von meinen verſchiedenen Banquiers immer mit jedem Steamer Briefe erhalte, wenn Gelder eingegangen ſind, ſo iſt dies der ſchnellſte, ſicherſte und billigſte Weg, um Gelder nach Amerika zu ſchicken.

Liſte meiner Banquiers in Deutſchland ꝛc.

Frankfurt a. M.	Herr B. Metzler, ſeel. Sohn u. Conſ.
"	Ph. Nik. Schmidt,
Stuttgart,	Stahl u. Federer,
Heilbronn am Neckar,	C. Meyer a. Markt,
Ulm,	Theo. Kindervatter,
Ravensburg,	Joh. Jak. Dorn,
Nürnberg,	Joh. Conr. Cnopf,
Bamberg,	die königl. baier. Filial-Bank,
Würzburg,	Gregor Oehninger,
Aſchaffenburg,	J. Fr. Trockenbrodt,
London,	Müller u. Weyland,
Neuſtadt a. d. Haardt,	Gebr. Heinrich,
Germersheim,	J. M. Bernion,
Zweibrücken,	Georg Lilier,
Cuſel,	Johann Mack,
Darmſtadt,	J. A. Köppritz,
Worms,	P. J. Valkenberg,
Mannheim,	W. H. Ladenburg u. Söhne,
Heidelberg,	Gebrüder Zimmer,
Carlsruhe,	G. Müller u. Conſ.,
Baden-Baden,	G. Müller u. Conſ.,
Freiburg im Breisgau,	Joſeph Sautier,
Schaffhauſen,	Zündel u. Comp.,
Baſel,	Biſchof zu St. Alban,
Straßburg,	Leon Blum Auſcher,
Leipzig,	Becker u. Comp.,
Berlin,	Breeſt u. Gelpke,
Mühlhauſen, Thür.,	A. R. Blachſtein,
Caſſel,	Gebrüder Pfeiffer,
Köln,	J. H. Stein,
Trier,	G. F. Rell u. Comp.
Coblenz,	Batſch u. Gabriel,
Osnabrück,	C. Breuſing,
"	Weſterkamp u. Fortlage,
Hannover,	Adolph Meyer,
Münſter,	A. Schmedding und Söhne,
Preußiſch-Münden,	Fr. Clemen,
Halle in Weſtphalen,	Wilh. Kisker,
Bremen,	C. F. Plump u. Co.,
"	Mühlenbrock, Meier u. Comp.,
Hamburg,	Schröder u. Maack.

Ferner ſind bei mir Wechſel zu haben auf

Augsburg,	Chriſt. v. Fröhlich u. Söhne,
Bergzabern,	Jung u. Auffarth,
Dürkheim a. d. Haardt,	Chriſtian Haffner,
Speyer,	J. N. Gerard,
Offenburg,	Franz Xav. Fiſcher,
Lahr,	Theo. C. Hug,
Weißenburg,	Louis u. Vict. Bock
Paris,	Bernes und Comp.,
Poſen, Preußen,	M. u. H. Mamroth,
Saarbrücken,	B. Schlachter,
Saarlouis,	B. Schlachter,
Amſterdam	Goll und Comp.,
London,	W. Ladenburg u. Co.

1. Januar 1868.

Groſze Centralbahn nach dem Oſten.

Die einzige directe Bahn nach den Niagara-Fällen.

Paſſagier-Züge via

Michigan-Central

verlaſſen Chicago vom großen Centraldepot, am Fuß der Lake-Straße folgendermaßen:

Morgen-Expreß:
7 Uhr Vorm. (Sonntag ausgenommen.)

Schnell-Zug:
4,45 Nachm. (Sonntag ausgenommen.)

New-York-Expreß:
9,30 M. Vorm. (Sonntag ausgenommen.)

Nacht-Expreß:
9,40 M. Nachm. (Samſtag und Sonntag ausgenommen.)

Nach

Detroit, Toronto, Montreal, Ogdenburg, Buffalo, Niagara, London, Rocheſter, Saratoga, New-York, Boſton

und nach allen Punkten

im Staat New-York, in Neuengland und Canada.

Beſondere Bemerkung.

Der 10 Uhr-V.-M.-Zug erreicht Detroit um 9 Uhr N. M. und die Niagara-Fälle um die bequeme Stunde 7 Uhr V. M.

Von Detroit nach Rocheſter hat man Pullmann's elegante Schlafwaggons, ohne Wechſel; Albany oder Athens um 7 Uhr N. M. und in Verbindung mit dem großartigen Hudſon-Steamern nach New-York um 5 Uhr Vorm. Auch können Paſſagiere von Albany per Eiſenbahn nach New-York reiſen.

Paſſagiere, die von Chicago oder andern Plätzen des Weſtens auf der New-York-Centralbahn nach dem Oſten reiſen, werden dieſe Züge ſehr bequem finden.

Die 7 Uhr und 9 Uhr 30 Min. Vorm.-Züge verbinden auch zu Detroit mit eleganten Dampfböten nach Cleveland, u. ſ. w.

Der Fahrpreis auf dieſer Linie iſt nach allen Punkten öſtlich um 1 Dollar billiger als auf irgend einer andern Eiſenbahn.

Der Comfort mit der großen Central-Bahn übertrifft alle andern Bahnen zwiſchen dem Weſten und dem Oſten.

Zur Beachtung.

Pullmann's Palaſt-Waggons ſind mit einem Kochapparat verſehen. Für Karten und ſonſtigen Informationen wende man ſich an die General-Office, im Tremont-Hauſe-Block, Ecke Lake- u. Dearbornſtraße und an das Depot, Fuß von Lakeſtraße.

H. C. Wendworth,
Weſtl. Paſſagier-Agent.
R. N. Rice, General-Superintendent.
H. C. Sargent, Gen'l-Agent für Chicago.

Hotels.

Geier und Waldſchmidt's

Union Hotel.

Südweſt-Ecke Main und Elm,
Burlington, Iowa.

Bentley's

European-Hotel,

Ecke Main und Maſonſtraße,
Milwaukee, Wisc.

Speiſen kann man da zu jeder Stunde.

International Hotel.

H. Chamberlin,
Eigenthümer,
Meadville, - - - Pa.

Joſeph Mergenhagen's

Hotel,

Exchange-Straße, ganz nahe der Michigan Straße,
Buffalo, ... N. Y.

International-Hotel,

St. Paul, Minneſota.
Eigenthümer: **Pelote & Johnſon.**

HOTEL DIEZ,

Ecke von Broadway und Spring Str.
New-York.
Friedrich Diez, Eigenthümer.

Dieſes prachtvolle Hotel wird ganz in europäiſchem Style geführt.

Carl Grüner's Hotel.

Ecke von Weſt-Huron- und Geneſſee-Straße.
Buffalo, N. Y.

Reiſende können zuverläſſig auf gute Bedienung rechnen.

Neues deutſches Hotel.

C. D. Erichſen,
Ecke von Randolph u. Forſtſtraße,
nahe am Markt.
Detroit, Michigan.

J. N. Menzel's Hotel,

69½ Summer-Straße.
Boſton, ... Maſſ.

Dieſes neu eröffnete elegante Hotel wird ganz in deutſchem Styl geführt.

Man ſpeiſt Table d'hote und nach der Karte.

Die Zimmer ſind beim Tag und bei der Woche zu beziehen.

Armbruſter's Hotel.

Mainſtraße, zwiſchen 2. u. 3.,
Quincy, Ill.

Gute Koſt, reine Zimmer und billige Preiſe.

Reiſenden iſt dieſes Haus ganz beſonders zu empfehlen.

Franklin-Haus.

Schreg der Poſt gegenüber.
Kanſas-City, Mo.
John L. Keck, Eigenthümer.

Dieſes Haus wurde neu eingerichtet und wird von Deutſchen und Amerikanern frequentirt.

National-Hotel.

Waſſer Straße, No. 77 und 79
Cleveland, O.
Fr. Weidenkopf: Eigenthümer.

Reiſende können auf gute Bedienung rechnen.

A. Schulze's Gaſthaus.

Zweite Straße, nahe der Dampfboot-Landung.
Aurora, Ind.

Deutſcher Tiſch und gute Zimmer.
Auch iſt für Ställe geſorgt.

Geſchäftskarten.

Wieſe und Hahn,

Fresko-Maler,

und Händler in
Fenſtervorhängen & Tapetenpapieren
von allen Sorten.
Mainſtraße, Nr. 141,
Springfield, Mas.

J. Wieſe.
J. Hahn.

Chettenhams Fire Clayworks.

Feuer-Thon-Werke
von
Carl Seib.
Office: 351 Franklin Avenue,
zwiſchen der 16. und 17. Straße,
St. Louis, Mo.

Obiger Artikel wird für Glaswerke, Gaswerke, Gießereien u. ſ. w. zu dem billigſten Preiſe geliefert und garantirt.

Digitized by Google

1868. 1868.

PATENTED MALTKILN,

Maltsprouter & Cooler.

By Joseph Geeen, Chicago Ill.

An Bierbrauer.

Ich habe als Bierbrauer 10 Jahre lang gedacht und gearbeitet, um eine praktiſche Malzdörre zu erfinden, mit dem Vorzug übee die alte Methode, daß ſie Gleichheit des Malzes ſichert, Zeit am Dörren und die Hälfte an Brennmaterial erſpart. Feuergefahr iſt durchaus nicht zu beſorgen. Das Umwenden des Malzes geſchieht ſo raſch, daß man im Apparate 600 Buſchel Malz in zwei Stunden umwenden kann und zwar blos durch die Verrichtung eines Knaben von 10 Jahren.

Das auf dieſe Art gedörrte Malz hat ſich viel beſſer bewährt als das durch langweilige Arbeit mit der Schaufel umgewendete.

Dieſe Dörre hat bereits bei mehren Brauern in den Ver. Staaten Aufnahme und Anerkennung gefunden.

Nach der alten Methode brauchte ich 450 Quadratfuß Raum, um 110 Buſchel in 48 Stunden zu dörren und jetzt brauche ich 30 Fuß, um 160 Buſchel in 48 Stunden zu döeren.

Das fertige zur Dörre erforderliche Eiſen (ohne Mauerweel) wird durch den Erfinder, zu $1.50 per Fuß, den Beſtellern zugeſchickt. Die Fracht hat der Beſteller zu beſtreiten.

Nach eingeſandter Zeichnung iſt es jedem Maurer ein Leichtes, das Werk auszuführen.

Im April 1868 erhielt ich auch ein Patent für einen Wachs-Apparat, welcher den Vorzug hat, das Malz gleichförmig keimen zu machen.

Nach der alten Methode wird viel vom Malz zertreten; viel ſchimmelt und iſt der Gährung nachtheilig, was durch den neu patentirten Apparat gänzlich vermieden wird.

Was früher zwei Mann in zwei Stunden thun konnten, kann mit dieſem Apparat ein Junge in zwei Minuten verrichten.

Nach der alten Methode brauchte man zu 160 Buſchel einen Raum von 3000 Quadratfuß; jetzt brauche ich, nach meiner Erfindung blos 80 Quadratfuß.

Ich habe auch für das Patent eines Abkühlungs-Apparates für Biee und ſonſtige Getränke, Application gemacht.

Anſtatt wie früher das Waſſer mit Eis hinreichend kühl zu machen, geſchieht dies, laut meiner neuen Methode, durch kalte Luft, welche entweder an und für ſich directe oder durch den Eiskeller geleitet wird, wenn ſie nicht den nöthigen Grad von Kälte beſitzen ſollte.

Der Erfinder erbietet ſich, das Material zum Setzen des Apparates zu liefern, oder ihn ſelbſt zu ſetzen und ertheilt jedem Brauer das Recht, den Apparat zurückzuweiſen, ſollte er ihn nicht vortheilhaft finden.

Joſeph Geeen.
Chicago, Ill.

Singer's

neue

Familien-Näh-Maſchine.

4998 voraus!!

Thatſachen aus dem Scientific American am 19. October 1867.

Folgende intereſſante ſtatiſtiſche Data ſammelten wir aus den jährigen authentiſchen Berichten mehrer Nähmaſchinen-Fabrikanten in den Ver. Staaten. Die Zahlen, welche wir mühſam geſammelt haben, zeigen deutlich das außerordentliche Zunehmen und die Wichtigkeit dieſes Zweiges amerikaniſcher Fabrikation.

Erwähnenswerth iſt es, daß eine einzige Geſellſchaft in dieſem Jahr 43,053 Nähmaſchinen verfertigt und abgeſetzt hat. Trotz der allgemeinen Geſchäftsflauheit hat dieſer Zweig nur ſehr wenig gelitten.

Die detaillirten Zahlen ſind wie folgt:

Die Singer Manufacturing-Company	43,053
Die Wheeler u. Wilſon Manufacturing-Co.	38,055
Die Grover u. Backer dto.	32,999
Die Howe Maſchinen Company	11,53
Die Florence Sewing dto.	10,534

Dieſe obigen Data und Zahlen ergeben ſich aus dem Financial Chronicle.

Bemerkenswerth und zu beachten iſt es, daß die Singer'ſche Fabrik, welche ſich nicht die Mühe nahm, ihre Maſchinen nach der Pariſer Weltausſtellung zu ſchicken, die keinen beſondern Werth in Goldmedaillen und rothe Bänder ſetzt und nur wenig anzeigt, dennoch alle übrigen Fabriken in Bezug auf die Ausdehnung und Größe ihres Geſchäftes überflügelt. Dieſe Thatſache iſt nicht ohne Grund, welche der Leſer am beſten ſelbſt zu beurtheilen im Stande ſein wird.

Die Singer
Manufacturing Company,
61 Weſt 4. Straße,
Cincinnati, Ohio.

E. Culmann. J. Gries. J. Stochr

E. Culmann und Co.

(früher Fähr und Culmann),

Importeure

von

Rhein- u. franz. Weinen,

Händler im Großen in allen Sorten

von

inländiſchen Weinen.

Nr. 440 Main-Straße,

zwiſchen Canal und Hunt,

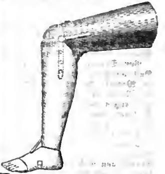
CINCINNATI, . . OHIO.

Frederic Schmitt's

FLEXIBLE LEG.

Friedrich Schmitt's

bewegliches Bein.



Patentirt am 16. Juli, 1867.

Dieſes Patent empfiehlt ſich durch den großen Vorzug der Flexibilität (der Gelenkigkeit) und Leichtigkeit von Conſtruction, da ein ſolches künſtliches Bein blos von 2 bis 4 Pfund wiegt.

Beſtellungen werden entgegengenommen und pünktlich beſorgt durch

Friedr. Schmitt,
Springfield, Sagamon County, Ill.

Heinr. Nolte. Carl Nolte.

Heinr. Nolte u. Bruder,

Schneider & Kleiderhändler,

99 Nordſeite Market-Straße,

zwiſchen Floyd u Preſton,

Louisville, ... Ky.

☞ Stets an Hand ein reiches Aſſortement von Tuch u. Caſſimeren, Weſten-Stoffen und fertigen Kleidern.

Aufträge werden pünktlich beſorgt

Die

Grover und Baker's

Nähmaſchinen

erhielten die höchſten Prämien in den Staats-Fairs

von

New York, Vermont, New Jerſey, Pennſylvanien, Ohio, Indiana, Michigan, Wisconſin, Iowa, Kentucky, Tenneſſee, Miſſouri, Alabama, Miſſiſſippi, Virginien, Nord Carolina, Californien, Oregon;

in den Fairs des

Amerikaniſchen Inſtituts, Franklin Inſtituts, Maryland Inſtituts, der Maſſ. Handwerker Aſſociation, des Penn. Handwerker Inſtituts, der St. Louis Landbau und Handwerker Aſſociation,

und in zahlreichen Inſtituten und County-Fairs, ſowie in allen Fairs, wo ſie ſeit den letzten drei Jahren ausgeſtellt waren. Dieſe Maſchinen haben auch erſte Prämien erhalten in den Ausſtellungen von

London, Paris, Dublin, Linz, Beſancon, Bayonne, St. Didier, Chalons,

und ſind auf beſonderen Befehl der

Kaiſerin von Frankreich, Kaiſerin von Oeſtreich, Kaiſerin von Braſilien, Königin von Spanien, und der Königin von Baiern ausgeſtellt worden.

Grover und Baker's

elaſtiſche Stich-Maſchinen

übertreffen alle andern aus folgenden Gründen:

1. Sie nähen mit zwei Fäden direkt von den Spulen und erfordern kein Wiederaufwinden.

2. Sie ſind leichter zu verſtehen u. brauchen, und weniger der Unordnung unterworfen, als andere Maſchinen.

3. Sie ſind fähig, ohne Wechſel der Anpaſſung, eine größere Auswahl Arbeiten vollkommener auszuführen, als andere Maſchinen.

4. Der durch dieſe Maſchinen gemachte Stich iſt weit feſter, elaſtiſcher und dauerhafter, beſonders an Arbeit, welche gewaſchen und gebügelt wird, als irgend ein anderer Stich.

5. In Folge der Art, auf welche der untere Faden eingearbeitet wird, iſt dieſer Stich bei weitem der ſchönſte und dichteſte in Gebrauch, und behält dieſe Dichtheit bei, ſogar an Sachen, welche oft gewaſchen und gebügelt werden, bis ſie angetragen ſind.

6. Die Naht iſt ſo eingerichtet, daß, wenn ſie auch zerriſſen oder geſchnitten wird, zwiſchen jeden paar Stichen, ſie doch nicht weiter reißt, ſich trennt oder faſert, ſondern feſt und dauerhaft bleibt.

7. Ungleich andern Maſchinen befeſtigen ſie beide Enden des Saumes durch eigene Operationen.

8. Mit dieſen Maſchinen, während man Seide auf der rechten Seite der Naht braucht, kann Nähgarn auf der andern Seite gebraucht werden, ohne die Stärke od. Dauerhaftigkeit der Naht zu verringern. Dieſes kann mit keiner andern Maſchine gethan werden, und iſt eine große Erſparniß an allen Sachen, welche mit Seide genäht oder verfertigt werden.

9. Im Zuſammenhang mit ihrer Vorzüglichkeit als Inſtrumente zum Nähen, können dieſe Maſchinen, durch einen Wechſel der Anordnung, welche leicht erlernt und geübt werden kann, die ſchönſte und dauerhafteſte Stickerei und Verzierungs-Arbeit ausführen.

Grover und Baker
Nähmaſchinen-Geſellſchaft,
58 Weſt 4. Straße, Cincinnati.

Dieſe Firma erhielt in der **Weltausſtellung 1867 das Ehrenlegion-Kreuz.**

Eduard Kiſtner

& Comp.,

Importeure, Händler en Gros u. Detail

in

Porzellan, Glas, Silberplattirten u. Britania Waaren, Tafel-Beſtecken, feinen Taſſen u. ſ. w.

Nr. 341 Main-Straße.

Cincinnati, ... O.

C. Schulenburg u. Co's

Billiard-Fabrik,

52 und 53 Shelbyſtraße, Detroit, Mich.

Alle Sorten Billiards, Pigeonhole- und Bagatell-Tiſche, ſowie die dazu gehörigen Artikel, werden ſtets in beſter Auswahl vorräthig gehalten und alle Aufträge prompt ausgeführt und garantirt.

F. Geiersdorf,

Sandusky, Ohio.

Eigenthümer der größten Fiſchereien am Erie-See und Händler en gros in Fiſchen und in geſalzten Fiſchen, in Wildpret, Produkten und einheimiſchen Weinen von den beſten Sorten.

Aufträge werden prompt und pünktlich beſorgt.

Martin Landenberger's

Wollenhoſiery,

Frankford-Road und Wildey-Straße,

Kenſington, Philadelphia.

J. & H. Sommer,

Fabrikanten der patentirten gefütterten und wohl bekannten

mit Kork ausgefütterten Hähne.

Cork Lined Faucets.

8, 10, 12 Pearlſtraße,

Newark, ... N. J.

Joh. Sommer. **Heinr. Sommer.**

Buette u. Dickmann,

Caſimirs-

und

Tuchhändler

Nr. 84 Duane-Straße,

New York.

☞ Stets ein Lager und vollſtändiges Aſſortiment von deutſchen und franzöſiſchen Tuchen der beſten Fabriken.

Kunſtgärtnerei,

von

Alois Walz

in

Cumminsville, ... Ohio

an der Spring-Grove-Straße.

Man bekömmt hier zu jeder Jahreszeit eine Auswahl von Blumen in Töpfen und Bouquets, zu billigen Preiſen. Herren und Damen die von Cincinnati nach Cumminsville kommen und Spring-Grove beſuchen, werden Vergnügen finden, wenn ſie erwähnten Garten und ſeine Treibhäuſer beſuchen.

Digitized by Google

B. Kreiſchee,

New York Feuer-Ziegel-

und

Staten Island-Thon-Retorten-Werke.

Errichtet im Jahr 1845.

Office: Nr. 58 Görick-Straße,

Ecke von Delancy u. Eaſt River,

New-York.

Feuer-Ziegeln von jeder Form und Größe, für Wohn-, Gas- und Grünhäuſer; Thon-Retorten für Zucker-Fabriken; Ziegeln für chem. Oefen, Muffels- und Back-Oefen, Blöcke und Platten von allen Größen, auch ſonſtige Feuer-Backſteine für Spreng-Oefen u. ſ. w.

Im Großen und im Klein-Verkauf.

Mit den South-Ferry, Eaſt-Broadway- und 42. Straßen-Waggons kann man zur Front der Fabrik fahren.

W. Wilkens u. Comp.

Frederick Road.

Baltimore, Maryland,

fabriziren und haben ſtets am Lager die feinſten Sorten von reinem Pferde- u. Kuhhaar; ſo auch gemiſchtes und Schweine-Haare zu den billigſten Preiſen. Baltimore Niederlage:

Südoſt-Ecke von Pratt u. Charlesſtraße.

New-York, Nr. 217 Pearl-Str.

Aufträge durch die Poſt empfangen, werden beſorgt. Für rohes Pferdehaar ꝛc. wird der höchſte Preis gegeben.

General-Agentur

für die

Bremer und Hamburger

Poſtdampf-

Schifffahrtslinien.

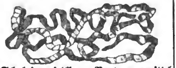
Wöchentliche Verbindung mit Deutſchland.

Wegen Paſſage von und nach Europa wende man ſich gefälligſt an

C. F. Adae,

General-Agent, Cincinnati Ohio.

57



Schultz's unfehlbares Bandwurmmittel

entfernt den Bandwurm in 3 bis 5 Stunden ohne ſchädlich auf das Syſtem zu wirken. — Gegen Einſendung oder Nachnahme von 10 Doll. wird daſſelbe auf Application verſandt. Der Verſender iſt für die oben angegebene Wirkung des Mittels verantwortlich. Man adreſſire:

W. C. Schultz, Apothecary,
Drawer: 27, Freeport, Ill.

Kosmopolitiſch

Socialer Detector.

Von

Theodor Kroſchel.

St. Louis, Mo. 1864.

Von dieſem Detector erhielt ich ein Exemplar und empfehle die Schrift den Freunden der „nackten" Wahrheit ganz beſonders, mit Vorbehalt einige Auszüge daraus in den nächſtfolgenden Heften der Fackel zu liefern.

Die Wahrheit altert nie und ſchmerzt nur Solche, die im Irrthum befangen, zäh am Alten hangen.

Ludvigh.

Buchbinderei

und

Verlags-Geſchaeft

von

Ig. Kohler, Nr. 202, 4. Straße,

Philadelphia, Pa.

Neu erſchienen und zu haben:

Schiller und ſeine Zeit.

Von Scherr.

In Leder gebunden $1.50

Ferner:

Eine Prachtausgabe der Bibel in Quart-Format.

Große Auswahl von Volks- u. Jugendſchriften, Galanterie- u. Schreib-Materiallen, en gros und en Detail.

Schiller's ſämmtliche Werke in engliſcher Sprache,

in zwei Bänden.

1864. In Leder geb. $5.00

Erzählungen

von

O. v. Horn.

Preis eines Bandes, ſchön geb. $1.25
In Umſchlag geheftet 80

Milwaukee- und St. Paul-Eisenbahn.

Die einzige Eiſenbahnlinie nach Milwaukee, Chicago, New York, New England, Canada und allen ſüdlichen und ſüdweſtlichen Punkten.

Von Minneapolis und St. Paul verlaſſen täglich (Sonntag ausgenommen) Züge: der

Tag-Expreß:

geht ab von

Minneapolis, 7:45 Min. Vorm.
St. Paul, 7:50 „

Kömmt an

Owatonna, 11:44 Min. Vorm.
Prairie du Chien, 8:00 „ Nachm
Milwaukee, 7:10 „ Vorm..

Nacht-Paſſagier-Zug:

Geht ab von

Minneapolis, 3:45 Min. Nachm.
St. Paul, 3:50 „ Vorm.

Kömmt an

Owatona, 8:52 Min. Nachm.
Prairie du Chien, 7:00 „ Vorm.
Milwaukee, 5:50 „ Nachm.

Via Milwaukee hat man Palaſtſchlafwaggons bei Nachtzügen. Zu Prairie du Chien findet man ein ausgezeichnetes Hotel und guten Tiſch bei Hrn. Fox von Portage City. Das Gepäck wird für die ganze Reiſe mit Checks befördert.

Chas. Thompſon, Ticket-Agent.

Union-Office: Prince's Block, Ecke der 3. und Jackſonſtraße, und an der Levee. St. Paul.

Chas. L. Wood, Ticket-Agent,
Depot, Weſt St. Paul.

Chas. W. Caſe, Ticket-Agent,
Minneapolis.

Mark Hendricks, N. W. Reiſender Agent.

A. V. H. Carpenter, General-Paſſagier-Agent.

Milwaukee- & St. Paul-Eisen-Bahn

zwiſchen Milwaukee, Chicago, Minneapolis und St. Paul.

Via Milwaukee und Prairie du Chien, Farmington, Owatonna, Adams, Connovee, Fairibault, Lanſing, Cresco, Oſſian, Northfield, Auſtin, Leroy, Calmar.

Zwiſchen Milwaukee, Chicago und Winona, St. Charles, Rocheſter, Fountain City, Wabaſhaw, Read's Landing, Redwing, Lake City, Prescot und Haſtings.

Eine directe Linie iſt die via Milwaukee nach La Croſſe. Sichere Verbindung und bequemere Schlafwagen bei Nachtzügen. Das Gepäck wird mit befördert.

A. V. H. Carpenter,
General-Paſſagier-Agent.

S. S. Merrill,
General-Manager.

Digitized by Google

Die Fackel.

Literaturblatt

zur

Förderung geiſtiger Freiheit.

Redigirt und herausgegeben

von

Samuel Ludvigh.

Einundzwanzigſter Jahrgang.

Cincinnati, O.
1869.

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE LIBRARY
INGRAHAM FUND
MAY 5 1943

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Streiſzüge. Von S. Ludvigh	3
Controverſe über Gott. Von einem Freidenker	13
Die ehemaligen Pfahldörfer in den Schweizer Seen. Von Math. Annecke	19
Lehre der Nahrungsmittel. Von J. Moleſchott	21
Streiſzüge. Von S. Ludvigh	26
Kosmopolitiſch-ſocialer Detector. Von Theod. Kroſchel	30
Bukoliſche Sänger. Von Theokritos	39
Die Politik. Von Ariſtoteles	42
Geſchichte der Menſchheit. Von C. G. Rau	47
Streiſzüge. Von S. Ludvigh	52
Streiſzüge. Von S. Ludvigh	57
Geiſtiger Fortſchritt. Von S. Ludvigh	60
Sodom und Gomorrha. Von Corvin	61
Der Lügenfreund oder der Ungläubige. Von Lucian	82
Die Worte der Wahrheit. Von C. Bergmann	91
Die Sünderin. Von C. Backhaus	93
Von einem ungelehrten Fackelleſer	93
Brennſtoff für die Fackel. Von Th. Kroſchel	93
Die Geſellſchaft. Von Fr. Schmidt	96
Ueber das religiöſe Streben der Prediger. Von W. Sauter	98
Samuel Ludvigh's letzte Worte	99
An die gütigen Leſer der Fackel	102
Ein Cypreſſenzweig. Von Fr. Donner	103
Turneriſches	103
Die lieben, guten Heiligen. Von Corvin	150
Entſtehung der Weltkörper. Von Hudſ. Tuttle	114
Jeſuiten-Lied. Von einem Fackelleſer	121
Der Menſch und die Welt. Von C. Bergmann	121
Ueber das Trauern um die Verſtorbenen. Von Lucian	122
Kirchliches Wechſelgeſchäft. Von M. Braun	125
Die Geſchichte. Von F. Schmidt	125
Teufel und Hölle, Engel und Himmel. Von J. Weber	127
Liebe, Glaube, Hoffnung. Von S. Ludvigh	133
Römiſche Geſchichte. Von Dr. W. Wägner	134
Die 13 Glaubensartikel eines Juden. Von L. Löwenſtein	143
Streiſzüge. Von S. Ludvigh	144
Die Leidenſchaft. Von L. Weber	153
Irrthum iſt die Quelle von vielen Uebeln. Von S. Ludvigh	161
Ueber die Wichtigkeit der Naturwiſſenſchaften für den Fortſchritt. Von A. Wagner	163
Religionsfreiheit in Spanien	168
Eine Abhandlung über das Pfaffengeſchlecht. Von C. Bergmann	169
Glauben und Denken	171
Das ökumeniſche Concil. Von einem Fackelleſer	173
Der Verfall des Glaubens	174
Katholiſche Glaubensregeln	175
Ein Abſchiedswort an die geehrten Leſer der Fackel. Von Sarah Ludvigh	177

Digitized by Google

Für die Fackel.

Streifzüge.

Von Samuel Ludvigh.

Auguſt, 1868.

Folgender Brief Waſhington's an Lewis Nicola wird denkwürdig bleiben ſo lange es eine Geſchichte giebt und Menſchen, die einen großen Charakter zu würdigen wiſſen.

Newburg, May the 22. 1782.

Sir, — With a mixture of great snrprise and astonishment, I have read with attention the sentiments yon have submitted to my perusal. Be assured, Sir, no occnrence in the course of war has given me more painful sensations than your information of there being snch ideas existing in the army as you have expressed, and which I must view with abhorrence and reprehend with severity. For the present, the communication of them will rest in my own bosom, unless some further agitation of the matter shall make a disclosure necessary. I am much at a loss to conceive what part of my conduct could have given encouragment to such an address, which to me seems big with the greatest mischiefs that can befall my country. If I am not deceived in the knowledge of myself, you could not have fonnd a person to whom your shems are more disagreable. At the same time, to do justice to my own feelings, I mnst add, that, no man possesses a more sincere wish to see ample justice done to the army than I do; and as far as my power and influence in a constitutional way extend, they shall be employed to the utmost of my abilities to effect it, should there be occasion. Let me conjure you then if you have any regard for your country, concern for yourself or posterity, or respect for me, to banish these thoughts from your mind, and never communicate, as from yourself or any one else, a sentiment of the like nature. I am, Sir, ect.

George Washington.

Welch erhabene Sprache! Welch edler Charakter!

Durch die Seenerien des Hudſon höchſt eutzückt und mii Betrachtungen der Vergangenbeit und Vergleichen mit der Gegenwart geiſtig beſchäftigt, begegnete ich an Bord einigen Bekannten ans Allegheny City, Birmingham nnb Milwaukee, die mich aus der Region der Phaniaſie für eine Weile in das Reich der alliäglichen Wirklichkeit verſetzt haben. Sa angenehm mir auch ihre Geſellſchaft war, ſo entzog ich mich ihr doch baid, nm allein und nngeſtört meinen Gedanken und Anſchaunngen folgen zu können. Auch Muſik war an Bord, weiche mich aus zwei Gründen ennyirte: weil ſie erbärmlich war nnb weil man zu wiederholten Malen von Einem der Muſikanten mit dem Hut in der Hand, um eine Spende angehaiten wurde.

Ein angenehmes Intermezzo war mir der materielle Genuß eines Mittagsmahies; obſchon es für den Preis von $1.50 beſſer hätie ſein können.

Noch ein ſchönes und tntereſſantes Bild liegi vor uns, ehe wie zu den Paliſaden kommen: Weſt Point. Die Militär-Akademie von Weſt Point wurde im Jahr 1802 gegründet. Das Land, 250 Acker, wurde der Regierung vom Staai New-York cedirt. Die Zabl der Cabeten iſt auf 150 limitirt. Das Alier der Aufnabme iſt oon 16 zu 20 Jahren. Miiitäriſche Verdienſte tn dem Revolutions- und tm letzten Kriege geben dem Appiikanien einen Vorzug. Mag das Syſtem einer militäriſchen Erziehang auch alles Lob

Digitized by Google

verdienen; ſo wird da doch den Lenten ein Geiſt ringeimpft, der mehr der Monarchie huldigt als einem demokratiſchen Staat. Koſtusko hat hier ein Monument, das ihm von dem Kadeten-Corps im Jahr 1828 errichtet wurde.

Von Weſt Point kamen wir nach Peekskill, 40 Meilen von New York. Ein höchſt romantiſches Plätzchen am Hudſon. Von Dunderburg, oder Donnerberg, kann man bei hellem Wetter bis nach der Stadt New York ſehen. Peekskill iſt der Geburtsort von John Panlding, dem Führer jener Drei, die den Spion Andre zu Tarrytown areſtirt hatten.

Zwei Meilen von Peekskill hatten die Amerikaner, unter Washington, ein Lager u. hier wurde, auf General Putnam's Befehl, Palmer erſchoſſen. Seine lakoniſche Antwort an Gouvernör Tryon, der mit Rache gedroht hat, falls man Palmer hinrichten würde, verdient geleſen zu werden.

Sir, — Nathan Palmer, ein Lieutenant in Ihrem Dienſt, wurde in meinem Lager als Spion gefangen genommen, er wurde als Spion verhört, er wurde als Spion condemnirt, und Sie mögen verſichert ſein, Sir, man wird ihn als Spion hängen.

Ich habe die Ehre zu ſein

Israel Putnam.

N. S. Nachmittag. Er iſt gehenkt.

Auch hat ſich in dieſem Townſhip das Verhältniß entſponnen, das Major Andre, im Jahr 1780, den Amerikanern in die Hände geliefert. Zu jener Zeit war Weſt Point der wichtigſte Poſten der Ver. Staaten; auf welchen Washington ganz beſonderes Augenmerk gehabt hat.

Arnold hatte trotz ſeiner verſchwenderiſchen Lebensweiſe einen guten Ruf als Offizier und wurde, nachdem die Briten Philadelphia geräumt hatten, zum Commandanten dieſer Stadt ernannt. Die Schuldenlaſt, welche auf ihm ſeiner Verſchwendung wegen laſtete, ſcheint ihn bewogen zu haben das Urtheil, das über ihn wegen Betrügereien durch ein Kriegsgericht gefällt worden, zu rächen und für Geld ſein Vaterland zu verrathen.

Unter dem fingirten Namen Guſtavus eröffnete er mit Sir Henry Clinton, damals an der Spitze der britiſchen Armee in New-York, eine Correſpondenz. Sein Streben war, Weſt Point zu verrathen und dem Feind in die Hände zu ſpielen. Durch ſchlaue Schliche gelang es ihm, auf Empfehlung Robert R. Livingſton, eines damaligen Congreßmitgliedes, Washington's Wachſamkeit zu täuſchen und das Commando von Weſt Point zu erhalten. Nun eröffnete ſich Sir H. Clinton die Hoffnung, Weſt Point und ſeine Lateral-Poſten mit allen Proviſionen und Waffen zu nehmen. Es wurde kein Geld geſpart und die Ausführung des Planes der Verſchwörung wurde dem Major Andre, Clinton's General-Adjutanten, anvertraut. Er begab ſich an Bord der Schaluppe Vulture (ein paſſender Name) und fuhr den Hudſon hinauf bis Teller's Point. In der Nacht des 21. Septembers 1780 — als Washington eben zu Hartfort ſich befand — wurde Andre, einen Mantel über ſeine Uniform geworfen, in einem Boot an's Land geſetzt und hatte mit Arnold auf dem Ufer außerhalb der amerik. Linie ein Rendezvous. Während des nächſten Tages hielt er ſich zu Stony Point bei Einem Namens Smith, einem Werkzeuge Arnold's, in Verborgenheit auf, um von da aus die Pläne vollends zu berathen.

Während des Tages ließ man eine Kanone nach der Richtung des Vulture abfeuern, wodurch er eine andere Poſition einnahm. Des Nachts weigerte ſich der Bootsmann Andre an Bord der Schaluppe zu bringen. Es blieb ihm demnach Nichts übrig, als bei Land nach New-York zurückzukehren. Um ſich ſicher zu ſtellen, legte er ſeine Uniform ab, und begann einfach in Civil gekleidet ſeine Reiſe zu Pferd. Er war mit einem Paß verſehen unter dem Namen John Anderſon, von Arnold unterzeichnet. Smith begleitete ihn und ſie kamen durch die amerikaniſchen Schanzen zu Stony Point und Verplank ohne allen Verdacht, bis nach dem Hauſe einer holländiſchen Wittwe, wo ſie frühſtückten. Von hier kehrte Smith zurück und Andre verfolgte ſeinen Weg nach Tarrytown. Hier befand ſich Andre auf neutralem Grund. Dieſer Theil des Landes war eben ſehr von Dieben heimgeſucht, die da Vieh ſtahlen und es an die britiſche Armee verkauften. Am ſelben Morgen als Andre Pine's Bridge paſſirte, erboten ſich ſieben Perſonen freiwillig, die Straße zu überwachen und jeden Verdächtigen anzuhalten. Vier von ihnen waren auf einem Hügel ſtationirt; die drei Anderen, John Paulding, David Williams und Isaac Van Wart, lagen eine halbe Meile nördlich von Tarrytown in einem Gebüſch verſteckt. Als Andre hier vorüber ritt, trat Paulding hervor, ergriff den Zügel ſeines Pferdes und hielt ihn an. Erſchreckt durch den plötzlichen Ueberfall verlor Andre alle Geiſtesgegenwart und anſtatt ſogleich ſeinen falſchen Paß zu zeigen, frug er ihn: wo wohnt Ihr? Dort unten — eine Yankee Antwort, welche New-York bedeutet hat. Auch ich wohne dort, ſagte er nun im Glauben voller Sicherheit, bemerkte jedoch, daß er britiſcher Offizier ſei, der in wichtigen Geſchäften reiſe. Dadurch waren ſeine Würfel gefallen. Man brachte ihn in das Gebüſch, unterſuchte ihn und fand ſechs Papiere in ſeinen Stiefeln, „von gefährlicher Tendenz.“ Andre offerirte ſeine Uhr, ſein Pferd und große Summen Geldes, wenn man ihn frei ziehen ließe. Es war vergebens. Man brachte ihn nach North Caſtle, dem nächſten Militärpoſten, wo Oberſtlieutenant Jamiſon ſtationirt war.

Man hatte ihn hier noch für John Anderſon gehalten und Jamiſon ließ ſich verblenden, ihm zu geſtatten an Arnold zu ſchreiben, daß man ihn angehalten habe. Die in den Stiefeln gefundenen Papiere wurden an General Washington geſchickt. Der Bote traf den General nicht mehr zu Hartfort, da er eben auf der Rückreiſe begriffen war. Dadurch ging ſo viel Zeit verloren, daß es möglich war an Bord des Vulture zu entkommen, ehe der Befehl ihn zu are-

Digitized by Google

ſtiren nach Weſt Point gelangt war. Sobald Andre erfuhr, daß Arnold in Sicherheit iſt, gab er ſich als britiſchen Officier zu erkennen. Waſhington referirte ſeinen Fall an vierzehn hohe Officiere, unter denen ſich auch die Generäle La Fayette und Steuben befanden. Nachdem Andre ſelbſt Alles eingeſtanden hat, ſprach ſich die Commiſſion dahin aus, daß Andre ein Spion ſei und nach dem Völkerrecht hingerichtet werden müſſe. Schon am nächſten Tag wurde er gehenkt.

Henry Clinton hat Alles aufgeboten, um ihn zu retten; doch vergebens. Der Spion mußte ſterben; indeß Arnold, der eigentliche Urheber ſeines militäriſchen Verbrechens, in der britiſchen Armee zum General-Major promovirt wurde, und einen Sündenlohn von 50,000 Dollars erhielt. Nach beendigtem Kriege kehrte er nach England zurück und ſtarb dort im Jahr 1801, 61 Jahre alt. — Indeß man Andre beklagen mag, verdient Arnold die Verachtung Jener ſowohl, denen er gedient hat, wie Jener, die er verrathen wollte.

Weiter hinab von Peekskill paſſirten wir Haverſtraw, auf einem Plateau hübſch gelegen.

Der hohen Brücke (High Bridge), den Croton Waſſerwerken und Sing Sing (mit den bekannten großartigen Staatsgefängniſſen), Tarrytown, Yonkers und anderen ſehr ſchön gelegenen Villagen und Reſidenzen, ſo den Forts Waſhington und Lee vorüber gleitend, die impoſanten Paliſaden zur Rechten, erreichten wir gegen Abend die Großſtadt New-York. Der poetiſche Eindruck dieſer höchſt intereſſanten Tour wurde durch eine Schaar von impertinenten Hack-Treibern an der Landung total verwiſcht, indem ſie mich wie hungrige Wölfe überfielen, um mich gleichſam zu zwingen, nach einem Hotel zu fahren. Vergebens rief ich nach einem Poliziſten; ich hatte Mühe, mich durch den Schwall der geldgierigen Kerle durchzuwinden. Es iſt eine Schande für Stadtbehörde und Polizei, daß ſolche Fälle in einer civiliſirten Großſtadt vorkommen können. Aber, aber Schaam unſerer demokratiſch-republikaniſchen Civiliſation, wo iſt dein Erröthen?!

Im Prescot Hous, das ſehr beſetzt war, ſpedirte man mich 4 Treppen hoch, in ein Zimmer, was ich mir der ausgezeichneten Küche wegen um ſo mehr gefallen ließ, da ich eben frei von Aſthma und ſonſtigem Miſere war.

Was ſoll ich nun wieder über Gotham, die Weltſtadt, ſagen? Der elegante Broadway, die unzüchtige Mercer-Straße, das deutſche Viertel der Zweiten u. Dritten u. ihrer mit ſchmutzigen, theils zerlumpten Kindern wogenden Nebenſtraßen, im Contraſt mit der faſhionablen 5. Avenue der uppertens bieten reichen Stoff für Betrachtungen u. Schilderungen; doch Detail kann nicht der Zweck von Streifzügen ſein, welche blos der Abklatſch ſind von momentanen Eindrücken, flüchtigen Gedanken und Gefühlen und ſyſtemloſer, ſich bunt drängender Skizzirung geſehener Gegenſtände und erwähnenswerther Data und Facta.

New York — deſſen Bevölkerung ſeit 1800 von 60,000 Einwohnern auf beinahe 900,000 geſtiegen, iſt ſchon des Cenſus wegen eines der amerikaniſchen Weltwunder.

Die Stadt liegt auf dem Manhattan Eiland, 14 Meilen lang und von einer zu einer und einer halben Meile breit. Der atlantiſche Ocean, der Hudſon-Fluß, der Eaſt-River, der Long Island Sound, und die Eiſenbahn-Communikationen gewähren New-York außerordentliche Vortheile des ausländiſchen ſo wie des inländiſchen Handels. Der ſtets mit Dämpfern und Segelſchiffen belebte Hafen kann an Schönheit kaum von einem andern Hafen der Welt übertroffen werden.

Mehre der älteren Straßen ſind eng und unregelmäßig; der neue Theil der Stadt iſt mit mehr Geſchmack ausgelegt. Obſchon der Broadway, der ſich auf 5 Meilen weit erſtreckt, 80 Fuß breit iſt, ſo iſt er doch viel zu eng für die vielen Kutſchen, Wagen, Omnibuſſe, Karren und Tauſende von Fußgängern, um Stockungen, Störungen und Gefahren zu verhüten, die bei der beſten Polizeiaufſicht nicht gänzlich vermieden werden können.

Die Battery war bei meiner Ankunft in New-York, 1837, einer der ſchönſten Parks, unter den wenigen damaligen öffentlichen Plätzen. Ich habe dort manchen ſchönen Abend bei Muſik und Mondſchein genoſſen und in den Jahren 1843 und 44, als ich meine Carriere als Rationaliſten-Redner begonnen hatte, ſo manche niedergeſchriebene Rede auswendig gelernt. Schönheit, Anmuth und Poeſie haben jetzt an der Battery dem Nützlichen Platz gemacht. Die Emigration hat hier ein geräumiges Obdach und erfreuliches Aſyl gegen übliche Prellereien von gewiſſenloſen Wirthen und Ausläufern (runners) gefunden. Ich habe dieſem Gebäude einen Beſuch abgeſtattet und erhielt als Editor, ohne Einlaßkarte Zutritt und freundliche Aufnahme von Seiten der hier fungirenden Beamten.

Aus dem der Legislatur des Staates New York von den Emigrations-Commiſſären vorgelegten Jahresbericht erſah ich, daß ſich die Zahl der Paſſagiere in dieſem Hafen während des Jahres 1867 auf 301,326 betrug. Von dieſen waren 58,595 Bürger, keiner Commutation unterworfen und 242,731 Fremde: eine Zunahme über das Jahr 1866 von 9313 Individuen. Von dieſen Emigranten waren 117,591 aus Deutſchland, 65,134 von Irland, 33,712 aus England und 26,602 aus verſchiedenen Ländern. Trotz der in neuerer Zeit verbeſſerten Schiffsregulationen für Paſſagiere von Seiten Englands und Deutſchlands haben ſich doch im Jahr 1867 die Schiffe Giuseppe Buccarich, das von Antwerpen abging, (unter der Firma A. Strauß u. Co.), das Schiff Lord Brougham, das von Hamburg abging, und das Emigrantenſchiff Leibnitz, ebenfalls von Hamburg, wegen ſtrenger Pflichtverletzungen und gewiſſenloſer Behandlung der Auswanderer verdienten Tadel zugezogen und die Behörden zu ſtrengerer Aufſicht veranlaßt.

Im Jahr 1867 trat an der Batterie in einem ſehr ge-

Digitized by Google

räumigen Gebäude die ſogenannte Arbeitsranche (labor exchange) in Operation und hat ſich bereits von großem Vortheil erwieſen. Jeder Emigrant hat Namen und Geſchäft zu regiſtriren, ſo auch den Namen des Schiffes und den Tag ſeiner Ankunft, indeß Daſſelbe auch von Arbeitsgebern verlangt wird, nebſt deren Empfehlungen, Referenzen und Angabe der Beſchäftigung und der Arbeit, für welche ſie Emigranten engagiren.

Laut einem Anhang des Berichtes ſind im Jahr 1867 aus Italien 1632, aus Dänemark 1372, aus Norwegen 309, aus Paien 268, aus Südamerika 97, aus Japan 87, von Auſtralien 44, aus Griechenland 8, von der Türkei 6 und von Afrika 2 auswärtige Paſſagiere angekommen; Ungarn, das glückliche Ungarn, ſteht im Anhang gar nicht verzeichnet, obſchon ſeit einigen Jahren viele Iſraeliten von dort her nach Amerika kamen, die man, wahrſcheinlich, als Oeſterreicher (nach einem zweifachen ſtatiſtiſchen Verſtoß) in die Rubrik Deutſchland wirft.

Von jener Geſammt-Emigration haben die Staaten New York, Pennſylvanien, Illionis, Wisconſin, Ohio, Minneſota, Maſſachuſſets das größte Contingent erhalten.

Das Maximum von 91,610 Köpfen erhielt der Staat New York; das Maximum in den ſüdlichen Staaten erhielt Virginien mit 913 und das Minimum Idaho mit 7 und Dacota mit 2.

Der nächſte öffentliche Square zur Batterie iſt der Park mit der City-Hall, einer palaſtähnlichen Baute aus weißem Marmor. Im Raum des Common Council befindet ſich der Stuhl, in welchem General Waſhington ſaß als er Präſident des erſten hier verſammelten amerikaniſchen Congreſſes war. Auſſer dem Stadthaus ſind als ſolide öffentliche Gebäude erwähnenswerth: Das Zollhaus, aus Granit, und das Schatzkammerhaus, aus weißem Marmor.

St. John's Park und Waſhington Square ſind ſehr ſchöne Promenadeplätze. Ganz nahe dem Union Square ſteht eine Reiterſtatue von General Waſhington, aus Bronz. Der Madiſon Square iſt von prachtvollen Privathäuſern und großen Kirchen umgeben. Der jüngſte und größte Park iſt der Central-Park, auf einem Areal von 776 Acker Land. Natur und Kunſt haben dieſen Park während der kurzen Zeit ſeines Entſtehens zu einer der ſchönſten Promenaden der Welt gemacht.

Wie in der Türkei der Muſelmann ſeine Friedhöfe in ſchattigen Cypreſſenhainen hat, und dort nicht nur die geliebten Todten betrauert, ſondern auch luſtwandelt, ſeine Pfeife raucht und Mokka trinkt, ſo findet man auch in den Ver. Staaten prachtvolle Friedhöfe, in denen der Amerikaner wetteifert, durch ſchattige Alleen, Teiche und blumengeſchmückte Gräber und Monumente die Todten zu ehren und — den Lebenden den Grad ſeines Reichthums zu präſentiren.

In New York iſt der Greenwood Cemetery der ſchönſte und größte Friedhof der Stadt. Drei Meilen von der Fultonfähre gelegen deckt der prachtvolle Todtenhain ein Areal von 242 Acker Land. Ich habe ihn vor Jahren blos Einmal beſucht und ſeit jener Zeit mag ſich der Platz wohl bedeutend verſchönert haben. Da man jetzt faſt von jeder Fähre aus mit Straßeneiſenbahn-Wagen dahin fahren kann, iſt dieſer Friedhof um ſo mehr zu einem der frequenteſten Parks geworden. An Sonntagen iſt der Eingang blos „Eigenthümern von Grabplätzen und ihren Familien" geſtattet. The holy Sabbath! The sacred right of Graveyard Property! Ländlich ſittlich.

Hoboken, vis-a-vis dem Hudſon, Brooklyn und Williamsburg, dem Eaſt-River gegenüber, ſind gleichſam Ein Complex der Weltſtadt.

Die Schiffswerfte, (Navy Yard) befindet ſich zu Brooklyn an der Südſeite der Wallabout Bay, auf einem Areal von 40 Acker Land. Der Bau des Docks hat über eine Million Dollars geſtattet. In dieſer Bay lagen zur Zeit unſeres Revolutions-Krieges jene engliſchen Schiffe in Haſt, auf welchen wegen fauler Luft an Bord und gepreßter Zuſammenſchichtung ſo viele amerikaniſche Gefangene geſtorben ſind. O, chriſtliche Republik, die auf den Kanzeln Liebe gegen Feinde predigt und Hunderttauſende auf dem Schlachtfeld mordet! O, chriſtliche Monarchie, die aus Liebe arme Gefangene dem Tode überliefert!

Ich hatte dieſes Mal in New-York, auſſer einigen Beſuchen bei jüdiſchen und chriſtlichen alten Bekannten, Freunden und Freundinen, gar kein Vergnügen. — Auch den Vorſatz, mich nach vielen Jahren wieder um neue Abonnenten umzuſehen, habe ich auf ein ander Mal aufgeſchoben und begnügte mich mit dem Häuflein meiner ſtereotypen Leſer, die mir bis zum Tode treu zu bleiben ſcheinen. Ja, der Importeur, mein alter Freund Bütte, will noch mehr thun, als die Fackel leſen, er will ein Monument für den Fackler haben, wozu er ſelbſt hundert Dollars zeichnet. Liebe und Achtung meiner Freunde und Leſer ſind das ſchönſte Monument nach dem ich ſtets geſtrebt habe und ſtreben werde. Im Leben lange genug gedrückt geweſen, kann der Druck eines Steines dem Cadaver keine Freude bieten, noch Gewißheit einer Auferſtehung nach dem Tode.

Von New York nahm ich meine Tour nach Boſton und zwar per Eiſenbahn, da ich einige Geſchäftsplätze in Connecticut zu beſuchen hatte.

Bridgeport, eine ſchöne und rührige Stadt, war der erſte Anhaltspunkt. Dann folgte Newhaven, mit einer Univerſität, einer ſehr ſchönen Promenade, vielen proteſtantiſchen Kirchen und vielen guten deutſchen Demokraten, neben einigen rothen Republikanern, die lieber für Abſchaffung des Präſidentenamtes als für einen Präſidenten ſtimmen würden. Auch ſetze ich von ihnen voraus, daß ſie nicht zu den Schuhnägelverſchluckern gehören, die da ſagen: man müſſe von zwei Uebeln das kleinſte wählen. Was aber dann, wenn beide Uebel gleich groß ſind? Nun, dann ſollte man

Digitized by Google

eben ſo lange gegen beide mit Schrift und Wort ankämpfen, bis eine verjüngte Partei in's Leben tritt, fur welche ein Radikaler, ohne vor ſich ſelbſt zu erröthen, agitiren und ſtimmen kann. Newhaven hat ſeit mehren Jahren zwei ausgezeichnete Pianiſten, die Herren Stöckel und Wehner. Unter den deutſchen Mechanikern hat ſich Herr Ph. Koch als Erfinder einer Maſchine für Schraubenmütter Verdienſt und auch Vermögen erworben.

Als ich nach Hartford kam, hat eben das Bezirksturnfeſt ſtattgefunden. Abends war Ball, dem ich ein „Fremdling unter Fremden" eine halbe Stunde lang beiwohnte und nach meiner ſtillen Klauſe im European House mich zurückzog. — Frage: wo findet der ſchnellſte Fortſchritt ſtatt? Im Walzer. Warum? Weil man dazu blos leichter Beine und keines denkenden Kopfes bedarf. Hurrah für die vier großen C! Hurrah für Demokratie und geiſtloſen Fortſchritt! Hurrah for Grant and Colfax too!

Von Hartford nach Springfield, im Staate Maſſachuſets. Frau Burbach, die Hausfrau des United States Hotel, fand ich freundlich und liebenswürdig wie immer und Herrn Burbach gefällig wie immer. Ich machte in ſeiner Equipage eine Spazierfahrt vor die Stadt, wo wir einen Ungar, Hrn. Feujery, und Hrn. Otto in ſeiner Gartenwirthſchaft beſuchten. Die Fahrt durch üppige Wälder, nahe dem Connecticut-Fluß, war eine ſehr angenehme. In der Armory waren eben, trotz ſüdlicher Kriegsrodomontaden, ſehr wenige Arbeiter mit Verfertigung von chriſtlichen Mordgewehren beſchäftigt. Vielleicht iſt es Schade, daß es ſo iſt; denn die große Kanone wirkt nicht nur ausſchließlich zerſtörend, ſondern ſie bahnt zuweilen auch den Weg an zum politiſchen und geiſtigen Fortſchritt. Das hat in jüngſter Zeit Lincoln's Regime bewieſen. In wie weit der republikaniſche Congreß den Sieg der Kanone benutzt hat für Reconſtruktion, Frieden und allgemeine Sicherheit in den beſiegten Rebellenſtaaten, das iſt bekannt genug, und kann noch beklagenswerthe Folgen haben.

Von Springfield ging es nach Boſton; eine der ſchönſten und volksreichſten Städte der Ver. Staaten. Boſton hat drei gute deutſche Gaſthäuſer: das von Menzel, von Pfaff u. Deichert. Unter den engliſchen Hotels nehmen das St. James, das Parker, das Tremont und das Reviere Haus den erſten Rang ein.

Freund Rolte zeigte mir das Innere des St. James, das groß und prachtvoll iſt. Es ſind da 400 Zimmer und das Haus wird in Bälde noch einige hundert Zimmer mehr durch einen Anbau erhalten. Ein Elevator, mit Sitzen von rothem Sammt und Fußteppichen bequem eingerichtet, überhebt die Gäſte des Hauſes des Treppenſteigens, was für Engbrüſtige und für zarte amerikaniſche Damen gewiß eine große Wohlthat iſt. Für alle dieſe Bequemlichkeit und Eleganz ſind 4 Dollars und 50 Cts. per Tag gewiß kein zu hoher Preis; um ſo weniger, da man in keinem amerikaniſchen Haus erſter Klaſſe unter 3 Dollars wohnen kann. Geht man in ein deutſches Hotel erſter Klaſſe, deren es freilich ſehr wenige giebt, und trinkt da ſeine Flaſche, oder halbe Flaſche Wein, wenn auch nur der Sitte wegen, ſo kömmt man auch nicht unter 4 Dollars weg, hat jedoch den Vorzug einer beſſeren Küche.

Des Turnvereins und der hier erſcheinenden deutſchen Zeitungen wurde bereits in früheren Streifzügen erwähnt. Der Boſton Inveſtigator, herausgegeben von Mendum, der eine entſchieden freie, materialiſtiſche Richtung verfolgt, gehört zu den Paar engliſchen Blättern von dieſer Tendenz und wird auch von vielen Deutſchen geleſen.

Aus dieſem Blatt erſah ich, daß man von Seiten der Freidenker Redner (Lecturers) engagirt hat, die reiſen und das Chriſtenthum mit den Waffen der Vernunft bekämpfen ſollen. Ach, iſt es nicht traurig, daß man im 19. Jahrhundert noch geiſtiger Waffen bedarf, um ſolche koloſſale Dummheiten zu bekämpfen!

Ich traf hier drei Landsleute aus Ungarn, die Herren Walko und Kalas, die wohlhabende Kürſchner, und Zerdahelyi, Profeſſor der Muſik.

Die Firma Chikering iſt die älteſte in den Ver. Staaten, welche die alten Rumpelkäſten, Klavier genannt, mit ausgezeichneten Pianos erſetzt hat. Um zu entſcheiden, welche Inſtrumente jetzt die beſten ſeien, Chickering's, Steinway's, Decker's, Gähle's oder Knabe's, dazu muß man ſelbſt Künſtler ſein, und die Frage läuft am Ende da hinaus wie jene, wenn man ſich ſtreitet, ob Göthe oder Schiller ein größerer Dichter ſei.

Während meines Aufenthaltes in Boſton waren eben auch mehre Größen aus Japan in der Stadt: eine Ambaſſade aus Japan mit dem Amerikaner Burlingame an der Spitze, deren Beſuch in den V.Staaten in commercieller Hinſicht von großem Erfolg ſein dürfte. Die Pforten des himmliſchen Reiches haben ſich dem Fortſchritt geöffnet und die Civiliſation ſchreitet ſogar über chineſiſche Mauren dahin — nur unſere guten Demokraten und Republikaner wollen nicht vom Fleck und halten feſt am alten Heiligthum der Conſtitution, der Staatenſouverainetät und ihrer Ausgeburt des göttlichen Inſtitutes der Sklaverei, das die heilloſe große Kanone vernichtet und das Alte gewaltig erſchüttert hat.

Wie in den übrigen Städten, welche die japaneſiſche Ambaſſade beſucht hat, wurde Dieſelbe auch hier, u. zwar ganz beſonders, großartig empfangen. Durch Burlingame, der früher Ver. Staaten-Miniſter in China war, wird dieſem abgeſchloſſenen himmliſchen Reich über nicht lange der Welthandel eröffnet werden.

Am 20. des Mittags hatte das Publikum im Faneuil-Hall Audienz und nicht weniger als 5000 Perſonen reichten dem ausgezeichneten Amerikaner an der Spitze der Japaneſen die Hand. Dieſer, die Mandarinen des höchſten Ranges, der Bürgermeiſter von Boſton und das übrige japaneſiſche Perſonal nahmen das Centrum der Platform ein; in-

Digitized by Google

deß die Gallerien mit einem Kronz von Damen geſchmückt waren.

Des Abends hat im St. James Hotel ein Banquet ſtattgefunden. Die Taſel war für 250 Perſonen reich und geſchmackvoll gedeckt. Herren und Damen drängten ſich nach den mit Guirlanden gezierten Corridoren des Hotels, um das Vergnügen zu haben, die exottſchen Ebenbilder Gottes beim Speiſen zu ſehen. Und, ſiehe da, ſie aßen eben ſo wie wir civiliſirte Kaukaſier, und ſchienen Alle in kurzer Zeit in unſerer ceremantellen Cuttur erfreuliche Fariſchritte gemacht zu haben.

Ich habe nach langer Zett wieder Providence, im Staat Rhode Island, beſucht. Eine rührige und ſehr ſchöne Stadt. Man hat mir ein deutſches Gaſthous empfohlen, wo ich ſehr zufrieden geweſen wäre, hätten mich die ver—deyten Wanzen nicht gezwungen, des Nachts das Bett zu verlaſſen und mich auf den Boden hinzuſtrecken. Die Wände der Dachſtube, die einzige, die eben, leider, für mich leer geweſen, war roſafarb ader vielmehr wanzenblutbroth angeſtrichen, wodurch ich mich in der ſchlafloſen Nacht ſo recht lebhaſt in die Vergangenheit „der goldenen Zett der jungen Liebe“ zurückverſeßte, wo ich für Einen holden Blick Mill. Wanzenbiſſe zu erdulden hatte. Ich ſiedelte denn nach einer ſehr guten Mahlzeit, nach einem amerikaniſchen Hatel über, wo ich in kommender Nacht van den ſchrecklichen Blutſaugern Nichts zu beſorgen hatte.

Das Sanntagsgeſetz wird hier ſehr ſtreng gehalten, wie es dem puritaniſchen Geiſt geziemt. Nur Kirchen und Apatheken für geiſtig Kranke und für körperlich Leidende afſen. Zu den Trinklokalen finden vertraute Gäſte eine Hinthür offen und das hat ſein Gutes: denn das Verbatene ſchmeckt dem Menſchen gewöhnlich am beſten. Den Straßeneiſenbahnwagen iſt es erlaubt am heiligen Schabbes zu fahren und ſa fuhr ich denn hinaus in's Freie, nach Pawtucket. Der Weg dahin iſt angenehm durch eine Allee van ſchattigen Bäumen. Ich wollte, aus Verzweiflung über den Schneckengang des Fortſchrittes, einer Predigt beiwohnen, in der Hoffnung, mich van dem Irrwege der Vernunft auf die graße Heerſtraße der Dummheit zurückzubringen; aber es ſollte nicht ſein.

Die Kirche, welche ich betrat, war leer, nur der heilige Geiſt waltete darin, indeß im unteren Raume der unheilige Geiſt des Irrthums und der Abſurdität den Kindern als Giſt der Sonntagsſchul-Doctrin eingeimpſt wurde.

Des Abends ward mir das Vergnügen zu Theil, in das Lokal des Liederkranzes eingeführt zu werden. Hier fühlte ich wieder wahl im Kreiſe von gleichgeſinnten Herren und Frauen. Was die Harmonie der Täne in der Muſik bewirkt, das bringt Geiſtes- und Geſinnungsharmonie in der Geſellſchaft den Menſchen hervor. Direktar des Liederkranzes iſt Herr Henri; Präſident, Herr Hertha.

Grau's deutſche Geſellſchaft gab während meines Hierſeins Vorſtellungen in der City Hall. Die Halle iſt geräumig, die Bühne ſehr mittelmäßig. Fridertci, die Prima Donna, ſingt kunſtgerecht und ſpielt ſehr brav; auch iſt ſie eine recht hübſche jugendliche Erſcheinung auf der Bühne. Herr Herrmann iſt ein guter Tenariſt und Steinecke guter Baritoniſt. Das Orcheſter der Geſellſchaft iſt ſehr brav. Die Decorationen waren ſchlecht und die böſen Geiſter und Dämone in der Wolfsſchlucht des Freiſchütz waren Karrikaturen, welche allgemeines Lachen erregten. .

Am 25. fuhr ich an Bord der Bay Queen, eines eleganten Seeſteamers, auf der Narraganſet Bay nach Newport, einem faſhionablen Badeort, welchen ich früher noch nie beſucht hatte. Dieſe Bay iſt circa 2—3 Meilen breit und die Geſtade und Ufer ſind ſehr ſchön. Das Boot war gefüllt mit Paſſagieren, unter denen auch nicht Eine Dame war, die man ſchön hätte nennen können.

Bei Rocky Point, 10 Meilen von Providence, erweitert ſich der Stram zu einem anſehnlichen Binnenſee. Rocky Point, ein ſehr frequenter Badeort, iſt prachtvoll getragen. Es ſind hier viele Paſſagiere ausgeſtiegen und wurden von einer Muſikbande, die in der Veranda eines großen Hotels ſpielten, empfangen.

In Newport angekommen, ließ ich mich nach dem Germania Hotel ſpediren und ſpazirte, nach einiger Erfriſchung, eine Viertel Meile weit hinab nach der Brandung des Oceans, um da zu baden. Fahrzeuge aller Art, buggies, sulkies, barouches, hacks, phaetons und grocery wagons jagten ouf der ſandigen Bahn dahin, indeß Andere zu Fuß und zu Pferd ſich nach der Beach begaben. Eine elende Bretterhütte, in welcher Kuchen verkauſt werden, iſt Alles was man da außer einigen Reihen von Badehütten findet, die beſtimmt ſind, ſich aus- und anzuziehen. Da dieſe Gemächer ohne Schloß und Riegel ſind und ich nicht Luſt hatte, Uhr und einige hundert Dallars, ſo ich bei mir hatte, dem Garderoben-Meiſter zur Aufbewahrung zu geben, mußte ich mich mit einem Sandbad bis zu den Knöcheln begnügen, ohne Erfriſchung des Körpers im Ocean. Unter den Fahrenden iſt mir das Fuhrwerk einer jungen Dame aufgefallen: es war ein eleganter Phaeton, van einem prachtvallen Pferd gezogen. Die Dame ſaß unter einem koloſſalen Schirm, welcher im Centro des Phaetons angebracht war, und trieb mit vieler Grazie der Gaul, indeß der bekappenſtiefelte Bediente am Bock ſaß.

Auf dem Parkplatz, dem Atlantic-Hotel gegenüber, befindet ſich ein Curioſum: eine van rohen Steinen aufgeführte Rotunda, über welche man keinen andern Beſcheid erhalten kann, als: there is no record for it. Obſchan es höchſt wahrſcheinlich, daß die Baute zur Vertheidigung gegen Indianer gedient haben mag, gab man ihr doch den Namen stone mill (Steinmühle.) Die Rotunda wurde auf jeden Fall von civiliſirter Hand erbaut. Es ſind 8 Bageneingänge und an der abern Etage ſind Oeffnungen,

Digitized by Google

welche zum Schießen gedient haden mögen. Die Steine ſind vom Ufer herbeigeſchafft und mit Mörtel zuſammengekittet. Mit Epheu umſchlungen gewährt dieſe Antiquität einen ſehr intereſſanten Anblick. Ich wurde hier von einem Greis um eine milde Gabe angeſprochen. Ich gab ihm eine kleine Silbermünze, welche er mit einem: God bless you hinnahm. In den jungen Jahren war er, als Matroſe, in Rußland, in Afrika und in Aſien und bettelt als Greis nun in ſeinem Vaterland. Ach, wie verſchieden ſind die Looſe der Menſchen! Wer kennt die Zukunft Jener, frug ich mich, die jetzt hier in Equipagen fahren und glänzen?! Alles iſt veränderlich und dem Wechſel unterworfen. Der Bettler hat oft mehr Verdienſt als Menſch, mehr Verſtand und ein beſſeres Herz als ſo mancher reiche Shuddy-Ariſtokrat.

Die Lage der Stadt, einer der älteſten im Staate, dicht an der Narraganſet-Bay, iſt maleriſch, von Hochflächen umgeben, geſchmückt mit großen Reſidenzen. Als ich zurück nach Providence fuhr, hatten wir Muſik an Bord. Abgeſehen von der Sonntagsduſelei wiſſen die Leute hier die Wocheatage zu genießen. Es iſt dies ein herrlicher Ausflug eines Tages. Die Bay iſt ſo reizend, daß ſie mit der von Neapel rivaliſiren kann. Der Vordergrund, unter dem großen Baldachin des Firmamentes, in Nebelferne mit Bergen geſchlaſſen, iſt prachtvoll. Den Beſuch zu Rocky Point habe ich mir für die nächſte Sommertour vorbehalten. Um 4 Uhr des Nachmittags war ich bereits wieder im Depot von Providence und ging ſogleich mit dem Zuge via Plainfield nach Norwich ab. Das heißt, im Fluge genießen. Die Fahrt bietet einige wildromantiſche Partien. Was der Boden hier verſagt, das wird durch Fabrikswesen erſetzt. Nahe Norwich ſind einige große Baumwollen- und Cattunfabriken. Dicht am Depot findet der Reiſende ein gutes Gaſthaus, das Germania Haus des Hrn. Steiner. Von Semele, der Laternen-Trägerin, begleitet ging ich in Sturmſchritten dem Geſchäfte nach und traf bei einem meiner Abannenten den lutheriſchen Prediger, einen gebildeten und freundlichen jungen Mann, beim Glas Bier. Für einen puritaniſchen Reverend ein großes Verbrechen. O, dieſer bornirten, theils heuchleriſchen Gnadenbänkler! —

Am 26., an meinem Namenstag, fuhr ich via New-London und Bridgeport — beide ſehr anmuthige und rührige Städte im Staate Connecticut — zurück nach New-York. Nachdem ich hier einige Geſchäfte beſorgt, eilte ich nach Newark und Orange, im Staat Jerſey, wo mir in Geſellſchaft alter Bekannten einige angenehme Momente geworden. Die nächſte Station war Philadelphia, in Pennſylvanien; eine Stadt, welche für mich von beſonderem Intereſſe iſt; denn dort eröffnete ſich mir, aus der geliebten Heimath durch Cenſurzwang vertrieben, das erſte Feld literariſcher und journaliſtiſcher Thätigkeit und dort gelang es dem unglücklichen Dichter, endlich nach langer vergebener Sehnſucht, den geliebten Gegenſtand häuslichen Glückes zu finden.

Man brachte mich dieſes Mal nach einem Hotel in der Archſtraße, das laut Schild nach europäiſchem Style, doch in der Wirklichkeit auf echt amerikaniſche Weiſe, 2. Klaſſe, geführt wird und mich bewog, ein gutes deutſches Haus zu erfragen, das ſich auch alsbald in der Walnutſtraße gefunden hat.

Dem Hotel in der Archſtraße gegenüber zog ein Conditorladen meine Aufmerkſamkeit auf ſich, wo ich vor 30 Jahren den Roman meines Lebens, als Grüner, fortzuſetzen begann. Als Hageſtalz, aus Nothwendigkeit, beſuchte ich zuweilen jene Conditorei, um da nach Tiſch eine Taſſe Schwarz zu trinken. Und die Taſſen wurden mir durch ein ſehr hübſches weißes Mädchen, eine mollige Quäckerin, kredenzt. Da ich nur ſehr gebrochen Engliſch ſprach, nahm der 36jährige Troubadour ſeine Zuflucht zur Augenſprache und alsbald zum Medium eines engliſchen Liebesbriefes, welcher ein ganz artiges Körbchen zur Folge hatte. So kam ich denn nicht wieder, und ſah mich ſonſtwo nach ſchwarzem Kaffee um und nach weißen Mädchen; und ſiehe da, es fand ſich endlich Eine, die in der Burg ihrer Unſchuld mit einem Heirathsantrag überrumpelt ein leiſes Ja ſtammelte, das ihre zarten Wangen mit Purpur überzogen und mich in den dritten Himmel verſetzt hat. Nun war denn der Roman geſchlaſſen und Jahren von poetiſcher Trauer, unglücklicher Leidenſchaft und Melancholie folgte ein normaler Zuſtand des Herzens, ein — obſchon mitunter ſorgenvolles — ruhiges, geiſtig thätiges und wahrhaft glückliches Leben. Bald 30 Jahre verheirathet, mit Kindern und Enkeln geſegnet, dem Alter von 70 nahe wäre es wohl ſchon Zeit, mein amerikaniſches Leben und Wirken in biographiſcher Form niederzuſchreiben, um Bluts- und Geiſtesverwandten ein Memento zu hinterlaſſen, das wahl von einigem ſubjectiven und objectiven Intereſſe ſein dürfte. Nun, wir wollen ſehen, ob mir Klio und Melpomene geneigt ſein werden zur Ausführung eines ſolchen Werkes.

September, 1868.

Herr Leo Benkert in Philadelphia, der ſich für den Fackler und ſeine freien Schriften ganz beſonders intereſſirt, bewog mich mit ihm einen Ausflug nach dem Badeort Atlantic City zu machen. Obſchon die Badeſaiſon vorüber und die Stadt bereits menſchenleer und öde war, ſind mir doch ſowohl in Hrn. Benkert's und ſonſtiger Geſellſchaft wie durch Bekanntſchaft mit einer Amerikanerin, einem ſpiritualiſtiſchen Medium, höchſt intereſſante Augenblicke zu Theil geworden.

Wir trafen uns in einem ſchmierigen Depot der Camden- und Atlantic-City-Bahn am Fuß der Vineſtraße, ſetzten an Bord einer Dampffähre über den breiten Strom Delaware, fuhren 60 Meilen, meiſt auf holprigen Schienen, in einer flachen, gut beſiedelten Landſchaft — via Eggharbor

Digitized by Google

Schmöle's deutſchem Eldorado, auf einer Sandwüſte nahe dem atlantiſchen Ocean — und machten Halt in Schaufler's empfehlenswerthem Hotel zu Atlantic City.

Auſtern, friſch weg von den nahen Auſternbeeten am Ocean, waren der erſte Genuß, ſo uns hier zu Theil ward; dann folgte eine Spazierfahrt auf heilloſen Wegen nach der Beach, entlang der ſchäumenden Brandung; dann Rheinwein und Champagner. Den Abend würzte eine kühle Sieſta in Schaufler's Weingarten.

Am 2. September ſollte ich von meinem Materialismus geheilt und zum Spiritualismus bekehrt werden.

Mein in religiöſer Hinſicht ungläubiger Freund B. iſt nicht nur bereits zum Glauben an die Exiſtenz von Geiſtern bekehrt, mit denen er mittels des Mediums converſirt, ſondern er nennt den Spiritualismus ſogar „die ſchönſte Philoſophie." Mit meiner Bekehrung wird es wohl nicht ſo leicht gehen, und ſollte das ſichtbare Medium zwiſchen mir und den unſichtbaren Geiſtern ſelbſt das Orakel von Delphi bieten. Ich glaube, daß es Vieles giebt, was durch Erfahrung und Wiſſenſchaft noch nicht erforſcht iſt und auch Vieles, das der innerſten Weſenheit und dem Urſprung nach nie erforſcht werden kann; aber ich ſträube mich nicht gegen neue Forſchungen, neue Entdeckungen im Gebiete des Wiſſens und ſtelle Das nicht unbedingt als Irrthum oder Humbug und Betrug hin, was ſich mir nicht a posteriori als wahr kund giebt. Ich kann das Geiſtige blos als Etwas der Materie nothwendigerweiſe Inhärirendes annehmen; kann mir die Möglichkeit eines Gedankens ohne die Materie des Gehirns nicht denken, und ſollte ich zugeben, daß es einen Gott gäbe, ſo müßte ich dieſen Gott ſelbſt blos als einen materiellen annehmen, da mir der Begriff eines abſolut Geiſtigen mit dem Begriffe eines Nichts gleichkömmt und aus Nichts kann auch Nichts entſtehen. Die Materie iſt alſo von Ewigkeit und Alles was iſt, ob für uns ſichtbar oder nicht, ob betaſtbar und hörbar oder nicht, das muß und kann blos materiell ſein und ſollte es je einer Chairvoyance gelingen mich von der Exiſtenz von Geiſtern zu überzeugen, die nach dieſem Erdenleben als höher potenzirte Weſen fortleben und uns umſchweben, ſo müßten auch dieſe Geiſter, dieſe Spirits unſerer modernen Orakel, Hellſeher, Medien oder Geiſtereitirer materielle, dem menſchlichen Auge unſichtbare Weſen, das heißt der Naturnothwendigkeit durch die chemiſche Stoffzerſetzung des Todes abgedrungene Produkte ſein.

Mit ſolchen und ähnlichen Präcedenzen betrat ich in Geſellſchaft von B. und eines andern noch unbekehrten Herrn aus Philadelphia das Zimmer des Mediums, um die uns Tages bevor anberaumte Stunde. B. und ich nahmen auf dem Sopha Platz, Herr M. und das Medium ſaßen neben uns auf Seſſeln. Nach kurzer mündlicher Converſation ſchloßen ſich die Augen der Dame und zwar der Art, daß ich nicht im Geringſten gezweifelt habe, ſie ſei in magnetiſchen Schlaf verfallen. An einem ſolchen Schlafe konnte ich ſchon darum um ſo weniger zweifeln, weil ich ihn an mir ſelbſt ſchon, durch Händeauflegen und Streichen einer von außen einwirkenden und überwältigenden magnetiſchen Kraft, erfahren hatte. Alſo das Medium in Frage war wirklich in magnetiſchem Schlaf, bereit Fragen anzunehmen und Fragen zu beantworten.

Da muß ſich denn dem denkenden Forſcher vor Allem die Frage aufwerfen: „Steht das durch eigene Kraft und Potenz magnetiſirte Medium mit den gleichſam zu Magnetiſirenden in Rapport und nimmt ihre Gedanken unwillkührlich in ſich auf, ſo wie ein Spiegel äußere, ihm nahe gebrachte, Gegenſtände reflektirt?" Ferner: „Spricht das Medium blos ſeine eigenen ſich ihm aufdrängenden Gedanken, in einer ihm bekannten Sprache aus, ſo wie man im Schlafe träumt und im Traume ſpricht, oder bei Nervenkrankheiten phantaſirt und zum Redner und zum Dichter werden kann, wie es im geſunden, im normalen Zuſtande des Gehirns, alſo auch des Geiſtes, nicht möglich war, oder ſind es anweſende, unſichtbare Geiſter, die aller Sprachen kundig, ſich in jener Sprache dem Medium mittheilen, welche Jene verſtehen, die mit ihren hingeſchiedenen, geliebten oder ſonſtigen Geiſtern verkehren und von ihnen beliebige Aufſchlüſſe verlangen?" Der magnetiſche Rapport hat wiſſenſchaftlich Vieles für ſich und Hellſehen (Chairvoyance) und unerklärliche Erſcheinungen bei Mondſüchtigen ſind Thatſachen, die nicht geläugnet werden können, und dem Forſcher vollkommen genügen. Dies ſind vorläufig Theoreme, welche zu löſen jeder Leſer ſelbſt ſtreben möge; wir wollen nun auf das Praktiſche übergehen und ſehen, was wir, auf eigene Erfahrung geſtützt, davon zu halten haben. Freund B. hat den Reigen begonnen und er zweifelte nicht, daß er wirklich mit dem Geiſt ſeines verſtorbenen Sohnes und dieſer zu ihm geſprochen habe. Herr M. ſtutzte über Einiges, ſchien aber nicht überzeugt zu ſein von der Exiſtenz einer Geiſterwelt.

Es iſt natürlich, daß Medien gewöhnlich die Geiſter von Eltern, Geſchwiſtern und Freunden zu citiren haben; ſonſtige Fragen, wie ſie auch an Wahrſager geſtellt werden, wegen Heirathsangelegenheiten, Geldaffairen und dergleichen Lieblings-Themata, oder Fragen über ein zukünftiges Leben, über Gott u. ſ. w. gehören im Sanctum der Medien zur Ausnahme von der Regel. Da ſich die Wünſche der Menſchen in allen Liebesangelegenheiten ziemlich gleich ſind; ſo kann das Medium auch den Wünſchen der Spiritualiſten, ihrer vertrauenden Kunden, leicht ſo nahe kommen, daß eine zum Glauben geneigte, im Sanctum durch „Sichſelbſtverlieren" in der Erwartung höherer Dinge paralyſirte Perſon wirklich in mittelbarer Berührung mit abgeſchiedenen Geiſtern zu ſein glaubt.

Nun, wie ſteht es mit mir? Ich ſtellte Fragen über meine Gattin, über Mutter und Vater. — Der Geiſt meiner Sarah, (das Medium nannte wirklich den Namen) hieß es, ſei noch im Körper — ſie ſei nicht ganz glücklich, leide viel an Kopfſchmerzen, das vom Magen herrühre, und

ſehnt ſich nach mehr Vampum (Geld in der Indianer Sprache). Nun, da hat der Geiſt, der aus dem Medium ſprach, allerdings die Wahrheit geſagt; doch konnte er mir kein Mittel angeben, um die Krankheit zu heilen. Ehe ein Jahr und drei Monate vergehen, werde ich nach New York überſiedeln und dort, in einer neuen Carriere, mehr Geld verdienen als jetzt. — Haben abzuwarten, ob der Geiſt hierüber wahr geſprochen hat. Der Geiſt meines Vaters ſagte, daß er nicht immer ſo an mir gehandelt habe, wie er hätte ſollen; doch ſei Alles zu meinem Beſten ausgefallen. Auch wahr; doch welcher Vater handelt immer ſo an ſeinen Kindern, wie er ſoll, und verwandeln ſich nicht ſehr oft Leiden in Freuden und Mißgeſchick in Glück? Als aber der Geiſt meiner Mutter, das heißt wohl: als das Medium als Repräſentantin meiner Mutter, die ich unendlich geliebt, zu mir geſprochen hat, geſprochen in einer Sprache der innigſten Liebe, da wurde ich durch Gefühle überwältigt und indeß, meine Hand durch die Hand des Mediums feſt gedrückt, ihr Magnetismus in mich überging, da fühlte ich ſo innig wohl, daß den Augen Thränen entquollen und meine Mutter wie verklärt mich zu umſchweben ſchien. Das iſt natürlich, das iſt die überwältigende Gewalt der Liebe. — Das iſt der höchſte, das iſt der reinſte Materialismus des materiellen Herzens!

Nachdem das Medium ſagte, daß ich von vielen glücklichen Geiſtern umgeben ſei (ſehr ſchmeichelhaft) frug ich, ob auch der Geiſt des Fürſten Friedrich Schwarzenberg darunter ſei, und die Antwort war: „er iſt kein glücklicher Geiſt; kann es aber noch werden.“ (Sonderbar!) —

Als ich endlich die Frage ſtellte: ob das Univerſum ſich ſelbſt regiere, oder durch Götter, oder einen Gott regiert werde, ſprach ſie — unter heftigen Zuckungen —: „ha, das iſt es (als hätte ſie eine ſolche oder ähnliche Frage von mir erwartet) — auf den Namen kömmt es nicht an, Gott iſt nichts anders als „die große bewegende Centralkraft, (the great central moving power).“ — Sie ſprach hierüber mehr ausführlich und ſo ſehr ihre Worte im Namen meiner Mutter aus dem Herzen kamen und in das Herz drangen, ſo war ihre Rede über Gott eine rein philoſophiſche; meinem Geiſte ganz homogen. Ueberhaupt ſcheint es, daß dieſer moderne Spiritualismus mehre Anhänger und beſonders Medien unter den Freidenkern (ſogenannte Infidels) habe, die — abgeſehen von dem Humbug der auch damit mitunter getrieben wird — der orthodoxen Kirche viele Mitglieder entziehen und dem Idealismus zuführen: alſo einem andern Glauben. Dieſer Glaube iſt mir ſelbſt noch nicht genügend, um das Vorhandenſein von Geiſtern (spirits) zuzugeben; von Geiſtern, die alle Sprachen ſprechen, um geſtellte Fragen in irgend einer Sprache zu beantworten, welche dem Medium und denen, die ſich mit dem Medium in Rapport ſetzen, verſtändlich iſt. Auf ſolche Vorausſetzung, auf ſolchen Glauben ſage ich mit dem Lateiner: „Credat Judaeus Apella;“ ſo intereſſant mir auch der erſte praktiſche Unterricht in der „magnetiſch-idealiſtiſchen Geiſterlehre“ geweſen iſt. Der Leſer mag ſein eigenes Urtheil fällen über die Data, ſo ich der Wahrheit getreu mitgetheilt habe.

O, Orindur, lös mir den Zweifel der Natur! Ich bin zu tief durch die Stofflehre durchdrungen, als daß ich mich ſo leicht dem Glauben an Geiſter hingeben ſollte, die — auch angenommen ihre Exiſtenz — mir nichts anderes ſein könnten, als „ein verſchleiertes Bild zu Sais,“ als der Glaube an einen unſichtbaren Gott, die Entſtehung der Menſchen von Einem oder von mehren Paaren, und dergleichen Myſterien mehr, die trotz aller Leuchte der Naturwiſſenſchaften und 1000jähriger Forſchung einzelne Denker jetzt noch ungelöst — und wohl immer der Reſignation werden anheimgeſtellt bleiben müſſen. Orthodoxie, Myſticismus, der ſogenannte philoſophiſche Gottesglaube und Idealismus beruhen auf einem und demſelben Fundament: „auf der Thorheit oder dem hochmüthigen Dünkel, das Unerforſchliche begreifen zu wollen.“

Der Geiſterverkehr dauerte über 1 Stunde, als ſich dann das Medium, erſchöpft durch ſprechen und ſingen einiger Lieder, die Augen rieb und erwachte.

Nun verlaſſen wir denn das Sanctum unſeres Mediums und ſchnappen nach friſcher Luft, um nicht im Wunderglauben das Bischen Verſtand zu verlieren, den wir nach vielem Denken und Forſchen, zur Beſeligung des inneren Friedens, erlangt haben. —

Zu den Wundern von Atlantic City gehört auch ein Inſekt, das Engliſch ſpricht und vom lieben Gott verdammt iſt, ſich müde zu ſchreien: Kathie did — Kathie did not! Käthi that — Käthi that es nicht. Frägt man die Leute, wie dieſe Grille heißt, ſo ſagen ſie: Kathie did. In dieſem Inſekt mag wohl der böſe Geiſt eines Zweiflers ſtecken, der Etwas behauptet, und das Behauptete ſogleich wieder hinwegläugnet.

Nach einer ſtürmiſchen Nacht, von der man mir am nächſten Morgen erzählt hat, kehrten wir nach Philadelphia zurück. Man ſollte ſich wundern, daß ich nach einer höchſt aufgeregten Geiſter-Procedur ſo ruhig ſchlafen konnte, daß ich den Sturm nicht gehört habe. Das ſind eben die guten und glücklichen Geiſter, die mich umſchweben und mir dieſe ſelige Ruhe geben.

Von Philadelphia fuhr ich nach Baltimore und von dort nach Washington, der fernſten Station meiner öſtlichen Tour. Tagelang folgte mir der gute Geiſt des Mediums, deſſen angenehmen Eindruck ich nie vergeſſen werde.

Zu Washington, dem Sitz der demokratiſchen Regierung, das heißt der Volksregierung, fiel mir eine Zeitung in die Hand mit einem Auszug aus dem „Charleſton Mercury“, welchen ich als Curioſum eines ſüdlichen Muſterdemokraten hier mittheile. Man leſe und ſtaune über die Ignoranz und Frechheit eines Excellenz, dem unter der Aegide der re-

Digitized by Google

publikaniſchen Partei am Ruder die Haare zu einem furchtbaren Zopf herangewachſen ſind.

Beſſer, tauſend Mal beſſer — ſchreibt jener Merkur, der Gott der Diebe — unter die Herrſchaft freier Neger und Zigeuner zu kommen, als unter die Yankees, Plattdeutſchen u. Canadier. Zigeuner und freie Neger haben mehr liebenswürdige, noble und hochherzige Eigenſchaften als Yankees, Sauerkraut-Deutſche, ſchmutzige, ſchnapstrinkende Irländer und Canadier haben können. Hört Ihr Deutſchen und Ihr Irländer und ſchreit euch heiſer: Hurrah for Democracy! Freilich macht Eine Schwalbe keinen Sommer; aber, leider, giebt es unter den ſüdlichen Freunden des Renegaten Johnſon und der entarteten demokratiſchen Partei dergleichen Schwalben gar viele.

Auch las ich, daß Englands Ausgaben ſich jährlich, nebſt Intereſſen, auf $289,0000,000 belaufen. Wir verausgaben jetzt um circa $100,000,000 mehr als England. Wer trägt die Schuld dieſer enormen Schuldenlaſt? Die republikaniſche Partei allein? Nein. Die demokratiſche Partei mit Culhoun's Schülern? Nein. Beide Parteien haben politiſch geſündigt, und müſſen dafür pekuniär und politiſch leiden. Anſtatt Reformer hatten wir Demagogen, Schreier und feile Aemterjäger, und ſollte man in der Schule des fürchterlichen Krieges mit ſeinen Folgen Nichts gelernt haben, ſo dürfte nicht nur die demokratiſche Partei, die jetzt den Verweſungsprozeß durchzumachen ſcheint, aufhören zu ſein, ſondern die Union ſelbſt dem politiſchen Tode anheimfallen. Wir wollen das Beſte hoffen; mehr vom Verhängniß des Volks-Inſtinktes als von der Weisheit unſerer Staatsmänner und der Ehrlichkeit unſerer Politiker! —

Die Heimreiſe via Pittsburg nach Cincinnati machte ich auf den ausgezeichneten Schienen der Pennſylvania-Centralbahn. Dieſe Fahrt via Harrisburg, Altoona und Johnstown, in dem wildromantiſchen Hochgebirg der Alleghenies, gehört unſtreitig zu den ſchönſten Fahrten in den Ver. Staaten. Auf dem höchſten Theil der Berge führt die Bahn den viel beſuchten Mineralquellen von Creſſon Springs vorüber. Ich bin da ausgeſtiegen, und verweilte im Park 4 Stunden bis zur Ankunft des nächſten Zuges nach Johnstown.

Ich habe mich in dieſem bergbekränzten Städtchen einen Tag aufgehalten. Das Forſter Haus daſelbſt wird ſehr gut geführt. Die hieſigen Eiſenwerke (Cambria Iron Works) beſchäftigen circa 8000 Perſonen. Die Arbeiter, ſagte man mir, verdienen gegenwärtig von 2 bis 5 und 7 Dollars per Tag. Die Geſellſchaft hat einen großen Laden, mit allen zum Leben nothwendigen Artikeln, und ſpekulirt, ſo zu ſagen, auf Koſten der Arbeiter, die angewieſen ſind da ihren Bedarf zu kaufen. Nun, Das mag auch ſein Gutes haben; aber Rüge verdient — wenn wahr, was man mich verſichert hat — daß die Arbeiter, als Stimmvieh behandelt, entlaſſen werden, wenn ſie bei Wahlen nicht nach dem Willen der Geſellſchaft ſtimmen. Ach, das ſouveraine Volk!

Von Johnstown fuhr ich nach Pittsburg, durch anmuthige dicht beſiedelte Thäler. Die Entfernung von Philadelphia nach Pittsburg iſt 355 Meilen. Ich habe hier eines Sonntags die Turnhalle beſucht, wo eben Gäſte aus Cleveland und Wheeling anweſend waren. Als Gruß war da über der Bar Folgendes zu leſen:

Trotz Temperenz und Pfaffen,
Seid nur ſtets aufgeweckt
Und kauft euch hier 'nen Affen,
Der alle Mucker ſchreckt.

Deutlich, in der That, obſchon nicht ſehr poetiſch. Der Affe iſt übrigens da kein Verdienſt, weil leicht zu haben; denn die Brauer, beſonders Nuſſer, Gangwiſch, Hechelmann und Lutz, liefern ſehr gutes Bier. Auch wächſt auf den Bergen von Allegheny City ſehr guter Catawba, und um die Mucker zu ſchrecken, hat man die freie Wahl zwiſchen einem Bieraffen und einem Weinaffen. Nur ein Ourang-Outang ſoll es nicht ſein; denn gerade dieſes Geſchlecht iſt es, das die vernünftige Lehre der Mäßigkeit zum amerikaniſchen Humbug der gänzlichen Enthaltſamkeit karrikirt hat.

Am 15. ward mir das Vergnügen, in Nuſſer's Halle zu Birmingham vor einem zahlreichen Auditorio zu reden. Es waltete hier ein freier Geiſt, der ſich in keine Kirche hermetiſch einſchließen läßt, und es darf die Herren Paſtoren der äußerſten Linken des Proteſtantismus — im Wald und außerhalb dem Wald — nicht wundern, noch ſollte es ſie ärgern, wenn ihre Zöglinge dem Atheismus verfallen, den Ehrwürdigen Herren den Rücken zeigen und die Stoln entziehen. Ob es wohl nicht gut wäre, eine proteſtantiſche Inquiſition einzuführen, um Atheiſten der Tortur und dem Scheiterhaufen zu überliefern? Ein Groß-Inquiſitor würde ſich wohl finden und das Geld ließe ſich, gewiß, leicht auf Empfehlung und Sollicitiren einiger gediegener Correſpondenten und Mitarbeiter der „proteſtantiſchen Zeitblätter“ erbetteln. Nicht wahr, most Reverend Sir?!

Von Pittsburg ging es without stopping nach Hauſe und ſiehe da, ich wurde nach einigen Tagen meiner Ankunft durch den angenehmen Beſuch des Herrn Farciot und Gattin überraſcht. Da mir der Rothwein der Kelley's Island Weincompagnie, wie früher erwähnt, ſo ſehr gemundet hat, ſchickte mir Herr F. gleichzeitig per Expreß ein Fäßchen von 10 Gallonen. Bald darauf erhielt ich einen Brief von meinem Neffen, der mir ein Fäßchen Sirmier Sligowitz (Zwetſchgenwaſſer) zu ſchicken verſprochen hat. Nun, da fehlt ja blos noch ein Fäßchen Günſer Ausbruch und ein Fäßchen Tokayer aus Hegyalja, um den Gaumen für eine kleine Weile con amore zu würzen. Sollte man mir aber eine ungariſche Köchin ſchicken, ſo würde mein alter Magen den höchſten Triumph feiern und der Kochkünſtlerin müßte nach ihrem Tode ein Monument geſetzt werden aus Anerkennung ihres hohen Verdienſtes.

Digitized by Google

Nun, unmöglich iſt Das wohl nicht, wenn man dieſen ſtillen Wunſch des Fackler's in der alten Heimath lieſt.

Für den äſthetiſchen Geſchmack des Geiſtes hat vor Kurzem Herr H. Bebie durch ein mir als Andenken zugeſchicktes Kunſtwerk ſeiner Hand geſorgt. Ein Oehlgemäde: „Gruppe von 6 Damen, Eine ſchöner als die Andere." Wahrlich, das Bild wäre ſelbſt für den Kunſt- und Frauen-Freund König Ludwig von Baiern ein höchſt willkammenes Geſchenk geweſen. Jener Ludwig iſt nun bereits im Paradieſe, und es müßte für ihn ein ſchreckliches Los ſein, ſollte ihn der liebe Gott als Katholiken jure competentiae fori für das langweilige Einerlei des chriſtlichen Himmels verdammt haben. Sobald ich Gelegenheit haben werde, einem Medium zu begegnen, werde ich den Geiſt ſeines Conſuls, des biedern C. F. Adae, citiren, um durch ihn zu erfahren, wo ſeines Königs Geiſt ſich befindet und ab er nicht auch, wie faſt alle Fürſten, ein unglücklicher Geiſt iſt. Adae's Geiſt kann nur ein glücklicher ſein, der keiner Stufenleiter des Reinigungsprozeſſes in der Geiſterwelt bedarf, da er ſchon hier auf Erden ein Muſter als Menſch, Gatte, Vater und Geſchäftsmann war. Nur die Tugend iſt es, ſo wahrhaft glücklich macht, lehrt die Stoa, und ich glaube ihre Lehre iſt wahr.

(Für die Fackel.)

Controverſe über den Glauben an Gott und der damit verbundenen Religion:

gehalten van zwei Nachbaren,

Fritz, einem Gläubigen, und **Paul**, einem Atheiſten.

Von einem Freidenker.

Fritz. Lieber Nachbar! Du biſt ein guter Menſch, liebreich und freundlich gegen Jedermann und zur Hülfe ſtets bereit, wo ſolche nöthig iſt; aber ein Ding iſt an dir nicht zu loben: du meideſt ſchon ſeit einem halben Jahr die Kirche ohne beſondere Hinderniſſe. Warum thuſt du dieſes?

Paul. Auf deine Aufforderung will ich dir ohne Rückhalt mittheilen, warum ich nicht mehr in die Kirche gehe: Ich glaube nicht mehr an einen Gott und halte deßhalb das Kirchengehen und beten zu Gott für Unſinn; auch ſehe ich klar ein, daß alle Religionen weit mehr Schaden als Nutzen bringen und deßhalb abgeſchafft werden ſollten. Ohne Religian wäre die Menſchheit auf e.nem viel beſſeren Standpunkte als ſie jetzt ſteht.

Fritz. Hör', Paul! wenn du wirklich ſo denkſt, wie du da geſprochen haſt, dann biſt du im Kopfe ganz verrückt geworden; denn bei klarer Vernunft könnteſt du nicht ſo denken und ſprechen. Sieh! ich habe Mitleiden mit dir und will dich deßhalb mit beſter Abſicht wieder zum Glauben an Gatt zurückführen; aber du mußt mich ruhig anhören, wenn ich dir beweiſe, daß es wirklich einen Gatt giebt.

Paul. Die Exiſtenz Gottes kann nicht bewieſen werden; aber dennoch werde ich deine Beweisgründe darüber ruhig anhören, und nun Fritz bringe deine Beweisgründe zur Exiſtenz Gottes vor.

Fritz. Der erſte Beweisgrund, daſt es einen Gatt giebt. iſt dieſer: Die Welt mit Allem, was darin iſt, kann nicht von ſelbſt entſtanden ſein; denn kein Ding in derſelben entſteht von ſelbſt, ſondern durch andere Dinge daſelbſt; z. B. Pflanzen durch vorhandene Pflanzen und Pflanzenſaamen, Thiere durch Thiere und Menſchen durch andere Menſchen 2c.; aber die erſten Menſchen und Thiere konnten ſo nicht entſtanden ſein und ebenſowenig die unendlich graße Welt. Dieſe müſſen eine andere Urſache gehabt haben zu ihrer Entſtehung, unt dieſe Urſache iſt der allmächtige Gott, welcher durch ſich ſelbſt von Ewigkeit exiſtirt und die Welt und alle Dinge darin durch ſein Allmachtswort aus Nichts erſchaffen hat. Ein fernerer Grund zum Beweiſe der Exiſtenz Gottes ergiebt ſich aus den zweckmäßigen Einrichtungen und Eigenſchaften der Dinge in der Welt. Wir Menſchen haben Verſtand, Vernunft, Gedächniß und weislich eingerichtete fünf Sinne zum wahrnehmen; ebenſo weiſe eingerichtete Glieder zu unſerem Schutze und Vergnügen und zur Erwerbung unſeres Unterhaltes, und ſo ſind auch alle Thiere nach ihren verſchiedenen Arten weislich eingerichtet. Dieſe weiſen Einrichtungen und zweckmäßigen Eigenſchaften kannte die bewußtloſe Natur den Dingen ſicher nicht geben; und deßhalb muß auch Gott die Dinge ſo zweckmäßig erſchaffen haben. Paul! wenn du darüber nachdenkſt, ſo wirſt du dadurch wieder Glauben an Gatt erlangen.

Paul. Ueber all Dieſes, was du da zum Beweiſe der Exiſtenz Gottes vorgebracht haſt, habe ich ſchon klar nachgedacht und bin damit zu dem überzeugenden Schluſſe gelangt, daß es wirklich keinen Gott giebt. Du glaubſt, daß Gott als vallkommener Geiſt mit Eigenſchaften begabt iſt, die alle Eigenſchaften der Welt und der Dinge darin bei weitem übertreffen, und von dieſem Gatt nimmſt du als glaubwürdig an — er ſei von ſich ſelbſt von Ewigkeit. Aber nach deinem erſten Grunde, den du zum Beweiſe der Exiſtenz Gottes vorbrachteſt, kann ja Nichts von ſich ſelbſt entſtanden ſein. Wenn nun die minder vollkommene Welt nicht ohne Schöpfer von Ewigkeit da ſein kann, ſo kann der fabelhafte Gott mit ſeinen vallkommenen Eigenſchaften nach viel weniger ohne Schöpfer von Ewigkeit daſein, und er muß gemäß dieſes Satzes auch einen Schöpfer gehabt haben, viel mächtiger, als er ſelbſt iſt und der Schäpfer, welcher Got ſchuf, ebenfalls einen Schöpfer viel mächtiger als er, und ſo

Digitized by Google

müſſen unendlich viele Schöpfer angenommen werden in ſtets ſteigender Allmacht, der vorausfolgende Schöpfer immer mächtiger als ſein Gottes-Geſchöpf, und jeder dieſer unendlich vielen Schöpfer muß allgegenwärtig ſein, ohne daß ein Schöpfer in den andern Schöpfern ſeinen Wohnſitz haben kann; denn wo ein Gott exiſtirt, kann nicht gleichzeitig ein anderer Gott exiſtiren. Mit dieſer Folgerung iſt der klare Beweis geliefert, daß die Exiſtenz Gottes mit dem Satze: „Nichts kann von ſelbſt ſein", nicht bewieſen werden kann, und eben ſo wenig kann ſolche aus den zweckmäßigen Eigenſchaften der Dinge in der Natur gefolgert werden. Auch hier muß vernünftig angenommen werden — wenn Gott ſeine vollkommenen Eigenſchaften von ſelbſt beſitzen kann, ſo können auch die Dinge ihre weiſe Einrichtungen von ſelbſt haben. Wer mir da zum Beweiſe der Exiſtenz Gottes vordringt, die unſerer Vernunft entſprechenden zweckmäßigen Eigenſchaften der Dinge können dieſelben nicht durch die unbewußte Naturnothwendigkeit erhalten haben, dem antworte ich ganz einfach: Du Gottgläubiger nimmſt doch an, daß Gott alle ſeine vollkommenen Eigenſchaften von ſelbſt habe; warum willſt du nun nicht gelten laſſen, daß die Dinge ihre zweckmäßigen Einrichtungen durch die bewußtloſe Natur erhalten haben? Zu den zweckmäßigen Einrichtungen der Dinge iſt der Weltſtoff und deſſen Kräfte wirklich vorhanden; aber zu der Entſtehung eines vollkommenen Gottes war Nichts vorhanden, wenn wir die unendlich vielen Schöpfer vor Gott exiſtirend nicht als wirklich vorhanden annehmen können, und dieſe können wir als wirklich exiſtirend nicht annehmen, weil die Welt unendlich iſt und außer der Welt kein Platz denkbar iſt, wo dieſe allmächtigen Weſen exiſtiren können. Auch der allmächtige Schöpfer Himmels und der Erde konnte vor dem Daſein der Welt nicht mit ſeiner Unveränderlichkeit und Allgegenwart exiſtiren; denn ohne die Welt konnte er nicht allgegenwärtig ſein und in ſeiner unveränderlichen Eigenſchaft konnte in ihm nach Verlauf von unendlich vielen Milliarden Jahren nicht erſt der Gedanke auftauchen, die Welt zu erſchaffen, wie die Theologen behaupten, zu ſeiner Verherrlichung und die Engel und Menſchen zu ſeinem Dienſte und zu ſeiner Anbetung. Dieſe Eigenſchaft – Verherrlichung, Verehrung, Bedienung und Anbetung zu verlangen – kann ein vollkommener Gott nicht beſitzen; auch kann Gott mit dieſer übeln Eigenſchaft nicht von Ewigkeit her behaftet ſein; denn ſonſt hätte er die Welt im Drange dieſer Eigenſchaft ſobald erſchaffen, als ihm die Erſchaffung der Welt möglich war und nicht erſt nach Verlauf von einer unendlichen Zahl von Jahren. Mit dieſer fatalen Eigenſchaft wurde Gott entweder erſt kurz vor ſeiner Welterſchaffung befallen, oder er war bis zu dieſem Zeitpunkte nicht allmächtig. Wenn Letzteres bei ihm der Fall war, ſo hat er bis zur Weltſchöpfung unendlich viel gelitten wegen Nichtbefriedigung ſeiner Ehrgebierde. — Der arme Gott muß viel dulden! Nun Fritz! wirſt du einſehen, daß deine beiden Gründe, die du zum Beweiſe der Exiſtenz Gottes vorgebracht haſt, durchaus nicht geeignet ſind die Exiſtenz Gottes zu beweiſen. Dieſes haben auch ſchon von jeher die auf den religiöſen Aberglauben ſpekulirenden Pfaffen und ſchuftigen Politiker eingeſehen; und da das Vorhandenſein eines Gottes nirgends in der Welt wahrnehmbar iſt, ſo erdichteten ſie Geſchichten, nach welchen ſich Gott gewiſſen Menſchen in verſchiedenen Zeiten geoffenbaret habe, und dieſe Lügengedichte brachten ſie ſchwarz auf weiß zu anderen geoffenbarten Lügen. Damit erhielten ſie Bücher mit Offenbarungen Gottes und legten dieſe ſauberen Machwerke dem armen Volke als höchſt glaubwürdig vor. Aber alle dieſe Bücher der verſchiedenen Religions-Syſteme ſind ſo dumm verfaßt und mit ſo vielen ganz leicht zu erkennenden Widerſprüchen überladen, daß man wahrhaft ſtaunen muß über die Dummheit der vielen Menſchen, welche darin keine Widerſprüche finden können und dieſe Widerſprüche auch dann noch nicht einſehen, wenn ſie von Anderen darauf aufmerkſam gemacht werden. Mit den ſchroffſten Widerſprüchen iſt beſonders die chriſtliche Bibel überladen, und dieſes Lügengewebe enthält auch die meiſten Offenbarungen Gottes. Mit dem vorſtehenden und nachfolgenden Beweiſe, daß ein perſönlicher Gott in Wahrheit nicht exiſtirt, ſind alle Religions-Syſteme und Religions-Schriften als Lügengedichte erwieſen, und deßhalb iſt eine Widerlegung derſelben zum Beweiſe der Nichtexiſtenz Gottes ganz überflüſſig. Wie ſchon erwähnt iſt, bedarf das Daſein Gottes eines Beweiſes, den Niemand liefern kann; aber leicht kann der Beweis geliefert werden, daß kein Gott in der Welt exiſtirt und waltet. Darüber iſt ſchon genügender Aufſchluß im Vorſtehenden gegeben und wird nun noch weiter gezeigt werden mit Hinweiſung auf die vielen Uebelſtände in der Natur. Wozu die verheerenden Stürme, Gewitter, Ueberſchwemmungen, Erdbeben, Bergeinſtürze und Lavinenſtürze? Und wozu die ſchädliche Dürre, Näſſe, die Frühlings- und Sommernachtfröſte, die tödtende Hitze, die Giftſümpfe und das ungeſunde Klima, die Krankheiten und Seuchen bei Menſchen und Thieren, die Vermehrung des Ungeziefers, die vielen Mißgeburten und ſchmerzlichen — oft todbringenden Geburten bei Menſchen und Thieren, die großen Sandwüſten der Erde ꝛc.? Alle dieſe nachtheiligen Dinge liefern den Beweis, daß ein allwiſſender, allmächtiger, höchſt weiſer und gütiger Gott nicht exiſtirt; denn ſonſt würde er in Berückſichtigung ſeiner lebenden Geſchöpfe all dieſe übeln Erſcheinungen in der Natur nicht vorkommen laſſen. Auch hätte er ſicher keine verſchiedenen Religionsſyſteme aufſtellen laſſen, um all die greuelhaften Verbrechen, Religionskriege, Ketzer- und Hexengerichte, fanatiſche Gehäſſigkeiten und grauſam mörderiſchen Verfolgungen ꝛc. zu verhüten, welche durch die verſchiedenen Religionsſyſteme angeregt wurden und jetzt noch angeregt werden. Hinſichtlich der zweckmäßigen Eigenſchaften der Dinge in der Natur ſteht es lange nicht ſo gut als die Theologen vorgeben. Die Menſchen haben Verſtandes- und Gedächtnißanlagen, ſehr

Digitized by Google

ſtiefmütterlich unter dieſelben vertheilt, und durchſchnittlich einen ſehr beſchränkten freien Willen. Auch haben die Menſchen nicht ſo gute Sinneswerkzeuge, wie man ſolche bei manchen Thieren antrifft; und warum hat der Menſch keinen zierlichen ſchützenden Pelz? und warum kann er nicht fliegen? Der Menſch hat Zähne zum zermalmen der Speiſen, um dieſe der Verdauung zu erleichtern. Bei jungen Menſchen iſt die Verdauungskraft weit ſtärker als bei alten; weßhalb haben jene die beſten Zähne und die alten oft gar keine? Ueber die Zweckmäßigkeit der Dinge in der Welt hat der große Denker Imanuel Kannt, wie folgt, ſich ausgeſprochen: Die Zweckmäßigkeit iſt erſt vom reflectirenden Verſtande in die Welt gebracht worden, der demnach ein Wunder anſtaunt, das er ſelbſt erſt geſchaffen hat. Der Chriſt kann nur in der Vorſtellung einer corrupten Idee von Gott an dieſen glauben; denn die Bibel zeigt Gott als Erztyrann und ebenſo die übeln Erſcheinungen in der Natur. Dieſe Dinge ſtehen in ſehr ſchroffem Widerſpruche zu einem vollkommenen Gott. Dieſes hat der indiſche Religionsſtifter „Buddha" ſchon 600 Jahre vor Chriſtus eingeſehen und nahm deßhalb zwei Götter — einen guten und einen böſen Gott — in ſein Religionsſyſtem auf. Dem guten Gott legte er die guten Dinge in der Welt und dem böſen die Uebelſtände in der Natur bei. Die feiner fühlenden Griechen nahmen dagegen für die Uebelſtände ein Fatum an, gegen welches ſelbſt ihre Götter Nichts vermögen, und die Chriſten holften die Urſache der Uebelſtände ſich ſelbſt auf mit der Erbſünde-Dichtung. Nachbar Fritz! Haſt du jetzt noch Etwas vorzubringen zur Widerlegung meiner angegebenen Beweisgründe gegen die Exiſtenz Gottes?

Fritz. Deine Beweisgründe gegen die Exiſtenz Gottes ſind unwiderleglich, und deßhalb kann ich nichts Vernünftiges dagegen einwenden. Nun glaube ich ſelbſt an keinen Gott mehr. Deine unwiderlegliche Folgerung, daß Gott auch einen Schöpfer haben muß, wenn Nichts von ſelbſt entſtehen kann, hat wie ein elektriſcher Schlag auf mich gewirkt und mich plötzlich vernünftig ſehend gemacht. Dieſe Folgerung, dieſe Gedanken wären mir nie von ſelbſt beigefallen. Wohl bin ich durch die widerwärtigen Begebenheiten in der Natur ſchon hie und da in Zweifel über Gott gerathen und dachte: „Gott ſcheint nicht gütig zu ſein; denn wenn er gütig wäre, ſo würde er die Uebelſtände verhüten. Ein gütiger Vater ſorgt beſſer für ſeine Kinder und läßt ſie nicht in Lebensgefahr kommen, wenn er dieſes verhüten kann. Und warum verhütet Gott nicht, daß Kinder blind, taub und krüppelhaft geboren werden? Dieſe unglücklichen Kinder haben nichts Böſes gethan und ſind doch für ihr ganzes Leben mit ihren Gebrechen behaftet. Wenn ich nun ſo nachdachte, ſo wandelte mich jedesmal eine Furcht an und da fiel mir ein, ein ſolches Denken ſei eine Gotteslästerung. Solche Furcht mag mich vielleicht auch wieder anwandeln, wenn ich denke, es giebt keinen Gott; aber ich werde mich dabei an deine Beweisgründe erinnern und damit dieſe fatale Furcht von mir verſcheuchen.

Meinen Glauben an Gott bin ich nun losgeworden, und Niemand wird mir denſelben je wieder aufhalſen können. Ich ſehe nun klar ein, daß Gott nur eine erdichtete Idee und nur die Welt mit ihrem Stoffe und deſſen Kräften es iſt, was unerſchaffen von Ewigkeit beſteht und ewig fortbeſtehen wird, und daß alle Thätigkeiten und alle Erſcheinungen in der Welt durch die Kräfte bewirkt werden, die in dem Weltſtoffe und den Dingen ſelbſt liegen. Sicher iſt es, daß die erſten Menſchen und Thiere durch den Stoff der Welt und deſſen Kräfte erzeugt worden ſind, und wenn auch nie genau nachgewieſen werden kann, wie dieſe Erzeugung bewirkt worden iſt. Das Gold iſt ein Produkt der Erde, und doch iſt es bis jetzt noch keinem Alchymiſt und Chemiker gelungen aus Erde und Steinen Gold zu machen, u. ſo ſteht es noch bei vielen Dingen in der Natur. Und nun Paul zeige mir, daß die Religion der Menſchheit mehr ſchadet als nützet, und daß ſie deßhalb abgeſchafft werden ſollte.

Paul: Durch vergleichende Zuſammenſtellungen der Verbrechen, welche jährlich in den geordneten Staaten und deren Provinzen ſeit vielen Jahren verübt wurden, hat man die Ueberzeugung gewonnen, daß die Zahlen der Verbrechen bei einem mehr wiſſenſchaftl. aufgeklärten u. gebildeten Volke jedes Jahr geringer ſind. Die Zahlen der Verbrechen findet man zu der Aufklärung u. Bildung der Völker in folgendem Verhältniſſe. Je mehr Aufklärung und Bildung bei einem Volke vorhanden, deſto weniger Verbrechen kommen bei demſelben vor; und je weniger Aufklärung und Bildung bei einem Volke vorhanden ſind, deſto mehr Verbrechen kommen bei demſelben vor. Nun ſind aber alle wiſſenſchaftlich aufgeklärten und gebildeten Perſonen entweder Ungläubige, oder doch ſehr zweifelvolle Gläubige, die in die Kirche gehen aus Gewohnheit, Lebensrückſichten und auch zum Zeitvertreibe. Die Verbrecherliſten zeigen, daß die meiſten Verbrechen von ſtupidgläubigen Perſonen verübt werden, und daß Stupidgläubige das meiſte Unweſen treiben, kann Jeder in ſeiner Nähe beobachten. Es werden aber auch von mehr intelligenten Perſonen unter dem Deckmantel der Religion durch Heuchelei und falſche Eide viele ſchlechte Handlungen begangen, was ohne Religion nicht geſchehen könnte. Die Religionen enthalten wohl gute Sittenlehren; aber die Gläubigen befolgen dieſelben in der Regel nicht, und es würden viel mehr falſche Eide geſchworen werden, wenn dagegen keine Zuchthausſtrafe geſetzt wäre. Viele Menſchen ſind der Meinung, daß die menſchliche Geſellſchaft ohne Religion übel daran wäre; aber dieſe Menſchen irren ſich ſehr. Die Religion iſt durchaus kein kräftiges Abſchreckungsmittel von ſchlechten Handlungen. Dagegen iſt die humane Bildung und die wiſſenſchaftliche Aufklärung das beſte Mittel, und dieſer ſteht die Religion im Wege und iſt derſelben ſchon von jeher ſtets im Wege geſtanden als ein furchtbares

Digitized by Google

Geſpenſt. Wenn die Religion der wiſſenſchaftlichen Aufklärung nie im Wege geſtanden wäre, ſa würde die menſchliche Geſellſchaft gewiß auf einer höheren Bildungs- und Wohlſtandsſtufe ſtehen, als ſie jetzt ſteht. Kein Fürſt und Pfaffe würde jetzt die Menſchheit noch knechten, und viele Dinge, die zur Volksfreiheit noch hergeſtellt und zum leichteren Erwerbe dee Lebensbedürfniſſe, zur größeren Bequemlichkeit und Behaglichkeit des Lebens noch erfunden werden müſſen, würden wie jetzt ſchon beſitzen, wenn die mächtigen Fürſten und Pfaffen, Hand in Hand, den Geiſt der Aufkläeung und Erfindung nicht ſtets unterdrückt hätten mit allen erdenklichen Grauſamkeiten. Dieſe ſcheußlichen Tyrannen ſahen leicht ein, daß die Religion die feſteſte Stütze ihrer Herrſchaft iſt, und daß die wiſſenſchaftliche Aufklärung dieſe Stütze untergraben kann. Die Pfaffen hielten deßhalb ernſtliche Spähe auf alle wiſſenſchaftliche Regungen im Volke, und ſobald ſie da beſonders begabte Männer bemerkten, welche Aufklärungsgedanken durch Reden und Schriften äußerten, die ihnen religionsſchwächend und damit ihree Herrſchaft gefährlich ſchienen, ſo ließen ſie dieſe Männee theils durch lebenslängliche Einſperrung und theils durch Meuchelmord u. öffentliche Hinrichtungen eiligſt vom Schauplatze dee Welt wegräumen. Dadurch wurden natürlich andere ſehr begabte Männer von der wiſſenſchaftlichen Forſchung und Aufkläeung abgeſchreckt und zu der unmöglichen Auffindung des weſentlichen Herrgotts gelenkt, odee an andere politiſche Schurkenarbeiten geſtellt. So konnte ſich die wiſſenſchaftliche Aufklärung das ganze Mittelalter hindurch nicht wohl regen, und das Volk blieb während dieſer langen Zeit mit einer jämmerlichen Dummheit behaftet. Dieſe hat wohl in der neueren Zeit bedeutend abgenommen; abee ſie ſpreizt ſich allenthalben bei dem Volke jetzt noch in einer erſtaunlichen Größe. Doch ſind jetzt wichtige Dinge vorhanden, z. B. der ſchnelle Verkehr der Menſchen und der große induſtrielle Aufſchwung, welche mit Grund hoffen laſſen, daß ſie den religiöſen Aberglauben bald bedeutend vermindern werden. Die freie Preſſe findet da einen guten Boden, auf dem ſie zur Aufklärung kräftig wirken kann. Das vernünftige Rechtsgefühl verlangt die Anerkennung der Gleichberechtigung für alle Menſchen und Achtung vor dee perſönlichen Menſchenwürde. Dieſe Aneekennung dee Menſchenrechte wird aber durch die verſchiedenen Religionen beſonders beeinträchtigt und beeeits unmöglich gemacht. Die Anhänger einer Religion halten ſich für beſſee geſtellte Menſchen als die Anhänger der anderen Religionen, und dieſe dünken ſich beſſee als jene zu ſein. Dadurch entſteht eine gegenſeitige Mißachtung und Verachtung, die häufig zu den größten Anfeindungen anregen und den wildeſten Fanatismus heraufbeſchwören zur Verfolgung der Andersgläubigen. Die Beweiſe hierüber kann Jedee in der Weltgeſchichte und leider jetzt noch im Volksleben finden. Darum nieder mit d.n Religionen!!

Fritz. Wenn abee die Religion den Gläubigen den Troſt wirklich giebt, den ihnen die Pfaffen vorſpiegeln; ſollten wir daeum ihren Glauben an Gott nicht ganz unberührt laſſen?

Paul. Bishee habe ich denkbaren Beweis geliefert, daß die Religion ein Verdummungsſyſtem iſt, wodurch die Bildung und Freiheit des Volkes (denke da an die läſtigen Sonntagsgeſetze) unterdeückt und der Fortſchritt der Menſchheit zum beſſeren Wohlſtande gehemmt wird. Zu dem läßt es ſich abee auch nicht einſehen, daß die Religion den Gläubigen einen beſonderen Troſt gebe. Wenn dieſelben krank werden, ſo ſchicken ſie ſo geſchwind nach einem Arzte, als die Ungläubigen es thun. Dieſes iſt Beweis genug, daß ſie dem Herrgott und dem Himmel nicht trauen; und viele Gläubige gebeeden ſich bei ihrem Ableben in geoßer Angſt vor der Hölle. Sie zweifeln mit Furcht an der ewigen Seligkeit; aber der Ungläubige ſtirbt in dieſer Hinſicht furchtlos über allen Zweifel erhaben.

Fritz. Nun, ſage auch ich aufrichtig: Nieder mit dee Religion! weg damit, ſo geſchwind wie möglich, und hurrah! für die humanen Freidenker. Paul! nun ſehe ich vollkommen ein, daß jede Religion mehr ſchadet als nützt; aber dennoch halte ich die chriſtliche Religion für die beſte Religion vor allen andern Religionen.

Paul: Deine Meinung, daß die chriſtliche Religion die beſſere ſei, kömmt aus deiner Gewohnheit; iſt aber ſehr irrig. Gerade die cheiſtliche Religion iſt die corrupteſte Religion im Vergleiche zu den anderen Religionen. Die Chriſten verzehren in heiliger Andacht zur Gottesverehrung nicht nur einen Menſchen, ſondern dazu noch ihren Gott ſelbſt. Damit übertreffen die Chriſten die Cannibalen bei Weitem; denn dieſe veezeheen nur Menſchen, aber keinen Gott. Und dieſee Gottmenſch läßt ſich von den Chriſten ganz geduldig verzehren, vermuthlich zur Buße ſeines fatalen Baumpflanzens, wodurch er nicht nur alle Menſchen, ſondern auch ſich ſelbſt unglücklich machte. Sein Hauptunglück beſtand darin, daß er ſich für ſeine böſe That ganz geduldig an ein Kreuz nageln hat laſſen. Daß Gott die Veranlaſſung zu dem Sündenfalle Adams und der Eva gegeben hat, zeigen die folgenden Verſe:

Gott ſchuf den Menſchen nach ſeinem Gefallen;
Aber dee liebe Gott irrte
Und gab ihm Luſt und Begierde
Und ließ ihn durch Verbot in Sünde fallen.
So fiel er dem Teufel in ſeine Keallen,
Der riß ihm zum Zeitvertreibe
Das Unſchuldskleid ganz vom Leibe.
So entblößt fühlte er Schaam und Schrecken
Und ſuchte ſich eiligſt zu verſtecken,
Da rief Gott ihm zu:
Adam! wo biſt du?
Auf dieſen Ruf kroch der arme Thoe
Gleich aus ſeinem Verſtecke hervoe

Und ſuchte ſich zu entſchuldigen;
Seine Pflicht war's, Gott zu huldigen.
Adam entſchuldigte ſich ſad,
Ihr wißt, er war kein Advocat.
Als Advocat hätte er ſich der Schuld entrückt,
Zur Entlaſtung hätte er da Gott vorgerückt:
Du gabſt dein Verbot für Schwache
Ganz ohne alle Urſache;
Du haſt dem Menſchen das Verbot geſtellt
Mit Vorauswiſſen, daß er es nicht hält;
Du hatteſt gar keine Gründe,
Ihn zu geben ob dee Sünde;
Du gabſt ihm Begierde und Sinnesluſt,
Dies haſt du ſchon vor dem Verbot gewußt!
Und nun ſtell' ich an dich die Frage;
Gabſt du ihm das zu ſeiner Plage? —
Ganz unſchuldig ſind deine Kinder,
Nicht ſie – ſondern du biſt der Sünder.
All dieſes kam abee nicht zur Sprache,
Adam unterlag ſo ſeiner Klage.
Aus Mangel eines Advocaten
Wurde der Menſch mit Schuld beladen.
Auf dieſer Schuld beruht das ganze Cheiſtenthum,
Zieht man die Erbſünd davon weg ſo fällt es um.

Nun Feiß wirſt du einſehen, daß der cheiſtliche Glaube ein erbärmlicher Humbug iſt.

Fritz. Deine in Veeſen gegebene Kritik übee die Geſchichte der vorgeblichen Stammeltern zeigt ganz klar, daß dieſe Geſchichte Gott viel ſchlimmer bezeichnet, als der Teufel zu ſchildern iſt. Gott hatte keinen Grund zur Veeanlaſſung der fraglichen Sünde; aber der Teufel hat Grund Gott zu opponiren, weil ihn dieſer aus dem Himmel verſtoßen hat. O, wie dumm war ich, daß ich dieſe unſinnige Geſchichte für glaubwürdig halten konnte! Doch kam ich einige Mal darüber hinſichtlich der Erbſünde in Zweifel, und dieſe theilte ich meinem vorgeſetzten Pfarrer mit. Dieſem ſagte ich, daß nichts in der Stammelteengeſchichte enthalten ſei, welches vermuthen laſſe, daß deren Sünde mit den Folgen derſelben auch auf ihee Nachkommen ſich erſtrecken ſolle, und daß nach den Woeten dieſer Geſchichte Gott nur körperliche Strafen über Adam und Eva verhängte; aber von Seelenſtrafen ſei da nichts bemerkt. Dazu ſagte ich ihm auch, es falle mir beſonders auf, daß Eltern, welche durch die Taufe von dee Erbſünde befreit ſeien, doch noch mit dee Erbſünde behaftete Kinder erzeugen können. Daeauf erwiderte mir dee Pfaffe ganz enteüſtet: Alle ſeine Zweifel ſind Eingebungen des Teufels. Sieht er denn nicht ein, daß alle Leiden, welche Gott über Adam und Eva als Strafe ihrer Sünde wegen kommen ließ, noch jetzt bei allen Menſchen beſtehen? und muß denn nicht jede Wirkung ihre Urſache haben? Dieſe Leiden ſind offenbare Wirkungen der Erbſünde, und darum muß bei allen Menſchen die Eebſünde vorhanden ſein; und zudem wird ee doch nicht klügee ſein wolle als die vielen Millionen Menſchen, die alle in feſtem Glauben an die Erbſünde leben und ſterben. Auf dieſe Rede gab ich mich wieder zufrieden.

Paul. Der Pfaffe hat dich da nach ächter Pfaffenmanier abgefertigt. An deinee Stelle wüede ich ihm aber noch weitee geſagt haben: Adam und Eva waren ſchon voe ihrem Sündigen ſterblich; denn ſie mußten eſſen, und Alles, was Nahrung in ſich aufzunehmen hat, iſt ſteeblich; und Adam war nicht nur dem Leibe nach ſterblich, ſondern auch der Seele nach. Dieſes beweiſt der Satz: Bis du wieder zur Erde wieſt, von dee du genommen biſt. Das Wort „Du“ bedeutet in dee Hauptſache die Seele des Menſchen. Adams Seele wuede ſonach von der Erde genommen und mußte wiedee Erde werden. Sa ſpeach Gott. Daß Gott dem Adam die Seele eingehaucht habe, hat Gott mit dem bezeichneten Satze ſelbſt widerſprochen. Die Seele des Menſchen iſt ein Geiſt — nämlich ein Weſen, das keine Theile hat und ſonach untheilbar iſt. So ſpricht ein Glaubensſatz dee chriſtlichen Religion. Nach unſerm Glaubensſatze konnten ſich unmöglich Theile von den Stammelteen lostrennen zur Beſeelung ihree Kinder, und ſo konnte auch die Eebſünde nicht übergehen auf die Seelen dieſer Kinder. Gott mußte dieſe Kinderſeelen neu erſchaffen, unabhängig von den Seelen der Eltern, und in dieſer Eigenſchaft kann die Erbſünde von den Eltern nicht auf die Seelen iheee Kindee übeegegangen ſein. Daß ſo viele Menſchen jetzt noch an die Erbſünde glauben können, iſt ein Armuthszeugniß füe die gegenwäetige Aufklärung des Volkes und ein Beweis, wie entſetzlich nachtheilig die Einprägung dee finſteeen Glaubensſätze auf die Intelligenz, und beſonders auf den Verſtand, wirkt. Der Chriſt glaubt an die Allgegenwart Gottes und glaubt dazu, daß ein Prieſter den Herrgott in ein Stückchen Brod machen könne nach der Größe des Brodes, und dieſes kann ein ſolchee Schwarzkünſtler nicht nur bei einem Stückchen Beod leiſten, ſondern er kann den Herrgott in Millionen Stückchen auf einmal machen und auch durch Brechen der Herrgottſtückchen den Gott veevielfältigen. Die Allgegenwaet Gottes kann ſich entweder vor dem Gottmachtungsakte nicht auf die Stückchen Brodes erſtrecken, oder der Schwarzkünſtlee iſt im Stande, den Heeegott „in den Herrgatt“ zu machen. So viel kann der allmächtige Gott nicht leiſten, weil er unveränderlich iſt. Welch ein unſinnger Glaubensartikel!! Der Chriſt glaubt feenee, daß Gott allwiſſend, unveränderlich, höchſtweiſe und gütig ſei; und dieſen Eigenſchaften völlig zuwidee glaubt er weiter, daß es nöth'g ſei, den lieben Gott um die erfaederlichen Dinge zu bitten. Die Hottentotten denken von ihrem guten Gott viel vernüuftiger als die Chriſten; denn jene glauben, daß ihe guter Gott alles Röthige von ſelbſt ihnen gebe, ſoweit ihe böſer Gott des buddhaſchen Dogmas ihm kein Hindeeniß ſetzt. Hurrah für die Hottentotten. Oder ſollen wir ein Hurrah füe die amerikaniſchen Geſetzgebungen ausrufen? Dieſe ſtellen für

Digitized by Google

die Dauer ihrer Geſetzgebungsſitzungen in der Regel einen Prieſter auf Landeskoſten an, mit der Aufgabe: Den unveränderlichen Gott veränderlich und den Allwiſſenden auf ſie aufmerkſam zu machen und den Höchſtgütigen mit täglichen Gebeten zu bewegen, daß er ſie zum Geſetze machen gnädigſt erleuchten möge. So Etwas thun die Hottentatten nicht. Das Geſetzgebungsperſonal traut ſeinem eigenen Verſtande nicht. Darum können auch wir dieſem kein Vertrauen ſchenken. Falls aber eine Geſetzgebung einen Geiſtlichen aus Heuchelei zum Beten anſtellt, dann verdient ſie als eine politiſche Schurkenſippſchaft die volle Verachtung. Eine mit eligiöſen Vorurtheilen befangene Geſetzgebung taugt nicht wohl zum Geſetzemachen; denn dazu fehlt ihr der nöthige klare Verſtand. Dieſes beweiſen die muckeriſchen Sonntagsgeſetze, die läſtigen Temperenzgeſetze, die Taxen auf geiſtige Getränke, die Unterſtützungen der Religionsgemeinden durch Taxbefreiung des Kircheneigenthumes und beſonders die Strafgeſetze gegen die Verbrechen. Religionsbefangene nehmen in der Regel eine größere Willensfreiheit — nämlich Fähigkeit Vernünftiges zu wollen — bei den Menſchen an, als dieſelben wirklich beſitzen. Lavater ſagt über die Willensfreiheit des Menſchen: Der Menſch iſt frei, wie der Vogel im Käfig; er kann ſich innerhalb gewiſſer Grenzen bewegen, und Aehnliches zeigen auch folgende Verſe: Man ſagt:

Die Menſchen haben freien Willen
Und können ihre Pflicht erfüllen.
Iſt dieſe Annahme auch wahr?
Wer ernſtlich darüber nachdenkt,
Findet den Willen mehr beſchränkt
Und Willensfreiheit ſelten klar.

Der Menſch handelt von Macht getrieben
Häufig nach Leidenſchaftsbelieben;
Ihn beherrſcht der Leidenſchaft Macht.
Vernünftig denken ſteht da ſtill,
Er handelt wie die Neigung will,
Ob gut, ob ſchlecht bleibt unbedacht.

Der Menſch im Leidenſchaftszuſtande
Denkt nicht an Recht und nicht an Schande
Und handelt wie ein Wahnſinnsthor,
Von ſeines Wahnes Uebermacht
Wird er zu Schandthaten gebracht;
Kein Wille hält ihn da empor.

Ganz außer vernünftiger Schranke
Entſteht bei Menſchen der Gedanke
Zu einer greuelhaften That.
Dieſer Gedanke regt den Wahn
Und treibt zu den Verbrechen an,
Oft zu Schandthaten im höchſten Grad.

Der Menſch wird nicht bösherzig geboren,
Durch Schickſal geht der Wille verloren,
Die Erziehung giebt den böſen Wahn.
Wem das Schickſal nicht iſt gewogen;
Dem wird ſein Herz nicht gut erzogen,
Und Andere ſind da Schuld daran.

Drum fallt den Verbrecher nicht grauſam an;
Denkt, ſeine Erziehung iſt Schuld daran,
Sein Schickſal gab ihm böſen Wahn.
Straft ihn gelaſſen für ſein Verbrechen,
Nicht im Sinn', die böſe That zu rächen,
Nur zum Abſchrecken, doch human.

Klare Vernunft iſt bei einer Schandthat
Nicht vorhanden; da iſt ſie außer Rath;
Das Sittengefühl iſt ohne Macht.
Da kann ſich die Vernunft nicht erheben
Und dem Verbrechen guten Rath geben;
Die That wird nicht vernünftig vollbracht.

Nur der Menſch hat ſittlich guten Willen,
Und kann ſeine Pflichten wohl erfüllen,
Der ein mächtig gutes Herz hat.
Dieſes hält ihn ſtets auf rechter Bahn
Und läßt nicht auftauchen argen Wahn;
Da find't vernünftig Wallen Statt.

Das Herz der Verbrecher zu erziehen,
Das ſei unſer ernſtliches Bemühen,
Dies ſei der Strafgeſetze Plan.
Kein Geſetz ſoll ſich dahin erſtrecken,
Mit grauſamen Strafen abzuſchrecken;
Jedes Strafgeſetz ſei human.

Der Menſch denkt, wie ſeine Gedanken von Außen durch die fünf Sinne und von Innen durch ſein gewöhntes Denken angeregt werden; er kann wohl ſein Denken von habenden Gedanken abbringen und andere Gedanken in das Bewußtſein hervorrufen; aber dabei tauchen aus ſeinem Gemüthszuſtande und gewohnten Denken, mehr oder weniger, immer unwillkürliche Gedanken in das Bewußtſein auf, die ſeiner Willensfreiheit Schranken ſetzen und auch den freieſten vernünftigen Denker beim Denken beeinflußen. Die Pfaffen, welche dieſen Zuſtand des Willens nicht abläugnen können, ſagen, dieſe Eigenſchaft des Willens komme von der Erbſünde. Da nun die Intelligenz und gemüthliche Anlagen ſehr verſchieden unter die Menſchen vertheilt ſind, ſo hat der höchſtgütige und gerecht Vater auch die Erbſünde nach dieſem Maaße unter ſeine Menſchenkinder vertheilt. Dem einen Kinde gab er ein größeres und dem anderen Kinde ein geringeres Quantum Erbſünde — höchſt weiſe, gütig und gerecht.

Digitized by Google

Zum Schluſſe dieſes Wechſelgeſpräches wird darauf aufmerkſam gemacht, daß Alle, welche ihr Scheeflein zur geiſtigen und ſittlichen Hebung des Valkes beitragen wollen, mit allem Ernſte dahin ſtreben ſallen, möglichſt zu verhindern, daß der Jugend finſtere Glaubensſätze eingeprägt werden und ebenſo zu verhindern, daß Beiträge zu irgend einem religiäſen Cultus und anderen Religlanszwecken geleiſtet werden; fernee dahin zu wirken, daß nur Männer von gutem Charaktee und geſundem Menſchenverſtande — frei van allen religiöſen Vornrtheilen — zu allen Volksvertretungen erwählt werden und beſonders für Gründung guter Schulen zu ſorgen. Die Jugend lernt in den amerikaniſchen Volksſchulen leſen, ſchreiben, rechnen und auch, wa der Pfeffer wächſt; aber ſie leent da nue wenig denken. Warum? Weil es da an der nöthigen Denkanregung mangelt. Der Verſtand wird beſonders durch genaue Wort-Definitionen und gute Begriffszergliederungen geſchärft und zum ſchnellen und eichtigen Denken erſtarkt; aber dieſer Unterricht kann in dieſen Schulen nur ſelten bemerkt werden. Fragt man einen der beſſeren Schüler daſelbſt z. B., welche Dinge werden als nabe beiſammen betrachtet, und was zeigt deren Näbe an? ſo wird ee eine unpaſſende Antwort geben; ihm wird nicht einfallen, daß die Näbe dee Dinge durch ihren kleinen Zwiſchenraum bedingt iſt. Dieſem Uebelſtande kann nur durch Anſtellung wahlgebildeter Ledrer abgebalfen werden. Hoffen wir, daß es bald zur beſſeren Aufklärung kommen möge.

Peru, Jll., 3. Juli 1868.

Für die Fackel.

Die ehemaligen Pfahldörfer in den Schweizer-Seen.

Van Mathilde Franziska Anneke.

Zu einer Gondelfahrt auf dem ſchönen Zürcherſee möchte ich Sie heute einladen. Treten Sie mit mir auf das Plateau eines kleinen Vorgebirges und laſſen Sie einen Blick ſchweifen über die blaue Fläche des breiten Strombettes, das ſich in dee Form eines Halbmondes da ergießt und den reizenden Vordergrund begeenzt, der in üppigen Wieſenmatten, Obſt- und Weingärten, in pitteeesken Häuſergruppen und endlichen Schluchten und Höhen lieblich und beſcheiden genug ſenkt und hebt, um nicht nur die blinkenden Firnen über ſie hinweg ſtralen zu laſſen, ſondern auch noch auf die niedern Bergrieſen freundliche Blicke zu geſtatten. Die Fluth iſt ruhig und ſtill, wie der Frühlingshimmel.

Eilen wir quer durch die belebten Straßen hindurch bis zum Quai. Rechts die ſtrotzenden Hatels und reichen Läden mit ihren blinkenden Schaufenſtern. Links das belebte Ufer des Sees, an welchem eine ſtattliche Flotte des induſtriellen Zürcher Camodore liegt, wahl an hundert Gondeln und Barken ſegel- und ruderfertig, und eben ſo viele noch müßig im Haſen ruhend. Wir nehmen die Barke dort mit Steuer und Rudern, ohne das flatternde rothweiße Leinendach — denn frei ſoll unſer Blick ſein, frei um die Stirn uns das fächelnde Lenzlüftchen wehen.

Wie fein Liſpeln beredt iſt und ſpricht von Leben und Auferſtehung, von Zukunft und Glück, von Blumen und Blättchen. Es läßt ſich nicht beirren von den dumpfen, plätſchernden Ruderklängen, den Sirenenſtimmen von Untergang und längſt dahin gerauſchter Vergangenheit.— Und doch ſollen wir ihnen nur lauſchen heut, ich habe Sie dazu geladen.

Fünftauſend Jahee führen ſie uns zurück in den dahingeſchwundenen Zeitenſteom. Aus der unendlichen Tiefe herauf bringen ſie uns Kunde von einem ungekannten Geſchlecht, von welchem keine Chronikee, keine Geſchichtsbücher, keine Traditianen reden, von deſſen Dageweſenſein uns nunmedr abee in tauſendfältigen Denkmäleen Zeugniß vom verſchwiegenen Grunde emporgebracht wird. Nicht in abgegrenzten Höfen, auf grünem Rain dem lächelnden Geſtade entlang, ſo weit das Auge ſchweift und heutigen Tags auf feſten Wohnungen in Städten und Döefern ruht, erfreute damals ein mächtiger Menſchenſtamm ſich dee Natur, nein, er hatte ihre Wildheit geflohen und ſich begeben auf die trügeriſchen Wellen der Gewäſſer, um geſchützt zu ſein, vielleicht voe den grimmigen Thieren der Wälder und var den Feinden, die — wer kann es ſagen— von wohee kamen?

Noch ſind nicht gar fünfzehn Jahre verſchwunden, als bei einem ſehr niedrigen Waſſerſtande des See's die erſte Aufdeckung von Pfahlbauten auf ſeinem tiefen Grunde gemacht wurde. Laßt uns mit einigen kräftigen Ruderſchlä auf der Fläche rechts wenden, ſo gewahren wir eine halbe Meile weitee hinauf links am Geſtade einer großen Bucht, an welcher der bedeutende Flecken Meilen ſich hinſtreckt. Dort wurde zuerſt im Jahre 1857 ein Stückchen althelvetiſcher Geſchichte aufgerollt und zwar von Arbeitern, die bei vorgenommenen Waſſerbauten an dieſem Platz auf eine geregelte Reihe von Pfählen ſtießen. Sie beeilten ſich dem allezeit fertigen Ratgeber, iheem Lehrer, van dem Funde eines neuen Vineta's — der verſunkenen Fabelſtadt, die wir aus Mährchen und Geſängen kennen — Kunde zu geben. Heer Aeppli beſchaute ſie, die Trümmee dieſer Herrlichkeit, von der nirgend etwas gemeldet ſteht, u. ging nachdenkenden Sinnes gen Zürich, dem Sitze alter Weisheit und Wiſſenſchaft. Hiee wandte er ſich an die antiquariſche Geſellſchaft, dieſem um die Geſchichte durch Forſchungen im Schweizerlande ſo hachverdienten Inſtitute, Mittheilung zu machen. Dieſelbe leitete ſyſtematiſche Unterſuchungen und Nachfae-

Digitized by Google

ſchungen ein, in Folge welcher die erſte große keltiſche Anſiedlung im Zürcher-See vollſtändig aufgedeckt wurde.

Der antiquariſche Verein von Zürich, der ſich insbeſondere die Erforſchung der vorchriſtlichen Zeit zur Hauptaufgabe geſtellt hat und für die Erhaltung und Bekanntmachung aller Ueberbleibſel aus der Vorzeit, die in geſchichtlicher oder künſtleriſcher Beziehung merkwürdig ſind, Sorge trägt, — ſeinen Anſtrengungen iſt es denn zuerſt gelungen, die ſtummen Zeugen jener Zeit heraufzubeſchwören und da kein Pergament, keine Geſchichtstafel von einem großen und durch ſeine Kultur mächtigen Geſchlechte, das wahrſcheinlich Jahrtauſende vor Moſes und Abrahams Zeiten die Thäler, Flüſſe und Seen dieſes helvetiſchen Landes bevölkert hat, melden, ſo läßt er die Steine und Pergamente von Geräthen und Culturgegenſtänden, die Zeugen, die Chroniken und Urkunden ſein. Er nimmt die Baggerſchaufel zur Hand um dem Schooß der Tiefe die treu bewahrte Hieroglyphe zu entwinden. Welch eine Fundſtätte wird ſie dem hiſtoriſchen Forſcher ſein!

Da kommen Handwerkzeuge, verkohlte Vegetabilien, Götzenbilder von denen wir nie eine Kenntniß hatten, da kommen Gewebe und künſtleriſche Gegenſtände — ja ſelbſt Schätze und Schmuckſachen zum Vorſchein.

Aber mit dieſer einen verſunkenen Stadt, ſo groß ſie auch an Umfang iſt und an Bedeutung vor uns liegt, iſt uns wohl keine evidente Gewähr für ein ehemaliges mächtiges Geſchlecht gegeben, nein, erſt müſſen die Tiefen anderer Seen, an denen das Land ſo reich iſt, ihre beredten Zeugen zu dem großen Auferſtehungs-Congreß bringen. Und ſiehe da, von allen Seiten treffen ſie ein. Zweihundert Städte an Zahl ſteigen aus dem Grunde empor und reden von Culturepochen der Vorzeit, von denen alle die vielwiſſenden Gelehrten unſerer Tage keine Ahnung, keine Wiſſenſchaft hatten.

Zweihundert Pfahldörfer zählen wir bis heute in den Schweizerſeen aufgedeckt. Da ſind 4 im Zürcher-See, 4 im Pfäffiker, da ſteigen allein 20 aus den blauen Fluthen des Bieler empor; 46 im herrlichen Neuenburger; 24 im Genfer; 18 im Bodenſee; 16 im Unter- und 5 im Ueberlinger-See; da zeigt auch der Greifen-See 1 und der Zuger 1; da endlich der Murtner noch Kunde von 16 verſchollenen, da bringen andere ſie, bis eben vor wenigen Wochen die Zahl der zweihundert voll geworden iſt.

Ueberall an den Ufern, da wo eine ehemalige Niederlaſſung ſich findet, ſtehen heute die Städte und Dörfer des Schweizervolkes. Ihre Fundamente — eingerammte Pfähle von 8 bis 12 Fuß, unten ſpitz zugeſtutzt, manchmal abgebrannt, manchmal behauen und oben abgeflacht — ſind meiſtentheils 2 bis 3000 Fuß vom Ufer entfernt. Im Pfäffiler See bei der umfangreichen Pfahlbaute Robenhauſen ruhen ſie ausnahmsweiſe auf Inſeln und deren Bauplätze ſind Sümpfe. Sie iſt eine der größten und wichtigſten Niederlaſſungen die gefunden worden ſind, mißt 3 bis 4 ſchweizeriſche Juchart im Umfange und zählt 100,000 Pfähle. Man entdeckte ſie beim Torfſtechen vor einigen Jahren. Die Fundſchicht liegt 7 Fuß tief unter dem Torf; auf dem Torf liegt noch eine 1 Fuß tiefe Lage Dammerde aus verfaulenden Pflanzſtoffen, zugewehter Erde ꝛc. Erwägt man welche Zeitraum dazu gehört, ehe nur dieſe Dammerde ſich gebildet und dann bis dieſe dicke Torfſchicht gewachſen war, ſo läßt ſich auf geologiſchem Wege das Alter unſerer verſunkenen Städte und Dörfer beſtimmen. Gewöhnlich ſcheinen die Bewohner die nach Süden liegenden Buchten zur Niederlaſſung gewählt zu haben, um ihre Wohnungen vor den Stürmen zu ſchützen. Auch haben ſie die Ebenen auserſehen, um für ihr Vieh Weideplätzen nahe zu ſein.

Das zuerſt entdeckte Dorf bei Meilen hat die ganze ſchöne und weite Bucht bis tief in den See hinein bedeckt. Zu ſeinem Unterbau ſind wenigſtens auch an 100,000 eingerammte Pfähle verwendet worden. Auf dieſen langen Gerüſten von Balken, die mit Baumſtämmen belegt waren und gewiſſermaßen große Brücken bildeten, waren zahlloſe Hütten errichtet, von welchen ein leichter Steg zum Lande führte. Die Pfähle ſtecken tief in dem feſten Grunde der Seen. Um ſie und über ſie hat eine Schicht ſich gebildet, beſtehend aus vegetabiliſchen Stoffen, Obſt, Stroh, Getreide, Flachs und thieriſchen Ueberbleibſeln, untermiſcht mit jenen Fundgegenſtänden, die von der weit gediehenen Cultur dieſer Urhelvetier Kunde geben und die deswegen Fundſchicht genannt wird. Oberhalb dieſer liegt eine viele Fuß hohe Schlammſchicht und dann kommt das Waſſer. Die Pfähle ſind in einer gewiſſen Ordnung eingeſenkt. Die Erbauer bedurften zu dieſer Arbeit der derben Holzſchlägel, die man in der Tiefe fand. Die äußerſten Reihen des oft umfangreichen Dorfes waren mit Zweigen durchflochten, um den Anprall der Wellen abzuhalten. Die Eckpfähle waren geſchickt eingezapft. Für jede einzelne Hütte ragten 4 oder auch 6 Pfähle über das Balkenlager hinweg, die den Dachſtuhl zu tragen hatten.

Der Boden der Hütte, der bedeutend erhöht lag, iſt mit Hölzern von Spätlingen belegt, wurde mit Lehm geebnet und gedichtet und war mit Matten von Stroh und Baſt ſogar bedeckt. Während zum Bau von Obſtbäumen kein Holz verwendet wurde, hat man Haſelnußſtämme in Hülle vorgefunden. Geländer um dieſe Pfahlgerüſte, die aus den verſchiedenſten Holzarten beſtehen, müſſen ebenfalls vorhanden geweſen ſein. Die Wohnungen bildeten länglichte Rechtecke, zwei Wohnungen in einer Baute zu Niederwyl, die 27′ Länge und 15′ Breite maß, wurden vollſtändig abgenommen. Es gab aber auch kleinere Hütten; ſie ſtanden auf ihrem gar koſtbilligen Terrain nahe zuſammen, mit einem kaum 2 bis 3 Fuß breiten Zwiſchenraum. Die Wohnungen hatten nur ein Gemach; es enthielt die Lagerſtätten aus Binſen, Moos, Thierfellen, ſowie den Kochheerd, ein Gerüſt von Steinplatten mit Töpfen und Geräthen, wie es uns noch ganz und vollſtändig zu Tage

gefördert wird. Die Wände waren aus Stangen gebildet, durch welche Flechtwerk gezogen war. Das Dach beſtand aus Stroh, Schilf und Rinde. Ein ſolch verkohltes Stück Bedachung hat man ebenfalls aufgefunden. Von den Werkzeugen, die uns die Tiefe wieder giebt und welche auf Gewerbthätigkeit und großen Fleiß dieſer Urvölker ſchließen laſſen, ſind Aexte, Meißel, Hämmer, Pfrieme, Ahlen, Strickwerkzeuge, Fragmente von Webeſtühlen, Kornquetſcher, Netzſenker, Schleifſteine, Waffentheile und Kochgeſchirre höchſt bemerkenswerth. Von den Producten dieſes Fleißes zeigen ſich Gewebe und Geſpinnſte aus Flachs und Wolle, Flechtereien aus Stroh, Binſen, Baſt und dergleichen. Bei dem maſſenhaften Funde dieſer Gegenſtände wäre es nicht unmöglich von dem der Tiefe entwundenen Material vollſtändige Wohnungen der vor Tauſenden von Jahren lebenden Menſchen wieder aufzurichten und ſie mit denſelben Geräthen auszuſtatten, die ihnen gehörten. Die antiquariſche Geſellſchaft in Zürich bewahrt in ihrem Muſeum die Schätze in zahlloſen Maſſen wie Heiligthümer auf. Sie beſtehen aus Stein, Bronze und Eiſen, je nach den verſchiedenen Niederlaſſungen wie ſie den drei Epochen:

der Steinzeit,
der Bronzezeit oder Erzzeit und endlich
der Eiſenzeit,

angehören.

In der erſten Periode des Alterthums, die mit dem erſten Menſchen beginnt, kannte der Menſch noch keine Metalle; ſeine nothwendigſten Werkzeuge, ſeine Axt, ſeine Säge, Meſſer finden wir lediglich aus Stein, Horn, Holz oder Thierknochen.

Die Pfahlbauten in der Schweiz gehören faſt alle dieſer „Steinperiode" an. Wir finden kein Stückchen Metall in ihnen. In Meilen kam nur ein Bronzekeil, ein Schmuckgegenſtand und eine Bernſteinkoralle vor. Man betrachtet ſie als Abnormitäten. Alles Andere was aufgefunden, zeigt wie uralt dieſe Ortſchaft, jedoch aber in die „Bronzezeit" hineingeragt haben muß.

In der zweiten Periode wußten die Menſchen ſich aus einer Metallmiſchung von Kupfer und Zinn ihr Beil ſowie ihren Schmuck zu bereiten. Auf einer Pfahlbaute im Genferſee wurde ſogar eine ſolche Gußſtätte gefunden; auch neuerdings im Bieler für zierlichere Geräthe. In den Pfahlbauten, die der zweiten Periode angehören, findet man Stein und Erze zugleich verwendet. Der Forſcher giebt dieſer Periode eine Dauer von 1700 Jahren.

Die Eiſenzeit, welche ihren Beginn mit der Gründung Rom's 1735 v. Chr. vereinigt, verdrängte die ſteinernen u. erzernen Geräthe nicht. In den Fundſtätten dieſer Periode finden wir jene friedlich beim Eiſen liegen. Man hatte dies ſpröde Geſchenk der Erde ſich unterthan gemacht, man hatte gelernt zu bewältigen und zu benutzen Andere zu bewältigen. Die Thongeräthe zeigen uns auch in der erſten Periode den künſtleriſchen Sinn der Vorfahren. Die Scherben tragen alle Verzierungen. Hübſche Gefäße und Trink-Pokale ſteuten 'auf Geſchmack und Sitte hin. — Der edle Stein des Nephrit iſt zu den zierlichſten Werkzeugen geſchliffen und Spindel und Webſtuhl ſind ohne Zweifel beim Heerde gedreht und gehandhabt. Die Fragmente von dieſen künſtleriſchen Productionen werden unter Glas und Rahmen der Nachwelt aufbewahrt. Brod, Getreide — man grub unlängſt eine Vorrathskammer aus mit etwa 100 Seſtern Waizen — Obſt, gedörrte Aepfeln, eine Unmaſſe von Haſelnüſſen und ihren Schaalen, Flachs, unglaubliche Menge Knochen von Bären, Hirſch, Biſon und Ur, ſteigen zur Oberfläche empor. In Robenhauſen allein ſind bis zum heutigen Tage Reſte von 59 Thierarten aufgefunden. Man ſtieß dort zum erſten Mal auf Schädel von Hunden.

So lange der Schooß der Tiefe uns dieſe Ueberbleibſel von einem vor Jahrtauſenden exiſtirten Geſchlechte hütet, ſind ſie in dem überkommenen Zuſtand wohlerhalten. Sobald die Schaufel ſie aber an das Licht, an die Luft gebracht hat, fallen die meiſten Gegenſtände von Holz und andern weichen Stoffen in Moder auseinander. Die Schatzgräber wiſſen daher koſtbare Fundſtücke, im Waſſer, um ſie vor gänzlicher Zerſtörung und Untergang zu bewahren, in geſchloſſenen Fläſchchen aufzuheben. Da die Anſiedlungen meiſtentheils durch Feuer von der Oberfläche verſchwunden ſind, ſo ſind viele Dinge zwar verkohlt, jedoch in dieſem Zuſtande um ſo beſſer conſervirt. Man glaubt das Schickſal, dem heut zu Tage auch Glarus, Seewis, Reoms und ſo viele andere Ortſchaften der Schweiz zum Opfer fielen, die vom Föhn zum Raſen angefachte Flamme, ſei auch den leicht gebauten Hütten der Urbewohner verhängnißvoll geworden und habe ihren Untergang für ewige Zeiten in Feuer und Fluthen beſiegelt.

Ihre Auferſtehung verdanken wir dem Zufall und dem Forſchergeiſte dieſes Jahrhunderts. —

Wir gleiten in unſerm Kahn über die Rieſengräber ganzer Geſchlechter dahin.

Lehre der Nahrungsmittel.

Von Jak. Moleſchott.

Bier, Wein und Branntwein.

Ein treffendes Beiſpiel für die erfinderiſche Aufmerkſamkeit, mit der von jeher der Menſch das Hirn zu erregen ſuchte, ſind die berauſchenden Getränke. Weingeiſt iſt der

Digitized by Google

Zaubername, an den ihre Wirkung geknüpft iſt. Weingeiſt, ein flüchtiger Körper, aus Kohlenſtoff, Waſſerſtoff und Sauerſtoff zuſammengeſetzt, kann aus Zuckee entſtehen, und wo jetzt der Chemiker einen Reichthum an Zucker findet, da folgt der Vorſchlag, den zuckerreichen Körper in Wein zu verwandeln, ſeiner Entdeckung auf den Ferſen. Aber lange ehe der Chemiker rathen konnte, war in Babylonien der Palmwein beliebt, tranken Phönizier und Griechen den Wein, den ihre Dichter beſangen; den Tartaren berauſchte ſein Kumiß, und Oſſinn pries den Meth als die Kraft und die Herrlichkeit bee Muſcheln, des caledoniſchen Trinkgeſchirrs. Im Saft der Palmen und Trauben, in Milch und Honig, in Korn und Kartoffeln, und in ſo vielen Früchten wurde der gährungsfähige Stoff gefunden, ehe man von deſſen Eigenthümlichkeit und dem Weſen der Gährung auch nur eine Ahnuug beſaß.

Jetzt weiß man, daß Zucker der Gährungsſtoff iſt, und daß der Mutterſaft aller berauſchenden Getränke Zucker oder Zuckerbildner enthalten muß. Wenn die Kartoffeln Weingeiſt geben, ſo hat ſich vorher die Stärke in Zucker verwondelt; und ehe die Milch den Kumiß liefert, iſt ihr Zucker in eine andere Zuckerart umgeſetzt. Der Traubenzucker iſt unmittelbar gährungsfähig. Stäckmehl, Stärkegummt, Rohrzucker ſind es mittelbar, weil ſie durch Säuren in Traubenzucker übergehen. Ein eiweißartiger Körper erregt die Gährung; was Gährung erregt heißt Hefe. Bei erhöhter Wärme gährt der Zucker durch den Einfluß der Hefe. Luftblaſen, die aus dem Safte heeauspeelen, und ein weiniger Geruch verrathen die eingeleitete Wirkung. Die Luft iſt Kohlenſäure, und der Geruch wied von Weingeiſt erzeugt, den die Chemiker Alkohol nennen, wenn er frei iſt von Waſſer. In Alkohol und Kohlenſäure geht der Zucker ouf, wenn ſich die Gährung vollendet.

Waſſerhaltiger Alkohol, Weingeiſt, iſt der beronſchende Stoff, dem Bier, Wein und Branntwein den Namen geiſtiger Geeränke verdanken. Weingeiſt iſt der Hauptbeſtandtheil von allen gegohrenen Getränken.

Nur die Menge iſt verſchieden. Denn während das ſchwächſte Bier kaum mehr als Ein Hundertel und das ſtarke Ale der Engländer nicht viel über acht Hundertel Alkohol hält, erhebt ſich im Wein die Menge deſſelben ſchon von ſieben bis zu ſechs und zwanzig Hunderteln, und dieſer Gehalt wird von dem ſtärkſten Branntwein um das doppelte übertroffen. In dieſem iſt der Alkohol des gegohrenen Saftes geſammelt. Wärme verflüchtigt den Weingeiſt, den man in kolbenförmigen Gefäßen auffängt. Die Namen Branntwein und gebrannte Waſſer bezeugen die Hülfe des Feuers, das ſie in den Kolben hinüberführte.

Zunächſt ſind alſo Biee, Wein und Branntwein verſchieden durch die Stärke, die ſie dem Alkohol verdanken. Die mannigfaltigen Begleiter, die im Weingeiſt gelöſt ſind, erklären das Uebrige.

Die ſchwache Weingeiſtlöſung des Biers enthält beinahe ſo viel Eiweiß, wie das Obſt, etwas Zucker und Stärkegummi, Aepfelſäure vom Hopfen, bisweilen auch Milchſäure oder Eſſigſäure als Zerſetzungsprodukte des Zuckers und des Alkohols, einen in Waſſer löslichen, aus Kohlenſtoff, Waſſerſtoff und Sauerſtoff beſtehenden Beſtandtheil des Hopfens, der ſeinem bitteren Geſchmack den Namen Hopfenbitter verdankt, und flüchtiges Hopfenöl. Die Verbindungen von Kali, Kalk und Bittererde mit Schwefelſäure und Phosphorſäure begleitet die Kohlenſäure, die um ſo reichlicher in Bier vorhanden iſt, je weniger der Zucker beim Einfüllen ausgegohren hatte. Schäumendes Bier wird oft durch beſonderen Zuſatz von Zucker in verſchloſſenen Flaſchen gewonnen, und beſſer noch durch ſüße Früchte, Roſinen z. B., in denen der Gährungsſtoff und der Gährungserreger, der Zucker und die Hefe, beide vorhonden ſind. — Stark gedörretes Malz giebt dem Biee eine mehe oder weniger braune Farbe.

Mehr Alkohol und weniger Waſſer als im Bier iſt im Wein verbunden mit Zucker und Stärkegummi, mit Harz und Farbſtoff, Säuren und Salzen.

Auch in den weißen Weinen iſt ein eigenthümlicher, urſprünglicher ölgelber Farbſtoff enthalten, der durch Säuren weiß, durch Alkalien braun wird. Daß weiße Weine, die nach dem Gefrieren wieder aufgethaut ſind, eine gelbe Tinte beſitzen, bewirkt die Ausſcheidung eines Theils der ſauren Salze, die vor dem Gefrieren die hellere Farbe bedingten. Hellgelbe Rießlinge, hochgelbe Muskattrauben, kupferfarbige Ruländer, blaurothe Burgunder, dunkelbraune Muskattrauben erzeugen eben ſo vielfach verſchiedene Weinfarben. Die Zahl der eigenthümlichen Farbſtoffe iſt wahrſcheinlich minder groß, indem die Säuren und Satze der Trauben die Farbe verändern. Durch ſaure Salze wird der blaue Farbſtoff roth.

Wachs iſt die Firne, die alte Rheinweine auszeichnet; der Farbſtoff iſt mit Wachs verbunden.

Die Säuren des Weines ſind die Säuren der Trauben. Weinſäure und Aepfelſäure, vielleicht auch Citronenſäure, werden bisweilen von Gerbſäure der Schale begleitet und von Traubenſäure, deren Zuſammenſetzung mit der Weinſäure übereinſtimmt, zu der ſie ſich in einigen Traubenorten geſellt.

Weil die Gährung nicht beendigt iſt, wenn man den Wein in die Fäſſer einfüllt, ſo enthalten alle Weine eine geringe Menge Kohlenſäure, deren reichliches Brauſen im ſchäumendem Champagner von der abſichtlich unterbrochenen Gährung herrührt, die ſich in den Flaſchen fortſetzt.

Die Salze des Weines ſind außer dem Weinſtein, der aus ſaurem weinſaurem Kali beſteht, weinſaure Thonerde mit weinſaurem Kalk zu einem Doppelſalz verbunden, äpfelſaurer Kalk, Chlorkalium, Chlornatrium, Chlorcalcium, ſchwefelſaures Kali, Kalk mit Phosphorſäure und Kohlenſäure verbunden, ferner Bittererde, Eiſen und Mangan. In rothem Wein iſt die Menge der Salze eichee ols in wei-

ßem. In beiden ſcheidet der Alkohol, den die nachwirkende Gährung vermehrt, einen Theil der Salze aus.

In allen Weinen iſt ein Aether enthalten, der den allgemeinen Weingeruch bedingt. Der gewöhnliche Aether iſt im Weinäther mit einer eigenthümlichen organiſchen Säure verbunden, die ich Säure des Weinäthers nennen will. Von dem Weingeruch, den der Weinäther erzeugt, iſt die Blume verſchieden. Der Weinäther iſt immer vorhanden, und keinem Weine fehlt der Weingeruch. Die Blume iſt auſſerordentlich verſchieden. Sie iſt ein Vorzug des Rheinweines, der vielen auvereu Weinen fehlt. Auch die Blume wird durch Aetherarten dargeſtellt, bald durch Aether mit Butterſäure, bald durch Aether mit Baldrianſäure, bald durch Aether mit Eſſigſäure verbunden. Der letztgenannte ſoll in den meiſten Bordeauxweinen zu finden ſein. Wie der Aether ſelbſt, der ſich vom Alkohol in der Zuſammenſetzung wenig unterſcheidet, ihn aber an Flüchtigkeit übertrifft, ſo ſind die zuſammengeſetzten Verbindungeu des Aethers mit organiſchen Säuren ſehr flüchtig. Deshalb werden der Weinäther und die Blume am Geruch erkannt, und die Blume verliert ſich ſehr raſch, wenn man Rheinwein an der Luſt ſtehen läßt.

Farbſtoff und Blume, Säuren und Salze bewirken durch den Unterſchied ihrer Miſchnng die Mannigfaltigkeit der Weine. Das Feuer des Weins iſt Reichtum an Alkohol, während die Süße der Sekte der Menge des Zuckers entſpricht.

Aus Korn und Kartoffeln, aus Weinhefe und Wachholderbeeren, aus Zucker und Reis, aus Milch und Früchten wird der Branntwein gewonnen.

Der Kornbranntwein oder Whisky enthält Weinäther nnd perlmutterfettſauren Aether, Getreideöl und Kartoffelfuſelöl, das den durchdringenden Geruch des Branntweins erhöht. Von dieſen Beſtaudtheilen fehlt dem Kartoffelbranntweiu nur das flüchtige Getreideöl und der perlmutterfettſanre Aether. Weinbranntwein, Cognac oder Franzbranntwein iſt ein Gemenge von Waſſer und Alkohol mit Weinäther und eſſigſaurem Aether. Die ſchlechteren Cognacſorten enthalten auch Kartoffelfuſelöl. In Rum, der aus dem Safte des Zuckerrohrs bereitet wird, iſt der feinwürzige Duft aus Butterſäure und Aether zuſammengeſetzt. Die Melaſſe, die man übrig behält nach der Darſtellung des Zuckers aus dem Safte des Zuckerrohrs, liefert den ſtärkſten Rum, der Taffia oder Rataffia heißt. Reis giebt den Arrak, Wachholderbeeren den Gin oder Jenever, Milch den Kumiß, Honig den Meth.

Gutes Bier iſt ſo nahrhaft wie Obſt, Weiu dem Zuckerwaſſer an Nahrungswerth kaum gleich, und im Gehalt an Nahrungsſtoff läßt ſich Branntwein nicht einmal mit Zuckerwaſſer vergleichen.

Alſo iſt es leerer Wahn, daß Branntwein die dürftige Nahrung der Armen ergänzt? und alſo der Eifer berechtigt, der ihm als einem berauſchenden Gifte, als dem Zerſtörer häuslichen Friedens und Wohlſtandes zu wehren ſucht? So höre ich fragen. Selbſt Aerzte haben dies bejaht, die ſich mit der Naturlehre des Menſchen beſchäftigen. Ich für meinen Theil will die Fragen mit Thatſachen beantworten.

Der Alkohol, der Hauptſtoff des Branntweins und der wichtigſte in Bier und Wein, verwandelt ſich nicht in einen weſentlichen Beſtandtheil des Bluts. Deshalb kann er nicht unmittelbaren Erſatz bewirken und den Namen eines Nahrungsſtoffs verdient er allerdings nicht.

In das Blut gelangt es dennoch. Durch Sauerſtoff, den wir einathmeu, wird er im Blut zu Eſſigſäure und Waſſer, und endlich zu Waſſer und Kohlenſäure verbrannt. Der Sauerſtoff aber, der den Alkohol zerſetzt, wird den Eiweißkörpern und den Fetten des Blutes entzogen. Indem er ſelbſt leichter brennbar iſt, ſchützt der Alkohol die Beſtandtheile des Bluts vor der Verbrennung. Und wenn nun außerdem Verſuche und Beobachtnngeu beweiſen, daß alkoholiſche Getränke die Menge der Kohlenſäure, die wir ausathmen, überhaupt vermindern, — offenbar weil ein großer Theil des eingeathmeten Sauerſtoffs den Waſſerſtoff des Alkohols in Waſſer verwandelt —, dann müſſen wir aus doppelten Gründen überzeugt ſein, daß der Alkohol die Verbrennung der Blutbeſtandtheile mäßigt und ſomit die erſte Urſache des Bedürfniſſes nach Erſatz.

Wer wenig hat, muß wenig geben, wenn er ſo viel übrig behalten will, wie ein Anderer, der Reichthum mit Freigebigkeit verbindet Der Alkohol iſt eine Sparbüchſe der Gewebe, wenn man den Ausdruck verſtehen will. Wer wenig ißt und mäßig Alkohol trinkt, behält ſo viel im Blut und in den Geweben, wie Jemand, der in entſprechendem Verhältniſſe mehr ißt, ohne Bier, Wein oder Branntwein zu trinken.

Daraus folgt, daß es grauſam iſt, den Taglöhner, der ſich im Schweiße ſeines Angeſichts ein ſpärliches Mahl verdient, des Mittels zu berauben, durch welches ſeine dürftige Nahrung lange vorhält. Man gebe ihm reichliche Nahrung, dann wird er den Branntwein entbehren köunen. So lange man dafür nicht geſorgt hat, daß die Arbeit ihren Mann genügend ernährt, grenzt ſie an Hohn, das minder Gute zu entrathen, weil man das Gute ſelbſt nicht geben kann oder will. Oder ſoll man etwa den Gebrauch abſchaffen, weil er den Mißbrauch möglich macht? Dann ſuche man den Vorwurf zu entkräften, daß man dem Menſchen ſittlich erniedrigt, wenn man fordert, daß er dem Genuß entſage, um nicht dem thieriſchen Triebe zu erliegen. Der Mönch, der das Gelübde der Keuſchheit fordert, widerſtreitet dem ächt Menſchlichen nicht ſchlimmer, als der Arzt, der den Branntwein abſchafft, weil es Trunkenbolde giebt. Göthe hat der neuen Weltanſchauung die ſchöne Loſung gegeben: gedenke zu leben! Wer die Abſchaffung des Branntweins predigt, verſetzt uns in das Chriſtenthum des Mittelalters zurück, das mit dem Wahlſpruch: gedenke zu ſterben! die ſchönſten Blüthen der Menſchheit erſtickte.

Digitized by Google

Wenn ſie mäßig genoſſen werden, vermehren die gegohrenen Getränke die Abſonderung der Verdaunngsſäfte und fördern dadurch mittelbar die Löſung der Nahrnng. Im Uebermaaß bewirken ſie Magenverhärtung, die mit der Verdanung die Blutbildung aufhebt.

Bier, Wein und Branntwein beſchleunigen den Kreislauf; das Volk ſagt: ſie erhitzen das Blut. Dieſe Beſchleunigung bewirkt Wein ſtärker als Bier, Branntwein ſtärker als Wein, nicht blos weil Wein mehr Alkohol enthält als Bier, und Branntwein noch feuriger iſt als Wein. Die Aetherarten des Weins und Branntweins, das Getreideöl und das Kartoffelfuſelöl vermehren die Bewegung des Bluts. Die rothen Wangen und glänzenden Augäpfel werden durch die vollſtändigere Füllung bewirkt, welche die erregte Thätigkeit des Herzens in den Haargefäßen der Wangen und des Augapfels hervorbringt.

Mit dem Blute dringt der Alkohol in das Gehirn, das ſeine Einwirkung vor allen anderen Werkzeugen erleidet. Die geiſtigen Getränke beleben vorzugsweiſe die Einbildungskraft. Die Steigerung dieſer Thätigkeit hat eine Erleichterung der Ideenverbindung, eine Schärfung des Gedächtniſſes zur Folge. Auch die Sinne werden in ihrer Empfänglichkeit geſchärft; die Eindrücke werden ſchnell und klar wahrgenommen. Das Urtheil wird leichter gebildet, weil die Thatſachen, aus denen es geſchöpft wird, durch die lebendige Vorſtellung und das geweckte Gedächtniß näher beiſammen liegen. Daher in Dingen, welche keine lange, beſonnene Prüfung erfordern, die Klarheit und Beſtimmtheit des Urtheils, die uns oft ſelbſt überraſcht. Gewandter als ſonſt ſpricht man in fremden Sprachen. Die Erleichterung der Denkbewegungen, die Beweglichkeit der Vorſtellungen iſt von großer Leichtigkeit aller willkürlichen Muskelbewegungen begleitet; die Stimme wird voller und kräftiger, die Müdigkeit und Abſpannung, die ſich in Folge angeſtrengter Körperbewegungen einſtellt, verſchwindet. So entſteht ein Gefühl von Wohlbehagen und Luſt, von erhöhter Kraft und neu geſtähltem Muth, das auch die geiſtigen Verſtimmungen, Sorge, Gram und Furcht verſcheucht. Fremde Angelegenheiten finden mehr Theilnahme und Nachſicht, die man umgekehrt auch bei Anderen erwartet. Um dieſe zu vermehren, ſpricht man mit Selbſtvertrauen von ſich, und nicht nur bereits Geleiſtetes ſondern auch künftige Unternehmungen werden mit Selbſtgefälligkeit ausgeplaudert.

Wenn der Wein oder andere geiſtige Getränke im Uebermaaß genoſſen werden, ſo finden Sinnestäuſchungen ſtatt; der Berauſchte ſieht die Gegenſtände verwiſcht, unklar oder doppelt, er hat Mücken vor den Augen, Funken-Sehen, Ohren-Klingen, hört weder ſeine eigene, noch fremde Stimmen deutlich, ſchreit ſtatt zu reden und ſingt falſch auch ohne es zu wollen. Dabei ſchafft die Einbildungskraft unbeſtimmte, bunte, ſich drängende Bilder, die ohne Regel verknüpft werden; das Gedächtniß verſagt ſeine Dienſte; der Berauſchte vergißt während des Sprechens, was er ſagen wollte, und auf dieſe Weiſe wird das Urtheil getrübt und verworren. So entſtehen Ausbrüche ungerechten Zorns und eine Empfindlichkeit gegen Einwürfe, die um ſo öfter gereizt wird, je mehr die geſtörte Thätigkeit des mit Alkohol angefüllten Gehirns die Richtigkeit der Urtheile beeinträchtigt.

Der übermäßige Genuß des Weins und aller geiſtigen Getränke macht ſchläfrig. Wird er bis zur völligen Trunkenheit fortgeſetzt, ſo werden die geiſtigen Verrichtungen in dem Grade geſtört, daß ein Zuſtand vorübergehenden Wahnſinns eintritt. Die Sinne ſind abgeſtumpft, die erhitzte Einbildung ſchafft die bunteſten, regelloſeſten Bilder, die das Urtheil nicht prüfen, weder ſichten noch zuſammenfügen kann, alle Beſonnenheit ſchwindet, zuletzt geht auch das Bewußtſein verloren, der Betrunkene wird ſchwindlig und verſinkt endlich in einen tiefen Schlaf.

Noch vorher ſtellt ſich ein Gefühl von Ermattung und Kraftloſigkeit ein. Die Muskeln verlieren ihre Spannkraft, die Geſichtszüge werden hängend, die Mundwinkel ſenken ſich, die Pupillen ſind erweitert, Harn und Koth gehen häufig unwillkürlich ab. Die Muskelhaut des Magens, unterſtützt von dem gleichzeitigen Druck des Zwerchfells und der Bauchmuskeln, wirkt oft in umgekehrter Richtung; heftiges Erbrechen iſt eine gewöhnliche Erſcheinung. Auch die Athembewegungen werden geſchwächt, ſie ſind oft unregelmäßig, ſeufzend, ſtöhnend, der Puls weich, matt und langſam. Dazu kommt eine immer wachſende Unſicherheit und Trägheit in allen willkürlichen Bewegungen; die Zunge lallt oder die Sprache ſtockt ganz; der Kopf ſinkt nieder, die Arme hängen herab, die Füße kreuzen ſich beim Gehen, der Betrunkene ſchwankt, er kann ſeinen Schritten keine feſte Richtung geben, ſtrauchelt und fällt.

Ich fliehe dieſes widerliche Bild, um mit den Worten Hettner's den Zuſtand zu beſchreiben, der einen ſchöneren Rauſch mit der Nüchternheit vermittelt. „Eine ſchöne, kräftig volle Körpergeſtalt", ſagt Hettner von einem Kunſtwerk des Alterthums „in der erſten Friſche noch jünglingsartiger Mannesblüthe, mit großen, prallen, ſchwellenden Gliedern. So liegt er behaglich da, an und auf einem Felſen halb angelehnt, halb ausgeſtreckt. Mitten in glückſeligem Rauſche hat er ſich dieſe Lagerſtätte ausgeſucht. Jetzt iſt er eingeſchlafen, Arme und Beine hängen nachläſſig herab, in ſeinen Zügen liegt der unausſprechliche Ausdruck halbtrunkenen Schlummers. Im wirren Traume denkt die immer wache Phantaſie noch mit Entzücken der vergangenen Stunden, aber die müden, ſchlaffen, abgeſpannten Glieder können dem ſüßen Seelentaumel nicht folgen. Die Augen geſchloſſen, den Mund weit geöffnet, iſt dieſer Schlaf der Zuſtand jenes jämmerlichen Halbſchlummers, in dem die innere Hitze und der waſſerlechzende Durſt zum Erwachen drängt und die ruhebedürftigen Glieder noch weiter ſchlafen wollen

Digitized by Google

und die Seele ſich unbewußt vor dem entſetzlich nüchternen Erwachen fürchtet.

Von den Würzen.

Das Kochſalz.

Als Cook und Forſter im Jahre 1772 die Inſel O-Tahiti beſuchten, wunderten ſich die Eingebornen darüber, daß die Schiffsmannſchaft beim Eſſen jeden Biſſen in ein „weißes Pulver" tunkte. Sie aber aßen ihre Fiſche und Fleiſchſpeiſen mit einer Brühe von Seewaſſer, die Kochſalz in reichlicher Menge enthält. Es ging ihnen wie den Griechen und Römern, die den Alkohol im Weine ſehr gut kannten, nicht aber die Kunſt verſtanden, ihn durch Verdünſtung rein und verſtärkt zu gewinnen.

Sei es nun als Seewaſſer, oder nachdem es aus dem Seewaſſer bereitet iſt, oder endlich als Steinſalz, wie es uns den Bergwerken gehauen wird, der Zuſatz von Kochſalz zu den Speiſen iſt außerordentlich weit verbreitet. Kein Wunder, wenn man bedenkt, daß in unſerm Blute das Kochſalz ſo reichlich, wie es ſpärlich in den natürlichen Speiſen vertreten iſt. Denn unter den thieriſchen Speiſen ſind Blut und Knorpel am meiſten mit Kochſalz verſehen, und gerade dieſe Theile ſind es, die wie in unſeren Fleiſchſpeiſen verhältnißmäßig am ſeltenſten genießen. In unſeren pflanzlichen Nahrungsmitteln herrſcht das Kali ſo allgemein über das Natron vor, daß nur einige Küſtenpflanzen durch ihren bedeutenden Natrongehalt eine Ausnahme machen. Einige pflanzliche Speiſen, die weißen Rüben zum Beiſpiel, enthalten häufig gar kein Natron.

Deshalb alſo iſt überhaupt ein Zuſatz von Kochſalz, das ja aus Chlor und Natrium beſteht, ein ſo unabweisbares Bedürfniß. Und weil die pflanzlichen Speiſen weniger Kochſalz enthalten, als die thieriſchen, wird in der Regel thieriſche Koſt mit weniger Kochſalz vermiſcht als die pflanzliche. Daher iſt es einigen Völkerſchaften, den Samojeden zum Beiſpiel, den Kamtſchadalen und den Indianern Nordamerikas möglich, ihr Fleiſch oder ihre Fiſche ohne Zuſatz von Kochſalz zu genießen. Je blutreicher das Fleiſch iſt, deſto leichter wird der Zuſatz des Kochſalzes entbehrt.

Das Kochſalz unſerer Küchen iſt indeſſen keineswegs reines Chlornatrium. Am reinſten iſt gewöhnlich das Steinſalz, in dem es nur Spuren von Chlorkalium und Chlormagneſium nebſt einer etwas größeren Menge ſchwefelſauren Kalks enthält. Dagegen iſt im Meerſalz Chlornatrium viel reichlicher mit Chlormagneſium und ſchwefelſaurem Kalk und außerdem noch mit einer nicht unbedeutenden Menge von ſchwefelſaurer Bittererde oder Bitterſalz vermiſcht. Chlorkalium fehlt dem aus Meerwaſſer gewonnenen Kochſalz gänzlich oder es ſind nur Spuren deſſelben vorhanden, welche von einer ebenſo geringen Menge Jod begleitet ſein können.

Kochſalz iſt ſo verdaulich, wie es nahrhaft iſt. Denn von Waſſer wird es mit der größten Leichtigkeit gelöſt, und während kein Gewebe des menſchlichen Körpers ohne Kochſalz beſteht, können das Blut und die Knorpel ohne eine anſehnliche Menge deſſelben ihre regelmäßige Miſchung nicht behaupten.

Bedenkt man ferner, daß Kochſalz die Verdauung eiweißartiger Körper fördert, und daß die ſchwerlöslichen Fette, wenn ſie geſalzen ſind, an Schwerverdaulichkeit verlieren, dann erſcheint das Chlornatrium als der wichtigſte Speiſezuſatz, der es verdient, die Reihe der Würzen zu eröffnen. Wegen des reichlicheren Gehalts an Chlormagneſium löſt das Meerſalz die eiweißartigen Körper leichter als Steinſalz. Denn ſchon in der Wärme unſeres Körpers verwandelt ſich das Chlormagneſium in Salzſäure und Bittererde, und eine ſehr verdünnte Miſchung von Salzſäure und Waſſer iſt im Stande, die eiweißartigen Stoffe zu löſen. Man darf ſich hiernach nicht wundern, daß der Genuß von Kochſalz die Menge der farbigen Körperchen im Blut vermehrt. „Salz und Brod färbt die Wangen roth," iſt ein Volkswort, dem die Wiſſenſchaft ihr Siegel aufdrückt.

So nützlich ſich das Kochſalz zur Aufbewahrung von Speiſen erweiſt, aus denen es das Waſſer anzieht, welches mehr als irgend ein Beſtandtheil die Fäulniß begünſtigt, ſo wichtig iſt es zu wiſſen, daß Fleiſch durch das Einſalzen einen Theil ſeiner beſten Nahrungsſtoffe verliert. Mit dem Waſſer des Fleiſches werden Eiweiß und Fleiſchſtoff, die Milchſäure und Salze vom Chlornatrium ausgezogen. Die ausfließende Salzlacke wird entfernt und mit ihr ein Theil der löslichſten und weſentlichſten Stoffe des Fleiſches. Der Nachtheil wird nur dadurch einigermaaßen ausgeglichen, daß der Faſerſtoff des geſalzenen Fleiſches löslicher iſt als die friſche Muskelfaſer, und daß Brod oder Gemüſe das aus dem Fleiſch ausgezogene Chlorkalium und phosphorſaure Kali enthalten, welche das Kochſalz ergänzt.

Durch die Ausleerungen wird dem Blute das Kochſalz entzogen. So viel Kochſalz aber Harn und Koth, Schleim und Schweiß, Thränen und Horngebilde dem Blute rauben, ſo viel ärmer an Kochſalz iſt das Blut, das die Nerven der Zunge ernährt. Das iſt der Grund, warum uns ungeſalzene Nahrungsmittel immer fade ſchmecken. Und auch hier beherrſcht die Nothwendigkeit des Geſetzes das ſcheinbare Spiel der Willkür. Es iſt die ſtrengſte Folgerichtigkeit von Urſache und Wirkung, welche den Geſchmack der Speiſen mit der Aufnahme der richtigen Nahrungsſtoffe verbindet. Früher hat man es als weiſe Berechnung aufgefaßt, daß gerade die Speiſen beſſer ſchmecken, welche die dem Blut erforderlichen Stoffe enthalten, und es hieß des Menſchen Beſtimmung, die Speiſen zu ſalzen. „Wenn man es erbaulicher findet," ſagt Karl Snell, „den Schöpfer ſich

Digitized by Google

gewiſſermaaßen wie einen unendlich fein berechnenden Uhrmacher vorzuſtellen, denn ſich ihn als die organiſch ſchaffende Vernunft zu denken, ſo wollen wir nicht ſtreiten.“ Dann aber begiebt man ſich jeder Sicherheit des Wiſſens. Denn daß wir dazu beſtimmt ſeien, unſer Blut mit Salz zu verſorgen, läßt ſich ſchwerlich beweiſen. Klar und deutlich aber iſt der Zuſammenhang zwiſchen anders gemiſchtem Blut und anders empfindenden Nerven.

(Für die Fackel.)

Streifzüge.

Von Samuel Ludvigh.

Oktober, 1868.

Ein intereſſanter Monat — das Sinnbild der entfliehenden Jugend, der verwelkenden Schönheit der belebten Pflanze, des Menſchen.

Die ſtolze Dahila prangt in voller Blüthe — der Froſt Einer Nacht ſenkt den Stengel, ſchwärzt die Blätter und raubt der ſtolzen Kokette ihre Reize. Die Aſter knoſpet und die Monatsroſe trotzt dem rauhen Hauch des Herbſtes und ſteht in ihrer vollen Pracht da als Königin der Blumen.

Die Blätter fallen von den Bäumen; nur die Trauerweide iſt noch in voller Friſche, als wollte ſie uns ſagen, daß die Trauer des Menſchen länger dauert als des Menſchen Freude. Die Wälder haben ihr buntes Herbſtkleid angezogen, um ſich noch eine kurze Weile in ihrer welkenden Schönheit zu präſentiren. Das iſt das Bild eines hübſchen Weibes von Vierzig. Ein Fältchen ſtellt ſich nach dem andern ein; aber eine gewählte Toilete, gewählte Farben des Anzuges, und ſonſtige ſchuldloſe Mittel, den ſinkenden Reizen zu Hilfe zu kommen, ſagen der Dame vor dem Spiegel, daß ſie noch immer hübſch ſei und werth, Eroberungen zu machen. So geht es wohl auch dem Manne, der in der Jugend zu ſiegen gewohnt war und mit Fünfzig in der Frauen-Lotterie auſſer Cours geſetzt wird. Ja, der fatale Herbſt. Alles hat ſeine Zeit und Alles dauert nur eine kurze Weile. Ein Geſchlecht verdrängt das andere, die Jugend wird alt, das Alte ſtirbt und aus den Stoffen des ſcheinbar Todten entwickeln ſich in der Retorte des chemiſchen Laboratoriums der Natur Stoffe zu friſchem, jugendlichen Leben. Das iſt die Unſterblichkeit des Stoffes, welche dem Materialiſten ſagt, daß er die Freude auf Erden genießen müſſe, ſo lange ſie blüht; denn das Jenſeits iſt für ihn ohne Hoffnung, indeß der Spiritualiſt in ſeiner abnormalen Phantaſie die ſeligſten Freuden erſt in der Geiſterwelt zu genießen hofft. Auch ich wünſche eine geiſtige Fortdauer nach dem Tode, eine höhere, eine vollkommnere Entwickelung des Stoffliches der Thierwelt, eine Seligkeit ohne den Schatten der Leiden und ſonſtiger Plackereien, welche das Erdenleben in allen ſeinen Stadien unzertrennlich begleiten; aber da ich an einen ſolchen ätheriſch ſpiritualiſirten Zuſtand eben nicht zu glauben vermag, ſo klammere ich mich an das Bischen Erdenleben mit voller Gewalt der Liebe zum Schönen, zum Edlen, zum Guten ſo lange die Adern pulſiren und Geſundheit die Jahre eines hohen Alters vergeſſen macht.

Lieben — Reiſen — Denken — das war die Trinität, die ich ſtets in poetiſcher Extaſe als ein Heiligenbild verehrt habe. Ach, was iſt ein Leben ohne Liebe für ein liebendes Herz! Und iſt ein Menſch, der auf Einen Fleck gebannt wie ein blinder Tretgaul ſich im Kreiſe dreht, ein Menſch, deſſen enger Geſichtskreis auf den winzigen Raum ſeines Geburtsplatzes beſchränkt, iſt ſolch ein Menſch nicht ein glebae adscriptus (an die Scholle gebunden), der Jenem gleicht, der in einem großen und lehrreichen Buche blos Eine Seite geleſen hat?! Denken, das heißt, richtig denken; frühe lernen, das Unmögliche wahrzunehmen und nicht wollen, die Momente des Genuſſes zu erhaſchen, im Leiden ſtark ſein und nicht verzagen; der innern Stimme folgen, wenn ſie vom Böſen abrathet, das ſich ſtets rächt und oft ſtreng beſtraft — eine ſchwere Kunſt, welche zu erlernen ſich nur wenige Menſchen beſtreben und die meiſten nie erlernen, ſelbſt dann nicht, wenn die Leidenſchaft ihre Macht über den Verſtand verloren hat.

Da mit dem Oktoberheft der Jahrgang der Fackel ſchließt und ich mir den Beruf gewählt habe, ausſchließlicher Agent zu ſein, beſuche ich denn wieder in kleinen Ausflügen die der Publication am nächſten gelegenen Städte, um für den kommenden Jahrgang zu collectiren. So lange leben, um 20 Jahrgänge der Fackel herauszugeben, war einſt mein höchſter Wunſch. Nun habe ich bereits den 21ſten begonnen und wünſche von der Zukunft Nichts mehr als — Geſundheit und nehme Alles was da noch kommen mag als Zugabe eines günſtigen Verhältniſſes, eines Fatums, mit innigem Dank hin. Iſt man den Siebzigern nahe, ſo kann man wohl mit Wahrſcheinlichkeit auch achtzig und neunzig Jahre alt werden und ſo lange ein geſundes Gehirn in einem geſunden Körper wohnt, hat es mit der Zahl der Jahre eben nicht viel zu ſagen. Wenn man mit 26 Jahren noch Student war, mit 30 ſein Examen machte und mit 37 Jahren in den heiligen Stand der Ehe trat, mit 50 noch in der Miethe wohnt, mit 60 anfängt ſorgenfrei zu leben, und mit 68 Jahren noch in der Rolle eines comis voyageur figurirt, dann darf man ſich wohl für eine Ausnahme von der Regel halten und hoffen, 90 Jahre alt zu werden. Aber das Aſthma, das fatale Aſthma! Der Winter iſt vor der Thür: Kälte und Steinkohlengas dürften wohl das Uebel bald wieder herbeiführen, trotz der kalten Waſchungen, wel-

Digitized by Google

he ich, mit gutem Erfolg, ſeit mehren Monaten täglich anwende. In's Freie! Das iſt Eins von den Mitteln, Körper und Geiſt elaſtiſch zu erhalten. Ein anderes Mittel der Stärkung iſt: In's Kalte! So ſchwer es dem Stubenbeck.r fällt, ſich zu einem Spaziergang von einer Stunde zu rüſten, ſo ſchwer iſt es wohl für Jeden, ſich an kaltes Waſchen des Körpers zu gewöhnen. Doch ſiegt nur ein Mal der Wille und die Hoffnung guten Erfolges über das Ungewohnte, Anfangs Unangenehme, ſo wird die Gewohnheit endlich zum Bedürfniß.

Nachdem ich einige Wochen im Kreiſe der Familie zugebracht, und den Comfort des Hauſes genoſſen habe, hieß es denn wieder: In's Freie! Die Umgebung von Cumminsville, im Mill-Creek-Thale, iſt reich an ſchönen Spazierwegen. Wenn die Menſchen mehr gehen würden als fahren, ſo ginge Alles beſſer — hat einſt Seume geſagt. — Dieſes Spruches eingedenk, benutze ich auch ſo manchen ſchönen Morgen zu einem Spaziergang, von 1 bis zu 2 Meilen, in der breiten mit Bäumen bepflanzten Avenue und fühle dabei ſo innig wohl und geſtärkt. Da aber meine Ausflüge zu ausgedehnt ſind, ſo heißt es denn meiſt fahren, anſtatt gehen, und zwar per Dampf fahren, wenn man die Ver. Staaten in 7 bis 8 Monaten nach allen Richtungen hin bereiſen will.

Der Oktober des Jahres 1868 iſt die politiſche Saiſon, in welcher von Seiten beider Parteien der Acheron in Bewegung geſetzt wird, um bei der am 3. November ſtattfinden Präſidentenwahl den Sieg zu erringen. Die Mittel zu dieſem Zwecke zur Erwählung eines Königs auf 4 Jahre, mit einer Civil-Liſte von 25,000 Dollars per Jahr, ſind: Agitation durch Wort und Schrift. Da Geld der Hebel der Agitation iſt, ſo werden die Beamten der Partei am Ruder in Poſt- und Zollämtern u. ſ. w. ſyſtematiſch geſchröpft, um mit ihrem Blute das Feld zu düngen und die Parteiſchreiber und reiſenden Cicerone gehörig zu ſchmieren; indeß die Partei, welche an's Ruder zu kommen ſtrebt ihrer Seits ebenfalls Alles aufbietet, um mit Greenbacks die Waffen zur Wahlſchlacht anzuſchaffen und ihre Söldner gehörig zu honoriren. Um das ſouveraine Volk, in deſſen Mitte freilich Tauſende, trotz der weißen Farbe, nicht einmal wiſſen für was ſie ſtimmen, mit Nachdruck und gutem Erfolge zu bearbeiten, werden großartige Proceſſionen veranſtaltet, um ſich in voller Parteiſtärke zu zeigen, den Wankenden zu imponiren und ſie für ihre Reihen zu gewinnen. Eine ſolche Proceſſion der republikaniſchen Partei hatte ich Gelegenheit, kurz vor meiner Abreiſe in Cincinnati in Augenſchein zu nehmen. Ich poſtirte mich vor einem Conditorladen in der 4. Straße und harrte da (horrende Geduld) 2 Stunden und 30 Minuten aus, um mir den vollen Umzug vorüberdifiliren zu laſſen. Es war, in der That, für das Auge ein impoſanter Zug von Bürgern zu Pferd, zu Fuß und in Wagen; doch für den Geiſt, der nach Principien forſcht, war da ein ſehr mageres Feld. In den Mottos ſpricht ſich der Geiſt der Partei aus. Das Hauptmotto der demokratiſchen Partei iſt: „Nieder mit dem Neger! — Wir wollen eine Regierung haben für Weiße!" Demnach hätte man bei der republikaniſchen Partei als Oppoſition das Motto erwarten dürfen: Gleiche Rechte für Alle, ohne Unterſchied der Farbe. Aber von einem ſolchen Motto war keine Spur zu ſehen. Indeß man große decorirte Wagen mit Kindern u. feſtlich gekleideten jungen Mädchen vollgepackt u. mit patriotiſchen Fähnlein verſehen hat, repräſentirten andere Wagen verſchiedene Zweige der Induſtrie und an Einem Karren las man: Our common country (unſer gemeinſchaftliches Vaterland). Hautfarbe und Kleidertracht repräſentirten die verſchiedenen Raſſen und Nationen und — am Hintertheile des Karrens ſtellte man ſogar auch einen Neger hin; den häßlichſten, den man finden konnte, wodurch man ſo recht deutlich die republikaniſche Liebe zum Neger zur Schau geſtellt hat, nicht um ihn zu heben, ſondern zu degradiren. Trotz alledem werdet Ihr den Farbigen über nicht lange das Stimmrecht ertheilen müſſen, um das durch Waffengewalt Errungene im Frieden für die Dauer aufrechtzuerhalten. Vous verrez. Und dieſe militäriſche und politiſche Nothwendigkeit belieben Manche: „Weisheit allmäliger Reform" zu nenen. Indeß ich mit Entrüſtung auf den Parteigeiſt herabblickte, der auf einem Karren einen Galgen aufgeſchlagen hatte, auf welchem Seymour hing, gefiel mir die Aufſchrift auf einem andern Vehikel, die da ſagte: „We tan the hides but we do not hide our principles." Der geiſtreiche Witz liegt in dem Doppelſinne des Hauptwortes hide (Haut) und des Zeitwortes to hide, (verbergen) welcher ſich in keiner Ueberſetzung wiedergeben läßt. Wir gerben die Häute, aber wir verbergen unſere Grundſätze nicht. General Grant trieb nämlich eine Zeitlang Gerberei, worauf das Motto angeſpielt hat und ſo ſtreng er ſeine eigenen Grundſätze in ſich ſelbſt verſchloſſen hält (was am Ende ehrenvoller für einen Präſidentſchafts-Candidaten, als wenn er ſelbſt als fahrender Ritter das Land durchſtumpt), ſo klug verhütete es auch dieſe große Demonſtration mit „Grundſätzen" zu paradiren; ob aus politiſcher Klugheit, oder aus Mangel an Grundſätzen, das mögen Andere entſcheiden. Ich ſelbſt hätte wenigſtens Dieſes erwartet: „Allgemeines Stimmrecht — und: „Was der Schuldner dem Gläubiger verſpricht, das iſt er moraliſch und geſetzlich verpflichtet zu halten."

Am Abend hatten die Demokraten einen Umzug, welcher noch länger geweſen ſein ſoll; doch ſcheint der Weg kurz zu ſein, auf welchem die Partei, an den alten conſervativen Schund der mit der Sklaverei zuſammengekoppelten freien Conſtitution (für Weiße) mit wahrer Berſerkerwuth ſich klammernd, ihrer Niederlage und Auflöſung mit brennenden Fackeln und klingendem Spiel entgegenzieht. Syſteme kann man nicht für ewige Zeiten ſchaffen. Das „göttliche Inſtitut" der Negerſklaverei im Schooße des „menſchlichen Inſtitutes" der Republik iſt geſtürzt und kei-

Digitized by Google

ne Macht iſt im Stande dem Leichnam neues Leben einzuhauchen.

Nun wollen wir wieder den häuslichen Herd verlaſſen, um faſt täglich an einem andern fremden Herd (reſpektive Ofen) geſchmortes Beefsteak zu eſſen u. faſt jede Nacht in einem andern fremden Bett zu ſchlafen. Gewohnheit wird zur zweiten Natur. Menſchen, die wenig reiſen können in keinem fremden Bett ſchlafen und indeß ſie das Geraſſel der Wagen und das Pfeiſen des Dampfrohres in ihrem Schlummer ſtört, iſt es mir zum Schlummerlied geworden. Wie die Henne mit den ihr vorgeſtreuten, am nächſten liegenden Getreidekörnern zuerſt aufräumt, ſo beginne ich meine Collection und Collation in den meinem Wohnſitz am nächſten liegenden Städten. Ich nahm denn, als echter radikaler carpetbagger, die Reiſetaſche und ging nach dem Depot zu Cumminsville, und fuhr nach Hamilton, Dayton und Springfield, im Staate Ohio. Wir jagten per Dampf den Todten in den Gräbern des ſchönen Spring Grove vorüber. Bei den vielen Accidents auf amerikaniſchen Eiſenbahnen ſollte man, als guter Katholik, vor jedem Kirchhofe das Kreuz machen und als Philoſoph im Geiſte mit dem Leben ſeine Rechnung ſchließen. Heute dir, morgen mir, heißt es, und was Einem begegnet, kann möglicherweiſe auch Andern begegnen. So ſehr ich das Leben liebe und ein Feind bin phyſiſcher Schmerzen, ſo bin ich doch, durch das viele Jahre lange Glück auf Reiſen, völlig zum Mohamedaner geworden, der da ſagt: wie Allah will, ſo geſchieht es.

Man paſſirt auf dieſer Fahrt intereſſante Landſtädte, unter denen Glendale, Miamisburg und Hamilton die hübſcheſten ſind: Dayton mit ihren breiten, regelrechten Straßen wird bald den Namen einer Großſtadt verdienen. Das deutſche Element iſt hier ſtark vertreten. Es beſteht ein Turnverein und erſcheint da auch ein deutſches Wochenblatt. Die Stadt hat große Mühlen und mehre Fabriken.

Auch Springfield iſt eine hübſch gelegene und rührige Stadt. Die Deutſchen, Herr Feßler u. Co., beſitzen eine Maſchinen-Fabrik, welche ausgebreitete Geſchäfte macht.

Die Rückreiſe machte ich über Xenia, um hier die perſönliche Bekanntſchaft des Hrn. Feurle zu machen, der ſich für den geiſtigen Fortſchritt ganz beſonders intereſſirt.

Die nächſte Tour war nach Lawrenceburg, Aurora, Louisville, Ky., Jefferſonville, Seymore und Columbus, im Staate Indiana. Louisville iſt eine der ſchönſten Großſtädte und der Staat Kentucky, in dem es liegt, einer der fruchtbarſten Staaten der Union. Das alte Kentucky, mit ſeiner reichen Oligarchie, war in hohem Grade vom Seceſſionsſchwindel ergriffen, hat es jedoch nicht bis zum Austritt aus dem Bunde gebracht u. hofft jetzt durch Seymour's Sieg das durch Waffen Errungene zu annulliren und durch eine Contrerevolution ſeine alte Herrlichkeit wieder zu gewinnen. Vergebene Hoffnung. Es wäre vernünftiger und beſſer für dieſe Herren, wenn ſie Moos an das Grab der Sklaverei pflanzten, Fabriken errichteten und ihr herrliches Land der Emigration unter günſtigen Bedingungen eröffneten. Durch Schaden, heißt es, wird man klug. Kentucky iſt noch lange nicht klug geworden, ſonſt würde es ſich der Reform hingeben, anſtatt ſich an eine Leiche zu klammern.

Nach beendigter Collection ward mir das Vergnügen, vor einem freiſinnigen Publikum einen Vortrag zu halten über die amerikaniſche Politik, von der Zeit der Unabhängigkeits-Erklärung bis auf unſere Gegenwart.

Indeß jetzt überall und von allen Seiten für die „laufenden" Präſidentſchafts-Candidaten geſtumpt wird, mag es, nach meiner Meinung, von Nutzen und geiſtigem Intereſſe ſein über die Entwickelung und Auflöſung der Parteien vom geſchichtlichen Standpunkte aus zu ſprechen, um dem Zuhörer das Urtheil aufzudrängen, daß ſich die divergirenden Intereſſen und Anſichten des Volkes in einer Republik nothwendigerweiſe zu Parteien geſtalten müſſen und nur ſo lange dauern können, als der politiſche Kampf dieſer Intereſſen wegen dauert, daß ſich alſo auch die gegenwärtigen beiden großen Parteien — die demokratiſche und die republikaniſche — im Auflöſungsprozeſſe befinden, da Jener die weſentliche Grundlage der Sklaverei und der damit verknüpften abſcheulichen Abnormitäten entzogen wurde und der Zeitgeiſt ſchon zu weit vorangeſchritten iſt, um ihrer unvernünftigen Raſſenächtung mit dem Schiboleth einer Regierung für Weiße, einen politiſchen Sieg bei Wahlen ſichere Garantie zu geben; indeß die weſentliche Frage Jener über Nichtausdehnung der Sklaverei nach den Territorien durch die gewaltige Stimme der Kanone gelöſt iſt, wodurch ſie jetzt die daraus erfolgte Conſequenz des allgemeinen Stimmrechts zu ziehen und zu verwirklichen hat. Ja, noch mehr, gedrängt durch den Zeitgeiſt wird ſie, zur Selbſterhaltung und Conſoldirung der Republik — auf Erfahrung geſtützt — bis zur Abſchaffung der Präſidenten-würde getrieben werden, zum Einkammerſyſtem, zu directer Volkswahl und ſonſtigen zum Heil des Geſammtwahles nothwendigen Reformen. —

Auch in dem Louisville gegenüber liegenden Jefferſonville, Ind. hatte ich auf wiederholt ausgeſprochenen Wunſch eines intelligenten Bürgers, Hrn. Bangerth, über Politik und Religion geſprochen. Herr Lehrer Leonhard hatte die Güte, mir ſeine Schule zur Dispoſition zu ſtellen. Die Zahl der Zuhörer hat mich da, ſowohl quantitativ wie qualitativ, freudig überraſcht und überzeugt, daß der freie Geiſt der Deutſchen in Amerika — trotz aller ſyſtematiſchen politiſchen und religiöſen Verdummungs-Verſuche der Pfaffen des Stumpes und der Kanzel — mit jedem Jahr ein größeres Terrain ſich erobert.

Jefferſonville iſt eine rührige Stadt, welche in Bälde mit Louisville durch eine prachtvolle, faſt eine Meile lange Eiſenbahnbrücke über den Ohio in Verbindung gebracht ſein wird.

In Geſellſchaft der Herrn Bangerth und Bachley beſuchte ich die großen Ohio Falls Car Works, wo ſo eben

300 Arbeiter beſchäftigt ſind. In der Nähe zeigte man mir eine Mühle, welche auf 7 Gängen per Tag circa 3000 Barrels Mehl mahlt.

Man erzählte mir, daß hier einem Lutheraner ein Grab im Kirchhof verſagt wurde, weil er ohne Pfaffen-Paß den Weg nach der Ewigkeit zu finden glaubte. Ein Methodiſtenprediger erbarmte ſich des anrüchigen Lutheraners, nahm das Cadaver in ſeine Kirche auf und begrub es in heiliger Erde. O, der Zeloten und Dummköpfe, der Heuchler und Phariſäer! Armes, gläubiges Volk, wie lange wirſt du noch der Ochs ſein, der ſich mit dem Ring an der Naſe von politiſchen und religiöſen Schwindlern führen läßt? Ach, noch lange, lange, ſehr lange, trotz Dampf und Elektricität. Aber es kömmt dennoch eine Zeit, ſie kömmt gewiß, wo es keine Pfaffen geben wird.

Nachdem ich in Louisville einige angenehme Momente im gebildeten Kreiſe der Familien Hirſchbühl und Klult genoſſen, bei Dornhöfer geluncht und bei Conditor Schulthes mit einem Glas California-Wein meinen alten Freunden der Stadt ein Valete zugetrunken hatte, nahm ich den carpetbeg trat aus der Jägerhalle des Herrn Göppert vor Sonnenaufgang in einen Bus, und nahm alsbald einen Sitz im Waggon ein, um via Seymour nach Columbus, Ind. zu fahren.

Zu Seymour hat vor Kurzem der ſouveraine Lümmel die Rolle des Advokaten, des Richters und des Henkers in eigene Hand genommen und drei Kerle, die des Raubes ſchuldig waren, feierlich diaboliſch aufgeknüpft.

Seymour hat eine günſtige Lage, da ſich hier zwei Eiſenbahnen kreuzen: die Ohio- und Miſſiſſippi- und die Jeffersonville- und Indianapolis-Bahn. Jene führt nach St. Louis, dieſe nach Chicago.

Columbus, eine aus Wäldern herausgehauene Stadt, verſchönert ſich mit jedem Jahr. Man findet da ein ſehr gutes, und freiſinniges deutſches Element. Lehrer Funke, den gediegenen Mitarbeiter der Fackel, traf ich dieſes Mal nicht mehr hier an der Schule. Alt und krank, ſcheint er ſeine Funktion als Lehrer geſchloſſen zu haben. An ſeine Stelle trat vor Kurzem Herr Ranck, der mehre Jahre zu Ironton, O. mit allgemeiner Zufriedenheit der Deutſchen als Lehrer fungirt hat.

Herr Pelilliot, ein Deutſcher, iſt gegenwärtig Bürgermeiſter von Columbus, indeß Herr Rethwiſch, einer in jeder Hinſicht competenter und achtungswerther Deutſcher, bei der jüngſten Wahl auf republikaniſcher Seite für das County-Schatzamt laufend, von ſeinem demokratiſchen Gegner geſchlagen wurde. Nicht immer ſind Verdienſt und Competenz die Brücke, über welche man zu Aemtern kömmt, am allerwenigſten in einer Republik, wo durch Geld und Partei-Einfluß der Succeß der „Auserwählten" bedingt wird.

Hier ſchließe ich mit dem kurzen Ausflug den Monat Oktober, gebe der Geliebten des Froſtes einen warmen Abſchiedskuß, rüſte mich für den November und „mag nicht ganz ohne Grauen dem herannahenden Winter in's Angeſicht ſchauen."

November, 1868.

Da iſt er, der fatale November und auf ſeinen rauhen Schwingen kam auch das Aſthma wieder; doch darum will ich nicht klagen und auch keine ſchwere Reiſetaſche tragen.

Der große Tag der Entſcheidung, der 3. November, iſt erſchienen. Grant iſt mit großer Majorität gewählt und Seymour leidet an Aſthma, indeß die Partei, die ihn taufen und fallen ließ, in den letzten Zügen liegt. Möge aus dem Cadaver ein friſcher Geiſt erſtehen!

Am Tage der Wahl machte ich eine Waſſerfahrt auf dem Ohioſtrom nach Ironton, von dort zurück nach Portsmouth und über Chillicothe nach Poreopolis.

Zu Ironton ſprach ich in Conrad Ebert's ſchöner Halle anderthalb Stunden, trotz Engbrüſtigkeit, zu einem intelligenten Publikum von Herren und von Frauen. „Es iſt ein Gott in uns, durch ſeine Gunſt erglüht die Phantaſie." Jeder, heißt es, hat ſein Steckenpferd. Das meinige iſt das Thema über Religion und Politik. Ich brauche blos die Rednerbühne zu beſteigen und ein Auditorium vor mir zu haben, ſo erglüht die Phantaſie und weckt in den Zuhörern Begeiſterung. Freilich finden ſich da zuweilen auch Einzelne, die von Aerger erglüht den Saal verlaſſen und in freier Luft dem Fluch und Schimpf ihres unfreien Geiſtes Luft machen. Die Geſchmäcker ſind eben verſchieden; ſo wie Organiſation und Bildungsſtufen verſchieden ſind. — Mag der Begriff des Großen und des Schönen relativ ſein und ſich compariren laſſen, ſo iſt das Wahre doch abſolut, bedingt durch die unabänderlichen Geſetze der Natur.

Ironton hat eine tüchtige deutſche Bevölkerung. Die Umgebung iſt reich an Eiſenerz, das jedoch dem Miſſouri-Erz an Qualität bedeutend nachſteht. Es iſt zu Ironton eine große Eiſenſchmelze, in welcher das Erz durch glühend heiße Luft mittels Röhren geſchmolzen wird. Neben derſelben iſt eine große Sägmühle im Gang, geeignet von Deutſchen, den Herren H. Newman u. Co. Hr. Feuchter hat ſein geſchmackvolles Lokal vergrößert und einen Billiard-Salon eröffnet. Vor Kurzem iſt eine Brass Band in's Leben getreten. Auf Veranlaſſung Hrn. Feuchter's, des Directors derſelben, u. Hrn. Leo Ebert's war das Chor ſo gefällig, vor und nach meiner Rede einige Piecen vorzutragen. Auch beſteht hier ein deutſcher Geſangverein und eine deutſche Schule. So iſt denn in dieſem rührigen Städtchen für materiellen und geiſtigen Genuß reichlich geſorgt.

Portsmouth, am Ohio gelegen, hat wie alle die Städte am belle riviere eine reizende Lage. Auſſer der ſeit mehren Jahren hier exiſtirenden demokratiſchen Zeitung des

Hrn. Raine wird, wie es heißt, in Bä'de Here Fromm ein republikaniſches Blatt über Stappel laſſen.

Nachdem ich mich bei dem radikalen Jakob Baßler mit Würſten, ſage Bratwürſten, reſtaurirt hatte, fuhr ich auf der Eiſenbahn nach Chillicothe. Hier waren die Deutſchen eben durch eine Proceſſion in großer Aufregung, welche ſo groß war, daß einige Republikaner en passant auf der Straße die Fackel beſtellten, obſchon der Fackler das Stimmen für einen Präſidenten, als nuisance, die ſehr viel Geld koſtet aufgegeben hat. Uebrigens freute es mich doch, daß ſich ſo viele Deutſche dem kleineren Uebel — wie man es nennt — zugewendet haben. Capitain Roſenfeld ſaß als Marſchall hoch zu Roß und das Ganze war eine gelungene Demonſtration

Nun laſſen Sie uns eine Pauſe machen, bis eine größere Tour folgt nach mehren Städten des Weſtens. Alſo: Auf Wiederſehen!

Kosmopolitiſch ſocialer Detector.

Von Theodor Kroſchel.

Doctoren, Advokaten und Pfaffen
Sind die Tyrannen der Welt,
Sie haben den Fürſten geſchaffen,
Der Zweck ihres Daſeins iſt — Geld!

Erfahrung mit richtiger Beobachtung iſt die beſte Belehrung für den Einzelnen ſowohl, als für Völker. Durch Geſchichtſchreiber iſt bekannt geworden, wie zu allen Zeiten es unter den Völkern oder Stämmen Einzelne gab, welche nicht allein mehr wußten als die Maſſe, ſondern ſich beſonders dadurch bemerkbar machten, daß ſie die Unwiſſenheit der Maſſe ausbeuteten — und um dies immer zu können, durch Liſt oder Gewalt die Unwiſſenheit der Maſſe zur Dummheit herabbrachten. (Etwas nicht wiſſen iſt eben Unwiſſenheit, aber Etwas nicht wiſſen, lernen wollen, — iſt Dummheit). In letzter Zeit, d. h. mehreren Jahrhunderten, nennt man dieſe Art Leute Pfaffen, in höchſter Potenz Jeſuiten.

Es iſt bekannt, daß in früherer und früheſter Zeit dieſe Leute drei, in neuerer Zeit unter dem Namen Fakultäten, bekannte Geſchäfte (Wiſſenſchaften?) betrieben; nämlich: Theologie, (ſogenannte Religionslehre) Jurisprudenz, (Recht zu beſtimmen), und Medizin, (Heil-? Kunde) und dieſe drei Geſchäfte als nur ihnen allein zukommend betrachteten und ſich gegenſeitig garantirten; ſie bildeten eine, vom Volke abgeſonderte, aber über demſelben ſtehende Koſte. — Da die meiſten Fragen im Leben, des Einzelnen als der Maſſen, an die drei genannten Wiſſenſchaften gerichtet wurden, kamen die Beſitzer derſelben zu der Ueberzeugung, daß ihnen der Beſitz nur dann und ſo lange von Nutzen ſein kann, als der Fragende glaubt, daß ſie Etwas wiſſen und nicht Gelegenheit hat, zu lernen, was ſie (nicht) wiſſen — oder vielmehr einzuſehen, daß ſie — nicht mehr wiſſen, als der Fragende.

Die fürchterlichſten Grauſamkeiten ſind deßhalb von Menſchen erdacht und von Menſchen an Menſchen verübt worden; zahlloſe Morde, im Einzelnen und in Maſſe geſchehen, um den unbefriedigten Fragern — das Maul zu ſtopfen und — das Denken zu verhindern. — Glauben! blinden Glauben verlangten ſie vom Volke; wer nur glaubte, nicht blind glaubte, war noch nicht ſicher vor ihren Verfolgungen und — um den Glauben zu Ehren zu bringen, nannten ſie ihn den lebendigen Glauben. — Man unterſuche nur die Conſequenzen ihrer Lehre — der Glaube macht ſelig — nicht thun.

Die beſte That iſt ohne Glaube werthlos, kann durch Unglauben ſogar ſtrafwürdig werden, und die ſchlechteſte Handlung kann durch Glauben, bei Ausübung derſelben, zur guten gemacht werden. — Der ſimple Glaube war nicht ſtark genug, um Denken — und in Folge deſſen Zweifeln — zu verhindern, deßhalb verlangte man blinden Glauben — und da der blind Glaubende ſich als Werkzeug zur Unterdrückung, Vernichtung des Denkens oder auch Denkers gebrauchen lies, ernannte man ihn zum — lebendig Gläubigen.

Als die Zahl der Menſchen und Völker ſich bedeutend vermehrt hatte, wurde es dem Einzelnen ſchwer, die drei Wiſſenſchaften vereint zu repräſentiren; ſie mußten ſie trennen, d. h. es wurde nur eine von Einem betrieben. Der Streit unter ihnen konnte nun nicht ausbleiben und blieb auch nicht aus. Weil ſie ſchlecht waren, waren ſie herrſchſüchtig. Nur das Gute iſt tolerant, das Böſe iſt herrſchſüchtig und iſt Beides daran leicht und ſicher zu erkennen; nur die Liebe kann tolerant ſein. Wilde und civiliſirte Völker legten ihrem höchſten Weſen (Gott) die beſten Eigenſchaften bei; ſo iſt z. B. dem Gott der Chriſten als erſte und höchſte Eigenſchaft die Liebe zuerkannt. — Dieſelbe Liebe, welche den Thieren zu ihrer Erhaltung den Inſtinkt gab, brandmarkte das Böſe mit Unduldſamkeit.

Wäre die chriſtliche Lehre, nicht von Pfaffen verdorben, dem Volke überlaſſen worden, wäre ſie nie zu einem Schandfleck der Menſchheit geworden, — denn es giebt faſt keine Schlechtigkeit, die nicht im Namen des Chriſtenthums, omnia ad majorem Dei gloriam, begangen worden iſt. Das Gute, oder der das Gute, die Wahrheit lehrt, will Niemand und Nichts vernichten, ſondern immer nur verbeſſern — das Böſe, die Lüge, leidet Niemand, der nicht blind glaubt; — belehren, überzeugen kann das Böſe (die Lüge) nicht; kann alſo nur durch blinden Glauben beſtehen.

Digitized by Google

Unrechtmäßiger Beſitz erzeugt Furcht vor Verluſt; — deßhalb wurden die Päpſte ſchon zu ihren Lebenszeiten für heilig nnd unfehlbar erklärt, um alles Denken und Zweifeln zu verhindern oder ſtrafwürdig zu machen; im Uebermuth dehnten ſie aber ihre Macht zu weit aus und kamen dadurch in Streit mit regierenden Häuptern. Beide riefen ihr Volk zu Hülfe und kamen endlich nach Jahrhunderte langen Kämpfen zu der Ueberzeugung, daß ſie vereint ſich gegenſeitig mehr nützen können, ihre Exiſtenz mehr ſichern können, als getrennt.

Es ſoll der Prieſter mit dem Fürſten gehen,
Denn Beide wandeln auf der Menſchheit Höhen.

Die Unfehlbaekeit iſt auch von den Regierungen angenommen worden: „Seid unterthan Eurer Obrigkeit, denn ſie iſt von Gott eingeſetzt." — Da aber Alles in der Welt vergänglich iſt, kann auch dieſer Bund nicht ewig beſtehen, die Regierenden ſtehen nicht mehr wie früher unter oder neben dem Papſte, ſondern ſchon ziemlich über ihm; die Religion wird jetzt nur noch als Stütze des — Thrones gehalten und gepflegt. Religionsfreiheit iſt faktiſch noch irgend erlaubt, auch in der freien Republik Nordamerika ſteht ſie nur auf dem Papier; bekanntlich kann Jemand, der den vorgeſchriebenen Eid nicht leiſtet — gleich dem Sklaven kein Zeugniß ablegen — ſteht außer dem Geſetz. Weil aber hier die Jurisprudenz herrſcht, wie in Europa die Diplomatie, die Religion zu ihrer Exiſtenz noch unentbehrlich iſt, wird ſie auch hier von der Regierung unterſtützt und gepflegt; der einzige Unterſchied zwiſchen hier und Europa iſt: daß man hier Nichts um ihren Namen giebt — wenn nur die Tendenz konſtitutionell iſt. Die Rechtmäßigkeit der Sklaverei beweist der Amerikaner aus der Bibel und erklärt ſie für konſtitutionell — die Vielweiberei der Mormonen — iſt ebenſo gut aus der Bibel zu beweiſen, iſt aber dennoch nicht conſtitutionell und wird deßhalb, wo ſie bekannt wird, an Einzelnen beſtraft; dem „Volke" Mormanen hat man ihre Weiber laſſen müſſen. — Daß aber in Einem oder in Beiden Etwas faul ſein muß, wenn ſich Religion mit der Regierung nicht vertragen, ſcheint bis jetzt weder dem Volke noch ſeinenRegiereen bekannt zu ſein. Die jetzt ſcheinbar beſtehende Harmonie zwiſchen Religion und Regierung beruht nur auf gegenſeitiger Unterſtützung und Beförderung der Exiſtenz.

In den Jahrhunderten, wo die Päpſte mit den ſogenannten weltlichen Mächten um die Herrſchaft ſtritten, entſtand der Saame zu Advokaten; Geſetze waren lange vorher und zahlreich vorhanden, wurden aber oft genug, ſelbſt von Denen, die ſie gemacht hatten, nicht gehalten. Es geſchah dem Geſetze, was auch der Religion geſchah: die Kenntniß der Geſetze wurde von Einzelnen zum Geſchäft gemacht; man ließ nicht zu, daß ſie (die Geſetze) das Volk auch kennen lernte, Selbſthülfe (nicht nur phyſiſche) wurde verboten, oder unmöglich gemacht; man mußte, wie heute noch, in Rechtsſachen den Advokaten, wie in Glaubens- (Religions-) ſachen den Pfaffen um Rath und Hülfe nachſuchen und dafür bezahlen; wie und auf welche Art ſich Pfaffen und Advokaten Zahler und Zahlung zu verſchaffen wiſſen — iſt bekannt. Da ſie aber wußten, daß nur Unwiſſende bei ihnen Rath oder Hülfe nachſuchen, wurde das Glauben und die Unwiſſenheit nicht nur erhalten und vermehrt, ſondern durch ſorgfältig erzeugte Dummheit noch unterſtützt, d. h. man gab ſich alle mögliche Mühe, die Unwiſſenden dumm zu machen, denn der Dumme, blind Glaubende, zahlt ohne zu fragen — der Wiſſende oder wiſſen Wollende fragt aber, ehe er zahlt, wofür er zahlt, wofür er zahlen ſoll oder muß.

Es wurde dem Volke durch Geſetze befohlen, zu glauben, daß Alles wahr und recht iſt, was Pfaffen und Advokaten ſagen, und es ein Verbrechen iſt, daran zu zweifeln oder Etwas daran ändern zu wollen. Viele Millionen Menſchen haben durch dieſe Geſetze Vermögen, Freiheit und Leben verloren. Leider iſt dies erſt die kleinere Hälfte, des Uebels, welches die Menſchheit kennen lernen und durchmachen muß.

Trotz der Anwendung aller nur möglichen Macht und Liſt war es aber doch nicht möglich, die Wahrheit der Religion, oder die Religion der Wahrheit und das Rechtsbewußtſein ganz zu vernichten, oder die friſchen Keime deſſelben zu unterdrücken; — eben ſo wenig wird es aber auch jemals geſchehen, daß das Böſe ganz vernichtet wird. Ich halte überhaupt den Begriff von, oder die Anſicht, das Urtheil über „Gut" und „Böſe" für relativ — nur Mangel an Kenntniß des Naturgeſetzes läßt uns Manches für Böſe erklären, was entweder unausbleibliche Folge einer, vielleicht unbekannten, unberückſichtigten Urſache iſt, oder deſſen Nutzen uns unbekannt, wohl gar undenkbar iſt. Wir Menſchen ſind aber nicht Schöpfer, ſondern Geſchöpfe, welche nicht wiſſen und vielleicht niemals wiſſen werden, welche Geſetze das Weltall leiten.

Der Böſe wie der Gute hält ſein Thun und Daſein für berechtigt, ſo lange bis ihn Gewalt oder Ueberredung (Belehrung) zu einer andern Anſicht bringt. Nicht ſelten wechſelt aber ein Menſch ſeine Anſichten, Urtheile, auch wohl Ueberzeugungen — ſogar mehr als einmal, bis zum Gegenſatze in ſeinem Leben. „Gut" nennen wir (ohne weitere Definition), was unſeren Wünſchen und Anſichten entſpricht. „Böſe", was denſelben hinderlich, entgegen iſt. Wechſel, Veränderung alles Deſſen, was wir denken und ſehen, iſt — naturgeſetzlich. Im ſtrengern Sinne des Wortes kann nur der Wille böſe ſein, oder was durch ihn geſchehen iſt. Jede That oder Handlung iſt die Folge eines Willens; auch Thiere können abſichtlich Böſes thun, doch iſt ihr Motiv dazu ein anderes als beim Menſchen; je edler die Thiergattung oder das Thier durch Erziehung (Dreſſur), deſto willkürlicher ſeine Handlungen, Thaten. Die Fähigkeit, Böſes oder

Gutes willkürlich zu thun, hat aber kein Thier in dem Grade wie der Menſch; ſo iſt auch kein Thier fähig, ſich zu beherrſchen, d. h. ſeinen Willen, ſeine Neigungen zu bekämpfen, außer aus Furcht vor Strafe, die es aber nur durch Erfahrung kennen und fürchten lernt. Der Menſch mit ſeinem freien (?) Willen und Bildungsfähigkeit iſt alſo der Erzeuger von Gutem und Böſem.

„Die Welt iſt vollkommen überall, wo der Menſch nicht hinkommt mit ſeiner Qual."

Iſt denn aber der Wille des Menſchen auch wirklich frei? — Ich ſage Nein! — Wenn nur zwei Menſchen zuſammen leben, ſind nicht beide mehr frei, entweder iſt einer dem andern unterthan, oder einer genirt den andern, oder einer tödtet den andern; aber möglich iſt es, daß einer von beiden frei iſt, dann müßte er aber rückſichtslos wie das Thier ſein. Körperconſtitution (durch Phrenologie hinreichend bewieſen), Erziehung oder Verhältniſſe beherrſchen, wenigſtens beeinfluſſen den Willen des Menſchen.

Nicht Jeder iſt verdammenswerth, der etwas Böſes thut, ſeine That, ja der Wille dazu iſt vielleicht nicht ſeine Schuld. Soll deßhalb ein Urtheil gerecht ſein, darf unbedingt nicht die Wirkung, ſondern die Urſache ſeines Willens die Strafe beſtimmen? Die ſchwerſte Strafe für einen böswilligen Menſchen iſt: ihn unfähig zu machen, Böſes zu thun, aber nicht tödten — oder ſo zu kombiniren, daß ſeine That, die ſeinem böſen Willen entgegengeſetzte Wirkung hat. Von der größten Wichtigkeit, Berückſichtigung verlangend, iſt die phyſiſche Prädeſtination, deßhalb, weil ſie ſehr oft die leider unbekannte Urſache des Willens zur That iſt, — wird nicht die erſte Anleitung zur Geiſtesbildung und Richtung im — Mutterleibe ſchon beſtimmt? Moraliſche Verdorbenheit iſt meiſt eher zu verbeſſern (zu heilen), als phyſiſche; es iſt ein poſitives Urtheil der medizinischen Fakultät, daß angeborene Fehler nicht heilbar ſind; es hat aber noch kein Profeſſor oder Doctor erklärt „warum?" — er iſt fertig mit dem Urtheil „es iſt angeboren;" daß aber mit ſeltenen Ausnahmen Schüler der medizinischen Fakultät — promovirte, diplomirte, auch wohl noch extra mit Titeln und Orden dekorirte Doctoren der Medizin, durch ihre naturwidrige Behandlung der Eltern, auch wohl Großeltern des Krüppels die Urſache ſind, — das ſagt er nicht, und darf es nicht ſagen, denn ſeine und ſeiner Collegen Exiſtenz würde ja dadurch gefährdet.

Es iſt bekannt und erwieſen, daß noch vor dreihundert Jahren ein körperlich größeres und ſtärkeres Menſchengeſchlecht z. B. in Deutſchland gelebt hat, denn ſeine Ritter- und Knappenrüſtungen und Waffen kann unter hundert der jetzt Lebenden kaum Einer tragen und noch weniger gebrauchen, weil – ſie zu ſchwer und zu groß ſind. Das ganze, beſonders aber das civiliſirte Menſchengeſchlecht, beſteht, mit wenig Ausnahmen, nur noch aus — Zwergen, die faſt alle mehr oder weniger krank ſind. Der nicht corrumpirte Beobachter dieſer Zuſtände ſieht mit Bedauern, wie das Menſchengeſchlecht ſeinem Untergange entgegengeht, entgegen fault.

Hülfe, Rettung iſt nur durch Umkehr zur Natur — zur Wahrheit möglich. Die Heilkunſt und Heilwiſſenſchaft hat die Menſchen in dieſes ſchreckliche Elend gebracht; daß keine Hülfe von ihr zu erwarten iſt, haben allein die letzten hundert Jahre hinreichend bewieſen, man braucht nur die ſtatiſtiſchen Tabellen nachzuſehen.

Nach Freiheit ſehnt ſich und ſtrebt jeder Menſch (ohne Geſundheit iſt aber keine Freiheit möglich — denkbar); was aber jeder Menſch für Freiheit will, oder welche Vorſtellung er ſich von ihr macht, iſt wichtig zu erwägen. Freiheit und Wahrheit ſind untrennbar, d. h. eine kann ohne die andere nicht exiſtiren; die wahre, unverfälſchte Wahrheit und Freiheit iſt aber auch nur in der reinen, unverfälſchten Natur zu finden, wo die Civiliſation mit ihrer Kunſt und Wiſſenſchaft noch nicht hingekommen iſt, oder — die Naturkräfte zu ſtark waren, denn die Kunſt und Wiſſenſchaft iſt ſo frech, daß ſie ſogar das Naturgeſetz hofmeiſtern will, und überall verbeſſert? — reſpective ändert, wo ſie nur kann. Durch dieſe Frechheit, ohne Kenntniß und Berückſichtigung des Naturgeſetzes — den menſchlichen Organismus im krankhaften Zuſtande mit — ſeinem Inſtinkt zuwidern Stoffen — heilen zu wollen, iſt mit der Zeit das ganze Menſchengeſchlecht in einen fortwährenden (chroniſchen), ja ſogar erblichen Krankheitszuſtand gebracht worden, ſelbſt das liebevolle Geſetz, daß dem Fötus im Mutterleibe nur die beſten Säfte der Mutter zugeführt werden, kann nicht mehr verhindern, daß Kinder ſchon krankhaft auf die Welt kommen, — da dieſer Zuſtand aber für die medizinische Fakultät, reſpectiv deren Schüler — Doctor medicinae, ſehr angenehm, weil — lukrativ — iſt, ſo wird von ihnen Alles aufgeboten, um ihn zu erhalten; d. h. man arbeitet mit allen Kräften dahin, macht Landesgeſetze dazu, um mit deren Hülfe zu verhindern, daß die Menſchen zu der Einſicht kommen: daß durch Medizin keine Geſundheit möglich iſt (die Fälle, wo trotz Medizin Geſundheit wiederkehrt, werden leider immer ſeltener.)

Das iſt z. B. die Freiheit, nach der Pfaffen, Advokaten und Doctor med. ſterben, ebenſo ſtrebt der Straßenräuber nach der Freiheit, ungeſtraft und ungeſtört das Leben und Eigenthum ſeiner Opfer rauben zu können. Der Vergleich iſt ſtark? — aber leider nur zu wahr; denn hat der Pfaffe ein Recht mich zu zwingen, daß ich glaube, — was — wie ſein Leben beweiſt — er ſelbſt nicht glaubt? Hat der Advokat ein Recht, mich zu zwingen, daß ich die, von ihm gemachten Geſetze, reſpectire, da er es ſelbſt nicht thut? Wie ſchön ſagte Friedrich II., König von Preußen (diktirend): „.... Denn ſie müſſen nur wiſſen, daß der geringſte Bauer, ja was noch mehr iſt, der Bettler, ebenſowohl ein Menſch iſt, wie Se. Majeſtät ſind, und dem alle Leute gleich ſind — mach' er darunter einen Strich — es mag ſein ein Prinz, der wider einen Bauer klagt, oder

Digitized by Google

auch umgekehrt, ſo iſt der Prinz dem Bauer vor der Juſtiz gleich, und bei ſolcher Gelegenheit muß nur nach der Juſtiz verfahren werden, ohne Anſehen der Perſon! Danach mögen ſich die Juſtizcollegien in allen Provinzen nur zu richten haben, und wo ſie nicht mit der Juſtiz und ohne alles Anſehen der Perſon, des Standes grade durchgehen, ſondern die natürliche Billigkeit bei Seite ſetzen, ſo ſollen ſie es mit Sr. Majeſtät zu thun kriegen! Denn ein Juſtizcollegium, das Ungerechtigkeiten ausübt, iſt gefährlicher und ſchlimmer wie eine Diebesbande, vor der kann man ſich ſchützen, aber vor Schelmen, die den Mantel der Juſtiz gebrauchen, um ihre üblen Paſſions auszuführen, vor denen kann ſich kein Menſch hüten, die ſind ärger als die größten Spitzbuben, die in der Welt ſind und meritiren eine doppelte Beſtrafung. Ihr Federgelehrten ſeid am Ende alle gleich! wenn man ſich mit euch einläßt, ſo behält man nie Recht — ich kenne das."

Hat der Dr. med. ein Recht, mir eine Kur- [Heil-] methode aufzudringen, welche, wie die Erfahrung beſtätigt, wenn nicht ſchädlich, unnöthig iſt, und welche er an ſich und ſeiner Familie ſelbſt nicht anwendet? Wie oft findet man an Doctoren eine Geſichtsfarbe, die deutlich genug das Vorhandenſein von Krankheitsſtoff in ihrem Körper anzeigt, und doch wollen — und das Volk glaubt noch, daß — ſie Andere geſund machen können, — es iſt dies gewiſſer Maaßen eine Entſchuldigung für ihr Heilſyſtem mit Medizin, — da ſie ſich ſelbſt nicht von Krankheitsſtoff, Krankheitsurſache befreien können, man alſo annehmen kann, daß ſie es überhaupt nicht können; — daß ſie es aber, trotzdem die Gelegenheit dazu vorhanden iſt, nicht lernen wollen, beweiſt, daß ihr Feſthalten am Medizingeben nur die Folge von Geldſucht iſt. — Man kann nämlich, auch ohne Univerſitätsſtudium, ſich mit Waſſer behandeln, in vielen Fällen auch ſicher heilen und geſund erhalten lernen, aber nicht die Medizinanwendung, die erfordert viel Zeit und Mühe, (leider für das Wohl der Menſchen verlorene Zeit — verlorene Mühe); denn das ganze und einzige Princip der Medizinwiſſenſchaft iſt: (was auch die Dr. med. ſehr gut wiſſen) Krankheitszeichen (Symptome) unterdrücken; — dem Patienten werden Stoffe unter dem Namen „Medizin" eingegeben, aufgedrungen, welche ihn, d. h. ſeine Lebenskraft unfähig machen — die Krankheitsſtoffe, Krankheitsurſachen, durch Heilungsverſuche aus dem Körper zu ſchaffen. Ein geſunder, d. h. unverdorbener Organismus (eines Menſchen) verſucht zu allererſt, den vorhandenen Krankheitsſtoff durch Fieber oder Entzündung aus ſich zu ſchaffen. Ein Fieber oder eine Entzündung iſt alſo — ein Heilungsverſuch der Lebenskraft! — Die zweitauſend Jahre alte Medizinwiſſenſchaft unterdrückt, ſtoppt dieſe Heilverſuche durch Gift oder (und) Blutlaſſen – und nennt das eine Krankheit heilen. Noch **kein** chroniſch Kranker iſt durch Medizin – wenn auch trotz Medizin geſund geworden, **aber Millionen akut** Kranke ſind durch Medizin chroniſch krank geworden. Hat der akut Kranke Lebenskraft genug, ſo wird er durch ſie **ohne** Medizin wieder geſund; – die Natur hilft ſich ſelbſt – ſehr ſelten iſt aber die Lebenskraft ſtark genug, außer dem vorhandenen Krankheitsſtoff auch noch die viel ſchlimmeren Giftſtoffe der Medizin zu beſiegen – und doch ſind die drei (Doctor, Advokat und Pfaffe) nach Freiheit ſtrebenden, in allen civiliſirten Staaten durch Landesgeſetze geſchützt, – d. h. ſie ſchützen ſich ſelbſt – indem ſie ſich gegenſeitig das Monopol der Volksverdummung garantiren.

Wehe Dem, der es wagt, das Volk über ſie und ihr Thun aufklären zu wollen, denn er iſt weder exiſtenz- noch lebensberechtigt.*) Nur Lüge oder Bosheit will die Freiheit nur für ſich und ſeine Parthei. Der wahrhaft Gute will alles Gute, alſo auch die Freiheit für alle.

Der Menſch ſtrebt mit allen ſeinen Kräften nach — Geld, er will ſogar mehr davon haben, als er zur Befriedigung nicht nur ſeiner Bedürfniſſe, ſondern auch ſeiner Wünſche braucht, weil der Beſitz des Geldes nicht ſicher iſt. Wie oft kommt es nicht vor, daß Jemand durch einen Prozeß oder Krankheit Alles, oder doch einen großen Theil ſeines mühſam zuſammen geſparten Vorrathes wieder verliert; man zuckt dann die Achſeln und ſagt: „es iſt ein Unglück oder wohl gar eine Strafe Gottes", — mit dieſem Orakelſpruch iſt es den drei gelehrten Fakultäten noch immer gelungen, die Menſchen von der Idee abzuhalten — daß ſie ſich ſelbſt helfen können. Sie beten, opfern einen Theil ihrer Habe der Kirche, um den Zorn Gottes abzuwenden; gehen zum Advokat, der ſie ſo lange melkt, als noch Etwas von ihnen zur bekommen iſt, oder zum Doctor Med., der den Teufel durch Beelzebub beſchwört, d. h. den Kranken durch Medizin noch kränker macht. „Welch' eine Kette ſchrecklicher Irrthümer! Wenn eine akute Krankheit durch Medizin glücklich in den Körper hineinkurirt iſt, ſo preiſet der Patient die Geſchicklichkeit ſeines Doctors; ja er iſt von der Dankbarkeit ordentlich gerührt. Wenn nach vielen Jahren die empfangene Vergiftung ihre Verwüſtungen und Zerſtörungen entwickelt, dann fällt's dem armen Menſchen nicht auf tauſend Meilen ein, daß vor langer Zeit ſein Herr Doctor die Giftſaat geſäet, die nun in inneren

*) Folgendes wäre eine paſſende Grabſchrift für ihn:

Hat in ſeinem Wahrheitskampfe
Unter ſtetem Gram und Schmerz,
Weder einen Freund gefunden,
Noch ein gleichgeſinntes Herz.
Stand mit ſeinem reinen Eifer,
Matt von Kummer, Noth und Pein,
Unter dieſen Menſchenlarven
Wie geächtet ganz allein.
Hat für ſeine Menſchenliebe
Nur Verfolgung, Haß und Neid.
Verleumdungen und Spott empfangen,
Bis — der Tod ihn einſt befreit.

Vereiterungen, in Krebſen und Gwächſen zur Ernte reiſt. Jetzt muß das Eiſen d'eau, um die Frücht zu ſchneiden, am den Krebs zu tranchieen — jetzt gebt's zu einem berühmten Beinabſchneider, und der Refrain all' dieſes Elends iſt die dumme Bewunderung: Wie erſtaunlich weit hat es der Menſch in der Wiſſenſchaft gebracht!"

„Das Leben iſt kurz, die Kunſt iſt lang. —
Je länger die Kunſt, je kürzer das Leben."

Franke.

„Wo ſoll man denn aber Hilſe ſuchen? Die Herren Pfaffen, Advokaten und Doctoren Med. haben doch ſtudirt, die müſſen doch wiſſen, was uns fehlt und was wir brauchen." — Ja wohl haben ſie ſtudirt und durch ihee Praxis bewieſen, daß ſie gelernt haben, wie man das Volk unwiſſend erhält und ſo viel wie möglich dumm macht, damit es jederzeit ohne Widerſtreben und ohne zu fragen — gleich dem Schaf — ſeine Wolle giebt und ihm gleich iſt, ob es von einem Schäfer oder Schlächter gehütet wird, wenn es ſich nur ſatt freſſen kann — und darf.

Von der Geburt an bis nach dem Tode fangen die „Drei" am Menſchen. Zue Geburt braucht man eine Hebamme, ſie iſt dem Doctoe Med., was der Handlanger dem Mauree, ſie wird auch ſo gelehrt und inſtruirt, daß ſie ihm in die Hände arbeiten muß. Hiee in Amerika findet man ſogae Hebammeninſtitute, untee dieſem Namen annoncirt und gepufft, in denen Frauen nur am Phantom (das Phantom kann man willkürlich behandeln, ohne ihm zu ſchaden, die Wöchnerin (lebende Natur) darf nur bedient, höchſtens unterſtützt aber niemals durch künſtliche Reizmittel aufgeregt werden) ohne alle praktiſche Anleitung und Bildung zu Hebammen gemacht, dann von promovirten und diplomirten Doctoren examinirt und empfohlen werden; es iſt dies geeade daſſelbe, wenn Jemand auf einem hölzernen Pferde reiten lernt und ſoll dann im freien Felde auf undreſſirten Pferden alle möglichen Reiterkunſtſtücke produciren. Der einzige Unterſchied iſt nur, daß der Reiter ſein Leben und Geſundheit, bei der Hebamme abee der Mutter und des Kindes Leben und Geſundheit auf dem Spiele ſteht. Das iſt aber wieder ganz in dee Ordnung, denn je ungeſchickter reſpective unwiſſender eine Hebamme iſt, d. h. je öfter der Doctoe zum Kinde oder deſſen Mutter gebraucht wird, um ſo mehr wird die Hebamme vom Doctoe empfohlen und nöthigenfalls auch vertheidigt. Durch heiße Bäder, Betten, Kamillenthee, Säften und Tropfen wird der Körper des Kindes für den Doctor zubereitet. „Das alte Regime arbeitet auf die Erſchlaffung der Ganglien und die Verdaukanäle bei den Menſchen von Geburt an mit ſolcher Conſequenz, daß man faſt verſucht iſt, dieſelbe für raffinirt zu halten, weil es ſchwer hält, an die Ehrlichkeit ſo ungeheurer Mißgriffe zu glauben. Gleich beim Eintritt in die Welt wird den unglücklichen Säuglingen der Willkommen aus dem Kamillentopf zugetrunken und deshalb erſchallen alle Kinderſtuben vom Geſchrei des Bauchgrimmens. Es wird neben der Muttermilch odee nach der Entwöhnung gekochte Kuhmilch gegeben. Werden die Mediziner und Hebammen nicht noch auf den klugen Einfall kommen, die Mutter des Säuglings erſt zu melken, um die Milch dann kochen zu können? Es wird warme Suppe, ſelbſt heiße, Beiden gereicht, und um das Werk der Magenverderbniß zu krönen, wird Medizin gereicht, ſobald der Organismus einen Heilungskampf gegen ſo viele Verkehrtheiten beginnt, ſobald ein Krankheitszeichen auftritt. Nehmt junge Löwen in ein ſolches Regime und ihr werdet bald ein Löwengeſchlecht mit Bauchgrimmen und Krämpfen ſehen." Franke.

Sobald als möglich markt dee Pfaffe durch die Taufe das Kind für ſeine Kirche, um zu verhindern, daß es nicht ſpäter etwa in einen andern Stall läuft, zunächſt kommt dann wieder der Doctor und ſtempelt durch Impfen das Kind als ſteuerpflichtig der Medizinwiſſenſchaft; er thut dies gern gratis, nicht etwa aus Menſchenliebe, wie geſagt wird, ſondern damit die Eltern es nicht, um Geld zu ſparen, vielleicht nicht impfen ließen, und — weil er ſicher iſt, daß nicht zehn vom Hundert ihm entgehen; das Impfgift iſt der Saame, Blüthe und Frucht kommt ſpäter ſicher. Durch die Waſſerheilkunde iſt das Impfen unnöthig geworden, und ſelbſt berühmte Medizinee haben es als ſchädlich erkannt und erklärt.

Während des Jünglings- und Mannesalters iſt es gewiß ein ſehr ſeltener Fall, daß der Menſch nicht mehr oder wenigee den Advokaten ſteuerpflichtig wird, — es iſt gleich, ob der Advokat Rechtsgelehrter, Polizist odee Soldat heißt. Durch Geſetze und ſorgfältig gelehrten Abeeglauben ſind die Menſchen dahin gebracht worden, daß ſie glauben, trotzdem die „Drei" Zeitlebens an ihm geſaugt haben, auch ohne ſie nicht ſterben zu können, — bekanntlich iſt ohne Beiſein des Pfaffen und des Doctors der Tod eines Menſchen nicht vollſtändig, nicht richtig, und hat man den Advokaten nicht vor dem Tode zum Teſtamentmachen geholt, ſo rächt er ſich gewiß bei der Erbſchaftsregulirung.

Auf dieſe Art iſt Freiheit und Geſundheit für die Menſchen ein Phantom geworden, und Jeder, der dahin ſtrebt, ihnen das Phantom zur Wirklichkeit zu machen, wird von den „Dreien", ſo lange er noch im Irrthum [über ſie] iſt, als ein Schwärmer, Sonderling lächerlich, kommt er aber der Wahrheit nue nahe, als Narr oder Verbrecher unſchädlich gemacht, die Geſchichte hat derartige Beiſpiele leider ſehr viele aufzuweiſen, ohne die, welche unbekannt geblieben ſind, z. B. Inquiſition, und das unglückliche, verblendete, irregeleitete Volk hilft ihnen noch, weil es von Kindheit an durch Belehrung und Beiſpiel nue gelernt hat, das Myſtiſche, Unbegreifliche, jedem Denkee Unwahrſcheinliche, ja ſelbſt Unbeweisbare für wahr und recht zu halten. Deshalb ſind auch alle ſocialen, politiſchen und moraliſchen Verhältniſſe und Zuſtände dee Völker krankhaft, und müſſen es

ſein, weil es die einzelnen Menſchen ſind. In einem kranken Körper kann kein geſunder Geiſt ſein, gleichwie krankes Blut auch nur einen kranken Körper erzeugt; ſowie aber eine fehlerhafte Maſchine auch nur fehlerhaft arbeitet, kann ein kranker Geiſt auch keine geſunden Zuſtände hervorbringen. Man prahlt in neuerer Zeit mit Schulbildung, — „was wird nicht Alles in ſo einen jungen Menſchen ſchon hineingelehrt“ — es iſt wahr, daß jetzt mehrerlei gelehrt wird, als z. B.: vor hundert Jahren, aber, was den Menſchen am Nothwendigſten, für jeden Einzelnen das Wichtigſte, wird in keiner Schule, ſie mag einen Namen haben, welcher es ſei, auch auf keiner Univerſität noch gelehrt. Daß in den Schulen mehr und mehrerlei jetzt gelehrt wird, hat ſeine guten Gründe. Bekanntlich giebt es in der Natur nirgend einen Stillſtand, deshalb ſtrebt der Geiſt des Einzelnen und durch ihn der Geiſt der Menſchheit — Zeitgeiſt — vorwärts, nach Erkenntniß, nach Wiſſen; damit er aber nicht auf Gegenſtände treffe, ſolle, die den drei Monopoliſten ſchädlich oder gefährlich ſind, ſorgen ſie für Unterhaltung, reſpec Beſchäftigung, Ableitung; den Erwachſenen werden ſogar gratis Vorleſungen, Vorträge öffentlich gehalten; das verſprochene Thema — ließ Belehrung hoffen, die Zuhörer wiſſen aber nach der Vorleſung ſo viel als vorher, da ſich aber Jeder genirt, zu bekennen, daß er den von allen Zeitungen als berühmt und höchſt gelehrt gepuffſten Doctor oder Profeſſor nicht verſtanden habe, ſo wird auch der dringenden Aufforderung in den Zeitungen an denſelben Herrn, um Fortſetzung ſeiner Vorträge, nicht widerſprochen. Es iſt nöthig und recht, daß ſchon in der Schule den Kindern die Anfangsgründe des Wiſſens gelehrt werden, wodurch oder mittelſt deſſen ſie ſpäter ihren Lebensunterhalt erwerben ſollen; es iſt ebenſo recht und lobenswerth, wenn neben dem Nothwendigen auch Unterhaltung und Bildung des Geiſtes bedacht wird, wozu aber den Kopf der Kinder mit Dingen vollpfropfen, die kein Erwachſener verſteht oder, begreift, — nämlich z. B. die Myſterien der Religion, — warum wird den Kindern nicht gelehrt, was das Allernothwendigſte für jeden Menſchen iſt: — wie man ſich geſund erhalten kann? Weil es leichter iſt, ein Kind zum Glauben zu zwingen, als einen Erwachſenen, und weil die Menſchen ſich nicht ſelber helfen ſollen; die Kinder werden an den Glauben gewöhnt, damit es dem Manne ſpäter nicht ſchwer fällt, zu glauben, was er inſtinktiv für unmöglich hält. Was nützen einem Menſchen alle Fähigkeiten, Wiſſen und Geſchicklichkeiten, überhaupt Alles das, womit oder wodurch er Geld erwerben kann, wenn er nicht weiß, wie er den Zuſtand ſeines Körpers erhalten kann, in dem er nur Geld erwerben und genießen kann.

Pfaffen und Advokaten ſind käuflich — d. h. man für Geld bei dem Einen Vergebung der Sünden und bei dem Andern Recht erhalten. Der Doctor iſt nicht käuflich, denn er hat Nichts zu verkaufen, weder ein Machtſpruch noch irgend eine Summe Geld iſt im Stande, verlorene Geſundheit unbedingt wiederzugeben; oder ſind nicht mächtige Herrſcher an Krankheiten geſtorben, ja ſogar die Meiſten? Findet man nicht unter Vornehmen und Reichen die meiſten und ſchlimmſten Krankheiten, trotzdem ſie doch Alles haben, kaufen können, um ſich das Leben angenehm zu machen? Stirbt etwa Einer nur von ihnen ohne Hülfe des Doctors? Gewiß nicht, aber um ſo gewiſſer durch ſeine Hülfe. Wenn zwei Doctoren Med. an einem Krankenbett ſtehen, haben ſie Mühe, wenn nicht Brodneid im Spiele iſt, gleich den römiſchen Auguren, das Lachen zu unterdrücken. Hat ein Laie etwa ſchon ein Concilium in einer ihm verſtändlichen Sprache abhalten hören? Sie werden ſich hüten, der Laie würde ja hören, daß Einer ſo viel als der Andere, d. h. eben Nichts weiß; ebenſo aber eben deshalb, wie der Pfaffe die Meſſe nicht in der, Jedem verſtändliches Landesſprache lieſt, der Advokat und Diplomat ſeine Sentenzen in Sprachen und Redeformen zwängt, die der Uneingeweihte nicht verſteht, ſchreibt der Doctor Med. ſeine Rezepte auch ſo, daß ſie kein Laie leſen und verſtehen können ſoll. Die Leute (Laien) kämen ja ſonſt vielleicht auf die für die „Drei“ ſchreckliche Idee: ſich ſelbſt Meſſe zu leſen, ihr Recht ſelbſt zu vertheidigen, ſich ſelbſt ohne Hülfe des Doctors helfen zu wollen, Das wäre ja aber der jüngſte Tag! Das letzte Gericht! Alſo ganz ſicher der Welt Untergang! Wir haben alſo die dringendſte Pflicht, den Dreien zu glauben und zu gehorchen.

Die Verhältniſſe, in denen die Menſchenheit ſowohl als der Einzelne lebt, ſind der Art, daß man ſie einem engen Schuh vergleichen kann, — der Schuh drückt ſie Alle und Alle e i n Schuh, nicht an einer Stelle, ſondern den ganzen Fuß. Der enge Schuh der Chineſen iſt ſicher auch von ihren Geſetzgebern erfunden und zur Mode gemacht worden, damit das Volk — den Druck gewöhnt wird. Wie kommt es aber, daß ſelbſt kein civiliſirtes Volk daran denkt, den engen Schuh ab- und einen paſſenden dafür anzuſchaffen? Iſt das nicht ſchon die Pflicht des Zeitgeiſtes? Das iſt das Werk der drei Monopoliſten. Der Schulunterricht iſt ſo eingerichtet, daß der Schüler n i c h t denken lernt, das Vorgeſchriebene wird ohne Nachdenken auswendig gelernt. (Man bedenke hier, was in geiſtiger Beziehung auswendig lernen heißt.) Unerlaubte Fragen ſind als revolutionär verpönt und werden beſtraft, ſtatt beantwortet, — das Glauben an die Unfehlbarkeit des Lehrers, als Vorgeſetzter, wird befohlen, und auf dieſe Art das Volk von Kindheit auf gewöhnt: — nicht denken, nur glauben und gehorchen. Es giebt leider ſehr viele Menſchen, die in Folge ſolcher Erziehung ſchon Jeden, der nur ſtudirt hat, (ganz gleich, ob er etwas gelernt hat oder nicht), für einen Vorgeſetzten halten, man bedenke nur die Reſultate der Volkswahlen, wenn der Wahl (Amts-) Candidat nur recht oft und viel g e l e h r t e Floskeln in ſeinen Reden anwendet, die oft nur ſehr wenige ſeiner Zuhörer reſp. Wähler, und nicht ſelten e r ſ e l b ſt nicht verſteht, ſo iſt er meiſtens ſchon ſicher, gewählt zu werden.

Digitized by Google

Iſt er dann im Amte und das Volk ſieht ein, daß es ſich oder vielmehr er das Volk getäuſcht hat, ſo iſt er einmal Verzeſetzler! Das Volk hat zu gehorchen, denn — Ungehorſam gegen einen Vorgeſetzten (das Geſetz in Perſon) iſt geſetzwidrig. [In der freien Republik Nordameeika uennt man es auch conſtitutionswidrig.] Die Schlinge iſt dem Volke um den Hals gelegt, die es Zeitlebens tragen muß, das Ende der Schlinge hat der Vorgeſetzte in ſeiner Hand, er kann anziehen und nachlaſſen, wie es ſeine Sicherheit erheiſcht oder erlaubt, und die Erfahrung hat gelehrt, daß die Vorgeſetzten den Vortheil der Schlinge ſehr gut kennen und zu handhaben verſtehen. Es giebt nur ein Mittel gegen die Schlinge, nämlich: Geſetze und Geſetzgeber abſchaffen. Hier ſchreit die Gewohnheit: „Halt! Das geht nicht! Das iſt zu viel! Wie kann ein Volk ohne Geſetze und Geſetzgeber [macher] leben? Wo bliebe die Sicherheit der Perſon und des Eigenthums?“ Ich gebe Euch, die Ihr ſo fragt, ſogar Recht, noch mehr, ich will Euch Euer Recht auch noch beweiſen, und dennoch hoffe ich von Euch Recht zu bekommen.

Zuerſt iſt Perſon und Eigenthum, trotz der bekannten und unbekannten Unmaſſe von Geſetzen, Geſetzgebern und Geſetzvollſtreckern nichts wenigee als geſichert, ja nicht einmal, wie Beiſpiele mehr als tauſendfältig beweiſen, vor den Geſetzgebeen und Geſetzvollſtreckern ſelbſt. Die Sicherheitsgeſetze ſind nur den Geſetzgebern und Geſetzvollſtreckern von Nutzen, dem Volke nur in einzelnen ſeltenen Fällen. Dann zweitens und hauptſächlich ſind ſie nicht im Stande, die Zahl der Verbrecher zu vermindern, noch Verbrecher zu beſſern, weil die Strafen oder die Folgen derſelben demoraliſiren.

Die Geſchichte der Völkee weiſt mehrere Beiſpiele nach, daß ein Volk ſeinen Fürſten [Tyrannen] fortgejagt, ja wohl gar die bisherige Staatsform geändert hat, wir haben leider bis jetzt nur ein Beiſpiel, daß die neue Staatsform (ich meine Republik) ſich Jahrhunderte erhalten hat, — die Schweiz. Doch iſt zu bemerken, daß daran die Schweizer nicht allein ſchuld ſind, denn Natur und Neid waren ihre Verbündeten, mit deren Hülfe ſie ſich (bis jetzt noch) unabhängig erhalten.

Wir haben aber mehrere Beiſpiele, daß die neue Staatsform dem Volke noch unerträglicher (gemacht) wurde, und es ſogae den fortgejagten Tyrannen zurückberief, wenn er nicht frech genug war, aus eigenem Antrieb wiederzukommen. Es giebt nicht wenige (ſelbſt eingewanderte) Republikaner, (nicht jetzt moderne, ſondern im ſtrengſten Sinne des Wortes) in Noedamerika, welche eine nur einigermaßen erträgliche Monarchie der Republik, in der die Oligarchie unter allen Namen regiert, vorziehen. Warum gingen die Revolutionen von 1848 in Deutſchland und Frankreich, ſowie 1793 daſelbſt verloren? Weil das Volk Perſonen wählte, die ſehr fähig waren, ein Volk zu betrügen (behumbuggen), aber nicht zu regieren, und — weil das Volk nicht geiſtig frei war. Nur Republikaner können eine Republik etabliren und erhalten, niemals Sklaven, ſo lange aber der Menſch nur an einem Haar feſtgehalten wird, iſt er nicht frei; die Menſchen hängen aber nicht blos an Haaren, ſondern an Ankeeketten; ſind alſo Sklaven, ſie mögen nun eine rein weiße oder farbige Haut haben. Die Menſchen können und werden nicht frei werden, ſo lange ſie noch Pfaffen, Advokaten oder Doctoren haben müſſen.

Wie iſt da Freiheit möglich?

In der, bis jetzt bekannten Natur iſt nirgends eine Lücke, Sprung oder Zwiſchenraum vorhanden, z. B. die beiden größten Pflanzenphyſiologen unſerer Zeit erklären ſogae, daß der Unterſchied zwiſchen dem ſogenannten Thier- und Pflanzenreich blos ein künſtlich geſchaffener ſei. Ebenſo iſt noch nicht erwieſen, wo die Gattung „Baum“ aufhört und die Gattung „Strauch“ anfängt u. dgl. m., übeeall findet man nur Uebergänge, ſowohl in der Form als in der Zeit. eine Exploſion, künſtlich oder natürlich, iſt immer etwas Außerordentliches, faſt immer zerſtörend oder vernichtend. Die nothwendigſten Gewaltmaßregeln haben noch keine Freiheit hervorgebracht, ja nicht einmal erhalten, — ganz natürlich, weil Gewalt und Freiheit einander entgegengeſetzt ſind. Nur ein geiſtig dazu fähiges Volk kann frei werden und ſich frei erhalten. Der Geiſt braucht keine Gewalt für den Geiſt, er wirkt nur durch Belehrung, nur durch Belehrung kommt der Menſch zu Ueberzeugung und Bewußtſein. Durch Gewalt kann Niemand belehrt werden, ſo ſind auch die Zuſtände und Verhältniſſe, welche die Menſchheit drücken, nicht auf einmal abzuſchaffen möglich, weil ſie nicht auf einmal, ſondern nach und nach entſtanden ſind. Es wäre daher ein ſchrecklicher Mißgriff, wenn man Geſetze und Geſetzgeber auf einmal abſchaffen wollte; ſo wie die Menſchen und ihre Verhältniſſe zu einander jetzt noch ſind, ſind Beide ſogar unentbehrlich; erſt müſſen die Menſche dahin kommen oder gebracht werden, daß Geſetze und Geſetzgeber, wegen Nichtgebrauch unnöthig ſind, dann ſind ſie abgeſchafft. Erfahrung mit Nachdenken wird und muß die Menſchen auch endlich dahin bringen, daß ſie einſehen, daß Geſetze und Geſetzgeber, wie Beide jetzt noch ſind, unnöthig, ja ich behaupte, ſogar ſchädlich ſind. Jeder vernünftig erzogene Menſch weiß, was Recht oder Unrecht iſt. Die Unmaſſe vorhandener Geſetze ſowohl als deren Handhabung ſind nicht im Stande, Verbeechen zu hindern und noch weniger Verbrecher zu beſſern, wozu hält man alſo Beide noch? Man wird ſie ſo lange noch halten, als man das Geld noch hält, welches doch mit wenig Ausnahmen die Urſache zum Verbrechen iſt.

Im Falle eines Krieges oder Aufruhrs iſt die Regierung ſehr ſchnell bereit, die Civilgeſetze zu ſuſpendiren — ſo lange ſie will oder kann — wie ſelten kommt es aber vor, daß das Volk die Civilgeſetze ſuſpendirt, wenn ſeine Regierung revoltirt; — die Urſache hievon iſt einfach dieſe: Die Geſetzgeber (macher) oder Geſetzvollſtrecker ſind entweder von

Digitized by Google

der Regierung angeſtellt oder gehören zu ihr, — ſtehen alſo außer (über) dem Volkskreiſe, ſind — Vorgeſetzte — das Volk hat kein Diſpoſitionsrecht über ſie — ſie aber über das Volk. Die Civilgeſetze werden auch nur dann oder deßhalb von der Regierung ſuſpendirt, wenn oder weil ſie zu viel Zeit brauchen, oder — die Regierung das civilgeſetzliche Urtheil zu fürchten hat. Ein denkendes Volk würde und müßte ſehr bald den Vortheil — des Kriegsrechts — auch in Friedenszeiten für ſich herausfinden, aber bekanntlich denken die Völker nicht, ſondern laſſen Einzelne für das Volk denken und beten die beſtellten oder gewählten Denker als ihre — Vorgeſetzten (Götzen) an. Vernünftiger Weiſe kann man von einem Menſchen nur Menſchliches verlangen. Dies iſt die Urſache, daß das Volk von Nordamerika mehr Volksvertreter als Volksvertheidiger hat.

Iſt es einem leichtſinnigen, verführten oder ſchlechterzogenen Menſchen groß anzurechnen, wenn er ein Mal nach dem andern zum Verbrecher wird? Wenn es Geſetze giebt, die befehlen oder erlauben, daß er durch alle nur möglich denkbaren Advokatenkniffe, Rechts-, Wort-, Sinn- und Begriffsverdrehungen — ſtraflos zu machen geſucht wird? Ich konnte mich wenigſtens ſehr oft ſchon des Verdachtes nicht erwehren, den Vertheidiger des Inkulpaten für einen Mitſchuldigen am Verbrechen zu halten.

Wer fürchtet und ſträubt ſich am meiſten gegen die Erklärung des Kriegsgeſetzes? — nur der ſchlechte Theil des Volkes und — die Advokaten; dem ehrlichen, biedern und fleißigen Arbeiter iſt es kein Hinderniß, weder ſein Brod zu verdienen, noch ſich Lebensgenuß zu verſchaffen. Wer die Polizei und Criminalgerichtshöfe während ihrer Amtshandlung öfters beſucht, wird den permanenten Kriegszuſtand in der civiliſirten menſchlichen Geſellſchaft ſehr leicht erkennen. Man ſchaffe alſo an die Stelle der Civilgerichtshöfe ein permanentes Volkskriegsgericht. Der Richter Lynch wird dem Volke von Nordamerika gerade ſo zu fürchten gelehrt, als dem Volke von Deutſchland 1848 die Republik. Von wem? — Unbedingt nur von Denen, die beide zu fürchten haben; man prüfe, unterſuche nur genau und unpartheiiſch — wer beide fürchten lehrt — und — denk a biſſel nach. Sind beim Civilverfahren nicht mehr falſche als irrthümliche Urtheile gefällt worden? — d. h. ſind nicht mehr Schuldige freigeſprochen als Unſchuldige beſtraft worden? Humanität iſt durch korrumpirte Civiliſation zur Feindin der Gerechtigkeit, zur Fratze geworden.

Es giebt bekanntlich ſchon ziemlich viele Menſchen, die weder eine Kirche beſuchen noch einen Pfaffen brauchen (ich meine hier nur Solche, die durch geiſtige Bildung dazu befähigt, berechtigt ſind) für die ſind alſo beide ſchon unnöthig — ſelbſt unter Denen die beide nicht vermeiden, ſind nicht Wenige, die ſie nur deßhalb noch benützen — um durch Mitmachen ihren Gelderwerb zu erhalten; man denke ſich nur eine Kirche zur Zeit des ſogenannten Gottesdienſtes leer — wird da der Pfaffe wohl predigen wollen? — Wenn die Schauſpieler im Theater ſchlecht ſpielen oder der Sinn des Stückes nicht anſpricht, ſo geht der urtheilsfähige Kenner nicht in's Theater, außerdem die Dekoration oder Muſik entſchädigt den Geiſt durch ſinnlichen Genuß der Augen oder Ohren — ſo zieht der Mummenſchanz und die Muſik noch Manchen in die katholiſche Kirche zum Hochamt, der nicht einmal katholiſch iſt. Etwas ganz Anderes iſt es aber z. B. mit Zeitungen; wie Mancher muß eine Zeitung, durch Anzeigen ſeines Geſchäftes, unterſtützen, deren Untergang er vielleicht von Herzen wünſcht, und welche nur von der, reſp. durch die Dummheit des Volkes exiſtirt. — Man betrachte nur das Betragen eines — ſo manchen Redacteurs, ſein craſſer, dünkelhafter Egoismus läßt ihn von ſich, alſo von Einem — nicht anders als in der Mehrzahl ſprechen — er hält ſich alſo für mehr als — Eins — nur die Gewohnheit iſt wohl Urſache, daß dieſe Narrheit — ſtatt „ich“ — „wir“ oder „uns“ zu ſagen und zu ſchreiben nicht einfällt. Wie ein Pfau geht? — nein, ſteigt er daher — er iſt ſtolz darauf, daß man ſeine bunten Humbugsfedern noch nicht erkannt und deßhalb noch nicht ausgeriſſen hat, ja er behauptet ſogar, daß er — ſein Publikum vertritt und von demſelben im Falle der Noth vertheidigt würde, — und hat ſogar Recht! — denn ſo lange ein Redacteur die Intereſſen der drei Monopoliten nicht benachtheiligt — wird er von ihnen und durch ſie vom Volke unterſtützt und nöthigenfalls auch vertheidigt, aber nöthigenfalls auch beſtraft. — Volksfreunde brachten Freiſchulen in's Leben, durch Volksfreunde wird auch einſt Freipreſſe entſtehen. Man wird fragen: „Haben wir nicht freie Preſſe?“ — Ich ſage Euch — ja, wir haben freie Preſſe; d. h. Jeder, der Geld dazu hat, oder es auftreiben kann, hat das Recht zu drucken, oder drucken zu laſſen, wer aber nicht Geld hat oder auftreiben kann, für den giebt es keine unbedingt freie Preſſe — überhaupt wenn er Etwas drucken laſſen will, was den „Dreien“ nur gefährlich iſt. — Freie Preſſe iſt alſo kein Nutzen für das Volk, ſondern nur für Einzelne; — dies iſt auch von Vielen, nur nicht vom Volke, ſehr wohl erkannt worden. Freipreſſe! — wo Jeder Gelegenheit hat, ſeine Gedanken, Ideen oder Meinungen dem Volke vorzulegen, auch wenn er die Druck- und Setzkoſten nicht bezahlen kann, iſt Das für Erwachſene, was die Freiſchule den Kindern.

In Europa haben es die „Drei“ dahin gebracht, daß — früher Cenſoren, jetzt die Polizei die Preſſe controliren, d. h. knebeln; hier in der freien Republik Nordamerika's wird nur Einer ihrer Kreaturen Redacteur, oder ſie machen ihn zu ihrer Kreatur. Der geldloſe Wahrheitsfreund (wie ſelten ſind Wahrheitsfreunde reich —) hat dadurch keine Gelegenheit mit dem Volke zu ſprechen, denn die Redacteure ſind ſein Cenſor. Das Geſchrei über beleidigte Preßfreiheit einiger Redacteure, in letzter Zeit, beweiſt hinreichend die Wahrheit des eben Geſagten.

Früher waren die Pfaffen die beſten Freunde, die wirkſamſten Vertheidiger der Regierungen; Aufklärung des Vol-

Digitized by Google

les hat dies Band bedeutend geſchwächt, gelockert. Jetzt bedienen ſich die Regierungen, ſogar mit noch mehk Erfolg — der Preſſe; Redacteure ſind jetzt den Regierungen, was ihnen früher die Pfaffen waren. Die Redacteure der politiſchen Zeitungen ſind mit ſehr wenig Ausnahmen — politiſche Jeſuiten. Beide, die Regierungen, ſowie die Redacteure, haben dabei gewonnen, — das Publikum eines Redacteurs iſt faſt immer größer und unbedingt gemiſchter, als das eines Pfaffen, dann und hauptſächlich iſt die Sache, das Verhältniß, neu — unbekannt. Der Redacteur ſteht nicht unter der Controlle des Papſtes, iſt alſo mit weniger Geld, weil er allein ſteht, leichter zu beſtechen, der Pfaffe ſorgt für ſich und ſeine Kirche, der Redacteur ſtets nur für ſich und höchſtens für ſeine Familie. Der Pfaffe nennt Alles, was zunächſt um und an ihm iſt — heilig ſeine — Kirche, ſeine Amtskleidung, ſeine amtlichen Handlungen und — ſeinen Glauben, ja er verlangt für ſeine Perſon dieſelbe Achtung vom Volke, die daſſelbe einem Heiligen erweiſt, für Geld vergiebt er Sünden, die beſtehenden Landesgeſetze ſind nicht bindend für ihn, er ſteht unter einem — geiſtlichen Gericht ꝛc. Der Redacteur? — nennt das Brutneſt ſeiner Zeitung — ſein Sanctum — und es iſt, nach ſeiner Meinung, ein großer Unterſchied, ob ihn Jemand im Wirthshaus oder in ſeinem Sanctum einen Humbuger nennt, für Geld ſchreibt er gegen ſeine Meinung, nach Verhältniß der Summe ſogar auch gegen ſeine Ueberzeugung. Bürgerliche Pflichten, welche keinem Blatte Nichts einbringen, durch Zeitverluſt wohl gar ſchaden — giebt's für ihn nicht — d. h. er erfüllt ſie nicht, er lebt und ſchreibt für das Volk — hat alſo, er und ſeine Leute, keine Zeit für irgend etwas Anderes. Wer ſollte denn dem Volke Bericht erſtatten, wie es auf jenem Balle — in jenem Conzert — in jenem Theater — bei jenem Feſteſſen ꝛc. ꝛc., wo der Redacteur freien Zutritt hat, zugegangen wäre, wenn der Redacteur ſolche theuere Zeit raubende Pflichten erfüllen ſollte. Berichte abee über, die Intereſſen des Volkes zumeiſt und zunächſt angehende Dinge, werden von der Regierung durch die Preſſe dem Volke bekannt gemacht. Denkenden Zeitungsleſern iſt bekannt, was ſolchen Berichten zu glauben iſt — wagt es ja einmal ein Redacteur, eine Regierungslüge zu berichtigen, ſo wird ſein Blatt als regierungsfeindlich unterdrückt und der Redacteur mag ſehen, auf welche Art er ſein Leben macht; das Volk? — läßt dies auch ungeahndet ruhig geſchehen. Ein noch ſo volksfeindliches Blatt kann nicht unterdrückt werden, es giebt für eine ſolche That kein Geſetz — und die Macht, die es thun könnte — ſchläft. Das Einzige, was dem Volke zu thun nicht geſetzlich verboten, iſt — eine ſolche Zeitung nicht halten, nicht leſen. Das Volk ſchaffe ſich eine Zeitung an, deſſen Redacteue und Herausgeber das Volk iſt, dann ſteht es wenigſtens in dieſer Beziehung mit der Regierung auf gleichem Fuß. Dies iſt in allen Regierungsformen die erſte und dringendſte Nothwendigkeit.

Man braucht, um Etwas abzuſchaffen, weiter Nichts, als es nicht anwenden, benützen; fragt nur die Kaufleute in Nordamerika, die in ihrer Geſammtheit faſt jede Zeitung, mehr oder weniger erhalten. Es giebt große Firmen, die mehr als die Hälfte ihres Verdienſtes auf Zeitungsannoncen verwenden. Was alſo nicht angewendet, benützt wird — kann nicht beſtehen. Das Volk, welches alſo weder Pfaffen, Advokaten noch Doctoren med. anwendet, benützt, hat ſie abgeſchafft.

Seht doch nach und überzeugt Euch, ob die Drei nicht immer und überall, direkt oder indirekt, Eure Geſetzgeber ſind. Es giebt ſehr wenige Vereine, in denen nicht wenigſtens Einer von den Dreien Vorſtandsmitglied iſt. Die Vereinsmitglieder glauben, dies für eine Ehre halten zu müſſen — ſie wiſſen freilich nicht, daß er ein Kukuksei in ihrem Neſte, ihr Wächter und ihre Polizei iſt. Die „Drei" bilden überall eine feſtgeſchloſſene Phalanx, gegen die das, durch fortwährende Agitation — der Drei — nirgend einige Volk nur ſchwer und langſam anſtreben kann, niemals haben bis jetzt Gewaltsmaßregeln gegen ſie oder ihr Thun etwas erzielt, ſie müſſen mit ihren eigenen Waffen, durch Erziehung, Belehrung des Volkes, alſo geiſtig bekämpft und bezwungen werden, das iſt der einzige, zum Ziele führende Weg, auf den Jeder durch Selbſthülfe ſicher gelangen kann und muß. Tauſende von Jahren dulden und fühlen chriſtliche und nicht chriſtliche Völker den Pfaffendruck und Betrug, erſt in den letzteren Jahrhunderten iſt es, im Verhältniß zur Maſſe, Einigen gelungen, ſich von ihnen zu befreien, d. h. ſie — als unnöthig — nicht zu gebrauchen; immer nur Einzelnen war dies möglich, und wer waren dieſe Einzelnen? Keine Anderen als Solche, die durch Nachdenken zur Einſicht und Ueberzeugung gekommen ſind. Mir iſt noch keine Gemeinde bekannt, die als ſolche frei wäre oder iſt; im Gegentheil ſind mir Gemeinden bekannt, die ihren Prediger fortſchickten, weil er ihnen zu frei war.

Man betrachte nur z. B. die deutſchen Einwanderer in Nordamerika, die ihre Heimath wegen unerträglichem Religions-, Polizei- und Soldatendruck und Zwang verließen, — das Erſte, was ſie hier thun, ſobald ihre Exiſtenz geſichert, d. h. ſie keinen Kummer um Lebensbedürfniſſe haben, iſt: ſich irgend einer Kirche, dann einer Milizcompagnie und ſpäter einer Loge anzuſchließen. Das Erſte iſt einmal Mode, das Zweite thun ſie zum Vergnügen und das Dritte aus — Spekulation. Ihre Wahlreſultate, durch Pfaffen und Zeitungen geleitet, ſind bekannt, ſie haben ihnen den Spottnamen „Stimmvieh" eingebracht. Man ſoll aber ein Kind nicht eher frei laſſen, bis es bewieſen hat, daß es allein laufen kann, läßt man es früher los, ſo iſt das Kind nicht ſchuld, wenn es fällt; der Vater oder die Muttee — Regent und Regierung — wollen aber gar nicht haben, daß das Kind (das Volk) allein laufen lernen ſoll, und nimmt ihm deßhalb zeitlebens das Gängelband nicht ab; probiert es dennoch, einmal allein zu laufen (Revolution), ſo wird ihm,

Digitized by Google

wenn möglich und ſobald als möglich — die Zwangsjacke angelegt, oder man führt es ſo lange auf Irrwegen herum, bis es freiwillig das Gängelband wieder annimmt. Und doch iſt nur Selbſthülfe der Schlüſſel, welcher den gordiſchen Knoten der Corruption löſt. Nur durch Selbſthülfe (ich meine nicht bewaffnete Revolution) kann man die „Drei" abſchaffen, denn, wer ſich ſelber helfen kann, will und braucht keinen Andern dazu.

Iſt es denn aber möglich, ohne vieljähriges Studiren auf hohen Schulen und Univerſitäten die Mittel kennen zu lernen, durch die und mittelſt deren man ſich ſelbſt helfen kann? Ich ſage Euch — Ja! — Erfahrung und Nachdenken wird Euch die Wurzel des Uebels kennen und erkennen lehren: faßt das Uebel bei der Wurzel an — lebt natürlich, nicht künſtlich!

Kunſt iſt nicht Natur,
Natur aber iſt Wahrheit;
Medizin iſt Kunſt,
Waſſer iſt Natur,
Alſo — Wahrheit.

Vor allen Dingen lerne der Menſch, ſich geſund erhalten, denn es iſt leichter für den geſunden Menſchen, ſich hundert Krankheiten abhalten, als eine kuriren. Wenn man aber fragt: Wer? und wo? man das lernen kann, muß ich leider bekennen, daß die Gelegenheit dazu noch ſelten und ſchwer zu finden und zu erlangen iſt, und dies iſt, nach meiner Meinung, die größere und ſchwerere Hälfte des Uebels, welches die Menſchheit noch zu ertragen und durchzumachen hat.

Nach ſo vielen tauſend Jahren ſind erſt Einige ſo weit gekommen, die Pfaffen zu entbehren, welche ich noch für das geringere Uebel von den „Dreien" halte, weil ſie von den Regierungen nur geduldet, unterſtützt werden, um als ihr Werkzeug zu dienen, kann und darf ſie der Einzelne auch am leichteſten, von den „Dreien", entbehren. Das Entbehren der Advokaten, Diplomaten, Regierungen wird ganz gewiß noch größere Kämpfe koſten, als das Pfaffenthum gemacht hat, weil dabei die ſociale Frage mit in's Spiel kommen wird und muß. Nachdem man wird eingeſehen haben, daß kein Geſetzgeber und Vollſtrecker Verbrechen weder vermindern noch verhindern kann, wird man endlich beide abſchaffen, und — wenn die Lumpen, um Papiergeld zu machen, fehlen werden, — wird man auch das Geld abſchaffen.

Bukoliſche Sänger.*)

Von Theokritos.

Daphnis, dem anmuthvollen, begegnete, da er die Rinder
Hütet', auf hohem Gebirg, ſo heißt es, der Schäfer Menalkas;
Goldhell Beide gelockt und Beide von kindlicher Jugend,
Beide zu ſpielen geübt auf der Syrinx, Beide zu ſingen.
Erſt nun ſagte Menalkas und ſchaut' in das Auge dem Daphnis:
Sängſt du mir wohl, o Daphnis, der brüllenden Kühe Beſchirmer?
Wie es mir gutdünkt, ſieg' ich im Liede dir ob, ich behaupt' es.
Aber mit ſolcherlei Wort gab Daphnis darauf die Entgegnung:
Hirt wollſchüriger Lämmer, du Syrinxbläſer Menalkas,
Siegeſt mir niemals ob, und litteſt du Noth in dem Liede.

Menalkas.

Nun denn, willſt du es ſehen? den Kampfpreis nieder wir ſetzen?

Daphnis.

Gar wohl will ich es ſehen, den Kampfpreis nieder dir ſetzen.

Menalkas.

Welcherlei ſetzen wir hin der wohlanſtändig uns wäre?

Daphnis.

Ich dir ein Kalb, du ſetzeſt ein Lamm ſo hoch wie die Mutter.

Menalkas.

Nimmer gedenk' ich ein Lamm dir zu ſetzen: geſtreng iſt der Vater
Ja und die Mutter, und zählen die Schafe mir ſämmtlich des Abends.

Daphnis.

Doch was ſetzeſt du nur? was ſoll denn der Sieger gewinnen?

Menalkas.

Habe die Syrinx die ich gemacht, neunſtimmig und trefflich;
Blinkendes Wachs iſt daran, und gleich iſt ſie unten und oben;
Die wohl ſetz' ich dir hin; doch nichts von der Habe des Vaters.

Daphnis.

Ei! da hab' ich fürwahr auch ſolch neunſtimmige Syrinx,

*) Bukoliſch heißt diejenige Poeſie griechiſcher Zunge, welche — vorzüglich in Sicilien heimiſch — nicht allein von Hirten geübt ward, ſondern auch in Stoff, Gehalt und Form den eigenthümlichen Charakter des griechiſchen Hirtenlebens bewahrt.

Blinkendes Wachs iſt darau, und gleich iſt ſie unten und oben;
Habe ſie neulich gefügt, noch ſchmerzet davon mir der Finger,
Der da, weil ihn das Rohr, das geſpaltene, arg mir zerritzt hat.
Wer ſoll aber uns richten, und wer als Hörer dabei ſein?

Menalkas.

Wenn wir den Geishirt dort uns etwa herüber berieſen,
Dem um die Böckchen der Hund mit dem weißlichen Kopfe daherkläfft.
Und ihm rieſen die Knaben, es kam ſie zu hören der Geishirt;
Und ſie ſangen, die Knaben, es bot ſich zu richten der Geisheit.
Aber zuerſt nun ſang nach dem Looſe der Dulder Menalkas,
Dann fiel Daphnis darein, bei dem Hirtengeſang um die Reihe
Wechſelnd, und alſo ſtimmte Menalkas zuerſt den Geſang an.

Daphnis.

Schluchten und Flüſſe, daſern, ihr göttlichen, etwa Menalkas,
Der in die Syrinx haucht, ſang ein erfreuliches Lied,
Waidet mit herzlicher Liebe die Lämmerchen; aber ſobald nun
Daphnis mit Rindern erſcheint, werd' ihm ein Gleiches zu Theil.

Daphnis.

Quellen und ſprießendes Grün, du liebliches, wenn ſich in Wahrheit
Nachtigallengeſang gleichet und Daphnis' Getön',
O laß hier ihm die Rinder gedeihen, und hütet Menalkas
Etwa dahier, vollauf Jegliches waid' er vergnügt.

Menalkas.

Hier iſt das Schaf, hier Ziegen geſegnet mit Zwillingen, hier auch
Körbe mit Bienen erfüllt, höher die Eichen an Wuchs,
Wo nur ſich Milon ergehet, der reizende; zieht er von dannen,
Siechet der Schäfer ſogleich hin und die Waiden dazu.

Daphnis.

Rundumher iſt der Linz, rundum ſind Waiden, und rundum
Sprudeln die Euter von Milch, nährt ſich das Junge mit Kraft,
Wo nur die Maid hinwandelt, die reizende; zieht ſie von dannen,
Welket der Kuhhirt gleich hin und die Kühe dazu.

Menalkas.

Bock, du blinkender Ziegen Gemahl, wo dichtere Waldung
Dunkelt, heran mir, o ſtumpfnaſige Böckchen, zum Quell!
Denn dort weilet er nun: geh' Stutzkopf, ſag' ihm, o Milon
Proteus führt auf die Trift ſelber die Robben, ein Gott.

Daphnis.

Weder des Pelops Reich, noch gold'ne Talente begehr' ich
Ir zum Beſitz, noch auch Winden zu laufen voran;
Will nur, dich in dem Arm, hier ſingen am Fuße des Felſens,
Vor mir der Heerden Verein, auf das ſikeliſche Meer.

Menalkas.

(Bäume ein grauſiges Leid iſt der Winter, und Brunnen die Dürre,
So dem Geflügel das Garn, und dem Gewilde das Netz,
Sehnſucht aber dem Mann um das herzige Mädchen. O Vater
Zeus, nicht liebt' ich allein; Weiber gefallen dir auch.)

Solcherlei ſangen die Knaben im wechſelnden Lied nach einander.
Aber Menalkas erhob nun ſo die beſchließende Weiſe:
Schone die Zicklein, ſchone du Wolf mir die Mütter der Heerde,
Kränke mich nicht drum, daß ich Kleiner ſie leite, die vielen.

—

Hellſchwanz, höre du Hund, ſo tief in den Schlummer verſankſt du?
Sollteſt ja tief nicht ruhen, dieweil mit dem Knaben du hüteſt

—

Aber, o Schafe, bedenket euch nicht, an dem zarten Geſproſſe
Satt euch zu waiden; ihr ſollt nicht darben, ſobald es ernent iſt.

—

Holla gewaidet, gewaidet! und füllet euch alle die Euter,
Daß es die Lämmchen ernährt, und ein Theil in den Körben bewahrt wird.
Daphnis hinwieder begann wohllautende Weiſe zu ſingen:
Und mich ſchaute die Maid mit verwobenen Brau'n aus der Grotte
Geſtern und nannte mich ſchön, ja ſchön, da ich Kühe vorbeitrieb;

—

Aber ich ſagt' ihr darauf kein bitteres Wörtchen, in Wahrheit!
Sondern die Augen geſenkt ging unſeres Weges ich weiter.

—

Lieblich ertönet die Stimme der Kuh, ihr Athem iſt lieblich,
Lieblich am rieſelnden Born im Freien zu ſchlafen des Sommers.

—

Schmuck ſind dem Eichbaum Eicheln, dem Apfelgezweige die Aepfel,
Aber das Kälbchen der Kuh und Kühe dem Hüter der Heerde.

Alſo ſangen die Knaben, und alſo ſagte der Geishirt:
Wonnig iſt, traun, dein Mund, holdſelig, o Daphnis, die Stimme,

Digitized by Google

Köſtlicher dich zu belauſchen im Spiel als Honig zu lecken.
Nimm die Syringen dahin; denn du biſt Sieger im Liede.
Wollteſt du aber auch mich beim Hüten der Ziegen ein wenig
Lehren, ſo biet' ich die Ziege zum Lehrpreis, die mit dem Stutzerhorn,
Welche bis über den Rand dir beſtändig den Eimer mit Milch füllt.
Wie es den ſiegenden Knaben erfreut', und wie er emporſprang
Und in die Hände ſich ſchlug, ſo ſpringt um die Mutter ein Rehkalb.
Aber der Andere grämte ſich ſchwer, und es wandelt' in Herzleid
Sich ihm der Sinn: ſo trauert ein Mädchen zur Ehe gefordert.
Und ſeitdem ward Daphnis der oberſte unter den Hirten,
Und noch knoſpenden Alters vermählt' er ſich mit der Najade.

Ein Gedicht von inniger Unſchuld, Einfalt und Kindlichkeit. Daphnis und Menalkas meſſen als Knaben oder halbwüchſige Jünglinge aneinander die Kraft. Ihre Vorſtellungen und Manieren ſind knabenhaft, wenn auch die von ſehr geweckten und geiſtreich-lebendigen Knaben. Ihr Selbſtgefühl ſteht Beiden recht gut; ſie haben ſchönen Freundſchaftsſinn für einander, ein treuherziges und reines Gemüth. Doch ſteht Daphnis höher als Menalkas. Seine köſtliche Jungfräulichkeit ſpiegelt ſich im Schlußgedicht, und in den Vierzeilen ſeine Tiefe, ſeine Anlage zur ſeelenvoller Liebe.

V. 3. Goldgelbes Haar nach griechiſchen Begriffen eine Schönheit.

V. 19. An der Syrinx waren ungleiche Röhren gewöhnlich. Doch finden ſie auch auf plaſtiſchen Denkmälern, welche mit gleichen Röhren.

V. 33 ff. Die Liebe des Menalkas, wie des Daphnis, die ſich in dieſen Gedichtchen ausſpricht, iſt für rein knabenhaft oder für reine Phantaſie und Poeſie anzuſehen. — Es ſind ſieben Strophen und ſollten acht ſein. Alſo iſt eine Strophe ausgefallen oder eine von den ſieben eingeſchwärzt. Ich glaube das Letztere und ſcheide hier die ſiebente Strophe aus (ſie iſt jedoch theokritiſch).

V. 35. Schluchten und Flüſſe nehmen liebvollen Antheil an den Lämmern und nähren ſie aus Liebe. Ebenſo haben in Daphnis' Entgegnung Quellen und Gräſer Gefühl für ſie.

V. 49. „Milon macht ſich wenig aus dem Geishirten. Daher ruft derſelbe den Bock und ſeine Ziegen, um ſie in den ſchattigen Wald zur Tränke zu treiben, weil, wie er glaubt, Milon dort verweilt: dem Bock aber trägt er auf, jenem zu ſagen, daß auch Proteus, der ein Gott ſei Robben geweidet habe." — Proteus, ein weiſſagekundiger Meergreis auf der Inſel Pharos, Unterthan Poſeidon's und Hirt von Seerobben. Soll er weiſſagen, ſo muß er überliſtet und feſtgepackt werden, ſucht durch mancherlei Verwandlung zu entſchlüpfen, nimmt aller zuletzt ſeine wahre Geſtalt an und prophezeit untrüglich.

V. 53. Pelop's Reich: der Peloponnes. Pelops, des Tantalos Sohn, war ſeiner Macht und ſeines Reichthums wegen geprieſen. — Goldne Talente: nur ſolche, nicht Silbertalente, kennt Homer. Es iſt bei ihm ein nicht wohl beſtimmbares Goldgewicht.

V. 54. Schnelligkeit und Ausdauer im Lauf war die vornehmſte griechiſche Leibeskunſt.

V. 55 f. Ein Bild von natürlicher Anmuth und Großheit.

V. 72. Auch meine Luſt iſt bei der Heerde, auf der Trift. Um ein Mädchen das mich geſtern wegen meiner Schönheit berief hab' ich nicht gekümmert, ſondern meinen Weg fortgeſetzt, es nicht anſehend, aber auch ohne ihm ein herbes Wort zu ſagen. Dieß ſcheint von Daphnis' Liebe der Sinn. — Augenbrauen ohne Zwiſchenraum ſind antiken Dichtern ein ausgeſuchter Reiz.

V. 83. Die Syringen, nämlich die des Menalkas und ſeine eigne.

V. 90. Theokrit meint ein Mädchen das ohne Rückſicht auf ſeine Neigung verheirathet wird.

Der Schäfer oder die Kuhhirten.

Sing' ein bukoliſches Lied, o Daphnis, und hebe den Sang an,
Hebe den Sang an, Daphnis, und folge dir ſpäter Menalkas,
Wenn ihr das Kalb an die Kuh und den Stier zu dem Rinde gelaſſen.
Mögen vereint ſie waiden und hier die Gebüſche durchſchweifen,
Nicht von der Heerde verirrend: o ſtimm' ein bukoliſches Lied mir
An, erſt du; es erwid're darauf nach der Reihe Menalkas.

Daphnis.

Lieblich ertönen die Rinder, die blökenden, lieblich die Sterke
Lieblich die Rohrſchalmei, und der Kuhhirt, lieblich auch ich da.
Schilfbett' hab' ich am kühlen Gewäſſer, und herrliche Felle
Blinkender Kühe darüber geſchmiegt, die alle, derweil ſie
Naſchten am Erdbeerbaum, Südweſt von der Warte mir abſtieß.
Doch ich bekümmere mich ſo viel um den dörrenden Sommer
Als ein Verliebter des Vaters Geſpräch und der Mutter zu hören.
So war Daphnis' Geſang, ſo folgte das Lied des Menalkas.

Digitized by Google

Menalkas.

Aitna, dn Pflegerin mein, auch mir iſt die herrliche Grotte
Wahnung in hohlem Geklüſt', und Schätze, ſo viel ſich im Traume
Zeigen, beſitz' ich, von Lämmern die Füll' und von Ziegen die Fülle,
Vließ auch liegt mir von ihnen zu Häupten und Füßen gebreitet.
Milchmuß ziſcht in dem Brande von Eichholz, wintert es aber,
Trockene Buchen im Brand; nicht ſo viel acht' ich des Winters
Als ein Entzahnter die Nuß, wenn Gerſtengebäcke dabei iſt

Beifall klatſcht' ich dem Paar und ſpendete gleich ihm Geſchenke,
Daphnis den Krummſtab der mir vom Acker des Vaters gepflegt war,
Recht ſelbſtwüchſig, es darf kein Handwerkmeiſter ihn ſchelten,
Jenem ein ſchönes Gehäuſe der Muſchel, woraus ich das Fleiſch erſt
Selber verſpeiſte, nachdem ich bei Hykkara's Felſen ſie haſchte,
Fünffach theilend an Fünſe das Ding; und er dröhnt' in die Muſchel.

Muſen der Triſt, o ſeid mir gegrüßt, und enthüllet die Weiſe
Die vardem ich geſungen, indeß ich den Hirten geſellt war.

Nicht mehr laſſe dir vorn an der Zunge die Blatter entſprießen.
Lieb der Cikad' iſt die andre Cikad', Ameiſen die Aemſe,
So auch Weihen der Weih, mir aber das Lied und die Muſe.
Sei von dieſer das Haus mir erſüllt; denn weder das Schlummern,
Noch urplötzlicher Lenz iſt wonniger, oder den Bienen
Blümlein, als mir die Muſen geliebt ſind; wen ſie mit Frenden
Anſchau'n, nimmer berückt ihn mit Zaubergetränke die Kirke.

Das Idyll iſt einem Hirten in den Mund gelegt, welcher erſt den Daphnis und Menalkas zum Singen aufferdert, dann aber erzählt wie ſie geſnugen und wie er ſie beſchenkt habe, endlich ihren memorirten Liedern ſein eignes Loblied auf die bukaliſche Poeſie anſchließt. Schon wegen dieſes Widerſpruchs im Vortrag müſſen die ſechs Anfangsverſe unächt ſein, auch weil da Menalkas als Kuhhirt angeſehen wird, ſodann aber ſelbſt von Lämmern und Ziegen ſingt, wie es für ihn paßt.

V. 15. Menalkas iſt am Fuß des Aetna geboren.

V. 19. Milchmuß, eine mit Milch und Honig zubereitete Fleiſchſpeiſe.

V. 21. Ein Kuchen von ſeinem Gerſteumehl, der ſich leicht kauen ließ.

V. 24. Selbſtwüchſig, Gegenſatz eines künſtlich gearbeiteten Stocks.

V. 25. Er meint die Muſchel die als Trompete diente, die murex Tritonis L.

V. 26. Hykkara, Stadt auf der Nordküſte Sieiliens.

V. 30. Hier beginnt der Geſang des erzählenden Hirten. Es war antiker Aberglaube, daß Jemand dem ein Bläschen an Naſe oder Zunge eutſtand gelogen oder betrogen habe. Unſere Stelle geht auf einen neidiſchen Widerſacher des Hirten. Sinn des Liedes: Du haſt mein Dichten ſchon genug verleumdet, laß das jetzt. Du kannſt mir doch nichts anhaben, da mich die Muſe beglückt und beſchützt.

V. 35. Die Muſen (oder auch die Chariten) ſehen Dichter von Beruf an.

V. 36. Der Dichter, welcher die Weihe hat, verſteht es trügeriſchen Reiz von Schönheit zu unterſcheiden, und widerſteht erſterem.

Einleitung.

Die Politik des Ariſtoteles iſt dasjenige Werk des Alterthums, das nicht nur durch die Bedeutung ſeines Gegenſtandes, (Weſen und Form des Staates) ſonderu auch durch die unerſchöpfliche Fülle von Gedanken und treffenden Urtheilen, ſo wie durch die Schärſe, Kürze und Bündigkeit der Darſtellung, ganz einzig in ſeiner Art und bis heute unübertroffen daſteht. Sie iſt unſtreitig die Quelle aller älteren und neueren Staatstheorien geworden, und zum Zeugniß für den Reichthum des Werkes an ſchöpferiſchen Ideen genügt es daran zu erinnern, daß ſowohl Machiavelli's Principe als Montesquieu's Esprit des lois ihren Grundgedanken nach aus dieſem Werke entnommeu ſind.

Die Kürze und Gedrängtheit des Ausdrucks, deren ſich Ariſtoteles überhaupt, ganz beſanders aber in den Büchern vom Staat bedient, und die hier ſo weit geht, daß ſie häufig den Sinn und Zuſammenhang der Warte mehr andeutet und errathen läßt als vallkommen deutlich ausſpricht, dieſe Eigenthümlichkeit ſeiner Sprache erſchwert nicht nur das Verſtändniß des Urtextes, ſondern hat auch frühere ſehr gelehrte Bearbeiter deſſelben häufig auf die Vermuthung von Lücken und Verderbniſſen gebracht, unter deren Annahme wir ein durchaus mangelhaftes Werk beſitzen würden. Dazu kommt, daß der Stagirite, wie alle alten Schriftſteller, bei der ſtrengſten Gedankenfolge ſa lange er einen beſtimmten Begriff zu erörtern hat, gleichwahl nichts weniger als einer

ſtrengen Eintheilung folgt, ſondern vielmehr wie im freien Tiſchgeſpräch hie und da das Trum fallen läßt und auf eine andere naheliegende Frage überſpringt, ſo daß die in ſich folgerichtig geſchloſſenen Abſchnitte oft mehr abgebrochen als vollendet ſcheinen. Eine weitere eigenthümliche Erſcheinung an dieſem koſtbaren Ueberreſte des Alterthums iſt, daß ſeit 300 Jahren nicht nur die Vollſtändigkeit, wie ſchon ſeit Strabon, ſondern ſelbſt die Ordnung der einzelnen Bücher deſſelben vielfach beſtritten und das Werk von ſeinen Bearbeitern wie ein Torſo behandelt wird, deſſen vereinzelt vorhandene Glieder zwar augenſcheinlich zuſammengehören, aber immer nicht recht zuſammenpaſſen wollen.

Bei der Wichtigkeit, welche die Entſcheidung beider Fragen, betreffend die Integrität und die Reihenfolge der acht Bücher vom Staate, für das Verſtändniß des ganzen Werkes hat, wird es angemeſſen ſein, wenn wir die äußere Geſchichte deſſelben einer kurzen Erörterung ſeines Inhalts und Zweckes vorausgehen laſſen, um danach zuerſt die Annahme von Lücken und Verderbniſſen des Textes zu beurtheilen.

Nach Plutarch's und Strabon's Verſicherungen ſind die Urhandſchriften der ariſtoteliſchen Werke zwar an Theophraſt und Neleus (von Skepſis) übergegangen; nach deren Tod aber, weil Neleus' Erben ſie in unterirdiſchen Gewölben vergraben hatten, ſollen ſie einer zweihundertjährigen Verborgenheit anheimgefallen ſein, bis ein gewiſſer Apellikon die wurmſtichigen Exemplare habe erneuern laſſen, deſſen Bibliothek ſodann durch Sulla nach Rom gebracht u. durch den Grammatiker Tyrannion geordnet u. ergänzt worden ſei. Dieſe Tradition iſt durch Stahr's Ariſtotelia 2., S. 1–80 vollſtändig widerlegt. Die Politik, die im engſten Zuſammenhang mit der nikomachiſchen Ethik ſteht, muß nebſt dieſer nicht nur in Alexandria (Ptolemäus Phil. war ſelbſt ein eifriger Verehrer des Stagiriten) vorhanden geweſen, ſondern auch den Philoſophen des zweiten und erſten Jahrhunderts v. Chr. bekannt geworden ſein. Timäos kannte und benutzte ſie ohne Zweifel. Anſpielungen darauf oder Reminiscenzen daraus finden ſich bei Polybius, Metrodor, einem Schüler Epikurs, Philodemus. Cicero citirt ſie mehrmals ausdrücklich, ſo wie ſpäter Kaiſer Julian. Ein ſummariſcher Auszug aus wahrſcheinlich älterer Zeit iſt bei Stobäus aufbewahrt. In David's Prolegomena zu den Kategorien, ſo wie in den Scholien zu Ariſtophanes kommt die Politik unter wechſelnden Titeln angeführt vor. Photius citirt ausdrücklich das 7. Buch. Im achten Jahrhundert nennt ſie Beda in ſeinen philoſophiſchen Axiomen. Aber die Mehrzahl der jüngern griechiſchen Schriftſteller und ſelbſt die Araber, welche die andern ariſtoteliſchen Schriften ſo eifrig ſtudirten, kennen die Politik kaum dem Namen nach, und Averroes, eines ihrer Häupter, geſteht ſie nie geſehen zu haben. Doch exiſtiren zwei arabiſche Ueberſetzungen ohne Zeitangabe ihres Urſprungs. Eine lateiniſche Ueberſetzung muß ſchon im eilften Jahrhundert vorhanden geweſen ſein. Im Jahr 1271 brachte Demetrius Challondylas das Original ins Abendland, und aus demſelben Jahrhundert ſtammt auch die älteſte noch vorhandene Handſchrift (in Paris), ſo wie eine jetzt noch zu Textverbeſſerungen benützte, auf einem andern Original baſirende lateiniſche Ueberſetzung des niederländiſchen Mönchs Moerbecke, welche nachher Thomas von Aquino überarbeitet zu haben ſcheint.

Im vierzehnten Jahrhundert ſchrieb ein Schüler Oceams, Buridan von Bethune, ziemlich freimüthige Unterſuchungen über die Ethik und Politik, und der franzöſiſche König Karl 5. ließ im Jahr 1371 für ſich und ſeine Räthe durch ſeinen Kaplan Oresme eine franzöſiſche Ueberſetzung der letzteren nach der lateiniſchen des Moerbecke fertigen; ebenſo Alfons der Großmüthige von Aragonien noch ſpäter eine ſpaniſche nach ſchlechten griechiſchen Handſchriften durch Leonard Bruni. Zuer wähnen iſt endlich noch die lateiniſche des Leonard Aretin aus dem ſechzehnten Jahrhundert. Der neueſte franzöſiſche Herausgeber, Barthelemy-St. Hilaire zählt zwölf lateiniſche, fünf italieniſche, ſechs franzöſiſche, vier engliſche, zwei ſpaniſche, zwei deutſche — von Schloſſer und von Garve —, ſo wie eine polniſche Ueberſetzung der Politik und gegen zwanzig Commentare.

Die beſte Textrecenſion der neueſten Zeit nach J. Bekker (1831) iſt von Ad. Stahr, deſſen Ausgabe (1836) auch von einer treuen und größtentheils richtigen, nur oft faſt allzuwörtlichen, deutſchen Ueberſetzung begleitet iſt, der wir Vieles verdanken. Barthelemy's Ausgabe (1837), mit franzöſiſcher Ueberſetzung zur Seite, liefert aus Pariſer Handſchriften noch mehrere werthvolle kritiſche Beiträge, welche in den erſt im Jahr 1839 hinzugefügten Prolegomenen der Stahrſchen Ausgabe vollſtändig mitgetheilt ſind. Mit dieſen Mitteln kann jetzt, bis auf wenige zweifelhafte oder dunkle Stellen, ein correcter Text hergeſtellt werden, bei welchem für das richtige logiſche und grammatiſche Verſtändniß alle jene Vorausſetzungen von Lücken und Verderbniſſen, welche beſonders die älteren Herausgeber Conring und Schneider und unter den neueren der Hellene Koraes, ihren Bearbeitungen der Politik zu Grund gelegt haben, von ſelbſt wegfallen.

Der Zuſammenhang des Ganzen iſt folgender:

Das erſte Buch lehrt wie die Familie die Grundlage der Staatsgeſellſchaft bildet, dieſe aber, bei aller Aehnlichkeit, doch nicht blos quantitativ, ſondern ſpecifiſch von jener verſchieden iſt. Da das natürliche Streben des Menſchen ſchon wegen der Bedürfniſſe auf eine ſolche Verbindung gerichtet iſt und der Zweck der Menſchen, die Selbſtgenügſamkeit und das glückliche Leben, erſt im Staate erreicht wird, ſo wird das Leben im Staat als der natürliche (dem Zweckbegriff entſprechende) Zuſtand des Menſchen betrachtet und der Staat, obgleich dem Entſtehen nach ſpäter als die Familie, doch dem Weſen und der Potenz nach als das Erſtere

geſetzt. „Der Menſch iſt ein politiſches Geſchöpf", d. h. der Staat iſt das natürliche und nothwendige Produkt der Entwicklung der menſchlichen Natur, das aber ſeine Form durch die Anwendung der Vernunft auf künſtlichem Wege erhält.

Als nothwendige Bedingungen der Familie ergeben ſich die Verhältniſſe von Herr und Knecht, Mann und Weib, Eltern und Kinder. Nur der erſte Punkt wird ausführlich erörtert, und da der Sklave ein Beſitzthum iſt, davon Veranlaſſung genommen von der Erwerbskunſt zu reden; die beiden andern Verhältniſſe werden, weil ſie ins öffentliche Leben eingreifen, ausdrücklich auf die Abhandlung der Verfaſſung aufbehalten. Der Geſammtbegriff des erſten Buchs wäre demnach die Oekonomik oder die Lehre von der Hauswirthſchaft.

Im zweiten Buch werden die Anſichten der Vorgänger über den beſten Staat (vorzugsweiſe Platon's Republik und Geſetze) und die bedeutendſten Verfaſſungen (beſonders von Sparta, Kreta, Karthago) kritiſirt, um eine hiſtoriſche Grundlage für die folgende Theorie zu gewinnen.

Im dritten werden zuerſt die Begriffe „Staat" und „Bürger" erläutert, das Verhältniß von Bürger und Menſch ſo wie die Gradunterſchiede und die Ausdehnung des Bürgerrechts beſtimmt, und dann erſt zur Frage von der Staatsform übergegangen. Nachdem Zweck und Bedeutung des Staats nun ausführlicher entwickelt und die verſchiedenen Arten wie eine ſolche Geſellſchaft regiert werden kann angegeben ſind, kommt es zu dem Ergebniß, daß nach dem Rechtsbegriff jede Verfaſſung gut iſt die das allgemeine Wohl bezweckt, und jede ſchlecht in welcher das perſönliche Intereſſe der Regierenden zur Richtſchnur genommen wird. Die Ausübung der Verfaſſung, die Regierungsweiſe, iſt demnach das Maaßgebende in der Frage über die beſte Verfaſſung. Nach der numeriſchen Verſchiedenheit der Regierungsformen, wonach entweder Einer oder Mehrere oder Alle herrſchen, entſtehen nun folgende mögliche Formen, die ſich nach dem angegebenen Maaßſtab von ſelbſt ſcheiden in

	gute:	ſchlechte:
Unter Einem:	Königthum	Tyrannei
„ Mehreren:	Ariſtokratie	Oligarchie
„ Allen:	Republik	Demokratie.

Die beiden erſten Formen werden unter dem gemeinſchaftlichen Namen „Monarchie" zuſammengefaßt.

Zunächſt werden nun die nähern Unterſchiede, die qualitativen Verſchiedenheiten erörtert, da die oben zu Grund gelegte Unterſcheidung oft auch blos zufällig ſein kann, insbeſondere wird die Grenze zwiſchen Oligarchie und Demokratie und die Sphäre des beiderſeitigen Rechtsbegriffs beſtimmt, welcher nach dem Grundſatz, daß der Staatszweck nicht blos das Leben, ſondern ein ſchönes und glückliches Leben iſt bemeſſen wird, woraus die Aufgabe des Staates, für die Tugend ſeiner Glieder zu ſorgen, ſich von ſelbſt ergibt. Fernee wird erörtert, welches die berechtigten Elemente der Staatsgewalt ſeien, die Menge, die Reichen, die Gebildeten, ein Einziger – ſei es der Begabteſte oder der Gewaltigſte (der Deſpot); und die Entſcheidung fällt, im Gegenſatz zu Platon, für die Geſammtheit des Volkes, ſo weit es nicht geradezu ſklaviſch ſei, aus, weil in ihr mehr Einſicht und richtiger Takt ſich zuſammenfinde und Irrthümer und Mißgriffe ſich leichter ſelbſt verbeſſern, als bei wenigen Notabeln; ferner wird über die Ausdehnung der Staatgewalt geſagt, daß bei der Geſammtheit des Volks beides ſein müſſe, ſowohl die Geſetzgebung als das Richteramt. Cap. 12 und 13 wird das Maaß der Berechtigungen, auf Grund der Gleichberechtigung an den allgemeinen Staatsgütern, abgewogen nach den beſondern Anſprüchen des Adels, des Reichsthums, der freien Geburt, der Tüchtigkeit und der Maſſe (die durch ihre Kopfzahl, nämlich jeder andern Claſſe die Wage hält.) Nicht jedem Beſitztitel wird auch ein höherer Anſpruch, ein Vorrecht eingeräumt, und unter allen Staatsbürgern der gleichen Kategorie gilt auch gleiche Berechtigung [auf Aemter z. B. u. ſ. w.] Nur in dem Falle wäre Einer der Abſolutbevorrechtete, wenn er alle Andern in allen Eigenſchaften der politiſchen Perſönlichkeit überragen würde, und ſo denkt ſich Ariſtoteles das patriarchaliſche Königthum und ſo das Oberhaupt des beſten Staates, der ebendarum in der Gegenwart Ideal bleibe, weil eine ſo weit überragende Perſönlichkeit nicht geduldet würde.

Erſt nach dieſen Erörterungen glaubt Ariſtoteles auf die Unterſuchung der erſten Staatsform, des Königsthums, übergehen zu können, und er thut dies, indem er zuerſt die verſchiedenen Arten derſelben aufzählt und ſodann die Frage erörtert, ob ſie überhaupt und für welche Länder und Städte ſie eine angemeſſene Verfaſſung ſei und mit welchen Einſchränkungen.

Hier wendet nun Spengel ein: „Sollte Ariſtoteles damit die Lehre vom Königthum für vollendet gehalten haben? wie die Könige regieren, ihr inneres Leben, ihre Wirkung auf das Volk, verſchwindet ganz. Aber da ihm die einzeln regierenden Perſonen nur eine Form ſind, die mehr in der Vorzeit ſich geltend gemacht hat, wo Einzelne hoch über alle Andern hervorragten, während ſpäter allmählich die Vorzüge dieſer auf Mehrere übergegangen ſind, ſo iſt der Unterſchied von Königthum und Ariſtokratie für den innern Zuſtand der Regierten nur äußerlich."

„Nun lehren die Worte vollkommen klar, wie Ariſtoteles die Lehre von den guten Staatsverfaſſungen aufgefaßt und dargeſtellt hat: er hat drei Verfaſſungen als richtig erkannt, aber nicht alle drei bilden ihm die beſte Staatsform, ſondern nur jene von dieſen die von den „Beſten" regiert wird, d. h. in welcher ein Einzelner oder ein ganzes Geſchlecht oder auch Viele an Tugend ausgezeichnet hervorragen und die Regierenden alles auf das „wünſchenswertheſte Leben" der Geſammtheit beziehen. Nun hat er früher gezeigt, daß im beſten Staat der gute Bürger mit dem tugendhaften Mann (politiſche und ſittliche Tugend) identiſch iſt

und beide auf denſelben Prinzipien beruhen; folglich wird der beſte Staat, gleichviel ob von Einem als Königthum regiert oder von Vielen als Ariſtokratie geleitet, auf dieſelbe Weiſe errichtet werden wie einer zum tugendhaften Mann gebildet wird. Einen ſolchen vollkommenen Staat will Ariſtoteles jetzt geben, und was wir anfänglich nach ſeiner Eintheilung erwarten durften, die Durchführung jeder einzelnen der drei guten Verfaſſungen, iſt von ihm anders gewendet und in die Darſtellung eines Idealſtaates aufgegangen, wie er von Allen gewünſcht wird, aber nicht immer möglich iſt. Die eigenen Worte des Philoſophen weiſen uns darauf hin, daß wir nicht eine Schilderung des Königthums und der Ariſtokratie, ſondern einen „beſten Staat“ zu erwarten haben, und wo anders wäre dieſer unterzubringen, wenn er eine mögliche Exiſtenz haben ſoll, als in der Lehre der guten Verfaſſungen, deren höchſte Potenz er ſelbſt iſt und denen er ſubſtituirt wird? Dieſer „beſte Staat“, wenn auch nicht vollſtändig, doch mehr als in ſeinen Anfängen und auf der hier angekündigten Grundlage der „Erziehung und Geſittung“, iſt im 7. und 8. Buche enthalten. Auch iſt die äußere Verbindung eine ſolche, daß ſie augenſcheinlich mit dem (im Urtext mangelhaften) Schluß des 3. Buches ein zuſammenhängendes Ganzes bildet, wenn man nämlich die zur Ergänzung interpolirten Worte am Anfang des 7. Buches wegläßt. Erſt durch dieſe Anordnung wird der Inhalt der folgenden Bücher recht verſtändlich, und nur ſo iſt alles übereinſtimmend.“

„Der Anfang des 4. Buches lehrt, daß es nicht genüge einen Idealſtaat aufgeſtellt zu haben, wie die Philoſophen zu thun pflegen; Aufgabe der Politik ſei auch in das Leben herabzuſteigen und die verſchiedenen beſtehenden Verfaſſungen zu würdigen, ſie zu heben und ihren Mängeln abzuhelfen. Der Politiker habe daher zu betrachten: 1. den abſolut beſten Staat, 2. den relativ beſten, 3. den unter gegebenen Verhältniſſen beſten, 4. die für alle Staaten überhaupt am eheſten paſſende Verfaſſung, und endlich 5. die Mittel einen herabgekommenen Staat wieder aufzurichten. Im nächſten Capitel werden die vier letzten Punkte wieder aufgenommen, näher beſtimmt und im 5. und 6. Buche auseinandergeſetzt. Folgt nun nicht ſchon hieraus, daß der erſte Punkt, die Lehre vom „beſten Staat,“ welche hier übergangen wird, bereits vollendet ſein mußte? Mit der Voranſtellung des 7. und 8. Buchs wird aber auch klar, warum Ariſtoteles in den folgenden Büchern (4 bis 6) bei der Entwicklung der beſtehenden Verfaſſungen oft ſo kurz verfährt: man hat das Ideal voraus und weiß von ſelbſt wie die Sache ſein ſoll. Dadurch treten die Bücher 4—6 in einen Gegenſatz zu den vorausgehenden, und das ganze Werk der ariſtoteliſchen Politik theilt ſich ſeinem Weſen nach (die beiden erſten Bücher ſind nur vorbereitend) von 3, 7 an, wo die ſechs möglichen Verfaſſungen nachgewieſen ſind, in zwei Haupttheile, von welchen der erſtere den abſolutbeſten Staat, der nicht immer und Allen erreichbar iſt, nach welchem aber Alle ſtreben ſollen, in ſeinem ganzen Umfang und Inhalt darſtellt; der letztere aber abwärtsſteigend die verſchiedenen wirklichen und gewöhnlichen Staaten betrachtet, die ſich zu jenem reinen ſittlichen und tugendhaften Streben nicht zu erheben vermögen und darum auch verfehlt (Ausartungen) ſind, deren Bedürfniſſe erforſcht, ihre Gebrechen nachweiſt und zu heilen ſucht, damit auch ſie in ihrer niedrigen Sphäre dem Menſchen ein wenigſtens erträgliches Leben zu geben im Stande ſeien. Dadurch hat Ariſtoteles, Theoretiſches und Praktiſches innigſt verbindend, ſeine Univerſalität wie ſonſt ſo auch hier treffen an den Tag gelegt.“

Der Zweck des Staates iſt ein ſchönes und glückliches Leben aller ſeiner Angehörigen. Ein ſolches Leben aber beruht auf der Ausübung der Tugend. Die Aufgabe des Staates iſt alſo, ſeinen Angehörigen die Ausübung der Tugend nach innen und außen möglich zu machen. Er muß nicht nur die zu einem ſelbſtſtändigen Daſein erforderlichen äußern Bedingungen, ſondern auch die Kräfte und Mittel zur Entfaltung aller ſittlichen Thätigkeit in ſich enthalten, er muß ſich ſelbſt genug ſein. Und da die vollkommene Tugend die ſittliche und politiſche zugleich iſt, in welcher die Begriffe von Rechtlichkeit und Sittlichkeit in einander aufgehen, ſo iſt der gute Bürger und der tugendhafte Menſch im beſten Staate eins und daſſelbe. In der Wirklichkeit iſt nun aber die Bedingung, daß alle Bürger eines Staates tugendhaft ſeien unerfüllbar; und ſo bleibt dieſer vollkommenſte Zuſtand des Staates unerreicht. Dies iſt der Idealſtaat. Der Form nach iſt es derjenige, in welchem der alle Andern überragende Beſte oder die Beſten regieren (Königthum oder Ariſtokratie) und alle Uebrigen freiwillig aus Tugend gehorchen. Würden Alle gleich gut zu herrſchen und zu gehorchen verſtehen und aus ſittlichem Antrieb um des allgemeinen Beſten willen Beides ausüben, ſo wäre das die dritte und vollkommenſte Form, die ideale Republik, von Ariſtoteles mit dem allen Staatsformen gemeinſamen Namen „Politie“ (Verfaſſung ſchlechthin) bezeichnet, die aber wegen der Unerreichbarkeit eines ſolchen Zuſtandes nicht weiter in Betracht kommt. Als die abſolutbeſten Staaten ſtellen ſich daher Ariſtokratie und Königthum dar, und zwar giebt Ariſtoteles der erſteren den Vorzug, weil in ihr mehr Garantie gegen den Mißbrauch der Gewalt und gegen das Aufkommen der Selbſtſucht liege. Da aber dieſe beiden Formen einer patriarchaliſchen Zeit der Vergangenheit angehören (hiſtoriſche Ideale) und in ſeiner Zeit nur noch ausgeartete Monarchien (Tyrannenherrſchaft) entſtehen, ſo kann nach Ariſtoteles die Aufgabe für den praktiſchen Staatsmann nur die ſein, den relativbeſten Staat herzuſtellen, wie er unter gegebenen Umſtänden möglich iſt und wie er vorhandenen Bedürfniſſen am meiſten entſpricht. Es bleibt alſo zunächſt die Reihe der Abarten von Verfaſſung übrig, die ſich dem Werth nach in umgekehrter Ordnung folgen, nämlich Demokratie, Oligarchie, Tyrannis, und da die letztgenannte Form nicht nur die ſchlechteſte, ſondern ab-

ſolut verwerflich iſt, weil ſie den Staat nur als Mittel für die Selbſtſucht eines Einzelnen betrachtet, ſo bleiben nur die zwei Formen, die ſich in der Zeit unſeres Philoſophen auch geſchichtlich am vollkommenſten ausgeprägt haben: Oligarchie und Demokratie. Dieſe beiden Formen unterſcheidet er nun nicht blos nach dem numeriſchen Unterſchied des regierenden Theils, ſondern in Vergleich mit der Ariſtokratie nach Prinzipien, worauf ſich der Beſitz oder Anſpruch auf den Beſitz der Staatsgewalt gründe. Dieſe Prinzipien ſind: Tugend, deren Grundlage die edle Geburt, Reichthum, Freiheit; und ſo beruht die ariſtokratiſche Verfaſſnng, in welcher die Gebildeten herrſchen, die aber auch zugleich die Reichen nnd Gleichen (Freien) ſein ſollen, vorzugsweiſe auf der Tugend; die oligarchiſche, in welcher die Reichen, auf dem Reichthum; die demokratiſche, in welcher die Armen die Gewalt haben, auf der Freiheit und Gleichheit. Unter dieſem Geſichtspunkt erſcheint der numeriſche Unterſchied der beiden letzten Formen als ein rein zufälliger, ſofern es eben im Leben gewöhnlich iſt, daß die Armen die Mehrzahl, die Reichen aber die Minderzahl in der Staatsgeſellſchaft bilden. Es ergiebt ſich daraus aber auch die weſentliche Beſchränkung des Begriffs Staatsbürger auf diejenigen Claſſen denen das Merkmal der vollkommenen Freiheit wirklich zukommt, und damit die Ausſchließung der banauſiſchen Berufsarten (Handwerker ꝛc.) von der direkten oder indirekten Theilnahme an der Politik (Mitregierung oder Wahlrechte).

Um den Mängeln der beiden Abarten Oligarchie und Demokratie abzuhelfen und eine relativbeſte Verfaſſung herzuſtellen, iſt es nun nothwendig ihre beiderſeitigen Prinzipien, Reichthum und Freiheit (Rechtsgleichheit), zu combiniren und aus den beſſeren Elementen beider Verfaſſungen eine Mittelform zu ſchaffen, in welcher auch die Tugend, wenn auch nicht in ihrem vollen Umfang, ſo doch in der beſondern Art als kriegeriſche Tugend, die das Eigenthum der Maſſe iſt, zu allgemeiner Ausübung gelangt. Auf dieſem Wege entſteht eine dritte Form, die Ariſtoteles ebenfalls „Politeia“ nennt, aber nicht die beſte Verfaſſung, ſondern die Politie wie er ſie im 4. Buche beſchreibt, gegründet auf das Gleichgewicht der Kräfte im Staatsleben, der Bürgerſtaat. Der Begriff dieſes Bürgerſtaats iſt die bürgerliche Selbſtregierung in der Art, daß der Schwerpunkt der Macht in dem Mitelſtande*] ruht, und dieſe Beſtimmung, welche auch die Dauerhaftigkeit der Verfaſſung zu verbürgen geeignet iſt, harmonirt vollkommen mit dem ethiſchen Grundſatz des Ariſtoteles, daß jede Tugend immer die Mitte zwiſchen zwei Extremen bilde.

Dadurch unterſcheidet ſich der ariſtoteliſche Staat weſentlich und vortheilhaft von dem platoniſchen Staatsideal.

*] Dies iſt wohl auch der Grund, warum dieſe Verfaſſungsform in der Ethik mit der Timokratie, Herrſchaft der Beſitzenden, identificirt wird.

Die Verfaſſung des platoniſchen Staates iſt ein unbedingter Abſolutismus, wiewohl ein Abſolutismus des Charakters und der Intelligenz, eine Ariſtokratie, wie Platon ſie ſelbſt nennt. Zweck iſt für ihn blos das Ganze des Staates, die Darſtellung der Sittlichkeit in der Form der vier Cardinaltugenden: der Weisheit durch die Herrſchenden, der Tapferkeit durch die Krieger (Staatswächter), der Mäßigung durch die Unterordnung des Nährſtandes, und der Gerechtigkeit durch die Harmonie aller dieſer Stände und Verhältniſſe. Die Perſönlichkeit geht darin ganz auf, ſie iſt nichts als eine Nummer, ein Exemplar der Gattung. Darum giebt es in dieſem Staat kein häusliches Leben; die Familie — bei Ariſtoteles die Grundlage der Staatsgeſellſchaft — und das Eigenthum ſind aufgehoben. Aeltern und Kinder ſollen einander unbekannt ſein, keine Beſonderung innerhalb des allgemeinen Staatszweckes wird zugelaſſen; die Fortpflanzung wird in ganz thieriſch-ſinnlicher Weiſe unter polizeilicher Anordnung blos zum Behuf der Erzeugung eines Vollblutgeſchlechtes vollzogen. Der Einzelne wird in allen Momenten ſeines Lebens ſchlechthin zum Organ des Ganzen gemacht; dieſes Ganze iſt aber keine organiſche Gemeinſchaft, es herrſcht durchgängig Ausſchließung und Abgeſchloſſenheit, zwiſchen den einzelnen Ständen wie gegen außen, weßhalb auch dem Stande der Wächter ein ſo großer Vorzug eingeräumt wird. Es iſt ein reines Kunſtprodukt dieſer platoniſche Staat, genauer, wie W. Teuffel in der Einleitung zu ſeiner Ueberſetzung der platoniſchen Politeia ſagt, eine Miſchung von idylliſchem Naturſtaat und deſpotiſchem Polizeiſtaat.

Im Gegenſatz zu dieſem rückſichtsloſen philoſophiſchen Abſolutismus tritt in dem ariſtoteliſchen Staate die volle Berechtigung der individuellen Kräfte und Anſprüche, die möglichſtfreie Bewegung der Perſönlichkeit und die umſichtigſte Beachtung aller Verhältniſſe des wirklichen Lebens hervor, und ſowohl dieſer Charakter ſeines politiſchen Syſtems als die vielen praktiſchen Bemerkungen und treffenden Urtheile über wirkliche Staatseinrichtungen und öffentliche Verhältniſſe verleihen dem Werke des Ariſtoteles auch heute noch einen bleibenden Werth und eine Brauchbarkeit wie ſie dem platoniſchen Muſterſtaat niemals oder höchſtens in dem beſchränkten Kreiſe eines pythagoräiſch geſchloſſenen Gemeinweſens zukommen konnte.

So faßt auch Robert v. Mohl [Geſchichte und Literatur der Staatswiſſenſchaften I. 1855] das Verhältniß zwiſchen dem großen Meiſter und dem noch größeren Schüler. Nachdem er gezeigt, wie das platoniſche Staatsideal die Veranlaſſung zu einer neuen Gattung von Schriften, im Alterthum und in der neueren Zeit, gegeben hat, die er mit dem treffenden Namen „Staatsromane“ bezeichnet, ſagt er in der Vergleichung des platoniſchen Staates und der ariſtoteliſchen Staatslehre: „Auch Ariſtoteles faßt den Staat als einen lebendigen Organismus, betrachtet den Einzelnen nur als dienendes Mittel des Ganzen, erkennt als Aufgabe des

Digitized by Google

letzteren ein glückſeliges Gemeinleben; auch ihm iſt die Gerechtigkeit elwas außer dem Menſchen Vrſtehendes, nicht eine bkaße Falge von Geſetzen. Allein er erkennt ſie nicht durch eine philoſophiſche Geſammtanſchauung, ſondern durch Aufſuchung der allgemeinen, ſich in den einzeinen ſtaatlichen Erſcheinungen offenbarenden Geſetze. Er verhält ſich alſo kritiſch, nicht ſchaffend, und kommt zu ſeinen allgemeinen Sätzen durch Abſtraction; er ſteht ſomit der Methade der Neueren weit näher als Plaion. Seine Bemerkungen über die vergleichungsweiſe Güte der verſchiedenen Staatsſormen und über die Mittel ſie zu erhalten ſind für alle Zeiten von höchſtrm Werth und der eigentliche Aufang aller bewußten Staatswiſſenſchaft."

Nur zwei Punkie ſind es worin wir — abgeſehen von der Rechimäßigkeil der Sklaverei und der Ausſchließung der gemeinen Haudarbeiter vam Bürgerrecht — eine auffallende Uebereinſtimmung der beiden großen Philoſophen finden: ihre Abneigung gegen die Demolratie und ihrr Varliebe für ein cantempiatives Leben im Staate. Was letzteres [betrifft, ſo will zwar Piatau, daß die Philoſaphen herrſchen oder die Regenten Philoſophie treiben, was ſich in der Praxis noch nicht bewährt hat; Ariſtoteles dagegen wirſt nur die Frage auf, ob ein philoſophiſch-beſchauliches Leben (mit Einem Wort: die Forſchung) höher zu ſtellen ſei, odee die politiſche Thätigkeit des praltiſchen Staatsmannes, und iſt geneigt unter günſtigen Umſtänden und wenn es deu Intereſſen des Ganzen keinen Nachtheil bringt die wiſſenſchaftliche Thäligkeit der politiſchen vorzuziehen. Man ſieht aber daraus, wahin die perſönliche Reigung beidr Männer auch unter den günſtigſten Verhäitniſſen für einr praktiſche Wirkſamleit auf dieſem Feide führen mußte.

Die Abnrigung gegen alle demolratiſche Verfaſſung erklärt ſich bei dieſen Männern, wie bei vielen ihrer ausgezeichneten Zeitgenoſſen, aus deu Erfahrungen die ſie im atheniſchen Staatsleben machten, das zu ihren Zeiten häuſig in eine Ochlokratie (Pöbelherrſchaft) ausgeartet war*). Der Unterſchied zwiſchen beiden zeigt ſich aber auch hier wieder darin, daß bei Plaion dieſe Abneigung auf einer durch und durch ariſtokratiſchen Geſinnung beruht, die ſich auch in der gänzlichen Vernachläßigung ſeines dritten Standes ausdrückt, während es bei Ariſtoteles blos die Rückſicht auf die Vermeidung der Extreme iſt die ihn veranlaßte dieſe Verfaſſungsform, wie ſie ihm in concreter Wirklichkeit vor Augen ſtand, unter die Abarten zu ſetzen. Denn der Geiſt des ariſtateliſchen Muſterſtaats (ſeiner Politie im eigentlichen Sinn) iſt durchaus republikaniſch, ſetzt aber einen Mitteiſtand voraus, wie er ſich erſt in der modernen Zeit gebildet hat. Zur Beſtätigung füe dieſe Auffaſſung genügt es noch falgende Züge der ariſtoteliſchen Politik namhaft zu machen. Ariſtoteles empſiehit ſelbſt für die reine monarchiſche Form den Grundſatz, keinem Könige [auch dem beſten nicht] eine größerr Macht einzuräumen ais die Widerſtandsfähigkeit des geſammten Volles ſei; überhaupt verlangt er, daß das Geſetz herrſche und nicht der Wille des Einzelnen; wo das Geſetz herrſche, da herrſche die Vernunft, nur der Gotl im Menſchen; wo ein Einzelner, da komme auch das Thier im Menſchen hinzu; für die Zweckmäßigkeil der Geſetzgebung aber liege eine größere Garantie in der möglichſt allgemeinen Theilnahme der Büeger, weil von Vielen viel eher anzunehmen ſei, daß ſie das Richiige treffen als von Einem oder Wenigen, und weil unler Vieleu ein Irrthum durch die beſſere Einſicht der Uebrigen viel leichtee berichtigt werde als unier Wenigen; was mit andern Worten heißt, daß die republikaniſche Verfaſſung im ariſtoteliſchen Sinn ſteis ihr Correctiv in ſich ſeibſt trage, ſo wie ſie durch Miſchung and gegenſeitige Reibuug der Anſichten untereinander ihren Fortbeſtand ſichere.

Was aber die monarchiſche Staatsform beirifft, welche der Philoſoph im Verhältniß zu den übrigen und beſonders zu ſeinem Muſterſtaal [vielleichl aus dem 5., 10 am Schluſſe angegebenru Grunde, daß ſie in den helleniſchen Staaten nichl mehr auflommen könnr] kürzer abhandelt, ſo geht aus dem 8., 14 bis 17 und 5., 10. 11 darüber Geſagten unzweideutig hervor, daß dem Ariſtoteles auch die Idee der eigentlichen ronſtitutionellen Monarchie ſchon vorgeſchwebt hal, die er nur deßwegen nicht weitrr auszuführen veranlaßt war, weil das Alterthum in der Wirklichkeit nirgends eine Grundlage dazu aufzuweiſen hatte.

*) Die freien Aeußerungen über dieſe atheniſche Demokratie, in Verbindung mit ſeinem freundſchaftlichen Verhältniß zu den makedoniſchen Fürſten, zogen dem Ariſtoteles den Haß der Volkspartei in dem Maße zu, daß er Athen verlaſſen mußte, um dem Prozeß auszuweichen.

Geſchichte der Menſchheit.

Von C. G. Rau.

Geſchichtr kommt her von dem Warte geſchehen. Geſchichte iſt alſo Erzählung geſchehener Begebenheiten von dem Urſprunge des Menſchengeſchlechts bis auf die neueſte Zeil. Dieſe Begebenheiten müſſen nicht allein merlwürdig, ſondrrn auch glaubwürdig ſein. Bei einer Begebenheit fragt man überdieß wo iſt ſie geſchehen und wann iſt ſie geſchehen? Jene Frage beantwortet die Geographie, dieſe die Chronologie. Beide ſind deßhalb Hilfswiſſenſchaften der Geſchichtr. Um die Menge der Begebenheiten leichtee überſehrn zu können, theilt man die Geſchichte in die Zeit

vor Chriſtus und in die Zeit nach Chriſtus, von welchen jede wieder in kleinere Zeiträume abgetheilt wird.

Erſte Abtheilung.

Die Zeit vor Chriſtus.

Erſter Zeitraum.

Die Urzeit und die älteſten Völker.

Die Aſſyrer und Chaldäer.

Wie ſchnell die Bevölkerung der Erde ſeit der ſogen. Sündfluth ſich vermehrt habe, beweist die Nachricht, daß ſchon Nimrod, der Enkel Hams, in der Ebene Sinear die erſte Monarchie [Königreich] errichtete. Er war nach dem Ausdruck ein] gewaltiger Jäger vor dem Herrn und ein mächtiger Heer auf Erden. Das Reich, das er ſtiftete, war die erſte Grundlage des ſpätern großen babyloniſchen Reiches. Aſſur, ein Sohn Sem's, der in dieſer Gegend früher gewohnt, wurde durch Nimrad's Gewaltherrſchaft vertrieben, und gründete weiter gegen Norden am Tigrisſtrom die Stadt Ninive und die erſten Anfänge des aſſyriſchen Staates. Babylon ſelbſt kommt auf einige Zeit unter die Herrſchaft eines chaldäiſchen Stammes, und noch ſpäterhin ſind die Chaldäer unter den Einwohnern von Babylon als das vornehmere Geſchlecht ausgezeichnet. Von der früheſten Geſchichte dieſer beiden Staaten aber, ſowie von dem öſtlich von Aſſyrien gelegen Mederreich, läßt ſich nichts Gewiſſes ſagen. Babylon bildete ein Viereck, vom Euphrat durchfloſſen; jede Seite war 4 Stunden lang. Die Mauer, 100 Fuß hoch, war mit 250 Thürmen beſetzt, und 100 eherne Thore führten in die Stadt. Unter andern prachtvollen Gebänden waren die königl. Paläſte merkwürdig, und beſonders der Belustempel, vielleicht der alte babyloniſche Thurm, von dem noch heutzutage ein ungeheurer Trümmerhaufen übrig iſt. Von einer 300 Schritte ins Gevierte haltenden Grundfläche erhob er ſich zu einer ſchwindelnden Höhe, und zwar ſo, daß 8 Thürme auf einander ſtanden, der höhere aber immer etwas ſchmäler und niedriger war, als der untere. Ganz oben war eine Kapelle für den Gott Belus [Baal], der hier für ſich ein goldenes Bette und andern goldenen Hausrath hatte, für den Fall daß er einmal hier wohnen wollte. — Noch rieſenhafter als Babylon war Ninive. Die Stadt hatte 12 deutſche Meilen im Umfang; die Mauern waren 100 Fuß hoch und hatten eine ſolche Breite, daß oben wohl bequem 3 Wagen neben einander fahren konnten. Auf der Mauer ſtanden 1500 Thürme, jeder 200 Fuß hoch. Innerhalb der Mauern waren übrigens auch Ackerfelder, ſo daß in Kriegen die Belagerung oft Jahre lang ausgehalten werden konnte.

Seinen Höhepunkt erreichte das aſſyriſch-babyloniſche Reich unter Ninus [2000 v. Chr.] Er und ſeine Gemahlin Semiramis, eine muthige Frau, die einmal mit ſtürmender Hand die Mauern Baktra's erſtieg und dadurch Königin wurde, ſollen ganz Vorderaſien bis Indien ſich unterworfen haben. Ihnen folgten 30 Könige nach einander, die immer weichlicher und deſpotiſcher wurden. Der letzte König hieß Sardanapal, der allezeit im Kreiſe ſeiner Weiber war, ſelbſt ihre Kleider trug, und mit ihnen die Spindel drehte. Das empörte ſeine Feldherrn; von ihnen in die Enge getrieben, verbrannte er ſich ſammt Weibern und Schätzen in ſeinem Palaſte, 888 v. Chr.

Aus ſeinem Reiche entſtanden Neuaſſyrien, Neubabylonien und Neumedien. Unter den Königen in Neuaſſyrien iſt Salmanaſſer der bekannteſte. Dieſer war es, der dem Reiche Iſrael ein Ende machte, und die Iſraeliten zum Theil aus ihrem Lande führte. Bald nachher kam aber die Reihe des Untergangs an Aſſyrien ſelbſt, denn jene beiden anderen Reiche theilten ſich in daſſelbe. Am mächtigſten wurde Babylonien, das babyloniſche Weltreich, zumal unter Nebukadnezar (600 v. Chr.) Er ſchlug den König von Aegypten, Pharo Necho, bei Circeſium am Euphrat; zerſtörte Jeruſalem mit dem prächtigen Tempel Salomos, und führte die Juden in die babyloniſche Gefangenſchaft; griff Sidon und Tyrus an, und zerſtörte letzteres nach einer 13jährigen Belagerung. Nach ſeinem Tode ſank auch dieſes Reich (der letzte König hieß Naboned (Belſazar), wie nicht lange nachher auch Medien, und machten dem zweiten Weltreiche, der perſiſchen Monarchie, Platz.

Die Phönizier.

Ein Volk anderer Art, die Phönizier, bewohnten einen ſchmalen Küſtenſtrich zwiſchen dem mittelländiſchen Meere und dem Gebirge Libanon; da jedoch der ſandige Boden weder zum Ackerbau noch zur Viehzucht einlud, verfielen ſie auf Seefahrt und Handel, und wurden allmählig das berühmteſte und mächtigſte Handelsvolk des Alterthums. Ihre vornehmſten Städte waren Tyrus und Sidon. Sie verfertigten Glas und Purpur, holten in Spanien Silber und Blei, in England Zinn, an der Oſtſee Bernſtein. Sie verbreiteten die Buchſtabenſchrift, gründeten Kolonien am Mittelmeer, worunter Karthago in Afrika bald die bedeutendſte wurde. Sie ſollen ſelbſt Afrika in drei Jahren umſchifft haben. Ihre Religion beſtand hauptſächlich im Dienſte des Baal (Herr, Sonne) und der Aſtarte (Mondgöttin), mit welchem die abſcheulichſten Sitten verbunden waren. Das Verbrennen kleiner Kinder in den glühenden Armen des Götzen Moloch war etwas Gewöhnliches. Nebukadnezar zerſtörte die alte Stadt Tyrus. Zwar legten ſie während der Belagerung auf einer gegenüber liegenden Inſel eine neue Stadt, Neutyrus an; aber 200 Jahre ſpäter fand auch dieſe Inſelſtadt ihren Untergang, und von da an verlor ſich allmählig der phöniziſche Handel und Name.

Die Aegypter.

Aegypten begreift das lange, nur wenige Stunden breite Tiefland des Nils. Vom Juni bis September wer-

Digitized by Google

den die Niederungen vom Nil überſchwemmt, das lange Thal wird in einen unabſehbaren See verwandelt, aus dem dle Dörfer ſich wie Inſeln erhebeu. Der reichliche Schlamm, den der Strom mlt ſich führt, befruchtet die Felder und machl den ausgebrannten ſtaubigen Boden zu einem geünenden Garten, ln welchem Getreide, Neis und Baumwolle auf's Uepplgſte gedeihen. Erreicht der Waſſerſtand nicht die erforderliche Höhe, ſo erfolgl Theurung; iſt dle Ueberſchwemmung reichlich, ſo wächst Alles lm Ueberfluß.

Kein Land der Erde hat ſo alte Denkmäler der Kunſt aufzuweiſen wie Aegypten. Dazu rechnet man die Pyramiden, Obelisken, das Labyrinth, dle Königsgräber, die Tempel und Paläſte. Wie ln der Baukunſt, waren die Aegypler auch in der Sternkunde, Feldmeßkunſt und Arzneiwiſſenſchaft wohlerfahren. Ihre Schreibwelſe läßt ſich noch jeßt lhells an den alten Bauwerken, thells aus den Papyrusrollen erkeanen. An den Obelisken und andern Bauwerken fiudet ſich die hleroglyphiſche oder volle Bilderſchrift, mit deren Enlzifferung man ln unſern Zeiten eiuige glückliche Verſuche gemacht hal. Die Papyrusrollen, aus der Papyrusſtaude gefertigl, enthatten die gewöhnliche bürgerlle Schriſt. Merkwürdig ſind: das Todtengericht, die Mumien, und dee Glaube an Seelenwanderung. Ihre Religion war ein abſcheulicher Thierdienſt, indem Keokodlle, Stiere, Katzen, ja faſt alle Thiere, göttlich verehrt wurden. Das ganze Volk wurde in folgende Kaſten eingetheilt: die Kaſte der Prieſter, der Krieger, der Künſtler, wozu die Handwerler und Kaufleute gehöeten, der Ackerbauer und zuletzt der Hirteu.

Von lhren älteſten Königen, die deu gemelnſchaftlichen Titel Pharao führten, weiß mau wenlg. Menes wird als erſter König genannt, der auch Memphis, die alle Hauptſtadt des Landes, erbaut haben ſoll. Ein anderer Namens Seſoſtris wlrd ln der Geſchichte als Welteroberer angeführt. Erſt mit dem König Pſammitich, (650 v. Chr.) einem der 12 Fürſten die das Labyrlnth bauten und der ſich nachher zum Alleinherrſcher in Aegypten machle, wird die Geſchichte etwas heller und zuverläßlgee. Durch ihn wurde Aegypten erſt eine handelnde und ſeefahrende Nation. Sein Sohn Pharao Necho verwickelte ſich in Krlege mit den Chaldäern, und wurde bei Karchemiſch [Cirreſium] faſt anfgerieben. Nebnkadnezar verwüſtete ganz Aegypten. Zuleßl nnter Pſammenit wurde das Reich den Perſern zinsbar und verlor auf immee ſeine Unabhängigkell.

Die Iſraeliten.*)

Paläſtina wird im Weſten von dem mittelländiſchen Meere, im Oſten von der ſyrlſch-arabiſchen Wüſte, lm Norden von Syrlen, und lm Süden von der weſtarabiſchen Wüſte eingeſchloſſen. Durch den Jordanfluß zerfällt es ln elne weſtliche und öſtliche Hälfte. Das Land, mit ſeinen Mittelgeblrgslandſchaften [Gebirge. Juda, Ephraim, Carmel, Gilead] und grasreichen Ebenen, war zur Zeit des Volkes Iſrael ſehr fruchtbar und wohlbebaut, jeßl iſt es vernachläßlgt und zerlreten. Abraham, der Stammvater des Volkes Iſrael, wanderte durch beſondere Berufung Gottes (!) von Ur in Chaldäa zuerſt nach Haran in Meſopotamien, und von da nach Kanaan. Mit ihm zog Lot, ſelnes Bruders Sohn. Beide halten zahlreiche Heerden, und lnsbeſondere wurde Abraham durch Gottes Segen zu einem der reichſten Hirteufürſten des Morgenlandes. Noch ln ſeinem hohen Alter gebar ihm ſein Welb Sara, nach der Verheißung des Herrn, eluen Sohn mil Namen Iſaak. Der Herr prüfte den Glaubensgehorſam Abraham's, indem er ihm befahl, Iſaak zum Opfer zu bringen. Abraham war bereit ihn dahln zu geben, denn ee dachte lm Glauben: „Gott kann lhn auch wieder von den Todten erwecken.“ Iſaak wurde ſeinem Vater wieder geſchenkt, nach dem Tode ſeiner Mutter heirathete er Rebekka, die Tochler Bethnels ln Haran, der ein Sohn des Nahor [Abraham's Bruder] war. Rebekka gebar dem Iſaak zwel Söhne: Eſau und Jakob [Iſraet]. Eſau wurde der Stammvater der Edomiler, Jakob aber zeugete mit Rahel und Lea, den Töchtern Labans [Rebekka's Bruder] 12 Söhne, die zwölf Erzvätee Iſraels. Die zehn älteren Söhne neideten Joſeph und verkauften lhn nach Aegyplen; aber Gott war ihm hold u. rettete ihn aus aller ſeiner Trübſal, gab ihm Gnade und Weishelt vor dem Könige Pharao in Aegypten, der ihu zum Fürſten über Aegypten ſeßte. Es kam aber eine Theurung über ganz Aegyplen und Kanaan. Da nun Jakob hörte, daß ln Aegypten Getraide feil wäre, ſandte ee ſeine Söhne dahin, und obwohl Joſeph ſie kannte, ſtellte er ſich doch fremd gegen ſie. Als ſie zum andernmal kamen, gab ſich Joſeph zu erkennen; er ſandte hin und lleß ſeinen Vater Jakob, und ſeine ganze Freundſchaft, 75 Seeleu, holen. In Aegypten wuchs die Familie Jakobs zum großeu Volke heran, ſo daß der neue König Befehl gab, die neugebornen Knäbleiu auf jede Weiſe um's Leben zu bringen. Zu dieſer Zeit wurde Moſes geboren, der von der Tochler Pharaos aufgenommen und erzogen wurde. Da er aber 40 Jahre alt war, beſuchte er ſeine Brüdee, dle Kiuder Iſraet, und erſchlug einen ägyptiſchen Frohnvogt. Er floh nach Mldian und kam zu einem Prieſter Namens Jethro, deſſen Tochter Zlpora er heirathete. Auf dem Gebirge Horeb, wohin er die Schaafe ſeines Schwiegervaters getrleben hatte, erſchlen ihm der Hert ln einem feurigen Buſche, er ſandte lhn nach Aegypten, um Iſrael aus der Kuechtſchaft zu erretten. Nach 10 ſchweren Plagen ließ Pharao endllch das Volk ziehen. Sie gingen durch das rothe Meer, ln welchem dle nachſeßenden Aegypter erkeanken, kamen darauf an den Sinal, wo lhnen Gott der Herr unter Douner und Bliß dle 10 Gebote gab. Vierzig Jahre zogen die Iſeaeliten lu der Wüſte umher, bis ſie endlich unter Joſua das Land Kanaan einuahmen. Längere Zelt ſtandeu ſie nutee

*) Ju der Geſchichte der Iſraelilen ſpielt der Fabelgott Jehova eine großartige Rolle, in dee ſich auch unſer Geſchichtsſchreiber zu gefallen ſcheint. L.

Digitized by Google

Richtern: (Gideon, Jephtha, Simſon u. a.) bis der Letzte derſelben, Samuel, dem Verlangen des Volkes nachgab und um's Jahr 1100 v. Chr. Saul zum Könige ſalbte. Auf dieſen folgten David und ſein Sohn Salomo, der den Tempel zu Jeruſalem baute. Durch Rehabeams harte Behandlung trennte ſich das Volk in zwei Reiche; das Reich Iſrael unter Jerobeam, mit der Hauptſtadt Samaria und das Reich Juda unter Rehabeam mit der Hauptſtadt Jeruſalem. Das Reich Iſrael hatte nach einander 20 ſchlechte, abgöttiſche Könige, die das Volk zur Abgötterei und Sünde verführten, bis endlich der aſſyriſche König Salmanaſſer 720 v. Chr. dem Reich ein Ende machte, und das Volk in die aſſyriſche Gefangenſchaft führte. Durch einige fromme Könige (Hiskia) wurde der Sturz des Reiches Juda noch einige Zeit aufgehalten. Beſonders waren es die Propheten (Jeſajas, Jeremias) die das Volk und die Könige auf den Herrn wieſen, jedoch vergebens. Nebukadnezar, der König von Babylonien machte auch dieſem Reiche ein Ende (600 v. Chr.) und führte die Juden in die babyloniſche Gefangenſchaft. Nach 70 Jahren erlaubte Cyrus, König von Perſien, den Juden, wieder in ihr Vaterland zurückzukehren. Nur ein kleiner Theil zog unter dem Fürſten Serubabel und dem Prieſter Esra zurück, und bauten Jeruſalem und den Tempel wieder. Aber Iſraels Herrlichkeit war dahin. Sie kamen nacheinander unter ägyptiſche, ſyriſche, macedoniſche und zuletzt unter römiſche Herrſchaft. Unter der Regierung des Kaiſers Auguſtus wurde der verheißene Meſſias, Jeſus Chriſtus, der Sohn Gottes, geboren, aber von ſeinem Volke verſtoſſen und an das Kreuz geſchlagen. Sein Blut kam, wie ſie es wollten, über ſie und ihre Kinder. Jeruſalem wurde 70 Jahre n. Chr. zerſtört, und bis auf den heutigen Tag geht Iſrael in der Irre, bis auch ſie ihre Kniee beugen vor ihm, der da iſt das A und das O, der Anfang und das Ende.*)

Die Inder.

In dem Theile von Südaſien, welchen wir die Halbinſel dieſſeits des Ganges nennen, wohnte in den früheſten Zeiten ein hochgebildetes Volk, die Inder, zu deſſen älteſter Geſchichte theils großartige religiöſe Bauwerke, theils eine reiche alte Literatur viele Andeutungen geben.

Zu jenen Bauwerken gehören die unterirdiſchen Grottentempel mit ihren Bildwerken und Inſchriften (z. B. auf der Inſel Elephante im Meerbuſen vom Bombay, auf Salſette bei Bombay, und vorzüglich zu Ellore in der Mitte Vorderindiens); ferner die über der Erde in Felſen gehauenen Bauten, beſonders eine ganz in Felſen gehauene Königsſtadt auf der Küſte Koromandel; endlich gewiſſe freiſtehende Pagoden.

Zu jener Literatur gehören vorzüglich die in der Sanskritſprache geſchriebenen heiligen und profanen Schriftwerke. Das Sanskrit iſt zwar keine lebende Sprache mehr, wird aber, wie bei uns das Latein, von den dortigen Prieſtern noch heute ſtudirt und verſtanden. Die in dieſen heiligen Büchern vorkommenden Gottheiten ſind Naturkräfte. Das höchſte körperliche Urweſen iſt Brahma, in welchem alle Dinge, als Ausflüſſe von ihm, ihren Grund und Beſtand haben. Eine ſeiner Erſcheinungsweiſen iſt die Sonne, in drei verſchiedenen, den Jahresabtheilungen entſprechenden, Auffaſſungsweiſen, als: Brahma, Wiſchnu, und Siwa, oder ſchaffende, erhaltende und zerſtörende Kraft der Sonne. Die Prieſter, Braminen, ſind die alleinigen Erklärer der heiligen Schriften und halten die drei übrigen Kaſten in der ſtrengſten Abhängigkeit.

Neben dem Brahmaismus, der jetzt nur noch 60 Mill. Anhänger zählt, kam in der Mitte des 6. Jahrhunderts vor Chriſto, die noch weiter verbreitete Sekte des Buddhaismus auf, der im Grunde eine Herſtellung des, vor der Einwanderung des Brahmaismus, in Indien einheimiſch geweſenen Aberglaubens iſt, und ſich mit ſeinen 150 Mill. Anhängern von Ceylon nach Hinterindien, Tibet, China, Japan, der Mongolei und dem nordöſtlichen Sibirien hinzieht.

Zweite Abtheilung.

Das mediſch-perſiſche Weltreich.

Das Reich der Chaldäer nennt der Prophet Daniel unter vier auf einander folgenden Monarchien „das goldene Haupt" und „den Löwen mit den Adlersflügeln." Ein zweites, welches „das ſilberne" heißt und mit einem Bären verglichen wird, ſollte ihm folgen. Dies iſt die perſiſche Monarchie, welche Cyrus ſtiftete.

Cyrus ſtammte aus einer kleinen Provinz, Perſis genannt, die den Medern unterworfen war. Seine Jugendgeſchichte wird ſehr verſchiedenartig und fabelhaft erzählt. In Medien herrſchte damals König Aſtyages, der mit Cyrus verwandt war, und mit deſſen Sohn Cyaxares er gemeinſchaftlich ſeine Eroberungszüge machte. Es galt vornämlich den Angriff und Umſturz des chaldäiſchen Reiches. Ein Hauptfeind waren auch die Lydier im Weſten von Klein-Aſien, welche damals einen mächtigen König, Kröſus, hatten, der um ſeines Reichthums willen zum Sprichwort geworden iſt: Dieſer eroberte allmählig ganz Klein-Aſien und machte Miene, die Chaldäer in Babylon mit ſeinen Heeren zu unterſtützen. Unvermuthet aber überfiel Cyrus vor ſeiner Hauptſtadt Sardes, und bald war die feſte Stadt in ſeinen Händen. Der reiche Kröſus verlor Reich und Reichthum. In den Tagen ſeines Glücks hatte der Geſetzgeber Athens, Solon, dem er ſelbſtgefällig ſeine Schätze zeigte, ihm die Lehre gegeben, daß kein Menſch vor ſeinem Tode glücklich zu nennen ſei. Nun da er des Feuertodes ſterben ſollte, den die hitzigen Perſer ſtürmiſch verlangten, denkt er des weiſen Mannes. Auf dem Scheiterhaufen rief er wiederholt: Solon, Solon! Cyrus ließ ihn wieder herabnehmen, begnadigte ihn und erhielt fortan an ihm einen treuen Freund und Rathgeber.

*) Das A und O iſt nicht Jeſus, ſondern die Vernunft. L.

Digitized by Google

Nun rückte Cyrus mit ſeiner ganzen Macht vor Babylon. Die Stadt ſchien unüberwindlich zu ſein. Aber er ließ heimlich tiefe Kanäle gegen den Euphrat hin graben, und leitete in einer Nacht, da die Einwohner bei einem Feſte ſorglos ſchwelgten, das Waſſer ab, ſo daß die Perſer faſt trockenen Fußes durch den Fluß in die Stadt kommen konnten. Der König Belſazar, der in jener Nacht eine Hand an die Wand ſchreiben ſah, wurde ermordet, worauf Cyaxares Babylon zur mediſchen Provinz machte. Cyaxares (bei Daniel Darius genannt) ſtarb 536, und nun wurde Cyrus Erbe des ganzen Reiches, das fortan das perſiſche hieß. Noch in demſelben Jahr kündigte Cyrus den Juden Befreiung an, und die Art, wie er es that, giebt zu erkennen, daß er zu einer tiefern Erkenntniß Gottes gekommen war (Esra 1.) Sonſt war Cyrus ein Anhänger der Religion des Zoroaſter, der etwa ein Jahrhundert vorher gelebt haben mag. Dieſer verwarf den Götzendienſt, ließ nur noch die Verehrung des Waſſers und des Feuers ſtehen, weßwegen es noch heute Feueranbeter in Perſien giebt, und lehrte von zwei Gottheiten, dem guten Ormuz und dem böſen Ahriman.

Cyrus regierte nur 7 Jahre bis 529. Ihm folgte ſein Sohn Kambyſes, nach Esra 4, 6, Ahasverus, ein tyranniſcher Wütherich. Er eroberte Aegypten unter ſchauerlichen Scenen von beiden Seiten. Rührend iſt das Schickſal des ägyptiſchen Königs Pſammenit. Er fiel mit ſeiner Familie in die Hände der Perſer, als Memphis erobert wurde. Schweigend ſah er, von perſiſchen Kriegern bewacht, ſeine weinende Tochter in Sklaventracht aus dem feindlichen Lager kommen; er ſah den Zug von 2000 Jünglingen, ſeinen Sohn an der Spitze, der mit Stricken um den Hals und Zäumen im Munde zum Tode geführt wurde; — doch keine Thräne kam in ſein Auge. Als er aber endlich einen alten Freund und Tiſchgenoſſen bettelnd beim Kriegsvolke umher gehen ſah, ſtürzten ihm in Strömen die Thränen von den Wangen. „Für das Unglück des Freundes," äußerte er auf die Frage des Kambyſes, „haben meine Augen noch eine Sprache; aber mein eigener Schmerz iſt für Thränen zu groß." Im folgenden Jahr machte er einen Empörungsverſuch, wurde aber durch warmes Ochſenblut, das er trinken mußte, vergiftet. — Kambyſes rückte gegen Thebais vor, um Aethiopien, an den Nilquellen, zu erobern. Aber nach fünf Tagen ging ihm der Proviant aus, und der Hunger nöthigte bald die verzweifelnden Krieger je um den zehnten Mann zum Schlachten zu loſen. Da nahm der König den Rückzug. Unterwegs hörte er, daß 50,000 Mann, die er nach Ammonium in die lybiſche Wüſte geſchickt hatte, im Sand ihr Grab gefunden hätten. Voll düſteren Unmuths zog er in Memphis ein, wo man eben mit dem lauteſten Jubel ein Götzenfeſt feierte. Der argwöhniſche König hielt das für Schadenfreude und machte dem Feſt ein ſchreckliches Ende. Bei ſeiner Rückkehr nach Perſien verwundete er ſich beim Aufſteigen auf das Pferd zufällig mit ſeinem Schwerte. Er hatte nur noch einige Tage Zeit ſeine unſinnige Regierung zu bereuen.

Die perſiſchen Fürſten wählten nun aus ihrer Mitte denjenigen zum Könige, deſſen Pferd bei einem gemeinſchaftlichen Spazierritte zuerſt wieherte. So traf die Wahl den Darius, einen Sohn des Hyſtaſpes, daher Darius Hyſtaſpes genannt. Er war es, der die innere Verfaſſung des Reiches begründete und das Reich in Statthalterſchaften eintheilte. Seine Reſidenz hatte er abwechſelnd in Suſa, Babylon und Ekbatana; auch Perſepolis, wo jetzt noch ſtaunenswerthe Ruinen ſind, war ein jeweiliger Aufenthaltsort für die Könige. Darius führte daneben viele Kriege. Namentlich eroberte er Babylon, das ſich empört hatte, riß die Thore und einen Theil der Mauern ein, und ſchlug 3000 Aufwiegler an's Kreuz; eine wohlverdiente Strafe, denn zuvor hatten ſie, um die Belagerung länger aushalten zu können, alle überflüſſigen Weiber der Stadt erdroſſelt. — Merkwürdig iſt ſein Zug gegen die Scythen im heutigen ſüdlichen Rußland, mit 700,000 Mann. Er ließ bei Byzanz, dem heutigen Konſtantinopel, eine Schiffbrücke über den Bosphorus ſchlagen. Dann rückte er vor bis zur Donau, wo eine förmliche Brücke gebaut wurde. Die Scythen aber ſchickten Weiber, Kinder und Vieh gegen den Norden, theilten ihre Heere in zwei Theile, und begnügten ſich nur, den vorrückenden Feind zu necken. Dieſer ſetzte über den Dnieper, den Don, und errichtete zuletzt an der Wolga acht mächtige Burgen. Auf die Herausforderung zu einer offenen Feldſchlacht ſandten ihm die Scythen einen Vogel, eine Maus, einen Froſch und fünf Pfeile, welches Symbol ein Kriegsgefangener alſo erklärte: „Könnt ihr Perſer nicht gleich dem Vogel in Lüfte, oder gleich der Maus in die Erde, oder gleich dem Froſch in die Gewäſſer flüchten, ſo werdet ihr unſern Pfeilen nicht entrinnen." Endlich mußte Darius ſchleunigſt zurückkehren, da die Scythen ihm drohten die Brücke abzubrechen. Er kam ihnen noch zuvor und entrann bei der Nacht mit dem größten Theil ſeines Heeres. Aber aus Furcht, die Feinde möchten ihm auf dem Fuße folgen, ließ er die Brücke zu frühe abbrechen, wodurch 80,000 Mann das Opfer des Feindes wurden.

Das Reich enthielt unter Darius eine Ausdehnung von Macedonien bis nach Oſtindien. Zwei Züge gegen Griechenland aber mißlangen. Noch unglücklicher gegen die Griechen war ſein Sohn Xerxes, im Buch der Eſther Ahasverus genannt. Nach dieſem beſtiegen noch 7 Könige den Thron. Aber der Flor des Reiches ſank immer mehr, und 200 Jahre nach Cyrus war es ſo geſchwächt und entnervt, daß es unter dem letzten Könige Darius Kodomannus in wenigen Treffen von Alexander dem Großen umgeſtürzt werden konnte (331).

Digitized by Google

(Für die Fackel.)

Streifzüge.

Von Samuel Ludvigh.

November, 1868.

Du ſollſt unſtät ſein — das iſt der Fluch der Eumeniden, den nur Athene ſühnen kann.

Der Winter iſt da und mit Grauen ſchau ich in ſein kaltes Antlitz; denn auch der Huſten iſt ja wieder da. Wohl, es iſt am Ende gleich, ob man zu Hauſe am treulichen Kaminfeuer huſtet, oder auf der Reiſe; ob im Bett, oder im Waggon. Man muß die Dinge nur nehmen wie ſie ſind und wiſſen, daß kein Leben ohne Schmerz, weder im Palaſte des Königs, noch in der Hütte des Bettlers, um nicht weibiſch zu klagen und — den Humor nicht zu verlieren.

Am 15. Novbr. fuhr ich, per Expreß, von meinem getreuen Setzer Vogler begleitet, hinab nach dem Depot an der Pearlſtraße und des Abends um 9 Uhr kehrte ich im erſten beſten, dem Depot zu Indianapolis am nächſten gelegenen Hotel, ein, im Sherman Hauſe. Warum ſtiegen Sie denn in dieſem Hauſe ab, frug mich am nächſten Morgen Jemand, der Wirth iſt ein eingefleiſchter Copperhead? Ach, was kümmert mich der Wirth und ſeine Politik! Sein Koch iſt es, nach dem ich frage, nicht ob er weiß oder ſchwarz, ſondern ob er ein guter Koch iſt. Was gebe ich als Reiſender um einen radikalen Wirth, wenn Tiſch und Zimmer ſchlecht ſind. Es iſt lächerlich und dumm zugleich, die Parteiliebe bis zum Wahn zu treiben, der Familienbande löſ't, das Geſchäftsleben beeinflußt und den geſelligen Verkehr verbittert. Ich ziehe, wenn ich wählen ſoll, ein gutes amerikaniſches Haus irgend eines Copperheads dem beſten deutſchen Gaſthauſe vor, wenn deſſen Wirth als orthodoxer Ochs mich als Nichtochs ſeines Stalles mit finſterer Miene empfängt, oder als radikaler Maulheld zu ungeſchult oder zu geizig iſt, 2 Dollars für eine radikale Zeitſchrift zu verausgaben.

Das war ein Treiben und Jagen während der Zeit des Krieges hier am Depot und in der Stadt im Allgemeinen! Jetzt iſt es ſtill und ruhig, und ſolid in den breiten und langen Straßen, in denen kein Menſchenſtrom auf und nieder wogt, und durch welche meiſt leere Eiſenbahnwagen hinrollen. Der abnormale Zuſtand des legalen Mordes hat die Geſchäfte flott und viele „ſmarte" Leute reich gemacht, der normale Zuſtand hat die Ebbe zur Folge, wo Alles über ſchlechte Zeiten und ſehr hohe Taxen klagt. Das iſt der Fluch, den die böſe That gebärt. Anſtatt zu reformiren, habt Ihr in Blut geſäet: nun möget Ihr, als gerechte Strafe, mit Klagen und Sorgen erndten.

Während meines Hierſeins gab Grau's deutſche Operngeſellſchaft in Val. Butſch's prachtvollem Theatergebände Vorſtellungen. Indianapolis hat unter den vielen Deutſchen auch ein intelligentes und kunſtliebendes Publikum, das gute Leiſtungen, trotz ſchlechter Zeiten, zu würdigen verſteht. Es erſcheinen hier gegenwärtig drei deutſche Zeitungen, von denen „die Zukunft" die Abſchaffung der Ver. Staaten-Präſidentſchaft und ſonſtige zeitgemäße, oder vielmehr ſich in der Zeit entwickelnde Reformfragen agitirt. Aus dem Kern wird die Frucht, aus dem Embryo der Menſch. Die naturgemäße Entwickelung iſt ſtufenweis und langſam und das: „in der Natur giebt es keinen Sprung" iſt ein wahrer Satz; gäbe es aber im geiſtigen und politiſchen Leben nicht Männer, die — wie man zu ſagen pflegt — ihrem Jahrhundert voraneilen, ſo wäre der Entwickelungs-Prozeß in dieſem Elemente ein noch weit langſamerer als er, leider, wirklich iſt. Alſo Ehre und Achtung Jenen, die den Geiſt und den Muth haben, ſelbſt auf Koſten ihres Vortheiles der Zeit vorauszueilen, als Träger neuer Ideen.

Es beſteht hier, wie ſchon früher erwähnt, eine gute deutſche Vereinsſchule. Auch iſt eine Geſellſchaft thätig, durch Herausgabe radikaler Schriften Licht zu verbreiten. „Licht aber thut ſehr, ſehr Noth." Wie die Erynnen die Finſterniß der Unterwelt lieben, ſo gefallen ſich die Menſchen der Oberwelt in der Dunkelheit des Geiſtes und ein moderner Prometheus wäre eine wohlthätige Erſcheinung auf Erden, der das verhunzte Geſchlecht mit dem himmliſchen Feuer der Vernunft erleuchten würde, um ſich — für den Frevel ſeiner Liebe durch den grauſamen und wankelmüthigen Gott im Himmel an einen Felſen ſchmieden zu laſſen und den Clerus, bei Feſttagen, mit ſeiner Leber zu ſpeiſen. Was eine geſpickte Gänſeleber dem Feinſchmecker iſt, das müßte eine Prometheus-Leber am heiligen Oſtertage den Pfaffen ſein. Hörſt du, Vater im Himmel, willſt du deinen Kindern keinen Prometheus ſchicken? Doch ſehe dich vor, daß es dir nicht geht wie mit der Sendung deines geliebten Sohnes, der an den Pfahl genagelt, im Werk der Menſchenerlöſung ſchmähliches Fiasko gemacht hat. Alle guten Geiſter loben Gott, den Herrn! † † † Es werde Licht! Und es ward Licht; denn in Terrehaut des Abend angekommen nahm ich alsbald ein Streichholz zur Hand und zündete im Gaſthaus eine Talgkerze an, das mich an die gute alte Zeit erinnerte, wo es noch weder Gas noch Petroleum gab. Heil alſo dem Helldunkel; denn Talglichter explodiren nicht! Und dennoch wäre ſo manche Exploſion zu wünſchen, durch welche Throne und Altäre in Schutt zerfielen — salvis regibus, sacerdotibusque —*) damit dem unwiſſenden Bengel, dem Volk, der Troſt bleibe, auszurufen: Es lebe der König! Es lebe der Prieſter! Zu Terrehaut ſind eben wieder viele

*) Könige und Prieſter ausgenommen.

große und ſolide Geſchäftshäuſer im Bau und auch ein großes Schulgebäude erhebt ſich. Würden die geldſpendenden Amerikaner mehr Sorge für den Geiſt der Schulen als für die Mauern tragen, ſo ſtände es beſſer um das ſouveraine Volk. „Syſtemloſigkeit iſt das Syſtem unſerer Regierung.“

Am 16. fiel hier der erſte Schnee, als Vorbote des herannahenden Winters. Ich kam im Gaſthaus mit einem alten Bekannten in Berührung, der längſt dem orthodoxen Glauben ſeiner Kirche entſagt und jetzt den neuen Glauben an den Spiritualismus angenommen hat. So lange ſich der Menſch mit metaphyſiſchen Grillen plagt, wird er nie zur Selbſtſtändigkeit und inneren Ruhe kommen. Laut ſeiner Mittheilung waltet in ſeiner Familie ein böſer Geiſt und ſollte der gute Mann die fixe Idee des Glaubens bis zum Fanatismus treiben, ſo mag ſich dieſer böſe Geiſt auch noch ſeines Gehirnes bemächtigen. Sein jüngſter Bruder erſchoß ſich in Deutſchland in Folge unglücklicher Liebe; eine ſeiner Schweſtern ward von ihrem Mann vergiftet, indeß die Andere aus Schmerz über den Verluſt von Mann und drei Kindern wahnſinnig wurde und im Irrenhaus ſtarb, wo ihr eine Wahnſinnige den Hals abſchnitt. Unglückliches Verhängniß!

Durch Ideenapproximation erwähne ich hier mit inniger Theilnahme des Schickſals eines ausgezeichneten Gelehrten und Dichters, des Dr. Burkhardt in Leipzig, von dem wir durch briefliche Mittheilung aus Sachſen an die zu Quincy, Ill. lebende Wittwe ſeines Freundes Roßmäßler erfahren, daß er das Licht der Augen verlor und bald darauf dem Wahnſinn anheimfiel. O, barmherziger Chriſtengott, du biſt nicht weniger grauſam in Peinigung deiner beſten Kinder auf Erden, als es Zeus war, der Prometheus, ſeiner Verdienſte wegen um das Wohl der Menſchen, an einen Felſen ſchmieden ließ. Die Dogmen des Chriſtenthums ſind Abſurdität und Farcen und der Glaube an eine perſönliche Vorſehung Gottes ſtempelt dieſen Gott vor dem Richterſtuhl der Vernunft zu einem verabſcheuungswürdigen, launigen, zornigen u. herzloſen Tyrannen. Machſt du dich mit den unabänderlichen Geſetzen der Natur und mit der aus ihr deducirten Stofflehre vertraut, ſo wirſt du wahrnehmen, daß die Erde ein großes Schlachterhaus iſt, in dem ſich die organiſchen Produkte, Menſchen und Thiere, gegenſeitig peinigen, verfolgen und auffreſſen und daß Krankheit, Schmerz und Tod unzertrennlich an die Weſenheit des Stoffes gebunden ſind, ohne Controlle eines Gottes, deſſen Liebe und Weisheit ſeinen Geſchöpfen nur dann gerettet werden könnte, wenn man Alles, was uns als übel und bös erſcheint, einem andern allmächtigen Weſen zuſchreibt — dem Teufel. Doch Gott und Teufel ſind leere Worte und der Furien Sitz iſt das menſchliche Herz.

Von Terrehaut fuhr ich per Eiſenbahn nach St. Louis, der Großſtadt von Miſſouri. Ich habe dieſes Mal, auf Empfehlung des Apothekers Von Wyck, meines Nachbaren zu Cumminsville, im Privat- und Familien-Boardinghaus ſeines Bruders Quartier genommen, wo ich mich in jeder Hinſicht ſo recht behaglich und wie heimiſch fühlte. Frau Von Wyck iſt eine heitere, gebildete junge Dame, die als Seele des Hauſes ſich Ordnung und Reinlichkeit beſonders angelegen ſein läßt.

Im Contraſte zu der gebildeten Geſellſchaft, die ich in dieſem Hauſe traf, iſt mir in Uhrig's Brauerei ein Deutſcher aufgeſtoßen, der mich von Minneſota aus gekannt hat und mir das Compliment machte, daß er mich trotz meiner Politik, die er nicht billigen könne, beſonders achte. Er nannte ſich Arnold, mit dem Bemerken, daß er einen böſen Namen habe, und daß ihn die Amerikaner haſſen. Eine etwas verkommene, wild ausſehende Figur, halb Indianer, halb civiliſirter Menſch. Arnold iſt auch für mich ein ominöſer Name aus der Zeit meines rationaliſtiſchen Wirkens in New York. Zerſtören ſcheint die Seligkeit beider dieſer Arnolde zu ſein.

Jener zerſtörte meinen Rationaliſten-Verein auf eine öffentliche Anklage hin, daß ich an eine Urkraft glaube und als bezahlter Redner nicht beſſer wie jeder andere Pfaffe ſei. Auch hatte ich einen anderen Arnold als Gegner, der von beſſerem Schrot und Korn, ausgezeichneter Redner und Agitator der fanatiſchen Arbeiter-Bewegung zur Zeit des großen Schneiders Weitling war, deſſen eifriger Socialismus endlich in der Erfindung einer Knopfloch-Nähmaſchine verſchollen iſt. Er war — ein Narr und ſeine „Republik der Arbeiter“ mit 7000 Abonnenten hat außer den hie und da ſich krümmenden Arbeiter-„strikes“ keine Spur zurückgelaſſen. So wechſeln die Syſteme und eine politiſche Größe verdrängt die andere im ewig lodernden Vulkan menſchlicher Beſtrebungen, die bald auf vernünftige, bald auf tolle Weiſe ſich offenbaren und geltend zu machen ſuchen. Auch „Arnold der Dritte“ präſentirte ſich mir im Salon von Uhrig's Brauerei als ſpecielle Größe. Er brüſtete ſich nämlich damit, daß er die Indianer bei der Neu Ulm Maſſacre angeführt und ſo manchen Weißen ſcalpirt habe, da er die Weißen, beſonders die Regierungs-Agenten, für die Urſache des Indianer-Aufſtandes hielt. Beim Scheiden ſprach er zu mir: ſehen wir uns im Leben nicht mehr, ſo ſehen wir uns in der Hölle wieder. Ach, ich glaube, im Innern dieſes Helden hat jetzt ſchon der Teufel ſeinen Sitz aufgeſchlagen. In ſolchen Charakteren kann kein himmliſcher Frieden, kann keine Ruhe wohnen.

Im 1. Heft der Fackel, 69, befindet ſich ein Auszug eines Pamphlets: Der ſociale Detectiv, von Dr. Kroſchel. Als ich zu St. Louis auf meiner Runde die Elmſtraße paſſirte, las ich an einem beſcheidenen Hauſe: Dr. Kroſchel, Waſſerheilanſtalt. Ich trat denn ein und traf da wirklich den Verfaſſer des erwähnten Pamphlet's, das Pfaffen, Advokaten und Aerzten den Krieg erklärt und alles Heil in der individuellen Regierung und — im kalten Waſſer ſucht.

Digitized by Google

Alſo zum Teufel mit den drei Facultäten! In's Freie! und in's Kalte! laſſet euer Motto ſein: das iſt Kroſchel's Theorie. Es hat ſo jeder ſein Steckenpferd und da es verſchiedene Reiter giebt, ungeſchickte und kunſtgerechte, ängſtliche und tollkühne, und auch die Pferde verſchieden ſind, Pegaſus und blinder Treigaul, junge und alte, feurige und ſtrupirte Pferde, ſo iſt auch in dieſem Millenium des Steckenpferdreitens kein harmoniſches, vernünftiges und kunſtgerechtes Zuſammenreiten zu erwarten. Aber nichts deſtoweniger nur drauf losgeritten! ob bewundert oder ausgelacht; hopp, hopp, hopp, nur vorwärts in ſauſendem Galopp!

Fräulein Clauſen, die liebenswürdige und gewandte Soubrette, gaſtirt eben im Apollo-Theater. Ich beſuchte eine Vorſtellung: „Der Poſtillon von Müncheberg.“ Das Haus war ſchlecht beſucht, das Orcheſter iſt gut und das zahlreiche Theaterperſonal hat ſich ſtoiſch über die leeren Räume erhoben und ſpielte recht brav. Aber die Tänze — ach, das waren eben keine Kunſtleiſtungen und vom einigermaßen Graziöſen von einem Paar jungen Dilettantinen abſtrahirt war die Production eine höchſt proſaiſche Waden-Ausſtellung, auf welcher der Vollmond einer hochroth coſtumirten und karrikirten Tänzerin „von Hinten“ ſtolz herabſchaute wie Venus Paphia auf ihre lüſternen Verehrer auf Erden. Und von Vorne? Na, da konnte man nicht umhin, ſelbſt als Greis an's Paradies zu denken.

Neben der Weſtlichen Poſt und dem Anzeiger hat vor Kurzem eine neue tägliche Zeitung in großem Format ihre Erſcheinung gemacht. Das Blatt wurde durch eine Geſellſchaft gegründet und verfolgt eine unabhängige, freiſinnige Tendenz, mit beſonderer Berückſichtigung einer weſentlichen Reform unſerer Bundesverfaſſung. Redacteure des Blattes ſind die Herren Röſer und Binder.

Für den materiellen Genuß ſorgen zahlreiche Reſtaurationen und Trinklokale, hier zu Lande Salons genannt. Toni Niederwieſer hat vor Kurzem wieder ein großes und geſchmackvolles Lokal eröffnet: genannt Orcheſtrion und Concerthalle, da ſeine Sommerwirthſchaft vor der Stadt in dieſer Saiſon ſeinem raſtloſen Geſchäftsgeiſte zu wenig Nahrung giebt. Wo aber dem Geſchäfte das wampum (Geld) fehlt, dort geht es nicht.

Eines Sonntags beſuchte ich in Geſellſchaft des Herrn Ferd. Gottſchalk den Lafayette Park, um des verdienſtvollen Senator Benton's koloſſale Statue in Augenſchein zu nehmen. Die Stellung der Statue, in ruhiger, nicht homeriſcher, man darf ſagen geiſtloſer Haltung, entſpricht dem Motto an der Frontſeite: there is East, there is India, durchaus nicht und von Aehnlichkeit der markirten und geiſtvollen Phyſiognomie des Senators iſt auch keine Spur zu ſehen. Man ſollte das mißlungene Standbild, zur Ehre des Verſtorbenen, über den Ocean in das Atelier zurückſchicken, woher es gekommen war. Es wäre ſchmählich, wenn Lincoln's Monument, für Springfield beſtimmt, ein ähnliches Loos treffen ſollte.

Wie es Geſchichtſchreiber giebt, die zu beſchränkt ſind, um zu wiſſen, was ſie bei weltgeſchichtlichen Begebenheiten, zum Werth und Nutzen der Nachwelt, beſonders herausheben ſollen und was nicht, überſehen ſie den reichhaltigen und großartigen Stoff in ihren Händen und erſchöpfen ſich in poetiſchen oder langweiligen Schilderungen detaillirter Nebenſachen und Kleinigkeiten; eben ſo giebt es geiſtesarme Künſtler, denen Ausdruck und Charakter Nebenſache und die Drapperie Hauptſache iſt. Es fällt mir da Lucian's Sklave ein, der durch Beerbung ſeines Herrn plötzlich reich geworden nicht weiß, wie er ſeinen Mantel umnehmen, noch wie er anſtändig eſſen ſoll und der, während die lockerſten Speiſen auf der Tafel ſtehen, über eine Schüſſel von Linſenbrei und Pöckelfleiſch herfällt und frißt, bis er — vor lauter Entzücken ſeines Geſchmackes — berſten möchte.

Ich ſelbſt kannte einen Maler, der ſtundenlang ſich ſelbſt in ſeinen ſehr mittelmäßigen Bildern bewundert und ſein eigenes werthvolles Geſicht auf einem Tableau des Olympes unter die Götter verſetzt hat. Auch unter den Dichtern giebt es Heroen, die Jedem, der zu hören Luſt hat, ihre Knittelverſe vorleſen, und die ſie auswendig lernen, um damit bei Kunſtkennern, die von Styl und Sylbenmaß ſo viel verſtehen wie Bileam's Eſel, zu imponiren. Viele, heißt es, ſind berufen, aber Wenige auserwählt.

Von meinen alten Bekannten in St. Louis hat kürzlich der Tod zwei dahingerafft: Hrn. Buchhändler Helmich, und den Rentier Hrn. Seitz.

Helmich war ein gemüthlicher und geiſtreicher Menſch und ausgezeichneter Buchhändler. In ſeinen jüngern Jahren, von Beglückungstheorien ſprudelnd, war er eifriger Communiſt und Verehrer ſeines Freundes, des idealen und braven Hermann Kriege. Kann man den Spiritualiſten trauen, ſo mögen jetzt beide, vereint wie Oreſtes und Pylades, die Verwirklichung ihres Ideales in der Geiſterwelt ſchauen. Helmich hat für den deutſchen Buchhandel in Amerika viel gethan u. ſtarb in der beſten Manneskraft zu St. Louis.

Herr Seitz erwarb ſich durch Fleiß und Rechtlichkeit ein namhaftes Vermögen und machte im vorigen Jahre mit ſeiner Gattin eine Vergnügungsreiſe nach Europa; doch am höchſten Ziele ſeines irdiſchen Glückes fand er ein Grab im Vaterland und die trauernde Wittwe kehrte vereinſamt nach St. Louis zurück zu ihren Kindern.

Herr Ludwig Seitz war ein freiſinniger Mann, mit deſſen Ideen die Leichenrede, welche ein Vikar an ſeinem Grabe hielt, wie Licht und Schatten contraſtirt. Im Gebet heißt es:

Ach, wirk in mir zu deinem Ruhm,
Mein Gott, das wahre Chriſtenthum!
So hab' ich ſchon auf dieſem Lebenspfade,

Digitized by Google

Was mich beruhigt und erfreut;
Wenn ich mit Golt vereinigt werde,
Schmeck ich des Himmels Seligkeit.

Des Himmels Seeligkeit war gewiß nicht des Freidenkers Seiß Geſchmack und es iſt gut, daß die Trdten nichl hören, ſonſt würde der Todte Proteſt eingelegl haben gegen den Ruhm des chriſtlichen Gottes.

Der Herr Vilar muß ſeinen Landsmann auch ziemlich gut gekannt haben; denn er ſchloß ſeine religiöſe Rede mit folgenden Dyathribe:

Seiß war ein guter Gatte, ein guter Vater, ein guter Menſch. Viel Redens mochle er zwar nichl v o n ſ e i n e m G l a u b e n; aber der Wille Gottes (welchen doch ex officio jeder Seelſorger kennen muß) war ihm in's Herz geſchrieben; darum brüſtete ee ſich nicht öffentlich mit ſeinen Werken der Barmherzigkeit und Liebe — daher lönneu wir hoffen, daß Golt unſern Freund in ſein Reich genommen. Wir werden dich wieder ſehen. Friede deiner Aſche! Amen. Heezlich ſtimme auch ich in dieſen Ruf ein; doch ſehen werde lch meinen Freund Seiß nichl wieder.

Von meinen Landsleuten leben und wirken in St. Louis Oberſt F i a l a und zwel Söhne des R a m b a u e r. Die Zahl der Ungarn in Amerika iſt ſehr gering und Ungarn iſt den Amerikanern eine terra incognita. So las ich vor Kurzem in einem Zeitungsſatz über ungariſche Angzlegenheiten vor den Namen Orthy das deutſche Wort „Herr" geſetzl, wodurch der Mr. Editor und Geograph zu erkennen giebt, daß er glaube, Ungarn bilde einen inhärirenden Theil von Deutſchland. Sprachkenntniß iſt nicht des Amerikaners Sache; doch haben ſie gelernt, vor dem Namen eines Künſtlers Herr und vor dem eines italieniſchen Debütanten Signor zu ſetzen. Ich erinnere mich nicht, je eine deutſche, franzöſiſche oder lateiniſche Citate in einem engliſchen Blatle geleſen zu haben, das ohne Fehler war. Es giebt in dieſer Hinſicht keine Nation auf Erden, die den engliſchen Ablegern in Amerila gleichkömmt, wo es ſich darum handelt, auf Ignoranz ſtolz zu ſein und auf jedes fremde Element, als etwas ihnen tief Untergeordnetes, herabzublicken.

Nun begeben wir uns, auch dieſes Mal von Freund Peteler begleitet, an Bord und fahren auf dem Vater der Ströme hinauf nach Q u i n c y, im Staat Illinois. Mollie hieß der Steamer von der Northweſtern Union Linie. Keine elegante, aber doch ſebr anſtändige Dame, mit der es ſich ganz gut reiſen läßt. Auch giebt ſie ihren Gäſten gute Betten u. gulen Tiſch. Schnellläuferin iſt Mollie nicht, daher man auch weniger dem Aufblaſen ausgeſetzl iſt u. kömmt, wenn auch langſam, endlich doch an's Ziel kömmt. Wir waren zwei Nächte an Bord und die Paſſagiere haben ihr Fahrgeld in voll für Koſt und Logis erſetzt bekommen. Ich ſlieg in Armbruſter's Hotel ab. Zur Beſtätigung, daß man hier einen guten Tiſch findet, brauche ich blos zu ſagen, daß Frau Armbruſter ihre Studien in Wolf's Rheiniſcher Weinhalle gemacht hat.

Amerika iſt doch ein großes Land. Villages entſtehen wie Pilze und aus den Villagen werden große Städte. So iſt es auch mit Quincy, der geſegneten Kirchenſtadt. Die Menſchen ſtrömen in Kaninchen-Progreſſion nach dem Weſten. Die Häuſer zu Quincy veemehren ſich mit jedem Jahr wie die exotiſchen Flügelthiere in Dr. Ritler's Hofe. Die beiden Ufer von Illinois und Miſſouri verbindet ſeil Kurzem eine impoſante Eiſenbahnbrücke über den Miſſiſſippi. Deegleichen Beücken wird man bald nach dem Bäckerdutzend zählen können, vorausgeſetzt, daß die Zeiten ſ o ſ ch l e ch t bleiben wie ſie jetzl ſind. —

Vor meiner Abreiſe hatte ich das Vergnügen, Herrn Lingenau, den Veteran und das non plus ultra der Geſchäftseeiſenden im Hotel zu begrüßen. Derſelbe iſt jetzt Generalagent des Weſtens für die Germania Lebensverſicherung von New York. Wer Lingenau's Schwada wiederſtehen kann, und ſein Leben nicht verſichert, für den muß das Leben keinen Werth haben.

Es beſteht zu Quincy ein Liederkranz, welcher, wie ich vernehme, über 300 Mitglieder zählen ſoll, unten denen 40 active. Die Provaganda gegen Kirche und Pfaffenthum hat hier blos Ein aclives Mitglied, den Brauer D i ck; wo aber Cato iſt, doet findet eine Verſammlung ſtatt. Der Turnverein leidet am Aſthma und eine Kirchenzeitung hat hier einen beſſern Boden als die Fackel. Wäre ich nicht ſelbſt auch wieder während meines Hierſeins mit dem S y m p t o m einer Kranlheit genanul Aſthma behaflet geweſen, ſo hätte lch mir den Genuß verſchafft, einer dramatiſchen Vorleſung der Frau von der Oſten (aus Maria Stuart) beizuwohnen. Es iſt ſchwer, Krankheiten zu heilen; aber noch ſchwerer iſt die Kunſt zu lernen, wie man Krankheilen verhüten kann. Ich liebe den Genuß — der Menſch ſoll genießen; aber es iſt Thorheit, auf Koſten der Geſundheit zu genießen, welche der Genüſſe h ö ch ſt e r iſt.

Frau von der Oſten iſt als dramaliſche Schauſpielerin rühmlichſt bekannt. Herr Lingenau nannte ihre Vorleſung ausgezeichnet. Man findel auf der rauhen Bahn des Lebens ſo wenig Ausgezeichnetes, daß ich um ſo mehr bedaure, den Vortrag nicht gehört zu haben. Kann ich noch zu rechter Zeit Fräulein Janauſchek in Chicago am Flügel erhaſchen, ſo ſoll ſie, die Gefeierte, mich dafür eulſchädigen, wenn es Anſkulapius' Wille iſt.

Es war eine herrliche Mondnacht als ich von Quincy mit dem Expreßzug nach Springfield fuhr. Das Wetter war ſeit einigen Tagen ſehr angenehm, die Luft rein und das iſt die beſte Medicin für meine ſchwere Noth des Athmens und des Hüſteins. Vom Wagengeraſſel eingelullt überfiel mich der Schlummer und da der „pflichtvergeſſene" Condukteur mir die Karte nicht abnahm und ich das Ausrufen der Slalion, das mitunter ſehr leiſe geſchieht, nicht gehört habe, frug ich eben noch zu rechter Zeit, ob wir nahe zu

Springfield ſeien. Wir ſind ſchon ziemlich weit von der Stadt hinaus, hieß es. Nun ſprang ich denn auf, zog an der Schelle und konnte den Conducteur bewegen, den Zug g n ä d i g ſt anzuhalten. Da ich Nichts zu tragen hatte und der Himmel mit ſeinen Myriaden Welten freundlich auf die Erde herabblickte, ſo machte ich zum böſen Spiel die beſte Miene und wandelte ein belebtes Schattenbild auf dem Schienenweg zurück nach der Stadt. Die Promenade des Nachtwandlers dauerte eine volle Stunde, bis ich das deutſche Gaſthaus erreichte, das man mir in Quincy empfohlen hatte. Es war hier eben Ball, wo die tanzluſtige junge Welt in der auf den Thanksgiving Day folgenden Nacht ihrem Gott im Himmel ein Tanz- und Bieropfer gebracht hat. Ja, was wäre die Jugend ohne die drei C! Ich zog mich ſogleich auf eine mir angewieſene Stube zurück, ſchlief ziemlich gut und träumte, weiß nicht mehr von was.

Auch Springfield iſt bereits eine große ſchöne Stadt. Das neue Poſtgebäude iſt der Vollendung nahe und zum neuen Capitol (state house), wohin mich Freund Sommer nolens volens geſchleppt hat, wurde vor Kurzem von der Freimaurer-Fraternität der Grundſtein gelegt. Ein Werk, das im Namen Gottes begonnen wird, das muß wohl auch gelingen und ſollte es dennoch mißlingen, oder gar einſtürzen, ſo kann natürlich nur der Teufel dabei ſein Spiel haben. Kann uns denn kein Theolog ſagen, wie alt der Teufel iſt und wer ihn geſchaffen? Nun, ich glaube, wenn Gott Alles in's Daſein gerufen hat, ſo muß er wohl auch ſeinen Widerſacher, den Samiel, erſchaffen haben — und das mag den allwiſſenden Schöpfer gewiß ſchon unzähligemal gereut haben.

Meine nächſte Station war Decatur, ein hübſches und rühriges Städtchen. Da es hier keinen großartigen Staff zu behandeln giebt, wird es mir wohl erlaubt ſein einer amerikaniſchen Hotelſcene zu erwähnen, welche wenn auch nicht welthiſtoriſch, doch ziemlich pikant iſt. Es iſt ſeit einigen Jahren Sitte, daß man in amerikaniſchen Hotels erſter Claſſe gedruckte Speiſekarten den Gäſten zur gefälligen Auswahl vorlegt. Von den vielen gedruckten Speiſen ſind in der Regel nur ſehr wenige in der Küche zu haben. Die Speiſekarte des fraglichen Hotels hatte auch eine lange Liſte von allerlei Weinen, von denen der billigſte die Flaſche zu $1.75 angeſetzt war. Da mir Quantität und Preis zu hoch waren, wählte ich mir eine Point of Longworther still Catawba (d. h. eine halbe Flaſche mouſſirenden Catawba Wein) zu einem Dollar im Preis. Als ich einem Aufwärter den Auftrag gab, ſah er mich verblüfft an und ſagte: that will be charged extra (dafür wird extra bezahlt). Just bring it — aber er kam nicht. Nun verlangte ich Daſſelbe von einer Aufwärterin, die mir naiv erwiderte: I don't understand what you say (ich verſtehe nicht was Sie ſagen.) Glaube wohl; denn die Dame hat wohl in ihrem Leben noch Nichts von still Catawba gehört. Als ein neben mir ſitzender Amerikaner den Dollmetſcher gemacht, ſagte ſie, daß kein Wein zu haben ſei. Bravo. Nun verließ ich nach verrichteter Arbeit den Tiſch und als ich dem Landlord hinter dem Counter vorbeidefilirt, ſprach er: you shall have it (Sie ſollen ihn haben), nicht den deutſchen Rhein; n e i n, den mouſſirenden Catawba Wein. Er wieß mich mit meinem unglücklichen Verlangen nach dem Schenkzimmer (bar) und als ich darauf beſtand, daß ich den Wein mit Muße ſitzend und nicht am Schenktiſch ſtehend trinken will, ſo erſchien, zu meiner entſetzlichen Ueberraſchung, eine große Flaſche, ungeſiegelt, mit fuſelartigem Concord Wein. Ich verſuchte den Nektar, ſpuckte ihn aus und ſagte: Mein Herr, das iſt nicht der Staff, den ich beſtellt habe. Und ſo endigte denn die Farce, welche ich nie wieder in einem amerikaniſchen Hotel, wo Whiskey König iſt, wiederholen werde.

Sonntags ward mir das Vergnügen, einer deutſchen Geſchäftsverſammlung beizuwohnen, wo eben die Frage der Incorporation eines ſo eben in's Leben gerufenen geſelligen Vereins, Concordia genannt, debattirt wurde.

Wenn ich noch einer Taſſe Kaffe apres diner erwähne bei dem geiſtreichen vormaligen Apotheker Hofacker, gegenwärtigem wohlbeſtellten Wirth des Pennſylvania Hauſes, mit ſehr wenigen Gäſten, ſo habe ich wohl den geſammten Staff verarbeitet, der ſich mir da für die Streifzüge darbot.

Am 30. des Morgens ging es via Bloomington nach Peoria. Zu El Paſo, einem friſch auftauchenden Prärie-Städtchen, hieß es, daß man bis 4 Uhr Nachmittags, alſo 6 Stunden überliegen müſſe. Nun, das läßt ſich eben nicht ändern, bei ſolchen close connections (unmittelbaren Verbindungen) heißt es eben Geduld haben. Da aber 6 Stunden müßig ſein, für mich ein peinigender Zuſtand iſt, ſo ließ ich mir im Hotel ein Zimmer heizen und füllte die Zeit angenehm aus mit Leſen und mit Schreiben.

Von El Paſo nach Peoria iſt nur ein Katzenſprung; den wollen wir alſo am letzten Tage des Oktober-Monats guten Muthes machen und die Reiſe im Dezember nach Chicago u. ſ. w. fortſetzen. Alſo: auf glückliches Wiederſehn!

D e z e m b e r, 1868.

Ich beginne den letzten Monat des Jahres — welcher de Kalender-Zahl nach eigentlich D u o d e c e m b e r heißen ſollte — mit Füllung der Lebenslampe in meinem alte Standquartier, dem Peoria Haus. Indeß ich ſelbſt häß lich geworden, hat ſich dieſes alte Haus förmlich verjüng Schade, daß man runzelige Geſichter, gleich alten Wände mit neuen Tapeten, nicht mit einer neuen friſchen Haut über ziehen kann! Man kann zwar graue Bärte ſchwarz färbe aber ſolche Färbung iſt doch weiter Nichts denn Karrikatu Alles hat ſeine Zeit und Alles was da iſt, iſt nothwendi alſo auch graue Haare und Runzeln. Und ſo wollen n

Digitized by Google

nne denn mit ſtoiſchem Schmunzeln in Zeit und Nothwendigkeit fügen, ohne den lieben Herr Gott zu meiſtern. Da auch das Colleetiren zur Nothwendigkeit gehört, ſo will ich mich nach eingenommenem Frühſtück, avec buk wheat cakes, auf die Beine machen, welche heldenmüthig gegen den Luftdruck meines zerlöcherten Blaſebalges ankämpfen und, durch ausgezeichnete Verdauungswerkzeuge unterſtützt, die Maſchine noch immer in leidlichem Gange erhalten.

Peoria, Quincy und Springfield ſtreiten ſich um den Vorrang. In jeder dieſer Städte des großen und fruchtbaren Präirieſtaates hat die Einwohnerzahl 20,000 überſchritten, in jeder entſtehen fortwährend neue Gebäude und an Kirchen leidet keine Mangel. — Der Mangel eines großen und eleganten Hotels wird jedoch am meiſten zu Peoria gefühlt. Mit Salons ſind Alle reichlich verſehen und zu Peoria hat vor Kurzem Herr Gillig ein großes, einfach ſchönes Lokal, mit einer Reſtauration im Baſement, eröffnet. Was T o n i in St. Louis in dieſem edlen Zweige des Trinkens und Lunchens leiſtet, das leiſtet Emil in Peoria.

Indeß Indianapolis und Springfield bereits Straßen-Eiſenbahnen beſitzen, fehlen dieſe noch in Peoria. Doch ſind hier die für eine Stadt ſo nützlichen Waſſerwerke — welche unter der deutſchen Mayoralität Philipp Bender's angeregt wurden — der Vollendung nahe. Das deutſche Element iſt in allen dieſen Städten namhaft vertreten und es giebt in jeder namhafte deutſche Geſchäftsfirmen. Die Journaliſtik ſteht zu Indianapolis oben an; indeß ſie zu Springfield und Quincy noch ſehr ärmlich vertreten wird. An ſchönen öffentlichen Bauten wird Springfield — abgeſehen vom großen Lincoln-Monnment — bald ihre Rivalinen überflügeln u. im Punkte, den öffentlichen Verbindlichkeiten nachzukommen, kann Peoria als Muſter dienen.

Springfield verdankt der Ambition und dem Unternehmungsgeiſt des Hrn. R u d o l p h ein großes Opernhaus; aber dieſes Opernhaus war für den gemüthlichen und intelligenten Erbauer die Brücke zu drückender Schuldentaſt und, leider, ſogar der Weg nach dem Irrenhaus. Friede ſeiner Aſche! Er hatte ſo lange ihm Fortuna und ee ſelbſt durch ſeine Mitiel Andern gelächelt, viel Freunde und ſtarb einſam und von Wenigen betrauert. Es giebt Menſchen, die Armuth u. Sorgen männlich ertragen; denen abee ſchwindlig wird, wenn ſie zu Vermögen kommen.

Auſſer Gillig's Salon iſt Röhrig's großer Billiardſaal, mit 6 Tiſchen, und Weinmar's ſtets mit echtem Stoff verſehene May flower zu erwähnen, indeß ſich neben der brave Wirth Tendering ganz beſonders durch ſein Gewicht von 325 Pfund empfiehlt und unter dem Namen Baby allgemein bekannt iſt.

Für gutes Bier ſorgt Brauer Hnber und Seidler's Eſſigfabrikat ſteht an Qualität kaum dem still Catawba des Reviere Hauſes von Decatur nach.

Noch einen Deutſchen und alten Bekannten muß ich erwähnen, um ſein Andenken zu ehren, den braven A n k e r, aus Oeſterreich. Vom Freiheitsdrang getrieben, in der Hoffnung hier im Lande der Freiheit als Reformer zu wirken, verließ derſelbe vor einigen 20 Jahren ſeine Heimath und die engen Schranken ſeiner Stellung als katholiſcher Prieſter. Zu New York angekommen hielt er in der Halle meines damaligen, blühenden Rationaliſten-Vereins eine Rede. Da ihm aber die Gabe eines Agitators fehlte — ich darf ſie wohl eloquentia rustica*] nennen — ſo überzeugte er ſich bald, daß er hier als Reformer nicht wirken könne und wandte ſich dem Lehrfache zu. Später traf ich ihn als allgemein geachteten evangeliſchen Prediger zu Hamilton im Staate Ohio, und zwar, die Feſſel des Cölibates zerſprengend, als glücklichen Ehemann und Vater. Einige Jahre ſpäter begegnete ich ihm als Lehrer an einer Schule zu Peru, Ill., und dann zu Peoria in derſelben Qualität. Er hat mir ſtets bitter geklagt, daß ihm ſeine werthvolle Bibliothek hier zu Lande von keinem Nutzen ſei, gebannt in die Stellung eines Lehrers niederer Klaſſen. Da Täuſchung ſich auf Tänſchung häufte, nachdem er auch ſeine Gattin verlor und die erwachſenen Kinder nicht nach ſeinem Wunſche handelten, unterlag der unpraktiſche Gelehrte dem Gewicht ſeines Schickſals; ſo daß ſein Denkvermögen immer ſchwächer ward und ihn unfähig machte, als Lehrer zu fungiren. Nun zog er vor Kurzem, wie man mir ſagte, mit ſeinen Kindern nach einer andern Landſtadt, wo dem Reſt ſeines Lebens wohl auch keine Roſen blühen werden. Der arme gute Anker!

Der Name eines andern ſeiner Collegen, Profeſſors Smolnikar's aus Klagenfurt, iſt hier zu Lande ſeit Jahren gänzlich verſchollen. Die fixe Idee dieſes ſonſt tüchtigen Gelehrten und Philologen war, durch Wort und Schrift als Apoſtel Chriſti, welchen Namen er ſich ſelbſt beilegte, die babyloniſche Hure zu ſtürzen, wie er das Papſtthum zu Rom in bibliſcher Sprache genannt hat. Der Papſt ſitzt noch auf dem Thron. Möge es der l e t z t e ſein! Seinem Widerſacher begegnete ich zuletzt in einem Wäldchen des Staates Pennſylvanien, als ich per Stage ihm vorüber fuhr und dem Apoſtel, mit den Stiefeln in der Hand auf der reformatoriſchen Bahn hinziehend, meinen freundlichen Gruß zurief. Iſt der Menſch nicht ein ſeltſames Produkt von Vernunft und Unvernunft? Und wie verſchieden ſind die Beſtrebungen und Charaktere der Menſchen!

Vor wenigen Wochen erhielt ich aus Ungarn einen Brief von Dr. R., eines Freundes S m o l n i k a r's, der ſich einſt dem Apoſtel Chriſti hier in Amerika zum Sturze des Papſtthums apoſtelmäßig angeſchloſſen hatte, ſich jetzt nach dem Erfolge ihrer gemeinſchaftlichen Beſtrebnngen erkundigt und mir die Kunde ſendet, daß er in ſeinem Vaterland das Werk begonnen habe, das Chriſtenthum von dem Gifte der römiſchen Kirche zu reinigen. Nur wacker voran! Endlich fällt die Baute doch zuſammen, wenn man Stein um

*] Bauern-Eloquenz.

Digitized by Google

Stein aus dem Fundamente zieht. Liefern nicht in der neueſten Zeit Oeſterreich und ganz beſonders Spanien einen Beweis für dieſe Wahrheit? Gewiß.

Jene benannten Männer faßten die fixe Idee das Papſtthum zu ſtürzen und wurden gar häufig als Narren verſpottet. Ha, wie groß muß da erſt meine Narrheit gar Vielen erſcheinen, da all mein Wirken dohin geht, nicht nur den römiſchen Augiasſtall zu reinigen, ſondern mit dem Chriſtenthum Gott ſelbſt im Himmel von ſeinem Thron zu ſtürzen. Der Erfolg wird noch lange auf ſich warten laſſen; aber: — wenn auch langſam — ſ i e b e w e g t ſ i ch d o ch!

Von Peorio ging's ouf holprigen Schienen nach Pern. Auch hier konnte ich mich vor meinem Zimmerfenſter im Hauſe Wohlwends alsbald überzeugen, daß ſie ſich bewegt die Erde mit all dem Federvieh, dos ſie producirt, und das ſich eine Weile in irdiſcher Glückſeligkeit auf ihr herumtummelt, als wöre ſie blos für ſie entſtanden, beſonders für den Hahn, den begabten Sultan des Miſthaufens. Einer dieſer Sultane in Wohlwend's Hofe erlaubte ſich ſogar, neben dem Rechte der Polygamie ſeines Geſchlechtes eine Ente ſich als Kebsweib beizulegen u. ſiehe do, ous dem wunderboren Entenei entwickelte ſich eine Ente mit einem Hühnerflügel an der einen Seite. Bei Gott ſind alle Dinge, und ſelbſt bei einem Hahn ſind viele Dinge möglich, über welche ſich Gelehrte die Köpfe zerbrechen. Pern hat mehre ſehr freiſinnige Deutſche und in dem kleinen Häuflein zählt die Propogando eben ſo viele Mitglieder wie im großen rodikalen Hauſen der Weltſtadt New York.

Auch ich, ein anderer Punkt auf dem großen Düngerhaufen der Erde, bewege mich wieder ſeit acht Tagen etwas roſcher u. ſammle in double quick steps eines Invaliden Lumpen, um als anſtändiger Menſch zu leben. Aus Lumpen macht man Papier, ous Papier Geld und Geld regiert die Welt. Aus Lumpen werden zuweilen auch große Männer, Virtuoſen, Maler, Dichter, Generäle und Miniſter. Auch ich bin ja in meinen jungen Jahren eine kurze Zeit Lump geweſen, der auf dem Billiardtiſch, und ouf Kegelbahnen, in Mädchengeſellſchaft und ouf Bällen eine hervorragende Rolle geſpielt hat. Das Leben iſt ein gordiſcher Knoten, in welchem ſich Moment on Moment reiht und von welchen jeder eine Urſache iſt, die ihre Folge hot, welche abermal zur Urſache wird. Glücklich iſt der Menſch erſt donn zu preiſen, wenn er nicht mehr lebt — das hat ſelbſt Cröſus erfahren. Und wären die Menſchen vernünftiger, beſſer, tugendhafter, ſo wären ſie ſchon vor dem Tode glücklicher, dieſem Nivelliſten der Vernunft und der Tugend.

Via Joliet in Chicago angekommen. Dos anmuthige Städtchen Joliet erinnert mich jedes Mal on den Namen Giulia, der ſchönen und geiſtreichen Baronin Wezlor, in Venedig, an welche ich der Pilger nach Syrakus im Jahr 1827 durch ihre Freundinen, die Fräulein Sternberg in Ungorn, empfohlen war. Sie gab mir dem jugendlichen Enthuſiaſten die „bezouberte Roſe" zu leſen und Julia bezouberte mich. Sie iſt nicht mehr u. da ſie ſchon in der irdiſchen Hülle ein Engel war, ſo muß ſie jetzt nach ſpiritualiſtiſchen Begriffen, verklärt, gewiß ein glücklicher Geiſt ſein.

Der Materie entſproſſen, unzertrennlich von der Materie verehre ich doch das Geiſtige, das Ideale und ſo war ich denn auch jetzt in Chicago wieder ſo glücklich mich am Geiſtigen der Künſtlerin Jannuſchek zu laben und geiſtig zu erheben. Ich habe ſie gerade noch zu rechter Zeit am ätheriſchen Flügel erhaſcht und ihre Leiſtungen in der Rolle als Eliſabeth in vollen Zügen genoſſen.

Eine andere geiſtige Erfriſchung hat mir Herr A. P. Einer meiner thätigen Actionäre geboten, indem er mir erklärte, daß er den Plan hege, 5000 Dollors für Ueberſetzung und engliſche Ausgabe meiner freiſinnigen Schriften zu inveſtiren. Das iſt ein edler Gedanke, deſſen Realiſirung für den geiſtigen Fortſchritt unter den Amerikanern von großer Trogweite ſein dürfte und ouch den Verleger hinlänglich belohnen würde. Es iſt gar keinem Zweifel unterworfen, daß dieſe Werke, deutſch ſowohl wie engliſch erſt nach meinem Tode den Verlegern jenen materiellen Lohn bieten werden, welcher mir auf der dornenvollen Laufbahn der Reform ſelbſt hätte werden ſollen. Hier iſt ein freier Mann, der 5000 Dollars opfern will, um meine Schriften unter den Amerikanern zu verbreiten und das iſt gewiß edel. Oefter vernahm ich die Stimme freier Männer, die da ſagten: Sie müſſen ein Monument nach Ihrem Tode erhalten, und das iſt für mich allerdings ſehr ehrenvoll u. für Andere ein aneiferndes Beiſpiel; denn onerkannt werden von freien Männern iſt für den freien Monn der höchſte Lohn. Aber es hat ſich unter meinen vielen Freunden noch keine Stimme erhoben, die do frug e „was ſoll ous dem Fackler werden, dem es an Nichts fehlt, ſo longe er geſund iſt, wenn er dieſes Kleinod verliert und nicht mehr im Stande ſein wird, ſein Geſchäft fortzuſetzen?"

Und, ach, Das iſt allerdings ein irouciger Gedanke, eine Satyre auf den raſtloſen Geiſt, dem man Monumente verheißt, und der am Ende die Stoa in einem Armenhaus oder Hoſpital praktiſch zur Geltung wird bringen müſſen. Wohlan, ich habe ſtets meiner innerſten Ueberzeugung Genüge geleiſtet, habe gegen Königthum und Pfaffenthum ſeit mehr als 30 Jahren geiſtig angekämpft und kann weder von einem König, noch von der Kirche einen Lohn erworten, der mich blos entehren würde. Reichthum war für mich ſtets ein relativer Begriff und ich habe dem Geld nie ein Princip zum Opfer gebracht; ober mit bald 70 Jahren noch immer in der Miethe wohnen und nicht einmal eine Hütte, ein ſicheres Obdach für Weib und unerzogene Kinder zu hinterlaſſen, das iſt Etwas, das mich oft, trotz aller Philoſophie, recht ſchmerzlich berührt.

Die Einwohnerzahl der jungen Stadt Chicago iſt bereits zu 300,000 herangewachſen. Der Tunnel iſt der Vollendung nahe und Hunderte von prachtvollen Häuſern erheben ſich aus dem Prairiegrund mit jedem Jahr. Es iſt für

mich etwas Angenehmes dieſe vielen Großſtädte der Union jetzt zu ſehen, welche ich alle noch im jüngſten Embryo geſehen habe. Wie kurz iſt die Zeit, als ich meine Streifzüge noch per Achſe (Stage) über dieſe unüberſehbare Prairien machte und die Fußpfade der Indianer im Gras verfolgte, wo jetzt Farm an Farm ſich reiht und Stadt an Stadt. Ueber gar nicht lange wird die Locomotive von Chicago bis San Franzisko hinziehen u. den jungen Uncle Sam mit dem alten China und Japan in directe Verbindung ſetzen.

Von Chicago fuhr ich via Annarbor, der rührigen und ſchönen Univerſitätsſtadt im Staate Michigan, nach Detroit, dieſſeits von Canada, an einem ſchiffbaren Fluſſe gelegen. Im comfortablen Hotel Erichſen abgeſtiegen, war die freundliche Hausfrau eben beſchäftigt, Kuchen für die herannahenden Feiertage zu backen. Sie präſentirte mir, als altem Hausfreund einen Teller voll dieſer ſogen. Springerles, welche ich ſogleich in den Koffer legte, um ſie meinen Kindern nach Hauſe zu bringen.

In Detroit vermißte ich Einen meiner alten Freunde, Herrn Apotheker Leuſchner, der einen Tag vor meiner Ankunft, in der vollen Mannskraft dahingerafft, begraben wurde. Auch einem andern Freund, Brauer Stroh, hat während des hieſigen Aufenthaltes der unerbittliche Tod ſeine geliebte Gattin entriſſen. Alle unſere Beſtrebungen, alle unſere Pläne ſind blos Schattenbilder und oft, wenn wir im Leben nach Mühe und Arbeit Alles im Leben erreicht haben, was das Leben angenehm macht, macht der Tod einen Strich durch die Rechnung.

Ich habe in der Turnerhalle zwei Vorträge gehalten, welche aber ſehr ſchlecht beſucht waren. Es erſcheinen gegenwärtig hier drei tägliche Zeitungen: das Volksblatt, die Poſt und das Journal. Die deutſche Schule gehört zu den beſten des Landes. Die Bühne iſt auch hier noch lange keine Schule des Lebens geworden. Der Arbeiterverein, der 450 Mitglieder zählt, hat ein großes Gebäude errichtet, mit geräumigen Hallen. Architekt war Johann Müller, Beamter der Seeküſtenvermeſſung des Staates. Zum Abendeſſen geladen, habe ich im Hauſe dieſes freiſinnigen und genialen Künſtlers einige ſehr angenehme Stunden genoſſen. Da mir das Vergnügen zu Theil ward, die Reiſe von Annarbor nach Detroit in Geſellſchaft des Hrn. Schulenburg zu machen, beſuchte ich hier deſſen große Billiardfabrik. Es ſind da 45 Arbeiter beſchäftigt, die wöchentlich 8 Tiſche verfertigen. Das Holz, das zu den Billiards verwendet wird iſt Roſenholz, Nußbaum und ungariſche Eſche. Dieſes iſt das ſchönſte an Farbe und Marmor und koſtet den vierfachen Preis.

Ein prachtvolles Opernhaus in Detroit iſt der Vollendung nahe. Es iſt nicht weniger elegant als das zu Chicago und übertrifft daſſelbe an Akuſtik. Von den alten Freunden der Fackel kehrte vor Kurzem Herr Fr. Behr aus Europa zurück und iſt da ſo eben im Begriff, neben der großen Wein- und Liqueur-Handlung der Hrn. Diedrich und Breiſacher einen geſchmackvollen Salon zu eröffnen.

Von Detroit fuhr ich nach Toledo einer Stadt in Ohio, die lange brach lag und in letzterer Zeit einen erfreulichen Aufſchwung genommen hat. Von da ging es nach Sandusky City. Da ich hier eben auch wieder ſehr wohl fühlte und meinen Vielen hieſigen Freunden einen geiſtigen Genuß bereiten wollte, hielt ich in Molitor's Halle einen Vortrag über den Menſchen und ſeine Religion. Der Saal war trotz der flüchtigen Anzeige ziemlich zahlreich beſucht und der Herausgeber des republikaniſchen Blattes ſprach ſein Bedauern aus, daß nicht wenigſtens 3000 Menſchen anweſend waren.

Freund Adam Moos ſpannte ſeinen Gaul ein u. fuhr mit mir von einen Abonnenten zum andern, um das Abonnement zu collectiren. Durch ſeine Bekanntſchaft hat auch die Liſte einige neue Leſer gewonnen. Wir beſuchten auch den Weinpflanzer Hrn. Ph. Lorch, der guten Wein producirt und einen ausgezeichneten Keller beſitzt. Auch Otto Krommer, Miteigenthümer der Fulton-Maſchinen-Fabrik, führte uns in ſeinen Keller, ein mit großen Fäſſern wohlbeſetztes Gewölb.

Es wurde mir das Vergnügen zu Theil zu einem Balle geladen zu werden, wo ich dem Alter zum Trotz zwei Touren getanzt habe. Das war eine ermüdende Arbeit, welcher ein leckeres Auſternmahl in der eleganten Reſtauration des Hrn. Butz ſehr gut zu ſtatten kam. Hr. Butz, ein liebenswürdiger Charakter, und ſeine Frau, eine intereſſante junge Amerikanerin, huldigen dem Glauben des Spiritualismus. Glauben macht ſelig — und es mag Jeder auf ſeine eigene Façon ſelig werden, ſagte Friedrich der Große.

Gerne hätte ich Freund Farciot auf Kelley's Island beſucht, doch das Eis war nicht ſtark genug, um eine Spazierfahrt über die Bay zu riskiren.

Die nächſten Stationen waren Cleveland und Columbus, O. Je näher ich der Heimath kam, deſto mehr eilte ich, um die Meinigen wiederzuſehen und in ihrer Mitte die chriſtlichen Feiertage des Chriſttages und des neuen Jahrs en famille zu genießen. Der Wunſch ward erfüllt; doch ſollte der Genuß kein ungetrübter ſein. Am 24. Dezember klopfte ich an meiner Hausthüre zu Cumminsville und es fehlte kein Haupt. Um den kleinen Ungetauften am heiligen Abend eine Freude zu bereiten wurde für ein Tannenbäumchen geſorgt unter deſſen mit Lichtern erhellten Zweigen die Geſchenke geordnet lagen für Alt und Jung. Es war ein höchſt glücklicher, ein wahrhaft heiliger Abend im Kreiſe von Weib und Kindern, Schwiegerſohn und Enkelinnen. Solche Momente entſchädigen für Jahre von Sorgen und Leiden.

Am nächſten Sonntag hatten wir intereſſante Geſellſchaft aus der Stadt, eine Frau Dreyer und ihre Tochter, eine ausgezeichnete Pianiſtin, die einige Sonaten von Beethoven mit viel Präciſion und tiefem Gefühle geſpielt hat.

Digitized by Google

Wenn Alles ruhig zu ſein ſcheint, ſind die Stürme oft am nächſten. So war es auch dieſes Mal wieder mit mir. In der Nacht des 30. Dez. um 1 Uhr, als ich ſo innig wohl fühlte als ſtände ich vor der Pforte des Paradieſes, erblickte ich meine beſtürzte Gattin und Tochter und den Hausarzt Mente vor mir ſtehen und deren Manenvre ſagte mir alsbald, daß mich wieder ein Nervenſchlag gerührt habe. Wein und Valeriana und Reibungen wurden applicirt; denn Gehirn und Sprache waren leicht afficirt, die linke Seite des Geſichtes ſchief gezogen und der linke Arm total gelähmt. Dieſes Mal war die Kriſis nicht ſo ſchnell vorüber wie das vorige Mal. Sieben Tage lag ich hilflos im Bett, von meiner engelgleichen Sarah gepflegt, die nicht nur Tag und Nacht regelmäßig die Medicin verabreicht, ſondern auch für kräftige Suppe geſorgt hat und mir die Cigare anzündete, wenn ich zuweilen zu rauchen verſuchte, um mir einzubilden, geſund zu ſein. Ach, welch ein hilfloſes Geſchöpf iſt der Menſch, wenn ihm der Gebrauch der Glieder fehlt! Der Mund wollte nichts halten, der Gaumen nichts verſchlucken, und jeder Gegenſtand fiel aus der Hand, wenn ſie es verſucht hat, ihn zu faſſen. Am achten Tage vermochte ich einige Zeilen zu ſchreiben und durch das Wetter begünſtigt in der Stadt den Geſchäften nachzugehen.

Die Maſchine mag ſich auf dieſes Mal wieder allmälig erholen; aber der Gedanke ſcheint doch kein illuſoriſcher zu ſein, daß die Zeit meines geiſtigen Wirkens auf der Neige iſt und es wäre mir ſehr lieb, einen rüſtigen Partner oder Käufer für die Fackel zu finden, welche nach vieler Mühe jetzt ein ſolides Fundament hat und welche ihren Gegnern zur Freude nicht erlöſchen ſollte, da ſie noch in lichterlohen Flammen brennt.

Ob wir uns auf einem andern Streifzuge wiederſehen, wird die nächſte Zukunft lehren. Aufgeben werde ich auf keinen Fall, ſo lange noch ein geſunder Funke des Geiſtes vorhanden und der Körper im Stande iſt, ſich ohne fremde Stütze hinzuſchleppen. Der Menſch denkt, das Fatum lenkt. Ich habe eine 30jährige, obwohl oft ſehr ſorgenvolle, doch im allgemeinen höchſt angenehme und nützlich ausgefüllte Vergangenheit hinter mir. Die Zukunft mag ſich auf irgend eine Weiſe geſtalten, ich bin auf Alles vorbereitet.

Mein geiſtiges Wirken wird lange den ſchwachen, hinfälligen Körper überleben. Meine Werke gehören dem Volk — meine Familie, die ich in keiner ſorgenloſen Lage zurücklaſſe, gehören ihrem eigenen Werthe an, gelenkt durch ein nothwendiges, allwaltendes Fatum am Band der Geſetze der Natur.

Geſchrieben am 12. Jan. 1869.

Geiſtiger Fortſchritt.

Eine Bombe von S. Ludvigh.

Siehſt Du den Grundſtein legen zu einer chriſtlichen Kirche, oder zu einem jüdiſchen Tempel, ſo denke: das iſt geiſtiger Fortſchritt. Hörſt Du in einer Freiſchule Hymnen ſingen und Bibel-Leſen, ſo denke: das iſt geiſtiger Fortſchritt. Siehſt Du einen Prieſter in der Reverenda, einen Prediger mit weißer Halsbinde, eine maskirte barmherzige Schweſter, eine Nonne oder gar einen Mönch, ſo denke: das ſind Repräſentanten des geiſtigen Fortſchrittes. Beſchneidet man ein Jüdlein, oder tauft man ein Chriſtlein, ſo denke: ſie werden dem geiſtigen Fortſchritt geweiht. Läßt der Pfaffe ein Te Deum ſingen, wenn der Soldat einen Sieg errungen, ſo denke: das iſt geiſtiger Fortſchritt. Siehſt Du in einer republikaniſchen Court die Bibel küſſen, um den Schwur zu bekräftigen, und dabei die anweſenden ſouverainen Schaafe auf Geheiß des ſouverainen Richters reſpectvoll und unterthänig die Hüte abnehmen, ſo denke: das iſt nicht nur geiſtiger, ſondern auch politiſcher Fortſchritt. Sollte Jemand in offener Court aus Unkenntniß des Gebrauches, oder aus ſtolzem Selbſtgefühl den Hut auf dem Kopf behalten, ſo ſprich: werft den Kerl hinaus, er höhnt den geiſtigen Fortſchritt! Eröffnet man irgend eine Congreß-, Legislatur- oder ſonſtige Sitzung mit dem Gebete eines decorirten Pfaffen oder Laienbruders, ſo beuge dich vor der tiefen Weisheit und denke: das iſt geiſtiger Fortſchritt. Siehſt Du an einer Thür einen Flor hängen, ſo denke: dies iſt das Zeichen des geiſtigen Fortſchrittes nach dem Himmel. Siehſt Du Sonntags die Geſchäftslokale geſchloſſen und nur die Trödelbuden der Seelſorger offen, nach denen geputzte Scharen wallfahrten, ſo ſprich: der Himmel ſegne Euch, Ihr ſeid auf dem Wege des geiſtigen Fortſchrittes!

Wo der Verſtand aufhört, dort fängt der Glaube an. Wer blindlings glaubt, ohne fähig zu ſein ſelbſt zu denken und Urſachen und Folgen zu vergleichen, um die Wahrheit zu ermitteln, der iſt ein Dummkopf; wer aber den Glauben der Dummköpfe zu ſeinem Vortheil ausbeutet, um dadurch Anſehen oder Geld, oder Beides zugleich zu erhalten, der iſt ein Schurke; er möge Rabbi, Bonze, Derwiſch, Prieſter, Prediger heißen, oder Laie ſein.

Alles, was dem blinden Glauben dient iſt ſchädlich für die politiſche und geiſtige Entwickelung des menſchlichen Geiſtes und wo der religiöſe Glaube den höchſten Triumph feiert, dort führt der Weg nach Tortur, und Scheiterhauſen.

Mag auch unſer Staat von der Kirche getrennt ſein,

Digitized by Google

ſo wird er doch von ihr, obſchon indirect, oft auf die unverſchämteſte Weiſe beeinflußt und die Preſſe ſchweigt dazu, weil ſie zwar frei heißt, aber lange nicht frei iſt. Der heuchleriſche Staat gräbt und ſchmilzt das Erz; die ſchlaue Kirche verarbeitet es zu Ketten, um ſie dem gläubigen, ſorgenloſen, ſyſtematiſch im Keim verdummten Volke um den Nacken zu legen.

Daß das hieſige Volk im Allgemeinen ein gläubiges Volk iſt, das bezeugen die vielen Kirchen; daß aber dieſes Volk im Allgemeinen, trotz Religion und Kirche, kein moraliſches Volk iſt, das beweiſen die vielen Criminalfälle und die mit gläubigen Verbrechern gefüllten Gefängniſſe.

Wer die hieſige Preſſe kennt, der weiß, daß ſie, mit ſehr, ſehr ſpärlicher Ausnahme, den Kirchen, und dem Parteigeiſte geweiht, iſt.

Ach, was hätte ſeit Gründung dieſer Republik durch die Preßfreiheit nicht für Entwickelung des Geiſtes und Veredlung des Volkscharakters geſchehen können, wenn Jene, die ſie handhaben, f r e i e und grundſatzgetreue Männer geweſen wären und noch wären! Wohin wir kommen, wenn es ſo fort geht, iſt nicht ſchwer zu errathen. Daß Ignoranz und Schlechtigkeit in unſrer Glorreichen ſouverain ſind, kann nicht geläugnet werden. Ein höchſt bedeutungsvoller Ableger dieſer beiden Volksqualitäten kam mir bei meiner letzten Tour durch Peter Lenk zu Toledo in die Hände: ein approbates Amulet des Mittelalters und ein ſchauderhaftes Curioſum unſerer Gegenwart. Ein Preßbengel zu Toledo hat dieſes Curioſum in Engliſch und Deutſch zum Beſten des geiſtigen Fortſchrittes geliefert und ich kann den Wiſch weder den Delphinen, noch den Flammen weihen, ehe der Inhalt durch die Fackel beleuchtet und verbreitet iſt, um dem Leſer zu zeugen, wohin Ignoranz, Glaube und Schlechtigkeit führen, wenn man ſie, anſtatt zu impugniren ungehindert fortwuchern läßt, um endlich jedes Saamenkorn der Vernunft zu erſticken und die Gefilde der jungen Freiheit mit den giftigen Stoffen der Deſpotie und Knechtſchaft zu düngen.

Hier iſt das Document in ſeiner vollen Schönheit wörtlich abgedruckt. Man leſe und ſage dazu, will man Gott und dem Teufel dienen. Amen.

Eine wahre und approbate Kunſt in Feuersbrünſten und Peſtilenz-Zeit nützlich zu gebrauchen.

Sey willkommen du feuriger Gaſt, greiff nicht weiter als was du haſt: dieß zehl ich dir Feuer zu einer Buß, im Namen Gottes des Vaters, Sohnes und Heiligen Geiſtes.

Ich gebiete dir Feuer bey Gottes Kraft, die alles thut und alles ſchafft, du wolleſt ſtille ſtehen, und nicht weiter gehen; ſo wahr Chriſtus ſtund am Jordan, da ihn taufet Johannes der H. Mann.

Das zehle ich dir Feuer zu einer Buß, im namen der H. Dreyfaltigkeit.

Ich gebiete dir Feuer, bei der Kraft Gottes, du wolleſt legen deine flammen, ſo wahr Maria behielt ihre Jungfrauſchaft vor allen Damen, die ſie behielt, ſo keuſch und rein, drum ſtell feuer dein Wüten ein.

Dieß zehl ich dir feuer zu einer Buß, im Namen der Allerheiligſten Dreyeinigkeit.

Ich gebiete dir feuer, du wolleſt legen deine Glut, bey JEſu Chriſti theures Blut, das er für uns vergoſſen hat, für unſer Sünd und Miſſethat.

Das zehle ich dir feuer zu einer buß, im Namen Gottes des Vaters, Sohnes und Heiligen Geiſtes.

JEſus Nazarenus, ein König der Jüden, hilf uns aus diſen feuers-Nöthen, und bewahr dieß Land und Gräntz, für alle Seuch und Peſtilentz.

(Wer dieſen Brief in ſeinem Hauſe hat, bey dem wird keine Feuersbrunſt entſtehen, oder kein Gewitter einſchlagen; Jmgleichen ſo eine ſchwangere Frau dieſen Brief bey ſich hat, kan weder ihr noch ihrer Frucht eine Zauberey nach Geſpenſt ſchaden. Auch ſo jemand dieſen bief in ſeinem hauſe hat, aber bey ſich trägt, der iſt ſicher für der leydigen Sucht der Peſtilentz.)

Ich ſeh einen Dieb über meinen Haſ reiten; geben kannſt du alle Regentropfen, alle Schneeflocken, alle Sternen am Himmel zählen kannſt du aber nicht. Stehe ſtill, wie ein Stock, ſtell nun dich wie ein Bock; Sanct Petrus binde, Sanct Petrus, ich habe gebunden mit dem Schlüſſel des Himmels Pforte, der Dieb ſey geſchloſſen und gebunden, biß daß ich komme, und über ihn ſehe mit meinen allſehenden Augen, und über ihn ſpreche † † †

Für den Dieb laß geben nach der Diebſtahl; Erz-Dieb leg ab dein geſtohlen Guth, und ſtehle hingegen nicht wieder † † †

Sodom und Gomorrha.

Van Corvin.

„Es iſt kein ſeyner Leben auff erden, denn gewiſſe zinß haben von ſeinem Lehen, eyn Hürlein daneben und unſerm Herre Gatt gedienet.“

Die Reformation wurde recht eigentlich durch das Schandleben der Pfaffen hervorgerufen; denn der Ablaß-

Digitized by Google

Unfug war nur die nächſte Veranlaſſung. Es verlohnt ſich daher ſchon der Mühe, einen Blick in dieſe geiſtliche Cloake zu thun und zu ergründen, woher es kommt, daß grade Diejenigen, welche durch ihre Stellung vorzugsweiſe dazu berufen waren, den Menſchen als Muſter der Sittlichkeit und Moralität voranzugehen, ſich durch die zügelloſeſten ſinnlichen Ausſchweifungen ſo ſehr befleckten, daß ſie dadurch den allgemeinen Abſcheu gegen ſich hervorrieſen.

Die ſchaffende und erhaltende Kraft hat allen lebenden Geſchöpfen den Geſchlechtstrieb gegeben. Sie machte ihn zu dem mächtigſten Triebe, weil ſie damit die Fortpflanzung verband, worauf ſie bei allen organiſchen Geſchöpfen beſonders vorſorglich bedacht war; ja ſie ſtellte es nicht in den freien Willen, dem Geſchlechtstriebe zu folgen, ſondern zwang dazu, indem ſie die Unterdrückung deſſelben empfindlich beſtraft. Der gewaltſam unterdrückte Zeugungstrieb macht Thiere toll und Menſchen zu Narren.

Die Befriedigung des Geſchlechtstriebes iſt alſo eine Pflicht und an und für ſich ebenſo erlaubt und unſchuldig als die Befriedigung des Durſtes. Vom ſittlichen Standpunkt aus beurtheilt, verdienen der Freſſer und Säufer in nicht geringerem Grade unſern Tadel, als der in der ſinnlichen Liebe ausſchweifende Wollüſtling, und die ſeltſame und verkehrte Anſicht, wodurch wir ſelbſt die naturgemäße Befriedigung des Geſchlechtstriebes gleichſam zu einem Verbrechen, oder doch zu einer Handlung ſtempeln, deren man ſich ſchämen muß, — verdanken wir einzig und allein dem verdorbenen Chriſtenthum.

Das geſellſchaftliche Zuſammenleben macht es durchaus nothwendig, daß die Leidenſchaften der Menſchen überwacht und geregelt werden, ſei es nun durch die ſogenannte Sitte, oder durch Geſetze; denn dürfte ein Jeder ungehemmt dem Ungeſtüm ſeiner Leidenſchaften folgen, ſo würde ſich der Staat gar bald in wilde Anarchie auflöſen.

Die Erfahrung lehrt, daß der Geſchlechtstrieb gar oft die gewaltigſten und verderblichſten Wirkungen hervorbringt, und ſo mußte er denn natürlich auch die ganz beſondere Aufmerkſamkeit der Geſetzgeber in Anſpruch nehmen. Sie fanden in der Ehe das geeignetſte Mittel, den traurigen Folgen der geſchlechtlichen Ausſchweifungen vorzubeugen, und faſt alle civiliſirten Völker alter und neuer Zeit betrachteten die Ehe als ihre feſteſte Grundlage und als ein höchſt ſegensreiches und wohlthätiges Inſtitut.

Die chriſtliche Kirche verkannte die Wichtigkeit der Ehe durchaus nicht, und da ſie unabläſſig bemüht war, den größtmöglichen Einfluß auf die Menſchen zu erlangen, ſo bemächtigte ſie ſich auch der Ehe, indem ſie behauptete, daß zur Schließung derſelben die prieſterliche Einſegnung durchaus nöthig ſei; ja ſie ging ſo weit, daß ſie dieſe rein geſellſchaftliche Uebereinkunft, über welche höchſtens dem Staate eine Controlle zuſteht, — für ein ſogenanntes Sacrament erklärt!

Wir haben im vorigen Kapitel geſehen, daß die Päpſte die größten Betrügereien nicht ſcheuten, wenn es die Vergrößerung ihrer Macht galt, und ſo kann es uns nicht mehr auffallen, wenn ſie zu dieſem Zwecke eine wahrhaft lächerliche Inconſequenz begingen.

Die Ehe — dieſes heilige Sacrament — wurde den Geiſtlichen verboten, weil es ſie verunreinige! — Den wahren Grund dieſes Verbots habe ich bei Erwähnung Gregors 7. im vorigen Kapitel angegeben, und der beabſichtigte Zweck wurde damit erreicht. Die Geiſtlichen wurden durch dem Cölibat — ſo nennt man die erzwungene Eheloſigkeit derſelben — völlig iſolirt und ihre Verbindung mit den übrigen Menſchen und dem Staate zerriſſen, dafür aber deſto feſter an die Kirche, das heißt an den Papſt, gefeſſelt; denn dieſer iſt es ja, von dem jeder römiſch-katholiſche Geiſtliche ſein zeitliches Heil zu erwarten hat. Der alte Vicegott in Rom iſt ihm Familie und Vaterland!

Was kümmerten ſich die Päpſte um die ſchrecklichen Folgen des Cölibats! Sie wollten unumſchränkt herrſchen um jeden Preis, wenn auch durch ihren ſchändlichen Egoismus die Moralität der ganzen Welt ſammt dem Chriſtenthum zu Grunde ging. Die heiligen Väter in Rom werden durch nichts anderes bewegt, als durch den Eigennutz!

Weder Cenſur noch Weihen vermögen es, den Geiſtlichen die „menſchlichen Schwächen,“ wie man dummer Weiſe die Regungen des Naturtriebes häufig nennt, abzuſtreifen. Die Natur reſpectirt einen geweihten Pfaffenleib ebenſowenig wie den eines andern Thieres und kämpft mit ihm um ihr Recht.

Dieſe Kämpfe endeten bei gewiſſenhaften Geiſtlichen, denen es mit ihrem Keuſchheitsgelübde Ernſt war, gar häufig mit Selbſtmord, wenn nicht mit Wahnſinn, oder mit unnatürlicher Befriedigung des Geſchlechtstriebes, wenn nicht mit gewaltſamer Vernichtung deſſelben.

Der ſchlechtere Theil der Geiſtlichen, die eigentlichen Pfaffen, betrachten dagegen die Ehe als eine Feſſel und denken wie jener Mönch, der nach langen Kämpfen endlich dem Rathe eines alten Praktikus folgte: „Wenn mich der Teufel reizt, ſo thue ich, was er will, und dann hört der Kampf auf.“

Sie wiſſen ſich, was die Befriedigung des Geſchlechtstriebes anbetrifft, für die Ehe ſchadlos zu halten, indem ſie nach Clemens 6. Ausdruck „wie eine Heerde Stiere gegen die Kühe des Volkes wüthen.“

Dieſe geiſtlichen Herren nennt der heilige Bernhard „Füchſe“, die den Weinberg des Herrn verderben und die Enthaltſamkeit nur zum Deckel der Schande und Wolluſt brauchen, vor denen ſchon der Apoſtel Petrus gewarnt habe. Man müſſe, fährt er fort, ein Vieh ſein, um nicht zu merken, daß man allen Laſtern Thür und Thor öffne, wenn man rechtmäßige Ehen verdamme.“

Jeſus war ſelbſt nicht verheirathet; aber bei vielen Gelegenheiten äußerte er ſich über die Ehe und erkannte ſie als eine durch göttliche Anordnung geheiligte Anſtalt (!) an; ja

Digitized by Google

wie wiſſen, daß ee mit ſeiner Mutter und ſelnen Jüngern elner Hochzeitfeier zu Cana in Galiläa beiwohnte, was ee nicht gethan haben würde, wenn ee die Ehe überhaupt für eine unſittliche Verbindung erkannt hätte.

Die Apoſtel hatten darüber ganz dieſelben Anſichten. Paulus nennt die Ehe einen in allen Betrachtungen ehrwürdigen Stand, und erklärt ſogae die Unterſagung derſelben für eine Teufelslehr. — Kurz, nach allen in der Bibel enthaltenen Lehren des Chriſtenthums iſt das Band, welches die Ehe um Mann und Weib ſchlingt, ein höchſt ehrwürdiges.

Die Chriſten der erſten Zelt waren auch weit davon entfernt, die Ehe der Geiſtlichen als etwas Unerlaubtes zu betrachten, ja ſie ſetzten dieſelbe bei ihnen ſogar voraus. Petrus ſelbſt, deſſen Nachfolger die Päpſte ſein wollen, und die meiſten dee Apoſtel waren verheirathet. Paulus verlangt von den Biſchöfen und Diakonen, daß ſie im ehelichen Stande leben ſollten.

Er ſchreibt an Timotheus: „Ein wahres Wart: wer ein Biſchofsamt ſucht, der ſtrebt nach einem edlen Geſchäft. Ein Biſchof muß deswegen tadellas ſein, eines Weibes Mann nüchtern, ernſt, wohlgeſittet, zum Lehrer tüchtig; kein Trunkenbold, nicht ſtreitſüchtig, (nicht ſchmutziger Habgier ergeben), ſondern ſanft, friedliebend, frei von Geiz; der ſeinem Hauſe gut vorſtehe, der ſeine Kinder im Gehorſam erhalte mit allem Ernſt: denn wer ſeinem eigenen Hauſe nicht varzuſtehen weiß, wie kann er die Gemeinde Gottes regieren? Die Diakonen ſeien eines Weibes Männee, wohl vorſtehend ihren Kindern und ihren Häuſern.

An Titus ſchreibt er: „Deswegen habe ich dich in Kreta zurückgelaſſen, damit du das, was noch fehlt, vollends in Ordnung brächteſt und in jeder Stadt Prieſter (Aelteſte) anſetzteſt, wie ich dir aufgetragen habe; wenn nämlich jemand unbeſcholtenen Rufes iſt, eines Weibes Mann, der gläubige Kinder hat.

Dieſe Stellen, welche nach durch zahlreiche andre vermehet werden könnten, ſprechen ſo deutlich, daß es kaum begreiflich erſcheint, wie die Päpſte es wagen kannten, die Rechtmäßigkeit des Cölibates dee Geiſtlichen aus der Bibel herzuleiten. Sie würden auch mit dieſem Geſetze niemals durchgedrungen ſein, wenn nicht ſchon ſeit frühee Zeit in der chriſtlichen Kirche die Idee von dee Verdienſtlichkeit des eheloſen Lebens geſpuckt hätte.

Wie dieſe dem Cheiſtenthum ſo durchaus fremde Anſicht von der Ehe in demſelben allmählig Wurzel faßte, auseinandee zu ſetzen, würde ſehr weitläufig ſein, und da es mir der Zweck dieſes Werkchen nicht geſtattet, näher darauf einzugehen, ſo will ich mich bemühen, den Gang der Sache in flüchtigen Umriſſen zu ſkizziren.

Zur Zeit als Jeſus auftrat, hatte der Glaube an die alten Götter längſt aufgehört. Der öffentliche Gottesdienſt beſtand in leeren Ceremanien, und an die Stelle der Religion war die Philoſaphie getreten. Selbſt das Valk nahm Theil an den philoſophiſchen Streitigkeiten, wie heut zu Tage an den religiöſen, und hing theils dieſem theils jenem der unendlich vielen aufgeſtellten Syſteme an.

Als nun das Chriſtenthum entſtand, und die Zahl der Anhänger deſſelben ſich ſchnell vermehrte, wueden auch die alten philoſophiſchen Anſichten, deren man ſich nicht ſa ſchnell entäußern kannte, in daſſelbe mit hinübee genommen, und man verſuchte es, dieſelben, ſa gut es ging, mit den chriſtlichen Lehren zu vereinigen.

Die reine Philoſophie — Vernunftwiſſenſchaft, Erkenntnißlehre — kann nie Schwärmerei erzeugen, welche eine entſchiedene Feindin der Vernunft iſt; werden ihr aber religiöſe Beſtandtheile beigemiſcht, ſo kann ſie gar leicht nicht allein zur Schwärmerei, ſondern ſelbſt zum wüthendſten Fanatismus führen.

Aber faſt alle philoſophiſchen Syſteme jener Zeit hatten religiöſe Beſtandtheile in ſich aufgenommen, theils griechiſchen, allorientaliſchen, egyptiſchen oder jüdiſchen Urſprungs, und ihre Anhänger und Bekenner waren meiſtens Gnoſtiker, das heißt Geheimwiſſer, oder Offenbarungekundige.

In dieſe Syſteme kam nun noch das chriſtliche Element, und das Reſultat dieſer Vereinigung waren oft ſehr erhabene, aber nach häufiger höchſt abgeſchmackte Lehrbegriffe über Gott, Weltſchöpfung, die Peeſan Chriſti, den Urſprung des Uebels, das Weſen des Menſchen u. ſ. w. Wir haben es hier nur mit ihren Anſichten übee die Ehe zu thun.

Vorherrſchend unter den Offenbarungephiloſophen war die Anſicht, daß die Mateeie — das Körperliche — die Quelle alles Böſen, und daß die Welt nicht durch den höchſten Gott, ſondern durch ein ihm untergeordnetes, unvollkommneres Weſen — Demiurg (Werkmeiſter) — geſchaffen ſei. Der Körper des Menſchen ſtehe unter der Herrſchaft der Materie und des bald mehr oder minder bösartig gedachten Demiurgos, und das Heil des menſchlichen Geiſtes beſtehe darin, daß er ſich von den Feſſeln der Materie und des Demiurgos losmache und zu dem höchſten Gatt zurückkehre. Mit andern Worten heißt dies: der Menſch ſoll ein rein geiſtiges Leben führen und alle vom Körper ausgehende ſinnliche Regungen wie einen Feind bekämpfen.

Hieraus geht ſchon deutlich hervor, daß die Anſichten dieſer Schwärmerei der geſchlechtlichen Vereinigung und der Ehe nicht günſtig ſein konnten. Ehe ich aber einige dieſer Anſichten namhaft mache, muß ich noch von dem Briefe des Paulus an die Korinther reden, welcher auf dieſe „Philoſophie“ van bedeutendem Einfluß war.

Die Chriſten in Korinth konnten ſich über ihre Meinung oan der Ehe nicht einigen und baten den Apoſtel Paulus um Belehrung. Dieſee erfüllte ihr Begehren, und was er ihnen antwortete, kann ein Jedee in der Bibel nachleſen. Aus dieſem Schreiben geht hervor, daß es Paulus für beſſer hielt, unverheirathet zu bleiben; aber er erklärt ausdrücklich, daß er mit dieſem Rathe den Chriſten keine Schlinge

Digitized by Google

werfen wolle, und daß derjenige, der es für beſſer halte zu heirathen, damit durchaus keine Sünde begehe.

Vergleichen wir die in dieſem Briefe enthaltenen Rathſchläge mit ſeinen an andern Stellen ſtehenden Ausſprüchen über die Ehe, ſo möchte man mit dem römiſchen Statthalter Feſtus ausrufen: Paule, dein vieles Wiſſen macht dich raſen! Allein in dem Briefe ſelbſt iſt der Schlüſſel zu ſeiner Handlungsweiſe enthalten: „Ich wollte euch aber vor Sorgen bewahren.“

Die Chriſten erwarteten damals eine ſtürmiſche Zeit der Verfolgungen und Trübſal, dann auch die baldige Wiederkehr Jeſu zum Weltgericht, und dieſer Glaube hatte auf die Antwort des Paulus unverkennbaren Einfluß. Ein Unverheirateter wird alle Leiden des Lebens weit leichter ertragen als ein Familienvater; das wird Jeder fühlen, der eine Familie hat.

Dieſer Brief des Paulus diente den Vertheidigern des Cölibats der Geiſtlichen als Hauptſtütze; ſie vergaßen dabei aber außer den beſondern Umſtänden, unter denen er geſchrieben wurde, daß er an alle Chriſten zu Korinth, und nicht allein an die Geiſtlichen gerichtet war, und hätte man die in ihm enthaltenen Rathſchläge in Bezug auf die Ehe allgemein als Befehl anerkennen wollen, ſo würde das Chriſtenthum bald ein Ende gehabt haben, indem ſeine Anhänger ausgeſtorben wären.

Denn wenn Paulus ſagt: wer nicht heirathet, thut beſſer, ſo ſagt er doch auch: Es iſt dem Menſchen gut, daß er kein Weib berühre. Das hätten ſich die Geiſtlichen, welche den Cölibat vertheidigen, nur ebenfalls merken und für einen Befehl erachten ſollen! — Ehe iſt beſſer als Hurerei, und was Paulus darüber dachte, geht aus Folgendem hervor:

Durch die Rathſchläge des Apoſtels, vielleicht auch dadurch verführt, daß die Frauen, welche Eheloſigkeit gelobten, von der chriſtlichen Gemeinde erhalten und oft zu untergeordneten Kirchenämtern — zu Diakoniſſinen — gewählt wurden, — verſprachen mehr Wittwen in Korinth, ſich nicht wieder zu verheirathen.

Die jungen Weiber hatten ſich jedoch zu viel Kraft zugetraut. Die Eheloſigkeit wurde ihnen höchſt unbequem, und viele von ihnen hätten gern geheirathet, wenn ſie es wegen ihres Gelübdes gedurft hätten.

Aber der „Fleiſchesteufel,“ — um auch einmal dieſen beliebten pfäffiſchen Ausdruck zu gebrauchen — kehrt ſich an kein Gelübde und plagte die armen Frauen ſo ſehr, daß ſie es endlich machten, wie der oben erwähnte Mönch, und ihm den Willen thaten, damit ſie nur Ruhe gewannen!

Sie waren aber ſehr ſchwer zu beruhigen, und ihr unzüchtiges Leben fing an, Aufſehen zu machen. Paulus fand ſich dadurch veranlaßt zu verordnen, daß dieſe Frauen, wenn ſie Neigung dazu bekämen, trotz ihres Gelübdes, lieber heirathen als ein unzüchtiges Leben führen ſollten, damit nicht den Gegnern des Chriſtenthums dadurch eine willkommene und gerechte Veranlaſſung gegeben werde, daſſelbe zu verläſtern.“

Die Päpſte handelten jedoch ganz anders wie der Apoſtel. Ihnen war es um Ausrottung der Ehe unter den Geiſtlichen zu thun, und ſie geſtatteten, ſogar gegen Geldabgabe, außereheliche, geiſtlich-fleiſchliche Ausſchweifungen, unbekümmert um das Aergerniß, welches dadurch gegeben wurde; ja ſie gingen ſelbſt mit dem ſchändlichſten Beiſpiel voran!

Von ihnen gilt, was Paulus ahnungsvoll vorherſah: „Beſtimmt aber ſagt der Geiſt, daß in den letzten Zeiten einige vom Glauben abfallen werden, achtend auf Irrgeiſter und Teufelslehren, die mit Scheinheiligkeit, Lügen verbreiten, gebrandmarkt am eigenen Gewiſſen, die verbieten zu heirathen und gewiſſe Speiſen zu genießen, welche Gott geſchaffen, daß ſie dankbar genoſſen werden von den Gläubigen und von denen, welche die Wahrheit erkannt.“

Doch — ich will wieder zu unſern Offenbarungs-Narren zurückkehren und anführen, was einige Secten derſelben von der Ehe hielten.

Julius Caſſianus, ein Hauptoffenbarungs-Narr, erklärte die Ehe für Unzucht, und die ganze zahlreiche Secte der Enkratiten floh die Berührung der Weiber überhaupt als eine Sünde. Zu ihnen gehören die Abeloniten in der Gegend von Hippo in Afrika, die ſich durchaus des geſchlechtlichen Umganges enthielten. Um aber die Vorſchrift des Paulus (1. Korinth. 7, 29), daß diejenigen, die Weiber haben, ſeien als hätten ſie keine, buchſtäblich zu erfüllen, nahmen die Männer ein Mädchen und die Weiber einen Knaben zur beſtändigen Geſellſchaft zu ſich, um in Verbindung mit dem andern Geſchlecht, aber doch außer der Ehe zu leben.

Ein gewiſſer Marcion, der von dem Heidenthum zum Chriſtenthum übertrat, trieb es mit der Entſagung ganz beſonders weit und litt wahrſcheinlich am Unterleibe, denn dafür ſprechen ſeine hypochondriſcher Lebensanſichten. Seine Genoſſen redete er gewöhnlich an: Mitgehaßte und Mitleidende!

Dieſer trübſelige Narr erklärte jedes Vergnügen für eine Sünde; er verlangte, daß Jeder von den ſchlechteſten Nahrungsmitteln leben ſolle, und von der Ehe wollte er vollends nichts wiſſen, denn dieſe erſchien ihm als eine privilegirte Unzucht. Er verlangte von ſeinen Anhängern, wenn ſie verheirathet waren, daß ſie ſich von ihren Weibern trennten, oder doch wenigſtens das Gelübde leiſteten, ſie nicht als ihre Weiber zu betrachten! — Dieſe Secte beſtand bis zur Mitte des 4. Jahrhunderts unter beſondern Biſchöfen.

Manche Lehren dieſer philoſophiſchen Chriſtenſecten führten zur Auflöſung aller ſittlichen Ordnung. Karpokrates, der wahrſcheinlich zur Zeit des Kaiſers Hadrian in Alexandrien lebte, lehrte: daß die Befriedigung des Naturtriebes nie unerlaubt ſein könne, und daß die Weiber von der Natur zum gemeinſchaftlichen Genuſſe beſtimmt wären.

Digitized by Google

Wer ſich der ſittlichen Ordnung unterwerfe, der bleibe unter der Macht des Erdgeiſtes; ſich aber allen Lüſten ohne Leidenſchaften hingeben, heiße gegen ihn kämpfen und ihm Trotz bieten.

Ein andrer Schwärmer, Namens Marcus, führte geheimnißvolle Ceremonien ein und machte beſonders die Weiber damit bekannt, wodurch bei ihnen alle Schamhaftigkeit vernichtet wurde.

Von den Anhängern des Karpokrates erzählt man, daß ſie bei ihren Verſammlungen die Lichter verlöſchten und untereinander das thaten, wobei ſich übrigens alle Menſchen nicht gern leuchten laſſen. Die Adamiten trieben es ähnlich. Vor ihrem Tempel, den ſie das Paradies nannten, war eine bedeckte Halle. Unter dieſer entkleideten ſie ſich und marſchirten dann nackt und paarweiſe in die Verſammlung. Hier ergriff jedes Männlein ein Fräulein und — — das nannte man die myſtiſche Vereinignng. — Ganz ſo wie bei unſern Muckerverſammlungen! Doch davon an einem andern Ort.

Andere Häretiker — ſo heißt die ganze Klaſſe dieſer ſeltſamen Philoſophen, — welche ſelbſt die Ehe verſtatteten, verhinderten die Schwangerſchaft, indem ſie es machten wie Onan, der Stammvater der Onanie.

Montanus, der in der Mitte des zweiten Jahrhunderts in Phrygien lebte, ſagte: daß Jeſus und die Apoſtel der menſchlichen Schwäche viel zu viel nachgeſehen hätten. Er verachtete alles Irdiſche und legte auf die Eheloſigkeit einen ſehr großen Werth.

Die Valeſier, eine Secte des dritten Jahrhunderts, zwangen ihre Anhänger zur Caſtration; ja ſie trieben dieſelbe ſo leidenſchaftlich, daß ſie gar häufig Fremde durch Liſt in ihre Häuſer lockten und dieſe unangenehme Operation mit ihnen vornahmen!

Die Lehren dieſer Schwärmer, vorzüglich über die Eheloſigkeit, fanden in der chriſtlichen Kirche ſehr großen Beifall, und beſonders waren es die des Montanus, welche ſowohl unter den Geiſtlichen als unter den Laien viele Anhänger gewannen. Wenn nun auch die katholiſche Kirche ſchon frühzeitig jede kirchliche Gemeinſchaft mit den Montaniſten abbrach, ſo behielt ſie doch ihre Lehre über die Faſten, Ehe und Eheloſigkeit.

Daß Alles Irdiſche verachtet werden müſſe, wurde bald der allgemein unter den zahlreichen orthodoxen Chriſten geltende Grundſatz. Chriſtus und ſeine Apoſtel waren ihnen viel zu milde, und auf welche Abwege ſie durch ihre asketiſche Schwärmerei gebracht wurden, haben wir im erſten Kapitel geſehen.

Je mächtiger der Geſchlechtstrieb war, und je mehr ſinnliches Vergnügen ſeine Befriedigung machte, deſto verdienſtlicher erſchien es, ihn zu bekämpfen, und diejenigen, denen es vollkommen gelang, ſtanden in dem höchſten Anſehen und waren Gegenſtand der allgemeinen Bewunderung.

Die Kirchenväter in den erſten Jahrhunderten waren meiſtens der Anſicht, daß die Seelen gefallener Geiſter zur Strafe in einen Körper gebannt wären, und daß die ſittliche Freiheit des Menſchen in der Fähigkeit beſtände, ſich durch Beſiegung „des Fleiſches" aus der niedern Ordnung emporzuſchwingen.

Die Ehe hielt man zwar nicht an und für ſich für böſe; allein man betrachtete ſie als ein nothwendiges Uebel zur Fortpflanzung des Menſchengeſchlechtes und zur Verhinderung der Ausſchweifungen, von dem man ſo wenig als nur möglich Gebrauch machen müſſe.

Die Vorliebe für den eheloſen Stand wurde immer allgemeiner und ging bis zum Fanatismus, ſo daß einer der älteſten Kirchenlehrer, Ignatius, ſich zu der Erklärung gezwungen ſah: daß es ſündlich ſei, ſich der Ehe aus Haß zu entziehen!

Der Philoſoph Juſtinus, welcher den Märtyrertod erduldete, hielt es für ſehr verdienſtlich, wenn man den Geſchlechtstrieb ganz und gar unterdrücke, indem man ſich dadurch dem Zuſtande der Auferſtandenen annähere! Er verwarf daher auch die Ehe ganz und gar und verwies auf Chriſtus, der nur deshalb von einer Jungfrau geboren ſei, um zu zeigen, daß Gott auch Menſchen hervorbringen könne, ohne geſchlechtliche Vermiſchung! Einen Jüngling der ſich ſelbſt caſtrirte, belobte er ſehr!

Athenagoras und Andre, die nicht ſo ſtrenge waren, gaben die Ehe nur wegen der Kindererzeugung zu. Clemens von Alexandrien vertheidigte zwar die Ehe und wies auf das Beiſpiel der Apoſtel hin; allein er geſtand doch zu, daß derjenige vollkommener ſei, welcher ſich der Ehe enthalte. Origenes, der ſich ſelbſt entmannte, ſein Schüler Hierax und Methodius verdammten die Ehe, und ihre Lehren fanden unter den Mönchen Egyptens großen Beifall.

Einer der heftigſten Eiferer gegen die Ehe war Quintus Septimius Florens Tertullian, Prieſter zu Karthago. Er erklärte die Ehe zwar nicht für böſe, aber doch für unrein, ſo daß ſich der Menſch derſelben ſchämen müſſe. Die zweite Ehe nannte er geradezu Ehebruch. Auf die Frage, was aber aus dem Menſchengeſchlechte werden ſolle, wenn die Ehe aufhöre: antwortete er: „Es kümmre ihn wenig, ob das Menſchengeſchlecht ausſtürbe; man müſſe wünſchen, daß die Kinder bald ſtürben, da das Ende der Welt bevorſtünde!" — Und Tertullian war ſelbſt verheirathet!

Die Lehren dieſes geachteten Kirchenlehrers waren von ſehr großem Einfluß. Die Geiſtlichen, welche dieſe Anſichten von der Verdienſtlichkeit der Enthaltſamkeit verbreiteten und anprieſen, mußten natürlich mit dem Beiſpiel vorangehen, und ſie hatten in jener Zeit auch noch die meiſten Gründe dafür, ſich der Ehe zu enthalten, denn ſie waren es hauptſächlich, welche den Verfolgungen zum Opfer fielen.

So kam es denn allmählig, daß die verheiratheten Kirchenlehrer in eine Art von Verachtung geriethen, und dieſer Umſtand war ein Beweggrund mehr für die Geiſtlichen, ſich der Ehe zu enthalten. Fanatiſche Biſchöfe wußten es bei

Digitized by Google

den ihnen untergebenen Geiſttichen mit Gewalt durchzuſetzen, daß ſie ſich nicht verheiratheten, und das Votk ſah immer mehr in dem ledigen Stande einen höhern Grad dee Heiligkeit.

Dieſe Anſicht war ſchon im fünften Jahrhnndert ziemlich allgemein, und diejenigen Geiſtlichen, welche nicht aus Ueberzeugung unverheirathet blieben, thaten es aus Scheinheiligkeit, und die verheirathet waren, wußten den Glauben zu erwecken; als lebten ſie mil ihren Frauen, wie mit Schweſtern. Fälle von Selbſtentmannung kamen ſehr häufig voe; aber deſſenungeachtet war um dieſe Zeit die Eheloſigkeit der Geiſtlichen weder allgemein, noch wurde ſie von dee Kirche geboten.

Der erſte Verſuch hierzn geſchah im vierten Jahrhundert auf dee in Spanien von neunzehn Biſchöſen abgehaltenen Synode zu Elvira (zwiſchen 305 und 309). Hier wurde es nicht allein verboten, Verheirathete als Prieſter anzuſtellen, ſondern man unterſagte auch denen, die bereits im Eheſtand lebten, den geſchlechtlichen Umgang mit ihren Weibern.

Andere Synoden ſolgten dieſem Beiſpiel. Da man nun ſehr häufig den unverheiratheten Geiſtlichen den Vorzug gab, ſo bewog dies Viele zum eheloſen Leben, und dee Scheinheiligkeit und Heuchelei waren Thür und Thor geöffnet.

Auf der erſten allgemeinen Kirchenverſammlung zu Nicäa (325) ſtellte ein ſpaniſcher Biſchof den Antrag, die Ehe der Prieſter allgemein zu unterſagen; da erhob ſich Paphnutius, Biſchof von Ober-Thebais, ein achtzigjähriger, in der größten Achtung ſtehendee, unverheiratheter Mann, und vertheidigte die Ehe mit ſolcher Wärme und überzeugend, daß ſich die Verſammlung damit begnügte, den Geiſtlichen die Beiſchläſerinnen zu verbieten. — Doch ſetbſt die Erlaubniß, ſich zu verheirathen, brachte den dazu geneigten Prieſtern wenig Nutzen, denn der Zeitgeiſt erklärte ſich einmal gegen die Ehe.

Einen unbedeutenden Einfluß auf dieſe Cölibatsſchwärmerei hatte das Mönchswesen. Den fanatiſchen Mönchen war die Ehe und jede geſchlechtliche Berührung ein Greuel, ja ſie gingen in ihrem verkehrten Eifer ſo weit, daß ſie ſogar die Frauen verfluchten und behaupteten, daß man ſie gleich einer anſteckenden Seuche oder giftigen Schlangen fliehen müſſe. Ja ſie riefen ſich, wenn ſie einander begegneten, Sentenzen, zu, welche ſie immer daran erinnern ſollten, daß das Weib zu verachten ſei, wie z. B.: „Das Weib iſt die Thorheit, welche die vernünſtigen Seelen zur Unzucht reizt,“ und dergleichen.

Was die allgemein auf das Höchſte verehrten Mönche als verwerflich bezeichneten, erſchien nun auch den Laien ſo, und wenn ſie ſich nuch nicht alle zum Mönchsleben ſtark genug fühlten, ſo ſuchten ſie ſich doch, ſelbſt in der Welt lebend, ſo viel als möglich Anſprüche auf aſcetiſche Heiligkeit zu erwerben.

Dies Streben nach Heiligkeit erzeugte heldenmüthige Entſchlüſſe, die zwar immer zu bewundern ſind, wobei man aber nur bedauern kann, daß ſo viel Seelenſtärke an eine ſo nichtige Sache verſchwendet wurde. Jünglinge und Jungfrauen ſchwärmten für die Keuſchheit. Pelagius, ſpäter Biſchof von Laodicea, bewog im Brautbette ſeine Braut zu einem enthaltſamen Leben; Andere wurden in derſelben kritiſchen Lage von ihren Bräuten dazu beredet. Einige dergleichen Beiſpiele habe ich ſchon früher angeführt.

Einzelne Secten, wie die Euſtathianer und Armenier, erklärten jetzt gradezu, daß kein Verheiratheter ſelig werden könne, und wollten von verehelichten Prieſtern weder das Abendmahl annehmen, noch ſonſt mit ihnen irgend eine Gemeinſchaft haben. Da ſie aber auch das Fleiſcheſſen für ſündlich erklärten und behaupteten, daß die Reichen, wenn ſie nicht ihrem ganzen Vermögen entſagten, nicht ſelig werden könnten, ſo wurden ihre Lehren auf einem Concil als irrthümlich verdammt.

Das weitere Umſichgreifen des Mönchsweſens erzeugte ein immer allgemeineres Vorurtheil gegen die Ehe, und die verheiratheten Prieſter bekamen einen immer ſchwierigern Stand.

Viele der Kirchenväter, deren Schriften allgemeine Verbreitung fanden, waren mit aſcetiſchen Anſichten aufgewachſen und eiferten heftig gegen die Ehe. Dies thaten Euſebius und Zeno, Biſchof von Verona, der eben erklärte, daß es der größte Ruhm der chriſtlichen Tugend ſei, die Natur mit Füßen zu treten.

Ambroſius, römiſcher Statthalter der Provinzen Ligurien und Aemilien, trat zum Chriſtenthum über und wurde acht Tage nach ſeiner Taufe zum Biſchof von Mailand geweiht. Er kannte kaum die chriſtlichen Lehren, und da er nicht hoffen konnte, ſich durch Gelehrſamkeit auszuzeichnen, ſo verſuchte er es durch ein aſcetiſches Leben.

Da es bis dahin noch für Ketzerei galt, die Ehe zu verdammen — die Apoſtel waren ja verheirathet geweſen — ſo geſtand er ihr immer noch einiges Gute zu; aber er konnte in der Anpreiſung des eheloſen Lebens kein Ende finden und hatte es beſonders darauf abgeſehen, den Jungfrauen ihre Jungfrauſchaft zu erhalten.

Maria ſtellte er ihnen beſtändig als Muſter auf und erzählte die ſeltſamſten Wunder, die Statt gefunden haben ſollten, um die Jungfrauſchaft dieſes oder jenes Mädchens zu retten. Ja er ging ſo weit, die Kinder zum Ungehorſam gegen ihre Eltern zu verführen, indem er in einem Aufruf an die Jungfrauen ſagte: „Ueberwinde erſt die Ehrfurcht gegen deine Eltern! Wenn du dein Haus überwindeſt, ſo überwindeſt du auch die Welt.“

Durch ſeine Predigten erzeugte er in Mailand eine ſolche Keuſchheitswuth unter den Mädchen, daß die Männer in Verzweiflung geriethen, und vernünſtige Eltern ihren Töchtern verbieten mußten, ſeine Predigten zu beſuchen

Sein Ruf war ſo weit verbreitet, daß man ihm aus Afrika Jungfrauen zuſandte, damit er ſie zur Keuſchheit verführe!

Auguſtin, der nach einem wilden Leben zum Chriſtenthum übertrat und endlich Biſchof von Hippo wurde, verdammte zwar die Ehe auch nicht geradezu, trug aber durch ſeine Schriften ſehr viel zur Verbreitung der Cölibatsſchwärmerei bei.

Ich kann mich auf ſeine Lehre hier weiter nicht einlaſſen und bemerke nur, daß er den unverheiratheten Sohn und die unverheirathete Tochter für weit beſſer erklärte, als die verehlichten Eltern. Er ſagte: „Die eheloſe Tochter wird im Himmel eine weit höhere Stufe einnehmen, als ihre verehlichte Mutter: ihr Verhältniß wird zu einander ſein, wie das eines leuchtenden und eines finſtern Sternes.“

Die Ehe zwiſchen Joſeph und Maria ſtellt er als das Muſter einer Ehe auf, denn ſie lebten im ehelichen Verhältniß, hatten ſich aber gegenſeitig Enthaltſamkeit gelobt. Früher ſei die Ehe nothwendig geweſen, um das Volk Gottes fortzupflanzen, jetzt aber, da das Chriſtenthum bereits verbreitet ſei, müſſe man auch diejenigen, welche ſich Kinder zeugen wollten, zur Enthaltſamkeit ermahnen.

Man müſſe wünſchen, daß Alles ehelos bleibe, damit die Stadt Gottes eher voll und das Ende der Welt beſchleunigt würde. Uebrigens forderte Auguſtin von den Geiſtlichen nicht durchaus Eheloſigkeit.

Von dem allergrößten Einfluß auf den Cölibat und auf das Mönchsleben war der uns ſchon bekannte Hieronymus. Er hatte ſelbſt aus Erfahrung die Macht des Geſchlechtstriebes kennen gelernt und ſchildert ſeine Kämpfe zu lebhaft, daß es Grauen erregt: „Ich, ſchreibt er an Euſtochium, der ich mich aus Furcht vor der Hölle ſelbſt zu ſolchem Gefängniß verdammte, der ich mich nur in der Geſellſchaft von Scorpionen und wilden Thieren befand, befand mich doch oft in den Chören von Mädchen. Das Geſicht war blaß vom Faſten, und doch glühte der Geiſt von Begierden im kalten Körper, und in dem vor dem Menſchen ſchon erſtorbenen Fleiſche loderte das Feuer der Wolluſt. Von aller Hülfe entblößt, warf ich mich zu den Füßen Jeſu, benetzte ſie mit meinen Thränen, trocknete ſie mit meinen Haaren, und das widerſpenſtige Fleiſch unterjochte ich durch wochenlanges Hungern.“

Beſonders eifrig bemüht war auch Hieronymus, die Frauen für das enthaltſame Leben zu gewinnen. Dies gelang ihm vortrefflich, denn durch ſeinen Umgang mit den vornehmen Römerinnen hatte er ſich eine ſehr genaue Kenntniß des weiblichen Herzens und ſeiner ſchwachen Seiten verſchafft.

Eine Stelle in ſeinen Briefen zeigt dies ſchon deutlich und beweiſt zugleich, daß die Weiber vor tauſend Jahren nicht anders waren, als ſie es heut zu Tage ſind. Er ſchreibt nämlich an ein junges Mädchen, welchem der Aufenthalt im Hauſe der Mutter zu enge wird:

„Was willſt du, ein Mädchen von geſundem Körper, zart, wohlbeleibt, rothwangig, vom Genuſſe des Fleiſches und Weins und vom Gebrauch der Bäder aufgeregt, bei Ehemännern und Jünglingen machen? Thuſt du auch das nicht, was man von dir verlangt, ſo iſt es doch ſchon ein ſchimpfliches Zeugniß für dich, wenn ſolche Dinge von dir verlangt werden.

„Ein wollüſtiges Gemüth verfolgt unanſtändige Dinge deſto brennender, und von dem, was nicht erlaubt iſt, macht man ſich deſto lockendere Vorſtellungen.

„Selbſt dein ſchlechtes und braunes Kleid giebt ein Kennzeichen deiner verborgenen Gemüthsart ab, wenn es keine Falten hat, wenn es auf der Erde fortgeſchleppt wird, damit du größer zu ſein ſcheineſt; wenn es mit Fleiß irgendwo aufgetrennt iſt, damit ſich etwas vom Innern zeige, damit zugleich das Garſtige bedeckt werde und das Schöne in die Augen falle. Auch ziehen deine ſchwärzlichen und glänzenden Hoſen, wenn du gehſt, durch ihr Rauſchen die Jünglinge an ſich.

„Deine Brüſte werden durch Binden zuſammengepreßt, und der verengte Buſen wird durch den Gürtel in die Höhe getrieben. Die Haare ſenken ſich ſanft entweder auf die Stirne, oder auf die Ohren herab. Das Mäntelchen fällt zuweilen nieder, um die weißen Schultern zu entblößen, und dann bedeckt ſie wieder eilends, als wenn es nicht geſehen werden ſollte, dasjenige, was ſie mit Willen aufgedeckt hatte.“

Um die Mädchen zu verführen, Jeſum zum Bräutigam zu erwählen, gebrauchte er oft ſehr ſeltſame Mittel, indem er dieſes zarte Verhältniß höchſt üppig und unzart ſchilderte. So ſchreibt er z. B. an Euſtochium: „Es iſt der menſchlichen Seele ſchwer, gar nichts zu lieben! etwas muß geliebt werden. Seufze daher und ſprich in deinem Bette: des Nachts ſuche ich denjenigen, den meine Seele liebt. Dein Bräutigam muß in deinem Schlafgemach nur mit dir ſcherzen. Bitte, ſprich zu deinem Bräutigam, und er wird mit dir ſprechen. Und hat dich der Schlaf überfallen, ſo wird er durch die Wand kommen, ſeine Hand durch das Loch ſtecken und deinen Bauch berühren.“

Die keuſche Eheloſigkeit erſchien Hieronymus als das Höchſte, und von der Ehe weiß er nur das zu rühmen, — daß aus ihr Mönche und Nonnen erzeugt würden!

In ſehr heftigen Streit gerieth er mit Jovian, welcher die Ehe vertheidigte. Er bekämpfte die Lehren deſſelben mit großer Gewandheit, wenn uns auch die beigebrachten Argumente ſehr häufig ein Lächeln ablocken.

In einer ſeiner Streitſchriften führt er den Jovian redend ein. Er läßt ihn fragen, wozu Gott die Zeugungsglieder geſchaffen und warum er die Sehnſucht nach Vereinigung in den Menſchen gelegt habe? Darauf antwortet Hieronymus, daß dieſe Körpertheile geſchaffen wären, um den Flüſſigkeiten, mit denen die Gefäße des Körpers bewäſſert ſind, Abgang zu verſchaffen!

„Auf das aber, fährt er fort, daß die Geſchlechtsorgane ſelbſt, der Bau der Zeugungstheile, die Verſchiedenheit

Digitized by Google

zwiſchen Mann und Weib, und die Gebärmutter, welche geeignet iſt zur Empfängniß und Ernährung der Frucht, einen Geſchlechtsunterſchied zeigen, will ich in Kürze antworten.

„Wir ſollen wohl deshalb nie aufhören der Wolluſt zu fröhnen, damit wir nie vergebens dieſe Glieder mit uns herumtragen? Warum ſoll wohl da die Wittwe ehelos bleiben, wenn wir blos dazu geboren ſind, nach Weiſe des Viehes zu leben? Was brächte es mir denn für Schaden, wenn ein Anderer meine Frau beſchläft? — — Was will da der Apoſtel, daß er zur Keuſchheit auffordert, wenn ſie gegen die Natur iſt? Was der Herr, der verſchiedene Arten der Eunuchen angiebt? Gewiß verdient es der Apoſtel, der uns zu ſeiner Keuſchheit auffordert, zu hören: warum trägſt du dein Schamglied mit dir herum? Warum unterſcheideſt du dich von dem Geſchlecht der Weiber durch Bart, Haare und durch andere Beſchaffenheit der Glieder? u. ſ. w. Laßt uns Chriſtum nachahmen, der ſich der Zeugungsglieder nicht bediente und ſie doch hatte.“

Die Art und Weiſe, wie St. Hieronymus die Ehe bekämpfte, fand indeſſen wenig Beifall, wenn auch ſehr Viele mit ihm in der Hauptſache übereinſtimmten, und er ſah ſich genöthigt, ſich deshalb zu vertheidigen.

„In Streitſchriften, ſagte er, habe man mehr Freiheit, als im Lehrvortrage, und könne ſich in ihnen ſelbſt eine Art von Verſtellung bedienen, um ſeinen Feind deſto gewiſſer zu Boden zu ſtürzen.“

So ſchreibt er gegen einen Mönch, der ihn in den Verdacht bringen wollte, als ob er die Ehe überhaupt verdammen wolle, ganz in der alten Art und ſchließt: „Weg mit dem Epikur, weg mit dem Ariſtippus! Sind die Sauhirten nicht mehr da, dann wird auch die trächtige Sau nicht mehr grunzen. Will er nicht gegen mich ſchreiben, ſo vernehme er mein Geſchrei über ſo viele Länder, Meere und Völker hinweg: ich verdamme nicht das Heirathen, ich verdamme nicht das Heirathen! Ich will, daß Jeder, welcher etwa wegen nächtlicher Beſorgniſſe nicht allein liegen kann, ſich ein Weib nehme.“

Ich habe beim erſten Kapitel angegeben, wie ſich die Republik der chriſtlichen Gemeinde allmählich in eine Deſpotie verwandelte. Dieſe Veränderung in Verbindung mit dem mächtigen Einfluß des Mönchswesens wirkte für die Prieſterehe ſehr nachtheilig. Ihre Gegner traten immer entſchiedener auf und, von der öffentlichen Meinung unterſtützt, folgten immer mehr Concilien dem Beiſpiele des von Elvira.

Ein allgemeines Verbot der Prieſterehe war indeſſen bis zum Ende des vierten Jahrhunderts noch nicht gegeben worden; aber deſſenungeachtet verdankte ſie ihr Fortbeſtehen weniger der Anerkenntniß ihrer Rechtmäßigkeit, als vielmehr einer theils auf beſonderen Anſichten, theils auf dem Gefühl der Unausführbarkeit der ſtrengen Grundſätze gegründeten Nachſicht von Seiten der Biſchöfe; während fortdauernd das Beſtreben dahin gerichtet war, ihr völlig ein Ende machen.*)

Einen ſehr bedeutenden Antheil an der Unterdrückung der Prieſterehe von Seiten der Machthaber der Kirche hatten der Geiz und die Geldgier derſelben. War es den Prieſtern erlaubt zu heirathen, ſo fiel auch ihre Verlaſſenſchaft an ihre rechtmäßigen Kinder, und Alles, was mit Liſt und Betrug zuſammengeſcharrt war, ging der Kirche verloren.

Da ich keine Geſchichte der Kämpfe um die Prieſterehe ſchreiben, ſondern mehr das Verderbliche des Cölibats zeigen will, nun auch dargethan habe, wie die Idee von der Verdienſtlichkeit der Eheloſigkeit unter den Chriſten Eingang gewann, ſo kann ich mich in Bezug auf den erſten Punkt um ſo kürzer faſſen, als ich im Verfolg des zweiten noch häufig genöthigt ſein werde, auf jene Kämpfe zurück zu kommen.

Die griechiſche Kirche hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß ein ſo unnatürliches Geſetz wie der Cölibat ohne die größten Nachtheile nicht durchzuführen ſei, und auf einer unter Juſtinian 2. im kaiſerlichen Palaſt Trullus gehaltenen Synode (692) wurde beſchloſſen, daß die Geiſtlichen nach wie vor heirathen und mit ihren Weibern leben könnten. Dieſer vernünftige Beſchluß behielt in der griechiſchen Kirche bis auf den heutigen Tag ſeine Geltung.

Dieſe trulliſche Synode begnügte ſich aber nicht allein damit, die Prieſterehe ſtillſchweigend zu geſtatten, wie es die von Nicäa that, denn dies würde am Ende wenig geholfen haben, ſondern ſie verordnete: daß ein Jeder, der es wagte, den Prieſtern und Diaconen nach ihrer Ordination die eheliche Gemeinſchaft mit ihren Weibern zu unterſagen, abgeſetzt werden ſollte. Ferner, daß diejenigen, welche ordinirt werden und unter dem Vorwande der Frömmigkeit nun ihre Weiber fortſchicken, excommunicirt werden ſollten.

Die Päpſte Conſtantin und Hadrian 1. waren vernünftig genug, dieſen Beſchluß der trulliſchen Synode zu billigen, und Papſt Hadrian 2. (867—871) war ſelbſt verheirathet. Noch am Anfang des 11. Jahrhunderts kann man es als Regel annehmen, daß überall der beſſere Theil der Geiſtlichen in einer rechtmäßigen Ehe, oder doch wenigſtens in einem Verhältniß lebte, welches der Ehe gleichgeachtet wurde.

Die Päpſte Victor 2., Stephan 9. und Nicolaus 2. ſetzten jedoch die Verſuche fort, die Prieſterehe abzuſchaffen; aber der Hauptfeind derſelben war Gregor 7. Er verbot ſie geradezu und allgemein und zwang die ſchon verheiratheten Prieſter mit Gewalt, ihre Weiber zu verlaſſen.

Der Kampf der Geiſtlichen um ihre Rechte als Men-

*) Die Einführung der erzwungenen Eheloſigkeit bei den chriſtlichen Geiſtlichen und ihre Folgen. Ein Beitrag zur Kirchengeſchichte von Dr. Johann Anton Theiner und Auguſtin Theiner. Dies vortreffliche Werk iſt zugleich das ausführlichſte, welches wir über dieſen Gegenſtand beſitzen.

Digitized by Google

ſchen dauerte zwei Jahrhunderte. Endlich unterlagen ſie; aber dieſer Sieg brachte der römiſchen Kirche keinen Segen. Die traurigen Folgen des Cölibats riefen, wie ich ſchon im Eingange bemerkte, die Reformation hervor. Abee ſelbſt dieſe vermochte es nicht, den Starrſinn der Päpſte zu brechen. Die Fürſten drangen bei der trientiner Kirchenverſammlung auf Abſchaffung des Cölibats, welches als die Wurzel alles Uebels betrachtet wurde; aber vergebens. Der Cölibat wurde von dieſem Concil beſtätigt, und ſeine Beſchlüſſe gelten noch bis heute.*)

Das Vorurtheil von der Verdienſtlichkeit der Selbſtquälerei, und der Vorzug, welchen fanatiſche Biſchöfe den unbeweibten Geiſtlichen gaben, bewogen viele von dieſen zum eheloſen Leben, wenn auch ihre Neigungen durchaus nicht damit übereinſtimmten.

Sie wußten es ſchon anzuſtellen, daß ſie den Schein der Heiligkeit bewahrten, dabei aber doch dem brüllenden Fleiſchesteufel im Geheimen opferten. Sehr günſtig dafür war die ſeltſame Sitte, daß unverheirathete Geiſtliche oder Laien Jungfrauen zu ſich in's Haus nahmen, welche gleichfalls Keuſchheit gelobt hatten.

Dieſe Jungfrauen nannte man mit ſehr verſchiedenen Namen, am häufigſten Agapetinnen, oder Liebesſchweſtern. Mit dieſer lebten die Geiſtlichen „in geiſtiger Vertraulichkeit und platoniſcher Liebe." Sie waren fortwährend mit ihnen beiſammen und ſchliefen ſogar meiſtens mit ihnen in einem Bette, behaupteten aber, daß ſie — eben nur mit einander ſchliefen.

Dies zu glauben, — nun dazu gehört eben Glauben! Von Einigen weiß man es mit Beſtimmtheit, daß ſie mitten in den Flammen der Wolluſt unverletzt blieben. Der heilige Adhelm legte ſich zu einem ſchönen Mädchen, die ſich alle Mühe gab, das geiſtliche Fleiſch rebelliſch zu machen. Der Heilige benahm ſich aber wie die drei Männer im feurigen Ofen und bannte den Unzuchtsteufel durch fortwährendes Pſalmenſingen.

Ich kannte einen zwanzigjährigen Dragoner-Fähndrich, dem dies Kunſtſtück ohne Pſalmenſingen gelang. Wahrſcheinlich ging es ihm und St. Adhelm wie jenem Abt in Baden, von dem uns Hämmerlin, Canonicus zu Zürich und Propſt zu Solothurn (ſtarb 1460), erzählt, der ſich zur Geſellſchaft zwei hübſche Dirnen holen ließ und, als ſie nun da waren, höchſt ärgerlich ausrief: „Die verfluchten Verſuchungen, gerade jetzt bleiben ſie aus!"

Das faule Leben, welches die Pfaffen führten, und die ascetiſchen Uebungen, welche ſie mit ſich vornahmen, waren der Keuſchheit nichts weniger als günſtig. Von den geachtetſten und würdigſten Kirchenlehrern aus den erſten Jahrhunderten, denen es mit Beſiegung des Geſchlechtstriebes vollkommen Ernſt war, wiſſen wir, wie viel ihnen derſelbe zu ſchaffen machte, und welche Kämpfe ſie beſtanden, um ihn zu beſiegen.

Baſilius hatte ſich in eine reizende Einöde zurückgezogen; aber er geſtand, daß er wohl dem Getümmel der Welt, nicht aber ſich ſelbſt entfliehen könne. „Was ich nun in dieſer Einſamkeit Tag und Nacht thue," ſchreibt er an einen Freund, „ſchäme ich mich faſt zu ſagen; — — indem ich die inwohnenden Leidenſchaften mit mir herumtrage, bin ich überall gleicherweiſe im Gedränge. Deshalb bin ich durch dieſe Einſamkeit im Ganzen nicht viel gefördert worden."

Gregor von Nazianz behandelte ſeinen Körper auf die härteſte Weiſe, aber deſſenungeachtet klagt er über die unaufhörlichen Reizungen zur Wolluſt, über die Anfälle des Teufels und ſeine eigene Schwäche. Er droht ſeinem rebelliſchen Fleiſche, es durch Schmerzen aller Art ſo zu entkräften, daß es ohnmächtiger als ein Leichnam werden ſolle, wenn es nicht aufhören würde, ſeine Seele zu beunruhigen. Aber gerade ſeine Kaſteiungen machten ihn ſo entzündbar, daß er einſt, als ein Verwandter mit einigen Frauen in die Nähe ſeiner Wohnung zog, aus dieſer flüchtete, um nur ſeine Keuſchheit zu retten!

Aehnliche Beiſpiele haben wir ſchon im zweiten Kapitel kennen gelernt. Alle dieſe heiligen Männer ſind entzündbar wie Streichhölzchen und gleichen jenem würdigen Prieſter aus dem Gebiete von Nürſia, welcher gewiſſenhaft und ſtandhaft genug war, ſeine Frau nach ſeiner Ordination wie einen Feind zu fliehen. Als er hochbetagt war, erkrankte er an einem Fieber und war im Begriff ſein Leben zu enden, als ſeine Frau ſich liebevoll über ihn beugte, um zu lauſchen, ob er noch athme. Da raffte der Sterbende ſeine letzten Lebenskräfte zuſammen und rief: Fort, fort, liebes Weib, thu' das Stroh hinweg, noch lebt das Feuer!

Climacus wußte ebenfalls aus Erfahrung, daß der Fleiſchesteufel der am ſchwerſten zu beſiegen iſt. Er ſagte: „Wer ſein Fleiſch überwunden hat, hat die Natur überwunden, — iſt über die Natur, iſt ein Engel. — Ich kann mit David ſagen, daß ich in mir den Gottloſen wahrgenommen, der durch ſeine Wuth meine Seele ängſtete — durch Faſten und Abtödtung verlor er ſeine Hitze, und da ich ihn wieder ſuchte, fand ich kein Merkmal ſeiner Gewalt mehr in mir." Warum er ihn aber wieder ſuchte, das hat der fromme Mann vergeſſen anzugeben.

Der heilige Bernhard war ebenfalls ehrlich genug, die Macht dieſes „Gottloſen" anzuerkennen: „Dieſen Feind

*) Schon mehrmals mußte ich in dieſem Werkchen die Leſer daran erinnern, daß ich nur flüchtige Skizzen ſchreiben will; hier ſehe ich mich abermals zu dieſer Bemerkung gezwungen. Der Stoff iſt ſo mannigfaltig und in ſo ungeheurer Maſſe vorhanden, daß es ſehr ſchwierig und mühſam iſt, ſich hindurchzuarbeiten, und noch ſchwieriger, in der Kürze eine überſichtliche Schilderung der verderblichen Folgen des Cölibats und der Sittenloſigkeit der Geiſtlichen überhaupt zu geben. Wer ſich genauer darüber unterrichten will, der leſe das oben genannte Werk von Theiner. Es macht alle andern entbehrlich und befriedigt alle Wünſche.

können wir weder fliehen, noch in die Flucht ſchlagen, wenn gleich Hieronymus die Flucht vor dem Weibe anräth, als der Pforte des Teufels, der Straße des Laſters, — der Mann iſt eine Stoppel, näher er ſich, ſo brennt er!“

Was manche Heilige für wunderliche Dinge vornuhmen, um die verzehrende Liebesgluth zu erſticken, haben wir ſchon früher geſehen. Der heilige Abt Wilhelm legte ſich auf ein Bette von — glühenden Kohlen und lud ſeine Verführerin ein, ſich zu ihm zu legen! Ja, dieſer Heilige ließ das Grab ſeiner verſtorbenen Geliebten öffnen, weil er das Andenken an ſie nicht ausrotten konnte, und nahm ihren faulenden Körper mit in ſeine Zelle, um ihn ſich als Stärkungsmittel unter die Naſe zu halten, wenn ihn der Fleiſchesteufel kitzelte.

Solche Kämpfe hatten alſo ſogar Heilige zu beſtehen, und geſtanden ihre Schwachheit ein; aber wie wenige Heilige giebt es unter den Geiſtlichen! Die meiſten von ihnen gleichen wohl dem heiligen Auguſtin, Biſchof von Hippo, der bekannte, daß er einſt Gott gebeten habe: er möge ihm die Gabe der Keuſchheit verleihen, aber nicht ſogleich, indem er wolle, daß ſeine wollüſtigen Triebe erſt geſättigt werden möchten. Dann iſt die Keuſchheit freilich keine Kunſt mehr!

So ſtark nun auch der Glaube in der erſten Zeit des Chriſtenthums war, ſo hieß es ihm doch etwas zuviel zumuthen, nichts Böſes zu denken, wenn ein junger Mann und ein junges Mädchen in Einem Bette ſchliefen, und viele vernünftige Kirchenlehrer trachteten darnach, dies anſtößige und verdächtige Zuſammenleben zu bekämpfen.

Dies that unter Andern ſchon der heilige Chryſoſtomus. Er ſchrieb: „Ich preiſe glücklich diejenigen, welche mit Jungfrauen zuſammen wohnen und keinen Schaden nehmen, und wünſchte ſelbſt, daß ich ſolche Stärke hätte: auch will ich glauben, daß es möglich ſei, ſolche zu finden. Aber ich wünſche auch, daß die, welche mich tadeln, mich überzeugen könnten, daß ein junger Mann, welcher mit einer Jungfrau zuſammenwohnt, ſich an ihrer Seite befindet, mit ihr an einem Tiſche ſpeiſt, ſich mit ihr den ganzen Tag unterhält, mit ihr, um ein anderes zu verſchweigen, lächelt, ſcherzt, ſchmeichelnde u. liebkoſende Worte wechſelt, von Begierden fern gehalten werden könne. — — Ich habe vernommen, daß Viele zu Steinen und Statuen Neigung empfunden haben. Vermag aber ſo viel ein Kunſtwerk, was muß da erſt vermögen ein zarter, lebender Körper?“

Jedenfalls mußte ſolches Zuſammenleben den Weltkindern Stoff zum Spott und zur Verdächtigung geben, und wenn man einen Pfaffen angreifen wollte, ſo griff man ihn immer zuerſt bei ſeiner Liebesſchweſter an. Viele Jungfrauen beſtanden zwar auf Unterſuchung ihrer Jungfrauſchaft durch Hebammen; aber der heilige Cyprian meinte mit Recht: „Augen und Hände der Hebammen können auch getäuſcht werden.“

Am ſicherſten war es freilich, wenn der Geiſtliche den Beweis ſeiner Unſchuld führen konnte, wie der Patriarch Acacius, der von der Kirchenverſammlung zu Seleucia (489) der Unzucht beſchuldigt wurde. Er hob ſeine Kutte auf und zeigte den ehrwürdigen Vätern durch den Augenſchein, daß Unzucht bei ihm ein Ding der Unmöglichkeit ſei.

Schon Tertullian ſpricht von der oftmals vorgekommenen Schwangerſchaft ſolcher Jungfrauen und von den verbrecheriſchen Mitteln, welche ſie anwandten, dieſelbe zu verheimlichen; denn damals konnten ſie ſich noch nicht damit entſchuldigen, daß ſie einen Papſt gebähren würden, wie es ſpäter oftmals vorkam, als die Lehre geltend gemacht wurde, daß der Vater der Päpſte der — heilige Geiſt ſei!

Die Synode von Elvira fand es auch ſchon für nöthig, ihr Augenmerk auf dieſe „platoniſchen“ Bündniſſe zu richten, und verordnete, daß Biſchöfe und Geiſtliche nur Schweſtern oder Töchter (aus früherer Ehe erzeugte) bei ſich haben ſollten, welche das Gelübde der Keuſchheit geleiſtet hatten. Aber in den Verordnungen des Erzbiſchofs Egbert von York (um 750) finden wir Strafen feſtgeſetzt für Biſchöfe und Diaconen, welche mit Mutter, Schweſter u. ſ. w. ja mit vierfüßigen Thieren Unzucht treiben! Ein Beweis, daß ſolche Vergehungen vorkamen.

Später ſuchte man dem Uebel dadurch zu ſteuern, daß man das Alter, welches die Liebesſchweſtern haben mußten, ſehr hoch anſetzte. Schon Theodoſius 2. ſah ſich genöthigt, zu beſtimmen, daß die im Dienſte der Kirche ſtehenden Diaconiſſinnen über ſechszig Jahre alt ſein müßten, da es vorgekommen war, daß ein Diacon eine vornehme Frau in einer Kirche von Konſtantinopel geſchändet hatte.

Dieſes Alter ſchützte jedoch nicht gegen die Unzucht, denn Sachverſtändige werden wiſſen, daß das von den Wellen der Wolluſt umhergeſchleuderte Schiff von Fleiſch und Bein, welches wir Menſch nennen, „nur einen Hafen für den Sturm ſucht.“

Ein ungenannter Biſchof, der gegen die Unzucht der Geiſtlichen eiferte, kannte die Natur der Pfaffenſpatzen — ſo nannte man ſpäter die Franziskaner zum Unterſchied von den Dominikanern, die Schwalben hießen — indem er ſchrieb: „Auch nicht ein altes noch häßliches Frauenzimmer ſollen die Geiſtlichen in ihr Haus nehmen, weil man da, wo man vor Verdacht ſicher iſt, am ſchnellſten ſündige, auch die Luſt ſich nicht an das Häßliche kehre, indem der Teufel ihr das hübſch mache, was abſcheulich iſt.“

Den Beweis, wie früh ſich ſchon die verderblichen Folgen des Vorurtheils gegen die Prieſterehe zeigten, liefern die Beſchlüſſe der erſten Concilien. Das zu Elvira ſah ſich ſchon genöthigt, Strafen feſtzuſetzen gegen unzüchtige Geiſtliche. „Wenn ein im Amte befindlicher Biſchof, Prieſter oder Diacon,“ heißt einer ihrer Beſchlüſſe, „erfunden worden iſt, daß er Unzucht getrieben habe, ſo ſoll er auch am Ende des Lebens nicht zur Communion gelaſſen werden.“

Das Concil zu Neu-Cäſarea beſtimmte, daß ein ſolcher Geiſtlicher abgeſetzt werden und Buße thun ſolle. Ja,

Digitized by Google

dieſe Beſchlüſſe eben auch ſchon von Knabenſchändung und Sodomiterei mit Thieren.

Doch was nützen alle ſtrengen Strafbeſtimmungen, wenn ſie gegen eine Sache gerichtet ſind, welche der Natur durchaus entgegen iſt; ſie können höchſtens bewirken, daß ſich die mit der Strafe Bedrohten mehr Mühe geben, ihre Handlungen zu verheimlichen, und ſchon die hier genannten Kirchenverſammlungen reden von Frauen der Geiſtlichen, die ihre im Ehebruch erzeugten Kinder umbrachten.

Gar viele Geiſtliche, die ſich nach ihrer Ordination nicht von ihren Frauen trennen wollten, gelobten daher, ſich ihrer zu enthalten. Aber der heilige Bernhardt ſagt: „Eine Frau haben und mit dieſer nicht ſündigen, iſt mehr als Todte erwecken." — Wie oft wurde dieſes Gelübde nicht gebrochen! und wie oft wurde es nicht eben zu dieſem Zwecke geleiſtet. War ein Geiſtlicher gewiſſenhaft, ſo hatte er den größten Schaden davon, denn die mit der Enthaltſamkeit ihres Mannes unzufriedene Frau ſuchte ſich einen Stellvertreter, und zeigten ſich Folgen dieſes Umganges, dann kam der unſchuldige Mann in Verdacht, ſein Gelübde gebrochen zu haben.

Daß die Frauen der Geiſtlichen ſich gar häufig auf ſolche Weiſe und manchmal ſelbſt mit der Erlaubniß oder mit Wiſſen ihrer Männer entſchädigten, beweiſen abermals die Beſtimmungen des ſchon oft genannten Concils von Elvira. Eine derſelben lautet: „Wenn die Frau eines Geiſtlichen hurt, und ihr Mann dies weiß und ſie nicht ſogleich verſtößt, ſo ſoll er auch nicht am Ende des Lebens die Communion empfangen."

Doch nicht allein die Ehe der Geiſtlichen, ja ſogar die der Laien wurde von der Kirche auf das Sorgfältigſte überwacht. Ich finde augenblicklich dafür keinen früheren Beweis, als in dem Buch von den Kirchenſtrafen, welches Regino, Abt von Prüm, im Jahre 909 auf Befehl des Erzbiſchofs Rathbod von Trier ſchrieb.

Dort heißt es: „Der Verehelichte, der ſich 40 Tage vor Oſtern und Pfingſten oder Weihnachten, an jeder Sonntagsnacht, am Mittwoche und Freitage, von der ſichtbaren Empfängniß bis zur Geburt des Kindes von der Frau nicht enthält, muß, wenn ein Sohn geboren wird, 20 Tage, wenn eine Tochter geboren wird, 40 Tage Buße thun. Wer in der Quadrageſima (der vierzigtägigen Faſtenzeit) vor Oſtern ſeiner Frau beiwohnt, muß ein Jahr Buße thun, oder 16 Solidos an die Kirche bezahlen oder unter die Armen vertheilen. Thut er es in der Beſoffenheit u. zufällig, ſo darf er nur 40 Tage Buße thun. Jeder muß ſich vor Empfang des Abendmahls der Frau 7, 5 oder 3 Tage enthalten."

Die chriſtliche Kirche verdankt das große Licht St. Iſo in St. Gallen nur dem Umſtande, daß er von ſeinen vornehmen Eltern — in der Oſternacht gezeugt wurde, welche darüber Gewiſſensſcrupel hatten und ihn der Kirche widmeten.

Schon früher bemerkte ich, daß der Eigennutz der Biſchöfe großen Antheil an der Verdammung der Prieſterehe hätte. Bekam ein verheiratheter Prieſter keine Kinder, — nun dann ſah man durch die Finger. Die Folge davon war, daß ſie die Schwangerſchaft ihrer Weiber entweder zu verhindern ſuchten, wie Onan, oder daß ſie zu gefährlichern Mitteln ihre Zuflucht nahmen.

Den Beweis dafür, wie es der Kirche ganz hauptſächlich darum zu thun war, daß die Geiſtlichen keine Kinder bekämen, die ſie beerben könnten, liefert ein Concilium, welches Erzbiſchof Johann von Tours im Jahre 1278 in London hielt.

Hier heißt es in einer der Verordnungen: „Da die Fleiſchesluſt den Klerikalſtand vielfältig entehrt, beſonders wenn es bis zum Kinderzeugen kommt, ſo verordnen wir, daß die Kleriker, beſonders die in den heiligen Weihen befindlichen, ſich nicht unterſtehen, ihren im geiſtlichen Stande erzeugten Söhnen und ihren Concubinen etwas teſtamentariſch zu vermachen. Solche Vermächtniſſe ſollen der Kirche des Teſtators zufallen."

Das Leben der Geiſtlichen in den erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Kirche lernen wir ſehr genau aus den Schriften der Kirchenväter kennen, welche ſich bemühten, die unter denſelben herrſchende Verderbniß zu bekämpfen. Es erſcheint oft unglaublich, daß die vortreffliche Religion Jeſu zu ſo abſcheulichen Laſtern führen konnte, wie ſie uns in dieſen Schriften berichtet werden. Daß die Geiſtlichen ſich für das Verbot der Ehe auf andere Weiſe zu entſchädigen ſuchten — nun das iſt menſchlich und an und für ſich nicht böſe. Bei ſolchen Vergehungen muß man nicht den ſchwachen Menſchen, ſondern das naturwidrige Verbot verdammen, welches zur Verletzung der Sittengeſetze zwingt; aber anders iſt es mit den von den Biſchöfen begangenen Schändlichkeiten und Verbrechen, die in dem Geiz, der Herrſchſucht und andern böſen Leidenſchaften ihre Urſache haben.

Baſilius ſchreibt an Euſebius, Biſchof von Samoſata: „Nur an die allernichtswürdigſten Menſchen iſt jetzt die biſchöfliche Würde gekommen," und in einem Briefe, welchen er und zwei und dreißig andere Biſchöfe an ſämmtliche Biſchöfe Galliens und Italiens richtete, ſchildert er den ſchmachvollen Zuſtand der Kirche mit großer Wehmuth: „Die Schlechtigkeit der Biſchöfe und Kirchenvorſteher, heißt es dort, ſei ſo groß, daß die Bewohner vieler Städte keine Kirchen mehr beſuchten, ſondern mit Weib und Kindern außerhalb der Mauern der Städte unter freiem Himmel für ſich Gebete verrichteten."

Gregor von Nazianz, Chryſoſtomus, Cyrill von Jeruſalem u. ſ. w. können nicht grell genug die Sittenverderbniß der Geiſtlichen ſchildern. Dieſe hatten es damit ſo weit gebracht, daß man die Unzucht als förmlich zum Pfaffen gehörig betrachtete und nicht mehr für ein Verbrechen hielt! — Die afrikaniſchen Synoden ſahen ſich gezwungen, zu verordnen, daß kein Geiſtlicher allein zu einer Jungfrau oder einer Wittwe gehen ſolle!

Digitized by Google

Am lebhafteſten ſchildert die Geiſtlichen und den Sittenverfall in der damaligen Zeit der ſchon oft genannte heilige Hieronymus. Er ſchreibt in einem Briefe an Euſtachium: „Sieh die meiſten Wittwen, die doch verehelicht waren, ihr unglückliches Gewiſſen unter dem erlogenen Gewande verbergen. Wenn ſie nicht der ſchwangere Bauch oder das Geſchrei der Kinder verräth, ſo gehen ſie mit emporgeſtrecktem Halſe und hüpfendem Gange einher. — Andere aber wiſſen ſich unfruchtbar zu machen und morden den noch nicht gebornen Menſch. Fühlen ſie ſich von ihrer Ruchloſigkeit ſchwanger, ſo treiben ſie die Frucht durch Gift ab. Oft ſterben ſie mit daran, und dreifachen Verbrechens ſchuldig gelangen ſie in die Unterwelt, als Selbſtmörderinnen, als Ehebrecherinnen an Chriſtus, als Mörderinnen des noch nicht gebornen Sohnes. Ich ſchäme mich, es zu ſagen, o, der Abſcheulichkeit! es iſt traurig, aber doch wahr.

„Woher brach die Peſt der Agapetinnen in unſere Kirchen herein? Woher ein anderer Name der Eheweiber ohne Ehe? Ja, woher das neue Geſchlecht der Concubinen? Ich will mehr ſagen: woher die Huren eines Mannes! Ein Haus, ein Schlafgemach, und oft ein Bett umfaßt ſie, und nennen uns argwöhniſche Leute, wenn wir etwas Arges vermuthen.“ —

Und weiter in demſelben Briefe: „Es giebt Andere, ich rede von Leuten meines Standes, welche ſich deshalb um das Presbyterat und Diaconat bewerben, um die Weiber deſto freier ſehen zu können. Ihre ganze Sorgfalt geht auf ihre Kleider, auf daß ſie gut riechen, und die Füße unter einer weiten Haut nicht aufſchwellen. Die Haare werden rund gekräuſelt, die Finger ſchimmern von Ringen, und damit ihre Fußſohlen kein feuchter Weg benetze, berühren ſie ihn kaum mit der Spitze. Wenn Du ſolche ſiehſt, ſollteſt Du ſie eher für Verlobte, als für Geiſtliche halten. Einige bemühen ſich ihr ganzes Leben hindurch nur darum, die Namen, Häuſer und Sitten der Matronen kennen zu lernen. Einen von ihnen, den vornehmſten in dieſer Kunſt, will ich kurz beſchreiben, damit Du deſto leichter am Lehrer die Schüler erkennſt.

„Er ſteht eilfertig mit der Sonne auf, entwirft die Ordnung ſeiner Beſuche, ſieht ſich nach einem kürzeren Wege um, und der überläſtige Alte geht beinahe bis in die Kammern der Schlafenden. Wenn er ein zierliches Kiſſen, oder Tuch, oder ſonſt etwas von Hausrath ſieht, ſo lobt, bewundert und berührt er es; indem er klagt, daß es ihm fehle, preßt er es mehr ab, als daß er es verlangte, weil ſich eine jede Frau fürchtet, den Stadtfuhrmann zu beleidigen. Ihm ſind Keuſchheit und Faſten zuwider; eine Mahlzeit billigt er nach ihrem feinen Geruche und nach einem gemäſteten jungen Kraniche. Er hat ein barbariſches und freches Maul, das immer zu Schmähworten gewaffnet iſt. Du magſt dich hinwenden, wohin du willſt, ſo fällt er dir zuerſt in die Augen.“ — Solcher geiſtlichen „Kiſelacks“ giebt es auch noch heutzutage, und ich könnte dem wackern Hieronymus mehre nennen, die zu ſeinem Portrait vortrefflich paſſen würden. — Dergleichen Schilderungen erweckten dem Hieronymus natürlich viele Feinde, die ſich damit rächten, daß ſie ihn verläſterten. Viele Noth hatte er mit einem Diacon, Namens Sabinian. Dieſer hatte eine Wallfahrt zu allen liederlichen Häuſern Italiens unternommen und nebenbei eine Menge Jungfrauen genothzüchtigt und Ehefrauen verführt, von denen mehre wegen dieſer Verbrechen öffentlich hingerichtet wurden. Endlich verführte er auch die Frau eines vornehmen Gothen, der dieſen Schimpf entdeckte, echt gothiſch darüber ergrimmte und den liederlichen Himmelsfähndrich auf Tod und Leben verfolgte.

Dieſer kam mit einem Empfehlungsſchreiben zu St. Hieronymus nach Bethlehem, wo er in ein Kloſter geſteckt wurde. Hier ſah er aber eines Tages eine Nonne aus dem Kloſter der Paula, verliebte ſich in dieſelbe, ſchrieb ihr Liebesbriefe und erhielt die Verſicherung, daß alle ſeine Wünſche erfüllt werden ſollten, — als der Handel entdeckt und die Keuſchheit der Nonne gerettet wurde.

Sabinian fiel Hieronymus zu Füßen und erhielt Verzeihung unter der Bedingung, daß er die ihm auferlegte Buße tragen ſolle. Er verſprach Alles, hielt aber nichts, lebte luſtig wie zuvor und verläumdete Hieronymus, wo er konnte. — Solche Galgenfrüchte trug ſchon damals der heilige Chriſtbaum der Kirche!

Die Geſetzgebung des Juſtinian war der Prieſterehe durchaus nicht günſtig, denn in einer Verordnung von 528 heißt es: — „Indem wir die Vorſchrift der heiligen Apoſtel befolgen, verordnen wir, daß, ſo oft ein biſchöflicher Stuhl in einer Stadt erledigt iſt, die Bewohner derſelben über drei Perſonen von reinem Glauben und tugendhaftem Leben ſich vereinigen, um aus ihnen den Würdigſten hervorzuheben. Doch treffe die Wahl nur einen ſolchen, der das Geld verachtet und ſein ganzes Leben Gott weiht, der keine Kinder und keine Enkel hat. — — Der Biſchof muß durchaus nicht durch Liebe zu den fleiſchlichen Kindern verhindert werden, aller Gläubigen geiſtlicher Vater zu werden. Aus dieſen Urſachen verbieten wir, Jemanden, der Kinder und Enkel hat, zum Biſchof zu weihen.“ In derſelben Verordnung wird den Biſchöfen auch verboten, in ihrem Teſtamente ihren Verwandten etwas von dem zu vermachen, was ſie als Biſchöfe erwarben.

Die folgenden Beſtimmungen ſind noch ſtrenger, und in einem Erlaß von 531 befiehlt Juſtinian, daß Niemand zum Biſchof geweiht werden, als wer keiner Frau ehelich beiwohne und Kinder zeuge. Statt der Frau möge ihm die heiligſte Kirche dienen.

Dieſe iſt aber nach des heiligen Ambroſius üppiger Schilderung: eine nackte, reizende Braut, deren ſchöne und bezaubernde Geſtalt Chriſtum mit Begierde erfüllt und ihn bewogen habe, ſie zur Gemahlin für ſich zu erwählen!

Daß alle ſtrengen Geſetze, wie natürlich, nichts fruchteten, dafür könnte ich Hunderte von Beweiſen anführen. Alle

Digitized by Google

Synoden waren bemüht, ſchärfere Verordnungen zu erlaſſen, und auf einer im Jahre 751 wurde beſtimmt: „der Prieſter, welcher Unzucht übt, ſoll in ein Gefängniß geſteckt werden, nachdem er vorher gegeißelt und ausgepeitſcht worden iſt."

Ratherius von Verona, der zu Anfang des 10. Jahrhunderts lebte, klagt: „O! wie verworfen iſt nicht die ganze Schaar der Kopfgeſchornen, da unter ihnen keiner iſt, der nicht ein Ehebrecher iſt, oder ein Sodomit."

Unter ſo bewandten Umſtänden war es denn wohl natürlich, daß vielen Chriſten Bedenken kamen, ob es wohl ziemlich ſei, daß ſie das, was ſie für das Heiligſte hielten, das Abendmahl, aus ſo beſchmutzten Händen annehmen könnten.

Auf eine deshalb an ihn gerichtete Frage antwortete Papſt Nicolaus I.: „Es kann Niemand, ſo ſehr er auch verunreinigt ſein mag, die heiligen Sacramente verunreinigen, welche Reinigungsmittel aller Befleckungen ſind. Der Sonnenſtrahl, welcher durch Kloaken und Abtritte geht, kann doch dieſerhalb keine Befleckung an ſich ziehen. Daher mag der Prieſter beſchaffen ſein, wie er will, er kann das Heilige nicht beflecken." — Aus dieſem gutgewählten Vergleich ſieht man übrigens, daß der Papſt die Pfaffen richtig zu würdigen wußte!

Ich darf nicht vergeſſen zu bemerken, daß die Anſichten der Kirche über die Ehe von ſehr bedeutendem Einfluß auf das Leben der Nichtgeiſtlichen waren. Es war wohl ſehr natürlich, daß die Ehe, welche von den ſo hochverehrten Lehrern verachtet wurde, auch bei den Laien nicht in beſondrer Achtung ſtand. Die Liederlichen benutzten daher gern die Zeitanſicht, um ledig zu bleiben und ſo ungezwungener ihren Leidenſchaften zu folgen; und die Verheiratheten, welche ihrer Weiber überdrüſſig waren, fanden leicht einen heiligen Vorwand, ſich ihrer zu enthalten und ſich — außer dem Hauſe zu entſchädigen.

Das Leben der Päpſte um dieſe Zeit, beſonders im 11. Jahrhundert, war wenig geeignet, auf die Sittlichkeit der Geiſtlichen vortheilhaft einzuwirken. Ich verweiſe in dieſer Beziehung auf das vorige Kapitel.

Ein großer Eiferer gegen die Prieſterehe, aber auch gegen die Unzucht der Pfaffen, war der Cardinal Petrus Damiani, der durch ſeine Schriften einen ganz außerordentlichen Einfluß ausübte, das heißt, in Bezug auf den Cölibat, aber nicht auf die Beſſerung der Geiſtlichen.

Er war im Jahr 1002 zu Ravenna von ganz armen Eltern geboren, die ſchon ſo viele Kinder hatten, daß ſie nicht wußten, was ſie mit dem neuen Ankömmling anfangen ſollten. Die harte Mutter faßte den Entſchluß, ihn auszuſetzen, wurde aber durch die Frau eines Prieſters davon abgehalten.

Petrus weihte ſich der Kirche und wurde endlich im Jahre 1058 oder 59 Cardinalbiſchof von Oſtia. Er nahm dieſe Stelle nur mit Widerſtreben an und, empört über die Verdorbenheit der Pfaffen, gab er ſie bald wieder auf und zog ſich in ein Kloſter zurück, wo er 1069 ſtarb.

Damiani entwirft von dem Schandleben der Pfaffen in ſeinem liber Gomorrhianus ein trauriges Bild. Er beklagt und ſchildert darin ihre Hurerei, ihre widernatürliche Unzucht, insbeſondere ihre Sodomiterei, ihre Unzucht mit Jünglingen und Knaben, ihre Unzucht mit Thieren, die Unzucht der Pfaffen und Mönche mit ihres Gleichen, ihre Unzucht mit ihren Beichtkindern, und führt an, wie die gemeinſchaftlichen Verbrecher, um ungeſtört fortſündigen zu können, ſich einander in der Beichte abſolvirten.

Damiani wird in ſeinem Eifer gegen die Weiber der Prieſter oft ſpaßhaft, und ſeine Anrede an dieſelben iſt wahrhaft originell. „Indeß rede ich auch euch an, ihr Schätzchen der Kleriker, ihr Lockſpeiſe des Satans, ihr Auswurf des Paradieſes, ihr Gift der Geiſter, Schwert der Seelen, Wolfsmilch für die Trinkenden, Gift für die Eſſenden, Quelle der Sünde, Anlaß des Verderbens. Euch, ſage ich, rede ich an, ihr Luſthäuſer des alten Feindes, ihr Wiedehopfe, Eulen, Nachtkäuze, Wölfinnen, Blutegel, die ihr ohn' Unterlaß nach mehreren gelüſtet. Kommt alſo und hört mich, ihr Metzen, Buhlerinnen, Luſtdirnen, ihr Miſtpfützen fetter Schweine (!), ihr Ruhepolſter unreiner Geiſter, ihr Nymphen, Sirenen, Hexen, Dianen, und was es ſonſt für Schimpfnamen geben mag, die man euch beilegen möchte.

„Denn ihr ſeid Speiſe der Satane, zur Flamme des ewigen Todes beſtimmt. An euch weidet ſich der Teufel, wie an ausgeſuchten Mahlzeiten, und mäſtet ſich an der Fülle eurer Ueppigkeit. Ihr ſeid die Gefäße des Grimms und des Zornes Gottes, aufbewahrt auf den Tag des Gerichts. Ihr ſeid grimmige Tigerinnen, deren blutige Rachen nur nach Menſchenblut dürſten, Harpyen, die das Opfer des Herrn umflattern und rauben und die, welche Gott geweiht ſind, grauſam verſchlingen.

„Auch Löwinnen möchte ich euch nicht unpaſſend nennen, die ihr nach Art wilder Thiere eure Mähnen erhebt und unvorſichtige Menſchen zu ihrem Verderben in blutigen Umarmungen räuberiſch umklammert. Ihr ſeid die Sirenen und Charybden, indem ihr, während ihr trügeriſch anmuthigen Geſang ertönen laßt, unvermeidlichen Schiffbruch bereitet. Ihr ſeid wüthendes Otterngezücht, die ihr vor Wolluſtbrunſt Chriſtum, der das Haupt der Kleriker iſt, in euren Buhlen ermordet."

Damiani muß ein komiſcher Kauz geweſen ſein, und um ſeinen Reichthum an Schimpfwörtern würde ihn manches Königsberger Fiſchweib beneiden. Nicht weniger ſeltſam ſind oft ſeine Vergleiche. So zum Beiſpiel vergleicht er, um der Markgräfin Adelheid von Turin die Nachtheile der Prieſterehe begreiflich zu machen, die Prieſter mit ihren Frauen den Füchſen, die Simſon bei den Schwänzen aneinander band, Fackeln dazwiſchen ſteckte, ſie anzündete und ſie dann in die Saatfelder der Philiſter jagte.

Digitized by Google

Damiani war es vorzüglich, welcher dem Papſt Gregor 7. den Weg bahnte. Durch ihn und andere Eiferer kam es endlich ſo weit, daß die Orthodoxen die außereheliche Unzucht für weit weniger verbrecheriſch hielten, als die Ehe, und zur Zeit Kaiſer Heinrichs 4. verſtießen viele Ehemänner, ſowohl Geiſtliche als Laien, ihre Weiber und geſellten ſich zu Jungfrauen, die ebenfalls, wie ſie, Keuſchheit gelobt hatten. Kurz, es erneuerte ſich wieder der Unfug mit den Liebesſchweſtern, der eigentlich unter den Geiſtlichen nie aufgehört, nur daß man die geheuchelte Keuſchheit bei Seite gethan und in ehrlicher Hurerei gelebt hatte.

Andere Ehemänner, in Verzweiflung darüber, daß ſie verheirathet nicht ſelig werden könnten, verſtießen gleichfalls ihre Frauen und begaben ſich ſammt Hab und Gut unter den Schutz der Mönche und führten eine gemeinſame canoniſche Lebensweiſe.

Trotzdem ſtieß aber Gregors 7. Cölibatgeſetz auf den entſchiedenſten Widerſtand. Lambert van Aſchaffenburg erzählt, daß bei der Bekanntmachung deſſelben die ganze Schaar der Geiſtlichen gemurrt habe. Alle wären der Meinung geweſen, daß es beſſer ſei, zu freien, als Brunſt zu leiden, und daß durch das Verbot der Ehe der Hurerei Thür und Thor geöffnet würde. Wolle Gregor auf ſeiner Meinung beſtehen, ſa wollten ſie lieber dem Prieſterthume entſagen, dann möge er, dem Menſchen anſtinken, ſehen, woher er Engel zur Regierung des Volks in den Kirchen bekomme.

Mehre Anhänger Gregors, welche das Cölibatgeſetz mit Gewalt durchſetzen wallten, verloren beinahe darüber ihr Leben. Als Biſchof Altmann von Paſſau den Befehl des Papſtes vau der Kanzel verkündigte, mußten ihn die anweſenden vornehmen Laien var den wüthenden Prieſtern ſchützen, die ihn in Stücke reißen wollten. — Der Biſchof Heinrich von Chur gerieth durch ſeinen Eifer für den Cölibat ebenfalls in Lebensgefahr.

Als Erzbiſchof Johann von Rouen auf einer Synode die Cölibatsgeſetze verlas, entſtand ein Tumult; man bombardirte den Erzbiſchof mit Steinen, ſo daß er in aller Eile die Kirche verlaſſen mußte.

In England fand Gregors Geſetz ebenfalls bedeutenden Widerſtand; aber einer der engliſchen Prälaten tröſtete ſich, indem er ſagte: „Man kann wohl den Prieſtern die Weiber, aber nicht den Weibern die Prieſter nehmen.“

Bis zum Tode Heinrichs 4. von Deutſchland wurden hier die beweibten Prieſter auf das grauſamſte verfolgt, und da es den-Päpſten nur um Ausrattung der Prieſterehe zu thun war, ſo wurden außereheliche Unzucht und die oft daraus entſtehenden Verbrechen weniger hart beſtraft.

Auf die Anfrage des Abts Rudolph von Saez, was einem Mönch geſchehen ſolle, der es verſucht hatte, einen Ehemann zu vergiften, antwortete Anſelm, Erzbiſchof von Conterbury, — man ſolle ihn nicht zum Diaconat oder Presbyterat befördern!

Die engliſchen Geiſtlichen zeichneten ſich ſehr durch ihre Lüderlichkeit aus, und ehrenhalber mußte der Papſt endlich of ciell dagegen einſchreiten. Auf der Synode zu London (1125) wurde alſo bei Strafe der Abſetzung den Prieſtern das Zuſammenlebrn mit Weibern verboten. Der Legat des Papſtes, Cardinal Johann von Crema, hatte große Mühe gehabt, dieſen Beſchluß durchzukämpfen, und noch am Abend deſſelben Tages, wo es ihm gelungen war, ertappte man ihn mit einer feilen Dirne. Er war unverſchämt genug, ſich damit zu entſchuldigen: daß er nur der Zuchtmeiſter der Prieſter ſei.

Biſchof Ranulph von Durham, genannt Flambard, oder Paſſaſlaberer, war vielleicht der lüderlichſte Geiſtliche in der Welt. Er lebte wie ein türkiſcher Sultan. Schöne Mädchen in üppiger Entkleidung kredenztrn ihm bei Tiſche den Wein, und damit er immer die Mittel hatte, flott zu leben, ſo bedrückte und plünderte er ſeine geiſtlichen Pflegekinder.

Sein Ruf war auch zu dem päpſtlichen Legaten gedrungen. Dieſer ließ ihn auf die Synode nach London citiren, allein Ranulph fand es nicht für gut, dieſem Rufe zu folgen, und der Cardinal Johann entſchloß ſich, ſelbſt nach Durham zu gehen, um ſich hier durch den Augenſchein von der Wahrheit des Gerüchtes zu überzeugen.

Ranulph war ein Lebmann. Er empfing den Legaten Sr. Heiligkeit auf das Freundlichſte, veranſtaltete ein großes Gaſtmahl, bei dem alle Leckerei n der Welt und die feinſten Weine aufgetragen wurden, ſo daß der Cardinal ſchon im Himmel zu ſein meinte, beſonders da eine ſchöne Nichte des Biſchofs, die als Lockvogel dreſſirt war, ſich alle mögliche Mühe gab, ihn vortrefflich zu unterhalten, ja ſich endlich bewegen ließ, den päpſtlichen Legaten zu Bette zu begleiten.

Nachdem dieſer wie ein Gimpel in die geſtellte Falle gegangen war, verſammelte der Biſchof ſeine Kleriker und Knaben, welche Becher und Lichter trugen, und begab ſich in feierlichem Zuge an das Bette. Der Chorus rief: Heil! Heil!

Der verwirrte Legat fragte erſtaunt: „Soll dies eine Ehrenbezeugung für den heiligen Petrus ſein?“ — „Mein Herr, antwortete der Biſchof, es iſt in unſerm Lande Sitte, daß, wenn ein Vornehmer heirathet, man ihm dieſe Ehre erzeigt. Stehet auf und trinkt, was in dieſem Kelche iſt. Weigerſt Du Dich, ſo ſollſt Du den Kelch trinken, nach welchem Du nicht mehr dürſten wirſt.“

Der arme Legat mußte gute Miene zum böſen Spiel machen, er erhob ſich „nackt bis zur Hälfte des Leibes,“ und trank den dargereichten Becher ſeiner Bettgenoſſin zu. Darauf entfernte ſich der Zug mit dem Biſchofe, der nun wegen ſeines Bisthums unbeſorgt war.

Die Veranlaſſung zu dem Streite zwiſchen König Heinrich von England und Thomas Becket war auch ein lüderlicher Prieſter zu Worceſterſhire, der die Tochter eines Pächters geſchändet und ihren Vater ermordet hatte, und welchen

Digitized by Google

der König treß alles Proteſtirens des Erzbiſchofs vor den weltlichen Richterſtuhl zog.

Doch in Frankreich trieben es die Pfaffen nicht beſſer als die in England. Der Erzbiſchof von Beſançon machte ſich aller möglichen Verbrechen ſchuldig. Um ſeinen Geiz u befriedigen, verkaufte er Alles, was nur Käufer fand, nd plünderte ſeine Geiſtlichen ſo aus, daß ſie in ärmli er leidung wie Bauern einhergehen mußten. Uebrigens geattete er für Geld Nonnen und Geiſtlichen die Ehe.

Er ſelbſt lebte mit einer Verwandtin, der Aebtiſſin von eaumair-Mont, hatte von einer Nonne ein Kind und nenbei die Tochter eines Prieſters als Concubine, — kurz, ſtattete ſich alle geſchlechtlichen Ausſchweifungen. Faſt le ſeine Geiſtlichen hielten ſich Concubinen.

Der Erzbiſchof von Bordeaux hielt eine Räuberbande, e er zu ſeinem Vortheil auf Expeditionen ausſandte. Einſt m er mit einer Menge lüderlicher Mädchen und Kerle in e Abtei des heiligen Eparchius, lebte hier drei Tage in us und Braus und zog endlich ab, nachdem er das Klor rein ausgeplündert hatte. „Seine übrigen Verbrechen bietet die Schamhaftigkeit zu nennen," ſagt Papſt Innos 3. in ſeinen Briefen. Wer die Schandthaten der Pfaf1 in jener Zeit ſtudiren will, der leſe dieſe Briefe.*)

Hätte Innocens die Verbrechen aller Pfaffen, die ihm Ohren kamen, nach der Strenge des Geſetzes beſtrafen llen, ſo hätte er bald allein Meſſe leſen kö nen; er hielt daher für beſſer, wo es anging, Nachſicht zu üben, ſo ſehr oft dieſe ſchlecht angebrachte Milde empören muß.

Ein Mönchsprieſter hatte mit einem M dchen verboten Umgang gehabt. Als die Dirne ſchwanger war, ergriff ſie, als wolle er mit ihr ſcherzen, am Gürtel und verletzte ſo hart daß eine Fehlgeburt erfolgte. Der Fall kam vor Papſt, und dieſer entſchied: daß, wenn die Fehlgeburt h kein Leben gehabt habe, der Mönch den Altardienſt h ferner verrichten könne; daß er aber, wenn dieſe ſchon en gehabt habe, des Altardienſtes ſich enthalten müſſe.

Schon im Jahre 428 hatte Papſt Cöleſtin es für nöthi gefunden, Strafe darauf zu ſetzen, wenn Geiſtliche ihre B chtkinder zur Unzucht verführten. Dergleichen Fälle kam unendlich oft vor, und mit dieſen Beichtſtuhlgeſchichten te man Folianten füllen. Eine derſelben habe ich be früher erzählt, eine andere mag hier folgen.

Ein Prieſter, dem eine hübſche Frau beichtete, fand den P h hinter dem Altar ſehr bequem und wollte ſie bewegen, b ſeinem unzüchtigen Gelüſte zu genügen. Die Frau än rte, daß ſie den Platz nicht anſtändig fände, verſprach a , an einem andern Orte ſeine Wünſche zu erfüllen, und ſchickte ihm als Liebespfand eine ſehr ſchöne Torte und eine Flaſche guten Wein.

Der erfreute Prieſter dachte zwei Fliegen mit einer Klappe zu ſchlagen und überreichte die herrliche Torte ſeinem Biſchof, der damit bei einem Gaſtmahl ſeine Tafel zierte. Als man ſie aufſchnitt, fand man darin, — was? — nun das, was ein Berliner aus dem Geſchlecht der Eckenſteher dem Leſer antworten würde, der riethe, daß Goldſtücke darin geweſen wären.

Man forſchte natürlich nach dem Zuſammenhang dieſer ſchmuzigen Ueberraſchung, und dieſer ergab ſich bald aus der Unterſuchung. — Kein Ort war den geilen Pfaffen zu heilig, und die Regierungen mußten dieſe Herren oft ſtrafen, weil ſie einen Altar oder einen andern für heilig geltenden Ort als Sopha betrachtet hatten. Ein Caplan zu Salothurn hatte ſich gar die Orgel zum Schauplatz ſeiner unerlaubten Freuden auserſehen!

Einem ſtarken Affen in einer Menagerie zu nahe zu kommen, war für eine Frau in damaliger Zeit nicht ſo gefährlich, als mit einem Pfaffen zu thun zu haben. Da dieſe ein faules Leben hatten, ſo erhitzten ſie Tag und Nacht ihre Phantaſie mit üppigen Bildern und dachten an nichts Anderes, als wie ſie ihre wilden Triebe befriedigen könnten. Fälle der Nothzucht kommen unendlich viele vor.

Unter Heinrich 6. baten die Geiſtlichen in England um Erlaſſung der Strafen wegen begangener Nothzucht. Zu Baſel hatte im Jahr 1297 ein Geiſtlicher eine Jungfrau mit Gewalt geſchändet. Man kaſtrirte ihn zur Strafe und hing das Abgeſchnittene als abſchreckendes Exempel mitten in der Stadt an einer frequenten Paſſage auf. — Die Venetianer ließen ſpäter einen Auguſtiner zu Brescia, der ein elfjähriges Mädchen genothzüchtigt und dann ermordet hatte, viertheilen.

Sodomiterei und Knabenſchändung waren unter den Geiſtlichen ganz gewöhnlich und ſchon ſeit den älteſten Zeiten der chriſtlichen Kirche, wie die Conciliensbeſchlüſſe beweiſen, von denen ich einige angeführt habe. Im Jahre 1212 wurde auf einem Concil den Mönchen und regulirten Canonikern verboten, zuſammen in einem Bette zu liegen und Sodomiterei zu treiben.

Im Jahre 1409 wurden zu Augsburg auf Befehl des Rathes vier Prieſter und ein Laie wegen Knabenſchänderei am Perlachthurme, mit gebundenen Händen und Füßen, in einem hölzernen Käfig aufgehängt, bis ſie verhungerten. — Im nächſten Kapitel von den Klöſtern werde ich zeigen, daß Sodomiterei bis auf den heutigen Tag als Folge des Cölibats unter den Pfaffen gebräuchlich iſt! —

Aus dem, was ich bisher erwähnte, geht ſchon hervor, daß die Biſchöfe ihren Geiſtlichen in der Sittenloſigkeit meiſtens vorangingen, wenn ſie es auch nicht alle ſo arg trieben, wie der Biſchof Heinrich von Lüttich, der eine Aebtiſſin zur Maitreſſe und in ſeinem Garten einen förmlichen Ha-

*) Theiner hat dies in dem oben citirten Werke den Neugierigen ſehr bequem gemacht, indem er Seite 400 Th. 2. wohl mehr als hundert Stellen dieſer Briefe nach Nummern und Kapitel angiebt.

rem hatte, und der ſich rühmte, daß er in 22 Monaten 14 Söhne gezeugt habe.

Unter ſo bewandten Umſtänden waren die Laien froh, wenn es dieſen Kirchenſtieren erlaubt wurde, Concubinen zu halten, damit nur ihre Weiber und Töchter vor ihnen ſicher waren. Ja die Frieſen gingen ſo weit, daß ſie gar keine Prieſter duldeten, die nicht ihre Concubinen hatten. „Se gedulden oek geene Preeſteren ſunder ebeliche Fruwen (d. h. Concubinen), up dat ſe ander lule bedde nicht beflecken, wente ſy meinen dat idt nicht mogelyk ſy, und haren die natur, dat ſick ein menſche ontholden konne,“ heißt es in der Chronik.

Ich bemerkte ſchon früher, daß es den Päpſten mehr um die Vernichtung der Prieſterehe, als um die Erhaltung der Keuſchheit der Geiſtlichen zu thun war, denn ſie wollten nicht, daß rechtmäßige Kinder das Gut erben ſollten, was ſie als Kirchengut betrachteten. Wenn nun auch die Concilien, auf Betrieb Einzelner, dem Concubinenweſen ein Ende machen wollten, indem ſie Verordnungen dagegen erließen, ſo war man eben nicht zu ſtrenge auf die Befolgung derſelben bedacht.

Ja vielen Biſchöfen wäre es gar nicht recht geweſen, wenn ein Papſt durchgreifende Maaßregeln angewendet hätte, denn dieſe Concubinen waren für ſie eine Quelle des Erwerbes. Gar häufig fiel es ihnen aber ein, ihren Geiſtlichen das Concubinat auf das Strengſte zu verbieten; das geſchah gewöhnlich, wenn ſie Geld brauchten, denn es war ihnen nur um die Strafgelder zu thun.

Heinrich von Hewen, der in der Mitte des 15. Jahrhunderts Biſchofs von Koſtnitz war, führte ſelbſt ein üppiges Leben, und die Abgaben, welche ihm ſeine Geiſtlichen für ihre Concubinen entrichteten, verſchafften ihm eine jährliche Einnahme von 2000 Gulden.

Zur Zeit der Reformation mußten die Prieſter in Island für jedes mit ihren Concubinen erzeugte Kind ihrem Biſchof acht bis zwölf Thaler bezahlen.

Unter ſolchen Verhältniſſen war es denn kein Wunder, wenn das Concubinat trotz aller Verbote, welche bei den Synoden wenig beachtete ſtehende Artikel wurden, in voller Wirkſamkeit blieb, und endlich ſahen die Päpſte ein, daß es ein unvermeidliches Uebel ſei, und ſuchten nun ſelbſt Vortheil daraus zu ziehen. Sie dekretirten, daß jeder Geiſtliche, mochte er nun eine Concubine haben oder nicht, einen beſtimmten, jährlichen Hurenzins entrichten müſſe.

Als Beleg dafür, daß das Concubinat unter den Geiſtlichen im 15. Jahrhundert allgemein war, und zugleich um die Sitten des Klerus überhaupt durch den Mund eines Zeitgenoſſen kennen zu lernen, will ich einige Stellen aus einem Werke des Nicolaus de Clemangis anführen, der in den letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts lebte, eine Zeitlang päpſtlicher Geheimſchreiber, Schatzmeiſter und Canonicus der Kirche zu Langres war und 1440 als Cantor und Archidiakonus zu Liſieux ſtarb.

Seine Schilderung der Biſchöfe iſt wahrhaft abſcheulich. Nach ihm treiben und geſtatten ſie für Geld alle Laſter. Vorzüglich ſind die Domherren und Vicare verdorbene Rotten. Sie ſind der Habſucht, dem Stolze, dem Müßiggange, der Schwelgerei ergeben. Sie halten ohne Scham ihre unehelichen Kinder und Huren gleich Eheweibern im Hauſe, und ſind ein Gräuel in der Kirche.

Die Prieſter und Kleriker leben öffentlich im Concubinate und entrichten ihren Biſchöfen den Hurenzins. Die Laien wiſſen an mehren Orten den Schändungen der Jungfrauen und Ehefrauen keinen andern Damm entgegenzuſtellen, als daß ſie die Prieſter zwingen, ſich Concubinen zu halten.

„Iſt Jemand,“ ſchreibt Clemangis, „heut zu Tage träge und zum üppigen Müßiggange geneigt, ſo eilt er ſogleich ein Prieſter zu werden. Alsdann beſuchen ſie fleißig liederliche Häuſer und Schenken, wo ſie ihre ganze Zeit mit Saufen, Freſſen und Spielen zubringen, betrunken ſchreien, fechten und lärmen, den Namen Gottes und der Heiligen mit ihren unreinen Lippen verwünſchen, bis ſie endlich aus den Umarmungen ihrer Dirnen zum Altare kommen.“

Clemangis erwähnt hier auch des Saufens der Prieſter. Darin waren ſie beſonders ſtark und ſetzten einen Ruhm darein, es den Laien zuvorzuthun: Schon in den erſten Jahrhunderten ſtoßen wir auf Biſchöfe, die vollendete Trunkenbolde waren. Einer derſelben, Droctigiſilus, verfiel in den Säuferwahnſinn. Die Pfaffen ſagten, wenn ſie guter Laune waren, von ſich ſelbſt: „Wir ſind das Salz der Erde, aber man muß es anfeuchten, denn kein guter Geiſt wohnt im Trockenen. Beſonders gut trank man in den Klöſtern, doch davon ſpäter.

Zu einem guten Trunk gehörte natürlich auch eine gute Tafel, und es iſt ja noch heute Jedermann bekannt, daß die katholiſchen Geiſtlichen den vortrefflichſten Tiſch führen. Biſchöfe jagten unermeßliche Summen durch ihren Schlund, und um nur einen Begriff von ihren koſtſpieligen Freſſereien zu geben, ſetze ich den Küchenzettel für das Gaſtmahl am Tage der Inſtallation Georg Neviks, Erzbiſchof von York, hierher.

Zu dieſem Feſte waren erforderlich: 300 Quart Weizen, 330 Tonnen Ale, 104 Tonnen Wein, 1 Pipe Gewürzwein, 80 fette Ochſen, 6 wilde Stiere, 1004 Schöpſe, 300 Schweine, 300 Kälber, 3000 Gänſe, 3000 Kapaunen, 300 Ferkel, 100 Pfauen, 200 Kraniche, 200 Ziegenlämmer, 2000 junge Hühner, 4000 junge Tauben, 4000 Kaninchen, 204 Rohrdommeln, 4000 Enten, 200 Faſanen, 500 Rephühner, 4000 Schnepfen, 400 Waſſerhühner, 100 große Brachvögel, 100 Wachteln, 1000 Reiher, 200 Rehe, über 400 Stück Rothwild, 1506 Wildpretpaſteten, 1400 Schüſſeln gebrochene Gelée, 4000 Schüſſeln ganze Gelée, 4000 kalte Cuſtards (ein Gericht von Milch, Zucker und Eigelb), 2000 warme Cuſtards, 300 Hechte, 300 Brachſen, 8 Robben, 4 Delphine oder Taumler, und 400 Torten. — 62 Köche mit 515 Kü-

Digitized by Google

chendienern beſorgten die Zubereitung dieſer Speiſen, und bei der Tafel ſelbſt warteten 1000 Diener auf.

Doch kehren wir nach dieſer Abſchweifung wieder zu den Concubinen zurück. Die Baſeler Synode (1431—1448) gab ſich die nutzloſe Mühe, ernſtliche Verordnungen gegen das Concubinat zu erlaſſen; aber zu dem einzigen Mittel, demſelben ein Ende zu machen, konnte man ſich nicht entſchließen, obgleich ſehr angeſehene Männer auf der Synode, wie der Geheimſchreiber und Ceremonienmeiſter derſelben, Aeneas Sylvius Piccolomini, günſtig für die Prieſterehe geſtimmt waren.

Der Letztere äußerte: „Es gab, wie ihr wißt, verheirathete Päpſte, und auch Petrus der Apoſtelfürſt hatte eine Frau. Vielleicht dürfte es gut ſein, wenn den Prieſtern zu beirathen geſtattet wäre, weil viele verheirathet im Prieſterthum ihr Seelenheil befördern würden, welche jetzt ehelos zu Grunde gehen."

Große Eiferer gegen das Concubinat in dieſer Zeit waren Biſchof Berthold von Straßburg und Biſchof Stephan von Brandenburg. Der Letztere klagt bitter über die Geiſtlichen in ſeiner Diöceſe und ſagt, daß ſehr Viele Beiſchläferinnen hielten und durch ihr lüderliches Leben „nicht nur gemeine Leute, ſondern auch Fürſten und Große" ärgerten.

„Und dieſe Prieſter," ſagte er auf einer Synode zu Brandenburg, „haben eine ſolche Hurenſtirn, daß ſie für eine Kleinigkeit halten Unzucht und Ehebruch zu begehen. Denn wenn, aus Schwachheit des Fleiſches, ihre Köchinnen und Mädchen von ihnen oder vielleicht von Anderen geſchwängert ſind, ſo läugnen ſie die Sünde nicht ab, ſondern achten es ſich zur hohen Ehre, die Väter aus ſo verdammlichem Beiſchlafe erzeugter Kinder zu ſein.

„Ja ſie laden die benachbarten Geiſtlichen und Laien beiderlei Geſchlechts zu Gevattern ein, und ſtellen große Feſtlichkeiten und Freudengelage über die Geburt ſolcher Kinder an. Verflucht ſeien die, welche durch eigenes Geſtändniß dasjenige kund werden laſſen, was ſie durch Läugnen noch zweifelhaft machen, und ſo einigermaßen der rechtlichen Strafe entgehen könnten!" — So nichtswürdig dachten Biſchöfe!

Die Regierungen mancher Länder, welche einſahen, daß nur dadurch größerem Aergerniß vorgebeugt wurde, waren vernünftig genug, das Concubinat ihrer Geiſtlichen faſt als rechtmäßige Ehe gelten zu laſſen. Dies thaten zum Beiſpiel mehre Regierungen in der Schweiz, und die Obrigkeit ſchützte hier die Concubinen der Geiſtlichen und deren Kinder gegen die Habſucht der geiſtlichen Vorgeſetzten, indem ſie Teſtamentsvermächtniſſe für die erſteren als gültig anerkannte.

Zu dem Biſchof von Tarent, der Legat des Papſtes in der Schweiz war, ſagte Jemand, daß die Nonnen dort thun könnten, was ſie wollten, es würde nicht unterſucht; bekämen ſie aber Kinder, dann erwarte ſie ein fürchterlicher, finſterer Kerker. Darauf erwiederte er: „Selig ſind die [illegible]fruchtbaren!

Doch mit den Klöſtern haben wir es noch nicht zu [illegible]n, ſondern vorläufig nur mit den Weltgeiſtlichen. — Das [illegible]cubinat derſelben konnte indeſſen niemals die Ehe er[illegible]. Es würde der Fall geweſen ſein, wenn ſich durch das [illegible]ſtenthum nicht ganz ſeltſame Vorurtheile gebildet h[illegible]en. Noch heut zu Tage wird eine Frau von den andern [illegible]den, welche mit einem Manne „lebt", wenn ſie nicht [illegible] durch den prieſterlichen Segen privilegirt iſt, mag ſie [illegible] ſonſt das bravſte Weib und die ſorgſamſte Mutter ſein[illegible] Die Bezeichnung Hurenbalg klebt zeitlebens einem aus [illegible] „wilden" Ehe entſproſſenen Kinde an und macht daſſ[illegible] zu einem, wenn auch nicht gerade verachteten, aber d[illegible] befremdlichen Gegenſtande.

Aus dieſem Grunde fanden ſich denn auch ſelten [illegible]nen von einigem Werth, die ein derartiges Verhältniß [illegible] den Geiſtlichen eingingen. Wohl mochte es hin und w[illegible]r einige Mädchen geben, die ſich aus reiner Liebe über d[illegible]herrſchenden Vorurtheile hinwegſetzten, allein meiſtens [illegible]en es doch gemeine Dirnen, welche nur darauf dachten, die Geiſtlichen zu plündern. „Pfaffengut fließt in Fingerhu[illegible]." war ein altes Sprichwort.

Dieſes halbgeduldete Verhältniß konnte niem[illegible]ls ein geachtetes werden und bleibt ſtets eine Entwürdig[illegible]ng für den Prieſterſtand. Es kam wohl vor, daß einzelne Geiſtliche ihren Concubinen alle Achtung zollten, wie ſie e[illegible]r Gattin zukommt; allein weit häufiger und beſonders von den Gebildeteren wurden ſie als Dienſtleute, Köchinnen [illegible]nd dergleichen im Hauſe gehalten und nebenbei als — B[illegible]ſtabletter benutzt.

Solche gemeine Perſonen wußten nun den [illegible]langten Einfluß trefflich zu ihrem Vortheil zu benutzen. [illegible] ſchämten ſich des Verhältniſſes nicht, aber wohl der [illegible]bildetere Geiſtliche, der ihr Herr war und welcher ſich ſehr [illegible]el gefallen, ja oft ganz und gar unter den Pantoffel br[illegible]gen ließ, damit nur ſeine menſchlichen Schwachheiten nicht unter die Leute gebracht würden; denn dieſe ermangelten [illegible]icht, ihre Späße über die „Pfaffenköchinnen" anzubringen, und gar mancher Geiſtlicher mußte ſich ſtill wegſchleichen, wenn die jungen Burſche ſangen:

Mädchen, wenn du dienen mußt,
So diene nur den Pfaffen,
Kannſt dein Lohn im Bett verdienen
Und darfſt nicht viel ſchaffen.

Viele verdorbene Geiſtliche waren ſehr fro[illegible] daß ſie die Ehe nicht an eine Frau feſſelte; ſie konnten ih[illegible] Lüſternheit nach Abwechſelung befriedigen, indem ſie die [illegible]rne, die ihnen nicht mehr gefiel, wegjagten und eine [illegible]e nahmen. Solche Concubinate, die leider ſehr häufig vor[illegible]nen, waren gemeine Hurerei, und dadurch wurde bei den Pfaffen eine

Digitized by Google

Gemeinheit und Robheit erzeugt, die ſich beſonders in ihrer Denkungsart über geſchlechtliche Dinge äußerte, wie ſie in der Ehe wohl nur ſelten entſtehen können.

Solche Pfaffen machten aus ihrer Lüderlichkeit gar kein Geheimniß; ja ſie rühmten ſich derſelben, und gleichzeitige ſehr glaubwürdige Schriftſteller erzählen, daß bei Freß- und Sauſgelagen dieſe Pfarrfarren und Kuttenhengſte, wie ſie Fiſchart nennt, mit den Bauern Wetten machten, deren Gegenſtände ſo obſcön waren, daß ich ſie hier gar nicht einmal näher zu bezeichnen wage, obgleich mir alle Prüderei weiß Gott fremd iſt, wie die Leſer wohl nun ſchon gemerkt haben werden.

Ja dieſe Pfaffen ſcheuten ſich nicht, ihrer unzüchtigen Verhältniſſe auf der Kanzel zu erwähnen, und oft machten ſie dieſe Unſchicklichkeit dadurch nach ſchlimmer, daß ſie dieſelbe mit irgend einem rohen Spaße würzten.

An den Kirchweihen wurden von ihnen die wildeſten und lüderlichſten Gelage gefeiert. Alle benachbarten Pfarrer mit ihren Köchinnen beſuchten den Geiſtlichen, der ſein Kirchweihfeſt feierte, und dann wurde gefreſſen, geſoffen und andere Lüderlichkeiten getrieben.

Als der Erzbiſchof von Mainz den Biſchof von Merſeburg einſt beſuchte und unterwegs bei einem Pfarrer einkehrte, wo eben das Feſt der Kirchweih gehalten wurde, begleitete ihn ſein Leibarzt, der davon folgende ergötzliche Erzählung lieferi:

„Der Biſchoff ſteigt abe, und nahet zu der Pfarrhe zu, zu ſeinem Handwerk. Nun halte der Pfarrer zehn andee Pfarrer geladen zur kirchwephe, und ein yeglichee hatte eine köchin mit ſich gebracht. Do ſie aber leutte kommen ſahen, lauffen die Pfaffen mit den huren alle in einen ſtalle, ſich zu verbergen. Indes gebet ein Graſe der an des Biſchoffs hoſe war, in den hoſe, ſeinen geſug zu ihun und da er in den ſtall will, darein die hüren und büben geſloben waren, ſchreyt des pfarrers köchin, Nicht Junker, nicht, Es ſeind böſe hunde darinnen, ſie möchten euch beiſſen. Er leßt nicht nach, gehet hinein, vnd findet eynen großen hauffen hüren und büben im ſtaſſe.

„Da der Graſe in die ſtuben kumpt, hatt man dem Biſchoff eyn feyſte Ganß fürgeſetzt zu eſſen, hebt der Graſe an, vnd ſagt diß geſchicht dem Biſchoff zum Tiſchmerlein, gen abend kamen ſie gen Merßburg, daſelbs ſagt der Biſchoff von Mentz, diß geſchicht dem Biſchoff von Merßburg. Da das der heylig vatter hörete, betrübet er ſich nicht vmb das, das die Pfaffenhüren haben, ſondern darumb, das die köchin die büben im ſtalle hunde geheißen hätte, vnd ſpricht, Ach Herre Gott, vergebe es Gott dem weibe, das die geſalbten des Herren hunde geheyßen hat. Das hab ich darumb erzelet, das man ſehe, wie wir Deutſchen das Sprichwort ſo ſeſt halten, Es iſt kein Törflein ſo klein, es wirdt des jars einmal kirmeß darinne. Das aber geſchrieben ſtehet, Es kumpt kein hurer im Himmel, des achten wir nit."

„Da wir uns nun genug mit der Hurerei beſchäfftigt haben, ſo wollen wir zum Ehebruch übergehen," heißt es in einer Predigt. Es ließe ſich vom Concubinat der Geiſtlichen noch ſehr vieles ſagen, aber ich fürchte die Leſer zu ermüden und gehe deshalb weiter.

Das Concubinat war noch am Ende das allerunſchuldigſte Ergebniß des Cölibatgeſetzes. Einen weit verderblichern Einfluß auf die Moralität des Volkes hatten die ſonſtigen aus demſelben entſtehenden Folgen.

Man kann es als Regel annehmen, daß es noch immer der beſſere Theil der Geiſtlichen war, welcher mit ſtändigen Concubinen in einem der Ehe ähnlichen Verhältniß lebte. Die echten Pfaffen betrachteten aber die Frauen und Töchter der Laien als Wild, auf welches ſie Jagd machten und welches ſie durch alle möglichen niederträchtigen Verführungskünſte in ihre Netze zu locken trachteten.

Die Künſte mußten einen um ſo größeren Erfolg haben, da ihr Stand die Pfaffen mit den Frauen in häufige Berührung brachte, und die Dummheit der Männer dieſen Verkehr noch erleichterte. Trotz aller Beiſpiele und täglich unter ihren Augen vorgehenden Niederträchtigkeiten wurden die Männer nicht klug, denn die Pfaffen wußten ſich einen ſolchen heiligen Schein zu geben, daß die Ehetölpel es kaum wagten, nur einen Verdacht zu haben.

Alle Erzählungen von ihrer Lüderlichkeit erklärten die Pfaffen natürlich für ſchamloſe Lügen, und war ein Fall einmal gar zu offenkundig geworden, dann verboten ſie ſtrenge, davon zu reden, und verwieſen auf das Beiſpiel des Kaiſers Konſtantin, der einſt einen Prieſter, den er in flagranti ertappte, mit ſeinem kaiſerlichen Mantel bedeckte, und prägten ihren Beichtkindern ein, was der fromme Rabanus Maurus ſagte: „Wenn man einen Geiſtlichen ſähe, die Hand auf dem Buſen eines Weibes, ſo müſſe man annehmen, daß er ſie ſegne!" — Allerdings befanden ſie ſich nach ſolchem Segen gar häufig in geſegneten Umſtänden! —

Damit die Leſer nun nicht glauben, daß ich aus Haß gegen die Pfaffen übertreibe, oder wohl gar pikante Geſchichtchen erfinde, um ſie verhaßt und lächerlich zu machen, ſo halte ich es für das Beſte, in der bisherigen Art fortzufahren und diejenigen gleichzeitigen katholiſchen Schriftſteller anzuführen, welche über die Sittenloſigkeit der Geiſtlichen ſchreiben.

Einer derſelben war der ſchon früher genannte Poggio Bracciolini, der mit ſo großer Rückſichtsloſigkeit und Wahrheit die Schandthaten der Pfaffen aufdeckte, daß die ganze Kuttenwelt in Alarm gerieth und ihm ſein berühmter Gönner Coſmo de Medici die größte Vorſicht empfahl.

Er erzählt, daß beſonders die Beichtſtühle dazu benutzt wurden, die Mädchen und verheiratheten Frauen zu verführen. Beichtete eine derſelben, daß ſie ſich eine fleiſchliche Schwachheit habe zu Schulden kommen laſſen, ſo kam es ſehr häufig vor, daß ihr der fromme Beichtvater die unzüchtigſten Anträge machte. Um ſich das Verführungswerk zu erleichtern, verfehlten ſie denn nicht, den lüſternen Kin e n

Digitized by Google

recht überzeugend vorzureden, daß ein bischen Unzucht mit einem frommen Geiſtlichen ſo gut wie nichts zu bedeuten habe, und daß die Sünde hundert Mal kleiner ſei, als wenn ſie mit einem fremden Ehemanne begangen würde.

Anſtmiro, ein Auguſtinereremit zu Padua, hatte alle ſeine Beichttöchter verführt. Die Sache wurde aber ruchbar, und er deshalb angeklagt. Vor Gericht drang man nun ſehr ernſtlich in ihn, alle diejenigen anzugeben, welche ihm den Willen gethan. Er nannte eine große Menge von Mädchen und Frauen aus den angeſehenſten Familien, ſtockte dann aber plötzlich und wollte nicht weiter reden. Der Secretair, der ihn vernahm, bedrohte ihn mit den härteſten Strafen, wenn er nicht die Wahrheit reden und in ſeinem Bekenntniß fortfahren werde. So gedrängt, nannte der Geiſtliche auch den Namen, welchen er verſchweigen wollte, und man kann ſich die Ueberraſchung des Secretairs denken, als er den ſeiner eignen für ſo tugendhaft gehaltenen Frau hörte!

Die größten Nichtswürdigkeiten, welche die Handlungsweiſe der Pfaffen in das grellſte Licht ſtellen würden, muß ich verſchweigen, weil ſie alles Schamgefühl ſo ſehr beleidigen, daß es unmöglich iſt, ſie durch den Druck in deutſcher Sprache zu veröffentlichen.

Felix Hämmerlin, geſtorben 1457, Chorherr zu Zürich und Zofingen und Propſt zu Solothurn, ſchildert beſonders die Verdorbenheit der Mönche; aber auch von den Herren Weltgeiſtlichen weiß er manche Dinge zu erzählen, die man für ganz unglaublich halten müßte, wenn ſie nicht auch noch von andern geachteten, ernſten und wahrheitsliebenden Männern jener Zeit beſtätigt würden.

Die beſtialiſche Rohheit und Dummheit mancher Pfaffen aus jener Zeit überſteigen alle Begriffe. Selbſt die Beſchlüſſe der Concilien liefern die Beweiſe davon. Bald wird ihnen durch dieſelben verboten, halbnackt, barfuß, oder in zerriſſenen Hoſen und Jacken den Gottesdienſt zu halten; bald, keine obſcönen Grimaſſen am Altare zu machen und keine ſchmutzigen Lieder zu ſingen.

Dieß mußte ich vorherſchicken, um folgender Geſchichte, die Hämmerlin erzählt, Glauben zu verſchaffen: Ein Prieſter lebte in einem unerlaubten Verhältniß mit einer ſehr angeſehenen Frau. Die Sache wurde bekannt, und er ſah ſich gezwungen von ſeiner Pfarre zu entfliehen. Als er verzweiflungsvoll im Walde umherirrte, begegnete ihm der Mönch, der ihn fragte, weshalb er ſo betrübt umher laufe. Der Prieſter erzählte ganz treuherzig ſeine Leiden. Aber der vermeintliche Mönch war der verkappte Satan — vielleicht auch, und wahrſcheinlicher, ein Schalk in einer Kutte — und erwiederte: „Nicht wahr, wenn du das böſe Glied nicht hätteſt, dann könnteſt du in deiner Pfarrei ſicher wohnen?“ — Allerdings, mein Herr, antwortete der Pfarrer. — „Nun ſo hebe dein Gewand auf, damit ich es berühre, wie ſie es ja auch berührt hat, dann kannſt du dich ohne Scheu deiner Gemeinde zeigen, und es wird in dem Augenblicke verſchwunden ſein.“ Der Geiſtliche that, was der Mönch wollte, und rannte dann voller Freuden in ſeine Pfarrei zurück, ließ die Glocken läuten, verſammelte die Gemeinde und beſtieg die Kanzel. Voll Zuverſicht hob er ſeine Kleider auf — ex mox membrum suum abundantius quam prius apparuit.

Sehr leſenswerth ſind die Schriften von Joh. Buſch, der Propſt der regulirten Chorherren zu Sollau, in der Nähe von Hildesheim, und Viſitator des Erzbisthums Magdeburg war. Er verfolgte mit großem Eifer die Prieſter, welche Concubinen hielten, und ſtrafte ſie nicht mit Geld, wie ſie es bis dahin gewohnt geweſen waren, ſondern mit canoniſchen Strafen.

Einſt lud er einen Pfarrer ſammt ſeiner Concubine zu ſich. Erſteren ließ er in das Kloſter kommen, aber die Dirne mußte draußen bleiben. Auf das Schärfſte befragt, leugnete der Pfarrer ſtandhaft und betheuerte mit einem heiligen Eide, daß er ganz keuſch mit ſeiner Magd lebe. Nun ging Buſch vor die Thür zu dem Mädchen und ſagte: Ich habe gehört, daß du bei deinem Herrn zu ſchlafen pflegſt; aber ſie leugnete und meinte, daß ſie nur mit Kühen, Kälbern und Schweinen zu thun habe. Als aber Buſch ſagte, daß ihr Herr bereits geſtanden habe, da geſtand ſie auch, und der geiſtliche Herr hatte falſch geſchworen.

Von den Satyrendichtern jener Zeit will ich gar nicht einmal reden, denn es iſt wohl möglich, daß ſie hin und wieder etwas erfanden, um die Pfaffen lächerlich zu machen. Ihre Schriften wurden aber mit dem größten Beifall geleſen, denn alle Welt war über die Sittenloſigkeit der Pfaffen empört.

Johann Franz Pico, Prinz von Mirandola, der die ſeltſame Unterredung mit Papſt Alexander 6. hatte, ſchilderte in einer Eingabe an Papſt Leo 10. (1513) den Verfall des Klerus und iſt beſonders darüber empört, daß ſolche Knaben, welche den höheren Geiſtlichen zur Befriedigung ihrer unnatürlichen Wolluſt gedient hatten, zum Kirchendienſte erzogen würden.

Geiler von Kaiſersberg (ſtarb 1510) war Lehrer der Theologie zu Freiburg und wurde dann Prediger zu Straßburg. Er erklärte einſt dem Biſchof: daß, wenn ein Unkeuſcher keine Meſſe leſen dürfe, er nur die Geiſtlichkeit des ganzen Sprengels ſuſpendiren möge, denn die meiſten lebten in einem ärgerlichen Concubinate.

Dieſer ebenſo ſittenreine als gelehrte originelle Mann ſchilderte in ſeinen trefflichen Predigten die Mönche und Pfaffen nach dem Leben. In einer derſelben, „vom menſchlichen Baum,“ heißt es: „Soll nämlich die Frucht der ehelichen Keuſchheit auf den Aeſten des Baumes wachſen, ſo hüte dich, ſieh dich vor, ſchäme dich. Zum erſten hüte dich vor den Mönchen. Dieſe Tengerſerlin (?) gehen nicht aus den Häuſern, ſie tragen etwas von der Frucht hinweg.

„Ja, wie ſoll ich ſie aber erkennen! Zu dem erſten erkenne ſie, wenn einer in dein Haus kommt, ſo ketſcht er ein

Digitized by Google

teines Novizlein mit ſich, es iſt kaum eine Fauſt groß, das bleibt in einem Winkel ſitzen, dem giebt man einen Aepfel, bis die Frau ihn durch das ganze Haus geführt.

„Zum Andern, ſo ſiehe ſeine Hände an, ſo bringt er Gaben, das ſchenkt er dir, das der Frau, das den Kindern, das der Dienerin.

„Das dritte Zeichen iſt, wenn er dir unbeſcheidene Ehr anthut. Wenn du ein Handwerksmann biſt, ſo nennt er dich Junker. — Wenn du einen ſemmelfarbnen Mönch ſiehſt, ſo zeichne dich mit dem heiligen Kreuz, und iſt der Mönch ſchwarz, ſo iſt er der Teufel, iſt er weiß, ſo iſt es ſeine Mutter, iſt er grau, ſo hat er mit beiden Theil.

„Zu dem Andern hüte dich vor den Pfaffen, die mache dir nicht geheim, ſondern die Beichtväter, Leutprieſter, Helfer und Capläne. Ja ſprichſt du, meine Frau haſſet Mönche und Pfaffen, ſie ſchwört, ſie habe ſie nicht lieb. Es iſt wahr, ſie wirft es ſo weit weg, daß es einer in drei Tagen mit einem Pferd nicht errennen möchte. Glaub ihr nicht, denn der Teufel treibt die Frauen, daß ſie der geweihten Leut begehren."

Intereſſante Beiträge zu der Liederlichkeit der Geiſtlichen enthalten die Schriften der Aerzte aus der damaligen Zeit. Aus ihnen lernt man die ſchrecklichen Folgen des Cölibats an den Leibern der Pfaffen ſelbſt kennen. Aber es war ein Unglück, daß ſie dieſe weiter mittheilten und nun auch die Menſchen körperlich zu Grunde richteten, nachdem ſie dieſelben geiſtig inficirt hatten. Alle Aerzte klagten, daß die Luſtſeuche, welche deutſche Landsknechte aus Frankreich mitgebracht haben ſollten, durch die Pfaffen auf eine grauenerregende Weiſe verbreitet würde.

Vergebens waren alle Ermahnungen zur Mäßigkeit. Kaſpar Torella, erſter Cardinal am Hofe Alexanders 6., Biſchof von St. Juſta in Sardinien und Leibarzt des Papſtes, bat die Cardinäle und ſämmtliche Geiſtliche, „doch ja nicht des Morgens bald nach der Meſſe Unzucht zu treiben, ſondern des Nachmittags und zwar nach geſchehener Verdauung, ſonſt würden ſie ihre Sündhaftigkeit mit Abzehrung, Speichelfluß und ähnlichen Krankheiten zu büßen haben, und die Kirche würde ſo ihrer ſchönſten Zierden beraubt werden."

Einige Aerzte äußerten ſogar ſpottweiſe die Beſorgniß, daß die Geiſtlichen die Luſtſeuche auch in den Himmel verpflanzen würden, und der Arzt Wendelin Hock forderte den Herzog von Würtemberg auf, der Liederlichkeit der Pfaffen Einhalt zu thun, da ſonſt das ganze Land verpeſtet werde. Dieſe Beſorgniß war keineswegs aus der Luft gegriffen, denn die veneriſchen Krankheiten nahmen ſo überhand, daß man in den meiſten größeren Städten eigne Spitäler dafür erbaute, welche man Franzoſenhäuſer nannte.

Bartholomäus Montagna, Profeſſor der Heilkunde zu Padua, hatte an den Leibern ſeiner geiſtlichen Freunde die beſte Gelegenheit, die Luſtſeuche zu ſtudiren, und ſchrieb darüber ein Buch, in welchem er einige Cardinalkrankheiten ſchrecklich genug ſchildert, Alexander 6. ſelbſt hatte fürchterlich zu leiden, und der Cardinal-Biſchof von Segovia, der die Aufſicht über die Hurenhäuſer zu Rom hatte, widmete ihnen ſo große Sorgſamkeit, daß er darüber ſein Leben einbüßte.

Zur Zeit der Reformation kamen unzählige Nichtswürdigkeiten der Pfaffen an das Licht. Als Luther anfing Lärm zu ſchlagen, da regte es ſich auf allen Seiten, und Schriften gegen die Geiſtlichkeit erſchienen in unendlicher Anzahl und überſchwemmten ganz Europa.

Luther, Melanchthon, Zwingli und Andere forderten laut die Erlaubniß zur Ehe für die Prieſter, und Letzterer richtete im Namen vieler Geiſtlichen Schriften an ſeine Vorgeſetzten, die aber alle nichts fruchteten. Aus einer derſelben will ich nur Folgendes anführen:

Ein Schulmeiſter, der verheirathet war, hatte Luſt ein Prieſter zu werden und wurde es mit der Einwilligung ſeiner Frau. Er hatte ſich aber zu viel zugetraut, indem er dachte, das Keuſchheitsgelübde halten zu können. Er wehrte ſich lange und hätte gern ſeine Frau wieder zu ſich genommen. Da er dies aber nicht durfte, ſo hing er ſich an eine Dirne, verließ den Wohnort ſeiner Frau, um dieſe nicht zu kränken, und kam in das Biſthum Conſtanz.

Die Frau, welche hörte, daß er eine Haushälterin habe, zog ihm nach. Der Mann, der ſie lieb hatte, ſchickte die Haushälterin weg und nahm ſeine Frau wieder zu ſich, da er meinte, es ſei dies doch beſſer, da es ohne „weibliche Pflege" nun einmal nicht ginge. Der Generalvicar und die Conſiſtorialräthe theilten aber nicht ſeine Anſicht. Sie befahlen ihm, bei Verluſt ſeiner Pfründe, ſeine Frau wegzuſchicken. Der arme Geiſtliche erbot ſich, dieſe als Concubine jährlich zu verzinſen; allein das war umſonſt, ſie mußte fort. Nun nahm er ſeine fortgeſchickte Concubine wieder zu ſich, und Alles war in beſter Ordnung; der Generalvicar hatte nichts dagegen zu erinnern!

Der Rath von Zürich geſtattete bald nach einer Disputation, in welcher Zwingli die Ehe wacker vertheidigt hatte, daß ſich die Prieſter verheiratheten. Mehre machten ſogleich von dieſer Erlaubniß Gebrauch und verkündeten ihren Entſchluß von der Kanzel. Das Volk bezeugte laut ſeinen Beifall, und bei der Trauung eines Prieſters in Straßburg, wo man bald dem guten Beiſpiel folgte, rief man im Volke: „Er hat ihm recht gethan. Gott geb ihm tauſend guter Jahr.

Erasmus von Rotterdam, der durch ſeine Schriften unendlich viel beitrug, die Macht der Päpſte zu untergraben, nannte die Reformation nur das lutheriſche Fieber oder ein Luſtſpiel, da es mit einer Heirath ſchließe. Als er Luthers Vermählung erfuhr, ſcherzte er: Es iſt ein alt Mährlein, daß der Antichriſt von einem Mönch und einer Nonne kommen ſoll. Er ſchrieb gleichfalls gegen den Cölibat, meinte aber, daß die Päpſte ihn ſchwerlich abſchaffen würden, denn der Hurenzins thue gar zu gut. Ob dieſer noch heute das Hinderniß iſt, welches die Päpſte von Aufhebung dieſes

ſchändlichen Geſetzes abhält, weiß ich zwar nicht, möchte es aber faſt aus der Hartnäckigkeit, mit der man es aufrecht erhält, ſchließen.

Auf der Trientiner Synode, wo all der alte Kirchenkohl wieder aufgewärmt wurde, beſtätigte man auch aufs Neue den Cölibat und erließ die ſtrengſten Verordnungen gegen das Concubinat. Aber auch dieſe Beſchlüſſe halfen nicht viel. In Polen lebten zur Zeit der Reformation faſt alle Geiſtlichen in heimlicher Ehe, und viele bekannten ſie ſelbſt öffentlich. Dieſer Zuſtand änderte ſich auch nach der Trientiner Synode nicht; und daß das Concubinat fortbeſtand, lehren die unzähligen ſpäteren Verordnungen dagegen.

In denjenigen Ländern, in welchen die Reformation feſten Fuß gefaßt hatte, waren die Geiſtlichen freilich darauf bedacht, ihr Schandleben vor den Augen der Welt mehr zu verbergen: aber, wie begreiflich, wurde damit nichts für die Sittlichkeit gewonnen, ſondern dieſe wurde dadurch im Gegentheil noch mehr gefährdet. Die Pfaffen blieben, trotz aller Concilienbeſchlüſſe, liebebedürftige Menſchen, um die Sache einmal recht zart auszudrücken, und da bei unvorſichtigem Genuß harte Strafen drohten, ſo waren ſie darauf angewieſen, ſich in der Kunſt der Verſtellung und Heuchelei zu vervollkommnen. Das Handwerk des Frauenverführens wurde nun jeſuitiſcher betrieben, und das war wahrlich kein Gewinn.

In den echt katholiſchen Ländern genirte man ſich indeſſen weniger, und der Cardinal Bellarmin zum Beiſpiel führte ein Leben, als hätte nie eine Reformation ſtattgefunden. Man erzählt von ihm, daß er 1624 Geliebten gehabt und nebenbei zur Sodomiterei noch vier ſchöne Ziegen gehalten habe! Mehr kann man von einem Einzelnen nicht verlangen.

Im ſiebenzehnten Jahrhundert erſchienen noch ſehr zahlreiche, die Unzucht der Pfaffen betreffende Verordnungen, und da man einmal das Concubinat nicht ausrotten konnte, ſo viele Mühe man ſich auch gab, ſo beſtimmte man nun das Alter der Köchinnen und Haushälterinnen auf 50 Jahr, und trotz dieſes Alters, welches gegen das Kinderbekommen ſicherte, warauf es beſonders ankam, mußten ſolche Perſonen ſich einer ſtrengen Prüfung unterwerfen.

Im 18. und 19. Jahrhundert werden die Provinzial-Synoden immer ſeltener, und dies iſt der Grund, weshalb die beſtändigen Erinnerungen an die Keuſchheitsgeſetze wegfallen, welche nur hin und wieder einmal in biſchöflichen Hirtenbriefen eingeſchärft werden.

Man hatte eingeſehen, daß ſich das Fleiſch der Pfaffen nicht ertödten laſſe, und war weit diplomatiſcher geworden. Anſtatt bei Keuſchheitsvergehungen an die große Glocke zu ſchlagen, vertuſchte man ſie, und ſuchte den Glauben zu verbreiten, als ſtehe es mit der Keuſchheit der Pfaffen ſehr gut.

Fand man eine Erinnerung für nöthig, ſo ſorgte man auch dafür, daß keine Kunde davon unter die Leute kam und in dem Ausſchreiben Joſeph Konrads, Biſchofs von Freiſingen und Regensburg, an den Regensburger Klerus, vom 7. Januar 1796, heißt es ausdrücklich: „Uebrigens wollen wir, daß von dieſen Statuten keine Nachricht unter das Volk komme, damit nicht der Klerus verachtet und verſpottet werde. Wir haben uns auch deswegen der lateiniſchen Sprache bedient, damit für die Ehre des Klerus geſorgt und das Volk bei ſeiner guten Meinung erhalten werde; da einige in demſelben glauben, es dürfte auch nicht der Verdacht eines ſchändlichen Verbrechens auf die Prieſter und ſeine Seelſorger fallen.“

Eine der neueſten Verordnungen in dieſer Beziehung enthält das Umlaufſchreiben des Biſchofs Ignaz Albert von Augsburg vom 1. April 1826, welches im Ganzen ſo diplomatiſch abgefaßt iſt, als wäre es im „deutſchen Hauſe“ zu Frankfurt a. M. fabrizirt worden, und folgende Stelle darin hat mich deshalb wegen ihrer Offenheit ſehr überraſcht: „— Ja wir wiſſen es, daß es bei einigen Pfarrern ſchon zur Gewohnheit geworden iſt, an Kirchfeſten und Jahrmärkten mit den Köchinnen zu erſcheinen und im Pfarrhauſe oder in Wirthshäuſern einzuſprechen und in ſpäter Nacht vollgefreſſen und vollgeſoffen nach Hauſe zurück zu kehren.“

Daß man jetzt von Ausſchweifungen der Pfaffen nicht ſo viel hört, liegt theils wie geſagt darin, daß diejenigen, welche dazu geneigt ſind, ſich mehr in Acht nehmen, theils an der Cenſur, die es nicht erlaubt, dergleichen zur öffentlichen Kenntniß zu bringen. Wir erfahren gewöhnlich nur etwas davon, wenn die Ausſchweifungen der Pfaffen Verbrechen zur Folge haben und die Juſtizbehörden einſchreiten müſſen.

Den neueſten Nachrichten zufolge herrſcht in Italien und in der Schweiz unter dem Klerus noch dieſelbe Unzucht, wie vor Jahrhunderten. In Spanien ſtand es in den erſten Jahrzehnten dieſes Jahrhunderts nicht beſſer, und der Großinquiſitor Bertram erklärte: daß die ganze Strenge der Inquiſition dazu nöthig ſei, um Kleriker und Mönche von Verbrechen zurück zu halten, und zu verhindern, daß der Beichtſtuhl in ein Bordell umgewandelt werde. — In Südamerika überbietet die Geiſtlichkeit alle anderen Stände an Sittenloſigkeit, und das will dort etwas heißen. In Peru iſt das Concubinat in ſeiner vollen Blüthe.

Ob es noch in Deutſchland gebräuchlich iſt, vermag ich nicht zu ſagen, da ich mich während meines Aufenthaltes in katholiſchen Ländern wenig um die Pfaffen bekümmerte; allein ein Vorfall, den ich ſelbſt erlebte, läßt mich die Sache für ſehr wahrſcheinlich halten.

Ich ſtand als junger Offizier in Mainz. Die Regimenter waren auf Kriegsſtärke, die Kaſernen reichten nicht aus, und ein Theil der Soldaten wurde in Bürgerhäuſern einquartirt. Mein Hauptmann, der mit Pfaffen nicht gern etwas zu thun hatte, bat mich eines Tages, zu einem geiſtlichen Herrn zu gehen, der ſich darüber beſchwerte, daß ein bei ihm einquartierter Soldat unſerer Compagnie ſich Frei-

heiten gegen ſeine Köchin herausnehme, und verlangte, daß man den Sünder ausquartiren ſolle. Ich begab mich in das Haus des geiſtlichen Herrn. Ein ſehr hübſches ſchwarzäugiges Mädchen, — die bewußte Köchin — öffnete und ging in ein Zimmer, um mich, wie ich vermuthete, ihrem Herrn zu melden. Es dauerte mir indeſſen zu lange, bis ſie wieder kam, und der Gedanke empörte meine ſtolze Lieutenantsſeele, bei einem Pfaffen zu antichambriren. Ich klopfte alſo an die erſte beſte Thür und trat, da ich keine Antwort erhielt, ſchnell und ärgerlich ein.

Vor mir entfaltete ſich ein ſchönes Gemälde häuslichen Friedens. Ein ziemlich ältlicher Herr ſaß vor einer ſehr einladend beſetzten Tafel, welche von der Abendſonne recht freundlich beleuchtet wurde, auf dem Sopha, und ſchüchtern wie ein Reh entſprang mit glühendrothen Wangen von ſeiner Seite eine etwa 20jährige Blondine, während die eben durch eine andre Thür eintretende Brünette höchſt überraſcht ſtehen blieb. Wahrſcheinlich hatte ſie ihren „Krieger" erſt von meiner Ankunft benachrichtigen wollen, ehe ſie mich ihrem Herrn meldete. Dieſer erhob ſich weder von ſeinem Sopha, noch machte er irgend eine grüßende Bewegung, ſo daß ich mich aus Rache veranlaßt fühlte, den hübſchen Soldaten dem Pfaffen zum Poſſen im Hauſe zu laſſen.

Durch die Reformation iſt es erſt recht klar geworden, wie nur einzig und allein das Cölibatgeſetz an der Sittenloſigkeit der Pfaffen Schuld war, und daß die Unzucht nicht eine nothwendige Folge der Theologie iſt. Von proteſtantiſchen Geiſtlichen hat man nie dergleichen unzüchtige Geſchichten erzählen können; ja man kann im Allgemeinen annehmen, daß ihre Ehen als Muſter aufgeſtellt zu werden verdienen.

Ferner wird wohl Niemand leugnen können, daß das Volk in proteſtantiſchen Ländern bei Weitem nicht ſo ſittenlos lebt, wie in katholiſchen; aber das kommt ganz einfach daher, weil der Cölibat die ſehr zahlreichen geiſtlichen Herren nöthigt, ſich unter den Töchtern des Landes umzuſehen, und weil ſehr viele gewiſſenlos genug ſind, durch allerlei verfängliche Fragen im Beichtſtuhl die Wolluſt der jungen Mädchen aufzuregen, um gelegentlich davon profitiren zu können. Ich kenne Fälle, wo geile Pfaffen ganz junge Mädchen durch Fragen nach allerlei Sünden, von denen ſie noch gar keine Ahnung hatten, ſo in Angſt verſetzten, daß ſie ohnmächtig wurden.

Es ſollte ſich jeder Ehrenmann zur Pflicht machen, alle Fälle von pfäffiſcher Niederträchtigkeit, beſonders ſolche, die mit dem Cölibat zuſammenhängen und die zu ſeiner Kenntniß gelangen, ſo viel als möglich zu verbreiten. Dann würden den regierenden Herren vielleicht die Augen aufgehen und ſie ſich endlich zu einem energiſchen Schritte, zur Abſchaffung des Cölibats, entſchließen, was gewiß von jedem gutdenkenden Katholiken gewünſcht wird.

Die Vorfälle der neueſten Zeit ſind bekannt, und es gehört nicht zu den geringſten Verdienſten derjenigen Geiſtlichen, welche ſich an die Spitze der deutſch-katholiſchen Gemeinden ſtellten, daß ſie das entwürdigende und demoraliſirende Geſetz der Eheloſigkeit der Geiſtlichen aus ihrer Kirche verbannten.

Ich ſchließe dieſes Kapitel mit dem Wunſche, daß unſre Fürſten, welche ſich doch ſonſt ſo gern in mittelalterliche Erinnerungen verſenken, den Ausſpruch Kaiſer Albrechts 2. auf dem Fürſtentage zu Mainz 1439, beherzigen möchten: „Kein Geld mehr aus Deutſchland nach Rom; der deutſche Biſchof hängt von ſeinem Erzbiſchof ab, und Deutſchlands Kirchenweſen nicht mehr vom Papſt!" — Würde dieſer Ausſpruch eine Wahrheit, dann hätte auch ſicher der Cölibat bald ein Ende. —

Der Lügenfreund oder der Ungläubige.

Von Lucian.

Tychiades und Philokles.

Tychiades. Kannſt du mir nicht ſagen, mein lieber Philokles, wie es doch kommt, daß die meiſten Menſchen ſo großen Gefallen an Lügen haben: ſo daß es ihnen ungemeine Freude macht, die grundloſeſten Dinge nicht nur ſelbſt zu erzählen, ſondern auch von Andern mit der größten Aufmerkſamkeit anzuhören?

Philokles. In ſehr vielen Fällen iſt es die Rückſicht auf den Vortheil, welche die Menſchen nöthigt, Unwahrheit zu ſagen.

Tychiades. Ich ſpreche hier nicht von Solchen, die im Falle ſind, lügen zu müſſen: dieſen gebührt jedenfalls Nachſicht, bisweilen ſogar Lob, wenn ſie z. B. im Kriege den Feind durch falſche Nachrichten hintergehen, oder in bedrängten Lagen, um ſich und Andere zu retten, zu dieſem Mittelchen greifen, dergleichen Ulyſſes mehr als einmal gethan,

Sorgend für ſeine Seele zugleich und der Freunde Zurückkunft.
(Odyſſ. 1. 5.)

Vielmehr rede ich hier blos von Denen, welche ſich ohne alle Noth, aus purer Liebhaberei, mit Lügen abgeben, und gegen dieſe die Wahrheit weit zurückſetzen. Da möchte ich doch wohl wiſſen, was dieſe Leute dabei für einen Nutzen zu haben glauben.

Philokles. Haſt du wirklich ſchon Welche kennen gelernt, denen eine ſolche Liebe zur Unwahrheit wie angeboren iſt?

Tychiades. O ja, mein Freund; es giebt Deren ſehr Viele.

Digitized by Google

Philokles. Da müßte man denn nur ſagen, Unverſtand ſei die Urſache, warum ſie Unwahrheiten ſprechen, indem ſie ja das Schlimmſte dem Beſten vorziehen.

Tychiades. Das iſt es nicht, mein Freund. Ich könnte dir viele, ſonſt ſehr verſtändige und höchſt einſichtsvolle Männer nennen, die gleichwohl auf eine unbegreifliche Weiſe in dieſem Uebel befangen, und ſo große Liebhaber vom Lügen ſind, daß es mich wirklich verdrießt, zu ſehen, wie Leute, die doch in allen übrigen Stücken ſo vorzüglich ſind, ihre Freude daran haben können, ſich ſelbſt und Andere zu betrügen. Jene Alten z. B. kennſt du ja ſelbſt und beſſer als ich, den Herodot, den Knidler Cteſias, und die noch ältern Dichter, den großen Homer nicht ausgenommen: alle dieſe hochgeprieſenen Schriftſteller haben ihre Lügen ſogar in Bücher gebracht, ſo daß ſie nicht blos ihre damaligen Zuhörer betrogen, ſondern daß ihr in die ſchönſten Worte und Sylbenmaaße gefaßter Trug ſich durch fortgehende Ueberlieferung bis auf unſere Zeiten erhalten hat. Mehr als einmal war es mir, als ob ich mich für ſie ſchämen müßte, wenn ich ihre Erzählungen von der Entmannung des Uranus las, oder von dem angeſchmiedeten Prometheus, oder von der Empörung der Giganten, oder ihre tragiſchen Schilderungen von der Unterwelt, und wie Jupiter aus Liebesdrang zum Stier oder Schwan geworden, wie ein Weib ſich in einen Vogel oder Bär verwandelt, und ihre Mährchen vom Pegaſus, der Chimäre, den Gorgonen und Cyklopen, und was dergleichen ungereimte und abenteuerliche Fabeleien mehr ſind, welche höchſtens einigen Eindruck auf die Seelen von Kindern machen können, welche noch vor Hexen und Geſpenſtern*) zittern.

Doch, was die Dichter thun, möchte noch hingehen: daß aber ganze Städte und Nationen öffentlich und von Staatswegen Lügen ſchmieden, Wer findet Dieß nicht lächerlich? wenn z. B. die Krrter das Grab Jupiter's zu zeigen ſich nicht entblöden, oder die Athener den Erichthonius aus der Erde entſproſſen ſein laſſen und behaupten, die erſten Menſchen ſeien aus dem Attiſchen Boden gewachſen wie die Kohlköpfe? und damit iſt es ihnen noch weit mehr Ernſt, als den Thebanern, wenn ſie erzählen, aus den (ausgeſäeten) Zähnen eines Drachen wären Männer, Sparten genannt, hervorgekeimt. Wenn nun Einer dieſe Sagen für das, was ſie ſind, für lächerliche Fabeln hält, und nach verſtändiger Prüfung der Meinung iſt, daß es höchſtens eines Coröbus und Margites**) Sache ſei, zu glauben, Triptolemus ſei wirklich mit geflügelten Drachen durch die Lüfte gefahren, Pan habe ſich aus Arkadien auf dem Marathoniſchen Schlachtfelde zur Hülfe eingeſtellt, Orithyia ſei vom Nordwind entführt worden — ſo gilt ein Solcher den Leuten für unverſtändig und gottlos, weil er ſo offenkundige und unbeſtreitbare Thatſachen nicht glauben wolle. So groß iſt die Gewalt, welche die Lüge ausübt.

Philokles. Doch ſollt' ich denken, daß man den Dichtern und den Städten Das zu Gute halten könnte, mein Tychiades. Jenen iſt es Bedürfniß, in ihre Werke den Reiz des Wunderbaren zu verweben, was für ihre Zuhörer immer das Anziehendſte iſt. Der Athener hingegen und Thebaner und Andere ſuchen durch Sagen dieſer Art ihrem Vaterlande mehr Glanz und Anſehen zu verſchaffen. Und wollte man dieſe ganze Maſſe des Fabelhaften aus Griechenland verbannen, was bliebe den armen Periegeten*) anderes übrig, als Hungers zu ſterben, da ja die Fremden die nackte Wahrheit nicht einmal umſonſt anzuhören Luſt hätten? Aber Leute, die ohne irgend einen ſolchen Beweggrund ſich ein Vergnügen daraus machten, zu lügen, blos um zu lügen, dieſe wären allerdings in hohem Grade belachenswerth.

Tychiades. Ganz recht. So eben komme ich von dem hochangeſehenen Eukrates her, aus deſſen Munde ich des Unglaublichen und Mährchenhaften eine große Fülle vernommen habe. Ja ich machte mich aus dem Staube, noch ehe er zu Ende war: denn es war mir, als ob mich die Furien vertrieben, als ich den Mann eine ſolche Menge der abenteuerlichſten Ungereimtheiten herausſchwatzen hörte.

Philokles. Und doch gilt dieſer Eukrates für einen ſehr glaubwürdigen Mann. Man ſollte doch wohl nicht vermuthen, daß dieſer ehrwürdige Sechziger mit ſeinem langen Barte, der ſein Leben faſt ausſchließlich der Philoſophie gewidmet, es ertragen könnte, wenn ein Anderer in ſeiner Gegenwart ſich Unwahrheiten erlaubte, geſchweige daß er ſich ſelbſt dergleichen beigehen laſſen ſollte!

Tychiades. O Freund, hätteſt du doch mit angehört, was er Alles vorbrachte! Wie er es bekräftigte, wie er ſich betheuerte, wie er ſogar die Wahrheit ſeiner Ausſagen bei'm Leben ſeiner Kinder beſchwor! Ich wußte in der That nicht, was ich von dem Manne denken ſollte. Bald kam es mir vor, als wäre ſein Kopf aus der Ordnung gekommen, bald hielt ich ihn für einen Windbeutel, dem es lange Zeit gelungen, den lächerlichen Affen, der er war, ohne daß wir's merkten, unter einer Löwenhaut zu verbergen; ſo tolles Zeug ließ er von ſich hören.

Philokles. Und was ſagte er denn Alles, Tychiades? Ich bin doch begierig zu wiſſen, welcher Unſinn hinter dem ſtattlichen Philoſophen verſteckt lag.

Tychiades. Ich war ſchon früher gewohnt geweſen, Eukrates zu beſuchen, ſo oft ich Muße hatte. Heute aber wollte ich zu Leontichus gehen, der, wie du weißt, mein Freund iſt, und mit welchem ich nothwendig zu ſprechen hatte. An ſeiner Thür erfuhr ich, er wäre ausgegangen, den Eukrates, der krank liege, zu beſuchen. Um nun Beides mit Einemmale abzuthun, den Leontichus zu ſprechen, und nach

*) „Vor der Mormo und der Lamia," den Popanzen in den Griechiſchen Kinderſtuben.

**) Sprichwörtliche Namen für Pinſel und Narren.

*) D. i. Herumführer, Cicerone.

Eukrates zu ſehen, von deſſen Krankheit ich Nichts gewußt hatte, begab ich mich zu Letzterem. Dort traf ich zwar den Leontichus nicht mehr, der, wie ſie ſagten, kurz vor meinem Eintritt weggegangen war, dagegen viele Andere, und unter ihnen den Peripatetiker Kleodėmus, den Stoiker Dinomachus und den Jon, der, wie du weißt, ſo große Anſprüche auf Bewunderung macht, weil Niemand ſo tief, wie er, in die Platoniſche Philoſophie eingedrungen ſei, und Niemand Plato's Schriften beſſer als er erklären könne. Du ſiehſt, welch große Namen ich dir nenne, Männer voll tiefer Weisheit und von vollkommener Tugend, die Häupter jeglicher Sekte, alle von einem ſehr ehrwürdigen, um nicht zu ſagen ſchauerlichen Anſehen. Außerdem war noch der Arzt Antigonus zugegen, der vermuthlich, um den Kranken zu beſorgen, gerufen worden war. Der letztere ſchien ſich wieder um ein Gutes beſſer zu befinden; es war ſein altes Uebel, und die Gichtmaterie hatte ſich bereits wieder in die Füße zurückgezogen. Er hieß mich ſogleich neben ſich auf ſein Ruhebette ſitzen. Bei'm Eintreten hatte ich ihn mit vielem Eifer und lautem Geſchrei Etwas behaupten hören; allein wie er mich ſah, ſtimmte er ſich auf einmal auf den ſchwächlichen Ton eines Patienten herab. Nachdem ich mich mit aller Vorſicht, um ſeinen Füßen nicht zu nahe zu kommen, niedergelaſſen hatte; fing ich mit der Entſchuldigung an, daß ich von ſeiner Krankheit nichts gewußt hätte, und verſicherte, bei der erſten Nachricht davon eilends herbeigelaufen zu ſein.

Die Geſellſchaft hatte eben von ſeiner Krankheit geſprochen: Einige hatten ihre Meinung bereits geſagt, Andere waren gerade im Begriff die ihrige zu entwickeln, und der Eine dieſes, der Andere jenes Mittel dagegen vorzuſchlagen. „Wenn man alſo," fuhr Kleodėmus fort, „den Zahn einer auf die angegebene Weiſe umgebrachten Spitzmaus mit der linken Hand von der Erde aufhebt, in ein Stückchen von einer friſch abgezogenen Löwenhaut einnäht, und dieſes ſodann um das Bein bindet, ſo hört der Schmerz augenblicklich auf." „Nicht in eine Löwenhaut, wie ich mir habe ſagen laſſen," unterbrach ihn Dinomachus, „ſondern in die Haut einer jungen Hirſchkuh, die noch nicht getragen hat; und das iſt auch wahrſcheinlicher: denn der Hirſch iſt ein ſchnelles Thier, das ſeine Hauptſtärke in den Füßen hat. Der Löwe iſt zwar ſtark, und das Löwenſchmalz, ſo wie ſeine rechte Tatze und die langen, geraden Haare aus ſeinem Bart haben gar große Kräfte, wenn man ſie mit dem zu jedem Stück gehörigen Spruch recht zu gebrauchen weiß: allein daß er kranke Füße heile, darf man ſich nicht verſprechen." „Ich ſelbſt," verſetzte Kleodėmus, „war früher lange dieſer Meinung, es müſſe eine Hirſchhaut ſein, weil der Hirſch ein ſchnellfüßiges Thier ſei. Neulich aber belehrte mich ein in ſolchen Dingen einſichtsvoller Mann aus Libyen eines Beſſern, indem er mir begreiflich machte, daß der Löwe doch noch ſchneller ſei als der Hirſch, weil ja dieſer von jenem auf der Flucht erhaſcht werde." Alle Anweſenden gaben dem Libyer ihren Beifall.

Hierauf nahm ich das Wort: „Ihr glaubt alſo wirklich," fragte ich, „daß durch magiſche Sprüche und äußerliche Anhängſel ſich Uebel kuriren laſſen, die doch innerlich ſind?" Ein allgemeines Gelächter war die Antwort und gab mir zu erkennen, wie albern ich dieſen Herren vorkommen mußte, da ich ſo allbekannte und ausgemachte Dinge, an welchen kein Vernünftiger je zweifeln könnte, nicht zu wiſſen ſchien. Nur dem Arzt Antigonus gefiel meine Frage, wie ich zu bemerken glaubte: man hatte ihn offenbar vernachläßigt; er wollte dem Eukrates nach den Regeln ſeiner Kunſt helfen, unterſagte ihm den Wein, verordnete leichte Gemüſe: kurz er wollte ihn möglich herabſtimmen. Da wandte ſich Kleodėmus mit ſpöttiſchem Lächeln an mich und ſagte: „Im Ernſte, Tychiades, findeſt du es nicht glaublich, daß Mittel, wie die vorhin angegebenen, gegen Krankheiten dienen können?" — „Ich einmal nicht," verſetzte ich; „mein Gehirn müßte wohl ſchlecht aufgeräumt ſein, wenn ich glauben könnte, daß Dinge, die mit den innerlichen Urſachen der Krankheit in gar keinem Zuſammenhange ſtehen, in Verbindung mit etlichen Sprüchelchen, wie ihr ſagt, und ſonſtigen Poſſen, dem leidenden Theile aufgebunden, einige Wirkung zu äußern und die Heilung herbeizuführen vermögen. Das kann nun einmal nicht ſein, und wenn man ein ganzes Dutzend Spitzmäuſe in die Haut des Nemeiſchen Löwens ſelbſt einnähte. Wie manchen Löwen habe ich vor Schmerz hinken ſehen, während er doch ſeine Haut ganz unverſehrt auf dem Leibe hatte!"

„Du biſt in der That ſehr unwiſſend in ſolchen Dingen," fiel Dinomachus ein; „es muß dir nie daran gelegen geweſen ſein, dich über die Heilmittel der Krankheiten zu unterrichten. Vermuthlich wirſt du eben ſo wenig wiſſen wollen von der Art, wie man periodiſche Fieber bannen, Schlangen beſchwören, Drüſengeſchwüre vertreiben kann, und was dergleichen Künſte mehr ſind, die heutzutage jedes alte Weib auszuüben verſteht. Wenn nun dieſe ihre Wirkung nicht verfehlen, warum willſt du nicht an jenes Mittel glauben, das doch mit dieſen von ganz ähnlicher Art iſt?" — „Das Eine folgt nicht aus dem Andern," erwiederte ich: „du willſt, wie das Sprichwort ſagt, einen Nagel mit einem andern austreiben. Wenn auch Heilungen erfolgen, wie du eben nannteſt, ſo iſt doch noch nicht ausgemacht, daß ſie Wirkungen ſolcher Kräfte ſind, dergleichen du annimmſt. So lange du mir nicht begreiflich machen kannſt, wie es möglich ſein ſoll, daß ein Fieber oder ein Geſchwür aus Reſpekt vor irgend einem heiligen Namen, oder ein paar barbariſchen Wörtern ſich eilends flüchtig mache, ſo lange halte ich Alles, was du ſagteſt, für Alteweiberpoſſen."

„Wenn du ſo ſprichſt," verſetzte Dinomachus, „und nicht glaubſt, daß Heilungen durch die Nennung heiliger Namen bewirkt werden können, ſo iſt ſehr wahrſcheinlich, daß du überhaupt nicht an das Daſein der Götter glaubſt." — „Sa-

ge das nicht, mein Beſter," fiel ich ein: „wenn es gleich Götter giebt, ſa können nichts deſto weniger alle dieſe Dinge Lügen ſeln. Im Gegentheile, ich verehre die Götter, und ſehe die wohlthätigen Wirkungen vae Angen, welche ſie durch Heilmitlel und kunſtgemäßes Verfahren an den Kranken heroargebracht werden laſſen. Aeskulap ſeibſt und ſeine Söhne pflegten des Kranken mit Arznei und

— — legten ihm lindernde Salb' auf,

ohne Löwenfelle und Spitzmäuſe ihm auf die Haul zu binden."

„Laßl ihn glauben, was er will," ſagte Jon: „ich will euch eine Geſchichle eezählen, die euch in Erſtaunen ſetzen wird. Ich war ein Knabe van ungefähr vierzehen Jahren: da kam eines Vormittags ein Menſch zu meinem Vater gelaufen und zeigte ihm an, ſein Weingärtner Midas, einer von unſern ſtärkſten und fleißigſten Knechten, ſel van einer giftigen Natter gebiſſen worden, und ſein Bein fange ſchan an zu faulen. Ee ſei im Weinberge beſchäftigt geweſen, die Reben an die Pfähle zu binden, als die Beſtie herbeigeſchlichen, ihn in die große Zehe gebiſſen, und ſich darauf ſogleich wiedee in ihre Höhle hineingemacht habe. Jetzt liege er da, und winſele und vergehe vor Schmeez. Wie der Menſch nach ſo erzählte, ſahen wir ſchan den Midas van ſeinen Mitknechten auf einem Tragſtuhl herbeigebracht werden: er war über und über geſchwollen, braun und blau, ſein ganzes Ausſehen wie abgeſtarben; kaum holte er noch Athem. Da ſagte ein zufällig anweſender Bekannter zu melnem Vater, dem der Unfall ſehr nahe ging: „„Beruhige dich; ich will auf der Stelle einen Babylonier, einer van den ſogenannten Chaldäeen herbeihalen, der wird dir den Mann bald kurirt haben."" Daß ich's kurz mache: der Babylonier kommt und bringl unſern Midas richtig auf die Beine, nachdem er ihm mitteiſt elnes Spruches das Gift aus dem Leibe gelrieben, und ein Stückchen, das er von dem Grabſtein einer verſtarbenen Jungfrau abgeſchlagen, an den Fuß gebunden hatte. Vielleicht findet man das eben nichl außerordentlich! wiewohl ich mit angeſehen habe, wie Midas aufſtand, denſelben Stuhl, auf welchem man ihn herbeigetragen hatte, auf die Schulter nahm, und kräftigen Schrittes hinaus nach unſerem Gute ging. So viel vermochte der Zauberſpruch und das Stückchen van jenem Leichenſtein!

Allein der Mann lhat noch mehr: er verrichtele ein wahrhaft göttliches Wunder. Des Morgens früh begab er ſich auf unſer Gut, und giug dreimal um daſſelbe, indem er mit einer Fackel und mit Schwefeldampf eine Weihung des Oetes dornahm, und aus einem alten Buche ſieben heilige Namen dazu vorlas. Dadurch vertrieb er, was von ſchädlichem Gewürm auf unſerer Feldmark lebte. Denn nun kamen, als zöge man ſie mit Gewalt hervor, aus ihren Löchern gekrochen, Schlangen, Nattern, Vipern, Horn- und Schleßſchlangen, Unken und Kröten. Nur ein einziger alter Drache, der vermuthlich aus Altersſchwäche nicht mehr hervorkriechen konnte, hatte ſich an die Vorladung nicht gekehrt und war zurückgeblieben. Sogleich bemerkte der Zauberer, daß nicht alle da wären. Mit einem Wink ordnete er eine der jüngſten Schlangen an den Alten ab, und gleich darauf erſchien auch Dieſer. Wie ſie alle verſammelt waren, blies ſie der Babylonier an, und augenblicklich waren alle zu unſerem größten Erſtaunen von ſeinem Hauch zu Aſche verbrannt."

„Ei ſage doch, Jon," fragle ich, „führte denn wohl die junge Schlange den abgelebten alten Drachen an der Hand, oder kam er mit Hülſe eines Stockes einhergehumpelt?" — „Spotte du nur," fiel Kleodemus ein: „ich ſelbſt war var Zeiten wohl noch ungläubiger in ſolchen Dingen, als du, weil ich mir ihre Möglichkeit durchaus nicht vorſtellen kannte: allein, als ich einmal einen Ausländer (aus dem Hyperboräerlande, wie er ſelbſt angab) fliegen ſah, da wuede ich gläubig und gab gewonnen, ſa ſehr ich mich geſträubl hatte. Wie konnte ich auch anders, da ich mlt eigenen Augen zuſah, wie er ſich am hellen Tage in die Lüfte erhob, auf dem Waſſer einherlief, und ganz gemächlich und langſam durch's Feuer ging?" — „Wie?" rief ich: „das haſt du geſehen? einen Hyperboräer, der fliegen und auf dem Waſſer gehen konnte?" — „Allerdings, und zwar in bloßen Rohlederſchuhen, wie ſie ſeine Landsleute tragen. Andere Stücke, die ee zeigle, will ich als zu unbedeutend gar nicht erwähnen, wie er z. B. Leute beherte, daß ſie verliebt wurden, Geiſter citirte, verweſende Leichname in's Leben rief, die Hekate uns leibhaftig erſcheinen ließ, und den Mond auf die Erde zog.

Laßt euch nur erzählen, was ich ihn im Hauſe des Glaucias, Alexikles Sohn, verrichten ſah. Dieſer Glaucias, der nach dem Tode ſeines Vaters in den Beſitz vau deſſen ganzem Vermögen gekommen war, hatte ſich in Chryſis, die Tochter Dämenets, varliebt. Ich war ſein Lehree in der Philoſophie, und wenn ihn nicht jene Liebſchaft zu ſehr zerſtreut hätte, er würde bereils die peripatetiſche Doktrin in ihrem ganzen Umfange inne haben. Denn er analyſirte ſchon in ſeinem 18. Jahre, und hatte den ganzen Kurs der Phyſik bis zu Ende gehört. Bei allem Dem wußte ſich der junge Menſch in ſeiner Liebesnoth nicht zu rathen und zu helſen, und vertraute mir ſeln ganzes Geheimniß an. Ich führte ihm alſo — wie billig, da ich ſein Lehrer war — den Hyperboräiſchen Zauberer in's Haus, nachdem ich Dieſem vier Minen (174 fl.) vorausgezahll haite, die zu den vorläufigen Opfern erforderlich waren. Sechszehen Minen ſollte er erhallen, wenn er die Chryſis herbeigeſchafft hätte. Nachdem er nun den Vollmond abgewartet hatte, um welche Zeit dergleichen Verrichtungen am beſten von Statten gehen, grub er eine Grube im Hinterhofe des Hauſes, und citirte um Mitternacht den Geiſt des Alexikles herauf, des 7 Monate zuvor verſtorbenen Vaters van Glaucias. Dieſer war Anfangs ungehalten über die Liebſchaft des Sohnes und zürnte: endlich aber gab er doch ſeine Einwilligung dazu. Jetzt ließ er die Hekate emporſteigen, welche den Cer-

Digitized by Google

herus mit herausbrachte; dann zog er den Mond herab, was ein wechſelvolles Schauſpiel iſt, und bald dieſe, bald jene Erſcheinung herbeiſührl. Zuerſt zeigte ſich Luna in weiblicher Geſtalt; hierauf wurde ſie zu einer wunderſchönen Kuh; nach dieſem erſchien ſie als ein kleines Hündchen. Endlich formte der Hyperboräer aus Lehm einen kleinen Kupido und ſagte zu dieſem: „Geh' und hole die Chryſis!" Alſogleich flattert der Lehm davon, und nach wenigen Augenblicken ſteht Chryſis vor der Thüre und klopft. Man läßt ſie ein: ſie fliegt dem Glaucias, wie raſend vor Liebe, an den Hals, und bleibt bei ihm bis zum Hahnenſchrei. Jetzt ſchwebte Luna wieder gen Himmel. Hekate ſank in die Erde, alle übrigen Erſcheinungen verſchwanden, und die Chryſis entließen wir mit Beginn der Morgendämmerung. Wenn du Das mit angeſehen hätteſt, Tychiades, ſo würdeſt du an den vielen wohlthätigen Kräften der Zauberſprüche nicht mehr zweifeln."

„Du haſt Recht," verſetzte ich, „wenn ich es geſehen hätte, würde ich es glauben: ſo aber iſt es mir zu verzeihen, glaube ich, wenn ich in dieſen Dingen nicht ſo ſcharf ſehe, wie ihr. Nur das muß ich bemerken: ich kenne dieſe Chryſis, von welcher du erzählteſt. Sie iſt eine ſehr gefällige und willige Perſon. Ich ſehe alſo nicht, wie es eines Boten aus Lehm geformt, eines hyperboräiſchen Zauberers, und ſogar des Mondes bei einer Chryſis bedurfte, die man mit 20 Drachmen [8 fl. 40 kr.] in's Land der Hyperboräer ſelbſt locken könnte. Denn das iſt der unwiderſtehliche Zauberer für dieſe Dirne; und in ſo fern iſt es mit ihr ganz anders, als mit den Geſpenſtern. Denn dieſe machen ſich davon, wie ihr ſagt, wenn ſie Kupfer oder Silber klingen hören. Jene aber, wenn irgendwo Silber klirrt, läuft dem Klange nach. Außerdem muß ich mich über den Zauberer ſelbſt wundern, wie er, da er ja die reichſten Frauen in ſich verliebt machen, und damit ganze Talente auf einmal verdienen könnte, mit ſo kleinlichen Geſchäften ſich abgeben, und um 4 Minen einem Glaucias ſeine Geliebte zuführen mag."

„Du machſt dich nur lächerlich durch dieſen hartnäckigen Unglauben," ſagte Jon. „Ich möchte dich doch wohl fragen, was du dazu ſagſt, daß es Leute giebt, die im Stande ſind, die Beſeſſenen zu befreien, und mittelſt ihrer Sprüche die böſen Geiſter ihnen ſichtbarlich auszutreiben? Ich brauche nicht erſt an den Meiſter dieſer Kunſt, den berühmten Syrer aus Paläſtina zu erinnern [Alle kennen ja den merkwürdigen Mann], welcher Leute, die bei'm Anblick des Mondes umfallen, die Augen verdrehen und Schaum vor dem Munde haben, aufſtehen heißt, und ſie geſund und für immer frei von ihrem Uebel wieder nach Hauſe ſchickt, wofür er ſich jedesmal eine ſchöne Summe zahlen läßt. Er ſtellt ſich nämlich vor den zu Boden liegenden Kranken, und fragt, woher er in dieſen Leib gefahren ſei? Auf das ſpricht der Kranke ſelbſt kein Wort: aber der böſe Geiſt antwortet auf Griechiſch oder in irgend einer ausländiſchen Sprache wo er eben zu Hauſe iſt, wie und woher er in dieſen Menſchen gekommen ſei. Jetzt rückt der Mann mit Beſchwörungen, und wenn der Geiſt nicht gehorchen will, mit Drohungen heraus, und treibt ſo den Unhold aus dem Leibe. Ich ſelbſt ſah einmal einen ſolchen Geiſt ausfahren, der ganz ſchwarz und rauchig ausſah." — „Kein Wunder," verſetzte ich, „daß du ſo Etwas geſehen, Jon, da dir ja auch die Ideen, welche euer Vater Plato ſehen läßt, ſichtbar erſcheinen, die freilich für uns Blödſichtige gar zu feine Gebilde ſind."

„Glaubſt du denn," fiel Eukrates ein, „Jon ſei der Einzige, der ſolche Dinge geſehen hat? Sind nicht noch vielen anderen Leuten Geiſter begegnet, ſowohl bei Tag als bei Nacht? Ich ſelbſt habe nicht nur einmal, wohl hundertmal ſolche Erſcheinungen gehabt. Anfänglich erſchrack ich freilich nicht wenig: jetzt aber bin ich ſo daran gewöhnt, daß ich mir gar nichts mehr daraus mache, beſonders ſeitdem mir ein gewiſſer Araber einen eiſernen Ring aus Galgennägeln geſchenkt, und mich einen Spruch gelehrt hat, der aus einer Menge heiliger Namen beſteht — es wäre denn, daß du auch mir nicht glauben wollteſt Tychiades?" — „Wie ſollte ich dem Eukrates, dem Sohn Dinon's, nicht glauben," verſetzte ich, in ſeinem eigenen Hauſe ſeine Meinung mit aller Freimüthigkeit auszuſprechen?"

„Was ſich alſo mit der Bildſäule zuträgt," fuhr Eukrates fort, „und was alle Nächte allen Leuten in meinem Hauſe, jung und alt, zu erſcheinen pflegt, das kannſt du nicht von mir, ſondern von jedem meiner Hausgenoſſen vernehmen." — „Mit welcher Bildſäule?" fragte ich. — „Haſt du beim Eintreten auf der Hausflur nicht die ſchöne Statue geſehen, ein Werk des berühmten Demetrius?" — „Du meinſt doch nicht etwa den Discobolus, der mit dem Körper vorgebeugt, wie im Augenblick des Wurfs, den Kopf aufwärts nach der Hand, welche den Diskus hält, gewendet, mit halbgebogenem Knie, zugleich mit dem Wurf ſich aufzurichten ſcheint?" — „Dieſen meine ich nicht," ſagte Eukrates: „der Diſcobotus, von welchem du ſprichſt, iſt eines von Myron's Werken; auch nicht die daneben ſtehende ſchöne Statue eines Jünglings, der ſich die Siegerbinde um das Haupt windet: dieſe iſt ein Werk von Polykles. Aber laſſen wir die Bilder, die rechts vom Eingange ſtehen, unter welchen ſich auch ein Paar von der Hand Kritias des Neſioten befinden, die Tyrannenmörder. Wenn du aber die Bildſäule neben dem Brunnen wahrgenommen haſt den halbbekleideten ältlichen Mann mit dem Hängebauch, einem kahlen Kopfe, einem langen Barte, in deſſen Haaren der Wind zu ſpielen ſcheint, und mit ſehr deutlich hervortretenden Adern, kurz, der ſo ganz einem wirklichen Menſchen gleicht, den meine ich. Ohne Zweifel iſt es der alte Korinthiſche Feldherr Pelichus."

„In der That," ſagte ich, „ich ſah eine ſolche Statue rechts neben dem Saturn, mit Binden und welken Blumenkränzen geziert, und auf der Bruſt mit Goldplättchen über-

Digitized by Google

deckt.“ — „Ich habe ſie ſo vergolden laſſen,“ verſetzt er, „als ſie mich von einem dreimaligen hitzigen Fieberanfall kurirt halte, der mir beinahe das Leben gekoſtet hatte.“ — „Wie?“ fiel ich ein: „dieſer wackere Pelichus war alſo auch ein Medizlner?“ — „Dns iſt er,“ antwortete Enkrates; „und ſpotte nnr nicht, oder der Mann wird dich bald genng zu finden wiſſen: ich weiß, was dieſe Bildſäule kann, über welche du dich luſtig machſt. Oder glaubſt du nicht, daß es eben ſo gut in ihrer Macht ſtehe, hitzige Fieber zuzuſchicken, als ſie im Stande iſt, welche zu vertreiben?“ — „Nun ſo ſei mir die Bildſänle eben ſo gnädig und barmherzig, als ſie tapfer iſt,“ verſetzte ich. „Was iſt es denn aber ſonſt noch, das die Leute im Hauſe alle von ihr geſehen haben wollen?“ — „Gleich mit Einbruch der Nacht,“ hob Enkrates an, „verläßt ſie ihr Fußgeſtell, und wnndelt rings im Haus herum, wo ſie denn ohne Unterſchied Allen, die um den Weg ſind, zu Geſichte kommt. Bisweilen hört man ſie auch ſingen. Sie thut Niemanden Etwas zu Leide, nur muß man ihr aus dem Wege gehen: alsdann geht ſie ganz friedlich vorbei und läßt ſich betrachien. Nicht ſelten badet ſie ſich und macht ſich luſtig im Waſſer, ſo daß man oft die ganze Nacht hindnrch ihr Geplätſcher hören kann.“ — „Ei!“ fiel ich ein, „am Ende iſt dieſe Statue nicht einmal der alte Pelichns, ſondern Talas, des Minos auf Kreta Kuecht, der bekannte eherne Mann, der regelmäßig um Kreta herumwandelte. Wäre aber deine Statue nicht von Erz, ſandern von Holz, ſo ſähe ich nicht, warum ſie ein Werk des Demetrius ſein ſollte, und nicht vielmehr eines von den künſtlichen Stücken des Dädalus. Denn ſie verläßt ja gleichfalls ihr Poſtament, wie du behaupteſt, und läuft davon.“

„Nimm dich in Acht, Tychiades!“ warnte er, „dieſer Spott könnte dich einſt gereuen. Ich weiß ja, wie es dem Menſchen erging, der ihm einmal die Obolen, welche wir ihm alle Neumonde zum Geſchenke machen, geſtohlen hatte.“ — „Er hat das Aergſte verdient, der gottloſe Räuber!“ rief Jon. „Sage uns doch,“ Enkrates, „wie hat er ihn heimgeſucht? ich wünſchte es zu hören, mag nun dieſer Tychiades d’ran glauben oder nicht.“ — „Es lagen,“ ſagte er, „viele Obolen zu ſeinen Füßen; einige ſilberne Geldſtücke waren mit Wachs an ſeine Hüften geklebt, nebſt etlichen ſilbernen Täfelchen, welche ihm als Votivgeſchenk oder als Belohnung von Solchen geopfert worden waren, die er vom Fieber geheilt hatte. Damals hatte ich gerade einen Stallknecht aus Afrika, einen verruckten Burſchen, in meinen Dienſten. Dieſer unterfing ſich, alle dieſe Sachen Nachts zu entwenden, nachdem er den Zeitpunkt abgewartet, wo das Bild ſein Fußgeſtell verlaſſen hatte. Sogleich nach ſeiner Rückkunft merkte Pelichus, daß er beraubt worden war; und nun hört, welche Rache er nahm, und wie er den Diebſtahl des Afrikaners an’s Licht brachte. Die ganze Nacht hindnrch mußte der Burſche in entſetzlicher Angſt im Kreiſe herumlaufen, nnd konnte ſo wenig aus dem Hofe heraus, als ob er in ein Labyrinth gerathen wäre, bis der Tag anbrach, und das Geſtohlene in ſeinen Händen entdeckt wurde. Man ergriff ihn nun, und prügelte ihn tüchtig durch. Allein er überlebte den Vorfall nicht lange, ſondern nahm, wie er es verdiente, ein jämmerliches Ende. Denn jede Nacht wurde er, wie er ſelbſt ſagte, (von unſichtbarer Hand) ſo fürchterlich gegeißelt, daß am folgenden Morgen die Striemen an ſeinem ganzen Leibe zu ſehen waren. Nun, Tychiades, ſpotte jetzt noch über Pelichus, wenn du Luſt haſt, und halte mich meinetwegen für einen alten Narren, der noch König Minos Zeiten geſehen.“ — „Und dennoch, Euirates,“ verſetzte ich, „ſo lange Erz Erz bleibt, und ein Bild, das Demetrius von Alopece verfertigt hat, kein Götterwerk, ſondern ein Menſchenwerk iſt, ſo lange werde ich mich vor der Bildſäule eines Pelichus nicht fürchten, deſſen Drohungen, auch wenn er noch lebte, mir nicht ſonderlich bange machen würden.“

Jetzt nahm der Arzt Antigonus das Wort und ſagte: „Auch ich habe einen Hippokrates von Erz, ungefähr eine Elle hoch, zu Hauſe, der jedesmal, wenn der Lampendocht ausgeht, im ganzen Hauſe herumpoltert, meine Büchſen umwirft, die Arzneien untereinander ſchüttet, die Thüre auf- nnd zuwirft, und das beſonders, wenn wir es zu lange anſtehen laſſen, ihm das gewöhnliche jährliche Opfer darzubringen.“ — „Wie?“ rief ich,: „alſo verlangt auch ſchon der Arzt Hippokrates, daß man ihm opfere, und wird ernſtlich böſe, wenn er nicht zur rechten Zeit mit vollſtändigen Opferſchlachtungen bewirthet wird? Ich ſollte doch meinen, er könnte zufrieden ſein, wenn man ihm das gewöhnliche Todtenopfer brächte, etwas Waſſermeth aufgöße, oder einen Blumenkranz um den Kopf legte.“

„Laß dir nun erzählen,“ fing Eukrates wieder an, „was ich vor fünf Jahren geſehen habe, und wofür ich Zeugen aufſtellen kann. Es war um die Herbſtzeit: ich befand mich auf meinem Gute, wo meine Arbeiter mit der Weinleſe beſchäftigt waren. Um Mittag verließ ich dieſelben, und ging, über irgend einen Gegenſtand in Gedanken vertieft, in den nahegelegenen Wald ſpazieren. Kanm war ich in die dichteren Schatten des Gehölzes gekommen, als ich anfänglich ein Gebell von Hunden vernahm. Ich dachte nicht anders, als mein Sohn Mnaſon und ſeine jungen Freunde beluſtigten in dieſem dicken Forſt mit der Jagd, wie ſie ſonſt zu thun pflegten. Allein das war es nicht: ſondern auf einmal erbebt die Erde; ich höre ein Getöſe, als ob es donnerte, und eine fürchterliche, weibliche Geſtalt von wenigſtens dreihundert Fuß Höhe ſchreitet gerade auf mich zu. In der linken Hand hielt ſie eine Fackel, und in der rechten ein zwanzig Ellen langes Schwert. Ihr Unterleib endigte ſtatt der Füße in zwei ungeheure Drachen, und ihr Angeſicht, ihr Blick, ſage ich euch, war ſchauerlich, ganz wie der einer Gorgone: ſtatt des Haupthaares fielen Schlangen lockenförmig herab, und ringelten ſich in mannichfaltigen Windungen um Nacken und Schultern. Noch jetzt, ſeht ihr, fährt mir ein Schauer über die Haut, wenn ich davon

Digitized by Google

ſpreche.“ Mit dieſen Worten zeigte er uns, wie alle Haare an ſeinem Arme vor Schrecken emporſtanden.

John, Dinomachus, Kleodemus, lauter Männer von geſetztem Alter, ſahen ihn unverwandten Blickes und mit halb offenem Munde an, und waren einfältig genug, in der Stille ein Stoßgebet um das andere an den weiblichen Koloß, den rieſenmäßigen Popanz von dreihundert Fuß Höhe, zu richten. Da dachte ich bei mir ſelbſt, was das für Leute wären, von welchem die Jugend Unterricht in der Weisheit empfangen ſoll, und welche der große Haufe anſtaunt, während doch nur ihr grauer Kopf und ihr langer Bart ſie von kleinen Kindern unterſcheidet. Denn im Uebrigen iſt es ſogar doch leichter, ihnen etwas weiß zu machen, als Dieſen.

Endlich rückte Dinomachus mit der Frage heraus: „Wie groß waren denn die Hunde der Göttin, Eukrates?“ — „Größer als die indiſchen Elephanten,“ verſetzte Dieſer, „und ebenfalls ſchwarz, rauhaarig, ſchmutzig und zottig. Ich blieb bei'm Anblick dieſer Erſcheinung ſtehen, und drehte den Stein des Ringes, den ich von dem Araber habe, gegen das Innere meiner Hand. Jetzt ſtampfte die Hekate mit ihrem Drachenfuße auf dem Boden, und ſogleich that ſich eine ungeheure Kluft auf, ſo groß wie der Tartarus. Sie ſprang hinein, und in wenigen Augenblicken war Nichts mehr von ihr zu ſehen. Nun war ich keck genug, mich über den Abgrund hineinzubücken, indem ich mich an einem nebenſtehenden Baume feſthielt, um nicht ſchwindlig zu werden, und kopfüber hinunterzuſtürzen. Da hatte ich nun die ganze Unterwelt vor mir, den Pyriphlegeton, den (Acherontiſchen) See, den Cerberus: und ſelbſt die Todten ſah ich ſo deutlich, daß ich Einige von ihnen erkannte. Meinen Vater z. B. ſah ich ganz genau: er hatte noch daſſelbe Gewand an, in welchem wir ihn begraben hatten.“ — „Und was treiben denn die Seelen?“ fragte Jon. — „Je nun, ſie liegen mit ihren Freunden und Anverwandten nach Familien und Stämmen geſondert auf der Aephodilwieſe, und unterhalten ſich mit einander.“ — „Nun ſoll mir noch einmal ein Epikuräer kommen, und dem heiligen Plato und ſeiner Seelentheorie widerſprechen wollen!“ rief Jon. — „Aber ſage mir, haſt du nicht vielleicht den Sokrates oder Plato ſelbſt unter den Todten bemerkt?“ — „Den Sokrates glaube ich geſehen zu haben, jedoch nicht mit Gewißheit: ich vermuthe es blos an ſeiner Glatze und ſeinem Hängebauche. Allein den Plato habe ich — um meinen guten Freunden die Wahrheit zu ſagen — mit Wiſſen nicht zu Geſichte bekommen. Wie ich mir nun ſo Alles genau betrachtete, ſchloß ſich allmählig der Schlund, und es erſchienen Einige meiner Leute, die mich ſuchten, unter ihnen dieſer Pyrrhias hier. Dieſe ſtanden bereits neben mir, als ſich der Abgrund noch nicht völlig geſchloſſen hatte. Sprich, Pyrrhias: rede ich die Wahrheit oder nicht?“ — „So wahr Jupiter lebt! ſagte der Burſche; „ich ſelbſt hörte das Hundegebell aus dem Abgrund herauf, und glaubte ganz deutlich den Schein der Fackel zu ſehen.“

Da mußte ich lachen, wie der Zeuge ſo freigebig das Hundebell und den Fackelſchein uns noch in den Kauf gab.

Allein nun nahm Kleodemus das Wort, und ſagte: „Das iſt eben nichts Neues: ſchon manche Andere haben Daſſelbe geſehen, und ich ſelbſt hatte nur erſt neulich, als ich krank war, eine ganz ähnliche Erſcheinung. Antigonus, dieſer hier gegenwärtige Arzt, behandelte mich. Es war der ſiebente Tag; ich lag im Fieber, deſſen verzehrende Hitze den höchſten Grad erreicht hatte. Meine Leute hatten ſich, deiner Anordnung zu Folge, Antigonus, um mich wo möglich ſchlafen zu laſſen, aus dem Zimmer begeben und die Thüre hinter ſich verſchloſſen. So lag ich ganz allein und wachte noch, als auf einmal ein wunderſchöner Jüngling in weißem Gewande vor mein Bette tritt, mich aufſtehen heißt, und mich durch eine tiefe Kluft hinunter in die Unterwelt führt, wo ich ſogleich auf den erſten Blick den Tantalus, Tityus, Siſyphus und noch vieles Andere anſichtig ward, was ich jetzt nicht aufzählen will. Wie ich an den Gerichtsſtuhl kam, wo ſich unter Andern auch Aeakus, Charon, die Parzen und die Furien befanden, ſah ich einen Mann, der mir wie ein König vorkam, und den ich für Pluto hielt, auf dem Stuhle ſitzen, und hörte, wie er die Namen Derer angab, die alſogleich ſterben ſollten, weil ſie bereits den ihnen beſtimmten Termin überſchritten hätten. Da faßte mich der Jüngling bei der Hand, und ſtellte mich vor ihn hin. Allein Pluto ſprach zürnend zu meinem Führer: „„Sein Faden iſt ja noch nicht zu Ende: er ſoll wieder zurück. Aber Demylus, den Schmied, hole herbei, der ſchon über ſeine Spindel hinaus lebt.““ Wer war froher als ich? Eilends lief ich herauf, befand mich vom Augenblick an ohne Fieber, und ſagte nun meinen Leuten allen voraus, Nachbar Demylus werde nächſtens ſterben. Wirklich hieß es, er wäre erkrankt, und kurz darauf erſcholl die Todtenklage im benachbarten Hauſe.“

„Wer ſollte ſich hierüber wundern?“ fiel Antigonus ein; „habe ich doch einen Menſchen gekannt, der zwanzig Tage, nachdem er begraben worden war, wieder in's Leben zurückkehrte. Ich ſelbſt habe ihn vor und nach ſeinem Tode ärztlich behandelt.“ — „Wie wäre das möglich,“ rief ich, „daß der Menſch während ganzer zwanzig Tage nicht in Fäulniß übergegangen, oder, wenn er noch lebte, nicht Hungers geſtorben ſein ſollte? Du müßteſt denn nur einen zweiten Epimenedes in der Kur gehabt haben.“

Wie wir ſo ſprachen, traten die beiden Söhne des Eukrates, die in der Ringſchule geweſen waren, ein. Der Eine von ihnen war ſchon über das Ephebenalter hinaus, der Andere zählte ungefähr fünfzehn Jahre. Nachdem ſie uns begrüßt hatten, ſetzten ſie ſich neben den Vater auf das Ruhebette, und mir ward ein Stuhl gebracht. Eukrates, dem der Anblick ſeiner Söhne eine neue Geſchichte in's Gedächtniß gebracht hatte, hub an, indem er ſeine Hand auf ſie legte: „So wahr ich Freude an dieſen Beiden erleben will, Tychiades, ſo wahr iſt, was ich dir jetzt erzählen werde. Wie zärtlich ich meine ſelige Frau, ihre Mutter,

geliebt habe, iſt Allen bekannt, und ich habe es durch Alles, was ich nicht nur zu ihren Lebzeiten, ſondern auch nach ihrem Tode für ſie gethan habe, an den Tag gelegt, indem ich allen ihren Schmuck, und die Kleidungsſtücke, an welchen ſie am meiſten Freude gehabt hatte, mit ihr verbrennen ließ. Es war der ſiebente Tag nach ihrem Tod, als ich gerade ſo, wie jetzt, auf dieſem Ruhebette lag, und mich in meinem Kummer zu tröſten ſuchte. Ich las nämlich ganz in der Stille für mich hin — Plato's Schrift von der Unſterblichkeit der Seele. Da trat mit Einemmale meine Demäneta herein, wie ſie leibte und lebte, und ſetzte ſich neben mich, wo jetzt mein Eukratides ſitzt." Mit dieſen Worten zeigte er auf ſeinen jüngern Sohn, der ſchon bei dem Beginn der Erzählung vor Angſt blaß geworden war, und jetzt wie ein erſchrecktes Kind zuſammenſchauerte. „Wie ich ſie erblickte, fuhr Eukrates fort, „fiel ich ihr um den Hals und weinte laut. Sie verbot mir aber zu ſchreien, und beklagte ſich, daß ich, da ich doch ſonſt Alles ihr zu Gefallen gethan, nur einen von ihren goldenen Pantoffeln und nicht Beide mit verbrannt hätte. Er ſei hinter den Kleiderſchrank gefallen, ſagte ſie. Deswegen alſo hatten wir ihn nicht finden können, und daher nur den einen verbrannt. Noch ſprachen wir ſo mit einander, als ein vermaledeiter Kläffer von Schooshund, der unter meinem Bette lag, zu bellen anfing, und meine Gattin verſchwand. Der Pantoffel ward hinter demSchranke richtig gefunden und ſofort verbrannt. Nun, Tychiades, biſt du noch länger der Meinung, daß ſo deutliche, faſt täglich uns begegnende Erſcheinungen keinen Glauben verdienen?"

„Nein bei Gott," verſetzte ich, „jetzt behaupte ich ſogar, daß man jedem Ungläubigen, der frech genug wäre, die Wahrheit abzuleugnen, den H . . . . . n mit einem goldenen Pantoffel ausklopfen ſollte."

Jetzt trat der Pythagoräer Arignotus in's Zimmer mit ſeinem langen Haare und ſeinem feierlichen Angeſicht: du kennſt ihn ja, den heiligen Mann, den hochgeprieſenen Weiſen. Wie ich den ſah, athmete ich wieder frei; der wird, dachte ich, allen dieſem Lügenwerk mit Einem Streiche ein Ende machen, und den albernen Wunderkrämern das Maul ſtopfen. Daher war es mir, als ob der weiſe Mann mir von meinem guten Glück wie ein Gott aus den Wolken zugeſchickt worden wäre. Kleodemus räumte ihm ſeinen Sitz ein, und als er ſich niedergelaſſen, war ſeine erſte Frage an Eukrates nach ſeinem Befinden. Auf deſſen Erwiederung, daß er ſich erleichtert fühle, fuhr er fort: „Ueber welchen philoſophiſchen Gegenſtand habt ihr euch unterhalten? ich hörte ſo etwas im Hereintreten, und vermuthe, daß der Gang eures Geſprächs ſehr intereſſant ſein wird." — „Wir waren eben bemüht," verſetzte Eukrates, „dieſen diamantnen Kopf da (auf mich weiſend) zu überzeugen, daß es Geiſter und Geſpenſter gäbe, und daß die Seelen der Todten auf der Erde herumwandern, und erſcheinen, wem ſie wollen." Ich erröthete aus Ehrfurcht vor Arignotus, und ſchlug die Augen nieder. „Vielleicht," ſagte Dieſer, „iſt die Meinung des Tychiades, daß nur die Seelen Derer, welche eines gewaltſamen Todes geſtorben, umgehen, z. B. die Erhängten, Geköpften, Gekreuzigten, und Wer ſonſt noch auf ähnliche Art aus dem Leben gegangen, nicht aber Solche, die eines natürlichen Todes geſtorben ſind. Wenn er Das behauptet, ſo hat er gar nicht Unrecht." — „O nein," fiel Dinomachus ein, „er läugnet dergleichen Dinge durchaus, und meint, ſie kommen uns eben ſo wenig zu Geſichte, als ſie überhaupt exiſtirten."

„Wie?" fragte Arignotus mit einem herben Blicke auf mich; „Du hätteſt Nichts der Art für möglich, da doch faſt Niemand iſt, der nicht ſchon ſolche Erſcheinungen gehabt hätte?" — „Ihr habt damit meine Rechtfertigung ſelbſt ausgeſprochen: weil ich der Einzige bin, der Nichts ſieht, ſo bin ich's auch allein, der Nichts glaubt. Würde ich ſehen, ſo würde ich glauben, ſo gut als Ihr." — „So höre denn," ſagte Arignotus: „wenn du einmal nach Korinth kommſt, ſo frage nach dem Hauſe des Eutabides; und wenn man es dir am Kraneum zeigen wird, ſo gehe hinein und ſage zum Thürſteher Tibius, du wünſchteſt die Stelle zu ſehen, wo der Pythagoräer Arignotus habe aufgraben laſſen, wodurch er den Geiſt vertrieben, und von Stunde an das Haus wieder bewohnbar gemacht habe."

„Was iſt das für eine Geſchichte?" fragte Eukrates. „Das Haus," verſetzte Jener, „war einer ſchrecklichen Erſcheinung wegen lange Zeit nicht zu bewohnen: ſo oft es Jemand bezog, wurde er von einem furchtbaren Geſpenſte, das entſetzlichen Spuck anrichtete, ſo ſehr geängſtigt, daß er es ſogleich wieder verlaſſen mußte. Am Ende gerieth das Haus in Verfall, und das Dach wurde ſehr ſchadhaft, weil kein Menſch mehr den Muth hatte, die Schwelle zu betreten. Als ich von der Sache hörte, nahm ich meine Bücher zur Hand — ich beſitze nämlich mehrere Aegyptiſche Werke über dieſen Gegenſtand — und verfügte mich vor Mitternacht in dieſes Haus, nachdem mein Wirth, der gehört hatte, daß ich meinem augenſcheinlichen Verderben, wie er glaubte, entgegenzugehen geſonnen ſei, mir vergeblich abgerathen und beinahe mit Gewalt mich zurückzuhalten verſucht hatte. Ganz allein, blos mit einer Lampe verſehen, gehe ich hinein, ſtelle meine Lampe im größten Zimmer des Hauſes auf den Boden, lege mich dazu nieder und fange an, ſtill für mich hin zu leſen. Jetzt erſcheint der Geiſt, der vermuthlich glaubte, es mit einem Menſchen aus der Menge zu thun zu haben, dem er, wie allen bisherigen, Angſt und Schrecken einjagen könne: ſein Ausſehen war ſcheußlich, ſtruppigt, ſchwarz wie die Nacht. Er trat vor mich hin, und ſuchte auf alle Weiſe mir beizukommen, und mich außer Faſſung zu bringen: bald war er ein Hund, bald ein Stier, bald ein Löwe. Da rückte ich denn mit der ſchauerlichſten meiner Formeln heraus, rief ſie ihm in Aegyptiſcher Sprache zu, und trieb ihn damit in die äußerſte Ecke des finſtern Saales, wo er im Boden verſchwand. Ich merkte mir den Ort, und

hatte von nun an Ruhe. Des Morgens, als ſchon Alle mich aufgegeben hatten, und mich, wie die andern Alle, todt zu finden glaubten, gehe ich zur allgemeinen Ueberraſchung wohlbehalten heraus, und bringe dem Eubatides die angenehme Nachricht, daß nun ſein Haus geſäubert ſei, und daß er es hinfort ohne alle Furcht bewohnen könne. Nun hieß ich ihn und viele Andere, die aus Neugierde ſich hinzugeſellt hatten, mit Karſten und Schaufeln mir an den Ort folgen, wo ich den Geiſt verſchwinden geſehen hätte, um dort nachzugraben. Es geſchah, und ungefähr ein Klafter tief fanden wir ein ſehr morſches, aber noch in ſeiner ganzen Geſtalt erhaltenes Todtengerippe. Wir nahmen es heraus und begruben es förmlich; und von dieſem Augenblicke an hörte das Haus auf, von Geſpenſtererſcheinungen beläſtigt zu werden."

Als Arignotus, der außerordentliche, von männiglich verehrte Philoſoph, ſo geſprochen hatte, war vollends kein Einziger mehr in der ganzen Geſellſchaft, der mich nicht für einen großen Thoren erklärte, wenn ich nicht glauben wollte, was ſogar ein Arignotus erzählte. Deſſenungeachtet ließ ich mich weder durch das lange Haar, noch auch durch das große Anſehen des Mannes einſchüchtern, ihn alſo anzureden: „Was iſt das, Arignotus? Du, noch die einzige Hoffnung der Wahrheit, auch du haſt den Kopf voll trüben Dunſtes und Hirngeſpenſter? Mein Schatz iſt mir zu Kohlen geworden, möchte ich mit dem Sprichwort ſagen." — „Nun denn," verſetzte er, „wenn du weder mir, noch dem Dinomachus und Kleodemus, ja nicht einmal dem Eukrates glauben willſt, wohlan, ſo nenne mir den Mann, deſſen entgegengeſetzte Meinung in deinen Augen größeres Gewicht hat." — „Das iſt der bewunderuswürdige Abderite Demokritus," antwortete ich, ein „Mann, der auf das Lebhafteſte überzeugt war, daß es ſolche Dinge gar nicht geben könne. Dieſer hatte ſich in ein Grabmahl außerhalb der Thore eingeſchloſſen, und lebte hier Tag und Nacht, blos mit Abfaſſung ſeiner Schriften beſchäftigt. Einige junge Leute wollten ſich einſt einen Spaß mit ihm machen, und ihm Furcht einjagen. Sie hatten ſich in ſchwarze Todtengewänder eingehüllt, und Larven vorgenommen, welche das Ausſehen von Leichenſchädeln hatten: ſo vermummt erſchienen ſie vor ihm und fingen an, in lebhaftem Takte um ihn herum zu tanzen. Er aber ließ ſich durch die ganze Komödie ſo wenig aus der Faſſung bringen, daß er ſie nicht einmal anſah, ſondern ruhig fortſchrieb und endlich blos ſagte: „Macht einmal den Narrenpoſſen ein Ende!" So feſt ſtand bei ihm der Glaube, daß die Seelen, wenn ſie einmal die Körper verlaſſen haben, Nichts mehr ſind."

„Damit," fiel Eukrates ein, „ſagſt du weiter nichts, als daß auch Demokritus ein Thor war, wenn er wirklich ſo dachte. Laßt mich aber jetzt eine Geſchichte erzählen, die ich nicht vom Hörenſagen weiß, ſondern die mir ſelbſt begegnet iſt. Bei meinem Aufenthalt in Aegypten, das ich als junger Menſch, nach dem Willen meines Vaters bereiſte, um mich auszubilden, bekam ich Luſt, ſtromanfwärts nach Koptos zu ſchiffen, um die berühmte Memnonsſäule zu hören, die Morgens mit dem erſten Sonnenſtrahle einen Ton von ſich gibt. Wirklich hörte ich ſie, aber nicht, wie gewöhnliche Reiſende ſie hörten, die nur einen unartikulirten Laut vernahmen; ſondern gegen mich öffnete Memnon ſeinen Mund, und ertheilte mir einen förmlichen Orakelſpruch in ſieben Verſen, die ich euch herſagen könnte, wenn ſie zur Sache gehörten.

Auf der Rückfahrt geſellte ſich zufällig Einer von den Schriftgelehrten aus Memphis zu uns, ein Mann von außerordentlichen Kenntniſſen, der aller Aegyptiſchen Weisheit kundig war. Er ſoll 23 Jahre in den unterirdiſchen Kammern gelebt und dort von der Iſis ſelbſt Unterricht in der Zauberkunſt empfangen haben." — „Ah! du ſprichſt von meinem Lehrer Pankrates," fiel Arignotus ein: „nicht wahr, es war ein Mann von prieſterlichem Ausſehen, mit geſchorenem Kopfe, in weiße Linnen gekleidet, die Miene nachdenklich, die Ausſprache rein Griechiſch, die Statur lang, Stumpfnaſe, hervorſtehende Lippen, dünne Beine —?" — „Ganz recht, es iſt derſelbe," ſagte Eukrates. „Anfänglich wußte ich nicht, was er war. Als ich aber ſah, daß der Mann ſo oft wir Halt machten, Wunder verrichtete, z. B. auf Krokodilen ritt, und mitten unter dieſen und andern Ungeheuern herumſchwamm, und wie dieſe ganz demüthig an ihn herankamen und mit den Schwänzen wedelten, da erkannte ich wohl den heiligen Mann in ihm. Es dauerte nicht lange, ſo gewann ich ſeine Gunſt, und wir wurden ſo vertraut, daß er mir alle ſeine Geheimniſſe mittheilte. Am Ende überredete er mich, meine ganze Dienerſchaft in Memphis zurückzulaſſen, und ihn ganz allein zu begleiten, weil es uns, wie er ſagte, an dienſtbaren Geiſtern nicht fehlen würde. Und ſo reiſten wir denn zuſammen.

So oft wir in eine Herberge kamen, nahm der Mann den Schließbengel der Thüre, oder einen Beſen, oder eine hölzerne Stampfkeule, behängte ſie mit Kleidern, ſprach eine Zauberformel darüber, und ſogleich war vor Aller Augen ein leibhaftiger Menſch daraus, der hin und her ging, Waſſer trug, Lebensmittel einkaufte und zubereitete, kurz in allen Stücken uns auf's Geſchickteſte bediente. Und wenn wir ſeiner Dienſte nicht weiter bedurften, ſo machte Jener mit einem andern Spruche auf der Stelle wieder den Beſen zum Beſen, die Keule zur Keule. Ich hatte mir alle mögliche Mühe gegeben, dieſes Geheimniß von ihm zu erlernen; allein vergeblich. Er bewahrte es eiferſüchtig, ſo gefällig er in jeder andern Hinſicht gegen mich war. Eines Tages aber ſtand ich nahe bei ihm — weil es ſehr dunkel im Zimmer war ſo bemerkte er mich nicht — als er ſeine Formel ausſprach. Sie beſtand nur aus drei Sylben, und ſo konnte ich ſie mir genau merken. Er ging hierauf nach dem Markte, nachdem er zuvor der Keule befohlen hatte, was ſie thun ſollte.

Am folgenden Tage, wo er abermals etwas auf dem

Markte zu ſchaffen hatte, nehme ich die Keule vor, lege ihr Kleider an, ſpreche die drei Sylben dazu und befehle ihr nun Waſſer zu holen. Sogleich brachte ſie einen vollen Eimer. „Gut," ſagte ich: „es iſt genug. Werde wieder zur Keule!" Das Ding aber will nicht gehorchen, ſondern ſchleppt immerfort Waſſer herbei, bis endlich das ganze Haus im Waſſer ſchwamm. In der Verzweiflung, und in der Angſt, Pankrates möchte in Zorn gerathen, wenn er zurückkäme — was auch geſchah — ergriff ich eine Axt und hieb die Keule entzwei. Jetzt nahm jede Hälfte einen Eimer und trug Waſſer, und ſo hatte ich ſtatt Eines zwei Diener. Endlich kam Pankrates dazu, begriff ſogleich, was vorgefallen, und machte die Beiden wieder zu Hölzern, was ſie vor der Bezauberung geweſen waren. Mich aber ließ er im Stich, ohne mir zu ſagen, wohin er ginge; und von Stunde an ſah ich ihn nie wieder." — „Nun alſo," fragte Dinomachus, „kannſt du wohl jetzt noch aus einer Stampfkeule einen Menſchen machen?" – „Ja wohl, aus einer halben ſogar. Aber ich kann ſie nicht wieder in Das verwandeln, was ſie zuvor war, wenn ſie einmal zur Waſſerträgerin geworden iſt; und ſo wäre unvermeidlich, daß ſie unſer ganzes Haus unter Waſſer ſetzte."

„Wie?" fiel ich endlich ein: „habt ihr es noch nicht ſatt, einander mit ſo albernen Wundermährchen zu unterhalten? Wenn ihr euch auch nicht vor euren grauen Haaren ſchämt, ſo verſchiebt doch wenigſtens um dieſer jungen Menſchen willen ein ſo ungereimtes Geſpräch auf eine andere Zeit. Erſpart ihnen das Unglück, den Kopf voll beängſtigenden Unſinnes zu haben, der ſie Zeitlebens nicht verläßt, der macht, daß ſie bei jedem Geräuſche zittern, und ſie mit allen möglichen abergläubiſchen Vorſtellungen peinigt."

„Schön, Tychiades," ſagte Eukrates: „da erinnerſt du mich eben recht, da du von abergläubiſchen Vorſtellungen ſprichſt, dich zu fragen, was du denn zu den Orakeln ſagſt, und zu den göttlichen Stimmen, zu den Weiſſagungen gottbegeiſterter Leute, und den prophetiſchen Worten, welche entweder aus der Tiefe herauf ſchallen, oder von einer Jungfrau in Verſen ausgeſprochen werden? Es verſteht ſich doch wohl, daß auch dieſes Alles bei dir keinen Glauben findet? Daß ich einen geweihten Ring, mit dem Bildniß des pythiſchen Apollo auf dem Steine, beſitze, und daß dieſer Apollo mit mir ſpricht, deſſen will ich gar nicht erwähnen, damit du nicht meineſt, ich rühme mich ſolcher Wunderdinge aus Eitelkeit. Nur Was ich im Tempel des Amphilochus zu Mallus gehört, wo dieſer Halbgott mit mir ſprach, als ich vollkommen wach war, und mir in meinen Angelegenheiten guten Rath ertheilte, und Was ich damals ſelbſt geſehen; eben ſo Was ich in der Folge zu Pergamus erfahren und in Patara vernommen habe, das will ich euch jetzt erzählen. Auf meiner Rückreiſe aus Aegypten hörte ich unterwegs, daß das Orakel zu Mallus das angeſehenſte und zuverläßigſte ſei, und daß es alle Fragen, die man dem Propheten ſchriftlich vorlegt, recht deutlich und Wort für Wort beantworte. Ich beſchloß daher, im Vorbeifahren einen Verſuch mit dieſem Orakel zu machen, und den Gott über gewiſſe künftige Dinge zu Rathe zu ziehen."

Wie der Alte ſo plauderte, merkte ich wohl, daß es bei ihm auf eine langweilige Litanei von Orakelſprüchen abgeſehen war. Ich aber fand es nicht ſehr angemeſſen, der Einzige zu ſein, der widerſprach; zudem fühlte ich wohl, wie unangenehm ihnen die Gegenwart eines Mannes war, der bei allen ihren Lügen den ungläubigen Philoſophen ſpielte. Ich verließ alſo meinen Mann mitten auf der Fahrt zwiſchen Aegypten und Mallus, indem ich ſagte: „Ich muß jetzt gehen, den Leontichus aufzuſuchen, den ich nothwendig zu ſprechen habe. Wie es aber ſcheint, ſo habt ihr nicht genug an den menſchlichen Dingen, ſondern nehmt noch die Götter ſelbſt zu Hülfe, damit des Fabelns kein Ende ſei." Mit dieſen Worten verließ ich ſie; und nun mögen ſie ihre Freiheit ſich wacker zu Nutz gemacht, und mit erlogenen Geſchichtchen nach Herzensluſt ſich bewirthet haben. Von dieſer Unterhaltung komme ich nun gerade her, mein lieber Philokles. Mir iſt wie Einem, der zu viel neuen Moſt getrunken, und nun davon aufgebläht, einer tüchtigen Ausleerung bedarf. Ich wollte viel darum geben, wenn ich irgendwo eine Arznei kaufen könnte, die mich Alles, was ich gehört, wieder vergeſſen machte, damit nicht die Erinnerung daran mir Schaden brächte. Denn beſtändig glaube ich Zeichen und Wunder, Geſpenſter und Höllengeiſter vor Augen zu haben.

Philokles. Ich habe das Nämliche deiner Erzählung zu verdanken, Tychiades. Sagt man doch, daß ſich Wuth und Waſſerſcheue nicht blos bei Denen einſtelle, welche von wüthenden Hunden gebiſſen worden ſind, ſondern daß, wenn ein gebiſſener Menſch einen Andern beiße, dieſer Biß dieſelbe Wirkung habe, wie der des Hundes. Eben ſo haſt du, der bei Eukrates von ſo vielen Lügen gebiſſen worden, mir offenbar Etwas von deinem Gifte mitgetheilt: ſo ſehr haſt du mir den Kopf mit Geiſtern angefüllt.

Tychiades. Laſſen wir uns das nicht anfechten, Freundchen! Wir haben gegen alle ſolche Dinge ein kräftiges Gegenmittel, die Wahrheit und unſere geſunde Vernunft. Brauchen wir dieſe recht, ſo wird uns keines dieſer leeren und nichtigen Hirngeſpenſter beunruhigen.

(Eingeſandt.)

Die Worte der Wahrheit.

Von K. Bergmann.

Menſchen! Menſchen! Ihr Sünder und Narren, der irdiſchen Welt! wann werdet ihr aufhören, durch Eure La-

Digitized by Google

delt es ſich am ein ähnliches Themo, denn auch hier heiß ee: Glauben und Vorurtheile ablegen und durch ſtrenges Prüſen die Wahrheit kennen zu leenen, um daſür ein ſtolzes Bewußtſein der Frelheit zu gewinnen.

Wenn ein Vater ſeinen Sohn ſo erzogen hal und ihn ſo viel lernen ließ, daß er ſpäter ein nützliches Mitglied der menſchlichen Geſellſchaſt werden kann, hat er das Mögliche und ſeine Schuldigkeil gethan, denn was ee zu thun und weiche Lebensart er zu führen hat um ſeinen Körper in dem Zuſtande zu erholten, in dem er ſein Geſchäſt führen, (Geld machen) und das Erworbene mit Lebensluſt genießen konn, das ſoll oder muß die Erſahrung lehren. — Wenn das Kind Sommerkomvlain, Mieſeln, Maſern, Scharlach, Blattern, Stickhuſten oder Crup, und das 5. Lebensjahr glücklich überlebt hat, treten im erſten Viertel, unter günſtigen Verhältniſſen bis zur Hälſte des Lebensalters, etwaige Krankhelten gewöhnlich akul auſ, noch dieſer Zeit finden ſich chroniſche Zuſtände ein, welche nicht ſelten einen bedeutenden Theil des mühſom erworbenen widee verſchwinden machen, ohne die gewünſchte und wohl auch verſprochene Geſundheit wieder zu bringen, der Kranke muß zufrieden ſein, wenn ſeine Leiden nur erträglich ſind und er nichl beſtändig im Bett zubringen muß. Dieſer Zuſtand iſt aber weder naturgemäß noch unvermeidlich, ſondern nue ſchrecklich traurige Irrthümer in Verbindung mit bequem zu befrledigender Geldſucht ſind die Urſache davon.

Der menſchliche Körper iſt von der Natue nur zu Genuß und Freude conſtruirt und iſt zu dem Zweck im Inlreſſe ſowohl der Gattung als des Indlviduums mil dem Erhaltungstrieb verſehen, als Werkzeug des Erhattungstriebes iſt dee Inſlinkt zu belrachten, welcher als Wegweiſer und Rathgeber bei allen Anlmalien zu finden iſt, und nur von Menſchen, ja leider von eiviliſirten gar nicht beachtel wird, deshalb iſt auch kein Thier ſa kronkhaſt als der Menſch.

Der Menſch lebl; — was iſt das? — Was bedingl das Leben? — die Wiſſenſchaſt antworlet: Stoffwechſel und Wärmeerzeugung. Durche welche Kräſte werden dieſe beiden Lebensbedingungen erzeugt und erhalten? — durch die Lebenskraft; was iſt Lebenskraft? — ein ungelöſtes Problem. Durch Zerlegung (Anatomie) iſt der menſchiiche Körper bis in die kleinſten Theile, ſogar mykroskopiſch bekannt, d. h. nur der todte Körper, von dem lebenden Körper iſt noch ſehr wenig bekannt, das beweiſen klar und deutlich genug die verſchiedenen Anſichten und Meinungen verſchiedener Doetoren am Krankenbetl. Wir wiſſen durch Erſahrung belehrt, daß Stoffwechſel und Wärmeerzeugung Bedingungen des Lebens ſind, von der Normalität derſelben hängt die Geſundheit ab. Die Normalität zu erhalten oder nöthigenſalls eeſp. aber möglichen Falls wiederzuerlangen iſt Aufgabe der Lebenskroft. Stoffwechſel im menſchlichen Körper beſteht in Zugang gutes Blut bildungsfähiger Nahrungsſtoffe und in Abgang verbrauchter Körpertheilchen. Zum Stoffwechſel und Wärmeerzeugung gehört Einathmen von Luſt, zur Normalität d. h. Geſundheit gehärl gute Luſt. Kammen Stoffe, durch Nahrung oder Einathmen in den Körper, welche nicht in Blut verwandelt (aſſimilirt) werden können, ſo werden ſie in Folge des Erhaltungstriebes ſo bald als möglich aus dem Körper geſchafft, dieſe Reinigung geſchieht, wenn die Maſſe der fremden Stoffe nicht zu groß wor, unbemerkbar, war die Maſſe je och im Verhältniß zur Lebenskraſt zu groß, ſa erfolgt nach Qualität derſelben entweder Krankheit oder Tod.

Es iſt hier nöthig ſich erſt über den Sinn oder Begriff des Wortes Krankheit zu verſtändigen. Es giebt n u r e i n e n Grad Geſundheit, wie auch Wahrheit, d. h. die vollſtändige, vollkommene, wer nicht vallkommen geſund iſt, iſt mehr oder weniger, wenn auch noch ſo wenig, krank, das Feld von der geringſten bis zur Tod bringender Krankheit iſt freilich ſehr groß, und die Zahl der Krankheits-Namen und Krankheits-Arten iſt Legian, dennoch iſt eine Verſtändigung leicht möglich, am zweckmäßigſten und verſtändlichſten iſt es, man theilt ſämmtliche Krankheiten in 2 Klaſſen, nämlich in Heilungs rankheiten, primaere und in Zerſtörungskrankheiten, secundaere. Man wlrd in Folge der Erklärung dieſer beiden Namen dann finden, daß eigentlich nur die letzteren Krankheiten ſind und der Irrthum die erſteren auch für Kronkheiten zu halten, das größte Unglück für die Menſchen iſt. Die Lebenskraft ſchafft, im Intreſſe dee Erhollung des Individuums, ſo weit ihre Fähigkeit reicht, alles Fremde aus dem Körper, entweder durch Ausdünſtung durch die Hout, durch Auswurf durch Mund oder Naſe, oder durch Stuhl oder Urln, ohne unangenehme Empfindung zu erzeugen, das iſt die normale Reinigung und wird von Niemonden für eine Krankheit oder auch nur für krankhaſt gehalten, iſt die Maſſe der Fremdſtoffe aber zu groß füe normale Relnigung, dann muß die Lebenskraft zu energiſcheren Mitteln greiſen, um den Feind zu beſiegen, das iſt zu Fieber, wenn die Fremdſtoffe lm Blut eireuliren, alſo im ganzen Körper verbreitet ſind, oder zu Entzündung wenn ſie auſ ein Organ concentrirt ſind. Wird die Lebenskraſt hierbei n a l u r g e ſ e tz m ä ß i g unterſtützl, unter günſtigen Verbältniſſen auch nur nicht geſtört, ſa erfolgt die vollſtändlge Reinigung, dos iſt Geſundheit in kurzee Zeil, ohne i r g e n d w e l c h e Nachwehen. Unter günſtiden Verhättniſſen verſtebe ich hier geſunde Wohnung und Nahrung, reine Luſt und unverdorbenen Körpee. Fieber und Entzündung ſind alſo gar keine Krankheil, ſondern ein Heilungsprozeß der Lebenskroſt g e g e n Krankheit.

Was thut nun aber die Medieinwiſſenſchaſt wenn man ſie zu Hülfe ruft? — das Unvernünftlgſte was ſich denken täßt — ſie erklärt dieſe Heilungsverſuche für Kronkheiten und unterdrücken ſie, bei Fieber veemehrt ſie die ſchon vorhondenen Fremdſtoffe ſa viel, daß die Lebenskraft zu ſchwach wird ein Fieber zu erzeugen, bei Entzündung vermindert ſie das Material, m i t d e m allein eine Entzündung nur möglich iſt, ſie nimmt Blut weg bis die Entzündungsfähigkeit

Digitized by Google

aufgegeben iſt und nennt das „heilen" —. Da der Erhaltungstrieb nur mit der Lebenskraft erliſcht, ſo ſucht Letztere, wenn ſie die Fremdſtoffe nicht mehr fortſchaffen kann, ſie wenigſtens unſchädlich zu machen, dies geſchieht durch Verſchleimung und Ablagerung. Hierbei zeigt ſich das unangenehme und zugleich unbeſtimmte Gefühl von nicht geſund und nicht krank ſein, die geringſte Unregelmäßigkeit, z. B. eine etwas zu große oder zu ſchwere Mahlzeit, eine Erkältung, oft auch nur eine ungewöhnliche Anſtrengung iſt die Urſache zu einem Heilungsverſuch der Lebenskraft, iſt aber ſelten, auch unter günſtigen Verhältniſſen und ohne alle Anwendung von Medicin, von Erfolg, oder höchſtens nach langer Zeit bei ſtreng naturgeſetzlicher Lebensweiſe. Wird aber Medicin gebraucht, ſa iſt es gewöhnlich mit den Heilungsverſuchen vorbei und es erſcheinen die secundaeren oder Zerſtörungskrankheiten d. h. die eigentlichen und wirklichen Krankheiten, von denen ſehr ſelten Jemand, außer durch den Tad befreit wird.

Die Möglichkeit der Zerſtörung tritt dadurch ein, daß verſchleimte Maſſen von Fremdſtoffen ihre nächſte Umgebung in der Ausübung der zum Leben nöthigen Funktianen hindern und dadurch Anſchoppung, Eiterung, Geſchwüre oder Verhärtungen entſtehen, dies geſchieht gewöhnlich zuerſt in den Därmen oder der Lunge, ſpäter im Magen und der Leber. Die Lebenskraft verſucht wohl hier dann und wann noch einen Anlauf zum Kampf gegen den Feind, aber faſt immer ohne Erfolg, denn das ganze Weſen der Krankheit iſt, durch mangelhafte Unterſtützung ſämmtlicher Organe in Folge der Belaſtung derſelben mit verſchleimten Fremdſtoffen, nur nach chroniſch und nicht mehr akut, die Falge van Medicinanwendung hier iſt Lähmung oder Tod.

Es wird hier gewiß Mancher einwenden: „ich habe dieſe oder jene Krankheit gehabt und bin doch nach Medizingebrauch geſund gewarden" — ich gebe das gern zu, das iſt aber das ſchreckliche Unglück der Menſchheit, der Aberglaube an die Medicin – post hoc ergo propter hoc d. h. weil danach alſo dadurch — Ihr armen Getäuſchten und Gehirndeten, ihr ſeid nicht durch Medicin, wohl aber trotz Medicin geſund geworden. Glaubt ihr denn, daß die über alle menſchliche Weisheit erhabene Natur, nur ihrem höchſtbegabten Geſchöpf, dem Menſchen, die Selbſthülfe verweigert hätte, während ſie jedes Thier damit ausſtattete?

Eben ſo wenig wie Euch ein Pfaffe ſeinen Gott beweiſen kann, kann Euch ein Doctor Medicinae beweiſen, daß er weiß was die Natur weiß, oder wohl gar noch mehr. Wenn er wüßte was er zu wiſſen vorgiebt, würde kein Doctor oder ſeine Angehörigen an einer Krankheit ſterben, wenn er wüßte was er zu wiſſen vorgiebt, würden Reiche und Fürſten die ſeine Geldſucht zu befriedigen im Stande ſind, nicht an heilbaren Krankheiten ſterben, ich ſage mit Bedacht „heilbaren," denn war ſie unheilbar, ſo iſt wieder nur der Doctar ſchuld daran, warum ließ er ſie unheilbar werden? — es iſt doch wohl kaum denkbar, daß Reiche oder Fürſten den Dactor zu ſpät holen laſſen, dagegen im Lebensalter faſt immer zu früh.

Es iſt wünſchenswerth, wegen Beſchleunigung, mitunter nöthig, wegen nicht zureichender Fähigkeit, glücklicher Weiſe aber auch möglich die Lebenskraft in ihren Heilverſuchen zu unterſtützen. Die Grundbeſtandtheile des menſchlichen Körpers ſind: Waſſerſtoff, Sauerſtaff und Stickſtoff, dieſe 3 Stoffe finden wir am reichlichſten in Waſſer und Luft, daher ſind Waſſer und Luft zum Leben des Menſchen unentbehrlich, die Erfahrung hat uns gelehrt, daß der richtiger Anwendung von Waſſer und Luft die Lebenskraft im Stande iſt die Geſundheit wieder zu erzeugen, wenn nicht Lebensargane, z. B. Lunge, deren normale Thätigkeit die Lebenskraft als Hülfe braucht, durch Geſchwüre oder Verbildung zu ihren Funktionen unfähig geworden ſind. Die Zahl von Kranken iſt groß genug, um als Beweis zu dienen, die von Medicin Doctoren als unheilbar aufgegeben, durch richtige Anwendung van Waſſer und Luft ihre vollſtändige Geſundheit wiedererlangten. Man glaube aber nur ja nicht, daß nur Anwendung von Waſſer und Luft, namentlich bei ſchweren Krankheiten hinreichend ſei, nur die richtige Anwendung bringt den gewünſchten Erfalg.

Die Warnnng iſt hier dringend nöthig: Hütet Euch vor falſchen Propheten, denn es handelt ſich hier nicht nur um Beſeitigung eines Prinzips, ſandern um die Exiſtenz van Millianen Menſchen und den Umſatz von Milliarden Dollar. Noch jeder Naturarzt hat Gelegenheit gehabt zu beabachten, wie Medicziner, wenn ihre Patienten beſtimmt erklären, keine Medicin nehmen zu wollen, und alles dagegen Demonſtriren fruchtlos bleibt, zum Waſſer greifen, es kommt auch vor, daß Medieiner, von der Zweckloſigkeit ihrer Heilmittel überzeugt, als ultmo ratio, letzte Hülfe, zum Waſſer ihre Zuflucht nehmen, wie will, oder kann aber Jemand der keine Idee von den Grundprinzipien bei Waſſeranwendung hat, das Waſſer richtig anwenden? — bleibt dann der gehoffte Erfolg aus, tritt vielleicht gar das Gegentheil ein, ſa heißt es dann gewöhnlich: die Körperconſtitution des Patienten, oder auch die Krankheit war nicht für Waſſerbehandlung geeignet, Medicin hätte unfehlbar beſſere Dienſte gethan. —

Ein falſcher Praphet iſt unbedingt Jeder, der auf Verlangen, Waſſer oder Medicin, oder gar Beides zugleich anwendet. Wer die Waſſer- oder Naturheilkunde gründlich kennen gelernt hat, iſt für immer fertig mit aller Medicin und allen Inſtrumenten zum Blut laſſen. Schließlich warne ich hier noch vor den Doctaren, welche zwar Heilung ohne Medicin verſprechen, aber mit meiſtens complicirten Bademaſchinen verſehen ſind, Kräuter u. dgl. in's Waſſer thun und Salben zu Einreibungen anwenden, der Geldbeutel des Patienten iſt hier gewöhnlich das Ziel und die Heilung dem Zufall überlaſſen. Der Glaube an die Zweckmäßigkeit der Medicin hat ſich ſchon bei-

Vielen in Zweifel verwandelt und wohl mit Recht fragen ſolche: wenn die Waſſer- oder Naturbeilkunde ſo erfolgreich iſt, warum iſt das nicht mehr bekannt? — Als der Zweifel vor einigen Jahrhunderten den Pfaffen gefährlich zu werden anfing, ſuchten ſie ihn durch Gewaltmaßregel zu unterdrücken, die Greuel der Inquiſition ſind ja allgemein bekannt, die Pfaffen der Medicin haben eingeſehen, daß ſie auf dem Wege ihr Ziel ſo wenig erreichen würden wir Jene und haben deshalb einen andern Weg gewählt; ſie ſuchen das Bekanntwerden zu verhindern und zu unterdrücken — überzeugt Euch nur ſelbſt, welche Bauchgrimmen, Phyſiognomie ihr bei Eurem Hausdoctor erzeugt, wenn Ihr ihn um Rath über eine Waſſerkur ohne Medicinanwendung fragt, mit welcher Beſtimmtheit er deren Erfolge beſtreiten und wenn dies nicht möglich, doch andern Urſachen zuſchreiben wird. Dies iſt auch nicht anders möglich — fragt einen Schuhmacher ob es beſſer iſt die Füße zu bekleiden, oder Barfuß zu gehen, die Antwort und die Urſache derſelben iſt der des Doctors gleich.

Die Geſellſchaft.

Von Franz Schmidt.

Ausgerüſtet mit der Kraft und dem Triebe, zu erkennen, zu ſtreben, zu ſchaffen, ſteht gleichwohl der Menſch nicht vereinzelt da unter all den andern Gebilden des Erdlebens, iſt nicht jeder Einzelne auf die eigene Kraft allein angewieſen, nicht dem Zufall äußerer Einflüſſe überlaſſen — ſondern noch während du bewußtlos ruhſt an der Mutter Buſen, biſt du umringt ſchon von Geſchöpfen deines Gleichen, die dich lieben, ſchützen und pflegen. An der Eltern Hand, im Kreiſe der Geſchwiſter beginnt das Licht der Erkenntniß aufzuleuchten in dir, legſt du den Grund zu der — ſpäter ſo reich und immer reicher ſich geſtaltenden — Welt deiner Vorſtellungen, Begriffe, Gedanken; — hier im Schooß der Familie lernſt du zuerſt — empfangend und erwiedernd — das heilige Gefühl der Hingebung und Liebe, findeſt das erſte Feld zu thätigem Schaffen — im kindlichen Spiele.

Und in weiteren Kreiſen gehörſt du als Glied zur Gemeinde, haſt Theil am Leben des Volkes, das im mannigfachſten Verkehr ſteht mit den andern Völkern der Erde.

So reiht Glied ſich an Glied zum großen Ganzen — der Menſchheit. — Und wie herrlich Kräfte und Anlagen ſind, mit denen jeder einzelne Menſch zum Daſein erwacht: nur durch die ganze Geſellſchaft, nur durch das Leben und den Verkehr in menſchlicher Gemeinſchaft erhalten ſie ihre volle Weihe; nur durch die Geſellſchaft und in derſelben vermögen ſie ſich zu entfalten zu herrlicher Blüthe.

Wahrlich, was wäreſt du, was wäre dein Leben und Sein, lebteſt du nicht als Glied im Bunde der Völker und Menſchen? Nur in äußerſt geringem Grade vermöchte die Kraft des Einzelnen die Welt zu erkennen und die Kräfte der Natur ſich dienſtbar zu machen, was alleinige Grundlage und umgängliche Bedingung aller menſchlichen Entwicklung iſt; — der Verlauf eines Menſchenlebens, deſſen Zuſammenhang mit dem Ganzen zerſtört, aufgehoben wäre, unterſchiede ſich kaum von der Lebensweiſe anderer Thiere. — Erſt durch den Verkehr der Menſchen unter einander, erſt dadurch, daß Jeder für Alle denkt, ſtrebt, ſchafft, erſt durch die Geſammtheit der menſchlichen Kräfte iſt es möglich, daß das Leben der Menſchen gedeihe zur möglichſten Höhe der Wohlfahrt für Alle, für Jeden. — Ja, das Geſellſchaftsleben iſt es, wodurch ſtets das lebende Geſchlecht Alles dasjenige erbt und zum Genuß erhält, was alle Geſchlechter, die vor ihm gelebt, errungen an Gütern, Schönem und Wahrem. Nichts geht verloren, was einmal die Menſchheit beſeſſen; und was der Einzelne ſchafft und thut, es ſtirbt nicht mit ihm, nein! es lebt fort zum Segen künftiger Geſchlechter. — So macht die Geſellſchaft ſelbſt, indem ſie die Frucht des menſchlichen Lebens ewig erhält, den Menſchen in Wahrheit unſterblich.

Alles verdankſt du der Menſchheit! — Das Wort, das du ausſprichſt, haben Andere vor dir gedacht und gebraucht; der ganze Schatz deiner Sprache, das ganze Reich deiner Gedanken gehört deinem Volke, gehört der Geſellſchaft; — durch dein eigenes Werden, Ringen und Streben erwirbſt du nichts, als den Mitgenuß an den Schätzen, die Allen gehören.

Die Speiſe, die dich nährt, haſt du nicht ſelbſt dir bereitet; das Kleid, das dich ſchützet und ſchmückt, haſt du nicht ſelbſt gefertigt, er hat den Stoff dazu nicht ſelber zugerichtet, hat die Werkzeuge nicht ausgedacht und erſchaffen, durch die allein er's vermag, ſeine Arbeit zu fördern.

Ja, Alles verdankſt du der Menſchheit! — Und wahrlich, dein eigenes Schaffen und Wirken erſchiene als Pflicht, wäre Abtragung heiliger Schuld, hätte nicht die Natur ſelber den Trieb dir in die Bruſt gepflanzt, unter Menſchen Menſch zu ſein, menſchlich zu ſchaffen, menſchlich zu leben. — Nicht Gefühl der Pflicht, nein, edler, heiliger Trieb der Natur iſt's, der das Kind zum muntern Spiele, den Mann zu ernſter Arbeit drängt. — O folge freudig dieſem Triebe und du erlangſt dadurch ein heiliges Anrecht auf all jene Güter, die das Daſein der Menſchen verſchönern. — — —

Weil der Menſch bei jeglicher Thätigkeit einen beſtimmten Zweck im Auge hat, weil jedes Gebilde ſeiner Hand eine beſondere Beſtimmung hat, für die es gemacht und verbraucht wird: ſo pflegt er auch Zweck und Beſtimmung zu ſuchen im Reich der natürlichen Schöpfung, pflegt zu fragen nach Zweck und Beſtimmung des eigenen menſchlichen

Digitized by Google

Daſeins. — Die Werke der menſchlichen Hand haben den Nutzen zum Zweck; ihre Beſtimmung alſo liegt außer ihnen, liegt darin, daß Andere ſie nützen, verbrauchen.

Ganz anders die Gebilde des natürlichen Werdens und Lebens! Oder meinſt du etwa, es blühe und dufte die Blume zu dem Zweck, daß des Menſchen Aug' und Geruch ſich ergötze? Tritt hin auf die Flur und ſchau, wie die Kräuter alle, ob ſchön oder unſcheinbar, ob dem Menſchen nützlich, ob tödtlich, ſchau, wie Jegliches ſich entfaltet, erblüht im üppigen Streben der eignen Säfte; ſchau, wie ſein Lebenslauf endet, wenn ſeine Zeit erfüllt iſt, wenn ſeine Kräfte verbraucht ſind — verbraucht nicht für menſchliche Zwecke, ſondern im Dienſt des eigenen Werdens und Lebens!

Daß der Keim ſich entfalte, die Blume erblühe, der Same reiſe — zu neuem Keime: das allein iſt „Beſtimmung" der Pflanze, das iſt der „Zweck" ihres Daſeins. — Das eigene Werden und Leben — ſonſt nichts! — iſt ihr Zweck und Beſtimmung. — Daß nebenbei viele Kräuter Thieren und Menſchen zur Nahrung und Freude gereichen, das liegt nicht als natürliche Beſtimmung in der Pflanze, ſondern iſt einfache Folge des thieriſchen Lebens.

Und was von der Pflanze gilt, gilt von den Vögeln des Himmels, von allen Thieren und Allem, was im unendlichen Reich der Natur geworden.

Und die Beſtimmung des Menſchen? — der Zweck des menſchlichen Daſeins? — Wahrlich, erhabneren Zweck, ſchönere Beſtimmung vermag ſelbſt die Phantaſie des Menſchen nicht zu erfaſſen, als den: daß alle die herrlichen Kräfte und Triebe, welche die ſchaffende Natur in überreicher Fülle in die Bruſt des Menſchen gelegt, daß ſie frei, daß ſie ganz ſich entfalten und gelangen zu vollem Erblühen!

In ſolcher Entfaltung des eigenen Weſens, in ſolcher Entwicklung und Aeußerung aller menſchlichen Kräfte — liegt zugleich die ſchönſte Geſtaltung des Erdenlebens der Menſchen, liegt für jeden Einzelnen der reine und volle Genuß ſeines Daſeins, liegt das, was allein du „Zweck und Beſtimmung" des menſchlichen Lebens nennen kannſt.

Was aber der Pflanze Luft und Licht, was dem Thiere Bewegung und Nahrung, das ſind dem Menſchen — die geſellſchaftlichen Güter!

So wie die Blume vergeht, ohne ihre Lebensaufgabe erfüllt zu haben, wenn du ihrer Wurzel zwar die Nahrung des Bodens läßeſt, ihr aber Luft und Sonne entzieheſt: ſo auch geht der Menſch ſeines wahrhaft menſchlichen Lebens verluſtig, wenn du ihm Brod giebſt, verſagſt ihm aber den Vollgenuß des geſellſchaftlichen Lebens.

„Der Menſch lebt nicht vom Brod allein!"

Darum, was immer erſchaffen wird durch Aller Arbeit; wie unermeßlich die Güter ſind, die durch gemeinſame Kraft aus dem Schooße der Menſchheit erſtehen: ihr unverkümmerter Mitgenuß iſt dein, iſt jedes Einzelnen heiliges Recht, iſt die unumgängliche Bedingung eines wahrhaft menſchlichen Lebens, iſt der einzig genügende Lohn für deine eigene Arbeit.

Dein eigenes Thun und Schaffen — das iſt der Einſatz, den du, wie jeder der Brüder, vertrauensvoll niederlegſt in die gemeinſame Kaſſe; und mehr vermagſt du, vermag Niemand zu leiſten im Dienſte der Geſellſchaft, als rüſtig zu ſtreben, zu wirken mit all der Kraft, die dir inwohnt. — Darum, was auch der Gewinn, was auch der Ertrag ſei der gemeinſamen Arbeit: es muß Allen, muß auch dir Antheil werden an ihm! Jeder hat Anſpruch auf ihn, der mitgewirkt zu ſeiner Erwerbung.

Das iſt es, wonach die Menſchheit ringt, was ihren Zweck, ihre Beſtimmung bildet, daß es durch die Geſellſchaft und in der Geſellſchaft jeglichem Menſchen möglich werde, ſeine Beſtimmung zu erreichen in freier Entfaltung, in voller Thätigkeit ſeiner menſchlichen Kräfte, im Vollgenuß der Güter der Erde.

Und wenn die Geſellſchaft ſich alſo geſtaltet, da wird die Menſchheit zum heiligen Bunde von Brüdern, da bildet reiner Lebensgenuß und Liebe zum Bruder den Grund und die Richtſchnur des menſchlichen Strebens und Schaffens, da erringt der Einklang menſchlicher Kräfte die irgend mögliche Erkenntniß und Herrſchaft über die Natur und ihre Geſetze, und erhöht in's Unendliche Werth und Schönheit des menſchlichen Lebens.

Aber: wenn die Geſellſchaft die Einen nur zuläßt zum Mahle des Lebens, die Anderen ausſchließt; wenn die geſellſchaftlichen Güter weder von Allen erſchaffen, noch von Allen genoſſen werden: da gedeiht nirgends das menſchliche Leben zu ſchöner Entfaltung, da ſchleppt die ganze Geſellſchaft ein ſieches, krankes Daſein hin, und Verkümmerung herrſcht in Hütten und in Paläſten; — entmenſchende Leidenſchaften verdrängen die natürlichen Gefühle des menſchlichen Herzens und Selbſtſucht wird zur alleinigen Triebfeder menſchlichen Handelns; — da waltet Zwietracht und Haß in Haus, Gemeinde, wie unter den Völkern, das Band der Bruderliebe zerreißt, und anſtatt zu ſinnen auf Glück und Freiheit der Brüder ſinnt der Menſch auf Vernichtung und Knechtung ſeiner Mitmenſchen, und die Hand die Heil und Segen ſpenden ſollte, iſt aufgehoben zum Brudermord.

Schau' um dich in der Geſellſchaft! — Noch iſt Liebe und Brüderlichkeit eingeſchloſſen in den engen Kreis der Familie; außer ihr herrſcht Selbſtſucht in Volk und in Staat. — Doch, ſiehe! — ſchon wird es den Menſchen klar und klarer in immer weiteren Kreiſen, daß Selbſtſucht und Zwietracht ſie treibt in gemeinſames Verderben; — ſchon lebt das Gefühl der Liebe, lebt Bruderſinn mächtig und mächtiger auf, und immer gewaltiger ſtrebt er nach allgemeiner Geltung. — Denn in der Erkenntniß des Uebels da ſchimmert bereits das Morgenroth eines neuen Tages, im Drange der Völker ſchon kündet ſich an die baldige Neugeſtaltung des menſchlichen geſelligen Lebens!

Digitized by Google

Für die Fackel.

Ueber das religiöſe Streben der Prediger.

Von W. Sauter.

Schon häufig hatte ich Gelegenheit, den Redefluß, das Feuer und den Scharfſinn ſo mancher Prediger zu bewundern, und faſt jedesmal drängt ſich mir der unangenehme Gedanke auf, daß ſo viele herrliche Talente, daß ſo reiche Schätze der Wiſſenſchaft auf die Befruchtung eines undankbaren Feldes verwendet werden. Welch guten Saamen könnte der menſchenfreundliche Prediger auswerfen, dürfte er lhren, was drn Menſchen auf drr Erde glücklich macht — der wahrhaft Glückliche iſt ſtets für den Himmel reif — dürfte er die Fülle ſeines Herzens auf Behandlung von Gegenſtänden verwenden, die das Gemeinwohl der menſchlichen Geſellſchaft befördern; dürfte er aus dem engen Wirkungskreiſe treten, welchen theils ein altes Herkommen, theils eine engherzige Politik um ihn gezogen. Nur von heiligen Dingen ſoll auf der Kanzel geſprochen werden, nur Religion ſoll gelehrt, für das Volk unverſtändliche Bibelſtellen erklärt, und Widerſprüche in der Schrift ſollen gehoben werden. — Welche Entweihung der Kirche, würde ein Prediger dem Volke Anleitungen geben, über die Erziehung der Kinder, Aufſchlüſſe über den Bau des Menſchen, über das Wirken der Natur! Welch' unerhörte Begebenheit, würde man von der Kanzel herab Begriffe über Regierung, über Geſetze, über wahren Bürgerſinn beibringen wollen! Unerhört! der Prediger hat über Leidenſchaften, hat über geſellſchaftliche Regeln, hat über Empfindungen geſprochen. Religion ſoll das Thema des Predigers ſein; aber kein wiſſenſchaftlicher Gegenſtand. Nichts von Naturkunde, nichts von Geſundheitslehre, nichts von der Kunſt zu regieren, nichts über den wichtigſten Gegenſtand, über die Baſis eines goldenen Zeitalters — eine gute Erziehung. — Kann man denn religiös ſein, ohne ein guter Bürger, ein guter Vater, Freund, und Bewunderer der Natur zu ſein? oder iſt der nicht religiöſer, der ſeine Kinder kräftig an Geiſt und Körper erzieht, der zweckmäßig an dem Wohl des Staates arbeitet? Wohl wurde ſchon manches kräftige Wort von der Kanzel herab gehört über die Erhaltung der Geſundheit; mit glühenden Farben das Erhabene der Aufopferung für das Gemeinwohl geſchildert; grelle Bilder von den Folgen einer ſchlechten Erziehung entworfen; rührende Beiſpiele von wohlerzogenen Kindern gegeben; die mächtigen Töne der Orgel vollendeten den Eindruck der wohlgeſetzten Rede. Die Zuhörer wurden begeiſtert. Die Seele iſt ſich in ſolchen Momenten des göttlichen Urſprungs bewußt, und in ihr reifen Entſchlüſſe, ihres göttlichen Urſprunges würdig. Aber wie fangen ſie es an, dieſe guten Vorſätze auszuführen? Mancher klagt über die Entartung ſeiner Kinder, und hat ſie doch ſo ſtreng erzogen — Mancher ſieht die Kräfte des Staates gelähmt, obſchon ſeine Partei geſiegt, für welche er ſein Blut verſpritzt, ſein Gut geopfert hat; Mancher findet zu ſeinem Erſtaunen ſeine Geſundheit geſchwächt, und hat doch Alles gethan, was ſeinem Körper eine angenehme Empfindung verurſacht! — Ich glaube, die Revolution in Frankreich hätte keine ſolche, die Menſchheit ſchändende, Ungeheuer hervorgebracht, wäre die Zahl derer, in denen der Geiſt eines Rouſſeau und Montesquieu fortlebte, nicht ſo gering geweſen. Dieſe, vom Bilde einer beglückenden Freiheit beſeelt, reizten das Volk zur Abwerfung ſeiner drückenden Feſſeln; aber zu ihrem Schmerz mußten ſie ſehen, daß das Volk unfähig war, das Ideal der Freiheit zu faſſen, da es in ſeiner entfeſſelten Wuth das Gute mit dem Schlechten zerſtörte. Aber woher ſollte das Volk Begriffe über Staatsverfaſſung hernehmen? Es wußte nicht, daß ein Rouſſeau gelebt habe, daß er ein goldenes Buch über den Geſellſchaftsbund geſchrieben, und geſetzt auch, es hätte es gewußt, und Rouſſeau's Werke geleſen, ſo würde es ſie doch nicht verſtanden haben; denn die Sprache der Gelehrten iſt nicht die des Volkes. Wir leben nicht mehr in den Zeiten der Römer und Griechen, wo die Weiſen öffentlich lehrten, und die Reden eines Cicero und Demoſthenes vom Haufen verſtanden, die jetzt ſelbſt den Studirenden Nachdenken koſten. Zahlreiche Werke großer Männer ſind in Bibliotheken geſammelt. Blos eine kleine Klaſſe von Menſchen kann ſie benützen. Daher die große Kluft zwiſchen den Gelehrten und dem Volke; daher dieſes mit den erſten Elementen der Wiſſenſchaft unbekannt, indeß Jene faſt alle Gebiete derſelben durchwandern. Wie ſoll alſo der Handwerker, der Bauer die Deutungen des Lebens richtig kennen lernen, wer ſoll ſie lehren, ihre Pflichten recht zu erfüllen? wer ſie mit den ſchädlichen und heilſamen Kräften der Natur bekannt machen? Soll der Schullehrer es thun? Unmöglich. Der Knabe hat noch keinen Sinn für den Ernſt des Lebens. Aus der Schule entlaſſen lernte er ein Geſchäft. Er reift zum Jüngling heran — da kömmt das Laſter unter der Maske der Tugend ihn zu verführen; ränkevolle Männer ſuchen mit dem Scheine des Wohlwollens ihn für ihre Zwecke zu gebrauchen. Wer ſoll ihn darauf aufmerkſam machen? Er wird in die Kirche verwieſen. Fliehe das Laſter! folge der Tugend! ruft man ihm da zu; aber man lehrt ihn kaum die Umriſſe der Tugend und des Laſters kennen. Laß dir den geraden Sinn durch glatte und ſchöne Worte nicht verdrehen! aber man ſucht nicht, ihn mit dem geraden Sinn bekannt zu machen. Hat der Prrdiger ſeine Pflicht erfüllt, wenn er eine Stunde lang an einem unſchuldigen Satze feilt, ihn verſtümmelt, zergliedert, dann wieder auf eine beliebige Weiſe zuſammenſtellt, und endlich daraus beweiſet, daß ein Gott iſt, daß der Menſch nur edel ſein ſoll; was doch in jeder Secunde in tauſendfachem Echo durch die Schöpfung hallt? Keineswegs. Ein Seelſorger ſoll für die Seele ſorgen. — Die Seele fühlt ſich wohl, wenn der Körper ge-

Digitized by Google

fund; lehret daher, Ihr Prediger, den Ban der menſchlichen Maſchine; lehret, was dieſer Maſchine ſchaden, und was ihr nützen kann. Die Seele fühlt ſich wohl, wenn ſie mit Reinen und Glücklichen ſich verſchwiſtern kann; lehret alſo, wie man Kinder gut erziehen, wie man ein guter Bürger werden kann; und der gute Menſch wird ſich nur von guten Menſchen umgeben ſehen. — Zwar iſt es gerade nicht nothwendig, daß das Volk gelehrt über Dogmen zu ſprechen verſtehe; aber es ſoll in jeder Lage des Lebens die richtige Stellung zu nehmen wiſſen. O, Ihr Prediger, beſchäftiget Eure Zuhörer nicht ſo viel mit abſtracten Begriffen! Die Vernunft und die Erkenntniß des Guten macht ſittliche Menſchen, der Myſticismus gefährliche Schwärmer. Führt Eure Zuhörer auf den Teppich der Natur. Zeigt ihnen, wie heerlich, wie zweckmäßig Alles da eingerichtet. Lehrt ſie Blicke in ihren Haushalt werfen. Führet ſie durch ihre unermeßliche Räume, führet ſie hinauf zum blauen Aether, zum Sternenzelt, hinab in die Schlünde der Erde, macht ſie aufmerkſam auf die Inſtincte u. ſ. w. und eine ſchönere Religion wird ſich daraus entwickeln und eine erhabenere als die Ihr ihnen wiekllich gebet.

Laſſet die Natur Eure Führerin ſein, lehret aus ihrem Buche, und Eure Bemühungen werden mit dem ſchönſten Erfolge gekrönt ſein!

Samuel Ludvigh's letzte Worte.

Mitgetheilt den Leſern der Fackel.

Sonntag, den 31. Januar 1869 fing er an, ſich ſchwach und unwohl zu fühlen und bemerkte: daß ſeine Reiſe nach Louisville, (von welcher ee am 28. Jannar zurückgekehrt war) ihn ſehr erſchöpft hätte, und daß es wenigſtens eine Woche erfordern würde, um ſich wieder zu erholen, er ging zu Bett, aber das Schickſal hatte es beſchloſſen, daß er nicht wieder geneſen ſollte.

Vom 1. bis 7. Februar hatte er ſehr ſtark von einem Anfall des Aſthma's zu leiden und wünſchte, daß er lieber ſterben möchte, als noch länger ſo große Schmerzen auszuhalten.

Am 7. Febr. kam der Buchbinder (nach welchem ee geſandt hatte, um für ihn zu reiſen und zu colleeliren) und ertheilte ihm die dazu nöthigen Inſteuktionen.

Am Freitag den 5. Febr. dictirte er mie Empfehlungsbriefe an ſeine Abonnenten für den Buchbinder. In einem Brief an Hrn. Frantz in Parkersburg, Va., ſagt er: ich bitte Sie, in Zukunft als Agent für meine Fackel und übrigen Werke zu wirken, da ich nicht mehr reiſen kann, welches zeigt, daß er ſchon ein Vorgefühl hatte, daß ſein Ende nahe war.

Montag Abend, den 8. Febr. zeigte er mir ſeine Subſcriptions-Liſte und gab mir in Betreff ſeines Geſchäfts Inſtructionen; bemerkte wer bezahlte und wer nicht bezahlt hätte und ſagte, daß da bereits ſo Viele für die Fackel voraus bezahlt hätten, dieſelbe im Falle ſeines Todes dieſes Jahr fortgeſetzt werden ſollte.

Am Dienſtag den 9. Febr. dictirte er mir die Namen und Wohnorte der Unterſchreiber füe verſchiedene ſeiner W.rke; bemeekte wer bezahlt und nicht bezahlt hätte, ferner händigte er mir ſeine gedruckte Namens-Liſte derjenigen Abonnenten ein, denen ſein letztes Werk der „Prieſterſpiegel" zugeſandt werden ſollte, auf welchen ſie abonnirten.

Mittwoch den 10. Febr. war er ſehr ſchwach und ſprach ſehr wenig, er fühlte, daß der Tod ſich ihm näherte, aber dennoch ſprach er mit merkwürdiger Ruhe und Kaltblütigkeit; fragte ſeine Frau, ob der Doctor eine Einwendung dagegen hätte, eine Poſtmortem-Unterſuchung nach ſeinem Tode zu halten, ſo daß wir verſichert ſein möchten, daß das Leben entflohen und die wahre Urſache ſeines Todes uns bekannt werde.

Während er mit Kaltblütigkeit über einen Gegenſtand ſprach, der von Vielen ſo ſehr gefürchtet wird, wurde die Familie bis zu einem gewiſſen Grad auf einen Schlag vorbereitet, der leider noch zu b a l d k a m. Doch dachten wie nicht, daß er ſo geſchwind ſterben würde, da ſeine ſcheinbare Stärke und Thätigkeit ihn in ſeiner Krankheit nicht verließ. Während ſeine Frau ihm die Füße rieb, die ſehr geſchwollen waeen, fragte er: wie lange dauert es nach dem Tode, bis die eiſige Erſtarrung eintritt? Nachdem man ihm es ſagte, bemerkte er zu ſeiner Frau: begrabt mich nicht eher, als bis ihr überzeugt ſeid, daß ich wirklich todt bin, da ich immer einen Schauder vor Lebendig begraben ſein gehabt habe, aber wartet auch mit dem Beerdigen nicht zu lange, da dies anſtößig ſein würde.

Darauf ſagte er: ich hoffe nicht, daß ihr mir meine ſchwarzen Kleider und die ſchweren Stiefel anziehen werdet, denn ich denke, ein reines Hemd und Hoſen ſind für die Würmer genug; aber ſolltet ihr es dennoch thun [ſagte er lächelnd zu ſeinee Tochter Adorine] laßt die Stiefeln weg und ſtatt derſelben zieht mir ein Paar leichte Schuhe an, denn wer weiß es, wie ſchwierig es iſt, den Styx zu überſchreiten. (Auf eine griechiſche Fabel anſpielend.)

Da ihr Alle mich nach meinem letzten und ſchönen Ruheplatze begleiten wollt und wir nur wenig Freunde hier haben, ſo geht zu dem treuen Heinrich [ein wohlbekannter Miethkutſcher, Namens Heinrich Meyer], in deſſen Kutſchen werdet ihr mir folgen bis zu meinem letzten Ruheplatz in die Welt der Atome.

Indem er am Donneeſtag in ſeinem Zimmer umherblickte, und zwei Gemälde bemerkte, das eine einen Ungar und das andere eine junge öſterreichiſche Dame ſeiner Bekanntſchaft in jüngern Jahren darſtellend ſagte er zu ſeiner Frau: waeum ſind dieſe unbedeutenden Gemälde um mich?

während er nun einſchlief, entfernte ſeine Frau dieſelben und erſetzte ſie durch das Bild des Fürſten von Schwarzenberg und ein anderes Gemälde, eine ungariſche Hochzeit vorſtellend, in der Vorausſetzung, daß ihm dieſe beſſer gefallen würden, da er ſein Vaterland ſo zärtlich liebte. Nach dem Erwachen ſeines kurzen Schlummers die Veränderung der Bilder bemerkend, lächelte er, und ihnen Küſſe zuſendend, ſagte er: armer Fritz, ich werde dir bald nachfolgen, da meine Augen in Kurzem geſchloſſen ſein werden und niemals wieder auf die, welche ich liebe, noch auf die vielen Bequemlichkeiten, im Zimmer umherſehend, blicken werde; doch habe ich lange gelebt und viel genoſſen.

Seine Frau fragte ihn dann: ob er nicht auch die Bilder ſeines Vaters und ſeiner Mutter ſehen wollte? Nein, Mama, entgegnete er, ſie ſind zu groß und unbequem zum herbeiſchaffen, das Bild meiner Mutter iſt tief in mein Herz eingegraben.

Gegen Abend wurde er wegen meiner Rückkehr aus dem Geſchäft beſorgt, da mich daſſelbe dieſen Abend länger wie gewöhnlich aufgehalten hatte. Als ich zurückkam, ſagte er: komme mein Sohn Victor, während noch ein Lebensfunken übrig iſt, ſo wünſche ich dir etwas zu dictiren, welches du niederſchreiben mußt. Indem er ſich jetzt etwas erhob, nahm er zuerſt einige Tropfen Catawba-Wein.

Nachdem er ſechs Briefe dictirt und unterzeichnet hatte [dieſelben waren Geſchäftsbriefe an einige ſeiner Freunde], ſagte er zu mir: jetzt an ein wichtigeres Geſchäft und fing an einen Umriß ſeines Lebens in dieſem Lande für den „Boſton Inveſtigator“ zu dictiren. [Er hatte es früher im Sinne verſucht, in deutſcher Sprache, ſeine Selbſtbiographie niederzuſchreiben, aber wegen Krankheit und Geſchäfte war dieſelbe zu lange aufgeſchoben worden. Er hatte ungefähr 2 große Bogen davon dictirt, als er ſehr ſchwach und gezwungen wurde, es aufzugeben; und ſagte: wir können es vielleicht ein ander Mal fertig machen, aber dazu kam er niemals, und während des letzten Theils d r Nacht beobachtete er mit großer Aufmerkſamkeit die dahin gehenden Stunden und ſagte ſie ſeiner Frau.

Um 4 Uhr des Morgens, wä rend ſeine Frau am Bett ſaß und das Haupt ihres ſterbenden Gatten an ihrer Schulter ruhte, heulte ein großer Neufundländerhund, der einem Nachbar gehörte mehreremals, worauf er ſagte: Mama, was iſt das? Ach, welcher feine Inſtinkt, oder iſt es der feine Geruch, den wie wir wiſſen, die Hunde beſitzen, war darüber betroffen und ſagte: er riecht vielleicht bereits meine Auflöſung in mir.

Zwei oder drei Tage vor dem Freitag hatte er ſich geäußert: daß dies ſein letzter Tag ſein werde und am Morgen dieſes Tages rief er ſeine Kinder und Enkel um ſich. Der jüngſte Sohn Willie war ſchläfrig, deshalb ſagte er: ſetzt den kleinen Künſtler zu meinen Füßen, dann rief er ſeinen nächſten Sohn Carlmann küßte ihn u. ſagte, als er ihm ſein leeres Taſchentuch als Andenken gab: hier mein Sohn, ich weiß, du liebſt das Geld [das nie eine Leidenſchaft deines Vaters war] aber erwerbe es dir auf einem ehrlichen Weg, da Geld eine Nothwendigkeit im Leben iſt, doch Tugend und Ehrlichkeit ſei dein höchſtes Ziel. Hierauf wandte er ſich zu mir und ſagte: komm mein Victor, laß dich umarmen und küſſen für meine theure Cora in Minneſota und für meine theuren Kinder da und alle die theuren Verwandten in Ungarn und Philadelphia (die Verwandten ſeiner Frau daſelbſt meinend), ein Lebewohl, an Couſine Amande, ſage ihr: ich liebte ſie. Seine Frau fragte ihn: ob er einen von ſeinen Freunden ſehen wollte; er wünſchte es, doch da es nicht ſein kann; Kinder kommt näher an meine Bettſtelle, um euch mit meinen ſterbenden Worten zu ſagen, daß ich kein einziges Wort und keine Zeile bereue, die ich während meines Lebens geſchrieben habe, ſondern glaube, es iſt alles wahr und nun beſtätige ich es mit meinen ſterbenden Lippen. Dies ſagte er, iſt alles bei vollkommenem Verſtande geſprochen worden, wenn jedoch ſpäter ich davon abweichen und ich ſollte einen P r i e ſ t e r oder G e i ſ t l i c h e n verlangen, ſo beachtet es nicht, ſondern betrachtet es als eine Störung oder Abnahme meiner Geiſteskräfte und befolgt es nicht. Mama, ſagte er zu ſeiner Frau: erinnerſt du dich noch eines Taſchentuches meiner Mutter, welches ich dir viele Jahre zurück zeigte. Ja, antwortete ſie, ich weiß nicht gleich, wo es iſt. In meinem Bücherſchrank hinter den Büchern wirſt du ein griechiſches Jäckchen finden, welches ich trug, als ich in G r i e c h e n l a n d reiſte, in einem der Aermel wirſt du das Taſchentuch finden; bring es her, ſagte er. Seine Frau brachte es ihm; dies ſagte er: hatte meine Mutter um den Hals, als ſie im Jahre 1827 ſtarb; reiße es halb entzwei und begrabe die eine Hälfte mit mir und behalte du die andere Hälfte. Mein L e i c h e n w a g e n ſei einfach, ich liebe keine auffallenden ſchwarzen F e d e r b ü ſ c h e darauf; der Sarg ſei einfach, tragt keinen Flor oder Trauerkleider, dies iſt blos äußerlicher Schein, die wahre Trauer liegt im Herzen.

Um mit Seneca zu reden, wenn die Portale offen ſind, ich bin bereit zu ſcheiden in das große, ewige Reich der Natur:

Dieſe rührende Scene ergriff die Familie ſo tief, daß wir uns nicht enthalten konnten, zu weinen. O, ſagte er: weinet nicht; doch Töchter, wenn ihr euch deſſen nicht enthalten könnt, geht in ein anderes Zimmer, denn von eurem Thränen bin ich zu ſehr ergriffen, und bin doch ſo ſchwach; Knaben ihr ſolltet nicht weinen, ihr müßt Spartaner ſein.

Nach einer kleinen Weile fragte er: ob wir nicht den Doctor rufen ſollten, welches geſchah. Als der Doctor kam, ſagte er zu ihm: da ſie mich während meiner ganzen Krankheit behandelt haben, ſo können Sie mir ungefähr ſagen, wie lange ich noch zu leben habe; ich wünſche, meine Familie darauf vorzubereiten, daß ſie die Faſſung nicht verlieren, wenn dieſer Augenblick herannaht; Sie wiſſen, ich fürchte den Tod nicht, noch die letzten harten Kämpfe. Der

Digitized by Google

Doctor erwiederte: Ihr Puls iſt noch gut und ſie werden heute ſicherlich nicht ſterben. Gut, ſagte er: 10 Stunden werden es entſcheiden. Nach des Doctors Weggang kehrte ſein Appetit zurück und er verlangte ungeduldig nach ſeinem Frühſtück, bemerkend, daß ihm letzte Nacht die Zeit ſo lang wurde zum Sterben und jetzt währte es ihm zu lange, ehe ſein Frühſtück komme.

Nachdem er ſein Frühſtück gegeſſen hatte, welches aus einem weich gekochten Ei und einer Taſſe Kaffee beſtand, welcher ihm ſehr gut ſchmeckte, bemerkte er: daß es das erſte Mal ſei, daß der Kaffee ihm ſo gut ſeit 6 Monaten geſchmeckt habe. - Nach einem kurzen Schlaf (in einer aufrechten Stellung ſitzend, der einzige Weg, daß er ruhen konnte, während ſeiner Krankheit) ſtand er auf, zog Rock, Socken und Slippers an, ſetzte ſich auf einen Stuhl nieder und ſagte: ich denke ein bischen geiſtige Arbeit wird mir wohl thun. Der Doctor kam wieder und ihn ſitzen ſehend, verſicherte er ihm, daß er beſſer wäre, gut, ſagte er: ich bin ſelbſt geneigt zu glauben, daß eine große Veränderung mit mir vorgegangen iſt. Die Rückkehr des Appetits und Neigung für Kaffee, den ich ſo lange nicht getrunken habe, iſt ein Beweis davon. Wenn ich geneſe, was mir ſehr zweifelhaft ſcheint, werde ich dieſe letzten Augenblicke meiner Krankheit zum größten Studium meines Lebens machen.

Nachdem ihn der Doctor verlaſſen, ſagte er: ich habe mich ſcheinbar lächerlich gemacht durch dieſe Vorbereitungen zum Tode, aber ich habe gehandelt, wie ich gefühlt habe.

Weint nicht mehr, ſondern laßt den Lauf der Hausgeſchäfte wie gewöhnlich wieder vorangehen, und wenn ich fertig bin, will ich warten bis die Zeit für mich da iſt, zum Scheiden aus dieſem Leben in die Atome der Natur. Dann nahm er einen Brief, der auf einem Tiſchchen lag, von Hrn. Blenker in Philadephia, ein großer Spiritualiſt; verlangte eine Brille und las den Inhalt der zwei großen Bogen, dies ſchien ihn zu ermüden und er wünſchte wieder zu Bett zu gehen, er ſetzte ſich auf den Rand desſelben, unterſtützt von ſeiner Frau und ſagte: es iſt angenehm zu denken, daß die Geiſter meiner Mutter und abgeſchiedener Freunde mich umſchweben; aber ach, es iſt n u r eine ſüße Täuſchung. Er verfiel darauf in einen kurzen Schlummer und einer der Nachbarn kam, um ihn zu ſehen, aber da er ſchlief, wollte er ihn nicht aufwecken. Als er an der Bettſtelle ſtand, ſprach er laut genug, um gehört zu werden; kommt Kinder, es iſt ſchön zu ſterben, Sarah, meine gute Sarah.

Nach einem ſcheinbar erfriſchenden Schlaf verlangte er Kaffee und ein Stück Kuchen. Es war ungefähr um Mittag. Nachdem er gegeſſen und getrunken hatte, ſchlief er wieder eine halbe Stunde und ſagte beim Erwachen: gebt mir geſchwind einen Bleiſtift u. Papier, ich fühle Lebensfeuer und ſchrieb denn die folgenden Zeilen:

Im Falle eines plötzlichen Todes erſuche ich die geehrten Abonnenten, welche noch mit der Zahlung im Rückſtande ſind, dieſelbe meiner Frau bei der nächſten Reiſe einzuhändigen, damit ſie meinen Verbindlichkeiten nachzukommen im Stande iſt. Ferner: wenn es nöthig, für meine Familie zu ſorgen; denn ich denke, es iſt ehrenvoll Geld deshalb zu betteln, aber ſchimpflich zu betrügen, und jetzt an alle Anhänger meiner Grundſätze ein letztes Lebewohl! Er fragte ſeine Frau: ob ſie es leſen könnte, da ſie verneinte, verlangte er ſeine Brille und verbeſſerte es; doch ſie vermochte es noch nicht, da ſie mit der deutſchen Schrift nicht vertraut iſt; dann ſagte er ſchnell: nimm einen Bleiſtift, während ich noch Leben und Kräfte habe, ich will es überſetzen, legte es in einen Umſchlag u. addreſſirte es an Hrn. F. Haſſaureck, und ſagte: nach meinem Tode übergebt es ihm und er wird es in ſein Blatt aufnehmen. Nach einer kleinen Pauſe ſagte er: du wirſt etwas Geld brauchen, um die Begräbnißkoſten zu beſtreiten; bring Dinte und Feder, und er ſchrieb eine Anweiſung auf 30 Tage an Hrn. F. Adae und Co. für 30 Doll.; ſeine Frau war dagegen, ſie hoffte, ſie brauchten es nicht, er zerriß dann die Note und ſagte: du kannſt ſie ſelbſt ausmachen. Aus Erſchöpfung ſchlief er wieder ein.

Am Abend ſagte er: es ſcheint mir jetzt, daß ich gerade meinen 68. Geburtstag erleben ſoll; wie romantiſch und welche Poeſie, an ſeinem Geburtstag zu ſterben! Er beobachtete die Zeit jetzt genau und um Mitternacht verſammelte ſich die Familie um ihn, er verlangte Punſch, daß wir einen Toaſt zu ſeinem Geburtstage ausbrächten; da aber nicht Liqueur genug im Hauſe war, wurde Wein geholt, er nahm ein Glas, trank auf das Wohl ſeiner abweſenden Verwandten und Freunde, und wünſchte dem guten Hrn. Fareiot und deſſen Frau auf Kelley's Island (von dem er den Wein kurze Zeit vorher erhalten hatte] langes Leben und Glück.

Am Samſtag Morgen, den 13. Febr. als der Doctor kam und ſich nach ſeinem Befinden erkundigte, ſagte Papa zu ihm: Doctor, wie ich Ihnen ſchon zuvor erklärte, fürchte ich den Tod nicht, aber ich würde wünſchen, daß es mir gewährt ſein möchte, daß der Tod mich ſchlafend in das unendliche Reich der Atome überführe.

Nachmittags hatte er einen leichten Huſten und ſagte zu ſeiner Frau: Mama, dies muß der Vorbote des Todes ſein; nein, ſagte ſie: dies iſt blos ein Huſten und du biſt zu ſchwach, um den Schleim herauszubringen.

Abends kam Herr Pflüger aus Cincinnati, mit dem er ſich frei und kräftig unterhielt. Dieſer letzte Verſuch zu ſprechen, erſchöpfte ihn ſehr, er wurde ſchwach und ſeine Gedanken ſchweiften umher; manchmal machte er eine Bewegung, als wenn er ſchreiben wollte und zuweilen fragte er nach ſeinem Pocketbuch u. Kleidern, und bemerkte: er müſſe fort, da der Eiſenbahnzug bald abgehen würde; nachdem ihm erklärt wurde, es wäre nicht ſo, entgegnete er: ſo will ich mich wieder hinlegen und ſchlafen.

Die erſte Hälfte Samſtags Nachts ſchien er ruhig zu ſchlafen. Um 1 Uhr am Sonntag Morgen erhob er ſich im Bette und ſagte: jetzt iſt Zeit, daß der Zug abgeht und ich

Digitized by Google

muß fort, bringt mir meine Hoſen. Wir wollten dies nicht thun, aber er bat uns ſo flehentlich, daß wir ſeinen Wunſch erfüllten; er zog ſie an, ging im Zimmer umher, und nachdem er eine Weile ſich geſetzt hatte, wurde er müde, entledigte ſich ihrer wieder und ſetzte ſich auf das Bett, von ſeiner Frau unterſtützt.

In kurzer Zeit war er entſchlummert; ſeine Frau weckte und fragte ihn: ob er ſich nicht legen wollte, er that es und fiel ſogleich in einen ruhigen, ungeſtörten Schlaf.

Wir beobachteten ihn zwei Stunden, wurden ängſtlich und ſchickten nach dem Doctor. Derſelbe meinte, er würde wieder aufwachen, aber dies war ſein letzter Schlaf und ſein Wunſch, daß der Tod ihn im Schlafe überraſchen möchte, war erfüllt worden; dies geſchah am Sonntag Vormittag um 9 Uhr, am 14. Febr. 1869.

Dreißig Jahre lang widmete er mit unvergleichlichem Eifer ſich einer unpopulären Sache, worin er weder ſich ſelbſt noch ſeine geringen Mittel ſchonte, um den Menſchen die wahre Tugend und geiſtige Freiheit zu lehren; wäre Geld oder ein Amt ſein Beſtreben geweſen, er würde es erreicht haben, er konnte durch ſeine Talente und ſeinen Fleiß reich u. berühmt werden, aber er wendete ſich ſein ganzes Leben lang von dieſen Verlockungen ab und verbrachte es unter den ungünſtigſten, rauhen, undankbarſten und beſchwerlichſten Mühſeligkeiten und Arbeiten, um die wahren und gerechten Prinzipien der Freiheit und des Fortſchritts gegen einen mächtigen und überwältigenden Feind zu befürworten und zu vertheidigen; doch er hat ſein Werk brav und wohlgethan, niemals entmuthigt, immer hoffnungsvoll und der Freiheit und des Fortſchrittes treu bis an ſein Ende.

V. F. Peterſon, Schwiegerſohn.

An die gütigen Leſer der Fackel.

Geſtern, den 31. März 1869 habe ich die letzte Pflicht gegen meinen geliebten Mann erfüllt, und ſeine ſterblichen Ueberreſte aus dem Leichenhauſe, worin ſie bis jetzt beigeſetzt waren, zur Ruhe in das Grab gebracht, welches Hr. Guckenberger die Güte hatte, mir zu überlaſſen, bis ich ſelbſt eine kleine Lotte kaufen kann. Ich vermag kaum mit Worten meine Dankbarkeit für die Güte des Hrn. Guckenberger auszuſprechen und gegen Hrn. Pflüger, durch deſſen Theilnahme und aufopfernde Bemühungen ich dieſe Vergünſtigung von Hrn. Guckenberger erhielt. Die Begleiter beſtanden bei der Beerdigung aus unſerm guten Schriftſetzer Hrn. Chr. Vogler, Hrn. C. Mözling, Hrn. M. Pflüger, früherer Agent der Fackel, meinen Schwiegerſohn, Victor Peterſon, meiner älteſten Tochter und meinen zwei kleinen Knaben (Carl und Wilhelm) wir betrachteten wieder und zum letzten Male Geſicht und Form, welche ſeit 6 Wochen in dem Sarge gelegen und welche ſich ſo unverändert erhalten hatte, als wenn das Leben erſt entflohen wäre.

Wir weinten und ich legte auf ſeine Bruſt einige Hyacinthen; die letzten Blumen, welche er gepflanzt hatte, und welchen eben ihre hübſchen Blüthen entſproſſen waren, dann mit gebrochenem Herzen und weinenden Augen meiner verwaisten kleinen Knaben und der oben genannten Freunde, waren wir Zeugen der feierlichen Beerdigung, deren wir früher oder ſpäter alle unterworfen ſein werden; wir ſtanden ſchweigend da, kein Wort wurde geſprochen, nur unſere Thränen floſſen reichlich, die Anweſenden warfen ein wenig Erde auf die Kiſte, die den Sarg enthielt; Erde, mit der auch wir uns einſt vermiſchen werden; bekümmert und traurig gingen wir nach Hauſe, hoffend, daß die Zeit unſeren großen Schmerz lindern werde.

Nun habe ich die letzte Pflicht gegen meinen verſtorbenen Mann erfüllt, die ich ihm ſchuldig war, mit dem ich 30 Jahre in Liebe gelebt habe, während mancher Sorgen und Prüfungen ſuchte ich ihm zu helfen und beizuſtehen, was in meinen Kräften ſtand; ich vergeſſe aber auch unſere Freuden nicht, namentlich die vielen glücklichen Zurückkünfte; eine grauſame Nothwendigkeit zwang ihn ſo oft von uns zu ſein. Heimath, theure Heimath, Frau und Kinder, theure Leser, wie Ihr wüßt, liebte er ſo ſehr, und welches Vergnügen für ihn und uns würde es geweſen ſein, wenn er die Bequemlichkeiten des Zuhauſeſeins öfterer hätte genießen können. Der ſchöne einſtweilige Ruheplatz meines Mannes iſt gerade unter dem wohlbekannten Denkmal des Hrn. Heffner.

Einen andern Freund, welcher bei der Beerdigung gegenwärtig war, darf ich nicht zu erwähnen vergeſſen, den jungen Bildhauer, August Mundhenk, welcher an dem traurigen und mir unvergeßlichen Todestage meines theuren Mannes kam und mich um die Erlaubniß fragte, ein Model zu einer Büſte nehmen zu dürfen, welche Bitte ich ihm gewährte; fühlend, daß es eine Ehrenſteuer gegen den Verſtorbenen war und gleichzeitig ein Troſt für alle lebenden Verwandten und Freunde.

Jetzt einige Worte der Erwiderung an jenen Mann mit dem großen talentvollen Kopfe, der aber anſcheinend ein Herz von Stein hat; deſſen kritiſirende Worte über das Talent meines Mannes (ſeit ſeinem Tode) mir beinahe mein gebrochenes und blutendes Herz ſo niedergeſchmettert hat, daß ich ſein möchte, wo mein geliebter Lebensgefährte ruht. Ich möchte ihn fragen: warum hat er die verſchiedenen Gelegenheiten zu einer Controverſe nicht bei Lebzeiten meines Mannes benutzt?

Dieſer beſcheidene Märtyrer hatte eine klaſſiſche Erziehung (erlauben Sie mir zu ſagen); ich habe alle ſeine Schulzeugniſſe und Diploms, welche zeigen, daß er den erſten Rang in den Klaſſen hatte, als wirklichen Beweis dafür.

Ferner: die großen Reiſen in drei Theilen der Erde, meiſtens in reiferen Jahren gemacht, nun ſagen Sie mir gebrochenen Weſen, wo ſollen wir hervorragendes Talent ſuchen? — ſei es denn zugegeben, daß bei dieſer Erziehung, dieſer Erfahrung durch Reiſen in drei Welttheilen ihm Talent mangelte. Ich ſage: kein edleres Herz wurde jemals bei einem ſterblichen Menſchen gefunden und eben deswegen bin ich ſo untröſtlich.

Meinen Freunden in Dayton, welche mir zuerſt beiſtanden, denen in Louisville, welche die nächſten waren, dann denjenigen in Boſton und Baltimore, ſage ich hiermit meinen herzlichſten Dank für ihre materielle Hülfe in meiner bedrängten pecuniären Lage.

Sarah Ludvigh.

Digitized by Google

Ein Cypreſſenzweig
auf
Samuel Ludvigh's, des Facklers Grab,
von
Fr. Donner,
Prediger der erſten evangel.-proteſtantiſchen Bundes-
Gemeinde in Wheeling, W. Va.

Es iſt vallbracht! der Staub er war zu Staube,
Und Ruhe fand der Fackler in dem Grab!
Sein Glück war ein erhöhter Siß im Kerker,
Den ihm das Schickſal zur Belohnung gab.
Der hohe Menſch, Tyrannen will er feſſeln,
Und ließ den freien Facklee betteln geh'n,
Ach Ludvigh! dieſen Schmerz und dieſe Schande
Kann nur ein freier, deutſcher Mann verſteh'n.
Ja! deine Welt ſie wae kein Götterhimmel,
Dem innerſten Geſetze heldentreu;
Trankſt du den bittern Kelch der Hochverräther,
Der frommen Schurken und — bliebſt deutſch und frei!
O Muſe! leih' mir deine Aeolsharfe,
Und ſchlage ſelbſt die reinſten Töne an,
Der Geiſt des Facklers ging ja nicht zu Grabe,
Nein, nein, ee geht gelaſſen ſeine Bahn!
Schon klingt es laut aus Süden und aus Oſten,
Und lauter noch aus Weſten und aus Nord:
„Der Fackler lebt in allen deutſchen Herzen,
„In allen freien deutſchen Männern fort."
Die Todtenurne voll von Staub und Moder,
Du enges Grab mit deinem Bretterſarg-
Dee Geiſt durchweht den engen Raum der Zeiten,
Der ſich in unſer'm Ludvigh einſt verbarg.
In ſtillem Zeitengange wächſt die Eiche,
Und erſt Jahrhunderte verehren ſie;
Auch dich wird das Geſchlecht der Zukunft preiſen,
Denn Heil! dein „Ich" hieß: Lebensharmonie.
Die Thorheit, die mit feilen Ketten raſſelt,
Und ſich in mitternächtlich ſchwarzer That
Auf deinem Leichnam wie ein Wurm verpeſtet,
Wird an ſich ſelbſt zum ſchrecklichen Verrath!
Nein Ludvigh! keine feile Biſchofsmütze,
Und auch kein faltenreiches Chorgewand
Entſtellte dich als Menſch und dennoch lebeſt
Du mächt'ger als der feile Pfaffenſtand!
Wie niedrig flattern ſeine lahmen Schwingen,
Wie hoch zum Himmel ſchwebt dein freier Geiſt,
Die ſieben Hügel und die Bibelwunder
Sind's, die der Wahnſinn göttlich ſchimpfen heißt.
Und du, du ſchlichter Meiſter der Gedanken,
Den nicht ein Nachtgeſpenſt in Ketten ſchlug,
Wie hocherhaben über feige Sklaven,
Wie kühn zum Himmel ſchwebt dein Seelenflug!
O, ruhet ſanft ihr morſchen Todtenbeine,
Das Grab giebt euch die längſt erſehnte Ruh;
Und ſäuſelnde Olivenblätter flüſtern
Des Fackler's Aſche: „Friede! Friede!" zu,
Ja, Frieden, Frieden haſt du nun gefunden!
D'eum bied'rer, feſter, deutſcher Mannesgeiſt,
Wo du auch ſchwebeſt, Ehre deinem Ruhme,
Der noch die Nachwelt dich bewundern heißt.

(Prot. Zeitbl.)

Turneriſches.

Dayton, 15. Febr. 1869.

Gut Heil!

Mit Bedauern haben wir in Erfahrung gebracht, daß Herr Samuel Ludvigh, Herausgeber der „Fackel" vom Schlaganfall getroffen, ſchwer darnieder liegt, und dadurch verhindert iſt, augenblicklich ſeinen Wirkungskreis zu verfolgen.

Männer, die zugleich ein warmes Herz für das allgemeine Wohl des Volkes und die lauterſte Liebe für die Wiſſenſchaft haben, ſind ſo ſelten, daß es immer doppelt ſchmerzt, wenn wir die Kunde erhalten, daß ein Solcher durch Krankheit gehemmt wird, ſein vorgeſtecktes Ziel zu verfolgen.

Wie faſt alle deutſchen Männer von Geiſt, welche hier im neuen Vaterlande für Freiheit und Gleichberechtigung allee Menſchen kämpfen, ſich ſelten ohne Exiſtenzſorgen ihrem Beruf widmen können, ſo iſt auch Herr Samuel Ludvigh durch die jetzt eingetretene Krankheit aller Mittel, welche die unbedingte Nothwendigkeit erfordert beraubt.

Es iſt deshalb principiell unſere heiligſte Pflicht, Kämpen der Turnerei nicht nur zu unterſtützen, ſondern insbeſondere mit allen uns zu Gebote ſtehenden Kräften dahin zu wirken, uns dieſelben zu erhalten.

Wir richten daher an Euch die dringende Bitte, dieſem wackeren Journaliſten mit Rath und That an die Hand zu gehen. Iſt nur der gute Wille da, ſo kann es Euch ja nicht ſchwer werden, eine Summe Geld entweder durch freiwillige Einzelgaben oder durch Einnahmen von dazu veranſtalteten Concerten, Theater u. ſ. w. zuſammen zu bringen.

An Euer Mitgefühl, Eure Bruderliebe und Euer Beſtreben für das allgemeine Wohl appelliren wir, laßt uns abermals zeigen, daß wir in den erſten Reihen ſtehen, wenn es gilt einem Verfechter unſeeer Principien zu helfen und ihr zu erhalten. Wir ſetzen feſtes Vertrauen auf Euer Humanitätsgefühl und bitten Euch, unſer Anliegen nicht ſo mir nichts, Dir nichts, ohne es einer genaueren Prüfung unterzogen zu haben. auf den Tiſch zu legen. Handelt! — Wer ſchnell giebt, giebt doppelt. — Beiträge wollt Ihr gefällig pee post money Order an das Central-Committee der Dayton Turngemeinde care of A. Kriegar, Lock Box 236, einſenden. Quittungen der erhaltenen Beiträge werden in der „Zukunft" publicirt.

Mit Gruß und Handſchlag

Das Central-Comite der Dayton T.-G.

Val. Schenermann,
Ign. Szabo,
Jac. Renner,
Adol. Kriegar.

N.B. So eben wird uns offiziell mitgetheilt, daß Herr Ludvigh bereits geſtorben iſt. Die einlaufenden Beiträge werden daher der mittelloſen Wittwe und den unmündigen Kindern übermacht werden. A. Kriegar, Secr.

Digitized by Google

Boſtoner Turnverein.

Der Wittwe Samuel Ludvigh's.

In der Extra-Verſammlung vom 24. Februar d. J. beſchloß der Turnverein Boſton folgende Reſolution der Familie des Sonntag, den 14. d. M. verſtorbenen Sam. Ludvigh zu überſenden:

In Samuel Ludvigh verloren die Turner Nord-Amerika's einen kühnen Vorkämpfer und Förderer der frei-religiöſen Reformbeſtrebungen ſo wie einen warmen Freund der Turnerei; ſie ehren ihn als einen der wenigen Männer, welche trotz allen Anfeindungen und Entbehrungen ihrer Ueberzeugung ſtets treu geblieben und eher Hohn und Spott ertrugen, als ihre Prinzipien dem pekuniären Vortheil zu opfern.

Das Andenken Samuel Ludvigh's als erſter Deutſcher, welcher den Kampf der Vernunft-Anſchauung gegen die pfäffiſche Verdummungs-Theorie muthig begonnen und ausdauernd bis zur letzten Minute ſeines ſchwer bewegten Lebens fortgeſetzt, wird und muß allen Geſinnungsgenoſſen ſtets als leuchtendes Vorbild dienen.

Dieſen Ausdruck ſeiner Empfindungen erſucht der Boſton Turnverein die hinterbliebene Familie als Zeichen ſeiner Theilnahme anzunehmen.

Im Auftrage des Vereins

Das Komite:

A. Jawoski.
G. H. Flatlich.
C. Lewiſon.

Turnverein Baltimore.

Madome Ludvigh.

In der Generalverſammlung vom 10. März hat der ſociale demokratiſche Turnverein von Baltimore folgende Beſchlüſſe gefaßt:

„In Samuel Ludvigh, der einſt auch in Baltimore wirkte und nicht ſelten ſeine beredete Stimme in unſerer Halle erhob, verloren die Turner Amerika's einen kühnen, unermüdlichen und uneigennützigen Vorkämpfer der Turnerei und der frei-religiöſen und frei-politiſchen Turnerbeſtrebungen — einen Mann, der trotz aller Anfeindungen und Entbehrungen unerſchütterlich ſeinen Grundſätzen treu blieb und bis zum letztem Athemzuge mit klarem und feſtem Sinne und warmen und muthigem Herzen für ſie ſtritt."

„Schmerzlich berührt uns auch der Verluſt, den die Hinterbliebenen Samuel Ludvigh's durch ſein Hinſcheiden erlitten und wir erſuchen ſie, dieſen Ausdruck unſerer Empfindung als Zeichen unſerer Theilnahme hinzunehmen."

Eine Vorſtellung wurde zu Ihrem Beſten gegeben, welche $50.00 einbrachte, inliegend finden Sie einen Check für die Summe.

Mit aufrichtiger Theilnahme, im Auftrage des Vereins:

J. D. Ronſtadt,
Cor. Schriftwart.

Maſſenverſammlung
zu Ehren des verſtorbenen Samuel Ludvigh's zu Louisville, Ky.

In einer kürzlichen Maſſenverſammlung in der Turnhalle zu Louisville, Ky., war dieſelbe gedrängt voll von freiſinnigen und liberalen Deutſchen, um das Andenken des verſtorbenen Samuel Ludvigh, des Vorkämpfers und fähigen Vertheidigers geiſtiger Freiheit, würdig zu ehren. Der „Teutonia-Verein" ſang ein angenehmes Trauerlied. Profeſſor Hallmann und Herr Guſt. Fernitz, Redacteur des „Volksblattes" hielten ſehr gediegene Anſprachen. Die Verſammlung faßte folgende Beſchlüſſe:

Beſchloſſen, daß wir, freigeſinnten Deutſchen der Stadt Louisville, in Maſſe verſammelt, in dem Tode Samuel Ludvigh's, in Hinblick auf die Sache der geiſtigen Freiheit, einen faſt unerſetzbaren Verluſt für das Deutſchthum der Ver. Staaten erblicken, indem in ihm der erſte Vorkämpfer gegen den religiöſen Fanatismus, wie gegen die politiſche Beſchränktheit, ein Mann von unwandelbaren Grundſätzen und Prinzipientreue zu Grabe ging.

Beſchloſſen, daß wir das Andenken des Verſtorbenen vermöge ſeiner hohen und edlen Eigenſchaften als Menſch, wie als Gelehrter und Patriot, ſtets ehren werden und hiermit freundlichſt alle freiſinnigen Deutſchen der Ver. Staaten erſuchen, dazu beizutragen, ſeinen ruhmvollen Namen einer dankbaren Nachwelt zu übertragen.

Beſchloſſen, daß uns der große Verluſt, den ſeine Familie, ſpeziell aber ſeine betagte Wittwe, erlitten, ſchmerzlich berührt, und daß wir mit derſelben herzlich ſympathiſiren.

Da die Wittwe Ludvigh's mit ihren noch unmündigen Kindern ſich in ſehr dürftigen Umſtänden befinden ſoll, ſo wurde ein Comite ernannt, um Beiträge für dieſelbe zu ſammeln.

Dem ſocialen Turnverein in Indianapolis, ſagt die hinterlaſſene Wittwe Samuel Ludvigh's hiermit ihren herzlichen Dank für die Ueberſendung von $8.00, welche durch Vermittlung des Hrn. Hof vom hieſigen Volksblatte ihr eingehändigt wurden.

Die lieben, guten Heiligen.

Von Corvin.

Zu alten Zeiten hieß heilig, wenn
Der Fliegen, der Heuſchrecken fraß
Und Jener gar mit ſeinem heil'gen Hintern
In einem Ameiſ'nhaufen ſaß,
Um voller Andacht drin zu überwintern.

Die Proteſtanten haben die Heiligen abgeſchafft und nur die Scheinheiligen behalten; aber der gläubige Katholik betet noch heute vor dem Bilde des Heiligen, in deſſen Departement er oder die Bitte gehört, deren Erfüllung er wünſcht.

Der Adel ſteht unter der beſondern Protection von St. Georg, St. Moritz und St. Michael; der Patron der Theologen iſt ſeltſamer Weiſe der ungläubige St. Thomas und der Schutzheilige der Schweine iſt St. Antonius; die Jurisdiction über die Juriſten hat St. Ivo, über die Aerzte St. Cosmus und St. Damian, über die Jäger St. Hubertus; die Trinker ſtehen unter dem Schutze St. Martins. So hat auch jedes Gewerbe ſeinen beſondern Heiligen, denen die katholiſchen Gewerbtreibenden wahrſcheinlich ihr Geſchäft empfehlen, wenn die vielen Feſttage, oder die Wallfahrten zur heiligen Garderobe ſie abhalten, ſelbſt dafür zu ſorgen.

Auch jede Nation hat ihren beſondern Schutzheiligen. Die Portugieſen haben St. Anton, die Spanier St. Jacob, die Franzoſen St. Denis, die Engländer St. Georg, die Venetianer St. Marcus, die Ruſſen St. Nicolaus; die Frommen in Preußen beten zu St. Thieleus, deſſen Fürbitte als beſonders kräftig gerühmt wird; die Deutſchen, ach ja ſo, die haben keinen Nationalheiligen, weil ſie nie eine Nation waren. St. Thieleus bitt' für ſie!

Auch haben einige Heilige, die mit der Leitung von Nationen und beſonderen Ständen nicht zu ſehr beſchäftigt ſind, ihre Muße im Himmel benutzt, einige Uebel der armen Erdenwürmer beſonders gründlich zu ſtudiren, und der liebe Gott, der doch nicht Alles ſelbſt thun kann, hat ihnen nach dem Glauben vieler Katholiken erlaubt, ihm hier und da auszuhelfen. St. Aja hat die Rechtswiſſenſchaft ſtudirt und hilft in Prozeſſen. St. Cyprian beim Zipperlein, St. Florian bei Feuersgefahr, St. Nepomuk gegen Waſſerfluth und — Verleumdung, St. Benedikt gegen Gift, St. Hubertus gegen die Hundswuth, St. Petronella im Fieber, St. Rochus gegen die Peſt, St. Ulrich gegen Ratten und Mäuſe, St. Apollonia gegen Zahnweh, wenn es nicht von Schwangerſchaft kommt, denn in dieſem Falle muß man ſich an St. Margaretha wenden, welche auch bei ſchweren Geburten hilft. St. Blaſius vertreibt das Halsweh, St. Valentin die fallende Sucht, St. Lucia Augenübel, und der Viehארzt im Himmel iſt St. Leonhardt. Alle dieſe Heiligen, verlaßt euch feſt darauf, helfen eben ſo ſicher gegen die genannten Uebel, wie St. Thieleus gegen geheimes Gerichtsverfahren und gegen Cenſur!

Auch die Helden hatten Heilige, nur waren die ihren durch große Thaten ausgezeichnete Helden, während die der römiſchen Kirche nur ausgezeichnete Helden im Glauben waren; das iſt der ganze Unterſchied.

Mancher, der ſchon von Natur ein Narr war, mag durch Zufall mit unter die Heiligen gerathen ſein; aber ein großer Theil der Heiligen iſt erſt durch die Bibel Narren geworden, und hätte die katholiſche Kirche das Leſen derſelben aus dieſem Grunde verboten, dann wäre ſie ſelbſt von den Vernünftigen zu entſchuldigen, — obgleich es dem Menſchen ebenſo frei ſtehen muß, ein Narr zu werden, als einen Narren anzubeten.

Viele der erſten Chriſten wurden durch das Leſen der Evangelien rein himmeltoll und meinten das Paradies zu erſtürmen, wenn ſie alle Ausſprüche Chriſti im ſtrengſten Sinne und den Worten nach befolgten. Dieſe Ausſprüche hatten aber die Apoſtel niedergeſchrieben, die bekanntlich keine großen Schriftſteller waren und ihren Meiſter oft ſelbſt nicht verſtanden.

Weil Jeſus es für nöthig hielt, vierzig Tage in die Wüſte zu gehen, — zu welchem Zwecke, hat er Niemand geſagt — ſo meinten die Schwärmer nun auch in die Wüſte laufen und ihren Leib durch Faſten und allerlei Qualen kaſteien zu müſſen, denn Chriſtus hatte geſagt: „Will mir Jemand nachfolgen, der verläugne ſich ſelbſt, nehme ſein Kreuz auf ſich und folge mir,“ und ferner: „Es ſind etliche verſchnitten aus Mutterleibe von Menſchen, etliche aber, die ſich ſelbſt verſchnitten haben um des Himmels willen. Willſt du vollkommen ſein, ſo gehe hin und verkaufe Alles, was du haſt, und gieb es den Armen, ſo wirſt du einen Schatz im Himmel haben — komm und folge mir nach.“

Die Idee von der Verdienſtlichkeit, körperliche Martern mit Freudigkeit zu ertragen und ſich ſelbſt zu ſchaffen, kam erſt recht zur Geltung, als die während der Verfolgungen unter Diocletian und Decius hingerichteten Chriſten durch ihre Standhaftigkeit ſo hohen Ruhm einärnteten. Mögen ſich auch die Kirchenſchriftſteller nicht immer von Uebertreibung fern gehalten haben, wenn ſie die Leidensgeſchichte der Märtyrer erzählen, ſo verdienen ſie doch im Allgemeinen Glauben, denn es iſt eine bekannte Erfahrung, daß der Menſch, der ſich in bedeutender geiſtiger Aufregung befindet, den Schmerz faſt gar nicht fühlt, wie mancher alter Krieger bezeugen kann, der es in der Hitze des Kampfgefühls nicht gewahr wurde, daß ihm eine Kugel die Knochen zerſchmetterte.

Dieſe Schwärmerei nahm beſonders im 4. Jahrhundert überhand, und das, was Zeno, Biſchof von Verona ſagte, war ziemlich der allgemeine Glaube: „Der größte Ruhm

Digitized by Google

der chriſtlichen Tugend iſt es, die Natur mit Füßen zu treten!“ Dieſe düſtre Anſicht verbreitete über das ganze Chriſtenthum eine Melancholie, an der wir noch heute zu kauen haben. Die frommen Chriſten hielten ſich nicht für werth, daß ſie die Sonne beſchien, ſie betrachteten ſich als wahre Teufelsbraten. Später geſtaltete ſich zwar, wie wir ſehen werden, Alles weit luſtiger in der chriſtlichen Kirche, aber da gab Luther den Leuten die Bibel und ſie richtete ungefähr wieder daſſelbe Unheil an, als zur Zeit, da ſie den Chriſten zuerſt bekannt wurde. Beweiſe dafür finden wir genug in der Geſchichte, wie auch in den Predigten und andern geiſtlichen Schriften aus der Zeit nach der Reformation; beſonders reich daran ſind die Geſangbücher, in denen ſich oft nicht weniger ſeltſame Verſe vorfinden, wie die folgenden, die wörtlich einem alten Breslauer Geſangbuch entnommen ſind:

Ich bin ein altes Raben-Aas,
Ein rechter Sünden-Krüppel,
Der ſeine Sünden in ſich fraß,
Als wie den Roſt den Zwibbel.
J Jeſus, nimm mich Hund am Ohr,
Wirf mir den Gnadenknochen vor,
Und ſchmeiß mich Sündenlümmel
In deinen Gnadenhimmel.

Doch kehren wir wieder zu unſern heiligen Welſen zurück, die ſich beſonders die Wüſteneien in Egypten und Syrien zum Schauplatz ihrer Narrheit auserſehen hatten. Sie ſtrebten alle danach, die Natur mit Füßen zu treten, und es gelang ihnen ſo vortrefflich, daß uns dabei die Haut ſchauert. Einer dieſer Heiligen lebte 50 Jahre lang in einer unterirdiſchen Höhle, ohne jemals das freundliche Licht der Sonne wieder zu ſehen! Andre ließen ſich bei der größten Hitze bis an den Hals in den glühenden Sand graben; noch andre in Pelze einnähen, ſo daß nur ein Loch zum Athmen frei blieb. Bei der afrikaniſchen Sonnenhitze eine treffliche Sommerkleidung! aber doch noch erträglicher als der Bournus, den ſich ein andrer aus Felſen aushieb und beſtändig mit ſich herumſchleppte. Auch ein ungenähter Rock!

Sehr viele behängten ſich mit ſchweren eiſernen Ketten und Gewichten; der heilige Euſebius trug beſtändig zweihundert und ſechzig Pfund Eiſen an ſeinem Körper. Einer dieſer Narren, Namens Thaleläus, klemmte ſich in den Reifen eines Wagenrades und brachte in dieſer angenehmen Stellung 10 Jahre zu, worauf er ſich, zur Belohnung für ſeine Ausdauer, in einen engen Käfig zurückzog. Das war in der That ein rarer Vogel!

Einige thaten das Gelübde, jahrelang kein Wort zu reden, Niemand anzuſehen oder auf einem Beine umher zu hinken, oder nur Gras zu freſſen, und was des Unſinns mehr iſt. St. Barnabas hatte ſich einen ſcharfen Stein in den Fuß getreten; er litt die entſetzlichſten Schmerzen, aber er ließ ſich den Stein nicht herausziehen. Wieder andre ſchlieſen auf Dornen, ja manche verſuchten, gar nicht zu ſchlafen, und hungern konnten ſie wie die Schlangen in unſern Menagerien, oder wie die deutſchen Dichter der guten alten Zeit. Es iſt eine bekannte Erfahrung, daß Wahnſinnige ſehr lange den Hunger ertragen können. Simeon, der Sohn eines egyptiſchen Hirten, aß nur alle Sonntage und hatte ſeinen Leib mit einem Stricke ſo feſt zuſammen geſchnürt, daß überall Geſchwüre hervorbrachen, die ſo entſetzlich ſtanken, daß es Niemand in ſeiner Nähe aushalten konnte.

Dieſer Simon glaubte immer, ſich noch nicht genug zu quälen, und erſand etwas ganz Neues. Er ſtellte ſich nämlich auf die Spitze einer Säule und blieb hier jahrelang ſtehen. Die erſte Säule, die er ſich errichtete, war nur vier Ellen hoch, aber je höher ſein Wahnſinn ſtieg, deſto höher wurden auch ſeine Säulen. Als ſeine Tollheit den Gipfelpunkt erreicht hatte, war ſeine Säule vierzig Ellen hoch; auf dieſer ſtand er dreißig Jahre! Wie er es eigentlich anfing, nicht hinunterzufallen, wenn ihn der Schlaf überkam, das mag der Himmel wiſſen! Aber die Pferde ſchlafen ja auch im Stehen, warum ſollte es nicht ein ſolcher heiliger Eſel können. Eine ſeiner Lieblingsunterhaltung war es, ſich beim Gebet bis auf die Erde zu bücken. Er muß einen noch weit geſchmeidigeren Rücken gehabt haben als unſre Kammerherren, denn ein Augenzeuge berichtet, daß er bis 1244 Bücklinge gezählt habe, der Heilige aber noch unendlich lange in ſeiner equilibriſtiſchen Uebung fortgefahren ſei. Simeon brachte es dahin, daß er vierzig Tage hungern konnte! Als ſeinem ausgemergelten Körper die Kraft zum Stehen fehlte, ließ er auf ſeiner Säule einen Pfahl errichten und ſich an denſelben mit ſtarken Ketten in aufrechter Stellung befeſtigen.

Dieſe Säulentollheit fand viele Nachahmer, beſonders im warmen Morgenlande; im Abendlande iſt nur ein Säulenheiliger bekannt und dieſer war aus — Trier! Der damalige Biſchof war aber noch nicht ſo tief in den Geiſt der chriſtlichen Kirche eingedrungen wie der jetzige hochwürdigſte Biſchof dieſer gottesfürchtigen Stadt, ſonſt hätte er ſeinen Säulenheiligen für Geld ſehen laſſen, anſtatt daß er die Säule umwarf und den Narren zum Teufel jagte.

Das anſchaulichſte Bild von dem Leben dieſer „Väter der Wüſte“ giebt uns folgende Schilderung eines Mannes, der ihr Leben und Treiben einen ganzen Monat lang als Augenzeuge beobachtet hat: „Einige flehen mit gen Himmel gerichteten Augen, mit Seufzen und Winſeln, Barmherzigkeit; andere, mit auf den Rücken gebundenen Händen, halten ſich in der Angſt ihres Gewiſſens nicht für würdig, den Himmel anzuſchauen; andere ſitzen auf der Erde, auf Aſche, verbergen ihr Geſicht zwiſchen die Kniee und ſchlagen ihren Kopf gegen den Boden; andre heulen laut wie beim Tode geliebter Perſonen; andere machen ſich Vorwürfe, nicht Thränen genug vergießen zu können. Ihr Körper iſt, wie David ſagt, voll Geſchwüre und Eiter; ſie miſchen ihr

Waſſer mit Thränen und ihr Brod mit Aſche; ihre Haut hängt an den Knochen, vertrocknet wie Gras. Man hört nichts als Wehe! Wehe! Vergebung! Barmherzigkeit! Einige wagen kaum ihre brennende Zunge mit ein Paar Tropfen Waſſer zu erfriſchen, und kaum haben ſie einige Biſſen Brod genoſſen, ſo werfen ſie das Uebrige von ſich, im Gefühl ihrer Unwürdigkeit. Sie denken nichts als Tod, Ewigkeit und Gericht! Sie haben verhärtete Kniee, hohle Augen und Wangen, eine durch Schläge verwundete Bruſt und ſpeien oft Blut; ſie tragen ſchmutzige Lumpen voll Ungeziefer, gleich Verbrechern in Gefängniſſen, oder wie Beſeſſene. Einige beten, ſie ja nicht zu beerdigen, ſondern hinzuwerfen und verweſen zu laſſen, wie das Vieh!" —

Wer von dieſen Einſiedlern noch nicht verrückt war, mußte es bei der oben geſchilderten Lebensweiſe faſt nothwendig werden. Das Beiſpiel reizte die Eitelkeit auf, und einer ſuchte den andern an Strenge und Selbſtquälerei zu übertreffen. Da es ihr höchſtes Ziel war, die Natur mit Füßen zu treten, ſo ſuchten ſie natürlich auch den Geſchlechtstrieb zu unterdrücken. Der Kampf mit dieſem mächtigſten der Triebe koſtete aber die allergrößte Mühe. St. Hieronimus (geb. 330 u. geſt. 422 n. Chr.) erzählt ganz kalt, daß dieſer Kampf mit der Natur Jünglingen und Mädchen Gehirnentzündungen und oft den Wahnſinn zugezogen habe! Die armen Narren, die ihren Leib kaſteiten, um den Unzuchtsteufel in ſich zu demüthigen, machten dadurch das Uebel nur immer ärger, denn der Teufel, — der überall ſeine Hand im Spiele hatte — führte ihnen die üppigſten Bilder vor die Phantaſie.

Einige beſtrichen, um ſich den Kampf zu erleichtern, ihre rebelliſchen Glieder mit Schierlingsſaft, andere machten der Sache völlig ein Ende, indem ſie die Wurzel des Uebels ausrotteten. Da hört freilich Alles auf und auch die Verſuchung. Dies that auch der ſonſt ſo vernünftige Kirchenvater Origenes; aber ſeine That war keineswegs originell, da heidniſche Prieſter der ſyriſchen Göttin Cybele dieſe Operation ſehr häufig mit ſich vornahmen. Leontius, ein Prieſter zu Antiochien, Jakobus, ein ſyriſcher Mönch, und noch viele Andere unter den Prieſtern und Laien folgten dieſem Beiſpiel, was daraus hervorgeht, daß ein Geſetz gegen dieſe Kapaunirwuth gegeben werden mußte. Nun Gott ſei Dank, vor der Rückkehr dieſes Fanatismus ſind wir ſicher!

Andre, welche ſich zu einer ſolchen Radicalkur nicht entſchließen konnten, oder die auch durch ihre Frömmigkeit davon abgehalten wurden, litten Höllenqualen. Den heiligen Pachonius trieb das innerliche Feuer in die Wüſte, weil er es hier leichter zu erſticken meinte als in der Welt, wo ſo viel zweibeiniger Zündſtoff umherläuft. Er kämpfte oft mit ſich, ob er ſeinen entſetzlichen Qualen nicht durch den Tod ein Ende machen ſolle. Einſt legte er ſich nackt in eine Höhle, welche von Hyänen bewohnt wurde. Dieſe Beſtien beſchnapperten ihn, ließen ihn aber ungefreſſen liegen, wahrſcheinlich abgeſchreckt durch den Heiligkeitsgeruch.

Einige Tage danach geſellte ſich zu dem geplagten Manne ein ſchönes ethiopiſches Mädchen, ſetzte ſich auf ſeinen Schooß und reizte ihn ſo ſehr, daß er wirklich glaubte — zu thun, was jeder nicht ſo heilige Mann in ſeiner Lage unfehlbar gethan haben würde. Als er dies erkannte, merkte er ſogleich, was die Glocke geſchlagen hatte, und gab dem Mädchen als Honorar eine ungeheure Maulſchelle. Und richtig, es war der Teufel in eigner Perſon, denn Pachons Hand ſtank von der Berührung ein ganzes Jahr lang ſo entſetzlich, daß er faſt ohnmächtig wurde, wenn er ſie der Naſe zu nahe brachte.

Aergerlich darüber, daß ihn der Teufel ſo erwiſcht hatte, rannte er in der Wüſte umher. Er fand eine Aspis, oder kleine Brillenſchlange, und ſetzte ſie in ſeiner Wuth gleich einem Blutegel an das Glied, welches ſich Origines abſchnitt. Aber die Schlange hatte keinen Appetit und wollte nicht anbeißen. Pachon hielt dies für ein Wunder, und eine innere Stimme ſagte ihm, daß er nun Ruhe haben ſollte und ſomit ſcheint ihn das Teufelsmädel kurirt zu haben.

Myſticismus und Dummheit ſtecken an wie die Krätze und verbreiten ſich wie die Cholera durch die Luft. Die ganze Welt wurde von dieſer aſcetiſchen Schwärmerei ergriffen. Ganze Schaaren rannten in die Wüſte, ſo daß die Heiligen ſich auf die Füße traten und genöthigt wurden, ungeheure Gemeinſchaften, — Klöſter zu bilden. St. Pachomius, der eigentliche Stifter derſelben, hatte in dem ſeinigen 1400 Mönche u. führte noch über 7000 andere die Aufſicht. In Egypten waren im 4. Jahrhundert wenigſtens 100,000 Mönche und Nonnen, denn daß die leicht aufgeregten Weiber von der Schwärmerei nicht frei blieben, kann man ſich denken. Die Wüſten wurden bevölkert wie Städte, und die Schaar der Frommen mußte ſich in Städten Wüſteneien ſchaffen. Die Stadt Oxyrrhinchus hatte mehr Klöſter als Wohnhäuſer und in ihnen lebten 30,000 Mönche und Nonnen.

Die Heiden mochten ſpotten ſo viel ſie wollten, um dieſes heilige Feuer zu erlöſchen; es gelang ihnen nicht, denn die geachtetſten Kirchenlehrer prieſen das Mönchs- und Einſiedlerleben über Alles und nannten es den graden Weg in das Paradies. Die heiligſten Bande der Natur wurden zerriſſen. Jünglinge verließen ihre Bräute, wie der heilige Alexius, der in der Brautnacht in die Wüſte rannte. Ammo las ſeiner Braut die Briefe des Paulus an die Korinther vor! Die Braut wurde dadurch ſo begeiſtert, daß ſie mit Ammo in die Wüſte lief und hier gemeinſchaftlich mit ihm eine elende Hütte bezog, wo ſie lebte, — keuſch wie eine Henne, die mit einem Hunde zuſammen wohnt. Johannes Colybita, der Sohn angeſehener Leute in Rom, rannte auch in der Brautnacht davon und in die Wüſte. Das unüberwindliche Heimweh trieb ihn zurück in ſeine Vaterſtadt. Hier lebte er 17 Jahre als elender Bettler in einer Hundehütte, die er neben die Wohnung ſeiner trauernden Eltern geſtellt

hatte, denen er ſich erſt in ſeiner Todesſtunde zu erkennen gab.

Das waren die Früchte der Lehren ſolcher Männer wie St. Hieronymus, der ſagte: „Und wenn ſich deine jungen Geſchwiſter an deinen Hals werfen, deine Mutter mit Thränen und zerſtreuten Haaren und zerriſſenen Kleidern den Buſen zeigt, der dich ernährt hat, dein Vater ſich auf die Thürſchwelle legt, ſtoße ſie mit Füßen von dir und eile mit trocknen Augen zur Fahne des Kreuzes.“ —

Sehr Viele trieb auch die Eitelkeit und der Ehrgeiz zum asketiſchen Leben, denn die Einſiedler und Mönche ſtanden in dem höchſten Anſehen. Kamen ſie in eine Stadt, ſo wurden ſie im Triumph empfangen, und zogen ſie bei einer ſolchen vorbei, dann ſtrömten Tauſende zu ihnen, um ſich ihren Rath und ihren Segen zu erbitten.

Die ganze Gegend, in welcher ein beſonders toller Einſiedler ſein Weſen trieb, hielt ſich für beglückt, und man hat Beiſpiele, daß dieſe Heiligen von den Bewohnern andrer Landſchaften gleichſam wie die wilden Affen in Pechſtiefeln gefangen wurden. Salamanius aus Kaperſana, einem Dorfe am Euphrat, hatte ſich in ein Haus einſperren laſſen, welches weder Thüren noch Fenſter hatte. Einmal im Jahre öffnete er dieſen Käfig, um die Lebensmittel in Empfang zu nehmen, welche ihm herbeigeſchleppt wurden, wobei er aber mit Niemand redete. Die Bewohner ſeines Geburtsortes wollten dieſe Blume der Heiligkeit in ihrer Mitte haben und entführten den Narren; aber kaum hatten ſie ihn einige Tage, als er ihnen wieder von den Bewohnern eines benachbarten Dorfes geſtohlen wurde. Alle dieſe Veränderungen waren nicht im Stande, dem Heiligen ein Wort zu entlocken.

Die Verehrung gegen dieſe Wüſtennarren ging ſo weit, daß Kaiſer Theodoſius ihnen ſogar ſeine Söhne Honorius und Arcadius zur Erziehung anvertraute. Es wurde freilich nichts Geſcheutes aus ihnen, denn Honorius war förmlich blödſinnig geworden und fand ſein größtes Vergnügen daran, das Federvieh zu füttern. Eine recht unſchuldige Liebhaberei für einen Kaiſer, die aber auch noch viele unſrer Fürſten haben.

Theodoſius war überhaupt ein großer Freund der Mönche, und ſowohl er, wie auch andre Kaiſer, nahmen zu ihnen wie zu Orakeln ihre Zuflucht. Er ahmte den großen Alexander nach, indem er ſagte: „Wenn ich nicht Theodoſius wäre, ſo möchte ich ein Mönch ſein.“ Wäre er es doch zum Glücke ſeines Volkes geworden.

Unter den „Vätern der Wüſte“ haben manche einen ganz beſondern Ruf der Heiligkeit bekommen, theils durch die unerhörten Qualen, welche ſie ſich ſelbſt auferlegten, theils durch die Wunder, welche ihnen zugeſchrieben wurden. Unter den ſchrecklichen Operationen, die ſie mit ihrem Körper vornahmen, litt auch der Geiſt, und ſo darf es uns nicht befremden, wenn dieſe Leute allerlei Erſcheinungen und Viſionen hatten, die ſie für Wirklichkeit nahmen und die nur dazu dienten, ihren zerrütteten Verſtand noch mehr zu verwirren. Die Kirchenſchriftſteller, welche dieſe Wunder nacherzählen, waren ernſthafte Männer, und thun dies im feſten Glauben an die Wahrheit deſſen, was ſie berichten. Erſt die ſpäteren mag Eigennutz zum abſichtlichen Betruge verleitet haben.

Ich würde alle dieſe Wunder als abgeſchmackt übergehen, wenn man an ſie nur in jener finſtern Zeit geglaubt hätte; allein noch heute ſchwören darauf Millionen Menſchen. Der gemeine Katholik in den echt katholiſchen Ländern weiß von Gott ſehr wenig, er kennt nur ſeine wunderthätigen Heiligen und den Teufel. Lange wollen wir uns übrigens in dieſer bald beklagenswerth, bald lächerlich tollen, heiligen Geſellſchaft nicht aufhalten. Wer den ganzen Unſinn der Wunder kennen lernen will, braucht nur eins der Heiligenbücher zu leſen, welche von der Geiſtlichkeit in den katholiſchen Ländern empfohlen und verbreitet werden.

Einen beſondern Ruf unter den Wüſtenheiligen haben erlangt St. Paulus, St. Antonius, St. Pachonius, St. Hilarion und die beiden heiligen Macarius. Die Kämpfe, welche ſie mit dem Teufel zu beſtehen hatten, können uns nicht wundern, denn ſie ſahen ihn in jeder befremdlichen Erſcheinung, in jedem Affen, in jedem andern Thier, in jedem Weibe, welches ihnen unvermuthet begegnete. Alle Uebel, welche ihr krankhafter Körper- und Seelenzuſtand mit ſich brachte, wurden für Wirkungen des Teufels gehalten. Antonius ſchlief auf der bloßen Erde und in feuchten Gräbern, und zog ſich dadurch ſehr natürlich die Gicht zu; er aber bildete ſich ein, die Schmerzen, die er empfand, rührten von einem Fauſtkampf mit dem Teufel her, — weil er vielleicht wirklich häufig Kämpfe mit den ſtarken Affen zu beſtehen hatte, die ſich im ſüdlichen Egypten aufhielten. Schöne Weiber, welche ihm im Traume erſchienen, hielt er für Teufel.

Manche mag auch die Eitelkeit verführt haben, Erſcheinungen vorzugeben, um ihr Verdienſt in den Augen der Menſchen zu erhöhen. Wer vermag es, hier die Grenze zwiſchen wirklichen Aeußerungen des Wahnſinns und Erdichtung anzugeben? Wie lange iſt es denn her, daß die Hexenprozeſſe aufgehört haben? Mag da auch manche abſichtliche Nichtswürdigkeit vorgegangen ſein, ſo kann man doch für gewiß annehmen, daß noch viele der geachtetſten Theologen und Juriſten an die Möglichkeit der Teufelserſcheinungen und des Umganges mit böſen Geiſtern glaubten; denn wäre dies nicht der Fall, ſo müßte man ſie für abſichtliche Mörder halten. Hexenprozeſſe fanden noch im vorigen Jahrhundert Statt, und der gemeine Mann glaubt noch an Hexen!

Dem heiligen Antonius werden viele Wunder zugeſchrieben. Die Kirchenſchriftſteller erzählen, daß ihm die Thiere der Wüſte gehorchten wie dreſſirte Pudel. Gar häufig umgaben ſie zudringlich ſeine Höhle; warteten aber ſtets, bis er ſein Gebet vollendet hatte, dann empfingen ſie ſeinen Segen und zogen mit den chriſtlichſten Gedanken auf Raub

Digitized by Google

aus. Als er den im 113. Jahr geſtorbenen St. Paulus aus dem egyptiſchen Theben begrub, halfen ihm zwei Löwen das Grab machen. Als ſie fertig waren, empfingen ſie ſeinen Segen und zogen, vergnügt wedelnd, tiefer in die Wüſte. St. Macarius, der ſich zur Unterdrückung des wollüſtigen Kitzels mit bloßem Hintern in einen Ameiſenhaufen ſetzte, genoß auch das Vertrauen der wilden Beſtien. Einſt kam eine Hyäne an ſeine Thür und pochte beſcheiden an. Als der Heilige öffnete, legte ſie ihm ein blindes Junges zu Füßen, zugleich aber auch ein Lammfell als Lohn für die Kur. „Du haſt es geraubt, ich mag es nicht!“ fuhr der Heilige die fromme Hyäne an, welche ſo beſtürzt wurde, daß Thränen ihren Augen entrollten. Dies rührte Macarius, und er ſprach freundlich zu ihr: „Willſt du kein Lamm mehr rauben, ſo nehme ich das Fell und heile.“ Die Hyäne nickt ja, der Heilige heilt. Dieſer geht in ſeine Zelle, jener trollt vergnügt in die Wüſte und raubte von nun an keine Lämmer mehr, ſondern wahrſcheinlich — Schafe.

Das erſte Wunder, welches der heilige Hilarion that, klingt nicht ſo unglaublich. Eine junge Frau, die von ihrem Manne verachtet wurde, weil ſie ihm keine Kinder gebar, holte ſich Rath bei dem 22jährigen Heiligen. Er betete allein mit ihr und nach 9 Monaten kam ſie richtig mit einem kleinen Heiligen nieder. Doch wozu noch mehr dieſer Wunder einzeln anführen? — Hier reitet ein Heiliger auf einem Krokodill durch den Nil, dort führt ein andrer einen grimmigen Drachen an einem Bindfaden; hier läßt ein anderer Schnee anbrennen, Eiſen ſchwimmen und Früchte auf Weidenbäumen wachſen; dort benutzt ein Heiliger einen lebendigen Adler als Regenſchirm, oder hat den Teufel vor ſeinen Pflug geſpannt, — kurz dieſe Heiligen machten nicht allein die Menſchen, ſondern auch die Natur confuſe. Und all' dieſer Unſinn wurde geglaubt, denn daran zweifelte kein Menſch, daß ſo heilige Leute die ewigen Naturgeſetze ganz nach Willkür verändern und unterbrechen könnten!

Die im Orient entſtandene Schwärmerei fand auch in Europa den lebhafteſten Anklang, und beſonders wirkten dafür St. Ambroſius, Biſchof von Mailand, dem wir den Ambroſianiſchen Lobgeſang, das Te deum laudamus verdanken, und St. Hieronymus, von dem wir ſchon früher geredet haben. Beide wirkten ſowohl durch eigenes Beiſpiel als durch ihre Schriften. Hieronymus lebte ſelbſt längere Zeit in der ſyriſchen Wüſte und ſchrieb ein Werk, betitelt: „Lob des einſamen Lebens,“ welches für ein Meiſterſtück der Beredtſamkeit gilt. Er war 331 zu Stridon in Dalmatien geboren, hielt ſich lange Zeit in Rom auf und ſtarb 422 in ſeinem Kloſter zu Bethlehem.

Der Hang zum asketiſchen Leben nahm nun ſchnell in Europa überhand, und Heilige und Klöſter wuchſen wie Pilze. Der heilige Martin war der Erſte, welcher Klöſter in Frankreich anlegte. Er war 316 in Pannonien geboren und hatte das Kriegshandwerk ergriffen. Als er einſt einem Armen die Hälfte ſeines Mantels gab, bildete er ſich ein, Chriſti Stimme zu hören, welche ihm zurief: „Was du Andern gethan haſt, haſt du mir gethan.“ Dies bewog ihn, ſein Regiment zu verlaſſen und unter die Heiligen zu gehen. Sein Ruf verbreitete ſich bald, und er wurde Erzbiſchof von Tours und ein ſehr ſtolzer Heiliger. Als er vor Kaiſer Valentinian erſchien, wollte dieſer ſich nicht von ſeinem Throne erheben, um St. Martin zu begrüßen. Dieſen verdroß ſolcher Hochmuth, er betete, und — ſo erzählte die Legende — feurige Flammen ſchlugen aus dem Thronſeſſel empor, ſo daß ſeine kaiſerliche Majeſtät ſchnell in die Höhe fahren mußte, wollte ſie nicht ihren allerdurchlauchtigſten Hintern verbrennen.

Die Zahl der europäiſchen Heiligen iſt ſehr groß, und ich möchte gern ihr ganzes heiliges Leben und alle ihre Wunder erzählen; aber leider habe ich hierzu nicht Zeit und Raum und will mich daher damit begnügen, nur von denjenigen zu reden, die für die Welt als Stifter von Mönchsorden oder als ſogenannte Apoſtel wichtig wurden, und auch dann noch iſt die Zahl ſo groß, daß ich eine Auswahl treffen muß.

St. Benedict iſt der Vater der zahlreichen Benedictinermönche. Er wurde 480 in Nurſia in Umbrien geboren und ſtarb 543. Die Legende erzählt von ihm merkwürdige Dinge. Schon in Mutterleibe ſang er Pſalmen, und wenn er als Kind weinte, dann brachten ihm die Engel Biſchofsſtäbe, Biſchofsmützen und Breviere zum Spielen, und machten Muſik auf Inſtrumenten, die erſt viele Jahrhunderte ſpäter unter den Menſchen erfunden wurden. Sein erſtes Wunder war, daß er einen zerbrochenen Topf wieder ganz betete! Im Beten beſaßen dieſe Heiligen, wenn wir den Kirchenſchriftſtellern glauben wollen, eine ordentlich ſchauerliche Innigkeit und Ausdauer. Einige erhoben ſich vor lauter Inbrunſt einige Fuß über die Erde und blieben ſo in der Luft hängen. Ein irländiſcher Heiliger, Namens Kewden, betete ſo hartnäckig und lange, daß eine Schwalbe in ſeine gefalteten Hände Eier legen und auch ausbrüten konnte!

St. Benedict wurde natürlich auch vom Teufel heftig verfolgt, der ihn, als er ſich in eine Einöde vergraben hatte, beſtändig in Geſtalt einer Amſel umſchwärmte! Als er — nämlich der Heilige und nicht der Teufel — Abt eines Kloſters wurde, verführte der Teufel einen Pfaffen, ſieben ſchöne Mädchen in der Naturuniform im Kloſtergarten laufen zu laſſen, ſo daß faſt alle Mönche des Teufels wurden. Nahe daran waren ſie! ſie machten Verſuche, ihren ſtrengen Abt zu vergiften, die natürlich alle mißlangen; denn bald betete er den Giftbecher entzwei, bald kam ein Rabe, der das vergiftete Brod fort in die Wüſte trug.

Benedict ſtiftete eine große Menge von Klöſtern, darunter das berühmte Monte Caſino, und gab ſeinen Mönchen eine Regel, die für einen Heiligen und für ſeine Zeit ſehr vernünftig iſt. Seine Mönche ſollten arbeiten, aber von Selbſtquälerei und dergleichen iſt darin nichts vorgeſchrieben. Seine Kloſterregel wurde bald die Grundlage

Digitized by Google

aller andern, und die Benedictinerklöſter waren die Zufluchtsörter für Künſte und Wiſſenſchaften, welche ohne ſie vielleicht ganz und gar im rohen Mittelalter von dem Chriſtenthum verſchlungen ſein würden. Wir mögen alſo immerhin Alle St. Benedict als einen Heiligen verehren.

Von ſeiner Kloſterregel weicht die des iriſchen Mönchs Columbanus merklich ab. Dieſer wäre würdig, der Patron der öſterreichiſchen Korporäle zu ſein, denn nach ſeinem Zuchtbuche regnet es für das geringſte Vergehen Dutzende von Hieben. Wer einem Bruder widerſprach, ohne hinzuzufügen: „Wenn du dich recht erinnerſt, Bruder,“ erhielt 50 Hiebe, und wer gar allein mit einem Frauenzimmer redete, — 200, wohlgezählt.

Der engliſche Mönch Winfried, der nachher St. Bonifacius hieß, wird gewöhnlich der Apoſtel der Deutſchen genannt. Er führte die Klöſter in Deutſchland ein und mit ihnen allen Segen Roms. Die Friſen erwarben ſich das Verdienſt, ihn nebſt 53 Pfaffen todt zu ſchlagen (am 5. Juni 759). Hätten ſie es früher gethan, dann wüßten wir vielleicht nichts von Eheloſigkeit der katholiſchen Geiſtlichen, Wallfahrten, Bilderdienſt, Reliquien und dergleichen Dingen, die er in Deutſchland heimiſch machte.

St. Adalbert, der ſogenannte Apoſtel der Preußen, war Biſchof von Prag und ein ganz guter Mann, dem es nur an Verſtand fehlte. Was er eigentlich für ein Landsmann war, weiß ich nicht; aber ich vermuthe ein Deutſcher, denn er war ſo demüthig, daß er am Hofe ſeines Freundes Kaiſer Otto's 3. den Hofleuten heimlich die Stiefeln putzte.

Ihn gelüſtete ſehr nach der Märtyrerkrone, und er ſchlug allerdings, obwohl aus heiliger Einfalt, den allerkürzeſten Weg dazu ein, ſie auf das Schleunigſte zu erlangen. Er zog mit zwei Gefährten Pſalmen ſingend durch das Land der wilden, heidniſchen Preußen. Dies wilde Volk hielt ihn anfangs gar nicht für einen Heiligen, ſondern für einen Verrückten und wurde in dieſem Glauben noch beſtärkt, als Adalbert auf ihre Götterbilder ſchimpfte, ja ſie wohl gar verunehrte und ihnen dafür Kreuz, Hoſtie, Marienbilder und andern chriſtlichen Hausbedarf anbot. Als die Preußen ihn auslachten, wurde er wild, ſchimpfte auf die Verſtockten, und ehe er es ſich verſah, ſteckten ihm 7 heidniſche Wurfſpieße im heiligen Leibe.

Bruno, einem Benedictiner aus Magdeburg, ging es einige Jahre ſpäter nicht beſſer; die Preußen ſchlugen ihn nebſt 18 ſeiner Gefährten ebenfalls todt. Wie haben ſich die Zeiten geändert! Kommt jetzt St. Thieleus in eine preußiſche Stadt, dann werden die Glocken geläutet, und der Commandant befiehlt große Parade!

Eben ſo wichtig als Beförderer des Kloſterweſens und als Heiliger, aber bei Weitem wichtiger und bedeutender als Menſch iſt der heilige Bernhardt. Luther ſagt von ihm: „War je ein wahrer gottesfürchtiger Mönch, ſo war es Bernhardt, ſeines Gleichen ich niemals weder gehört noch geleſen habe, und den ich höher halte, denn alle Mönche und Pfaffen des ganzen Erdbodens.

Bernhardt ſtammt aus einer altadligen burgundiſchen Familie und wurde 1091 zu Fontaines bei Dijon geboren. Er war ein Schwärmer, aber ein durchaus edler Menſch, dem es wahrer Ernſt war, die verdorbenen Geiſtlichen und die Menſchen überhaupt zu beſſern. Er quälte ſeinen Körper auf grauenhafte Weiſe, indem er mit ſeinen Mönchen oft nur von Buchenblättern und dem elendeſten Gerſtenbrode lebte. Genoß er einmal zur Stärkung ſeines geſchwächten Magens etwas Mehlbrei mit Oel und Honig, dann weinte er bitterlich über dieſe Schwachheit.

Seine Frömmigkeit und ſein ſcharfer Verſtand erwarben ihm bald einen bedeutenden Ruf. Als er einſt in Mailand einzog, waren ihm Hände und Arme geſchwollen von den Küſſen, mit denen ihn die zudringlichen Gläubigen überdeckten. Er hätte Erzbiſchof, ja Papſt werden können, er ſchlug alle Würden aus. Aber als einfacher Bruder von Citeaux übte er den bedeutendſten Einfluß aus. Er ſchlichtete Streitigkeiten zwiſchen Päpſten und Königen, zwiſchen Fürſten und ihren trotzigen Vaſallen, und der wildeſte Kriegsmann zitterte vor dem gewaltigen Mönch. Weder Kaiſer noch Papſt wagten es, in Bernhardt's Kloſter Citeaux einzureiten, ſie gingen demüthig zu Fuß.

Er war die Seele des zweiten der Kreuzzüge, — dieſer großartigen Narrheit, die 7 Millionen Menſchen das Leben koſtete, die aber aus religiöſem Eifer von Bernhardt befördert wurde. Selbſt über die hartnäckigſten Widerſacher ſiegte ſeine Beredtſamkeit, wie zum Beiſpiel über Kaiſer Conrad 3., der in Speier ſeinen Kaiſermantel ablegte und den Heiligen auf ſeinen Schultern durch das Gedränge trug. Seine verführeriſche Zunge entvölkerte die Städte von Männern, ſo daß in manchen kaum einer für 7 Weiber zurückblieb, denn „Alles, was die Wand bepißt,“ nahm das Kreuz.

Der heilige Bernhardt verdient ein eigenes Buch, und ich werde ſpäter noch hier und da Manches zu erwähnen haben, was ſeine Verdienſte beſſer ins Licht ſetzt. Hier will ich nur noch einige Wunder anführen, welche ihm die Legende zuſchreibt, und ohne welche er ſchwerlich in den Heiligenkalender gekommen wäre, trotz aller ſeiner Verdienſte.

Die Erzählungen von den Siegen über den Teufel, welche er durch die Kraft ſeines Gebetes errang, ſind unzählbar. Sein Gebet war aber auch ſo innig, daß es Steine erbarmte. Einſt machte ſich ein Chriſtus vom Kreuze los und ſtieg herab, um den frommen Beter zu umarmen. Ein ſteinernes Marienbild ging noch weiter. Es reichte dem Heiligen die Bruſt, u. dieſer trank daraus die reinſte Frauenmilch! Als Bernhardt einſt in den Dom zu Speier trat, grüßte er das dort befindliche Marienbild: „Sei gegrüßt, o Königin.“ Wie erſtaunten die Anweſenden, als das ſteinerne Bild plötzlich den Mund öffnete und ausrief: „Wir danken dir ſchön, unſer lieber Bernhardt;“ aber noch mehr verwunderten ſie ſich, als der verdrießliche Heilige die Worte

Digitized by Google

des Apoſtels zurückbrummte: „Weiber ſchweigen in der Verſammlung.“

Bernhardt ſtarb 1153. Er erſchien ſeinen Mönchen mehrmals verklärt in Himmelsglanz, aber in der Mitte ſeines Leibes war ein Makel, — weil er die Mutter Jeſu niemals als Jungfrau hatte anerkennen wollen.

St. Bernhardt ſelbſt hatte 160 Klöſter angelegt, die eine zahlreiche Nachkommenſchaft hatten, denn ſchon 10 Jahre nach des Heiligen Tode gab es 500, und 100 Jahre ſpäter gegen 2000 Bernhardiner- oder Ciſterzienſerklöſter. Die Mönche dieſes Ordens zeichneten ſich lange Zeit vor allen andern durch Arbeitſamkeit und Sittenreinheit aus, ſo daß Könige und Fürſten in die Gemeinſchaft deſſelben traten.

Den Segen, den dieſe Mönche und die Benedictiner dem rohen Mittelalter hätten bringen können, vernichteten die nun bald entſtehenden Bettelorden, welche knechtiſche Unterwerfung der Vernunft unter den blindeſten Glauben lehrten und damit die zügelloſeſte Sittenloſigkeit trefflich zu verbinden wußten. Sie verbreiteten eine dicke Finſterniß über die Erde, welche die Päpſte und ihre Verbündeten ſo ſehr zu ſchätzen wußten, daß ſie auf das Sorgfältigſte bemüht waren, dieſelbe bis auf den heutigen Tag zu erhalten.

Die Idee der Bettelorden entſprang in dem Gehirn Johanns Bernardoni, eines verdorbenen Kaufmannsſohnes aus Aſſiſi in Umbrien. Er iſt bekannt unter dem Namen des heiligen Franz von Aſſiſi, oder des ſeraphiſchen Vaters. — Da er zum Kaufmann nichts taugte, ſo wurde er Soldat, gerieth in Gefangenſchaft und verfiel in eine ſchwere Krankheit. Als er genas, war er — ein Heiliger; das heißt vorläufig nur ein ſimpler Narr, der ſich unter Bettlern und Ausſätzigen umhertrieb, ihre Geſchwüre küßte, ſich mit ihren Lumpen bekleidete und ſeinen Vater beſtahl, um das Geſtohlene zum Ausbau einer verfallenen Kirche zu verwenden. Der Biſchof von Aſſiſi nahm den Dümmling in Schutz, und bald zog er im Lande umher, bettelnd für den Bau der eben erwähnten Kirche. Die Collecte fiel ſo reichlich aus, daß er auf den Gedanken gerieth, einen Bettelorden zu ſtiften. Papſt Honorius ſagte zwar zu ihm: „Ihr ſeid ein Einfaltspinſel.“ aber Papſt Innocenz 3., dazu durch einen Traum veranlaßt, beſtätigte die von Franz aufgeſetzte Möncheregel, die er doch anfangs eine Regel für Schweine, aber nicht für Menſchen genannt hatte.

Anfangs wurde Franz verſpottet und verhöhnt, aber in der Zeit von 3 bis 4 Jahren ſtieg der Ruf ſeiner Heiligkeit ſo ſehr, daß ihm, wenn er einer Stadt nahte, Geiſtlichkeit und Volk feierlich entgegen kamen und mit allen Glocken geläutet wurde (1211). Seine Regel verbot es ſtrenge, ein Eigenthum zu haben, und die äußerſte Demuth war ſeinen Mönchen Geſetz. „Die Almoſen,“ ſagte Franz, „ſind unſer Erbe, Almoſen unſre Gerechtigkeit, das Betteln unſer Zweck und unſere Königswürde! Die Schmach und Verachtung unſere Ehre, und unſer Ruhm am Tage des Gerichts.“

Er ſelbſt ging mit gutem Beiſpiel voran, denn er war demüthig wie ein Hund. Je mehr ihn die Gaſſenjungen verhöhnten, deſto lieber war es ihm, und ganz vergnügt wurde er, wenn ſie ihn gar mit Schmutz warfen. Aus lauter Demuth ließ er ſich oft mit Füßen treten. Wenn er in Aſſiſi umherging und bettelte, ſo steckte er alles Eßbare, das er erhielt, in einen Topf, und wenn ihn hungerte, ſo langte er zu und aß von dem ſeltſamen polniſchen Salat. Einſt wurde Franz von einem Cardinal zur Tafel geladen. Er ließ alle Gerichte ſtehen und aß zum Ekel der delicaten Gäſte die Abfälle, die er ſich geſammelt hatte.

Die Thiere hatte er ſehr lieb und nannte ſie ſeine Brüder und Schweſtern. Eine Laus, die ſich auf ſeine Kutte verirrt hatte, nahm er bedächtig zwiſchen die Finger, küßte ſie und ſagte: „Liebe Schweſter Laus, lobe mit mir den Herrn!“ dann ſetzte er ſie auf ſeinen Kopf, woher ſie gekommen war. Gar oft predigte er den Gänſen, Enten und Hühnern, und als ihn einſt die Schwalben und Sperlinge durch ihr Gezwitſcher ſtörten, bat er die „lieben Schweſtern“ um Ruhe. Einen Bauer, der zwei Lämmer zu Markte trug, fragte er: „Weshalb quälſt du ſo meine Brüder?“

Seinen Körper nannte er „Bruder Eſel,“ und wenn dieſen Eſel der Hafer ſtach, dann peinigte er ihn wacker. Er wälzte ſich, wie es auch St. Benedict that, nackt auf Dornen, ſtieg bis an den Hals in gefrorne Teiche oder legte ſich in den Schnee, bis jede wollüſtige, eſelhafte Regung verſchwunden war. Einſt machte er ſich in ſpaßhafter Laune Weib und Kinder von Schnee und umarmte ſie ſo inbrünſtig, bis ſie zerſchmolzen waren.

Sein Orden mehrte ſich außerordentlich ſchnell, denn ſchon im Jahr 1216, als er ein Generalcapitel deſſelben nach Aſſiſi ausſchrieb, kamen hier 5000 Franziskaner zuſammen, obgleich ein großer Theil davon nur Abgeordnete von Klöſtern waren. Ihre Zahl wuchs aber bald wie Sand am Meer. Der Franziskanergeneral bot einſt dem Papſt Pius 3. 40,000 Franziskaner zum Türkenkriege an und verſicherte, daß die geiſtlichen Verrichtungen darunter nicht leiden ſollten. Während der Peſt 1348 ſtarben allein in Deutſchland 6000 Franziskaner, und man merkte die Verminderung nicht. Die Reformation zerſtörte unendlich viele ihrer Klöſter, allein noch am Anfang des 18. Jahrhunderts rechnete man die Zahl derſelben auf 7000 Mönchs- und 900 Nonnenklöſter.

Franz ſtarb 1226, und da er ein Heiliger war, ſo that er denn natürlich auch eine Menge Wunder, wenigſtens erzählten ſeine Jünger Wunderdinge von ihm. Chriſti Wunder verſchwinden gegen die, welche der heilige Franz that. Einſt zog er ſich in die Appenninen zurück und hungerte hier 40 Tage lang. Da erſchien ihm ein Seraph, der ihm die 5 Wundermahle Chriſti eindrückte, daß ſie bluteten. Von daher hieß Franz auch der ſeraphiſche Vater und ſein Orden der Seraphinenorden. Die Verehrer dieſes Heiligen gingen ſo weit, daß ſie ihn wirklich weit über Chriſtus ſetzen ihm die tollſten und verrückteſten Wunder zuſchrieben.

Digitized by Google

Franzens Nachfolger als Ordensgeneral war der Bruder Elias, ein ſchlauer, durchtriebener Patron, der ſich die Einfalt Franzens trefflich zu Nutze zu machen wußte. Er und ſeine Nachfolger verſtanden es herrlich, Franzens Ordensregeln auszulegen, und dabei wurden ihre Klöſter ſo reich wie keine anderen.

Die ewigen Feinde und Widerſacher der Franziskaner waren die ungefähr um dieſelbe Zeit entſtehenden Dominikaner, ſo benannt nach ihrem Stifter, dem heiligen Dominikus. Er hieß Dominikus Guzman und war 1170 in Alt-Caſtilien geboren. Er wurde zur Bekehrung der Waldenſer nach Frankreich geſchickt und bekam hier die Idee, einen Mönchsorden zu ſtiften, deſſen Wirkſamkeit beſonders auf das Volk berechnet ſein und der ſich mit Predigen und Unterrichtgeben und zu ſeinem Unterhalt mit dem einträglichen und zu ſeinem Unterhalt mit dem einträglichen Betteln beſchäftigen ſollte. Er erhielt vom Papſte die Beſtätigung, und dieſer ſcheußliche Orden trat in's Leben, dem die Welt die Inquiſition und die Cenſur verdankt!

Die letztere kennt Jedermann, denn ein Jeder hat darunter noch heute zu leiden; aber die Höllenanſtalt, die Inquiſition, wollen wir ſpäter in einem eigenen Kapitel kennen lernen. Dominikus ſelbſt war der Erſte, welcher förmliche Ketzerjagden anſtellte.

Er wollte ſeinen Orden mit dem des heiligen Franz vereinigen; aber dieſer hatte keine Luſt dazu. Beide Orden ſtanden ſich anfangs bei; aber bald geriethen ſie aus Handwerksneid in die bitterſte Feindſchaft; auch wollten die gebildeten Dominikaner ſtets etwas Beſſeres ſein als die Franziskaner, von denen durchaus keine Gelehrſamkeit gefordert wurde. Der Dominikanerorden wuchs ſchnell, und 1494 gab es 4143 Klöſter deſſelben.

St. Dominikus verdankt die Kloſterwelt eine große Erfindung, nämlich neunerlei Stellungen beim Gebet, mit denen man zur Unterhaltung abwechſeln konnte, damit die Sache nicht zu langweilig würde. Man konnte beten: ſtehend, knieend, auf dem Rücken, dem Bauch, den Seiten liegend, die Arme in's Kreuz ausgeſtreckt, gekrümmt ſtehend, bald knieend, bald aufſpringend. Er ſelbſt betete ſo inbrünſtig, daß er von der Erde verzückt wurde, das heißt einige Fuß hoch von dem Boden in der Luft ſchwebte. Er ſtarb 1221 zu Bologna. Von ſeinen überirdiſchen Thaten, nämlich ſeinen Wundern, wollen wir ſchweigen, wir haben genug an ſeinen irdiſchen. Fliehen wir aus der Geſellſchaft dieſes bleichen Henkersknechtes! und weſſen Chriſtenthum es erlaubt, der mag ihm aus vollem Herzen einen Fluch nachrufen, ich ſtimme von ganzer Seele ein!

Ich hoffe, die Leſer werden bereits genug haben an dem Unſinn, den ich ihnen von den achtungswertheſten der Heiligen erzählte, und ich will ihre Geduld nicht weiter auf die Probe ſtellen, da ich ohnehin ſpäterhin noch dieſen oder jenen Heiligen erwähnen muß. Wäre ich darauf ausgegangen, die Heiligen und ihre Wunder lächerlich zu machen, dann hätte ich eine ganz andere Auswahl getroffen, dann hätte ich St. Antonius von Padua, welchen der heilige Franz ſelbſt ein „Rindvieh“ nannte, und ſeine Conſorten gewiß nicht ausgelaſſen.

Schließlich will ich nur noch einige heilige Frauen erwähnen; ihre Zahl iſt nicht weniger groß als die der männlichen Heiligen, und ihre Schwärmereien und Wunder — ſind noch bei Weitem wunderbarer. Es iſt hier nicht der Ort, die Urſachen aus einander zu ſetzen, weshalb das weibliche Geſchlecht weit mehr zur Schwärmerei geneigt iſt als das männliche und der Verſtand der Weiber leichter überſchnappt. Die Erfahrung lehrt es uns täglich.

Von ſomnambülen Männern habe ich noch nichts gehört, aber dergleichen Mädchen — nicht Frauen — giebt es in großer Menge. Eine große Zahl der heiligen Mädchen waren ganz ſicher Somnambülen.

Eine der älteſten Heiligen iſt St. Afra. Ihre Mutter hielt ein liederliches Haus in Augsburg und ſie war darin eine der Prieſterinnen. Der Zufall führte einſt den ſpaniſchen Biſchof Narciſſus in dieſes Hurenhaus. Er bekehrte die heidniſchen Luſtdirnen zum Chriſtenthum, und Afra, mit der er ſich mehr beſchäftigte, machte er zur Heiligen. Sie wurde ſpäter als Märtyrin verbrannt.

Die heilige Thereſe war eine Spanierin aus adliger Familie, geboren 1515 und geſtorben 1582. Ihre Verehrer geben ihr die ſeltſamſten Titel: Arche der Weisheit, himmliſche Amazone, Balſamgarten, Orgel- und Cabinets-Secretär des heiligen Geiſtes u. ſ. w. Schon als Kind wurde ſie von der Schwärmerei ergriffen und wollte nach Afrika laufen, um dort den Märtyrertod zu ſterben. Endlich, als ſie 17 Jahre alt war, hielten es die Eltern nicht mehr aus und brachten ſie in das Karmeliterkloſter zu Avila. Sie hatte nun bald Erſcheinungen aller Art, und als ihr gar einſt eine Hoſtie aus der Hand des Biſchofs von ſelbſt in den Mund flog, da war die Heilige fertig. Sie ward endlich Aebtiſſin eines eigenen Kloſters zu Paſtrane und nun konnte ſie ihrer Heiligkeit freien Lauf laſſen.

Jeſus war von der Heiligkeit ſo entzückt, daß er ihr einſt die Hand reichte und ſie zu ſeiner Braut weihte, indem er ſagte: „Von nun an bin ich ganz dein und du mein.“ Einſt erſchien ihr ein Seraph, der ſie mit einem „glühenden Pfeil“ einigemal tupfte; aber der Schmerz war ſo ſüß, daß ſie wünſchte, ewig ſo getupft zu werden. Die Spanier feiern heute dies Feſt der Verpfeilung am 27. Auguſt.

Ihre Nonnen mußten barfuß gehen und ſich die ſtrengſte Zucht gefallen laſſen. Der blindeſte Gehorſam war ihnen Geſetz und die geringſte Abweichung davon wurde furchtbar beſtraft. Eine Nonne, die über ſchlechtes Brod eine verdrießliche Miene machte, wurde nackend an die Eſelskrippe gebunden und mußte hier 10 Tage lang Hafer und Heu freſſen! Dies hatte denn zur Folge, daß jeder ihrer Befehle auf das Pünktlichſte befolgt wurde. Eine Nonne fragte ſie einſt, wer heute die Abendmette ſingen ſolle? Die Hei-

Digitized by Google

lige wae verdrießlich und antwortete: „die Katze.“ Die Nonne nahm alſo die Katze, ging damit an den Altar und zwickte ſie in den Schwanz, ſo daß ſie ihre ſchönſten Lieder von ſich gab.

Selbſtquälerei war in dieſem Kloſtee an der Tagesordnung. Thereſen's Nonnen verbrauchten eine Unmaſſe Ruthen. Sie ſchlieſen auf Dornen oder im Schnee, tranken aus Spucknäpſen, nahmen todte Mäuſe und anderes ekelhaftes Zeug in den Mund, tranken Blut, tauchien ihr Brod in faule Eier und durchſtachen ſich die Zunge mit Nadeln, wenn ſie das Schweigen gebrochen hatten!

Eine höchſt meekwürdige Antipathie hatte die heilige Thereſe gegen behoſ'te Männee und hätte ſie die Macht gehabt, ſo hätte ſie allen die Hoſen abgezogen. So weit ſie Gewalt hatte, that ſie es auch. Die unter ihr ſtehenden Karmelitermönche mußten die Hoſen ablegen und dafür ein kleines Schürzchen tragen von brauner Wolle. Aber ſie war nur eine Feindin dee Männerhoſen, denn ihre Nonnen — mußten Hoſen tragen; ob ſie ſelbſt es that, darüber haben uns die Karmeliter keine Nachricht hinterlaſſen.

Sie war auch Schriftſtellerin und ſchrieb Bücher, die manchem armen Mädchen den Kopf verrückten. Als ſie geſtorben war, erſchien ſie einer vertrauten Nonne und geſtand ihr, daß ſie mehr aus Inbrunſt dee Liebe, als wegen Heftigkeit der Krankheit geſtorben ſei. Von der Liebe ſcheint ſie mehr verſtanden zu haben, als man einer Aebtiſſin ſonſt zutraut, denn irgendwo ſchreibt ſie; „Der Teufel iſt ein Unglücklicher, der nichts liebt, und die Hölle ein Ort, wo man auch nicht liebt.“ Dieſer Gedanke iſt eines Dichters würdig!

Ungefähr um dieſelbe Zeit wie Thereſe lebte die Italienerin Katharina von Cardone. Sie war aus Liebe verrückt, wohnte in einer Höhle und trug ein Kleid von Ginſter, mit Dornen und Eiſendraht durchflochten. Sie fraß Gras, wie ein Thier, ohne ſich der Hände zu bedienen, und einmal faſtete ſie gar 40 Tage lang. So lebte ſie 3 Jahre!

Die heilige Katharina von Genua wae in Liebe zu Chriſtus dermaßen entbrannt, daß ſie rein toll wurde. Sie glühte wie ein Oſen und oſt wälzte ſie ſich an der Erde und ſchrie: „O Liebe! Liebe, ich halte es nicht mehr aus!“

Die heilige Paſſidea, eine Ciſterzienſer-Nonne aus Siena, quält ſich, noch ehe ſie in's Kloſtee ging, ärgee als die Väter der Wüſte. Sie geißelte ſich mit Dornen und wuſch dann die Wunden mit Eſſig, Salz und Pfeffer; ſie ſchlief auf Kirſchkernen und Erbſen, trug ein Panzerhemd von 60 Pfund ſchwere, ſtieg in gefrierende Teiche, um ſich einfrieren zu laſſen; ja ſie trieb den Unſinn ſo hoch, daß ſie ſich, mit dem Kopf unten lange Zeit in den rauchenden Schornſtein hängte! Als ſie Nonne war, erſchien ihr einſt Cheiſtus und drückte ihr ſeine fünf Wundenmahle ein. Zwei Nonnen ſahen durch das Schlüſſelloch, wie Jeſus verſchwand und wie die Wunden bluteten!

Die heilige Clara war aus Aſſiſi und ſchwäemte mit

dem heiligen Franz. Sie lief zu ihm und bat, daß er ſie zur Nonne machen und Söhne und Töchter mit ihr zeugen möchte, — natürlich geiſtlicher Weiſe! Ihre Schweſter Agnes wurde bald darauf von derſelben Schwärmerei ergriffen und die armen Eltern waren ganz unglücklich. Die Verwandten wollten beide Närrinnen mit Gewalt aus dem Kloſter holen, aber da wurde — ſo erzählt die Legende — Agnes plötzlich ſo ſchwer, daß 12 Männer ſie nicht von der Stelle bringen konnten, und der Oheim, der ſein Schwert gezogen hatte, blieb ſtehen, als höre er Hüons Zauberhorn.

Die heilige Clara lebte ſehr ſtrenge. Als Hemde trug ſie eine Schweinshaut, oder auch ein Gewebe von Roßhaaren, und aus Demuth küßte ſie der ſchmutzigſten Viehmagd die Füße, welche ſie dann erſt wuſch, als wäre ſie erſt durch ihren Kuß verunreinigt worden. Als ſie ſtarb, fanden ſich in ihrem Herzen im Kleinen alle Paſſionsinſtrumente, wie in einem Hechtskopf, und in ihrer Blaſe drei geheimnißvolle Steinchen, ſämmtlich von gleichem Gewichte, aber wovon eins ſo ſchwee als alle drei, zwei nicht ſchweeer als eins und das kleinſte davon ſo ſchwer als alle drei ſind! — St. Clara war die Mutter der weiblichen Franziskanee und ihr verdanken wohl 900 Clariſſen-Klöſter ihr Entſtehen.

Die heilige Katharine von Siena war auch mit Jeſus verlobt worden, der ihr einen koſtbaren Diamantring an den Finger ſteckte, welchen aber Niemand ſah, als ſie allein. Sie pflegte die ekelhafteſten Kranken, wofür ſie Jeſus mit dem roſinfarbenen Blute aus ſeiner Seitenwunde tränkte. Seitdem nahm ſie von Aſcheemittwoch bis Himmelfahrt weiter keine Nahrung, ſondern lebte blos vom Abendmahl. Chriſtus drückte ihe auch ſeine 5 Wunden ein. Aber darüber kamen die Dominikaner mit den Franziskanern in einen Streit, der 40 Jahre dauerte und welchen Papſt Urban 8. dahin entſchied, daß Katharinens Wundermaale nicht geblutet hätten, wie die des heiligen Franz. Auch wurde den Malern befohlen, die Heilige nur mit 5 Strahlen vorzuſtellen!

Die heilige Agnes ließ der Stadtrichter, weil ſie ſeinen Sohn nicht heirathen wollte, nackend in ein Bordell bringen. Aber plötzlich bekam ſie ſo lange Haare, daß ſie ſich darin einwickeln konnte wie in einen Mantel, und das ganze lüderliche Haus verwandelte ſie in ein Bethaus. Die heilige Paula, die einſt ein Jüngling nothzüchtigen wollte, erhielt auf ihr Gebet einen garſtigen, langen Bart, vor dem ſich der Liebhabee entſetzte und floh. Die heilige Brigitte befreite ein neapolitaniſches Mädchen von einem in Geſtalt eines Jünglings auf ihr liegenden Teufel! —

Wie wollen die Reihe der Heiligen ſchließen mit der heiligen Roſa von Lima, einer Dominikanerin, die auf knotigem Holz und auf Glasſcherben ſchlief und als Nachttrunk einen Schoppen Galle trank. Jeſus war von ihrer Heiligkeit ſo erbaut, daß er an einem Palmſonntag als Steinmetzgeſelle zu ihr kam und ſich mit ihr verlobte, indem er ſprach: „Roſa, Schatz meines Lebens, du ſollſt meine Braut ſein.

Digitized by Google

Maria war mit dabei und gratulirte ihr, indem ſie ſagte: „Siehe, was für eine große Ehre dir mein Sohn anthut." Las ſie, ſo erſchien Jeſus auf dem Blatte und lächelte ſie an; nähte ſie, ſo ſetzte er ſich auf ihr Nähkiſſen und ſcherzte mit ihr. Beſuchte Jeſus eine andere Nonne — denn er hatte gar zu viele Bräute — ſo war ſie vor Eiferſucht außer ſich, bis er wieder kam. Ihre heilige Schwiegermutter diente ihr 21 Jahre lang als Kammerfrau, und wenn die Frühmette kam, rief ſie: „Stehe auf, liebe Tochter, es iſt Zeit." Das Volk wimmelte von Flöhen, aber kein einziger dieſer freigeiſteriſchen Huſaren unterſtand ſich, die Braut Chriſti zu ſtechen. — So ſteht es in der päpſtlichen Bulle, welche ihre Heiligſprechung enthält!

Außer dieſen Heiligen und noch vielen hundert Anderen, die ich nicht nannte, betet der Katholik noch zu einigen, die niemals lebten und die einer lächerlichen Fabel ihren Urſprung verdanken, wie St. Chriſtopherus, St. Georgius, St. Mauritius mit 6600 Geſellen, die 7 Schläfer, Urſula mit ihren 11,000 Jungfrauen und St. Guinefort von Verona, der ein veritabler — Hund war!

Jeder gute Katholik, der das Vergnügen haben will, nach ſeinem Tode unter die Heiligen verſetzt zu werden, kann dies erlangen; denn derjenige, der ſich die Stelle des Vicegottes auf Erden angemaßt hat, der Papſt, macht ihn für 100,000 Gulden zum Heiligen! Wunder finden ſich!

Die Chriſten der erſten Jahrhunderte wußten von Heiligen nichts. Sie verehrten allerdings die ſogenannten Märtyrer oder Blutzeugen, welche ihres Glaubens wegen hingerichtet wurden, ſie erwähnten derſelben bei ihren Verſammlungen und ſtellten ſie der Gemeinde als Muſter hin; und das war durchaus zu billigen und ſehr natürlich. Erſt als Konſtantin zum Chriſtenthum übertrat und viele der heidniſchen Gebräuche in die chriſtliche Kirche übergingen, kam auch der Heiligendienſt in Aufnahme. Die Heiden waren es gewohnt, ihren Heroen zu opfern; die chriſtlichen Prieſter trugen dieſen Gebrauch auf die Glaubenshelden über.

Der Heiligendienſt mußte als ein Unſinn betrachtet werden, ſo lange jeder Menſch Gott gleich nahe zu ſtehen glaubte, und konnte erſt Eingang finden, als die Pfaffen entſtanden, als ſie dem Volke weiß machten, daß ſie auf Erden die Mäkler wären zwiſchen Gott und den übrigen Menſchen. Von da war es denn auch nicht weit zu dem unſinnigen Glauben, daß die Heiligen im Himmel gleichſam wie Miniſter und Kammerherren den Hofſtaat Gottes bildeten und daß, wer bei Sr. himmliſchen Majeſtät etwas durchſetzen wolle, nur dieſe durch Gebete und Opfer zu beſtechen brauche.

Aerger konnten die Pfaffen das Heiligſte nicht verhöhnen, als durch dieſen Heiligendienſt, der unvernünftiger und lächerlicher iſt als die Anbetung der Sonne oder anderer Naturgegenſtände. Nicht weniger vernünftig wäre dieſer chriſtliche Götzendienſt, aber doch nicht ganz ſo entwürdigend, wenn die angebeteten Heiligen Männer geweſen wären, wie Chriſtus oder Sokrates; aber was waren dieſe Heiligen? Von vielen unter ihnen lehrt uns die Geſchichte, daß ſie die verworfenſten, laſterhafteſten Menſchen, ja daß ſie geradezu Schufte waren. Selbſt die beſten waren Schwärmer oder Narren. Solche Heilige giebt es noch heut zu Tage in großer Menge, nur daß man ſie nicht anbetet, ſondern in Tollhäuſer ſperrt. Carl Julius Weber, einer unſerer geiſtreichſten Schriftſteller, charakteriſirt dieſe Art Heilige derb, aber richtig. „Bei weiblichen Myſtikern," ſagt er, „ſitzt der Jammer gewöhnlich auf dem Fleckchen, das man nicht gerne nennt, und bei männlichen hat den Fleck Hudibras getroffen —

So wie ein Wind in Darm gepreßt
Ein — wird, wenn er niederbläſ't,
Sobald er aber aufwärts ſteigt,
Nen Licht und Offenbarung zeugt,"

Der Hyſterie und den blinden Hämorrhoiden verdankt die katholiſche Kirche die meiſten ihrer Heiligen, und ſie darf ſich daher nicht wundern, wenn wir dieſelben — als Afterheilige betrachten.

Entſtehung der Weltkörper.

Von Hudſon Tuttle.

Nebeltheorie. — Geologiſche Beweiſe. — Temperaturzunahme. — Der glühende Central-Ocean. — Vulkaniſche Thätigkeit. — Erdbeben. — Heißes Klima der erſten Zeitalter. — Geſtalt der Erde und der Planeten.

Wird in einer Ebene ein perpendiculärer Schacht gebohrt, ſo finden wir beim Hinabſteigen, daß derſelbe zuerſt verſchiedene Schichten von Thon, Sand und Geröll durchſchneidet, welche horizontal laufend auf einander gelagert ſind. Iſt die Ebene von einem Fluſſe begrenzt, ſo laſſen ſich dieſe Schichten von Alluvialbildung bis zu 100 und mehr Fuß Tiefe auf Ueberfluthungen beziehen, welche viele Jahrhunderte hindurch ſtattgehabt, und deren jede einen Niederſchlag von Thon, Schlamm oder Sand hinterlaſſen hat, die durch tributäre Flüſſe oft aus weit entfernten Gegenden hergeführt worden waren.

Unterhalb dieſer neueren Niederſchlagsſchichten, welche Reſte von Pflanzen- und Thierarten enthalten, die noch heut zu Tage an den Ufern und in der Umgegend des Fluſſes lebend gefunden werden, welche uns gänzlich unbekannte

Digitized by Google

pflanzliche wie thieriſche Formen in ſich ſchließen. Steigen wir noch tiefer hinab, ſo finden wir noch eigenthümlichere Formen, die an Zahl raſch abnehmen, bis wir endlich bei den primitiven Schiefern, Gneiß- und Quarzlagern anlangen, wo alle Spuren organiſchen Lebens verſchwinden.

Unter dieſen Schichten, welche ſämmtlich unverkennbare Merkmale ihres Urſprunges durch Abſetzung aus dem Waſſer darbieten, ſtoßen wir endlich auf den Granit, deſſen Gefüge mit Beſtimmtheit darauf hinweiſt, daß es aus feuriger Eſſe hervorgegangen. Wie groß auch die Verſchiedenheit ſein mag, welche die manchfach über einander gelagerten Schichten in weit von einander entlegenen Theilen der Erdkruſte in ihrer eigenthümlichen Beſchaffenheit aufzuweiſen haben, der Granit bildet allenthalben ihre unwandelbare Unterlage. Er ſtellt die Grundfeſte dar, auf welcher alle übrigen Formationen ruhen; er iſt jedoch nicht allein das Urgerüſte und der allgemein verbreitete Grundſtein des Erdbau's, ſondern auch — bei genauerer Erwägung — der Stammvater aller Erdkruſtenbildungen; wie ſehr dieſe auch durch ihre beſonderen Eigenthümlichkeiten von ihm verſchieden ſein mögen.

Ueber den ganzen Erdumfang ausgegoſſen trägt der Granit in ſeiner Zuſammenſetzung und Kryſtalliſation allenthalben unverkennbare Merkmale und geſchichtliche Beweiſe, daß er aus dem primitiven Gluthmeer hervorgegangen; zerriſſen und zerworfen, neuere Schichtbildungen überragend, zu den höchſten Gebirgskämmen ſich erhebend, in den Kuppen der Anden wie des Himalaya emporſtarrend, berichtet er mitten durch die Schauer der großartigen Naturſcenerien, welche er ſchafft, von ſeiner Feuergeburt.

Was liegt unter dem Granit? Bei der Unterſuchung dieſer Frage müſſen uns dieſelben Verhältniſſe leiten, welche wir bei einem theilweiſe abgekühlten Lavaſtrom beobachten. Beim Eindringen in die Tiefe finden wir eine conſtant und raſch wachſende Wärmezunahme. Dieſe merkwürdige Thatſache iſt längſt beobachtet worden, und erſchien lange als eines der ſchwierigſten Probleme der geologiſchen Wiſſenſchaft. Die Wärmezunahme erweiſt ſich unter verſchiedenen Oertlichkeitsverhältniſſen nicht als ganz gleich, da die unterliegenden Felsmaſſen nach ihrer beſonderen Beſchaffenheit bald beſſere, bald ſchlechtere Leiter darſtellen, und variirt von 30 bis über 100 Fuß auf einen Wärmegrad. Das Mittel aller Beobachtungen iſt ungefähr 54½ Fuß auf den Grad.

Wäre die Wärmezunahme conſtant, wie dies von einigen Geologen behauptet wird, ſo würde ſich das Problem in die mathematiſche Gewißheit auflöſen, daß in einer Tiefe von weniger denn 50 Meilen auch die ſchwierigſt-ſchmelzbaren Körper in Fluß gerathen müßten. Selbſt wenn wir Reich's Beſtimmung gelten laſſen, ja, wenn wir, um noch ſicherer zu gehen, 100 Fuß für 1 Grad annehmen wollen, ſo würde die Dicke der Erdkruſte oberhalb des Schmelzpunktes des Felsgeſteins doch nur unbedeutend dadurch gewinnen.

Die Wärmezunahme kann jedoch unmöglich conſtant ſein. Angenommen, die Erde oder die Felsgeſteine ihrer Kruſte beſäßen überall gleiche Leitungsfähigkeit für durchgehende Wärme, ſo muß doch unter allen Verhältniſſen die bedeutendſte Wärmeausſtrahlung nahe der Erdoberfläche ſtattfinden, beſonders wenn dieſe mit Waſſer bedeckt iſt. Wenn nahe der letzteren die Wärme um 1 Grad auf 40 Fuß zunimmt, ſo werden bei weiterem Eindringen mehr als 40 Fuß erforderlich ſein, um abermals einen Wärmegrad Zunahme nachzuweiſen. Dies Verhältniß müßte ſich in gleichem Maße des Vordringens nach dem Mittelpunkte der Erde ſteigern, bis endlich die Central-Lava erreicht wäre: wir können die Richtigkeit dieſes Sachverhältniſſes durch einen Verſuch im Kleinen nachweiſen. Bindet man mehrere Eiſenſtäbe zuſammen und ſteckt das eine Ende des Faſcikels in einen Windofen, das andere in Waſſer, ſo wird man bemerken, daß die Hitze am ſchnellſten an dem mit dem Waſſer verbundenen Ende ausſtrahlt, und daß die Hitzezunahme ſich im Verhältniß der Abſtände um ſo mehr vermindert, je mehr man ſich dem Ofen nähert. Was hier das Eiſen nachweiſt, muß in entſprechender Weiſe für alle andern Körper Geltung behaupten. Hieraus können wir mit ziemlicher Zuverſicht ſchließen, daß die Erdkruſte um ein Namhaftes dicker iſt, als gemeinhin angenommen worden. Jedenfalls muß ihre Dicke ſehr ungleich ſein. Während an manchen Stellen gegen 200 Meilen, dürfte ſie an andern, namentlich in der Nähe vulkaniſcher Spalten, kaum 10 Meilen betragen. Das Mittel derſelben könnte allenfalls zu 150 Meilen angenommen werden. Dieſe ſo verſchiedenen Reſultate, welche wir bei Erforſchung der Zunahme der Erdwärme nach Innen erhalten, müſſen theils auf Rechnung der ungleichen Leitungsfähigkeit verſchiedener Geſteinsarten, durchſickernder Waſſer und ihrer Anſammlungen gebracht, theils in der weiteren Entfernung oder größeren Nähe der inneren Lavamaſſe ihre Erklärung finden.

Iſt die feſte Erdkruſte das Ergebniß eines durch Decaden von Millionen Jahren andauernden Abkühlungsprozeſſes, und war die Erde urſprünglich eine glühende Lavakugel? Welche Beweiſe ſtehen uns zu Hand, eine ſolche Annahme zu bewahrheiten? Die Ergebniſſe geologiſcher Forſchung reihen ſich zu einer höchſt einfachen Schlußfolgerung aneinander. Könnten wir die Eingeweide der Erde durchwühlen oder ſie in ihren verborgenen Tiefen wie einen Steinbruch ausbeuten, ſo wären wir freilich aller Mühe wiſſenſchaftlicher Hypotheſen überhoben. Die Geſtalt unſerer Erde iſt übrigens genau dieſelbe, welche ſie nothwendig erhalten mußte, wenn wir annehmen, daß ſie urſprünglich eine flüſſige mit ihrer gegenwärtigen Geſchwindigkeit im Raume rotirende Maſſe war. Ihre ſphäroide Form ſteht in genauem Verhältniſſe zur Geſchwindigkeit ihrer Axendrehung — ein Umſtand, der ganz unerklärlich wäre, wollte man nicht einſehen, daß eben der Umſchwung um ihre Axe die Polabplattung hervorgebracht hat, was jedoch wieder nur bei einem gewiſſen Flüſſigkeitszuſtande möglich war.

Wenn das Innere der Erde noch von einer heißflüſſigen Maſſe erfüllt iſt, wie die Wärmezunahme nach Innen zu beweiſen ſcheint, und dieſes Feuermeer nur von einer verhältnißmäßig dünnen Kruſte umſchloſſen wird, ſo müſſen nothwendiger Weiſe hie und da Anzeichen von einem ſolchen Zuſtand des Innern auf die Oberfläche gelangen; denn die Kruſte iſt in unausgeſetzter Abkühlung, alſo Zuſammenziehung begriffen. Solche Manifeſtationen jenes inneren Zuſtandes ſind die Vulkane, die Zugänge zum Feuermeer des Erdinnern. Daß vulkaniſche Ausbrüche ihre Entſtehung nicht örtlich-begrenzten Urſachen verdanken, geht wohl mit Sicherheit aus der Thatſache hervor, daß der Umfang der ausgeworfenen Lavamaſſe oft auch ein Mehrfaches die Maſſe des ganzen Gebirgsſtocks übertrifft. Man hat längſt erkannt, daß die Quelle vulkaniſcher Thätigkeit, wo auch immer dieſe zur Aeußerung kommen mag, eine tief-innere ſein muß, denn es beſteht ein unläugbarer Zuſammenhang zwiſchen weit von einander entlegenen Kräften und ihren Ausbrüchen. Weitumfaſſende Theorien hat man auf ſinnloſe und unwiſſenſchaftliche Behauptungen gebaut, die von ſich in eitler Selbſtgefälligkeit wiegenden Philoſophen ausgegangen waren, und gelehrte Geſellſchaften haben jenen ihre Sanktion ertheilt, weil Notabilitäten und Autoritäten ihnen das Wort ſprachen. Alle jene Annahmen von unterirdiſchen Gluthſtrömen und Feuerſeen beſchränkter Ausdehnung, von der Wirkung alkaliſcher Baſen, von der Kraftäußerung elektriſcher Ströme, und noch tauſend andere Verirrungen des von einer kranken Phantaſie aufgeregten beſchränkten Gelehrtengehirns gehören dahin. Weit verbreitete Wirkungen können unmöglich rein örtlich-beſchränkten Urſachen zugeſchrieben werden.

Das Auftreten vulkaniſcher Kegel und Krater auf der Linie weitausgedehnter Längeſpalten, wie an den Hebungskanten von Gebirgsketten, wo bedeutende Schichtenverwerfungen vorkommen, weiſt nicht minder auf eine tief-innere Urſache von mehr allgemeiner Natur hin.

Die Andenkette, welche ſich vom Polarmeer längs der weſtlichen Küſte des amerikaniſchen Kontinents in einer Reihe der großartigſten Gebirgskämme mit manchfachen Ausläufern dahinzieht, und in jenen feuerſprühenden Kegeln endet, die mit grauenhafter Pracht die eiſigen Ufer des antarktiſchen Kontinents beleuchten, iſt das Erzeugniß einer mächtigen Erdſpalte, welche ſich bis in das Reich des innern Feuers hinabſenkt. Soll die Hypotheſe von der innern Feuermaſſe Giltigkeit erlangen, ſo müſſen Vulkane an ſolchen Spalten lagern; wollten wir mit Fug und Recht jener Hypotheſe entgegentreten, ſo müßten wir wenigſtens nachweiſen können, daß Vulkane eben ſo oft iſolirt auf dem niederen Flachland vorkommen als unter den erwähnten Verhältniſſen: wir dürfen dabei nicht vergeſſen, daß alle vulkaniſchen Gebirgsketten, einer beſtimmten Richtung (Streichung) angehörend, von gleichem Alter ſind, wenn ſie ſich gleichwohl über beide Hemisphären ausdehnen — eine Thatſache, die ſich mit der Annahme localer Urſachen nicht wohl in Uebereinſtimmung bringen läßt.

Thätige Vulkane kommen gewöhnlich in der Nähe der See vor. Dieſe Erſcheinung läßt ſich zu Gunſten der Annahme einer Centrallava erklären; denn dort, wo das Land ſich fortwährend hinter ſeine ehemalige Küſtenlinie zurückzieht, indem der Ocean es abſchwemmt, wird das zwiſchen dem Druck der Erdkruſte und der unter ihr liegenden Lava beſtehende Gleichgewicht geſtört, und längs der Linie ſolcher Störungen iſt das Auftreten von Vulkanen und Erdbeben zu erwarten.

Dieſelben mächtigen unterirdiſchen Wellen, welchen die Spalten ihr Daſein verdanken, haben auch eine Form der Kontinente beſtimmt, woraus wir abermals erkennen mögen, wie entfernte Wirkungen durch ſympathetiſche Verhältniſſe mit einander in Verbindung ſtehen.

Die Schlüſſe, welche wir bisher auf dem Wege der Induktion gefunden, beſtätigen ſich durch die Beobachtung. Die ganze Längereihe der Rocky Mountains hindurch ſind die Ueberreſte erloſchener Vulkane deutlich ſichtbar. Sie ſchweigen jetzt gleich jenen der Auvergne in Frankreich; vielleicht auch ruhen ſie nur, um Kräfte zu ſammeln zu erneuten Anſtrengungen. In den Cordilleren und Sierras begegnen wir zahlreichen aktiven Kratern. Der Popocatepetl, Caſiguino und ihre ſämmtlichen Genoſſen auf der ganzen Länge der Andenkette, bilden blos eine Reihe ein und derſelben vulkaniſchen Thätigkeit. Die vier großen merikaniſchen Vulkane: Colima, Jorullo, Popocatepetl u. Orizaba ſtehen auf derſelben Spaltlinie. Als der Jerulle im Jahre 1759 zum Ausbruche kam, erhob er ſich genau auf der Streichungslinie der drei übrigen.

In derſelben Nacht, während welcher der Orizaba in Thätigkeit war, ſprühte der 480 Meilen nordwärts gelegene Aconcagua ſeine Feuerregen und noch 2700 Meilen nördlicher erfolgte der Ausbruch des Caſiguino, welcher 26 Jahre kein Lebenszeichen gegeben hatte, begleitet von einem Erdbeben, welches über eine Area von mehr denn 1000 Meilen gefühlt wurde.

Derartige Erſcheinungen bieten wohl genügende Beweiskraft für einen tiefen und weitverbreiteten Sitz der vulkaniſchen Thätigkeit. Das Erdbeben von Liſſabon pflanzte ſich unterhalb des atlantiſchen Oceans fort und wurde in Quebek und an den großen Binnenſeen, vom nördlichen Schweden bis zur Südſpitze von Afrika und auf Martinique gefühlt, eine Area vielmal größer als ganz Europa. Um Ereigniſſe von ſo weiter Tragkraft zu würdigen, müſſen wir auch adäquate Urſachen anerkennen. Wir ſehen uns gezwungen zu der Annahme, daß wir auf einer dünnen Kruſte ſtehen, unterhalb welcher noch die primitive Feuermaſſe fortglüht und langſam verglimmt. Eine dünne, nachgiebige Kruſte, welche ſich mit der feuerſchäumenden Welle des Erdbebens biegt, ſenkt und erhebt, ausgedehnte Spalten bildend, verbogen und zerklüftet durch die Gewalt in-

Digitized by Google

nerer Mächte, welche hier und dort in vulkaniſcher Wuth ſie durchbrechen. Zweifeln wir nicht mehr: Alles unter uns iſt Feuer, das noch nicht erloſchene Feuer der neugebornen Welt.

Dies muß wenigſtens als höchſte Wahrſcheinlichkeit zugegeben werden, wenn gleichwohl der Einwurf, daß die Theorie von der urſprünglichen Flüſſigkeit der Erde nicht vollſtändig bewieſen werden kann, zu Recht ſteht. Sie kann freilich, wie die Dinge jetzt ſtehen, nicht wie ein mathematiſches Problem demonſtrirt werden, aber es giebt auch andere Methoden, welche zu korrekten Reſultaten führen. Verſuchen wir die vereinzelten Glieder der Beweisführung zu einer vollkommenen Kette zu vereinigen. Man hat die Temperaturabnahme, welche durch die allmälige Verminderung der Exeentricität der Erdkreisbahn verurſacht wurde, als einen ausreichenden Erklärungsgrund für die hohe Temperatur der Urzeit zur Geltung bringen wollen. Zugegeben, daß ſolche Veränderungen Temperaturwechſel veranlaſſen, ſo könnte letzterer kaum einige Grade betragen ohne den Beſtand u. die Ordnung des Planetenſyſtems zu gefährden; dagegen weiſen die ungeheuren Urwälder tropiſcher Pflanzen, welche im Zeitalter der Kohlenformation in den Regionen der jetzigen Pole blühten, wie überhaupt die geſammte Flora und Fauna der Urzeit, auf eine ſehr hohe Temperatur jener Gegenden hin. Auch aus dem verſchiedenen Geſtaltverhältniß von Land und Waſſer in der älteren Zeit wollte man das heiße Klima jener Regionen erklären. Wäre alles Land um den Aequator, und alles Waſſer an den Polen zuſammengedrängt, ſo würde ſich natürlicher Weiſe ein viel wärmeres Klima ergeben. Die Erhebung arktiſchen Feſtlands und beſonders ſeiner Gebirge bedingt ein namhaftes Sinken klimatiſcher Wärme, während der Charakter der um die Gipfel jener gelagerten Schichten einen vergleichsweiſe jüngeren Urſprung aufweiſt. Wollten wir aber auch die möglichſt günſtige Vertheilung von Land und Waſſer annehmen, es würde noch lange nicht ausreichen, um jene Temperaturhöhe erklären zu können, welche bekannter Maaßen, namentlich während der Kohlenperiode in den gegenwärtigen Polarregionen geherrſcht haben muß. Es bleiben uns nur mehr zwei Annahmen zu beleuchten übrig: daß eine mehr als torride Temperatur an den Polen geherrſcht habe, oder daß dieſelben nicht, wie angenommen, ſtetig geblieben, ſondern ſich aus ihrer früheren Lage verrückt haben. Im erſten Falle begegnen wir unüberwältigbaren Einwürfen. Ueberſchritt die Poltemperatur jene der Tropen, ſo mußte die damalige torride Zone eine Wüſte darſtellen, deren Hochofenhitze kein lebendes Weſen hätte aushalten können; es fehlt übrigens jede Grundlage um der Theorie einer ſo erſtaunlichen Temperaturhöhe auch nur einen Augenblick als Stütze zu dienen. Beim Beginne der Kohlenperiode mußte die Erdkruſte wenigſtens drei Viertheile der gegenwärtigen Dicke erreicht haben: wenn in unſerer jetzigen Zeit die vom Innern der Erde ausſtrahlende Wärme nicht einmahl hinreicht, ein einen Milliontel-Zoll dickes Eishäutchen zu ſchmelzen, wie ließe ſich da die Annahme einer ſo ungeheueren Temperaturhöhe rechtfertigen? Nehmen wir anderſeits eine Fortbewegung der Pole an, ſo fällt aller Grund zur Behauptung einer großen Temperaturerhöhung weg, denn mit der Bewegung der Pole rückt auch der Aequator nach dem Punkte ihrer früheren Lage hin. Manche Thatſachen der Gegenwart ſcheinen auf ein ſolches Sachverhältniß hinzuweiſen. Der Augenſchein belehrt uns, daß die Eisbewegungen in den Polarregionen tiefe Spuren ſtattgehabter Veränderungen an den Felsgeſteinen hinterlaſſen. Haben ſich die Pole in der That aus ihrer Stellung verrückt, ſo muß die Stelle, welche ſie früher einnahmen, ſowie die Fortſchrittslinie ihrer Bewegung deutlich nachweisbar ſein. Genaue Nachforſchungen, jene Stelle zu beſtimmen, ſind noch nicht angeſtellt worden, theils weil die Beſchaffenheit des Terrains, auf welchem jene Vorgänge wahrſcheinlich ſtatthatten, dem Unternehmen ſehr ungünſtig iſt, theils weil die bisher gemachten Beobachtungen bei ihrer Unbeſtimmtheit kein genügendes Intereſſe erregten. Es iſt wahrſcheinlich, daß die Lage des Nordpoles in der Tertiärperiode ſich in der Gegend des Caſpiſchen Meeres befand, und daß er in paraboliſcher Linie nach dem Punkte ſeiner gegenwärtigen Stellung fortrückte. Würde jene Gegend nebſt Thibet und dem nördlichen Indien aufmerkſam durchforſcht werden, ſo iſt es höchſt wahrſcheinlich, daß ſich Thatſachen zu Tage fördern ließen, welche dieſer Frage neues Intereſſe verleihen und viel mehr Licht über ſie verbreiten dürften. Was die nächſte Urſache des Polwechſels betrifft, ſo neigt mathematiſche Anſchauungsweiſe ſich vor Allem der Idee zu, daß ſie in einer Schwankung der Erde gelegen, um ein natürlich beſtimmtes Gleichgewicht herzuſtellen, welches anfänglich noch nicht feſt beſtimmt war. Muthmaßlich könnte man noch die freilich weit weniger wahrſcheinliche Kolliſion mit einem Kometen oder Einwirkungen der Planetarattraktion als erklärende Momente herbeiziehen.

Die Schichten des Erdſphäroids ſind nicht allein elliptiſch-koncentriſch, ſondern die Ungleichheiten der Mondbewegung erweiſen auch, daß ſie von der Oberfläche nach dem Centrum an Dichtigkeit zunehmen. War die Erde urſprünglich flüſſig, ſo mußte ſich dies ja ſicher ſo geſtalten, denn die dichteren Theile müſſen ſich nach dem Mittelpunkte geſenkt haben, die leichteren auf der Oberfläche geblieben ſein. Der Druck der überlagernden Maſſen trägt ebenfalls zu dieſem Reſultate bei, jedoch nicht in dem Maaße, wie man angenommen. Man hat berechnet, daß, vorausgeſetzt die Gravitation übe allein ihren Einfluß im Mittelpunkt der Erde, Stahl auf ein Viertel, Stein auf ein Achtel ihres Volums zuſammengepreßt werden müßten. Nach dieſer Vorausſetzung würde die Erde eine viel zu große Dichtigkeit beſitzen, um ihren bekannten Einfluß auf den Mond damit in Uebereinſtimmung bringen zu können; veranlaßt uns dies, uns nach einer ausgleichenden Gegenkraft umzuſehen, ſo finden wir eine ſolche wohl ohne Schwierigkeit in der antagoniſti-

Digitized by Google

ſchen Ausdehnung, welche durch die innere Erdhitze hervorgebracht wird. Wollten wir uns nicht mit dieſer Anſicht begnügen, ſo bliebe nichts übrig, als die Idee einer kavernöſen Struktur der Erde zu adoptiren, oder uns in ähnliche Träumereien der Unwiſſenheit zu verſenken.

Jede auffällige Lageſtörung der Erdſchichten, jeder Gebirgsgipfel und Abgrund, jede Erhebung oder Senkung von Kontinenten oder Inſeln, giebt ſelbſtverſtändlich Zeugſchaft von dem glühenden Zuſtande, in welchem ſich jetzt noch die nach dem Centrum hin gelegenen Erdmaſſen befinden. Die Zuſammenſetzung des Felſengerüſtes der Erde ſpricht in klarer, deutlicher Weiſe dafür, und die Struktur aller Planeten und Himmelskörper, welche genau genug mit dem Teleſcop unterſucht werden können, erweiſt ſich im Einklang mit unſerer Anſicht. Die Planeten, ſämmtlich von ſphäroider Geſtalt, wie ſie ſich in Folge der Axendrehung einer flüſſigen ſphäriſchen Maſſe ergeben muß, zeigen alle unter dem Teleſcope unebene, zerklüftete und gebirgige Oberflächen, das unverkennbare Erzeugniß vulkaniſcher Einwirkungen auf ihren Kruſten.

Der Mond bietet vermöge ſeiner Nähe die beſte Gelegenheit zur Unterſuchung. Seine Oberfläche iſt von Gebirgsmaſſen bedeckt, welche ſich über weitausgedehnte, hügeliche Ebenen emporthürmen oder von einem gemeinſamen Mittelſtocke aus ſich in eigenthümlich geformten langen mauerähnlichen Ketten hinziehen. Eine Unzahl von Muldenthälern läßt ſich durch die Eigenthümlichkeit der Lichtbrechung erkennen, wenn ſie von der Sonne beleuchtet werden. Der deutſche Aſtronom Schröter ſchätzte die Höhe der Gebirge auf fünf, die Tieſe der Thäler auf vier Meilen. Ihm erſchien die Oberfläche des Mondes im Verhältniß zur Größe deſſelben viel ſtärker und manchfaltiger gebrochen als die der Erde. Herſchel glaubte entſcheidende Beweiſe von der Exiſtenz von Mondvulkanen erhalten zu haben. Er gewahrte nicht allein Erſcheinungen, welche ſich nur als vulkaniſche Feuer deuten ließen, ſondern beobachtete auch nach dem Verlöſchen ſolcher Feuer atmosphäriſche Verdichtungen Nebel und Hauswölkchen an derſelben Stelle, welche ſich nur als Wirkungen vulkaniſcher Thätigkeit deuten ließen. Bedenken wir, daß Objekte in der Entfernung des Mondes eine Meile Umfang haben müſſen, um durch das beſte optiſche Vergrößerungsmittel ſichtbar zu werden, ſo können wir uns kaum die Gewalt und Ausdehnung ſolcher Erſchütterungen und Ausbrüche verſinnlichen, welche ihre Wirkungen uns von der Erde aus erkennbar machen. Jedenfalls müſſen ſie um Vieles bedeutender geweſen ſein, als das ſchrecklichſte aller Erdbeben, welches Menſchen je erlebt haben.

Ueberblicken wir noch einmal den Mond mit ſeiner rauhen, manchfach gebrochenen und zerriſſenen Oberfläche, einen Körper mit einer Atmosphäre im höchſt verdünnten Zuſtande, mit nur ſpärlichem Waſſer verſehen, welches mit ſeiner zerſetzenden, verwitternden Kraft, allmählig die ſtarken Formen ſeiner gebrochenen Oberfläche hätte abebenen können, ſo müſſen wir ihn als einen charakteriſtiſchen Selbſtzeugen ſeiner Feuergeburt anerkennen.

Die meiſten Planeten ſind zu weit entfernt, um in Bezug auf ihre phyſikaliſche Beſchaffenheit unterſucht werden zu können. Venus und Mars, unſere nächſten Nachbarn, die einzigen, welche wir in den Bereich unſerer Prüfungen und Schlußfolgerungen ziehen können, beſtätigen nur, was wir bereits vom Monde erhoben. Ihre Oberfläche ſtellt mit Tafelland untermiſchte Bergebenen dar, Augenſchein genug, um ihre Entſtehung unter gleichartigen Bedingungen anzunehmen.

Selbſt die Sonne, ſoweit wir bis jetzt zu einem Verſtändniß ihrer phyſiſchen Beſchaffenheit vorgedrungen, bietet uns einen einſchlägigen Zeugſchaftsbeweis. Sie beſteht aus dem Reſiduum jener Stoffmaſſe, aus welcher ſich einzelne Zonen losgelöſt hatten, die ſich zu den das Sonnenſyſtem konſtituirenden Planeten ausbildeten, und wenn in Folge der intenſiven Centralhitze ſie urſprünglich ſich im Gaszuſtande befand, ſo verſteht es ſich wohl von ſelbſt, daß eine Maſſe, wenigſtens vierhundertmal größer als das Volum aller bis jetzt bekannten Planeten und aller übrigen unſerem Sonnenſyſteme zugehörigen Körper, für eine viel längere Zeitdauer, über jene hinaus, in welcher ſich die von der Urmaſſe losgetrennten Weltkörper abgekühlt hatten, im glühenden Zuſtande verharrt haben muß. Zweierlei haben wir hierbei in's Auge zu faſſen: zuerſt, den ungeheuren Umfang der Sonne, welcher das Geſammtvolum aller ihrer Planeten ſammt deren Satelliten nach Galle um mehr als das ſiebenhundertfache übertrifft, und dann, die außerordentliche Verdichtung der Oberfläche ſeiner Maſſe. Nun iſt der Zeitraum, welchen wir zwiſchen der Entſtehung des Neptun und jener des Merkur annehmen müſſen, für ein endlich-beſchränktes Vorſtellungsvermögen unerfaßbar groß, und wahrſcheinlich war der erſte Planet, wenn überhaupt bewohnbar, bereits bewohnt, als der letzte noch einen integrirenden Theil des Centralkörpers ausmachte. Die an der Oberfläche eines ſo umfangreichen Körpers ſtatthabende mächtige Attraktion und ſomit größere Verdichtung ſeiner Atome mußte eine viel bedeutendere Hitzeentwicklung bedingen, als dies bei den kleineren Planetenkörpern der Fall ſein konnte. Die Temperatur der Sonnenoberfläche muß gegenwärtig die des geſchmolzenen Eiſens um das Tauſendfache übertreffen. Auf der Grundlage der Nebulartheorie erklärt ſich eine ſo hohe Temperatur als ein nothwendiges Ergebniß zufolge der bereits angeführten Gründe. Wir wollen jener widerſtreitenden Hyphotheſe, welche den Beweis von Nebularurſprung unſeres Sonnenſyſtems außer Werth zu ſetzen ſcheint, alle Berückſichtigung widerfahren laſſen, indem wir hiemit ſämmtliche Einwände anführen, welche ſich gegen dieſelbe erheben. Auf alle Fälle hat ſie kaum den Werth einer wiſſenſchaftlichen Hypotheſe, ſondern mehr den Charakter einer bloßen Annahme, die man im Er-

Digitized by Google

manglung anderſeitiger Erklärungsweiſen nur aus Achtung vor den hohen Fähigkeiten Herſchel's, der ſie aufſtellte und behauptete, gelten ließ.

Zufolge dieſer Annahme ſoll die Sonne ein an ſich dunkler Körper, gleich den Planeten, ſein, jedoch umgeben, mehrere 100 Meilen oberhalb ihrer Oberfläche, von einer Licht und Hitze producirenden Atmoſphäre oder vielmehr Protoſphäre. Die Sonnenflecken werden als lokale Trennungen dieſer Protoſphäre betrachtet, welche den dunkeln Sonnenkörper ſichtbar werden laſſen. Eine ſolche Annahme läßt ſowohl den die dunkeln Kerne der Flecken umgebenden Halbſchatten (penumbra) unerklärt, als ſie weder für die ſo häufig beobachteten Einſenkungen und Untiefen, noch für das fleckige, granulirte Ausſehen ihrer Oberfläche eine Deutung zuläßt. Wäre die Hypoteſe wahr, ſo müßten die Centralkerne vollkommen dunkel ſein; während doch das von ihnen ausſtrömende Licht, nach Herſchel ſelbſt, zweitauſendmal das des Mondes übertrifft. Bedenken wir, daß Drummond's Blendlicht auf die Sonnenſcheibe projicirt einen ſchwarzen Fleck erzeugt, ſo können wir uns vorſtellen, wie lichtglänzend dieſe Flecke ſein mögen, trotzdem ſie vollkommen ſchwarz erſcheinen. Jene Hyphoteſe trägt ſonach nicht allein den beobachteten Erſcheinungen keine Rechnung, ſondern iſt ihrer ganzen Grundlage nach eine reine Vermuthung. Eine lichtproducirende Atmoſphäre iſt ein Phantaſtegebilde, das jedes ſtützenden wiſſenſchaftlichen Grundes entbehrt. — Nur in Ermanglung jeder andern Theorie mag die Herſchel's dazu dienen, die Thatſachen in nothdürftige Verbindung zu bringen. Man glaubte die Nebultheorie mit den beobachteten Thatſachen nicht in Uebereinſtimmung bringen zu können, weil das Polariſcop nachwies, daß das Sonnenlicht von einem gasartigen Körper und nicht von einem flüſſigen oder feſten ausſtrahlt. Es wird uns gelingen, allen bisher unerklärten Erſcheinungen durch ſeine Anwendung eine eben ſo einfache wie befriedigende Deutung zu geben.

Wir gehen am beſten von der Unterſuchung jener Bedingungen aus, welch auf der Sonnenfläche obwalten müſſen, vorausſätzlich ſie ſei eine glühende Maſſe. Die Beobachtung des Vorganges bei der Wirkung ähnlicher Urſachen auf der Erde mag uns annäherungsweiſe zu einem analogen Schluſſe führen. Denken wir uns eine Hitze zweitauſendmal größer als bei dem Schmelzpunkte des Eiſens, und es würde leicht ſein, auf die Bedingungen und Zuſtände zu ſchließen, welche dann obwalten müßten. Die ſtarrſten Elemente würden in Fluß gerathen und mit einer Lichtſtärke glühen ähnlich den Sonnenſtrahlen. Die weniger ſtarren Elemente würden verdunſten und eine dichte Atmoſphäre um den geſchmolzenen Kern bilden, die gasförmigen aber in bedeutende Entfernung fortgetrieben werden. Dieſe Stoffe würden, je nach ihrem Verdünnungsgrade, mehrere koncentriſche Atmosphären bilden, alle leuchtend von intenſivſter Hitze. Uebertragen wie dieſe analogen Prämiſſen auf die Sonne: ſie wird uns dann als ein im höchſten Hitzemaaß erglühender Kern erſcheinen, umgeben von koncentriſchen Schichten leuchtender Atmoſphären.

Die Annahme einer Protoſphäre, wie ſie Herſchel aufſtellte, fand ihre Hauptſtütze in den durch das Polariſcop nachgewieſenen Erſcheinungen. Und in der That ließ dieſes Inſtrument das Sonnenlicht ſeine eigene Geſchichte erzählen. Es bewies, daß das Licht der Sonne nicht von einem feſten, ſondern von einem gasförmigen Körper herſtammt. So weit dieſe Thatſache in Betracht kommt, läßt ſie ſich mit der einen Theorie ſo gut wie mit der andern vereinbaren. Die Protoſphäre wie die Urnebelatmoſphäre würden in identiſcher Weiſe Licht erzielen. In beiden Theorien fände die Thatſache Erklärung. Nun fragt ſich: welche läßt die vernünftigſte Deutung der Sonnenflecken zu? Die Eine geht gar nicht auf die Urſache der Exiſtenz der Protoſphäre ein, die Andere geht weit zurück bis zum Uranfange der Dinge. Es iſt klar, daß das dem Sonnenkerne zunächſt liegende dichtere Stratum, von dampfförmigen Metalloiden gebildet, ſich mit den permanenten Gaſen nicht vermiſchen werde, welch letztere, im höchſten Grade der Ausdehnung durch die intenſive Hitze, in ungeheure Entfernung zu fliehen ſtreben werden. Im entgegengeſetzten Falle müßte nach bekannten Geſetzen ſich eine homogene Maſſe bilden, da permanente Gaſe ſich als Vacua zu einander verhalten. Die untere aus glühenden Dämpfen gebildete Schichte würde beſtändig in die Höhe ſteigen, bis ſie ihre Verdichtungsgrenze erreicht, von der aus ſie wieder ſinken würde, um abermals ſich zu erheben. Die am meiſten geſpannte äußerſte Umhüllung von der innern Hitze beſtändig in gleicher Verdünnung erhalten, würde jeder Vermiſchung widerſtreben, und ſo blieben verſchiedene Atmoſphären gebildet. — Auch dieſe Theorie leidet noch immerhin an mangelhafter Beweisführung; jedenfalls aber kann ſie auf den Namen einer wiſſenſchaftlichen Hypoteſe viel eher Anſpruch machen, als alle bisher geltenden haltloſen Behauptungen.

Sir John Herſchel nimmt bei der Erklärung der Sonnenflecken, ſeiner Idee von einer Protoſphäre zu Liebe, an, daß letztere von Orkanen oder ausgedehnten Luftwirbeln durchbrochen und der dunkle Sonnenkörper durch die ſolchermaaßen gebildeten Oeffnungen ſichtbar werde. Unter der Vorausſetzung, der Sonnenkörper beſtehe aus einer glühenden, Licht und Wärme ausſtrahlenden Maſſe, ließe ſich die Annahme von Sonnenorkanen in einer viel haltbareren Weiſe begründen, Störungen in den dichteren Unterſchichten würden Wirbelwinde auf ihrer Oberfläche erzeugen, die nach bekannten Geſetzen tiefe muldenförmige Einſenkungen hervorbringen müßten, gerade wie wir ſie in den Sonnenflecken ſehen. Wir wiſſen, daß das Licht bei ſeinem Uebertritt aus einem Medium in ein anderes von der Grenzfläche beider bedeutend afficirt wird. Treffen die Strahlen letztere unter einem ſtumpfen Winkel, ſo geht ein Theil derſelben hindurch, der bei weitem größere Theil derſelben aber wird zurückgeworfen. Bietet dagegen die Grenzfläche einen

Digitized by Google

ſcharfen Winkel dar, ſo werden alle Lichtſtrahlen gebrochen. Eine ſolche Fläche findet ſich an den ſtarkgeneigten Seitenwänden der Sonnenvertiefungen: alles von ihnen refraktirte Licht muß ſchwarz erſcheinen. Der Uebergang aus der theilweiſen Reflektion zur theilweiſen Refraktion muß plötzlich ſtattfinden, ſobald ein beſtimmter Winkel der Seitenwandungen erreicht iſt, und ſo muß ſich der dunkle Kern ſcharf abgrenzen. Da die Luftſtrömung nahe ihrem Rande von ſanfterer und mehr gleichmäßiger Bewegung ſein muß, als nach der Tiefe zu, ſo ſollte auch der Penumbraſcheln dort am auffälligſten ſein — eine Schlußfolgerung, welche durch Beobachtungen vollkommen beſtätigt wird. Man könnte etwa einwenden, daß, wenn die Sonnenflecken durch Wirbelwinde hervorgebracht werden, ſie von regelmäßiger Form ſein müßten, während ſie doch höchſt unregelmäßig erſcheinen. Wir erkennen dieſe Folgerung als logiſch; aber der Einwurf bezieht ſich dann auf beide Theorien; während jedoch die eine derſelben jede Antwort hierauf ſchuldig bleibt, erlaubt die andere eine unſchwere Löſung der Streitfrage. Die Flecken werden von uns geſehen durch das höchſtverdünnte obere Medium, welches, wenn von Strömungen affirirt, die durch daſſelbe geſehenen Objekte bedeutend verzerren muß, und ſind auch jene an ſich vollkommen kreisrund, ſo müßten ſie unter ſolchen Bedingungen dennoch unſerem Auge unter ſehr veränderter Geſtalt, verzogen und manchfach gebuchtet erſcheinen. Gerade die von uns feſtgehaltene Theorie bietet für alle, wenn auch ihrer Natur nach noch ſo verwickelten Erſcheinungen an der Sonnenſcheibe eine vollkommen befriedigende Erklärung. Die bei Sonnenfinſterniſſen beobachteten Lichtberge, das geſprenkelte, poröſe, ſtreifige Anſehen ihrer Oberfläche u. ſ. w. laſſen ſich alle erklären durch die manchfaltige Zurückwerfung und Beugung der Lichtſtrahlen, welche durch Strömungen und Bewegungen in der atmoſphäriſchen Hülle der Sonne hervorgebracht werden müſſen. Wir brauchen gar kein Gewicht auf die Annahme ſolarer Orkane zu legen; beachten wir jedoch, daß die Sonnenflecken beinahe immer innerhalb einer Zone auftreten, welche ſich auf dreißig Grade jederſeits des Aequators erſtreckt, eine Region, welche ungefähr unſeren Wendekreiszonen entſpricht, in denen Wirbelwinde zu den gewöhnlichen Erſcheinungen gehören, ſo muß man wenigſtens zugeben, daß, Alles zuſammengefaßt, unſere Annahme am meiſten für ſich hat.

Auch wenn wir uns der ſpeciellen Betrachtung der Planeten zuwenden, finden wir, daß die Thatſachen uns auf denſelben Weg der Anſchauung leiten. Laplace faßte die Ringe des Saturn mit der eigenthümlichen Kraft ſeines Geiſtes auf, um ſie als Stützpunkte ſeiner Weltanſchauung zu verwenden. Wollte man die Idee einer beſonderen Schöpfung oder abſichtvollen Urhebung aufrecht erhalten, ſo dürften wir wohl fragen: Warum hat der Schöpfer gerade dem Saturn Ringe verliehen, der doch, von ſechs Monden umkreiſt, derſelben am wenigſten bedurft hätte, während der arme Mars in vollkommener Dunkelheit belaſſen wurde? Sollte ſich eine beſondere Abſicht in Plan unſeres Sonnenſyſtems ausſprechen, ſo müßten doch die Ringe einem mondloſen Planeten beſcheert worden ſein. Doch etwas mehr als ſonderbar, daß man nicht ſo iſt! — Es verdient alle Beachtung, daß die Ringe des Saturn gerade da ſich befinden, wo ſie aus mathematiſchen Gründen ſein müſſen. Die Nebulartheorie als wahr vorausgeſetzt, dürfen wir keine Ringe erwarten um die kleinen Planeten mit langſamer taglicher Bewegung, ſondern nur um große Planeten mit raſcher täglicher Umwälzung. Es iſt klar, daß ein Ring, losgelöſt von einem dichten Kern, in welchem die Centripetal- und Centrifugalkräfte zur Ausgleichung gelangt ſind, ſich am Ende in einen Planetenkörper umgeſtalten muß, weil er ſonſt ſein eigenes Gleichgewicht unmöglich behaupten kann. Ebendeßhalb dürfen wir auch ſolche Gürtelbildungen nicht an der äußeren Grenze des Syſtems erwarten, denn die dort kreiſenden Planeten wurden aus gasförmigem Stoff gebildet. Eben ſo unwahrſcheinlich wäre es, ſie in weitem Abſtande von irgend einem der Planeten zu finden. Die Ringe des Saturn finden ſich eben dort, wo ſie die Anſicht von der Nebelweltbildung vorausſetzen kann. Einen großen Planeten von gewaltiger Centripetalkraft umgebend ſtehen ſie gerade in ſolcher Entfernung von demſelben ab, in welche auch ſchon die Theorie die Möglichkeit von Gürtelbildungen verlegen muß: gerade der Zeitperiode entſprechend in der ein ſich raſch kondenſirender Kern, noch halb gasförmig halb flüſſig ſich hinlänglich verdichtet hatte, um einem ſich loslöſenden Gürtel die ſeiner Form entſprechende Stabilität wie Bewegungsfähigkeit zu verleihen. Nur bei ſo bedeutender Centrifugalkraft, wie ſie dem Saturn eigen, können ſolche Ringe ſich erhalten. Nicht als ein Zufallsereigniß dürfen wir das Vorkommen derſelben betrachten: es iſt ein naturgeſetzliches Ergebniß, in voller Uebereinſtimmung mit welchem das Sonnenſyſtem gebildet und erhalten wurde, wie dies aus den Berechnungen Laplace's ſchlagend hervorgeht nach welchen ſich die Rotation des Saturn zu denen ſeiner Ringe verhält wie 427 zu 438 — eine Differenz, welche vorausſätzlich zu erwarten war. Blicken wir weiter und wir begegnen einer andern übereinſtimmenden Thatſache. Zwiſchen dem Saturn und ſeinen Ringen ſchwebt ein dünner Dunſtgürtel, der zuweilen wie mit einem Gazeſchleier die Oberfläche jenes Planeten verhüllt. Kein anderer Planet bietet eine ähnliche Erſcheinung dar; die Ueberlegung eines Augenblicks muß uns überzeugen, daß das Beſtehen eines Dunſtgürtels nur möglich iſt, inſoferne er, wie der erwähnte, zwiſchen zwei Kräften von entgegengeſetzter Anziehung ſchwebend erhalten wird.

In nicht zu mißdeutender Weiſe ſprechen ferner die Aſteroiden zu Gunſten der Nebulartheorie. Für die Annahme einer beſondern Schöpfungsurſache muß die Exiſtenz eines Schwarmes äußerſt kleiner Planetenkörper, die ſich in höchſt unregelmäßiger Weiſe bewegen, ein unentwirrbares

und bedenkenerregendes Räthſel bleiben. Für die von uns feſtgehaltene Naturanſchauung hingegen ſteht ihre Exiſtenz in voller und klarer Uebereinſtimmung mit allen Vorausſetzungen und Folgerungen derſelben.

(Für die Fackel.)

Jeſuiten-Lied.

Von einem Fackelleſer.

Ich armes, ſchwaches Weſen,
Vom Himmel auserleſen,
Als Jeſuitenhirt;
Ich fühle, daß die Erde,
Mit ihrer Ochſenheerde,
Von mir geleitet wird.

Wie dank' ich dir, o Schöpfer,
Daß du mich haſt zum Schröpfer,
Des Chriſtenvolk's gemacht;
Dies hätten deine Diebe,
Trotz aller Eigenliebe,
Sich nimmer mehr gedacht.

Wir ſind die rechte Knute,
Der Knüttel und die Ruthe,
Für jede Volkeshaut;
So ſehr man uns verdammte,
Hat mancher Staatsbeamte,
Doch ſchon auf uns gebaut.

Wir wiſſen ſie zu faſſen,
Und zu den Steuerkaſſen,
Lockt Keiner ſo wie wir;
Auch ſind wir für die Throne,
Die trefflichſten Spione,
Das läßt uns jeder hier.

Die groben Schweizerſchlingel,
Zerriſſen uns die Klingel,
Einſt am alten Kloſterthor;
Was thut's, wie werden wandern,
Und ſchneiden einem Andern
Sie aus dem Eſelsohr! —

Ein heilig Leben führen wir,
Ein Leben mit der Nonne,
Die frommen Seelen ſchnüren wir,
Die ganze Welt durchſpüren wir,
Und löſchen jede Sonne.

(Für die Fackel.)

Der Menſch und die Welt.

Von C. Bergmann.

Menſch! unglückliches Geſchöpf der Erde! was iſt der Zweck deines Daſeins? —

Siehe: du wirſt geboren; — du lebſt eine kurze Zeit, und dann mußt du ſterben. — Es iſt ein ſchrecklicher Gedanke für den lebensfrohen Jüngling, für die blühende Jungfrau, den Freunden der irdiſchen Welt ewig zu entſagen, und im Frühlingsalter des Lebens eine Beute des Todes zu werden; — aber der graue Weltweiſe, der erfahrene Schiffer auf dee Bühne des Erdenlebens, er zaget und zittert nicht, wenn ſeine letzte Stunde ſchlägt; — denn er kennt die Welt, die Hinfälligkeit des menſchlichen Lebens, und iſt durch Erfahrung zu dee feſten Ueberzeugung gelangt: daß alle irdiſchen Gütee der Erde eitel und vergänglich ſind.

Wenn ſein Gewiſſen ruhig iſt, und keinen Flecken auf die Ehre ſeinrs guten Namen wirft, dann eilt er lächelnd dem Grabe entgegen, und ruft freudig aus: „Tod, wo iſt dein Stachel, Hölle wo iſt dein Sieg?!“ So ruhig und zufrieden indeſſen ein rechtſchaffener Greis der ewigen Vernichtung ſeiner irdiſchen Hülle entgegen blickt, ſo kleinmüthig und verzagt erwartet ein geauer Sünder in der letzten Lebensſtunde die Zeit der Wiedervergeltung, wo es heißt: „Gehet hin vor mir, ihr Verfluchten! — Weichet alle von mir, ihr Uebelthäter!“ Zwae hat der allmächtige Schöpfer aller Dinge, keinen Teufel erſchaffen, der mit grimmiger Miene ſeine Krallen in das Fleiſch der armen Sünder ſchlägt, um ſie in ein ewiges Feuer, in eine Hölle zu ſchleppen! — aber dennoch wird ſeine Weisheit die rechten Mittel kennen, wodurch jeder Sünder nach der Größe ſeiner Verbrechen auf eine würdigere Art beſtraft werden kann. — Wie einſt Gott das Richteramt in der zukünftigen Welt führen wird, dies bleibt ein Räthſel, welches ſelbſt kein Pfaffe löſen kann; aber daß ein gütiger Schöpfer kein Tyrann ſein wird, und gewiß keine Sünde härter ſtraft, als es die Gerechtigkeit erlaubt, dies dürfen wir mit Gewißheit glauben. — Wollte Gott die Menſchen in einem ewigen Feuer peinigen, ſo müßte der Menſch urtheilen, daß der erhabene Schöpfer eine Freude daein ſuche, die Menſchen grauſam zu quälen, und

Digitized by Google

Elend auf Elend zu häufen. — Aber nein, ſo wird, ſo kann Gott nicht handeln!! — er vergilt einem Jeglichen nach ſeinen Werken, lehrt die heil. Schrift, und wird Alles wohlmachen. — Alſo nicht mit Grauſamkeit, ſondern mit ſtrenger Gerechtigkeit wird Gott einſt die armen Sünder ſtrafen. Dieſe ernſte Zeit der Buße, woran die meiſten Menſchen im Leben am wenigſten denken, kommt oft ſpät, doch immer ſicher nach. — Daher ihr Schurken, die ihr euch von der Eitelkeit der Welt verführen laßt, die zehn Gebote zu übertreten, u. euch an euren Mitmenſchen verſündiget, erinnert euch, daß Alles ſeine Zeit und ſein Ende hat, und auch an euch die Reihe kommt, wo Ihr, wenn es in dieſer Welt nicht geſchieht, in einer andern Welt für euern Lebenswandel Rechenſchaft ablegen müßt, in welcher kein Advokat zu finden iſt, der euch von der verdienten Strafe loslügen könnte. — Geld regiert die Welt! aber nicht den Welterſchaffer! der läßt ſich weder durch Geld, noch durch falſches heuchleriſches Beten, Schreien und Heulen beſtechen. — Er vollführt, was er ſich vorgeſetzt, weil er allweiſe und unveränderlich iſt. — Ewig, ewig, wird es keinem Zweifel unterliegen: daß wenn Gott der erhabene Schöpfer der Welt, alle großen Eigenſchaften eines vollkommenen Weſens beſitzt, es ferne von ihm iſt, — in der irdiſchen Welt ſo viel Böſes ungeſtraft, und ſo viel Gutes unbelohnt zu laſſen. — Ja, Gott, der Himmel und Erde, und Alles was darin iſt ſchuf, der ſorgt noch in einer künftigen Welt dafür — daß jedem Menſchen früh oder ſpät, Gerechtigkeit, und verdienter Lohn nach ſeinen Werken zu Theil wird. — Dies iſt die troſtreiche Hoffnung, der fromme Glaube tugendhafter Chriſten. Aber ach! wie wenig weiß der Menſch! — wie viele Geheimniſſe der Natur und ſeines Schickſals ſind ihm noch verborgen!! — „Bis hierher und nicht weiter!“ ruft die Stimme der menſchlichen Vernunft, wenn der Menſch auf dem Todtenbette liegend, ſeinen Geiſt von ſich haucht. — Sonderbares Schickſal des Menſchen! — Er lebt, genießt, wird alt, denkt über Zweck ſeines Daſeins nach, und ſtirbt endlich in der Hoffnung, die Auflöſung jenes wichtigen Räthſels nach ſeinem Tode zu finden. —

Erde, Erde, irdiſcher Himmel, irdiſche Hölle, wann wirſt Du aufhören eine Schöpferin ſo vieler eitler Freuden, ſo ſchrecklicher Leiden, ſo furchtbaren Elends, und mannigfaltigen Glücks zu ſein? wann wirſt Du vollkommener und beſſer werden? wann wird Dich mehr Weisheit regieren? — Doch du ſchweigſt, und mit Dir alle Pfaffen, die nicht den Wald vor lauter Bäumen ſehen. — O, ihr unwiſſenden Pfaffen, die ihr euch erſchöpft in Schilderungen über die Schönheit und Vollkommenheit der irdiſchen Welt, höret auf mit eurer Unwiſſenheit ferner die menſchliche Vernunft zu beſudeln, und der Erfahrung ächter Weltweiſen zum Hohne, dem Volke die falſche Idee einzuprägen: „daß dieſe Welt ein vollkommenes Meiſterſtück der göttlichen Schöpfung ſei. — Wäre es der Allmacht eines weiſen Gottes unmöglich eine beſſre hervorzubringen, wie die irdiſche, und die Menſchheit dürfte nie eine beſſre erwarten, dann würden gewiß manche edle tugendhafte Adamsſöhne und (unzählige) Evastöchter, mit Recht Urſache haben, das menſchliche Leben als ein Unglück zu betrachten, und den Urheber ihres Daſeins einen Verbrecher zu nennen. —

Die irdiſche Welt hat viele Roſen, aber noch unendlich viel mehr Dornen. — Gute rechtſchaffne Menſchen werden hier oft mit himmelſchreiender Ungerechtigkeit, und Grauſamkeit von Tyrannen und Schurken gemißhandelt, die in Wolluſt und Freuden trotz ihrer Laſter leben, und dennoch ungeſtraft erſt im Grabe ihr Sündenleben beſchließen. — Es iſt zu häufig der Fall, daß auf dieſer Erde die Unſchuld eine Beute des ſiegenden Laſters wird, und die ſchrecklichſten Verbrechen ungeſtraft ausgeübt werden, als daß es dem aufmerkſamen Beobachter einfallen könnte die irdiſche Welt, und beſonders unſer Erdenthal ein vollkommenes Meiſterſtück der göttlichen Schöpfung zu nennen. — Wer die Freiheit hat, dies behaupten zu wollen, der muß mit Blindheit geſchlagen ſein, und den Affenverſtand eines dummen Pfaffen im Gehirne tragen. — Dieſe irdiſche Welt iſt nur ein trügeriſches Gaukelwerk, eine ſchreckliche Schaubühne der Vergänglichkeit und Hinfälligkeit des menſchlichen Lebens. — Wie die Schlange durch die Schönheit ihrer bunten Haut, die Augen des unwiſſenden Kindes betrügt, und plötzlich ſeine furchtbaren Giftzähne mit grimmiger Wuth bereit hält, um das unſchuldige Opfer zu zerfleiſchen, ſo tauſcht die irdiſche Welt mit ihren kurzen Freuden alle Menſchen die ſich ihren Genüſſen und Ergötzungen zu leichtſinnig hingeben!!! —

Die Gründe und Beweiſe dafür lehrt die tägliche Erfahrung. —

Ueber das Trauern um die Verſtorbenen.

Von Lucian.

Es dürfte der Mühe nicht unwerth ſein, das Benehmen der Leute von gewöhnlichem Schlage, wenn ſie über Verſtorbene trauern, ſo wie die vermeintlichen Troſtgründe etwas näher zu betrachten, womit man Dieſelben aufzurichten bemüht iſt. Sie glauben nämlich, durch einen Todesfall ſei ſowohl ihnen, den Leidtragenden ſelbſt, als auch Denen, um welche ſie trauern, ein nicht zu ertragendes Unglück widerfahren; und ohne auch nur im Mindeſten darüber im Klaren zu ſein, ob denn die Sache wirklich ſo ſchlimm und traurig, oder ob nicht im Gegentheile der Tod für Die, welchen er zuſtößt, etwas Erfreuliches und Vortheilhaftes ſei, ſtellen

Digitized by Google

ſie ihre Trauer an, dem Herkommen und der allgemeinen Sitte zu lieb. Ehe ich übrigens die Art dieſer Trauer näher beſchreibe, will ich die Vorſtellungen angeben, welche ſich dieſe Leute von dem Tode machen; aus denſelben wird ſich ihr unnützes Thun leicht erklären laſſen.

Der große Hauſe, Idioten von den Philoſophen genannt, folgt in ſolchen Dingen unbedingt dem Homer, Heſiod und den übrigen Schöpfern der Fabel, und hält ihre Dichtungen für ſeine Glaubensrichtſchnur. Er glaubt ſonach an einen tief unter der Erde befindlichen, großen und weiten Raum, Hades genannt: kein Sonnenſtrahl dringt in dieſe Finſterniß, und doch ſoll er, ich weiß nicht wie, hell genug ſein, um Alles, was darin iſt, deutlich unterſcheiden zu können. Beherrſcher dieſer Kluft iſt Jupiters Bruder, Pluto, welcher (wie mich ein Gewiſſer, der in der Kenntniß jener Dinge ſtark iſt, belehrt hat) mit dieſem Namen deswegen beehrt worden, weil er an Todten reich ſei (plutein). Pluto gab nun ſeinem Reiche und dem Leben in der Unterwelt folgende Einrichtung. Nachdem das Loos ihm die Herrſchaft über die Abgeſchiedenen zugewieſen hatte, bemächtigte er ſich derſelben feſſelte ſie mit unauflöslichen Banden, und geſtattete Keinem unter keinerlei Umſtänden die Rückkehr nach Oben; und davon hat er, in dieſer ganzen langen Zeit, nur bei ganz Wenigen, und nur um der allerwichtigſten Urſachen willen, eine Ausnahme gemacht.

Sein Gebiet iſt rings von gewaltigen, und ſchon wegen ihrer bloßen Namen ſchauerlichen Flüſſen umſtrömt. Sie heißen der Cocytus (Strom des Heulens), der Pyriphlegethon (Flammenſtrom) und dergleichen. Vorn liegt der Acheruſiſche See, der die Herankommenden zuerſt empfängt, über welchen übrigens ohne des Fährmanns Hülfe ſchlechterdings nicht zu kommen iſt. Denn er iſt zu tief, um hindurch zu waten, und zu breit, um hinüber zu ſchwimmen. Ja, nicht einmal die geſtorbenen Vögel ſind im Stande, über denſelben zu fliegen.

An der diamantnen Pforte des Eingangs ſteht der mit Wache beauftragte Bruderſohn des Todtenkönigs, Aeacus, und neben ihm ein dreiköpfiger, beiſſiger Hund, der zwar die Hereinkommenden friedfertig und freundlich anblickt, aber bellt und die Zähne fletſcht, wenn man zu entwiſchen ſucht.

Das Erſte nun, was die Ankömmlinge nach vollendeter Ueberfahrt empfängt, iſt ein weiter, mit Asphodelos bewachſener Anger, und die Lethe, eine Quelle, deren, das Gedächtniß zerſtörendes, Waſſer ſie trinken. So erzählten wenigſtens in alten Zeiten die Wenigen, welche wieder heraufkamen, Alceſte und Proteſilaus aus Theſſalien, Theſeus, des Aegeus Sohn, und Homers Ulyſſes, unſtreitig lauter angeſehene und glaubwürdige Zeugen, die übrigens von jener Quelle nicht getrunken haben müſſen; denn wie hätten ſie ſonſt Alles ſo gut behalten können?

Pluto und Proſerpina alſo ſind nach dieſen Berichten die höchſten Gewalthaber über das ganze Todtenreich. In Ausrichtung ihrer Regierungs-Geſchäfte werden ſie durch eine Menge von Dienern unterſtützt, den Furien, den Straſen, den Schrecken und von Merkur, welcher Letztere jedoch nicht jederzeit zugezogen iſt.

Das Richteramt üben die beiden Statthalter und Satrapen Pluto's, die Kreter Minos und Rhadamanthys, Söhne des Jupiter. Dieſe ſchicken die Guten und Rechtſchaffenen, die ein tugendhaftes Leben geführt haben, ſobald eine ziemliche Anzahl derſelben beiſammen iſt, gleichſam als eine Kolonie in das elyſiſche Gefilde, um dort das ſeligſte Leben zu führen.

Sobald ihnen aber ein Schlimmer in die Hände fällt, der wird ſogleich den Furien übergeben und an den Ort der Gottloſen abgeführt, wo Jeder nach dem Grade ſeiner Sündhaftigkeit geſtraft wird. Dort giebt es denn keine Gattung von Pein, die ſie nicht erdulden müßten; ſie werden gefoltert, gebraten, von Geyern zerfleiſcht, auf einem Rade getrillt, und müſſen Felsſtücke bergan wälzen. Tantalus ſteht lechzend dicht an einem See, und befindet ſich, der Unglückſelige, dennoch in beſtändiger Gefahr, vor Durſt zu verſchmacht'n.

Diejenigen, deren Leben die Mitte zwiſchen gut und böſe hielt, und deren Anzahl ſehr groß iſt, werden zu körperloſen Schatten, die unter den Händen wie Rauch verſchwinden, und wandeln ſo auf dem Anger umher. Ihre Nahrung ſind die Libationen und Opfer, die wir auf ihren Gräbern darbringen: und wenn Einer keinen Verwandten oder Freund auf der Erde zurückgelaſſen hat, ſo iſt ein Solcher allezeit ein hungriger Bürger dieſes Todtenreichs.

Dieſe Vorſtellungen ſind es, welche bei den Leuten allgemein im Umlauf ſind. Wenn daher einer ihrer Angehörigen geſtorben iſt, ſo ſind ſie ſogleich mit einem Obolus bei der Hand, den ſie ihm in den Mund ſtecken, damit er dem Fährmann die Ueberfahrt bezahlen könne. Welches Geld der dort unten curſire, ob der Attiſche, der Macedoniſche, oder der Aeginetiſche Obolus, darnach fragt man nicht: eben ſo wenig bedenkt man, daß es viel klüger wäre, gar kein Fährgeld bei ſich zu haben; denn ſo würde der Todte, wenn der Fährmann ihn nicht einnähme, zurückgeſchickt und könnte wieder in's Leben heraufkommen.

Sobald wird der Leichnam gewaſchen, als ob der See dort unten nicht groß genug wäre, um ſich darin zu baden: und nachdem ſie ihn (weil ſich ein übler Geruch einzuſtellen anfängt) mit den köſtlichſten Oelen geſalbt, bekränzen ſie ihn mit Blumen, wie ſie die Jahreszeit giebt, legen ihm die beſten Kleider an (verſteht ſich damit er unterwegs nicht erfriere und dem Cerberus nicht nackt unter die Augen komme); und ſo wird er denn ausgeſtellt.

Jetzt geht das Geheul und Geſchrei der Weiber an: Alles weint und zerſchlägt ſich die Bruſt, zerrauſt ſich das Haar, kratzt ſich die Wangen blutig: hie und da zerreißt man ſich auch das Kleid, und ſtreut ſich Staub auf den Kopf: kurz die Lebenden machen eine weit bejammernswür-

digere Figur, als der Todte. Denn während Jene ſich nicht ſelten auf der Erde wälzen, und die Köpfe an den Fußboden anſchlagen, liegt Dieſer auf's Prächtigſte geputzt, und mit Verſchwendung bekränzt, auf einem hohen Prunkgeſtell.

Stellen wir uns nun vor, um das Schauſpiel effektvoller zu machen, ein wohlgebildeter Jüngling liege auf dem Trauergerüſte, ſo tritt die Mutter odee der Vater aus dem Haufen der Anverwandten hervoe, wirſt ſich über den Leichnam, und ſagt ihm allerlei abgeſchmacktes und unnützes Zeug vor, auf welches der Todte ſelbſt wohl am beſten würde antworten können, wenn er nur Sprache hätte. Da ſagt z. B. der Vatee in weinerlichem Tone, und jedes einzelne Wort in die Länge ziehend: „O du mein geliebteſtes Kind, ſo biſt du denn von hinnen geſchieden, biſt vor der Zeit hingerafft worden, und haſt mich Unglückſeligen allein zurückgelaſſen, noch ehe du ein Weib genommen und Kinder gezeugt, ehe du Kriegsdienſte gethan, ein Landgut bewirthſchaftet, und ein höheres Alter erreicht haſt! Ach, mein Sohn! So ſollſt du alſo keinen luſtigen Abend mehr haben, nicht mehr die Freuden der Liebe genießen, nicht mehr im Kreiſe deiner Kameraden ein Räuſchchen trinken!"

Dies und Aehnliches ruft er ihm zu, wähnend, ſein Sohn bedürfe dergleichen auch nach dem Tode noch und vermiſſe es, da er es nicht mehe haben könne, mit Sehnſucht. Doch was ſage ich? Haben nicht Viele ſogar die Pferde, die Beiſchläferinnen, ja die Mundſchenken ihrer Todten abgeſchlachtet, und ihre Kleider und den übrigen Schmuck mit verbraunt oder begraben, als ob ſie alles Dieſes dort unten noch gebrauchen und genießen könnten?

Uebrigens iſt es offenbar, daß der Alte, der ſo jammert, wie wie eben gehöet haben, ſeine Tragödie nicht um des Sohnes willen anſtimmte; denn er weiß wohl, daß der ihn nicht hört, und wenn er ärger, als Stentor, ſchriee: aber auch um ſeiner ſelbſt willen nicht; es wäre ja hinlänglich, ſo Etwas bei ſich ſelbſt zu denken; denn kein Menſch braucht ſich ſelbſt anzuſchreien. Alſo bleibt nichts übrig, als daß er wegen der Anweſenden dieſe Faſeleien von ſich giebt, die um ſo alberner ſind, da er nicht weiß, was eigentlich ſeinem Sohn widerfahren, und wohin er gegangen iſt. Noch weniger hat er darüber nachgedacht, ob denn dieſes gegenwärtige Leben wirklich ſo beſchaffen ſei, daß es der Mühe werth wäre, übee den Ausgang aus demſelben, als über ein großes Unglück, ſich zu betrüben.

Laſſen wir einmal dieſen Sohn bei Aeacus und Pluto die Eelaubniß auswirken, ein wenig aus der Mündung des Todtenreichs hervorgucken, und den unnützen Klagen ſeines Vaters ein Ende machen zu dürfen, ſo wird er ihm vermuthlich ſagen: „Was ſchreiſt du ſo, armee Menſch? Was ſtörſt du meine Ruhe? Laß ab, das Haar dir auszuraufen, und das Geſicht dir blutig zu kratzen. Warum ſchiltſt du mich unglücklich und beklagenswerth, da ich doch weit beſſer daran bin, und weit glücklicher mich fühle als du? Was glaubſt du denn, daß mir Schlimmes widerfahren ſei? Etwa das, daß ich nicht geworden bin, was du biſt, ein alter, runzlichter, gebückter Kahlkopf mit ſchlotternden Knieen, der durch eine lange Reihe von Olympiaden ſich geſchleppt, um am Ende vor ſo vielen Jungen zum Narren zu werden? O Schwachkopf, was glaubſt du denn Gutes am Leben zu haben, deſſen ich nun verluſtig wäre? Oder nennſt du mir vielleicht eure Trinkgelage und Schmauſereien, eure Kleiderpracht und die Freuden der Liebe, und befürchteſt etwa, das Entbehren dieſer Dinge werde ich nicht ertragen können? Fällt dir denn nicht ein, daß nicht Dürſten ungleich beſſee iſt als Trinken, nicht Hungern beſſer als Eſſen, nicht Frieren angenehmer, als noch ſo reich an Kleidern ſein?"

„Nun denn, weil du mir das nicht zu wiſſen ſcheinſt, ſo will ich dich lehren, wie du mich bejammern ſollſt. Fange nur immer von vorn an: „„O mein armes Kind, ſo hat es alſo ein Ende, dein Hungern, dein Dürſten, dein Frieren! Du verläſſeſt mich, Unſeliger, um für immer allen Krankheiten zu entgehen, und vor Feinden und Tyrannen ſicher zu ſein! Nun ſoll die Liebe dir keinen Verdruß mehr machen, ihre Genüſſe dich nicht mehe entkräften und nöthigen, des Tages zwei bis dreimal dich anzufüllen! Und ach, welches Unglück! nicht einmal die Freude ſollſt du haben, im hohen Altee den Jungen zur Laſt zu fallen und von ihnen verachtet zu werden!""

„Wie, mein Vater, meinſt du nicht, es wäre viel richtiger und luſtiger zugleich wenn du ſo ſprächeſt? Doch vielleicht iſt es die Vorſtellung unſerer dichten Nacht und Finſterniß, was dich ängſtigt; du beſorgſt etwa, ich möchte erſticken in dem engen Verſchluſſe meines Grabmahls? Dagegen gebe ich dir zu bedenken, daß ich, wenn meine Augen verfault, oder, falls es euch gefallen, mich zu verbrennen, verbrannt ſein werden, Licht und Finſterniß ſchwerlich zu unteeſcheiden im Stande ſein werde."

„Und nun vollends, was ſoll mir das Geheul helfen, das Schlagen auf die Beuſt untee Flötentönen, und das unangemeſſene Klagegeſchrei der Weiber? Was der bekränzte Stein auf meinem Grabe? Was glaubt ihr mit dem Weine zu bewirken, womit ihr es begießt? Denkt ihe etwa, er träufle hinab bis zu uns in unſer Todtenreich? Und was eure Todtenopfee betrifft, ſeht ihr denn nicht, daß das Beſte davon durch den Rauch entführt wird, und aufwärts in die Lüfte ſteigt, ohne uns hier unten zu Gute zu kommen? denn was übrig bleibt, iſt unnützer Staub; ihe müßtet denn nue glauben, daß wir Aſche eſſen. Pluto's Reich iſt nicht ſo unfruchtbae und öde, und der Asphodil noch nicht ſo rar bei uns, daß wie nöthig hätten, unſere Lebensmittel von euch zu holen. Kurz, euer Thun und Schwatzen iſt von der Art, daß ich, ſo wahr Tiſiphoe lebt, Luſt hätte, laut aufzulachen, wenn mich nicht die Linnentücher und wollenen Binden daran hinderten, womit ihr mie die Kinnbacken zuſammengeſchnürt habt."

Als er dieſes geredet, umhüllte der endende Tod ihn.

Nun frage ich wenn einmal ein Todter wieder zu ſich

Digitized by Google

käme, ſich aufrichtete und mit obigen Worten zu uns ſpräche, würden wir ihm nicht Recht geben müſſen? Deſſen ungeachtet erheben die Thoren ein Jammergeſchrei, und laſſen ſogar noch einen Menſchen kommen, der vom Lamentiren Profeſſion macht, und eine Menge alter, kläglicher Hiſtorien geſammelt hat. Dieſer muß als Vorheuler zu der ganzen närriſchen Scene behülflich ſein; und in dem Tone, den er angeſtimmt, ſchreit Alles Ach und Weh hinter drein.

Dieſer ungereimte Brauch der Wehklage iſt bei allen Völkern derſelbe; in der Art der Beſtattung hingegen weichen ſie ſehr von einander ab: der Grieche verbrennt ſeine Todten, der Perſer begräbt ſie, der Indier umgiebt ſie mit einem durchſichtigen Guſſe, der Scythe frißt ſie auf, und der Aegyptier balſamirt ſie ein. Dieſer Letztere (ich ſpreche als Augenzeuge) ſetzt die ausgetrocknete Leiche als Gaſt zu ſeinen Mahlzeiten und Trinkgelagen; und oft ſchon hat der Vater oder Bruder eines Aegyptiers, wenn dieſer Geld brauchte, zum Fauſtpfande werden müſſen, und ihm ſo aus der Noth geholfen.

Die Grabhügel aber, Pyramiden, Denkſäulen und Inſchriften, die ja doch nur kurze Zeit über dauern, was ſind ſie mehr als ein unnützes Kinderſpiel?

Nicht ſelten ſtellt man Kampfſpiele zur Ehre der Verſtorbenen an, oder hält Lobreden auf ihren Gräbern, als ob man vor den Richtern der Unterwelt die Sache des Todten zu führen hätte, oder zu ſeinen Gunſten ein Zeugniß ablegen müßte.

Den Beſchluß des Ganzen macht das Leichenmahl. Alle Anverwandten ſind zugegen, tröſten die Eltern des Verſtorbenen, nöthigen ſie, etwas zu ſich zu nehmen, als ob es da viel Nöthigens brauchte bei Leuten, die ein dreitägiges Hungern ganz ausgemergelt hat. Jetzt heißt es: „Wie lange wollen wir noch jammern und wehklagen? Laß ſie ruhen, die Manen des Seligen. Und wenn du ja unaufhörlich weinen willſt, nun ſo darfſt du eben deswegen der Nahrung dich nicht länger enthalten, um der Macht deines Schmerzens nicht zu unterliegen." Und nun tönen aus Aller Mund die bekannten Homeriſchen Verſe:

Denn auch Niobe ſelbſt, die lockige, dachte der Nahrung.

Und

Nicht mit dem Bauch ja müſſen die Danaer Todte betrauern.

Endlich langen die Leidtragenden zu, aber anfänglich noch verſchämt und ſchüchtern, als möchte man ſie darum anſehen, daß ſie nach dem Tode ihrer Liebſten noch menſchlichen Bedürfniſſen gehorchen.

Dieſe und manche andere, noch lächerlichere Thorheiten bieten ſich uns bei Beobachtung der Trauergebräuche dar, Thorheiten, die ſämmtlich aus dem Wahne entſpringen, als ob der Tod das größte aller Uebel ſei.

(Für die Fackel.)

Kirchliches Wechſelgeſchäft.

Von M. Braun.

Handelsleute, wie die Andern,
Seid Ihr Pfaffen all' zuſammen,
Schachert mit des Himmels Freuden,
Schachert mit der Hölle Flammen;
Lebet flott von den Prozenten,
Die das Fegefeuer bringt,
Und aus reichen Teſtamenten,
Euch die gold'ne Quelle ſpringt.

Euer Handel iſt ein guter,
Laßt Euch Geld für Wechſel geben,
Die, erſt zahlbar nach dem Tode,
Lauten für ein andres Leben,
Doch wie, wenn das Haus da droben,
Eure Noten proteſtirt?
Wie wenn Jehovah's Compagnie,
Eines Morgens einſt fallirt.

Wer wird dann die Wechſel zahlen —
Wer befriedigt all' die Weſen,
Die betragen zu Euch ſtürmen,
Ihre Scheine einzulöſen?
O, dann müßt Ihr ſelber zahlen,
Hypothek' ſind Eure Hallen,
Hypothek' ſind Eure Wänſte,
Sind dem Bluttermin verfallen.

Die Geſchichte.

Von F. Schmidt.

Nie und niegends in der Natur, in der Welt herrſcht Ruhe, Stillſtand. Die Welt ſelber iſt ewiges Werden und Wirken, Geſtalten und Umgeſtalten. — Jegliches Ding, das du gewordenen nennſt, iſt gleichwohl nichts weiter, als ein ſichtbarer Ausdruck, eine jeweilige Form, in welcher der Stoff zur Erſcheinung tritt, eine Welle im raſtlos rinnenden Strome des natürlichen Lebens. — Nichts von allem Gewordenen beharrt auch nur Einen Augenblick ganz ſo, wie es iſt, ſondern — entſtehend, vergehend — ändert es ſich unaufhörlich, ob auch dein Auge die Veränderung nicht wahrnimmt.

Digitized by Google

Doch in all dieſer beſtändig wechſelnden Lebensfluth nimmſt du die ſtete Wiederkehr wahr derſelben Gebilde, der nämlichen Formen des Lebens. — Der Saame iſt neu, den du ſtreuſt, und dennoch ziehſt du aus ihm eine Blume, eine Frucht, die in ihrer Erſcheinung, in all ihren Lebensformen vollkommen jener gleicht, die dir den Saamen gegeben. — Die Biene baut ihre Zellen, beeeitet Honig und Wachs, verhält ſich zu Weiſel und Drohnen heute noch gerade ſo, wie ſie gethan, ſo lange es Bienen gegeben; es erneuert zwar die Brut ſich beſtändig, abee jede neue Brut treibt es in gleichee Weiſe.

Du ſiehſt: in der bewußtloſen Natur bleiben die Verhältniſſe und Foemen, in denen das einzelne Gebilde ſich ausübt, immer dieſelbe. Wie die Gattung einmal geworden, ſo bleibt ſie, bis ſie vergeht, und das Leben der einzelnen Glieder der Gattung bildet immer den nämlichen Kreislauf.

In der ganzen Natur, ſoweit wir ſie kennen, giebt es Eine Gattung nur von Geſchöpfen, deren Lebens- und Erſcheinungs-Formen im Verlauf der Zeiten beſtändig ſich ändern; es iſt die Gattung der mit Bewußtſein begabten Geſchöpfe, die Menſchheit.

Wie unendlich verſchieden iſt die Art des menſchlichen Lebens in verſchiedenen Zeiten!

Was die Menſchen einſt heilig gehalten und angebetet, das wird einem neuen Geſchlecht nutzloſer Tand, Gegenſtand bloßer Erinneenng.

Gedanken, Ahnungen, welche die Menſchen einſt gefürchtet, gemieden, verflucht, — begeiſtern ein neues Geſchlecht und werden verwirklicht.

Woran heute noch der Gedanke des Menſchen nicht reicht, das iſt in Jahrhunderten wieder zur Lebensgewohnheit geworden.

In ſolchem Sinne hat nur die Menſchheit eine Geſchichte.

Wohl dem, der es vermag, das geſchichtliche Leben der Menſchheit zu erkennen nicht allein nach den äußerlichen Erſcheinungen und Thatſachen, ſondern auch nach den heiligen Geſetzen der Menſchennatur, die dieſen Thatſachen zu Grunde liegen, und in ihnen zu Tage treten!

Thoren ſind es, die meinen, die ganze Geſchichte des Menſchengeſchlechtes ſei nichts, als ein zufälliger Wechſel der Sitten und Gebräuche — Thoren! denn wo, im ganzen Bereich des natürlichen Seins, wo herrſcht denn der Zufall? Wo giebt's eine Erſcheinung, giebt's ein Werden, das nicht mit Nothwendigkeit ſich ergiebt aus dem Verhältniß der Dinge zu einander, und aus den eigenen innern Lebensgeſetzen der Dinge? — Iſt doch das, was aus dem Saatkorn erwächst, nicht zufällig dieſe oder jene, ſondern nothwendig die ganz beſtimmte Pflanze ſeiner Gattung.

Eingeboener Trieb, inneres Geſetz des Menſchen aber iſt es — zu erkennen, zu ſchaffen, zu genießen. Und folgend dem Drang der Natur geſtaltet der Menſch — jenen Trieben gemäß — die äußeren Formen des Lebens, ſucht in ihnen Lebensbefriedigung, ändert, zerbricht und geſtaltet ſie neu, wenn ſie, ſeinem Bedürfniſſe zuwider, ihm keine Befriedigung bieten. — Der Menſch, die Menſchennatur iſt das Erſte, das Schaffende, das Bedingende; die Lebensform iſt das Letzte, Gemachte, Bedingte. —

Immer tiefer dringt der Menſch ein in die Erkenntniß der Natur und ihrer Geſetze; und was er einſt in abergläubiger Furcht als „übernatürlich“ betrachtet, das wird ihm allmählig bekannt und vertraut als Urſache und Wirkung natürlicher Kräfte. — Je höher die menſchliche Einſicht wächst, deſto mehr unterwirft ſich der Menſch die Rieſenkräfte der Natur und macht ſie ſich dienſtbar, daß ſie ſchaffen für ihn, die Güter des Lebens in's Unendliche vermehren, das menſchliche Daſein verſchönen und ſeinen Genuß erhöhen. — Es blickt der Menſch zurück — Jahrtauſende zurück in das Leben des eigenen Geſchlechts. Wie die Menſchen damals gedacht, damals gelebt, was ſie erkannt, und worin ſie geirrt: das fragt und erforſcht er, ſichtet, was die vergangenen Geſchlechter geſäet im Garten der Menſchheit, und vertilgt, ob ſie auch Jahrtauſende fortgewuchert, die tiefſten Wurzeln des Irrthums: — um immer reichere Früchte der Wahrheit zu ernten.

Und hat die Menſchheit ſich durchgerungen zu einer richtigeren, dee Wahrheit näher gelegenen Anſchauung der Dinge, des Univeeſums, dann erſcheint ihr das eigene menſchliche Leben in verändertem Licht, in neuer Bedeutung; — tauſend neue Bedürfniſſe erfaſſen das menſchliche Fühlen und Sehnen; — es geſtaltet ſich neu das ganze unendliche Reich der Gedanken; — was ſonſt dem Menſchen herrlich, erhaben geſchienen, es ſinkt zur Werthloſigkeit herab, und was er vorher verachtet, das bemächtigt ſich ſeines Herzens, — Der Menſch iſt anders geweſen! — Und ob die Formen und Einrichtungen ſeines geſellſchaftlichen Lebens ihm Jahrhunderte lang genügt, ob ſie Jahrtauſende lang gedauert: — nun ſind ſie zu eng und zu arm geworden für die Fülle des neu Erſchaffenen, für den Reichthum des neu Erkannten; — ſie laſten erdrückend auf jeglichem Lebenskreiſe der Menſchheit; ſie zu erweitern, ſie zu erneuern drängen die Einen, ſie zu erhalten ſtreben die Andern, ſie noch mehr zu verengen trachten gar Viele. — Vergeblich! — Menſchliche Willkür iſt vollendete Ohnmacht gegenüber der Allmacht natürlicher Ordnung! — Und ſo wenig die Scholle die Macht beſitzt, den Halm untee dem Boden zu halten, wenn einmal ſein Streben begonnen nach Luft und nach Licht: ſo wenig vermögt ihr's, die Völker zu bannen in den Banden, aus denen heraus ſie ſtreben! — Und ſo gewiß die Völker dereinſt — nach neuer, beſſerer Erkenntniß der Wahrheit und reicherer Entfaltung der Menſchennatur — ſo gewiß ſie dann die Formen wieder zerbrechen, nach denen heut ſie verlangen: ſo ſicher ſchaffen ſie ihrem Verlangen Befriedigung.

Du fragſt: ob ſolch ewiges Ringen und Streben menſchliches Glück nicht zerſtöre, ob nicht in Ruhe und Stillſtand

Digitized by Google

allein das Leben der Menſchen Befriedigung fände? — Wohl, im geſchichtloſen Einerlei liegt der Genuß des thieriſchen Lebens; da wandelt Geſchlecht auf Geſchlecht die nämlichen Kreiſe und Geleiſe. — Der Menſch wird aber zum Menſchen und findet menſchliches Glück darin allein, daß er dem Drange folgt der eigenen Menſchennatur. Im Erſtreben, Erſchaffen, Genießen immer neuer, höherer Erkenntniß und Freiheit, darin allein beruht die Lebensbefriedigung, das Glück der Menſchen.

Schmerzlos freilich und ohne Kampf erfolgt nirgends im Reich der Natur ein Werden, eine Entwicklung. Die lange Reihe von Schmerzen, Aengſten und Kämpfen, in denen das Kind zum Daſein erwacht und zum Manne reift, — zugleich aber auch der volle Genuß des Lebens, den kindlichen Sinn, jugendliche Begeiſterung, männliche Kraft finden und ernten: das iſt das Spiegelbild vom Lebenslaufe des ganzen Geſchlechts, vom Lauf der Geſchichte der Menſchheit. — Unter Kämpfen und Schmerzen erfolgt die Befreiung aus veralteten Formen, die neue Geſtaltung des Lebens, die Erlöſung der Völker.

Und wie gewaltig der Widerſtand, wie heiß der Kampf: nimmer kann der endliche Sieg zweifelhaft ſein; denn unverſiegbar rinnt die Quelle begeiſterter Kraft im Herzen derer, die für die Natur und ihre heilige Ordnung kämpfen. — Blick' hin auf die lange Reihe der Märtyrer, über deren Leichen hinweg die Völker bis hieher gelangt! — Ob ſie den Giftbecher tranken, ob ſie am Kreuze ſtarben, ob der Scheiterhaufen ſie verzehrt, ob das Schaffot ihr Blut getrunken — wie immer ſie geopfert wurden: preiſe ſie glücklich ob ihres begeiſterten Strebens und Sterbens!

Aber Wehe jener tiefen Verworfenheit, die aus Selbſtſucht, aus Herrſchſucht die Geſchichte zwingt, auf all ihren Wegen Blut abzuſetzen und Leichen! — Weh den entmenſchten Gemüthern, die auch um Eine Stunde nur dies ſchmerzvolle Ringen der Menſchheit verlängern! — Weh den Verblendeten, die den Völkern hemmend entgegen ſich ſtellen auf den Bahnen des geſchichtlichen Lebens! — Rottet das Menſchengeſchlecht aus, vertilgt den letzten der Menſchen: dann — nur dann — iſt die Geſchichte zu Ende.

Leben und Denken, Sein und Erkennen ſind innigſt verbunden, und jede Veränderung, jede Verjüngung des Einen hat zur unausbleiblichen Folge die Umgeſtaltung des Andern. — Vor dem Aug' des erkennenden Geiſtes zerſtob das heitere Gewühl der olympiſchen Götter, es ſchwanden die Wolken, auf denen Jupiter thronte, in der nämlichen Zeit, als das heitere Leben der Griechen erloſch, das mächtige Rom fiel und — die Feſſeln griechiſcher, römiſcher Sklaven zerbrachen. — Es unterwältigte der Gedanke des Menſchen den finſtern Gott des Mittelalters, den Zwingherrn in ſeiner Himmelsburg, und mit ihm ſanken die irdiſchen Burgen, dem offenen Raub entriß die Herrſchaft — die betriebſame Arbeit — es ſchwanden die Feſſeln der Leibeigenſchaft. Deutlich und immer deutlicher erfaßt das menſchliche Erkennen die natürliche Gotteskraft, die allbeſeligend waltet und lebt in jeglichem Werden und Sein; — und laut und lauter vernimmſt du den Ruf, ſtark und ſtärker fühlſt du den Drang nach Freiheit, Verbrüderung unter Menſchen und Völkern.

Aufklärung des Geiſtes, Unterwerfung der Materie, Vermehrung der geſellſchaftlichen Güter, Verallgemeinerung ihres Genuſſes: das ſind die Aufgaben, an deren Löſung die Menſchheit arbeitet raſtlos und von Anbeginn. Die Geſchichte iſt dieſe Arbeit und jegliches Zeitalter erzählt von den Siegen der Menſchheit; denn ſo will es die natürliche Ordnung, jene Ordnung der Natur, die alle Gewalten überdauert und überwindet, alle Gewalten — der Könige und der Götter!

Teufel und Hölle, Engel und Himmel.

Von J. Weber

Man wußte ſich das Böſe in der Welt, das im Grunde zum Guten in eben dieſer Welt führt, nicht anders zu erklären, als daß man das Uebel perſonificirte — den Typhon, Satanas und Diabolus (Verſucher) und den Teufel erfand, und ſo glaubte man den anſcheinenden Widerſpruch mit der Gottheit vollkommen gereimt. Er iſt ein uraltes chaldäiſches Produkt, das von da zu den Hebräern und Chriſten gekommen, zu deſſen komiſchem Bilde wahrſcheinlich die Satyrn, Faunen und großen Affen der Wüſte geſeſſen haben, wenigſtens läßt St. Hieronymus einen ſolchen Satyr mit einem Einſiedler der Thebais förmlich dialogiren, St. Auguſtin predigte in Aethiopien Acephalen, oder Menſchen ohne Köpfe (was ja noch heute geſchieht), und St. Tertullian verſichert gar eine — Seele geſehen zu haben. Wenn die ſchwarzgalligten Väter und Einſiedler der Wüſte in den Affen Teufel ſahen, ſo iſt es nicht wunderbarer, als daß Don Quixote Wirthshäuſer für Schlöſſer anſah, und Windmühlen für Rieſen. Bergleute nennen in ihrer Bergſprache die Tiefe: Teufe, Erbteufel, Erzteufe, ob unſer deutſches Wort Teufel nicht daher kommt, da wir ihn nur in der Tiefe oder Hölle ſuchen, wie Gott in der Höhe oder im Himmel?

Schon das ſchöne griechiſche Wort Eudaemonia [Glückſeligkeit] beweiſet, daß der Aberglaube Dämonen überall ſah — böſe und gute: die ſlaviſchen Völker nennen das gute Weſen Belibog den weißen, das böſe aber Tschernobog den ſchwarzen Gott, und die Kirchenväter und SS. Theologi bildeten die Lehre vom Teufel, ſeinen Werken und Weſen nach und nach ſo aus, daß Millionen Menſchen das Leben

dadurch verbittert wurde, wie der Anatome Haller es einem kranken Göttinger Bürger verbitterte: er ging zu dem Todtkranken in ſeinem Pelz, und fragte ganz profeſſormäßig: „Was muß ich Ihm geben, wenn ich Ihn kriege?“ Der arme Kranke heulte und betete aus Angſt, denn er ſah im pelzigten Haller den leibhaften Teufel. Unſer Teufel iſt ein Hebräer, folglich auch ſeine Mutterſprache Hebräiſch, und kein Wunder der Abſcheu vieler Menſchen vor allem was hebräiſch iſt, wenn es auch deutſch ſpricht. Die heilige Thereſe definirt den Teufel recht ſchön — ein Unglücklicher, der nicht weiß, was lieben heißt.

Seitdem lag nun die Gottheit und der Teufel mit einander in ewigem Kriege, ſie ſchloſſen förmliche Verträge, wie Molieres Aerzte: Erlaßt mir das Brechmittel, ich erlaſſe euch den Aderlaß, und der Miſſionär Charlevoix geſteht ſehr naiv auf die noch naivere Frage eines Wilden: „Aber warum ſchlägt der gute Gott den böſen Teufel nicht todt?“ keine Antwort in ſeinem Katechismus gefunden zu haben. Der Mönch Charlevoix ſcheint mir ſanfter bei dieſer Frage geblieben zu ſein, als mein proteſtantiſcher Katechismuslehrer: dieſer ſtampfte bei meinen Einwürfen gegen den Teufel mit ſeinem Kamaſchenfuße die Erde, ſchüttelte ſeine Wolkenperrücke wie Jupiter ſeine Augenbrauen, und nannte mich ein Teufelskind, das er nicht confirmirt haben wollte (etymologiſch war dem auch ſo.) Manche Gefallene, unſchuldiger oft als die aus ihren Kirchſtühlen auf die Arme unter der Kanzel gafften (zwei ſehe ich noch in Ohnmacht liegen), verdankt ihm ihr proteſtantiſches Auto de fe, das dem leibhaften Paſtor Götze meines Vaterländchens der ſüßeſte Geruch war.

Der berüchtigte Mönch Dunſtan an König Edmunds Hofe faßte einſt mit glühender Zange den Teufel bei der Naſe, ſo daß ſein Gebrülle die ganze Gegend erfüllte; weit beſſer aber faßte ihn der holländiſche Prediger Becker in ſeiner bezauberten Welt, der einen Hauptbeweis von der Nichtexiſtenz des Teufels darin fand, daß er ihn ſein langweiliges Buch ſo ruhig habe ſchreiben laſſen, die hochwürdigen Amtsbrüder aber waren weniger ruhig, und brachten ihn um ſein Amt, wie er ſie um ihren Amtsknecht bringen wollte. Das Reich des Teufels mußte fortdauern; wer keinen Gott glaubte, fuhr zum Teufel, wer keinen Teufel glaubte, fuhr auch zum Teufel, Alles, was nicht getauft war, fuhr zum Teufel, ſelbſt unſchuldige Kinder, die kleinen Himmelserben, hätten Teufelsbrätchen werden müſſen, wäre es dem Chryſologus nicht eingefallen, was ihm in dieſen Teufelszeilen Ehre macht, den Limbus zu erfinden, wo zwar die Unſchuldigen für die Näſcherei der erſten Eltern auch büßen mußten, jedoch ohne Schmerzen.

Jedes Laſter hatte damals ſeinen eigenen vorſitzenden Teufel — es gab Zank-, Sauf-, Hof-, Geſinde-, Bau-, Huren-, Hoſen-, Eheteufel und Mittagsteufel, der nicht Freßteufel, ſondern in der Bibel der heiße Südwind iſt. Das ſeltene Theatrum diabolicum Ffrt. 1575 fol. faßt 24 Teufel in ſcheußlicheren Figuren, als Chodowiecky ſolche hätte darſtellen können, und die Biographien voll groben Witzes und barſchen Tons meiſt von Dorfpfarrern geſchrieben, ſind nicht Schlichtegrolliſch, daher die Geſchichte des Teufels aus dem Engl. Frfrt. 1733. 8. beſſer iſt, obgleich der abenteuerliche Gegenſtand, den Milton u. Klopſtock auch noch poetiſch heiligten, noch heute die Feder eines Mannes von Geiſt und Witz wohl verdiente. Der Eheteufel ſpielt die Hauptrolle, bald plagt er Unverheirathete, indem er ihnen die Freuden der Ehe ſo ſüß vorſtellt, wie Herzkirſchen, bald macht er Verehlichten ihren Bund ſo ſauer als Eſſig. Jeder Mohr konnte in dieſen Zeiten die Rolle eines Teufels ſpielen, nach dem Kirchenrecht geſchah jede Mißhandlung eines Geiſtlichen auf den Rath des Teufels, und um eine ſterbende Aebtiſſin flankirten 4,433,556 Teufel — wie viel nun erſt um eine geſunde, junge und ſchöne? Um jede Schöne ſchwadroniren noch heute ſo viele Teufel als es — junge Männer giebt!

Trotz der ungeheuern Menge Teufel fehlen noch zwei, wovon jene Zeiten natürlich nichts wiſſen konnten, der Buchladenteufel und der zu Biſchofsheim im Rhöngebirge: man wallfahrtet da nach dem hohen Kreuzberge zum Andenken einer gefährlichen Ruhr, und dieſe Prozeſſion heißt da die des Sch . . . Teufels. Und wie viel hatte der Teufel oder die Pfaffheit nicht mit Beſeſſenen zu thun? meiſt epileptiſche Kranke, die wir jetzt dem Arzt, und die Betrüger der Polizei empfehlen würden. Jeſus jagte die Teufel in die Schweinheerde der Gergeſener, was die Eigner dazu mit Recht ſagten, verſchweigt die Bibel, ſeitdem glaubten aber ſeine Jünger, vorzüglich die Hexenpaters, mit dem bloßen Namen Jeſus den Teufel bannen zu können, und der ausfahrende Teufel bei Pfeffel muß ein Gergeſener geweſen ſein —

> Erlaube mir nach altem Brauch
> In eine fette Sau zu fahren —
> Sprach er, und fuhr mit Haut und Haaren
> Dem Exorciſten in den Bauch!

Mit dem Lichte neuerer Zeit diſtinguirten die Hochwürdigen zwiſchen Obsessi, die den Teufel im Leibe haben, wie der Beſeſſene in Raphaels Transfiguration, zum Contraſt mit der Himmelfahrt und bloßen circumsessi, die ſich blos als Mittel zum Zweck mißbrauchen ließen, aber der Teufel machte in Quartierſachen ſo wenig Ausnahme als die Generale der ganzen Republik, verlangte jedoch nur Dach und Fach, folglich konnten ihrer viele in einem Quartier gar wohl liegen. Man pflegte den Teufel mit einem: „Fahre aus! unſauberer Geiſt!“ zu bewillkommen, ſeit aber einer ausrief: „Soll ich ausfahren, ſo verſchaffen mir Euer Hochwürden erſt Equipage,“ was ein vornehmer Teufel geweſen ſein muß, ſeitdem wurde es etwas ſtiller, und ſeit den Anſtalten der Rumfordiſchen Suppe möge viele aus Mattigkeit von ſelbſt abgegangen ſein: aber laſſet uns immer-

Digitized by Google

hin wachen, daß die vom Lichte neuerer Zeit exorciſirten Teufel, worunter die Jeſuiten gehörten, ſich nicht wieder einſchleichen in der Maske des Magnetismus und Somnambulismus, und laſſen wir es beim Carteſianiſchen Teufelchen in der Phyſik, wie beim Armadillo oder Schuppenthierchen in Oſtindien, das auch Teufelchen heißt, und dem im Orient ſo beliebten nach Knoblauch riechenden Harze Assa foetida, d. h. Teufelsdreck!

Der Apoſtel der Deutſchen, St. Boniſacius, der unſere Voreltern bei der Tauſe dem Teufel entſagen ließ, verſtand darunter doch nur den heidniſchen Gottesdienſt, ob es gleich kein großer Geiſt war. — Wie war es doch möglich, im Taufformular noch vor Kurzem den Täufling zu fragen: „Entſagſt du dem Teufel und allen ſeinen Werken und Weſen? Da der Täufling noch nicht Ja ſagen konnte, ſo ſagten es die Gevattern, und daher glaube ich rühren alle Teufelein, die man Gevattern nachſagt. Wie war es möglich, daß der ſo geſcheite Luther auf der Wartburg ſein Dintenfaß nach dem Teufel werfen, der eine Maus in ſeinem Nußſack war, und in einer Schmeißfliege Beelzebub (freilich heißt er Herr der Fliegen) erblicken konnte, wie in Worms ſo viele Teufel, als Ziegel auf den Dächern, was noch am verzeihlichſten iſt? Peter der Große ſchrieb neben den berühmten Dintenfleck: „Kann ſein, aber die Dinte iſt neu.“ Das hielt aber viele Andächtige keineswegs ab, den Fleck auf der Wartburg, ja ſelbſt — ja zu Wittenberg Luthers Abtritt ſogar ſich zeigen zu laſſen, der nicht einmal da Ruhe hatte, daher er auch einſt im Zorne rief: „Was von Oben kommt iſt von Gott, was von Unten aber, für dich — Teufel!“

Luther und ſeine Theologen waren es, die den Teufel erſt recht ſchwarz machten: höher hinauf war er, was Aeſops Fuchs unter den Thieren, und ſelten ohne komiſchen Zuſatz thätig, pfiffig, nur Verführer da, wo man ſich verführen laſſen wollte, und von der Gemeinſchaft mit Gott keineswegs ausgeſchloſſen. Ich finde darinnen einen Beweis, daß die alte Welt ehrlicher und unverdorbener war. In der phyſikaliſchen Welt findet man Gott, in der moraliſchen den Teufel, und ich muß wohl an den Teufel glauben, da ich mit mehren leibhaften Teufeln habe ringen müſſen. Die Sacrosancti machten ihn erſt zum Ideal der Bosheit, und das Sprüchwort entſtand: „Laß den Teufel in die Kirche, ſo will er auch Meſſe leſen.“ Becker, Thomaſius, Mied ꝛc. erklärten Alles natürlich, was man ſonſt dem Teufel zuſchrieb, aber die Theologen ſagten, dies gäbe gerade ihm die ſchönſte Gelegenheit — im Trüben zu fiſchen, und Theologen mußten doch den Teufel am beſten kennen? Bat nicht ausdrücklich noch ein ehrlicher Dorfpfarrer Klopſtock, er möchte doch ums Himmelswillen den gefallenen Engel Abadonna nicht ſelig werden laſſen? Viel, unendlich viel gehörte dazu, bis Blumauer ſeine Ode an den Teufel ſchreiben konnte, und der Teufel wenigſtens mediatiſirt wurde. Jetzt hört man ſelbſt in Bauernſchenken ſingen:

Laß den Teufel brummen,
Er muß doch verſtummen.

Louis 14. hielt ſich für einen Gott, weil ihn ſeine Franzen dafür hielten, und fürchtete ſich ſo vor Hölle und Teufel, daß er ſeine alte Maintenon heirathete; aber ſtritten ſich nicht ſelbſt Gelehrte noch über die bei Jena theils todt, theils übel zugerichtet gefundenen Schatzgräber, ob der Gottſeibeiuns Schuld habe oder der Kohlendampf? Im 7jährigen Kriege hingegen, wo der Teufel einem preußiſchen Vorpoſten fürchterlich zubrüllte auf das Wer da? „Der Teufel!“ der wackere Preuße aber: „Steh Teufel oder ich ſchieße“ rief, und einen verkappten Mönch packte, war es ſchon beſſer geworden. Friedrich ließ lachend den eingefangenen Teufel in vollem Coſtüm durch die Truppen defiliren, und ſein Kloſter mußte zur Strafe ſchwarze Stiefletten liefern. Dieſer Vorpoſten kann es nicht geweſen ſein, der über ſeinen Vortrag mit dem Teufel melancholiſch wurde, den aber ein kluger Feldprediger curirte: „Hat er denn ſeinen Contrakt ſchriftlich gemacht?“ — „Nein! ſo iſt Er frei; da leſe Er des Königs Edikt von 1764.“ Alle Contrakte ſind null und nichtig, die nicht ſchriftlich und auf Stempelpapier gefertigt ſind.

Recht ſonderbar waren denn doch dieſe häufig vorkommenden Bündniſſe mit dem Teufel, mit Blut unterzeichnet; denn mit Hülfe des Fürſten der Finſterniß, der in der Luft herrſchet, glaubte man ein zweiter Fauſt und Luxemburg zu werden, was weniger eintraf als: „übergieb nur dein Kind dem Teufel und es wird des Teufels.“ — Die alten Chroniken wimmeln von den Schickſalen derer, die im Bunde mit dem Böſen ſtanden, und manche davon können wahr ſein, ohne all ſein Zuthun; oft lag ein Meuchelmord zu Grunde, und der Meuchelmörder fand Schutz hinter jenem Teufelsglauben, oft mag Elektricität, verdorbene Luft und Kohlendampf im Spiel geweſen ſein, und Betrügern und Schlauköpfen war dadurch ein weites Feld geöffnet. Jetzt ſind die Menſchen nicht mehr ſo einfältig, und noch weniger der Teufel, der keine Seelen mehr durch ſchwer Geld oder niedrige Sklavendienſte zu erkaufen braucht, Alles lauft ihm in die Hände von freien Stücken.

Klopſtock, vertrauter mit dem Teufel und Jenſeits als Milton, und der Franzoſe, der das gar nicht ſchlechte Eloge de l'Enfer ſchrieb, 1759. 2. Vol. 8., wo er beweiſt, daß wir gerade die vornehmſte, ſchönſte und geſcheiteſte Geſellſchaft in der Hölle finden würden, und warme Bäder ohnehin — läßt dem gefallenen Engel Abadonna Erbarmen widerfahren, und die Theologen ſchrieen: Was? einem Teufel Gnade? am ärgſten aber der Zionswächter Götze, der unſterbliche Don Quixote des Teufels:

Es ſteht im Teſtament, es ſei alt oder neu,
Daß jeder Götzendienſt einſt Dienſt des Teufels ſei,

Warum denn ſtreilet ihr? es bleibet ſonder Zweiſel,
So lang ein Gätze iſt, ſo lang iſt auch der Teuſel.

In meinem Vaterſtädtchen war ſo gut als zu Hamburg ein Götze, und ſo ſang ich als Knabe:

Die heiligen fünf Wunden dein,
Laß mir rechte Felslöcher ſein,
Darein ich flieh' als eine Taub,
Daß mich der höllſch Weih nicht raub!

Heutzutag aber fürchten ſich Hans und Michel nicht mehr, und wenn ſie auch bei Mährchen der Rockenſtube näher zuſammenrücken, ſa glauben ſie doch nichl mehr ans Teuſelholen oder den Rappen, der um Mitternachl ihren Edelmann aus der Burg holte; der ſo abergläubiſche Italiener ſelbſt glaubt nur noch an Diabolini. (Teuſelchen.) Hie und da ſpukt er noch, aber ſchön adontſirt als roth gekleideter Cavalier, grüner Jäger oder im blauen Mantel der den Pferdeſuß bedeckt, ſchwarz erſcheint er nur, wenn die Sachen ins geiſtliche Departement einſchlagen, und am häuſigſten noch in abgelegenen Dörſern, wo der Schulmeiſter das Abendgeläule nur in Geſellſchaſt des Gevatter Schulz vornimmt, und da kann denn geſchehen, daß der Täuſling ſich in einen ſchwarzen Hauslaier verwandeit, und exorſirt wird, bis die Magd keuchend das eigentliche Kind nachbringt. In ſolchen Orten war es auch, daß bei Eröffnung der Kirche ein Schwein dem Schulmeiſter zwiſchen die Beine fuhr, und ſolcher laut heulend ausrief: „Adieu, Gevatter Schulz, mich hat er!"

Noch heute hört man bei bedenklichen Fragen: „Das weiß der Teuſel!" und der gräßte Gelehrte dürſte ihn beneiden. — „Das hat der Teuſel gethan!" heißt es bei allem, was man nicht ſeibſt gethan oder Andern in die Schuhe nicht gerne ſchieben will, und wie aſt hört man nicht: „Der hat den Teuſel im Leibe," und noch öſter: „Das Weib iſt ganz des Teuſels!" es ſind aber doch mehe angewöhnte Complimente. Wenn der Teuſel alle Bauten, die er wirklich gebaul haben ſoll, wirklich baute, ſa hatlen ihn unſere Alten gar nicht übel beſchäftigt, aber bekanntlich thaten es die Römer aber die Natur; aber ſanderbar bleibt das Sprüchwort: „Wenn man den Teuſel an die Wand malt, ſo kommt er," da man dies nicht dan Gatt ſagt, der doch weit öſters gemalt wird. In vieler Hinſicht war es im wilden Mittelalter und ſpäter nach für Millianeu ein Glück, daß man ſa feſt an den Teuſel glaubte, da Manchee wenigee an Gott, Tugend und Ehre glaubten, und van Valksbildung gar keine Rede war. Furcht hütet den Wald beſſer als der Förſter.

Jetzt antwartet der einfältige Jörg auf des Schulmeiſters einfältige Frage: „Nu! was macht der Teuſel?" — „Teuſelsdreck." Ob ſich gleich derſelbe mehr mit Gold und Pulver abgegeben hat, und letzterer mehr für Doltar und Apotheker gehört, bleibl die Antwort immer die natürliche. Britten und Dänen nennen den Teuſel recht vertraut the old Nick, den alten Erich, und Spinella muß ihn noch beſſer gekannt haben, da er ihn ſa abſcheulich ſchän malte, daß er ſtets denſeiben vor ſich ſahe mit Vorwürſen, und es mag etwas daran ſein, denn lange ſahe ich einſt Rubens Teuſel in der Düſſeldorſer Gallerie vor meiner Phantaſie, und in noch jüngern Jahren ſchüttelte mich um Mitternacht mit hölliſchen Träumen der hölliſche Protens — ein Buch, das man vor der Jugend verwahren ſollte, wie die Aloysia Sigaea. Der alte Satyr St. Gervais fragte in Geſellſchaſt: „Wollt ihr den Tenſel ſehen?" holte einen großen Bentel und fragte wieder: „Seht ihr was? Nein —

Sieh', ſpricht er, ſieh' den Teuſel hier,
Sa oſt du rein geleert die Börſe dir.

Die beſte Zeichnung des Tenfels und die kürzeſte bleibt immer die aus Pirons Feder:

Sein Fell muß dem verbrannten Braten gleichen,
Gehörnet iſt ſein Haupt;
Die Naſe biegt ſich wie ein Kommazeichen,
Die Beine glaubt
Mit Herkules' Spinnracken zu vergleichen,
Schwarz und verſchraubt,
Doch um recht lächerlich ihn darzureichen
Wird ihm der Schwanz erlaubt.

Edle Seelen kennen einen Tenſel, und eine Hölle ganz unabhängig von den albernen Dogmen einer albernen Dogmalik, und die Hölle iſt weder die Hoſhallung Lucifers, noch der Miltelpunkt der Erde, noch das Zuchthaus der Sterblichen. Chriſtus konnte gar wahl von Dämonen ſprechen, wie Solrates von ſeinem Genius — er war Sprachgebrauch ihrer Zeit, wie jetzt das Wart Geiſt dee Zeil — und wie Naturlehrer van Sternſchnuppen fliegenden Drachen, St. Veitstanze auch ſprechen. In Amerika heißt ein Baum, deſſen reiſe Früchte mit einem ſtarken Knall auſſpringen, und die Körner umherſtreuen, Teuſelsbaum — wie das Schuppenthierchen in ſeinem Panzer das formoſaniſche Teuſelchen heißt, und der ſtinkende Iltis Teuſelskind. Närriſche Teuſel, geſcheite Teuſel und nach mehr dumme Teuſel werden nicht ausſterben, boshaſte und eingefleiſchte Teuſel, leider, eben ſa wenig. Man thut wohl, ihnen ein Licht anzuſtecken, ſo gut als dem heiligen Michael, und wenn hat es mehr arme Teuſel gegeben, als in unſern Zeiten? Teuſel und Teuſeleien ſind dunlle Worte, und daher deſto bezeichnender bei den vielen Teuſeleien, die das Menſchengezücht im Dunkeln treibet, ſo daß es Sprüchworl geworden iſt: „Ein Menſch iſt des andern Teuſel!" ab man gleich ſonſt dem Teuſel ſchon in heiliger Tauſe entſagen mußle, der Teuſel ſelbſt verblendet und verſührt Niemand, wir müſſen ſelbſt teuſliſchen Gedanken entſagen, teuſliſchen Anſchlägen, teuſliſchen Mitteln, teuſliſchen Bosheiten und allen Teuſeleien.

In der Regel denkt man ſich den Teufel ſchwarz, und alle Schatzgräber gebrauchen nur ſchwarze Katzen oder Hahnen, zumalen auf dem Schatz gewöhnlich auch ein ſchwarzer Pudel liegt. Schon die Alten opferten den Göttern der Unterwelt blos ſchwarze Thiere — die Neger malen den Teufel weiß, eben nicht zur Ehre der Weißen, eigentlich aber ſollte man Old Nick grau malen wegen ſeines hohen Alters. Indeſſen wie ſoll man ihn recht malen? giebt es nicht Teufel, die noch recht jung, und auch recht ſchön roth und weiß ſind? Der Teufel, von dem man behauptet, daß er die ſchönſten Geſellſchaften beſuche, verſteht ſich wohl aufs Coſtüm, wenn er auch gleich ſeinen Pferdefuß nicht mehr ſo bequem verbergen kann, als zur Zeit der glänzenden Steifſtiefel; er weiß ſo gut, als vornehme Reiſende das Incognito zu bewahren. — Die martialiſchen definitiven Beſcheide: „Ach zum Teufel!“ und „Hol mich der Teufel!“ wird ſich das Militär ſo wenig nehmen laſſen, als die neuern Sprachen ihre vom Teufel genommenen Redensarten, und Wiener Stubenmädchen ſagen noch heute: „Itzt gengens! Se kommen halter a in Himmel, wo die Engel Schwaferl hob'n, Se, Bosheit Se,“ was ich einſt recht gerne hörte. Allen Reſpekt habe ich vor einem rechten Teufelskerl, der in der Armee Wunder thut, wenn er an rechten Platz kommt, und auch anderwärts, am unrechten Ort aber mußte er ſchon Spitzruthen laufen, oder kam gar an Galgen, wie Fra Diavolo zu Neapel. In dem feinen Frankreich habe ich ſchöne und gebildete Damen, ſo gut als Offiziere, vom Teufelholen ſprechen hören, die ich ſicher auch geholt hätte, wenn ich auf einige Stündchen den Teufel hätte ſpielen können, und die Leibfarbe des Beelzebubs war zu meiner Zeit grün und roth!

Böſe Geiſter ſind a priori ſo wenig ein Widerſpruch, als böſe Menſchen, die leider! a posteriori das Sprüchwort erzeugten: „Ein Menſch iſt des andern Teufel,“ und wenn der Teufel zu Jeſus Zeiten noch mit Schweinen zufrieden war, ſo fuhr er im Mittelalter in Pfaffen und Ritter, und zu meiner Zeit mußte er gar einen Kaiſerthron haben. Aber wenn die Theologen fragen:

Und wenn er nun der Laſter Menge ſtört,
Iſt denn die Welt nicht eines Teufels werth?

antwortete ich: „Meinetwegen!“ wenn er einmal mehr gefürchtet wird, als Gott: denn ſeit man ſich ſo wenig mehr um ihn kümmert, thut er, was er will. — Indeſſen wollen wir ſelbſt dem Teufel nicht zu viel thun; er könnte für viele fromme Chriſten Muſter ſein, der gute Alte hat wenigſtens 6000 Jahre auf dem Rücken, weiß daher mehr als alle Profeſſoren, iſt nichts weniger als kindiſch geworden, und kein heimlicher, ſondern ein offener Feind, folglich nicht ſo ſchwarz als man ihn malt, vieles wird ihm blos in die Schuhe geſchoben, hat er Hörner, ſo weiß er ſolche mit mehr Anſtand und Geduld zu tragen, als tauſend Ehemänner, und alle ſeine Contrakte hat der Erich noch immer ehrlicher gehalten, als tauſend Menſchen, die ſich noch dazu edel nennen. Mit faulen Geſellen und phlegmatiſchen Poſtillons kommt man einmal nicht vom Fleck, wenn man nicht mit tauſend Teufeln unter ſie fährt, wie der Schmid von Apolda wußte, dem Jeſus und Petrus ſein ſchreckliches Fluchen verwieſen —

„Es ging auch wohl mit Gottes Gebot?
„Nein! damit wird kein Eiſen roth!“

und ſich ſelbſt in der Hölle mit ſeinem Hammer ſo gefürchtet machte, daß man ihn zur Himmelspforte ließ, zu der er ſich, trotz Petrus, ſeinen eigenen Schlüſſel gemacht hatte — er ging ein, und fluchte blos noch: „Hol mich der Guckuck!“

Die Hölle iſt die Reſidenz des Teufels und der böſen Engel, welche die heiligen Männer ſo anſchaulich auszumalen wußten, als ob ſie der liebe Gott ſchon dahin befördert hätt:. Otto, Biſchof von Freiſingen, unterſuchte ſchon: wie das Feuer mit der Finſterniß der Hölle ſich reimen laſſe, und klaſſiſch iſt der Pater Kochem, der die Helden, die die Hölle ſchon im Aetna nnd Veſuv fanden, um zwei Stufen höher ſetzt, als die Lutheraner, die noch heute ſo im Süden Europens ſitzen müſſen, wo die Erklärung des Schulmeiſters in den Mönchsbriefen nicht geleſen worden iſt: „Wenn mein Cicero in die Hölle muß, ſo will ich auch mit.“ Und ſelbſt Proteſtanten, ſehen ſie den guten Sebaldus Nothanker nicht ab, weil er lehrte, die Ewigkeit der Höllenſtrafe ſtehe im Widerſpruch mit Gottes Güte? ſangen ſie nicht in de Kirche:

Wer mag ermeſſen den Geſtank,
Der hier auch wird gefunden?
Der ſtrenge Gift kann manchen krank,
Urplötzlich die Geſunden —
Er iſt ein dicker Koth und Feuer,
Durch ihn wird alles Ungeheuer,
Das ſtinket überwunden.

Im Schwefelloch iſt gar kein Licht,
Noch heller Glanz zu finden,
In's Höllenloch ſcheint d'Sonne nicht,
Man tappet wie die Blinden,
Ein jeder Sünder hat ſein Loch
Und bei der Flamme kann er doch
Die Plagen alle ſehen.

Aeſchylos Eumeniden machten einſt ſchwangere Griechinnen vor Schrecken niederkommen, und ſo mag manche Höllenpredigt noch größern Jammer gemacht haben. Danken wir Gott für vernünftigere Zeiten! Voltaire pflegte Pater Adam ſeinen Gäſten vorzuſtellen: „Das iſt Vater Adam, jedoch nicht der erſte der Menſchen,“ und ſchon dieſer hielt die Hölle blos noch für ein wahrſcheinliche Sache; nicht ſo im katholiſchen Deutſchland, wo bei einer furchtbaren Höllenſchilderung, um einem reichen Sterbenden die Hölle recht heiß zu machen, ſich eine Kohlenhändlerstochter zu Sr. Hoch-

Digitized by Google

würden drängte: „O könnten Hochwürden nicht machen, daß der Tenſel ſeine Kohlen bei uns nähme, und mir ſagen: „Ob Eichen-, Buchen- od. Fichtenholz gebrannt wird?"

Griechen und Römer hatten ihren Tartarus und Elyſium, wie früher ſchon die Orientalen — die Hebräer Paradies, Abrahams Schooß, Gehenna und Scheol, die Germanen Walhalla und Gimle, Niſelheim und Hela. Der große Prophet Mahomed ſagt: „Der Ewige baute über den Abgrund eine Brücke nicht breiter, als die Schärſe eines Schwerts, nach der Auferſtehung wandelt der Tapfere leicht über ſie hin im Himmel, der Feige aber ſtürzt hinab in den Schlund des Drachen." Selbſt unſer Bauer hat ſeine Hölle zwiſchen Ofen und Wand, wie der Schneider die ſeinige für Flecke aller Art. Die Hölle wird ſtets in unſerer Sprache leben: Höllenangſt, Höllenhitze, Höllenſchmerzen, Höllenſtein, Höllenhund, Höllenkerl ꝛc., und die Geſchichte Höllenbrand oder Hildebrand nie vergeſſen. Im Himmel der Chriſten geht es faſt ganz geiſtig und muſikaliſch zu — in dem der Moslem ziemlich fleiſchlich und ſo auch in dem der Hebräer. Nach dem Talmud wird der große Ochſe gebraten, der täglich tauſend Berge abweidet, und noch nebenbei die zwei Fiſche Leviathan, die täglich Fiſche verzehren drei Meilen lang — zum Nachtiſch kommt der Vogel, der einſt ein Ei fallen ließ, das 300 Cedern niederſchlug und 60 Dörſern überſchwemmte!

Man hat oft geſtritten: „Wo iſt denn eigentlich die Hölle, oder der Himmel, wie die Aepſel auf den Geſimſen braten und die Engel Schwänze haben, wie unſere Alten ſcherzten? und wie gewöhnlich nichts ausmacht. Beſtimmt Verdammniß die Hölle, ſo iſt ſie in England; kommt es auf Brennmaterialien und leichtern Eingang an, ſo iſt ſie in Italien zu ſuchen, und kommt es auf die Menge der Teufel, ſo haben wir ſie zu 1000, 100,000 und 10,000,000 Teufel in Deutſchland, während ſich der Franzoſe und Italiener mit einem begnügt, was er dann auch mehr ſein kann, als der gutmüthigere Deutſche! In den Hundstagen bin ich geneigt, die Hölle in der Sonne zu ſuchen, und da die Teuſel die Erlaubniß haben ſollen, die Hölle zu verlaſſen, ſo wundert mich nicht, daß es auf unſerer ſchönen Erde — ſo viele Tenſel giebt.

Halten wir uns lieber an die Engel, die wohlthätigen Diener der Gottheit und guter Menſchen, dieſe Himmelsgeiſter, die Peri der Indier und Perſer (ihr Gegenſatz die Divs) und Genii der Griechen und Römer, von denen Klopſtocks Meſſias noch mehr zu ſagen weiß, als Bibel und Theologen, als ob er mit auf Golgatha geweſen, oder Gabriel ihm alles erzählt hätte zu Hamburg. Halten wir uns an ſeinem Himmel, und lachen über die Zweifler, die ſogar fragen konnten: Aber wo nehmen wir Platz her beim jüngſten Gericht für die Millionen, die gerichtet werden? Süsmilch hat uns hierüber mit ſeiner gewohnten Gründlichkeit beruhigt — man kann darüber lächeln, aber das jüngſte Gericht bleibt wenigſtens eine erhabene Idee, erhabener, als alles, was in Homer, Pindar, Virgilius ꝛc. vorkommt! Die Vermenſchlichung des himmliſchen Hofes mußte Höflinge haben, die ſich aber nach der ſo ſchönen romantiſchen Theorie der guten Alten, die der Einbildungskraft wohlthat, mehr um die Menſchheit kümmern, als die Höflinge der Erde, Schutzengel ſind, und ſchon Millionen Eltern den Troſt gewährten, daß ihr geſtorbenes Kind jetzt ein Engelein ſei. Rief nicht ſelbſt Nelſon hoch erfreut beim Anblick der langgeſuchten franzöſiſchen Flotte: „Morgen bin ich ein Engel oder ein Lord?" Engel ſind, wie das freundliche Bild des allgütigen Vaters im Himmel, und wie das elektriſche Feuer am Schiffsmaſt, das die Alten für Kaſtor und Pollux, St. Helenus und Germanus nahmen und des Sturms lachten. Alle Erſcheinungen im neuen Teſtamente gründen ſich auf den Glauben an Engel, und jeder gute Menſch, der ſeinem nothleidenden Bruder Hülfe leiſtet, iſt ein Engel.

Scotus zählte tauſend Millionen Engel, folglich käme auf jedes Erdenkind, wenn der himmliſche und der irdiſche Statiſtiker richtig rechnet, ein Engel, und doch wiſſen Tauſende meiner Zeit kaum mehr die Erzengel zu nennen, daher ich ſie nennen muß — Michael, Raphael, Uriel und Gabriel, der Hauptengel, des Todesengel der Iſraeliten, der Verkündiger des Heilandes, und der Engel Mahomeds, der nicht nur den Koran eingab, ſondern den Propheten ſo ſchnell durch alle ſieben Himmel führte, daß er den bei ſeinem Ausfluge umgeſtoßenen Nachttopf bei der Wiederkehr noch von völligem Ausfluß abhalten konnte. Pabſt Gregor 7. kannte 9 Chöre Engel, Seraphim, Cherubim, Thronen, Dominationen, Tugenden, Mächte, Fürſtenthümer, Erzengel und Engel ſchlechtweg. Die profanen Franzoſen aber nennen gebratene Tauben, die ſie der Breite nach durchſchneiden, den Flügeltheil Seraphim, den untern aber mit den Füßen Culotte. In den Seraphim wollten Mehre Engelinnen finden, weil ſie ihre Flügel vorne ſo ſchamhaft zuſammenhalten; es dürfte aber doch beſſer ſein, wenn die Engel geſchlechtlos blieben; ſo bleiben ſie deſto länger Engel.

Die Engel haben ſich ſeltener gemacht, als die Teufel. Die Engel der Braminen ſind Lichtſtrahlen — die der Moslems Rieſen mit 70,000 Köpſen, unſere Maler malen ſie als ſchön geflügelte Jünglinge, kleine dickbackigte Jungens, oder gar als bloße Köpſchen zwiſchen zwei Flügeln — Merkur hat ſeine Flügel an den Füßen, was weniger richtig und ſchön iſt. Poſaunenengel müſſen dickbackigt ſein: ſonſt aber ſcheinen die Maler mit Unrecht den Engeln, die weder eſſen noch trinken, die Korpulenz unſerer Diener Gottes zu geben, und Dicke verträgt ſich noch weniger mit der Schnelligkeit himmliſcher Boten, oder beſſer Botſchaften, wodurch das Corps diplomatique die nächſten Anſprüche auf Engelei erhält. Wir haben keine deutliche Vorſtellung von Engeln, und es iſt gut, es würde uns vielleicht ſo unglücklich machen, als Affen oder Hunde, wenn ſie ihren Abſtand vom Menſchen deutlich einſähen, und ſo auch unſere Zierbengel, die das Wort Bengel von Beinahe-Engel ableiten

Digitized by Google

wollen, wie jener Sprachforſcher das Wort Biſchof von Beißen und Schaf: die Mädchen mögen immer Engel heißen — es giebt ſich.

Wenn die Engel von jeher weniger von ſich haben reden machen, als die Tenſel, ſo ſcheint es damit, wie mit guten und böſen Menſchen auch zu ſteben: indeſſen eſſen und trinken wir mit und in Engeln, und baben Engel, die ſo ſüß grüßen, als Gabriel die Marla, aber auch Hayen ſind, die auch Meerengel heißen, wie die Erdwurzel Angelika heißt, und die Britten Angll (Angeln oder Engeln, dahee Engelländer). Ich ſehe auch nicht ein, warum wir ſelbſt alte Damen nicht Engel nennen dürften, da die Engel weit älter ſind, und wir wallen ſie ſo nennen, je wenlger ſie Engelsumgang mehr haben: die Kinder aber kleine Engel könnten es machen, wie la Fontaine's Manleſel, der ſtets die Mama Stute rühmte, und vom Vater — Eſel nichts wiſſen wollte.

Wenn ich mir gewiſſe Menſchen zurückdenke, ſo bin ich genelgt, neben Himmel und Hölle, auch eln Fegefeuer zu glauben. Jener Miſſionär nahm an, daß die Verdammten ſtets fragten: Wie viel Uhr? und ſtets härten: Die Ewigkeit! Ich halte es lleber mit dem Franzoſen: Schon lange iſt die Hölle vall, man kommt nicht mehr hinein, glaube, daß wir alle in Himmel kommen, und verlange nicht bis in achten oder 9 Himmel; die grüne Wieſe genügt mir ſchon, aber das wünſchte ich, daß wir das Gewiſſen — die wahre Hälle der Sterblichen — erheben möchten, zumalen die Helligen ſo abgenammen haben, zum Range unſeres Univerſal-Helligen! Ora pro nobis!

Liebe, Glaube, Hoffnung.

Von Samuel Ludvigh.

Geſchrieben im Jahr 1841.

Hoffnung! ſoll man ſich denn ewig dir vertrauen,
Die den Menſchen oft getänſcht, ſo oft betrog;
Sall man auf den Himmel ſeine Wege bauen,
Und dem ſüßen Wahne, welcher oft belog,
Sall man ihm, eln Kind der ſteten Hoffnung fröhnen;
Soll man mit des Schickſals Mächten ſich verſöhnen?

Was bleibt nach zuſammenſtürzen äuß'rer Welten
— Frägt man ſich — der hingeſunknen Endlichkelt?
Und die Ideale, die das Herz oft ſchwellten,
Flüſtern ſüß dem Schwärmer zu. Unendlichkeit.
Ja, unendlich iſt der Schmerz wohl dieſes Lebens,
Aber nach erſehntem Glück ringt man vergebens.

Unſ're Jugendträume, unſ're Maienſonnen
Gleichen Seiſenblaſen in die Luft gehaucht;
Höchſte Weisheit wähnt der Jüngling im Entbehren,
Wenn ihn noch nichts quälet, als der Liebe Schmerz;
Wenn die Wirklichkeit ſich immer mehr entfaltet,
Scheint die Weisheit in ein Trugbild umgeſtaltet.

Nach Vollkammenheit u. Wahrhelt ſoll man ringen,
Denken, forſchen ſoll des Menſchen Geiſt;
Aber dieſer Drang nach Wahrheit iſt es eben,
Der ſo leicht des Glaubens ſchönſte Saite reißt.
Zweiſel, welche in der Nacht des Wahnes ſchliefen,
Steigen unheilbringend aus des Geiſtes Tieſen.

Wer allein daſteht auf dieſer weiten Erde,
Kalt für Alles, ſelbſt durch keinen Gott beſeelt,
Ohne Troſt und Hoffnung: höhres Leben werde
Seinem Geiſte, wenn die morſche Hülle fällt;
Der iſt nur zu Qual und Pein der Welt geboren,
Ihre ſchänſten Freuden ſind für ihn verloren.

Eine Walſe irret er auf rauhen Wegen,
Unter Millionen ſchlägt kein einzig Herz
Seiner Bruſt mit gleichgefühlter Lieb' entgegen;
Keine Theilnahm' hebt die Freude, ſenkt den Schmerz;
Immer mehr den innern Stürmen preisgegeben,
Sinkt im Kampf auch immer mehr die Luſt zum Leben.

Liebend pocht das junge Herz der Welt engegen,
Und das Ideal verheißt ihm Götterluſt;
Hachbegeiſtert ſchlägt es auf des Ruhmes Wegen
Und für Freiheit glühet ſeine trunk'ne Bruſt;
Doch es flieht die Liebe und was Ruhm geſpendet,
Sieht er mit der Freiheit pöbelhaft geſchändet. —

Eitles Leben — warum ward der Menſch geſchaffen;
Hat er einen Zweck mit jedem andern Thier?
Er, an Stolz ein Gott, an Form verwandt dem Affen.
Sprich denn du, geprieſ'ner Geiſt, was ſall Er hier?
Frag' nicht! kenne mit Beſcheidenheit die Schranken
Der Vernunft! den ſchwachen Fittig der Gedanken.

Eſſen — trinken — ſchlafen — ſein Geſchlecht vermehren —
Daß man nicht verhung're, einem Stand ſich weih'n —
Schätze ſammeln — ringen nach Verdienſt und Ehren —
Das kann wahrlich eines Schöpfers Plan nicht ſein. —
Schöpfer? — „Ohne ihn iſt keine Welt zu denken
Einer Gottheit Kraft nur kann die Welten lenken.“

Alſo Gott iſt? — ! O erhebender Gedanke!
Präge dich doch unauslöſchlich in das Herz;
Ueberflügle, Glaube! des Verſtandes Schranke,
Führe uns auf deinem Zauber himmelwärts!

Digitized by Google

Halte Maß in Allem; ſelbſt die trübe Quelle
Deiner Leiden wird zur heitern Spiegelhelle.

Liebe, reine Liebe, Geiſt der Ideale,
Senke deine Strahlen in mein Herz!
Glaube, träufle du aus deiner Zauberſchaale
Troſt, Vertrauen, ſüßen Balſam für den Schmerz;
Hoffnung! magiſch Licht in himmelblauen Fernen,
Führ' das Herz empor zu deinen ſchönen Sternen.

Liebe iſt die Sonne dieſes dürft'gen Lebens —
Glaube trägt die Leuchte durch das Labyrinth;
Hoffnung, Weisheit ſind die Sterne ew'gen
Strebens,
Bis der Geiſt im Geiſterall das Sein beginnt:
Laßt uns alſo hier in dieſem Pilgerleben
Stets nach Weisheit, Liebe, Glaube, Hoff-
nung ſtreben.

Römiſche Geſchichte.

Von Dr. W. Wägner.

Cajus Caligula.

Wie eine giftige Schlangenbrut ſich gegenſeitig zu vertilgen ſtrebt, ſo hatte bisher das juliſche Geſchlecht gegen ſich ſelbſt mit Gift, Dolch und durch Henkershand gewüthet. Dennoch waren noch Glieder deſſelben übrig, namentlich ein Enkel des Tiberius, ſodann Claudius, des Germanicus Bruder, von geringer Fähigkeit, desgleichen drei Töchter des immer noch verehrten Helden und ein Sohn, der nunmehrige Kaiſer Cajus, dem der Soldatenwitz den Scherznamen Caligula gegeben hatte. Das Aeußere des 24jährigen Fürſten war keineswegs einnehmend. Eine ſchmächtig aufgeſchoſſene Geſtalt mit großen Füßen, dünnen Beinen, das Haupt, von ſpärlichem, ſtruppigem Haar umgeben, und der hohle, ſtechende Blick konnten nicht für Schönheit gelten. Auch ſeine Manieren, die Grimaſſen, zu welchen er oft ſein Geſicht verzog, dienten wenig dazu, ſeine äußere Erſcheinung liebenswürdig zu machen. Seine Erziehung war unter den ſchweren Schickſalen, die ſeine Familie trafen, vernachläſſigt worden. Einige Redefertigkeit, philoſophiſche und hiſtoriſche Bruchſtücke waren die wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe, die man ihm beigebracht hatte. Zu den geiſtigen Mängeln geſellten ſich körperliche Uebel. In der Kindheit litt er an epileptiſchen Zufällen, die ſich ſpäter in Folge ſeiner ausſchweifenden Lebensart als momentane ohnmachtähnliche Schwäche und Schlafloſigkeit äußerten. In den vier Jahren, die er bei ſeinem Großoheim zubrachte, lernte er die Kunſt der Verſtellung ſo gründlich, daß ihn derſelbe, obgleich er ihn durchſchaute, doch vor Andern bevorzugte und ihn mit ſeinem noch ſehr jugendlichen Enkel Tiberius zum Haupterben ſeines Vermögens einſetzte.

Macro kündigte im Senat den Regierungswechſel an, die Väter genehmigten mit gewohnter Unterthänigkeit; die Volksmenge vernahm die Nachricht mit Freuden. Bald erſchien Cajus mit dem Trauerzuge von Miſenum. Aus allen Städten ſtrömten ihm die Bürger entgegen und ſtießen Verwünſchungen gegen Tiberius aus; ihn aber, den Sprößling des Germanicus, empfingen ſie mit unendlichem Jubel. Zwiſchen dampfenden Altären, unter dem Jauchzen des Volkes hielt er ſeinen Einzug in Rom. Berauſcht von dem allgemeinen Freudentaumel, erwachte in dem gefeierten Fürſten der Entſchluß, dieſes Volk recht glücklich zu machen. Er erklärte ſich im Senat für deſſen Zögling, der von ihm Anleitung und Vorſchrift erwarte. Seinem Vorgänger hielt er die Trauerrede und führte deſſen Aſche unter großem Pomp in die Kaiſergruft. Ebenſo eifrig ſegelte er bei ſtürmiſchem Wetter nach den Inſeln Pandataria, wo er die Ueberreſte ſeines Bruders abholte, um ſie gleichfalls in Auguſt's Monument zu bringen. Seinen Miterben Tiberius ſchloß er zwar als unmündig von der Erbſchaft aus, aber er adoptirte ihn und ernannte ihn zum Führer der jungen Mannſchaft (Princeps juventutis). Mit großer Freigebigkeit theilte er darauf die Legate nach dem Teſtamente ſeines Vorgängers aus, ein Geldgeſchenk für jeden Krieger und unbemittelten Bürger, an letztere und die Prätorianer noch eine gleiche Gabe aus eignem Vermögen, zuſammen über 30 Millionen Thaler nach unſerm Gelde. Zugleich erließ er ein Edikt, wodurch die entſetzlichen Majeſtätsgeſetze aufgehoben, die Gefangenen, freilich auch gemeine Verbrecher, in Freiheit geſetzt wurden. Der Jubel der Menge wollte nicht enden, obgleich denkende Männer kopfſchüttelnd jene Freigebigkeit für Verſchleuderung, dieſe Befreiung für Willkür erklärten. Aber Cajus wollte überhaupt die finſtere Zeit des Tiberius verbannen; die Bürger ſollten wieder bei Spielen und Luſtbarkeiten alle Lebensſorgen vergeſſen. Nach einem feierlichen Opfer folgte ein Feſtmahl für das ganze Volk, dem ſich Spiele im Circus, theatraliſche Vorſtellungen und ein Geſchenk von 300 Seſterzen für jeden geringen Mann anreiheten. Am folgenden Tage, ſeinem Geburtsfeſte, eröffnete er ſelbſt das Wagenrennen; darauf gab er eine große Thierhetze, wobei 600 Beſtien erlegt wurden.

Der dankbare Senat erkannte dem Freudeſpender neue, ungewöhnliche Ehren zu. Es ward ihm ein goldener Schild geweiht; adelige Jünglinge und Jungfrauen beſangen ſein Lob; man feierte ihn als den zweiten Gründer der Stadt. Wie aber die Bürgerſchaft in dem neuen Wonneleben ſich berauſchte, ſo ſchwelgte er ſelbſt Tag und Nacht an üppiger Tafel und in den Armen unnatürlicher Wollüſte, bis ihn

eine gefährliche Krankheit an ſeine Sterblichkeit mahnte. Die ganze Stadt gerith darüber in ängſtliche Aufregung; aber ebenſo groß war die Freude, als er wieder genas.

Sobald der Fürſt das Krankenlager verlaſſen hatte begannen neue Feſtlichkeiten; doch miſchten ſich einzelne Wermuthstropfen in den Freudrnkelch; denn der junge Tiberius wurde ohne Urtheil und Recht von einem Centurio hingerichtet, und dieſem Juſtizmorde folgten mehrer anderr. Dagegen erhielt der Ritterſtand aus den vornehmſtrn und reichſten Bürgern Ergänzung; ferner erſchien der Erlaß, daß die Centurial-Comitien wieder in ihre Gerechtſame einzuſetzen ſeien.

Im zweiten Jahre ſeinrr Regierung ließ der Kaiſer allmählich die Maske der Verſtellung ſchwinden, da er ſah, wie ſrin Wille, gleich dem eines Gottes, oberſte Regel für das Reich der Welt war. Die Rückſichten, welche ihn noch beſchränkt halten, traten zurück; die wilden Leidenſchaften, die bisher in ſeiner Seele geruht, brachen hervor und ſuchten Befriedigung wider göttlichrs und menſchliches Recht. Zunächſt war es ſeine Luſt an Spielen im Circus und im Theater, der er ungeheure Summen opferte. Am Wagenrennen nahm er ſelbſt Theil; er blieb Tage lang im Circus und ſelbſt in den Pferdeſtällen unter gemeinen Knechten. Der berühmte Schauſpieler Apelles war ſein Tiſchgenoß und unterrichtete ihn in Ballet, Pantomimr und Vortrag. Für Dekorationen, Maſchinen, mimiſche Künſtler, Tänzer und Tänzerinnen wurden Privatvermögen und öffentliche Gelder verwendet. Gladiatoren kämpften nicht blos paarweiſe, ſondern in ganzen Reihen mit einander. Bald war der Fürſt mit dem vergoſſenen Blute der Sklaven nicht mehr zufrieden; auch Römer trieb er in drn Circus unter die Fechterbanden und ſelbſt in den Kampf mit wilden Thieren.

Cajus ſtand auf ſchwindelnder Höhe menſchlicher Machtvollkommenheit; er kannte keine Beſchränkung, alle ſeine maßloſen Gelüſte mußten zur Ausführung kommen. Da trat ihm unerwartet ein Hinderniß entgegen, an das er in ſeinem Taumel gar nicht gedacht hatte. Der Staatsſchatz war nämlich erſchöpſt; die 130 Millionen, welche Tiberius durch genaue Finanzverwaltung geſammelt, womit er in Zeiten der Noth, in öffentlichen Unglücksfällen großartige Aushülfe geleiſtet hatte, waren verſchleudert, viele Einnahmequrllen durch thörichte Freigebigkeit verſiecht. Anſtatt ſich ſelbſt die Schuld beizumeſſen und durch Sparſamkeit dem Uebel abzuhelfen, ergrimmte der Fürſt gegen die Geſammtheit. In ſeinen Augen war es ein Verbrechen, Vermögen zu beſitzen, während er ſelbſt den Druck des Mangels empfand. Dawider gab es Mittel, die er unbedenklich in Anwendung brachte. Er griff zum Mord. Anſchläge wurden geſchmiedet, Beſchuldigungen erſonnen, falſche Zeugen in Menge aufgebracht. Die feilen Richter ſprachen ihr Schuldig, und wo kein Grund aufzufinden war, da half der Machtſpruch des Tyrannen. Das Geld der Hingerichteten floß in die Kaſſen, in die er mit gierigen Händen griff. Drr Tod ſeiner Schwrſter Druſilla, mit der rr in verbrecheriſcher Unzucht gelebt hatte, ſtörte ſeine Freuden. Er befahl eine allgemeine Landestrauer, er floh den gewohnten Umgang, verließ die Stadt und irrte mit ungeſchornem Bart und Haar an Italiens Küſten umher. Nach ſeiner Rückkehr wurde die Vergötterung der Verſtorbenen ausgeſprochen und ſeine Vermählung mit der reichen Lollia Paulina gefeiert.

In ſeinem rrgelloſen Umherſpähen nach Zeitvertreib verfiel drr Kaiſer auch auf ein gemeinnütziges Werk. Er wollte alle frührren Bauten, namentlich die des Agrippa, überbieten und ließ daher zwei rieſenhafte Waſſerleitungen erbauen. Bergr mußten durchſtochen, Thäler mittelſt Arcaden überbrückt werden, damit das Waſſer aus einer Entfernung von 12 Meilen bis auf die Hügel der Stadt, in Teiche, Bäder und Gärten geführt werden konnte. Unterdeſſen dauerte das Abſchlachten reicher Bürger fort, oft auch ließ er bei Spielen Zuſchauer ergreifen und in den Circus zum Kampfe mit wildrn Thieren und Gladiatoren ſtoßen. Als aber deshalb die Menge weniger zahlreich ſich einfand, auch bei dem Wagenrennen nicht immer ſeiner Partei Beifall bezeigte, wünſchte er laut, das ganze Volk möchte nur einen Nacken haben, damit er es mit einem Streiche vertilge. Bei ſolcher Geſinnung war natürlich das Leben jedes Bürgers in beſtändiger Gefahr. Doch ließ der Tyrann auch das Majeſtätsgeſetz erneuern und ſtieß hrftige Drohungen gegen die Väter aus, die an dem Tode ſeiner Mutter und Brüder ſchuldig ſein. Im tollen Wechſel ließ rr dann wieder Volksfeſte und Bewirthungen veranſtalten, wozu er das Geld durch Zwangsverſteigerungen aufbrachte. Nach ſeiner Angabe wurden nämlich Sklaven, Pferde und Rennwagen zur Auktion gebracht. Er ſelbſt war mitbietend, und wehe dem reichen Bürger, der nicht zu fabelhaften Preiſen abgetriebene Mähren und altes Geräth entſtand; ſo konnte leicht Hab' und Gut und den Kopf obendrein verlieren.

Aus wahnſinnigem Uebermuth, um Xerxes und Alexander zu übertreffen, legte er einr Brückenſtraße über den Meerbuſen von Bajä mit ungeheuren Koſten an. Er ſelbſt im goldenen Panzer, von Purpur umwallt, weihte mit feierlichem Opfer den Bau. Dann ſtürmte er hoch zu Roß, gefolgt von kriegeriſchen Schaaren, unter ſchallendem Kriegsruf über den Damm bis in die Thore von Puteoli. Am folgenden Morgen zog er im Triumphe zurück und ſchloß die Faſchingspoſſe mit einem nächtlichen Gelage, während Land und Meer taghell erleuchtet waren. Daher ſtieß rr trunkenen Muthes Frrunde und Zechbrüder in's Waſſer; doch erhielt er die Kriegsknechte durch Wein und Geldgeſchenke bei guter Laune.

Ungeachtet der fortwährenden Hinrichtungen und Erpreſſungen reichte Italien für die Geldbedürfniſſe des Fürſtrn nicht aus. Er beſchloß daher die Provinzen heimzuſuchen. Mit großer Heeresmacht, als gelte es, eine Welt zu erobern, zog er nach Gallien. Verſteigerungen und An-

Digitized by Google

wendung des Majeſtätsgeſetzes füllten hier ſeine Kaſſe. Er überſchritt auch den Rhein, hütete ſich aber, in das innere Land vorzudringen, wo die freiheitsſtolzen Germanen ſeiner lindiſchen Drohungen nicht achteten. Ferner rückte er an den Ocean vor, um Britannien zu bezwingen, Die Flotte war bereit; allein er begnügte ſich, auf der Höhe des Meeres ein Opfer zu bringen und dann Muſcheln ſammeln zu laſſen. Nach dieſen Thaten ließ er ſich Tempel und Altäre erbauen, Opfer ſchlachten und zeigte ſich in Rom bald als Herkules, bald als Apollo, bald auch als Jupiter mit dem Donnerkeil. Da er zugleich ſeine Erpreſſungen und Metzeleien fartſetzte und Niemanden, ſelbſt nicht den Schauſpieler Apelles, ſeinen Luſtgenoſſen, ſchonte, ſo vereinigten ſich mehrere kühne Männer, welche ihr Leben einſetzten, um den Staat von dem Scheuſal zu befreien. Caſſius Chärea, Tribun einer Caborte Prätorianer, ſtand an der Spitze der Verſchwörung, an welcher noch andere Hauptleute und viele Senatoren und Ritter Theil nahmen. Während der Feier der palatiniſchen Spiele, als der Kaiſer in einer Seitenhalle des Theaters Schauſpielerproben zuſah, umringten ihn die Verſchworenen mit gezückten Schwertern. Er erlag ihren Stößen nach ſchwachem Widerſtande, und nach ihm fanden auch ſeine Gattin Cäſonia und ſein nach ganz unmündiges Töchterchen ihren Untergang.

„Der Kaiſer todt, ermardet!“ So riefen tauſend Stimmen in der Stadt und verbreiteten die Nachricht bis in das Lager der Prätarianer. Da waren nun mehrere Cohorten ehrlicher Germanen, die meinten, ſie hätten ſein Brod gegeſſen und müßten ihn deswegen beſchützen, oder rächen. Sie ſtürmten ſofort nach dem Theater, wo ſie Schuldige und Unſchuldige todtſchlugen, dann nach dem Kaiſerpalaſt, deſſen Räume von dem mörderiſchen Getümmel wiederhallten. Sie zerren daſelbſt einen kläglich zitternden Menſchen aus ſeinem Verſtecke, um ihre Wuth an ihm zu kühlen; wie ſie aber den Tibertus Claudius Nero, einen Bruder des Germaneus, in ihm erkennen, begrüßten ſie denſelben als Imperatar und Cäſar und bringen ihn in's Lager. Der arme Menſch bat immer noch mit ſtotternder Stimme um ſein Leben; als er jedoch die Gunſt des Augenblicks begriff, ließ er unter das lärmende Kriegsvolk reichlich Geld vertheilen, was, wie gewöhnlich, die Kriegsgurgeln gut ſtimmte. Der Senat, in dem noch immer alte Erinnerungen lebten, berieth indeſſen über Erneuerung der republikaniſchen Verfaſſung. Er war in feierlicher Sitzung auf dem Capital verſammelt und beſchloß im Vertrauen auf die ſtädtiſchen Cohorten, die Conſuln mit der oberſten Gewalt zu bekleiden. Er ſandte den judäiſchen Fürſten Herodes an den verachteten Claudius ab, um ihn von ſeiner Anmaßung abzuhalten. Als aber der verſchmitzte Jude die Stimmung der Prätorianer erkannte, ging er vielmehr dem ſchüchternen Kaiſer mit Rath und That an die Hand. Die ſtädtiſchen Cohorten wurden gewonnen, der Pöbel erkauft; der bedrohte Sena fügte ſich in die Umſtände, wie er es bisher zu thun gewohnt war.

Claudius.

Claudius war demnach Beherrſcher des römiſchen Weltreichs; denn die Heere in den Provinzen, die, gleich den Prätarinnern, mit Geſchenken bedacht wurden, zögerten nicht, ſeine Wahl zu beſtätigen. Er ließ die Rädelsführer der Verſchwörung gegen ſeinen Vorgänger hinrichten, im Uebrigen vollkommene Amneſtie verkündigen. Ferner befahl er die Statuen und Monumente des Cajus zu beſeitigen, während er dagegen das Gedächtniß des Auguſtus, der Livia, ſeines Vaters Druſus, ſeiner Mutter Antonia, ſowie beſonders das Andenken des Germanicus mit großen Ehren feierte. Zum Schutze ſeiner Perſon umgab ihn, wenn er im Senat oder auch bei Gaſtmählern erſchien, ein Gefolge von prätorianiſchen Hauptleuten, was man mit Berückſichtigung der vorausgegangenen Verſchwörung nicht zu ſeinen Ungunſten auslegte, da er im Umgange wie in ſeinen Regierungshandlungen bemüht war, die Liebe des Volkes zu verdienen. Was Cajus von Privatperſonen erpreßt hatte, erſtattete er reichlich zurück; viele von denſelben eingeführte Steuern hob er wieder auf; auch verbrannte er öffentlich die Schriften, auf welche jener Anklage gegründet hatte, namentlich zwei Bücher: „Schwert und Dolch,“ deren Verfaſſer Protogenes jetzt der Gerechtigkeit zum Opfer fiel. Beſondere Thätigkeit verwandte er auf die Rechtspflege. Er gab Verordnungen gegen Schuldenmachen, Wucher, Erpreſſungen in den Provinzen, über Erbſchaftsangelegenheiten, deren Zweckmäßigkeit anerkannt wurde. Viele Feſttage, die einen Stillſtand der Gerichte veranlaßten, ſchaffte er ab. Er ſelbſt ſaß faſt jeden Tag auf dem Forum, wo er über ſchwierige Rechtshändel entſchied. Dabei machte er denn freilich oft bedeutende Mißgriffe, welche ihm die Advokaten ſchonungslos vorhielten. Ein Sachwalter nannte ihn ſogar einen alten Narren, ein anderer warf ihm die Acten in's Geſicht. Man hielt ihn an der Toga feſt, wenn er vom Tribunal herunter ſteigen wollte. Oft entſtand Gezänk und Lärm, ſo daß er nicht wußte, was die Parteien eigentlich vorbrachten. Solches geſchah einſt bei einer Klage der Bithynier gegen ihren Statthalter. Der Kaiſer fragte ſeinen Diener nach dem Begehren der Leute, und als ihn derſelbe mit der unverſchämten Lüge abfertigte, ſie drückten ihren Dank aus wegen der vortrefflichen Verwaltung des Prätors, that er den Ausſpruch, der Mann ſolle denn ſein Amt zum Heil und Frommen der Bithynier noch zwei Jahre fortführen. Bei Ausübung der Cenſur gerieth er wegen ſeines ſchlechten Gedächtniſſes in die unglücklichſten Verwechſelungen, die man ihm höhnend vorwarf. Ein Bürger, den er als Hageſtolzen rügte, führte ſeine Ehefrau vor; ein anderer, den er für

kinderlos hielt, ſeine ehelichen Sprößlinge. Nun errang er zwar dieſe Quälereien gewöhnlich mit unerſchöpflicher Gutmüthigkeit; doch geſchah es auch, daß er in übler Laune einen Sachwalter ohne Umſtände in die Tiber werfen ließ.

Claudius hatte, wie aus Vorſtehendem erhellt, die beſten Abſichten, ſeine Völker glücklich zu machen; aber ihm fehlte dazu die geiſtige Befähigung und vornehmlich die Kraft eines ſelbſtſtändigen Willens. Schon als Kind war er von ſeiner eigenen Mutter wegen ſeiner Beſchränktheit zurückgeſetzt und verſpottet worden. In ſpäterer Zeit hatten ihn nicht nur Tiberius und Cajus, ſondern auch die Höflinge zur Zielſcheibe ihres Witzes auserſehen. Dennoch beſaß er Eigenſchaften, die an ſich ſchätzenswerth ſind. Er liebte die Wiſſenſchaften, ſprach und ſchrieb in lateiniſcher wie in griechiſcher Sprache. Sein Werk über etruskiſche Geſchichte, ferner ein anderes über die Bürgerkriege enthielten gelehrte Unterſuchungen, die von gründlichen Studien zeugten und von andern Hiſtorikern benutzt wurden. Er gehörte in die Reihe von gelehrten Forſchern, die ganze Bände über einen antiquariſchen Quark zu Tage fördern, dabei aber zu Nutz und Frommen der Wiſſenſchaft manche Dunkelheit aufklären, manchen verborgenen Schacht der hiſtoriſchen Wahrheit erſt zugänglich machen. Als Alterthumsforſcher, als gelehrter Bibliothekar hätte er vielleicht ſeine Stelle ehrenvoll ausgefüllt; aber auf dem Kaiſerthrone konnte er ſich nicht zurecht finden. Daß es ihm an klarem, umfaſſendem Blicke gebrach, war für ihn ein Unglück, für die beherrſchten Völker eine Quelle unſäglichen Jammers.

Der armſelige Mann auf dem erhabenen Herrſcherſitze war von früher Kindheit auf bis zu ſeiner Erhebung im 50. Lebensjahre gewohnt, ſeinen Willen dem ſeiner Umgebung unterzuordnen. Dieſe Bevormundung blieb ihm Bedürfniß. Er vertraute ſeinen Günſtlingen unbedingt, und wenn ihm dieſelben drohende Gefahren vorſpiegelten, ſo verlor er die ruhige Beſonnenheit in dem Grade, daß er alle ihre Maßregeln gut hieß, Todesurtheile unterſchrieb, ja die Wohlfahrt einzelner Perſonen wie ganzer Provinzen in ihre Hände legte. Wenn er dann wieder von ſeinem Schrecken ſich erholte, wußte er oft nichts von den Vorgängen und lud die ſchon hingerichteten Männer und Frauen zur Tafel. Ein anderes Mittel, ihn zu beherrſchen, boten ſeine laſterhaften Neigungen zu Spiel, Trunk und Wolluſt. Wer ihm darin Vorſchub leiſtete, konnte Alles erlangen, und das verſtanden ſeine Freigelaſſenen Polybius, der ihm in ſeinen gelehrten Arbeiten hülfreiche Hand leiſtete, Narciſſus, ſein Kabinetsrath, und Pallas, ſein Schatzmeiſter. Mit ihnen eng verbündet war ſeine Gattin Meſſalina, ein Weib, von unzüchtigen Leidenſchaften entbrannt und nur auf deren Befriedigung bedacht. Sie fröhnte dem Laſter auswärts an verrufenen Orten und nicht weniger ſchamlos im Innern des Palaſtes, wo Jedermann, außer dem Kaiſer, ihren ehrloſen Lebenswandel kannte. Durch ihre und der Freigelaſſenen Ränke wurde Julia Livilla, eine Tochter des Germanicus, ungehört verurtheilt, ebenſo Appius Silanus, ein naher Anverwandter des kaiſerlichen Hauſes, der ihren Lockungen widerſtand. Um dieſen Juſtizmord zu bewirken, erzählte Narciſſus, er habe geträumt, Silanus habe den Dolch auf den Kaiſer gezückt. Da nun Meſſalina die gleiche Erſcheinung berichtete, war das Bluturtheil fertig. Auf dieſe und ähnliche Art unterjochten die Bundesgenoſſen den ſchwachen Willen des Regenten. Sie verkauften für Geld Bürgerrechte, Feldherrenſtellen, Statthalterſchaften, Losſprechung der Verbrecher. In ihren Händen waren das Vermögen und die Köpfe der römiſchen Bürger, wie der Unterthanen in den Provinzen, da der leichtgläubige Kaiſer niemals ihre Intriguen durchſchaute.

Wider das verderbliche Regiment der Günſtlinge erhoben ſich viele edle Römer. Sie fanden an dem Statthalter in Dalmatien und ſeinen Legionen eine Stütze. Als ſie aber die Wiederherſtellung der Republik verkündeten, fiel das Kriegsvolk von ihnen ab und die Blutrichter begannen ihre Arbeit. Unter den auf der That ergriffenen Männern war Pätus einer der vornehmſten. Seine treue Gattin Arria, die mit ihm das Schwerſte dulden wollte, ward zurückgewieſen; dennoch folgte ſie dem Schiffe, das ihren Gemahl nach Italien zur Richtſtätte führte, in einer Fiſcherbarke. Sie fand Zutritt in den Kerker und ſtieß ſich hier, um den zagenden Mann zu ermuthigen, das Schwert in die Bruſt, indem ſie, wie Martial ſagt, ausrief:

„Pätus, trauter Gemahl, nicht ſchmerzt die eigene Wunde,
Jene nur macht mir Schmerz, welche du ſelber dir ſchlägſt.“

Wenn Claudius unabhängig und mit Beſonnenheit Entwürfe zur Ausführung brachte, ſo hatte er ſtets die Wohlfahrt des Staates im Auge, wie bereits oben bemerkt wurde. Er erhob das Anſehen des Senates, wodurch viele löbliche Verfügungen zur Geltung kamen. Um dem häufig eintretenden Getraidemangel abzuhelfen, erleichterte er die Schifffahrt, indem er wegen Verſandung des Hafens von Oſtia am rechten Tiberarm ein weites Becken ausgraben und großartige Hafendämme im Meere erbauen ließ. Nunmehr konnten die Kornſchiffe auch während der ſtürmiſchen Winterzeit einlaufen und Sicherheit finden. Ebenſo vollendete er die koloſſalen Waſſerleitungen ſeiner Vorfahren, deren rieſenhafte Bogen eine Höhe von mehr als 100 Fuß erreichten. Um dem Fuciner See Abfluß zu verſchaffen, ließ er mit ungeheurem Aufwande einen Kanal durch eine Felſenwand brechen und nach dem Liris führen. Es ſollen 30,000 Menſchen 11 Jahre lang an dem Werk gearbeitet haben. Als er vollendet war, veranſtaltete der Kaiſer ein Seegefecht (Naumachie) auf dem Fucinus, das an Pracht und Ausdehnung ſeines Gleichen nicht hatte. In zwei Flotten getheilt, ſtürmten 100 Galeeren gegeneinander. Die Mannſchaft, die ſich Anfangs weigert, kämpft bald, von kriegeriſcher Wuth entbrannt, auf Tod und Leben. Die

Digitized by Google

Luft erſchallt von Geſchrei und Waffenklirren, der See wird roth von Blut, die Zuſchauer jauchzen und Claudius freut ſich, als ob er der Sieger sel.

Ernſtere Kriegsſpiele beſchäftigten die Legionen an den Reichsgränzen. In Afrika, wo Mauretanien gewonnen wurde, in Aſien und am Rhein kämpften ſie mit entſchiedenem Glück. Der tapfere Aulus Plautius ging über den Ocean nach Britannien. Er bahnte ſich den Weg durch Sümpfe und Wälder, in welchen die Eingeborenen lauerten. Er ſiegte in blutigen Gefechten und drang bis an die Themſe vor, fand aber daſelbſt hartnäckigen Widerſtand. Auf die Nachricht von anſehnlichem Verluſte machte ſich der ſonſt unbeholfene Kaiſer ſelbſt auf den Weg nach dem fernen Kriegsſchauplatz. Die Gegenwart der Majeſtät befeuerte die Legionen; ſie erfochten unter den Augen des ängſtlich zuſchauenden Kriegsherrn einen vollſtändigen Sieg. Bei dieſen Zügen lernten die Römer jene merkwürdigen Druiden-Heiligthümer, die aus ſteinernen, in concentriſchen Kreiſen geordneten Pfeilern beſtanden, kennen. Ein ſolches Denkmal, das man Stonehenge nennt, iſt noch bei Salisbury erhalten. Es beſteht aus vier Kreiſen, deren Höhe von außen nach innen zunimmt, ſo daß der äußere 5, der innere 25 Fuß hoch iſt. Der Kaiſer zog dieſe Alterthümer nicht in den Bereich ſeiner gelehrten Unterſuchungen, er verließ vielmehr ſchon nach 16 Tagen das unwirthbare Land, um in Rom ſeinen Triumph zu feiern. Man ſieht, daß Claudius das Nützliche wollte und ſelbſt für großartige Unternehmungen Sinn hatte; aber es waren doch nur zufällige Eingebungen. Im Innern des Palaſtes nagle der Wurm des Verderbniſſes und goß ſein Gift über Stadl und Provinzen aus.

Da ſchwelgte, ungeſtört von dem ſchwachen Gemahl, die buhleriſche Meſſalina, erzwang Geld, Verhaftungen, Hinrichtungen, und wo kein Bluturtheil zu erſchleichen war, half das von ihrer Hand gemiſchte Gift. Als ſie aber den Freigelaſſenen Polybius geopfert hatte, vereinigten ſich deſſen Genoſſen Narciſſus, Pallas und Andere gegen ſie, ohne daß ſie deshalb in ihrer Luſt ſich ſtören ließ. Der beliebte Pantomime Mneſter wohnte, was Claudius freilich nicht ahnete, in ihren Prunkgemächern, dann ein anderer Günſtling, der ſchöne C. Cilius, der ſich eine Zeitlang der gefährlichen Sirene erwehrt hatte. Mit ihm feierte ſie zuletzt in Abweſenheit des Kaiſers ein Vermählungsfeſt. Da tanzte ſie als Bachantin mit fliegendem Haar, er von Epheu umkränzt, im jauchzenden Chor der Gäſte, als plötzlich der Schreckensruf erſcholl: „Der Herr kommt! Er weiß, was geſchehen iſt!“ Die Verſammlung zerſtreut ſich, Jeder flieht, ſucht ſich zu verbergen, wie er kann. In der That naht Claudius, von Narciſſus geleitet und zur Rache aufgehetzt. Auf ſeinen Befehl werden Cilius und die meiſten Theilhaber eingebracht und erwürgt, Meſſalina aber zur Verantwortung vorgefordert. Vielleicht hätte ſie Gnade erlangt; allein der Freigelaſſene, ihre Ränke fürchtend, ließ ſie noch am Abende hinrichten. Als er dem Kaiſer am folgenden Tage bei der Mahlzeit ihren Tod meldete, trank dieſer einen Becher mehr, um ſeinen Kummer zu mildern, und fragte dann nicht weiter nach den näheren Umſtänden.

Daß der an Weiberherrſchaft gewöhnte Kaiſer nicht ohne eine Frau ſein könne, ſahen die regierenden Freigelaſſenen wohl ein; daher ſchlug Pallas die Agrippina, eine Tochter des Germanicus, vor und erlangte ihre Erhebung um ſo leichter, als der willenloſe Oberhirte des Reichs für die kluge Nichte bereits eingenommen war. Dieſe Wahl gereichte indeſſen weder ihm noch dem Reiche zum Heil. Denn wenn auch Agrippina ihr wollüſtiges Leben mit dem Deckmantel äußern Anſtandes überkleidete, ſo durchbrach ihr Ehrgeiz, ihre maßloſe Herrſchſucht alle Schranken des Rechts und der geſetzlichen Ordnung. Gift und Richtbeil räumten weg, was ihr im Wege ſtand. Sie ſaß neben dem Kaiſer auf eigenem Tribunal, empfing mit ihm fremde Geſandte und Könige und zeigte ihren Uebermuth bei jeder Gelegenheit. Um ihren Einfluß auch für die Zukunft zu ſichern, betrieb ſie die Erhebung ihres Sohnes erſter Ehe, des Domitius Nero, zur Thronfolge. Der gehorſame Gemahl mußte ihn adoptiren, mit ſeiner Tochter Octavia verloben, ſeinen eigenen, noch ganz unmündigen Sohn Britannicus zurückſetzen, ja, er ließ es ſich gefallen, daß der letztere gänzlich der Stiefmutter übergeben und ſogar aus ſeiner Umgebung entfernt gehalten wurde. Um Nero's willen hob ſie die Verbannung des weiſen Seneca auf und ernannte auch den tapfern Burrus Afranius zum Präfecten der Prätorianer; jener ſollte die Jugend ihres Sohnes überwachen und leiten, dieſer die Garde für ihn gewinnen. Nachdem dieſe Anſtalten getroffen waren, mußte noch der alte Monarch aus dem Wege geräumt werden, was ohne beſondere Gefahr und Beſchwerde ausgeführt werden konnte. Zu dem Kaiſermord drängten aber auch noch andere Umſtände, die wir im folgenden Abſchnitt erörtern.

Nero.

Der herrſchſüchtigen Frau waren alle ihre Pläne gelungen, ſie ſtand an der Spitze des Staates in vollem Glanze der Majeſtät. Indeſſen gerade als ſie die ſchwindelnde Höhe erſtiegen hatte, wurden ihr manche bedenkliche Anzeichen hinterbracht. Der Kaiſer hatte bei zufälliger Begegnung ſeinen Sohn zärtlich umarmt, darauf ohne ihr Vorwiſſen ein Teſtament gemacht; der viel geltende Freigelaſſene Narciſſus wagte es, in Gegenwart ſeines Herrn ihre Vorwürfe und Schmähungen zu erwiedern, ja ſelbſt den Britannicus zur Wahrung ſeiner Rechte aufzumuntern. Sie ſah von ferne die Wetterwolken aufſteigen, welche ihren Untergang im Schooße trugen. Da ergriff ſie das äußerſte, aber ſicherſte

Digitized by Google

Mittel, den Mord. Die berüchtigte Giftmiſcherin Locuſta bereitete auf ihr Verlangen ein Pitzengericht, und als der Kaiſer davon genoſſen hatte, verlor er bald Sprache und Gehör. Um den tangen Todeskampf zu endigen, half der Arzt Xenophon mit einer vergifteten Feder nach.

Noch wußte man in der Stadt nichts vom Tode des Kaiſers, da trat aus dem Portal des Palaſtes Domitius, ſeit ſeiner Adoption Nero Clandins genannt, ein 17jähriger Jüngling, ſtrahlend von Ingend und Frende im golddurchwirkten Purpur. Die prätorianiſche Cohorte, welche die Wache hatte, begrüßte ihn als Imporator und begleitete ihn in's Lager, wo er allgemein anerkannt wurde. Der Senat verweigerte eben ſo wenig, wie die Völter in den Provinzen, die ungeſäumte Zuſtimmung. Geſchenke und Feſte ſtellten die Garden und Bürger zufrieden, viel verſprechende Reden, die Seneca ausgearbeitet hatte, die Väter; Alles ließ eine ſegensreiche Zeit hoffen.

Auch Agrippina hoffte eine goldene Zeit für ihre Herrſchſucht, einen Lohn für ihre Verbrechen. Gleich Anfangs mußten der angeſehene Proconſul Silanus durch Gift und ihr alter Gegner Narciſſus im Kerker ſterben. Dann miſchte ſie ſich in die Staatsgeſchäfte ein, ſchickte Befehle in die Provinzen, empfing an des Sohnes Seite fremde Geſandte und trug ſich mit blutigen Maßregeln, um jeden Widerſpruch niederzuſchlagen. Ihren Anmaßungen traten die Führer Nero's, der ſittlich ſtrenge Burrus und Annäus Seneca, entgegen. Erſterer hatte, als Präfect der Leibwache, die Macht in Händen; letzterer, ein Spanier von Geburt und der ſtoiſchen Philoſophie ergeben, die Waffen der Klugheit und Erfahrung. Sie bewogen den jungen Fürſten, die Mutter unter ſchonenden Formen von der Regierung zu entfernen und ihnen das Ruder des Staates zu überlaſſen. Unter ihrer Leitung erhielt das Reich wieder eine ſolche Bedeutung, daß Rom das Herz war, von dem die belebende Kraft in alle Glieder des ungeheuern Staatskörpers ſtrömte.

Beide Männer entfalteten vereinigt eine erfolgreiche Thätigkeit, und wenn auch Burrus durch ſtrengen, ſittlichen Ernſt ehrwürdiger erſcheint, als der nachgiebige, reiche Seneca, ſo wirkte doch dieſer zugleich durch ſeine philoſophiſchen Schriften auf die Nachwelt. Da leſen wir noch jetzt die ewige Wahrheit: „Wollt ihr Gott euch vorſtellen, ſo denkt ihn euch groß und freundlich, in milder Erhabenheit, als einen Freund, der euch ſtets nahe iſt, der nicht verehrt ſein will durch blutige Opfer, ſondern durch ein reines Herz und tugendhafte Vorſätze. Nicht Tempel von aufgethürmten Steinen will er ſich erbaut wiſſen; in der eigenen Bruſt ſoll Jeder ihm einen Altar errichten."

Es war ſchlimm, daß dieſe und andere Lehren der Weisheit gerade bei dem keinen Eingang fanden, in deſſen Händen das Wohl und Wehe von Millionen lag. Nero hatte leider den Unterricht des ſtoiſchen Weiſen nur kurze Zeit genoſſen, als es ſchon zu ſpät war. Ein Tanzkünſtler und ein Barbier hatten ſeine frühere Erziehung geleitet und ſeine Neigungen auf nutzloſe Künſte gelenkt. Er tanzte, ſang, deklamirte, verſtand das Wagenlenken, machte ſchlechte Verſe; aber er wußte nicht einmal eine gute Rede aufzuſetzen, was damals jedem Schulknaben eingebläut wurde. Dazu kam die ſchlechte Aufſicht, der Anblick von unzüchtigen und verbrecheriſchen Scenen im elterlichen Hauſe und, was das Schlimmſte war, die unumſchränkte Gewalt, die er in einem Alter erlangte, in welchem ihm noch ein ſtrenger Zuchtmeiſter hätte zur Seite ſtehen ſollen. Da war es kein Wunder, daß ſeine Leidenſchaften Zaum und Zügel zerriſſen und ihm ſowie dem Staate zum Verderben gereichten. Seine Gattin, die junge Octavia, verſchmähend, entbrannte er leidenſchaftlich für die ſchöne Acte, eine Freigelaſſene. Als ihn darüber ſeine Mutter mit weiblicher Heftigkeit ausſchalt, nahm er ihrem Günſtling Pallas das Schatzmeiſteramt. In ihrem Zorne drohte ſie ihm mit dem verdrängten Britannicus; aber damit ſprach ſie dem unglücklichen Prinzen das Todesurtheil. Locuſta mußte die ganze Kraft ihrer hölliſchen Kunſt aufbieten, und der Kaiſerſohn ſtarb beim Mahle faſt augenblicklich an dem Trank, den ihm der Adoptivbruder kredenzte.

Ueber dieſe Gräuelthat wagte Niemand ein Wort zu reden, als Agrippina. Sie ſchloß ſich nunmehr an die verſtoßene Octavia an, ward aber ſelbſt auf den Tod angeklagt. Burrus indeſſen widerſetzte ſich der Hinrichtung und beſtand auf geſetzlichem Verhör. In demſelben bewies die Kaiſerin ihre Unſchuld, wodurch ſie denn freilich den Prozeß, nicht aber das Herz des Sohnes gewann. Nero dagegen überließ ſich ungeſcheuter ſeiner verwilderten Natur. Vermummt zog er Nachts mit den wüſten Genoſſen durch die Straßen, zerſchlug, was er vorfand, mißhandelte ehrſame Bürger, erhielt aber mitunter ſelbſt eine Tracht Prügel. Damit wechſelten Schwelgereien und Gelage, bei welchen Anſtand, Sitte und Zucht mit Füßen getreten wurden.

Der Staat befand ſich während dieſer Zeit noch immer durch die Miniſter wohl behütet. Die Rechtspflege wurde ſtreng, ohne Eingreifen des Fürſten, verwaltet, die Majeſtätsgeſetze blieben abgeſchafft, die Steuerpächter ſtanden unter ſorgfältiger Controle. Nero ſoll ſogar allgemeine Zoll- und Handelsfreiheit beantragt haben, was freilich von dem Senat als unpraktiſch zurückgewieſen werden mußte. Aber

„Der Dämon läßt ſein Opfer nicht; er zieht es fort
Unrettbar in des Orcus Tiefe, Schritt für Schritt."

So geſchah es mit dem Jüngling im Purpur; er taumelte in tollen Sprüngen dem gähnenden Abgrunde zu. Er hatte der ſchönen und reichen Poppäa Sabina, der Gattin ſeines Luſtgenoſſen Otho, ſeine Neigung zugewendet, die nun auf den Kaiſerthron ihre begehrlichen Blicke richtete. Die ſtolze Frau hoffte von dem Untergange Agrippina's den Ehebund mit dem Fürſten. Die Kaiſerin, ſagte ſie, hatte ihn wie einen Knaben am Gängelbande und ſinne

Digitized by Google

doch auf ſein Verderben. Nero hatte nicht die Kraſt, der Sirene zu widerſtehen. Zu Bajä ward das Werl vollbracht; da lockte er die Mutter auf ein lünſtlich gebautes Schiff, das unter ihren Füßen auseinander ging. Sie entrann ſchwimmend; aber nachgeſandte Mörder vollendeten die That des Entſetzens. Aus dem vergoſſenen Blute ſteigen die Eumeniden hervor und ſchwingen ihre Schlangengeißeln um das Haupt des Thäters. Er eilt, von Angſt gefoltert, nach Neapolis, ſendet eine Rechtfertigung an den Senat und wagt es endlich, ſelbſt nach Rom zurückzulehren; allein weder die Schmeichelei des Senats, noch der pomphafte Empfang geben ihm die verlorene Ruhe zurück. Er ſucht das Geſchehene in neuen Zerſtreuungen zu vergeſſen, tritt in einem beſonders hergerichteten Circus als Wagenlenker, in Privattheatern als Citherſpieler, Schauſpieler und Sänger auf, erntet natürlich rauſchenden Beifall; dennoch ſcheint gerade die Haſt, mit welcher er alle dieſe Dinge betrieb, die ſtets wiederlehrende Erinnerung an die unnatürliche That zu beweiſen.

Eine ſeltſame Grille des Fürſten war es, daß alle Welt ſich um des Kaiſers Bart bekümmern ſollte. Er ſtiftete deswegen die Juvenalien (Jugendfeſte) zum Andenken an ſeine erſte Bartſchur. Sie beſtanden hauptſächlich in theatraliſchen Vorſtellungen, bei welchen die vornehmſten Männer und Frauen Rollen übernehmen mußten. Im folgenden Jahre führte er die Neronien ein, muſiſche und gymnaſtiſche Kämpfe nach Art der olympiſchen. Nach dem Tode des Burrus wurden die Majeſtätsgeſetze wieder eingeführt, die Meute der Delatoren (Angeber) gegen Verdienſte, Reichthum und hohe Geburt losgelaſſen, Seneca von den Geſchäften entfernt, dagegen der verbrecheriſche Tigellinus, der, gleich ſeinem Herrn, in alle Laſter eingeweiht war, an die Spitze der Garden geſtellt. Der Tyrann feierte darauf ſeine Vermählung mit Poppäa Sabina, in deren Folge die unglückliche Octavia auf grauſame Weiſe ſterben mußte. Er ſelbſt ſang und ſpielte jetzt öffentlich, ſchwelgte und gab dem Pöbel reichlich Brod und Spiele, was ihm fortwährend Gunſt verſchaffte.

Ein großes Unglück, das die Hauptſtadt betraf, ſtörte die allgemeine Fröhlichkeit. Am 19. Juli entſtand Feuerlärm; ein Brand war in dem Thale zwiſchen Palatin und Cälius, am großen Circus, ausgebrochen. Die Flammen ergriffen die hölzernen Schranken und Buden; ſie verbreiteten ſich nach dem Oelmarkt, wo die aufgehäuften Oelvorräthe dem wüthenden Elemente reichlich Nahrung gaben. Sie verzehrten den Circus, alle Gebäude in den Niederungen, ſtiegen dann, vom Sturmwind angefacht, zu den Hügeln empor und herunter in die dazwiſchen liegenden Thäler. Ganz Rom verſank in dem Meer von Gluthen, deſſen Wogen himmelan ſchlugen und weithin den Untergang der Beherrſcherin der Welt verkündigten. Häuſer, Waarenlager, Tempel, ſtolze Säulenhallen, Baſiliken, Statuen, Kunſtwerke jeder Art wurden ein Raub der Zerſtörung. Als ſie den kaiſerlichen Palaſt ergriffen, erſchien der Fürſt ſelbſt; aber er konnte nicht retten. Er verweilte damals in Antium, und hielt es bei Ausbruch des Brandes nicht der Mühe werth, nach Rom aufzubrechen, weil Feuersbrünſte in den engen, winkeligen Straßen und bei den mangelhaften Löſchanſtalten häufig waren. Erſt die furchtbare Ausdehnung des allgemeinen Unglücks rief ihn nach der Hauptſtadt. Sechs Tage und Nächte dauerte die Feuersbrunſt ohne Unterbrechung, loderte dann, als man ſchon die Gefahr für bewältigt hielt, zum zweiten Mal auf und verheerte einen Theil der Anlagen auf dem Marsfeld. Es iſt bekannt, daß man den Nero ſelbſt in alter und neuer Zeit für den Urheber des Feuers erklärt und ſogar behauptet hat, er habe das Feuer ſchüren, die Löſchanſtalten hemmen laſſen, um als der Gründer einer neuen Stadt geprieſen zu werden. Indeſſen dürfte er doch nach Erwägung aller Umſtände von dieſem Vorwurfe frei zu ſprechen ſein. Man ſagt auch, er habe während der grauſamen Noth von dem Thurme des Mäcenas herab den Untergang von Ilium declamirt. Es gehörte dazu eine beſondere Heldennatur, um unter dem Geſchrei und Geheul, dem Krachen der einſtürzenden Gebäude, dem Brauſen des Sturmes, dem Lodern und Ziſchen der Flammen eine theatraliſche Vorſtellung zu geben.

Sobald man des Feuers völlig Herr war, ließ der Kaiſer für die obdachloſe Menge Sorge tragen. Nothhütten wurden in Menge errichtet, die noch erhaltenen öffentlichen Gebäude, die kaiſerlichen Gärten, Höfe und Pavillons den abgebrannten Leuten eingeräumt, Lebensmittel zu Land und zu Waſſer herbeigeſchafft. Dann ging man an den Wiederaufbau nach einem geregelten Plane. Es wurden Belohnungen für Die feſtgeſetzt, welche in beſtimmter Zeit ihre Häuſer herſtellten. Die Regionen oder Quartiere, die Breite der Straßen, die Höhe der Gebäude erhielten ihr vorgeſchriebenes Maaß; als Material waren feuerfeſte Steine vorgeſchrieben. Die Säulenhallen, Baſiliken und andere öffentliche Werke beſtritt die kaiſerliche Kaſſe.

Am lebhafteſten beſchäftigte ſich der Kaiſer mit der Herrichtung ſeines Palaſtes. Das „goldene Haus“, wie man es nannte, ſollte an Umfang, Pracht und kunſtreicher Vollendung alle Bauten der Welt übertreffen; dazu wurden die Hülfsquellen des Reichs aufgeboten. Es erſtreckte ſich von dem Plane des Palatin bis nördlich zu den esquiliniſchen Hügeln, umſchloß Gärten, Weinberge, Haine, Seen und war mit einer dreifachen Kolonnade in einer Länge von tauſend Schritten geſchmückt. Als der Wunderbau in ſeiner goldnen Pracht aufgerichtet ſtand, war großer Empfang. Die letzten Strahlen der Sonne verſchwanden hinter dem Vatican, da erſchienen die Gäſte in Sänften und Karroſſen. Sie treten in die Vorhalle, wo die 120 Fuß hohe Statue des als Sonnengott dargeſtellten Kaiſers von pariſchem Marmor glänzt. Sie durchwandeln Säle, Triclinien, Korridors, deren Wände und Decken mit Alabaſter, Gold und Edelſteinen, mit Statuen und Basreliefs feenhaft verziert

Digitized by Google

ſind. Eine weitere Gallerie iſt mit Wohlgerüchen erfüllt, und das ſanfte Licht halbverdeckter Lampen beleuchtet das Getäſel von Gold und Marmor und bricht ſich vielfarbig in den Facetten der künſtlich eingefügten Diamanten. Eine verborgene Thür öffnet ſich; man tritt in die Rotunde des Trieliniums, wo die ſüßeſten Düfte, die Fülle der Kunſt alle Sinne berauſchen. Die gewölbte Kuppel gleicht dem Firmament; Sonne, Mond, Sterne, ſelbſt leichtes Gewölk iſt in ſteter Bewegung; auf dem ſchillernden Getäſel der Wände wechſeln Gemälde beſtändig Farbe und Gegenſtände. Wie ſich die Gäſte ſtaunend in die zauberiſche Umgebung verſenken, tritt er ſelbſt hervor, der Gott der Erde, gleich dem Kitharrhöden Apollon das Haupt mit delphiſchem Lorbeer umkränzt, in der Hand die goldene Lyra, und ſingt begeiſtert:

„Unter dem goldenen Dache, das kunſtvoll ſelbſt er vollendet,
Wohnt er, des Reichthums froh nnd innig geliebt von den Menſchen."

Alle dieſe Wunderwerke mögen wohl dem Beſitzer viel Behagen vezurſacht haben; allein gerade die üppige Verſchwendung bei dem Bau machte dem Volke ſein Elend ſichtbar. Man ſprach es laut aus, der Fürſt ſelbſt ſei der Brandſtifter. Man rottele ſich zuſammen und wagte ihm zu drohen. Um den Haß von ſich abzulenken, warf er die Schuld auf die harmlos lebenden Chriſten. Sie ſollten den ungeheuern Frevel begangen haben. Er ließ die Unglücklichen aufgreifen, martern, hinrichten, im Circus mit reißenden Thieren kämpfen, oder, in Felle eingenäht, denſelben wehrlos zum Fraße vorwerfen. Indeſſen wendete er durch ſolche Grauſamkeiten die Erbitterung nicht von ſich ab; denn, um Geld für ſeine Verſchwendungen aufzutreiben, führte er ein förmliches Raubſyſtem ein. Er forderte von reichen Privatleuten wie von Städten Geſchenke; wo man ſie aber nicht willig darbot, ſandte er ſeine Häſcher. In der Stadt und in den Provinzen wurden Tempel geplündert, goldne Statuen für die kaiſerliche Münze geraubt. Da kein Recht mehr heilig, kein Haupt mehr ſicher war, ſuchl man voll Verzweiflung Rettung in ſich ſelbſt. Angeſehene Männer vereinigten ſich, den Tyrannen zu ermorden und den allgemein beliebten C. Piſo auf den Thron zu erheben. Indeſſen die Verſchwörung ward entdeckt, und die Henkersknechte erhielten Arbeit. Auch der greiſe Seneca, der vergeblich ſeine Reichthümer dem Tyrannen überliefert hatte, mußte ſterben. Mit der Ruhe des Weltweiſen ließ er ſich die Adern öffnen und, als das Blut nur langſam floß, in ein heißes Bad bringen. Der Tod ſeines Erziehers bekümmerte den Kaiſer weniger als das Ende ſeiner geliebten Poppäa, die er wegen eines geringfügigen Widerſpruchs mit einem Fußtritte zum Orcus geſandt hatte, um ſie bald nachher zur Gattin erheben zu laſſen.

Einige Zeit nachher fand auch der unbeſcholtenſte und edelſte Mann dieſer Zeit, Thraſea Pätus, Eidam der oben genannten Arria, ſeinen Untergang. Als ächter Jünger der Stoa hatte er ſeine Thätigkeit dem Staate gewidmet und mehrmals den Senat zu kühnen Entſchlüſſen, ſelbſt zu Widerſprüchen gegen den kaiſerlichen Willen mit ſich fortgeriſſen. Mancher Bürger verdankte ſeiner Einrede das Leben. Heuchleriſche Unterwürfigkeit verſchmähend, war er ſpäter aus der Curie entfernt geblieben; allein auch dieſe ſtillſchweigende Oppoſition that ihre Wirkung, denn man fragte in der Stadt und in den Provinzen bei der hündiſchen Schmeichelei der Väter: „Hat Thraſea mitgeſtimmt?" Das Alles ward ihm zum Verbrechen gerechnet und, da er auf nutzloſe Vertheidigung verzichtete, zum Hochverrath geſtempelt. Er empfing den Todesboten in zahlreicher Geſellſchaft, wie er gerade über die Beſchaffenheit der Seele redete, und bewahrte ſeine Ruhe bis an's Ende. „Jupiter," ſprach er, als man ihm die Adern öffnete, „dir, dem Befreier, weihe ich dieſe Spende." Um den Eindruck dieſes tragiſchen Ereigniſſes zu verwiſchen, feierte Nero gleichzeitig die Belehnung des armeniſchen Königs Tiridates mit großem Gepränge.

Der kaiſerliche Sänger ließ ſich durch ſolche Vorgänge in ſeinen Kunſtbeſtrebungen nicht irre machen. Er geizte nach dem Ruhme, der erſte Künſtler der Welt zu ſein; darüber bemerkte er nicht, wie ſein Freudenpfad jählings zur Tiefe ſich neigte. „Nur die Griechen begreifen meine Leiſtungen," rief er, trunken von dem überſchwänglichen Lobe helleniſcher Geſandten, und machte ſich ſtracks auf den Weg nach dem gottgeliebten Hellas. Die olympiſchen, pythiſchen, iſthmiſchen Spiele mußten gegen die uralte Ordnung in demſelben Jahre gefeiert werden, und natürlich blieb er überall der gekrönte Sieger. Die verſchwenderiſchen Feſte koſteten aber Geld, und das wurde ſchonungslos beigetrieben, geraubt und zuſammen geplündert.

Während dieſer Zeit wüthete des Kaiſers Miniſter, der Freigelaſſene Helius, mit Verbannung, Mord und Raub gleichmäßig in Rom; bis ihn bedenkliches Murren in allen Schichten der Bevölkerung und ſelbſt im Lager der Garden erkennen ließ, daß hier das Maaß der Geduld überfüllt ſei. Nach wiederholter Mahnung erſchien endlich der olympiſche Sieger mit ſeinen Kränzen und gewahrte bei ſeinem glänzenden Einzuge die Gährung nicht, die unter dem Jubel des Empfanges fortdauerte und durch Getraidetheuerung noch geſteigert wurde. Nun aber erfolgte Schlag auf Schlag. Julius Vindex, der Statthalter von Gallien, ein kriegeriſcher, unternehmender Mann, erhob die Fahne des Aufruhrs gegen den Tyrannen und forderte den greiſen Feldherrn Sulpicius Galba in Hiſpanien auf, den Thron zu beſteigen. Obgleich er im Kampfe gegen die oberrheiniſchen Legionen unterlag, gewann die Bewegung doch Fortgang, denn ein Statthalter nach dem andern erklärte ſich für Galba, der im Vorrücken die Entſcheidung dem Senat übertrug.

Nero hielt Anfangs die Schilderhebung für unbedeutend, als aber ein Schreckensbote nach dem andern eintraf, verlor er alle Beſonnenheit. Bald veranſtaltete er Rü-

Digitized by Google

ſtungen, bald Flucht, bald ſann er auf Niedermetzelung des Senats. Er entbietet die Prätorianer zu ſich; aber ſie verweigern den Gehorſam; die Cohorte am Palaſt verläßt ihren Poſten. Die Schranzen und Diener entfliehen faſt alle aus dem goldenen Hauſe, deſſen verödete Räume ſtille ſind, wie die Gräber der Mutter, der Gattin, des Lehrers, der edelſten Männer, die er mit ſeinen Henkershänden erwürgt hat. Auf den Rath ſeines Freigelaſſenen Phaon macht er ſich, in einen ſchlechten Mantel gehüllt, mit einigen Dienern auf den Weg nach deſſen Villa. Ein Gewitter überfällt ihn; die Blitze beleuchten den nächtlichen Pfad; der Donner rollt über dem Haupte des von Gott und Menſchen verlaſſenen Tyrannen; dazwiſchen tönt der Jubel aus dem nahen Lager der Prätorianer, die ſich für Galba erklären. Ein Wanderer ruft den eiligen Reitern zu: „Verfolgt ihr den Nero?" Ein anderer: „Was wißt ihr von Nero Neues?" Man erreicht das Landhaus; aber der geängſtigte Mann wagt nicht durch das Portal einzutreten; er verkriecht ſich im nahen Schilf, er trinkt von dem brackigen Waſſer des Sumpfes, bis ein Loch in die Mauer gebrochen iſt, durch welches er mühſam ſich windet, um nicht von der Dienerſchaft geſehen zu werden. Der anbrechende Tag bringt neue Schreckniſſe; denn der Senat hat die Acht über ihn ausgeſprochen, ihn für einen Feind des Vaterlandes erklärt. Man hört Roſſehufſchlag; es ſind Reiter, welche ihn aufſuchen, um ihn der Strafe zu überliefern. In dieſem Augenblicke iſt die Angſt eines ganzen Lebens zuſammengedrängt und zwingt ihn zum blutigen Entſchluß. Er greift verzweifelnd nach dem Dolche, den er mehrmals weggewieſen hat, und führt endlich, von einem Sklaven unterſtützt, den tödtlichen Stoß. Mit ihm erloſch das juliſche Geſchlecht, das ruhmvoll, den Frieden bringend, begonnen hatte, und in grauenvoller Tyrannei endigte.

Galba, Otho, Vitellius.

Weder von ihren Ahnen, noch von dem Volk, oder der Staatsbehörde hatten die Julier den goldnen Reif der Herrſchaft überkommen, ſondern allein durch Politik und Gewalt der Waffen. Daher war auch die Fortdauer der Monarchie durch kein Recht bedingt, die Nachfolge durch kein Geſetz geregelt. Es entſchieden darüber lediglich willkürliche Beſtimmungen der Erblaſſer und die zufällige Wahl unbefugter Soldatenhaufen. Dieſer recht- und regelloſe Zuſtand dauerte zum Schaden des Reichs nach dem Ausgange des juliſchen Geſchlechts fort. Zwar nahm Sulpicius Galba die kaiſerliche Würde erſt an, nachdem ihn der Senat beſtätigt hatte, allein es war nur Form. Seine Legionen, die luſitaniſchen und die bereits gewonnenen Prätorianer, würden ihn auch ohne Zuſtimmung der Väter zum Oberhaupt ausgerufen haben. Ohne Widerſtand zu finden, hielt der 73jährige Greis ſeinen Einzug in die Hauptſtadt. Er hatte den Willen, die letzte, hinſchwindende Kraft ſeines Alters der Wiederherſtellung der geſetzlichen Ordnung zu widmen. Deswegen hielt er auf ſtrenge Zucht und Sparſamkeit im Haushalt. Meuteriſche Cohorten ließ er durch ſeine Reiter aus einander ſprengen und viele niederhauen. Der Präfect der Prätorianer büßte mit ſeinem Kopfe für Gewaltthaten und verbrecheriſche Umtriebe. Er kargte mit den Staatsgeldern, wo es galt, durch die üblichen Geſchenke das Kriegsvolk, durch Schaugepränge und Spiele den ſtädtiſchen Pöbel zu gewinnen. Dagegen war er nachſichtig gegen ſein Vertrauten, die ſich nicht ſcheuten, in ſeinem Namen ſchreiende Ungerechtigkeiten zu begehen. Wohl drang das Murren des Unwillens im Lager und in der Stadt zu ſeinen Ohren; auch kam Botſchaft, die rheiniſchen Legionen hätten ihren Feldherrn Vitellius zum Kaiſer ausgerufen; auf den Fall ſeines Todes adoptirte er daher den Piſo Licinianus, einen jungen Mann von edler Herkunft und unbeſcholtenen Ruf. Wegen dieſer Wahl zürnte Otho, einſt der Lotterbube Nero's und Gemahl der Poppäa. Derſelbe brachte die Prätorianer auf ſeine Seite, die auf dem Forum in offenem Aufſtande den ſchwachen Greis ſammt ſeinem Adoptivſohn erſchlugen.

Nachdem noch viele Anhänger Galba's ihrem Herrn in den Tod gefolgt waren, zog Salvius Otho, den der knechtiſche Senat ſogleich anerkannte, über Blut und Leichen zum Capitol. Seine erſten Regierungsmaßregeln deuteten auf beſſere Beſtrebungen, als man ihm zugetraut hatte. Indeſſen waren die rheiniſchen Legionen im Anmarſch; er aber begnügt ſich, ihnen die vorhandene Macht entgegen zu werfen, ohne die Heere aus andern Provinzen abzuwarten. Der Anfangs günſtige Kampf wandte ſich bald zu ſeinem Nachtheil. Unweit von Cremona geſchah die entſcheidende Schlacht und als er den unglücklichen Ausgang derſelben erfuhr, ſtürzte er ſich, des Kampfes und des Lebens müde, in ſein Schwert.

A. Vitellius, deſſen Vater einſt gegen die Parthei rühmlich gefochten hatte, zog in kurzen Tagereiſen ſeinen ſiegreichen Feldherren nach. Er brauchte viel Zeit, um ſeinen umfangreichen Bauch zu füttern, und noch mehr, um zu verdauen. Zu Lugdunum (Lyon), Cremona und Bononia hielt er große Raſttage. Da ſtaunte man über ſeine gewaltigen Thaten an lecker beſetzter Tafel, wie er ein Gericht nach dem andern hinunterſchlang. Als er aber in Rom eingezogen war und im Kaiſerſtuhle ſich behaglich fühlte, fand er recht Gelegenheit, die Kraft ſeiner Kinnbacken und die unendliche Faſſungskraft ſeines Magens zu zeigen. Es mußten eigene Küchen erbaut werden, um die Maſſen, die er verlangte, zuzubereiten. Eine Platte von Faſanen und Pfauengehirn, Flamingozungen, Muränenmilch und ähnlichen Leckerbiſſen, die er den Schild Minerva's nannte, leerte er mit ſeinen gleichgearteten Gaſtfreunden, und zwar

hielt er täglich drei bis vier ſolcher Hauptmahlzeiten. Auch hatte er die Gefälligkeit, ſich bei reichen Leuten zu Gaſte zu laden, und er nahm es höchſt ungnädig auf, wenn ein ſolcher Schmaus weniger als 20,000 Thaler koſtete. Mit Regierungsgeſchäften zerbrach er ſich den Kopf nicht, wohl aber machte ihm der tägliche Küchenzettel Sorge und noch mehr die Aufbringung des nöthigen Geldes. Da mußten denn wieder die reichen Leute herhalten, die man am Kopf nahm, wenn ſie nicht gutwillig die nöthigen Summen vorſchießen wollten.

Die wehrloſe Bevölkerung von Rom ertrug geduldig den unerſättlichen Fleiſchklumpen, der das Haupt des Staates repräſentirte, nicht aber die gerüſteten Legionen in den Provinzen. Das Kriegsvolk in Aegypten erklärte ſich zuerſt für den tapfern Vespaſian, der in Paläſtina mit ſiegender Gewalt das aufgeſtandene Volk der Juden bekriegte. Das eigene Heer dieſes Feldherrn ſtimmte bei, und auch die Schaaren, die aus Illyrien und von der Donau herzogen, erhoben ſeine Banner. Sie warfen die ſchlecht geführten Heerhauſen des Kaiſers überall zurück und marſchirten unaufhaltſam nach Rom. Daſelbſt war Flavius Sabinus, ein Bruder Vespaſians, Stadtpräfect und als ſolcher für letztern thätig. Der kaiſerliche Schlemmer, der ſich bisher in ſeiner Thätigkeit für den begehrlichen Bauch nicht hatte ſtören laſſen, verſuchte jetzt Unterhandlungen; allein das Kriegsvolk und die Theilhaber an ſeinen Gaſtgelagen überfielen die Gegner und erſtürmten unter Mord und Plünderung das Capitol, wo Sabinus fiel und Burg und Tempel in Feuer aufgingen. Der Kampf erneuerte ſich, als die feindlichen Legionen in die Stadt eindrangen. In allen Straßen wüthete das Gefecht, während der Pöbel, jauchzend wie bei Gladiatorenſpielen, zuſah. Nach erfochtenem Siege zog man den Schlemmer aus dem Schlupfwinkel, wohin er ſich verkrochen hatte, führte ihn am Strick, wie ein Wunderthier, durch die Stadt und gab ihm ſchließlich den Gnadenſtoß. Der Leichnam wurde mit Haken in die Tiber geſchleift; aber die Unruhen und Gewaltthaten dauerten noch fort, bis ein Jahr und 22 Tage nach Nero's Tode der neue Herrſcher den Thron beſtieg. Vespaſian konnte nicht ſogleich in der Hauptſtadt eintreffen; er hatte in Paläſtina und Aegypten Vieles zu ordnen. An ſeiner Statt erſchien der ägyptiſche Präfect Mucianus, der mit Schwert und Richtbeil den hartnäckigen Widerſtand des Kriegsvolkes und der andern Anhänger des Vitellius niederſchlug. Erſt als der Kaiſer ſelbſt eintraf, hörten Blutgerichte und Verfolgung auf.

(Für die Fackel.)

Die 13 Glaubens-Artikel eines Juden.

Von B. Löwenſtein.

1. Ich glaube mit aufrichtiger Treue, daß aus Nichts, Nichts erſchaffen werden kann und, daß daher die bibliſche Schöpfungsgeſchichte eine Fabel iſt, deren Verfaſſer entweder ein Betrüger oder doch ein betrogener Betrüger geweſen iſt.
2. Ich glaube mit aufrichtiger Treue, daß, wiewohl alle Gottesvertrauten, reſp. Reformatoren von Moſes bis Luther dem jeweiligen Zeitgeiſte gemäß, ſich große Verdienſte um die Menſchheit erworben, dennoch ihre Lehre jetzt ſchon zu den überwundenen Standtpunkten gehören ſollten und wir auf dem Wege der Vernunſt weiter ſchreiten ſollten.
3. Ich glaube mit aufrichtiger Treue, daß da die Volksſchule eine Anſtalt ſein ſollte, die Jugend zu vernünftigen Menſchen heranzubilden und da den Kindern das dort Geleſene oder auswendig Gelernte auseinander geſetzt und erklärt werden muß, damit ſie es begreifen und verſtehen lernen, daher die Bibel aus den Schulen entfernt werden muß, weil dieſelbe, ganz gleich ob den Kindern erläutert oder nicht, ſchuldig iſt.
4. Ich glaube mit aufrichtiger Treue, daß der, den Menſchen von den Prieſtern verheißene Himmel nur in uns ſelbſt exiſtiren und durch einen verwerden nünftigen und moraliſchen Lebenswandel geſchaffen kann.
5. Ich glaube mit aufrichtiger Treue, daß der, den Menſchen von den Prieſtern eingeimpfte Sektenhaß nur zu ihrer eigenen Erhaltung dienen ſoll.
6. Ich glaube mit aufrichtiger Treue, daß die orthodoxen Religionsſyſteme aller Sekten, welche, wie jede behauptet, von Gott eingeſetzt ſein ſollen, dieſelben, trotz der ihm zugeſchriebenen Allmacht nicht Beſtand haben werden, ſondern dem Andrange der Aufklärung weichen müſſen.
7. Ich glaube mit aufrichtiger Treue, daß die Pfaffen aus Böſewichten und Narren beſtehen und ſich die Zahl der Erſteren wie 99, die der Letzteren wie 1 zu 100 verhält.
8. Ich glaube mit aufrichtiger Treue, daß es der Aufklärung, ſich bei den Völkern Eingang zu verſchaffen, in Zukunft eben ſo leicht werden wird, als es bis jetzt ſchwer geweſen iſt.
9. Ich glaube mit aufrichtiger Treue, daß durch den leichteren und ſchnelleren Verkehr der Völker unter

einander, mit der Zeit ein geiſtiges Band ſie vereinigen, welches verhindern wird, daß durch die Selbſtſucht Einzelner, die Maſſen in religiöſen und politiſchen Fanatismus ſich unter einander aufzureiben ſuchen werden.

10. Ich glaube mit aufrichtiger Treue, daß nach dem Sturz der Pfaffen die Throne, deren Stütze ſie ſind, ebenfalls fallen werden.

11. Ich glaube mit aufrichtiger Treue, daß durch den Fortſchritt der Civiliſation und der mannigfachen Benutzung der Naturkräfte, die Exiſtenz der Menſchheit immer mehr erleichtert werden wird.

12. Ich glaube mit aufrichtiger Treue, daß der größte Götze der Menſchen (der Mammon) von ſeinem Werthe an der Börſe des Lebens verlieren wird und zuletzt bis auf pari ſinken, wo dann er nicht höher geſchätzt werden wird, als er in Wirklichkeit werth iſt.

13. Ich glaube mit aufrichtiger Treue, daß trotz ökumeniſchen Concil, Synoden, Rabinern u. Hrn. Knaak, das Weltall nicht aus ſeinem Geleiſe gebracht werden wird, denn: — ſie dreht ſich doch!

(Für die Fackel.)

Streifzüge.

Von Sarah Ludvigh.

Mai, Juni, Juli 1869.

Noch durchdrungen von tiefem Schmerz, über den Verluſt meines geliebten Mannes, war es dennoch für mich eine unabwendbare Nothwendigkeit, mich auf die Reiſe zu begeben, um ſowohl die Collection für die „Fackel" zu beſorgen, wie auch gleichzeitig die vorhandenen Bücher zu verkaufen.

Sie können ſich geehrte Leſer und Leſerinnen kaum eine Vorſtellung machen, wie beſchwerlich und unangenehm dies für eine Frau iſt, iſt es doch ſchon anſtrengend und ermüdend für einen Mann. Kömmt man in eine Stadt, wie viel Mal muß man da nicht wiederkommen, um die oder den Geſuchten endlich einmal zu finden, und wie weit wohnen ſie oft von einander, ich bin ſchon von des Morgens früh bis Abends auf den Beinen geweſen, um meine Geſchäfte zu beſorgen, um dann ermüdend in das Bett zu ſinken. Da ſagt man oft, das Reiſen iſt ſo ſchön, angenehm und zerſtreuend, das mag wohl in gewiſſer Hinſicht der Fall ſein, allein auf mich war es nicht anwendbar.

Während die Natur das Gewand des Frühlings anzulegen im Begriffe ſtand, reiſ'te ich voll Trauer im Herzen und Bangen über eine ungewiſſe Zukunft via L. M. R. R. nach Xenia, im Staate Ohio, ab.

Kurz bevor ich dieſen Ort erreichte, brach ein fürchterliches Ungewitter aus, ich dachte, das ſind ſchlechte Vorzeichen, allein es klärte ſich wieder auf, ehe ich Xenia erreichte. Ich wendete mich an Hrn. Feurle, der die Güte hatte, für mich zu collectiren, da dies für mich in Folge der ſchmutzigen Straßen ſehr unangenehm geweſen ſein würde, er brachte auch mehrere Abonnenten in ſein Haus, und ich verkaufte auch einige Bücher. Habe einen ſehr angenehmen Abend unter dieſen herzensguten Menſchen verbracht, die Tochter ſpielte Piano, mehrere eingeladene Herren begleiteten ſie auf der Violine, ausgezeichnete Küche und ein Glas guten Weines würzten dieſe wahrhaft gemüthliche Abendunterhaltung und ſtimmten mich wieder hoffnungsvoller für meine Reiſe.

Von da per Eiſenbahn nach Columbus gefahren, und da ich nur 3 Minuten Zeit hatte und nach Meadville in Pa. gehen wollte, fragte ich einen Beamten, welches die kürzeſte Linie dahin wäre, anſtatt mir zu ſagen, daß ich an der Junction Gallio, auszuſteigen und den andern Zug erwarten ſollte, beförderte er mich nach Cleveland, und da dort die Eiſenbahnzeit nicht mit der von Columbus übereinſtimmt, war ich genöthigt daſelbſt über Nacht zu bleiben. Ein junger Mann, bei dem ich mich über den dadurch entſtandenen Verluſt beklagte, erwiederte mir, daß er mich abſichtlich nach Cleveland befördert, um ſeiner Linie etwas mehr zu verdienen zu geben.

Von hier nach Meadville, Pa., meine Tour fortgeſetzt, bei einem Herrn John Greeble, der früher eine Conditorei hatte und jetzt das National-Hotel beſitzt, logirt, der, da das Wetter ſehr ſchlecht war, mir auf alle mögliche Weiſe behülflich war, um das Collectiren zu erleichtern. Er führt ein ſehr gutes auf amerikaniſchen Styl eingerichtetes Hotel, das durch Reinlichkeit, gute Bedienung und in jeder andern Hinſicht die Anſprüche der Reiſenden befriedigt. Ich blieb den Sonntag da und durch Hülfe des Agenten verkaufte ich einige Bücher.

Ueber Corry nach Erie abgegangen. Ich mußte in Corry, da ich den Zug verfehlt hatte, bis 1 Nachts warten und kam in der Nacht in Erie zwiſchen 1 und 2 Uhr daſelbſt an, fand nur noch ein einziges Hotel offen, verfügte mich dahin, und nachdem ich etwa ½ Stunde im Parlor gewartet hatte, erſchien ein junger Mann und fragte nach meinem Begehr, nachdem er gehört hatte, daß ich hier zu bleiben beabſichtigte und keinen andern Platz offen fand, er ſagte mir, da weil alles ſchon ſo ziemlich überſetzt ſei, wenn ich mich mit einem kleinen Zimmer begnügen wollte, könnte er Rath ſchaffen, ich erhielt ein fein comfortabel eingerichtetes Zimmer und war erſtaunt über die Pracht und Eleganz dieſes Hotels, daß keiner der öſtlichen Städte eine Schande gemacht haben würde. Dieſes Hotel iſt in allen ſeinen Theilen ſo

Digitized by Google

ſplendid ausgeſtattet, daß ich ganz erſtaunt war, im Weſten ſo eine Entfaltung von Pracht, Schönheit und allen andern Bequemlichkeiten zu finden. Die Halle und Treppen ſind ausgezeichnet nach den neueſten modernen Verbeſſerungen und Moden angelegt und die Zimmrr mit einem Geſchmack in jeder Hinſicht ausgeſtattet, der nichts zu wünſchrn übrig läßt und dieſes Hotel in jeder Beziehung ebenbürtig den geſchmackvoll ausgeſtatteten des Oſtens gleichſtellt. Obwohl es noch viele andere gute Hotels daſelbſt giebt, war doch keines ſo überfüllt wie dieſes Reed's House.

Erie iſt ſehr weit und ſchön ausgelegt und überhaupt iſt das deutſche Element hier ſehr ſtark vertreten. Herr Marx wollte mich gern in ſein Haus nehmen, allein ich mußte diesmal für ſeine Güte danken.

Nächſten Morgen bei dem Frühſtück hatte ich ein kleines Intermezzo mit zwei Herren, die in meiner Nähe ſaßen und ſich plattdeutſch unterhielten, klagend, daß die Servietten nicht rein und zum Theil noch ganz naß waren, was wirklich der Fall war, ich nahm mir die Freiheit zu fragen, ob ſie nicht wüßten, wo der Hr. Dr. Brandes wohne. Ganz erſtaunt antworteten ſie, daß, da ſie ſelbſt hier fremd ſeien, ſie mir keine Auskunft geben könnten, namentlich verwunderten ſie ſich, daß ich deutſch zu ihnen ſprach, ſie hielten mich für eine Amerikanerin und bemerkten, daß ſie blos zum Vergnügen dieſes Land bereiſten und baten mich ſehr um Entſchuldigung wegen des von ihnen geführten Geſpräches.

Hr. Brandes wohnte ſelbſt früher hier in dieſem Hotel, hat ſich aber jetzt ein faſhionables Wohnhaus erbaut. Nach kurzem Suchen fand ich ihn, er nahm ſogleich meinen Reiſeſack in ſeine Hand und begleitete mich nach ſeiner eleganten Reſidenz, wo, da bereits 12 Patienten auf ihn warteten, er mich der Fürſorge eines gerade mit einem Buggy anweſenden Herrrn anvertraute, mit dem Auftrage, mich zu Hrn. Hartleb zu fahren. Auf die Anmeldung dieſes Herren, daß eine Dame von Cincinnati da ſei, kam Mad. Hartleb heraus und ſagte, wie von einer Ahnung ergriffen: Sie ſind gewiß Mad. Ludvigh, kommen Sie herein, unſer ganzes Haus ſteht zu Ihrer Verfügung. Ihr Mann war gerade abweſend, kam aber bald und trotzdem, daß er ſich den Fuß verrenkt hatte, ließ er ſich nicht abhalten, mit mir herumzufahren, um für die „Fackel" zu collectiren, durch ſeine gütige und aufopfernde Bemühung iſt es mir gelungen hier ſehr viele Bücher zu verkaufen und auch noch neue Abonnenten zu erhalten. Er iſt ein langjähriger Freund und Anhänger meines verſtorbenen Mannes und ich kann kaum mit Worten meinen Dank ausſprechrn, wie dieſe guten Leute mich ſo gaſtfreundſchaftlich aufgenommrn haben. Auch machte ich da die Bekanntſchaft des Architekten Hrn. Carwine, eines feinen, jungen Mannes, der den Garten des Hrn. Hartieb durch Anlegung eines Springbrunnens zu verſchönern ſucht und der mir antrug, im Fall die „Fackel" unter guter Leitung fortgeführt werden ſollte, wäre er nicht abgeneigt, dafür zu reiſen.

Nach Dunkirk, N. Y., abgefahren und im Sigel Hauſe von Prter gute Bewirthung gefunden. Früher war Dunkirk blühend und wachſend, jetzt iſt aber ein Stillſtand eingetreten. Die Geſchäfte gehen jetzt ſehr flau; viele Stores ſind geſchloſſen und Häuſer plenty zum verrenten, es ſind viele Warehäuſer am Depot geſchloſſen und jetzt ſieht man keine Canalboote mehr aus- und einladen, alles iſt nach Buffalo weggegangen. Es iſt dies ſehr hart für die arbeitenden Klaſſen. Manche, die ſich vielleicht mit der Zeit ein Häuschen erworben hatten, ſind jetzt außer Arbeit und da ſie ihr Eigenthum nicht verkaufen können, auch gezwungen hier zu bleiben. Man ſchreibt dies den Fisk und Vanderbilt's Streitigkeiten zu. Hr. Koch, ein Getraidehändler in Dunkirk, der ein Actionär für die Propaganda iſt, wünſchte auch noch den Prieſterſpiegel zu haben. Der Agent der „Fackel" Hrn. J. v. Günter hatte die Freundlichkeit mir in Allem hülfreich an die Hand zu gehen.

Buffalo war die nächſte Station. Es war für die vorgeſchrittene Jahreszeit außerordentlich kalt entlang dem Ufer des Sees, die Reiſenden waren genöthigt, ihre Winterkleider hervorzuſuchen, um ſich gegen das froſtige Wetter zu ſchützen. Buffalo iſt ſchon eine ziemlich große Stadt mit bedeutenden deutſchen Geſchäften aller Art, deutſchen Theatern, deutſchen Zeitungen, Turnverein und einigen großen Brauereien, doch wird auch hier über ſchlechte Zeiten geklagt. Bei Hrn. Grüner, den ich ſchon von früher kannte, freundliche Aufnahme gefunden. Vor etwa 5 Jahren logirte ich in ſeinem Hotel und pflegte meine kranke Bella, deshalb war ich ſehr erfreut, ihn und ſeine Familie geſund und wohl anzutrrffen. Hr. Grüner, der ein ausgezeichneter Maler iſt, beabſichtigt nach Europa zu gehen, und von da ſich die Kräfte zu verſchaffen, um ſich ganz der Kunſt auf dem Gebiete der Fresko- und Glasmalerei zu widmen, er wird wahrſcheinlich ſein Hotel ganz aufgeben; bevor er abreiſ'te tractirte er noch ein ſplendides Souper und die Liedertafel erheiterte noch die fröhliche Stimmung durch Vorträge einiger ausgewählten und gut ausgeführten Geſangsſtücke. Einer von den Theilnehmern der Buchhandlung Gebr. Beſſrr u. Comp. hatten die Güte, mir einen ganzen Tag zu meinen Gunſten in Beſorgung meiner Geſchäfte dort zu widmen; auch war er ſo gefällig, mich bei dem Redakteur der dortigen deutſchen Zeitung einzuführen, und verſprach auch ſonſt mir in Allem beizuſtehen. Er führte mich in ſein Haus ein und ſtellte mich ſeiner Frau vor und da ſeine liebe Gemahlin kurz zuvor mit einem muntern Knaben ihn beſchenkt hatte, und er ein eifriger und ſtandhafter Anhänger meines verſtorbenen Mannes war, hatte er ihm zu Ehrrn denſelben „Ludvigh" getauft.

Hr. Brach, ein warmer Freund meines Mannes kam zu mir in Geſellſchaft eines Hrn. Löwenſtein und da das Portrait meines verſtorbenen Mannes, was er beſitzt, ihm nicht recht ähnlich iſt, ſo werde ich ihm ein anderes ſchicken, das ihm ähnlicher ausſieht; er ſandte kurz vor dem Tod

Digitized by Google

Ludvigh's 5 Doll., daß er ſich photographiren laſſe, welches zeigt, daß er ein ſehr anhänglicher Frennd meines Mannes war.

Nachdem ich die Colleelion beſorgt und auch Bücher verkauſt hatte, ſetzte ich meine Tour weiter fort.

Ich ließ meinen Koffer tn Buffalo und ging nach Niagara Falls und Mr. Nielſen, Importeur von Weinen, war ſo gütig die Collertion für Toronto und Hamilton zu beſorgen, indem er glaubte, mir dadurch unnöthige Koſten zu erſparen. Ich habe dort auch einige Bücher verkauſt. Hr. Behr, der nenlich erſt von einer Vergnügungsreiſe von Europa zurückkehrte, kaufte Bücher von mir und ſeine Tochter, Mad. Groll, zeigte mir unter andern bemerkenswerthen Gegenſtänden, einige ſehr ſchöne Gemälde, die Hr. Behr von Rom mitgebracht hatte. Von da beſuchte ich Hrn. Brock's, ein Landsmann meines Mannes, der ein Buch „Reden und Vorleſungen" mit dem Bemerken kauſle, daß, wenn es das lehle Exemplar wäre, er es nicht unter 50 Doll. hergeben würde. Seine freundtiche Einladung zum Mittagsmahl habe ich ausgeſchlagen, um ſeine Fran nicht unvorbereitet zu überraſchen, ich zog es vor, die herrlichen Naturwunder, mit denen die Gegend ſo verſchwenderiſch von Mutter Natur geſegnet iſt, zu bewundern. Ging nach Goat Isleand, und d'e kieinen „Siſter Isleand's", die früber ohne roindung waren, ſind jeßt durch Brücken mit Goat Isleland verbunden. Von dieſen Inſeln ging ich zurück und begab mich auf die neuerbaute Hängebrücke, von wo aus ch eine prachtvolle Ausſicht auf die Niagara Fälle hatte. Ich ging blos bis in die Mitte der Brücke, um die Fälle zu ehen.

Zurück nach Hrn. Brock's gegangen und bei ihm und in Geſellſchaft ſeiner Fran und liebtichen Tochter kurze Zeit verweilt und eine gute Taſſe Kaffee genoſſen. Wieder zurück nach Buffalo gereiſ't.

Nach Rocheſter weitergereiſ't, nahe am Depot findet man bei Hrn. Böhm ein gutes deutſches Haus und freundliche Bedienung. In Rocheſter iſt das deutſche Element ſtark vertreten. Hrn. und Mad. Böhm haben alles Mögliche gethan, um mir meinen Auſenthalt daſelbſt ſo angenehm wie möglich zu machen, und ſage ich dieſen guten Leuten hiermit nochmals meinen innigſten Dank. Mad. Böhm führte mich in die in der Nähr der Stadt gelegene Kunſtgärtnerei (nursery), welche eine der ſchönſten und beſtangelegten in den Ver. Staaten iſt, ich halte das beſondere Vergnügen, die gerade jeßt zufällig blühende Century Plant (hundertjährige Blume), die blos einmal in 100 Jahren blüht, zu ſehen, es koſtel 50 Cents Einlritt, um dieſes Wunder in Augenſchein zu nehmen. Nicht weit davon iſt ein ſehr ſchöner Cemetery, die anziehenden Wäſſerfälle ſind auch der Mühe werth, ſich dieſelben anzuſehen. Sehenswerth iſt auch der herrlich gebaute Aqueduct, der über den Geneſſee River führt. Die Turner bauen eine Halle daſelbſt und es ſcheint, daß die Geſchäfte da im Allgemeinen beſſer zu ſein ſcheinen, wie anderswo, die Israeliten entwickeln hier bedeutenden Unternehmungsgeiſt. Von da erhielt ich eine Empfehlung von den Turnern an Hrn. Häberle in Syraeuſe, mit dem Bemerken, daß ich wahrſcheintich gerade recht zu einer Verſammlung des Turnvereins kommen würde. Hr. Heerdt, derſ Agent der „Fackel" and Hr. Weber, ein Turner baben ſich alle Mühe gegeben, um mir behülflich zu ſein. Troßdem die Turner ſchon eine grräumige Halle haben, bauen ſie doch noch eine weit größere and prachtvollere. Durch Mad. Böhm hatte ich auch die Ehre, Hrn. Duion und ſeiner Familie vorgeſtellt zu werden, wo ich ſehr freundlich aufgenommen worden bin; er und ſeine Tochter ſind in der Turnſchule als Lehrer angeſtellt und habe mich bei dieſen guten Leuten recht heimiſch geſühlt. Bin leider durch Geſ chäſte verhindert worden, meine Aufwartung bei Ihrer Tochter und Gen. Sigel in Moroſino bei New York zu machen, weshalb ich hier noch nachträglich recht ſehr um Entſchuldigung bitte.

Bei Ankunſt in Syraenſe erhielt ich von Hrn. Häberle den Beſcheid, daß keine Verſammlung ſtattfinde, überhaupt ſchien mir Hrn. Häberle ſehr beſchäftigt mit der Einrichtung ſeiner neuen peachtvollen Branerei, um mir viel Aufmerkſamkeit zu ſchenken und mir weiter behülflich zu ſein. Er wies mich an Hrn. Dr. Evers, traſ ihn etwas unwoht, weshalb er das Haus nicht verlaſſen u. mir behülflich ſein konnte.

Ging zu einem Conditor in der Hoffnung mir in Etwas behülflich zu ſein, allein da er gerade ſehr beſchäftigt war, wieß er mich an Dr. Bauſinger zurück.

Beſuchte Hrn. Dr. Bauſinger, der eine ſchöne groſße Apotheke hat, fand ihn aber nicht zu Hauſe. Es war gerade regneriſches Wetter und da ich in der Stadt unbekannt war, ſo war es mir ſehr erwünſcht, daß der Dr. endlich ſo gütig war, mich an Hrn. Myer's zu weiſen, in deſſen Hauſe ich ſehr gaſtfreundſchaſtlich aufgenommen wurde. Er war ein intimer Freund meines verſtorbenen Mannes, hatte ihn ſchon lange nicht mehr geſehen, abonnirte ſoſort auf die „Fackel" und kauſte mehrere Bücher. Sie brachten mir gleich Ungar. Muscat-Wein, da ihr Mann ein Ungar war, ſagten ſie: trinken Sie dieſen Wein gewiß am liebſten. Ich kann nicht umhin, auf ihren kleinen Sohn, der ein geborenes muſikaliſches Genie iſt, aufmerkſam zu machen. Dieſer kleine Künſtler hat ſich aus einer Cigarren-Box ſelbſt eine kleine Geige verſertigt, blos mit dem Zuſammentrimen konnte er ohne Hülfe eines Schreiners nicht gut fertig werden, er ſpielt die ſchwerſten Stücke, ohne Unterricht erhalten zu haben. Es wäre Schade, wenn dieſes Talent nicht ausgebildet würde, deshalb beabſichtigen ſeine Eltern ihm in der Muſik Unterricht ertheilen zu laſſen.

Hr. Myers erzählte ſeinen Gäſten ganz begeiſtert, wie er Hrn. Ludvigh vor 17 Jahren zurück in Chirago kennen gelernt hätte. Er wohnte damals bei einem Hrn. Bartlett und erfuhr, daß eine arme Familie, die beinahe dem Hungertode nahe war, von allen Mitteln entblößt, um ſich nur

Digitized by Google

das Nothwendigſte anzuſchaffen, dringend der Hülfe bedürfe. Er gab dieſer armen Familie 5 Doll., um ſich damit Holz zu kaufen, da es gerade herbſtliches kaltes Wetter war und bemühte ſich, auch noch Lebensmittel für ſie zu beſorgen. Unterwegs traf er einen deutſchen Geiſtlichen, welchem er die elende Lage dieſer armen Familie vorſtellte u um Hülfe anging, allein auf die Frage deſſelben, zu welcher Gemeinde gehört er, erwiederte Hr. Myers, das hat damit nichts zu thun und wendete ſich empört über die Gefühlloſigkeit dieſes Pfaffen weg. Gerade dieſen Abend kam Hr. Ludwigh in Chicago an und von Hrn. Bartlett über dieſen niederträchtigen Act des entmenſchten Pfaffen unterrichtet, hielt er eine ſo ergreifende und rührende Rede an die Verſammelten, daß ſie zu Thränen gerührt wurden und eine Sammlung veranſtalteten, die $60 eintrug. Hr. Ludwigh, dem dieſer Betrag eingehändigt wurde, überwies ihn ſofort zum Beſten dieſer hülfsbedürftigen Familie und von daher datirt ſich die hohe Achtung und Freundſchaft des Hrn. Myers gegen meinen Mann. Während meines Aufenthaltes in Syracuſe fand in Folge der ſchlechten Beſchaffenheit einer über den Kanal führenden Brücke ein ſchreckliches Unglück ſtatt, indem eine Feuerſpritze mit zwei ſchönen werthvollen Pferden beſpannt, durchbrachen und dieſelben dabei umkamen.

Merkwürdig um Syracuſe ſind noch die in Nähe befindlichen Salzquellen, zu welchen Hrn. Myers mich führen wollte, allein ich wurde durch Geſchäfte daran verhindert.

Es war gut, daß ich mich einen Tag daſelbſt länger verweilte, indem die mir in Rocheſter angekündigte Turnverſammlung doch ſtattfand, Hr. Myers führte mich ein und ich verkaufte mehrere Bücher. Hr. Häberle entſchuldigte ſich ſehr, daß er mich anfänglich nicht ſo empfangen und unterſtützt hätte, wie ich wohl annehmen konnte, zu erwarten, wenn Jemand fremd und unbekannt in eine Stadt kommt. Er verſprach Alles zu meinen ferneren Gunſten zu thun; da er befürchtet, daß auch das Temperenz-Geſetz in New York eingeführt werden könnte, und er nicht lange zurück eine Brauerei gebaut, wodurch er bedeutenden Verluſt haben würde, ſo kann man es ihm nicht verargen, wenn ihm dies im Kopfe herum geht und ihm viele Sorgen für die Zukunft macht.

Meine Tour per Eiſenbahn nach Albany fortgeſetzt. Albany iſt prachtvoll gelegen. Ich wendete mich an den Turnverein und verkaufte mehrere Bücher. Von Hrn. Hinkel's Brauerei, deſſen Bruder in Europa iſt, hat man eine der ſchönſten Ausſichten über Stadt und Umgegend. Gegen Oſten hin bilden, die ſich erhebenden Berge ein maleriſches Panorama, und mit Entzücken verweilt das Auge auf der ganzen Umgebung. Nicht mit Unrecht vergleicht man die romantiſchen Ufer des Hudſon mit dem Rhein, nur daß hier auf den Hügeln keine zerfallenen Burgen ſich erheben, verknüpft mit abenteuerlichen Sagen untergegangener Geſchlechter. In Schreiber's Hotel, wo ich abſtieg, hatte ſich zufälliger Weiſe auch Hr. Heinzen von Boſton einlogirt. Mad. Schreiber, die ſehr ängſtlich mit der Zubereitung der Speiſen war, um ſpäter nicht darüber kritiſirt zu werden, hatte das Unglück, ihren Ring zu verlieren, ſchon früher hatte ſie ihren Trauring verloren, und ſpäter dieſen jetzt verlornen als ein Preſent erhalten, dafür hatte ſie blos den Troſt, daß Hr. Heinzen beim Fortgehen bemerkte, daß er keinen beſſern Tiſch und Logis in Amerika wie hier gefunden habe. Bei Schreibers habe ich mich gerade wie zu Hauſe gefühlt. Mad. Schreiber hat entſchiedenes Talent für die Bühne und ſpielt die ſchwerſten Rollen im Liebhabertheater, ſie beſitzt eine prachtvolle Garderobe die ſie ſich ſelbſt gemacht hat und die von großem Geſchmack zeigt. Hrn Schindler traf ich im beſten Wohlſein, er hat die Lebensmunterkeit und das Ausſehen eines jungen Mannes. Mad. Böhm beauftragte mich, bei Hrn. Sauter vorzuſprechen, traf ihn zwar, da er aber zu ſehr beſchäftigt war, konnte ich ihn nur flüchtig ſprechen.

Auf einem Dampfer bei herrlichem Wetter nach dem romantiſch am Hudſonfluſſe gelegenen Troy gefahren, wo gerade die Bekränzung der Gräber gefallener Soldaten ſtattfand. Einen Ausflug von da nach Lanſing zu Profeſſor Philippi, eines ſehr gebildeten Mannes gemacht, der das Unglück hat, daß ſeine Frau ſehr leidend iſt, was mich ſehr betrübt hat, ich will hoffen und wünſchen, daß ihr Zuſtand ſich bald beſſere. Die Umgegend iſt ſehr romantiſch und pittoresk. Die ſchönſte Ausſicht hat man von einem Hügel, der von den Katholiken zur Anlegung eines Inſtitutes benutzt werden ſoll. Schade, daß ſo vieles Geld zu Verdummungs-Anſtalten der Menſchheit verwendet wird, anſtatt ſie aufzuklären und der Menſchlichkeit immer näher zu bringen. Ein Abonnent in Troy, Hr. Hille war ſo freundlich die Collection und den Verkauf der Bücher zu beſorgen, er hat ein ausgezeichnetes gutes Koſthaus, nahm mich gaſtfreundlich auf und weigerte ſich, irgend eine Vergütung dafür anzunehmen.

Zurück per Eiſenbahn nach Albany und von da über Kinderhook nach Springfield, Maſſ., gefahren.

In Springfield im U. St. Hotel bei einem Leſer der „Fackel" logirt, deſſen Frau zu meinem Leidweſen krank war, ſie wurde von ihrer Schweſter gepflegt und im Hausweſen unterſtützt, er hatte ſich den Fuß verrenkt und konnte nicht mit mir behufs Collection der „Fackel" herumgehen, deshalb ließ ich die Quittungen da und reiſ'te nach Boſton. Wurde bei Hrn. Menzel in der Sommerſtraße außerordentlich gut aufgenommen. Kam Samſtags an und Sonntags war großes Schützenfeſt in Cambridge, Hr. und Mad. Menzel und ich fuhren hinaus und amüſirten uns ausgezeichnet, Abends war brilliante Beleuchtung und Feuerwerk; in dieſem ſchön gelegenen Vergnügungsort befindet ſich ein prachtvoller Tanzſaal mit gewichſtem Boden, das Feſt war ſtark beſucht; in Folge des ſtarken Andranges und der Maſſe von Leuten, auf die man ſich nicht ſo vorbereitet hatte, da man nicht ſo

Digitized by Google

viele erwartet hatte, kann es nicht befremden, daß hier und da nicht Alles ſo genau den Wünſchen der Theilnehmer entſprach.

Zwiſchen Cambridge und Boſton habe ich die berühmte Charter Oak geſehen, wo Washington ſeine berühmte Kriegsproklamation gegen England erließ, daſelbſt iſt auch ein berühmtes College, die Stadt hat geſchmackvolle Häuſer, breite Straßen mit prächtigen Schattenbäumen bepflanzt. Die prachtvolle Straßenbeleuchtung in Boſton machte einen ſehr angenehmen Eindruck auf mich. Auf dem Commons (einem in dem Geſchäftstheile von Boſton gelegenen Parke) befindet ſich der von einem Gitter umgebene uralte Baum, der ſchon zur Zeit der Revolution ein ehrwürdiges Alter hatte; voriges Jahr wurde er durch den Blitz theilweiſe beſchädigt, und dadurch einiger Aeſte beraubt, auf dem Commons befindet ſich auch der City-Garden. Sonderbarer Weiſe iſt auf dem Commons trotz des Verbots des Rauchens darauf für Herren ein Platz, der ſogenannte Smoking Circle reſervirt, wo ſie ihre Leidenſchaft ohne Beläſtigung ausüben dürfen. Auf Bunkershill war ich nicht, habe es aber in der Entfernung geſehen. Hrn. Nolte nahm ſich theilnahmsvoll meiner an, und collectirte für mich und ſuchte Bücher zu verkaufen, er lud mich nach Roxbury ein, wo immer ein Haus ſchöner wie das andere iſt und trotzdem, daß ſeine Frau noch krank und ſchwach war, kam ſie doch mir zu Liebe zum Souper herunter. Nicht zu vergeſſen, da habe ich noch eine kleine Anekdote von ſeinen kleinen Knaben zu erwähnen. Seine kleine aber ältere Schweſter machte ihm dem Vorwurf, daß er zu viel mit ſeinem Munde ſpreche, worauf er erwiederte: wie kann ich denn ohne Mund ſprechen? Meinen beſten Dank hiermit nochmals an dieſe gütigen, humanen Leute, die Erinnerung an die vergnügt durchlebten Stunden werden lange in meinem Gedächtniß mit Wohlgefallen fortdauern.

Von dem eigentlichen Friedensfeſte habe ich nichts geſehen, da ich, obwohl eingeladen zu bleiben, in Folge meiner Geſchäftsreiſe behindert war, noch länger zu verweilen, doch habe ich das Gebäude geſehen und vernommen, daß die erſte Probe unter Hrn. Sarean's Leitung allgemein befriedigt hat, ich bedauere nur, daß ich Hrn. Sarran, der mit den Vorbereitungen zu dieſem Feſte zu ſehr beſchäftigt war, nicht ſprechen konnte.

Durch Hrn. Menzel wurde ich mehreremals in den Turnverein eingeführt und habe viele Bücher verkauft.

Ich kann nicht von Boſton ſcheiden, ohne des wirklich edlen und humanen Benehmen Seitens des dortigen Turnvereins gegen mich zu gedenken; kaum erfuhr der Turnverein, daß ich angekommen ſei, ſo erſchienen drei Herren, Nolte, Teuthorn und Lewiſon und boten mir die Gaſtfreundſchaft des Turnvereins an, ſie wollten mir in Allem behülflich ſein, was in ihren Kräften ſtände, allein Hrn. Menzel war ſo edel und gutherzig, mir während meines hieſigen Aufenthaltes ſein Haus und ſeine Gaſtfreundſchaft unentgeldlich zu gewähren, und hat alles Mögliche gethan, mir nicht nur den Aufenthalt daſelbſt ſo angenehm wie möglich zu machen, ſondern begleitete mich auch noch an das Depot, um mir eine Freikarte zu verſchaffen, doch da dies nicht möglich war, ſind mir doch durch ſeine aufopfernden Bemühungen 2 Doll. für die Fahrt nach Providence erſpart worden. Während meines Aufenthaltes in Boſton war ich zwei Tage krank, und Hr. und Mad. Menzel waren ſo gütig, mich nicht nur jeden Tag mit kräftiger Suppe und Wein zu verſorgen, ſondern beſorgten auch meine Wäſche, ohne etwas Weiteres als meinen einfachen Dank dafür anzunehmen, immer bemerkend, daß es doch ſo beſchwerlich für eine Frau ſei, zu reiſen. Boſton hat ſehr viele ausgezeichnete Gebäude, die Oddfellows-Halle, die Kunſtgallerie ꝛc., alle dieſe und andere Sehenswürdigkeiten konnte ich aus Mangel an Zeit nicht beſichtigen. Zu bedauern iſt nur, daß am 1. Juli das Liqueur-Geſetz in Kraft getreten iſt, das ſogar das Ausſchenken von Wein und Bier verbietet. Man beſchuldigt und nicht mit Unrecht anderwärts die Yankees, daß von da aus alle die ſchlechten „ism" ausgehen, wie früher der Knownothingism, Temperenzism ꝛc. Die Deutſchen ſind ein gemüthliches Volk, das einſt wie unſere alten deutſchen Vorfahren, die das römiſche Reich durch ihre Tapferkeit zum Fall brachten, jetzt zwar nicht mehr mit den Waffen in der Hand erobern, doch durch ihre Intelligenz und Cultur ſich überall in der Welt Bahn brechen und Einfluß gewinnen und dieſer Nation, die einen ſo bedeutenden Einfluß in jeder Hinſicht hier zum Wohle der Amerikaner ausgeübt hat, die ihnen anſtatt des verderblichen Branntwein, Wein und Bier gereicht hat, wollen einige heuchleriſche Temperenz-Fanatiker verwehren, nach des Tages Laſt und Mühe ſich an einem Glas Bier oder Wein zu laben und zu ſtärken. Doch die Folgen für die republikaniſche Partei werden nicht ausbleiben, ſondert ſie dieſe Wölfe in Schafspelzen nicht aus, überhaupt ſäubert ſie ſich nicht von den unreinen Elementen, ſo wird ſie gar bald ausfinden, trotz ihres ſchönen Aushängeſchildes, daß die Deutſchen in Maſſachuſſets wieder unter die ſie beſchützenden Flügel der demokratiſchen Partei eilen u. den Temperenzlern ein donnerndes bis hieher und nicht weiter zurufen werden, die ihnen doch nicht verwehrt, mäßig zu trinken. Seit der Einführung des Lagerbiers, das von den Amerikanern jetzt auch ſo gern getrunken wird, haben ſich die Verbrechen mehr noch als durch die Mucker und Temperenzler vermindert, denn ſo viehiſch betrunken wie durch Whisky ſieht man jetzt ſelten, ſogar unter Engliſchen noch Fälle und zugleich iſt Bier nicht nur ein erfriſchendes, ſondern auch ſtärkendes und nährendes Getränk, u. iſt, da es weniger, mäßig genoſſen, berauſchend iſt als Spirituoſen, auch weniger bei den Individuen, von denen es genoſſen wird, zu Verbrechen disponirend.

Und jetzt kann ich mir auch erklären, warum Hr. Häberle, der ſich eine ganz neue Brauerei in Syracuſe, im Staate New York gebaut hat, gerechte Beſorgniſſe hegt, da

Digitized by Google

man auch in New York dieſes Geſetz einzuführen beabſichtigt, im Fall es durchgehen ſollte, dies ihm ein großer Verluſt ſein würde und kann ich es ihm nicht verdenken, wenn er bei meiner Ankunft nicht in der roſigſten Laune war.

Trotz regneriſchen Wetters war Boſton am Tage meiner Abreiſe mit Fremden überfüllt.

Stattete dem „Inveſtigator" in Boſton vor meinem Weggang noch einen Beſuch ab, da jedoch Hr. Siebern, der mit Ludvigh beſſer bekannt war als der andere gegenwärtige Herr, ſo hatte ich nur eine flüchtige Unterredung mit der Zuſicherung jedoch, daß ſie Alles, was nur möglich ſei, zu meinen Gunſten thun würden.

Hr. Mendum vom Boſton „Inveſtigator" ſagte zu mir, daß Hr. Hoffner, der in Cumminsville in meiner Nähe wohnt, und ein freiſinniger Mann ſei, da er den „Inveſtigator" auch hält, im Widerſpruch mit ſeinen Grundſätzen 60,000 Doll. zum Bau einer Unitarierkirche unterzeichnet habe. Was hätte mit dieſem Gelde auf freiſinnigem Gebiete nicht Alles bewirkt werden können?

Von Boſton fuhr ich nach Providence und machte zufällig unterwegs die Bekanntſchaft eines Providencer Turners, der, da er hörte, daß ich früher in St. Paul wohnte, ſich angelegentlich nach ſeinen dortigen Verwandten erkundigte, er verſprach, Abends in der Tuenhalle zu ſein, ich ſah ihn jedoch nicht wieder. Die Turner kauften etliche Bücher für ihre Bibliothek. Gern hätte drr Agent mich in ſeinem Hauſe aufgenommen, allein es fehlte dem guten Manne an Raum, nichts deſto weniger erkenne ich ſrinen Vorſchlag dankend an.

In Hartford per Dampf angekommen. Dieſe Stadt macht einen ſehr angenehmen Eindruck ſchon von Außen auf den Reiſenden. Nicht weit vom Depot befindet ſich ein herrlicher Park. Hartfort iſt die Inſurance-City. Hier befinden ſich viele Verſicherungs-Geſellſchaften. Die Aetna-Geſellſchaft hat im Sinn, ein neues großes Gebäude aufführen zu laſſen. Zuerſt bei Hrn. Werner vorgeſprochen, und da er nicht zu Hauſe war, die Bekanntſchaft eines ſeiner Söhne gemacht, der Midshipman (Seekadet) iſt und unter Farragut ſeine berühmte Tour mitgemacht hat, er iſt erſt kürzlich von der See gekommen. In Afrika hatte er ſich ſehr viele Merkwürdigkeiten und Produkte dieſes Landes als Geſchenk für ſeine Eltern gekauft, war aber genöthigt, da die Kadetten von dem großen Schiffe auf ein kleineres behufs Rückkehr nach Amerika gebracht wurden, und da ihnen nur ein beſtimmtes Quantum von Gepäck erlaubt war, mußten ſie ſich zum größten Leidweſen von dieſen Gegenſtänden trennen und ſie übee Bord werfen.

Zu meiner Verwunderung erkannte mich Hr. Werner ſogleich und bemerkte, daß er mich ſchon kannte, als ich kaum ein paar Jahre verheicathet war. Im Gegenſatz zu dieſem ſeit ſo langre Zeit wieder erkannt werdrn, bemerkte ich, daß in Buffalo ein Hrn. Arnold, ein frühee ſehr begeiſterter Socialiſt, der mich ſchon ſeit Jahren von Baltimore her kannte, erſt auf die Andeutung des Wirthes, daß ich Mad. Ludvigh ſei, ſich meiner wieder erinnerte mit dee Aeußerung, daß keine Spur von mie von früher her übrig geblieben ſei, um mich ſogleich wieder zu erkennen.

Während meiner Anweſenheit in Hartfort logirte ich bei Hrn. König, eines ſehr gebildeten Mannes, er hat eine Farm und kleine Wirthſchaft, und der Umgang mit dieſen feingebildeten Leuten, die mich ſo zuvorkommend aufnahmen und behandelten, hat mir ſehr wohlgethan. Es befindet ſich in Hartſort ein Athenäum mit Dickſon's Bibliothek, Muſeum, Bildergallerie ꝛc., daß von dem Vermächtniß eines reichen Amerikaners gegründet worden iſt. Der Bibliothekar iſt angewieſen, auch deutſche Bücher zu kaufen. Da er nicht ſelbſt da war, ließ ich einige Bücher zur Anſicht zuſicht zurück, empfing jedoch den Beſcheid, daß ſie keinen Gebrauch dafür hätten. Vielleicht hat ihn der Inhalt der Bücher als zu freiſinnig nicht angeſprochen. Beim Herausgehen traf ich eine Frau, die mir ſagte, ich ſollte mich nicht ſo abfertigen laſſen, der zweite Bibliothekar ſei unten, ſie wolle mich zu ihm führen, allein auch nach Rückſprache mit dieſem Herrn empfing ich die kalte Antwort: J don't want them.

Beſuchte Colt's Faktory, und erfuhr, daß Frau Colt ganz allrin eine ſchöne Kirche hier erbaut habe. Möchte es doch auch genug freiſinnige mit irdiſchen Glücksgütern geſegnete Menſchen geben, die anſtatt wie dieſe Frau zu einer der Menſchheit entbehrlichen Anſtalt für ein zur Bildung und Aufklärung des Volkes dienendes Inſtitut, z. B. zur einer Turnhalle ihr überflüſſiges Vermögen verwendeten.

In Hartfort wohnen ſehr viele reiche ariſtokratiſche Leute, deren ſtolzer Sinn ſich auch darin zeigt, daß bei einer Vorleſung von Dickens über allgemeine intereſſirende Gegenſtände, das Eintritts-Ticket 3 Doll. koſtete, um weniger Bemittelte von dem Beſuche der Vorleſung abzuhalten, damit die allerhöchſte Geldariſtokratie nicht genöthigt war mit dem armen Plebs in einer Halle zuſammenſitzen zu müſſen. Schöne Zuſtände in einer Republik, es fehlt dieſen Herrſchaften blos noch Ordenszeichen und Adel, um ſich noch mehr aufzublaſen.

Weiter nach New Haven, der Elm City abgereiſ't, wo ſich das prachtvolle Yale Colleg befindet. Alle Straßen ſind mit Schattenbäumen bepflanzt, manche ſogar mit einer doppelten Reihe, wo die College-Gebäulichkeiten ſich befinden iſt immerwährend Schatten, ſo daß ſich die Leute hier über zu viel Schatten beklagen. Die Stadt hat beträchtliche Fabriken in Schuhen, Hüten, Baumwollwaaren, beſchäftigt mehrere Tauſend Arbeiter und liegt reizend an einer Bay. Hatte die Ehre den Präſidenten des Turnvereins vorgeſtellt zu werden und zu ſprechen, da ich nicht warten konnte und wollte, bis eine Verſammlung berufen werden konnte, ſo verſprach er mir, ſein Möglichſtes zu meinen Gunſten zu thun.

Hr. Carver Schmidt behandelte mich ſehr zuvorkom-

mend und freundlich, er iſt Actionär für die Propaganda und will verſuchen, Bücher an die Turner zu verkaufen.

Bridgeport war mein nächſtes Ziel. Kaum angekommen und über die Straße gegangen, fiel mir eine Weinhandlung mit der Firma Schmidt in die Augen. Ich fragte: kennen Sie keinen Abonnenten der „Fackel" hier und war ſchon im Begriffe weiter zu gehen, als es mir einfiel, daß ein Abonnent dieſes Namens hier wohne, was durch Nachſehen in meinem Buche beſtätigt wurde. Hr. Schmidt war darüber ganz erfreut und da er eifriger Anhänger der „Fackel" iſt, ſo mußte ſein Kutſcher gleich anſpannen und mich bei den Abonnenten herum fahren; Nachmittags wollte er mich ſelbſt begleiten, da er augenblicklich ſehr beſchäftigt ſei, vorher führte er mich bei ſeiner Frau ein. Ich war an Hrn. Eberhard empfohlen und ſollte während meines Hierſein bei ihm logiren. Als ich mit Hrn. Schmidt zu Hrn. Eberhard kam, wollte dieſer mich nicht fortlaſſen und ſagte, wir haben Sie ſchon lange erwartet und uns darauf eingerichtet, allein Hr. Schmidt ſagte e erſt bleiben Sie bei uns und eſſen mit uns und verſuchen meinen Wein. Hr. Schmidt iſt ein ſehr lebensluſtiger, fideler Mann mit einer zahlreichen Familie. Anfangs ſchien es mir, als wäre ſeine Frau durch meine Ankunft nicht angenehm überraſcht, allein ſie entſchuldigte ſich, daß ihr Mann ihr manchmal ganz unerwartet Gäſte zuführe, was ſie in Verlegenheit ſetze, da es ihr ganz unverhofft komme. Mad. Ludvigh eſſen Sie was wir gerade haben, Fiſch und Salat und trinken Sie Wein, und Du Frau, mache ein freundliches Geſicht gegen Mad. Ludvigh ſagte Hr. Schmidt. Es hat mir ſehr gut bei dieſen fidelen zuvorkommenden Leuten gefallen. Um Hrn. Eberhard und ſeine Frau nicht böſe zu machen, mußte ich auch die Gaſtfreundſchaft ſeines Hauſes annehmen, ich muß ſagen, hier haben ſie ſich förmlich um mich geſtritten, um mir ihre Gaſtfreundſchaft zu bezeigen.

Die nächſte Station iſt New York. Hr. Schmidt begleitete mich zum Boote, und zufällig traf ich auch den wohlproportionirten Zwerg Major Nott in einer kleinen Kutſche mit Ponies beſpannt vor mir hertraben, der gleichfalls nach New York fuhr. Wir hatten eine herrliche Fahrt.

Meine erſte Eindrücke von New York haben mich nicht ſehr zu Gunſten der großen Stadt geſtimmt. Welch' ein Contraſt zwiſchen den reinlichen, ſchattigen Straßen der New England Straßen und den ſchmutzigen in dem öſtlichen Theile (Eaſt River) der Stadt, wo man landet. Man glaubt gar nicht, daß man ſich in der Nähe einer großen Weltſtadt befindet, ſchmutzige Straßen mit Menſchen, welche zu dieſem Zuſtande paſſen, betrunkene Männer und Weiber, die im Geſichte ausſehen, als hätten ſie gerade eine Schlägerei gehabt, mit ſchmutzigen Bündeln auf dem Rücken, oder auf dergleichen hingeſtreckt. Die Straßen ſo verſperrt mit ausgelegten Waaren, daß man kaum gehen kann, dabei ein unerträglicher Geruch; dies iſt das Bild, welches ich in New York am Eaſt River gefunden habe.

Meinen Koffer nach der Duane Straße an Bütte expedirt und mit meiner Reiſetaſche in der Hand zu Fuße in die Stadt dahin gegangen, um mir einige Bücher herauszunehmen und damit in die Turnhalle zu gehen; fand eine frühere Freundin in der Nähe der Turnhalle, wohin ich meinen Koffer brachte.

Ich habe zuerſt in der Chatam-Straße in New York ſchlechte Erfahrungen in Betreff der Reſtaurationen machen müſſen. Da ich hungrig und matt war, trat ich in eine Reſtauration und beſtellte eine Taſſe Thee mit Eierkuchen. Als ich den Thee verſuchte, war ich genöthigt, ihn wieder hinzuſtellen, denn ich war nicht im Stande, ihn zu trinken, er hatte einen ſehr unangenehmen Fiſchgeſchmack, der wahrſcheinlich davon herrührte, daß die Geſchirre nicht ordentlich ausgeſpült worden waren. Aber auch mit dem Eierkuchen war ich angeführt, verbrannt, in der Mitte gerade blos wie Mehl und Waſſer, war es mir unmöglich auch nur einen Biſſen hinunter zu bringen und anſtatt gekräftigt und erquickt, verließ ich das Haus ſo hungrig und durſtig wie ich eintrat und hatte das Vergnügen, dafür über 60 Cts. zu bezahlen.

Nach dem Souper ging ich in die Turnhalle, wo ich Hrn. Metzner traf, der mich ſehr freundlich empfing und mich allen Herren vorſtellte und angelegentlich empfahl. Sie nahmen mir gleich 20 Exempl. der freien Schriften ab und verſprachen, auch noch mehr unter den Mitgliedern zu verkaufen. Des andern Tages hatte die Turngemeinde die Güte, mir einen Wagen zur Verfügung zu ſtellen, um damit meine Collectionen und Beſuche bequemer verrichten zu können. Hr. März, der Schatzmeiſter der Turner, der ein photographiſches Atelier hat, zahlte mir den Betrag der Bücher ſofort und erwies mir überhaupt alle nur möglichen Gefälligkeiten, ebenſo händigte er mir das Geld ein, welches die Mitglieder des Turnvereins für mich zu ſammeln die Güte hatten.

Hr. Metzner hat ſich namentlich recht ſehr für mich aufgeopfert, er iſt einer der eifrigſten Turner und hat mir alle nur möglichen Dienſte geleiſtet, um meine Geſchäfte hier zu erleichtern und den Aufenthalt ſehr angenehm zu machen.

Hr. Lexow hat mich freundlich in ſeiner Office empfangen und mich an Hrn. Kapp empfohlen, der ſo gefällig ſein will, bei den Turnern dahin zu wirken, daß die vorhandenen Stereotypenplatten freiſinniger Werke meines verſtorbenen Mannes von denſelben angekauft werden. Da mir die Turnvereine von allen Seiten ſo viel Gutes erwieſen und mich unterſtützt haben, ſo möchte ich wünſchen, daß, wenn Jemand Nutzen daraus ziehen könnte oder ſollte, dies den Turnern zu gute kommen möchte.

Hr. Dav. Decker von der Firma Gebr. Decker, Pianofortefabrikant an 14. Str. hat mich ſogleich nach dem Bekannt werden meiner Ankunft in ſein Haus zuvorkommend eingeladen, während meines Aufenthaltes in New York bei

Digitized by Google

ihm zu logiren, was ich freundlichſt dankend angenommen habe.

Dieſe Herren haben ſich ſehr emporgearbeitet und liefern prächtige Inſtrumente, die ſtarken Abgang haben. Sie ſind in Folge der immer zunehmenden Nachfrage nach ihren Inſtrumenten genöthigt worden, bedeutende Verbeſſernngen an ihren Fabrik- und Lager-Gebäuden varzunehmen. Da es jetzt in New York faſhionabel iſt, daß die Geſchäftshäuſer und Waarenlager, wenn man Käufer anlocken will, mit einer Marmarfront verſehen ſein müſſen, ſa wollen Gebr. Decker für ihren Store 30,000 Doll. ausgeben, um ihm in Front die gewünſchte Marmorfagade zu verſchaffen.

An der 35. Straße, wa ſich ihre Fabrik befindet, wurde es eben der ſtarken Nachfrage nach Piano's nöthig, bedeutende Verbeſſerungen und Neubauten vorzunehmen, welchen Platz ſie nebſt mehreren Lotten unlängſt gekauft haben.

Gleichfalls hatte ich das Vergnügen, die Bekanntſchaft der neuvermählten Gemahlin Hrn. Decker's zu machen, eine ſehr gebildete Dame, die früher Gouvernante war.

Da Hr. Sigel fortwährend abweſend war, der jetzt reiſender Agent einer Verſicherungs-Geſellſchaft im Staate New York iſt, ſo hatte ich nicht das Vergnügen, mit ihm zu ſprechen zu können, ich hatte Empfehlungen von ſeinem Schwiegervater, Hrn. Dulon an ihn und bedauerte ſehr, ihn nicht getroffen zu haben.

Da ich nach Geſchäfte in dem Nachbarſtaate New Jerſey zu beſorgen hatte, ſo machte ich einen Abſtecher dahin. Namentlich iſt die Stadt Newark mir immer recht angenehm in der Erinnerung und würde ich dieſelbe jeder andern für meinen Wohnort vorziehen, da ich ſchon vor 20 Jahren hier gewohnt und noch viele alte Bekannte und Freunde habe. Bei Jerſey City hat man jetzt angefangen, die Meadow Lanes, die früher ganz überſchwemmt waren, trocken zu legen. Zum Theil ſind dieſelben ſchon entwäſſert und wird mit der Trockenlegung immer noch fortgefahren, ſo daß ſie angeſiedelt und für die Cultur gewonnen werden können.

Newark hat ſchöne breite Straßen, viele Kirchen und bedeutende Fabriken.

Hr. Turner Werner, ein edler, theilnehmender Mann, der ſehr gern freiſinnige Schriften unterſtützt, hat eine große Anzahl von gediegenen Werken und führte mich Abends im Turnverein ein, wo ich mehrere Bücher verkaufte.

Einige Abonnenten, die ich nicht finden konnte, weil ſie vielleicht von dort weggezogen ſind, habe ich leider verloren; doch die Herren Gſant, Döige, Schnuffner und Dr. Greiner haben mich für dieſen Verluſt entſchädigt, indem jeder derſelben die Humanität hatte, mir 5 Doll. für dieſen Jahrgang der „Fackel“ zu bezahlen, was ich um ſo mehr mit innigem Danke anerkenne, da man ſolchen edlen Menſchenfreunden nicht oft begegnet.

Wie ich dort ankam, ſuchte ich ſogleich eine Frau Ginal auf, an die ich empfohlen war, ſie war aber nach Europa gereiſ't, um einige Jahre dort zu bleiben. Es war ſpät und ich dachte, wo gehſt du jetzt wohl hin. Da erinnerte ich mich einer Familie Burnet in der Clintonſtraße, wo ich vor 20 Jahren zurück neben ihrem Hauſe auch gewohnt habe.

Ich nahm ein Adreßbuch zur Hand und hatte die Freude, ihren Namen und Wohnort darin zu finden und bald war ich bei ihnen. Sie nahmen mich ſehr gaſtfreundſchaftlich auf und ich hatte viel Vergnügen in dieſer Familie.

Hr. Bierbrauer Schalk in Newark ſagte mir, daß Hr. Ludvigh ihm Bücher zugeſchickt habe, mit welchen er nicht wiſſe, was er damit anfangen ſolle, während er doch als Actionär der Propaganda für freie Schriften in der Liſte meines verſtorbenen Mannes eingetragen iſt, folglich ſich auch unterzeichnet haben muß. Ueberhaupt ſchien er gerade während meiner Anweſenheit ſehr beſchäftigt zu ſein, um dieſer Sache und mir mehr Aufmerkſamkeit widmen zu können, zudem war ich ſehr ermüdet, um mich länger zu verweilen, und verfügte mich in mein Abſteigequartier, um einige Erfriſchungen zu mir zu nehmen und mich wieder etwas zu erholen.

Ein Hr. Weber, der joviale Wirth der Turnhalle, beklagte ſich über ſchlechte Beförderung der „Fackel“ von Seiten der Poſtbeamten. Die „Fackel“ wird hier regelmäßig expedirt und iſt die Urſache des Nichtempfangs oder verſpäteter Ankunft derſelben lediglich der Nachläſſigkeit der Poſtbehörden zuzuſchreiben. Auch die Turner in Albany klagten darüber, daß die „Fackel“ nicht angekommen ſei. Da dort kein Agent für dieſelbe iſt, ſa hatten die bei der Poſt Angeſtellten das ganze Packet Fackeln liegen gelaſſen, ohne daſſelbe, wie es ihre Pflicht geweſen wäre, an den Adreſſanten zu befördern, oder die Austragung der „Fackel“ zu beſorgen. Ich fand das ganze Packet noch uneröffnet auf der Poſt liegen.

Mit Hrn. Heine habe ich eine Unterredung gehabt, und bedauerte er ſehr, daß er Hrn. Ludvigh, mit dem er in einem Alter ſteht, nicht früher, wie mit ihm verabredet, zu ſeinem Geburtstage gratulirt hat. Unter Weinen theilte er mir mit, wie ſchmerzlich ihm die Nachricht van dem Tode meines Mannes, den er aus den Zeitungen erſehen hatte, berührt habe; er bat mich ſehr freundlich, ſeine Familie zu beſuchen und länger zu verweilen, allein da ich nicht viel Zeit übrig hatte, mußte ich leider, obwohl wir ſchon 20 Jahre mit einander bekannt ſind, darauf verzichten und konnte nur in der letzten Stunde vor meiner Abreiſe noch einen flüchtigen Beſuch abſtatten. Sie baten recht innigſt, baldigſt wieder zu kommen und länger bei ihnen zu bleiben.

Nach Orange habe ich von hier aus einen kleinen Ausflug gemacht, und Hrn. Dotke auf Proſperthill beſucht, der die Gefälligkeit hatte, mir einige Bücher abzukaufen. Der Turngemeinde in Orange bin ich zu Dank verpflichtet für die zu meinen Gunſten veranſtaltete Collecte, deren Betrag ſie nach New York eingeſandt hatten.

Wieder zurück nach Newark gereiſ't und in Begleitung des Fräul. Burnet auf der Marrisbahn nach New York zu-

rückgefahren. Sie hat in New York ein Geſchäft in künſtlichen Haararbeiten, im Winter verfertigt ſie aber auch ſehr geſchmackvolle Pelzarbeiten.

Während wir in Morris auf den Zug warteten, erzählte uns ein Here, daß die Leute darum vor einigee Zeit duech einen ſehe übeln Geruch beläſtigt werden ſeien und ſanden bei näherer Unterſuchung, daß dieſer beinahe unerträgliche Geruch von einer Maſſe von Kälbern und anderm Vieh herrührte, daß elendiglich dadurch umkommen mußte, daß man dieſe Thiere maſſenhaft in die Kaeren hingeſtopft hatte, ohne ihnen Waſſer und Nahrung zu reichen, oder vielleicht nicht hinlänglich genug. Der Transport kam von Weſten und war nach New Yoek beſtimmt. Man ſollte gar nicht glauben, daß es noch Menſchen geben könnte, die ſolche arme Geſchöpſe ſo zu Tode martern lönnten. Solche unhumane Behandlung der Thiere ſollte ſteeng beſtraft werden.

In der Nähe von Hoboken führt durch Bergen Point ein großer Tunnel, der ⅛ Meilen lang, und obgleich es nicht lange dauert, denſeiben zu paſſiren, iſt man doch troß der im Wagen brennenden Lampen die nur wenig Licht verbreiten, beinahe in vollſtändige Dunkelheit gehüllt, da die Wagen außerdem auch noch mit Rauch von der Locomotive gefüllt werden.

Nach unſerer Ankunft traſen wir das Uebereinkommen, daß wir uns ein Rendezvous in einer Apotheke neben dee „Herald-Office“ geben wollten, wo wir uns an ausgezeichnetem Mineralwaſſer gelabt und erfriſcht haben. Sie hatte erſt einige Geſchäfte in dee unteen Stadt zu beſoegen und ich aebeitete mich inzwiſchen durch das Gedränge in Naſſau-Steaße durch, um Hrn. Sigel nochmals aufzuſuchen, den ich aber da nicht fand, da die Office dee Geſellſchaft jetzt in der Bowery ſich befindet, allein auch dort ſuchte ich ihn vergebens, da er auf Reiſen war, und ſomit mußte ich auf ſeine Bekanntſchaft verzichten.

An der Stelle des alten niedergebrannten Barnum'ſchen Muſeum's erhebt ſich das prachtvolle mit weißer Maemorfronte verzierte Gebäude des „Heralds,“ nebendran iſt das noch weit ſchönere, mit herrlichen weißen Marmorſtatuen aufgeführte Gebäude einee Inſuranee-Compagnie.

Fräulein Burnet und ich hatten uns verabredet, daß wir zuſammen den Central-Park, der Stolz New York's, beſuchen wollten. Sie düeſen die Empire City nicht verlaſſen, wo es des Sehenswerthen und Merkwürdigen zu viel giebt, um Alles mit Muße zu beſchauen, ohne wenigſtens dieſen großen, ſchönen Park geſehen zu haben. Vorher ſtärkten wir uns erſt duech ein gutes Mittagseſſen bei Jones und beſtiegen dann einen 8. Avenue-Straßeneiſenbahnwagen, der uns in kuezer Zeit dahin brachte. Dieſer Park iſt der ſchönſte, größte und beſtangelegte in den Ver. Staaten. Schattige Alleen wechſeln ab mit lieblichen, kleinen Seen mit Kähnen verſehen, die recht verlockend zu einer anmuthigen Waſſerpartie einladen. Auf einer derſelben befindet ſich eine ſchwarze venetianiſche Gondel, die zue Erinnerung an die berühmte Lagunenſtadt hier einen Platz gefunden hat, von der die Dichterin ſo ſchön ſingt:

„O, du Venedig, Wunderblüthe,
Entſproſſen aus dem Freiheitsdrang,
Der ſtarke Seelen ſo durchglühte,
Das re das Element bezwang.
Dich trägt wie eine Wunderblume,
An iheer Bruſt die Meeresſee,
Schmückt Dich zu ihrem eignen Ruhme,
Mit allen Schätzen ihrer See.“

Doch der Glanz und die Macht des alten Venedigs ſind längſt erloſchen; Napoleon ließ der Republik im Jahre 1797 auf dem St. Mareus-Platze ihr Aufhören verkünden.

Nach dieſer kleinen Abſchweifung bemerke ich noch, daß ich eine ähnliche Gondel ſchon vor einigen Jahren auf Geeenwood's Cemetery, der einer dee prachtvollſten Ruheſtätte der Todten iſt, geſehen habe. Dieſe reizenden Seen ſind von den mannigfaltigſten Waſſervögeln belebt, die ſich munter in ihrem Elemente herumtummeln, untee denen ſich beſonders die herrlichen Schwäne mit ihrem ſchneeweißen Gefieder, ein Geſchenk der Stadt Hamburg, auszeichnen. Mit Entzücken verweilt das Auge auf dieſen ſchönen, ſtolzen Vögeln, mit ihren langen Hälſen, wie ſie ſo majeſtätiſch durch das Waſſer ziehen. Da der Park eine ſo weite Ausdehnung hat, ſtehen für die Bequemlichkeit des Publikums Wagen bereit, in denen man, ohne überfüllt zu ſein, wie in den Straßeneiſenbahnwagen — es werden nur 12 Perſonen aufgenommen — für den billigen Peeis von 25 Cents 7 Meilen weit fahren kann. Ich konnte deshalb vom Wagen aus nicht Alles ſo genau ſehen, wie ich wohl gewünſcht hätte, allein ich habe doch des Reizenden genug erblickt, um zu ſagen, daß der Eindruck davon ein großartiger und bleibender iſt. Abwechſelnd bemerkt man auch Caseaden, Gebäude in verſchiedenen Bauſtylen errichtet, dazwiſchen trifft man auch Hirſche, Rehe und andere Thiere, die ſich hier ihres Lebens in dieſem herrlichen Eden freuen. Vor Kurzem ſind auch noch europäiſche Sperlinge importirt und in den Park verſetzt worden, um die Raupen und andere ſchädlichen Inſekten zu veetilgen, ſie haben ſich aber meiſtentheils von hier weg und nach New Jerſey begeben, das ſie vorzuziehen ſcheinen. Mit der Zeit weeden ſie, wenn ſie ſich ſtark vermehrt haben, aber auch eine Plage für die Gärtner und Farmer werden, obwohl ihr Nutzen in Vertilgung ſchädlicher Inſekten nicht zu verkennen iſt. Zuweilen finden auch feeie Concerte in dieſem zauberiſch geſchaffenen Paradieſe ſtatt.

Abends hatte Hr. Decker die Güte, mich in Begleitung ſeiner Familie in den Garten des Hrn. Thomas zu führen, wo ich einen herrlichen Ohrengenuß gehabt habe, obwohl es mir ſchien, daß verhältnißmäßig zu viel Blechinſtrumente

Digitized by Google

mitwirkten. Hr. Lewy, der ausgezichuete Clarnetbläſer, der bereits ſein 68. Erſcheinen machte, ſpielt vortrefflich.

Nächſten Morgen fuhr ich direct nach Philadelphia. Ging zu Hrn. Thomas, um zu ſehen, ob ich die Stereotype-Platten verkaufen könnte, allein er ſchien nicht geneigt, darauf einzugehen, er ſagte mir, daß das Geld gegenwärtig ſo rar ſei.

Ich traf den Sprecher der Turngemeinde, welcher mir ſagte, den Abend in die Halle zu kommen, allein da ich zu ſpät kam und ſie eine Spezial-Sitzung hatten, ſo führten mich einige Herren inzwiſchen in das in ihrer Halle befindliche Liebhabertheater, wo mir die Zeit recht angenehm verſtrich, da die Rollen gut eingeübt und geſpielt wurden. Indeß waren die Herren mit ihrer Sitzung zu Ende, ich wurde eingeführt und ſie nahmen einige Bücher in Commiſſion, mit dem Bemerken, ich ſollte während meiner Anweſenheit daſelbſt immer wieder vorkommen, um das Reſultat ihrer Bemühungen abzuwarten, zwei Exemplare behielten ſie für ihren Verein ſelbſt.

Hr. Goll wird die Gefälligkeit haben, den Verkauf der Bücher freundlichſt zu beſorgen.

Da es mich nach ſo langer Abweſenheit von Hauſe drängt, meine Familie zu ſehen, ſo will ich, ohne unterwegs weiter Geſchäfte zu machen nach meiner Heimath.

Wie ſchon bemerkt, kann ich nicht umhin, wiederholt hierdurch meinen innigſten Dank nicht nur an die geehrten Hrn. Turner, die mich überall ſo zuvorkommend und human unterſtützten, ſondern auch an alle andern Geſinnunggenoſſen meines verſtorbenen Mannes, die mir überall auf meiner öſtlichen Tour ſo theilnehmend entgegen kamen, hiermit auszudrücken.

Ich gedenke in Kurzem meine weſtliche Tour zu unternehmen und ſage Ihnen hiermit ein herzliches Lebewohl.

Sarah Ludvigh.

Die Leidenſchaft.

Von L. Weber.

Die Menſchen ſind, was Menſchen immer waren,
Gemiſch von Schwachheit und von Kraft,
Oft ſpricht Vernunft, weit öfter Leidenſchaft —
So ſind ſie ſeit ſechstauſend Jahren.

Der Menſch iſt kein vernünftiges, ſondern eigentlich ein leidenſchaftliches Thier, das hoffentlich einſt zur Vernunft gelangen wird. Leidenſchaften und Triebe beſtimmen ihn, und machen ihn thätig, Verſtand und Wille ſind meiſt leidend. Was wir Triebe, Neigungen, Leidenſchaften nennen, ſelbſt Grundſätze, ſind unſere Herren, denen wir gehorchen, wie der Pudel ſeinem Herrn, ob er gleich vielleicht auch glaubt mit Freiheit hinter ihm herzulaufen oder ſich wunder groß dünkt, wenn er voran läuft, oder revieret. Erſt wenn die Leidenſchaft ausgetobt hat, wagt ſich die Vernunft hervor, gerade wie der kleine Belferer, der den vorübergehenden Bullenbeißer anbelfert und verfolgt, ſobald aber dieſer ſtehen bleibt, ſo drückt ſich das belfernde kleine Ding, den Schwanz zwiſchen den Beinen, wieder hinter die Hausthüre. Plato nennt unſere Triebe Flügel der Seele, und ein geflügelter Geiſt wie leicht verfliegt ſich der? Jedermanr hat ſeinen Haupt- oder Leibfehler, der ſeine guten Eigenſchaften umwindet, wie die Winde ſtachelloſe Pflanzen umrankt, und wollen wir dieſen Fehler auch ausrotten, ſo fangen wir gerne bei der Spitze, nicht an der Wurzel an, und ſo bleibt es denn beim Alten.

Wir ſind ſo frei, als möglich, wenn wir es ſo weit bringen, unſere Triebe durch die Vernunft zu zügeln, oder die dunkeln Vorſtellungen der Leidenſchaft durch die deutlicheren der Vernunft aufzuklären, dieſes ſei Tugend, jenes Laſters, dieſes moraliſche Vollkommenheit, jenes moraliſche Unvollkommenheit. Wir ſind mehr Herr über unſere Vorſtellung, als über unſere Gefühle und Leidenſchaften, und das Warum? oder den letzten Grund weiß ich ſo wenig, als warum ein Geſunder mehr beſitzt als ein Kranker, warum wir Morgens leichter denken als Abends, und nüchtern beſſer als bei vollem Ranzen — es iſt Erfahrung. Selbſt die kalten Juriſten laſſen bei Zornigen, Betrunkenen, Verliebten, Nachtwandlern ꝛc. die Milderungsgründe eintreten, welche Wahnſinnigen zu gut kommen, den Schadenerſatz ausgenommen, der ja auch geleiſtet werden muß, wenn ein Thier einen Schaden angerichtet hat. Vernunftsgründe wären das beſte moraliſche Abführungsmittel, aber Arznei iſt widrig einzunehmen.

Das Geſetz der Sittlichkeit beſteht aus lauter Verneinungen und Entſagungen, die Unſittlichkeit aus lauter Verheißungen, folglich iſt es kein Wunder, wenn die Kinder dieſer Welt kaum mit dem Gemüthe dem Geſetze Gottes dienen, aber mit dem Fleiſche dem Geſetze der Sünde, wie St. Paulus ſagt. „Sie verſüßen,“ ſagt Epiktet, „ihren Trank mit dem Geſchenke der Bienen, verbittern aber durch Laſter ihre Vernunft, das Geſchenk der Götter.“ Mit dem Appetit des Vernunft, den die ältern Philoſophen dem Appetit der Sinne, der uns mit dem Thiere gemein iſt, entgegenſetzten, ſteht es bedenklich —

Niemand wird ohne Fehler geboren, und der iſt der Beſte,
Der die wenigſten zeigt.

Tugend kommt von **Taugen**, bedeutet eine moraliſche Stärke des Willens in Befolgung unſerer Pflicht, und das Gegentheil iſt das Laſter; in der Mitte liegen die Un-

tugenden oder moraliſchen Schwächen, Ariſtoteles ſchon ſetzte die Tugend in die Mitte zwiſchen zwei fehlerhaften Extremen — zuviel und zuwenig, die Staa aber verlangte gar „völlige Unterdrückung aller Leidenſchaften,“ und empfiehlt ſich dadurch wenig, wenn es richtig iſt, daß Mangel aller Leidenſchaften, daß untrüglichſte Zeichen eines dummen Jungen iſt. Die Leidenſchaften ſind und bleiben Grafen, und der Vernunft geht es wie ihren Hofmeiſtern, wenn ſie ſich gleich Messieurs les Gouverneurs nennen laſſen.

Die Gelehrten haben viel geſtritten: „Ob Neigungen uns angeboren werden?“ Ja und nein, wie man will. Die entfernten Anlagen bringen wir mit, denn ſie ſind körperlich, aus dieſen entſtehen nähere Dispoſitianen, daraus Neigungen, Leidenſchaften und Begierden, die nach der Lebhaftigkeit unſerer Varſtellungen ſtärker oder ſchwächer wirken. Die Hauptneigung, aus der dann wieder Nebenneigung, wie Aeſte dem Baum entſproſſen, liegt in uns, aber äußere Eindrücke, Temperament, Lebenslage und Verhältniſſe, Erziehung ꝛc. entwickeln und modifieiren ſie ins Unendliche, und Gewahnheit verſtärkt ſie nach — die Gewohnheit wird zur andern Natur. Bedeutender iſt der Streit unter den Leidenſchaften ſelbſt — was der Eine Vorſicht nennt, nennt der Andere Furcht, was dem Einen Grauſamkeit ſcheint, ſcheint dem Andern Gerechtigkeit, was Jenem Verſchwendung heißt, heißt Dieſem ehrenvoller Aufwand, und was Dieſem Stolz iſt, iſt Jenem blos Anſtand und Würde — Gewohnheit herrſcht über uns, wie die Meinung.

Nicht minder haben ſich ſchon die griechiſchen Philoſophen herumgebalgt: „Ob Tugend gelehrt und gelernt werden könne, oder ein Geſchenk des Himmels ſei?“ Nach der beſten Lehrerin, der Erfahrung, iſt Tugend ein Miſchmaſch von Natur und Freiheit, von Anlagen und erwarbenen Fertigkeiten; ein Dummkopf wird ſich ſchwerlich durch Klugheit auszeichnen, ein Schwächling ſchwerlich durch Muth, der Weichherzige wird mildthätiger ſein als der Hartherzige, der Kränkliche geduldiger als der Geſunde, und das Phlegma iſt wie gemacht für Kuttentugenden, deren Ausübung den Jammer eines Sanguinikers macht. „Nirgends iſt Sicherheit,“ ruft St. Bernhardus, „weder im Himmel, noch im Paradieſe, noch weniger auf Erden; die Engel fielen, Adam fiel, Judas fiel ſelbſt in der Schule des Heilands,“ und daher halte ich ein geſundes Alter für unſere ſchönſte Lebensperiode — die Leidenſchaften ſind zur Ruhe gebracht, und wir überſetzen die Worte der Bibel: „Furcht Gottes iſt der Weisheit Anfang“ nicht wie Luther, ſondern „Furcht der Menſchen!“ Es iſt nicht anders! wir gleichen Alle mehr oder weniger Voltaire's Memnon, und die vier ſo trefflichen Mütter haben einmal das Unglück, vier ungerathene Kinder zu ſehen; die Sicherheit erzeugt Gefahr, die Vertraulichkeit Geringſchätzung, das Glück Stolz und die Wahrheit Haß und Verfolgung. Es iſt einmal ſo! das Gute ſoll durch das Böſe ſchattirt, und die Tugend durch Contraſt mit dem Laſter ſchöner erſcheinen. „Tugend macht glücklich, Laſter unglücklich,“ bleibt ein wahres Wort; leider aber iſt das letztere noch wahrer, als das erſtere, Tugend macht oft unglücklich — und Schurkerei bindet die Menſchen noch weit ſtärker an einander, als Tugend, ſo meint der Mönch von Libanon. Wer keinen Unterſchied macht zwiſchen Tugend und Laſter, vor dem dürft ihr euern Beutel in Acht nehmen, und eure ſilbernen Löffel zählen, ehe er euch verläßt!

Es iſt traurig, daß Fehler und böſe Neigungen der Eltern wie Phyſiognomien forterben auf Kinder, die wahre Erbſünde, die heimgeſucht wird oft bis ins dritte und vierte Glied, wenn nicht Erziehung dazwiſchen tritt. Es iſt die Gebrechlichkeit der Menſchennatur, über die bereits der Apoſtel jammert: „Wollen habe ich wohl, aber das Vollbringen vermag ich nicht.“ Pater Malebranche der Alles in Gott ſah, ſah auch in unſern Ideen und Neigungen die Eindrücke des Schöpfers, und überließ der ſchwachen Menſchheit blos die unſelige Möglichkeit, das Böſe zu thun, und dieſe Gebrechlichkeit iſt dann auch das böſe Princip, das uns blauen Dunſt vormacht, und von dem geſchrieben ſtehet: „Es iſt kein Unterſchied, wir ſind allzumal Sünder, und Keiner, der Gutes thue, auch nicht Einer;“

Du hülleſt dich in deine Tugend ein?
Das nenn' ich — leicht gekleidet ſein.

Nun die Tugend iſt ja weiblichen Geſchlechts? Der alte Pythagoras bezeigt ſich hierbei ſehr galant, wenn er ſagt: „Die Tugend iſt weiblichen Geſchlechts, damit wir ſie deſto liebenswürdiger finden ſollen.“

Die ſinnliche Begierde oder Verabſcheuung zwingt die Vernunft, ſich blos leidend zu verhalten (pathos) und ſtöret, mit den Neuern zu ſprechen, unſere Freiheit, daher ſie ſchon Cicero gerne Störung des Geiſtes nennet. Die Ungeduld der Begierde, die allzugroße Lebhaftigkeit der Ideen, das wallende Blut und die verworrenen Begriffe verleiten uns, Dinge zu ſagen und zu thun, die nicht zur Sache gehören; wir vergeſſen die Schicklichkeit des Orts, der Zeit und der Umſtände, Alles, nur nicht den Gegenſtand unſerer Leidenſchaft, der für uns nur ein Splitter iſt, während alle Welt den Balken erblickt, und bei kaltem Blute den blinden Centauren lächerlich findet; denn im Zuſtande der Leidenſchaft ſind wir blind, halb Menſch, halb Thier, oft ganz Thier. Leidenſchaft iſt in der moraliſchen Welt, was in der phyſiſchen die Bewegung, und Mutter Natur ſcheint mit unſerer moraliſchen Freiheit ihren gnädigen Spaß zu treiben — Leidenſchaft unterdrückt die Vernunft — ſetzt auf den Flügeln der Phantaſie über alle Schranken hinweg, und erſt am Ziele gehen die Augen auf, wie im Rauſch der Liebe. Lebhafte Menſchen halten in dieſem Zuſtande Monologe wie Schauſpieler, die ihre Rollen ſtudiren, oder Wahnſinnige, und Leidenſchaft gleicht dem Gaul, auf dem ein lateiniſcher Reiter ſitzt; „Wohin? Woraus? — Wo der Gaul hin will;“

Digitized by Google

Vergebens ſucht ihr einen Verliebten aus ſeiner Leidenſchaft herauszureden; Liebe wohnt nicht in den Ohren, ſondern im Herzen, und weß das Herz voll iſt, da geht der Mund über, der von Nichts zu ſprechen weiß, wie von der Geliebten, wie der Ehrgeizige und Eitle von Plänen und erzeigter Ehre — der Zornige von Beleidigung und Rache. Harpagon, deſſen Scheune in Flammen ſteht, hält ſogar die zu Hülfe Eilenden ab, und will zuvor das Korn meſſen; der Zorn wünſcht dem ganzen Menſchengeſchlecht nur einen Hals, die Liebe nur ein Herz und der Hochmuth und Stolz zwei niedergebeugte Kniee. Leidenſchaft trübt unſer Urtheil; die Wahrheit bleibt ſeitwärts — „wir haben ein Geſetz, und nach dieſem muß er ſterben,“ rief der Haß der Juden — „laſſen wir ihn, ſo glauben ſie an ihn, und die Römer nehmen das Land,“ ſagte die Furcht und die Vaterliebe Davids ſprach über den liederlichen Abſalon, „fahret ſäuberlich mit dem Sohne Abſalon.“ Was man auch ſagen mag, die Leidenſchaft läßt Alles zu einem Ohr hinein, zum andern wieder herausgehen, wie galante Weiber die Liebhaber durch Vorder- und Hinterthüren; denn Leidenſchaft iſt beim Geſchlecht weit heftiger, ihre Lebhaftigkeit, Eingezogenheit, Entfernung von Geſchäften richtet ihren Geiſt ſtets auf einen Punkt, und vermag die Engel Klopſtocks umzuwandeln in die Teufel Miltons. Saß je ein Mann auf dem delphiſchen Dreifuß? nur Pythien vermögen ſich ſo hinaufzuſchrauben, daß ſie ſchäumen, raſen und orakeln (ſomnambuliſiren).

Napoleon erwiederte auf den Vorwurf, daß ſeine Regierungsmaximen das Volk verſchlechtern, hohnlächelnd: Sie wiſſen alſo nicht, daß man die Menſchen weit leichter durch ihre Laſter beherrſcht, als durch ihre Tugenden? Gute Menſchen glauben kaum an ſolcher Maximen Daſein, und der wackere Franzmann, der bei dem Gerüchte, daß Moreau nach der Oberherrſchaft ſtrebe, rief: „Nein, er glaubt an die Tugend,“ für ſeine Perſon auch nicht, mag aber gleich mir Erfahrungen gemacht haben, daß das Laſter die Zukunft der Gegenwart opfert, und Schurken genug leben, die das Laſter gleichſam in's Syſtem gebracht haben, und zu Dingen nur lächeln, wovon der Redliche kaum Begriff hat, und wo er erſtaunt über die Aalglätte, die eiſerne Stirne, die Scheinheiligkeit, die Kunſt, ſich weiß zu brennen, wo er die Kälte des vollendeten Schurken anſtarret. In dieſem Punkte machte ich zehnjährige Erfahrungen, und räumte endlich ermattet das undankbare Feld — meine letzte ſchriftliche Aeußerung auf die unverſchämteſten, aber recht durchdachten Lügen war:

Zoilus, wer dich als laſterhaft nennt, der ſpricht eine Lüge,
Laſterhaft ſcheinſt du mir nicht, ſondern ein Laſter zu ſein!

Unſere Lieblingsneigungen verlaſſen uns nur mit dem letzten Athemzuge: mit brechender Zunge ſagt noch der Hofmann: „Könnte ich Ihnen doch da Oben etwas Angenehmes erzeigen,“ und wäre im Stande, wenn er nach Unten kommt, ſelbſt den Teufel mit Mon cher! anzureden, und Damen beſtellen noch ihren Sarganzug, zupfen ihren Bettanzug zurecht und beſtellen noch etwas Roth aufzulegen, damit man ſich nicht zu ſehr entſetze. Miniſter Pombal zeichnete nach ſeinem Sturze nichts als Paläſte, Feſtungen, Magazine, die er hatte bauen wollen, und König Friedrich Wilhelm 1., da er den Korporalſtock nicht mehr ſchwingen konnte, erquickte ſeine Lebensgeiſter wenigſtens durch den Blick ſeiner Potsdamer vom Krankenbette aus, ordnete ſein Leichenbegängniß, bei dem ſein Leibregiment feuern ſollte, und ſetzte heftig hinzu: „Aber gebt Acht, ob die Hunde nicht plakkern werden!“

Napoleon befeſtigte ſein petit empire Elba gegen die Seeräuber, da er lange genug den Landräuber gemacht und Schätze geſammelt hatte, eroberte die kleinen umherliegenden Inſelchen, las Zeitungen und Broſchüren, wo er manche neue Anſichten gewann; aber zu ſpät, und kaum war ein Jahr vorüber, ſo bekam er neue Luſt nach ſeinem grand empire, das ihn aber nur in eine noch größere Einſamkeit ſtürzte auf dem kahlen Felſen von St. Helena. Ob er da ſich änderte? Seine Biographen ſind ſeine Lobredner; um das erſte Geſetz der Geſchichte bekümmerte er ſich ſelbſt nur wenig: alſo wiſſen wir nichts. Indeſſen, das menſchliche Leben hat zwei Hauptperioden — Verlangen und Ekel — der größte Sauerkrautliebhaber läßt ſolches abtragen, wenn er ſatt iſt — das Alter liebt Ruhe — aber es giebt auch Alte, die oft noch gerade im Alter die ſchmutzigſten Leidenſchaften haben, und Weiß und Weiſe ſind zweierlei. Wir ſollten nicht ſagen: der Menſch kann was er will!

Es giebt Menſchen, die in den größten Affekt gerathen können, wenn Schlag 12 die Suppe nicht auf dem Tiſche ſteht — oder die Magd nicht auf der Stelle verſteht, was ſie zwiſchen den Zähnen murmeln — und nichts beweiſt die armſelige Subordination der ſtolzen Vernunft beſſer als das gewöhnliche Heilmittel — die Zeit, da, wo die Vernunft mit einem wartet, ich will euch! (Stelle aus Virgil, womit er den Winden droht, und ſie fortjagt.) darein fahren ſollte. Manche wollen Gewalt brauchen und ſtürzen gleich Mentor den verliebten Telemaque zur Abkühlung in's Meer — aber gewöhnliche Mentors ſind keine Minerven. David's Harfenſtückchen, das man bei dieſem großen Hauskreuz ſo gut gebrauchen könnte, iſt verloren gegangen, und es bleibt höchſtens Ulyſſes Maſtbaumſtückchen, d. h. indem er ſeine Leute bei dem Sang der Sirenen an den Maſtbaum band, übrig, um das Principiis obsta auszuüben, und das hat ſeine Schwierigkeiten. Die Extreme berühren ſich, Vergnügen wird zum Schmerz, Freiheit zur Zügelloſigkeit, Größe zur Sklaverei, Wiſſenſchaft zur Zweifelſucht, Genie ſelbſt zur Narrheit, wenn die Tugend ſich in ein Schauf verwandelt, und nicht wie eine Minerva der Alten daſteht, heiter, ſanft, edel, aber mit Helm, Schild und Speer. Hüte dich vor dem erſten Schritt zum Laſter! iſt bald geſagt, aber welches iſt

Digitized by Google

der erſte Schritt? Der geſchickteſte Schulmeiſter wird antworten müſſen: „Das kann man ſo eigentlich nicht wiſſen.“

Aber was wären wir wieder ohne Leidenſchaften? Sie ſind das wahre Lebensprincip, ohne welches nie etwas Großes geſchehen iſt; ſie erhöhen die Thätigkeit und die Phantaſie bis zur Begeiſterung, wie zu komiſchen Monologen und Zerſtreuungen — ſie ſind geborne Demoſthene und Cicerone — die Winde, die das Schifflein des Lebens zum vorgeſetzten Ziele leiten, wenn auch nicht ſelten an Felſen ſcheitern machen; ſie erfanden die Sprache ſogar, daher alle Urſprachen voll Figuren und poetiſcher Bilder — ſie erfanden ſo viel Wiſſenſchaft und Kunſt als der Zufall nur immer — der Orient iſt das Vaterland der heißeſten Leidenſchaften und Schwärmereien, und daher auch das Vaterland unſerer Religion, Wiſſenſchaften, Künſte und Erfindungen. Leidenſchaften ſind die Pferde am Wagen des Lebens, aber wir fahren nur gut wenn der Fuhrmann Vernunft die Zügel lenkt. Leidenſchaft iſt der Strom, Vernunft das Ufer, aber verdammt holländiſch flach — man muß es machen, wie die Holländer, tüchtige Dämme aufführen. Die Wahrheit iſt heilig, daher ſelten — Irrthum ſcheint uns weniger unglücklich zu machen. Zwiſchen zwei Spiegeln, deren einer uns ſchön, der andere häßlich zeigt, welchen werden wir wählen? Die Jugend iſt daher ſo glücklich, die in Täuſchungen lebt — Irrthum iſt eine wohlthätige Fee, die uns ſelbſt im Alter nicht verläßt — ſelbſt den Tod denken wir uns noch entfernt, wenn er ſchon an die Thüre geklopft hat!

Die Vernunft kann einen Plan entwerfen, aber die Ausführung bewirkt nur die Leidenſchaft; die gemäßigte Partie pflegt nur aufzuwarten, wenn das Schifflein glücklich durch den Sturm ans Land gebracht iſt; dann will auch ſie geholfen haben. „Der Perſon Freund, der Sache Feind,“ iſt bald geſagt, aber in der Ausübung ſchwer; Erasmus hätte die Reformation nie dahin gebracht, wohin ſie Luthers Feuereifer brachte, der das corpus juris canonici ſelbſt ins Feuer und das Wappen des Papſtes mit Dreck warf, ſo wie wir viele Wappen im politiſchen Zeitalter mit dieſer Farbe aufgefriſcht geſehen haben. Stark und kräftig Wollen iſt Charakter großer Geiſter, und ſelbſt blos ausgezeichneter Männer. Die großen Thaten der Alten ſcheinen mir weit mehr auf Leidenſchaften und dem heiligen Enthuſiasmus der Völker zu beruhen als auf Tugend, wovon ihre Philoſophen ſchwatzen, wie viele Thaten unſerer Zeit auf den bloßen Liedchen Ca ira, der Marseillaise und den God save the king. Das Mädchen von Orleans begeiſterte die Franzoſen Karls 7., wie die Freiheit und Gleichheit die Neufranken; Friedrichs Größe begeiſterte ſeine Preußen, wie die Franzoſen Napoleons; Deutſche aber begeiſterte Haß gegen den blutigen Tyrannen, ohne welchen ſie ſich ſchwerlich vereint hätten, und dieſen Haß nannte der egoiſtiſche Deſpot ein — Fieber. Die Leidenſchaften ſind ſtets die Wagehälſe in der religiöſen, politiſchen und moraliſchen Welt geweſen, ohne welche wir nicht weiter gekommen wären — ohne Leidenſchaft denken die meiſten lieber an Ruhe und an ſich, als an das Wohl und Wehe Anderer — Enthuſiaſten aber müſſen ihre Hörner zuvor gebrochen und abgeſtoßen haben, ehe ſie weiſe werden, das heißt klüger oder Egoiſten.

Mangel an Phantaſie, Mangel an ſcharfen und lebhaften Sinnen bewahren Viele vor Leidenſchaft, die denn das Anſehen von Mäßigung und weiſer Selbſtbeherrſchung haben, im Grunde aber geborene Alte ſind. Mit den 50, Manche ſchon mit 40 Jahren, fangen wir an alt zu werden, und werden nie mehr als wir bereits ſind, zum Beweiſe, daß Leidenſchaft, die um dieſe Zeit abnimmt, der moraliſche Hebel iſt. Leidenſchaften gleichen den Saiten, die verſchieden ſind; die Eigenliebe ſpielt ihr Inſtrument ſo gut als möglich, und aus der Verſchiedenheit geht dennoch Harmonie hervor. Die Philoſophen betrachteten meiſt den Menſchen, wenn ihre eignen Leidenſchaften ſchon in die Ruhe eingegangen waren, aus dunklen Rückerinnerungen, und die meiſten waren wohl ohne Leidenſchaften von Bedeutung, oder nie in Lagen, wo ſolche erwachen, mit andern zuſammenſtoßen, und dann das Teufelsſpiel treiben konnten, das Leidenſchaft gegen Leidenſchaft zu treiben pflegt. Im Sturme der Seele, oder unmittelbar darauf, wenn Ebbe und Fluth wieder eingetreten, ſcheint mir der Menſch noch wenig betrachtet worden zu ſein, um die Natur auf der That zu erwiſchen; denn die Philoſophen ſind viel zu bequem und zu furchtſam, um ſich wie jener Sturmmaler mitten im Sturme an den Maſt feſtbinden zu laſſen, der unter Flüchen und Gebeten der Matroſen ausrief: „O! wie ſchön! wie ſchön!“ Die meiſten Philoſophen haben nicht einmal das Meer geſehen vom Feſtlande aus, und von den über Leidenſchaft predigenden Theologen mag ich gar nicht ſprechen, die dem gelehrten Staarmätzchen gleichen; „Spitzbube! Spitzbube! ruft es den Vorübergehenden — ich — ich gut Staarmätzchen!“

Im Sturme der Leidenſchaft zeigt ſich der Menſch allein ganz, wie er iſt, und das Fräulein, von einer Franzöſin erzogen, ruft ſchwerlich, wenn es auf das Füßchen getreten wird: Helas! oder Mon Dieu! ſondern: „Ach Gott!“ und vielleicht noch etwas Anderes, ſo wie der gnädige Herr, dem der Diener eine Schüſſel über ſein Kleid ſchütter, ſchwerlich rufen wird: „O Schuft, o Dummkopf!“ wohl aber, Donnerwetter! oder Sakermentskerl! Gar viel, was wir in der Geſchichte bewundern und groß nennen, iſt Werk der Leidenſchaft, und die Schreckensmänner unſerer Zeit entſchuldigen ihre Greuel mit der Frage: Wenn im Sturm der Pilot ſein Schiff glücklich in Hafen geſteuert hat, wer mag bei heiterm Himmel ſein Manöver bekritteln? Entſchuldigte man nicht General Ney's Verrath an Nation und König mit 25jährigem Dienſt, und einer viertelſtündigen Aufwallung?

Leidenſchaften können ſelbſt als Aerzte gebraucht werden; Leſſing behauptete, ſein Hazardſpiel verſchaffe ihm eine

Digitized by Google

heilſame innere Bewegung — Leidenſchaſt belebte die Körperkraft des ſterbenden Muley*) in der Schlacht ſo gut, als die Kraft der nervenſchwachen Dame beim Ball, und Weickardt heilte den gelähmten Arm einer Schönen, indem er ſich ſtellte, als wollte er einen frevelhaften Griff machen; die Schöne ſtieß ihn von ſich mit dem gelähmten Arm wie mit dem ungelähmten. Verjagt man nicht durch den Wind und ein bischen Klappern ſelbſt freche Spatzen von den Kirſchbäumen? Scheidemantel hat in einem Buche, „die Leidenſchaften als Heilmittel betrachtet," 1787, iſt aber mit ſeinen Betrachtungen eines ſo intereſſanten Gegenſtandes allzu ſparſam, oder allzu praktiſch geweſen.

Ohne Leidenſchaft gäbe es nicht die Hälfte von Lächerlichkeiten, und wohl uns, wenn ſie uns blos lächerlich und nicht auch verhaßt und verachtet machen; wohl uns, wenn blos Phariſäer wie zu Judas ſprechen: „Was geht uns das an, da ſiehe du zu!" Laſter führen zu Verbrechen — und das Verbrechen ſelbſt kann zur Leidenſchaft werden. Laſtervolle Menſchen ſind in der Regel ſtets auf ihrer Hut und haben Augen wie Fliegen; Energie iſt ihr Erbtheil, während Regloſigkeit, Schwäche und Liebe zur Ruhe den Redlichen leicht in das Garn des Schufts führet; denn Wachſamkeit iſt die Tugend des Laſters. Wer ſo weit iſt, ſich weder um die Achtung Anderer noch ſeiner ſelbſt zu kümmern, und völlig demoraliſirt iſt, bekommt eine gewiſſe Bitterkeit des Charakters, ſeine Blutmaſſe etwas Fieberartiges; während er von Außen lächelt, fürchtet er den Rückblick in ſein eigenes Inneres — ohne Nachdenken überläßt er ſich zuletzt ſeinem Hang, und Verbrechen ſind ihm Bedürfniß. Robespierre ſuchte die Garantie ſeiner Verbrechen zuletzt wirklich in neuen — Furcht und Schrecken vor ihm war ihm ſchmeichelhaft, Haß war ihm, was Andern Liebe, und ſo würgte er wie eine wilde Beſtie ohne allen Hunger aus reinem Durſte nach Blut. In einer ähnlichen Gemüthslage mag ſich wohl häufig ein noch weit merkwürdigerer Mann befunden haben, aber Madame Stael ſcheint mir doch zu weit zu gehen, wenn ſie ihn Robespierre a cheval nennt?

Leidenſchaften machen leider den Menſchen andern Menſchen gefährlicher als die Elemente, und vollendete Schurken ſind wirklich gefährlicher als Erdbeben und Orkane, Feuersbrunſt und Waſſerfluth, und der Säckelmeiſter Judas iſt gegen ſie nur ein unbeſonnener Knabe; wäre er Böſewicht geweſen, wie Andere mit den ſchönſten ſchwarzen Haaren, ſo hätte der Rothkopf gewiß — ſich nicht ſelbſt gehängt. Es wäre möglich, daß ihn der Handel gereut hätte; denn 30 Silberlinge waren doch wahrlich eine ſchofle Summe, ſelbſt für jene Zeiten; wahrſcheinlicher iſt daher, daß er glaubte, der große verhandelte Prophet würde ſich ſchon ſelbſt aus der Schlinge zu ziehen wiſſen — der Geſellſchaftsſäckel, den er führte, war ohnehin nie in glänzendem Zuſtande — und ſo wäre geholfen — die verhaßten Hebräer geprellt geweſen und Judas als Muſter ſchlauer Prellerei daſtanden, vor der ſich ſelbſt das moderne Iſrael nicht zu ſchämen gehabt hätte.

Große Verbrechen ſind wahre Paroxismen der Vernunft, wie die auffallende Körperſtärke in hitzigen Fiebern, Zorn und Wuth — aber eine gewiſſe ſcheinbare Leidenſchaftsloſigkeit, die gerade ein recht feſtes Anklammern an Grundſätze des Teufels iſt, iſt die leibhafte Furie der Hölle. Wohl dem, der mich nicht ganz faſſet! Der Schurke par excellence iſt kalt wie Eis, geſchmeidig wie ein Damenhandſchuh, glatt wie ein Aal, der einem aber den Arm entzwei ſchlagen kann; wachſam wie der Hahn, geduldig wie ein Verliebter, beſonnen wie ein falſcher Spieler, ſtets lächelnd wie ein Höfling, aber mit dem Kuſſe des Judas miſchet er ſchon ſein Gift, liſtige Verleumdungen bereiten ihm den Weg zu Meiſterſchlägen — und iſt der rechte Zeitpunkt gekommen, ſo zieht er den Dolch, oder ſtürzet über ſein Opfer, wie der im Gebüſche lauernde Tiger, oder die Schlange. Der Schurke gleicht jener Uhr mit der Inſchrift: „Aeußerlich ruhig, innerlich bewegt — alle Martern der C. C. C.*) ſind für einen ſolchen Schandfleck der Menſchheit zu geringe. — Wohl dem! der da glaubt, ich übertreibe — es iſt ein Beweis, daß er ſo glücklich war, ſolche Leidenſchaftsloſigkeit, und ſolche Schurken nie in ſeiner Nähe zu ſehen!

Natürliche vollkommene Apathie iſt Zeichen der Dummheit; die Apathie der Stoiker war Ziererei oder Ueberſpannung; aber die wahre mühſam erworbene Apathie iſt ein echter Herkules, der ſich auf dem Berg Oeta verbrannt, um ſich aller Schlacken zu entledigen, und Göttern gleich zu werden. Man kann das edle Roß, das immer andern voraus will, gewöhnen, mit andern gleichen Trill zu halten, wenn es auch ſchäumet, brauſet und tanzet; der Eſel aber, weil entfernt, andern voraus zu wollen, bleibt lieber zurück, kommt zu ſpät, iſt aber dennoch ruhig und zufrieden. Die kleine Axt ſtürzt nach und nach eine Rieſeneiche, nie aber vermag die ſorgſamſte Pflege den Dornenſtrauch zur Eiche machen. Es iſt recht gut, daß wir zu Zeiten unſere Vergänglichkeit und unſer Nichts vergeſſen, wer würde ſich da noch dem geringſten Unternehmen unterziehen mögen? Alle würden rufen: „In's Bett! In's Bett!" oder: „In's

*) In der Schlacht, worin die vom König Sebaſtian geführte portugieſiſche Armee auf der afrikaniſchen Küſte von Fez unterging, führte der Sultan von Marokko, Muley, ſterbend und in einer Senfte getragen, ſeine Truppen. Die Portugieſen machten den Angriff, in der Meinung, das Heer ihrer Feinde ſei durch die Krankheit des Sultans ohne Anführer; ſo wie der Kampf begann, erlangte jedoch derſelbe plötzlich ſeine Kraft wieder und ſtarb dann unmittelbar nach dem Siege.

*) Der Carolina (des Criminalgeſetzbuches, welches unter Karl 5. Deutſchland gegeben wurde und deſſen barbariſche Strafen und Folterungen wenigſtens bis zur Mitte des vergangenen Jahrhunderts allgemein galten.) C. C. C. iſt Abkürzung von Caroli Caesaris Carolina (die Carolina Kaiſer Carls.)

Digitized by Google

Kloſter! In's Kloſter!" Apathie taugt nicht in die Welt, und der Menſch iſt gerade tugendhaſt, wenn er ganz Menſch iſt — naturae convenienter, die Haupttugend aber Mäßigung der Begierden (Sophroſine, geſunder Sinn, eigentlich fehlt uns ein gutes Wort für jenes ſchöne griechiſche); denn Leidenſchaften ſind und bleiben Krankheiten der Seele, gefährlicher als die Krankheiten des Körpees. Nur wenn der Menſch den Weg der Natur verläßt, geht er zum Laſter über, und Laſter macht den Graßen und Reicheu ſo gut unglücklich als den Kleinen und Armen; daher nennt auch der gemeine Sprachgebrauch recht richtig den höchſten Laſterhaften einen Unmenſchen.

Götter! welch' dunkle Nacht umfängt die Herzen der Menſchen!
Tereus galt in dem Volk als er ſeine Schandthat vollbrachte
Noch als fromm, und erlangt des Verbrechens Lob von den Andern.

Stolz, Geiz und Wolluſt mit ihren tauſendſachen Modifieatianen machen die drei Grundleidenſchaften, welche unſere heiligen Bücher Fleiſcheslust, Augenluſt und haffärtiges Leben nennen; ſie bilden die Baſis des Weltkindes, das in Sünden todt nie in das Himmelreich eingeht. Das Fleiſch widerſteht dem Geiſte — das Fleiſch iſt ſchwach und der Teufel verſucht uns — und gerade am meiſten, wenn ein Verbat oder eine Schwierigkeit den Reiz erhöht. Philipp verſchtaß den Niederländern Liſſabon, wo ſie bisher ihre Kolonialwaaren gehalt hatten — nun holten ſie ſolche aus erſter Hand. Der Menſch weiß, was ihm gut iſt; aber dahingeriſſen vam Sturm der Leidenſchaft ſtrebt er nach dem Unerreichbaren und verſchleudert die Gaben der Möglichkeit. Weit umher bietet des Abends Kühle der Mücke den ſchönſten Spielraum in ihrem ephemeren Daſein, aber umſonſt, ſie verbrennt ſich lieber am Lichte. Die alten Holzſchnitte unſerer Katechismen, welche die zehn Gebote varſtellen, ſtellen eitel Scenen vor, wie die Gebote übertreten werden, und auch nicht eine, wo man ſich ihnen fügte!

Die Neueren haben Leidenſchaften und Affekte van einander getrennt, und mit Recht; denn ſie ſind weſentlich verſchieden: jene ſind Begierden und Verabſcheuungen, dieſe bloße Gefühle höhern Grades; dieſe gehären mehr dem innern Sinne an, jene mehr der Sinnlichkeit. Der Affekt wird durch die Daner geſchwächt, wie der Zarn und die Furcht; Leidenſchaft aber hat einen beſtimmten dauernden Zweck, den ſie durchaus zu erreichen ſucht; ja ſetbſt bei Erreichung deſſetben verſtärket ſie ſich noch, wie wir bei der Liebe, dem Geize und der Ehrſucht ſehen. Abweſenheit vermag einen ſchwachen Affekt zu heilen, verſtärkt aber eine bereits in Leidenſchaft übergegangene Neigung, wie der Wind ein Licht ausbläſ't, ein Fener aber nur zu höhern Flammen anbläſ't. Einmal, Keinmal, gilt nicht von der Leidenſchaft; hat ſie einmal A geſagt, ſo ſagt ſie auch B, und nach Befinden das ganze Alphabet bis zum Z, wo ſie wohl aufhören muß; wer einmal genaſcht hat, naſchet hundertmal — der Appetit kömmt beim Eſſen — wer einmal regiert, oder eigentlich geherrſcht hat, will fortherrſchen und wenn man ihn auch auf Elba oder Helena einſperrt — der Stein, ins Waſſer geworfen, macht anfangs nur einen kleinen Kreis, aber der Kreis macht neue und größere, und gerade ſo ſteht es mit der kleinſten Erſchütterung in der Seele. Die Macht der Gewohnheit zeigt ſich auch hier unwillkürlich, wie bei Dr. Clifford zu London, dem man nachſagte, daß er in eigner Krankheit nach dem Puls gegriffen, und dann ein Goldſtück aus der Taſche genommen und in die andere geſteckt habe. Der Krug geht ſo lange zum Waſſer, bis er bricht, oder — voll iſt, wie die Mädchen am beſten wiſſen — wer einmal geſtohlen hat, ſtiehlt gerne wieder, und mehr noch, aus dem Dupe wird der Fripon, und geht's am Ende — zum Galgen, ſo iſt Einmal gewiß nicht Keinmal!

Affekte wirken wie mächtige Gewäſſer, die den Damm durchbrechen, und ſich dann verlaufen; Leidenſchaften aber wie gewaltige Ströme, die ſich nur deſto tiefer in ihr Bett eingraben. Affekte ſind Ausbrauſen der Empfindungen, die offen und ehrlich zu Werke gehen, während Leidenſchaft gerne verſteckt und hinterliſtig handelt. Der Affekt iſt ein vorübergehender Fieberparoxismus; die Leidenſchaft aber ein kaltes ſchleichendes Fieber, das den moraliſchen Tod nach ſich zieht. Beide hindern übrigens den ruhigen Gang der Vernunft und fließen ineinander, daher auch wir ſie nicht trennen werden; beide ſind krankhafte Zuſtände der Seele, daher wir ſie Suchten nennen, was von Siechen hergenommen iſt, und haben ihren geregelten Gang, gleich der Natur, und daher iſt jede Beobachtung intereſſant, wenn ſie in puncto, puncti geſchieht, was ſchon ſelten iſt. Das Kapitel Leidenſchaft halte ich für das intereſſanteſte und allerpraktiſchſte in der ganzen Anthropologie, und ich glaube die Beſcheidenheit nicht zu verletzen, wenn ich auch meine nun folgenden Kapitel der Leidenſchaften dafür halte, und wünſche, daß meine Leſer mit mir einverſtanden ſein möchten.

Freude und Schmerz, die beiden Elemente aller Gefühle, gehen leicht über in die Affekte des übertriebenen Selbſtgefühles, der Liebe und des Haſſes, der Ehre und der Eitelkeit, des Eigennutzes und des Geizes ꝛc. und aus Affekten werden Leidenſchaften. Die reinen Gefühle der Wahrheit, Schönheit, der Mitfreude und des Mitleids, des moraliſchen Gefühls ꝛc. ſelbſt können unrichtige Wendung nehmen, wie wir bei gelehrten Streitigkeiten ſehen, bei Religionsſchwärmern, bei mitleidigen Weibern, und bei den ſogenannten Wahrheitstölpeln, die mit der Thür in's Haus fallen, und, aller Höflichkeit vergeſſend, deutſche Michel geworden ſind. Nicht minder oft verirret ſich das Schönheitsgefühl — ſeinen weiblichen Froſch liebt der männliche, jener ſcheint ihm ſchön wie Diana zu ſein — und am allerhäufigſten das rüſtigſte aller Gefühle, das Gefühl des Lächerlichen — von der Freude und dem Frohſinn bis zur Ausgelaſſen-

Digitized by Google

heit und beleidigenden Spott. Es gereicht zur Ehre der Menſchennatur, daß wir mit den geſelligen Leidenſchaften ſympathiſiren, vor ungeſelligen und ſelbſtiſchen aber zurückſchrecken; ſelbſt mit der Freude ſympathiſiren wir mehr als mit Kummer und Taurigkeit, wenn wir aufrichtig ſein, und nicht aus Wohlſtand und Artigkeit zu ſympathiſiren ſcheinen, und ſprechen wollen: Es thut mir Leid.

Ein Affekt kann durch einen andern gedämpft und das Gleichgewicht der Seele wieder hergeſtellt werden, und dieſe Kraft liegt oft in der Kraft des Lächerlichen. — Den heftigſten Zorn, die bangſte Furcht, die tiefſte Traurigkeit hat ſchon öfters ein witziger Einfall oder Scherz zerſtreut; denn Affekte entſtehen gar oft aus wahren Kleinigkeiten; warum ſollten Kleinigkeiten nicht auch wieder zu beruhigen vermögen? Nicht alle haben die Abſtractions-Kraft der Philoſophen; nicht alle ſind ſo glücklich, daß ihnen eine weiſe Erziehung das Principiis obsta erleichterte, und da iſt dann das Lächerliche ein Lebensbalſam, wie Wein, Weib und Geſang. Die alte ſchöne Fabel des Krantor, der den Reichthum, die Wolluſt, die Geſundheit und die Tugend in den olympiſchen Spielen wettkämpfen läßt — die Wolluſt ſiegt über Reichthum, weil man letztern ja nur um erſterer willen ſucht, die Geſundheit über die Wolluſt, weil ohne ſie Reichthümer und Wollüſte nicht genoſſen werden können, zuletzt erhält die Tugend die Siegespalme, weil jene drei uns nur unglücklich machen würden ohne Tugend — dieſe göttliche Fabel iſt noch heute für Leidenſchaft, was Harmonie für den Tauben!

In jeder Leidenſchaft ſpielt die Einbildungskraft den Meiſter über die Sinne, gerade wie beim Wahnſinn, und wir ſind Phantaſten und Geiſterſeher. Unglückliche Liebe — plötzlicher Glückswechſel, Vermögensverluſt, Schrecken — unerwartetes Benehmen eines verächtlichen, ſchwachen Wichtes, dem man ſich hingab und ihm vertraute — haben ſchon manchen, der nichts weniger als Schwächling war, in Melancholie und Wahnſinn geſtürzt; Melancholie, die im Schooße der Freundſchaft vielleicht in kurzer Zeit geheilt worden wäre, geht in Wahnſinn über, wenn die krankhaften Reize noch durch neue unerwartete Inhumanitäten verſtärkt, ſtatt Hülfe, wohl gar Vorwürfe gemacht, und Anſtalten zu Entfernung des Unglücklichen getroffen werden in fremde Hände. Nie ſchmerzte wohl Cäſar etwas mehr, als da, wo er zu Brutus die wenigen Worte ſagen mußte: Auch du, Sohn? In Irrenhäuſern findet man vergleichungsweiſe nur wenige Irre, aus der Klaſſe derer, die mehr den Verſtand als die Imagination üben, nur ſelten Naturforſcher und Mathematiker, Juriſten und Aerzte, deſto mehr aber Dichter, Künſtler und Myſtiker!

Leidenſchaften und Affekte verhalten ſich zum homuncio, wie Athener und Spartaner in Hinſicht jenes Alten im Theater; jene verweigerten ihm einen Sitz, und dieſe ſtanden ehrfurchtsvoll auf, worüber die Athener klatſchten, und der Greis ausrief: „Die Athener wiſſen, was recht iſt, und die Spartaner üben es aus.“ Man bekennt ſich noch hie und da zu gewiſſen Fehlern, aber der Leibfehler wird verſchleiert, ſo wie man gewiſſem Vergnügen gerne den Schein von Pflichten ſogar giebt: man zieht in die Stadt lediglich um der Kinder Erziehung willen, aufs Land um der Unſchuld willen, ins Bad um eines Kranken willen ꝛc., eigentlich aber weil man ſelbſt gerne in der Stadt, auf dem Lande, oder im Bade wäre — manche gehen ſchlafen, um Holz und Licht zu ſparen, oder gar ins Kaffee- oder Wirthshaus, ſo ökonomiſch ſind ſie geworden. Wir verſchleiern Lieblingsfehler ſchlauer Weiſe, was manche vielleicht aus Swifts herrlicher Thierbeichte gelernt haben mögen, was aber der Fall bei Landgraf Philipp von Heſſen nicht geweſen ſein kann, der an Herzog Chriſtoph von Württemberg von ſeinen jungen Burſchen (ſo nennt er ſeinen Prinzen, den er ihm zum Tochtermann zudachte) ſchrieb: „Es iſt zwar ein ſtörriſcher, zorniger Kopf, ein Trinker, Spieler und Nachtſchwärmer, aber ſonſt ein recht frommer, treuer, guter junger Menſch.“ — Zwiſchen Vater und Sohn hieß es Nachſicht geben wir uns, und verlangen ſie auch von einander und ſo wollen wir es auch halten, und den Mantel chriſtlicher Liebe überbreiten, wenn wir uns auch gleich nicht enthalten können, zuvor ein bischen — drunter zu gucken.

Es ſcheint, die Verſchleierung, welche Modeſitte neuer Zeit iſt, hat Schuld, daß wir noch heute keine rechte Pathognomik haben, trotz aller Verſuche; allgemeine Merkmale zwar bekannt, aber die hundertfachen Schattirungen, die Temperament, Alter, Geſchlecht, Stand, Vermögen u. ſ. w. machen. In früher Jugend herrſchen Ungebundenheit, Freiheit, Faulheit, Naſcherei — ſpäter treten Liebe, Eitelkeit, Wißgebierde ꝛc. an die Stelle — den Mann quälen Ehrgeiz, Zorn, Rache, den Alten Egoismus, Geiz, Aerger ꝛc., die alle ihre Naturſtrafe hinter ſich drein führen. Der Luſtſucht folgt Ekel, Krankheit, Unvermögen, dem Ehrgeiz und Zorn, Knechtſchaft und Unruhe, dem Geize Armuth mitten im Ueberfluß — dem Egoismus Haß oder Gleichgültigkeit Anderer, den Eiteln, Feigen und Weichling ſtraft wenigſtens die Geißel des Satyrs. Jene Verſchleierung oder höfiſche Verſtellungskunſt iſt einmal Folge der höheren Verfeinerung und eine nothwendige Eigenſchaft des Gebildeten, der in der Welt und Geſellſchaft fortkommen will; aber wie wäre es, wenn wir das Vergnügen des Theaters, das unſre Voreltern nicht kannten, oder nur im Rohen, und das ohnehin zunächſt auf Erregung angenehmer, trauriger und gemiſchter Empfindungen abzielet, durch einen neuen Zweig geiſtigen Vergnügens erhöhten, durch richtige anſchauliche Darſtellung der vollen Wahrheit? — eine förmliche Leidenſchaftsdeutung wäre das wahre Fenſterchen in der Bruſt, das Momus vielleicht auch meinte. Maler haben ſchon viel geleiſtet, aber Dichter und Schauſpieler können mehr leiſten, als Meißel und Pinſel zu leiſten vermag.

Die Weisheit gedeihet nur auf dem Boden der Selbſtkenntniß, und nur der Weiſe kennt ſich ſelbſt. Ruhe des

Digitized by Google

Gemüths iſt die Tochter der Weisheit; aber wo dieſe finden, wenn die Mutter noch nicht gefunden iſt? Man kennt den Menſchen, wenn man ſich ſelbſt kennt — dee ſchwerſte Schritt, weil Selbſtſucht ſich quer in den Weg ſtellt — dee zwette Scheitt, die Menſchen kennen zu leenen, iſt leicht, ſobald man unter ihnen und mit ihnen lebt — und im Spiegel Andrer lernt man doch auch ſich ſelbſt beſſer kennen, als vor dem eigenen Spiegel. Die Menſchen — gleichen ſich alle, unter Pharaonen wie untee Alexandern, unter Cäſarn wie unler Carln und Napoleonen, unter dem Nord- und Südpol, wie unter der Linie, in Wien wie zu Paris, und in la Trappe wie im Serail — allerwärts Menſchen — homunciones (Menſchiein.) Und worauf läuft die hochberühmte Menſchenkenntniß, die man uns ſo ſehr anempfiehlt, und deren ſich gae oft diejenigen am meiſten rühmen, die ſie am wenigſten beſitzen, worauf läuft ſie hinaus, und was iſt ſie? . Die richtigſte Deſinition, beinahe ſo erhaben, als die Hobbes vom Laſterhaften giebt: Ein böſer Mann iſt ein ſtarker Knabe, dürfte nach vielfachen Täuſchungen und Gefahren, die man erleben mußte, leider ſein: Unglaube an Tugend und Redlichkeit! Die Stoiker kannten nur eine Tugend, und nur ein Laſter, die ſich wie Geſundheit und Krankheit verhalten; aber ſchon die Dichter dee Griechen ſprechen: Gut nur auf eine Art, Schlecht auf tauſend Arten!

Allerwärts klagt der Menſch Natur und Schickſal an, und ſein Schickſal iſt doch in der Regel nur Nachklang ſeines Charakters, ſeiner Leidenſchaften, Feblee und Schwächen. Wer im Frühjahr nicht ſäet, kann im Sommer nicht ernten, im Herbſt und Winter nicht genießen, und wie wir richten, ſo werden wie gerichtet, und wie wir geben, wird uns gegeben, ſpricht unſer chriſtlicher Sokrates. Die Leidenſchaften ſind gerade in uns, was der Pöbel im Slaale iſt; gewinnt er die Oberhand, ſo beſticht ee alle Sinne und alle Seelenkräfte, weiche Bürger ſind; die höbern Stände müſſen ihm dienen, und zuletzt guillotinirt ee Alles, was ſich nicht fügen will, und ſelbſt den König, oder den Verſtand: ſie ſind die Rieſen, die Jupiters Thron ſtürmen, und die eigentlichen Sünden von der Original- oder Erbſünde an bis zu den Todſünden und veezeihbaren, Unterlaſſungs- u. Begehungsſünden, den vorſätzlichen und unvorſätzlichen, fleiſchlichen, und geiſtigen, groben und ſublilen Sünden, bis zur Sünde gegen den heiligen Geiſt, an die Friedrich nicht zu glauben ſchien, weil er das Buch daeüber ſeinem Veefaſſer wieder zurückgab: „Was ſoll ich mit Seiner Sünde gegen den heiligen Geiſt?“

Lang iſt das Sündenregiſter der ſchwarzen Herren, die ſtets fein zu diſtinguiren wußten; ſie machen aber Alles dadurch wieder gut, daß ſie vom Wege des Laſters und der Tugend, des Lichtes und der Finſterniß ſpechen, ſolchen zeigen, und Peccatum von Pecus (Sünde und Vieh) ableiten. Das Pecus, Menſch genannt, wüede ſich auch in der That zu ſeinem eigenen Jammee viel zu ſehr vermehren, wenn es nicht Muttee Natue durch ſeine Leidenſchaften, Thorheiten und Sünden gegen Uebervölkerung ſchützte. Niemand ſpeeche, daß er von Gott verſucht werde; jeder wird veeſucht, wenn er von eigner Luſt gereizt und gelockt wird; darnach wenn die Luſt empfangen hal, gebärt ſie die Sünde; die Sünde aber, wenn ſie vollendet iſt, gebäet ſie den Tod! Man kann die alten 7 Todſünden füglich mit den alten 7 freien Künſten vergleichen — ja ſie ſind noch freiere Künſte — die Hoffart mit der Aſtronomie, den Geiz mit der Arithmetik, die Unkeuſchheit mit dee Muſik, die Völlerei mit der Rhetorik, den Zorn mit der Dialektik, den Neid mit der Grammatik und die Trägheit mit der Geometrie. Jedes Gleichniß hinkt.

Der Sieg der Vernunft über die Sinnlichkeil iſt die wahre Wiedergeburt, die den natürlichen Menſchen umwandelt in den geiſtigen (nicht geiſtlichen), und das Gegengift der Leidenſchaft iſt die Mäßigung, die auch unter den vier Cardinal-Tugenden der weiſen Allen glänzt, ihre Mäßigkeit neben der Seelenſtärke, Klugheil und Gerechtigkeit. Und was ſagen unſre heiligen Bücher? „Wiſſet ihr nicht, daß ein wenig Sauerteig den ganzen Teig verſäuert? darum ſ get aus den alten Sauerteig, und laſſet uns Oſtern halten, nicht im alten Sauerteige der Bosheit und Schalkheit, ſondern in dem Süßteige der Lauter.eit und Wahrheit.“ — Es iſt ſonderbar, daß jene Cardinal-Tugenden der Alten alle weiblichen Geſchlechts ſind, ſelbſt das Wort Virtus (wie auch in der Sprache der Deutſchen), das ein humoriſtiſcher Schulmann ſeinen Schülern eeklärte: Vir Mann, tus thu's — dafür iſt aber auch das Wort Verſuchung weiblichen Geſchlechts, und männlich das Wort Sieg.

Theologen und Juriſten fordern von dem Menſchen in abstracto offenbar mehr, als der Menſch in concreto zu leiſten veemag, geeade wegen ſeinee Verſuchungen, und die Theologen hätten es um ſo wenigee thun ſollen, da ſie die Leidenſchaften — Verſuchungen des Teufels genannt, und damit vielleicht mehr Vernünftiges geſagt haben, als man von ihnen gewohnt iſt. Das Merſeburger Bier iſt dann am beſten, wenn es recht weit verführt worden iſt, und ſo auch gewiſſe Weine; und das wahre Glück des Lebens beginnt erſt da, wo die Verſuchungen aufhören oder ſchwächee werden. Die Philoſophen gingen ſtets billiger zu Werke, und hatten Gehör, wenn die Leidenſchaft ruft: Wäreſt du hier, du dächteſt anders! Freiheit — Tugend — Gott —

Dem Menſchen iſt allee Werth geeaubt
Wenn er nicht mehr an die drei Worte glaubt!

Hier wollen wir noch Salomon's drei Woete zählen: Alles iſt eitel! Schönheit und Verſtand, Reichthum und Sinnesgenuß, Ruhm und Macht, die Majeſtät der Könige und Völker, Städte und Staaten endigen ſie nicht alle mit hic jacet? Und ſie begruben ihn. Ninive, Memphis und Babylon, Athen, Corinth, Caethago und Rom liegen untee

Digitized by Google

Ruinen, und von einem Trier, das 1250 Jahre vor Rom erbaut ſein ſoll, will ohnehin niemand mehr was wiſſen. Das einſt ſo herrlich und froh blühende Vorderaſien hat mehr Städte-Gräber, als Dörfer, mehr Räuber, als Inwohner; Lucanus, der uns erzählt, daß man ſchon zu Cäſars Zeit vergebens nach den Trümmern des weltberühmten Troja forſchte: Auch die Trümmern verſchwanden — und nun das kurze Menſchenleben?

Ach, alles, alles währet,
Wenn's hoch kommt, achtzig Jahr!
Dann legt man ſich zu ſeinen Vätern nieder,
Und kommt nimmer, nimmer wieder!

(Für die Fackel.)

Irrthum iſt die Quelle von vielen Uebeln.

Aus den Papieren von S. Ludvigh.

Der Zweck des Lebens iſt: glücklich ſein. Die Welt iſt ſo ſchön, ſo reich an Freuden. Aber es giebt ſo viele Menſchen, die blind ſind für die Schönheiten der Welt, und anſtatt die Freuden der Welt zu genießen, machen ſie dieſelbe zum Jammerthal. Anſtatt das Leben ſich zu verſüßen, verbittert es ſich der Menſch meiſt ſelbſt. Der vernünftige Menſch hat wenige Bedürfniſſe, der unvernünftige iſt mit Nichts zufrieden. Anſtatt das Glück in ſich ſelbſt zu ſuchen, ſuchen es die Meiſten außer ſich und je mehr ſie ſich zu Sklaven der Außerdinge und einer oft ſehr verkehrten Meinung Anderer machen, deſto elender ſind ſie. „Geſundheit, Nahrung, Kleidung und Obdach" ſind Hauptbedingniſſe, um glücklich zu ſein; indeß Wiſſenſchaft, Kunſt, Freundſchaft und Liebe zu den höheren Genüſſen des Lebens eines gebildeten Menſchen beitragen. Wohl giebt es Krankheiten, die ſich vererben, und ſolche, die den Menſchen ohne Verſchulden befallen; allein an den meiſten Krankheiten trägt der Menſch ſelbſt die Schuld, durch Unvorſichtigkeit, durch Unmäßigkeit, durch Verſchwendung der Lebenskräfte, oder durch widernatürliches Kaſteien. Jeder Menſch ſollte ſeine körperliche Beſchaffenheit kennen, ſollte wiſſen, was ihm ſchadet, und Das ſorgfältig vermeiden. Thätigkeit und Bewegung, einfache und kräftige Speiſen, friſche Luft und friſches Waſſer, ſind Haupterforderniſſe der Geſundheit und Nichts trägt mehr zur Verlängerung des Lebens bei, als ein ſteter Wechſel zwiſchen körperlicher und geiſtiger Beſchäftigung, die nie bis zur Erſchöpfung getrieben werden darf, um nicht nachtheilig zu wirken.

Betreff der Speiſen und der Getränke hört man ſo oft den Menſchen ſagen: Dies ſei geſund, Jenes ungeſund; Dieſes liebe ich, Jenes liebe ich nicht. Der Geſchmack iſt verſchieden und darüber zu ſtreiten wäre Thorheit; was aber die Speiſen ſelbſt betrifft, in Bezug auf Geſundheit, ſo muß ich behaupten, daß ein geſunder Magen nicht ängſtlich zu ſein braucht, ſo lange er nicht mit unverdaulichen Stoffen zu ſehr überladen wird.

Der Menſch wird mit Leidenſchaften geboren, welche ihm Das ſind, was dem Schiffe der Wind. Ohne Leidenſchaften wäre der Menſch ein Automat, und doch ſind es Leidenſchaften zugleich, welche ihn, wenn ſie nicht durch die Vernunft geleitet werden, oft namenlos unglücklich machen oder vernichten, wie der Sturm das Schiff auf offener See.

Die Hauptrolle im Leben des Menſchen ſpielen wohl Liebe und Ehrgeiz. Liebe beſeligt und Ehrgeiz iſt der Sporn zu mancher edlen und großen That. Die Liebe zwiſchen beiden Geſchlechtern iſt nie ganz rein von Sinnlichkeit und je weniger ſie von dieſer bedingt wird, deſto reiner, deſto dauernder iſt ſie. Hoffnungsloſe Liebe hat ſchon viele Jünglinge und Männer, viele Mädchen und Frauen unglücklich gemacht. Dem Liebenden oder vielmehr dem Verliebten, erſcheint der geliebte Gegenſtand als Ideal, das alles Vollkommen in ſich vereinigt; ihm iſt er fixe Idee und Mangel an Gegenliebe hat ſchon eben ſo oft zu Selbſtmord geführt, als befriedigter Genuß zum Grab der Liebe, wenn dieſe vorherrſchend ſinnlich war, ohne Harmonie des Geiſtes, ohne Harmonie des Charakters. Die meiſten Ehen ſind in ſolchen Fällen die eigentlichen Gräber der Liebe, jener Ehen gar nicht zu gedenken, die größtentheils aus Convenienz und niedrigem Intereſſe geſchloſſen werden.

Eine glückliche Ehe iſt der Himmel auf Erden; eine unglückliche kömmt dem Fegefeuer gleich, in dem die arme Seele durch Erlöſung Hoffnung auf den Himmel hat. Der irrthümliche Begriff über Liebe, Ehe und eheliche Pflichten iſt eine erſprießliche Quelle des menſchlichen Elends. Eiferſucht iſt der wahre Eheſtandsteufel, der durch die Perſpective des Egoismus und der Einbildung überall Höllenbilder ſieht, die mit Angſt erfüllen und in's Unglück führen. Was an Liebe und Pflicht mangelt, das kann kein Sakrament, kein Contract verleihen und da die Erfahrung lehrt, daß dem aufgelöſ'ten Contract höchſt ſelten ein zweiter glücklicher Contract folgt, ſo mag es wohl die katholiſche Kirche erſprießlich gefunden haben, die Ehe zum Sakramente zu machen und dadurch die unglückliche Ehe zur permanenten Hölle, mit der Gnade der Trennung der armen Seelen a mensa und a toro. Da das dauernde Glück der Menſchen überhaupt zu den Seltenheiten des Lebens gehört, ſo darf man ſich denn auch nicht wundern, daß es der glücklichen Ehen ſo wenige giebt; denn Irrthümer über den Begriff des Glückes ſind auch in der Ehe gar zu oft die Urſache von vielen Uebeln.

Ehrgeiz und edler Stolz ſind Tugenden, welche das Feld der Kunſt und der Wiſſenſchaft pflegen und mit neuen

Erfindungen bereichern; welche der Freiheit die Bahn brechen, die Bande der Knechtſchaft zerbrechen und zu großen, zu edlen Thaten begeiſtern; doch der irrige Begriff von Ehre, der Hochmuth, die Ehrſucht haben die innigſten Bande der Freiheit zertrümmert, haben die Freiheit in Staub getreten, die Völker in Knechtſchaft gebracht und die Erde mit Blut gedüngt, ohne dem Ehrſüchtigen ſein eigenes Glück als Lohn zu ſichern. Alexander war eine Geiſel der Völker und ſeiner ſelbſt; er war mit ſeinem Schickſal, troß aller Eroberungen eben ſo wenig zufrieden, als der Deſpot, der ihn entthront hat. Ihre Seelen waren ihrer Sphäre nicht angemeſſen.

Gewöhnliche Menſchen beneiden oft das Schickſal der Fürſten, und wie wenige derſelben kann man glücklich nennen! Ihr beſchränkter Geiſt, ihr Mangel an Energie ſteht nicht im Einklang mit den Grenzen ihrer Sphäre und ſo unglücklich ſie ſelbſt ſind, ſo unglücklich machen ſie auch ihre Völker; indeß ehrſüchtige, zu feurige Monarchen, ohne geregelte Vernunft, ohne Edelmuth und Zartgefühl des Herzens, zur Geißel der Welt werden. Der Menſch kann nie glücklich ſein, wenn ſeine Wünſche ſich nicht den Verhältniſſen accommodiren. Die Macht des Fürſten hat keinen Werth, wenn er ſie nicht zu gebrauchen verſteht. Ein Weiſer auf dem Throne müßte der Glücklichſte der Sterblichen ſein. Die grobe Ambition, welche blos nach Ruhm und Anſehen ſtrebt, führt zu Unglück, wenn ſie ihr Ziel nicht erreicht. Die edle Ambition, die ihr Glück im Glücke Anderer findet, die aus Liebe zu einer Sache, zu einem Princip begeiſtert, wird auch dann nicht unglücklich machen, wenn weder Ruhm, noch Anſehen ſie lohnt; ja, ſie erhebt ſich ſelbſt über Verkennung, Schmähung, Täuſchung, Hintanſetzung, über Ketten und Verbannung, verhängt durch Bosheit oder Neid, durch Schlechtigkeit oder durch Irrthum, nicht durch die Sache, das Princip, für das ſie gekämpft. Edle Menſchen, die in Verhältniſſe geſetzt ſind, viele Andere glücklich machen zu können, ſind dadurch auch ſelbſt am glücklichſten.

Irdiſche Größe, Rang und Reichthum haben nur für den einen Werth, der ſie für eigenes Glück anzuwenden verſteht: Vielen ſind ſie eine gefährliche Waffe, die ſie ſelbſt am tiefſten verwundet. Reichthümer in den Händen des Geizhalſes, in den Händen des Verſchwenders laſſen Jenen darben und verfügen über Dieſen Krankheit, Langeweile, Ueberdruß, indeß ſie in den Händen des vernünftigen und edlen Menſchen, d. h. des Weiſen, das Mittel ſind, ſich ſelbſt und Andere glücklich zu machen. Das Geld iſt blos der Repräſentant des Glückes; ſein innerer Gehalt liegt in der Kunſt, es benutzen zu können, ohne ſich und Andern zu ſchaden.

Das Vergnügen iſt ein Gut und es gehört zur Weſenheit des Menſchen, es zu lieben, es zu ſuchen; doch wird es zum Uebel, wenn ſo genoſſen, daß es Reue und Krankheit nach ſich zieht, und es wird zum Fluch, wenn es Andere unglücklich und elend macht.

So wie es der Zweck des Lebens iſt: „glücklich zu ſein," ſoll auch jede geſetzliche Autorität dahin abzielen, das Glück der Menſchen zu fördern, und ſie in ihren Rechten — welche auf wechſelſeitigen Pflichten beruhen — zu ſchützen. Kein Sterblicher erhält von der Natur das Recht Andere zu unterjochen, Andern zu befehlen. Der Regent kann vernünftigerweiſe nur darum ſouverain ſein, um die Regierten glücklich zu machen; ſo wie ein Volk nur dann der Souverainetät ſich würdig zeigt, wenn es die Rechte Aller reſpektirt: iſt das nicht der Fall, ſo verdient es eher den Namen einer Räuberhorde als den eines freien Volkes, eben ſo wie der Monarch zum Räuberhauptmann herabſinkt, wenn er ſeine Gewalt zur Unterdrückung, zur Ausſaugung ſeines Volkes mißbraucht.

Der Nutzen Aller, iſt zugleich der Betrag zum Glücke Aller. Nützlich ſein, heißt tugendhaft ſein; denn wer ſich und Andern nützt, der macht ſich und Andere glücklich. Was dieſem Axiome entgegen iſt, das iſt Irrthum, und Irrthum iſt die Quelle des Uebels.

Selbſt die Religion hat nur in ſo ferne einen Werth, als ſie Liebe nicht nur lehrt, ſondern auch übt: ſie nicht allein gegen ihre Genoſſen, ihre Gemeindemitglieder, ſondern gegen alle Menſchen übt, das heißt in ſo ferne ſie das Glück der Menſchen fördert.

Die Vernunft lehrt uns, daß das Vergnügen nur ein momentanes Gut iſt, welches ſich oft in ein Uebel verwandelt, ſo wie aus dem momentanen Uebel oft ein Gut entſpringt; ſie lehrt uns die Gegenſtände in ihrem wahren Lichte kennen; ſie macht uns bekannt mit Urſachen und mit Folgen; ſie ſagt uns, was wir thun und laſſen ſollen, ohne der Stimme der Leidenſchaft blind zu gehorchen, und ſie verlangt vom Menſchen, daß er Chimären und Vorurtheilen entſage, welche das größte Hinderniß ſind für Glückſeligkeit auf Erden. Nicht Götter verhängen das Uebel über die Menſchen, ſie ſchaffen das Uebel ſich ſelbſt.

„Unwiſſenheit und Furcht machen Sklaverei; Vernunft und Erfahrung machen frei." Und wenn man in allen Verhältniſſen des Lebens ſtets ſo handelt, um ſich nicht ſelbſt verachten zu müſſen, ſo hat man in ſich ſelbſt einen reichen Born des Glückes, den Nichts von Außen zerſtört und der nur dann gänzlich verſiegt, wenn der Tod Schmerz und Luſt ein Ende macht.

Digitized by Google

(Für die Fackel.)

Ueber die Wichtigkeit der Naturwiſſenſchaften für den Fortſchritt.

Von Aug. Wagner.

Schon oft und von verſchiedenen Seiten iſt den Freunden des Fortſchritts auf religiöſem Gebiete der Vorwurf gemacht worden, daß ihre Abſicht blos dahin gehe, das beſtehende eeligiöſe Gebäude niederzureißen, ohne an deſſen Stelle etwas anderes ſetzen oder aufführen zu könnrn, und Manche, die ſich nicht von dem religiöſen Unſinn gänzlich losmachen konnten, fragten, was nun?

Um dieſen Einwurf möglichſt zu begegnen, und zugleich den Anhängern drs Fortſchritts und der Aufklärung, ſoweit das nach dem jetzigen Standpunkte der Naturwiſſenſchaften möglich iſt, eine ſichere Grundlage anſtatt der Religion zu gebrn, damit ſie nicht etwa in ihrer letzten Stunde ſich wieder belehren, ſoll im Nachfolgenden dieſer Gegenſtand auseinander geſetzt werden.

Obwohl es ſehr viele Freiſinnige giebt, die ſich von dem religiöſen Humbug losgeſagt haben, ſo trifft man doch aber auch noch genug, welche ſagen, es muß doch etwas Höheres geben, die den Glauben an einen Gott noch nicht aufgegeb:n haben, die behaupten, daß, da jedes Werk ſeinen Meiſter habe, ſo müſſe auch das Weltall einen Schöpfer haben. Dies ſoll ſpäter durch die Naturwiſſenſchaften widerlegt werden. Betrachten wir z. B. die ſogenannten Wilden, oder Naturvölker, ſo finden wir, daß wie ihre Bildungeſtufe war und iſt, ſo war und iſt auch ihre Religionsanſicht. Anfänglich ſahen dieſe Völker in jedem Naturereigniß, in dem Blitz, Donner, Sturm, Erdbeben ꝛc. eine übernatürliche Macht, da ſie die Urſachen davon aus Mangel des Vrrſtändniß der geheimnißvollen Naturkräfte nicht begreifen konnten und vergötterten ſie deshalb; ſo wie ſie nach und nach auf einen höheren Grad dee Bildung und Erkenntniß der Naturkräfte anlangten, wie ſie anfingen, einzuſrhen, daß die Götter damit nichts zu thun hatten, kamen ſie zuletzt auf die Idee dies einem geiſtigen Weſen, einem Gott zuzuſchreiben, doch was iſt damit gewonnen. Fragen wir z. B. einen Wilden, wenn wir ihm eine Uhr zeigen, was dieſe in Bewegung ſetzt und er wird antworten: ein Geiſt, fragt einmal unſere neueren Theologen, was das Weltall bewegt und ſie werden erwidern: ein Geiſt, ein Weſen, wovon ſich ein Menſch keinen Begriff machen kann. Es würde viel brſſer ſein, wenn die Mehrheit der Menſchen ohne einen eingebildeten Gott nicht fertig werden kann, die Sonne anzubeten, wie dies ſchon in früheren Zeiten von manchen Völkern geſchehen iſt, denn was wäre die Erde ohne die leuchtenden, wärmenden und belebenden Strahlrn drr Sonne? Es gab auch einmal eine Zeit, wo die Menſchen glaubten, daß die Sonne ſich um die Erde bewege, warum glauben ſie es jetzt nicht mehr? Das Volk ſieht aus dem Kalender, daß die vorhergeſagten Finſterniſſe pünktlich eintreffen und deshalb glauben ſie daran, trotzdem die Bibel anders lehrt. Wäre das Volk mit den Naturwiſſenſchaften ſo bekannt, wie es ſein ſollte, (wozu in neueren Zeiten durch volksthümliche, leichtverſtändliche Bücher der Grund gelegt und die Bahn gebrochen worden iſt), ſo würden im Laufe der Zeit gae bald die Religionen verſchwinden und an deren Stelle die allein richtige und wahre, ſo zu ſagen, die Naturreligion treten, die ſich allen Menſchen auf der ganzen Erde offenbart und nicht blos einigen beſondern Nationen, nur Schade, daß ſie noch ſo wenig begriffen wird, und das iſt eben, warum die Menſchen ohne einen Gott nicht fertig werden können.

Unter den Wiſſenſchaften, die uns mit dem Weltall, der Erde und den Naturkräften bekannt machen, ſind es beſonders die Aſtronomie, Geologie, Phyſik und Chemie u. a., durch deren Studium die Menſchen einen tiefern Blick in die geheimnißvolle Natur gewonnen haben, namentlich iſt es die Chemie, die uns lehrt, wie die Naturkräfte wirken, aus was die Stoffe beſtehen und wie ſie zuſammengeſetzt ſind. Sie iſt eine der wichtigſten von allen Naturwiſſenſchaften, die uns zum Theil jetzt ſchon lehrt, wie viele Körper zuſammengeſetzt ſind und künſtlich nachgemacht werden können, ſie wird einſt noch Alles aufklären, was jetzt noch dunkel ſcheint. Sie wird den Religionen den letzten Stoß verſetzen und ſie verdrängen, indem ſie zeigen wird, daß die Grundſtoffe in Folge natürlicher Anziehung durch die ihnen innewohnende negative und poſitive Elektricität unter Einfluß des Lichtes und der Wärme zum Theil bei Anweſenheit von Waſſer (Auflöſung) alle die verſchiedenen und mannigfaltigen Gebilde auf dieſer Erden entſtanden oder geſchaffen worden ſind. Sie zeigt, wie die Naturkräfte nach ewigen, unwandelbaren Geſetzen wirken und ſich äußern, wie durch verſchiedene Bildungen und Verwandlungen Alles ohne einen Gott entſtehen konnte. Erſchreckt und zittert ihr Pfaffen, die ihr jetzt ein gemüthliches und leichtes Leben habt, die ihr die Menſchen in der Dummheit und Unwiſſenheit in eurem eigenen Intereſſe erhaltet, einſt wird die geheimnißvolle Chemie Licht verbreiten, deren Fortſchritt ihr nicht mehr aufzuhaltrn vermögt, und eurem Schlaraffenleben rin Ende machen, die Menſchheit wird ſich ſelbſt das Himmelreich auf dieſer Erde veeſchaffen, das ihr jetzt ſelbſt genießt, indeß ihr die armen betrogenen Menſchen auf ein beſſeres Daſein jenſeits vertröſtet.

Die Chemie iſt vergleichungsweiſe eine neue Wiſſenſchaft, indem ſie erſt gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts als wirkliche Wiſſenſchaft auftrat, die vorhergehenden Anſichten z. B. in Betreff des Phlogiſton (nach welchem die Metalle Verbindungen der Kalke, Erden oder Säuren mit P. waren, während jetzt umgekehrt das Oxyd Verbindung

des Metalls mit Sauerſtoff iſt), waren unrichtig, jetzt aber wird durch Verſuche (Experimente), Inſtrumente, Wagen ꝛc. wie bei einer mathematiſchen Aufgabe die Richtigkeit ihrer Lehrſätze bewieſen. Unter Chemie verſteht man im Allgemeinen die Zer- und Zuſammenſetzung (Analyſe und Syntheſe) aller organiſchen und unorganiſchen Verbindungen u. Körper, wobei eine weſentliche Veränderung in Form, Farbe und Eigenſchaften derſelben vorgeht, z. B. weißes Queckſilber und gelber Schwefel wird rother Zinnober, ſchwarze Holzkohle und gelber Schwefel weißee Schwefelkohlenſtoff. Ein Körper, der nicht weiter zerlegt werden kann, wird ein Grundſtoff (Element) genannt, von denen bis jetzt ungefähr 60 bekannt ſind. Die Begeiſterung für Chemie nimmt täglich zu und erwirbt ihr neue Anhänger; ſie gewinnt immer mehr an Bedeutung für eine gründliche und klaee Auffaſſung der übrigen Naturwiſſenſchaften, ſowie an Einfluß auf Handel und Induſtrie. In techniſcher Beziehung iſt ſie nicht minder wichtig als Phyſik und Mechanik, aber von noch viel größerer Bedeutung als dieſe für Phyſiologie der Pflanzen und Thiere, für Ackerbau, Medicin, das ganze gewerbliche Leben ꝛc. Wenn der Chemiker gewiſſe Körper, welche der gegenſeitigen chemiſchen Einwirkung fähig ſind, unter angemeſſenen Umſtänden mit einander in Berüheung bringt, damit die Einwirkung erfolgen und die derſelben ausgeſetzten Stoffe nach den Geſetzen der chem. Verwandtſchaft zu neuen Körpern ſich umwandeln können, ſo beſorgt der Chemikee in der That nur das Mechaniſche, das übrige verrichtet die Natur. Was dieſe im Großen und Allgemeinen bewirkt, das ſucht ee, die Kräfte der Natur erborgend, im Kleinen und im Einzelnen nachzuahmen. Durch chem. Prozeſſe kann er nicht nur ſolche Verbindungen von Stoffen herſtellen, welche natürlich vorkommen ſondern auch eine ſehr große Zahl ſolcher, welche die ſchöpferiſche Kraft der Natur noch nie von ſelbſt gebildet hat, welche wenigſtens bis jetzt in der Natue nicht angetroffen worden ſind; er kann ebenſo einfache oder zuſammengeſetzte Stoffe iſoliren, welche die Natur ſtets in Veeeinigung mit andern bietet. Gerade darin liegt die große Wichtigkeit der Chemie für Induſtrie, Medicin ꝛc., welche noch erhöht wird, daß oft auch ſolche Verbindungen, die natürlich allerdings gefunden werden, durch die Chemie in weit größeren Mengen und mit weit geringeren Koſten dargeſtellt werden. Ein Beiſpiel dieſer Art bietet das Ultramarin, welches ein ſehr theurer Farbeſtoff war, ſo lange man ſich mit den geringen, im Laſurſtein natürlich vorkommenden Mengen begnügen mußte, dagegen jetzt auf künſtlichem Wege in ungeheuern Quantitäten ſehr wohlfeil dargeſtellt wird.

Sauerſtoff oder Oxygen (von einem griech. Worte, daß Säurebilder bezeichnet) das wichtigſte und zugleich am meiſten verbreitete unter den bekannten chem. Elementen, findet ſich mit ſeinem vierfachen Volumen Stickſtoff vermiſcht in der Luft, welche dieſem Beſtandtheile ihre Eigenſchaft verdankt, das Athmen und Verbrennen zu unterhalten. Es bildet mit Waſſerſtoff zuſammen das Waſſer, iſt ein Beſtandtheil aller Erden, Alkalien und Metalloxyde der meiſten Salze, kurz bei weitem der meiſten die feſte Maſſe der Erde bildenden Körper und kommt auch in verſchiedener Menge in faſt allen thieriſchen und pflanzlichen Körpern vor. Im reinen Zuſtande erhält man ihn durch Erhitzen ſolcher Metalloxyde, welche in der Hitze ihren Sauerſtoff ganz oder zum Theil abgeben; z. B. Queckſilberoxyd, Mennige und Braunſtein. Auch mehrere Salze ſehr ſauerſtoffreicher Säuren geben beim Erhitzen reinen Sauerſtoff, z. B. chlorſaures Kali, chromſ. Bleioxyd, ſalpeterſ. Kali ꝛc. Viele ſauerſtoffhaltige Körper, welche für ſich nicht zerſetzbar ſind, geben jedoch in Berührung mit oxydirbaren Stoffen ihren Sauerſtoff ganz oder zum Theil an dieſe ab, und hierauf beruhen größtentheils die techniſchen und chemiſchen Anwendungen der Salpeteeſäure, des Kupferoxyds ꝛc. In reiner Geſtalt iſt der Sauerſtoff ein permanentes farb- und geruchloſes Gas (und auch geſchmacklos, ganz und gar nicht ſauer) etwas ſchwerer als Luft und daran erkennbar, daß jede Verbrennung in ihm mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit und großem Glanze vor ſich geht. Glimmender Schwamm verbrennt im Sauerſtoff mit lebhaftem Lichte, Stahl verbrennt darin unter glänzendem Funkenſprühen, Phosphor verbrennt mit einem Glanze, den das Auge kaum zu ertragen vermag. Mit den meiſten andern Metallen verbindet er ſich direct, zum Theil ſchon bei gewöhnlicher Temperatur, wohin auch theilweiſe das Anlaufen und Roſten der Metalle gehört, zum Theil erſt bei gewiſſem Wärmegrade. In vielen Fällen geſchieht dieſe Verbindung ſo lebhaft, daß ſich dabei Licht und Hitze entwickelt, und dann nennt man ſie Verbrennung. Die Producte ſolchee Verbindung nennt man Oxyde, die je nach ihren Eigenſchaften Säuren, Alkalien, Erden und Metalloxyde ſein können.

Auf organiſche Körper wirkt der Sauerſtoff wegen ſeiner ſtaeken Veewandtſchaft mehr oder weniger zerſtörend, beſonders wenn ſie dem Kreiſe des Lebens entnommen ſind. Die Prozeſſe des Bleichens, der allmähligen Zerſtörung an der Luft und des Verweſens beruhen darauf. Das Athmen der Menſchen und Thiere iſt ein Oxydationsprozeß, eine Aufnahme von Saueeſtoff aus dee Luft. Mit jedem Athemzug wird der Luft etwas Sauerſtoff entzogen, der in den Lungen durch die zarten Gefäßwände hindurch ſich mit kohlen- und waſſerſtoffhaltigen Beſtandtheilen des Blutes verbindet, woher es kommt, daß die ausgeathmete Luft Kohlenſäure und Waſſerdampf enthält. Dadurch wird eine gewiſſe Menge Wärme entbunden, und das Athmen iſt in Bezug auf unſern Körper ein Erwärmungsprozeß. Der reine Sauerſtoffgas iſt als Verdünnung des Sauerſtoffs zu betrachten. Die Luft, die durch die ſeit Jahrtauſenden in derſelben athmenden Menſchen und Thiere nach und nach ihres Sauerſtoffs beraubt und durch die ausgeathmete Kohlenſäure reicher geworden ſein ſollte, zeigt dennoch überall dieſelbe Zuſammenſetzung, die ſie früher hatte.

Digitized by Google

Die Pflanzen ſind es, weiche die durch Athmen verdarbene Luft wieder verbeſſern. Die Pflanzen abſorbiren die Kohlenſäure im Sonnenlichte aus der Luft und verwenden die Kabienſäure derſelben zur Bildung ihrer Organe, während dee Sauerſtaff zum größten Theile wieder in die Luft zurückgeht. Der Sauerſtoff iſt elektronegativ und durch ſeine Entdeckung wurde die irrige Anſicht des varigen Jahrhunderts in Betreff des Phlogiſton vernichiet. Früher hielt man die Metalle für Verbindungen der Metalloxyde mit einem unbekannien Sloffe, Phlogiſton, aber Lavoiſier zeigte, daß bei der Oxydatian und Verbrennung vielmehr eine Gewichtszunahme ſtatlfinde. Dee Sauerſtoff bildet 8—9 alles Waſſers auf der Erde. Die Luft enthält 1—5 davon. Bei gänzlichee Abweſenheit deſſelben müßte alles Leben aufhören. Die Erde würde eine unfruchtbare Wildniß werden, und alles Wachsthum aufhören. Wir verdanken ihm unſere künſtliche Wärme bei dee Verbrennung von Holz, Kohlen ꝛc.

Seine Wirkung auf die Metalle erzeugt die Elektricität, wie bei der Voltaiſchen Batterie, unſere Quellen der Beleuchtung verdanken wir ihm, er iſt nothwendig beinahe in jeder Beziehung zu unſerm Sein, Glück und Bequemlichkeit. Die Funktion des Sauerſtoffs in der Natur iſt das eines belebenden Principes. Es zerſtärt nach und nach Felſen, und verwandelt das unfruchtbare Land in fruchtbares. Durch ſeinen Einfluß auf die organiſchen Theile der Pflanzen keimen, blüben und bringen ſie Saamen. Jedes Blatt iſt gleichſam eine Lunge des Baumes, wodurch ſie athmen und exiſtiren.

Der Sauerſtoff iſt unſichtbar und nur durch das Gewicht und andere Eigenſchaften (Oxydation) für unſern Sinn wahrnehmbar. Es iſt an Gas, d. h. ein feiner, unſichtbarer Kärper, ſogenannt von den alten Alchemiſten, was in Neuhochdeutſch Geiſt bedeutet. Davon rühren auch die Namen, Wein- und Salpetergeiſt ꝛc. her.

Prof. Liebig bemerkt darüber: Seit der Sauerſtoff entdeckt worden iſt, hat die gebildete Welt eine Revolution in Sitten und Gebräuchen durchgemacht. Die Beſtandtheile der Luft, der Erdkruſte, des Waſſers und ihr Einfluß auf die Pflanzen und Thiere war damit verbunden. Der beſſere Betrieb von unzähligen Handwerken und Fabriken, die lukrative Gewinnung der Metalle von Erzen iſt in naher Verbindung damit. Sogae das Gedeihen der Völker ſteht damit in Verbindung und die beſſere Lage eines Jedweden iſt verhältnißmäßig dadurch vermehet worden.

Der Sauerſtoff iſt, wie ſchon erwähnt, ein unſichtbares, allgegenwärtiges, zerſtörendes Gas, welches das Feuer unterhält und alle Theile in Aſche verwandeln würde. Aber das Pflanzenreich iſt das Mittel durch welche dieſe oxydirende zerſtörende Wirkung aufgehalten wird. Die Blätter ſaugen die Kahlenſäure ein, zerſetzen dieſelbe im Sonnenlichte und geben Sauerſtoff an die Luft ab, wodurch der Saueeſtoff der Luft immer gleich erhalten wird. Durch den Sauerſtaff wird die organiſche verweſende Materie in ſeine urſprünglichen Atome zurückgeführt; durch den Einfluß des Lichtes abee dem orgniſchen Leben wieder zugeführt. Wenn der Sauerſtoff zerſtört, ſie bauen auf; wenn er zerſetzt und auflöſt, ſie führen auf, wenn er im Herbſt die Blätter entfärbt (oxydirt) im Frühling bildet das Licht der Sonne wieder den friſchen grünen Schmuck der Bäume und Gewächſe.

Wenn der Sauerſtoff alles oxydirt, zerſtört, zerſetzt und verbrennt, ſo treten ihm die Sannenſtrahlen als mächtige Gegner entgegen. Sie vereinigen die getrennten Elemente, entwickeln neue Formen anſtatt der Verweſung, und Leben und Auferſtehung entſpringt aus dem todtgeglanbten Stoffen, denn der Todt iſt nur ein Uebergang in die Natur, ein Formwechſel.

Der Sauerſtoff iſt der univerſelle Erhalter des Lebens. Wenn ein Thier in einen Raum eingeſchloſſen wird, und keine feiſche Luft erhält, ſo muß es aus Mangel an Sauerſtoff ſterben. Die Lungen der höheren Geſchöpfte, die Spiraculæ der Inſekten, und die Kiemen dee Fiſche, ſind alle zur Aufnahme des Sauerſt. entweder aus der Luft ader dem Waſſer eingerichtet. Und obgleich der Sauerſt. 3—4tel der Thiere und Menſchen und 4—5tel dee Pflanzen, 8—9tel des Waſſers und 1—3tel der übrigen Theile der Erde ausmacht, iſt es doch nur ein unſichtbares Gas, kein Menſch hat es jemals geſehen, es iſt das wahre Princip des Geiſtes in der Natur.

Die Phyſik lehrt über die Elektricität, daß gleichartige E. ſich abſtößt, ungleichartige E. ſich anziehen. Der Kürze wegen bezeichnet man die negative E. mit —, die poſitive E. mit plus. Seit Erfindung der Voltaiſchen Säule und Galvan. Batterie hat die Chemie die wichtigſten Entdeckungen gemacht. H. Davy erkannte, daß der Wirkung des electriſchen Stromes keine chemiſche Verbindung, ſo feſt und unlöslich ihee Beſtandtheile erſcheinen mochten, widerſtehen konnte u. es lag die Vermuthung nahe, daß die Kraft, welche die chemiſchen Verbindungen bewirkt, keine andere als die electriſche ſei und dies wurde glänzend beſtätigt. Bringt man z. B. Salz, (ſalzſaures Natron) im Bereich der Batterie, ſo wird ſich am negativen Pole derſelben die Salzſäure (iſt folglich poſitiv electr.) und am poſitiven Pale das Natron (folglich negativ electr.) ausſcheiden, ferner wird die Salzſäure wieder in Chloe- und Waſſerſtoff zerlegt, das Natron ſelbſt iſt eine Verbindung van Natrium (ein weißes Metall) und Sauerſtoff.

Das Waſſer wird in poſitiven Sauerſtoff und negativen Waſſerſtoff zerſetzt. Und ſo wurden alle Verbindungen zerlegt. Konnten ſie nicht weiter zertheilt werden, ſo wurde der Stoff ein Element genannt. Ebenſa können ſie wieder zuſammengeſetzt werden. Sauerſtoff und Waſſerſtoff, von eeſteren 8 Theile oder 1 Kubikeinheit, von letzterem 1 Theil oder 2 Kubikeinheiten (da er ganz leicht iſt) durch welche der electr. Funken ſtreicht, wird Waſſer. Ueberhaupt verbinden ſich die Gaſe nur in Kubikeinheiten und wahrſcheinlich auch feſte Körper, wenn ſie in die Gasform verſetzt werden

Digitized by Google

können. Das gelblich grüne Chlor und der Waſſerſtoff verbinden ſich im Sonnenlichte durch die electr. Strahlen der Sonne zu Salzſäure. Das Licht der Sonne hat nebenbei bemerkt, dreierlei Strahlen, wärmende (im rothen), leuchtende (im gelben) und electriſche (chemiſche, aktiniſche) im blauen Lichte des Spectrums. Daßdie Verbindungen zerlegt werden, hat darin ſeinen Grund, daß die ungleichartigen Electricitäten ſich anziehen, wodurch die Verbindung aufgehoben wird, und weil die Theile der chem. Verbindungen natürlich entweder negativ oder poſitiv electriſch ſind, ſo müſſen dieſe Verbindungen ſich zerſetzen, und zwar iſt der am poſitiven Pole ſich zeigende Stoff negativ, und der am negativen auftretende poſitiv. Seit dieſer Zeit (von der Erfindung der Voltaiſchen Säule, und Galvan. Batterie) hat die Chemie ſo ungeheure Fortſchritte gemacht. Und nicht nur, daß z. B. Waſſer dadurch, daß der Chemiker deſſen Beſtandtheile zuſammenbringt, gebildet wird, es erzeugt ſich auch natürlich und zwar immer in den oben angegebenen Verhältniſſen, z. B. bei der Chlorbereitung. Bringt man Salzſäure (Chlor- und Waſſerſtoff) und Braunſtein (Manganüberoxyd, ein Element, daß mehr Sauerſtoff zur Oxydation hat, als nöthig iſt, deßhalb heißt es auch Ueberoxyd) zuſammen, ſo bildet ſich aus dem überflüſſigen Sauerſtoff mit dem Waſſerſtoff, Waſſer, Chlor wird frei und entweicht, und die nicht zerſetzte Salzſäure bildet ſalzſaures Mangan (Manganchlorür) Und ſo wird Waſſer noch bei vielen andern chem. Operationen gebildet und alles Waſſer auf dieſer Erde iſt meiſt durch die Electricität gebildet worden, denn ſo wie der electr. Funke (der aus negativer und poſitiver Electricität beſteht), wie oben gezeigt, Waſſer bildete, indem er die getrennten Gaſe dazu vereinigte, ſo hat auch einſt die Electricität alles Waſſer aus Waſſerſtoff und Sauerſtoff, die als Gaſe urſprünglich vorhanden waren, geſchaffen. Der Blitz, indem er durch die Luft (welche hauptſächlich aus Stickſtoff und Sauerſtoff beſteht) fährt, vereinigt dieſe beiden Gaſe, ſo weit er ſie berührt, zu Salperſäure, die mit dem Regen niederfällt. Es muß hier noch bemerkt werden, daß die meiſten Stoffe ſich jetzt nicht mehr als Grundſtoffe (Elemente) rein in der Natur finden, ſondern gewöhnlich mit Sauerſtoff (Oxyde) mit Schwefel (Sulfide) ꝛc. verbunden, die Kunſt und Wiſſenſchaft ſtellt ſie als chem. Elemente dar, manche, wie z. B. das Kalium Natrium, müſſen nur unter Kohlenwaſſerſtoffverbindungen (Naphta) aufbewahrt werden, da ſie ſonſt ſofort Sauerſtoff aus der Luft oder dem Waſſer ꝛc. anziehen und ſich in Natron und Kali verwandeln würden, in Waſſer geworfen nehmen dieſe unter Ziſchen unter Funkenſprühen Sauerſtoff auf und Natron und Kalilauge muß wieder gegen die Luft geſchützt werden, indem ſie ſonſt daraus Kohlenſäure anziehen und ſich in Pottaſche und Soda verwandeln (kohlenſ. Kali und Natron). Es folgt aus dem Obengeſagten, daß die Elemente einſt auf dieſer Erde in Folge der chem. Anziehung (durch die den Stoffen eigene Electricität bewirkt) ſich zu neuen Verbindungen gebildet haben. Wir finden in der ganzen Natur, daß wenn nur die Bedingungen, die Stoffe da ſind, die Gebilde ſich ſelbſt erzeugen und erzeugt haben. Nimmt man z. B. Salperſäure und löſt darin Pottaſche bis zu Sättigung auf und läßt die Flüſſigkeit bis zur Kryſtalliſation eindampfen, ſo erhält man ſalpeterſaures Kali (Salpeter), der auch natürlich gefunden, ebenſo wie Eiſenvitriol ꝛc. Die Form, der Kryſtall, hat ſich alſo ſelbſt (nach gewiſſen Naturgeſetzen) gebildet, wenn die dazu nöthigen Bedingungen vorhanden ſind. Die Pflanzen ſind Formen, Geſtalten wie die Kryſtalle, man rechnet ſie unter die organiſchen Weſen. Ihre männlichen und weiblichen Blüthen, die poſitiv und negativ electr. ſind, ziehen ſich gegenſeitig an, befruchten ſich (Vereinigung der Electricitäten) und indem ſie Saamen zeugen, in welchem die jungen Pflänzchen als Embryos liegen, pflanzen ſie ſich fort. In dem Saamen liegt der erſte Nahrungsſtoff für die junge Pflanze, bis ſie ſelbſt Wurzeln ſchlagen, ſich ernähren und zum Lichte gelangen kann. Ohne männliche und weibliche Blüthen wäre keine Fortpflanzung. Hermaphroditen haben keine Zeugungskraft. Blos Infuſionsthierchen ſollen ſich durch Theilung fortpflanzen. Die Pflanzen treiben höhere Chemie, die organiſche, ſie ſind ſo zu ſagen chem. Apparate zum Wohle der Thierwelt, denn ohne dieſe müßte letztere untergehen. Obwohl in der organ. Chemie noch lange nicht wie in der unorgan. (Mineralreich) ſolche Fortſchritte gemacht worden ſind, wie zu wünſchen wäre, ſo iſt doch ſchon Bedeutendes auch darin geleiſtet worden.

Die organiſchen Verbindungen beſtehen hauptſächlich aus Oxygen, Hydrogen, Nitrogen, Carbon und nebenbei Kali, Natron, Eiſen, Phosphor, Kalk, Kieſelſäure ꝛc. dieſe bilden die Hauptmaſſe der chem. Zuſammenſetzungen der Pflanzen- und Thierwelt.

Die organ. Gebilde ſind beinahe unendlich u. vermehren ſich ſchnell. Es iſt intereſſant, daß von nur wenigen Elementen, ſolch' eine Menge Subſtanzen, mit ſo ungeheuren Verſchiedenheiten der Eigenſchaften entſtehen; nichts derartiges wird in der unorgan. Chemie gefunden. Während Pottaſche 2 Atome, Kohlenſäure 3 und Ammoniak 4 enthalten, beſteht Zucker aus 34, Stearin aus 236 und Albumen aus beinahe 900, daher kömmt es, daß wie eine complicirte Maſchine leicht in Unordnung kommt, dieſe Zuſammenſetzungen nicht ſehr beſtändig ſind, und je zuſammengeſetzter ſie ſind, deſto leichter werden ſie durch geringe Urſachen in ihrer Affinität geſtört.

Indeß Kohlenſtoff die größte Cohäſion von allen Elementen zeigt, iſt Hydrogen gerade entgegengeſetzt durch die Beweglichkeit ſeiner Atome, und während Oxygen die größte Anziehungskraft von allen Elementen hat, iſt Nitrogen das wahre Bild der Unthätigkeit und Indifferenze.

Natürlich ändern ſich die Eigenſchaften der organ. Verbindungen bei verſchiedener Zuſammenſetzung. Werden dem Alkohol die Elemente eines Atoms Waſſers entzogen,

Digitized by Google

ſa entſteht Aether, verliert er Waſſerſtoff (Hydrogen) ſo bekommt man Aldehyd (ſogenannt das dem Alkohol Waſſer enlzogen wurde, derſelbe wird nicht direct in Eſſigſäure zerſetzt, ſondern erſt in Aldehyd), nimmt er noch Oxygen auf ſa erhält man Eſſigſäure, die Verhältniſſe des Kohlenſtoffs (Carbon) dleiben aber immee unverändert.

Organ. Subſtanzen ſind in Folge idrer complicirten Zuſammenſetzung viel unbeſtändiger und leichter der Zerſetzung wie unorgan. unterworfen, dle Widerſtandskraft der verbundenen Atome nimmt ab, wie die Zadl der vereinigten Atome zunimmt. Merkwürdig iſt, daß alle organiſchen Stoffe, welche wichtige Functionen erfüllen, das Gehirn, die Nerven, das Blut, die elne ſo vielfache Zuſammenſetzung haben, von den kleinſten Urſachen leicht disorganiſirt werden.

Die organ. Verbindungen werden durch die Hitze das Licht, dle Electricität, chem. Affinität (Verwandtſchaft) ſogar durch mechaniſche Wirkungen zerſetzt, ſie zerfallene nicht in getrennte und iſolirte [einzelne] Elemente, ſondern dilden mehr einfachere Campoſitianen. 1 Atom Zucker ſpaltet ſich leicht in 2 Atome Alkohol, 4 Atome Kohlenſäure und 2 Atome Waſſer. Wird ein organ. Körper einer großen Hitze ausgeſetzt, ſo vereinigen ſich ſeine Beſtandtheile mit Oxygen und bilden gasartige Verbindungen, und wird er vollſtändig, zerſetzt, ſo bleidt der unflüchtige Kohlenſtoff zurück.

Die organ. Subſtanzen, welche die Pflanzen erzeugen, geben zum Theil als Nahrung in die Thierwelt über und bilden ihre Körper, doch ſind die Thiere und Menſchen nicht im Stande, dieſe ſelbſt zu 'erzeigen, ſie verzehren und verwandeln ſie blos in höhere chem. Verdindungen.

Die Chemikee können einen organ. Körper in einen andern überführen, oder ſie vereinigen dereits organiſirtes Material in Compoſitionen, welche ganz verſchiedene Eigenſchaften der urſprünglich dazu verwendeten Beſtandtheile haben.

Stärke kann in Zucker, und Zucker in Alkohol ꝛc. und Ameiſenſäure, wie auch in Zucker- [Oxal-] ſäure [die ſich natürlich im Sauerklee an Kalk gebunden findet], durch Einwirkung von Salperſäure, welche Oxygen an den Zucker untee Entweichung van Stickſtoff abgiedt und wabei der Zucker höhee oxydirt und in Oxalſäure verwandeit wird, künſtlich gebildet werden, auch viele ätheriſche Oele werden künſtlich erzeugt. Man hat gewöhnlich angenommen, daß dle Verwandlungen dee organ. Produkte in andere Alles ſei, was die Chemie dewirken könne, und daß ſie dadei aufhören müſſe, während ſie in der unorganiſchen Chemie ſowohl zer- und zuſammenſetzt, könne ſie in der organiſchen Chemie dlos zerlegen, zerſtören, aber nicht wieder aufdauen. Blas die Lebenskraft könne die höhern und zuſammengeſetzteren Produkte vereinigen und erzeugen. Dies iſt für die Vergangenheit richtig, jetzt jedach nicht mehr wahr und gültig.

Es iſt dekannt, daß die Chemiker früher ſchon einige niedrige organiſche Produkte erzeugten. Eines der erſten und merkwürdigſten der künſtlichen organiſchen Erzeugniſſe war die Darſtellung von Urea [im Körper der Menſchen und Thiere gefunden] durch Wöhler, — der auch zuerſt im Jahre 1827 das erſt vor mehreren Jahren mehr allgemein bekannt gewordene und in den techniſchen Gewerben, wie auch zu Schmuckgegenſtänden verarbeitende und ſonſt Verwendung findende Aluminium [ein Metall im Thon enthaltend und ſehr ſchwierig darzuſtellen] entdeckte; allein man ſagte von dieſen und ähnlichen Erzeugniſſen, daß es keine vollſtändigen organiſchen Synthesen wären, weil Cyanogen [aus Kohlen- und Stickſtoff beſtehend und von Gay-Lussac 1814 als Radical [zuſammengeſetzte Baſe] erſtes zuſammengeſetztes Element entdeckt, viel Aufſehen erregte, — und Ammoniak [aus Waſſer- und Stickſtoff beſtehend], welche man dazu drauchte, organiſche Verbindungen ſeien, welche der Chemiker nicht direkt bilden könne, da ſie nur im Bereich des Ledens vorkämen. Dieſer Einwand hat jedoch ſeine Kraſt verloren und iſt nicht gültig. Der Chemiker in ſeinem Laboratorium kann zuſammengeſetzte höhere organiſche Produkte ſchaffen, er beginnt mit den einfachen Elementen und ſcheint dabel die Natur ſelbſt übertroffen zu haben. Kohlenſäure, Ammoniak, Waſſer in Verbindung mit unorgan. Theilen als Kali, Kalk ꝛc. ſind die Anfangspunkte der organ. Conſtruktion; die Pflanze ſeldſt kann nicht einmal mit den Urelementen beginnen, ſondern ſie muß erſt Oxygen und Carbon zu Kohlenſäure, Nitrogen und Hydrogen zu Ammoniak, Oxygen und Hydrogen zu Waſſer verbunden in ſich aufnehmen und aſſimiliren zu organ. Produkten ebenſowenig kann ſie Kali ꝛc. allein gleichſam verdauen, ſondern dieſelben müſſen erſt mit Säuren vereinigt ihr in einem aufgelöſten Zuſtande durch die Wurzeln zugeführt werden. Einen unerwarteten und merkwürdigen Fortſchritt hat in organiſche Synthese Berlholet gemacht. Derſelbe widmete ſich der Erzeugung organ. Produkte durch Vereinigung ihrer Elemente mitteiſt der chemiſchen Kraſt allein. Er ſagt darüber: Zum Anfangspunkt hade ich die einfachen Elemente, Oxygen, Hydrogen, Nitrogen und Carbon vor mir, und daraus habe ich organ. Verbindungen, erſter, zweiter u. dritter Klaſſe gebildet, die erſteren ähnlich u. die letzteren identiſch mit den Produkten in lebenden Weſen ſelbſt enthaltend. Die Verdindungen, die ich durch bloße chem. Methoden zuerſt erzeugt, ſind die Kohlenwaſſerſtoff-Compoſitionen [Hydrocarbons] die fundamentalen [binären] Zuſammenſetzungen der organiſchen Chemie. Als Mittel um alle dieſe Theile van den Elementen zu erzeugen, nimmt man Kohlenoxyd, [eine reine mineraliſche Subſtanz] und durch den gleichzeitigen Einfluß der Zeit und der gewöhnlichen Affinität mit Hülfe von Druck und Gegenwart eines Alkali erhalten wir das erſte organ. Produkt [Ameiſenſäure], welche ſich natürlich dei den Ameiſen findet. Dieſe Säure mit einer mineraliſchen Baſe — Grundlage — verbunden, bildet ein Formate — ameiſenſ. Salz —; und, indem dies durch die Hitze zerſetzt wird, wird das Carban des Kohlenoxyds ge-

Digitized by Google

zwungen, ſich mit dem Hydrogen des Waſſers im naſcenten — entſtehenden — Zuſtande zu Hydrocarbons zu verbinden.

So wird Sumpfgas, Oxygen 2, Hydrogen 4; Oelgas, Carbon 4, Hydrogen 4 und Propylene, Carbon 6, Hydrogen 6 gebildet. Dies iſt der erſte Schritt der Syntheſe. Die ſo gebildeten Hydrocarbonate werden die Anfangspunkte für die Syntheſe der Alkohole. Mit Sumpfgas und Oxygen wird methylic alcohol erzeugt; mit Oelgas und Waſſer, gewöhnlicher Alkohol gebildet; dieſe einmal durch die chem. Affinität gebildet, andere Compoſitionen werden leichter. Berthelot im Verein mit de Luca, hat das Hydrocarbonat Propylene in Glycerin, ein dem Fett ähnlicher Stoff erzeugt und hat auch weiter noch das Glycerin in Zucker verwandelt.

Eine jede chem. Verbindung hat gewöhnlich eine Baſe und eine Säure, dies iſt in der unorgan. Chemie längſt bekannt. Allein, daß dies auch in den höhern Verbindungen der Fall war, wußte man früher nicht. So z. B. wiſſen die Chemiker jetzt durch Analyſe genau, woraus Zucker, Stärke, Fett, Eiweiß ꝛc. beſteht, ohne viele dieſer Produkte wie unorgan. künſtlich darſtellen zu können. Von dem Wintergrünöl, das eine Pflanze enthält, kannte man ſeinen Gehalt an Hydrogen, Oxygen u. Carbon genau und doch vermochte man es nicht nachzumachen, woher kam dies? Ganz einfach daher, daß die Atome erſt andere Verbindungen, eine Baſe und Säure bilden müſſen, ehe ſie künſtlich gemacht werden können. Wollte man z. B. die Elemente von gewöhnlichem Salz, Chlor, Waſſerſtoff, Natrium und Oxygen zuſammenbringen, ſo würde ſich doch kein Salz bilden. Chlor und Waſſerſtoff muß erſt zu Salzſäure, Natrium und Oxygen zu Natron, — die Baſe, Grundlage — vereinigt werden, worauf durch Auflöſen und Kryſtalliſation ſich ſofort Salz bildet. So iſt dies auch mit dem Wintergrünöl der Fall. Bringt man Salicylſäure — in den Weiden natürlich enthalten und davon extrahirt — mit Methyloxyd — Baſe, Holzſpiritus — zuſammen, ſo bildet ſich künſtlich das Wintergrünöl u. enthält genau die Atome von Hydrogen, Oxygen und Carbon wie es durch die Analyſe gefunden wurde. Und ſo beſtehen auch alle höheren und höchſten chem. Produkte, ſogar Blut Eiweiß ꝛc. aus einer Baſe und Säure, denn die Geſetze der Natur ſind gleich für alle Verbindungen, nur daß es noch nicht gelungen iſt, alle dieſe Baſen und Säuren einzeln darzuſtellen. So iſt z. B. Fett, eine Verbindung von Fettſäure mit Glycoloxyd — Baſe — bringt man anſtatt dieſes eine Alkali in Auflöſung damit in Berührung, ſo entſteht Seife und wird umgekehrt Schwefelſäure zu Fetten zugeſetzt, ſo entſtehet die Stearinſäure, — die davon gemachten Kerzen ſind bekannt — und das Glycoloxyd wird ausgeſchieden, und während dies geſchieht durch Aufnahme eines Atoms Hydrogen in das bekannte Glycerin verwandelt.

Wie deshalb in den unorgan. Verbindungen die Grundlage eine Baſe und dieſe mit einer Säure zu einem Salze verbunden iſt, ſo iſt es auch mit dem chem. Compoſitionen in den Pflanzenprodukten und indem man dieſe vergleicht, ſchließt man daraus, daß dies auch in den höchſten Verbindungen in den thieriſchen und menſchlichen Körpern der Fall ſein müſſe, und obwohl dieſelben ſchon analyſirt, aber bis jetzt nicht nachgemacht werden konnten, ſo iſt doch gar kein Zweifel, daß dies dereinſt noch geſchehen wird, ſobald man nur die in ihnen enthaltenen Säuren und Baſen vereinzelt dargeſtellt haben wird, die zuſammengebracht, das fragliche Produkt bilden, wie dies bei einem früheren Beiſpiele gezeigt worden iſt. Und ſolche Beiſpiele giebt es bis jetzt ſchon ſehr viele, weshalb man mit beſtimmter Gewißheit annehmen kann, daß die Wiſſenſchaft dies beweiſen kann und wird. Die Urſache, warum die organ. Verbindungen bis jetzt nicht im Vergleiche mit den unorgan. ſo erzeugt werden konnten, wie erſtere, iſt, daß man letztere nicht ſo durch die Galv. Batterie zerſetzen und ihre Beſtandtheile beſtimmen kann, dies geſchieht auf einem ſehr ſchwierigen Wege, indem theils Reagentien — chem. Stoffe, welche eine Veränderung in einer chem. Verbindung hervorbringen — theils andere ſehr ſinnreiche Methoden angewandt werden, um ihre Atome zu beſtimmen. Würden ſie im Bereiche der Galv. Batterie ſo zerſetzt werden können wie die unorgan. Produkte, ſo würden ſchon bedeutendere Fortſchritte gemacht und ihre Zuſammenſetzungen ſchon längſt alle künſtlich dargeſtellt worden ſein. Doch dies wird noch geſchehen und nicht einmal die Lebenskraft hält die Wiſſenſchaft mehr auf, die ſonſt wie angenommen, nur höhere Verbindungen ſchaffen konnte; die Chemie hat dieſes Hinderniß überwunden, indem ſie eben Produkte erzeugt, die im Bereiche des Lebens vorkommen und alle noch künſtlich erzeugen wird.

Religionsfreiheit in Spanien.

Endlich hat auch Spanien Religionsfreiheit erhalten, aber nicht auf einmal, wie Viele geneigt ſind zu glauben, durch eine plötzliche Reaktion gegen die pfäffiſche Bigotrie. Im Jahre 1841 wurden die Criminalſtrafen gegen die Ketzerei aufgehoben, 1854 wurde die politiſche Entrechtung der Ketzer abgeſchafft, 1855 ging ein Antrag in den Cortes, welcher die Gewiſſens- und Religionsfreiheit für Fremde ſowohl wie für eingeborene Spanier bezweckte und ſie der katholiſchen Staatsreligion gleichſtellte, mit nur vier Stimmen verloren. Die Nation war augenſcheinlich reif für dieſe Umgeſtaltung, was auch in der Duldung aller Confeſſionen bei der Maſſe des Volkes geſehen wird.

Eine neuliche Correſpondenz der Londoner Times ſagt darüber:

Digitized by Google

„Es iſt eine Thatſache, daß in Madrid und vielen Städten Catalonien's und Andaluſien's evangeliſcher Gottesdienſt gehalten wird, und viele aus dem Volke wohnen demſelben nicht blos aus Neugierde, wenn ſie nicht ein wirkliches Intereſſe daran haben, bei, ſondern ihre Gemeindemitglieder erhalten täglich neuen Zuwachs, hauptſächlich unter der ungebildeten Menge, von welcher ſo unverſöhnliche Feindſchaft dagegen befürchtet wurde.

Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß die Proteſtanten in Spanien noch lange Zeit in der Nothwendigkeit ſein werden, daß ihnen jetzt durch das Geſetz bewilligte Recht der freien Religionsausübung, mit Klugheit und Vorſicht auszuüben. Die Spanier ſind ein leicht reizbares Volk, und die Mehrheit derſelben, namentlich die Weiber und niedern Klaſſen in den Landesdiſtrikten ſtehen unter der Controlle der Prieſter und deren Einfluß.

Auch die Prieſter ſelbſt haben ſchon lange den Einflüſſen des Fortſchritts nachgeben müſſen. Im Jahre 1690 betrug die Geiſtlichkeit, einſchließlich der Mönche und Nonnen 168,000 bei einer Bevölkerung von nur 7 Millionen, indeß 1861, als die Bevölkerung ſich über 16 Millionen belief, die Geiſtlichkeit zu 43,000 reducirt worden war. Die Vermehrung der Schulen und beſonders in letzterer Zeit die Verbreitung der Bibel und anderer Schriften ſind ſehr ermuthigend und erfreulich für jeden Proteſtanten, der Spanien in dieſer Hinſicht Fortſchritte zu machen wünſcht.

(Eingeſandt.)

Eine Abhandlung über das Pfaffengeſchlecht.

Von C. Bergmann.

Welcher Glaube iſt, nach dem Grundſatze der Pfaffen, der einzig richtige? Der blinde Glaube.

Warum iſt es ihr ewiges Beſtreben, das Volk im Aberglauben und Unwiſſenheit zurückzuführen, und überall ſtatt Licht, Finſterniß zu verbreiten?

Weil ſie aus langjähriger Erfahrung wiſſen, daß ſich im Trüben gut fiſchen läßt, und ein Thor leichter betrogen wird, als ein Kluger.

Wie heißt der Prophet, welcher den Bel zu Babel zerſtörte? Daniel.

Welche Entdeckung machte Daniel, als er die Beſchaffenheit des Götzen unterſuchte?

Daß dieſer Bel ein verderbliches Werkzeug der Pfaffen war, welches jene benutzten, um das Volk auf die unverſchämteſte Art zu betrügen.

Wem machte Daniel dieſe Entdeckung zuerſt bekannt? Dem König.

Und was befahl der König, wie er ſich überzeugt hatte, daß Daniel ihn nicht täuſchte?

Er befahl, die ganze Pfaffenbande hängen zu laſſen. Und was wurde auch glücklich in Ausführung gebracht, zum Heil des ganzen Volkes?

Die Hinrichtung jener Schurken.

Welche Finſterlinge ſollten ſich billiger Weiſe an dem ſchmählichen Tod ihrer alten Vorweſer ein warnendes Beiſpiel nehmen?

Die jetzigen Pfaffen.

Was iſt aber unglücklicher Weiſe nicht der Fall?

Daß ſie es ſich ſehr zu Herzen nehmen.

Was iſt noch immer ihr eifriges Beſtreben, welches ſie unermüdet fortſetzen?

Das Volk in die alten Zeiten der Unwiſſenheit, des Aberglaubens und religiöſen Wahnſinns zurückzuführen, u. die Macht der Pfaffen wieder auf den ehemaligen Standpunkt zu erheben, wo Kaiſer und Könige nach ihrer Pfeife tanzen mußten.

Was muß aber jeder Menſchenfreund gegenwärtig für ein großes Glück halten?

Daß die Macht der Pfaffen endlich gedemüthigt worden iſt.

Und was iſt auch die Pflicht jedes rechtſchaffenen und edeldenkenden Philoſophen, als ein Freund der Aufklärung, nach Möglichkeit zu verhindern?

Daß die Pfaffen wieder aufs Neue die Beherrſcher der Welt werden.

Durch welches Mittel läßt ſich dieſer Zweck erreichen?

Wenn ſich jeder Philoſoph eifrig bemüht, das Volk aufzuklären, und ihm reine und deutliche Begriffe von der Religion beizubringen ſucht; damit die Wurzeln des Aberglaubens, und alle Irrthümer in Glaubensſachen gänzlich aus den Köpfen der Leute vertilgt werden.

Wer eiferte einſt mit großem Erfolg gegen die alten Phariſäer und Schriftgelehrten?

Jeſus Chriſtus.

Welcher andere große Reformator folgte in neuerer Zeit ſeinem Beiſpiele gegen ſo genannte chriſtliche Pfaffen?

Doctor Martin Luther.

Was war allein die Abſicht dieſer beiden großen Männer?

Das Volk aus den räuberiſchen Krallen der habſüchtigen Pfaffen zu erretten, und alle Irrthümer, Mißbräuche in Religionsſachen, welche dem allgemeinen Beſten des Volkes ſchadeten, gänzlich abzuſchaffen.

Was iſt aber gewöhnlich der Lohn aller Verdienſte?

Undank.

Wo machte der Heiland dieſe traurige Erfahrung?

Am Kreuz.

Wo erfuhr auch Johann Huß die Wahrheit eines vielbewährten Sprichworts?

Digitized by Google

Auf dem Scheiterhaufen.

In welcher Stadt erfuhr auch Martin Luther, wie gefährlich es iſt, den Zorn boshafter Pfaffen auf ſich zu laden?

In Worms.

Wie äußerte ſich Luther, als er Befehl erhielt, in Worms zu erſcheinen, um ſich gegen ſeine Feinde und Widerſacher zu vertheidigen?

„Und wenn auch in Worms ſo viele Pfaffen ſind, wie Ziegel auf den Dächern, ſo geh ich doch hinein!“

Was wollte Luther durch dieſe Worte zu verſtehen geben?

Daß er die Pfaffen nicht fürchte.

Als aber jene ſaubern Vögel ihm nach dem Leben trachteten, wer wurde da ſein Retter in der Gefahr?

Der Churfürſt von Sachſen.

Wie aber Luthers Feinde ihren Mordplan vereitelt ſahen, wodurch ſuchten ſie da ſeiner Ehre zu ſchaden?

Durch ſchändliche Verläumdungen.

Und was iſt noch heutigen Tags die Folge jener niederträchtigen Verläumdungen, welche die ergrimmten Pfaffen gegen Luthern ausgeſtreut haben?

Daß der große Reformator und Pfaffenbändiger von ſo vielen getäuſchten Chriſten verkannt wird; obgleich es ihm alle chriſtlichen Völker zu verdanken haben, daß ſie jetzt aus der Knechtſchaft und Sklaverei des harten Pfaffenjochs erlöſt ſind.

Giebt es noch jetzt Menſchen, die von ſchlechten Pfaffen verketzert werden?

Ja! — es giebt deren noch jetzt eine große Anzahl.

Was iſt noch jetzt die traurige Folge für jeden edeldenkenden und vernünftigen Prediger, wenn er es wagt, ſeiner Gemeinde die heil. Schrift auf eine würdige Art, der Wahrheit gemäß zu erklären, und reine Moral zu lehren, die von allem Aberglauben und finſterm Pietismus abgeſondert iſt?

Daß er von niederträchtigen Pfaffen als ein Ketzer und Freigeiſt verſchrieen wird.

Worin beſteht der Unterſchied zwiſchen Prieſter und Pfaffen?

Es giebt unter allen Ständen von Menſchen gute und ſchlechte. — Man findet daher auch unter dem geiſtlichen Stande bisweilen Prieſter, die den Strick nicht werth ſind, womit ſie aufgehangen werden dürften; und ſolche geiſtliche Schurken nennt man — Pfaffen. Anſtatt daß dieſe Schurken nach dem edlen Beiſpiele Jeſu Chriſti und anderer großen Männer ſich beſtreben ſollten, die Aufklärung des Volks zu befördern, und den Aberglauben zu vertilgen, ſo wie auch, ihrer Pflicht und Schuldigkeit gemäß, die Leute zum Frieden und zur Einigkeit untereinander zu ermahnen, thun ſie gerade das Gegentheil und geben ſich die größte Mühe, das Volk, das ihrer Obhut anvertraut iſt, in Streit und Uneinigkeit zu verwickeln, und es in den tiefſten Aberglauben und die ſchimpflichſte Unwiſſenheit zurückzuführen, um jene goldenen Schreckenszeiten wieder erneuen zu können, wo blutige Religionskriege und ſchreckliche Inquiſitions-Gerichte Millionen Menſchenleben hinrafften. — „Der Zweck heiligt das Mittel!!!“ — iſt ihr Wahlſpruch. Und um ihren fürchterlichen Zweck zu erreichen, mißbrauchen ſie gewöhnlich die Religion zum Werkzeug ihrer ſchändlichen Abſichten. — Das ſind die Pfaffen. Durch welche Worte drückte einſt Chriſtus ſeinen Unwillen über die Bosheit der jüdiſchen Pfaffen aus?

„Wehe euch, ihr Heuchler und Schriftgelehrten, ihr kreuziget eure Propheten die das Volk vernünftig belehren, und von den Ketten des Aberglaubens befreien wollen.“

So ſprach der Heiland zu den jüdiſchen Pfaffen; und da Chriſtus, dieſer edle Wahrheitsfreund, dadurch jedem rechtſchaffenem Philoſophen einen Beweis lieferte, daß es keine Sünde iſt, einer Heerde Pfaffen die Wahrheit zu ſagen, was wird daher auch jedem Philoſophen erlaubt ſein, den ſogenannten chriſtlichen Pfaffen hören zu laſſen?

Die Wahrheit.

Wen brachte aber ſeine edle Wahrheitsliebe an's Kreuz?

Jeſum Chriſtum.

Betrachte es, o Menſch! wie Gottes Sonne den Frommen wie den Böſewicht beſcheint.

Wie oft durch Sieg gekrönt in ſtolzer Wonne das Laſter triumphirt, — die Tugend weint.

Edle Wahrheit, hülflos und verlaſſen, mußt du fliehen vor Feinden, die dich haſſen.

Will ein Menſch ſich deiner Liebe weihen, ſo hört man gleich die Pfaffen „Rache!“ ſchreien.

Redlichkeit! ach, wo biſt du geblieben?

Eigennutz hat dich hinweg getrieben.

Aufrichtigkeit, wo biſt du hingegangen?

Ach! auch du biſt in dem Lügennetz gefangen.

Frömmigkeit, wo biſt du zu erfragen?

Dich auch muß die Menſchheit ſehr beklagen!

Pfaffen ſelbſt, mußt du in ihren Mienen oft Werkzeug zum Betruge dienen.

Menſchenliebe, wo biſt du zu finden?

Weine Menſchheit über ihr Verſchwinden.

Wo wird dich dein Richter ſuchen müſſen? Dich zu finden, ſündiges Gewiſſen? Wann erwachſt du aus dem tiefen Schlafe, um zu ſchaudern vor der harten Strafe?

Ach, verſtockt ſchläfſt du in böſen Herzen, und die Tugend leidet große Schmerzen.

Ehrlichkeit, wo biſt du hingekommen?

Dich haben Schurken in Arreſt genommen.

Es iſt ein Unglück! doch was nützt das Klagen?

Geduld, Geduld, lehrt Alles leicht ertragen.

Wann wird die gold'ne Zeit des Friedens kommen? Wo zum Heil der tugendhaften Frommen die Tugend und das Laſter ſich verſöhnen, und allen Zank und Streit ſich abgewöhnen?

Menſch! dieſer Wunſch erfüllt ſich nie im Leben, ſo lange wie die Pfaffen ſich beſtreben, die Menſchheit ſtets in

Digitized by Google

Laſter zu erhalten und ihren Sinn für Tugend zu erkalten. Denn wahren Frieden kannſt du nur genießen — an jenem Ort, wo Thränen nicht mehr fließen. Der Erdenſchmerz verſtummt, die Klagen ſchweigen, und Thränenweiden ihre Blätter neigen; dort Erdenſohn! im ſtillen kühlen Grabe, wird dir zu Theil des Himmels höchſte Gabe.

Jeſus Chriſtus, erhabener Stifter des Chriſtenthums! — du edelſtes Muſter menſchlicher Tugend und Seelengröße, dir konnte nur die Nachwelt für deine großen unendlichen Verdienſte um die Menſchheit den Dank geben, welchen du verdienteſt im Leben. Dein edler heldenmüthiger Tugendeiſer mißfiel den jüdiſchen Pfaffen: Phariſäer und Schriftgelehrte genannt. Du ſuchteſt das Volk aufzuklären, zu veredeln und glücklich zu machen. Dein tiefer Blick in's menſchliche Herz erforſchte bald, weß Geiſtes Kinder jene Phariſäer waren. Da empörte ſich dein edles Herz mit gerechtem Unwillen über jene verruchte Heuchlerzunft; und mit Eifer und Nachdruck redeteſt du gegen ihre ſcheinheilige Bosheit und rügteſt ihre Laſterhaftigkeit bei jeder Gelegenheit, um das Volk vor dieſen ſchrecklichen Wölfen in Schafskleidern zu warnen. Dies brachte aber die ganze Heerde der Phariſäer gegen dich in Harniſch. Glühende Rache kochte in ihrem Buſen. Da wurdeſt du edler Tugendfreund auf die ſchändlichſte Art von ihnen verfolgt und verläumdet, bis ſie es endlich ſo weit gebracht hatten, daß das Volk, welches du beglücken wollteſt, deinen Tod verlangte, und ſo geſchah es, daß du — durch die Bosheit der Pfaffen einen ſchmachvollen Tod am Kreuze erleiden mußteſt!!

Welches Lob dürfen wir auch dem kühnen heldenmüthigen Reformator Doctor Martin Luther ertheilen?

Dieſer rechtſchaffene Mann, weit entfernt, mit den Wölfen zu heulen, und zu edeldenkend, um ſein Glück bei den Pfaffen zu ſuchen, bemühete ſich im Gegentheil, nach dem Muſter des Heilandes, das Volk aufzuklären, und ihm die tückiſche Bosheit und ſchändlichen Betrügereien der Pfaffen zu ſchildern, welches auch wirklich ſo gute Folgen hatte, daß noch jetzt ganz Europa ihn als ſeinen einzigen Erretter aus der Knechtſchaft des Pfaffenjoches verehren und ſegnen darf.

Aber was war auch ſein Schickſal, als die Pfaffen über ihn kamen, wie einſt die Philiſter über Simſon?

Auch er hatte oft Urſache mit ſeinem Vorgänger Johann Huß in die Worte auszubrechen: „O, über die heilige Einfalt!" Auch er wurde verläumdet von ſchlechten Pfaffen, und das unwiſſende Volk, für deſſen Wohl er ſein Leben ſo oft in Gefahr geſetzt hatte, verkannte dennoch gar oft ſeine edlen Abſichten, und verdammte ihn mit fanatiſcher Wuth nach dem Wunſche der ruchloſen Pfaffen.

Doch dies iſt der Welt Lauf, und der Lohn der Verdienſte.

Jetzt Völker! möget ihr urtheilen was die Menſchheit von dem Geſchlecht der Pfaffen zu erwarten hat, und wenn ihr es vernünftig überleget, ſo werdet ihr gewiß auf die glückliche Idee gerathen: —

Daß Derjenige, welcher den Pfaffen zu ſehr traut,
Sein Glück auf leichtem Sande baut.

Glauben und Denken.

Einer der größten Glaubenshelden der Deutſchen, der Erfinder der ſogenannten Reformation, Martin Luther, ſagt in ſeiner Auslegung des erſten Buches Moſes, daß der Glaube allmächtig ſei — dem Gläubigen ſind alle Dinge möglich!

„Denn," ſagt erwähnter Ermönch, „der Glaube machet aus dem, das nicht iſt, daß es ſei, und aus den Dingen, ſo unmöglich ſind, machet er alles möglich."

Dieſer Luther iſt lächerlicherweiſe noch immer eine Autorität in ſogen. proteſtantiſchen Glaubensſachen; er iſt der Cyklop, der den Katholicismus mit ſeiner ledernen Kritik todtſchlagen wollte! Was Wunder, daß der Proteſtantismus ſelbſt keine Kritik vertragen kann, wenn er in Glaubensangelegenheiten eben ſo blödſinnig auftritt wie der Katholicismus.

Wenn die exacten Wiſſenſchaften, wenn der geſunde Menſchenverſtand zehntauſendmal den Lutheranern nachweiſt, daß Stiefelwichſe ſchwarz iſt, ſo iſt ſie doch, kraft der Allmacht des Glaubens, weiß oder himmelblau. Der Rothwein, den die Chriſten bei ihrem Abendmahl trinken, iſt, wenn ihn auch Jedermann ſofort am Geſchmack als einen gewöhnlichen Krätzer erkennen ſollte, trotzdem das Blut Chriſti. Obgleich die Originalmanuſcripte der Bibel nirgends vorhanden ſind, ſo ſchwört doch Luther Stein und Bein, daß die bibliſchen Schriften nicht allein von den Männern geſchrieben ſind, deren Namen ſie ertragen, ſondern auch, daß unſer Herrgott ſie perſönlich ihren Verfaſſern eingeblaſen habe!

Wenn durch die Geologie auf das Unzweifelhafteſte nachgewieſen wird, daß das Menſchengeſchlecht wenigſtens ein Alter von 90,000 Jahren aufzuweiſen hat, oder daß zu gleicher Zeit mit der ſogen. Alluvialſchichte menſchliches Leben erſt entſtand, daß um jene Zeit zuerſt die Bedingungen vorhanden waren, unter welchem menſchliche Organismen ſich bilden konnten, und den allgemeinen Naturgeſetzen gemäß ſich bilden mußten — ſo kommen trotzdem die Glaubensritter und geben ein Affidavit ab, daß ſie beweiſen können, die Welt ſei vor 6000 Jahren erſchaffen und Adam der erſte Menſch geweſen.

Nach der jüdiſchen Auslegung wäre Adam etwas ſpä-

ter, nämlich nach 5615 Jahren, aus einem Erdenkloß geſirt worden; nach der chriſtlich-griechiſchen, welche die Berechnung der Septuaginta (der ſiebenzig Dollmetſcher) annimmt, vor 7362 Jahren; alſo differiren dieſe Gläubigen, die Alles ſo genau wiſſen wollen, bei dieſem Cardinalpunkt ſchon um 1747 Jahre! Die vier Species der Gläubigen ſind aber eine ganz andere Sorte von Rechnen als des ſeligen Adam Ries. In einem reellen Geſchäft würde man ſie nicht zu Buchhaltern gebrauchen können, eher vielleicht in irgend einem ſchwindelhaften Bankgeſchäft; denn bei ihnen iſt drei vier und drei eins, je nachdem es ihnen gerade paßt, wie z. B. in der Dreieinigkeitslehre.

Die älteſten ägyptiſchen Grabmalereien, von denen Specimen noch vorhanden ſind, beweiſen ferner, trotz der jüdiſchen und chriſtlich-griechiſchen Auslegungen, auf das Handgreiflichſte, daß Aegypten ſchon 50000 Jahre vor Chriſto ein geordneter und civiliſirter Staat geweſen. Das verſchlägt aber den Gläubigen nichts. Adam iſt und bleibt doch durch die Allmacht des Glaubens der erſte Menſch.

Es giebt heutigen Tages, Dank der unermüdlichen Regſamkeit der Forſcher, Thatſachen, welche auf eine ebenſo einfache wie ſchlagende Weiſe die moſaiſche Mythe vom Alter der Welt in die Pfanne hauen. So weiß man z. B. aus beſtimmten Beobachtungen, wie viele Jahre nöthig ſind, um auf den Guanoinſeln eine Schicht des bekannten Düngers entſtehen zu laſſen; addirt man nun das Alter der ſämmtlichen Schichten ſo kommen über 12,000 Jahre heraus!

Ferner iſt ſchon längſt hiſtoriſch nachgewieſen, daß die Meſopotamiſche oder Noah'ſche Fluth faſt gleichzeitig mit ähnlichen Ereigniſſen in den Niederungen von China, um 2300 Jahre vor Chriſto, ſtattgefunden; daß aber ſchon 2500 vor Chriſto, alſo vor dieſer Fluth, Babylon die Hauptſtadt eines mächtigen auf einer bedeutenden Kulturſtufe ſtehenden Reiches war, daß in dieſer vorſündfluthlichen Epoche ägyptiſche Handelsſchiffe zu wiederholtenmalen an der Mündung des Euphrat und Tigris erſchienen waren und Babylon nach der Fluth mit neuem Glanze wieder hergeſtellt wurde.

Weiter! eine Menge bis auf uns gekommene Dokumente, Antiquitäten, Baudenkmäler, Inſchriften u. ſ. w. beweiſen, daß der älteſte Obliſk von Heliopolis im 23. Jahrhundert vor Chriſto, alſo kurze Zeit vor der Noah'ſchen Sündfluth, errichtet wurde, und daß die ganze Geſchichte der Israeliten, von Noah bis Moſes, in die Periode der egyptiſchen Hykſoskönige, alſo in einem Zeitraum von etwa 500 Jahren fällt.

Da nun nur drei Paare in der Arche gerettet wurden, ſo müßten in genannter Zeit alle Racenunterſchiede der Menſchheit ſich gebildet haben! und die Neger z. B. bereits entſtanden ſein, wenn nicht etwa Adam und Eva von vornherein ſchwarz geweſen ſind. Daß das Klima auf die Körperbildung, Hautfarbe u. ſ. w. einen bedeutenden Einfluß ausübt, wird nicht geläugnet, aber nun iſt das Klima von Vorderaſien und Aegypten nicht ſo verſchieden, daß es ſolche Racen-Unterſchiede in ſo kurzer Zeit hätte hervorbringen können.

Als Abraham um 367 nach der Alles erſäufenden Sündfluth nach Aegypten kam, fand er dort einen vollkommen geordneten Staat, Fürſten, Höfe und Höflinge; Künſte und Wiſſenſchaften, Ackerbau und Gewerbe blühten, kurz alle Anzeichen waren vorhanden, daß die dortige Menſchheit von einer älteren Zeit, als die Sündfluth, datirte, daß etwas mehr als 367 Jahren verfloſſen ſein mußten, bevor ſie auf einer ſolchen Stufe der Kultur angelangt ſein konnten.

In einem Zeitraum von kaum 400 Jahren müſſen alſo für die Gläubigen durch drei Paare die ſämmtlichen Welttheile, incluſive Amerika, bevölkert worden ſein. Nehmen wir die heutige Populationsſtatiſtik zur Hand und unterſuchen dann, ob irgendwo auch nur annäherungsweiſe eine ſolche kaninchenmäßige Vermehrung vorkommt. Betrachten wir die Skala, nach welcher z. B. ſehr zahlreiche fürſtliche Familien der Gegenwart, deren Stammbaum noch weiter zurückweiſt als 400 Jahre, ſich vermehrt haben, und man wird zugeben müſſen, daß es wahrer Wahnſinn iſt, zu behaupten, daß ſechs Menſchen ſich in einer ſo kurzen Zeit eine ſolche Maſſe Nachkommen ſollten erzeugt haben, daß die ganze Erdenrunde damit bevölkert werden könnte. Exiſtirte eine ſolche Zunahme in der Wirklichkeit, dann würde man z.B. in Deutſchland vor lauter Krautjunkern, Barönchen u. anderem edelem Ungeziefer nicht mehr ſpucken können. Dero von Itzenplitz, von Riedeſel, von Manteufel von Vincke u. ſ. w. würden allein ſchon ſich dergeſtalt vermehrt haben, daß kein Fuß breit Land mehr übrig bliebe für Schulze, Müller, Meier und andere biedere bürgerliche Nachkommen Noahs.

Doch dem Gläubigen ſind, wie geſagt, alle Dinge möglich. Was iſt aber dieſe Allmacht des Glaubens anders, als die Allmacht der Phantaſie? Was weiter, als die „naſſen Traumgeſtalten" einer verwilderten Einbildungskraft?

Der Glaube beſchäftigt ſich eigentlich nur mit Wundern, mit dem Unglaublichen, Myſteriöſen, Unverſtändlichen. Deshalb iſt das Wiſſen und Glauben einander diametral entgegengeſetzt. Das Wiſſen kann nie glauben, im hergebrachten Sinne des Worts, und der Glaube darf ſich nie auf das Wiſſen einlaſſen; thut er das, dann iſt er verloren, dann hört er auf Glaube zu ſein. Jeder ſolcher Glaube iſt Köhlerglaube; wer einmal Etwas glaubt, wofür er ſich nicht Rechenſchaft, keine ſtichhaltigen Gründe anzugeben vermag, der muß conſequenterweiſe alles Mögliche glauben; denn: „Sollte dem Herrn etwas unmöglich ſein?" (1. Moſes 18. 14.)

Der Glaube bindet ſich an keine Geſetze der Natur. Die Quellen der Wärme z. B. ſind für ihn nicht die Sonne, die Electricität, die chemiſchen und mechaniſchen Prozeſſe, ſondern ein unbegreifliches und nebelhaftes Etwas, von dem er poſitiv ſo wenig weiß, wie Eva von Crinolinen gewußt hat.

Digitized by Google

Der vulgäre Glaube iſt der deſpotiſchſte aller Deſpoten; er unterſcheidet ſich angeblich von dieſen dadurch, „daß er nicht derer Dinge iſt, die man ſieht, ſondern derer, die man nicht ſiehet."

Indeſſen iſt doch dafür Sorge getragen, daß man ihn nicht allein zu ſehen und zu hören, ſondern auch zu fühlen bekommt.

Dies zeigt ſich am Beſten in Italien, wo die Bevölkerung ſich bereits weit mehr emancipirt hat von dem religiöſen Humbug, als in manchen ſogenannten proteſtantiſchen Ländern, wie dies ſchon früher in unſern Artikeln über den Verfall des Papſtthumes in Italien nachgewieſen wurde.

(Eingeſandt.)

Das ökumeniſche Concil.

Von einem Fackelleſer.

Durch die Reformation ſchon hat das Papſtthum viel von ſeinem Einfluß und ſeiner Gewalt verloren, mit dem fortſchreitenden Geiſte der Menſchheit noch mehr, am meiſten aber in der neueren und neueſten Zeit, ſeit Napoleon 1. den Papſt als Gefangenen von Rom nach Frankreich abführen und den Kirchenſtaat zu einer Republik errichtete. Zwar verſuchte der wieder eingeſetzte Papſt und ſeine Nachfolger durch Herſtellung von Klöſtern, Wiedereinſetzung der Jeſuiten ꝛc. auf alle mögliche Weiſe den Glanz und die Macht des päpſtlichen Stuhles wieder zu heben, allein die alte Gewalt deſſelben war nicht wieder in ſeiner früheren Glorie herzuſtellen. In der neueſten Zeit, ſeit Italien frei iſt, hat die Gewalt der päpſtlichen Hierarchie noch mehr abgenommen und friſtet ſein Daſein in Rom nur noch durch Hülfe franzöſiſcher Bajonette. Trotz dem, daß es in den letzten Zügen zu liegen ſcheint, erhebt es ſein Haupt nochmals und ladet die ganze Chriſtenheit zur Beſchickung eines in Rom am 8. Dez. dieſes Jahres abzuhaltenden Concils ein. Erfreulich iſt aber zugleich zu hören, daß von allen Fortſchrittsfreunden eine Verſammlung nach Neapel ausgeſchrieben worden iſt, als eine Demonſtration gegen das ökumeniſche Concil, um zu zeigen, daß das Volk jetzt nicht mehr wie in frühern Zeiten geneigt iſt, ſich dem Ausſpruch des einzelnen unfehlbaren Papſtes zu unterwerfen. Es dürfte vielleicht nicht unintereſſant ſein, auf die früheren Concils einen Rückblick zu werfen.

Die Proteſtanten haben zur Zeit der Reformation ein freies National-Concil oder eine allgemeine Kirchenverſammlung oft verlangt, konnten aber in der Verſammlung von Trient, die vom Papſt geleitet wurde und ihre Geſchäfte mit der Verdammung der evangeliſchen Lehre begann, kein Concil erblicken, wie ſie es ſelbſt begehrt. Die Päpſte haben die Oberhoheit der allgemeinen Kirche niemals anerkannt und gingen aus dem letzten Kampfe thatſächlich als Sieger hervor. Die letzte, von Karl 5. dem Papſte Paul 3. endlich abgezwungene Kirchenverſammlung war die von Trient, 1545—63, aus Anlaß der deutſchen Reformation.

Auf dieſer Verſammlung wurde nicht blos die katholiſche Lehre gegenüber dem Proteſtantismus endgültig feſtgeſtellt, ſondern der Papſt und die Pfaffen behielten auch das letzte Wort auf das Beſtätigungs- und Auslegungs-Recht der Concilienbeſchlüſſe. Doch beſteht in der katholiſchen Kirche zwiſchen dem curialiſtiſchen und dem epiſkopaliſtiſchen Syſtem ein noch immer nicht ausgeglichener Streit.

Nach dem erſtern hat der Papſt auch der allgemeinen Synode gegenüber, die nur als ſein Beirath erſcheint, vermöge ſeiner Unfehlbarkeit die volle kirchliche Souveränität; nach dem letztern iſt er unfehlbar nur ſofern er als Präſident des Concils deſſen Beſchlüſſe in Sachen des Glaubens und der Sitten verkündigt, und ſeine Beſtätigung dieſer Beſchlüſſe macht dieſelben nicht erſt gültig, ſondern beurkundet nur, daß ſie formell auf geſetzliche Weiſe gefaßt ſei. Uebrigens iſt ſeit dem Trientiner Concil kein neues wieder gehalten worden, und das neue Dogma über die unbefleckte Empfängniß der Maria ward nicht nach einem Concilienbeſchluß, ſondern nur nach Anhörung einer Rathsverſammlung ſpeciell dazu eingeladener Kirchenfürſten von Pius 9. verkündigt und von der katholiſchen Kirche allgemein angenommen.

Seit dem Trientiner Concil hat das Papſtthum ſich gegen Einberufung neuer Synoden fortwährend geſträubt.

Als ökumeniſche, die ganze chriſtliche Welt vertretende Concilien erkennt die katholiſche Kirche nebſtdem angeblich von den Apoſteln zu Jeruſalem gehaltenen, folgende 18 an:

1) Das erſte zu Nicäa, 325, wo die Lehre vom Sohne Gottes gegen Arius feſtgeſetzt wurde; 2) das erſte Concil zu Konſtantinopel, 381, unter Theodoſius dem Großen, welches die Lehre vom heil. Geiſte beſtimmte; 3) das erſte epheſiniſche, 431, unter Theodoſius dem Jüngern, welches, gegen den Neſtorianismus gehalten, Satzungen über die Gottheit Chriſti und über Maria gab; 4) das zu Chalcedon, 450, unter Kaiſer Marcian, auf welchem das Dogma von der Vereinigung der göttlichen und menſchlichen Natur in Chriſto gegen den Abt Eutyches und die Monophyſiten, (welche nur eine Menſch gewordene göttliche Natur in der Perſon Chriſti annahmen) ſeine näheren Beſtimmungen erhielt; 5) das zweite zu Konſtantinopel, 553, unter Juſtinian über die chalcedoniſche Synode, über Origenes und die Kapitel; 6) das dritte zu Konſtantinopel, 681, unter Kaiſer Konſtantin 5., Pogonatus, gehalten zur Verdammung der Monotheleten, (welche zwar die Zweiheit der Naturen in Chriſto anerkannte,

Digitized by Google

aber wegen der Einheit der Perſon die Einheit des Wollens und Wirkens in ihm lehrte und behauptete, daß ſein menſchliches Wollen und Thun im göttlichen untergegangen, von dieſem gleichſam verſchlungen geweſen ſei); 7) das zweite zu Nicäa, 787, unter der Kaiſerin Irene und ihrem Sohn Konſtantin, gehalten zu Gunſten des Bilderdienſtes, wogegen Karl der Große, die Synode zu Frankfurt, 794, hielt; 8) das vierte zu Konſtantinopel, 849, unter Kaiſer Baſilius und Adrian 2.; 9) das erſte lateranenſiſche zu Rom, 1122, unter Heinrich 5., berufen durch Calixtus 1., veranlaßt durch den Inveſtiturſtreit, dem das Calixtiniſche Concil ein Ende machte; 10) das zweite lateranenſiſche, 1139, unter Konrad 2. und Innocenz 2.; 11) das dritte lateranenſiſche, 1179, unter Friedrich 1., berufen von Alexander 3.; 12] das vierte lateranenſiſche, 1215, unter Friedrich 2. und Innocenz 3., wo unter andern die Lehre von der Transſubſtantation [Verwandlung des Weines und Brodes in den Leib Chriſti] ihre kirchliche Beſtätigung erhielt; 13] die erſte lyoner — ökumeniſche — Synode, 1245, unter Friedrich 2. und Innocenz 4.; 14] die zweite lyoner — ökumeniſche — Synode, 1275, unter Rudolph 1. und Gregor 10.; 15] die Synode zu Vienne, 1311, unter Heinrich 7. und Clemens 5.; 16] das Concil zu Konſtanz von 1414—18, die größte aller Kirchenverſammlungen, welche den Grundſatz, daß ein allgemeines Concil über dem Papſt ſei, erneute, das Schisma beilegte, 1415 Huß 1416 Hieronymus verdammte; 17] das zu Baſel von 1431—49, das eine Reformation in der Verfaſſung und Zucht der Kirche bezweckte, deſſen Autorität aber von der katholiſchen Kirche von der Zeit an, wo die Verſammlung durch den Papſt aufgelöſt ward, nicht anerkannt wird; 18] das Tridentiniſche von 1545—63, unter Karl 5. und Ferdinand 1. von Paul 3. berufen.

Hoffen wir, daß das diesjährige entweder nicht ſtattfinden, oder das letzte ſein werde, und daß die Zeit nicht mehr fern ſei, wo der Papſt geſtürzt, deſſen Vorgänger die Menſchheit ſo lange in geiſtigen Feſſeln gehalten haben. Möge es bald ſo weit kommen, daß in der nächſten Generation, wenn Reiſende nach Rom kommen, ſagen können, hier hat dieſer die freie Geiſtesentwicklung beſchränkende Götze einſt gehauſt. Doch es regt und rührt ſich überall. Es ſind nicht mehr die Zeiten des Bannes und Interdiktes, noch die eines Hildebrand und Gregor 10., wo gekrönte Häupter ſich vor dem Papſte demüthigen mußten. Sogar viele Katholiken ſind gegen eine Beſchickung des Concils, wo der ohnmächtige Verſuch gemacht werden ſoll, die immer mehr ſinkende Macht der beſtürzten Pfaffen zu unterſtützen und aufrecht zu erhalten.

Der Katholicismus will wenigſtens in den katholiſchen Ländern ſeine mittelalterliche Macht wieder herzuſtellen ſuchen, er will neue Pläne ſchmieden zur Unterwerfung und ſich zu dem großen Kampfe rüſten, der zwiſchen der Reaction und dem Fortſchritt bevorſteht. Er erkennt, daß er theoretiſch überwunden iſt, allein gerade deshalb will er die Praxis nicht aufgeben, ſondern rüſtet ſich zum Streite auf Leben und Tod.

Ins finſtere Mittelalter wollen jene Eulen zurück, die das Licht der Aufklärung in die nachtgewöhnten Augen beißt. Darum wollen ſie das, ſelbſt unter ihren Gläubigen erwachende geiſtige Bedürfniß mit neuem Unſinn füttern. Was auch das Reſultat des Concils ſein mag, Conceſſionen kann der Katholicismus nicht machen, ſonſt iſt er verloren, er kann daher nicht vorwärts, ſondern nur rückwärts gehen, und nur neue Inſulte gegen den geſunden Menſchenverſtand und die Bildung hervorbringen.

Man will den Maſſen Stoff zum Grübeln geben, und deßhalb will man alten ſcholaſtiſchen Schund wieder aufwärmen, und theologiſche Streitigkeiten aufs Tapet bringen, die ſchon längſt vergeſſen ſind, oder nur noch unter Lachen gedacht werden.

Der Verfall des Glaubens.

Die Menſchheit hat die Kinderſchuhe ausgezogen, ſie iſt aus dem Zeitalter der Romantik, aus der verſchwommenen Gefühlsduſelei und dem unſtrebſamen Träumen herausgetreten und in das Stadium des Realen und Natürlichen gelangt. Die Religion iſt nicht allein vernichtet durch den Aufſchwung der Wiſſenſchaft, nein, ſie iſt in den abſoluteſten Widerſpruch zu der natürlichen Welt und dem Leben und Streben der Menſchen gerathen. Die Religion vergangener Jahrhunderte iſt nicht länger mit einer Zeit vereinbar, deren Richtung eine ganz andere geworden iſt. Und lebt die Religion auch noch im Glauben von Tauſenden fort und wird ſie auch noch von Tauſenden ausgeübt, ſo hat ſie doch die Praxis gegen ſich und dies iſt die nothwendige Bedingung ihres Untergangs. Die Befreiung der Menſchheit iſt nicht mehr ſo fern, ſeitdem der Drang der äußeren Verhältniſſe nicht mehr den religiöſen Drang in ſich trägt, ſondern demſelben gerade entgegengeſetzt iſt.

Was verkündet das Chriſtenthum als ſeinen Zweck? Es will die Abtödtung des Fleiſches, das Entſagen von allem Irdiſchen und ein kopfhängeriſches, gottſeliges Erdenwallen, das nur eine Vorbereitung für die zu erlangende himmliſche Exiſtenz ſein ſoll. Die Erde iſt dem Chriſtenthum ein Jammerthal, und ſich von ihr immer mehr zu entfernen und immer mehr dem Himmel zuzuwenden, wird als Verdienſt angerechnet. Der Menſch iſt dem Chriſtenthum ein unwürdiger Sünder, ſchon ſeine Geburt iſt Sünde, und Sünde ſoll Alles ſein, was ihn umgiebt und was er anrührt. Das Irdiſche und Fleiſchliche wird zum Fluch geſtempelt,

Digitized by Google

vor dem man ſich nur durch fortwährendes Vergeiſtigen und Verhimmeln retten kann. Der Lehre des Chriſtenthums nach wäre das der beſte Menſch, der gar keinen Körper hätte, oder wenigſtens nur aus einem Skelette beſtünde. Daß dieſe Lehre der Unnatur mit dem menſchlichen Weſen und den menſchlichen Verhältniſſen früher oder ſpäter in den eclatanteſten Widerſpruch gerathen mußte, bedarf keines Beweiſes. Das Chriſtenthum ſelbſt fühlte dieſe Gefahr, die nothwendig herannahen mußte, und darum empfahl und befahl es das Kaſteien und Kreuzigen des Fleiſches, es empfahl und verordnete gewiſſe Gelübde, wie die der Armuth, der Keuſchheit, der Demuth und des Gehorſams, es befahl Faſten und Beten, Wallfahrten und Opfer; allein doch war es nicht im Stande, die Gefahr abzuwenden, doch wurde ſich der Menſch immer mehr ſeiner Menſchlichkeit und des qualvollen Widerſpruches bewußt, in den ihn das Chriſtenthum zur Entfremdung von allem Natürlichen und Guten gedrängt hatte, doch begann die Richtung der Zeit eine immer mehr irdiſche und reale zu werden, der Gefühlsduſel verſchwand, die chriſtliche Romantik verſchwand vor der unbeugſamen Wirklichkeit und es begann der Verfall des Glaubens, mit ihm aber das Erwachen des geſunden Menſchenverſtandes und das Streben nach Rückkehr zur Sittlichkeit und Natürlichkeit.

Und was iſt die Richtung der Gegenwart? Iſt ihr Streben das ſchattenartige Seufzen, das ſich von dem Irdiſchen abwendet und die blutig kaſteiten abgemagerten Hände nach dem überirdiſchen Himmel ausſtreckt, deſſen Erreichung ſein einziger Wunſch, ſein einziges Ziel iſt? Gewiß nicht! Das Streben der Gegenwart iſt vor Allem ein materielles, es ringt nach ſichtbaren Genüſſen, und ſtatt ſich ganz dem Himmel zu widmen, gehen ſeit den letzten Jahrhunderten alle menſchlichen Kämpfe nur darauf hinaus, es ſich beſſer und wohnlicher auf der Erde einzurichten.

Das Chriſtenthum iſt zur leeren inhaltsloſen Form geworden, und ſelbſt ſeine Bekenner ſind nur Chriſten im Wort und in der Form, da das Weſen gar nicht mehr ausführbar iſt. Wo ſind heut zu Tage jene wahren chriſtlichen Heiligen, die ſich mit dem entblößten Allerwertheſten in einen Ameiſenhaufen ſetzen, oder ſich nackt im Schnee herumwälzen, oder Tage lang auf einer Säule ſtehen, oder in Höhlen wohnen, um das ſündige Fleiſch genügend zu kaſteien? Der allerfrömmſte Chriſt würde ſich heut zu Tage für ein derartiges Manövre bedanken und lieber auf einige Jahre himmliſcher Seligkeit, als auf ſeinen irdiſchen Comfort verzichten. Es würde ſich heut zu Tage Keiner finden, der nicht verrückt und Chriſt genug wäre, um ſich wie weiland jene alten chriſtlichen Heiligen mit halbem Körper in den Boden eingraben zu laſſen, Heuſchrecken zu freſſen oder ſich einen Stachelgürtel um den Leib zu binden. Selbſt die chriſtlichen Pfäfflein thun nichts weniger, als faſten und entſagen. Dieſe Zeiten des Träumens und Schwärmens ſind vorüber. Mit ihnen verſchwand aber auch der einzige Halt, der einer ſo unnatürlichen und widerſinnigen Lehre, wie dem Chriſtenthum, zur Stütze dienen konnte.

Nicht mit Unrecht befürchtet das Chriſtenthum das Herannahen des Anti-Chriſts: das Zeitalter ſelbſt iſt antichriſtlich geworden. Nicht allein, daß jetzt Keiner mehr heilig geſprochen wird, nein, die Eiſenbahnen und Dampfſchiffe, die Telegraphen und Maſchinen, kurz alle die Reſultate der Naturwiſſenſchaft, das Lichten des Urwalds und das Hervorzaubern neuer Städte und Staaten zeigt gewiß nicht den Vorſatz der damit beſchäftigten Menſchheit an, ſich der Erde immer mehr zu entwöhnen und dafür dem Himmel immer näher zu kommen. Nein, das Streben der Zeit iſt gerade der Gegenſatz des chriſtlichen Strebens, es iſt materiell, vorwärts drängend, irdiſch, natürlich, revolutionär und trachtet nach Glück und Wohlergehen vor dem Grabe, während das chriſtliche Streben verhimmelt, verſeufzt, unnatürlich, überirdiſch und demüthig iſt, und auf der Erde nur Leiden will, um ſich jenſeits in der faden Geſellſchaft körperloſer Seraphine durch die Ewigkeit zu langweilen. Die Zeit ſelbſt iſt alſo gegen das Chriſtenthum. Der Glaube iſt veraltet und hätte ſich längſt nicht mehr halten können, wenn ihn nicht das Geld oder die Bajonette geſtützt hätten. Aber auch dieſe Trabanten werden noch überwunden werden und ſo kehrt die Menſchheit nach Jahrtauſende langer Irrfahrt durch das Luſtreich des Wahns und der Einbildung endlich auf die Erde und zur Menſchlichkeit zurück.

Das iſt der Gang der Entwickelung. Das Unnatürliche und Unſittliche fällt vor der zur endlichen Geltung gelangenden Natürlichkeit und Unſittlichkeit. Und mit dem Fall des Unnatürlichen und Unſittlichen fallen auch die Kirchen und die Klöſter mit ihren Bonzen und Pfaffen und dem langen Gefolge all der Leiden und Schlechtigkeiten, all' der Unmenſchlichkeit und Thorheit, deren Mutter die Kirche iſt.

Katholiſche Glaubensregeln.

(Aus den Werken der berüchtigſten Jeſuiten zuſammengeſtellt für die „Fackel."

1] Wer ſich für eine ſchlechte That bezahlen läßt, muß das Geld zurückgeben, wenn er ſie nicht vollbringt; im andern Falle kann er es füglich behalten.

Pater Molina.

2] Nimmt ein Richter ein Geſchenk an, ſo muß er es zurückgeben, wenn das Urtheil, wegen deſſen er es empfangen, gerecht iſt; iſt das Urtheil ungerecht, ſo hat er das Geld dafür verdient und kann es mit Recht beanſpruchen.

Aus dem Werk: „praktiſche Theologie."

Digitized by Google

3] Eine Frau darf ihrem Manne ſtehlen, was ſie zur Befriedigung ihrer geiſtigen Bedürfniſſe braucht.

Abhandlung über allgem. Moraltheologie.

4] Wenn Jemand ſchwören will, ohne verpflichtet zu ſein, ſeinem Eid nachzukommen, ſo braucht er nur die Worte des Schwures zu verdrehen, indem z. B. ſtatt juro, ich ſchwöre, ſagt: uro, ich brenne. Eine ſolche Verdrehung kann als Zufall gelten und iſt daher eine leicht verzeihliche Sünde. Pater Sambey.

5] Man kann getroſt ſchwören, etwas nicht gethan zu haben, was man gleichwohl gethan hat, wenn man nur bei ſich denkt: ich ſchwöre, es nicht gethan zu haben an dem und dem Tage, oder vor meiner Geburt, oder etwas Aehnliches. Dieſes Verfahren iſt nicht nur bequem, ſondern auch gerechtfertigt, wenn es ſich um Ehre, guten Namen oder Hab' und Gut handelt. Pater Sambey.

6] Ein Kaufmann, dem man zu wenig für ſeine Waare bietet, kann ſich eines falſchen Gewichtes bedienen und mit gutem Gewiſſen vor Gericht ſchwören, er habe es nicht gethan, indem er bei ſich denkt: nicht zum Schaden des Käufers. Pater Gobart.

7] Wenn du Jemand tödteſt in Selbſtvertheidigung darfſt du dreiſt vor dem Richter ſchwören, du habeſt es nicht gethan, im Gedanken zuſetzend: nicht ungerechter Weiſe.

Pater Gobart.

8] Ein heimlich begangenes Verbrechen darf man läugnen, während man ſagt, man habe es nicht begangen, ſetze man nur für ſich hinzu: nicht öffentlich.

Pater Stoy.

9] Ein Sohn, welcher im Zorne ſeinen Vater todtſchlägt, darf ſich dieſes Todſchlags freuen um der Erbſchaft willen, die ihm zufällt, denn der Mord war nicht überlegt und hat einen guten, wenigſtens keinen beſtimmt ſchlechten Zweck, nämlich die Erwerbung der Erbſchaft.

Pater Gobart.

10] Chriſtliche und katholiſche Kinder dürfen ihre eigenen Väter der Ketzerei anklagen, wenn ſie auch wiſſen, daß dieſelben deswegen verbrannt oder ſonſt getödtet werden.

Etienne Facundey.

11] Kinder dürfen ihren Eltern nicht nur die Nahrung vorenthalten, ſondern dieſelben ohne weiteres tödten, wenn die Eltern ſie zum Abfall vom Glauben zwingen wollen.

Derſelbe.

12] Wenn Jemand durch ein ungerechtes Urtheil geſchädigt wird, darf er zur Abhülfe den Richter tödten, der das Urtheil erlaſſen hat. Derſelbe.

13] Darf ein Sohn ſeinen geächteten Vater tödten? Wenn der Vater der Menſchheit ſchädlich iſt, ſicher.

J. de Dicaſtillo.

14] Im Allgemeinen kann man einen Menſchen umbringen um den Werth eines Thalers.

Escobar, P. Taberna.

15) Die Frage, ob man ſich, wenn angegriffen, vertheidigen darf bis zum Morde des Angreifers, iſt zu bejahen, ſofern der Mord ohne Aufſehen geſchehen kann; das Recht einer derartigen Vertheidigung ſteht nicht nur Privatperſonen ſo gut wie andern; ſondern auch dem Untergebenen gegen ſeinen Obern, dem Sohne gegen ſeinen Vater, einem Geiſtlichen oder Mönche gegen den Laien und umgekehrt, ohne irgend einen Unterſchied.

P. Franciscus Amicus.

16) Es iſt erlaubt zu tödten in Selbſtvertheidigung, gleichviel wer der Angreifer iſt: der Sohn mag ſeinen Vater umbringen, die Frau ihren Mann, der Diener ſeinen Herrn; das Beichtkind ſeinen Pater, der Soldat ſeinen General, der Untergebene ſeinen Vorgeſetzten, der Angeklagte ſeinen Richter, der Schüler ſeinen Lehrer, der Unterthan ſeinen Fürſten. P. Jean Apor.

17) Ganz gewiß iſt es erlaubt, einen Dieb zu tödten, um der Erhaltung der zum Leben nöthigen Güter wegen, weil mit ihrem Verluſte das Leben ſelbſt gefährdet wird. Wenn die gefährdeten Sachen nicht unbedingt zum Leben nothwendig ſind, iſt der Fall zweifelhaft.

Abbe Moullet.

18) Ein Menſch, den der Papſt verdammt hat, darf niedergeſtoßen werden, wo man ihn findet.

P. Larroix.

19) Die Prieſter dürfen die Laien tödten, um in den Beſitz ihrer Güter zu kommen. P. Molina.

20) Jeder hat das Recht, den zu tödten, deſſen Zeugniß ſeinem guten Namen nachtheilig oder ſeinem Leben gefährlich iſt. P. Larroix.

21) Der Vater kann ſeine Tochter, der Mann ſeine Frau ermorden, wenn er ſie über dem Ehebruche ertappt; ja er kann einen Sohn, einen Diener oder ſelbſt einen Fremden mit dem Morde beauftragen. Derſelbe.

22) In jedem Falle, wo ein Menſch das Recht hat, einen andern zu ermorden, kann ein dritter dies für ihn thun, vorausgeſetzt, er thut es aus Freundſchaft.

P. Buſenbaum.

23) So gut wie man das Recht hat, ſeinen Gegner körperlich zu tödten, kann man ihn auch moraliſch vernichten, indem man ihm Verbrechen nachſagt, die er nicht begangen hat. P. Guimenes.

24) Die Lehre der Jeſuiten iſt ganz allein aus ihren Büchern zu ſchöpfen, nicht aus ihren Predigten.

P. Gretſer.

25) Die Jeſuiten ändern ſich nicht; wie ſie zuerſt waren, ſind ſie noch heute; an einem Orte verjagt, arbeiten ſie an einem andern um ſo thätiger, denn Ruhe kennen ſie nicht.

Conſtitution des Ordens.

Digitized by Google

Ein Abſchiedswort an die geehrten Leſer der „Fackel.“

Ich bin überzeugt, daß dieſe Ueberſchrift von den Leſern der „Fackel“ nicht mit Ueberraſchung geleſen werden wird. Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß die Worte, die ich heute zu Ihnen zu ſprechen habe, gar Manchen derſelben ebenſo ſchmerzlich berühren werden, als es mich ergreift, den Freunden meines verſtorbenen Mannes, Nah und Fern, der im Dienſte der Freiheit ſo manchen harten Kampf gekämpft, ein Lebewohl zuzurufen.

Aber ich bin blos eine Frau, die nicht wie ein Mann den Strapazen und Gefahren eines ſo undankbaren Feldes gewachſen iſt, daß blos manchmal durch einen heitern Sonnenſtrahl wohlthätig erwärmt und erleuchtet wird, ich habe aber noch andere Pflichten zu erfüllen, ich muß die Erziehung meiner noch minderjährigen Kinder leiten und überwachen, die, wenn ich immer für „Fackel“ oder doch einen großen Theil des Jahres auf Reiſen behufs Collektion für dieſelbe und Bücher verkaufen ſein ſollte, zu ſehr der mütterlichen Obhut beraubt ſein würden; Geſchäftsreiſen ſind nebenbei geſagt, für eine Frau viel beſchwerlicher und unangenehmer wie für einen Mann; ich muß ſuchen, mir eine mehr ſichere, bequemere Exiſtenz zu gründen, um nicht den Wechſelfällen eines ungewiſſen Schickſals unterworfen zu ſein.

Ein und zwanzig Jahre hat mein geliebter verſtorbener Mann muthig im Dienſte des Fortſchritts und der religiöſen Aufklärung ausgehalten und das bittere Loos derjenigen ertragen, die den harten undankbaren Dienſt der Wahrheit, des Rechtes und der Freiheit dem bequemen und gewinnreichen Dienſt der Heuchelei und des Unrechts vorzuziehen den Muth haben.

Natürlich kann ich mich nicht zu dieſem Rückſchritt entſchließen, ohne noch ein letztes herzliches Wort an die vielen warmen und wackeren Freunde meines verſtorbenen Mannes, (trotzdem er auch ſo viele bittere und unverſöhnliche Feinde hatte), die er unter ſeine Anhänger zählte, zu richten.

Zögernd und mit Schmerz ſcheidet man von der geliebten Heimath, von ſeinem Mutterlande, von der Stätte, die einem theuer geworden iſt, ſo geht es auch mir. man kann es mir nicht verdenken, wenn ich mit Wehmuth und Trauer im Herzen auf der Schwelle des Blattes verweile, daß mein verſtorbener Mann groß gezogen, dem er Jahrlang alle ſeine Zeit, ſeinen Fleiß, ſeine Sorgfalt gewidmet hat, und mit deſſen Beſtehen er ſo viele Jahre gleichſam verwachſen war.

Die „Fackel“ hat, obwohl ſie im Anfang blos klein, unbedeutend und uneinflußreich war, und mit vielen Widerwärtigkeiten und Schwierigkeiten von Seiten der Pfaffen und des Fanatismus zu kämpfen hatte, ſich emporgearbeitet, im Verlauf der Zeit hat ſie wie eine Sonne vom Mexikaniſchen Golf bis in die kalten Regionen des Lake Superior, von Florida bis in die Schneegefilde Minneſota's, vom Atlantiſchen bis an das Stille Meer geleuchtet, überall Licht und Aufklärung unter dem Volke verbreitend, den Pfaffen und Muckern ein Dorn im Auge.

Ueberall hat ſie, obwohl dünn geſät, was allerdings noch zu bedauern iſt, Leſer und theilnehmende Freunde.

Mit Stolz kann ich behaupten, daß die „Fackel“ ſich trotz aller Hinderniſſe und Schwierigkeiten eine Bahn gebrochen hat, die ſich ihr im Anfang und Verlaufe ihres Beſtehens entgegen thürmten, trotz Aberglaube, Fanatismus und Geld hat die „Fackel“ das Feld behauptet.

Die Grundſätze, welche die „Fackel“ bisher verfochten hat, beruhen auf unwandelbarer Ueberzeugung und werden ſtets die Principien freier Männer und des Fortſchritts ſein.

An Euch, Ihr alten, bewährten Kämpfer des Fortſchritts, der religiöſen Aufklärung und der Freiheit ergeht der Ruf, das Banner des Fortſchritts nicht ſinken zu laſſen, werdet nicht muthlos und verzweifelt nicht an der Menſchheit, alle Reformatoren und Freunde der Menſchheit waren einſt in der Minderzahl, wie z. B. Luther ꝛc., deshalb ſchaart Euch zuſammen, die Ihr über die Union zerſtreut wohnt zu einem dichten Phalanx und gebt nie und nimmer die Grundſätze auf, die Eurem Herzen ſo theuer geworden ſind; denn die Wahrheit ſiegt und muß endlich ſiegen, wie das Licht, ihr Bild, laßt Euch nicht durch das materielle Streben dieſer Welt abhalten, in der Sache des Fortſchritts und der Aufklärung lau zu werden, ſondern ſteht ein für Eure Grundſätze, gerade wie Eure Gegner auch, die uns in ihrem Eifer für ihre Sache oft beſchämen.

Ich ſcheide mit dem Bewußtſein, theure Freunde, daß mein Mann ehrlich geſtrebt und nur das Beſte für die Menſchheit gewollt hat. Niemand kann ſagen, daß er von ſeinen Grundſätzen abgewichen iſt, er hat gethan, was in ſeinen Kräften ſtand. Und wenn ſein Wirken nicht ganz fruchtlos war, wenn der Saame, den er zu ſäen bemüht war, bisweilen auf fruchtbares Erdreich gefallen iſt, wenn das Streben der „Fackel“ auf dem Gebiete der Religion ſo Manchen die Augen geöffnet und Licht verbreitet hat, wenn den Klauen des Pfaffenthums ſo manche Seele entriſſen worden iſt, wenn dem wahren Menſchenthum ſo mancher Menſch erhalten wurde, ſo war dies freudige Bewußtſein ſein ſchönſter Lohn, den er empfunden hat.

Mein verſtorbener Mann hätte durch ſeine Talente eine ganz andere Laufbahn haben und eine höhere Stellung einnehmen können, allein er verſchmähte es, widmete ſich unermüdlich der Aufklärung des Volkes, er hätte ebenſo wohlhabend werden können, wie ſeine früheren Mitarbeiter auf dieſem Felde, die um ſchnöden Gewinnes willen dies undankbare Gebiet der Aufklärung des Volkes verließen, um bequem mit dem Strome und der Mehrheit fahrend, ſich eine unabhängige Exiſtenz und Wohlſtand verſchafften, aber er verzweifelte nie und wurde nicht muthlos auf der einmal betretenen Bahn, obwohl dies in pecuniärer Hinſicht nicht ſein Vortheil war.

Ich hatte die Abſicht, ſchon mit der vorigen Nummer

Digitized by Google

zu ſchließen, allein der Wunſch meines verſtorbenen Mannes, daß dieſelbe, namentlich da ſchon zum Theil dafür collectirt war, dieſes Jahr fortgeſetzt werden ſollte, bewogen mich, ſie auch noch weiter erſcheinen zu laſſen, allein in meinen ungünſtigen pecuniären Umſtänden ſehe ich mich veranlaßt, namtlich da ich noch viele rückſtändige Schulden zu tilgen hatte, um mir weitere unnöthige Koſten zu erſparen, die beiden noch zu erſcheinenden Nummern in eine zu vereinigen, um ſowohl dem Wunſche meines verſtorbenen Mannes zu entſprechen, als auch gegenüber den geehrten Abonnenten, die zum Theil bereits im Voraus bezahlt haben, gerecht zu werden, was hiermit geſchieht.

Da die „Fackel“ jetzt ein ſicheres Fundament hat, ſo wäre es zu wünſchen, wenn die Freunde des Fortſchritts und der Aufklärung ſich vereinigen würden, um ihr Fortbeſtehen zu ſichern, was entweder dadurch geſchehen kann, daß ſie bleibende Abonnenten zu ſein verſprechen, oder indem ſie einen Actienantheil daran nehmen, zur Freude ihrer Gegner ſollte ſie nicht erlöſchen.

Allen Freunden, Unterſtützern und Leſern der „Fackel“, welche von meinem verſtorbenen Manne ſeit 21 Jahren trotz aller Hinderniſſe erſchienen und fortbeſtanden hat, den Leſern auf den Prairien des Weſtens, im ſonnigen Süden, in den Alleghany- und Rocky-Mountain-Gebirgen, an den Geſtaden des Atlantiſchen wie des Stillen Meeres, an den Seen des Nordens wie in den Thälern des Miſſiſſippi u. Miſſouri, in den Schneegefilder Minneſota's, wie an den Golf von Mexiko dieſes lange, letzte und herzliche Lebewohl.

Sarah Ludvigh.

An die geehrte Turnvereine und Leſer der „Fackel“ im Oſten.

Ich kann nicht umhin, hiermit meinen innigſten und herzlichſten Dank ſowohl an die geehrten Abonnenten, während meiner öſtlichen Tour, als auch und namentlich an die Turn-Vereine im Oſten auszuſprechen, die mich nicht ſowohl unterſtützten, den Verlauf von meinen Büchern erleichterten, ſondern auch in jeder Hinſicht mir das Unangenehme auf meiner Reiſe, ſo weit es in ihren Kräften ſtand, zu erleichtern und angenehmer zu machen ſuchten, da eine ſolche Reiſe namentlich für eine Dame mit viel mehr Unannehmlichkeiten wie für einen Mann verknüpft iſt.

Indem ich dies vollſtändig anerkenne und zum herzlichſten Dank verpflichtet bin, wird die Erinnerung daran noch lange freudig in mir bleiben.

Sarah Ludvigh.

37 3

THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.

MAY 2 7 1992

Digitized by Google